POLITISCH-ANTHROPOLOGISCHE MONATSSCHRIFT

O. Reche

Politisch-Anthropologische REVUE

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker

Zweiter Jahrgang 1903/04

PROPTER
FRUCTUS GRATIOR

Thüringische Verlags-Anstalt Eisenach und Leipzig.

Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Inhalt

des zweiten Jahrganges.

Aufsätze.

Berichte.

Biologie.

Anthropologie.

Psychologie.

Rechtswissenschaft.

Kulturgeschichte.

Erziehung und Unterricht.

Soziale Hygiene.

Rassen-Hygiene.

Sozialpolitik.

Staats- und Parteipolitik.

Völker und Politik.

Bevölkerungsstatistik.

Geistiges Leben.

Bücherbesprechungen.

Erwiderungen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 1. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Begründet von Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Die Probleme der Descendenztheorie.

Eine Betrachtung zur gegenwärtigen Lage der Entwicklungslehre.

Professor Dr. F. von Wagner.

Nur wenige Jahre fehlen noch und es wird ein halbes Jahrhundert vollendet sein, seit Charles Darwins Hauptwerk über „Die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung" an die Oeffentlichkeit getreten ist (1859) und den Anstoß zu einer geistigen Revolution von so elementarer Gewalt gegeben hat, wie sie in der Wissenschaft nur äußerst selten vorzukommen pflegt. Es ist allgemein bekannt, mit welch überzeugender Kraft sich die neue Lehre Bahn brach und zur Grundlage und damit zum Gemeingut der biologischen Wissenschaften wurde, ja weit über die letzteren hinaus auf die verschiedensten Zweige menschlicher Erkenntnis befruchtenden Einfluß gewann. Nahezu fünfzig Jahre sind auch im Leben einer Wissenschaft ein großer Zeitraum, zumal wenn wir uns die fast fieberhafte Betriebsamkeit vor Augen halten, mit welcher nicht nur in stetig wachsender Intensität, sondern auch in immer breiterem Flusse die biologische Forschung in den letzten Dezennien gepflegt worden ist, und uns die Erfolge vergegenwärtigen, die auf diesen Wegen zu Tage gefördert worden sind. Man gibt da in der Tat nur der Wahrheit die Ehre, wenn man die seit Darwins Auftreten verflossene Zeit als eine Blüteperiode der Biologie bezeichnet.

So ist nicht nur der zeitliche Abstand, sondern auch die in emsigster Arbeit herbeigeschaffte Fülle neuer Tatsachen, sowie die auf diese basierte Erweiterung unserer Einsichten umfangreich genug geworden, um darüber ein Urteil zu gestatten, ob, und wenn, inwieweit sich die von Darwin begründete „Entwicklungslehre", wie man nach Häckels Vorgang das Ganze des Darwinschen Gedankenkreises zusammenfassend zu nennen pflegt, im Fortschritte der organischen Naturwissenschaften bewährt hat.

Der Gedanke einer auf Abstammung (Descendenz) beruhenden natürlichen Entstehung der Organismen — Tier- wie Pflanzenformen —

und dadurch zugleich stabilierten verschiedengradigen Verwandtschaft der Tier- und Pflanzenarten untereinander ist selbstverständlich kein Axiom, das schlechtweg mit Notwendigkeit hingenommen werden müßte, sondern lediglich eine aus den vorliegenden Tatsachen abgezogene Schlußfolge, also eine wissenschaftliche Theorie, die in jeder Phase des Fortschritts unserer empirischen Kenntnisse schon deshalb immer wieder erneuter Prüfung bedarf, um nicht zum Dogma zu erstarren. Es war ja niemals und konnte niemals die Ansicht eines Geistes wie Darwin sein, mit der nur zögernd und unter vorsichtiger Zurückhaltung aufgestellten Entwicklungstheorie der Organismen etwas Fertiges oder gar ein Letztes gegeben zu haben; im Gegenteil, Darwins Lehren wiesen auf so komplizierte Zusammenhänge hin, daß sich die biologische Forschung mit einem Schlage vor eine neue Welt mit einer Fülle neuer Probleme gestellt sah, deren Inangriffnahme vorerst gar nicht absehen lassen konnte, zu welchen Resultaten sie führen werde. Wie hätte da ein ernsthafter Forscher meinen können, mit Darwins Entwicklungslehre sei das Rätsel des Lebens, soweit die Erscheinung der Formenmannigfaltigkeit im Tier- und Pflanzenreich in Frage steht, endgültig gelöst! Hätten indes die beiden grundlegenden Ideen Darwins — das Descendenzprinzip und das Prinzip der natürlichen Züchtung oder Selektion (Zuchtwahl) — nichts weiter geleistet als die großartige Entfaltung der biologischen Wissenschaften im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts, man müßte Darwin neben die größten Naturforscher aller Zeiten stellen, auch wenn jene Ideen von der unablässig vorwärts dringenden Wissenschaft längst ganz oder doch zum Teil als irrig verlassen und durch bessere Einsicht überholt wären. Das sollten sich diejenigen vor Augen halten, die unentwegt bald von oben herab im Tone vornehmen Mitleids, bald im Polterstile wenig geschmackvoller Kraftausdrücke über Darwins Lebenswerk, speziell seine eigenste Schöpfung, die Zuchtwahllehre oder Selektionshypothese aburteilen. Es ist seltsam, daß es gerade das jüngste Kind der Biologie, die Entwicklungsmechanik oder Entwicklungsphysiologie ist, aus deren Lager fast am lautesten die Abweisung Darwinscher Ideen ertönt, seltsam deshalb, weil unschwer gezeigt werden könnte, daß die Entwicklungsmechanik selbst, wenn auch mittelbar, aus eben jenen Ideen heraus geboren worden ist. Und daß entwicklungsphysiologisches Denken und Forschen mit der Anerkennung darwinistischer Prinzipien keineswegs unvereinbar ist, bezeugt unter vielen niemand eindrucksvoller als W. Roux, der Begründer der Entwicklungsmechanik selbst.

Sieht man von den jahraus jahrein wiederkehrenden, von den verschiedenartigsten Standpunkten — nur nicht den sachgemäßen — beliebten Veröffentlichungen Unberufener, wie billig, ab, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß in den letzten Jahren auch in Fachkreisen die Kritik der Darwinschen Entwicklungsprinzipien neben den stetig anschwellenden Einzeluntersuchungen sich lebhafter regt und mehr und mehr wieder in den Vordergrund tritt, eine Erscheinung, die an sich nicht zu befremden vermag, da sie im Grunde aus dem durch die seither mächtig erweiterte Tatsachenkenntnis bedingten besseren Wissen und Verstehen ganz naturgemäß folgt. Man denke nur an den heutigen Stand der Zellen- und Befruchtungslehre, an die

außerordentlichen Fortschritte in vergleichender Anatomie und Entwicklungsgeschichte, an die Protoplasmaforschung, Vererbungslehre, Entwicklungsmechanik u. s. w. und vergegenwärtige sich hierzu insbesondere all die Versuche, die Entwicklungstheorie Darwins auszubauen, speziell das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl (Selektion) zu vertiefen, zu verbessern, zu ergänzen, oder auch überflüssig zu machen, beziehungsweise zu widerlegen — vereinzelte Gegner des spezifischen Darwinismus, der Selektionshypothese, hat es ja von jeher gegeben. Kein Wunder, wenn im Widerstreit so zahlreicher und dabei so verschiedenartiger Bestrebungen paradox erscheinende Gegensätze zu Tage treten, wie die beiden zu Schlagworten gewordenen Thesen, hier (Eimer) Ohnmacht der Naturzüchtung, dort (Weismann) Allmacht der Naturzüchtung. Mit einem leisen Anflug von Humor hat schon vor einigen Jahren K. Groos[1]) diesem eigenartigen Zustande einen treffenden Ausdruck gegeben: „Ich weiß nicht, ob schon jemand auf folgenden Gedanken gekommen ist, der für mich etwas sehr Verblüffendes hatte. Es ließe sich vorstellen, daß ein Mann aufträte und sagte: Drei der bedeutendsten lebenden Bearbeiter der Descendenztheorie sind Wallace, Weismann und Galton. Nun, ich schließe mich Wallace darin an, daß ich die sexuelle Auslese verwerfe, ich halte mit Weismann die Vererbung erworbener Eigenschaften für unmöglich und ich bestreite es mit Galton, daß die natürliche Auslese genügt, um eine bestehende Art in eine neue Art zu verwandeln. — Was bliebe dann von der darwinistischen Erklärung der organischen Entwicklung übrig?" —

Daß unter den Stimmen der fachmännischen Kritik diejenigen vorwiegen und zudem am lautesten hervortreten, die sich gegen Darwins Entwicklungslehre, sei es in ihrem ganzen Umfange, sei es nur gegen den eigentlichen „Darwinismus", die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl, wenden, ist kein psychologisches Rätsel. Für den Kenner der Sachlage, der zugleich in Darwins Lebenswerk eine der größten Errungenschaften der modernen Naturwissenschaften erblickt, bedeutet jene Tatsache keine verhängnisvolle Wendung, mag sie auch in weiteren Kreisen den Anschein einer „Krisis" erwecken oder in vornehmerer Ausdrucksweise zu der Erklärung benutzt werden, man stehe jetzt den Ideen Darwins kritischer und infolgedessen auch skeptischer gegenüber. Richtig daran ist wohl nur dies, daß das Interesse am Darwinismusstreit nachgelassen hat, insofern heutzutage nicht mehr auf jeden Angriff, der gegen Darwins Entwicklungslehre gerichtet wird, rasch und ausführlich erwidert wird, wie in den Tagen des Kampfes um die Mündigkeit der neuen Lehre. Soweit solcher Widerspruch dem allgemeinen Entwicklungsgedanken überhaupt gilt, zeigt selbst die oberflächlichste Betrachtung der umfassenden biologischen Arbeit der Gegenwart, wie wenig überzeugende Kraft ihm innewohnt. In Betreff der Zuchtwahllehre, also des eigentlichen Darwinismus, bringen es schon die oben gekennzeichneten Verhältnisse mit sich, daß da mancherlei Gegensätze aufeinanderplatzen, und doch sind alle Forscher, die hier in Frage kommen, darin einig, daß eine natürliche, auf Abstammung basierte Entwicklung die fast unendliche

[1]) K. Groos, Die Spiele der Tiere. Jena, 1896.

Mannigfaltigkeit unserer heutigen Tier- und Pflanzenformen hervorgebracht hat. Das einstige Interesse am Darwinismusstreit hat tatsächlich einer gewissen Indifferenz Platz gemacht, darüber kann kein Zweifel bestehen, spricht aber, psychologisch richtig erfaßt, wohl weit mehr für als gegen Darwin. Wie jemand, der um den Besitz eines wertvollen Objektes kämpft, auf jede seine Sache betreffende Aeußerung achtet und, je nachdem dieselbe für oder gegen ihn spricht, sofort und lebhaft reagiert, nachdem er aber das Objekt rechtsgültig erstritten hat, das Interesse am Gegenstande verliert, so liegt es auch in unserem Falle. Solange es sich darum handelte, die Anerkennung der Entwicklungstheorie in der Wissenschaft durchzusetzen, da griff jeder, der dazu etwas beitragen zu können glaubte, zur Feder; als aber der Sieg errungen war und die Biologie sich auf dem gewonnenen Terrain häuslich eingerichtet hatte, verlor es ganz naturgemäß an Bedeutung und damit auch an Interesse, vereinzelten Intransigenten entgegenzutreten, zumal jeder neue Tag lehrte, daß die eroberten Schächte wertvoll und ergiebig sind und die neuen Wege sich gangbar erweisen. Das heutige mehr indifferente Verhalten der Biologen dem Darwinschen Gedankenkreise gegenüber entspringt vielmehr dem Subjekt, der Psyche des Forschers, als dem Objekt, den Tatsachen des Naturlebens.

Uebrigens haben sich auch in neuester Zeit wiederholt angesehene Forscher öffentlich zu Darwin bekannt und zwar speziell zu der Selektionshypothese, also dem spezifischen Darwinismus, so 1898 J. W. Spengel in seiner Rektoratsrede[1]), bald darauf 1901 O. Bütschli in einer auf dem Internationalen Zoologenkongreß in Berlin gehaltenen Rede[2]) über „Mechanismus und Vitalismus", endlich ein Jahr später E. H. Ziegler auf der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte[3]). Um wenigstens eine Stimme hier zu Worte kommen zu lassen, sei berichtet, daß Bütschli seiner wohlerwogenen Ueberzeugung in Sachen Darwins dahin Ausdruck gegeben hat, daß er, „trotz der in den letzten Jahren erhobenen, angeblich vernichtenden Einwände gegen Darwins Lehre — — — diese Lehre für eine sehr mögliche und unter den sonstigen Erklärungsversuchen für den wahrscheinlichsten halte".

Aus dem bisher Gesagten läßt sich schon ersehen, daß, soweit zunächst das mehr äußere Bild in Betracht kommt, unter welchem sich die gegenwärtige Lage der Darwinschen Entwicklungstheorie präsentiert, diese nicht so sehr das Resultat sachlichen Fortschritts als vielmehr der Ausfluß einer Stimmung ist, für welche, wie wir sehen, die psychologischen Unterlagen naheliegend genug sind.

Wenden wir uns nun von der mehr allgemeinen Erörterung der Entwicklungslehre Darwins den spezielleren Problemen derselben zu, so erscheint es schon aus Gründen der Zweckmäßigkeit geboten, diese

---

[1]) J. W. Spengel, Zweckmäßigkeit und Anpassung. Jena, 1898.

[2]) O. Bütschli, Mechanismus und Vitalismus. Leipzig, 1901.

[3]) E. H. Ziegler, Ueber den derzeitigen Stand der Descendenzlehre in der Zoologie. Jena, 1902.

Probleme gesondert zu behandeln. Selbstredend können im Rahmen dieser Zeitschrift nur die wesentlichsten der hierher gehörigen Fragen berührt werden und ich muß mich deshalb darauf beschränken, mehr zu skizzieren als auszuführen.

Die Entwicklungstheorie Darwins umfaßt bekanntlich zwei Lehren, die Abstammungs- oder Descendenztheorie und die Zuchtwahl- oder Selektionstheorie; letztere pflegt gemeint zu sein, wenn schlechtweg von Darwinismus geredet wird, da das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl Darwins originale Konzeption war, während die Vorstellung einer auf Abstammung sich gründenden natürlichen Entstehung der organischen Formenwelt schon vor Darwin in hervorragenden Geistern rege war, ja schon ein halbes Jahrhundert vor dem Erscheinen von Darwins eingangs genanntem Hauptwerk durch J. B. Lamarck eine fachmännische und systematische Bearbeitung gefunden hatte (1809), freilich ohne Erfolg zu haben. Daß Darwin glücklicher war und so erst er der Begründer der Descendenztheorie in den biologischen Wissenschaften geworden ist, verdankte er neben dem umfassenden Beweismaterial, das er beibrachte, und der weisen Bedachtsamkeit, mit der er vorging, in allererster Linie der Zuchtwahllehre, die nicht nur einen verblüffend einfachen Zusammenhang zwischen bisher unverstandenen Tatsachenreihen stabilierte, sondern auch das größte Rätsel des Organismus, dessen Zweckmäßigkeit, verständlich machte. So machte die Selektionshypothese die Descendenz evident. Sehr bald freilich emanzipierte sich die Abstammungslehre und wurde selbständig durch die stetig sich mehrende Tatsachenfülle, die nur unter der Voraussetzung jener universalen Entwicklung eine harmonische und natürliche Erklärung zu finden vermochte. Dadurch wurden jene Tatsachenreihen selbst zu Zeugnissen für die Descendenz und diese wieder unabhängig von den Anschauungen, die über die formbildenden Faktoren für, neben oder gegen die Zuchtwahllehre aufgestellt werden mochten. Daraus ergibt sich, daß das Selektionsprinzip wohl die Gültigkeit der Descendenztheorie zur Voraussetzung hat, nicht aber umgekehrt, vielmehr die Abstammungslehre von den Schicksalen der Zuchtwahlhypothese in keiner Weise beeinflußt wird.

Aus dem eben dargelegten Zusammenhange wird es ohne weiteres verständlich, daß der Descendenzgedanke im Sinne eines allgemeinen Entwicklungsprinzips der Organismenwelt als der beherrschende Mittelpunkt für die Erklärung der tierischen wie pflanzlichen Formenmannigfaltigkeit erscheint und tatsächlich die Grundlage für die gesamte Morphologie abgibt. Und dies mit Fug und Recht. Mögen auch phantasievolle Naturen im Konstruieren von Stammbäumen oft über das Ziel hinausschießen oder allzu leichthin Verwandtschaftsbeziehungen aushecken, die besonnener Kritik nicht stand zu halten vermögen und dadurch das Prinzip schädigen, indem sie es diskreditieren, das Prinzip selbst hat sich vieltausendfältig bewährt und unserer Einsicht dadurch einen stammesgeschichtlichen Zusammenhang der zahllosen Tier- und Pflanzenformen erschlossen, der in der Folge noch ganz außerordentlich erweitert und zugleich vertieft werden konnte. Selbst der flüchtigste Blick auf die Leistungen der modernen Morphologie zeigt allerwegen die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Entwicklungsgedankens.

Unter diesen Umständen erscheint es ganz natürlich, daß das Descendenzprinzip allgemein angenommen ist. Um so befremdlicher mußte es da in weiteren Kreisen auffallen, als vor wenigen Jahren und 1901 in einem besonderen Buche[1]) der Erlanger Zoologe A. Fleischmann, selbst bis dahin Anhänger der Abstammungslehre, wider diese auftrat und sie als ein „haltloses Phantasiegebäude" bezeichnete. Es ist nützlich, dem Verfahren näherzutreten, das den genannten Autor zu seinem Verdammungsurteil geführt hat. Nicht neue, etwa entscheidende Tatsachen, nicht ein neuer Gedanke zu besserem Verständnis sind es, sondern ein methodisches Prinzip, das wenige Sätze klar machen: „Der Naturforscher kann exakt bloß über diejenigen Organismen und Erscheinungen reden, welche er wirklich beobachtet." Ueber Dinge und Vorgänge, die man nicht „sehen und beobachten" kann, nachzudenken, ist ein „Privatvergnügen", das dem Naturforscher „untersagt" ist. „Sobald der Naturforscher von längst verflossenen Geschehnissen, wie der Entstehung der Tierarten spricht, denen weder er noch ein anderer Augenzeuge beigewohnt hat, verläßt er eigentlich sein Fachgebiet." Man sieht, daß hier unter dem Deckmantel sogenannter Exaktkeit durch Berufung auf die unmittelbare Sinnenfälligkeit als ausschließlicher Erkenntnisquelle — als ob die Sinne niemals trügen würden! — der krasseste Skepticismus proklamiert wird, dessen Konsequenzen nicht bloß für unseren Fall jeder Einsichtige selbst ziehen kann. Schon Kant hat dem Skepticismus kräftig ins Antlitz geleuchtet und diese neueste Ausgabe desselben bestätigt wieder das Urteil des großen Königsbergers, daß der Skepticismus gar „keine ernstliche Meinung" sein kann. Gerade wie auf Fleischmanns Standpunkt gemünzt, spricht Kant[2]) vom Skepticismus als „einem Grundsatze einer kunstmäßigen und scientifischen Unwissenheit, welcher die Grundlagen aller Erkenntnis untergräbt, um, wo möglich, überall keine Zuverlässigkeit und Sicherheit derselben übrig zu lassen". Für den Descendenztheoretiker aber kann es natürlich nur erfreulich sein, zu sehen, daß man auf die Wissenschaft überhaupt verzichten muß, um den Entwicklungsgedanken als „Märchen" zu stigmatisieren. Und so erscheint es auch nicht wunderbar, daß die Fachwissenschaft Fleischmanns Beginnen unbeachtet ließ.

Von anderer Art erweist sich die Stellungnahme des bekannten Entwicklungsphysiologen H. Driesch der Descendenztheorie gegenüber. Dieser Forscher ist kein Gegner der Abstammungslehre, er hält sie sogar für „eine Hypothese von hoher Wahrscheinlichkeit", hat aber von dem Erkenntniswert des Descendenzgedankens eine außerordentlich geringe Meinung. Ihm sind historische Aussagen keine Mittel, um Einsicht zu gewinnen, die Ermittlungen der Morphologie auf Grund der Vergleichung wenig mehr als ordnende Katalogarbeiten. Man müßte sehr weit ausholen, um solchen Ansichten wirksam entgegentreten zu können. Hier mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß im Sinne Kants „alle Einteilung und Untereinteilung der Gattungen, Arten und Varietäten als logische Arbeit gekennzeichnet" erscheint.

---

[1]) A. Fleischmann, Die Descendenztheorie. Leipzig, 1901.

[2]) Kritik der reinen Vernunft, 2. Auflage, pag. 451.

„Die Naturformen sind vor allem logische Formen." Mit feinem Verständnis für Darwins Naturauffassung hat sich jüngst H. Cohen, dem wir auch die eben angeführten Sätze entnahmen[1]), über unseren Gegenstand vernehmen lassen: „In solchem Kantianismus — fährt Cohen an der angezogenen Stelle fort — hat Darwin das gesamte Problem der Klassifikation der Arten verstanden. Wenn er an die Stelle der künstlichen Systematik die natürliche setzt, so bedeutet ihm dies nicht etwa, daß die Frage als Problem der Logik aufzuheben und lediglich als eine Frage der tatsächlichen Forschung zu behandeln sei; sondern er faßt das Problem in seiner ganzen Tiefe als ein logisches auf, wenngleich er nicht immer den technischen Ausdruck findet, noch auch immer sucht. Man muß nur auch die Schwierigkeit, in der er, als Forscher, sich befindet, berücksichtigen. Er darf sich die Alternative nicht stellen: Logik oder Forschung. Und es wäre dies ja auch eine falsche Alternative. Der Gegensatz ist in dieser Fassung ja auch nicht der eigentliche und wahrhaftige. Die logischen Formen stehen nicht im Gegensatz zu den Naturformen, welche die Forschung ermittelt; sondern vielmehr zu denen, welche die Schöpfung durch besondere schöpferische Akte in der Natur stabiliert habe. Nicht zur Forschung bildet die Logik den Gegensatz, sondern zu jener falschen Theologie mit ihren absoluten, präexistenten Zwecken. Ihr gegenüber wird die Klassifikation zur Genealogie; die künstliche zur natürlichen Einteilung." Und weiter: „Aber in der Genealogie kommt die Logik der Klassifikation erst zu ihrem Sinn, ihrer Kraft und ihrem Rechte. Die künstliche Klassifikation ist die einer Logik, die auf halbem Wege stehen bleibt. Die Fortführung des Weges, die Ausfüllung der Lücken, in denen der Weg abgebrochen zu sein scheint, das ist die Aufgabe der echten Logik; und dazu sollen die logischen Formen verhelfen: den lebendigen Zusammenhang der Naturformen finden zu lehren. Daher ist es ein so charakteristischer Einwand der Gegner, daß Darwin nicht überall die Mittelglieder aufgezeigt habe; sie verraten darin ihr methodisches Mißverständnis. Als ob die Mittelglieder nicht eben selbst die logischen Pfadfinder wären, hält man sie für Findelkinder, die die Natur selbst ausgesetzt habe. So zerreißt man den natürlichen Zusammenhang in der Natur der Lebewesen, weil man den der logischen Formen zerreißt."

Was nun den eigentlichen Darwinismus, die Selektionshypothese, angeht, so liegen hier die Dinge naturgemäß anders, da, wie wir schon wissen, über diesen Teil der Darwinschen Entwicklungstheorie bei den verschiedenen Forschern die heterogensten Auffassungen vorliegen. Die Wertschätzung des Prinzips der natürlichen Zuchtwahl als form-, das ist artenbildenden Faktors in der Organismenwelt ist von mannigfachen Umständen abhängig und dadurch wird die Tragweite, die man diesem Prinzip zuerkennen mag, bald sehr eingeengt — etwa als mitwirkend oder fördernd, aber nicht als entscheidend betrachtet — bald wieder wesentlich erweitert, indem man fast ausschließlich Naturzüchtung als den schaffenden Hebel für die Erscheinung des Formenreichtums von Tieren wie Pflanzen in Anspruch nimmt. Darwin selbst neigte ursprünglich zu der letzteren Meinung: „Endlich bin ich überzeugt — sagt er in der Einleitung zur ersten Ausgabe seines

[1]) H. Cohen, Logik der reinen Erkenntnis. Berlin, 1902; pag. 316.

Hauptwerkes — daß natürliche Züchtung das hauptsächlichste, wenn auch nicht einzige Mittel zur Abänderung der Lebensformen gewesen ist."

Es würde viel zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle auch nur die wichtigsten Theorien und Hypothesen vorführen und analysieren, die seit Darwin, sei es im Anschluß an ihn oder in Gegnerschaft zu ihm oder endlich unabhängig von ihm aufgestellt worden sind, um die bewirkenden Ursachen für die Formbildung in der Organismenwelt aufzuzeigen. Nur ein paar Punkte seien erwähnt. Dem Prinzip der natürlichen Zuchtwahl als einem durch äußere Verhältnisse auf die organische Formgestaltung wirkenden Faktor hat man die im Inneren des Organismus tätigen Kräfte zur Seite oder gegenübergestellt, bald diesen, bald jenen den größeren Anteil am Erfolge zuschiebend. Gerade mit der Betonung der im Organismus gelegenen Potenzen gegenüber dem rein äußeren Faktor der Selektion war ein fruchtbarer Fortschritt gemacht, fruchtbar aber natürlich nur, insoweit es sich dabei um faßbare und kontrollierbare, nicht um mystische Faktoren handelte. So schuf W. Roux[1]) das Prinzip der „funktionellen Anpassung", übertrug das Selektionsmotiv aus dem großen Naturwalten in den Mikrokosmos jedes einzelnen Organismus und stabilierte so aus dem „Kampf der Teile im Organismus" eine „Teilauslese im Organismus", eine Lehre, die Häckel alsbald „für eine der wesentlichsten Ergänzungen der Selektionstheorie" erklärte. Damit war neben die durch Naturzüchtung geführte Individuenauslese (Personalselektion) eine Art Zellenauslese (Cellularselektion) in jedem Einzelwesen statuiert; machte jene die Zweckmäßigkeit in der Gestaltung der organischen Formen für das äußere Leben verständlich, bahnte diese eine Erklärung für die Teleologie der inneren Organisation und ihrer Funktionsweise im einzelnen Individuum an. Die vieljährigen Studien A. Weismanns führten diesen Forscher zu der bekannten Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas und im Zusammenhange damit zu einer Theorie der Vererbung, durch welche die Gültigkeit des überkommenen Lamarckschen Faktors, der Vererbung erworbener Eigenschaften, lebhaft erschüttert wurde, so daß heute, wenigstens unter den Zoologen, nur die Erblichkeit von Keimcharakteren als allgemein anerkannt betrachtet werden kann. Jedenfalls ist in der Tierwelt kein einziger sicherer Fall einer Vererbung von im individuellen Leben erworbenen Abänderungen bekannt, gewiß ein verhängnisvolles Manko für ein Prinzip, das nach Lamarck so gut wie allein für sich die unendliche Formenmannigfaltigkeit der Tiere und Pflanzen hervorgerufen haben sollte. Zweifellos war durch die Beschränkung der Erblichkeit ausschließlich auf die im Keime gelegenen Anlagen der sichtenden Wirksamkeit der Naturzüchtung eine enge Schranke auferlegt, so eng, daß sie manchem Forscher eine erhebliche Anteilnahme an der Formgestaltung der Organismen überhaupt auszuschließen schien. Ja Häckel meinte sogar, daß der Verzicht auf die Vererbbarkeit erworbener Merkmale mit dem Verzicht auf eine natürliche Erklärung der organischen Formenwelt identisch wäre. Aus diesem Gefühle heraus erklärt sich wohl das vielfach vorhandene

---

[1]) W. Roux, Gesammelte Abhandlungen über Entwicklungsmechanik der Organismen. I. Band, Leipzig, 1895.

zähe Festhalten am Lamarckschen Entwicklungsprinzip, die häufig zu beobachtende Durchsetzung des Darwinismus mit dem Lamarckismus. Diese Verquickung findet besonders unter den Paläontologen ihre Vertreter; aber auch bei den Botanikern hat sie vielfach Anklang gefunden[1]) und dabei wird sogar das Selektionsprinzip gegenüber dem lamarckistischen Faktor der direkten Bewirkung oft sehr oder ganz in den Hintergrund gedrängt. Es scheint, als ob dieser differenten Stellungnahme der Botaniker einerseits und der Zoologen andererseits weniger theoretische Neigungen als tatsächliche Verschiedenheiten im Verhalten der Objekte — hier der Pflanzen, dort der Tiere — zu Grunde lägen.

Merkwürdigerweise war es gerade Weismann, der, obgleich er durch die Ablehnung der Vererbung erworbener Eigenschaften dem formgestaltenden Wirken der natürlichen Zuchtwahl fast den Boden entzogen haben sollte, gerade die Wirksamkeit des Selektionsprinzips am höchsten einschätzte und so der konsequenteste Fortbildner des Darwinismus geworden ist. Außer Darwin hat wohl kein Forscher so beharrlich, so nachdrucksvoll und so überzeugend wie Weismann auf die großen Tatsachenreihen in den vielgestaltigen und fein abgestuften Wechselbeziehungen zwischen Bauart und Lebensweise der Tiere hingewiesen, um die Bedeutung und Tragweite des Züchtungsprinzips aufzuzeigen und an zahlreichen Beispielen zu illustrieren. So erst kürzlich in seinem großen Werke über die Descendenztheorie, in dessen erstem Bande eine zusammenfassende Darstellung des hierher gehörigen Materials gegeben ist[2]). Man mag über die theoretischen Arbeiten Weismanns denken, wie man will, die von diesem Forscher in Fülle beigebrachten Belege für die schaffende Kraft der Naturzüchtung können auf die Dauer nicht unbeachtet bleiben, denn sie sprechen eine zu deutliche Sprache für die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl.

Das Gesagte, so lückenhaft und unvollkommen es auch sein mußte, genügt indes, um zu zeigen, in welch lebendigem Flusse zur Zeit die von Darwin angeregten Probleme sich befinden, zugleich aber auch, daß wir weit davon entfernt sind, an einem, wenn auch nur vorläufigen Abschluß in irgend einer Richtung angekommen zu sein. Schon deshalb kann von einer entscheidenden Wendung in der Wertung des spezifischen Darwinismus nicht gesprochen werden. Davon aber, daß Darwins Selektionshypothese sich überlebt habe oder gar widerlegt sei, kann gar keine Rede sein und daran dürfte — beiläufig bemerkt — die Heranziehung der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die man neuestens zur Bekämpfung des Darwinismus ins Feld gestellt hat, kaum etwas ändern. Und wenn man Darwins Zuchtwahllehre dadurch diskreditieren zu können glaubte, daß man spöttisch sagte, diese Lehre „erkläre" das Vorhandensein der Aeste eines Baumes damit, daß dieselben vom Gärtner nicht abgeschnitten worden sind, so ist dies gar nicht so wenig, als es oberflächlicher Betrachtung scheinen mag, wenn man den Gärtner kennt und die Motive weiß, die ihn veranlassen, diesen Ast abzusägen, jenen aber zu belassen. Wer mehr darüber zu sagen weiß, melde es doch!

[1]) Vergleiche R. von Wettstein, Der Neo-Lamarckismus. Jena, 1902.
[2]) A. Weismann, Vorträge über Descendenztheorie. 2 Bände. Jena, 1902.

Damit, daß der Darwinismus nicht widerlegt worden ist, ist die allgemeine Richtigkeit desselben selbstredend keineswegs außer Zweifel gestellt, ja man muß heute sagen, daß die Frage nach der Wirkungsgröße des Zuchtwahlprinzips noch lange nicht spruchreif werden wird. Einmal sind die Zusammenhänge der Auslese im Daseinskampf zu verwickelter Natur, als daß sie rein in ihre Komponenten aufgelöst werden könnten, dann aber ist auch die gegenwärtig vorherrschende Arbeitsrichtung, wenigstens in der Zoologie, spezifisch darwinistischen Untersuchungen abhold, weil vornehmlich dem Ausbau des natürlichen Verwandtschaftssystems dienend. Erst wenn das lebende Tier in seinen natürlichen Wechselbeziehungen zu seiner Umgebung in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses gerückt sein wird, kann hier erfolgreich Wandel geschaffen werden. Dazu bedarf es mancherlei und kostspieliger Vorbedingungen, für welche die Zeit erst kommen muß. Soviel aber können wir sagen, daß für eine große Reihe von Tatsachen heute wenigstens nur die natürliche Zuchtwahl eine plausible Erklärung zu geben vermag, ein Prinzip zudem, das nicht einer luftigen Spekulation entspringt, sondern auf Tatsachen ruhend, einen wirklichen Zusammenhang ausdrückt.

Und deshalb wird dieser reale Faktor, wie tief auch immer die fortschreitende Wissenschaft in die treibenden Kräfte der organischen Formbildung einzudringen vermag, niemals ignoriert werden können, sondern in die Rechnung eingestellt werden müssen. Dazu kommt noch das große Gewicht, das der Selektionstheorie für das Verständnis der in den Organismen waltenden Zweckmäßigkeit innewohnt, indem sie diese letztere als ein notwendiges Ergebnis, nicht als eine Voraussetzung des Lebendigen erweist und damit die teleologische Betrachtungsweise als eine Methode zwar, aber nur als eine vorläufige gelten läßt; deshalb muß auch, wer den Zweck ins Ding verlegt, den Zweck verdinglicht, irre gehen. Hier liegt auch der Berührungspunkt mit der alten, immer wieder auftauchenden Streitfrage, ob Vitalismus, ob Mechanismus, eine Streitfrage, die, so gestellt, gar nicht zu entscheiden ist, weil der Vitalismus von der Unvollkommenheit unserer mechanischen Erklärungsfähigkeit sein Dasein fristet und wohl immer fristen wird, denn könnten wir jemals alle Lebenserscheinungen restlos mechanisch begreifen — und dann wäre ja erst der Vitalismus endgültig beseitigt —, wären wir auch am Ende unserer Wissenschaft und — wohl auch unser selbst als Menschenspezies.

Doch wozu in eine so ferne, unbekannte Zukunft schauen, wenn uns die Gegenwart tausendfältige Probleme aufgibt, deren Inangriffnahme nicht nur möglich ist, sondern auch Erfolg verspricht. Mögen andere darüber debattieren, was „echte“ Wissenschaft und „wahre“ Erkenntnis sei, die Natur ist nur eine und so universell, daß sie jedem, der mit gesundem Menschenverstande an sie wo immer herantritt, ein Quell und Born der Erkenntnis sein kann, dem titanenhaften Himmelstürmer freilich meist weniger als dem bedächtig Vorwärtsschreitenden, denn „man muß, wie Goethe einmal sagte, mit der Natur langsam und läßlich verfahren“.

Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie.

Dr. Ludwig Woltmann.

I.

Das Programm des diesjährigen historisch-wissenschaftlichen Kongresses in Rom kennzeichnet in ausgeprägter Weise den gegenwärtigen einseitigen Standpunkt der Geschichtsforschung. Nach dem Verzeichnis der Vorträge zu urteilen, wird dort nur über die Geschichte von Ideen (Sprache, Religion, Recht und Kunst) verhandelt, und man durcheilt die intellektuelle Entwicklung des Altertums, des Mittelalters und der Gegenwart, ohne daran zu denken, auch die Geschichte der Menschen in Betracht zu ziehen, welche jene Wissenschaften, Rechtsordnungen und Künste hervorgebracht haben. Aber die Geschichte schwebt nicht in der Luft. Sie ist naturgesetzlich an lebendige Menschen, an Massen und Individuen von Fleisch und Blut gebunden. Deshalb ist die Naturgeschichte dieser Menschen als der eigentliche Mittelpunkt des historischen Werdens anzusehen, von dem aus die Ursachen und Gesetze derselben zu erforschen sind.

Soweit die überlieferte Geschichtswissenschaft nicht nur Tatsachen ursächlich aneinanderreiht, sondern auch eine Theorie der Geschichte einschließt, ist sie wesentlich idealistisch, d. h. nach ihrer Ansicht sind es geistige und sittliche Kräfte, Ideen und Persönlichkeiten, welche die Geschichte und ihren Richtungslauf bestimmen. Diese idealistische Geschichtsauffassung hat bekanntlich in der Hegelschen Philosophie ihren Höhepunkt erreicht, indem die Geschichte als eine Auswicklung der „reinen Idee“ hingestellt wurde. Nun sind wir die letzten, die Macht der Ideen in der Geschichte zu leugnen und die Wirksamkeit großer Personen in Zweifel zu ziehen. Indes sind die Ideen an die Gehirne von Menschen gebunden, und die genialen Personen gehen aus Massen und Rassen hervor. Gehirne und Rassen sind aber Gegenstände der naturwissenschaftlichen Forschung, die uns den Ursprung der Ideen und Genies biologisch verständlich macht.

Gegenüber der idealistischen Geschichtstheorie macht sich seit Vico, Montesquieu, Herder eine materialistische Auffassung bemerkbar, die namentlich in Buckles Geschichte der Civilisation in England einen markanten Ausdruck gefunden hat. Sie schreibt wesentlich den geographischen Ursachen, dem Klima und der Bodenbeschaffenheit, die alleinige Rolle in der geschichtlichen Entfaltung des Menschen zu.

Eng verwandt mit der geographischen Geschichtstheorie ist die ökonomische Auffassung von Karl Marx, die dahin lautet, daß die äußeren wirtschaftlichen Verhältnisse den Werdegang der sozialen, politischen und geistigen Geschichte beherrschen, daß die Wandlungen in der Ernährungsweise, in den Werkzeugen und Austauschverhältnissen entsprechende Veränderungen in der sozialen Struktur der Völker hervorrufen und die geistigen Taten und Ideen der Menschen in paralleler Weise umgestalten. Fragt man aber nach den letzten Triebkräften der ökonomischen Veränderungen, so muß auch diese Theorie auf die menschlichen Bedürfnisse zurückgreifen. Freilich faßt sie diese

Bedürfnisse in echt materialistischer Weise als physische auf, als Essen, Kleiden und Wohnen, und schreibt sie den geistigen Bedürfnissen nur eine sekundäre Rolle zu. Die „Bedürfnisse" sind aber ökonomisch nicht zu enträtseln. Es sind vielmehr eigenartige selbständige physiologische Vorgänge, die unabhängig von der speziellen Beschaffenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse wirksam sind.

Die idealistische und materialistische Geschichtsauffassung müssen beide in gleicher Weise auf den Menschen selbst als auf einen eigenartigen selbständigen Faktor der Geschichte zurückgreifen, sie müssen physiologische und biologische Ursachen zu Hülfe nehmen; kurz: sie müssen beide in eine anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie ausmünden.

Wir halten aber die Anthropologie nicht bloß für eine Hülfswissenschaft der Geschichte. Sie ist vielmehr der eigentliche Mittelpunkt der Geschichtskunde. Die physiologische Geschichte der Menschen, die Veränderung in der Zahl und Qualität der Menschen, liegt allen ideellen und materiellen Werken derselben zu Grunde. Hier handelt es sich um rein biologische Vorgänge, die den Menschen als organisches Wesen betreffen. Die Veränderungen (Variationen), die Anpassungen, die Selektionen und Vererbungen, denen die Organismen der Menschen von einer Geschlechterfolge zur anderen unterworfen sind und welche die organische Kontinuität oder Diskontinuität in der geschichtlichen Entwicklung bedingen, sind ein biologisches Problem und, sofern beim Menschen ihm allein eigentümliche und ihn von anderen organischen Lebewesen unterscheidende Eigenschaften hinzukommen, nur anthropologisch zu erfassen.

Karl Marx hat den Satz ausgesprochen, die Geschichte sei eine fortgesetzte Umwandlung der menschlichen Natur. Wie so mancher Satz dieses dialektischen, in Widersprüchen denkenden Gelehrten, so ist auch dieser richtig und nicht richtig. Dieser Satz ist nicht richtig, insofern bei allen geschichtlichen Wandlungen die „menschliche Natur" als solche sich nicht ändert. Einmal bleibt sich dieselbe gleich in den allgemeinen Eigenschaften, die den Menschen als tierisches Wesen kennzeichnen. Physiologisch ist der Mensch demselben Gesetz der übermäßigen Vermehrung unterworfen, wie die Tiere, und der Marxsche Gedanke ist darum grundfalsch, daß jede Gesellschaftsepoche ihr eigenes Fortpflanzungsgesetz habe. Allenfalls könnte man vielleicht sagen, daß die verschiedenen Rassen eine verschieden große Fruchtbarkeit besitzen; höchstwahrscheinlich ist jedoch die physiologische Fruchtbarkeit aller Rassen dieselbe. Aber abgesehen davon ist nicht nur die Vermehrungsfähigkeit in allen Epochen der Gesellschaft die gleiche, sondern der Mensch ist — wie das Tier — derselben Tendenz einer übermäßigen Fortpflanzung und einem daraus entspringenden Konkurrenzkampf um die Nahrungsmittel unterworfen. Die Malthussche Theorie gilt auch für den Menschen!

Dann aber sind Mensch und Mensch sich nicht gleich! Marx kennt nur einen „abstrakten" Menschen, eine „abstrakte menschliche Natur", die er je nach der Wandlung der ökonomischen Verhältnisse sich beliebig umwandeln läßt. Die Anthropologie hat aber den Beweis erbracht, daß das Menschengeschlecht in zahlreiche Rassen gegliedert ist, die in ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften mehr oder

minder voneinander unterschieden sind. Abgesehen von den körperlichen Unterschieden gibt es große Abstände in der Art und dem Grade der intellektuellen Begabungen, die organisch bedingt sind. Die verschiedenen Rassenbegabungen sind sich aber im wesentlichen gleich geblieben, soweit wir die Geschichte rückwärts verfolgen können. Die Neger stehen schon seit den ältesten Zeiten des ägyptischen Reiches (also etwa seit 4000 v. Chr.) mit der mittelländischen Civilisation in Berührung. Doch sie sind geblieben, was sie waren. Wenn einzelne Individuen eine höhere Stufe erreicht haben, so war das nur möglich durch fortdauernden innigen Kontakt mit den civilisierten Rassen. Sich selbst überlassen, fallen die Neger wieder in die Barbarei zurück. Sie können die Civilisation allein nicht bewahren und festhalten, geschweige daß sie imstande sind, mit eigenen Geisteskräften ein Höheres aus dem Angenommenen hervorzutreiben. Nur kindisches Vorurteil und politische Rechthaberei kann die natürliche Minderwertigkeit des Negers in Zweifel ziehen.

Anders die Germanen! Als sie mit der römischen Civilisation in Berührung kamen, standen sie, wirtschaftlich und militärisch betrachtet, auf einer Stufe mit gewissen Indianer- und Negerstämmen. Aber sie waren eine geistig viel begabtere Rasse als die Indianer, himmelhoch standen sie über den Negern. Ihr Mythus, ihre Religion ist das Tiefsinnigste, was je eine Rasse erdacht hat. Alle Probleme menschlichen Denkens über Naturwalten und Menschenschicksal sind darin mit einer Tiefe der Idee, einer Kraft der Empfindung, einer Poesie des Ausdrucks empfangen, daß der Germane als der geborene religiöse und metaphysische Mensch erscheint. Man braucht nur auf diese einzige geistige Tatsache hinzuweisen, um die Bedeutung der Rassenbegabung gegenüber der wirtschaftlichen Struktur ins klarste Licht zu setzen.

Die Germanen traten den Römern mit dem Gefühl der Gleichwertigkeit entgegen, und diese konnten nicht umhin, dieselbe anzuerkennen. In kurzer Zeit nahmen sie die Elemente der antiken Civilisation und das Christentum auf und verarbeiteten sie innerlich zu einem neuen eigenartigen und höheren geistigen Gebilde, was ihnen an entwicklungsfähigen Ideen sich darbot. Sie schufen in Deutschland und England eine hohe Kultur der Politik und Poesie, und nachdem sie Italien und die anderen romanischen Länder mit ihren Scharen überflutet hatten, legten sie hier die anthropologischen Keime für die Wiedergeburt der Menschheit in der „Renaissance". Denn man kann den historischen und anthropologischen Beweis führen, daß die intellektuellen Genies in den „romanischen" Ländern, daß ein Galilei, ein Leonardo da Vinci, ein Dante u. s. w. Abkömmlinge der eingewanderten germanischen „Barbaren" sind.

Die menschliche Natur wandelt sich innerhalb der Geschichte nicht, sofern die Rassenbegabungen sich gleich geblieben sind. Die „Rassen" sind Naturfaktoren, die in die Bilance der geschichtlichen Betrachtungen als gegebene Ursachen und Mächte einzusetzen sind. Die Entstehung dieser Rassenbegabungen liegt jenseits der eigentlichen Geschichte im engeren Sinne, die für uns hier nur in Betracht kommt. Sie ist ein Stück „Vorgeschichte" der Geschichte, über die uns Lamarck und Darwin begründete Aufschlüsse gegeben haben.

Dieser historisch-psychologischen Betrachtung über die Konstanz der intellektuellen Rassenunterschiede kommt die exakte Anthropologie zu Hülfe. J. Kollmann hat schon vor vielen Jahren auf die Tatsache hingewiesen, daß die Menschenrassen „Dauertypen" sind. Neuerdings hat derselbe Forscher im Archiv für Anthropologie (28. Band) auf die Dauerhaftigkeit und konstante Erblichkeit der Rassenmerkmale hingewiesen und gezeigt, daß seit der neolithischen Periode, d. h. etwa seit 10000 Jahren, wahrscheinlich aber schon seit Ende der diluvialen Periode, keine neuen Rassen entstanden sind. „Die Menschenrassen sind seit jener Zeit persistent und können als Dauertypen bezeichnet werden, wie die Haustiere. Die Rassenmerkmale der Menschen sind unveränderlich." Dabei leugnet Kollmann nicht, daß seitdem wohl die „fluktuierenden", oberflächlich liegenden Eigenschaften sich geändert haben. Es ist aber fraglich, ob diese fluktuierenden Eigenschaften einen besonders starken Einfluß auf den Gang der politischen und geistigen Geschichte ausgeübt haben. Zum mindesten kommen sie viel weniger in Betracht, als die konstanten fundamentalen Rassenmerkmale, die in der Geschichte von ausschlaggebender Bedeutung sind.

Und dennoch findet in der Geschichte, abgesehen von den „fluktuierenden" Veränderungen, eine gewisse Umwandlung der menschlichen Natur statt. Aber diese vollzieht sich ganz anders, als Marx sie gedacht hat. Marx meinte, daß die veränderte äußere ökonomische Lage einfach ein anderes geistiges Spiegelbild in den „Köpfen" der „Menschen" hervorrufe und dadurch die menschliche Natur umändere. Daß diese Umwandlung nicht bloß psychologisch zu begreifen ist, sondern vielmehr auf einem physiologisch-genealogischen Prozeß beruht, ist Marx verborgen geblieben. Was den geschichtlichen Veränderungen zu Grunde liegt, ist ein fortwährender Rassewechsel, eine Wandlung in der anthropologischen Struktur der Gesellschaft.

Die physiologischen Umwandlungen geschehen entweder durch eine einseitige positive Auslese mit nachfolgender Inzucht, wodurch bestimmte von Natur gegebene Eigenschaften einer Rasse oder Gruppe von Individuen besonders hochgezüchtet werden, oder durch einseitige negative Auslese, welche die organischen Träger bestimmter Eigenschaften durch Auswanderung, Kinderlosigkeit, Ehelosigkeit oder direkte „Ausrottung" aus dem Rasseprozeß ausscheidet, oder endlich durch Rassenmischungen, die entweder günstig oder ungünstig die Entwicklung der physischen und geistigen Eigenschaften beeinflussen können.

Die Differenzierung zwischen Land- und Stadtbevölkerung, Auswanderung und Kolonisation, die Einteilung in Kasten und Stände ist ursprünglich ein Prozeß der anthropologischen Individual- oder Gruppen-Auslese, die auf der Macht von individuellen oder Rassenunterschieden beruht.

Die intellektuellen Ideen und wirtschaftlichen Einrichtungen sind die Leistungen bestimmter Individuen und Gruppen mit bestimmten Bedürfnissen und Begabungen. Es ist nun die besondere Eigenart der Menschengeschichte im Gegensatz zur tierischen Entwicklung, daß Ideen, Werkzeuge, Institutionen sich subjektiv von ihren organischen Erzeugern loslösen können, zu einem sozialen und geistigen Gebilde sich

vergegenständlichen und in der Tradition eine relative Selbständigkeit erlangen. Dann können geistige und wirtschaftliche Verhältnisse entweder fördernd oder hemmend auf den „Rasseprozeß“ zurückwirken, je nachdem sie die positive und negative Auslese, die Inzucht und Vermischung fördern oder hemmen; denn es ist entscheidend für die Existenz und den geschichtlichen Werdegang der Staaten und Völker, ob die organischen Qualitäten von einer Generation zur anderen unverändert, verschlechtert oder verbessert übertragen werden.

Den historischen Rasseprozeß in seinen Ursachen und Gesetzmäßigkeiten zu erforschen, ist Aufgabe der anthropologischen Geschichtswissenschaft. Die Vorgänge der Veränderung, Auslese, Anpassung und Vererbung menschlicher Eigenschaften, sowohl der allgemein menschlichen, als auch der Rassen- und Familienmerkmale nachzuweisen und ihre Bedeutung für die politische und geistige Entwicklung des Menschengeschlechts aufzuzeigen, das ist das eigentliche Problem, um das es sich bei der gegenwärtigen Krisis der Geschichtstheorie handelt.

Die wissenschaftliche Begründung der anthropologischen Geschichts- und Gesellschaftstheorie hat ihre eigene Entwicklung durchgemacht, wie jede andere Methode des Erkennens. Doch ist diese Entwicklungsgeschichte wenig bekannt. In einer Reihe von Aufsätzen werde ich einen literarischen Bericht über diese Entwicklung geben und zeigen, wie allmählich die einzelnen Probleme dieser Theorie sich ausgebildet haben. Doch wird dieser Bericht insofern ein kritischer sein, als überall der logische Leitfaden zu einer systematischen und prinzipiellen Zusammenfassung aller anthropologisch-historischen Probleme hinführen soll.

Die Menschenrassen Europas.

Dr. Gustav Kraitschek.

Die gegenwärtigen Verhältnisse.

1. Allgemeiner Teil.

Eine Uebersicht der gegenwärtigen anthropologischen Verhältnisse Europas zu entwerfen, wurde schon wiederholt versucht. So hat der Amerikaner Ripley in seinem großen Werke „The races of Europe“ den größten Teil des einschlägigen Materials verarbeitet. Gegenwärtig beschäftigt sich der Franzose Deniker mit demselben Thema und läßt seine Arbeit in einer leider schwer zugänglichen französischen Zeitschrift erscheinen. Ein großer Teil seiner Forschungen wird jedoch einem größeren Publikum durch Referate in verschiedenen Zeitschriften[1]) zugänglich gemacht. Die Ergebnisse, zu denen die beiden denselben Stoff auf Grund fast des gleichen Materials behandelnden Autoren gelangen, weichen bedeutend voneinander ab. Während Ripley nämlich alle europäischen Völker aus der Mischung dreier Grundrassen, der

[1]) L'Anthropologie, 1898, pag. 115; Bulletins de la soc. d'anthr., 1897, pag. 189; Globus, 1897, pag. 217.

teutonischen, der mittelländischen und der alpinen hervorgehen läßt, glaubt Deniker sechs Hauptrassen und vier Nebenrassen unterscheiden zu können. Der Verfasser dieses Artikels steht mit seinen Ansichten Ripley sehr nahe, unterscheidet sich jedoch von ihm hauptsächlich durch die Auffassung der Brachycephalenfrage, die er schon an anderer Stelle zum Ausdruck gebracht hat. Selbstverständlich will die vorliegende Arbeit, was die Vollständigkeit des Materials und den Umfang der Darstellung anbelangt, nicht mit den oben genannten, auf sehr breiter Basis aufgebauten Werken konkurrieren, sondern es handelt sich hier nur um eine Darstellung, die im engen Rahmen einen Ueberblick über das Wesentlichste der gegenwärtigen anthropologischen Verhältnisse Europas gewährt. Doch soll die Arbeit nicht rein referierender Art sein, sondern es sollen auch ganz bestimmte theoretische Anschauungen zum Ausdruck gebracht werden, die zum Teil schon durch die im ersten Abschnitte ausgesprochenen Ansichten bedingt werden.

Soweit es möglich war, wurde die sehr reichhaltige Einzelliteratur herangezogen, ergänzungsweise wurden jedoch auch die beiden erwähnten Gesamtdarstellungen benutzt; insbesondere wurden die in Ripleys Werk enthaltenen Karten und Abbildungen berücksichtigt, worauf gegebenen Ortes verwiesen wird. Eine große Schwierigkeit liegt für derartige Arbeiten in der Ungleichartigkeit der von den verschiedenen Anthropologen angewandten Methoden. Beim Längen-Breitenindex macht sich dieser Umstand weniger bemerkbar, da die nach den gebräuchlichen Methoden gewonnenen Resultate doch nicht allzusehr differieren und besonders bei der Messung Lebender doch nur die größte Länge, nicht die der Frankfurter Verständigung in Betracht kommt. Anders bei den Haarfarben. Hier hat fast jeder Anthropologe eine andere Skala; kommen in verschiedenen Skalen dieselben Benennungen vor, so ist man durchaus nicht sicher, ob auch dasselbe darunter verstanden wird. Um nun die Resultate wenigstens annähernd untereinander vergleichbar zu machen, wurde auf Grund übersendeter Haarproben eine Verständigung versucht, die auch zum Teil zu ganz brauchbaren Resultaten geführt hat[1]). Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß das Material selbst ein recht verschiedenartiges ist. An Schulkindern vorgenommene Beobachtungen geben z. B. kein richtiges Bild der

---

[1]) Auf diese Weise wurde bisher folgendes Ergebnis erzielt: Die versendeten Haarproben entstammten einer Locke, welche Herr Otto Ammon bei den statistischen Aufnahmen im Großherzogtum Baden zur Abgrenzung der blonden und der braunen Haare verwendete. Der schwedische Anthropologe Herr Professor Retzius erklärte, daß auch er im Einverständnisse mit Professor Fürst diese Haarfarbe als an der Grenze zwischen blond und braun stehend betrachte. Es ist das von um so größerer Bedeutung, als Schweden die blondeste Bevölkerung von ganz Europa besitzt und daher das, was dort als blond gilt, unbedenklich überall mit diesem Namen bezeichnet werden kann. Herr Dr. Beddoe hat für seine Beobachtungen in England eine abweichende Skala entworfen: red, fair, brown, dark, black. Er bezeichnete die Haarprobe als brown, doch näher der Grenze gegen fair. Sein brown fällt also zum geringeren Teile mit Ammons und Retzius' blond, zum größeren Teile mit ihrem braun zusammen. Für Herrn Dr. Weisbach ist die Haarprobe hellbraun, doch näher der Grenze gegen braun. Die zwischen blond und braun eingeschobene Kategorie der hellbraunen Haare der österreichischen Statistik fällt also größtenteils, vielleicht, nach einer übersendeten Probe zu urteilen, sogar ganz noch in den Bereich von Ammons blond. Herr Dr. Livi in Rom rechnet die Locke zu den blonden Haaren. Bei dieser Gelegenheit sei den Herren, welche mich in so liebenswürdiger Weise unterstützten, der beste Dank ausgesprochen.

Haarfarben, da ja mit dem bekannten Nachdunkeln gerechnet werden muß. Beobachtungen an Soldaten ergeben eine höhere durchschnittliche Körpergröße als die an allen Wehrpflichtigen vorgenommenen u. s. w. Auch ist es nicht gleichgültig, ob sich die Untersuchung auf wenige Individuen oder auf mehrere Tausende bezieht. Alle diese Fehlerquellen müssen genau berücksichtigt werden.

Und nun zum eigentlichen Thema. Betrachten wir die von Ripley (pag. 67) entworfene Karte der Verbreitung dunkler Farbenmerkmale, so bemerken wir, daß dieselben am seltensten auf der skandinavischen Halbinsel anzutreffen sind, jedoch immer häufiger werden, je weiter wir uns nach irgend einer Richtung von diesem Zentrum entfernen. Die Karte umfaßt leider nur West- und Mitteleuropa, Osteuropa wurde, wahrscheinlich als noch nicht genügend erforscht, weggelassen. Es geht jedoch aus der von Anutschin im Globus LXXX. 16. veröffentlichten Uebersicht über die „Ergebnisse der anthropologischen Durchforschung Rußlands" hervor, daß auch im Osten Europas Dunkelhaarigkeit und Dunkeläugigkeit gegen Süden und Osten[1]) zunehmen, während die hellen Farben in der Ostseegegend ihr Maximum erreichen. Am nächsten stehen der skandinavischen Halbinsel Dänemark, Norddeutschland und die Ostseeprovinzen. Eine mittlere Stellung nehmen der Osten Englands und Schottlands, Mittel- und Süddeutschland und Nordostfrankreich ein, während in Südfrankreich und Oberitalien die dunklen Farben schon weitaus überwiegen. Am dunkelsten erscheint die Bevölkerung jener Teile Europas, welche von Skandinavien am weitesten entfernt sind: Südspanien und Portugal, Unteritalien und Griechenland. Nach Anutschin erreichen in Rußland die dunklen Farben ihr Maximum bei den Uralkosaken, den sibirischen und kaukasischen Volksstämmen. Es handelt sich also nicht um eine allmähliche Abnahme hellerer Pigmentierung von Norden nach Süden in der ganzen west-östlichen Erstreckung des Erdteiles, sondern sie erfolgt annähernd in konzentrischen Kreisen, deren Mittelpunkt ungefähr im mittleren oder südlichen Schweden zu suchen ist. Die Häufigkeit dunkler Pigmentierung hängt also nicht von der geographischen Breite, sondern von der Entfernung von diesem Ausstrahlungszentrum der hellen Farbenmerkmale ab. Selbstverständlich gilt diese Regel nur im großen und ganzen; lokale Ausnahmen kommen vor, ohne jedoch das Gesamtbild wesentlich zu beeinflussen. Auch die hellweiße Hautfarbe tritt gegenüber dunkleren Tönen immer mehr zurück, je weiter man sich von Skandinavien entfernt, wie auf der Hautfarbenkarte Ripleys deutlich zu sehen ist (pag. 59). Wie gründlich sich die Pigmentierung von Skandinavien bis Südeuropa ändert, möge durch einige Beispiele erläutert werden. Für Schweden ergab die Statistik 75 pCt. blonder Haare gegenüber 0,8 pCt. schwarzer, 67 pCt. blauer und blaugrauer gegenüber 4,5 pCt. dunkler Augen. Vergleicht man damit Calabrien mit nur 4 pCt. blonden, 44 pCt. schwarzen Haaren und 80 pCt. dunklen Augen, Portugal mit 2 pCt. blonden und zirka 20 pCt. schwarzen Haaren und Griechenland mit zirka 10 pCt. blonden Haaren, so

---

[1]) Im Texte steht hier Westen, was offenbar ein Druckfehler ist. Weiter unten heißt es ausdrücklich, daß das Dunkelwerden der Augen nach Süden und Osten vorschreitet.

erscheinen hier die Verhältnisse gegenüber Schweden geradezu ins Gegenteil verkehrt.

Bei den obenstehenden statistischen Angaben wurden nur die blonden und die schwarzen Haare einander gegenübergestellt, da diese allein als Grundfarben aufzufassen sind, während die braune Haarfarbe verschiedener Abstufungen eine Mischfarbe ist, hervorgegangen aus der langdauernden Kreuzung blonder und schwarzhaariger Menschen. Höchstens können vielleicht sehr dunkle schwarzbraune Haare als eine Variation der reinschwarzen betrachtet werden. Für diese Auffassung, die nicht allgemein angenommen ist, lassen sich eine Reihe von Gründen anführen. In den meisten Gegenden Mittel- und Westeuropas haben die Menschen, deren Haare später braun erscheinen, in der Jugend blondes oder hellbraunes Haar. Braunhaarige Männer besitzen daselbst häufig blonde oder rötliche Bärte, die Augen braunhaariger Personen sind meist hell oder mischfarbig, selten braun, ihre Haut ist weit überwiegend weiß. Die Statistik hat ergeben, daß die Verwandtschaft der braunen Haare zu dunklen Augen und dunkler Haut viel geringer ist als die der schwarzen Haare[1]). Die Braunhaarigen stehen also offenbar dem hellen Typus näher als die Schwarzhaarigen. Wo das blonde Element stärker vertreten ist, wie in Mitteleuropa, stehen die Braunhaarigen bezüglich der übrigen Farbenmerkmale den Blonden, wo aber die Schwarzhaarigen zahlreicher sind, wie in Südeuropa, diesen näher. Es geht daraus hervor, daß sie nicht als eine bloße Variation der Schwarzhaarigen, sondern als Mischlinge aufzufassen sind.

Ein weiteres Argument zu Gunsten unserer Auffassung ist der Umstand, daß die Region der braunen Haare sich fast vollständig mit der Verbreitungszone der blonden deckt. Soweit z. B. in Asien blonde Völker gedrungen sind, finden wir heute neben spärlichen Spuren blonden Haares braunes in größerer Menge (I. Teil, pag. 510 f.). Bei Völkern, wo ein blondes Element nie vorhanden war, sind die Haare fast ausschließlich schwarz (Mongolen, Araber). Man kann die Sache etwa auf folgende Weise ausdrücken: Wenn wir uns von Skandinavien entfernen, nimmt allmählich das braune Haar auf Kosten des blonden zu, um dann seinerseits wieder nach und nach vom schwarzen verdrängt zu werden.

Wir haben es also in Europa wahrscheinlich nur mit zwei reinen Farbentypen zu tun: dem blonden, der zugleich blauäugig ist und bei dem die Haut eine sehr helle Farbe von rosiger Tönung

[1]) Sehr eingehend handelt darüber Otto Ammon in seiner Anthropologie der Badener (besonders pag. 202 f.). Zu demselben Resultat führt jedoch auch die Statistik Weisbachs. Hier möge ein Beispiel für viele Platz finden. In Salzburg ergaben sich folgende Zahlen:

Haare	Augen			dunkle Haut
	helle	mischfarbige	braune	
braune	38 pCt.	31 pCt.	30 pCt.	20 pCt.
schwarze	30 pCt.	10 pCt.	60 pCt.	40 pCt.

Auch in Italien läßt sich dieselbe Beziehung nachweisen, indem braune Haare noch zu 32 pCt., schwarze aber nur zu 18 pCt. mit hellen Augen verbunden erscheinen.

besitzt (colorito roseo Livis), durch welche das dunkle Venenblut bläulich hindurchschimmert, ferner dem dunklen, zu dessen Merkmalen außer den schwarzen Haaren dunkle Augen und eine Haut von bräunlicher Farbe gehören. Zwischen diesen beiden Grundtypen steht nun eine Unzahl von Mischformen, die von einem jener Extreme ganz allmählich zum anderen hinüberleiten. Zur Entscheidung, ob ein Mischling dem blonden oder dem dunklen Typus näher steht, genügt nicht die Angabe eines Merkmales (Schwarzhaarige haben z. B. oft weiße Haut und lichte Augen), nur der Gesamteindruck entscheidet, bei dem überdies noch die später zu erörternden Schädel-, Gesichts- und Gestaltmerkmale berücksichtigt werden müssen.

Angesichts der Verbreitung der blonden und der schwarzen Haare fällt uns eine sehr bedeutsame Tatsache auf. In Skandinavien stehen einer sehr großen Zahl Blonder nur verschwindend wenige Schwarzhaarige gegenüber (0,8 pCt.). Die braune Uebergangsfarbe ist ebenfalls spärlich vertreten (zirka 22 pCt.). In Italien und Portugal hingegen erreichen die Schwarzen bei weitem nicht die Zahl der Blonden im Norden (31 pCt. und zirka 20 pCt.), die Bevölkerung ist hier vielmehr überwiegend braunhaarig in verschiedenen Abstufungen, die Blonden bilden zwar nur eine kleine Minorität, sind aber immer noch weit stärker vertreten als in Schweden die Schwarzhaarigen (Italien 8 pCt., Portugal 2 pCt., Neugriechen 10 pCt.). Es geht daraus hervor, daß die Bewohner des Südens viel stärker durch blonde Völker beeinflußt worden sind als die Skandinaviens durch solche vom dunklen Typus. Der blonde bildet in Skandinavien einen geschlossenen Block, die dunklen Elemente sind nur accessorisch und haben keineswegs den Gesamthabitus der Bevölkerung beeinflußt, während im Süden der reine dunkle, schwarzhaarige Typus stark zersetzt wurde und viele Individuen mehr oder weniger dem blonden Typus angenähert erscheinen. Zu demselben Resultate führt uns die Betrachtung der Hautfarbe. Für Schweden liegen mir darüber keine statistischen Angaben vor, doch werden wir gewiß nicht fehlgehen, wenn wir für dieses Land eine noch geringere Anzahl Dunkelhäutiger annehmen, als in Nordwestdeutschland existieren. Dort nun hat die große Schulkinderstatistik nur zirka 3 pCt. Dunkelhäutiger ergeben. In dem blonderen Schweden ist also ihre Zahl jedenfalls verschwindend klein. Ganz anders die Hellhäutigen im Süden. In Italien beträgt die Zahl der Menschen mit colorito roseo immer noch zirka 50 pCt., ja selbst in der dunkelsten Provinz des festländischen Italiens, in Calabrien, behaupten sie sich noch mit 25 pCt. Bei den Augen tritt die erwähnte Erscheinung nicht so deutlich hervor, wahrscheinlich wegen der sehr verschiedenen Einordnung der Mischfarben grau, grün, graubraun. Immerhin stehen aber doch den $4\frac{1}{2}$ pCt. dunklen Augen in Schweden in Italien und Spanien 10 pCt. blaue gegenüber. Es sprechen also alle Umstände dafür, daß der Süden mehr durch Blonde, als Skandinavien durch Dunkle beeinflußt worden ist, was uns gemäß den im ersten Abschnitte entwickelten Ansichten über die Völkerbewegungen im vorhistorischen Europa nur selbstverständlich erscheinen muß. Durch Jahrtausende drängten seit der neolithischen Zeit die blonden Völker von der Ostseegegend nach allen Weltrichtungen. Nie wurde ihre engere Heimat von irgend einer nennenswerten Invasion dunkler Völker betroffen.

Neben der Pigmentierung spielt die Form des Schädels als Rassenmerkmal eine hervorragende Rolle. Für Massenuntersuchungen an Lebenden kommt von allen Schädelmaßen hauptsächlich der Längen-Breitenindex, d. h. das in Prozenten ausgedrückte Verhältnis der Breite zur Länge des Schädels in Betracht. Die Klassifizierung der Köpfe nach dem Index wurde ursprünglich, als der ältere Retzius sie als ein Hauptmittel der Rassenunterscheidung proklamierte, als ein bahnbrechender Fortschritt begrüßt, kam aber dann infolge der den vorgefaßten Meinungen nicht entsprechenden Messungsergebnisse immer mehr in Mißkredit, so daß man schon auf den Gedanken kam, von weiteren Messungen abzustehen und alle Resultate der bisherigen Arbeit auf diesem Gebiete zum alten Eisen zu werfen. Heute stehen die Dinge schon wieder wesentlich anders[1]). Man kann sich keine glänzendere Rechtfertigung für Retzius' Anschauungen vorstellen als die Ergebnisse der anthropologischen Statistik. Wären die Bedenken der Gegner des Längen-Breitenindexes berechtigt, so hätte die Statistik ein wirres, nichtssagendes Resultat ergeben müssen. Wir wollen nun sehen, wie es sich in Wirklichkeit damit verhält. Das vorhandene statistische Material wurde sowohl von Ripley, als auch von Deniker (Bericht Schmidts im Globus, 77, pag. 218) kartographisch dargestellt. Leider klaffen auf diesen Karten noch bedeutende Lücken, dennoch lassen sich schon ganz deutlich gewisse Hauptzüge in der Verteilung der Schädelformen erkennen.

Auch in Hinblick auf den Kopfindex nimmt Skandinavien eine eigenartige Stellung ein. Mit Ausnahme des Südwestens von Norwegen und den finnisch-lappischen Gegenden des Nordens haben wir es hier mit einer fast ausschließlich langköpfigen Bevölkerung zu tun, die am reinsten in den mittleren Provinzen Schwedens vertreten ist, wo die Zahl der Langköpfe nirgends unter 90 pCt. herabsinkt, in einigen Gegenden (Södermansland, Dalsland) aber bis 95 pCt. anwächst. Der mittlere Index beträgt hier (ohne Reduktion) ungefähr 77. Entfernen wir uns von diesem Zentrum der Langköpfigkeit, so treten neben dolichocephalen Schädeln immer häufiger brachycephale auf; ganz allmählich gewinnt die Kurzköpfigkeit das Uebergewicht und der mittlere Index steigt über 80, die konventionelle Grenze zwischen den beiden Hauptgruppen der Schädelformen. Es handelt sich hierbei, das sei ausdrücklich hervorgehoben, nicht um ein stetiges Breiterwerden aller Schädel, sondern es treten die länglichen Formen immer mehr gegenüber den breiten zurück, ohne aber vollständig zu verschwinden. Auch inmitten der brachycephalsten Bevölkerungen finden sich meist noch Langköpfe, wenn auch in geringer Zahl. Eine Ausnahme von der Regel bezüglich der Abnahme der Langköpfigkeit von Skandinavien aus macht nur Großbritannien und Irland, deren ganz eigentümliches Verhalten später erörtert werden soll. Die geschlossene Zone überwiegend brachycephaler Bevölkerung bildet in Europa annähernd ein großes Dreieck, dessen Basis das Uralgebirge bildet und dessen Spitze in der Nähe des bekannten Passes von Roncesvalles liegt. Die nördliche

[1]) Siehe hierzu Ludwig Wilser, Geschichte und Bedeutung der Schädelmessung, Verh. d. naturhist.-med. Vereins zu Heidelberg, N. F. VI. 5, ferner Elkind, Ueber Sergis Schädeltypen und ihre Beziehungen zum Schädelindex (Ruß.), Referat im Zentralblatt für Anthr., 1901, pag. 134.

Seite dieses Dreieckes erscheint stark eingebogen, indem sie in geringer Entfernung der Küste der Ostsee folgt. Auf der Südseite des Dreieckes bemerken wir wieder ein Abnehmen des mittleren Index, die Zahl der Langköpfe nimmt immer mehr zu, bis sie endlich wieder die Ueberzahl erlangen, was in Calabrien (Index 78) und auf der Pyrenäenhalbinsel (Index zirka 78) der Fall ist, während die Balkanhalbinsel brachycephalere Bevölkerung besitzt als die beiden anderen südlichen Halbinseln Europas. Beachtenswert ist die Stellung der größeren Inseln, Großbritannien, Irland, Sardinien und Korsika, deren Bevölkerung überwiegend langköpfig ist.

Skandinavien ist noch als Ausstrahlungszentrum eines anderen Merkmales zu betrachten. Auch die Körpergröße nimmt von hier aus in radialer Richtung ab; eine Ausnahme bilden nur ebenfalls wieder Großbritannien und Irland. Im Süden und Südwesten Europas entspricht der Zunahme des Index keine Steigerung der Körpergröße, sowohl Italien als auch die Pyrenäenhalbinsel haben eine verhältnismäßig kleinwüchsige Bevölkerung. Der Südosten unseres Erdteiles umfaßt jedoch zum Teil wieder Gebiete sehr großen Wuchses (z. B. Bosnien, Kaukasusländer). Da und dort finden sich auch in Mittel- und Osteuropa vereinzelte Striche mit großwüchsiger Bevölkerung.

Denkt man sich die Verteilung der Haar- und Augenfarben, der Hautfarbe und Körpergröße in der Weise kartographisch dargestellt, daß Blondheit, Helläugigkeit, hellweiße Haut und hohe Körpergestalt durch helle Töne, die entgegengesetzten Eigenschaften aber durch dunkle dargestellt werden, so werden auf jeder dieser Karten die hellsten Töne in Skandinavien zu liegen kommen, von wo aus nach allen Seiten (die oben besprochenen Fälle ausgenommen) eine stetige Zunahme der dunklen Töne sich bemerkbar machen wird. Auch auf einer Indexkarte wird Skandinavien dieselbe Rolle spielen, doch werden auf dieser auch die beiden südwestlichen Halbinseln ähnliche Farbentöne aufweisen, wie Skandinavien. Es geht daraus hervor, daß Skandinavien im zoologischen Sinne als das Ausstrahlungszentrum der im ersten Teile als nordisch bezeichneten Rasse zu betrachten ist. Die dunkle, kleinwüchsige, langköpfige Bevölkerung Südeuropas gehört der mittelländischen Rassengruppe an und besitzt ihre nächsten Verwandten in Nordafrika und Südwestasien. Die Verteilung der Brachycephalen läßt den Schluß zu, daß sie ihr Ausstrahlungszentrum im mittleren Asien besitzen; hier zeigt wenigstens die Indexweltkarte Ripleys die dunkelsten Töne.

Ueber die nordische Rasse ist hier eine weitere Bemerkung überflüssig, sie ist klar charakterisiert, eine sogenannte gute species. Auch über die mittelländische Gruppe herrscht ziemliche Klarheit, wenn es auch hier noch manches Rätsel zu lösen gibt. Viel ungünstiger steht es mit den Brachycephalen. Die Frage der europäischen Brachycephalen gehört zu den umstrittensten Kapiteln der Anthropologie. Diese verwickelte Frage kann hier nicht endgültig gelöst werden, doch soll nachzuweisen versucht werden, daß alle unvermischten Brachycephalen ursprünglich gewisse Merkmale gemeinsam hatten, die später durch Vermischung mit den langköpfigen Rassen teilweise verwischt wurden. Die subtile Frage, ob sie nur einer Rasse oder mehreren angehörten, ist wohl noch nicht, vielleicht überhaupt nicht zu beant-

worten, es handelt sich vielmehr um die Aufstellung einer Verwandtschaftsgruppe, deren einzelne Glieder eine gewisse Familienähnlichkeit besitzen. Wie schon im ersten Teile bemerkt, besaßen die neolithischen Brachycephalen (die Rasse von Grenelle) ein niederes Gesicht und ziemlich breite, zum Teil platyrrhine Nasen, ihre Backenknochen traten stark hervor. Ihr Vorkommen erstreckte sich nach Hervé von den Torfmooren Dänemarks bis zu den Kökkenmöddingern des Tajo. Arbo weist (Int. Zentralblatt 1902, pag. 193) ihr Vorkommen auch für Skandinavien nach. In der Schweiz lieferten die ältesten neolithischen Pfahlbauten denselben Typus. Nach Messungen an den in Grenelle und in der Schweiz gefundenen Schädeln war die Brachycephalie nicht sehr bedeutend (Index 81—85 am Schädel), doch wurden in Belgien (zu Trou-Rosette, Sclaigneau, Hastières) auch sehr brachycephale Schädel dieses Typus gefunden (Index 86 und 87)[1]. Derselben Form begegnen wir auch in späteren Perioden. So z. B. hebt Myers (Jour. of the Anthr. inst. 26, pag. 113) hervor, daß unter den Schädeln aus vorsächsischer Zeit in England sich häufig ein brachycephaler Typus mit stark ausladenden Backenknochen, kurzem Gesichte und Tendenz zu flacher Nasenform finde, auch in der Schweiz treten in der Bronzezeit ähnliche Formen auf (Referat nach Schenk und Pitard, Zentralblatt 1900, pag. 23).

Mehr oder minder ausgesprochene Breitgesichter trifft man bei fast allen heute lebenden brachycephalen Völkern an. Schon Broca hebt hervor, daß in jenen Departements, wo die von ihm als „Kelten" bezeichneten Brachycephalen (siehe I. Teil) vorherrschen, die Gesichter mehr rundlich seien als in den kymrischen, d. h. den von der nordischen Rasse bewohnten (la race celtique, Rev. d'Anthr., 1873). Diese Ansicht ist durch alle folgenden Beobachter bestätigt worden. So bemerken z. B. Hovelaque und Hervé (Rev. mens. de l'école d'Anthr. 1894, pag. 188 ff.) ausdrücklich, daß der reine „Kelte" immer kurzen Schädel und kurzes Gesicht habe. Daß bei den sehr brachycephalen Tschechen, Slovaken und Slovenen das breite Gesicht sehr oft vorkommt, ist ja bekannt. In Frankreich ebensogut wie bei den slavischen Völkern läßt sich ein extremer Typus nachweisen, der dem von Grenelle sehr nahe steht. Er ist mongoloid. Seine Existenz wurde von Hervé (Rev. mens. 1898, Les mongoloides en France) für fast alle Teile Frankreichs, hauptsächlich aber für die brachycephalsten, sowie für das wallonische Belgien nachgewiesen[2]. Denselben Typus kann man bei Polen, Tschechen, besonders aber bei Slovaken beobachten, Zuckerkandel hat sein Vorkommen unter den Slovenen festgestellt. Auch in Süddeutschland kam und kommt er, wenn auch selten, vor. Er wurde von Hoelder „turanisch" genannt. Neben diesem mongoloiden Typus mit stark ausladenden Backenknochen und flacher, oft aufgestülpter Nase kommen auch andere brachycephale Formen vor. Sehr verbreitet ist eine solche mit zwar breitem Gesicht, aber weniger vorspringenden Backenknochen und längerer, feinerer Nase, ihn nennen viele französische Anthropologen den keltischen, auch wird er als alpiner Typus bezeichnet. Er findet sich

[1]) Revue mensuelle de l'école d'Anthr. 1894, Hervé, les brachyceph. néolithiques.

[2]) Ein solcher Typus wird repräsentiert durch den bei Ripley No. 6 abgebildeten Savoyarden.

fast überall in Frankreich, in der Schweiz, herrscht vor bei den Serbo-Kroaten der adriatischen Küstenländer, bei den südlichen Polen, den Kleinrussen, wohl auch bei den Tschechen. Der dritte häufig vorkommende brachycephale Typus zeigt kurze Schädelform verbunden mit langem Gesichte. Es ist die sarmatische Schädelform Hoelders. Auch diese ist sehr weit verbreitet, findet sich besonders in Süddeutschland und den deutschen Alpenländern, doch kommt sie auch bei slavischen Völkern vor. Das Gesicht dieses Typus erinnert zuweilen an das der Reihengräberschädel. Zwischen allen diesen Gesichtsformen finden sich zahlreiche Uebergänge.

Aus obigen Ausführungen geht hervor, daß die Brachycephalen Europas keine einheitliche Rasse repräsentieren. Zu derselben Ueberzeugung gelangt man bei der Betrachtung ihrer Farbenmerkmale. Während im Verbreitungsgebiete des nordischen Typus die blonde Komplexion, in dem der mittelländischen Rassen die dunkle unbedingt vorherrscht, zeigen die brachycephalen Völkerschaften in Bezug auf die Färbung große Mannigfaltigkeit. Die Haare sind überwiegend braun, bald mehr zu blond, bald mehr zu schwarz neigend, die Augen sind meist grau oder mischfärbig, bald überwiegen die blauen die dunklen, bald wieder ist es umgekehrt. Aehnliche Erscheinungen zeigt auch die Hautfarbe. Daß wir es also hier mit Mischlingen einer dunklen und einer hellen Rasse zu tun haben, bedarf keines weiteren Beweises. Die Frage ist nun, mit welchen Schädeltypen die beiden Komplexionen in Verbindung gebracht werden müssen.

Es wurde die Ansicht ausgesprochen, daß auch ursprünglich blonde Brachycephale existiert hätten, wofür auch gewisse Umstände zu sprechen scheinen. Insbesondere wurde auf die helle Färbung brachycephaler nordslavischer Stämme sowie der Litauer hingewiesen. Dieses Argument dürfte jedoch bei genauerer Betrachtung sich nicht als stichhaltig erweisen. Nordslaven und Litauer erscheinen nur dann als blonde Völker, wenn wir sie mit ausgesprochen dunkelfärbigen vergleichen. In Wirklichkeit zeigen sie dieselben Schwankungen in der Pigmentierung wie die mitteleuropäischen Brachycephalen. Im großen und ganzen zeigt die slavisch-litauische Welt in dieser Beziehung dieselben Erscheinungen wie Mittel- und Westeuropa: der höchste Grad heller Färbung findet sich bei den zur Langköpfigkeit neigenden Bewohnern der Ostseeländer. Zograf konnte bei der Bevölkerung des zentralen Rußlands den Zusammenhang zwischen ausgesprochener Brachycephalie, Kleinheit und dunkler Färbung einerseits, zwischen Langköpfigkeit, beziehungsweise niedrigen Graden von Kurzköpfigkeit, hoher Gestalt und blonder Komplexion andererseits nachweisen. Auf Grund dieser Tatsache hält er den nordischen Typus in diesen Gegenden für den Träger der hellen, den brachycephalen aber für den der dunklen Komplexion. Zu demselben Schlusse führt uns die Betrachtung der Verhältnisse in Norwegen, wo in den ausgesprochen dolichocephalen Gebieten auch immer ausgesprochene Blondheit herrscht, während im brachycephalen Jäderen (Südküste) die Zahl der Dunkelbraunen auf 30 pCt., die der Schwarzhaarigen auf fast 7 pCt. steigt, die eigentlich Blonden aber nur mit zirka 36 pCt. vertreten sind, den Dunkelhaarigen also ungefähr gleichstehen. (Ref. Archiv 1897, pag. 685.) Auch in Deutschland und Frankreich fallen Abnahme der Dolichocephalie und Zunahme dunkler

Komplexion im allgemeinen zusammen. Besonders auffallend ist die Sache in Belgien, wo die viel brachycephaleren wallonischen Bezirke auch die dunklen Farbenmerkmale viel häufiger aufweisen als die mehr langköpfigen flämischen. Wir sind also wohl dazu berechtigt, Zografs zunächst nur für einige Gegenden Großrußlands geltende Ansicht auf ganz Europa auszudehnen und als ursprünglichen Träger der blonden Komplexion den dolichocephalen nordischen Typus zu betrachten, was ja auch mit den Ergebnissen der Paläoethnologie vollständig übereinstimmt. Die Brachycephalen waren wahrscheinlich ursprünglich alle von dunkler Färbung, die erst durch ihre Mischung mit der nordischen Rasse teilweise verdrängt worden ist. Bedenken wir nun, daß bei fast allen brachycephalen Völkern ein mongoloider Gesichtstypus vorkommt, von diesem aber eine ganze Reihe von Uebergangsformen zu dem Gesichtstypus der nordischen Rasse führen, so liegt es nahe, alle diese Formen sich ebenso entstanden zu denken, wie die gemischte Komplexion, nämlich durch Rassenkreuzung. Dafür spricht auch, daß wir fast bei allen diesen brachycephalen Völkern noch eine mehr oder minder große Zahl länglicher Schädel nachweisen können, daß ferner gerade bei jenen brachycephalen Völkern, bei denen das nordische Gesicht und helle Farbenmerkmale häufiger vorkommen, brachycephale Schädel sehr oft den Bau von Langschädeln zeigen oder wenigstens mit ihnen verwandt sind, wie das von Hoelder für Württemberg (seine brachycephalen germanischen Mischformen), Zuckerkandel für Ober-, Nieder- und Innerösterreich, Holl für Tirol gezeigt haben. (Literaturangabe Zentralblatt, 1901, pag. 330.) Ammon hat an einem zahlreichen Material nachgewiesen (Natürliche Auslese beim Menschen), daß in der überwiegend kurzköpfigen und langgesichtigen Bevölkerung des badischen Bezirkes Lörrach die breiteren Gesichter um so häufiger werden, je höher der Index steigt, ausgesprochene Langköpfe fand er nie mit Breitgesichtern verbunden[1]). Auch ich gelangte (Programm des Staatsgymnasiums zu Landskron, 1901) zu dem Resultate, daß bei der sehr brachycephalen Gymnasialjugend von Landskron im östlichen Böhmen eine recht deutliche Verwandtschaft zwischen langem Gesicht und mäßig brachycephalem Schädel einerseits, zwischen Breitgesicht und Rundkopf andererseits besteht.

Aus alledem ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die brachycephalen Völker Europas größtenteils Mischprodukte einer brachycephalen, breitgesichtigen stumpfnasigen Rasse von dunkler Komplexion und der blonden nordischen sind[2]). Zu demselben Ergebnis gelangten auch die französischen Anthropologen Hervé und Hovelaque durch

---

[1]) Ueber das Resultat einer Kreuzung des nordischen Typus mit Brachycephalen belehren uns auch die Untersuchungen Ujfalvys über die Münzbilder der gräko-baktrischen Könige. Sie zeigen anfangs den langköpfigen langgesichtigen Typus in voller Reinheit, allmählich aber werden sie brachycephal, ohne jedoch das Langgesicht einzubüßen, das sogar noch eine gewisse Familienähnlichkeit bewahrt. Freilich zeigt auch dieses eine Abschwächung der Rassenmerkmale, indem die starken Augenbrauenbogen zurücktreten. Es ist das eine Erscheinung, die man auch an den langgesichtigen Brachycephalen Europas beobachten kann. (Les Ariens au Nord et au Sud de l'Hindou-Kouch und Archiv für Anthropologie, 1899.)

[2]) Dieser von mir im Zentralblatte, 1901, pag. 321, vertretenen Ansicht hat in einer Besprechung dieser Arbeit auch Weisbach beigestimmt. (Mitt. d. anthr. Ges. in Wien, 1902, pag. 165.)

zahlreiche und eingehende der Ethnogenie Frankreichs gewidmete Forschungen. Die unvermischten Brachycephalen sind nach Hervé nahe Verwandte der Lappen und der Mongolenvölker. Die Mischung hat sich nun nicht überall in gleicher Form vollzogen und hat daher die verschiedenartigsten Resultate gezeitigt. Freilich muß hierbei die Möglichkeit berücksichtigt werden, daß vielleicht doch unter den ursprünglichen Brachycephalen schon abweichende Formen, z. B. solche mit höherer Gestalt und längerem Gesichte vorhanden waren. Manche Forscher nehmen dies z. B. bei den Bosniern an, doch kann man wohl die Kombination hoher Gestalt und längeren Gesichtes mit brachycephaler Schädelform auch durch ungleiche Vererbung, ferner durch die Einwirkung der geschlechtlichen und natürlichen Auslese erklären. Ueberhaupt dürften die so mannigfaltigen Formen, die in verschiedenen Gegenden als vorherrschende Volkstypen erscheinen, hauptsächlich durch diese Faktoren sowie durch die Einwirkung des Klimas zu erklären sein. Darüber, wie diese Dinge im einzelnen sich vollzogen haben, kann heute noch nicht geurteilt werden, da das dazu nötige Tatsachenmaterial (z. B. anthropologische Beobachtungen verschiedener Generationen) noch fast vollständig fehlt.

Die Brachycephalenfrage birgt jedoch noch eine andere Schwierigkeit. In allen Perioden der Vorgeschichte nämlich bleibt die Zahl der Kurzköpfe sehr erheblich hinter der der Langköpfe zurück; nur hie und da treten in manchen Fundstätten die Brachycephalen zahlreicher als die Dolichoiden auf. Heute ist das Verhältnis ein ganz anderes. Außer in Skandinavien, Nordwestdeutschland, Großbritannien und dem Südwesten Europas haben die Brachycephalen überall numerisch das Uebergewicht, ja in manchen Gegenden, wie z. B. in Altbayern, Böhmen, Zentralfrankreich u. s. w. sind die Langköpfe fast vollständig verschwunden. Wie ist diese Aenderung zu erklären? Es hat eine Zeit gegeben, wo man unter dem Einfluß der darwinischen Entwicklungshypothese an eine allmähliche ohne Blutmischung eintretende Verwandlung dolichocephaler Schädel in brachycephale geglaubt hat. Ein Hauptvertreter dieser Ansicht war Schaafhausen, der die Meinung aussprach, daß bei Kulturvölkern das Gehirn sich in die Breite entwickle und so die Aenderung der Schädelform bedinge. Die Haltlosigkeit dieser Anschauung ließ sich leicht erweisen durch den Hinweis auf die hohe Kultur der Skandinavier und Engländer, die trotzdem langköpfig geblieben seien (Penka, Wilser). Hier mögen auch die trefflichen Worte Rhamms Platz finden, der in einer im übrigen nicht ganz stichhaltigen Kritik von Niederles Ursprung der Slaven sich gegen die „Unterstellung ausspricht, als wenn unsere heutige Civilisation danach angetan wäre, den Gehirnwindungen des gemeinen Mannes Gewalt anzutun“. Man hat für das Kürzerwerden des Kopfes auch die Beschaffenheit des Wohnortes verantwortlich machen wollen. Das Bergsteigen, zu dem Gebirgsbewohner gezwungen sind, soll eine Abplattung des Hinterhauptes bewirken (Ranke). Nun finden wir aber z. B. im schottischen Hochland, in dem so gebirgigen Spanien, auf den Gebirgsinseln Korsika und Sardinien eine fast ausschließlich dolichocephale Bevölkerung, während im Inneren Böhmens, in Südwestrußland und Galizien auf hügeligem oder ganz flachem Terrain die Leute brachycephal sind. Ein neuer von Nyström im Archiv für

Anthr. (27. B.) gemachter Versuch, die Brachycephalie durch die Lebensweise zu erklären, kann auch nicht als geglückt bezeichnet werden. So soll z. B. durch vieles Reiten leicht Brachycephalie entstehen, eine Behauptung, die durch den Hinweis auf die Beduinen ohne weiteres hinfällig wird. Auch sollen in vornübergebeugter Stellung arbeitende Menschen lange Köpfe, die aber bequem lebenden eine breitere Kopfform erhalten. Es ist nun sehr merkwürdig, daß die trotz Verwendung von Zugtieren noch recht häufig in vorgebeugter Stellung arbeitenden süddeutschen Bauern brachycephal geworden sind, während der Adel, der ein bequemes Leben führt und viel reitet, meist dolichocephal geblieben ist. Die Lappen wieder sollen vom Schlittenfahren brachycephal geworden sein und dergleichen mehr[1]). In Europa müßte außer der Brachycephalie auch noch die Zunahme dunkler Farbenmerkmale und die Veränderung des Gesichtsskelettes auf diese Weise erklärt werden, was wohl niemand wagen wird. Die Theorie von der allmählichen Umwandlung langer Schädel in kurze ohne Rassenmischung hat hauptsächlich in Deutschland Vertreter gefunden, da hier die langgesichtige Form des brachycephalen Schädels so häufig ist und viele heller pigmentierte Brachycephale sich wirklich fast nur durch den höheren Index von dem reinen nordischen Typus unterscheiden, während man angesichts der kurzgesichtigen Franzosen- oder Slaventypen mit mongoloiden Merkmalen doch kaum auf solche Gedanken hätte kommen können.

Wenn das Anwachsen der Brachycephalie nicht durch Umbildung erklärt werden kann, so bleibt nur die Rassenmischung als Ursache übrig. Doch auch hier begegnen wir wieder neuen Schwierigkeiten. Wie konnten die wenigen Brachycephalen, die wir in den prähistorischen Gräbern finden, einen solchen Einfluß ausüben, daß heute in vielen Gegenden, wo früher Langköpfigkeit herrschte, diese vollständig durch die Brachycephalie verdrängt wurde? Es gibt für dieses Faktum drei Erklärungsmöglichkeiten: 1. Die in den Gräbern vorhandenen brachycephalen Schädel repräsentieren nicht die gesamte Zahl der damals lebenden Brachycephalen, sondern diese waren viel zahlreicher. 2. Die brachycephale Rasse besitzt eine größere Vererbungskraft. 3. Durch verschiedene Umstände wurde eine allmähliche negative Auslese der Langköpfe bewirkt.

Im ersten Falle könnte man annehmen, daß die Brachycephalen noch großenteils auf einer niedrigen Kulturstufe standen und ihre Toten nicht sorgfältig bestatteten, so daß ihre Ueberreste nicht erhalten blieben. Die Dolichocephalen würden in diesem Falle nur als eine herrschende Schicht zu betrachten sein, die allmählich in der Masse des brachycephalen Volkes aufging, wobei jedoch gewisse Eigenschaften der nordischen Rasse auf die Brachycephalen übergingen. Zu zwei ist zu bemerken, daß diese Annahme doch nur in beschränktem Maße Geltung beanspruchen könnte, da sich in mancher Hinsicht ja auch die nordische Rasse als die stärkere erwiesen hat, z. B. bezüglich der

---

[1]) Hoelder sagt: Die Behauptung, die Lebensweise ändere die Schädelform, ist eine reine Fiktion. (Zusammenst. der in Württ. vork. Schädelformen, pag. 9). Der Hauptvertreter der Unveränderlichkeit der menschlichen Rassentypen seit der diluvialen Zeit ist Kollmann, der seinen Ansichten neuerdings wieder im Globus, 82, No. 24, Ausdruck gegeben hat.

Augen- und Hautfarbe, die Brachycephalen jedoch in vielen Gegenden nur in der Form des Schädels und da wieder hauptsächlich des Hinterkopfes den Sieg davongetragen haben. Die unter drei ausgesprochene Auffassung wird hauptsächlich von Lapouge und Ammon verfochten (les selections sociales und die natürliche Auslese beim Menschen). Als im Sinne der Auslese wirksame Kraft wird von beiden Gelehrten für frühere Zeiten hauptsächlich der kriegerische Geist des nordischen Menschen verantwortlich gemacht, der infolge desselben mehr der Vernichtung ausgesetzt war als der friedlichere Rundkopf. Für die neuere Zeit soll an die Stelle dieser kriegerischen negativen Auslese die Ausmerzung der Langköpfigen durch die Schädlichkeiten des großstädtischen Lebens getreten sein, da sie in höherem Maße den städtischen Zentren zustreben sollen als die Rundköpfe. Es ist nicht möglich, in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes auf eine eingehende Diskussion dieser schwierigen Materie einzugehen; nur so viel sei bemerkt, daß die von Lapouge und Ammon beigebrachten Tatsachen von großer Bedeutung sind und daher eine eingehende, auf möglichst breiter Basis durchgeführte, vorurteilslose Untersuchung der einschlägigen Verhältnisse äußerst wünschenswert erscheint. Vorläufig wäre es verfrüht, einer der drei Hypothesen den Vorzug zu geben. Uebrigens schließen sie sich gegenseitig nicht aus und es ist ganz gut möglich, daß alle angeführten Umstände zusammen bei der Ausgestaltung der heutigen Verhältnisse mitgewirkt haben.

Die Bevölkerung Europas, das sei hier am Schlusse des allgemeinen Teiles noch einmal hervorgehoben, besteht also gegenwärtig größtenteils aus Mischlingen verschiedenen Grades zwischen den drei europäischen Hauptrassen oder -Rassengruppen. Rassenmischung ist die Regel, Rassenreinheit aber die Ausnahme.

2. Spezieller Teil.

Die germanischen Länder.

Von allen Gebieten germanischer Zunge ist **Skandinavien** auch der Rasse nach am ausgesprochensten germanisch. Hier hat noch die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung jene Merkmale bewahrt, die in Tacitus' klassischer Schilderung die alten Germanen auszeichneten, hier ist auch noch der Schädel- und Gesichtstypus fast unverändert erhalten geblieben, den uns die Darstellungen auf der Colonna Antonina vor Augen führen. Schweden und Norwegen sind in anthropologischer Beziehung, was Gegenwart und was Vergangenheit anbelangt, ziemlich genau durchforscht. Die eingehende Behandlung des vorgeschichtlichen Schädelmateriales durch den jüngeren Retzius hat zu dem früher schon von Düben ausgesprochenen Resultate geführt, daß sich die Bevölkerung Schwedens seit der jüngeren Steinzeit in Bezug auf die Rasse nicht geändert hat und daß die heutigen Schweden als die Nachkommen der schwedischen Neolithiker zu betrachten seien (Crania Suecica antiqua, Referat, Zentralblatt, 1901). In allen Perioden der Vorgeschichte waren brachycephale Schädel eine große Seltenheit, die Langköpfigkeit fast ausschließlich vorherrschend. Zu demselben Ergebnisse für die Gegenwart führten die von Retzius

und Hultkranz an 45000 Wehrpflichtigen vorgenommenen Erhebungen. 87 pCt. der Untersuchten haben einen Kopfindex unter 80, gehören also zu den Langköpfen. Allerdings ist eine beträchtliche Anzahl davon nicht ausgesprochen dolichocephal, sondern mesocephal. Es gewinnt jedoch immer mehr an Wahrscheinlichkeit, daß die Mesocephalen überhaupt nichts anderes sind als eine etwas breitere Variation der Dolichocephalen (so auch Sergi) — die Natur weiß eben nichts von den willkürlich geschaffenen Indexstufen — und nur dann als Mischlinge aufzufassen sind, wenn sich auch im Schädelbau gewisse Abweichungen vom typischen Langkopf finden, wie das z. B. bei der Hügelgräberform Eckers der Fall ist, deren Indices aber auch schon zum Teil in den Bereich der Brachycephalie fallen. Der mittlere Index beträgt in Schweden 77,85. Nach entsprechender Reduktion[1]) zeigt er nur eine ganz unbedeutende Erhöhung gegenüber dem aus dem prähistorischen Schädelmateriale gewonnenen Durchschnitte, die vielleicht daher stammt, daß wir es in letzterem Falle nur mit einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Einzelbeobachtungen zu tun haben.

Die Langköpfe sind jedoch nicht gleichmäßig verteilt. Am reinsten von kurzköpfiger Beimischung sind einige Binnenlandschaften des mittleren Schweden (Dalsland, Södermanland, Dalarne, Herjeådalen, Nerike, Westmanland), wo Brachycephale nur in der Zahl von 5 bis 8 pCt. vorhanden sind. Von hier aus steigt ihre Menge in der Richtung nach Norden und nach Süden an, um in Lappmarken 23 pCt. und im südlichen Küstengebiete zirka 20 pCt. zu erreichen. Es handelt sich im Norden jedenfalls um den Einfluß von Lappen und Finnen, im Süden vielleicht um ein Resultat des hier sehr regen Seeverkehrs.

Die mittlere Größe der gemessenen Wehrpflichtigen beträgt fast 171 cm, wobei zu bemerken ist, daß die schwedischen Jünglinge mit 21 Jahren ihr Wachstum noch nicht vollendet haben. 60 pCt. gehören zu den Großen, d. h. sie sind 170 cm und darüber. Auch hier macht sich im Norden wieder der Einfluß des lappischen Elementes durch Herabdrückung der Durchschnittsgröße um 2 cm geltend.

Blonde Haare sind mit 75 pCt. vertreten, ausgesprochen schwarze mit kaum 1 pCt., der Rest entfällt auf die braune Farbe verschiedener Abstufungen. Blaue oder blaugraue Augen besaßen 66,7 pCt., reindunkle nur 4,5 pCt., während der Rest als gemischt bezeichnet wird, in welche Gruppe wohl auch graue Augen eingerechnet sein dürften. Der Strich langköpfiger Bevölkerung in der Mitte Schwedens zeigt auch die hellsten Farben und es ist kein Zweifel, daß hier die nordische Rasse am reinsten erhalten ist. (Wilser, Naturwissensch. Wochenschrift, N. F. I, No. 29, Bull. de la soc. d'Anthr., 1901.)

Nicht so einheitlich ist die Bevölkerung Norwegens. Freilich wird auch hier der Osten und die Mitte des Landes von Dolicho- und Mesocephalen bewohnt, die südlichen und westlichen Küstenstriche aber weisen zum Teil relativ hochgradige Brachycephalie auf. In den ausgesprochen dolichocephalen Landesteilen herrschen auch

---

[1]) Nach der Vorschrift Brocas muß man vom Kopfindex zwei Einheiten abziehen, um den Index des knöchernen Schädels zu gewinnen. Gegen dieses Vorgehen wurden jedoch Einwendungen erhoben. Wahrscheinlich ist der oben angegebene Betrag zu groß.

die hellen Farben und hohe Gestalt vor. Das Gesicht ist bei dieser Bevölkerung lang, die Nase lang, scharf, leicht konvex, die Stirn nicht sehr breit und ziemlich fliehend. Wir haben es also mit dem reinen nordischen Typus zu tun. Ganz anders in den brachycephalen Landesteilen. An der Südküste beginnt die Brachycephalie in der Gegend von Christiansand, um südlich von Stavanger in der Landschaft Jäderen ihren Höhepunkt zu erreichen. Unter 1369 von Arbo gemessenen jungen Männern von 22—23 Jahren befanden sich nur 18,4 pCt. Dolicho- und Mesocephale. Fast 28 pCt. waren hyperbrachycephal (Index über 85). Es sind das Zahlen, die fast vollständig den von Weisbach für einige deutsch-österreichische Alpenländer gefundenen entsprechen. Auch bezüglich der Farbenmerkmale weicht Jäderen stark vom übrigen Norwegen ab. Blonde und Dunkle halten sich hier ungefähr die Wage, die Schwarzhaarigen sind mit beinahe 7 pCt. vertreten. Die Augen allerdings sind auch hier vorwiegend blau, wieder ein Beweis dafür, daß nicht alle Eigenschaften einer Rasse gleichmäßig vererbt werden müssen. Ripley bringt Seite 208 und 209 drei Bilder von Bewohnern Jäderens. Zwei davon (No. 57 und 66) stellen annähernd reine Typen dar. Der in Bild No. 57 abgebildete junge Mann gehört bis auf seine etwas stumpfe Nase dem nordischen Typus an, während der andere mit seinen ziemlich starken Backenknochen, seinem kurzen Gesichte und der kurzen Stumpfnase weit davon abweicht. Näher als mit dem nordischen Typus ist er jedenfalls mit den unter No. 59 und 60 abgebildeten Lappen verwandt, wenn auch eine gewisse Abschwächung der bei jenen extrem ausgebildeten Rassenmerkmale nicht zu verkennen ist. Es soll übrigens damit nicht behauptet werden, daß die Jäderner Brachycephalen von Lappen abstammen. Das dritte Bild (No. 64) stellt einen Mann dar, der zwischen den beiden anderen ungefähr die Mitte hält. Es sind durchaus Typen, die uns Mitteleuropäer sehr vertraut anmuten, da wir ihnen ja tagtäglich begegnen.

Die Brachycephalie nimmt von Jäderen nordwärts allmählich wieder ab. In Ryfilke z. B., nördlich von der Bucht von Stavanger, wohnt eine Bevölkerung, unter der man schon echte Wikingergestalten antrifft. Weiter im Norden zieht sich vom Nordufer des Sognefjordes an der Küste und den ihr vorgelagerten kleinen Inseln ein ganz schmaler Streifen brachycephaler Bevölkerung bis zum Tronthjemfjord hin, wo wieder Meso- und Dolichocephale die Mehrheit gewinnen. Die Durchschnittsgröße ist in den brachycephalen Gebieten etwas geringer; ferner hat Arbo gezeigt, daß die rundköpfigsten Menschen meist kleinere Statur besitzen und zu dunkler Komplexion neigen. Wie sehr jedoch diese ganze Bevölkerung von dem Blute der nordischen Rasse durchsetzt ist, geht, abgesehen von den vielen blauen Augen, auch daraus hervor, daß die Kinder meist hellbraune, ja sogar flachsblonde Haare besitzen, die dann bei fortschreitendem Alter dunkler werden. (Ripley.) Es sind, um es nochmals zu betonen, hier alle jene Erscheinungen zu beobachten, die uns bei den Mischlingsvölkern Mitteleuropas noch beschäftigen werden[1].

[1]) Arbo, Beiträge zur physischen Anthropologie der Norweger, deutsch nach Mesdorf in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1885; Die anthropologischen Verhältnisse im südwestlichen Norwegen, Referat, Archiv 23, pag. 646. Ferner Archiv für Anthropologie, 1897, pag. 685, Revue d'Anthr. 1887, pag. 257.

Es hat den Anschein, daß die Besiedlung Norwegens durch die Menschen von nordischem Typus vom Südosten, d. h. von der Gegend von Christiania ausgegangen sei, wo die norwegische Zone reingermanischer Bevölkerung mit der gleichgearteten schwedischen in Verbindung steht. Die Vorfahren der nunmehr in die südlichen und westlichen Küstengegenden zurückgedrängten Brachycephalen sind wohl schon in neolithischer Zeit in den Norden gekommen (Arbo, Internationales Zentralblatt, 1902); auch in Dänemark lassen sich in der heutigen Bevölkerung ihre Spuren noch nachweisen. Aus der Kreuzung dieser Brachycephalen mit der nordischen Rasse dürfte der im ersten Teile erwähnte Borreby-Typus hervorgegangen sein, zu dem sich gewiß in den brachycephalen Teilen Norwegens noch heute Analogien auffinden lassen werden.

Ueber **Dänemark** sind wir bei weitem nicht so gut unterrichtet als über die skandinavische Halbinsel. Die Erhebungen Soren Hansens an 2000 erwachsenen Dänen lassen uns erkennen, daß auch hier dunkle Augen zu den größten Seltenheiten gehören (zirka 3 pCt.), während die lichten mit 76 pCt. vertreten sind. In entschiedenem Widerspruche dazu steht es aber, wenn die Statistik nur 17 pCt. blonder und 15 pCt. dunkler Haare ergibt, die übrigen aber als „mittel" bezeichnet werden. Wir haben es hier wahrscheinlich mit einer nicht sehr glücklichen Abgrenzung der blonden Haarfarbe zu tun. Es ist nämlich so gut wie unmöglich, daß zwischen den ausgesprochen blonden Skandinaviern und den auch noch sehr blonden Norddeutschen ein relativ so dunkles Volk wohnen soll, das aber dabei doch wieder bezüglich der Augenfarbe und der Schädelform den Nachbarn so außerordentlich nahe steht. Denn auch in letzterer Beziehung gleichen die Dänen den Skandinaviern, auch bei ihnen ist die lange Kopfform vorherrschend.

Es ist eine merkwürdige, aber leider nicht abzuleugnende Tatsache, daß das auf fast allen Gebieten der Wissenschaft so hervorragende **Deutsche Reich** zu den anthropologisch am wenigsten durchforschten Ländern gehört. Die prähistorische Anthropologie ist allerdings auch hier sehr intensiv betrieben worden, die heutige Bevölkerung ist aber leider zu kurz gekommen. Die Bedeutung der großen Schulkinderstatistik soll gewiß nicht unterschätzt werden, doch sind ihre Ergebnisse mit den in anderen Ländern an Erwachsenen gewonnenen nicht vergleichbar. Ueber die Verteilung der Schädelformen sind wir vollends nur sehr fragmentarisch unterrichtet und die Phantasie hat auf diesem Gebiete noch freiesten Spielraum. Es gibt im ganzen Reich überhaupt nur ein Gebiet, das wir anthropologisch genau kennen. Es ist das Großherzogtum Baden, wo von einer eigenen Kommission, deren Schriftführer Otto Ammon war, eine sehr genaue Erhebung anthropologischer Merkmale vorgenommen worden ist. Besser als im Deutschen Reiche steht es in den deutsch-österreichischen Ländern, um deren anthropologische Durchforschung sich Weisbach große Verdienste erworben hat. Im folgenden soll nun, soweit es das Material erlaubt, eine Uebersicht der anthropologischen Verhältnisse Deutschlands gegeben werden.

Für Schleswig-Holstein ergab die Schulkinderstatistik die sehr bedeutende Zahl von 80 pCt. Blondhaarigen, 83 pCt. Helläugigen, von

denen 50 pCt. blaue Augen besaßen. Dunkeln auch die Haare mit fortschreitendem Alter nach, so ist doch anzunehmen, daß die erwachsene Bevölkerung überwiegend blonde und lichtbraune Haare besitzt, womit ja auch das allgemeine Urteil übereinstimmt. Ueber Körpergröße und Schädelform der Schleswig-Holsteiner sind wir recht gut unterrichtet durch eine Arbeit Meisners (Archiv, 18, pag. 101). Er hat durch Messungen an einem nicht unbedeutenden Materiale konstatiert, daß in dem nördlichsten Gebiete Deutschlands die Langköpfe vorherrschen. Brachycephalie ist nur zu 25 pCt. vertreten, allerdings schon fast doppelt so stark wie in Schweden. Auch hier fällt die Hauptmasse der Langköpfe in die Klasse der Mesocephalen. Die wenigsten Kurzköpfe weist der dänische Teil auf (13 pCt. wie in Schweden), während in den anderen Landesteilen ihre Zahl zwischen 18 und 31 pCt. schwankt. Die meisten Bewohner sind also blonde langgesichtige Dolicho- und Mesocephalen, neben dem Langgesicht kommen aber auch breitgesichtige Formen vor. Meisner glaubt innerhalb der schleswig-holsteinischen Bevölkerung zwei Grundtypen nachweisen zu können. Der eine, den er friesisch nennt, zeichnet sich durch hohe Gestalt, blonde Haare, meist blaue Augen, lange Beine, lange Füße, schmales Gesicht, lange, schmale, gebogene Nase aus, zeigt also dieselben Merkmale, die in den germanischen Teilen Skandinaviens vorherrschen. Der andere Typus ist klein, dunkel pigmentiert, zeigt großen Schädel, auffallend breites Gesicht, breite, doch gerade Nase. Die Beine sind kurz, die Füße breit. Dieser Typus kommt häufig in jenen Gebieten vor, wo holländische Kolonisation stattgefunden hat. Bezüglich der Körpergröße stehen die Schleswig-Holsteiner den Skandinaviern sehr nahe, ihre Durchschnittsgröße beträgt 168—169 cm, die Großen (über 169 cm) sind mit 38—39 pCt., die Kleinen (unter 162 cm) nur mit zirka 13 pCt. vertreten, während die Zahl der Mindermäßigen kaum 2 pCt. erreicht. Die Beziehung zwischen bedeutender Größe und Blondheit, zwischen Mindermäßigkeit und dunklem Typus läßt sich noch nachweisen.

Aehnliche Verhältnisse herrschen auch in Hannover, Oldenburg und Westfalen. Nach Gildemeisters und Virchows Beobachtungen an Schädeln sowie nach Beddoes Messungen an Lebenden beträgt der mittlere Index in diesen Gebieten ungefähr 79 (Ripley, l'Anthrop. 1896, pag. 513 ff.). Auch in der Haar- und Augenfarbe schließen sie sich eng an Schleswig-Holstein an. Dieses nordwestliche Deutschland, im wesentlichen das alte Sachsenland und die unteren Rheingegenden umfassend, dürfte des einzige Gebiet Deutschlands sein, wo der reine Germanentypus überwiegt, überall sonst tritt er zu Gunsten verschiedener, ihm bald näher, bald ferner stehender Mischtypen zurück.

Ueber das östliche Norddeutschland sind wir ausnehmend schlecht unterrichtet. Mecklenburg unterscheidet sich bezüglich der Körperhöhe nur wenig von Schleswig-Holstein, zeigt aber eine geringe Abnahme der hellen Pigmentierung. Ueber den Schädelindex in Ostdeutschland wissen wir so gut wie nichts. Die Körpergröße nimmt hier gegen Osten und Süden ab. Aus den Untersuchungen von Asmus (Schädelform der altwendischen Bevölkerung Mecklenburgs, Archiv, 1902) geht hervor, daß man nicht ohne weiteres alle brachycephalen, breitgesichtigen Elemente Ostdeutschlands als slavisch bezeichnen darf,

die langgesichtigen Dolichoiden aber als germanisch, da auch unter den alten Wenden zahlreiche Langschädel mit länglichem Gesichte existierten.

Wie die Karte bei Ripley (pag. 296) zeigt, sind die kraniologischen Verhältnisse in **Holland** ähnlich wie im benachbarten Norddeutschland. Nur in den Provinzen Holland, Utrecht und Seeland zeigt sich höhere Brachycephalie. Freilich sind die etwa 800 Einzelbeobachtungen für eine Bevölkerung von fast fünf Millionen nicht zureichend, auch verteilen sie sich nicht gleichmäßig über das ganze Land. Sicher ist jedoch, daß im größten Teile Hollands der nordische blonde Typus mit länglichem Gesicht überwiegt, allerdings mit einer gewissen Hinneigung zur Brachycephalie (Durchschnittsindex 79—80). In den oben genannten westlichen Provinzen ist jedoch Brachycephalie vorherrschend in einem Streifen, der nördlich von Amsterdam beginnt und sich, ohne die Seeküste irgendwo zu erreichen, bis auf die die Provinz Seeland bildenden Scheldeinseln erstreckt. An einigen Stellen steigert sich die Brachycephalie zu wahrer Rundköpfigkeit, z. B. auf der Insel Süd-Beveland. In diesen Gegenden herrscht auch dunklere Komplexion, die Körpergröße ist geringer, die Gesichter erscheinen breiter. Betrachten wir die Bilder der alten niederländischen Meister und die Portraits berühmter Niederländer, so begegnen wir ebenfalls den beiden reinen Typen, neben ihnen aber einer Reihe von Mischformen, die bald dem einen, bald dem anderen Typus näher stehen. Rembrandts Regentenstück, „Anatomische Vorlesung", zeigt uns fast ausschließlich Angehörige des nordischen Typus, derselbe herrscht auch vor in dem Doelenstück von Franz Hals „Die Offiziere der St. Georgs-Schützen", während z. B. in Adrian van Ostades „Messergefecht" der kleine, vierschrötige, kurzgesichtige Rundkopftypus fast allein vertreten ist. Franz Hals selbst gehört, nach seinem Portrait zu urteilen, ebenfalls diesem an, während Rembrandt einen Mischtypus darstellt. Unter den Staatsmännern repräsentieren z. B. die unglücklichen Brüder de Witt den germanischen Typus, während sich im Gesichte des Vizeadmirals Kortenaar Spuren einer Kreuzung mit dem kurzköpfigen Typus erkennen lassen. (Abbildung in Velhagen & Klasing, 1902.) Auch die Kombination des nordischen Gesichts mit dem kurzen Schädel kommt vor, wie man an dem bei Ripley (pag. 298) abgebildeten seeländischen Bauern beobachten kann.

Es sei hier gestattet, kurz auf eine Streitfrage hinzuweisen, deren Gegenstand der friesische Typus ist. Virchow stellte nämlich die Behauptung auf, daß die Germanen ursprünglich rassenhaft nicht einheitlich gewesen seien und wies zum Beweis dessen auf die Friesenschädel hin, welche sich von den Reihengräberschädeln durch größere Flachheit (Platycephalie) und eine gewisse Hinneigung zur Brachycephalie unterschieden (Berl. Akadem., 1876). Von Hoelder hat diese Auffassung schon im Jahre 1880 auf das schärfste bekämpft und ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen (Archiv, XII, pag. 315). In letzter Zeit hat A. Folmer (Archiv, XXVI) den Nachweis erbracht, daß die Germanen in den Niederlanden ursprünglich genau denselben Typus besaßen, wie überall und die bei der heutigen Bevölkerung zu beobachtenden Abweichungen allein auf die Beimischung brachycephaler Elemente zurückzuführen seien.

In **Belgien** steht die flämische Bevölkerung der nordwestdeutsch-holländischen sehr nahe, der mittlere Index schwankt, soweit aus den nicht sehr zahlreichen Beobachtungen Houzés gefolgert werden kann, zwischen 78 und 80 (Karte bei Ripley, pag. 162). Auch hier nimmt die Brachycephalie gegen die Küste zu (Flandern besitzt einen höheren Durchschnittsindex als Antwerpen und Limburg), ohne jedoch irgendwo zu größerer Bedeutung zu gelangen, Gegenden mit extrem brachycephaler Bevölkerung, wie die holländische Provinz Seeland, finden sich hier nicht. Anders liegen die Verhältnisse im wallonischen Landesteil. Hier zeigt keine Provinz einen Durchschnittsindex unter 80, in Luxemburg erreicht er sogar die Höhe von 83. Der Unterschied zwischen Flämen und Wallonen kommt auch in der Körpergröße zum Ausdruck. Während in den germanischen Teilen des Landes die mittlere Höhe zwischen 166 und 167 cm schwankt, beträgt sie in den romanischen nur 164—165 cm. Auch in den Farbenmerkmalen hat die Schulkinderstatistik einen Gegensatz zwischen den beiden Volksstämmen ergeben. Die hellen Farben kommen nämlich in den germanischen Landesteilen ungefähr um 10 pCt. häufiger vor, als in den wallonischen. (Siehe die Karten bei Ripley, pag. 162 und 161.) Wir haben hier einen der seltenen Fälle vor uns, wo sich Sprach- und Typengrenze fast vollständig decken. Freilich ist der Gegensatz nur ein relativer. Beide Völker sind aus denselben Bestandteilen zusammengesetzt, jedoch ist bei den Flämen der nordische Rassenbestandteil bedeutend stärker vertreten als bei den Wallonen. Unter den letzteren findet sich ein Schädeltypus, den Beddoe (the races of Britain) mit dem round barrow-Typus vergleicht. Wir haben ihn im I. Teil als eine Mischform zwischen der nordischen und der brachycephalen Rasse aufgefaßt. Neben ihm kommt bei den Wallonen auch die reine, mongoloide Form der Brachycephalen vor, wie schon früher bemerkt wurde. Die wallonische und die seeländische Brachycephalie dürften wohl einst im Zusammenhang gestanden haben, jedoch durch die germanische Invasion in zwei Teile auseinandergerissen worden sein.

Ein klares Bild der anthropologischen Verhältnisse **Mittel- und Süddeutschlands** kann man gegenwärtig noch nicht entwerfen. Soviel kann jedoch jetzt schon gesagt werden, daß es ziemlich bunt ausfallen müßte. Können wir auch im großen und ganzen gegen Süden eine Zunahme der Brachycephalie und der dunklen Farben konstatieren, so sind doch auffallende landschaftliche Unterschiede vorhanden. Der mittlere Index z. B. schwankt zwischen Subdolichocephalie und Hyperbrachycephalie (siehe Denikers Karte im Globus, 77), auch Körperhöhe und Komplexion wechseln von Landschaft zu Landschaft. Um den Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands deutlich zu machen, seien hier die Ergebnisse der Schulstatistik für Braunschweig und Niederbayern einander gegenübergestellt. In ersterem Lande waren 81 pCt. der Schulkinder blond, 79 pCt. lichtäugig, 41 pCt. gehörten dem reinblonden (blaue Augen und blonde Haare) und kaum 8 pCt. dem dunklen Typus (braune Augen, braune oder schwarze Haare) an, in Niederbayern waren jedoch nur 47 pCt. blondhaarig, 64 pCt. helläugig, der reinblonde Typus war nur durch 14 pCt., der dunkle aber durch 24 pCt. vertreten.

Das bestdurchforschte Gebiet Süddeutschlands ist dank der eifrigen Arbeit Otto Ammons das Großherzogtum Baden. Dieser Forscher hat die Resultate der statistischen Aufnahme in mustergültiger Weise veröffentlicht (Zur Anthropologie der Badener, 1899). Die auffallendste Erscheinung ist das vollständige Zurücktreten des Langkopfes (nur zirka 11 pCt. besitzen einen Index unter 80) bei trotzdem recht bedeutenden Prozentsätzen heller Haare und Augen (43 pCt. und 65 pCt.). Aehnliches haben wir schon im südwestlichen Norwegen kennen gelernt und nahmen dort die ungleichmäßige Vererbung verschiedener Merkmale als Ursache an, doch dürfte auch die negative Auslese der Langköpfigen hier ihren Einfluß geltend gemacht haben.

Die Bewohner Badens können kurz auf folgende Weise charakterisiert werden: Die vorherrschende Schädelform ist brachycephal (mittlerer Index 84), die Hyperbrachycephalen (Index über 85) übertreffen an Zahl die Langköpfe weitaus (40 pCt. : 11 pCt.), die mittlere Körperhöhe übersteigt um weniges 165 cm, die Kleinen (unter 162 cm 27,6 pCt.) sind etwas zahlreicher als die Großen (über 170 cm 23,5 pCt.), die extremen Farben blond mit rot und schwarz[1]) stehen sich mit 43 pCt. und 18 pCt. gegenüber, während der Rest auf die Braunhaarigen entfällt; helle Augen sind mit 64,5 pCt. vertreten (darunter 41 pCt. blaue), die reindunklen betragen nur 12,6 pCt. Auffallend ist, daß der reinblonde Typus der weitaus stärkst vertretene ist (fast 25 pCt.), sein Gegenstück, der rein dunkle Typus (braune Augen, schwarze Haare, braune Haut) aber nur 2 pCt. ausmacht. Nehmen wir zum dunklen Typus auch noch die Individuen mit braunen Haaren und weißer Haut hinzu, so kommen wir noch nicht auf die Hälfte der Zahl des blonden Typus (11 pCt.). Es ist also klar, daß der dunkle Typus viel stärker zersetzt ist als der blonde.

Die Verteilung der Merkmale ist durchaus keine gleichmäßige, ohne daß sich aber ein klar ausgesprochener Zusammenhang zwischen der geographischen Beschaffenheit des Landes und der anthropologischen Beschaffenheit der Bevölkerung erkennen ließe. So schwankt der mittlere Schädelindex in den verschiedenen Bezirken von 81,6 in Mannheim bis zu 86,5 in dem Schwarzwaldbezirke Wolfach, die Zahl der Blondhaarigen zwischen 28 pCt. im Bezirk Karlsruhe und 68 pCt. im Bezirk Weinheim an der hessischen Grenze. Ebenso steht es mit den übrigen Merkmalen. Eine nähere Beziehung zwischen ehemals in den Grundtypen vereinigten Eigenschaften läßt sich nur in geringem Grade nachweisen. Deutlich erscheint eine solche noch bei den Farbenmerkmalen: Es verbinden sich mit Vorliebe helle mit hellen Augen-, Haar- und Hautfarben, dunkle mit dunklen. Eine Beziehung zwischen Größe und Kopfform erscheint nur ganz undeutlich, zwischen Farbenmerkmalen einer- und Gestaltmerkmalen andererseits lassen sich überhaupt keine Beziehungen mehr nachweisen, sie sind bunt durcheinander gewürfelt, so daß man auf Grund der gegenwärtig in Baden herrschenden Verhältnisse keineswegs zu dem Schlusse gelangen könnte, daß Rundköpfigkeit, geringere Körperhöhe und dunkle Färbung, Langköpfigkeit, Größe und helle Färbung ursprünglich zusammen-

[1]) Die sehr Dunkelbraunen wurden den Schwarzhaarigen zugerechnet.

gehörten. Ja in manchen Gegenden scheint sogar eine förmliche Verschränkung der Merkmale eingetreten zu sein. Im Bezirke Wolfach z. B. herrscht die geringste Durchschnittsgröße (161,4 cm), die größte Rundköpfigkeit (70 pCt. Hyperbrachycephale gegen 4 pCt. Langköpfe), trotzdem sind die blonden Haare mit fast 55 pCt. (weit über dem Mittel), der reinblonde Typus mit fast 34 pCt. vertreten. Es hat sogar den Anschein, daß gerade die kleinen, rundköpfigen Leute hier besonders häufig helle Komplexion besitzen. Wie unter solchen Umständen begreiflich, sind die reinen Typen in Baden außerordentlich selten, während Mischtypen der verschiedensten Art vorherrschen. Nach Ammons Berechnung gehören dem reinen nordischen Typus nur 1,45 pCt., dem unvermischten rundköpfigen aber gar nur 0,4 pCt. der Bevölkerung an. Ammon glaubt in dem Gemenge auch noch eine Spur des kleinen, langköpfigen, dunklen, mittelländischen Typus nachweisen zu können.

Eine so eingehende und alle Teile des Landes gleichmäßig berücksichtigende Statistik besitzen wir leider für die anderen Gebiete Süddeutschlands nicht, doch liegen die Arbeiten Blinds und Brandts über die Anthropologie des Reichslandes, die langjährigen Studien von Hoelders in Württemberg und die Forschungen Rankes in Bayern vor.

Im Reichsland scheinen ähnliche Verhältnisse zu herrschen wie in Baden, doch dürfte die Bevölkerung vielleicht ein wenig höher gewachsen, dafür aber weniger hellfarbig sein. Die Schädelform ist auch hier größtenteils brachycephal und war es, was zu betonen wichtig ist, auch schon im Mittelalter. Blind hat 700 aus alten, zum Teil bis ins 14. Jahrhundert zurückreichenden elsässischen Beinhäusern stammende Schädel untersucht und gefunden, daß zirka 15 pCt. länglichen 38 pCt. hyperbrachycephale gegenüberstehen. Die Gesichter sind meist lang, gerade so wie in Baden, doch finden sich immerhin auch niedere Gesichter in beträchtlicher Anzahl (28 pCt.). Den letzteren Typus fand er vorherrschend im Beinhause des lothringischen Ortes Schorbach bei Bitsch, wo die Kombination des breiten Gesichtes mit platter Nase, d. h. also der reine Rundkopftypus durchschlägt. Für Elsaß gilt als Regel, daß die Bergbewohner höchst kurzköpfig sind, während die Bewohner der Ebene einen geringeren Durchschnittsindex besitzen. (Referat L'Anthrop., 1898, pag. 210, und Zentralblatt, 1902, pag. 154.)

Für Württemberg konstatiert von Hoelder, daß im Schwarzwald, sowie im Oberlande die brachycephalen Typen überwiegen, der germanische Typus aber gegen den Neckar hin immer häufiger wird, um in den außerhalb des alten limes gelegenen, größtenteils fränkischen Teilen Württembergs zur herrschenden Form zu werden. In der Mehrzahl sind auch in Württemberg die Mischtypen, die bald der nordischen, bald der rundköpfigen Rasse näher stehen. Durch letztere wird der germanische Typus in der Weise beeinflußt, daß der Schädel kürzer und breiter wird, die Augenbrauenwülste flacher erscheinen, das Gesicht aber eine mehr keilförmige Gestalt erhält. Ein Hervortreten germanischer Eigenschaften ist meist mit bedeutenderer Körpergröße verbunden (Hoelder, Archiv, 1867, Ethnographie von Württemberg; Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, 1876).

Die Durchschnittsgröße der Württemberger unterscheidet sich nicht wesentlich von der der Badener.

In Altbayern finden wir nach Ranke (Beitrag zur physiologischen Anthropologie der Bayern) die brachycephale langgesichtige Form als Haupttypus, neben dem Langköpfe und Breitgesichter fast verschwinden. Ranke hebt ausdrücklich hervor, daß die Gesichtsform der brachycephalen Bayern der des alten Reihengräbertypus entspricht. Im Donautale hat von Hoelder das häufige Auftreten einer rundköpfigen Form mit breitem Gesichte nachgewiesen, die auch in der Oberpfalz und in Oberfranken vorkommt, während in Unterfranken sich echte Langköpfe in größerer Zahl finden, deren Gesicht aber meist bei stark entwickelten Augenbrauenbogen eine niedere Form zeigt. Hier sowie im bayrischen Hochlande ist die Körpergröße am bedeutendsten, während sie bezeichnenderweise im Donautale weit zurücksteht. Wir haben es wohl auch in Bayern mit verschiedenen Kombinationen der beiden Grundtypen zu tun.

Die ebenfalls von dem bayrischen Stamme besetzten **österreichischen Alpenländer**[1]) unterscheiden sich mit Ausnahme Tirols von Altbayern hauptsächlich durch den weit niedrigeren Durchschnittsindex sowie durch eine größere Zahl von Langköpfen. Während die Untersuchungen Rankes für Ober- und Niederbayern einen durchschnittlichen Kopfindex von ungefähr 85 ergaben, schwankt er in den bayrisch-österreichischen Ländern zwischen 81,7 (in Kärnten) und 82,9 (in Steiermark), in keinem Bezirke fällt er in die Gruppe der Rundköpfigkeit, sinkt aber bis hart an die Grenze der Langköpfigkeit[2]). Während in Altbayern nur etwa 17 pCt. dolichoider Schädel (unter 80) gefunden wurden und diese Zahl sogar noch zu groß erscheint, da es sich um Maße am knöchernen Schädel handelt, steigt ihre Menge in manchen Gegenden des bayrisch-österreichischen Gebietes auf 30 pCt. und darüber (z. B. in Kärnten und in Wien und Umgebung). Die Zahl der Hyperbrachycephalen hält der der Dolichoiden ungefähr die Wage. In Niederösterreich und Kärnten sind letztere, in Oberösterreich, Salzburg und besonders in Steiermark erstere in der Mehrzahl. Die meisten Fälle kommen in den verschiedenen Kronländern auf die Indices von 82 und 83.

Die Körpergröße ist ziemlich bedeutend, allerdings wird sie von Weisbach etwas zu groß angegeben, da nur Soldaten, nicht alle Wehrpflichtigen gemessen und daher die Mindermäßigen nicht berücksichtigt wurden. Am größten sind die Kärntner mit 169 cm Durchschnittsgröße, am kleinsten die Oberösterreicher, die mit fast 167 cm jedoch auch noch immerhin mehr als Mittelgröße erreichen. Der Unterschied zeigt sich auch bei einer anderen Betrachtungsweise: In Kärnten sind die Großen (170 und darüber) mit fast 47 pCt., die Kleinen (unter 160) nur mit 4½ pCt. vertreten, während unter den Oberösterreichern neben 29 pCt. Großen 10 pCt. Kleine vorhanden sind. Die übrigen Kronländer

---

[1]) Weisbach: Oberösterreicher, Salzburger, Steirer, Kärntner in Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft, 1894, 1895, 1898, 1900; Niederösterreicher in Mitteilungen des Militär-Sanitäts-Komitees, Wien, XI.

[2]) Den höchsten Durchschnittsindex besitzt der niederösterreichische Bezirk Waidhofen an der Thaya (84,8), den niedrigsten der ehemalige Bezirk Hernals bei Wien (80,8).

liegen zwischen diesen Extremen, und zwar in nachstehender Reihenfolge: Steiermark, Niederösterreich, Salzburg. Die Bevölkerung ist hier also über mittelgroß und besitzt eine nicht unbedeutende Anzahl großer Leute, stimmt also in dieser Beziehung mit der des bayrischen Oberlandes und Deutsch-Tirols überein.

Bezüglich der Haar- und Augenfarben ergibt der Vergleich zwischen der Schulkinderstatistik und den Erhebungen Weisbachs das sehr sonderbare Resultat, daß sie sich für einige Gebiete geradezu widersprechen. Nach der ersteren erscheint nämlich die Bevölkerung Niederösterreichs und Steiermarks verhältnismäßig blond, die Kärntens und Salzburgs dagegen ziemlich dunkel, nach Weisbach sind aber die Kärntner viel häufiger blond oder hellbraun als die Niederösterreicher und Steirer, während die Salzburger eine Mittelstellung einnehmen. Nur Oberösterreich ist nach beiden Statistiken ein Land mit überwiegend blonder Bevölkerung. Wie sollen wir uns diese Erscheinung erklären? Ein Zufall scheint bei dem großen Material unwahrscheinlich: Die Zahl der Schulkinder dürfte nämlich nach Hunderttausenden zählen, die Untersuchungen Weisbachs erstrecken sich auf 10 834 Mann. Man darf jedoch nicht vergessen, daß das Material ein sehr verschiedenes ist. Abgesehen vom Nachdunkeln ist zu bedenken, daß die Schulerhebungen beide Geschlechter umfassen, was bei den Arbeiten Weisbachs natürlich nicht der Fall ist.

Der von Weisbach als hellbraun bezeichnete Farbenton fällt fast vollständig noch in die Gruppe der blonden Haare der badischen Statistik. Er nennt nämlich die landläufig als dunkelblond bezeichneten Abstufungen hellbraun und läßt nur die ins Gelbliche ziehenden Schattierungen als blond gelten. Wir wollen daher hier die hellbraunen Haare mit den eigentlich blonden als helle bezeichnen, denen die braunen und schwarzen als dunkle gegenüberstehen. Unter schwarzen Haaren versteht Weisbach die bei jeder Beleuchtung schwarz erscheinenden, sie können daher mit denen der badischen Statistik nicht verglichen werden.

In den bayrisch-österreichischen Ländern[1]) außer Tirol läßt sich nun im großen und ganzen eine Abnahme der helleren Haarfarben von Westen nach Osten konstatieren. Kärnten, Oberösterreich und Salzburg besitzen mehr als 50 pCt. Hellhaarige (Kärnten 55 pCt. — Salzburg 53 pCt. ohne die Rothaarigen), Steiermark mit 49 pCt. bleibt schon etwas zurück und in Niederösterreich erreichen die Hellhaarigen nur mehr 43 pCt. Dieses Kronland ist also hierin ungefähr mit Baden gleichzustellen, während dasselbe von den übrigen weit übertroffen wird. Merkwürdig ist, daß trotzdem die Zahl der dunklen Augen in den österreichischen Ländern (21—32 pCt.) durchwegs größer ist als in Baden (13 pCt.). Da sich der helle Typus Weisbachs mit dem blonden Ammons nicht vergleichen läßt, wurde die Kombination blonder und hellbrauner Haare mit blauen Augen berechnet[2]). Dieser Ammons blondem ungefähr entsprechende Typus ist sehr ungleich verteilt. Kärnten und Oberösterreich besitzen davon ebensoviel wie das Großherzogtum Baden (25 pCt.), in Steiermark ist er schon etwas seltener

[1]) Als Grundlage dienten hier nur die Arbeiten Weisbachs.
[2]) Die Haut wurde dabei nicht berücksichtigt.

(22 pCt.), während er in Niederösterreich auf 17, in Salzburg auf 13 pCt. herabsinkt. Der dunkle Typus schwankt zwischen 23 pCt. in Niederösterreich und 14 pCt. in Salzburg[1]).

Die Verteilung der Farbenmerkmale nach Kronländern gibt kein ganz richtiges Bild, da diese Einheiten viel zu groß sind. Fassen wir alle Farbenmerkmale, welche dem blonden Typus näher stehen, als gemischten hellen Typus zusammen $\left[\frac{\text{blond + hellbraun + (blau + grau)}}{2}\right]$ und entwerfen wir auf Grund der so gewonnenen Durchschnittszahlen eine Karte, so sehen wir drei Zentren der hellen Komplexion: Im nordwestlichen Oberösterreich (besonders der Bezirk Schärding), in Kärnten, schließlich im östlichsten Niederösterreich nördlich der Donau (besonders der Bezirk Groß-Enzersdorf). In diesen Gebieten steigt die Zahl des gemischten hellen Typus meist über 55, hie und da auch über 60 pCt. Das Gegenstück dazu bildet Niederösterreich südlich der Donau, wo er sich fast nirgends über 45 pCt. erhebt, in einigen Bezirken aber sogar unter 35 pCt. sinkt.

Die wichtige Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Merkmalen wurde für die Farben schon beantwortet. Aus den oben mitgeteilten Zahlen geht hervor, daß der blonde Typus in Oberösterreich und Kärnten am wenigsten, in Salzburg aber, wo doch die Summe der getrennt vorkommenden hellen Farbenmerkmale recht groß ist, am meisten zersetzt ist. Es spricht sich dieses Verhältnis auch darin aus, daß die hellbraunen Haare die reinblonden, sowie die grauen Augen die blauen bedeutend übertreffen, ferner, daß mischfarbige Augen hier in großer Zahl auftreten. Eine ausgesprochene Beziehung zwischen den Farbentypen und der Körpergröße ist nicht vorhanden, jedes Kronland verhält sich in dieser Hinsicht anders. Von größter Bedeutung ist es jedoch, daß in den drei nördlichen Kronländern die Dolichoiden nicht unbeträchtlich größer sind als die Brachycephalen, während sie in Steiermark gleiche Größe erreichen, in Kärnten aber etwas zurückbleiben. Dieser Zusammenhang zwischen Körpergröße und Langköpfigkeit deutet darauf hin, daß das langköpfige Element der nordischen und nicht der mittelländischen Rasse zuzurechnen ist. Das scheinbare Verschwinden der Beziehung zwischen Wuchs und Kopfform in Kärnten und Steiermark ist nicht durch kleineren Wuchs der Langköpfigen, sondern durch höheren der Brachycephalen bedingt. Es handelt sich hier wahrscheinlich um eine nicht unbeträchtliche Beimischung von Südslaven, die zugleich brachycephal und hochgewachsen sind. Neben dem nordischen Langkopfe dürfte jedoch in einigen Gegenden, besonders in Niederösterreich doch auch der mittelländische vorkommen. Schon die Tatsache, daß im Südosten dieses Kronlandes auffallend viele Langköpfe vorkommen, dabei aber dunkle Farbenmerkmale sehr häufig sind, lenkt auf diese Vermutung hin. Bestärkt wird sie durch folgende Untersuchung: Die Dolichoiden von hellem Typus sind hier viel größer als die Brachycephalen desselben

[1]) Der dunkle Typus Weisbachs bedeutet etwas ganz anderes als der Ammons. Letzterer versteht darunter nur die Kombination schwarzer Haare mit dunklen Augen und dunkler Haut, während Weisbachs dunkler Typus alle Individuen mit dunklen (auch braunen) Haaren und dunklen Augen ohne Berücksichtigung der Hautfarbe umfaßt. In diesem Sinne gibt es in Baden 11 pCt. Angehörige des dunklen Typus, sonst nur 2 pCt.

Typus (169,7 cm : 167,6 cm), die von dunklem Typus sind aber schon etwas kleiner als die ebenso pigmentierten Brachycephalen (167,5 : 167,8). Greifen wir die Individuen mit dunkler Haut heraus, so sinkt die Größe der Langköpfigen auf 166,3 cm, die der Brachycephalen bleibt aber auf 167,9 cm. Es ergibt sich daraus mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die langköpfigen Elemente in Niederösterreich teils dem nordischen, teils dem mittelländischen Typus angehören. Der Zahl nach dürften die Langköpfigen nordischer Herkunft wohl doch die zahlreicheren sein, da nicht nur die lichthaarigen, sondern auch die dunkelhaarigen (nicht die des dunkeln Typus) Langköpfe sich durch hohe Statur auszeichnen (169,5 und 168,4). Es kann sich also nur um einen geringen Zusatz der kleinen mittelländischen Rasse handeln, deren Einfluß sich eben bei der dunkelhäutigen Gruppe am stärksten geltend macht. Der größte Teil der dunkelhaarigen Dolichoiden verdankt seine Entstehung jedoch wahrscheinlich der Kreuzung des nordischen Typus mit den dunklen Brachycephalen, wobei vom ersteren Langkopf und Größe, von letzteren die Färbung des Haares stammt. Auch in den anderen Kronländern kommen die dunklen Dolichoiden häufig vor, in Salzburg, Steiermark und Niederösterreich gehören die Dolichoiden häufiger dem dunklen Typus an als dem hellen, während in Oberösterreich unter den Langköpfen beide Typen ungefähr gleich stehen, in Kärnten aber unter ihnen der helle weit häufiger vertreten ist. Ob auch außerhalb Niederösterreichs an ein Vorkommen der mittelländischen Rassen zu denken ist, kann nach dem vorliegenden Materiale nicht entschieden werden. Vergleicht man die Häufigkeit heller Farbenmerkmale (unseren gemischten hellen Typus) mit der Zahl der Dolichoiden in den einzelnen Bezirken, so zeigt sich, daß gar keine bestimmte Beziehung obwaltet. Es gibt Bezirke heller Pigmentierung mit sehr vielen und wieder solche mit sehr wenigen Dolichoiden, dasselbe gilt für die dunkleren Bezirke. Eine Entscheidung ist hier weniger von weiteren Messungen, eher von der vergleichenden Physiognomik zu erwarten. Eines aber können wir mit ziemlicher Sicherheit sagen: Ist es auch wahrscheinlich, daß das mittelländische Element vorkommt, so deutet doch die in allen Kronländern recht beträchtliche Durchschnittsgröße der Dolichoiden (167,3—169) darauf hin, daß diese größtenteils der nordischen und nicht der mittelländischen Rasse entstammen.

Nun noch eine zusammenfassende Charakteristik der Bewohner der deutsch-österreichischen Alpenländer (außer Tirol): Die Haarfarbe schwankt zwischen hellstem Blond und Schwarz, doch sind die reinblonden Haare überall weit zahlreicher vertreten als die rein schwarzen, die nirgends 6 pCt. übersteigen; die vorherrschenden Haarfarben sind lichtbraun und braun. Die Farbe des Bartes ist in der Regel heller als die des Haares, weshalb die Mehrzahl der Männer blonde und rötliche Bärte besitzt[1]). Die Augen sind meist hell, bald häufiger blau, bald häufiger grau; die braunen Augen schwanken zwischen 21 pCt. in Salzburg und 31 pCt. in Niederösterreich. Eine recht beträchtliche Zahl erreichen die mischfarbigen Augen, besonders in den Kronländern Salzburg und Niederösterreich, wo die ursprünglichen Typen stark zersplittert sind (26 pCt.). Die Hautfarbe ist meist

[1]) Nicht statistisch belegt, sondern nach dem Augenschein beurteilt.

weiß, doch kommen daneben alle Schattierungen von lichtgelb bis braun vor. Die Körpergröße ist mit Ausnahme Oberösterreichs recht bedeutend und die Zahl der großwüchsigen Leute übertrifft überall weitaus die der Kleinen. Ist auch der Durchschnittsindex brachycephal, so sind doch alle Indices von ausgesprochener Dolichocephalie bis zu hochgradiger Hyperbrachycephalie vertreten, am häufigsten sind mäßig brachycephale Schädel, die nach den Forschungen Zuckerkandels wohl zum großen Teile als Mischprodukte zwischen Langköpfen und reinen Brachycephalen aufzufassen sind (etwa der Hügelgräberform Eckers entsprechend). Die Gesichter sind meist lang und schmal; oft sieht man scharfgeschnittene Gesichter mit Adlernasen. Nicht selten begegnet man Erscheinungen, die mit ihrer mächtigen Gestalt, ihrem ausgesprochen germanischen Gesichtstypus, ihrem reichlichen blonden Bart dem reinen nordischen Typus sehr nahe stehen, wenn ihnen vielleicht auch einige Indexeinheiten zur Langköpfigkeit fehlen. Dieser Typus scheint besonders unter Jägern und Bergführern häufig zu sein. Neben einer Menge von untypischen Mischformen kommt, allerdings sehr selten rein, auch der brachycephale Grundtypus mit den bekannten Merkmalen vor.

In Tirol[1]) ist die Brachycephalie viel bedeutender als in den übrigen deutsch-österreichischen Alpenländern, auch sind die dunklen Farbenmerkmale häufiger. Am meisten durch den nordischen Typus beeinflußt erscheint das Unterinntal sowie merkwürdigerweise ganz besonders das Isel-, Defereggen- und Kalsertal, wo die Bevölkerung zugleich sehr groß sowie relativ hellfarbig und langköpfig ist. Es muß aber hervorgehoben werden, daß man auch in den hochgradig brachycephalen Teilen Tirols immer wieder auf die Kraftgestalten mit germanischem Profile und heller Komplexion trifft[2]). Es handelt sich hier offenbar um eigenartige Mischungsverhältnisse, bei denen ungleiche Vererbung und Selektion mitgewirkt haben dürften. Mit Ausnahme des Zillertales und der eben erwähnten südöstlichen Talgebiete gilt die Regel, daß die oberen Teile der Täler höhere Grade von Brachycephalie aufweisen als die unteren (Ripley, pag. 291). In der Färbung und besonders in der Körpergröße hebt sich das deutsche Sprachgebiet scharf vom romanischen (italienischen und ladinischen) ab, wo die Bevölkerung im Durchschnitt viel dunkler und kleinwüchsiger ist. Die in Südtirol bei der italienischen Bevölkerung ziemlich häufig vorkommende Langköpfigkeit — die Hyperbrachycephalen sind hier viel seltener — gehört wahrscheinlich größtenteils dem mittelländischen Typus an, da gerade in den Bezirken mit vielen Langköpfen die Körpergröße eine recht geringe ist.

Auch in der **Schweiz** deckt sich das Gebiet relativ bedeutender Blondheit annähernd mit dem deutschen Sprachgebiet, wie aus der von Ripley (pag. 284) reproduzierten und ergänzten Karte Beddoes

---

[1]) Toldt, Zur Somatologie der Tiroler, Sitzungsberichte der anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXIV, pag. 77. Die Körpergröße der Tiroler, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft, XXI.

[2]) Eine solche war wohl der vor kurzem verunglückte Bergführer Niederwieser, vulgo Stabeler, der aus dem Tauferer Tal stammte, das eine hochgradig brachycephale Bevölkerung besitzt. Siehe die Schilderung seines Aeußeren bei Th. Wundt, Mitt. d. d.-ö. Alpenvereins, 1902, No. 20.

hervorgeht. Eine Ausnahme macht das deutsche Oberwallis, das sich nicht von dem französischen Unterwallis unterscheidet. Besonders dunkel erscheint der Tessin und die rätoromanische Ostschweiz, ohne daß sich aber hier die eingesprengten deutschen Gebietsteile unterscheiden ließen. Auffallend ist der relativ hohe Grad von Blondheit in dem französischen Genf. Man sollte nun erwarten, daß die blonde Zone der deutschen Schweiz auch eine solche hohen Wuchses sei. Es ist das aber merkwürdigerweise nicht der Fall. Die Durchschnittsgröße ist hier sogar eine recht geringe (163 cm) und sinkt in dem Berner Oberlande trotz gerade hier ziemlich bedeutender Blondheit auf nur 161 cm herunter. Beddoe hat diese eigentümliche Erscheinung auf eine recht ansprechende Weise zu erklären versucht. Er glaubt, daß gerade die dem germanischen Typus näherstehenden hochgewachsenen Männer sich mehr dem Kriegshandwerk zuwandten und so die zahllosen Kriegszüge der Schweizer Söldner ganz allmählich eine negative Auslese bedingt hätten. Die Schädelform ist in der ganzen Schweiz vorherrschend brachycephal, besonders hochgradig in Graubünden (Index 86—88) und im Oberwallis, weiter im Norden — genaue Angaben darüber liegen nicht vor — dürfte die Rundköpfigkeit durch Beimischung langköpfiger Elemente geringer sein, so daß hier ähnliche Verhältnisse herrschen, wie in den deutschen Nachbarländern. Uebrigens hebt His hervor, daß der nordische Typus unter den höheren Klassen noch heute stärker vertreten ist (nach Ripley, pag. 283), was von Hoelder auch bezüglich Württembergs nachgewiesen hat. Die Auflösung des blonden Typus ist in der deutschen Schweiz bei der Masse der Bevölkerung schon sehr weit gediehen. Trotz der 53 pCt. blonder Schulkinder ergab die Statistik für den reinen blonden Typus nur 11 pCt., denen 26 pCt. des dunklen gegenüberstehen. Die blonden Haare sind eben meist mit grauen Augen verbunden, nicht mit blauen, die sehr selten sind. Lehrreich ist es, die bei Ripley, pag. 290 und 291, abgebildeten Typen aus Tirol und der Schweiz mit den Portraits der Norweger (pag. 208 und 209) zu vergleichen. Die Aehnlichkeit der beiden Bauern (No. 58 und No. 97) ist auffallend, obwohl der eine ein langköpfiger Norweger, der andere ein brachycephaler Tiroler ist. Der germanische Gesichtstypus hat sich bei letzterem eben trotz der fremden Beimischung erhalten, wenn auch eine gewisse Verbreiterung und Verkürzung des Gesichtes zu bemerken ist, die aber den Gesamteindruck nicht wesentlich zu beeinflussen vermag.

In den bisher besprochenen Ländern des germanischen Sprachbereiches handelt es sich fast ausschließlich um verschiedene Kombinationen der nordischen und der brachycephalen Rasse. Anders in **Großbritannien und Irland**[1]: Hier ist die Brachycephalie nur unwesentlich vertreten, die auch hier zahlreich auftretenden dunklen Rassenelemente gehören fast ausschließlich der mittelländischen Rassengruppe an. Erinnern wir uns, daß in neolithischer Zeit nicht nur der Süden Europas von dunklen Mittelländern besiedelt war, sondern daß sie auch in Frankreich, ja bis nach Belgien hinein sich ausgebreitet hatten (S. I.), so ist es nicht wunderbar, daß wir ihre Spuren auch auf dem Boden Britanniens verfolgen können. Zahlreiche in den

[1]) Beddoe, The races of Britain, 1885; Sur l'historie de l'indice céphalique dans les îles Britanniques, L'Anthropologie, V.

neolithischen long barrows gefundene Schädel erinnern an Iberer- und Baskenschädel, während andere, wie schon im ersten Teile bemerkt, sich von den germanischen Reihengräberschädeln nicht unterscheiden lassen. Die aus den erhaltenen langen Knochen berechnete Körpergröße beträgt ungefähr 166 cm. Sie ist bedeutender als die jener Völker, bei welchen die mediterranen Rassen dominieren, was ebenfalls auf eine Beimischung des nordischen Typus hindeuten würde. Daß schon sehr frühzeitig nordische Elemente auf den britischen Inseln erschienen sind, darauf läßt auch das Auftreten megalithischer Bauten schließen. Ob wir diese ersten Ankömmlinge der blonden Rasse, die sich mit den eingeborenen Mittelländern mischten, schon als Kelten bezeichnen dürfen, ist wohl sehr fraglich. Die nächste Einwanderung brachte einen neuen, den brachycephalen round-barrow-Typus. Der Komplexion nach dürften diese round-barrow-Leute wohl auch gemischt gewesen sein, doch eher hell als dunkel. In den sogenannten romanobritischen Gräbern tritt ein skandinavischen und Reihengräberformen sehr verwandter Schädel auf, den Beddoe als keltisch bezeichnet. Durch ihn dürfte die eigentlich keltische Schicht der Bevölkerung Großbritanniens repräsentiert sein, die jedoch sprachlich nicht einheitlich war, sondern sich in zwei Zweige spaltete, den gälischen und den britonischen, von denen wahrscheinlich der erstere früher eingewandert war als der letztere. So hatten sich also über die älteste mittelländische Schicht im Laufe der Zeit andere gelegt, welche in manchen Gegenden mehr, in anderen weniger den ursprünglichen Charakter der Bevölkerung veränderten. Die Kaledonier hält Tacitus z. B. wegen ihrer rötlichen Haare und ihrer mächtigen Leiber für Germanen, während die Siluren, die alten Bewohner von Südwales, wegen ihrer dunklen Gesichtsfarbe und ihrer gekräuselten Haare für Abkömmlinge der Iberer galten. Im fünften nachchristlichen Jahrhundert erschienen dann in den Angelsachsen wieder reine Vertreter des nordischen Typus, die die Mischrasse der keltisch sprechenden Bewohner auf den Westen und Norden beschränkten. Verstärkt wurde das nordische Element auch durch die Dänen und Normannen, die sich besonders im Norden und Osten dichter ansiedelten. Normannische Siedler ließen sich auch an der Nord- und Westküste Schottlands und da und dort an der Küste Irlands nieder. In den von Germanen besetzten Teilen Englands waren jedoch auch keltische Volksteile zwischen den neuen Herren des Landes sitzen geblieben und hatten sich mit diesen vermischt. So konnte auch bei den heutigen Engländern das Blut der neolithischen dunklen Rasse zur Geltung kommen. Die französisch-normannische Einwanderung hat sich in zweifacher Richtung bemerkbar gemacht: Dem Adel brachte sie einen Zuwachs von rein nordischem Blute, den unteren und mittleren Schichten wurden jedoch Individuen jener Mischrasse zugeführt, die sich in der Normandie und dem nördlichen Frankreich gebildet hatte und die durch ziemlich helle Färbung bei mehr oder minder brachycephaler Kopfform charakterisiert ist.

Trotzdem nach den britischen Inseln wiederholt Brachycephale eingewandert sind, spielt die Brachycephalie dort so gut wie keine Rolle, sie ist hier von der Langköpfigkeit fast vollständig verdrängt worden, wodurch dieses Gebiet in einem bemerkenswerten Gegensatze

zu Mitteleuropa steht, wo gerade das Umgekehrte der Fall ist. Der mittlere Index schwankt in England zwischen zirka 77 und 79, in Schottland zwischen 76 und 79, in Irland zwischen zirka 77 und 81 (Karte bei Ripley, pag. 304).

Bezüglich der Färbung kann man England nicht zu jenen Ländern zählen, in welchen der reine blonde Typus vorherrscht. Selbst die am meisten germanischen Gebiete des Ostens bleiben in dieser Beziehung weit hinter Nordwestdeutschland zurück[1]). Am häufigsten vertreten ist in allen Teilen des vereinigten Königreiches eine von Beddoe brown genannte Haarfarbe, die die dunkleren Töne von Ammons blond (etwa Weisbachs hellbraun), sowie die helleren Töne von braun der badischen und österreichischen Statistik umfaßt. Charakterisierend ist das Verhältnis der blonden und roten Haare einerseits zu den dunkelbraunen (darks) und schwarzen (blacks) andererseits. In dieser Beziehung lassen sich bemerkenswerte Differenzen beobachten. In Nord- und Ostriding (York) betragen z. B. erstere zusammen zirka 33 pCt., während die dunklen nur mit 18 pCt. vertreten sind. In Wales ist das Verhältnis gerade umgekehrt: Blond und rothaarig sind nur 23 pCt., dunkel 36 pCt. In Schottland ist die Bewohnerschaft des angelsächsischen Niederlandes viel heller, als die des westlichen keltischen Hochlandes. In ersterem stehen sich Helle und Dunkle mit je 32 pCt. gegenüber, während in Argyle und Bute bei nur 13 pCt. Blonden fast 36 pCt. Dunkle gezählt wurden. In Irland sind die hellen Haare seltener, die dunkeln häufiger als in den beiden anderen Reichsteilen (25 pCt. und 37 pCt.), doch zeigen sich auch hier bemerkenswerte Unterschiede. Der Osten ist heller und gleicht ungefähr den westlichen Grafschaften Englands, der Westen aber besitzt sehr dunkelhaarige Bevölkerung. 15 pCt. Blonden stehen hier fast 40 pCt. Dunkle gegenüber.

Höchst widerspruchsvoll erscheint die Verteilung der Augenfarben. In England allerdings ist dieselbe vollkommen normal: Im germanischen Nord- und Ostriding erreichen die hellen Augen annähernd 69 pCt., während sie im Westen (Wales und Cornwall) auf 57 pCt. beziehungsweise 53 pCt. herabsinken. Sehr eigentümlich ist es aber, daß Argyle und Bute mit ihrer dunkelhaarigen Bevölkerung mehr helle Augen (70 pCt.) aufweisen als Nordostengland (Nord- und Ostriding mit 68 pCt.) und auch in Irland (70 pCt.) der Durchschnitt der hellen Augen den für England (61 pCt.) berechneten übertrifft. Diese Erscheinung läßt sich vielleicht auf folgende Weise erklären: In Irland sowie im westlichen Hochschottland haben sich der dunkle und der helle Typus so vollständig durchkreuzt, daß die reinen Typen sehr selten geworden sind. Es bildete sich eine mittlere Form mit braunen Haaren und lichten Augen. Bei den Britonen, den Kelten Englands, ist diese Vermischung nicht soweit gediehen, als bei den gälischen Stämmen, hier hat sich ein beträchtlicher Stock des dunklen Typus (warum, wissen wir nicht) erhalten, der sich nun auch bei der weiteren Mischung mit den Germanen geltend macht. Bei den Nordostengländern ist der rein blonde Typus stark vertreten (25 pCt. in Riding), er repräsentiert den noch unzersetzten germanischen Bestandteil. Der reine dunkle Typus ist nun allerdings in manchen Gegenden Ostenglands selten,

---

[1]) Nach einer brieflichen Mitteilung Herrn Dr. Beddoes.

doch kommt dort dafür recht oft die Verbindung der oben erwähnten mittleren Haarfarbe (brown) mit dunklen Augen vor, eine leichte Modifikation des rein dunklen Typus nach der hellen Seite. Es stehen sich also hier der rein blonde Typus in recht beträchtlicher Zahl und ein etwas abgeschwächter dunkler Typus in ebenfalls bedeutender Zahl gegenüber. Schreitet die Mischung auch hier weiter fort, so dürfte wahrscheinlich das Resultat ein ähnliches sein wie in Irland: Die blonden Haare werden etwas seltener, die hellen Augen häufiger werden. Die Annahme, daß die Britonen einen beträchtlicheren Bestandteil des reinen dunklen Typus enthielten als die Gälen, wird dadurch wahrscheinlich gemacht, daß derselbe noch heute in Wales und Cornwallis höhere Zahlen aufweist als in irgend einem anderen Teile Großbritanniens (23 und 25 pCt.), während er in Irland und den westlichen Hochlanden nur mit 16 pCt. beziehungsweise 13 pCt. vertreten ist. Die Kombination des hellen Auges mit dunklerer Haarfarbe bei Mischungen scheint überhaupt die Regel zu sein.

Die Hautfarbe ist im vereinigten Königreich meist weiß, auch im Westen Irlands.

In der Körpergröße hat das nordische Rassenelement gegenüber dem mittelländischen unbedingt das Uebergewicht erlangt. Auf den britischen Inseln waren schon die Neolithiker nicht eigentlich klein, dann kamen die großen round-barrow-Leute ins Land, nach ihnen fast lauter Angehörige der nordischen Rasse, sicher größtenteils hochgewachsen. Merkwürdigerweise übertrifft an Größe das Mischvolk in Großbritannien sogar die reinrassigen Stammesgenossen in Skandinavien. Die kleinsten Bewohner Englands, die Südwalliser, sind noch immer weit über mittelgroß (168 cm); die Bewohner der schottischen Niederlande aber sind wahre Riesen. Hier schwankt die Durchschnittsgröße zwischen 173 und 178 cm. Nur in wenigen Gebieten des mittleren und westlichen Englands fällt sie unter 170 cm. Irland hält sich ebenfalls durchaus über diesem Mittel[1]).

Im Gesichtstypus lassen sich unzählige Abstufungen vom reinen Mittelländer (No. 137 bei Ripley) bis zum reinen Nordländer (No. 128) unterscheiden. Sehr häufig stehen auch dunkel pigmentierte Menschen dem nordischen Typus sehr nahe (z. B. No. 123 und 124). Auch Wellington zeigte die Kombination von dunkler Färbung mit nordischem Gesichtstypus. Wenn auch selten, findet man doch noch da und dort Vertreter des brachycephalen round-barrow-Typus. Sie fallen auf durch ihr vergleichsweise breites Gesicht, ihre starken Brauenbogen, die derben Züge, die breitere, wenn auch gerade, nicht mongoloide Nase. Zuweilen stehen sie der reinen Form der Brachycephalen sehr nahe, wie z. B. der unter No. 105 bei Ripley abgebildete Bewohner der Shetlands-Inseln. Selbstverständlich herrschen die nordischen Formen in jenen Gegenden vor, die schon durch eine größere Zahl blonder Haare als mehr germanisch gekennzeichnet sind. Der germanische Typus ist auch in England und Irland bei den höheren Klassen häufiger zu finden als bei den unteren, von Schottland scheint dies nicht zu gelten[2]).

---

[1]) Freilich muß bei Beurteilung dieser Angaben berücksichtigt werden, daß England keine allgemeine Wehrpflicht besitzt und daher ein weit weniger verläßliches Material für anthropologische Untersuchungen zur Verfügung steht als in Staaten, wo diese Einrichtung besteht.

[2]) Briefliche Mitteilung Dr. Beddoes. Siehe auch Beddoes The races of Britain.

Die heutigen Bewohner Großbritanniens und Irlands sind also ein Mischvolk, in welchem die blonden und die dunklen Haarfarben sich ungefähr die Wage halten, wobei sich freilich in den angelsächsisch-skandinavischen Gebietsteilen eine Hinneigung zu hellen, in den keltischen zu dunklen Farben bemerken läßt. Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aber fast überall aus Leuten mit braunen Haaren und lichten Augen. In der Hautfarbe und der Körpergröße überwiegt der nordische Einfluß unbedingt. Neben dem reinen mittelländischen Typus tritt, besonders im Nordosten Englands und Südosten Schottlands, der reine nordische nicht selten auf. In manchen Gegenden sieht man häufig rote Haare. Sie erreichen in Nordostengland die außerordentliche Zahl von 10 pCt., im südlichen Irland fast 8 pCt. Auch in den meisten anderen Teilen der britischen Inseln sind sie zahlreicher als in Mitteleuropa.

Ueberblicken wir die Gesamtheit der dem germanischen Sprachstamme angehörigen Völker, so bemerken wir, daß sie trotz der Rassenmischung doch gewisse gemeinsame Züge aufweisen. Hierher gehören hauptsächlich das Vorherrschen weißer Haut, heller Augen, sowie eine Neigung zu hellerer Haarfarbe, auch dort, wo die eigentliche Blondheit nicht die Regel ist. Die Haare sind dann meist hellbraun und braun, sehr selten wirklich schwarz. Der rein germanische Typus bildet nur in den skandinavischen Staaten in Nordwestdeutschland und Holland die Mehrheit der Bevölkerung, findet sich dann noch zahlreich auch im nordöstlichen England und Südschottland, wird gegen Süddeutschland zu immer seltener, um hier nur einen ganz unbedeutenden Bruchteil der Bevölkerung zu bilden, der jedoch in den österreichischen Alpenländern etwas größer zu sein scheint als weiter westlich. Die Hauptmasse der Bewohner Englands, Mittel- und Süddeutschlands, sowie der deutschen Nachbarländer besteht aus Mischlingen der nordischen Rasse mit Mittelländern und Brachycephalen. Diese Mischlinge stehen dem reinen Germanentypus bald näher, bald ferner, je nachdem mehr oder weniger germanische Merkmale in einem Individuum vereinigt sind. In England dominieren harmonische langköpfige und langgesichtige Typen, da der Schädelbau der Mittelländer dem der Nordeuropäer sehr verwandt ist, während im Süden des deutschen Sprachgebietes Brachycephalie vorherrscht und häufig disharmonische Formen, besonders kurze Schädel mit langen Gesichtern, neben ihnen aber auch allerlei andere Kombinationen vorkommen.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Die aufsteigende Entwicklung des Menschen.

Professor Dr. Christian von Ehrenfels.

Der Mensch gilt uns als das höchstentwickelte unter den Lebewesen der Erde. Lebewesen mit höherer Organisation als der des Menschen fallen nicht in den Bereich unserer Erfahrung, sind uns aber darum doch denkbar. Die Fortführung der Entwicklung über den

Menschen hinaus zu solchen höher organisierten Lebewesen betrachtet die Entwicklungsmoral als höchstes Ziel. Dieser Auffassung liegen Wertungsvergleiche zu Grunde, welche der Klärung bedürfen. „Nach welchem Maß bestimmen wir die höhere, d. h. höherwertige Organisation?"

Die Antwort auf diese Frage ist relativ leicht zu erteilen, wenn sie in subjektivem — schwer dagegen, wenn sie in objektivem Sinne verstanden wird. Das heißt: — wenn wir uns fragen, welche Eigenschaften eines Lebewesens (mindestens eines psychophysischen, nicht pflanzlichen) dafür bestimmend sind, daß wir es einem andern gegenüber in unserer tatsächlichen, subjektiven Schätzung vorziehen, so können wir eine befriedigende Antwort relativ leicht finden; — schwer dagegen oder gar nicht, wenn wir uns fragen, ob diese Schätzung oder eine andere unabhängig von unserer subjektiven Vorliebe in der Natur der Dinge selbst begründet sei, und was dann den Maßstab für sie abgebe. Und zwar ist die Antwort auf die letztere Frage schon deswegen so schwer zu finden, weil das Problem, ob es überhaupt objektive oder absolute, von unserer subjektiven Vorliebe unabhängige Werte gibt, obgleich viel umstritten, noch zu den ungelösten philosophischen Problemen zählt.

Schon der Begründer unserer Entwicklungstheorie und mithin auch der Entwicklungsmoral hat die Frage nach dem Maßstab für die Wertigkeit der Konstitution im wesentlichen so gut beantwortet, als wir dies heute vermögen — freilich aber ohne zu unterscheiden, ob er sie im subjektiven oder im objektiven Sinn verstanden wissen wollte. Darwin erklärt als bestimmende Momente für den Vergleich der Höhe der Organisation bei den Wirbeltieren den Grad ihres Intellektes und die Annäherung ihrer Struktur an die des Menschen (letzteres natürlich unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß es sich nur um die Graduierung untermenschlicher und nicht übermenschlicher Lebewesen handle) — bei organischen Wesen überhaupt die Summe der Differenzierung ihrer Teile, oder (nach Milne-Edwards) die Vollständigkeit der Teilung physiologischer Arbeit.

Diese Bestimmung hat aber, mindestens als absolute Wertbestimmung aufgefaßt, den nachdarwinschen Evolutionisten nicht genügt. Sie erschien ihnen — unter dem höchst unpassenden, weil keine Richtung, sondern eine Erfüllung bezeichnenden Namen „Vollkommenheit" — als anthropomorphistisch beschränkt, vielleicht sogar als ein Ueberbleibsel der alten, dogmatisch teleologischen und theologischen Naturbetrachtung. Man bemühte sich, ein vom Menschen und seiner subjektiven Schätzung unbeeinflußtes, aus der Natur der Dinge selbst geholtes Wertmaß zu finden, und glaubte ein solches in Darwins Lehre bereits gegeben. Die Tauglichkeit einer Konstitution zur Selbst- und Arterhaltung, die Tauglichkeit für den Kampf ums Dasein schien das einzige in der herben Sprache der Natur selbst sich kundgebende Wertmaß für ihre eigenen Erzeugnisse zu liefern. Man identifizierte Höhe der Konstitution oder Organisation mit Maß der Tauglichkeit für den Kampf ums Dasein, und progressive, d. h. vorwärtsschreitende oder aufsteigende Entwicklung mit Uebergang zu immer höheren Graden der Tauglichkeit. — Mit diesem Versuch haben wir uns zunächst zu befassen, wenn wir den Begriff der progressiven Entwicklung zu klären unternehmen.

Das erste Erfordernis, welches ein Maßstab zu erfüllen hat, besteht in der Anwendbarkeit auf die Gegenstände, für welche er bestimmt ist. Das Metermaß z. B. ist anwendbar auf Raumstrecken, unbrauchbar für Zeitbestimmungen. — Ehe wir also untersuchen, ob in dem Maße der Tauglichkeit der Organismen zugleich auch das Maß ihrer absoluten Wertigkeit gegeben sei, haben wir festzustellen, ob alle Organismen untereinander auf das Maß ihrer Tauglichkeit hin überhaupt verglichen werden können. Hier begegnen wir aber sofort unüberwindlichen Schwierigkeiten. — Die Tauglichkeiten zweier organischer Konstitutionen lassen sich zwar überall dort, wo beide um dieselben Lebensbedingungen konkurrieren, je nach dem Ergebnis dieses direkten oder indirekten Kampfes, mit Bestimmtheit und Eindeutigkeit graduieren. Auch dort, wo ein solcher Kampf wegen räumlicher oder zeitlicher Entfernung nicht statt hat, wohl aber denkbar wäre, läßt sich je nach seinem für den fiktiven Fall seines Eintretens voraussichtlichen Ausgang das Maß der Tauglichkeit feststellen. So erweist sich etwa die Hausratte als tauglicher wie die Wanderratte, welche von ihr verdrängt wird, die weiße Menschenrasse als tauglicher wie die rote. So können wir getrost den Menschen von heute dem aus der älteren Diluvialzeit gegenüber als tauglicher betrachten. Aber wo wäre das Maß, etwa die Tauglichkeiten von Schwalbe und Forelle, oder auch nur von Hirsch und Fuchs zu vergleichen? — Daß hier die Fiktion eines Kampfes um dieselben Lebensbedingungen undurchführbar ist, liegt auf der Hand. Es müßten daher andere Vergleichsmomente gesucht werden. Solche ergeben sich zwar, — jedoch in solcher Fülle und Vieldeutigkeit, daß man statt eines nun vielleicht zehn verschiedene Maßstäbe in Händen hält, ohne Aufschluß darüber, welchen von ihnen der Vorzug zu erteilen sei. — Man könnte — wie A. Ploetz vorschlägt — die Individuenzahl der Arten als Maßstab für ihre Tauglichkeit verwenden, oder — wie derselbe Autor sofort korrigierend hinzufügt — hierbei auch das Körpergewicht berücksichtigen und die Konstitution als die tauglichere ansehen, in der sich mehr organische Masse am Leben zu erhalten vermag. — Ein gleiches Recht auf Berücksichtigung wie die zu irgend einer Zeit aufgestapelte organische Masse aber besäße offenbar auch die in der Zeiteinheit im Stoffwechsel verbrauchte und wieder aufgebaute — wodurch ein dritter Gesichtspunkt für Maßbestimmungen eingeführt wäre. — Ein durchaus differierendes, darum aber nicht minder berechtigtes Maß für die Tauglichkeit könnte ferner in dem durchschnittlich erreichten tatsächlichen Lebensalter der Individuen aufgestellt werden — oder in ihrem sogenannten natürlichen Lebensalter — oder in dem Grade, bis zu welchem das natürliche von dem durchschnittlichen tatsächlichen Lebensalter erreicht wird — oder in dem durchschnittlichen Prozentsatz der Individuen, welche zur Fortpflanzung gelangen — oder in der geologischen Lebensdauer der betreffenden Konstitution. Und alle diese Maßstäbe ließen sich in beliebigen Variationen kombinieren. — Nach jedem Maßstab und nach jeder Kombination mehrerer ergäbe sich eine andere Stufenleiter der Tauglichkeiten. Welche von allen ist die richtige, — welche entspricht dem eigentlichen Wesen der Tauglichkeit, — dem natürlichen Sinn des Kampfes ums Dasein? — Kein Mensch vermag jemals hierauf Antwort zu erteilen. — Zwei überhaupt

lebensfähige Konstitutionen lassen sich ihrer Tauglichkeit nach nur dann vergleichen, wenn sie auf gleiche Lebensbedingungen angewiesen sind, um die sie somit in Konkurrenzkampf treten könnten. In allen andern Fällen ist der Vergleich willkürlich und im Wettstreit der Maßstäbe anfechtbar.

Es hat daher auch die Behauptung keinen bestimmten und faßbaren Sinn, daß in der phylogenetischen (d. h. generationsweisen) Entwicklung die organische Welt zu immer tauglicheren Formen vorgeschritten sei. Nur wo die variierten Nachkommen einer Art ihre unvariierten Vettern verdrängt, d. h. zum Aussterben gebracht haben, können sie als die tauglicheren angesehen werden. Wo sie dagegen andere Lebensbedingungen aufsuchten (wie etwa die auf das Land auswandernden Lungenfische, die Vorfahren der Wirbeltiere, oder die an Fleischkost sich gewöhnenden Papageien Neuseelands), dort entfällt die Möglichkeit eines Tauglichkeitsvergleiches zwischen Vorfahren und Nachkommen. (Die erwähnten Verhältnisse legen die Unterscheidung der Artbildungen in persistente oder verharrende und evitante oder ausweichende, welche lokal oder modal neue Lebensbedingungen aufsuchen, nahe. Nur persistente Artbildungen involvieren einen Fortschritt zum Tauglicheren.)

Wir sehen also, daß der Tauglichkeit schon das erste und notwendige Erfordernis eines Maßstabes — die Anwendbarkeit auf alles zu Messende — mangelt. Auch hat sich gezeigt, daß, wenn es schon einen in der Natur selbst begründeten eindeutigen Begriff der Tauglichkeit geben sollte, derselbe für uns jedenfalls unerkennbar ist. Wir können also nicht hoffen, in der Tauglichkeit ein absolutes Wertmaß zu finden.

Aber auch — was hier noch viel wichtiger —, daß sie unserer subjektiven Wertschätzung nicht entspricht, dürfte — wenn nicht schon von vornherein, so doch bei Gelegenheit der vorstehenden Erwägungen — klar geworden sein. Von der Anzahl und dem Körpergewicht der Individuen bis zur geologischen Lebensdauer der betreffenden Konstitution erkennen wir in keinem der aufgezählten Merkmale dasjenige, welches für unsere subjektive Höherschätzung bestimmend wäre. Dagegen wird sich unter all denen, welche an der Beschaffenheit der sie umgebenden organischen Welt überhaupt so regen Gefühlsanteil nehmen, daß sie die Konstitutionen in eine Stufenleiter — wenn auch vielleicht nur subjektiver Wertigkeit zu ordnen vermöchten, wohl kaum jemand finden, der hierbei nicht mit mehr oder minder deutlichem Bewußtsein der Richtung der Darwinschen Bestimmungen folgte, welche nur nach einer Seite hin einer Erweiterung bedürfen. Es scheint nämlich zu enge gefaßt, den Intellekt als die einzige psychische Fähigkeit herauszugreifen, nach welcher wir den Wertvergleich vollzögen. Wir achten hierbei sicher ebensosehr auf Phantasie, überhaupt auf Vorstellungsreichtum, auf Gefühl und Willen. Als höher veranlagt gilt uns nicht ausschließlich das intelligentere, sondern das psychisch reichere Wesen. Da aber höherer Intellekt nur auf der Grundlage einer reicheren und harmonischen Ausbildung aller psychischen Fähigkeiten gedeiht, so bleibt diese Erweiterung praktisch belanglos. — (Bei dieser für die hier verfolgten Zwecke genügenden Feststellung bin ich mir wohl bewußt, daß auch die Präzisierung des Begriffes des größeren

psychischen Reichtums Probleme in sich birgt. Doch halte ich deren Lösung nach einheitlichen Prinzipien für möglich, welche beim Begriffe der Tauglichkeit fehlen.)

Wäre nun eine Theorie der progressiven Entwicklung oder der Wertigkeit organischer Konstitutionen unsere Aufgabe, so hätten wir bei dieser allgemeinen subjektiven Uebereinstimmung einzusetzen und weiter zu forschen, ob sie etwa auf das Vorhandensein einer objektiven, absoluten Wertigkeit in den Dingen hinweise. Nun ist aber das Ziel dieser Abhandlungen vielmehr ein durchaus praktisches. Sie wollen zur Erkenntnis der wirksamsten Mittel führen, durch welche wir die Entwicklung zu fördern vermögen, die uns nun einmal tatsächlich erwünscht ist. Bei der Verfolgung dieser Absicht können wir mit gutem Fug das bis heute noch ungelöste Problem des absoluten Wertes[1]) ausschalten und von der allgemeinen subjektiven Uebereinstimmung in der Graduierung der Wertigkeit der organischen Konstitutionen unseren Ausgang nehmen. Wir halten somit an Darwins Bestimmung der Höhe der Organisation — mit der oben erwähnten Erweiterung — fest, ohne entscheiden zu wollen, ob sie einem bloß subjektiven, anthropomorphistischen, oder dem absoluten Wertmaße — wenn es ein solches gibt — entspreche.

Hiernach ist es klar, daß höhere Konstitution nicht allgemein mit größerer Tauglichkeit Hand in Hand geht. Zunächst schon darum nicht, weil sich in Bezug auf die Höhe der Konstitution alle organischen Wesen miteinander vergleichen lassen, nicht aber, wie gezeigt wurde, in Bezug auf Tauglichkeit im Kampf ums Dasein. Dann aber insbesondere deswegen nicht, weil auch dort, wo der Vergleich der Tauglichkeiten seinen klaren und eindeutigen Sinn hat, mitunter nicht die höhere, sondern die zweifellos niedrigere Konstitution sich als die ebenso zweifellos tauglichere erweist. Darwin selbst hat auf solche Fälle regressiver Entwicklung durch Auslese der Tauglichsten hingewiesen. (Das extremste Beispiel in dieser Richtung liefert die Schmarotzerassel, welche durch ihre parasitäre Lebensweise im Reifezustand auf die Differenzierung der niedrigsten Weichtiere herabgesunken ist. — Vergleiche hierüber auch Woltmann: „Die physische Entartung des modernen Weibes" No. 7, Seite 523 dieser Zeitschrift.) Und ebenso wie wir erfahrungsgemäß Rückschritte in der Höhe der Konstitution gegeben haben, welche doch eine Zunahme an Tauglichkeit einschließen, kennen wir auch Fortschritte, welche eine Einbuße an Tauglichkeit mit sich führen. Man denke etwa an die Entstehung von Veranlagungen wie die vieler ethischer Vorkämpfer, welche gerade durch ihre in psychischem Reichtum begründete Teilnahme für fremdes Wohl und Wehe zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung ihres Stammes untauglich gemacht wurden. — Tauglichkeit und Höhe der Organisation erweisen sich somit als disparate Bestimmungen, welche vielleicht in der Mehrzahl der Fälle, keineswegs aber ausnahmslos homolog variieren; und hierdurch kompliziert sich zunächst die so einfach und klar scheinende Unterscheidung zwischen Fortschritt und Rückschritt in der Entwicklung. Da die Entwicklung sowohl in Tauglichkeit wie in

---

[1]) Vergleiche hierüber des Verfassers „System der Werttheorie", zwei Bände, Leipzig, 1897/1898.

Höhe der Konstitution fort- oder rückschreiten kann, so ergeben sich statt der üblichen zwei nun vier Kategorien für die Richtung der Entwicklung. Außerdem sind aber Aenderungen der Konstitution möglich, welche weder einen Fort- noch Rückschritt in der Tauglichkeit — und solche, welche weder einen Fort- noch Rückschritt in der Höhe der Organisation mit sich bringen. Statt zweier sich kreuzender Zweiteilungen haben wir also bei allen Entwicklungen, bei denen überhaupt ein Tauglichkeitsvergleich des Späteren mit dem Früheren möglich ist, streng genommen zwei Dreiteilungen für die Fixierung der Entwicklungsrichtungen in ihrer Kreuzung zu verfolgen. Zu diesem Behufe wollen wir die übliche Unterscheidung zwischen progressiver und regressiver Entwicklung für den Fort- und Rückschritt in der Höhe der Organisation festhalten und unter indifferenter Entwicklung diejenige verstehen, bei welcher sich zwar die Konstitution ändert, jedoch ohne an Höhe der Organisation zu gewinnen, noch zu verlieren. Als Bezeichnung für die in Tauglichkeit rückschreitende Entwicklung legt uns schon der bisherige Sprachgebrauch den Namen Degeneration nahe. Einen analogen Ausdruck für Zunahme der Tauglichkeit besitzen wir nicht. Es sei erlaubt, hierfür den philologisch vielleicht nicht einwandfreien, dafür aber durchsichtigen Terminus Aggeneration vorzuschlagen — während eine an Tauglichkeit weder zu- noch abnehmende Entwicklung als neutral bezeichnet werden soll. Hiernach ergeben sich für die möglichen Richtungen der Entwicklung folgende neun Fälle:

I. progressiv-aggenerativ	IV. progressiv-neutral	VII. progressiv-degenerativ
II. indifferent-aggenerativ	V. indifferent-neutral	VIII. indifferent-degenerativ
III. regressiv-aggenerativ	VI. regressiv-neutral	IX. regressiv-degenerativ.

Diese Richtungen der Entwicklung sind nicht nur begrifflich möglich, sondern in der Natur wohl alle auch tatsächlich gegeben; doch kommt nicht allen gleiche Bedeutung zu. Als die praktisch wichtigsten erscheinen wohl die ersten drei Typen, weil sie die durch Auslese — d. h. Verwendung der Tauglichsten zur Nachzucht — verfolgbaren Richtungen der Entwicklung darstellen. (Beispiele für Typus I bieten die meisten „persistenten" Neubildungen, wie etwa die der Amphibien zu Säugetieren, der Neandertal-Konstitution zur gegenwärtigen Beschaffenheit der weißen Menschenrasse. Beispiele für Typus II liegen vor in zahlreichen Fällen von Verstärkungen des Gebisses und der Muskeln bei phylogenetischen Abänderungen von Tierarten. Als Beispiel für Typus III wurde schon auf die Fälle hingewiesen, in denen unter dem Einflusse des Schmarotzerlebens jetzt überflüssige Differenzierungen der Organe und der Regulationsapparate für zielstrebige Bewegungen — die Ansätze zur Intelligenz — verloren gehen.) Häufig, wenn auch von geringerem Belang, sind weiter Entwicklungen nach Typus V (wie etwa die Veränderung der äußeren Färbungen vieler Tierarten bei ihrer Verpflanzung in andere Klimate). Auf die Wichtigkeit des Typus VII wurde schon durch das eine Beispiel (Entstehung hervorragender ethischer Begabungen) hingewiesen, während IX den durchschnittlichen Typus der Degeneration darstellt (wie er etwa in der fortschreitenden Kretinisierung mancher Menschenschläge in engen Gebirgstälern, überhaupt in der Veränderung der Konstitutionen unter Lebensbedingungen, denen sie sich nicht

anzupassen vermögen, gegeben ist). — Daß die ganze Tafel der Entwicklungstypen überhaupt nur dort angewendet werden kann, wo der Tauglichkeitsvergleich einen Sinn hat, darf nicht vergessen werden. Es sind dies lediglich die Fälle von — für die Züchtungsprobleme beim Menschen allerdings fast ausschließlich in Betracht kommenden — persistenten Neubildungen — während für die (lokal oder modal) evitante Abänderung der Konstitution nur die drei Typen der progressiven, indifferenten oder regressiven Entwicklung aufgestellt werden können.

Um nun alle Modalitäten der Entwicklung vollständig zu überblicken, ist es nötig, noch auf eine praktisch wichtige, begrifflich aber scheinbar paradoxe Möglichkeit hinzuweisen. — Es wurde bereits hervorgehoben, daß durch Auslese nur die Typen I, II und III, d. h. also nur aggenerative Entwicklungen zustande kommen können — was jedem selbstverständlich sein muß, der bedenkt, daß Auslese ja gar nichts anderes bedeutet, als ausschließliche Verwendung der Tauglichsten zur Nachzucht. Von irgend einer Auslese die Einleitung einer degenerativen Entwicklung zu erwarten, wäre daher ein ähnlicher Nonsens, als wenn man etwa nach der Durchsiebung eines Sandhaufens die gröberen Körner statt ober — unter dem Siebe suchen würde. — Wie haben wir uns aber mit dieser Erkenntnis etwa folgendem Beispiel gegenüber zu verhalten? — Ein Tierzüchter stelle einmal den Versuch an, aus einer Herde immer die gesündeste, kräftigste, zur Selbst- und Arterhaltung geeignetste, also tauglichste Hälfte herauszusuchen, aber nicht etwa, um sie ausschließlich zur Nachzucht zu verwenden, sondern im Gegenteil, um sie von der Nachzucht auszuschließen. Durch Fortsetzung dieses Verfahrens wird die Rasse offenbar an Tauglichkeit verlieren, d. h. also degenerieren; und die Ursache dieser Degeneration liegt ebenso offenbar in der methodisch fortgesetzten Auslese. — Es scheint also doch degenerative Auslese möglich zu sein. — Man wird vielleicht einwenden, dieser fiktive Fall künstlicher Auslese beweise nichts für die Verhältnisse in der vom Menschen unbeeinflußten Natur. — Aber erstens handelt es sich bei unserer Untersuchung in letzter Linie eben um die Schaffung von Auslesebedingungen beim Menschen durch den Menschen, von denen erst untersucht werden müßte, ob sie unter den Titel der natürlichen oder der künstlichen Auslese — oder vielleicht unter keinen von beiden — fallen; — und zweitens sind ausgesprochen natürliche Auslesebedingungen wenn schon nicht empirisch nachzuweisen, doch anstandslos denkbar, welche ein analoges Ergebnis nach sich zögen. So z. B. könnte recht wohl eine Variante lebensgefährlicher Bazillen in einer Gegend sich bilden oder dahin eingeschleppt werden, deren Infektion gerade die im übrigen kräftigsten, tauglichsten Konstitutionen am meisten ausgesetzt wären. Die Wirkung auf die phylogenetische Entwicklung wäre dann eine analoge. — Und somit wäre — trotz aller Logik — hier der Fall einer degenerativen Auslese gegeben. —

Die Lösung dieses scheinbaren Paradoxons ergibt sich, wenn man sich an die Relativität des Begriffes der Tauglichkeit erinnert. Nur wenn es mit Bezug auf bestimmte Lebensbedingungen geschieht, hat es überhaupt einen Sinn, größere und geringere Tauglichkeit zu unterscheiden. Das Paradoxe in den angeführten Fällen ergab sich daraus,

daß der rasche Wandel in den Lebensbedingungen und mithin auch in der ihnen entsprechenden Tauglichkeit übersehen wurde. Für eine Viehherde, welche in den Besitz eines Sonderlings gerät, der sich in den Kopf gesetzt hat, gerade die gesündesten, kräftigsten Individuen von der Fortpflanzung auszuschließen, haben sich die Lebensbedingungen derart verändert, daß Gesundheit und Kraft zur „Selbst- und Arterhaltung im Kampf ums Dasein" eben nicht mehr tauglich, sondern unpassend — untauglich machen. Unter solchen Lebensbedingungen liegt die größere „Tauglichkeit" nicht in der größeren, sondern in der geringeren Kraft und Gesundheit — und der selbstverständliche Satz, daß die Auslese zum Fortschritt in der Tauglichkeit führt, bleibt aufrecht. Desgleichen wenn die Lebensbedingungen einer Art sich so ändern, daß sie der Infektion durch tödliche Bazillen ausgesetzt wird, welche gerade bei den im übrigen gesündesten und kräftigsten Individuen den besten Nährboden finden. Auch hier ist die Auslese eine Auslese der Tauglicheren, also — nach unserer Terminologie — eine aggenerative. Dennoch besitzen wir in beiden Fällen, wenn wir uns nicht auf die neugeschaffenen, abnormen und vielleicht nur kurze Zeit währenden, sondern auf die normalen Lebensbedingungen beziehen, ein ebenso gutes Recht, die Auslese und die durch sie eingeleitete Entwicklung als degenerativ zu bezeichnen. — In dem dargelegten Sinn also, und nur in diesem Sinn, gibt es degenerative Auslese, welche wir jedoch — zum Hinweis darauf, daß bei solcher Auffassung der Begriff der Tauglichkeit mit Bezug auf zweierlei Lebensbedingungen verschoben wird — als bedingt degenerativ bezeichnen wollen.

Ein anderer verwandter Fall wäre folgender: — Unter den Lebensbedingungen einer Art sei Veränderung nach einer bestimmten Richtung hin — z. B. Verdickung der Körperhaut — von hohem Vorteil im Kampf ums Dasein. Die Tendenz der phylogenetischen Variation nach dieser Richtung hin — also etwa der Erzeugung von Nachkommen mit immer dickerer Körperhaut — werde durch eine scharfe Auslese in hohem Maße gezüchtet. Endlich ist die Eigenschaft in dem für Selbst- und Arterhaltung günstigsten Ausmaß bereits erlangt. Die durch Auslese gezüchtete Tendenz der Veränderung wirkt aber darum unbekümmert weiter und führt so zu einer Uebertreibung der Veränderung — Verdickung der Körperhaut —, welche sich der betreffenden Art nun als schädlich erweist. Hier würde also durch Auslese eine Veränderungstendenz gezüchtet werden, welche zunächst Nutzen, im späteren Verlauf aber Schaden brächte. Eine eigentlich degenerative Entwicklung wäre also — zwar nicht durch eine gleichzeitige, wohl aber durch eine vorausgegangene Auslese eingeleitet worden. Eine solche Auslese könnte passend als trügerisch oder fraudulös degenerativ bezeichnet werden. — Wäre die Tendenz der Veränderung durch scharfe Zucht vieler Generationen tief eingewurzelt, so wäre es denkbar, daß sie selbst durch die entgegengesetzte Auslese, welche nach Ueberschreitung des günstigsten Punktes einsetzen müßte, der betreffenden Art nicht mehr ausgetrieben werden könnte, so daß diese nun infolge der angezüchteten Tendenz der Veränderung nicht nur degenerierte, sondern direkt zu Grunde ginge. (Vielleicht sind Erscheinungen wie das Aussterben der an Körper-

größe stets zunehmenden Riesensaurier, oder des südamerikanischen Löwen mit stets wachsendem Gebiß auf die angeführte Weise zu erklären.)

Was nun praktisch aus all diesen Erwägungen folgt, ist eine weitführende Lockerung der engen Beziehungen, welche man zwischen beliebiger Auslese und fortschrittlicher Entwicklung anzunehmen sich gewöhnt hat. Auslese kann als regressiver Entwicklungsfaktor wirken; unter abnormen Bedingungen kann Auslese zur Begünstigung von Veranlagungen führen, die sich in normalen Verhältnissen als die minder tauglichen darstellen. Der Hinweis auf diese Möglichkeit entsprang keineswegs nur theoretischen Bedürfnissen oder einer logischen Pedanterie. Wenn die weit verbreitete Ansicht richtig wäre, daß das Proletariat, also der im Kampf um höhere Lebensstellung unterlegene Teil der Bevölkerung der Kulturstaaten, das relativ größte Kontingent zum lebendigen Nachwuchs des Volkes zu liefern pflege, so wäre hiermit die beständige Wirksamkeit einer bedingt degenerativen und zugleich regressiven Auslese mitten unter uns dargetan; — denn die Eigenschaften, welche das Herabgedrücktwerden ins Proletariat zur Folge haben, sind solche, welche unter gesünderen, normalen Verhältnissen die Tauglichkeit zur Fortpflanzung nicht vermehren, sondern vermindern würden und daher durchaus folgerichtig als degenerative Merkmale anzusehen wären.[1]) Ja noch mehr. — Nicht allein kann Auslese, wenn sie unter ungünstigen Bedingungen erfolgt, die Entwicklung in regressive Bahnen drängen; Aufhebung selbst günstiger Auslesebedingungen, Milderung der Auslese also zu Gunsten einer Verschärfung der chaotischen Aussonderung, kann höher organisierte, kulturell wertvollste Veranlagungen ins Leben rufen, welche bei scharfer, wenn auch progressiver Auslese niemals entstanden wären. Die weitgehende Milderung der Auslese, welche als Folge von Humanität, Hygiene und namentlich als Wirkung der monogamischen Sexualordnung in unserer Kulturwelt Platz gegriffen hat, führt — wie bereits gezeigt wurde[2]) — allerdings in relativ seltenen, darum aber doch höchst bedeutungsvollen Fällen, zu progressiven Entwicklungsschritten, bei denen auf Kosten der Tauglichkeit hohe, für die Kultur hervorragend wertvolle Eigenschaften ausgebildet werden, — sie führt zur Entstehung jener Naturen, welche vermöge der ihnen angeborenen Instinkte, statt Selbst- und Arterhaltung anzustreben, sich — auf allen Gebieten kulturellen Schaffens, im Wirken für das Gemeinwohl, für Kunst und Wissenschaft — in den Dienst des Ideals stellen. Es sind dies die Veranlagungen, welche schon der Volksmund als „zu gut für diese Welt“ bezeichnet, und die dementsprechend physiologische Nachkommen als Erben ihrer Eigenschaften überhaupt nicht oder doch nicht in genügender Anzahl hinterlassen, um hierdurch auf die lebendige Konstitution des Volkes einen direkten Einfluß auszuüben — welche aber, solange jene durchschnittliche Konstitution des Volkes auf ihrer Höhe bleibt, als Ergebnis der allgemeinen Variationsfähigkeit in vereinzelten Fällen immer wieder von neuem auftauchen.

---

[1]) Vergleiche hierüber den Nachtrag zum ersten Artikel meines Aufsatzes „Zuchtwahl und Monogamie“ in No. 8, Seite 619 dieser Zeitschrift.

[2]) „Zuchtwahl und Monogamie“, II. Artikel, Heft 9, Seite 698 f.

Man könnte sich nun fast versucht fühlen, aus diesen Erwägungen eine der allgemeinen Auffassung der praktischen Evolutionisten direkt widerstreitende Folgerung zu ziehen — den Schluß nämlich, daß — mindestens bei der vom Menschen bereits erreichten Höhe der Organisation — weitere progressive Entwicklungsschritte am besten nicht durch Einführung neuer auslesender Faktoren, sondern im Gegenteil durch möglichst weitgehende Milderung der Auslese gefördert werden. — Allein ein solcher Schluß wäre durchaus irreführend. Durch Milderung der Auslese können wohl progressive Entwicklungsschritte in einzelnen Fällen hervorgerufen, niemals aber kann hierdurch eine stetige, über viele Generationen sich erstreckende, die Durchschnittskonstitution des betreffenden Stammes auf eine höhere Stufe erhebende Entwicklung eingeleitet werden; — und zwar — wie schon angedeutet — deswegen nicht, weil die progressiven Entwicklungsschritte, welche sich infolge der Milderung der Auslese vollziehen, immer nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der Bevölkerung betreffen, der sich nicht, wie ein unter den Schutz der Auslese gestellter, im Laufe der Generationen vervielfältigen kann, sondern dem meist ein ebenso großer, entgegengesetzt variierter Bruchteil der Bevölkerung gegenübersteht, welcher, durch die Milderung der Auslese oft gleich begünstigt wie jener, dessen Einwirkung auf die Konstitution der Mehrheit aufhebt. Für jene seltenen, vergeistigten Naturen, welche — „eigentlich zu gut für diese Welt" — der Milderung der Auslese ihr Dasein verdanken, sind wir genötigt, eine Ueberzahl von niedrigen und verkümmerten Veranlagungen mit in den Kauf zu nehmen, welche sich auch für diese Welt als zu schlecht erweisen würden, wenn das Maß der Existenzberechtigung nicht so tief herabgestimmt wäre. Und der Einfluß jener Verkümmerten auf die durchschnittliche Konstitution des Volkes hält dem der Vergeistigten mindestens die Wage. — Da aber die Höhe der Durchschnittskonstitution bestimmend ist für die Höhe aller, auch der seltensten Variationen, welche von ihr ausgehen können, so würde durch möglichst weitgehende Milderung der Auslese alle Hoffnung auf Hebung der menschlichen Konstitution, auch in den seltensten Ausnahmsfällen hervorragender Begabung, zerstört werden — (mindestens soweit sie sich nicht auf die problematische und jedenfalls minimale Vererbung individuell erworbener Anlagen, sondern auf spontane Variation gründet).

Andererseits darf man nicht vergessen, daß die Beispiele für regressive und bedingt degenerative Auslese hier zu dem Zwecke hervorgesucht wurden, um einem generalisierenden Vorurteil entgegenzutreten — daß sie aber darum doch nur Ausnahmen von der Regel darstellen, nach welcher in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht die niedrige, sondern die höhere Konstitution als die durch Auslese begünstigte sich erweist. Die weit überwiegende Mehrzahl aller durch Eingreifen von Auslese erfolgter Entwicklungsschritte in der gesamten organischen Welt war progressiver Natur. Wo eine regressive Entwicklung einzelner Organe Platz greift, dort wird sie meist durch eine progressive Entwicklung anderer ausgeglichen oder sogar überboten. Die Lebensbedingungen, unter denen niedriger Organisiertes die größere Tauglichkeit besitzt, sind überall in der Natur Ausnahmen von der Regel. Auch nicht der Schatten eines Beweises

läßt sich dafür erbringen, daß die Entwicklung des organischen Lebens mit der Bildung des Menschen in eine Sackgasse geraten sei, von der aus es keinen Schritt nach vorwärts mehr gebe, der Hebung der Konstitution mit Hebung der Lebenstauglichkeit verbände. Die Grundauffassung, welche sich in dem volkstümlichen „zu gut für diese Welt" ausspricht, die Auffassung, daß Adel der Veranlagung und Lebenstüchtigkeit einander widerstreiten, ist ein Ueberbleibsel der weltfeindlichen, asketischen Geistesrichtung überwundener Epochen und wird durch die lebendige Sprache der Natur hundert- und tausendfältig widerlegt. Wenn auch nicht alles Bessere, das aus der unerschöpflichen Fülle der Variationsmöglichkeiten auftaucht, sich als lebenstüchtig erweist, so mögen wir darum doch getrost weitersuchen. Endlich werden wir doch das Bessere finden, welches mit den Eigenschaften, die es uns wert machen, die Kraft verbindet, sich im Leben seinen Platz zu erkämpfen, und dann allerdings nicht mehr — „zu gut" ist „für diese Welt".

Einleitung einer günstigen Auslese bleibt also das Beste, was für die progressive Entwicklung getan werden kann. Wohl aber zeigen die vorstehenden Betrachtungen das Verfehlte und Irreführende jenes Prinzips, welches mehr oder minder ausgesprochen von der Mehrzahl der heutigen Evolutionsethiker verfochten wird und am treffendsten durch die Devise „Auslese um jeden Preis"! gekennzeichnet werden könnte. Daß man durch wahllose Einführung irgend beliebiger auslesender Faktoren der Entwicklung eventuell einen sehr schlechten Dienst leistet, ist nach dem Gesagten ebenso selbstverständlich, wie daß das Entfallen regressiv wirkender Auslesefaktoren, selbst wenn es nur zu Gunsten einer chaotischen Aussonderung geschieht, vom Wertungsstandpunkte des konstitutiven Progresses aus mit Freuden begrüßt werden muß. Einer Beleuchtung aber bedarf wohl die weitere, praktisch höchst wichtige Konsequenz, daß auch durch die Beseitigung indifferenter, ja schwach progressiv wirkender Auslesefaktoren eine namhafte Förderung der progressiven Entwicklung erfolgen kann — dann nämlich, wenn es möglich wird, an Stelle der beseitigten indifferenten — progressiv wirkende, oder an Stelle der schwach progressiv — stark progressiv wirkende Auslesefaktoren zu setzen.

Der hiermit abstrakt charakterisierte Fall soll sogleich an einem konkreten Beispiel illustriert werden. — Bei der Züchtung des Rennpferdes aus dem Gebrauchspferde war es dem Menschen nicht um Vermehrung des Intellektes oder psychischen Reichtums, sondern um Vermehrung der Rennfähigkeit zu tun, wodurch der Standpunkt für den Wertungsvergleich und dementsprechend für die Bedeutung von Progreß oder Regreß in der Entwicklung verschoben wird, im übrigen aber die relative Unabhängigkeit von Tauglichkeit und dem, was uns hier als Höhe der Organisation gilt, bestehen bleibt. — Durch die vorzügliche Pflege nun, welche man durch Generationen hindurch den Zuchttieren von frühester Jugend an angedeihen ließ, wurden zweifellos Auslesefaktoren ausgeschaltet, welche beim Gebrauchspferd in Wirksamkeit blieben. So verfielen manche Schutzvorrichtungen der Pferdekonstitution gegen Gefahren und Unbilden aller Art einer fortschreitenden Degeneration. Anerkannterweise ist die Konstitution des Vollblutpferdes minder widerstandsfähig gegen Hunger und Durst, gegen

Kälte und Hitze, als die der Rassen, aus denen es gezüchtet wurde. Die scharfe Auslese nach Leistungen auf der Rennbahn aber, welche dafür einsetzen konnte, hat es mit sich gebracht, daß gegen diesen Entfall an Fähigkeiten des Widerstandes Fähigkeiten der Leistungen eingetauscht wurden. Beide zu vereinigen, war nicht durchführbar. Die starke Milderung der Auslese auf seiten der Widerstandsfähigkeit hat die Auslese nach Leistungsfähigkeit und mithin die Entwicklung, die uns hier als die progressive gilt, erst ermöglicht.

Wo diese Erwägungen praktisch hinauswollen, ist leicht abzusehen. Auch beim Menschen gibt es sorgfältige Pflege, durch welche die Ansprüche an die Widerstandsfähigkeit der Organisation herabgemindert werden; wir nennen sie Hygiene. Die Schule der praktischen Evolutionisten ist ihr gram, weil sie — wie es heißt — dadurch, daß sie die Auslese verringert, den Fortschritt der Entwicklung hemme, eventuell in Rückschritt verwandle. Diese Auffassung entspricht dem Tatbestande, solange für den durch die Hygiene bewirkten Entfall an Auslese kein Ersatz geschaffen wird. Die Individuen, welche allein durch den Schutz der Hygiene der Ausjätung entgehen, unterscheiden sich von denen, welche den Kampf ums Dasein auch ohne Hygiene bestanden hätten, teils durch den Mangel an besonderen Regulationsvorrichtungen des Organismus gegen die Gefahren, vor welchen eben die Hygiene schützt, teils durch allgemeine Schwächlichkeit der Konstitution. Durch wahllose Aufnahme dieser beiden Kategorien unter die Erzeuger der kommenden Generationen wird die Entwicklung zweifellos in rückschrittlichem Sinne beeinflußt, und zwar nicht nur in Bezug auf Tauglichkeit, sondern auch auf „Wertigkeit". Dieser Schaden aber kann in Vorteil verwandelt werden. Unter der erstgenannten Kategorie der der Hygiene bedürftigen Individuen befinden sich nämlich immer auch solche, bei denen der Entfall jener Regulationsapparate eine um so höhere Ausbildung der für uns direkt wertvollen Eigenschaften ermöglicht hat (z. B. der Entfall an Widerstandsfähigkeit gegen schlechte Qualität der Nahrung und Unregelmäßigkeit in deren Zufuhr die Fähigkeit zur Leistung höherer und länger andauernder psychischer Arbeit). Wird nun dieser nicht niedriger, sondern nur anders — und zwar für unsere Wertung höher — veranlagte Bruchteil der durch die Hygiene Geschützten durch eine scharfe Auslese von den übrigen, bei denen dem Entfall an Regulationsapparaten kein wertvollerer Gewinn gegenübersteht, oder welche nur vermöge allgemeiner Schwächlichkeit des Schutzes der Hygiene bedürfen, abgetrennt, derart, daß jene zur Fortpflanzung zugelassen, diese ausgeschlossen werden, so ist der Gesamterfolg für die Entwicklung ein progressiver. Man kann dann das Bild gebrauchen, daß der Organismus die durch die Hygiene geschaffene Situation, wonach ihm die Erzeugung besonderer Schutzapparate nach den verschiedensten Richtungen hin (Abwehr von Bazillen aller Art, von Wärmeentzug u. s. w.) erspart wird, ausnütze, um mit dem nun verfügbaren Kraftüberschuß wertvollere Organe aufzubauen, oder bestehende zu verstärken. Wenn der physiologische Vorgang, welcher sich tatsächlich abspielt, auch jedenfalls ein viel komplizierterer sein wird, so trifft doch das schematisch vereinfachte Bild den für unsere praktischen Zwecke wesentlichen Kern desselben. —

Den gleichen Beziehungen wie besondere Schutzapparate des Organismus unterliegen aber auch Organe positiver Leistungen, sobald sie — zwar nicht durch Hygiene, wohl aber durch andere Erfindungen des Menschengeistes entbehrlich gemacht werden. Auch ihr Entfall kann der progressiven Entwicklung zum Vorteil gereichen, wenn eine kräftige Auslese an Stelle des Minus ein Plus an psychischen Potenzen setzt.

Die empirische Bestätigung für die Richtigkeit dieser Auffassung bietet der Vergleich des Menschen mit seinen sämtlich konstitutiv tiefer stehenden Vettern aus dem Tierreiche. Die Hervorhebung der „Nacktheit" der menschlichen Konstitution, ihrer Armut an besonderen Apparaten und Organen direkten Schutzes und direkten Angriffes, ist zum Gemeinplatz geworden. (Hieraus könnte man Zweifel schöpfen, ob Darwins Merkmal der Summe der Differenzierung der Organe für unsere Wertschätzung der Konstitution überhaupt Bedeutung besitze und diese nicht einzig und allein nach dem Grade des Intellektes erfolge. Doch ließe sich im Sinne Darwins erwidern, daß Vermehrung des Intellektes sicherlich auch von Vermehrung der Differenzierung — im Gehirn nämlich — begleitet sei.) Bekannt ist ferner, daß sich von dem noch Bestehenden gar manches — so z. B. wahrscheinlich selbst die Organe der niedrigen Sinne, des Geruches und Geschmackes — in Rückbildung befindet. Hieraus schöpft die Auffassung ihre Berechtigung, daß diese Rückbildungen beim Menschen mit der unvergleichlichen Entwicklung geistiger Potenz in ursächlichem Zusammenhang stehen — daß letztere nicht oder doch lange nicht in dem Maße möglich gewesen, wenn die Konstitution nicht nach anderer Seite, durch den Entfall der Nötigung zur Erzeugung so vieler Spezialvorrichtungen und Spezialorgane, entlastet worden wäre.

Diesen Prozeß aufhalten zu wollen, wie dies die Gegner der Hygiene zu beabsichtigen scheinen, wäre evolutionsfeindlich und zudem vollkommen aussichtslos, — selbst wenn die Zeit herankommen sollte, in welcher er die Existenz eines so auffälligen Organes wie die menschlichen Milchdrüsen und damit die charakteristische Gestaltung des weiblichen Busens bedrohen sollte. — Wohl aber folgt aus dem Dargelegten die Dringlichkeit der Einführung einer scharfen progressiven Auslese in die civilisierte Bevölkerung — einer Auslese, welche — wie gezeigt wurde („Zuchtwahl und Monogamie") — nur durch Umgestaltung der monogamischen in eine polygyne Sexualordnung erzielt werden kann. Denn freilich: — ehe nicht eine kräftige Auslese Ersatz bietet, kann Hygiene und alles Verwandte unserer Konstitution nur zum Schaden gereichen.

Da nun aber die sexuale Reform sicher noch Jahrhunderte auf sich warten lassen wird, könnte man wohl die Frage aufwerfen, ob nicht der Versuch erwägenswert sei, wenigstens bis dahin unsere Konstitution vor einer fortschreitenden Verzärtelung zu bewahren. — Erwägenswert vielleicht — aber auch in dieser Beschränkung vollständig aussichtslos. — Sollen wir etwa unsere Stadtväter überreden, zu Gunsten der Abwehr eines konstitutiven Rückschrittes unserer Volkskraft die mit so viel Kosten erbauten Aquädukte verfallen zu lassen und ihren Kindern wieder das typhusbazillengeschwängerte Grundwasser zu trinken zu geben, an dem unsere Großväter ihren

Durst gelöscht? — Und sollen wir allen Liebebedürftigen, welche nicht von ihrer Mutter gesäugt, sowie denen, die durch die Zange des Geburtshelfers zur Welt gebracht worden, das Heiraten verbieten? — Durch derlei fanatische Forderungen würde der Entwicklungsgedanke nur diskreditiert, und praktisch nichts erreicht werden.

Wir können tatsächlich für die Entwicklung gar nichts anderes tun, als direkte allgemeine Schädigungen, wie z. B. durch den Alkoholismus, bekämpfen, im übrigen aber dem „Zuge der Zeit" seinen Lauf lassen und — aus dem Schmerz, der uns bei der Erkenntnis des Schadens anwandelt, den Hygiene und Technik dem lebendigen Leibe der Menschheit gegenwärtig zufügen und noch lange zufügen werden, Kraft und Antrieb schöpfen zur Vorbereitung jener großen Bewegung einer fernen Zukunft, der es vorbehalten bleibt, das Unheil in Heil zu verkehren: — der sexualen Reform. — Man eröffne einen Wettkampf der Geschlechter, wonach nur die psychisch und physisch Leistungsfähigsten zur Fortpflanzung gelangen, gebe aber als Rivalen in diesem Kampf allen Begehrenden Zutritt — mögen sie nun unter den geschütztesten oder unter den härtesten Lebensbedingungen, in Hütte oder Palast erwachsen, bei künstlicher Ernährung oder bei Muttermilch aufgezogen worden sein (nur die von einer Amme Gesäugten müßten ausgeschlossen werden, solange man nicht etwa die Züchtung eines Herrengeschlechtes ins Auge faßte, welches die dienende Menschenvarietät auch physisch ausnützte)! — Das Ergebnis dieses Kampfes, die Beschaffenheit der heranwachsenden Generationen, würde auf alle evolutionistischen Bedenken die lebendige und unbestreitbare Antwort erteilen — auf Fragen, wie etwa die, ob die menschliche Konstitution durch die an den weiblichen Organismus gestellte Aufgabe der Erzeugung der Muttermilch, oder durch die an die kindlichen Organismen beiderlei Geschlechtes zu stellende Forderung der Anpassung an Surrogate hierfür, mehr belastet werde — Fragen, welche nur durch den Versuch zu beantworten sind, und nicht durch die irreführende Gegenüberstellung von „Kunst" und „Natur", nach welcher ja auch der Verlust der Körperbehaarung beim Menschen und der Ersatz derselben durch das Kleid als ein bedauerlicher Rückschritt anzusehen wäre. Ist die Muttermilch für Heranbildung höchster Kraft und bester Qualitäten wirklich unersetzlich, dann werden die bei der Milch ihrer Mutter Aufgezogenen als die physisch und psychisch Leistungsfähigeren beim sexualen Wettkampf den Sieg erringen und die Fähigkeit zur Erzeugung der Muttermilch auf die kommenden Generationen vererben. Zeigt sich aber bei fortgesetzter sexualer Auslese ein Rückgang der Fähigkeit, die Kinder zu säugen, im Laufe der Generationen, so brauchen wir das nicht zu beklagen, weil wir sicher sein können, daß wir im Begriffe stehen, für diese in Verlust geratende Fähigkeit eine andere, für uns wertvollere zu gewinnen. — Und wie in diesem Beispiel, würde überall der tatsächliche Gang der Entwicklung uns über das belehren, was, indem wir es als das Wünschenswerte erkennen, bereits im Begriffe steht, sich zu vollziehen.

Dann erst — dann aber auch in vollem Umfange — würde die Maxime ihre Richtigkeit erlangen: — Der Mensch scheue sich nicht, aus den Errungenschaften seines Wissens und Könnens Vorteil zu ziehen, wo und wie das irgend möglich, und den Schwächen seiner

Natur durch Kunst beizuspringen, wo und wie immer das nötig oder erwünscht. Für allen besonderen Apparat seines Organismus, der hierbei verloren geht, für die zunehmende „Nacktheit“ seiner Konstitution, vermag er dann unvergleichlich Höheres — geistige Potenz — einzutauschen.

Stufen und Arten der Kulturentwicklung.

Dr. Maximilian Borchers.

Eine jede Tierart ist der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein unterworfen. Dieser Daseinskampf ist von den „ökologischen“ Verhältnissen abhängig, wie sie Haeckel genannt hat, d. h. von der durch die Natur gebotenen Menge und Art der Nahrungsmittel. Auch der Kulturhistoriker kann nicht umhin, das Menschengeschlecht in diesem Sinne als eine tierische Gattung aufzufassen und festzustellen, daß die Entwicklung dieser Gattung von einem langen und schweren Kampf um die Unterhaltsmittel beherrscht wird. Die ökologischen Bedingungen der menschengeschichtlichen Entwicklung sind in erster Linie Klima, Bodengestaltung, Flora und Fauna, welche hier günstiger und dort ungünstiger wirken können. Die Oekologie der Menschengattung beruht fernerhin auf der Erfindung von Werkzeugen und der Entdeckung von Nahrungsquellen, sowie auf der Schöpfung der davon abhängigen Einrichtungen des sozialen und geistigen Lebens. In der Wechselwirkung dieser beiden Faktoren besteht die natürliche Gebundenheit der Kulturgeschichte. Freilich ist die Fähigkeit zur selbständigen Schöpfung technischer und geistiger Entwicklungsfaktoren den einzelnen Menschenrassen in verschiedenem Maße zu teil geworden. Aber das ist kein Argument, die allgemeine Abhängigkeit der Kulturentwicklung von den natürlich gegebenen oder selbstgeschaffenen ökologisch-technischen Verhältnissen in Frage zu stellen.

Von den Paläontologen werden als unterscheidende Kulturstufen die Stein-, Bronze- und Eisenzeit genannt. Aber dieses Schema ist nicht konsequent durchzuführen. Vierkandt hat darauf hingewiesen, daß bei manchen primitiven Stämmen Holz- und Knochengeräte eine ebenso große Rolle spielen, wie die Steinwerkzeuge. Außerdem läßt sich der Gebrauch von Stein, Bronze und Eisen zeitlich nicht so scharf abgrenzen, daß man darin notwendig aufeinanderfolgende Stufen der Kultur sehen müßte. Die Neger haben z. B. die Bronze nicht gekannt, so daß bei ihnen die Eisenzeit direkt auf die Steinzeit folgte, während die Malaien Kupfer und Bronze erst nach dem Eisen kennen lernten.

Ebensowenig ist es eine haltbare Theorie, den Zustand der Fischer, Jäger, Viehzüchter und Ackerbauern als immer aufeinanderfolgende Epochen der wirtschaftlichen Betätigung anzusehen, welche alle höheren Völker durchlebt haben sollen. Denn diese haben keineswegs eine gleichmäßige fortschreitende Entwicklung durchgemacht; sondern ein Volk kann in einer Richtung fortschreiten, in einer anderen aber zurückbleiben oder einseitig erstarren. Noch entsprechen denselben

technischen Wirtschaftsformen überall die gleichen sozialen und geistigen Einrichtungen. Ueberdies gibt es Mischungen und Uebergangsformen. Die Viehzucht ist nie oder nur selten eine völlig selbständige Wirtschaftsform, sondern die Viehzüchter sind meist auf Raub oder Austausch bei anwohnenden Ackerbauern angewiesen. Auch ist der Ackerbau keineswegs immer mit Seßhaftigkeit und die Viehzucht mit Nomadismus verbunden. Es gibt auch „reisbautreibende Nomadenvölker".

Man sieht, daß sowohl die technische wie die wirtschaftliche Seite des Kulturlebens nicht so einfachen Regeln unterworfen ist, wie man früher glaubte. Jedoch kann man im allgemeinen sagen, daß niedere Stufen der Kultur durch Stein, Holz und Knochen, die mittleren durch Stein und Kupfer oder Bronze und Eisen, und daß erst die höheren Stufen durch Eisen nebst Holz und Kohle gekennzeichnet sind. Aber die hochentwickelte Industrie der neueren Civilisation ist erst durch den gleichzeitigen Besitz von Eisen, Holz und Kohle möglich geworden.

Was das Produkt des Nahrungserwerbs betrifft, so sind die primitiven Rassen sogenannte „Sammler" von tierischen und pflanzlichen Dingen, welche die Natur fertig darbietet, z. B. Wurzeln, Früchte, Muscheln, Insekten und Würmer. Eine mittlere Stufe nehmen die Stämme ein, welche vorwiegend Jagd, Fischfang, Viehzucht oder „Hackbau" treiben, wie E. Hahn den niederen Ackerbau bezeichnet hat. Die vier genannten Erwerbsarten kommen in mancherlei Kombinationen vor. Die einen Stämme sind zugleich Fischer und Jäger, die anderen vorwiegend Jäger oder Hackbauern. E. Grosse unterscheidet niedere Jäger, die fast nur Jagd mit oder ohne Fischfang treiben und höhere Jäger, bei denen der Hackbau schon stärker ausgebildet ist. Alle diese Stämme bleiben bis zu einem gewissen Grade auch „Sammler", namentlich von Wurzeln, Beeren und Früchten. Nach E. von den Steinen sind die Naturstämme Zentralbrasiliens zugleich Fischer, Jäger und Hackbauer; bei den am Fluß lebenden überwiegt die Fischerei, bei den anderen die Jagd. Die zu diesen Stämmen gehörigen Bororó sind dagegen ausgesprochene Jäger ohne jeden Feldbau. Gewisse Stämme in Syrien sind zugleich Hirten und Ackerbauer. Je nach dem Stande der Feldwirtschaft ziehen sie mit ihren Zelten und ihrem Vieh von einem Ort zum anderen, und obwohl sie zu einem großen Teil seßhaft geworden sind, so würden sie doch niemals daran denken, die Zelte mit Häusern zu vertauschen[1]). Die an der Küste von Madagaskar lebenden Stämme treiben zugleich Fischfang und Reisbau, während im Innern bei nahe verwandten Stämmen Rinderzucht die Hauptbeschäftigung ist.

Die Stufe des eigentlichen Ackerbaues ist durch den Besitz von Rind und Pflug, durch Getreide- und Gartenbau mit künstlicher Bewässerung gekennzeichnet. Während im Hackbaubetrieb hauptsächlich Knollenfrüchte und Gemüse gezogen werden, besteht der Ackerbau in der Kultur jener Arten von Gramineen, die ursprünglich aus wilden Gräsern hervorgegangen sind. Nach den Untersuchungen von E. Hahn ist die Hirse die älteste Getreideart gewesen. Derselbe

[1]) Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, IX. Band, Seite 137.

Forscher macht darauf aufmerksam, daß der Ackerbau im großen Maßstabe zuerst im Alluvialboden großer Ströme entstanden ist[1]. Am Euphrat und Nil entwickelten sich die ersten Ackerbaustaaten. Der Gartenbau ist dagegen in Zentralafrika und China emporgeblüht, wird ohne Hülfe von Haustieren betrieben und vermag eine dichtgedrängte Bevölkerung zu ernähren.

Die Anfänge des Handwerks reichen bis in die Urzeiten menschlicher Kultur zurück, bis auf die Erfindung des Steinwerkzeugs. Schon frühzeitig scheint eine Arbeitsteilung eingetreten zu sein, derart, daß die Anfertigung der Steingeräte besonders dazu geschickten Personen übertragen wurde. Die ältesten Handwerker sind bekanntlich die Schmiede, während Weberei und Töpferei ursprünglich Erfindung und Beschäftigung der Frauen gewesen ist. Erst seit der Gründung von Städten innerhalb der ackerbautreibenden Bevölkerungen wurde das Handwerk zum Erwerbszweig ganzer Bevölkerungsschichten.

Als oberste Stufe der technisch-wirtschaftlichen Entwicklung erscheint das aus dem Handwerk in Ackerbaustaaten hervorgehende Industrie-System mit seinen mannigfaltigen Differenzierungen, der Kooperation und Maschinentechnik, des Handels- und Kreditverkehrs.

Nach der Seite der gesellschaftlichen Organisation der Wirtschaft kann man nach dem Vorgang von K. Bücher, je nach dem Bereich, innerhalb dessen Produktion und Konsumtion der Güter stattfindet, 1. die Periode der geschlossenen Hauswirtschaft unterscheiden, wo die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht werden, 2. die Periode der Stadtwirtschaft, wo die Güter aus der produzierenden Wirtschaft direkt in die konsumierende übergehen und 3. die Periode der Volkswirtschaft, wo die Güter eine Reihe von Wirtschaften passieren müssen, ehe sie zum Gebrauch gelangen. Schließlich muß als eine letzte Phase die Weltwirtschaft genannt werden, die auf dem Austausch der Ackerbau- und Industrieprodukte zwischen ganzen Ländern und Völkern beruht.

Wie glatt sich diese Stufen im Schema auch trennen lassen, in Wirklichkeit gibt es auch hier keine scharfen Abgrenzungen. Einmal findet man bei primitiven Völkern einen wenn auch geringen Tauschhandel, der indes zuweilen große Dimensionen annehmen kann, wie die Handelsbeziehungen des prähistorischen Menschen in Europa zwischen Norden und Süden und mit Asien beweisen. Andererseits dauern in der weltwirtschaftlichen Periode mehr oder minder große Reste der Haus- und Stadtwirtschaft unverändert fort.

Von der Stufe der Technik, des Nahrungsproduktes und der wirtschaftlichen Organisation sollen nach den Forschungen von K. Marx die Einrichtungen der Familie und des Eigentums, der Stände und des Staates, also die gesamte politische und geistige Kultur abhängig sein. Freilich läßt sich dieser Zusammenhang nur ganz allgemein nachweisen, und er braucht weder bei den einzelnen Völkern noch bei den einzelnen Einrichtungen in jeder Hinsicht ein gleichmäßiger und notwendiger zu sein. Z. B. ist die Einehe und Vielweiberei, die

[1] E. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft der Menschen.

republikanische und monarchische Verfassung nicht notwendig an eine bestimmte Wirtschaftsform gebunden. Eher könnte man dies jedoch von den Besitz- und Erbrechten des Eigentums behaupten.

Wenn man in Hinsicht der Gesamtkultur eine Einteilung in Perioden vornehmen will, so ist diejenige von Morgan immer noch als die brauchbarste anzusehen, wonach die ganze Kulturgeschichte in die drei Stufen der Wildheit, der Barbarei und der Civilisation zerfällt. Die Periode der Wildheit reicht von der Erfindung des Steinwerkzeugs bis zur Ausrüstung mit Bogen und Pfeil. Die Barbarei beginnt mit der Erfindung der Töpferkunst. In der Tat ist diese insofern epochemachend, als sie eine seßhafte Existenz, Fortschritte in der Handfertigkeit und Zunahme des häuslichen Lebens voraussetzt. Die Züchtung der Haustiere und die Ausbildung des Ackerbaus sind die wesentlichen Leistungen der Barbarei, die mit der Erfindung der Eisenschmelzung abgeschlossen wird. Die Civilisation beginnt mit dem Bau der Städte, der Erfindung des phonetischen Alphabets, der Buchstabenschrift und der Differenzierung der Handwerke u. s. w.

Wie wenig aber diese Einteilung allgemein gültig ist, beweist die Schmiedekunst der Neger. Die Makua z. B. haben es trotz ihrer abgeschlossenen Lage zu einer anerkennenswerten Vollkommenheit in dieser Industrie gebracht, und trotzdem können sie aus anderen Gründen nach dem Morganschen Schema nicht in die Oberstufe der Barbarei gestellt werden.

Die neuerdings viel beliebte Einteilung in Naturstämme, Halb- und Vollkulturvölker leistet theoretisch nicht mehr als die von Morgan gegebene, mit der sie im wesentlichen zusammenfällt.

Noch schwieriger wird die Feststellung des Kulturbegriffes und der fortschreitenden Kulturentwicklung, wenn moralische Eigenschaften als ausschlaggebende Unterscheidungsmerkmale herangezogen werden. Aber abgesehen davon, daß der Begriff des sittlichen Fortschrittes einheitlich schwer zu formulieren ist, gibt es so viele geistige Eigenarten der einzelnen Rassen und Kulturkreise, daß in sehr vielen Fällen von einem höheren oder niederen Werte derselben nicht geredet werden kann. Wohlwollen, Wahrheitsliebe und Treue findet man auf allen Stufen der Kultur, oft am meisten und wirksamsten bei den „wildesten“ Stämmen. Dieselben Tugenden und dieselben Laster werden bei primitiven, barbarischen und civilisierten Völkern beobachtet, so daß Th. Buckle überhaupt jeglichen sittlichen Fortschritt des Menschengeschlechts bezweifelte.

Ueberhaupt ist es unmöglich, bei der bunten Mannigfaltigkeit der anthropologischen, sozialen und geistigen Tatsachen eine allgemein gültige Formel für die Entwicklung des Menschengeschlechts zu konstruieren. „Entwicklung des Menschengeschlechts“ ist schon ein von vornherein irreführender phantastischer Begriff. Was sich entwickelt, sind einzelne Rassen, für sich isoliert oder im Zusammenhang mit anderen, so daß keine einheitlich abgeschlossene organische Kontinuität zu Grunde liegt. Es gibt verschiedene Kulturherde und Kulturarten, in denen die Rassen gemäß der geographischen Lage und natürlichen Begabung ihre Gesittung und Bildung in eigenartiger Weise hervorbringen. „Ueberhaupt ist“, wie Hoerneß sagt, „niedrige Kultur

nicht immer ein Weg zur höheren und die höhere Kultur kein allgemeines Ziel der Menschheit."

Damit soll gesagt sein, daß es keine absolute Formel für höhere und niedere Kultur in jeder Hinsicht gibt. Der Begriff derselben ist viel zu verwickelt und vielseitig bedingt, als daß man mit einem einfachen Wertschema den Tatsachen Zwang anlegen dürfte. Erst wenn die Lebensäußerungen des Menschen nach allen Richtungen, nach Naturanlagen, ökologischen und historischen Bedingungen erforscht sind, wird man vom Standpunkt der vollkommensten Leistungen aus den Entwicklungswert der einzelnen Rassen und Epochen für die zeitliche und ideelle Kulturgemeinschaft des Menschengeschlechts annähernd bemessen können. Denn theoretisch wie praktisch finden wir uns immer wieder in der Zwangslage, trotz der Vielartigkeit und Selbständigkeit der Kulturerscheinungen, höhere und niedere Entwicklungsstufen derselben zu unterscheiden.

Den Maßstab der Beurteilung wird man in erster Linie aus den technischen und intellektuellen Leistungen einer Rasse oder Epoche entnehmen müssen, da diese die Grundlage für die höchsten Lebensbetätigungen in Kunst, Religion und Politik bilden. Bei den Weddas gibt es nach den Mitteilungen der Gebrüder Sarasin weder Lüge noch Diebstahl, noch Ehebruch. Wenn aber bei einem Volke Wahrhaftigkeit, Güte und Treue herrschen und zugleich eine hochentwickelte geistige Kultur besteht, dann ist darin die „vollkommenste Leistung" in der Entwicklung des Menschengeschlechts zu erkennen, welche der Historiker als vergleichenden Maßstab seinen Theorien von Kulturarten, Kulturherden und Kulturepochen zu Grunde legen muß. Die besten Rassen haben sich in einzelnen Gruppen und zeitweise diesem Ideal genähert, wo Reichtum und Macht, Wahrheit und Schönheit zugleich zu einem leuchtenden Gipfel sich erheben; aber es wäre Torheit, darin ein Ziel des gesamten Menschengeschlechts zu sehen und anzunehmen, daß alle Rassen zu gleichen geistigen und politischen Aufgaben im Kreislauf des geschichtlichen Lebens berufen wären.

Strafrecht und verminderte Zurechnungsfähigkeit.

Professor Dr. Carl Pelman.

Nachdem das bürgerliche Gesetzbuch glücklich seine Mauserung vollzogen hat, tritt das Verlangen nach einer ähnlichen Umwandlung des Strafgesetzbuches immer stärker hervor. Und dies mit vollem Recht. Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich ist alt geworden, und zwar alt geworden in einer Zeit, die mit einer bis dahin unerhörten Eile dahinstürmte, alte Begriffe abtat und neue Wissenschaften auf den Plan rief, und die das Denken und Empfinden des Volkes in weiten Kreisen zu einem ganz anderen ummodelte. Gesetze aber sind nichts

Anmerkung: Unter teilweiser Benutzung eines Vortrages in der Generalversammlung der rhein.-westf. Gefängnis-Gesellschaft.

anderes, als das in eine Form gebrachte jeweilige Empfinden des Volkes. Sie sind solange gut, wie sie diesem entsprechen und sie werden rückständig und zum Gegenstande von Angriffen, wenn sie sich mit den zur Zeit geltenden Anschauungen der Majorität in Widerspruch setzen. Das letztere hat nun das Strafgesetzbuch zur Genüge getan, und es mangelt ihm daher nicht an Angriffen und Gegnern, und darüber, daß hier Abhülfe not tut, sind alle einig. Nicht aber in gleicher Weise über ihre Art und Ausdehnung. Während die einen, die Anhänger der sogenannten neuen Schule mit Feuer und Schwert dagegen angehen und am liebsten keinen Stein auf dem anderen ließen, suchen die anderen, die Vertreter der alten, der sogenannten klassischen Schule zu retten, was zu retten ist. Wohl soll hier und da ein Paragraph geändert, vielleicht sogar der eine oder andere ganz unter den Tisch geworfen werden, am Ganzen aber, an der Magna Charta der Verbrecher, soll so wenig wie möglich geändert und der Geist des Ganzen erhalten bleiben. Der Geist des Ganzen! Es gibt Leute, deren Pietät so gering ist, daß sie von einem Geiste des Strafgesetzbuches nichts wissen wollen, die vielmehr der Ansicht sind, daß es den Fortschritten der Wissenschaft gegenüber sogar recht geistlos sei, nach wie vor das Verbrechen und nicht den Verbrecher zu bestrafen. Aber selbst das Verbrechen tritt in dem Strafgesetzbuche nicht als psychologisches Phänomen in den Bereich der Beurteilung, sondern lediglich nach rein äußerlichen Gründen, als Strafgegenstand, als strafbare Handlung. Es wird als eine Art algebraischer Formel betrachtet, in deren kunstgerechter Entwicklung sich das Geschick des Richters zeigt, und für die man aus der Logarithmentafel des Strafgesetzbuches die entsprechende Strafe heraus sucht. Alles das ist so klar und selbstverständlich, daß man nur das Eine dabei übersieht, daß der Mensch keine geometrische Figur und ein abstraktes System auf die Dauer nicht haltbar ist.

Trotzdem wäre es vielleicht noch eine ganze Weile in der alten Weise fortgegangen, wenn nicht Lombroso und seine Schule unter den alten Begriffen gründlich aufgeräumt und die Forderung aufgestellt hätten, daß fernerhin nicht mehr das Verbrechen, sondern der Verbrecher und seine Gefährlichkeit den Maßstab für die Strafbarkeit einer Handlung abgeben sollten. Die Begriffe der Kriminalität wechseln und damit die Kriminalität selber. Die Verbrecher-Natur aber, die an sich etwas Organisches ist, bleibt beständig. Will man das Verbrechen ausrotten, dann muß man den Verbrecher studieren, und Lombroso baute seine neue Lehre aus der Fortbildung aller bisherigen Forschungen auf dem Boden der exakten Wissenschaften auf, und er dehnte sie aus auf Strafrecht und Gesellschaftslehre. Ob diese neue Lehre, die Kriminalbiologie, die ganz unbedingt einen Fortschritt bedeutet, schon so fest begründet, ob sie vor allem schon so tief in die Massen des Volkes eingedrungen ist, um sein Empfinden zu beeinflussen, und den Umsturz des alten Strafgesetzbuches unvermeidlich zu machen, ist zweifelhaft. Nicht zu bezweifeln dagegen ist, daß sich gewissermaßen als Nebenströmungen dieser gewaltigen Bewegung Veränderungen in der Anschauungsweise bemerkbar machen, die man vor noch nicht gar so langer Zeit für undenkbar gehalten hätte. Dies gilt unter anderem von der Aufstellung des Begriffes von der verminderten Zurech-

nungsfähigkeit. Das Strafgesetzbuch kennt diesen Begriff nicht. Der § 51, der hierfür maßgebende Paragraph, lautet:

> Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande der Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.

Was ist nicht alles gegen diesen Paragraphen geschrieben worden, und daß seine Abfassung keine besonders glückliche gewesen ist, müssen selbst seine eifrigsten Verteidiger zugestehen. Denn einen so unglückseligen und jedenfalls nicht beweisbaren Begriff, wie es die Willensfreiheit doch nun einmal ist, einer gesetzlichen Bestimmung zu Grunde zu legen, wird man schwerlich billigen können. Besonders machte sich von Anfang an das Bedürfnis nach einer Abstufung der Zurechnungsfähigkeit geltend, weil in dem § 51 von einer verminderten Zurechnungsfähigkeit gar keine Rede und der Gegensatz — aufgehoben oder nicht aufgehoben — so schroff wie möglich sei. Zuerst traten die Irrenärzte mit dieser Forderung hervor, da es ihnen in ihren Gutachten oft recht schwer wurde, sich in die Zwangslage des § 51 zu fügen. Ihre Forderungen stießen jedoch bei den Juristen im Anfange auf wenig Gegenliebe. Man habe, so entgegnete man, diese Ausstellungen vorhergesehen und den Wünschen in der Aufstellung von mildernden Umständen bereits volle Rechnung getragen. Zudem könne von einer verminderten Zurechnungsfähigkeit doch nicht wohl die Rede sein. Denn diese setze eine Verminderung der freien Willensbestimmung voraus und eine solche sei doch undenkbar, da jede verminderte Freiheit eine aufgehobene, eine Unfreiheit sei.

Aber abgesehen davon, daß die mildernden Umstände gar nicht die Bedeutung haben sollen, eine gewisse Geistestätigkeit des Täters allgemein als Strafmilderungsgrund zur Geltung zu bringen, treten sie längst nicht bei allen Verbrechen in Kraft. Sie sind bei nicht weniger als 44 Verbrechen ausgeschlossen, und darunter befinden sich gerade die schwersten, wie Mord, Meineid, schwerer Raub, Brandstiftung und andere. Auch das Gesetz über die Presse vom 7. Mai 1874 kennt sie nicht, und ebensowenig ist von ihnen in den Gesetzen über die Sozialdemokraten und über die Sprengstoffe die Rede. Nun kann man über Journalisten und Sozialdemokraten so hoch und so niedrig denken wie man will, sie aber nach oben oder unten ganz aus den Reihen der gewöhnlichen Menschen herauszunehmen und sie anders zu beurteilen wie diese, geht doch nicht an. Unterdessen setzten die Naturwissenschaften ihren Siegeszug fort, und es konnte nicht ausbleiben, daß sich auch die anderen Wissenschaften ihrem Einflusse nicht verschließen konnten.

Auch die Psychiatrie hat an jenem Siegeszuge teilgenommen und der Erforschung der eigentlichen Geistesstörungen folgte die Erkenntnis der sogenannten Zwischenstufen und der Grenzzustände. Hierdurch trat der Zwiespalt zwischen den Anforderungen des Lebens und dem Zwange des § 51 immer stärker, immer unvermittelter hervor. Gleichzeitig damit war ein Umschwung der allgemeinen Meinung vor sich gegangen, dem sich auch die Juristen der alten Schule nicht ganz

verschließen konnten. Der Widerstand ist immer lässiger geworden, immer mehr und mehr der Gegner treten in das andere Lager über und beugen sich der Ueberzeugung, daß die Gesetzgebung den wissenschaftlichen Anschauungen Rechnung zu tragen und der Staat ihre Forderungen zu berücksichtigen habe. Die Wissenschaft aber kennt keine absolute Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit, und wenn wir den vielberufenen Begriff der Willensfreiheit als die Fähigkeit auffassen, nach vernünftigen Motiven zu handeln, dann müssen wir diese Fähigkeit folgerichtig nach dem Grade unserer körperlichen und geistigen Gesundheit, nach unserer Bildung und Charakterstärke bemessen und somit Grade der Freiheit oder Unfreiheit gelten lassen.

Schon jetzt stellt der Relativsatz des § 51 die Forderung auf, daß nicht jede krankhafte Störung der Geistestätigkeit an sich genügt, um die Strafbarkeit auszuschließen, daß dies vielmehr erst von einem gewissen Grade von Krankheit, von einer bestimmten Intensität an der Fall sei. Die Forderung einer weiteren Ausdehnung dieser Abstufungen auf strafrechtlichem Gebiete ist aus praktischen sowohl wie aus wissenschaftlichen Gründen unabweislich, und diese Forderung heißt: verminderte Zurechnungsfähigkeit. Im übrigen hat die Gesetzgebung dies schon an anderer Stelle getan, so daß es ihr jetzt nicht allzu schwer werden sollte.

Bei den Taubstummen sowohl wie bei den Jugendlichen von 12—18 Jahren sind in jedem Falle geringere Strafen vorgesehen, womit bei ihnen doch wohl eine verminderte Zurechnungsfähigkeit anerkannt ist, und etwas Aehnliches findet sich bei § 213, wo dem Totschlage im Affekt eine mildere Beurteilung zu teil wird.

Ob dabei die Bezeichnung: verminderte Zurechnungsfähigkeit eine besonders glückliche und über jede Kritik erhabene sei, möchte ich nicht behaupten, und wenn wir unter Zurechnungsfähigkeit die Fähigkeit verstehen, unser Verhalten den strafrechtlichen Verboten anzupassen, strafrechtlich bedeutsame Handlungen zu begehen und dafür bestraft zu werden, dann ist dies vielleicht nicht der Fall. Sie ist aber einmal da und hat wenigstens den Vorzug der Kürze.

Der unlängst verstorbene Strafrechtslehrer an der Universität Bonn, Seuffert, hat sie als solche aufgenommen und er definiert sie in seinem kurz vor seinem Tode herausgekommenen Buche „Ein neues Strafgesetzbuch" wie folgt: Verminderte Zurechnungsfähigkeit besteht, wo die Fähigkeit der Selbstbestimmung oder die zur Erkenntnis der strafbaren Tat nötige Urteilskraft oder die Freiheit der Willensbestimmung zwar nicht völlig ausgeschlossen, aber doch in erheblichem Grade vermindert ist.

Hiermit ergibt sich für die Psychiatrie die Aufgabe, diejenigen krankhaften Störungen der Geistestätigkeit namhaft zu machen, auf welche dieser neue Begriff fernerhin Anwendung finden würde. Soweit es sich um typische Psychosen, um bestimmte charakteristische und klinisch umgrenzte Formen von Geistesstörung handelt, wird die alte Unzurechnungsfähigkeit nach wie vor den Geisteskranken vor einer Strafe schützen.

Die im eigentlichen Sinne Geisteskranken können unter keinen Umständen für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden, sie sind straffrei, und diese Forderung werden wir selbst dann zu stellen

haben, wenn es sich um sogenannte partielle Geistesstörungen handeln sollte, da es derartige Störungen in Wirklichkeit nicht gibt. Unzweifelhaft kann jemand recht törichte Ideen mit sich herum tragen und an einer sogenannten fixen Idee leiden, und trotzdem im allgemeinen den Eindruck eines Menschen machen, der wohl imstande ist, zu entscheiden, was er zu tun und zu lassen hat. Und doch wäre dieser Schluß grundfalsch; denn eine fixe Idee ist durchaus nicht etwas Ruhendes, dem lebenden Organismus und seinem Getriebe Entzogenes, wie es z. B. ein eingekapselter Tuberkel ist. Eine jede Idee ist stets eine lebendige Funktion, und wenn sie sich auch nicht zu jeder Zeit äußern muß, so muß sie doch auf den gesamten übrigen Inhalt des Bewußtseins verfälschend einwirken, und die Summe des Bewußtseins muß falsch werden, weil falsche Glieder darin enthalten sind. Gegen diesen Zwang der Logik können wir nicht an, und wenn wir auch nicht in jedem Falle imstande sind, das Wie des Geschehens und das Wieviel des Einflusses nachzuweisen, so dürfen wir doch an der Sache selbst nicht rütteln, da es ganz unmöglich ist, so tief in die psychischen Vorgänge eines Menschen einzugehen, um zu erkennen, wie weit eine Wahnidee die anderweitige Gedankenbildung zwingend beeinflußt. Wenn dies schon beim gewöhnlichen Menschen gilt, um wieviel mehr bei dem Verbrecher, der Seelenzustände durchlebt, die sich der normale Mensch nicht vorstellen kann, und die seinem Seelenleben weit abliegen. Etwas anders liegt die Sache bei den Grenzzuständen, und wenn ich auch zugeben muß, daß sich in der Zukunft die Schwierigkeiten einer Beurteilung eher vermehren werden, da es sich alsdann um eine doppelte Abgrenzung, nach oben — der Gesundheit und nach unten — der eigentlichen Geistesstörung — handeln wird, und eine Unsicherheit nicht immer zu umgehen ist, an der Sache selber wird dies nichts ändern.

Ebensowenig werden sich besondere Regeln aufstellen und eine prinzipielle Einteilung treffen lassen. Die Entscheidung hat vielmehr stets individuell und von Fall zu Fall zu erfolgen. Mit dieser Einschränkung wird ein kurzes Eingehen auf die hier in Betracht kommenden Zustände kein Bedenken haben.

Im allgemeinen wird es sich zumeist um unfertige Krankheits- und Uebergangszustände handeln, um gewisse abnorme Vorgänge im Geistesleben, gewisse Unvollkommenheiten und Einseitigkeiten, krankhafte Schwächen und Erregungen, kurz, um jene große Zahl von Individuen, die man in der Psychiatrie unter der Bezeichnung der Degenerierten oder Minderwertigen zusammenfaßt. Neben diesen Zuständen, in denen dauernd ein geringerer Grad von krankhafter Störung der Geistestätigkeit besteht, kommen dann andere Störungen in Betracht, die nicht andauernd sind, sondern mehr anfallsweise auftreten, wie etwa die Zwischenzeiten bei der Epilepsie und Hysterie, die geistigen Störungen der Alkoholiker und Morphinisten, abnorme Zustände, die unter dem Einflusse großer Hitze, Ueberanstrengung und dergleichen zustande kommen. Rechnen wir hierzu noch gewisse körperliche Zustände, wie die Pubertät, bei den Frauen die Zeit der Menstruation und der Schwangerschaft, besondere seelische Vorgänge und Affekte, die zwar an und für sich nicht ohne weiteres eine Abminderung der Zurechnungsfähigkeit bedingen würden, wohl aber,

wenn sie sich untereinander oder mit anderen Schädlichkeiten, wie z. B. mit Alkoholgenuß verbinden, dann wird es dem neuen Paragraphen des zukünftigen Strafgesetzbuches nicht an Gelegenheit fehlen, seine Feuerprobe zu bestehen.

Unter allen diesen krankhaften Zuständen nimmt die psychische Entartung an Zahl und Wichtigkeit die erste Stelle ein, und hier wieder die angeborene und auf dem Wege der Zeugung von den Eltern überkommene erbliche Entartung. Daß wir die Erben unserer Eltern in körperlicher wie in geistiger Beziehung, im Guten wie im Bösen sind, braucht hier nicht bewiesen zu werden. Dagegen möchte ich darauf hinweisen, daß man zwischen erblicher Belastung und erblicher Entartung wohl zu unterscheiden hat. Erblich belastet ist ein jeder, bei dessen Ahnen Geistesstörung, Nervenkrankheiten oder ähnliches vorgekommen ist. Daß ein derartig erblich belasteter Mensch leichter psychisch erkranken kann, als ein anderer, nicht belasteter, ist ohne weiteres verständlich, daß er aber erkranken oder an sich geistig minderwertig sein muß, ist damit noch lange nicht gesagt. An sich ist die erbliche Belastung nur ein Begriff, und die ausheilende Kraft der Natur ist weit größer, als man vielfach anzunehmen scheint. Die einfache Tatsache, daß sich in der Ascendenz eines Angeschuldigten Geisteskrankheit oder dergleichen nachweisen läßt, ist somit für die Schuldfrage solange ohne Wert, wie nicht auf anderem Wege der Beweis dafür erbracht ist, daß er wirklich geisteskrank oder minderwertig ist. So kann der Sohn oder Enkel eines Geisteskranken ein recht verständiger Mensch und sogar ein Genie sein, der unter Umständen auch ein Verbrechen begehen kann, und in diesem Falle wie jeder andere dafür verantwortlich zu machen ist. Dagegen befinden wir uns bei der erblichen Entartung auf festem Boden, da wir es mit einem faßbaren Begriffe und einem bestimmten Krankheitsbilde zu tun haben, wo sich die abnorme Richtung der gesamten Entwicklung von Jugend auf nachweisen läßt.

Das Tun und Treiben der Menschen wird nicht durch logische Erwägungen, sondern durch die Gefühle bestimmt. Normalerweise wird jede Gedankentätigkeit von einem mäßigen Affekte begleitet, dessen gleichmäßig ruhigen Ablauf wir als Besonnenheit bezeichnen.

Wir verwerten dieses psychologische Geschehen bei der Erziehung, indem wir bestimmte Vorstellungskreise mit dem Affekte der Lust oder Unlust verbinden, um sie dem Kinde als gut oder als böse zum Bewußtsein zu bringen und es auf diese Weise anzuregen, gewisse Vorstellungen und Handlungen zu wiederholen und bestimmte andere zu unterlassen. Auf diese Weise bildet sich durch die Erziehung eine gewisse Normalmäßigkeit der Vorstellungen aus, und wenn sie auch bei den verschiedenen Menschen sehr verschieden ist, so bildet sie doch bei jedem einen festen Besitz, der sein Handeln bedingt und den wir den Charakter eines Menschen nennen.

Bei den erblich Entarteten werden wir nach der Möglichkeit einer solchen Entwicklung des Charakters vergeblich suchen, da es ihnen an der Grundlage, der Fähigkeit zur Entwicklung von Gefühlen fehlt. Der Kampf zwischen Neigung und Pflicht, die Möglichkeit einer Bestimmbarkeit des Willens durch Vorstellungen der Religion, der Sittlichkeit und des Rechtes, worauf doch am Ende die freie Willens-

bestimmung beruht, ist bei ihnen nicht vorhanden und ihr Wille entscheidet sich lediglich nach egoistischen Motiven, und dies um so mehr, als neben ihrem alles beherrschenden Egoismus für altruistische Empfindungen kein Platz ist und es zur Ausbildung moralischer Regungen nicht kommen kann. Zu allem diesem gesellt sich ein Mangel an psychischem Gleichgewicht, ein Vorwiegen der Triebe und Affekte, und da jener vorher erwähnte ruhige Ablauf der Besonnenheit unter dem Einflusse besonders heftiger Gemütsbewegungen verloren geht, so vollzieht sich bei ihnen der Ablauf der Vorstellungen unter der einseitigen Herrschaft der ungezügelten Triebe. Wir stoßen daher bei den Entarteten auf alle möglichen Charakterfehler und wir begegnen hier sowohl dem Geizhals wie dem Verschwender, dem Fanatiker und Schwärmer wie dem Anarchisten, dem Sonderling wie dem Original und Gott weiß was für sonderbaren Erscheinungen, die nur in dem Einen übereinstimmen, daß sie samt und sonders sozial unmöglich und mehr oder weniger sogar antisoziale Elemente sind. Unter den verschiedenen Formen und Gestaltungen der Entartung hat man eine Gruppe unter der Bezeichnung der an moralischem Irresein Leidenden abgetrennt, und insofern als man darunter Personen versteht, die vermöge ihres angeborenen krankhaften Defektes nicht imstande sind, es zur Entwicklung altruistischer Empfindungen und moralischer Begriffe zu bringen, mag diese Bezeichnung allenfalls angehen, obwohl sie sonst wohl zu Anstoß Veranlassung geben kann. In der Rechtspflege hat sie bisher keinen festen Fuß fassen können und das Reichsgericht hat ihr gegenüber die Entscheidung getroffen, daß nur dann von einer solchen Krankheit gesprochen werden könne, wenn der moralische Defekt als auf pathologischen Ursachen beruhend nachgewiesen sei. Diese Forderung ist durchaus berechtigt, der geforderte Nachweis muß geführt werden und er kann es auch, da das moralische Irresein nur eine Teilerscheinung der erblichen Entartung und diese eine auf nachweisbaren Symptomen beruhende Krankheit ist.

Diese moralisch Irrsinnigen zeichnen sich von Kind auf aus durch einen Mangel an Gemüt, während sich ein Defekt in ihrer sonstigen geistigen Begabung oft kaum nachweisen läßt. Maßlose Egoisten und ohne jede Empfindung für das Wohl und Wehe ihrer Umgebung, folgen sie haltlos jedem Antriebe ihrer verkehrten Natur und werden so eine beständige Quelle des Anstoßes und der Klagen. Als Kinder grausam und verlogen, wandern sie später von Schule zu Schule, weil sie sich überall durch ihr verkehrtes und diebisches Wesen unmöglich machen. Alles ergreifend und nirgends ausdauernd, überall anstoßend und jeden verletzend, müssen sie über kurz oder lang mit dem Gesetze in Konflikt geraten, und es ist oft Sache des Zufalles, ob sie in das Gefängnis oder in die Irrenanstalt wandern, je nachdem sie auf ihrem Lebenspfade zuerst einem Richter oder einem Irrenarzte in den Weg kommen.

Vielleicht ist hier der Ort, um etwas über die sogenannten Entartungszeichen zu sagen. Man versteht unter dieser Bezeichnung Abweichungen in der äußeren Erscheinung, der Gesichtsbildung insbesondere, aber auch des Körpers überhaupt, und man hatte sie mit der erblichen Entartung in Verbindung gebracht, weil man die Beobachtung gemacht hatte, daß sie sich bei den erblich Entarteten besonders häufig

und in einer besonders ausgesprochenen Weise vorfänden. Insofern nun, als sie die Zeichen einer Schädlichkeit sind, die das Keimplasma betroffen hat und wir demgemäß zu der Annahme gezwungen sind, daß diese äußeren Mißbildungen Abweichungen in den inneren Organen und hier wieder namentlich im Gehirne entsprechen, würde ihnen bei der Diagnose dieser Zustände eine nicht abzuleugnende Bedeutung zufallen. Die Veränderung eines Organes nämlich ist ohne eine gleichzeitige Veränderung der ihr obliegenden Funktion nicht denkbar, und wenn ich nun der Ueberzeugung bin, daß mir eine Abweichung in der Bildung des äußeren Ohres, der Zähne, des Schädels und anderer die Berechtigung gibt, auf eine fehlerhafte Bildung des Gehirnes zu schließen, dann läßt sich verstehen, wie man dazu gekommen ist, ihnen eine stellenweise recht weitgehende Bedeutung beizumessen. Ihren Wert ganz zu leugnen, fällt mir und niemanden ein, aber deshalb einen Menschen, der das Unglück hat, sogenannte Henkelohren sein eigen zu nennen, ohne weiteres für fähig zu halten, Schnupftücher und anderes zu stehlen, geht nicht an. So weit sind wir zur Zeit noch nicht und spruchreif ist die Frage der Entartungszeichen noch nicht.

Zu den Entarteten wird man noch die geschlechtlich Perversen zu rechnen haben, falls man eine angeborene sexuelle Perversität überhaupt noch gelten lassen will. Mir wenigstens scheint dies so ohne weiteres nicht nötig zu sein. Dem Bestreben der Urninge, die sexuell Perversen zu einer großen sozialen Bedeutung aufzubauschen, liegen keine entsprechenden Tatsachen zu Grunde und ihre Zahl schrumpft unter der Lupe der Kritik sehr erheblich zusammen. In jedem Falle überwiegt hier das erworbene Laster und Mitleid würde kaum die richtige Empfindung für diese Art der Verirrungen sein. Ganz gewiß kommt sexuelle Perversität auch bei Geisteskranken vor. Der sexuell Perverse kann zugleich geisteskrank sein, aber an sich ist er dies nicht und er wird erst zu einem Geisteskranken, wenn die Geisteskrankheit durch Symptome auf einem anderen Gebiete nachgewiesen ist. Solange dies nicht möglich ist und der § 175 des Strafgesetzbuches zu Recht besteht, wird er den Schaden dieses Paragraphen zu tragen haben.

Bei der Epilepsie bewegen wir uns wieder auf einem weniger fraglichen Gebiete, obwohl sich unsere Kenntnisse kaum auf einem anderen Felde der Pathologie so erweitert haben, wie gerade hier. Allerdings fallen die epileptische Geistesstörung und wohl auch die epileptischen Dämmerzustände schon jetzt in den Bereich des § 51. Aber was rechnet man nicht alles zur Epilepsie, und gewiß ist manche sonst rätselhafte und unverständliche Handlung auf epileptische Störungen zurückzuführen. Ich erwähne bloß den sogenannten Exhibitionismus, jene läppische und für jeden gesund empfindenden Menschen unbegreifliche Verirrung, die tatsächlich zumeist epileptischen Ursprunges ist. Was von der Epilepsie gesagt ist, gilt in noch höherem Grade von der Hysterie. Das Wort Hysterie hat für gewöhnlich einen leichten Beigeschmack, und wir hegen für die Hysterischen durchweg eine gewisse Mißachtung, da wir mit diesem Begriffe alle möglichen Charaktereigenschaften zu verbinden pflegen, insofern sie unangenehm und verächtlich sind. Gewiß trifft dies für einen Teil der Hysterischen zu. Ob wir aber diese Eigenschaften der Hysterie

an und für sich zuzuschreiben, und nicht vielmehr auf Rechnung der erblichen Entartung zu setzen haben, das ist eine andere Frage, die ich in letzterem Sinne zu entscheiden geneigt bin. Erblich Entartete erkranken besonders häufig an Hysterie, und sie tragen ihre angeborenen und wenig liebenswürdigen Eigenschaften mit in sie hinein, die auf diese Weise wohl einen Teil der Hysterie bilden, ohne ihr im Grunde anzugehören. An sich ist sie eine recht schwere Nervenkrankheit, die mit jenen degenerativen Zügen nichts zu tun hat.

Dem Gewohnheitstrinker geht es zur Zeit so schlecht, daß ich ihn nur ungerne noch schlechter machen möchte. Und doch ist es an der Zeit, seiner schwankenden Stellung in der Rechtspflege ein Ende zu machen. Ob dies allerdings auf dem Wege der verminderten Zurechnungsfähigkeit zu geschehen hätte oder nicht zweckmäßiger einer besonderen Strafbestimmung vorbehalten bliebe, wird der weiteren Beratung bedürfen. Soviel steht unumstößlich fest, daß an eine Besserung des Trinkers nur unter der Voraussetzung einer völligen Enthaltsamkeit zu denken ist. Enthaltsamkeit aber ist bei unseren Trinksitten schon für den gewöhnlichen Menschen eine recht schwere Aufgabe und für den Gewohnheitstrinker ist sie unmöglich.

Wollen wir ihn bessern, so müssen wir ihn schon zur Enthaltsamkeit zwingen, d. h. in eine Lage versetzen, wo er der Versuchung entzogen ist, geistige Getränke zu genießen. Und zwar muß dies hinreichend lange geschehen, um ihm und seinem kranken Körper Zeit zu geben, sich von den Folgen des Alkoholmißbrauches zu erholen und die Kraft zu gewinnen, ferneren Versuchungen siegreich zu widerstehen. Wenn ich nicht irre, wird sich gerade bei der Behandlung der Trinker die Notwendigkeit einer Umwandlung auf dem Gebiete des Strafvollzuges am ersten herausstellen. Schließlich wäre hier noch des Schwachsinnes zu gedenken. Die Bedeutung des Schwachsinnes ist für die Strafrechtspflege eine überaus große, obwohl es der Schwachsinnige im Grunde in der Verbrecherwelt nicht weit bringt und sich meist nur in ihren untersten Klassen bewegt.

Das Heer der Vagabunden setzt sich aus ihnen zusammen und er ist es, der die Polizeigefängnisse und die Arbeitsanstalten bevölkert. Zu wenig energisch, um sich zum eigentlichen Verbrecher emporzuschwingen, besitzt er nicht die Kraft, den Ansprüchen des sozialen Lebens gerecht zu werden, und so erleidet er überall Schiffbruch. Ein guter Kerl vielleicht, sicherlich ein schlechter Musikant, paßt er nicht in das Konzert der Gesellschaft hinein, und die Zahl seiner Vorstrafen ist meist eine ungeheuere. Bei alledem ist die Beurteilung des einfachen Schwachsinnes keine so leichte Sache. Das Unzulängliche des Schwachsinnigen liegt darin, daß er nicht imstande ist, sich in den gegebenen Verhältnissen zurechtzufinden und den Anforderungen des äußeren Lebens Rechnung zu tragen. Es wird daher für seine Beurteilung der Grad seiner Geschäftsfähigkeit entscheidend sein und nicht theoretische Erwägungen, und es wird auf die Art ankommen, wie er sich den Anforderungen der Gesellschaft gegenüber verhalten hat und nicht, wie er sich in der Anstalt, im Gefängnisse beträgt. Denn hier, unter den einfachen, fest bestimmten Verhältnissen der Anstalt ist er den Konflikten entzogen, die ihm sonst so gefährlich wurden, und sein leicht bestimmbares und von den äußeren Umständen abhängiges

Temperament macht ihn meist zu einem leicht zu lenkenden und recht brauchbaren Insassen der Anstalt. Für sie langt seine Intelligenz aus, die draußen versagte. Daß neben der angeborenen Anlage auch die Umgebung, das soziale Milieu, die Erziehung im weitesten Sinne eine große Rolle spielt, bedarf keiner Bestätigung. Der Mensch ist in seiner Entwicklung ein Produkt von Geburt und Erziehung. Beide Momente wirken stets zusammen, wenn auch in verschiedener Stärke, und je nachdem werden wir unsere Beurteilung einzurichten haben. Daß ein Mensch verkommt und verkommen muß, der von Jugend auf nichts anderes gesehen und gehört hat, als schlechtes Beispiel, Laster und Verbrechen, werden wir leicht verstehen, und wir würden uns wundern, wenn es anders wäre. Unter diesen Umständen kann die angeborene Anlage sogar eine gute sein, und sie würde der schlechten Erziehung dennoch keinen Stand halten. Anders liegt die Sache da, wo trotz des guten Beispieles und trotz der besten häuslichen Verhältnisse ein Mensch dennoch verlottert und verkommt. Hier werden wir die individuelle Veranlagung verantwortlich zu machen, in beiden Fällen aber die Frage nach einer verminderten Zurechnungsfähigkeit zu erwägen haben. Nach allem diesem wird es dem neuen Begriffe nicht an Material für seine Betätigung mangeln. Sein Arbeitsgebiet dürfte vielmehr ein großes und ausgedehntes sein. Wohl aber ist noch eine andere Schwierigkeit in Betracht zu ziehen, und wir können dreist sagen, daß Begriff und Abgrenzung einer verminderten Zurechnungsfähigkeit voraussichtlich auf keine Schwierigkeiten mehr stoßen würden, falls es gelänge, hierin einig zu werden. Und diese Schwierigkeit liegt in dem Strafvollzuge. Gerade die Art unseres jetzigen Strafvollzuges bildet den Gegenstand der heftigsten Angriffe, und daß er nicht verbesserungsfähig sei, wird niemand behaupten.

Man hat die Tätigkeit eines Richters in der Zumessung der Strafe mit dem Verhalten eines Arztes verglichen, der für alle Krankheiten nur einen Topf voll Arznei besäße, aus dem er wohl mehr oder weniger, aber doch stets aus demselben Topfe verabreicht. Für die vermindert Zurechnungsfähigen aber werden wir nicht mildere Strafen, sondern eine andere Art des Strafvollzuges fordern müssen, nicht quantitativ kürzere, sondern qualitativ andere Strafen. Gerade die Minderwertigen verlangen ihrer unheilbaren Antisozialität halber durchweg eine längere Strafdauer. Sie müssen von der Straße herunter und sie müssen oft genug dauernd von ihr herunter und mit kurzen Strafen ist hier nichts getan. Wie verkehrt diese letzteren sind, darüber lassen die massenhaften Rezidive nicht den lindesten Zweifel, und sie mahnen laut und eindringlich zu einem Bruche mit dem bisherigen Verfahren. Wie hier eine Besserung anzubahnen ist und welche Wege einzuschlagen sind, darüber wird uns die Zukunft belehren.

Daß die Lösung auf dem Wege der Spezial-Asyle liegt, die sich in mannigfacher Gliederung von dem heutigen Zuchthause durch Arbeitshäuser, Trinker-Heil- und Arbeitsstätten bis zur modernen Irrenanstalt hindurch bewegen würden, darüber dürfte schon jetzt Uebereinstimmung herrschen.

Monismus und Psychologie.

Professor Dr. August Forel.

Ich hatte in den letzten Jahren wiederholt Gelegenheit zu erfahren, daß der Begriff Monismus zu Mißverständnissen Anlaß gibt und vor allem mit der materialistischen Weltanschauung verwechselt wird. Die Weltanschauung eines Menschen ist seine Metaphysik und steht als solche außerhalb des Bereiches der Naturforschung. Anderseits grenzt bekanntlich die Naturforschung an die Metaphysik, indem den Grundgesetzen, die ihr als Basis dienen, gewisse metaphysische Hypothesen vorschweben, die so lange als richtig gelten, als alle bekannten Naturerscheinungen mit denselben übereinstimmen, d. h. als die Forschungsergebnisse sie bestätigen und sie nicht widerlegen.

Das Grundgesetz der Erhaltung der Energie fußt auf den metaphysischen Begriffen der Energie und des den Raum erfüllenden Atomes, und diese Begriffe sind metaphysisch, weil das denselben entsprechende Ding vollständig außerhalb des menschlichen Erkenntnisvermögens steht. Dennoch bauen sich die Mechanik, die Physik und die Chemie mit ihrer Hülfe auf und sind bis jetzt damit gut gefahren.

In den Bereich unseres Erkenntnisvermögens gehört die Außenwelt zunächst nur deshalb, weil sie durch unsere Sinne in unser Gehirn projiziert wird, wo der rätselhafte Vorgang der psychologischen Introspektion oder des Bewußtseins stattfindet. In diesem Bewußtsein erscheint uns zunächst direkt die Außenwelt und unsere ganze Erkenntnis. Es wäre daher töricht, zu behaupten, daß die Erscheinungen des Bewußtseins, d. h. die Psychologie, zur Metaphysik gehörten, d. h. außerhalb unseres Erkenntnisvermögens lägen. Im Gegenteil, unsere psychologischen Erscheinungen sind Gegenstand unserer täglichen Beobachtung.

Unsere Psychologie gibt uns scheinbar unmittelbar Kenntnis von der Außenwelt und des eigenen Ich. Dagegen ist es eine ihrer Haupteigentümlichkeiten, daß sie außerhalb ihres eigenen Ichkreises nur indirekte Analogieschlüsse machen kann, aus denselben jedoch auf das Vorhandensein anderer Psychologien als die eigene schließt.

Es ist ferner eine allbekannte Tatsache, daß unsere reine Psychologie unzähligen Täuschungen, Illusionen, Hallucinationen, Erinnerungsfälschungen, Fehlschlüssen u. s. w. unterworfen ist, und, daß die Ursache der meisten jener Täuschungen in unterbewußten Vorgängen zu suchen ist. Es steht fest, daß die Benutzung der Erfahrungen verschiedener Sinne, die einander kontrollieren, und die daraus sich ergebenden Analogieschlüsse der Wissenschaft, wenn stets wieder experimentell kontrolliert, eine viel größere Sicherheit gewähren, als die reine Introspektion und ihre spekulativen Deduktionen. Die Erfolge der Forschung haben es sattsam bewiesen.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an anderem Orte (Die Berechtigung der vergleichenden Psychologie und ihre Objekte, Journal für Psychologie und Neurologie, 1902; Hypnotismus, vierte Auflage, 1902, bei Enke; Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen, München, bei Ernst Reinhardt, 1901) bereits geschrieben habe und verweise auf

diese Arbeiten. Aus denselben geht hervor, daß die psychologische Introspektion innerhalb unseres Zentralnervensystems ein viel größeres Bereich der Nerventätigkeit reflektiert, als wir gemeiniglich annehmen, d. h., daß es ein Unterbewußtsein oder besser mehrere solche gibt für Tätigkeiten, deren Introspektion für gewöhnlich mit unserem Wachbewußtsein nicht associiert, d. h. überhaupt nicht verbunden oder nur nicht erinnerlich verbunden erscheint. Es geht ferner aus allen Forschungen der Psycho-Physiologie und des Gehirnlebens des Menschen und der Tiere hervor, daß sämtliche uns durch Analogieschluß zugängliche psychologischen Erscheinungen an Energievorgänge im lebenden Nervengewebe des Gehirnes gebunden sind.

Umgekehrt erscheinen uns durchaus nicht alle Energievorgänge an psychologische, d. h. introspektive Vorgänge geknüpft. Das können sie aber deshalb nicht, weil das engbegrenzte Feld der Introspektion höchstens da und dort Anknüpfungen an die allernächst gelegenen introspektiven Felder (Unterbewußtsein) zuläßt. Daraus zu schließen, daß es außer unserer Psychologie keine Introspektion gibt, ist der gleiche Irrtum, den die scholastischen Spiritualisten bei ihrer Negation des Vorhandenseins einer Welt außer dem Ich begehen.

Aus den genannten Tatsachen und aus vielen anderen, für welche ich auf die genannten Arbeiten verweise, haben wir das volle Recht, induktiv darauf zu schließen, daß die Energieformen der lebenden menschlichen Hirnsubstanz und die ihr korrelativen psychologischen Erscheinungen einem und demselben reellen Ding entsprechen, wenn auch die direkte Ueberführung der einen Erscheinungsform in die andere unserer Erkenntnis nicht möglich ist. Und mittels Analogieschluß dürfen wir daher, wie schon wiederholt gesagt, andern Menschen und den Tiergehirnen eine Psychologie zuerkennen.

Wenn ich also sage: „Jede psychologische Erscheinung mit der ihr zu Grunde liegenden (korrelativen) Neurokymtätigkeit (Nervenwelle) ist ein und dasselbe Ding, das uns nur auf zwei grundverschiedene Weisen erscheint“, formuliere ich etwas, das ich als gültige Hypothese oder Gesetz hinstellen kann, solange sämtliche Forschungen im Gebiet der Psychologie, der Physiologie und der Anatomie des Nervensystems damit übereinstimmen, und solange keine wissenschaftliche Methode imstande ist, mir zu beweisen, daß es eine menschliche oder der menschlichen nahe verwandte Psychologie ohne Neurokym, d. h. ohne lebende Nervenenergie gibt. Dieses Gesetz ist innig mit demjenigen der Erhaltung der Energie verknüpft, denn sobald eine energielose Seele auf Energievorgänge einwirken würde, würde das Energiegesetz nicht mehr stimmen.

Metaphysisch ist dabei freilich die unlösbare Frage, wie von zwei für unser Subjekt grundverschiedenen Erscheinungsreihen die eine in die andere übergeführt wird. Aber nichtsdestoweniger ist jene Annahme nicht metaphysischer, als diejenige der Identität dessen, was uns als Materie und Energie oder als Ton und Tasterschütterung erscheint. Es sind zwingende Induktionsschlüsse, die uns zu dieser Identitätshypothese in der Psycho-Physiologie führen, und diese Hypothese ist es, die ich mit dem Ausdruck „wissenschaftlicher Monismus“ bezeichnen möchte. Wie das Gesetz der Erhaltung der Energie an der Basis der Chemie

und der Physik liegt, so liegt die Identitätshypothese, ich möchte fast sagen das Identitätsgesetz, an der Basis einer jeden wissenschaftlichen Erforschung der Psychologie. Was man Parallelismus nennt, ist eigentlich nur eine verschämte und zaghafte Anerkennung der Identitätshypothese, bei der man aus alter Pietät eine offene Türe für den Dualismus lassen will.

Etwas ziemlich Verschiedenes davon ist der metaphysische Monismus eines Bruno, eines Spinoza und anderer Philosophen. Die dualistischen Metaphysiker wollten von jeher und wollen heute noch im Weltall etwas finden, das sie dem Begriff der „Materie" als Antithese entgegenstellen können. Da sie jedoch dieses Etwas aus ihrer eigenen Psychologie zu kennen vermeinten und dasselbe als Seele, Intelligenz und dergleichen bezeichneten, haben sie sich einen Gott konstruiert, dem sie eine übermenschliche (d. h., da man sich nichts Uebermenschliches vorstellen kann, eine idealisierte menschliche) Intelligenz oder Seele zuschreiben. Hat man einmal diesen Begriff einer immateriellen Intelligenz, eines immateriellen Geistes konstruiert, so kann man ihn natürlich überall hineinlegen; er braucht kein Gehirn mehr. Die Seele kann dann in den Steinen, im Wasser und im Aether Zielvorstellungen, Phantasiebilder, Gefühle, Willensentschlüsse und ethische Predigten ohne Neuronen, ohne Nervenfibrillen, überhaupt ohne Protoplasma erzeugen. Diese Vorstellung wäre ja berechtigt, sobald wir nur einen Funken einer solchen persönlichen, menschenähnlichen Intelligenz außerhalb der lebenden Nervensysteme nachweisen könnten. Alles was man aber dafür bis jetzt vorgebracht hat, ist eitles Geflunker und spiritistischer Humbug. Freilich gibt es sowohl in der organischen als in der unorganischen Welt eine wunderbare, uns absolut unerklärliche Ordnung und Zweckmäßigkeit. Wenigstens erscheint uns die Außenwelt zum größten Teil geordnet und zweckmäßig, aber die von uns erkennbaren Gesetze jener Ordnung und Zweckmäßigkeit sind etwas total anderes, als unsere menschliche Intelligenz, als unsere menschliche Seele. Daß letztere dem Weltall angepaßt ist, ist sicher, und daß die Zusammenfügung des Weltalls unserer Intelligenz geordnet und zweckmäßig erscheint, ist gar nicht auffällig, denn die Begriffe der Ordnung und der Zweckmäßigkeit sind menschliche Begriffe, die unser Gehirn aus der Welt in Beziehung zu sich abstrahiert hat. Daraus aber auf eine menschenseelenähnliche Weltintelligenz zu schließen, ist einfach ein Fehlschluß oder eine leere Phrase. Je nach ihrem Gehirnbau mehr oder weniger menschenähnlich sind nur die Tierseelen, und die Verschiedenheit ist hier bereits so groß, daß anthropomorphische Analogieschlüsse nur mit der allergrößten Vorsicht und den umsichtigsten Kautelen zulässig sind (siehe Forel: Die psychologischen Fähigkeiten der Ameisen).

Wenn ich hier die vorstehenden Reflexionen veröffentliche, so geschieht dies als Antwort auf zwei naturwissenschaftliche Autoren, welche sich neuerdings zu einer dualistischen Metaphysik bekennen und diese naturwissenschaftlich zu begründen suchen.

In seinem Buch: Die Welt als Tat (Berlin, bei Paetel, 1899), bekämpft Dr. J. Reinke, Professor der Botanik in Kiel, den Monismus, den er mit dem Materialismus identifiziert. Er schreibt: „Der Monismus aber, welcher alles übrige zu Eigenschaften der Materie oder der Energie

macht, auch die Intelligenz und den freien Willen, ist schlechterdings nichts anderes als Materialismus." Und Reinke fügt hinzu: „Der konsequente Monismus müßte die Materie beziehungsweise die Energie leugnen." In diesen beiden Sätzen liegt bereits ein totales Mißverständnis des Monismus. Der Monismus betrachtet nicht die Intelligenz und den freien Willen als Eigenschaften der Materie, so wenig als er die Materie und die Energie leugnet. Oder meint vielleicht Professor Reinke, daß, wenn man Energie und Materie für ein und dieselbe Wesenheit bezeichnet, man dadurch die Existenz der einen auf die der andern zurückführt oder die Existenz einer der beiden leugnet?! Wenn der Monismus das Neurokym und sein psychologisches Korrelat als eins erklärt, erkennt er das Vorhandensein beider Erscheinungen an, führt sie aber auf die gleiche Wirklichkeit zurück, welche an und für sich weder allein materiell noch allein spirituell ist, sondern deren monistische Wesenheit für uns transcendent ist. Aber so hat eben Reinke den wissenschaftlichen Monismus mißverstanden (Seite 449 ff.).

Und nun fährt Reinke weiter fort: „Und wenn monistische Systeme die Materie gar mit Gott identifizieren, so tritt die Absurdität solcher Phrase sogleich zu Tage, wenn man berücksichtigt, daß dann eine Stecknadel, ein Tintenwischer, ein Stück Kreide Teile von Gott sein würden." Hier tritt er dem metaphysischen Monismus entgegen, d. h. derjenigen Weltanschauung, welche den Gottesbegriff mit der uns erscheinenden Welt selbst identifiziert. Hier fängt er wiederum mit einer Konfusion an, indem er den Begriff des Weltalls mit dem Begriff der Materie identifiziert, respektive diese Identifikation dem metaphysischen Monismus unterschiebt. Es kann aber auch der metaphysische Monismus unmöglich den Begriff der Materie als Gott gelten lassen, da ihm der Begriff „Materie" nur eine Abstraktion aus Erscheinungen ist und die Welteinheit hinter allen diesen Abstraktionen (Seele, Energie, Materie) für ihn stehen muß.

Was für einen Dualismus stellt uns nun aber Reinke als seine naturwissenschaftliche Weltanschauung dar? Zunächst, nachdem er die bekannte Tatsache erläutert hat, daß wir weiter denn je davon entfernt sind, lebendes Protoplasma chemisch herzustellen, sucht er nachzuweisen, daß es unmöglich sei, daß je eine lebende Zelle aus dem Kampf zwischen Wasser und Feuer, als die Erdrinde erkaltete, auf chemischem Wege entstanden sei. Die höchsten organischen und chemischen Verbindungen hätten sich da gar nicht bilden und erst recht nicht das Leben produzieren können.

Ich verzichte darauf, hier die chemischen Argumente Reinkes wiederzugeben, es ist auch höchst überflüssig, denn aus den jetzigen Verhältnissen auf die damaligen hypothetischen zu schließen, ist vorläufig eitler Wahn. Dagegen muß ich darauf aufmerksam machen, daß Reinke an manchem Orte wie diejenigen Leute argumentiert, für welche alles, was sie nicht kennen, ins Gebiet des Unerforschlichen gehört. Das Leben des Protoplasmas und die Zelle bilden allerdings heute noch die Grenze unserer mikroskopischen und mikrochemischen Erkenntnis des Lebens. Das beweist doch keineswegs, daß es nicht im Bereich des viel Kleineren, als wir mikroskopisch wahrnehmen können, eine prozellulare Lebensorganisation gibt, die allen unseren Forschungen bis jetzt entgangen ist, viel einfacher als das Protoplasma

organisiert ist und den Uebergang zwischen Chemie und Leben bildet. In einem solchen Gebiet ist die von Reinke geleugnete Generatio spontanea nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, und kann so gut noch heute geschehen, wie zur Zeit des Beginnes des organischen Lebens auf der Erde. Die Frage nach dem Uebergang des Chemismus zum Leben, so viele Unbekannten und so viele scheinbare Grundverschiedenheiten in beiden Gebieten der unorganisierten und der lebenden Natur herrschen mögen, hat durchaus keinen metaphysischen, d. h. die Grenze unseres Erkenntnisvermögens überschreitenden Charakter, und die Hoffnung, daß sie einst gelöst werde, darf die Wissenschaft keineswegs aufgeben. Wir können somit die aprioristische Unmöglichkeit Reinkes keineswegs zugeben. Von genannten Spekulationen ausgehend, behauptet nun Reinke, die Lebewelt unterscheide sich grundsätzlich von der leblosen durch ein dualistisches Plus, nämlich eine Intelligenz, die dem Energiegesetz nicht gehorcht und durch welche zu einer gewissen Zeitepoche das Leben erschaffen worden sei. Diese Intelligenz nennt er Dominanten und diese Dominanten sollen ihr gesondertes Sein durch ihre Herrschaft über die tote Materie beweisen. Mit ihnen hat offenbar Reinke sein metaphysisches Ei gelegt. Die Dominanten sind sein Gott, seine metaphysische Weltpotenz. In ihnen findet er nun natürlich als höchste Eigenschaft die Intelligenz und da er als Mensch nur eine menschliche Intelligenz sich vorstellen kann, läßt er dieselbe in der ganzen Pflanzen- und Tierwelt walten, versagt sie aber, man weiß nicht recht warum, der leblosen Welt. Offenbar ist er durch die augenfälligere Zweckmäßigkeit der Lebenserscheinungen derart hypnotisiert, daß sie ihn die Zweckmäßigkeiten der leblosen Natur unterschätzen läßt. Während Wasmann sein dualistisches Messer zwischen Mensch und Tier und Bethe das seinige zwischen höheren und niederen Tieren schneiden läßt, schneidet Reinke zwischen Zelle und Molekül. Das ist schließlich Geschmackssache. Logisch ist es aber nicht. Warum sollte ein kompliziertes Gefüge des monistischen Weltwesens (Energie — Seele) nicht über minder komplizierte eine Herrschaft gewinnen können? Damit erklären sich ebenso gut die Tatsachen, die Reinke als Herrschaft der Dominanten über die Energie bezeichnet, nämlich die Beherrschung der unorganischen Substanz durch Pflanzen, der Pflanzen durch Tiere, der Tiere u. s. w. durch den Menschen, wie auch der einfacheren Tiere durch höhere.

Ich will damit die übrigen Ausführungen Reinkes durchaus nicht bemängeln. Sein Buch enthält ganz interessante Darlegungen, aber weiter wird unser Wissen durch derartige Spekulationen nicht gefördert. Was ihm natürlich eine Waffe in die Hand drückt, ist das bekannte Wort: „Zufall“, mit dem Darwin und andere Naturforscher leider unvorsichtig um sich geworfen haben. Das ist ein Wort, mit dem man sich hilft, um Erscheinungen zu bezeichnen, deren Kausalität oder Gesetzlichkeit uns entgeht. In eine nähere Kritik Reinkes will ich mich hier nicht einlassen und bemerke nur, daß, wenn auch manche seiner negativen Kritiken recht gut sind, sein positiver metaphysischer Aufbau keine Sekunde einer vorurteilslosen Prüfung standhält. Wenn es auch richtig ist, daß man die Kette der Erscheinungen vom einzelligen Wesen bis zum Menschen hinauf phylo- und ontogenetisch kon-

struieren kann, während man noch mit keiner Chemie zum lebenden Protoplasma gelangt, so beweist dies nicht, daß der quantitative Unterschied zwischen der „Intelligenz“ einer Bakterie und der „Intelligenz“ eines Kristalls in Wirklichkeit viel größer sei, als der Unterschied zwischen der Intelligenz der Bakterie und der menschlichen Intelligenz. Und für meinen Teil sehe ich nicht ein, warum man Gott nicht ebenso gut in einem Tintenwischer oder in einem Kristall als in der „Dominante“ eines Mikrococcus finden könnte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der wissenschaftliche Monismus (Identitätshypothese) den metaphysischen Monismus als Weltanschauung außerordentlich nahelegt. Aber die metaphysischen Weltanschauungen gehören nicht zur Naturwissenschaft, und wenn ich auch behaupten muß, daß die monistische Philosophie am wenigsten mit der Naturforschung in Widerspruch gerät und für denjenigen ungeheuer verlockend ist, der einmal die psycho-physiologische Identität anerkannt hat, so will ich für mich keineswegs aus ihr ein Glaubensbekenntnis machen, denn metaphysisch muß ich mich als Agnostiker bekennen. Das ist der einzige Standpunkt, der dem Naturforscher als solchen gestattet ist.

Dagegen muß ich energisch die psycho-physiologische Identität gegen Reinke in Schutz nehmen. Er hat gegen sie nur Worte, aber keine Tatsache vorgebracht. Letztere wird er erst mit der reinen Darstellung seiner energiefreien Dominanten als Welttat vorbringen können.

Der zweite Autor, dem ich entgegnen muß, ist mein Freund und Ameisenkollege, der Jesuitenpater Wasmann. In der allgemeinen Zeitschrift für Entomologie, 1902, Seite 75—76 (Neues über die zusammengesetzten Nester und gemischten Kolonien der Ameisen) schreibt er wörtlich folgendes:

„Nach meiner Ansicht sind Seele und Leib zwei reell voneinander verschiedene, obwohl innig miteinander verbundene Komponenten des Menschen, beziehungsweise des Tieres. Nach Forels „monistischer Auffassung“ sind dagegen Seele und Leib reell ein und dasselbe Ding, nur von verschiedenen Seiten betrachtet. Er erklärt ausdrücklich (Seite 9): „Mit dem Wort Identität oder Monismus sagen wir, daß jede psychologische Erscheinung mit der ihr zu Grunde liegenden Molecular- oder Neurokymtätigkeit der Hirnrinde ein gleiches reelles Ding bildet, das nur auf zweierlei Weise betrachtet wird.“ Die „Psyche“ ist nach Forel ihrer Realität nach nichts weiter als eine Summe materieller Gehirntätigkeiten, die man „von psychischer Seite“ betrachtet; zieht man von dem „Psyche“ genannten Ding jene materielle Summe ab, so bleibt eine reine Null als Rest. Für die Realität der „Psyche“ ist somit in Forels Monismus gar kein Platz übrig. Seine Seelenlehre ist, genau betrachtet, eine Seelenlehre ohne Seele, weil sie die eigene Realität der Seele gerade so leugnet, wie es in den Seelenlehren Haeckels und anderer Materialisten geschieht. Wenn man gegen letztere den Vorwurf erhoben hat, daß bei ihnen die „Seele“ ein leeres Wort sei, so muß man es auch gegen die Forelsche Seelenlehre tun. — Und doch will Forel die Rechte der Psychologie gegen die Angriffe Uexkülls und anderer Physiologen verteidigen. Da scheinen mir doch letztere weit konsequenter zu sein; wenn das Psychische gar keine eigene Realität besitzt, so soll man

die Psychologie ruhig in die Rumpelkammer der leeren Abstraktionen verweisen.“

Der Leser wird sofort daraus ersehen, daß Wasmann sich in ähnlichen Gedankengängen bewegt wie Reinke. Statt einer langen Widerlegung will ich nur durch folgende Umkehrung seines Satzes zeigen, wie falsch er mich auslegt. Er könnte mich nämlich mit gleichem Recht folgendes sagen lassen:

„Die Materie ist nach Forel ihrer Realität nach nichts weiter, als eine Summe psychologischer Vorgänge, die uns als Außenwelt (unter anderem als Gehirn und seine Physiologie) erscheint. Zieht man von dem „Materie“ genannten Ding jene psychische Summe ab, so bleibt eine reine Null als Rest. Für die Realität der Materie ist somit in Forels Monismus kein Platz übrig.“

Man sieht daraus, daß Wasmann mich gerade so gut das Gegenteil von dem sagen lassen könnte, was er mich sagen läßt. Was ich aber in Wirklichkeit sage, ist folgendes: Von der Wesenheit des Gehirn- oder Seelenlebens haben wir zwei Erscheinungsseiten: die innere oder psychologische, die äußere oder physiologische. In die Rumpelkammer der leeren Abstraktionen gehört keine; denn abstrakt ist nicht die Anschauung, sondern nur der Begriff, der in einem Wort alle Anschauungen der einen Kette zusammenfaßt. Wenn man mit den Worten spielen will, kann man mich ebenso gut Spiritualist, wie Materialist schelten. Ich bin aber keines von beiden. Nicht die Psychologie und die Physiologie als Erscheinungswissenschaften, sondern die Psyche und die Materie als separate reale Dinge sind in die Rumpelkammer der Abstraktionen zu verweisen, während die monistische, untrennbare Wirklichkeit, die Gehirnseele, ein reelles Ding ist.

Man erkennt leicht, daß der Haupteinwand Wasmanns gegen mich ins Leere schlägt. Ferner polemisiert Wasmann gegen mich, weil ich den Ausdruck „instinktiver Analogieschluß“ bei Insekten gebraucht habe, indem er sagt, daß ein Analogieschluß seiner Natur nach intelligent und nicht instinktiv sei. Als Unterschied zwischen Menschen- und Tierseele stellt er den formellen logischen Schluß von früheren Verhältnissen auf neuere hin, den er als Kriterium der Intelligenz hinstellt und dem Menschen allein zuspricht. Die ganze Sache läuft einfach auf die menschliche Sprache hinaus, die sich nach meiner und der anderen Monisten Ansicht ganz allmählich aus der Tierintelligenz und den Tiersprachen mit dem komplizierteren Gehirn entwickelte, und ganz allein nach und nach die Ausbildung von immer formelleren logischen Schlüssen ermöglicht hat. Die formelle logische Schlußfähigkeit ist aber beim Menschen selbst ungeheuer wechselnd, beim Kind erst keimend und bei den niedrigsten Völkern doch himmelweit von derjenigen eines philosophisch gedrillten Scholastikers entfernt. Die geistige Brücke zwischen der noch nicht formellen logischen Schlußfähigkeit eines Orang-Utang und der unförmlich formellen logischen Schlußfähigkeit, die etwa die Neger-Pygmäen Stanleys am Kongo besitzen, von welchen ich einen in der Brüsseler Ausstellung zu sehen und zu sprechen die Ehre hatte, dürfte bei den leider ausgestorbenen Pithecanthropus und Neandertalmenschen geschlagen gewesen sein.

Alles in allem: die Argumente, die ich bei den Gegnern des wissenschaftlichen Monismus finde, sind derart, daß sie mich in meiner Anschauung nur immer mehr bestärken können, und ich warte darum die Gründe ruhig ab, die man gegen mich noch weiterhin vorbringen wird.

Anthropologisches aus der Romanliteratur.

Eberhard Kraus.

Lang, lang ists her, seit Wilhelm Jordan seine „Sebalds" schrieb! Es hat wohl kaum jemals einen Dichter gegeben, der tiefer als er in das Wesen der Natur, den Sinn ihrer Gesetze eingedrungen wäre. Das ganze umfangreiche Buch ist vom Zuchtwahlgedanken beherrscht. Für breitere Leserkreise war Jordans Weltanschauung stets zu ernsthaft und herb, seine Sprache zu schwer. Seine Haupterfolge hat er als Rhapsode durch den Zauber seiner machtvoll wirkenden Persönlichkeit errungen. Vielleicht drängte sich in den „Sebalds" auch das Lehrhafte allzusehr auf. Die alte Geschichte von der Absicht, in deren Gefolge die Verstimmung sich einstellt!

Seltsam und rätselvoll wie die Fundstätten uralter Ruinenstädte sind in F. Th. Vischers Pfahldorf-Roman „Auch Einer" Menschenkunde, Urgeschichte und Weltweisheit durcheinandergeschichtet. Ueber dem Ganzen schwebt mehr der sinnende Geist des Philosophen, als der prüfende, durchdringende des Anthropologen.

Schließlich erschien der Naturalismus in der Arena und verdrängte eine Zeitlang alle älteren Richtungen. Eine ehrliche, vorurteilslose Naturbetrachtung habe ich bei den Dichtern, die sich Naturalisten nennen, nie gefunden, sondern immer nur den robusten Drang, mit gewissen urwüchsigen Trieben und Begierden der Leser auf dem gleichen Junggesellenstieg zusammenzutreffen, oder die bohrende Sucht, etwas beweisen zu wollen. Suchte Zola in seiner ersten Schaffensperiode aus den innersten Tiefen der Kulturmenschenseele gleichsam das wilde, ungebändigte Tier hervorzuzerren, so wollte er in seiner zweiten zeigen, wie diese Bestie sich in ein zahmes Herdentier verwandeln läßt. Anthropologisch Verwertbares, das jedes einzelne der reiferen Dramen und Lustspiele Shakespeares in Hülle und Fülle darbietet, ist weder bei ihm, noch bei seinen deutschen Nachahmern in nennenswerterem Maße zu finden. Höchstens könnte man die häufig wiederkehrenden grauenhaften Bilder aus dem Leben alkoholvergifteter Geschlechter und im „Débâcle" die kraftvoll herausgearbeiteten Gegensätze zwischen unverdorbenem Land- und fauligem Großstadtblut hierher rechnen. Der Dichter will große Warnungstafeln für kommende Geschlechter aufrichten und bedeckt sie mit Darstellungen, ähnlich jenem Pferde in den tierärztlichen Handbüchern, das mit allen überhaupt vorkommenden Fehlern behaftet ist. Die erbliche Belastung spielt bei Zola, ähnlich wie bei Ibsen, die Rolle eines Fatums, eines ehernen, unentrinnbaren Verhängnisses. Der so häufig vorkommende Durchbruch besserer

Ahnenplasmen wird von beiden Dichtern übersehen oder absichtlich ignoriert. Der Ansicht, die Max Nordau in seinem Buche von der Entartung ausspricht, daß Zola ein Dekadent war, der an hochgradiger „Koprolalie" litt, möchte ich übrigens nicht beipflichten. Der große Naturalist schuf keineswegs unter Zwangsantrieben, sondern mit kühler Berechnung. Seine Natur- und Menschenschilderungen entsprangen nicht unmittelbarer Anschauung oder unwiderstehlichen Impulsen, sondern einem rastlosen Wühlen und Stöbern in ganzen Stapeln gedruckten Materials. Er stand unter dem Einflusse einer Wissenschaft, die es sich zur Aufgabe gestellt hatte, Licht in die Nachtseiten unseres Kulturlebens zu werfen, die aber, von ihren eigenen Wahrnehmungen hypnotisiert, eine Zeitlang nichts als die aufgedeckten Schrecken und Leiden sah. Seine bekannte Bemerkung, ein Kunstwerk sei ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament, ist für ihn selber dahin zu ergänzen, daß sich zwischen ihm und den Objekten seiner künstlerischen Darstellung noch die Gläser eines Mikroskops befanden, die nur den Blick auf Einzelheiten und Teilerscheinungen freigaben.

Verwunderlich ist es ja im höchsten Grade, daß der doch vorgeblich von wissenschaftlicher Grundlage ausgehende moderne Naturalismus und Realismus sich nicht zu ähnlichen Ergebnissen und Lehren hindurchzuringen vermochte, wie die Wissenschaft. Selbst in ganz unbewußter Weise seinen Zielen nachstrebend, hätte er schließlich in die Bahnen der Rassenforschung einlenken und die aus der Tiefe emporstrebenden Bevölkerungsschichten in ihrer überwiegenden Mehrzahl nicht als Träger einer besseren Zukunft, sondern als Verbreiter einer planlosen Blutmischung und damit als Macht des Verfalles erkennen müssen. Hin und wieder stößt man freilich auch in der leichteren Erzählungsliteratur unserer Tage auf eine charakteristische Spur — auf Nietzsches Löwenklaue! Aber Nietzsches Spur führt weniger zum Zucht- als zum Kulturideal. „Nicht fortpflanzen — hinaufpflanzen sollt ihr euch!" donnert er den „Vielzuvielen" in die Ohren. Leider gab es in der menschlichen Entwicklung noch kein rasches, jähes Emporsteigen, dem nicht später ein um so tieferer Sturz gefolgt wäre. Immerhin muß das Wiederauftauchen philosophischer Ideen in der schönen Literatur willkommen geheißen werden, wenn sie sich dort auch bisweilen ausnehmen wie Eulen im Meisenschwarm oder wie gravitätische Marabus unter farbenschillernden Ziervögeln. Wahrheitsfunken und Weisheitsblitze flammen auf, die, wenn sie nicht bloß effektvoll abgebranntes Brillantfeuerwerk sind, einer höheren Geisteswelt entstammen müssen. In dem Stratzschen Roman „Die törichte Jungfrau" lernen wir einen alten Herzog und dessen Neffen, einen aus einer illegitimen Verbindung mit kriecherischer, streberhafter Plebs hervorgegangenen Prinzen, kennen. Das alte, reine Blut erhält sich, das Bastardblut schäumt in wunderlichen Blasen durch das Leben, um schließlich erschöpft im Sande zu verrinnen. Das stimmt mit der Erfahrung vollkommen überein: die Inzucht ist lange nicht so gefährlich und verderblich wie die Kreuzung zwischen ganz verschieden geartetem Blut, besonders dem geborener Herren und geborener — Hetären!

Die beiden hervorragendsten deutschen Romane, die im Jahre 1902 erschienen und sich rasch den Büchermarkt eroberten, sind „J ö r n U h l" von Gustav Frenssen und „B u d d e n b r o o k s" von Thomas Mann. Das

erstgenannte Werk gehört der idealistisch-nationalen, das zweite der realistisch-pessimistischen Richtung an. Bei beiden Dichtern begegnen wir ungemein eingehenden, genauen Analysen gesunder und krankhafter Lebenserscheinungen — einer auffälligen Uebereinstimmung mit anthropologischer Erkenntnis und damit endlich einem entscheidenden Fortschritt. Ob dieser Fortschritt vereinzelt bleiben oder weitere zur Folge haben wird, muß die nächste Zukunft lehren. Frenssen, ein ehemaliger holsteinischer Pfarrer, läßt uns nicht lange darüber im Zweifel, daß er wissenschaftliche Studien getrieben hat, bei Mann ist es ungewiß, ob er seine Anschauungen aus methodischen Forschungen oder aus der reinen Empirie geschöpft hat. Das Allermerkwürdigste ist, daß beide Dichter, fast von entgegengesetzten Punkten ausgehend, sich in ihren Gedankengängen vielfach begegnen. Frenssen macht uns mit zwei verschiedenartigen Typen holsteinischer Marschenbauern bekannt: mit den blonden, langköpfigen Uhlen und den rothaarigen, rundköpfigen Kreyen. Die Uhlen sind Enkel altgermanischer Grundholden und Freisassen. Sie sind redlich, gescheit, gastfrei, aber auch hochfahrend, leichtlebig, verschwenderisch. Die Kreyen, vermutlich Nachkommen der alten Wenden, verdrängen mit ihrem beweglichen Geschäftssinn die stolzen Germanen allmählich von ihren altererbten Sitzen. Einige wenige erhalten sich auf dem alten Boden oder in technischen Berufszweigen, in denen ja die Geistesanlagen der blonden Langköpfe sich besonders glücklich entfalten können. Zu diesen Ausharrenden gehört Jörn. Durch das Beispiel sittlich verkommener Vorfahren und Brüder gewarnt, bringt er sich und sein Geschlecht wieder auf aufsteigende Bahn.

Thomas Manns „Buddenbrooks" führen den Nebentitel „Verfall einer Familie". Mann, ein Sohn der Hansastadt Lübeck, sieht den Untergang eines alten Kaufmannshauses für unabwendbar an, sobald die Leiter den höheren Interessen einen allzu großen Platz neben den geschäftlichen einräumen. Der Niedergang vollzieht sich bei ihm in nachstehender Reihenfolge: ausgebildeter Erwerbssinn, gesunder Menschenverstand, Pietismus, Kunstsinn. Durch fortgesetzte Mischung mit fremdem Blut werden die tüchtigen Anlagen der alten Lübecker Patrizierfamilie zerstört. Die völlige Entartung tritt ein, als einer der letzten Buddenbrooks, seinen Neigungen nach mehr Diplomat und Aesthet, als Geschäftsmann, eine schöne Geigerin aus Holland heimführt. Der aus dieser Verbindung hervorgegangene Sohn dient in seiner weichen Nachgiebigkeit, seiner zarten Hinfälligkeit nur als Folie für seinen Freund, den Sprossen einer kernhaften, aber gänzlich verarmten Grafenfamilie, der sich ohne jeden Beistand, ohne Mittel und Waffen langsam aus der Dunkelheit wieder zum Licht emporringt.

Bei Frenssen steht die reine Rasse im Mittelpunkt der Handlung, also muß die Grundrichtung des Romans optimistisch sein. Bei Mann dreht sich alles um die traurigen und rührenden Schicksale unglücklicher Mischlinge aus heterogenem Blut. Kein Wunder, daß düsterer Pessimismus unablässig seine Wolkenschatten über diese Blätter jagt. Sie geben alle Pein und Sehnsucht unbefriedigten Lebenshungers, alle Ahnungen und Stimmungen des Vergehens mit einer Treue und Genauigkeit wieder, die etwa den Tagebüchern einer dem sicheren

Untergang entgegensehenden schiffbrüchigen Besatzung zu vergleichen ist. Durch die wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen, die exakten Angaben zittert die verhaltene Todesangst, die dumpfbrütende Verzweiflung um so ergreifender hindurch.

Berichte.

Biologie.

Die Erforschung des Lebens. Das Leben des Menschen ist nur eine besondere Form des Lebens, das wir überall in der Natur sehen. Das Leben ist ein eigentümliches Phänomen von ganz besonderer Art, aber ein Phänomen, das erforschbar ist und mit dessen Erforschung wir uns zu beschäftigen haben. Die rein materiellen Vorgänge des menschlichen Lebens, Ernährung, Atmung und Bewegung, sind denen aller anderen lebenden Wesen gleich und vollkommen erforschbar. Aber auch die andere Art Prozesse, die nur einem Teil der lebenden Wesen zukommen, ist erklärbar. Dazu gehören Empfindung, Wille und Intellekt. Die Experimente beweisen, daß das Gehirn der Tiere ebenso sehr der Sitz des Intellektes ist, wie dasjenige der Menschen. Im Gehirn und der Hirnrinde des Tieres gehen dieselben Prozesse vor. Es sind dieselben Elemente, welche der Tätigkeit des Tierhirns wie dem unseren zu Grunde liegen: der Reflex, die Unterdrückung des Reflexes und die Aufspeicherung der Eindrücke, die Zusammenfassung gleichartiger Aufspeicherungen durch die Associationsform. Auch Temperament und Charakter hat seinen Sitz im Gehirn. So hat Goltz bei seinen Versuchen über Exstirpation des Großhirns bei Hunden eine merkwürdige Erfahrung gemacht. Es änderte sich nämlich der Charakter dieser Tiere auf verschiedene Weise, je nachdem er von dem vorderen oder dem hinteren Teile des Gehirns wegnahm. Die einen, die vorher gutmütig waren, wurden bösartig, bissig, die anderen umgekehrt. Das deutet darauf hin, daß auch bei uns auf dem Verhältnis der Entwicklung der vorderen und hinteren Abschnitte des Gehirns der Charakter mit beruhe. Dazu kommt aber noch, daß wir zwei Halbkugeln des Gehirns besitzen, von denen jede mit beiden Augen, mit beiden Ohren, mit beiden Seiten des Rückenmarks in Verbindung ist. In jeder von beiden speichern sich die unterdrückten Reflexe auf, jede Halbkugel enthält ein mehr oder weniger vollständiges Weltbild. Bei Tieren sehen wir das deutlich genug. Die Wegnahme einer Hemisphäre verlöscht nicht die Erinnerung, die Erfahrung. Die Wegnahme auch nur beschränkter identischer Teile beider Hemisphären dagegen verursacht eine viel größere Störung, herrührend von einem Defekt im Weltbild. Aber obgleich wir so zwei Weltbilder zu unserer Verfügung haben, um uns danach in unseren künftigen Handlungen einzurichten, erlangt doch nur eine Hemisphäre die Führung. Wir merken das an der Sprache; der Ort, von dem die Innervationen für sie ausgehen, ihr Zentrum liegt in der linken Halbkugel, wohl deshalb, weil wir meistens mit der rechten Hand schreiben. Wie es nun immer einige Linkshänder gibt, so liegt auch manchmal das Zentrum für die Sprache auf der rechten Seite. Was bedeutet es nun, daß wir zwei Weltbilder besitzen und daß wir doch nur einem die Führung überlassen? Ja, schwanken wir im Leben nicht fortwährend zwischen zwei Motiven und folgen wir nicht schließlich dem, das unserem Charakter entspricht? Das sind die beiden Aufspeicherungen von demselben Ding, die in doppelter Weise aus einem Sinnesausdruck entstanden sind, was entsprechend der symmetrischen Anordnung nur in den beiden Halbkugeln an identischen Stellen möglich ist. Die englischen Forscher Floris und Marcel haben festgestellt, daß sich bei angestrengter geistiger Tätigkeit die Wärmeabgabe des Körpers nicht wesentlich ändere. Man darf aber daraus nicht schließen, daß die geistige Arbeit von stofflichen Veränderungen unabhängig ist. Damit ist nur bewiesen, daß sie von stofflichen Veränderungen unabhängig ist, die zur Wärmeentwicklung führen. Es gibt aber noch viele andere stoffliche Veränderungen, die nicht mit Wärmeentwicklung verbunden sind. Warum sollte das nicht auch im Gehirn der Fall sein? — Die psychischen Erscheinungen sind einmal erforschbar, indem ihr materielles Substrat festgestellt wird, dann aber auch, indem

sie auf einfachste Erscheinungen zurückgeführt werden. Alles was uns von außen, durch die Sinnesorgane, bekannt wird, muß von unseren eigenen Empfindungen aus interpretiert werden. Deshalb bleiben uns die Vorgänge in der Außenwelt dunkel. Das aber, was zwischen uns und der Außenwelt liegt, kann nur durch das Studium der Sinnesorgane erkannt werden, um den Faktor festzustellen, durch den aus den Kräften der Außenwelt Sinnesausdrücke entstehen. (J. Gaule, Die Umschau, 1902, No. 49.)

Anthropologie.

Die Lebensdauer der Menschen. Abgesehen von der individuellen Beschaffenheit des Organismus, trägt das Zusammenwirken vieler anderer Faktoren zur Bestimmung der Lebensdauer bei. Jeden einzelnen dieser Einflüsse zu erkennen, liegt kaum in unserer Macht, aber nichtsdestoweniger förderten die bisherigen Forschungen und Erfahrungen zahlreiche und verläßliche Daten über den Einfluß einzelner Faktoren, so besonders des Alters, des Geschlechts und der Beschäftigung zu Tage. Was das Alter anbetrifft, so ist die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre relativ am größten. Die Sterblichkeitskurve sinkt nach diesem anfänglichen Aufstieg allmählich bis zum zweiten Lebensdezennium und erreicht im Anfange der zwanziger Jahre die niederste Stufe. Von da angefangen steigt sie wieder, und zwar bis zum 70. bis 75. Jahre, worauf sie wieder sinkt, und zwar deshalb, weil die Zahl derer, die das 75. Lebensjahr überschreiten, verschwindend gering ist. Was den Einfluß des Geschlechts angeht, so ist es eine alte, teilweise noch jetzt bestrittene Ansicht, daß in allen Altersklassen mehr Männer sterben als Frauen. Die neueren Untersuchungen aber, so besonders die Untersuchungen Karups, lehren, daß die Sterblichkeit der beiden Geschlechter im allgemeinen gleich ist und vielleicht nur mit verschwindenden Schwankungen voneinander abweicht. Es weisen sogar die neueren Untersuchungen darauf hin, daß die Frauen, wenn sie einmal das 45. Lebensjahr überschritten haben, durchschnittlich ein höheres Alter erreichen als die Männer. Die Ehe besitzt nach den Untersuchungen von Bertillon einen viel günstigeren Einfluß auf die Sterblichkeit der Männer als auf die der Frauen, da im Alter von 20 bis 25 Jahren bei verheirateten Männern die Sterblichkeit 6 pM., bei unverheirateten 10 pM., bei Witwern sogar 22 pM. beträgt. Die Sterblichkeit der verheirateten Frauen unter 25 Jahren ist höher als bei den unverheirateten im gleichen Alter. Die Lebensdauer ist in der gemäßigten Zone durchschnittlich eine längere, als in der tropischen und subtropischen. So überleben in Deutschland, England, Holland von 1000 Einwohnern durchschnittlich 77 Personen das 60. Lebensjahr, in Dänemark 84, in Schweden 88, in Norwegen aber 90 Individuen. In Rußland erreichen die Bewohner des Nordens ein höheres Alter als die des Südens. In Australien und Portugal ist die Zahl der 60jährigen bloß 71 pM., in Spanien 58, in Griechenland 56, in Ostindien, soweit es feststellbar ist, nur 40 und in Süd-Amerika durchschnittlich 50 pM. In größter Anzahl finden sich die 60jährigen oder noch älteren Leute in Frankreich vor: 127 pM., in Irland aber 105 pM. In England lebten im Jahre 1896 188 Personen, die über 90 und 14 Personen, die über 100 Jahre alt waren. — Zweifellos ist der Einfluß der Beschäftigung auf die Lebensdauer. Eine der ältesten diesbezüglichen Untersuchungen stammt von Casper, der die Lebensdauer von beiläufig 10000 Personen verschiedenen Berufs verglich und zum folgenden Ergebnisse kam:

von 100 Theologen	erreichten	bezw.	überlebten	das	70.	Jahr	42
„ 100 Landwirten	„	„	„	„	„	„	40
„ 100 höheren Beamten	„	„	„	„	„	„	35
„ 100 Kaufleuten od. Gewerbetreibenden	„	„	„	„	„	„	35
„ 100 Soldaten	„	„	„	„	„	„	32
„ 100 unteren Beamten	„	„	„	„	„	„	32
„ 100 Advokaten	„	„	„	„	„	„	29
„ 100 Künstlern	„	„	„	„	„	„	28
„ 100 Lehrern	„	„	„	„	„	„	27
„ 100 Aerzten	„	„	„	„	„	„	24

Die größte Mortalität herrscht bei den Gastwirten und zwar in allen Altersklassen als unzweifelhafter Beweis der zerstörenden Kraft des Alkohols. Daß der Alkohol faktisch einen großen Einfluß auf die Lebensdauer besitzt, beweisen

am besten die von der englischen Lebensversicherungsgesellschaft „Scepter" publizierten Daten, die auf Grund ihrer Mortalitätstabellen von den vom Jahre 1889—1896 Versicherten 744 Todesfälle seitens der Abstinenten und 1399 Todesfälle seitens der Nichtabstinenten erwartete. Der Tod traf aber ein unter den ersteren in 432 Fällen, also in 58 pCt. der Fälle, unter den letzteren aber in 1131 Fällen, also in 80,8 pCt. — Sehr abweichend sind die Meinungen über die Lebensdauer der Aerzte. Früher war die Ansicht allgemein verbreitet, daß die Lebensdauer der Aerzte durchschnittlich um 20 Jahre kürzer währt als die der Geistlichen. Die neueren Untersuchungen scheinen darauf hinzuweisen, daß eine erhöhte Sterblichkeit der Aerzte wenigstens unter den gegenwärtig obwaltenden Umständen nicht besteht, und daß die Lebensverhältnisse der Aerzte nicht so ungünstig sind, wie früher allgemein angenommen wurde. (Dr. Jzsó Hönig, Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, No. 6 und 7.)

Die Rassenanatomie der Hand. Es gibt zwei Formen der Hand, die auffallend voneinander verschieden sind, die breite und die schmale Hand. Die breite Form ist nicht durch die Arbeit bedingt, sondern ist ein Rassenmerkmal, das mit bestimmten anderen Rassenmerkmalen zusammenhängt. Harte Arbeit macht die Finger breit und dick, aber niemals werden diese Teile abgeändert in dem Grade, daß eine lange Hand die rassenanatomischen Eigenschaften einer breiten erhält oder umgekehrt. Die breite Hand ist 1. breit am Handgelenk, 2. breit in der Mittelhand, 3. hat kurze Finger im Vergleich zur Länge, 4. hat breite Nägel, 5. der Index d. h. das Verhältnis der Länge zur Breite beträgt im Mittel 50,0—54,0. Breit ist vor allem die Handwurzel, was von der ansehnlichen Breite der Handwurzelknochen herrührt. Die schmale Hand ist in allen Teilen anders gebaut als die breite und hat folgende Eigenschaften: 1. sie ist schmal am Handgelenk, 2. sie ist schmal in der Mittelhand, 3. sie hat lange Finger, 4. sie hat lange schmal geformte Nägel, 5. der Index beträgt im Mittel 36,0—40,0. Unter hundert Europäern haben 28 pCt. lange und 42 pCt. breite Hände. Nach den Untersuchungen von Pfitzner besteht im allgemeinen eine bestimmte Proportion zwischen Körperlänge und Handlänge, aber sie äußert sich nur innerhalb großer Grenzen. Auch fehlt jeder Anhaltspunkt, die Länge der Füße in gesetzmäßige Abhängigkeit von der Körperlänge zu bringen. Dagegen bestehen unverkennbare Beziehungen zwischen dem Bau des Gesichtsskelettes und dem Bau des Handskelettes. Die Breitgesichter haben breite Hände, die Schmalgesichter besitzen schmale Hände, sofern man rassenhaft reine Individuen vor sich hat. Ist dies nicht der Fall, dann kann infolge von Kreuzung ein Mensch mit breitem Gesicht eine schmale Hand besitzen und umgekehrt. Die beiden europäischen Varietäten der Lepto- und der Chamaeprosopen existieren schon seit Jahrtausenden auf europäischem Boden und haben sich unzähligemal gekreuzt. Rassenhaft reine Individuen, die breites Gesicht und breite Hände zugleich haben, sind schon etwas selten geworden, ebenso wie diejenigen mit schmalem Gesicht und schmalen Händen. (J. Kollmann, Archiv für Anthropologie, 1902, 1. und 2. Heft.)

Die Bevölkerung von Venezuela — etwa zweiundeinhalb Millionen Seelen — besteht zu neun Zehntel aus Mischlingen, Indianern und Negern. Das Militär besteht ausschließlich aus den letztgenannten Elementen. Diese dunkelhäutigen, sehnigen, düster dreinblickenden Kerle tragen Zwilchkittel und ebensolche Beinkleider, als Abzeichen ihres ehrenvollen Standes aber ein Soldatenkäppi nach französischem Schnitt. Ihre Füße sind nackt, höchstens mit Sandalen bekleidet. Sind sie im Dienst, dann tragen sie ein Gewehr, und, am Gürtel herabhängend, ein nacktes Bajonett. In der Hauptstadt Caracas stecken sie gewöhnlich in blauen Waffenröcken und roten Pantalons und machen dort, unter dem Befehl schneidiger, weißer Offiziere stehend, einen viel besseren Eindruck. Nur sind ihrer nicht besonders viele. Die Armee besteht in Friedenszeiten aus beiläufig zweitausend Mann, dazu ein Bataillon Artillerie und ein Bataillon Seetruppen, die den Dienst auf den drei Dampfern und der einen Goëlette der Kriegsmarine versehen. In Caracas besteht eine Militär- und eine Marineschule. Die Soldaten erhalten täglich einen Sold von 80 Pfennigen, aus welchen sie auch ihren Lebensunterhalt bestreiten müssen. Man darf die Leistungen dieser Soldaten nicht nach ihrem Aussehen beurteilen. Im Felde sind sie von einer Zähigkeit, Ausdauer und Tapferkeit, die bewundernswert ist. (E. v. Hesse, Deutsche Exportrevue, 1902, No. 13.)

Psychologie.

Klima und Charakter. Die menschliche Entschließungsfreiheit und Verantwortlichkeit ist nur eine bedingte. Vererbung, Erziehung, soziale Verhältnisse, Rasseneigentümlichkeiten, Klima, Bodengestaltung und noch andere Einflüsse spielen eine große Rolle bei der Bildung des ethischen Charakters, sowie der körperlichen und geistigen Entwicklung des Individuums. Besonders übt das Klima eine bedeutungsvolle Wirkung auf Körper und Seele des Menschen aus. Sonnenschein macht eine hoffnungsvollere, mutigere und freudigere Stimmung. Starke Hitze und Kälte üben eine lähmende Wirkung aus, was den trägen Charakter der eigentlichen Tropenbewohner und die Unfähigkeit des hohen Nordens zur Erzeugung einer höheren Kultur veranlaßt hat. Nur das gemäßigte Klima hat den Befähigungsnachweis zur Hervorbringung dauernd hoher und sich immer reifer entwickelnder Kulturzustände erbracht, weil sie den Menschen zur unermüdlichen Tätigkeit zwingt, während die heiße Zone einerseits erschlafft, anderseits alles mühelos gewährt, und die kalte wieder jede Tätigkeit auf die primitivsten Formen herabdrückt. Und nicht allein das: beide, große Hitze und große Kälte, verbannen auch die Geselligkeit, welche einer der Hauptfaktoren der Kulturausbreitung genannt werden muß. „Zweifellos", äußert sich Dr. Heinrich Schurtz in seiner »Urgeschichte der Kultur«, „trägt die erschlaffende Wirkung des feucht-heißen Tropenklimas im Vereine mit der allzu reichen Fülle der Naturgaben die Schuld, daß aus den Tiefebenen der Tropen niemals ein Anstoß zu höherer Kulturentwicklung gekommen ist, während doch auf den Hochländern Mexikos und Perus sich civilisierte Staaten entwickelten. Im Gegenteil stählt die gemäßigte Zone durch den beständigen Wechsel zwischen Sommer und Winter, Ueberfluß und Mangel den Charakter ihrer Bewohner; sie zwingt sie, längere Zeiträume im voraus zu überblicken und allen Scharfsinn daran zu setzen, die kargen Gaben der Natur zu vermehren." Und noch eines: sie gestattet ihnen vor allem eine weitgehende Anstrengung des Geistes, während derselbe im heißen Klima ebenfalls seine Spannkraft mehr oder minder verliert. Das Denken aber ist die Voraussetzung der Erfindungen und aller wissenschaftlichen, literarischen und teilweise auch künstlerischen Tätigkeit. Schon im Sommer verliert unser Geist in der heißesten Periode diese seine Fähigkeit, weshalb vor allem unser Winter der eigentliche Vater unserer geistigen Entwicklung genannt werden muß. (R. Werner, Deutsch-Ostafrikanische Zeitschrift, 1902, No. 29.)

Das Sprachzentrum bei Linkshändern. Berthomier-Moulins berichtete auf dem XV. französischen Kongreß für Chirurgie über einen sehr interessanten Fall von vollständiger Zerstörung der linken dritten Stirnwindung bei einem Linkshänder. Es handelt sich um einen Mann, der von einem Baum gestürzt war, wobei er mit der linken Seite des Kopfes gegen einen harten Körper stieß. Die Folgen dieses Unfalles waren: Eröffnung der Schädelhöhle, Zerreißung der Dura und Vorfall des Gehirns. Die herbeigerufenen Aerzte reinigten die Wunde, bedeckten das Gehirn mit Watte, zogen die Dura zurück und legten einen Schutzverband an. Im Spital fand man eine Wunde, die vom Augenbrauenbogen bis hinter die Ohrmuschel reichte, zahlreiche Splitter, die A. meningea media war im Duralappen enthalten, die dritte Stirnwindung war vollständig zerstört. Die Behandlung bestand in Reinigung der Wunde mit Wasserstoffsuperoxyd, Ligatur der Arterie und Drainage. Der Kranke kam bald zu sich und wurde ohne jede Sprachstörung geheilt. Diese Beobachtung ist in vielfacher Beziehung interessant, zunächst wegen der Ausdehnung der Verletzung, zweitens wegen der Toleranz des Gehirns für Wasserstoffsuperoxyd, drittens wegen der vollständigen Zerstörung der linken dritten Stirnwindung bei einem Linkshänder ohne nachfolgende Sprachstörungen, — so daß das Sprachzentrum vermutlich auf der rechten Hirnseite lag, während bei Rechtshändern dasselbe links liegt. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, No. 50.)

Ueber die physiologischen und pathologischen Funktionen des Stirnhirns. Dr. Friedrich (Leipzig) demonstrierte auf dem Naturforscher- und Aerztekongreß in Karlsbad einen Fall von großem Tumor (Sarkom) durae matris frontalis, der mit dem Stirnbein in breiter Ausdehnung verwachsen war und das Stirnhirn, erste und zweite Stirnwindung rechts nicht nur komprimiert hatte, sondern bei dessen Entfernung sich Rindenteile im Zustande gelber Erweichung mitlösten, so daß der rechte Seitenventrikel breit eröffnet wurde. Die großen geistigen Störungen,

die sich besonders auf sexuellem Gebiete bewegten, verschwanden sofort nach der Exstirpation. (Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 45.)

Kulturgeschichte.

Das Heimatland der Edda. In der jüngeren Edda erzählt Suorri an zwei Stellen vom „alten" Asgart. Es lag also nicht in Island, sondern in der von den Eingewanderten verlassenen Heimat. M. Carrière schrieb schon vor 50 Jahren: „In der Edda rauscht der deutsche Rhein." Ferner nahm schon C. Simrock an, daß Siegfried von der Sieg stamme. Zur Auffindung Asgarts und Mittgarts gehört, daß jemand die Kenntnis der Flurnamen mit dem Studium der Edda vereinige. Höchstwahrscheinlich ist Bensberg und Umgebung die Wiege der ältesten arischen Mythen. Bensberg ist von Bendis und Vanadis herzuleiten, einem Beinamen der Freya. Vanadis bedeutet die „Göttin der Vanen". Da nun Bensberg das Vanengebiet (Mittgart) von Siegburg bis Burscheidt als Mittelshöhe beherrscht, so muß dieser Berg Haupt-Kultusstätte der Freya gewesen sein. Die Wahner Heide trägt noch den uralten Namen der Vanen. Plato berichtet, daß in Athen ein pompöses Fest stattgefunden, als der thrakischen Freya-Artemis ein Tempel, das „Bendideion", eingeweiht wurde. Nun liegt die Frage nahe: Kann von Thrakien vielleicht der Bendis- oder Freya-Kultus nach Westen an den Rhein, oder von Osten nach Griechenland u. s. w. gekommen sein, denn selbst in Alexandria stand im 3. Jahrhundert ein Bendideion. Die Höhen und Flüsse um Bensberg tragen noch heute mythologische Namen. Die tiefsinnige Legende vom Quellgott Mimir ist buchstäblich eine poetische Allegorie des Baches Milchborn bei Bensberg. Idafelde heißt in der Edda der Versammlungspunkt der Götter. Idelsfeld bei Mülheim war somit der Kultusmittelpunkt von Mittgart, wie der Hackberg bei Bensberg der erhabenste Thronsitz Odins. Die Mythologie der Griechen hat ihre Urheimat am — Rhein. Die Edda ist aber das alte Testament der Arier und enthält das Tiefsinnigste der Weltliteratur. (Fr. Fischbach, Weimarische Zeitung, 1902, No. 292. Näheres in „Asgart und Mittgart". Verlag von K. A. Stauff & Cie., Köln.)

Das deutsche Sprachgebiet in Venetien und Piemont. Italien ist in der glücklichen Lage, eine Sprach- und Nationalitätenfrage nicht zu kennen. Es hat nach der neuesten Zählung auf 32,5 Millionen Einwohner nur etwas über eine Viertel Million (252 600) Staatsbürger mit fremder Umgangssprache. Unter diesen nehmen die Deutschen mit 2308 Familien, d. h. einer Kopfzahl von 10 763 eine recht bescheidene Stellung ein. Sie verteilen sich restlos auf die am Abhang der Alpen verstreuten Sprachinseln. Die deutschen Gemeinden in Italien zerfallen in zwei geographisch scharf geschiedene Gruppen: eine östliche — etwa von Tagliamento bis zur Etsch reichend — und eine westliche am Südabhang des Monte Rosa und im Tosatal. Beide sind auch ethnographisch auseinander zu halten. Jene ist zweifellos bajuwarischen Ursprungs, diese ebenso zweifellos eines Stammes mit den Wallisern der heutigen Schweiz. Beide Gruppen sind die Reste einstiger größerer Siedlungen aus dem 13. Jahrhundert, aus jener Zeit, wo die überschüssige Lebenskraft des deutschen Volkes nach allen Seiten hin schäumend über die Ufer schwoll und überall dem deutschen Wesen neue Gebiete einzuverleiben trachtete. Nicht überall mit gleichem Glück. Dort unten im Süden ist es den Siedlern nicht gelungen, ihre Eigenart dauernd zu behaupten und was wir heute vor uns haben, ist nur der traurige Rest alten reicheren Besitzstandes. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die sprachlichen Verhältnisse im Gebiet der deutschen Sprachinseln Italiens im letzten halben Jahrhundert eine wesentliche Verschiebung nach der einen oder anderen Seite nicht erfahren haben. Was von den deutschen Siedlungen durch die romanische Umwelt aufgesogen werden konnte, ist längst aufgesogen worden, und die spärlichen Reste, die wir heute noch vor uns haben, werden auch weiterhin ihr sprachliches Sonderdasein fristen, solange jedenfalls, als die Bedingungen, die ihre bisherige Erhaltung herbeigeführt haben, Abgeschiedenheit ihrer Lage, Nachbarschaft eines geschlossenen deutschen Sprachgebietes, Wanderungen der Bevölkerung ins deutsche Sprachgebiet und andere, fortbestehen. (G. Buchholz, Deutsche Erde, 1902, 6.)

Der Ahnenkultus in Japan. In Europa und Amerika ist die Verehrung der Ahnen seit langer Zeit außer Uebung gekommen, sofern sie überhaupt hier

jemals gebräuchlich war. In Japan, wo zur Zeit eine konstitutionelle Regierungsform eingeführt ist, wo Gesetzbücher nach dem Muster der in den Westländern geltenden in Kraft sind, wo, um es kurz zu sagen, fast jeder Zweig moderner Civilisation feste Wurzeln geschlagen hat, hat sich die Verehrung der verstorbenen Ahnen bis jetzt behauptet und übt noch heute einen starken Einfluß auf Gesetze und Gebräuche des Volkes aus. Die Ahnenverehrung datiert von den frühesten Tagen japanischer Geschichte und hat trotz der zahlreichen, auf politischen und sozialen Ursachen beruhenden Revolutionen, die seit der Gründung des Reiches stattgefunden haben, Hunderte von Generationen überlebt. Für die Augen des Westländers mag es anachronistisch erscheinen, daß eine japanische Familie ihre Verwandten zu einer derartigen Feierlichkeit telephonisch auffordert; ebenso muß der Anblick einer Familie befremdlich wirken, die teils in europäischer, teils in nationaler Tracht in einem elektrisch erleuchteten Zimmer ihre Opfer und Ehrenbezeugungen vor der Erinnerungstafel ihrer Ahnen darbringt. Die eigentümliche Vermischung von Einst und Jetzt ist eine der auffallendsten Erscheinungen in Japan. Alle Japaner, mögen sie sonst Confucionisten oder Buddhisten sein, betreiben den Ahnenkult. Nicht die Furcht vor bösen Geistern, sondern die Liebe zu den Ahnen ist der Ursprung der Ahnenverehrung. Dieser Gebrauch entspringt dem natürlichen Triebe der Verwandten, ihre verstorbenen Angehörigen mit Speise, Trank und Kleidung zu versorgen, gerade so wie zu ihren Lebzeiten. Das Band, das die Menschen anfänglich zusammenhielt, kann nur in einem unbewußten Triebe gefunden werden, der in der Blutsverwandtschaft liegt. Doch die Liebe unter den Blutsverwandten bleibt innerhalb bestimmter Grenzen. Es mußte also außerdem noch ein anderer Faktor vorhanden gewesen sein, der die centripetale Kraft in sich trug, die einander fernstehenden Verwandten miteinander zu vereinen und sie zu einer Gemeinschaft zusammenzuschließen. Dieser Faktor war die Ahnenverehrung. Die Verehrung gemeinsamer Ahnen und die damit verbundenen Zeremonien erhielten die Erinnerung an den gemeinsamen Ursprung unter einer großen Zahl weit zerstreuter Verwandten aufrecht, welche einander so entfremdet waren, daß sie ohne dieses Bindeglied den Verkehr mit der Familie völlig aufgegeben haben würden. Einst ist die Sitte der Ahnenverehrung in Griechenland und Rom geübt worden. Nach Hearn waren die Arier Ahnen verehrende Rassen. In gleicher Weise ist durch neuere Forschungen von Historikern und Soziologen ebenso wie durch Untersuchung der Sitten und Gebräuche von Naturvölkern durch Reisende dargetan, daß die Verehrung verstorbener Ahnen bei einem sehr erheblichen Teile der Menschheit üblich ist. Alles scheint darauf hinzuweisen, daß alle Rassen in dem Anfangsstadium ihrer Entwicklung Ahnenkult getrieben haben und daß hierin der erste Schritt zum Beginn eines sozialen Lebens auf größerer Basis zu erblicken ist. — In Japan hat sich trotz aller Umwälzungen der Ahnenkult erhalten. Man unterscheidet dort drei Arten desselben: die Verehrung der kaiserlichen Ahnen, der Ahnen eines Clans, und der Familien-Ahnen. Die Ahnenverehrung hat noch großen Einfluß auf Gesetz und Recht, auf Verfassung, Ehe, Adoption und Erbfolge. (N. Hozumi, der Einfluß des Ahnenkultus auf das japanische Recht. Berlin, 1901, Verlag der Monatsschrift Ost-Asien.)

Rechtswissenschaft.

Zur Revision des Strafgesetzbuches. Von einer Strafe, einem Strafrechte können wir heutigen Menschen in wahrhaftem Sinne nur unter der Voraussetzung einer Schuld sprechen. Die Staatsgewalt darf in keiner Weise dazu schreiten, Strafen gegen einen Schuldlosen zu verhängen. Nach dem allgemeinen Rechtsbewußtsein kann daher auch nicht von einer Sühne- oder Verwaltungsstrafe im Gegensatz zu einer „Sicherungsstrafe“ die Rede sein. Die Sicherungsstrafe ist in Wirklichkeit gar keine Strafe; es handelt sich dabei nicht um Recht und Gerechtigkeit, sondern um Maßregeln, die in den Bereich der Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei fallen. Die Strafe soll ihrem Begriffe nach ein Uebel sein, das den Schuldigen trifft; dies schließt nicht aus, daß sie nach den Forderungen der Menschlichkeit als ein heilsames Uebel gestaltet wird, d. h. als Nebenzweck Besserung und Erziehung des Uebeltäters und Abschreckung anderer verfolgt. Gibt es aber keine Schuld, so kann es auch keine Strafe, kein Strafrecht, keine Strafanstalten geben, sondern nur Sicherungs-, Besserungs-, Erziehungsanstalten und Krankenhäuser; es kann dann keine Notwendigkeit geben, Strafen zu verhängen, wo es keine Schuld gibt.

Darf man aber nach den heutigen Anschauungen noch von einem „Schuldigen", einer „Schuld" sprechen, oder nur noch von einem Opfer der angeborenen Naturanlage und der äußeren Umstände? Diese Frage ist um so bedeutungsvoller, als der Determinismus vom Standpunkt der Philosophie eigentlich unbestreitbar ist. Alle Philosophen kamen zu dem Schluß, daß die Schuld im Dasein und der Beschaffenheit des individuellen intelligibelen Charakters liegt. Eine Erklärung ist für den menschlichen Verstand unlösbar. Die praktische Vernunft muß ihr Genüge darin finden, daß die Tatsache des Gewissens von jeher die Menschen unmittelbar zu der im tiefsten Innern wurzelnden Ueberzeugung geführt hat und noch immer führt, daß der Mensch verantwortlich ist für sein Wollen und Handeln. Nicht darauf kommt es an, was das Gewissen des Menschen billigt oder mißbilligt, denn hierin können nach Ort und Zeit die größten Verschiedenheiten bestehen, sondern darauf, daß das Gewissen, die innere Stimme, die unsere Handlungen mit ihren moralischen Merkmalen begleitet, überhaupt da ist, immer und überall. Ohne das Gefühl, die Ueberzeugung, die praktische Anerkennung, daß der Mensch an sich frei ist und verantwortlich für sein Wollen und Handeln, — gleichviel wie dies philosophisch zu begründen ist — kann keine menschliche Gesellschaft bestehen. Es haben daher auch alle Kulturvölker, insbesondere die Griechen und Römer — trotz ihrer Moira, ihres Fatums, denen selbst die Götter unterworfen waren —, und ebenso alle christlichen Nationen, trotz ihres Glaubens an die göttliche Weltregierung, an der Notwendigkeit eines Strafrechts und an der Ueberzeugung von der Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen festgehalten. Diese Anschauung ist auch für unser praktisches Leben und unser Strafrecht ausschlaggebend. Es kommt praktisch im wesentlichen auf dasselbe hinaus, ob ich sage: du hättest anders wollen und handeln können, oder du solltest und müßtest selbst anders sein und nicht so, daß du durch die wirksam gewordenen Motive zu solcher Handlung bestimmt werden konntest. — Das bestehende Recht hat die Schuldfrage bejaht, dasselbe wird jeder folgende Gesetzgeber tun müssen, der zu einer Revision des Strafrechts schreitet; denn wenn die Frage verneint wird, so kann es überhaupt eine Strafe, ein Strafrecht und Strafanstalten nicht geben, weil eine Strafe ohne Schuld ein Widerspruch in sich ist. Man kann dann das Strafrecht nicht revidieren, sondern muß es aufheben und an seine Stelle Sicherungs- und Vorbeugungsmaßregeln setzen, wie man sich gegen Irrsinnige, Naturgewalten und wilde Tiere schützt. Aber dies wird kein heutiger Gesetzgeber wollen; das Recht soll ein Ausdruck der allgemeinen, im Volke herrschenden Ueberzeugung und Anschauung sein, und tief wurzelt — trotz des Streites der spekulativen Theorien — noch immer in unserem Volke, wie in der ganzen heutigen Menschheit die unmittelbare feste Ueberzeugung von der Freiheit des Menschen und von seiner Schuld und Strafwürdigkeit, wenn er dem Gesetze bewußt zuwiderhandelt. Wie diese Freiheit und Verantwortlichkeit mit dem allgemeinen Kausalitätsgesetz zu vereinigen, wie eine im „esse" beruhende Schuld zu erklären ist, das sind metaphysische Fragen und Probleme, die der Gesetzgeber nicht lösen kann und auf deren Lösung er auch nicht warten kann. Eine Revision des Strafrechts hat besonders zu berücksichtigen 1. eine genauere Behandlung des subjektiven Schuldmomentes, 2. den strittigen Begriff der „Urkunde" und des „Versuchs mit untauglichen Mitteln oder am untauglichen Objekt", 3. größeren Schutz der persönlichen Ehre, 4. Reform der Freiheitsstrafe und Geldstrafe. Denn der Rahmen für die letztere ist reichen Leuten gegenüber zu eng bemessen. Die Freiheitsstrafen sind zu gleichförmig; manche Verbrecher wollen lieber in ein nach allen modernen Anforderungen der Hygiene eingerichtetes Zuchthaus, wo sie in Gesellschaft vieler Genossen gut gehalten werden, als in ein dunkles unsauberes kleines Gefängnis. (Dr. von Bülow, Deutsche Juristen-Zeitung, 1902, No. 17—18.)

Erziehung und Unterricht.

Bestrebungen in der Schulreform. 1. Der Unterricht des ersten Schuljahres bedarf einer anderen Gestaltung unter Zurückdrängen des Lesens und Schreibens, bei tüchtiger Uebung des Sprechens, fleißiger Uebung der Sinne, Betätigung der Phantasie und vorherrschender Stellung des Anschauungsunterrichtes, wobei die Sitzzeit der Kleinen vermindert, die Gesundheit geschont wird. 2. Die Einfügung des Handfertigkeitsunterrichtes in den Lehrplan der Schulen ist vom Standpunkt der Schulgesundheitspflege nicht zu billigen, da derselbe nicht genügend

hygienische Momente aufweist, um als Ausgleich der durch den Lernakt entstandenen Schäden gelten zu können. Der Aufenthalt in der frischen Luft und besonders das Jugendspiel vermögen diesen Zweck besser zu erfüllen. Dem letzteren ist in Stadt und Land eine bessere Pflege zu gewähren. 3. Vom Standpunkt der Gesundheitspflege ist die Einführung des Haushaltungsunterrichtes für Mädchen in die Schule zu erstreben; die Bedürfnisse des Lebens gebieten ihn, da die bessere Zurüstung der Mädchen fast aller Stände für die praktische Tätigkeit des Weibes im Interesse der menschlichen Gesellschaft und deren Gesundheitsforderung liegt. 4. Es ist wissenschaftlich festgestellt, daß der wissenschaftliche Unterricht am Nachmittag hygienisch nachteilig und pädagogisch fast wertlos, wenigstens sehr minderwertig ist. Im Interesse der Gesundheitspflege ist darum dessen Beseitigung, wo diese unmöglich ist, dessen Einschränkung zu erstreben. Die freien Nachmittage sind teilweise dem Aufenthalt in der frischen Luft und der Pflege des Jugendspiels zu widmen. 5. Der Unterricht in der Fortbildungsschule in später Abendstunde ist vom Standpunkte der Gesundheitspflege zu verwerfen; es ist eine frühere Unterrichtszeit während des Tages zu wählen. 6. Die Haftpflicht hat größere Beunruhigung unter den Lehrern verbreitet, als begründet erscheint. Wo gesundheitsfördernde Uebungen, wie Turnen, Spielen, Baden, Schülerausflüge dadurch gehemmt werden, da ist dies zu beklagen und auf Abänderung zu dringen. 7. Die Grundsätze einer vernünftigen Gesundheitspflege müssen mehr und mehr Gemeingut unseres gesamten Volkes werden. Es ist die Pflicht aller Schulanstalten, dafür einzutreten und den Unterrichtsplan danach zu gestalten. (Rektor Endris, Verhandlungen der III. Jahresversammlung des allgemeinen Vereins für Schulgesundheitspflege, 1902, Seite 155.)

Der Unterricht für schwachsinnige Kinder in Berlin. Nachdem bereits in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts in verschiedenen anderen deutschen Städten Hülfsklassen und Hülfsschulen für solche Kinder geschaffen worden waren, welche infolge ihrer geringen geistigen Fähigkeiten durch den normalen Unterricht in der Volksschule nicht ausreichend gefördert werden konnten, entschloß man sich zu Beginn des Jahres 1898 auch in Berlin dazu, dieser Frage näher zu treten und schuf die Einrichtung der „Nebenklassen". Ihr Zweck ist im § 1 des grundlegenden Statuts folgendermaßen festgestellt worden: „Gemeindeschulkinder, welche infolge geistiger oder körperlicher Hemmnisse an dem lehrplanmäßigen Unterricht nicht mit Erfolg teilnehmen, können einem Unterricht in den Nebenklassen überwiesen werden. Er soll die Kinder so fördern, daß sie entweder schulfähig werden oder die ihnen erreichbare Vorbildung für das spätere Leben erlangen." Im Oktober 1898 wurden zunächst 22 solcher Klassen mit 267 Kindern eröffnet, und schon im April 1899 mußten weitere 18 Nebenklassen hinzugefügt werden. Im Laufe des Jahres 1900 stieg die Besetzungsziffer der Nebenklassen auf 701, die Zahl der an die Gemeindeschule Zurückversetzten dagegen betrug nur 20. Gegenwärtig hat die Frequenz der Nebenklassen 1021 Kinder erreicht, die Zahl der Zurückversetzten für das Jahr 1901 ist zur Zeit noch nicht amtlich bekannt gemacht worden, soviel steht jedoch schon jetzt fest, daß sie auch im dritten Jahre des Bestehens der Nebenklassen nicht erheblich zugenommen hat. Dabei muß außerdem in Betracht gezogen werden, daß zwar Berichte über die erfolgten Zurückversetzungen in die Volksschule vorliegen, daß es aber an amtlichen Nachrichten darüber fehlt, ob sich diese Maßregel im Interesse der zurückversetzten Kinder als zweckmäßig erwiesen hat, d. h. ob sie jetzt dem normalen Unterricht dauernd folgen können. Die überwiegende Mehrzahl der Kinder unserer Nebenklassen besteht nicht aus zufällig Zurückgebliebenen, sondern aus geistig anomalen Kindern, welche so gut wie die Zöglinge der Idiotenanstalt in Dalldorf eines eigenartigen Unterrichtes mit besonderen Zielen und Methoden bedürfen, eines Unterrichtes, der sie fürs Leben, nicht für eine andere Schule vorbereitet; sie brauchen eigene, ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen angepaßte Erziehungsanstalten, für welche die vereinzelten Nebenklassen nur als unentwickelte Vorstufe angesehen werden können. Der genaueren Erforschung des physischen und psychischen Zustandes der Kinder, welche die einzig zuverlässige Grundlage für ihre zweckmäßige und erfolgreiche pädagogische Behandlung bietet, dienen die im Wintersemester 1901/02 eingeführten Personalbogen. Sie werden voraussichtlich, besonders wenn das Institut der Berliner Schulärzte eine weitere Ausbildung erfahren hat, eine bedeutsame Rolle in der Fortentwicklung des ganzen Unterrichtszweiges spielen. (Blätter für Schulgesundheitspflege, Dr. P. von Gizycki, 1902, No. 15.)

Soziale Hygiene.

Das Eiweiß in Hygiene und Wirtschaft der Ernährung. Die Eiweißfrage ist immer aktuell, weil sie einerseits von höchstem wissenschaftlichen Interesse ist, andererseits wirtschaftliche Momente sie stets in den Vordergrund drängen. Vergegenwärtigt man sich, daß 50—75 pCt. des Einkommens von der Mehrheit für Ernährung ausgegeben werden, in dieser Ernährung aber das Eiweiß das Verteuernde ist, so wird die Eiweißfrage aktuell sein und bleiben. Von der Ernährung hängt die Menge an Kraft ab, die der einzelne der Gesamtheit, welche die Gesamtheit, der Staat dauernd äußern kann. Sinkt die Ernährung in ihrem Niveau, so muß, auf die Dauer wenigstens, das Maß an Kraft sinken, das in Arbeit erscheint, muß sich in Produktion der Qualität der produzierten Güter, mithin im Wert des Absatzes, eine Abnahme einstellen. Von dem Wohlstand, seiner Erhaltung und Hebung hängt es ab, wie das Volk lebt. Sinkt dieser, so sinkt die Zahl der Eheschließungen, es wächst die Möglichkeit für Erhöhung der Sterblichkeitsziffer. Es mehren sich die Stimmen auch aus volkswirtschaftlichen Kreisen, die in der Unterernährung ganzer Klassen der Bevölkerung eine dauernde und mit ihrer Dauer wachsende Gefahr erblicken. Diese Gefahr drückt sich ihrer letzten Ursache nach aus in der Entbehrung an Eiweiß. Somit wird die Ernährungsfrage des Volkes immer aktuell sein und bleiben. Auch wir betrachten die Nahrungsmittel an erster Stelle als Rüstzeug unter den allgemeinen Kampfmitteln von Individuen und Gruppen gleichartiger Individuen. (Finkler u. Lichtenfellt, Zentralblatt für allgemeine Gesundheitspflege, 1902, Beilageheft.)

Abnahme der Tuberkulose als Todesursache in Preußen. Die preußische statistische Landeszentralanstalt hat der internationalen Tuberkulosekonferenz, welche in Berlin vom 22.—26. Oktober 1902 abgehalten wurde, eine Nachweisung über „das Auftreten der Tuberkulose als Todesursache in Preußen" (Preußische Statistik, 179) während des letzten Vierteljahrhunderts überreicht. Die Ermittelungen sind besonders beachtenswert, weil sie während des ganzen Zeitraumes nach einheitlichen Grundsätzen unter ein und derselben Leitung (Geh. Med.-Rat Guttstadt) angestellt worden sind. Es ergibt sich nun eine bedeutende Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit im preußischen Staate von 31 auf 10000 Lebende im Jahre 1876 bis 27 im Jahre 1891, 22 im Jahre 1896, 20 im Jahre 1901. In den Stadtgemeinden erlagen der Krankheit im Jahre 1876 36, im Jahre 1901 nur 22; in den Landgemeinden 28 beziehungsweise 17 von 10000 Lebenden. Besonders beweiskräftig sind die Nachrichten aus den Großstädten, da dort für die Anmeldung der Gestorbenen ärztliche Totenscheine verlangt werden. Die 22 Großstädte haben alle bis auf wenige Ausnahmen (z. B. Breslau 1901 40 auf 10000) andauernd günstigere Sterblichkeitsziffern an Tuberkulose aufzuweisen. Von Wichtigkeit ist es, daß die höchsten und niedrigsten Ziffern für die einzelnen Altersklassen in den verschiedenen Großstädten entschieden günstiger geworden sind.

Es war für das Alter von	die höchste Tuberkulose-Sterbeziffer		die niedrigste Tuberkulose-Sterbeziffer	
	1876	1901	1876	1901
15—30 Jahren	62 (Crefeld)	37 (Breslau)	16 (Danzig)	14 (Charlottenburg)
30—60 Jahren	164 (Elberfeld)	53 (Breslau)	36 (Danzig)	19 (Charlottenburg)

Hoffentlich werden die auf Bekämpfung der Krankheit gerichteten Bestrebungen noch weitere Erfolge erzielen. (Georg Heimann, Aerztliches Vereinsblatt, 1902, No. 486.) — Wir möchten bei dieser Gelegenheit unsererseits wiederum dringend davor warnen, aus solchen Statistiken zu schließen, daß die Abnahme der Tuberkulose-Todesfälle eine Abnahme der Tuberkulose-Kranken, und daß die heute übliche Bekämpfung der Tuberkulose eine „Ausrottung" der Tuberkulose bedeute. Allein eine Statistik über die Krankheitsfälle kann darüber Aufschluß geben; denn nur die Verminderung der Infektionen ist bei der Bekämpfung der Tuberkulose ausschlaggebend.

Die Krankheiten im französischen Heere. In einer der letzten Sitzungen des Senats richtete Gotteron eine schwerwiegende Frage an den Kriegsminister, die den sanitären Zustand der Armee zum Inhalt hatte. Anläßlich der Publikation der

statistischen Daten über die Morbidität und Mortalität in der französischen Armee im Jahre 1900 hat die Kölnische Zeitung zwischen der Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffer der französischen und deutschen Armee einen Vergleich gezogen, aus dem sich die Tatsache ergeben hat, daß bei einem beinahe gleichen Effektivstande beider Armeen die Zahl der Kranken im französischen Heere mehr als doppelt und die Zahl der Todesfälle gar fünfmal so groß ist als in der deutschen Armee. In Frankreich beträgt jährlich die Anzahl der Kranken im Durchschnitt 57524, die Zahl der Verstorbenen 2131, während in Deutschland diese Ziffern nur 28193 und 433 betragen. Gotteron stellte an den Kriegsminister die Aufforderung, Maßregeln zu ergreifen, um diese traurigen Verhältnisse zu bessern. Der Kriegsminister erwiderte, er müsse zu seinem tiefen Bedauern zugestehen, daß die Sterblichkeit in der deutschen Armee eine viel niedrigere sei als im französischen Heere. Die Tuberkulose habe im Jahre 1900 in Frankreich 1045 Soldaten hinweggerafft, in Deutschland dagegen nur 129, der Typhus forderte unter den französischen Mannschaften im selben Jahre 600 Opfer, in Deutschland bloß 87. An Dysenterie zählte man unter den französischen Soldaten 4219, unter den deutschen 110 Fälle, allerdings dürfe man nicht vergessen, daß die Franzosen viel mehr Garnisonen in den Tropengegenden besitzen als die Deutschen. Der Minister versprach alles ins Werk zu setzen, um diesen beklagenswerten Verhältnissen ein Ende zu machen. (Allgemeine Wiener Medizinische Zeitung, 1902, No. 51.)

Erholungsstätten für tuberkulöse Arbeiter. Auf dem internationalen Tuberkulose-Kongreß in Berlin stellte W. Becher folgende Leitsätze auf: 1. Die Erholungsstätten haben unter ihren tuberkulösen Pfleglingen viele, die für die festen Lungenheilstätten vorgemerkt sind, auf die Aufnahme in die Lungenheilstätte aber noch warten müssen. Die Kranken verbringen diese Wartezeit in der Erholungsstätte. Sie sind dort bei weitem besser aufgehoben, als in ihren Wohnungen. Eine Verschlechterung ihres Zustandes, wie er häufig während der Wartezeit zu beobachten ist, wird durch die Erholungsstättenpflege am ehesten verhindert. 2. Unter den Pfleglingen der Erholungsstätten sind viele, die zuvor in Lungenheilstätten waren, eine erneute Heilstättenkur sich aber versagen müssen; andere Kranke suchen unmittelbar nach der Entlassung aus der Lungenheilstätte die Erholungsstätte gleichsam zur Nachkur auf. Nach diesen beiden Richtungen hin, zu 1 und 2, bilden die Erholungsstätten eine Ergänzung der Lungenheilstätten. 3. Unter den Lungenkranken in den Erholungsstätten lassen sich leicht diejenigen herauserkennen, bei denen aller Voraussicht nach eine Kur in einer Lungenheilstätte Erfolg haben würde. Die Erholungsstätten dienen sonach weiter für die Auslese der geeigneten Heilstättenkranken. 4. Die Erholungsstätten nehmen Lungenkranke in allen Stadien auf, auch Schwerkranke. Sie sind zugleich Asyle für sieche Tuberkulöse. 5. Es bietet sich in den Erholungsstätten eine sehr günstige Gelegenheit zur Belehrung der Kranken und zu ihrer Erziehung zu Maßnahmen gegen die Tuberkuloseverschleppung. 6. Die Ergebnisse der Erholungsstättenpflege bei einem Teil der Tuberkulösen — die Sommerkur befähigt die Kranken über Winter zu arbeiten — beweisen, daß die Erholungsstätten auch als Heilanstalten einen nicht unbeträchtlichen Wert haben. 7. Ein Vorzug der Erholungsstätten ist ihre Wohlfeilheit.

Rassen-Hygiene.

Ueber erbliche Belastung. Ein charakteristisches Zeichen der gegenwärtigen Richtung in der Heilkunde liegt darin, daß man sich immer mehr von der rohen Empirie der Therapie zu entfernen trachtet, und bestrebt ist, Einsicht in das Wesen der krankhaften Prozesse zu erlangen, um dadurch Gesichtspunkte für eine rationelle Behandlung zu gewinnen. Unter den ursächlichen Momenten der Geistesstörung wird weitaus als das wichtigste die erbliche Belastung angesehen. Die ursächliche Bedeutung der Erblichkeit kann nur mit Hülfe der Statistik erkannt werden. Wir haben gar kein Mittel, um direkt zu erkennen, ob die bei einem einzelnen Menschen aufgetretene Geistesstörung mit einer bei seinen Ascendenten beobachteten in einem ursächlichen Verhältnis steht. Die erbliche Uebertragung von Geistesstörung kann nur erkannt werden, indem wir nachweisen, daß in so und

so viel Fällen von Geistesstörung eine solche Erkrankung auch bei den Ascendenten nachweisbar ist. Die Geistesstörung der Ascendenten hat nicht notwendig Geistesstörung des Descendenten zur Folge und wir finden daher auch in der Ascendenz der Geistesgesunden Geistesstörungen. Es muß nachgewiesen werden, daß in der Ascendenz Geistesgestörter viel öfter Psychosen vorkommen als in der von Geistesgesunden. Eine solche Statistik verlangt, daß die vergleichenden Zahlen über die erbliche Belastung Geistesgesunder und Geistesgestörter von derselben Bevölkerungsgruppe gewonnen werden, d. h. die zu vergleichenden Individuen müssen gleichartige Verhältnisse darbieten, also z. B. in Bezug auf Alter, Geschlecht, Nationalität, soziale Verhältnisse u. s. w. Außerdem müßten die Erhebungen bei beiden Kategorien mit denselben Methoden und bei gleichen Graden der Zuverlässigkeit angestellt sein. Außerdem müssen solche Untersuchungen nur an einem ziemlich großen Material einwandfrei durchgeführt werden. Die größte Schwierigkeit macht der Umstand, daß wir bei Untersuchungen über die erbliche Belastung meist überhaupt nicht feststellen können, was vorliegt, sondern nur, was uns mitgeteilt wird. Der Geistesgesunde sucht die hereditäre Belastung zu verbergen. Solche Untersuchungen an Gesunden müssen aber immer vorangehen, wenn man den bei Geisteskranken ermittelten Hereditätsprozenten eine ursächliche Bedeutung zuschreiben will. In Wirklichkeit fehlen aber solche Paralleluntersuchungen bei Gesunden fast durchwegs. Wir müssen ferner die Frage vorlegen: was wird denn eigentlich übertragen, wenn von Erblichkeit gesprochen wird? Wird eine Krankheit von Ascendenten auf den Descendenten übertragen, etwa wie bei der hereditären Syphilis? Das ist gewiß in der großen Mehrzahl der Fälle, in denen ein erblicher Einfluß angenommen wird, nicht der Fall. In vielen Fällen wird nur die Möglichkeit zu einer Erkrankung übertragen. Die Annahme, daß die Heredität allein das ursächliche Moment für das Entstehen einer geistigen Störung sei, wird schon durch den Umstand hinfällig, daß wir häufig unter denselben Erblichkeitsbedingungen gesunde neben kranken Nachkommen sehen, während sich die mit Notwendigkeit krankmachende Wirkung der Heredität auch durch jene Fälle nicht beweisen läßt, wo die gesamte Descendenz erkrankt war, da bei einem solchen Nachweise nicht bloß die wirkliche, sondern auch die mögliche Nachkommenschaft in Betracht käme. In der überwiegenden Zahl der Fälle kann nicht Erkrankung, sondern nur eine Disposition vererbt worden sein. Gibt es aber verschiedene Formen der Geistesstörung, so muß es auch eine Mehrheit der Dispositionen geben. Die gegenwärtige Erblichkeitslehre sucht nicht nur nach Geistesstörungen in der Ascendenz, sondern sieht auch Nervenkrankheiten, Trunksucht, auffallende Charaktere und Selbstmord, verbrecherische Neigungen u. s. w. als belastend an. Man hat dies „Gesetz der Transformation" genannt und auf diese Weise hohe Prozentsätze der erblichen Belastung festgestellt. Es ist daher die dringende Forderung zu stellen, daß die herrschende Lehre von der hereditären Belastung notwendig einer Reform bedarf. Einen Fortschritt bietet die Aufstellung der Stammbäume, doch führen auch sie leicht zu Irrtümern. Alle Schwierigkeiten der Erklärung pathologischer Vererbung schwinden, wenn man dieselbe von einem allgemeinen, allerdings teilweise hypothetischen Standpunkt aus auffaßt. In den meisten Fällen wird sicher nur eine Disposition vererbt, andererseits läßt sich die wirkliche Vererbung einer Krankheit nicht nachweisen. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß Disposition keine unveränderliche, sondern eine variabele Größe ist; daß die Menschen nicht in Belastete und Unbelastete einzuteilen sind, sondern daß die Belastung uns allen, nur in sehr verschiedenem Grade zukommt, respektive daß unter der viel berechtigteren Annahme einer Mehrheit, ja Vielheit vererbter Dispositionen, diese Dispositionen in den verschiedensten Graden und in mannigfacher Verbindung bei einer Menge von Menschen vorkommen. Von einem solchen Gesichtspunkte aus betrachtet, würde allerdings der erblichen Disposition eine weit geringere Rolle bei der Entstehung der Geistesstörung beigemessen werden können, als gemeinhin angenommen wird. (Professor Wagner von Jauregg, Wiener Klinische Wochenschrift, 1902, 44.)

Alkoholismus und erbliche Entartung in Frankreich. Frankreich gehört zu den Staaten, welche als alkoholisierte mit an der Spitze der Nationen marschieren. Es verdankt seinen Alkoholismus an erster Stelle dem in allen Bevölkerungsklassen heimischen Genusse schwerer Schnäpse. Die Zahl der geisteskranken Alkoholiker ist in beständigem Anwachsen. Die Prozentzahlen der in Irrenanstalten aufgenommenen Trinker waren 1888—1898: 8,8 — 9,6 — 10,5 — 10,5 — 10,1 — 11 — 12,7 — 13,1 — 18,5 — 19,9 — 13,7 pCt. Die meisten derselben stammen aus den Departements, die vorwiegend dem Alkoholgenuß ergeben sind. Der größere Teil der alkoholischen

Geisteskrankheiten fällt auf das 31.—45. Lebensjahr. Nach Cat ist der Alkoholmißbrauch des Weibes bestimmender für die Minderwertigkeit der Nachkommenschaft als die des Mannes. (Dr. Flade, Hygienische Rundschau, 1902, 21, Seite 1090.)

Sozialpolitik.

Deutsche und amerikanische Arbeiter. Durch Pierpont Morgans kühne Unternehmungen sind Vergleiche zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Arbeiter angeregt worden. Es ist zunächst unzutreffend, von „dem" amerikanischen Arbeiter schlechtweg zu sprechen und ihm alle möglichen Vorzüge vor dem deutschen Arbeiter zuzuschreiben. Es gibt Millionen amerikanischer Arbeiter, qualifizierte und unqualifizierte, Textil-, Metall-, Möbel-, Bergwerks-, Kanal- und noch verschiedenerlei andere und von verschiedenen Rassen abstammende Arbeiter; aber „den" amerikanischen Arbeiter als einen bestimmten, vom europäischen Arbeiter verschiedenen Typus gibt es nicht. Und warum soll der gestern erst aus Europa zugewanderte Arbeiter auf einmal, weil er nun im Yankeelande ist, ein anderer Mensch geworden sein? Auch ist die Behauptung wenig glaubwürdig, daß die höheren Löhne, die drüben gezahlt werden, Ursache des dortigen industriellen Aufschwunges seien. Hohe Löhne an sich beweisen gar nichts; man muß dazu wissen, ob sie nicht durch hohe Mieten und teuere Preise verschlungen werden. Hohe Löhne zu zahlen und dadurch die besten Arbeiter anzulocken, hat schon ein deutscher Nationalökonom vor mehr als 60 Jahren den deutschen Industriellen empfohlen, eine Weisheit, auf die sie selbst kommen konnten. Wie kritisch man auch die Vergleichungen des amerikanischen mit dem deutschen Arbeiter betrachten möge, so ergibt sich doch einiges, was in allen Vergleichungen gemeinsam enthalten ist und der amerikanischen Industrie, sagen wir lieber den amerikanischen Industriellen, einen Vorsprung vor den deutschen ermöglicht. Offenbar infolge der Rassenverschiedenheiten gibt es drüben eine so geschlossene Organisation und politische Vertretung der Arbeiter nicht, wie bei uns durch die Sozialdemokratie. Und ferner sind die Arbeiter drüben nicht im Genusse einer Fürsorgegesetzgebung durch Alters-, Invaliditäts- und Krankheitsversicherung, wie die deutschen Arbeiter. Infolgedessen ist die Existenz des einzelnen amerikanischen Arbeiters eine viel unsichere und gefährdetere, wenn er nicht alle Kräfte bis auf den letzten Rest anspannt und seine Kollegen durch Fleiß, Ausdauer, Enthaltsamkeit, sowie durch energisches Bildungsstreben zu überflügeln und gewissermaßen niederzukonkurrieren sucht. Drüben ist der Konkurrenzkampf nicht nur unter den Unternehmern, sondern auch unter den Arbeitern vorhanden; ein deutscher Sozialdemokrat sprach direkt von der amerikanischen „Streberblase". Das geschlossene Zusammenhalten und der passive Widerstand gegen Ausnutzung ihrer Kräfte kennzeichnet die deutschen Arbeiter, ehrgeiziges, rücksichtsloses Vorwärts- und Aufwärtsstreben die amerikanischen. Den Vorteil davon haben die amerikanischen Industriellen, natürlich nur solange, als nicht auch die amerikanischen Arbeiter geschlossen organisiert sind. Das kann aber noch geraume Zeit dauern, denn solange den amerikanischen Arbeitern noch Wege offen sind, höher zu steigen, werden die besten unter ihnen lieber diese Wege beschreiten, als sich der Massenorganisation anschließen. Das Aufsteigen in höhere Schichten ist drüben viel leichter, als bei uns. Wo ein Stahlkönig wie Carnegie, ein Erfinderfürst wie Edison, wo Schriftsteller wie Habberton, Bret Harte, Mark Twain, Henry George aus den unteren Schichten emporgetaucht sind, wo Millionäre sich rühmen, Arbeiter gewesen zu sein, wo ferner und schließlich noch unermeßliche Ländereien billig zu haben sind oder Goldfelder über Nacht gefunden werden — da winkt dem Arbeiter, wenn er nur einige kleine Ersparnisse zu erübrigen weiß, immer noch eine oder die andere Möglichkeit, es in diesem Leben zu etwas Besserem oder zu größerem Wohlstand zu bringen, als bei uns, wo kein Land mehr zu haben und nach oben die Aussicht mehr verbaut ist. Die Mehrzahl der amerikanischen Arbeiter mag es daher im ganzen schlechter haben als die deutschen Kollegen. Die Elite aber hat es besser. Den Hauptvorteil dabei hat der amerikanische Unternehmer und Exporteur. (Amtliches Organ des Bundes der Industriellen, 1902, No. 15.)

Staats- und Parteipolitik.

Die Krise des deutschen Parlamentarismus. Für diejenigen, denen Politik der ernste Verlauf der Entwicklung von Staaten und Nationen ist, sind die gegenwärtigen Ereignisse in den Parlamenten von Oesterreich, Ungarn und Deutschland von höchster Bedeutung. Englands Parlamentarismus wurzelt vor allem in der strengen Beachtung seiner Prärogative, diese selbst aber darin, daß das Parlament nie gegen die eigenen Grundfesten ankämpfte, sondern mit rücksichtsloser Energie seine Geschäftsgebräuche aufrecht erhielt. Die große französische Revolution mit all ihrem Schrecken und ihrem Ende im Cäsarismus ist eine fortwährende Konfiskation des Rechtes der Mehrheit durch den Terrorismus der Minderheit. Bei dem schleichenden Gift der Obstruktion handelt es sich um Verneinung jener Satzungen des höchsten Rechtes, deren Mißachtung seit Menschengedenken Staaten und Völker politisch und kulturell zu Grunde gerichtet hat. Denn die geringste staatsmännische Begabung zeigt, daß die Beschlußfähigkeit des Parlaments mit keiner möglichen, wenn auch vermeintlich noch so notwendigen Verhinderung eines Beschlusses in Frage gestellt werden darf. Nimmt man dem Parlament seine Beschlußfähigkeit, so erübrigt von ihm nichts, als daß es eine öffentliche Kalamität ist. Wenn einmal im Parlament die Obstruktion ihren Willen durchgesetzt hat, da gibt es kein Halten mehr; wie eine Lawine wächst die Macht des Terrorismus, die Meinung, daß sich niemand dem Staatswillen oder irgend einer Mehrheit zu fügen brauche und überall keimt die Hoffnung, daß Sich-nicht-fügen der Weg zum Erfolge sei. Möge Deutschland sich Oesterreichs öffentliche Zustände zur Warnung gereichen lassen. Diejenige Entwicklung, welche ein Staatswesen im allgemeinen zu nehmen berufen ist, vermag kein legislativer Beschluß zu ändern, sie vollzieht sich durch die großen Züge der Weltwirtschaft, was z. B. einen Zolltarif betrifft, oder auf dem Untergrunde der sich vermehrenden Massen, was z. B. die Nationalitätenfrage betrifft. Ob sich dieser Entwicklungsgang unter den Auspizien des Rechts, der Ordnung, des wirtschaftlichen Gedeihens vollzieht oder nicht, das wird im wesentlichen von dem Geiste bestimmt, der das Parlament beherrscht. Auf dem Hintergrunde eines obstruierenden Parlaments erhält die schlechteste Regierung ein gewisses Relief von Vorzüglichkeit. Der Ursprung der Obstruktion, der Negation und Auflehnung wurzelt nicht in den Parlamenten selbst, sondern in allgemeinen sittlichen Schäden der Gesellschaft, in den meisten Fällen auch in Versäumnissen der Staatsleitung. Die parlamentarische Obstruktion ist ein schwerer Verfassungsbruch; denn es kann nie im Geiste eines Gesetzes wie einer Geschäftsordnung liegen, was ihren Zweck, den freien Geschäftsgang, unterbindet. Ein Weg zur Besserung kann nur aus der inneren Tüchtigkeit des Parlamentes heraus gewonnen werden. Die Volksvertreter müssen zur Besinnung kommen und die Tatkraft und den Mut gewinnen, die Verirrten auf die Bahn des wahren Fortschrittes zurückzuführen. Denn der Sieg der Obstruktion würde das Vetorecht derart verstärken, daß die Parlamente aus ihrer Verirrung sich gar nicht mehr herausfänden. (G. Ratzenhofer, Die Waage, 1902, No. 51.)

Bevölkerungsstatistik.

Die spanische Volkszählung vom Jahre 1900. Die Zahl der ortsanwesenden Bevölkerung betrug im Jahre

1857 . . .	15464340	1887 . . .	17565632
1860 . . .	15673481	1897 . . .	18132475
1877 . . .	16634345	1900 . . .	18618086

Der Zuwachs bis zum Jahre

1860 . . .	209141,	in Prozent	1,35
1877 . . .	960864,	„ „	6,13
1887 . . .	931287,	„ „	5,60
1897 . . .	566843,	„ „	3,23
1900 . . .	485011,	„ „	2,68

Auffallend ist das verhältnismäßig geringfügige Wachstum der Bevölkerung im Dezennium 1888—1897 im Vergleiche zu jenem des vorhergehenden (3,23 pCt. gegen 5,60 pCt.). Bei Verteilung der gesamten Population auf die beiden Geschlechter

zeigt sich ein bedeutendes Uebergewicht auf seiten der Bevölkerung des weiblichen Geschlechts (9530265 Personen des letzteren gegen 9087821 Personen des männlichen Geschlechts), eine Erscheinung, die einesteils mit den großen Opfern an Menschenleben in Zusammenhang steht, welche der spanisch-amerikanische Krieg erforderte, andererseits durch die starke Auswanderungsbewegung bedingt ist, die sich innerhalb der Bevölkerung des männlichen Geschlechts geltend macht. (Dr. Hawelka, Statistische Monatsschrift, 1902, September-Heft.)

Die Deutschen in Rußland. Die „Nowa Reforma" stellt fest, daß nach den offiziellen Listen der russischen Volkszählung mehr als zwei Millionen Deutsche in Rußland leben. In Polen allein sind 1200000 Deutsche und in der großen polnischen Fabrikstadt Lodz sind 100000 oder 35 pCt. der Einwohner deutscher Nationalität. In den baltischen Provinzen zählte man 300000 und im übrigen Rußland 600000 Deutsche. Riga ist vor allen Dingen überwiegend deutsch, denn es zählt unter 175000 Einwohnern 102000 Deutsche. In Petersburg leben 60000, in Warschau 15000, in Odessa 12000, in Kiew 7000 und in der Provinz Samar 200000 Deutsche. (Alldeutsche Blätter, 1902, No. 40.)

Ausländer in Japan. 14440 Ausländer sind im Jahre 1901 in Japan angekommen. Darunter waren 3222 Engländer, 1122 Deutsche, 607 Franzosen, 1433 Russen, 2189 Amerikaner, 57 Oesterreicher, 90 Italiener, 24 Belgier, 18 Schweizer, 35 Spanier, 25 Holländer, 21 Dänen, 54 Portugiesen, 3967 Chinesen, 168 Koreaner, 31 Philippiner, 69 Indier, 11 Kanadier, 12 Griechen, 16 Türken, 47 Personen aus 16 anderen Ländern und 1222 Personen unbekannter Nationalität. (Ost-Asien, 1902, 51.)

Völker und Politik.

Das Deutschtum in Südbrasilien. Schon seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts bestehen deutsche Ansiedlungen in Südbrasilien. Unter diesem Namen kann man die drei Staaten Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul zusammenfassen, die einen Flächeninhalt von 530000 qkm, also ungefähr den Flächeninhalt des Deutschen Reiches, mit etwa anderthalb Millionen Einwohnern haben. Das Klima ist viel milder als in Deutschland. Die Temperatur sinkt selten unter den Gefrierpunkt herab. Im Jahre 1824 wurde die erste deutsche Kolonie in Südbrasilien gegründet. Eine neue Periode der Kolonisation begann erst im Jahre 1848. Seit 1874 besteht Einwanderung von Italienern. Die deutschen Ansiedler sind meist zu Wohlstand gelangt. Der Deutsche behält hier seine volle körperliche Rüstigkeit und geistige Spannkraft. Aber auch kein harter Winter und kein Nahrungsmangel zehren an seinem Mark. Daher ist er gesund und wird alt. Unglaublich ist der Kinderreichtum, denn Kinder sind hier keine Last, sondern eine willkommene Hülfe bei der Arbeit. Von Jugend auf im Freien, in beständiger körperlicher Uebung, dabei gut genährt, unter mildem Himmel werden sie größer, kräftiger, schöner als im deutschen Vaterlande. Es ist eine Freude, diese Burschen und Mädchen zu betrachten, die sich alle der schönsten weißen Hautfarbe, blauer Augen und blonder Flachshaare erfreuen, so daß man kaum irgendwo in Deutschland eine so kräftige und dabei so urdeutsche Bevölkerung sehen kann, wie hier im südbrasilianischen Urwald. Unerfreulich liegen die Schulverhältnisse. Brasilianische Staatsschulen gibt es nur in den Städten. Die deutschen Kolonisten wollen und können auch, in gesundem, nationalem Instinkt, ihre Kinder gar nicht in Schulen mit portugiesischer Unterrichtssprache schicken, sondern wollen ihre Kinder deutsch erziehen. Leider fehlt es ihnen dabei sehr an tatkräftiger Unterstützung aus dem deutschen Vaterlande. Während die italienische Regierung den italienischen Kolonien Lehrmittel schickt und einen Teil der Lehrergehalte bezahlt, haben die deutschen Regierungen lange Zeit wenigstens nichts der Art getan, in der engherzigen Meinung, daß die Auswanderer verlorene Söhne seien, um die man sich nicht mehr zu bekümmern brauche. Während der Deutsche in manchen anderen Ländern oft nicht rasch genug sein Deutschtum abstreifen und die Erinnerungen daran über Bord werfen, sich in Geringschätzung und Schmähung des alten Vaterlandes kaum genug tun kann, haben die deutschen Auswanderer nach Südbrasilien eine treue Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland bewahrt. Im Laufe der Zeit wird bei den Kindern und Enkeln dies Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Deutsch-

land natürlich schwächer werden und allmählich verloren gehen müssen, wenigstens wenn kein Nachschub neuer Einwanderer erfolgt und von Deutschland aus so blutwenig geschieht, um den Zusammenhang zu pflegen. Die deutsche Nation muß endlich einsehen, daß unsere Brüder in Brasilien uns nicht verloren sind, vielmehr einen der wenigen lebenskräftigen Ableger der deutschen Nation über dem Meere bilden, daß wir sie nicht gleichgültig ihrem Schicksale überlassen dürfen, sondern daß es eine nationale Pflicht ist, ihrer zu gedenken und ihnen namentlich bei der Befriedigung ihrer geistigen und religiösen Bedürfnisse und der Bewahrung ihres Deutschtums beizustehen. (A. Hettner, Geographische Zeitschrift, 1902, 11.)

Geistiges Leben.

Ueber den Einfluß Deutschlands auf das französische Geistesleben veröffentlicht J. Morland eine interessante Sammlung von Ansichten der bedeutendsten Vertreter der französischen Literatur und Wissenschaft im „Mercure de France“ (November 1902). Die Völker, schreibt er, wechseln ihre Ideen wie die einzelnen Menschen, und wie der individuelle Mensch die Gedanken eines anderen nach seinem natürlichen Temperament auslegt und umgestaltet, so wählt und assimiliert auch eine Nation gewisse Ideen, die ihr von anderen Völkern dargeboten werden. So hat auch das französische Geistesleben seit mehreren Jahrhunderten fremde Vorstellungen in sich aufgenommen und eigenartig umgebildet. Im 19. Jahrhundert scheint es besonders dem Einfluß von seiten Deutschlands ausgesetzt gewesen zu sein. Cousin, Renan, Taine sind unter der Einwirkung der deutschen Philosophie groß geworden. Neuerdings hat der deutsche Kaiser die Weltherrschaft des germanischen Geistes mit hohem Schwung und großer Zuversicht verkündet. In Frankreich ist aber der geistige Einfluß desselben in letzter Zeit ohne Zweifel zurückgegangen, und es erhebt sich für die geistig Führenden dieser Nation die Frage, was der germanische Geist für Frankreich bedeutet und ob sein Einfluß sich als nützlich und berechtigt erwiesen hat. Die Umfrage, welche J. Morland veranstaltet hat, war an Vertreter der Literatur, der Philosophie, Soziologie und politischen Oekonomie, der Naturwissenschaften, der schönen Künste und der Musik gerichtet. Im allgemeinen geht durch die Antworten eine hohe Anerkennung des deutschen Genius, wie er in Goethe, Beethoven, Wagner, Hegel, Schopenhauer und Nietzsche sich offenbart hat; andererseits wiegt aber die Ansicht vor, daß die deutsche Geisteskultur seit dem Kriege von 1870 nichts Vorbildliches hervorgebracht habe und entschieden in einem Niedergang begriffen sei. Namentlich wissen die „Literaten“ von der deutschen Dichtung nichts Rühmliches zu sagen. Sie sprechen mit Verachtung und Geringschätzung von dem deutschen Drama und Roman der Gegenwart, geschweige daß sie irgend eine Einwirkung derselben auf Frankreich anerkennen wollen. Dem Namen nach kennen sie nur Hauptmann und Sudermann. Ein einziges Mal werden auch Wolzogen und Bierbaum genannt. Léon Daudet, der den Einfluß der deutschen Metaphysik, der wissenschaftlichen Methoden und der Musik rückhaltlos anerkennt, hat nur geringschätzende Worte für die gegenwärtige Literatur der Deutschen. Hauptmann und Sudermann, schreibt er, hätten nur dadurch Bedeutung erlangt, weil es keine anderen begabteren literarischen Talente neben ihnen gäbe. In Frankreich würden sie überhaupt nicht mitgezählt werden (!). — Man erkennt den metaphysischen Tiefsinn, die Gelehrsamkeit, den Fleiß, die analytische Schärfe des deutschen Geistes an, aber es fehlt ihm gegenwärtig nach dem Urteil vieler der Geschmack und die philosophische Synthese. Nationalistische Patrioten wollen den „barbarischen“ germanischen Geist überhaupt nicht kennen lernen und von vornherein seinen Einfluß auf Frankreich zurückweisen. Dabei berufen sie sich darauf, daß ein großer Germane (Nietzsche) Frankreich die Blüte geistiger Bildung zuerkannt und zugleich sein eigenes Volk verachtet habe. Von den begeisterten Lobrednern führen wir nur V. Bérard an. Nach ihm ist es unbestreitbar, daß der deutsche Geist auf allen Gebieten des französischen Lebens die glücklichsten Folgen gehabt habe: „Es ist gewiß, daß diese Folgen noch heute wirksam sind und daß uns nur eins noch übrig bleibt, von Deutschland den unbedingten Respekt vor der wissenschaftlichen Wahrheit und sein unerschütterliches Vertrauen auf die Macht des Geistes zu entlehnen.“

Bücherbesprechungen.

Eugen Kretzer, Joseph Arthur Graf von Gobineau. Leipzig, 1902. H. Seemann Nachfolger.

Bei manchen hervorragenden Vorkämpfern des Rassegedankens herrscht ein seltsamer Widerspruch zwischen Lehre und Leben. Die einen sind nicht verheiratet, Gobineau aber hatte nur Töchter und war der letzte seines Geschlechtes in männlicher Linie. Er und Nietzsche preisen die unerbittliche Rücksichtslosigkeit des Edelmenschen, während sie selbst weich und mitfühlend waren. Der französische Graf rühmt mit lauter Begeisterung die Tatkraft und die Kriegslust der Wikinger, aber er selber hat keine Liebe für seine nach Krieg dürstenden Landsleute und er lehnt es ab, sich zum Abgeordneten oder zum Senator wählen zu lassen. Er hat Verehrung für jede, selbst brutale Aeußerung der Kraft, er blickt zu Louis Napoleon empor; aber er selbst kann sich nicht entschließen, entweder den royalistischen Interessen, an die seine Familientradition ihn band, oder den Bonapartisten politisch mitzuhelfen. Er, der in der Rasse, in der Familienüberlieferung das Höchste sah, er hat kein Vaterland, und er ist glücklich, als er die Burg seiner Väter — mit großem Verluste — verkauft hat. Der schneidendste Widerspruch aber liegt darin, daß Gobineau, der germanische Art über alles stellte, gerade am liebsten auf orientalische Art lebte, in persischem Kostüm mit der Wasserpfeife in der Hand, auf niedrigem Divan sitzend, daß er die Hälfte seines Lebens der Erforschung orientalischer Fragen zuwandte und daß er, befreit von seiner Diplomatenbürde und in der Lage, seiner eigenen Neigung zu leben, Rom als Wohnort vorzog.

Die Nachrichten über das Leben Gobineaus sind zum ersten Male von Kretzer in einigermaßen vollständiger Weise zusammengestellt worden. Viele Lücken sind zwar noch auszufüllen, doch kann ich nicht beurteilen, inwiefern der Biograph, der seiner Aufgabe anscheinend mit Eifer und Fleiß gerecht geworden, oder die Mangelhaftigkeit der Quellen an den Lücken schuld ist. Besonders anziehend ist die oft nur andeutende Darstellung der Freundschaftsverhältnisse, die der Franzose mit hochstehenden Deutschen gehabt hat. Er hat die Gräfin Schleinitz gekannt, er war mit dem Diplomaten und Orientalisten Prokesch-Osten befreundet, er wurde durch Graf Eulenburg, dessen nordische Studien den Sang an Aegir anregten, auf Wagner aufmerksam gemacht.

Doch genug von dem Leben Gobineaus, und nun zu seiner Lehre. Es ist ganz verständig vom Biographen, daß er zuerst einfach eine Uebersicht über die Anschauungen und Hypothesen Gobineaus bringt und dann erst, in einem besonderen Abschnitt, die Bedeutung jener Hypothesen erörtert, und endlich am Schluß sämtliche Werke des Grafen mit ausführlicher Inhaltsangabe und bibliographischen Nachweisen zusammenstellt. Allerdings, ganz genau ist die Trennung nicht. Schon der bloß orientierenden Darstellung mischt Kretzer auch eigene Gedanken bei, die jedoch nicht immer richtig sind. Denn daß „der arisch-germanische, nicht der slavisch-keltische — — Faktor unseres Volkstums“ Deutschlands neue Stellung in der Welt geschaffen, ist doch, angesichts des notorischen, sehr großen Bestandteils slavischen Blutes im Ostdeutschen, im Altpreußentum, offenbar unrichtig. Ebensowenig kann man sagen, daß der „slavische Patriotismus an der Scholle hafte“. Soll die nomadische Wandersucht der Russen, der Kosmopolitismus der Polen ein Beweis dafür sein? Der Patriotismus soll aber nach Kretzer „das Erbteil gelber Vorfahren“ sein, und was war unstäter, war weniger an der Scholle haftend, als die Türken und Mongolen? Sehr störend wirken bei diesen Eigenbetrachtungen des Biographen namentlich die politischen Einfälle: wenn auch die Verwerfung moderner Arbeiterhäuslichkeit sympathisch und die satirische Ausmalung der deutschen Bedientenseele nicht übel ist, so behindert das doch den systematischen Ueberblick. Trotzdem gelingt es dem Verfasser recht gut, ein anschauliches Bild von Gobineaus Lehre zu entwerfen, denn E. Kretzer schreibt lebhaft, deutlich, eindringlich. Reif kann ich dagegen Kretzers eigene Rassengedanken nicht finden. Seine Wertung des französischen Evangeliums ist ein bedingungsloses Waffenstrecken vor demselben. Chamberlains Originalität, die zu Gunsten Gobineaus von dessen Biographen heftig bestritten wird, scheint mir um so unanfechtbarer zu sein, als der Engländer Rassen-Aufschwung, der Franzose aber Rassen-Niedergang predigt.

Nützlich ist die Zusammenstellung der Werke des Grafen. Ueberhaupt: bei allen Mängeln einer häufig kritiklosen Begeisterung, ein nützliches, gut geschriebenes Buch. Dr. A. Wirth.

Erwiderungen zur Frage: **Zuchtwahl und Monogamie.** Ludwig Wilser und Joseph von Neupauer sind in dankenswerter Weise meiner Aufforderung entgegengekommen, indem sie zu meinen im achten und neunten Heft dieser Zeitschrift vorerst nur skizzierten Reformgedanken Stellung nahmen.

Was ich Wilser gegenüber vor allem hervorzuheben habe, ist der Hinweis darauf, daß zwischen uns bei übereinstimmenden Zielen viel mehr ein Dissens der Fragestellung als ein Widerstreit der Meinungen obwaltet. Wilser fragt, was sich unter den gegebenen Verhältnissen für die Gesundung und Veredelung unserer Rasse tun läßt, — ich suche das Meinige zu einer Umwertung der sexualethischen Werte beizutragen, von der ich recht wohl einsehe, daß sie erst nach Generationen fruchtbar werden kann. Daß wir da zu verschiedenen Forderungen gelangen müssen, schien mir von Anfang an selbstverständlich. Und hierin — nicht etwa in einem Uebersehen oder Ignorieren — liegt der Grund, weshalb ich in meinem Aufsatze auf Wilsers „Zuchtwahl beim Menschen" als auf eine unter ganz anderen Auspizien eingeführte Arbeit keinen Bezug genommen habe. — Wenn aber unsere Ergebnisse auch total differieren, so widerstreiten sie sich doch in keiner Weise. Ich zum mindesten kann es von meinem Standpunkte aus nur gutheißen, wenn man auch unter den gegebenen Einschränkungen zu leisten sich bestrebt, was irgend möglich; — ich konstatiere nur mit Bedauern, daß dieses Mögliche so herzlich wenig ist — so wenig, daß es für das Ziel der Konservierung der Rasse kaum, für das Ziel der Hebung der Rasse aber schier gar nicht mehr ins Gewicht fällt. Und darum habe ich unter sämtlichen Behauptungen Wilsers eigentlich einer einzigen direkt zu widersprechen — der Behauptung nämlich, das Beispiel unserer germanischen Vorfahren zeige, daß die Monogamie (und Wilser versteht hierunter wohl die monogamische Dauerehe und nicht etwa die Westermarcksche Paarungsmonogamie, von der ich im vorigen Hefte dieser Zeitschrift ausführlich gesprochen habe) „einer gesunden Rassebildung durchaus förderlich sei". Die germanische Rasse hat sich doch nicht etwa in den 37 Generationen seit Karl dem Großen gebildet oder auch nur verbessert, sondern in den ungezählten Jahrhunderten, wenn nicht Jahrtausenden des kriegerischen Jäger- und Hirtenlebens, welche dem Eintritt unserer Vorfahren in die Geschichte vorangingen. Jäger- und Hirtenvölker aber sind immer und überall die ausgesprochenst polygam lebenden; und daß unsere Vorfahren hiervon keine Ausnahme machten, zeigen die Sitten, die sie auch unter der Herrschaft der monogamischen christlichen Moral bis tief ins Mittelalter bewahrt haben. Lebte ja doch noch der große Hort der Christenheit, der Sachsenbekehrer und erste römisch-deutsche Kaiser selbst, dem Dogma zum Trotz und seinen germanischen Naturtrieben zu Liebe, in ausgesprochener, vor dem ganzen Hofe zur Schau getragener Polygamie! — Also: — die kulturellen Leistungen der Monogamie in Ehren! Daß sie aber jemals einer Rassebildung sollte förderlich gewesen sein — einer Rassebildung, welche zugleich Verbesserung gewesen wäre: — — ich wüßte nicht wie und wo! — Im übrigen enthält Wilsers Entgegnung verschiedene Bedenken gegen meine Reformpläne, dankenswerte Anregungen, denen ich jedoch hier im beschränkten Raum nicht gerecht werden kann und auf die ich vielmehr in der beabsichtigten längeren Reihe von Abhandlungen eingehend zurückzukommen mir vorbehalte.

Neupauers Einwendungen gehen von der Behauptung aus, daß wegen der vielen Bastardierungen und daher möglichen Rückschläge einerseits, und wegen der Vielzahl der konstituierenden Bestandteile des Menschen andererseits, eine Züchtung höherwertigen Blutes bei unseren Kulturvölkern undurchführbar sei. Sein Raisonnement ist ein deduktives. Aus den angeführten Gründen schließt er, daß bei den Kulturvölkern die für die Züchtung nötige Abhängigkeit der Eigenschaften der Kinder von denen der Eltern nicht zutreffen könne. — Diesem Schlusse Neupauers gegenüber steht aber die empirische Tatsache, zu deren Bekräftigung wir nur mit offenen Augen in die Welt zu schauen brauchen, daß auch unter uns im allgemeinen, im großen Durchschnitt (auf den kommt es hier an), physisch oder psychisch gut veranlagte Eltern gute Kinder, schlecht veranlagte Eltern schlechte Kinder in die Welt setzen. — Die eine Wahrheit ist die gesamte Wissensgrundlage der Züchtungsmoral. Diese stützt sich also nicht, wie Neupauer annimmt, auf ungewisse und noch nicht genügend bestätigte Hypothesen der modernen Biologie und Anthropologie, sondern auf einen den Menschen schon seit Jahrtausenden bekannten Erfahrungssatz. Die

Rolle der modernen Biologie bestand nur darin, daß sie unsere moralische Aufmerksamkeit wieder auf diesen uralt bekannten, aber von der christlichen und Humanitätsmoral nicht mehr gewürdigten Satz hinlenkte. Diesen Erfahrungssatz und mit ihm die Züchtungsmoral gegen eine fehlerhafte Deduktion hingeben — das wäre ein schlimmer Tausch. — Der Fehler von Neupauers Deduktion steckt darin, daß er die Wahrscheinlichkeit von Rückschlägen in der Vererbung mit Ueberspringung der Eigenschaften der Eltern viel zu hoch anschlägt. Derlei kommt vor, aber nicht in der Häufigkeit, um den Schluß von der Qualität der psychophysischen Konstitution der Eltern auf die der Kinder für die überwiegende Mehrzahl der Fälle illusorisch zu machen. -- Das lehrt die direkte Empirie. — Wenn dann nach Darlegung dieser Argumente der Autor des sozialen Romanes „Oesterreich im Jahre 2000" meine Gedanken als Träume und Phantasiewucherungen qualifiziert, so grämt mich das weit minder, als es mich freut, daß er mir in meiner Zusammenstellung der kulturellen Vorteile der Monogamie keine Lücke nachweist. — Ist es wohl Art des Träumers und Phantasten, die Institutionen, welche er bekämpft, zunächst und ehe er sich an bestimmte Reformvorschläge heranwagt, erst einmal nach ihren Leistungen zu studieren und ihre Vorzüge gewissenhaft darzustellen, um sich und den Leser vor unheilvollem Uebersehen wichtiger Beziehungen zu bewahren? — Hat der Autor des sozialen Romanes „Oesterreich im Jahre 2000" sich vor Abfassung seines Werkes einer — mutatis mutandis — analogen Vorsicht wohl selber befleißigt? Professor Christian von Ehrenfels.

Zum Andenken Wilhelm Pfitzners †.

Am 1. Januar starb an einem Herzschlage Dr. Wilhelm Pfitzner, außerordentlicher Professor der Anatomie in Straßburg. Geboren am 22. August 1853 zu Oldenburg, machte er die übliche Gymnasial- und Universitätsbildung durch, beschäftigte sich anfangs vornehmlich mit mikroskopischen Arbeiten, ging dann aber zur Anatomie über, um schließlich in der Anthropologie ein überaus ergebnisreiches Arbeitsfeld zu finden.

Auf diesem Gebiete liegen auch seine hauptsächlichen wissenschaftlichen Verdienste. Für uns kommen besonders seine sozialanthropologischen Untersuchungen in Betracht, die in Schwalbes Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie veröffentlicht wurden. In der ersten dieser vier grundlegenden Arbeiten werden die einzelnen anthropologischen Charaktere (Körpergröße, Kopfform, Haar- und Augenfarbe u. s. w.) in den verschiedenen Lebensaltern untersucht und festgestellt, daß die Kopfform sich nicht ändert, daß dagegen die Haare noch bis zum 40. Jahre nachdunkeln. In der zweiten Studie (1901) werden Mann und Weib in ihren Proportionen verglichen und gezeigt, daß Männer und Weiber derselben Körpergröße auch gleiche Proportionen besitzen. Vom höchsten allgemeinen anthropologischen Interesse ist die dritte (1902) erschienene Arbeit: „Der Einfluß der sozialen Schichtung (und der Konfession) auf die anthropologischen Charaktere", in welcher es ihm gelang, Unterschiede in den anthropologischen Eigenschaften bei sozial verschiedenen Schichten der Bevölkerung nachzuweisen. Besonders interessant und von humorvoller Darstellung getragen ist sein auf die Hutnummern sich stützender Nachweis, daß die oberen sozialen Schichten einen absolut und relativ größeren Kopf besitzen als die unteren.

In einem Nachruf widmet sein Freund und Mitarbeiter G. Schwalbe dem Menschen Pfitzner herzliche Worte der Anerkennung und preist sein strenges Pflichtgefühl als eine seiner hervorragendsten Charaktereigenschaften: „Mit seltener Energie hat er trotz zunehmenden körperlichen Leidens sich seiner Lehrtätigkeit und seinen Berufspflichten gewidmet, hat sich über Schmerzen und Stimmungen hinweggesetzt, treu seinen Pflichten bis in den Tod."

Wie der verstorbene Anthropologe E. Mehnert, so brachte auch Pfitzner der Politisch-anthropologischen Revue großes Interesse entgegen, und es war rührend zu sehen, wie er sich selbst große Mühe gab, für die Verbreitung der Zeitschrift persönlich Propaganda zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 2. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Begründet von Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Die allgemeinen Gesetze der Vererbung.

Dr. F. Paul Hartel.

Die wichtigsten Ursachen der organischen Entwicklung sind Abänderung und Vererbung. Daher kommt es auch, daß die wissenschaftliche Arbeit und Diskussion unter den Vertretern der Entwicklungslehre sich vornehmlich mit diesen beiden Problemen beschäftigt und daß die Variations- und Vererbungstheorien im Vordergrund des biologischen Interesses stehen. Während es sich bei der ersteren hauptsächlich um die Ursachen und die Größe der Abänderungen handelt, ist die letztere von der Frage besonders in Anspruch genommen, ob es eine Vererbung erworbener Eigenschaften gibt oder nicht. Die Beantwortung dieser Frage ist aber von größter Wichtigkeit für die ganze organische Entwicklungslehre, denn nur solche Veränderungen und entsprechende Anpassungen vermögen in die Wandlung der Arten und Rassen ursächlich einzugreifen, welche auf die folgende Generation erblich übertragen werden und sich dadurch als eine neue Eigenschaft fixieren. Nur die erbliche Abänderung hat Bedeutung für die Entwicklung der Arten und Rassen.

Bekanntlich gibt es zahlreiche Theorien, welche den Prozeß der Vererbung ursächlich zu erklären suchen. Darwin, Spencer, Haeckel, De Vries u. s. w. haben sehr voneinander abweichende Hypothesen über den inneren Vorgang der Vererbung aufgestellt, was wohl darin seinen Grund hat, daß die Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten der Vererbung noch viel zu wenig exakt festgestellt sind, als daß man einwandfreie Theorien darauf begründen könnte. Einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt dagegen die von A. Weismann ausgebildete Vererbungstheorie, weil dieselbe sich auf eine anatomisch nachweisbare Ursache, auf die sogenannte Kontinuität der Keim- und Vererbungssubstanz stützt, welche die organische Brücke von einer zur anderen Generation bildet. Gerade Weismann hat immer nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die Tatsachen der Vererbung in umfangreicherem Maße und einwandfreier erforscht werden müssen, als es bisher der Fall war. Demgegenüber ist zu bemerken, daß nicht

nur die einfachen Tatsachen, sondern auch die verschiedenen Formen und Gesetzmäßigkeiten festgestellt werden müssen, in denen die Tatsachen der Vererbung auftreten. Nur dann läßt sich eine allseitig begründete Theorie der Vererbung aufstellen.

Die Vererbung ist die allgemeinste Eigenschaft der Organismen, und Darwin schrieb daher mit Recht in seinem Werk über die Entstehung der Arten, daß es vielleicht das Richtigste sei, „daß man jedweden Charakter als erblich und die Nichtvererbung als Anomalie betrachte". Es vererben sich die Eigenschaften der Gattung, der Art, der Familie und der Individuen. Z. B. vererbt der Mensch auf seine Nachkommen die Eigenschaften, die ihm als Wirbeltier, als Säugetier, als menschliches Gattungswesen, als Glied einer bestimmten Rasse und Familie zukommen. Wenn die Erblichkeit von familiären und individuellen Eigenschaften nicht so konstant ist, wie die der Gattung und Rasse, so hat dies darin seine Ursache, daß im Zeugungs- und Befruchtungsvorgang die Keime zweier verschiedener Familienstämme zusammen treffen und sich zum Teil aufheben können. Oder es können Ernährungsstörungen oder Vergiftungen des Keimes stattfinden, welche überkommene Eigenschaften abändern, oder sogar, wie bei den Mißbildungen und Atavismen, in dem neuen Wesen Eigenschaften der ältesten Vorfahren auftreten lassen.

Gemeinhin stellt man sich vor, daß die Vererbung ein organischer Vorgang wäre, der sich unmittelbar nur zwischen Eltern und Kindern abspiele. Dies führt irrtümlicherweise zu der Annahme, daß die Vererbung gar nicht die große Rolle spiele, die ihr von den Biologen zugeschrieben wird, namentlich wenn man beobachtet, daß die Kinder den Eltern und die Geschwister untereinander oft sehr wenig ähnlich sind. Der Vererbungsprozeß ist aber ein viel komplizierterer Vorgang; die Regeln, denen die Erblichkeit unterworfen ist, erstrecken sich nicht nur auf den direkten Zeugungszusammenhang von Eltern und Kindern, sondern auf einen größeren organischen Kreis: auf zahlreiche Generationen und außerdem auf die Seitenzweige der Familie. Die Vererbung ist ein generativer und familiärer Vorgang. Wenn man von diesem genealogischen Standpunkt aus die Erscheinungen der Vererbung studiert, Ursachen und Wirkungen oft in indirektem Zusammenhang auftreten sieht, dann erkennt man, daß die Vererbung ein ganz allgemeingültiger Vorgang ist, bei dem wohl Ausnahmen vorkommen, deren besondere Ursachen aber leicht zu erkennen sind.

Unter den Regeln, denen die Vererbungserscheinungen unterworfen sind, ist die kontinuierliche Vererbung die allgemeinste. Sie besteht darin, daß die Eigenschaften sich unverändert übertragen. Die Tierzüchter drücken diese Regel dahin aus, daß Gleiches ein Gleiches hervorbringe. Ein Fisch erzeugt einen Fisch, ein Vogel einen Vogel u. s. w. Aber auch bei den Zellen, den kleinsten organischen Gebilden, aus denen sich ein lebender Körper zusammensetzt, beobachtet man diese Erscheinung. Z. B. behalten die Zellen der Leber, des Gehirns, der Niere ihre erbliche Form von einer Generation zur anderen.

Die sprungweise oder latente Vererbung, wie Haeckel sie genannt hat, beobachtet man bei dem „Generationswechsel" vieler Tiere und Pflanzen, wobei erst in der dritten oder vierten Generation die

ursprüngliche Form wieder zur Erscheinung gelangt. Am verbreitetsten ist dieser Wechsel bei Medusen und Polypen.

Zu der sprungweisen Vererbung gehört auch die in menschlichen Familien oft beobachtete Tatsache, daß die Kinder nicht den Eltern, sondern den Großeltern oder einem Nebenverwandten ähnlich sind. Man kann diese Formen indirekte Vererbung nennen.

Darwin wies die stufenmäßige Entwicklung der Arten aus niederen Formen nach. F. Müller und Haeckel brachten dann diese Stammesentwicklung mit der Individualentwicklung in ursächlichen Zusammenhang, und letzterer formulierte bekanntlich sein „biogenetisches Grundgesetz" dahin, daß die Keimesgeschichte ein Auszug aus der Stammesgeschichte sei. Dieses Grundgesetz ist eigentlich ein Vererbungsgesetz, denn die Wiederholung der stammesgeschichtlichen Formen ist eine individuelle Entfaltung von Kräften, welche die Art in ihrer Entwicklung erworben und in ihren Keimzellen aufgespeichert hat. Man kann diese Regel das phylogenetische Vererbungsprinzip nennen.

Der Rückschlag oder Atavismus ist nichts als eine besondere Form der phylogenetischen Vererbung. Wenn z. B. beobachtet wird, daß beim Menschen mehr als zwei Milchdrüsenwarzen, Halsrippen, überzählige Schwanzwirbel und dergleichen auftreten, so ist das ein Erbteil aus früheren tierischen Zuständen, welche das Menschengeschlecht in unvordenklichen Zeiten einmal durchlebt hat.

Wenn die Keime verschiedener Individuen derselben Rasse oder zweier Individuen ungleicher Rassen zur Befruchtung zusammen gelangen, so tritt die merkwürdige Erscheinung auf, daß einzelne Eigenschaften regelmäßig besonders stark durchschlagen. Dies ist zuerst bei der Bastardierung von Pflanzen beobachtet worden, gilt aber auch für Tiere und den Menschen. Ein jeder hat schon beobachtet, daß bei der Paarung zweier verschiedener Hundevarietäten zwar oft Bastarde entstehen, oft aber auch der eine Teil der jungen Tiere nach der einen, der andere Teil nach der anderen Seite schlägt. Manchmal wird eine bestimmte Regel innegehalten, je nachdem das männliche oder weibliche Tier der einen oder der anderen Rasse angehört. Bei der Paarung von Pferd und Esel kommt z. B. regelmäßig dieselbe organische Mischform, Maultier oder Maulesel zustande, je nachdem das Vater- oder Muttertier der einen oder anderen Rasse angehört.

Dasselbe beobachtet man auch in menschlichen Familien, die dem Namen nach nur nach der männlichen Linie bezeichnet zu werden pflegen. Oft erhält sich hier der Typus, oft aber ändert er sich mit jeder neuen Frau, die aus einem anderen Familienstamm hineinheiratet. Bei den Habsburgern z. B. ist der Typus ziemlich konstant, bei den Hohenzollern dagegen ändert er sich fortwährend von einer Generation zur anderen. Um ein anderes Beispiel zu erwähnen, das ich zu studieren Gelegenheit hatte, so haben die letzten vier italienischen Könige aus dem Hause Savoyen, Karl Albert, Vittorio Emanuele, Umberto und der regierende König keine oder nur geringe Aehnlichkeit miteinander, obgleich hier, familienrechtlich betrachtet, eine direkte Generationsfolge stattgefunden hat. Das mütterliche Blut ist in diesen Fällen immer stärker gewesen als das väterliche.

Sehr wichtig ist diese Durchschlagskraft bestimmter Eigenschaften für die fortschreitende Entwicklung der Rassen. Denn es genügt

nicht, daß eine vollkommenere Organisation in einem Keime auftrete, sondern sie muß auch bei der Vermischung mit einem anderen Keime das Uebergewicht erhalten, um erblich werden zu können. Besonders günstig ist die Amphimixis oder Mischung der Keime, wenn der andere Teil dieselbe vollkommenere Abänderung besitzt, so daß große Wahrscheinlichkeit besteht, daß die vollkommeneren Eigenschaften sich anhäufen. Diese sogenannte „accumulative" Vererbung bedingt die Steigerung der Eigenschaften, weshalb man sie auch „progressive" Vererbung genannt hat.

Bei der Beobachtung und Beurteilung der Vererbungserscheinungen beim Menschen müssen alle diese Regeln genau beachtet werden, um sich von der tatsächlichen „Allmacht der Vererbung" zu überzeugen. Insonderheit ist zu beachten, daß der ursprünglich juristisch verstandene Vererbungsbegriff nicht die Tatsachen der organischen Vererbung verschleiere und entstelle. Die „Familie" im naturwissenschaftlich-physiologischen Sinne ist etwas ganz anderes als die rechtliche Verwandtschaftseinheit. Jene ist eine organische Keimgemeinschaft, die sich in der Uebereinstimmung des psychophysischen Typus ausdrückt. Es braucht z. B. ein Sohn seinem Vater gar nicht zu gleichen, kann aber bis zum Verwechseln seinem Onkel oder seinem Vetter ähnlich sein. Man muß bedenken, daß in jedem Befruchtungsakt zum mindesten zwei physiologische Keimstämme mit abweichenden „Ahnenplasmen" zusammentreffen, wenn es auch übertrieben ist, wenn Lorenz schreibt, daß jedes geschlechtlich entstandene Individualleben das Produkt einer unbekannten und „unmeßbaren" Zahl von Familienzusammenhängen sei.

Endlich ist besonders darauf hinzuweisen, daß die Beurteilung dessen, was ein Mensch von seinen Vorfahren ererbt hat, sich auf den ganzen Lebenslauf erstrecken muß. Mit der Geburt ist der Mensch noch nicht „fertig"; was er ererbt hat, zeigt sich erst in der Summe der körperlichen und geistigen Eigenschaften, die von der Befruchtung bis zum natürlichen Alterstod aufgetreten sind. Daher kommt es z. B., daß ein Mensch in der Kindheit mehr dem einen, im Alter mehr dem anderen Elternteil gleichen kann. Darauf mögen jene merkwürdigen Umwandlungen im Charakter beruhen, die oft — langsam oder schnell — auf Grund ererbter Energien sich durchsetzen und — den Moralphilosophen so viele Schwierigkeiten bereiten. Der Charakter ist zwar „angeboren", aber das bedeutet nicht, daß er immer und in jeder Hinsicht unabänderlich bleibt.

Die biologischen Wurzeln der menschlichen Gemeinschaft.

Dr. P. Beck.

Seit den Zeiten der englischen Moralphilosophen ist es üblich, das sittliche Leben aus dem Gegenspiele zweier Kräfte im Menschen abzuleiten, der Selbstsucht und der Sympathie, oder dem Egoismus

und dem Altruismus. Dieser Gegensatz wurde entweder mit dem religiösen Gegensatz irdisch und himmlisch oder dem metaphysischen Materie und Geist identifiziert und dadurch begründet, oder der Altruismus wurde als eine Aeußerung des mit Vernunft gepaarten Egoismus verstanden, oder endlich beide galten als selbständige, in der menschlichen Natur liegende und nicht weiter ableitbare Wurzeln allen menschlichen Handelns.

Seitdem für die Wissenschaft die absolute Schranke zwischen Mensch und Tier gefallen ist, ist vielfach eine neue Methode benutzt worden, den genannten Gegensatz, wenn auch nicht aufzulösen, so doch auf einen anderen zurückzuführen. Wie die Moralphilosophie alle menschlichen Handlungen in das Schema Egoismus-Altruismus preßt, so lassen sich alle tierischen Handlungen den Begriffen Selbsterhaltungstrieb und Fortpflanzungstrieb unterordnen. Der Egoismus ist nun nach dieser Theorie nichts anderes als der von dem Bewußtsein begleitete Selbsterhaltungstrieb, und die Konstruktion ist in befriedigender Weise ausgeführt, wenn es gelingt, die sozialen Instinkte des Menschen auf den Geschlechtstrieb zurückzuführen. Wie die Erfahrung lehrt, ist das für den Theoretiker eine Kleinigkeit. Der Geschlechtstrieb ist schon an und für sich die Zuneigung zu einem anderen Wesen. Außerdem ist mit ihm schon bei den Tieren der Brutinstinkt verbunden, die selbstlose Fürsorge für die Nachkommen. Nun beruht die Familie auf dem Geschlechtstrieb und da — so wird weiter konstruiert — aus der Familie die Sippe, aus Sippen der Stamm, aus Stämmen das Volk hervorgegangen ist, so ist der verlangte Nachweis geführt.

Leider entspricht der Einfachheit dieser Theorie nicht die sachliche Begründung. Je weiter die Formen der menschlichen Gemeinschaft zurückverfolgt werden, um so weniger passen die Resultate in das Schema hinein. Ist das heute bekannte Material auch noch nicht ausreichend, um eine Theorie der Entstehung der menschlichen Gemeinschaft sicher begründen zu können, so genügt es doch, um die Unhaltbarkeit der erwähnten Theorie zu zeigen. Daß dieselbe trotzdem in populären und wissenschaftlichen Büchern immer wieder auftaucht, verdankt sie einmal ihrer bestechenden Einfachheit und dann der geringen Verbreitung ethnographischer Kenntnisse.

Zunächst widerspricht die Theorie einer Reihe wohlbekannter biologischer Tatsachen. Im allgemeinen kann den Tieren weder eine Tendenz zur Geselligkeit noch eine Tendenz zur Vereinzelung zugeschrieben werden. Von den niedersten bis zu den höchsten Arten treffen wir Tiere an, die immer vereinzelt, oder immer gesellig, oder zeitweise vereinzelt, zeitweise gesellig leben. Veranlassung und Zweck der Geselligkeit ist ausschließlich die Ernährung. Pflanzenfresser versammeln sich an den Orten, wo die ihnen zusagenden Pflanzen zu finden sind, gewöhnen sich an das Zusammensein und erwerben Herdeninstinkte. Das gemeinsame Grasen der Wiederkäuer gehört hierher, die Vogelschwärme auf Feldern und Kirschbäumen und auch der gemeinsame Flug der Zugvögel, die zusammen die Länder aufsuchen, die ihnen auch im nordischen Winter Nahrung bieten. Die Fleischfresser jagen meistens vereinzelt; sobald aber eine gemeinsame Jagd zweckmäßig ist, schließen auch sie sich zu Rudeln zusammen wie die Wölfe.

Der Ausdruck „Kampf ums Dasein“ hat vielfach ganz verkehrte Anschauungen über die Lebensweise der Tiere in den Köpfen der Laien erzeugt. Wie die Kaufleute einer Stadt sich den Verdienst abzujagen und sich gegenseitig tot zu machen versuchen, so sollen auch die Tiere einer Art um die Beute streiten. Ein solcher Kampf findet aber unter den Tieren nur in seltenen Fällen statt und ist dann durch besondere Umstände bedingt. Eine regelmäßige Erscheinung ist der Kampf um die Beute bei keiner Tierart. Der Kampf ums Dasein ist in erster Linie ein Kampf mit den gesamten Lebensverhältnissen. Wenn der Biologe sagt, die Säugetiere hätten die Reptile der Juraperiode verdrängt, so denkt er nicht an einen physischen Kampf, in dem die Säugetiere Sieger blieben, sondern an ihre höhere Anpassung an die Verhältnisse. Zu diesen Lebensverhältnissen gehört außer dem Klima und dergleichen für viele Tiere auch die traurige Tatsache, daß sie anderen Tierarten zur Nahrung dienen. Aber auch in solchen Fällen wird der Kampf ums Dasein nicht als Kampf in der Grundbedeutung des Wortes geführt, sondern durch Ausbildung von Schutzvorrichtungen, durch Gewandtheit und Schnelligkeit. Der Vogel kämpft nicht mit der Mücke und der Löwe nicht mit dem Schaf. Es ist natürlich möglich, daß vereinzelt solche Kämpfe vorkommen, wie etwa zwischen dem Hirsch und den Wölfen. Aber auch da ist das Normale, daß der Hirsch sich durch die Flucht rettet und nur im Notfalle wird er kämpfen. Mag aber auch das Verhältnis von Beute und Raubtier als Kampf bezeichnet werden, so ist es ein Kampf zwischen verschiedenen Tierarten und würde dem Kampf zwischen dem Menschen und dem Höhlenbären vergleichbar sein. Daß der Mensch die Tendenz, seinesgleichen der Nahrung wegen zu bekämpfen, von seinen tierischen Vorfahren ererbt habe oder daß er im Anfang seines Auftretens mit dem aus dem Selbsterhaltungstrieb entstandenen Gefühl des Hasses und der Feindschaft gegen seine Mitmenschen belastet war, ist eine ganz unbegründete Annahme. Die Betrachtung des Tierreiches kann uns nur veranlassen, dem Urmenschen weder einen ausgeprägten Hang zur Geselligkeit noch zur Einsamkeit zuzuschreiben. In welcher Richtung die Entwicklung sich vollzog, war von äußeren Umständen, nämlich den Bedingungen des Nahrungserwerbes, abhängig, nicht aber von irgend welchen ererbten Gefühlen und Trieben.

Tiere derselben Art bekämpfen sich nicht der Nahrung wegen. Trotzdem kämpfen sie aber. Alle diese Kämpfe hängen aber nicht mit der Selbsterhaltung, sondern mit dem Geschlechtstrieb zusammen und finden nur in der Brunstzeit statt. Alle Tiere, soweit überhaupt Einzelbegattung stattfindet, kämpfen miteinander um das Weibchen, Insekten, Fische, Amphibien, Reptile, Vögel und Säugetiere. Das gilt nicht nur von den Männchen der Krokodile, Hirsche, Adler, den Stieren und anderen nach unserer Anschauung durch ihre natürliche Beschaffenheit zum Kampf geeigneten Tieren, sondern auch vom Lachs, den Fröschen, Schildkröten und Hasen. Man kann diese Kämpfe subjektiv oder objektiv begründen. Im ersten Falle schreibt man den Tieren den Wunsch zu, den Gegenstand ihrer Liebe allein zu besitzen. Die Eifersucht wäre dann ein nicht weiter aufzuklärender Grundtrieb der tierischen Natur. Wie man in alter Zeit in der Physik sich begnügte, alles Geschehen auf entsprechende Kräfte zurückzuführen, die Wärme

der Sonne auf eine Wärmekraft und das Fallen der Steine auf eine Fallkraft, so zeigt sich dieselbe Anspruchslosigkeit im wissenschaftlichen Denken in der Biologie und Psychologie, wenn man zu jedem organischen Geschehen einen Trieb oder Instinkt als gegeben annimmt, dessen Eigentümlichkeit eben darin besteht, gerade diese Handlungen hervorzubringen. Aber wer in unserem Falle auch kein Bedenken haben sollte, die psychischen Zustände des Menschen auf die höheren Säugetiere zu übertragen, wird doch kaum dem Geist der Insekten und Fische soviel zutrauen, zumal oft z. B. beim Lachs der Kampfpreis gar nicht der Besitz des Weibchens ist, sondern nur die Berechtigung, den Samen auf die vom Weibchen bereits gelegten Eier fallen zu lassen. Zweitens kann der Kampf der Männchen durch den objektiven Zweck der Vervollkommnung der Art begründet werden, indem nur die starken und kräftigen Männchen das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Ohne hierauf näher einzugehen, glaube ich nicht, daß diese Ableitung dem Tatsachenmaterial gerecht wird, sondern bin der Meinung, daß der Kampfinstinkt mit dem Uebergang der Kollektivbegattung zur Individualbegattung zusammenhängt. Erst wenn die Zweckmäßigkeit dieses Ueberganges, die wohl nicht nur darin besteht, daß die Samenzelle ganz sicher die Eizelle trifft, aufgeklärt sein wird, wird der Kampfinstinkt eine Erklärung finden. Worin die letzte Ursache aber auch bestehen mag, so steht die Tatsache fest, daß der Kampfinstinkt bei allen Tieren zur Brunstzeit vorhanden ist.

Während also der Nahrungserwerb, die Hauptbetätigung des sogenannten Selbsterhaltungstriebes, bei den Tieren häufig die Tendenz hat, die Organismen zu gemeinsamer Tätigkeit zu erziehen und gesellige Tugenden zu züchten, sind mit dem Geschlechtstrieb Kampfinstinkte verbunden, die natürlich eine die Gemeinschaft gefährdende Tendenz haben. Der so entstehende Konflikt ist bei den Tieren in sehr verschiedener Weise gelöst worden. Die Vögel z. B. und gemeinsam jagende Raubtiere schließen sich beim Nahrungserwerb zusammen und trennen sich in der Brunstzeit, andere Gattungen haben die Lösung darin gefunden, daß die Erwerbsgenossenschaft nur aus Weibchen und einem Männchen besteht, bei anderen endlich konnte der Zusammenschluß im wirtschaftlichen Interesse nur dadurch erreicht werden, daß der Geschlechtstrieb völlig umgeändert wurde und bei einer großen Zahl von Individuen verkümmerte, z. B. den Bienen.

Die Uebertragung der Verhältnisse der Tierwelt auf den Menschen darf nur mit großer Vorsicht ausgeführt werden. Im allgemeinen werden dieselben beim Menschen zwar nie ganz fehlen, es kommen aber bei der menschlichen Kulturentwicklung neue Faktoren hinzu, deren Bedeutung so überwiegend ist, daß dagegen die treibenden Momente der tierischen Entwicklung höchstens als rudimentäre Reste ein kümmerliches Dasein fristen. Trotzdem kann es nützlich sein, unter absichtlicher Abstraktion von einigen vielleicht wesentlichen Tatsachen die Untersuchung auf die Wirkung einiger weniger besonders einfacher Kräfte zu beschränken und zu bestimmen, welche Ergebnisse entstehen würden, wenn diese Kräfte allein wirkten. So abstrahiert der Physiker bei der Untersuchung der Bewegungen der Körper bald von der Reibung, bald von der Elastizität, oder sogar von der Raumerfüllung der Körper. Das Verfahren ist gestattet, wenn der Forscher seine

Resultate nicht mit dem wirklichen Geschehen verwechselt, sondern sie nur als Annäherungen daran betrachtet, die um so größer sein werden, je geringer die Zahl der vernachlässigten Kräfte war; und nicht nur gestattet, sondern notwendig ist die Methode, wenn die vorliegenden Tatsachen, wie z. B. die Bewegungen der Körper, so mannigfaltig sind, daß die Berücksichtigung aller Teile des Geschehens nur auf Kosten der Klarheit und Verständlichkeit möglich wäre.

Nach der wertvollen Arbeit von H. Schurtz „Altersklassen und Männerbünde" betrachte ich es als erwiesen, daß als die älteste Form der menschlichen Gesellschaft der Zusammenschluß der Männer anzusehen ist und daß der Geschlechtsverkehr in Form der Familie nicht der Ausgangspunkt der Entwicklung ist, sondern eher die Tendenz hat, die als Männerbund auftretende Gemeinschaft zu zerstören oder doch zu modifizieren. Dagegen kann ich mich nicht mit der Ableitung des Männerbundes aus der Sympathie der Gleichalterigen befreunden. Wer in dem heutigen Leben eine gesicherte Stellung einnimmt als Besitzer eines größeren Vermögens oder als festangestellter Beamter mit Pensionsberechtigung, kann sich den Luxus gestatten, in seinem Privatleben persönlichen Sympathien und Antipathien einen größeren Spielraum zu lassen. Die Klugheit und die Lebenserfahrung gebieten aber selbst in diesem günstigen Falle weitgehende Zurückhaltung. Bei der Einladung zu einer Abendgesellschaft oder bei der Begründung eines Stammtisches mag man persönlichen Neigungen mit Vorsicht folgen, bei allen Unternehmungen aber, die praktischen Wert besitzen, die materielle Folgen haben, etwa einer gemeinsamen Handelsunternehmung, kümmert man sich wenig darum. Ebensowenig kümmert sich ein Mann, der jeden Tag durch harte Arbeit sich das Recht zum Dasein erst erkämpfen muß, um Neigung oder Abneigung, er fragt nur nach dem Nutzen. Menschliche Gemeinschaften, die wirklich kulturelle Bedeutung haben und nicht nur dem Spiel und der Unterhaltung dienen, und dabei auf persönlichen Neigungen beruhen, kenne ich weder in der Gegenwart noch Vergangenheit. Wenn Schurtz in der Polemik gegen Grosse (Seite 68) sagt, daß die Bedingungen des Wirtschaftslebens im Verhältnis zum Geselligkeitstrieb nur oberflächlichen Einfluß haben, so bin ich durch meine Lebenserfahrung und geschichtlichen Studien genau zu dem entgegengesetzten Urteil gelangt. Bedenklich ist bei der Methode von Schurtz auch die Unsicherheit ihrer Anwendung. Die Sympathie von Mann und Weib ist nach ihm die Grundlage der Familie, die im Kulturleben bei intellektuell hochstehenden Männern zuweilen stark hervortretende Abneigung gegen das Weib (Euripides, Schopenhauer[1]) soll zur Absonderung der Männer in eine gesonderte Gemeinschaft beigetragen haben. Die Abneigung des gesunden Menschen gegen den kindisch gewordenen Greis oder den Krüppel führte bei Naturvölkern zur Beseitigung der Schwachen und Alten, andererseits zeitigte die im Kulturleben ebenfalls zu beobachtende Ehrfurcht vor dem Alter bei anderen Völkern die Hochschätzung der Greise. Die Sympathie der Gleichalterigen soll zum Männerbund geführt haben. Daß aber die stärksten Antipathien, die im Leben vorkommen, und die noch heute zu Kampf und Mord führen,

[1]) Schopenhauer war nur in der Theorie ein Weiberfeind.

gerade zwischen gleichalterigen Männern vorkommen, übergeht Schurtz. Gewiß haben gleichalterige Männer, die in denselben Verhältnissen aufgewachsen sind, im allgemeinen dieselben Wünsche und Meinungen und Cicero sagt: Idem velle atque idem nolle, ea demum vera amicitia est. Dagegen erinnere ich an die Bemerkung des Königs Franz, als er mit Karl V. Krieg führte: Mein Bruder Karl und ich wollen dasselbe, nämlich Mailand. Es ist mir fraglich, ob unter den Menschen der Gegenwart die Summe der Sympathien oder Antipathien größer ist und ob die menschliche Gesellschaft Bestand haben würde, wenn alle praktischen Interessen wegfielen, die immer wieder den Menschen zum Menschen gesellen, und ihn zwingen, etwa vorhandene Abneigungen zu unterdrücken. Wenn das vom Kulturmenschen gilt, der von Kindheit an an das Zusammensein mit anderen gewöhnt ist, so erhebt sich die Frage: wie soll der hypothetisch angenommene Urmensch zum Geselligkeitstrieb kommen? Derselbe ist doch nicht wie der Geschlechtstrieb physiologisch bedingt und kann nur als die Gewöhnung an die Gegenwart von Wesen derselben Art definiert werden. Diese Gewöhnung kann das Resultat der Entwicklung sein; sie an den Anfang setzen heißt, sich im Kreis bewegen. Es scheint mir nun ganz unnötig, zur Erklärung der Entwicklung einen derartigen Trieb anzunehmen. Die Zweckmäßigkeit für die Erhaltung der Art genügt dem Biologen, um bei einer Tierart das Entstehen eines neuen Organes oder Instinktes verständlich zu finden, die Zweckmäßigkeit schließt noch heute die Menschen mit oder gegen ihre Neigung zu mannigfaltigen Gemeinschaften zusammen, und es ist daher das Nächstliegende, dasselbe Prinzip auch auf die Entstehung der menschlichen Gemeinschaft anzuwenden. Freilich darf man diesen Zweck nicht als Zweckvorstellung in den handelnden Individuen suchen. Die Frage, wie der Zweck sich verwirklicht, lassen wir ganz auf sich beruhen. Wir können ihn uns mit Darwin als äußere Macht, die nur durch die natürliche Auslese wirkt, denken oder als ein neues, unbewußtes psychisches Prinzip, wie Neuere wollen. Ohne diese Probleme auch nur zu streifen, begnügen wir uns im folgenden mit der unbestreitbaren Tatsache, daß das Zweckvolle sich in der Entwicklung der Organismen realisiert.

Das äußere Merkmal des Männerbundes ist das Männerhaus, dessen Vorhandensein in allen Erdteilen nachgewiesen ist. Es steht, wo es seine ursprüngliche Bedeutung bewahrt hat, im Mittelpunkt des Lebens der Gemeinschaft. Es dient den Männern als Schlafraum und Speisehaus, die gemeinsamen Jagd- und Kriegszüge werden hier beraten, hier werden die Feste gefeiert und die Ahnen verehrt. Die Weiber und Kinder leben in unscheinbaren Hütten und erscheinen nur als Anhang der ihrem Wesen nach aus Männern bestehenden Gemeinschaft. In typischer Form hat sich das Männerhaus nur da erhalten, wo Jagd, Raub und Krieg die Hauptbeschäftigung ist. Die männlichen Glieder der Horde zerfallen dann in die Kinder und die waffenfähigen Männer. Die auf der ganzen Erde nachgewiesene Sitte der Knabenweihe trennt die beiden Perioden. Wo die Tätigkeit der Männer sich differenzierte, teilt sich der Männerbund zuweilen in weitere Altersklassen. So scheint bei den Indianern die Jagd auf die verschiedenen Tiere und die Trennung in Jäger und Krieger die Veranlassung zur

weiteren Teilung in Altersklassen gewesen zu sein. Bei einigen Völkern hat sich die Klasse der nicht mehr waffenfähigen Greise als Rat der Alten noch bis in späte Kulturperioden erhalten. Rein ist das System des Männerbundes und der Altersklassen freilich bei keinem Volke erhalten. Es wurde beeinträchtigt durch den Begriff des Privatbesitzes, des individuellen Verfügungsrechtes über Weiber, Vieh und Aecker. Der Männerbund erscheint dann als Verband der Junggesellen, die wie bei den Massai in eigenen Lagern leben, sich von Raub und Krieg nähren, während die älteren Männer ein friedliches Leben führen auf Grund ihres Privatbesitzes von Weibern und Vieh. Tritt bei weiterer Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse die Bedeutung des Männerbundes noch mehr zurück, dann verwandelt sich der Bund in religiöse Geheimbünde, das Männerhaus wird der Tempel oder die Halle des Häuptlings. Nur bei der zeitweisen Wiederkehr des alten kriegerischen Zustandes greift das Volk auf die alte Form des Männerbundes zurück, wie in der Gefolgschaft des germanischen Herzogs. Offenbar ist diese Form der Gesellschaft dem Schutzbedürfnis und dem gewaltsamen Nahrungserwerb durch Jagd und Raub am besten angepaßt.

Die genannten Zwecke und die durch dieselben erfolgte Begründung des geselligen Lebens liegen noch völlig innerhalb der Grenzen des Tierischen. Diese werden überschritten durch die Mittel, durch die die menschliche Gesellschaft in ihrem Bestand gesichert und aufrecht erhalten wird. Die Entwicklung der Tierarten beruht auf Vererbung. Indem die von den Vorfahren erworbenen Instinkte und Organe auf die Nachkommen übertragen werden, sind diese im Besitz der Errungenschaften der Vorzeit. Beim Menschen wird die Sprache, der Gebrauch des Werkzeuges, die Verwendung des Feuers u. s. w. nicht erblich übertragen. Bei ihm wird das einmal Erworbene durch Nachahmung festgehalten. Die Bebauung des Ackers, die Jagd, der Häuserbau, die Schutzmaßregeln gegen das Klima, gegen Tiere und Menschen müssen erlernt werden, und dies Lernen kann in alter Zeit nur darin bestanden haben, daß die jüngeren Glieder der Gemeinschaft das Tun der älteren sahen und nachahmten. Wie die Biologie unter Vererbung nur die Tatsache versteht, daß das Tier im wesentlichen eine Wiederholung des elterlichen Organismus ist, ohne damit irgend etwas darüber auszusagen, wie diese Tatsache zustande kommt, so verstehe ich im folgenden unter Nachahmungs- oder Suggestionshandlungen auch nur die Tatsache, daß in einer abgeschlossenen menschlichen Gemeinschaft die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten im Krieg und Frieden vom Vater auf den Sohn übergehen und Variationen kaum in größerem Maßstabe vorkommen, als bei dem ererbten Körperbau der Tiere. Diese Fähigkeit der Nachahmung geschehener Handlungen und gehörter Laute, die bei den Tieren, namentlich den Affen, bereits vorhanden ist, ist die notwendige Voraussetzung der menschlichen Kulturentwicklung.

Häufig wird die Vernunft als Grundlage der menschlichen Kultur bezeichnet. Es mag sein, daß bei der Neuerwerbung von Instinkten und der Abänderung vorhandener bei den Tieren und bei der Neuerwerbung von Nachahmungshandlungen bei den Menschen etwas Derartiges vorhanden ist. Das Problem ist deshalb so schwer zu lösen,

weil das Wort Vernunft einen sehr unbestimmten Inhalt und Umfang hat. Wie so oft ist die Klarheit des Begriffes umgekehrt proportioniert der Häufigkeit seiner Verwendung. Das, was die meisten Menschen ihre Vernunft nennen, erweist sich bei näherer Untersuchung als die Nachahmung gelesener und gehörter Gedankengänge. Beobachten wir einen Normalmenschen in seinem Tun und Reden, und ziehen alles ab, was auf Nachahmung und Suggestion beruht, so wird selten ein der Beobachtung zugänglicher Rest bleiben. Wenn also auch dem Wort Vernunft etwas Reelles entspricht, so scheint es mir doch sicher, daß auch der civilisierte Mensch mit einem Minimum dieses Stoffes den vorhandenen Bedarf bestreiten kann. Die Selbsterhaltung des Menschen ist auch heute dann am besten gesichert, wenn man jederzeit das tut, was andere in derselben Lebenslage getan haben. Es ist ja klar, daß, wenn nur die starren Prinzipien der Vererbung und Nachahmung Gültigkeit hätten, eine Veränderung und Entwicklung der Lebewesen unmöglich wäre. Jene Begriffe sind aber wie alle wissenschaftlichen Begriffe nur Annäherung an die Wirklichkeit und durch Abstraktion entstanden. Das, wovon wir hier abstrahieren, ist eben jene unbekannte Größe, die Abänderungen des Vorhandenen bewirkt, man mag diese Größe nun Vernunft oder Beseelung oder Zwecke ersetzenden Willen oder zufällige Variationen, verbunden mit Auslese des Dauerhaften, nennen. Für den Zweck der vorliegenden Arbeit kommt es nicht darauf an, wie man sich zu diesem Problem stellt. Hier kommt es nur darauf an, daß das einmal Erworbene festgehalten wird, und zwar rein mechanisch durch Vererbung und Nachahmung, ohne daß das einzelne Individuum, das eine Instinkt- oder Suggestionshandlung ausführt, sich über den Zweck oder die Zwecklosigkeit derselben klar zu sein braucht.

Die Hauptvorzüge des Menschen vor dem Tier, Sprache und Werkzeug, beruhen auf Nachahmung. Der Träger derselben ist aber nicht das Individuum, sondern die Gemeinschaft. Für den Menschen sind daher nicht nur die Handlungen zweckmäßig, die direkt der Erhaltung des Individuums dienen, etwa eine bestimmte Jagdmethode, sondern auch die Gewohnheiten, die der Gemeinschaft dienen. Es ist unmöglich, die alten Kulturen zu begreifen, wenn nur das als zweckmäßig gilt, was der Erhaltung des Individuums dient. Wie bei den Tieren die Erhaltung der Art höher steht als die Erhaltung des Individuums und die Fortpflanzung oft auf Kosten des Lebens des Erzeugers erfolgt, so findet sich beim Menschen dasselbe Gesetz darin bestätigt, daß viele Handlungen als fest suggerierte Volkssitten erworben werden, die das Wohlergehen und Leben des handelnden Individuums gefährden oder vernichten, indem die Individuen den Zwecken der Gemeinschaft geopfert werden. Der letzte Zweck bei Mensch und Tier ist immer die Erhaltung der Art. Derselbe fällt häufig mit dem Zwecke der Erhaltung des Individuums zusammen, aber durchaus nicht immer. So ist z. B. die bei allen Wilden vorhandene Gewohnheit der gegenseitigen Hülfsleistung bei Gefahren durchaus unzweckmäßig für das handelnde Individuum, aber zweckmäßig für Erhaltung der Horde. Welcher Bewußtseinsinhalt die Handlung begleitet und ob ein solcher überhaupt vorhanden ist, abgesehen von den auf die Handlung selbst bezüglichen Vorstellungen, ist dabei für uns ganz gleichgültig. Von

Wichtigkeit ist nur, daß die Handlung, die in diesem Fall bei dem betreffenden Stamme üblich ist, erfolgt.

Die in einer menschlichen Gemeinschaft durch Suggestion überlieferten Handlungen lassen sich in zwei Gruppen teilen. Die einen sind an sich zweckmäßig, indem sie den Erwerb und die Zubereitung der Nahrung bestimmen, zum Schutze des Menschen gegen Menschen, Tiere, die Witterung dienen oder sonst auf irgend eine Weise die Erhaltung des Individuums befördern. Hierher rechne ich auch die Sitten, die früher einmal zweckmäßig waren, bei veränderter Lebenslage aber zwecklos oder gar zweckwidrig geworden sind, die aber, und zwar nicht nur von den sogenannten Wilden, ebenso nachgeahmt werden, wie die zweckvollen. Der Zweck der Handlung, wenn ein solcher vorhanden ist, ist fast nie im Bewußtsein des Handelnden als Zweckvorstellung vorhanden. Man kann ebensogut eine Pflanze fragen, warum ihre Blüte so grell gefärbt ist, oder einen Vogel, warum seine Knochen hohl sind, wie einen Wilden, warum er sich einen Pflock in die Lippen steckt oder einen Europäer, warum er dem Bekannten zum Gruß die Hände schüttelt. Wenn der Europäer gebildet ist, beweist er vielleicht mit vielen schönen Worten, daß jene Handlung der adäquate Ausdruck seiner Gefühle ist, der Wilde soll sich wenigstens nach der Angabe von Reisenden auf sein Schönheitsgefühl berufen, und nur Tier und Pflanze ist durch den Mangel an Sprachwerkzeugen vor ähnlichen Torheiten geschützt. Der auf höherer Kulturstufe stehende Mensch liebt es, alle seine Handlungen nachträglich zu begründen. Die gewöhnliche Lebenserfahrung lehrt, wie schlecht der beraten ist, der die von dem Handelnden im guten Glauben angegebenen Gründe seiner Handlung für die treibenden psychischen Motive hält, und für ältere Zeit hat Robertson Smith in einer meisterhaften Monographie (Religion der Semiten, übersetzt von Stübe) für eine bestimmte Art überlieferter Handlungen, die Kultusgebräuche, nachgewiesen, daß überall, wo sich die Entwicklung genügend weit zurückverfolgen läßt, die Handlung älter ist als der Mythus, der nachträglich zur Begründung der Handlung erfunden wurde. Zu der zweiten Gruppe der Suggestionshandlungen gehören alle die, die den Bestand der Gemeinschaft sichern. Geht der Zusammenhalt derselben verloren, so verlieren die Menschen damit alle Errungenschaften der Vorzeit, sie stehen wieder auf dem Standpunkt der Tiere, da sie im Kampf ums Dasein nur auf ihre vererbten Instinkte angewiesen sind, oder vielmehr, sie stehen unter dem Tiere, da die Instinkte ihre Sicherheit immer mehr verlieren, je mehr die Mittel für den Kampf ums Dasein dem Menschen durch die Erziehung, d. h. durch die Nachahmung des Tuns der Vorfahren, überliefert werden.

Alle Reisenden stimmen darin überein, daß die Vorstellung von der Freiheit und Ungebundenheit des Wilden eine Fabel ist. Junod sagt von den Baronga: „Ihr politisches, gesellschaftliches und religiöses System ist eine der Hauptursachen ihres Stillstandes. Was die Verstorbenen getan haben, muß auch fernerhin getan werden. Die Art, in der sie gelebt haben, ist die unumstößliche Regel. Die Ueberlieferungen, die von den Vorfahren ihren Nachkommen hinterlassen worden sind, bilden den klarsten Teil der Religion und Moral des Volkes. Die Sitte, die aus vorgeschichtlichen Zeiten stammt, ist das Gesetz. Niemand denkt auch nur daran, von ihr abzuweichen.“ Lang

berichtet von den Australiern: „Anstatt, wie man anfangs glauben sollte, eine vollkommene persönliche Freiheit zu genießen, werden sie von einer Anzahl Regeln und einer Reihe von Gebräuchen beherrscht, welche wohl die grausamste Tyrannei bilden, die jemals auf unserem Erdboden bestand." Schweinfurth sagt: „Die Sitte quält und peinigt das arme Menschengeschlecht in den fernen Wildnissen von Afrika ebenso sehr, wie in den großen Gefängnissen der Civilisation."

Zu den uralten Sitten, die den Bestand der Horde sichern sollen, gehört der Brauch, alle Glieder, die die Beweglichkeit und Stärke derselben hindern, zu beseitigen. Schurtz vergleicht den Vorgang mit dem Ausscheiden eines Fremdkörpers aus dem tierischen Organismus. (Urgeschichte der Kultur. Seite 609.) „Das tritt namentlich in dem Verhalten gegen Greise, kranke und überzählige Kinder hervor, gegen Personen also, die der Gesellschaft durch ihr bloßes Dasein lästig fallen, und die man deshalb wie Fremdkörper einfach ausscheidet. Der Begriff der Strafe kommt hierbei gar nicht in Betracht, obwohl die Behandlung der Unglücklichen manchmal schlimmer ist als anderswo die der schwersten Verbrecher. Auf den neuen Hebriden läßt man überflüssige Kinder einfach verhungern; alte Leute begräbt man lebendig; die Kosanas (Südafrika) setzten ihre Greise im Wald aus, damit sie verschmachteten oder wilden Tieren zur Beute würden; ebenso treiben die Kaffern Kranke, an deren Aufkommen sie zweifeln, ins Dickicht, damit sie dort elend zu Grunde gehen. Alles was nicht normal und deshalb bedenklich erscheint, ist in Gefahr, durch diese innere Reaktion ausgeschieden zu werden: Zwillinge, Albinos, Kinder, die unregelmäßig zahnen, schwächliche oder verkrüppelte Neugeborene sind bei vielen Naturvölkern ohne weiteres dem Tode geweiht. Von diesem Abstoßen unfreiwilliger Sünder zum Bestrafen wirklicher Vergehen ist nur ein Schritt." In derselben Weise werden alle die entfernt, die den Frieden und die Sicherheit der Horde gefährden. Kämpfe zwischen den Gliedern derselben sind verboten. Niemand darf das Blut eines Genossen vergießen, das Blut des Stammes ist heilig. Angeborene moralische Tendenzen, Gefühle für Recht und Ordnung, Sympathie und Liebe zur Erklärung dieser Sitte anzuführen, ist zum mindesten unnötig, die Zweckmäßigkeit derselben für den Bestand der Horde begründet zur Genüge ihr Vorhandensein.

Aus dem Gesagten lassen sich einige Gesichtspunkte für die Beurteilung der so schwer verständlichen Heiratsgebräuche der Wilden gewinnen. Ich fasse sie noch einmal kurz zusammen:

1. Bei dem jetzigen Stand der Forschung müssen wir uns begnügen, nachzuweisen, daß eine Sitte für den Bestand der Gemeinschaft oder die Erhaltung des Individuums zweckmäßig ist oder es früher war, unter bewußtem Verzicht auf die Ableitung jeder einzelnen Sitte aus ihren Uranfängen. So schmerzlich dieser Verzicht ist, so tröstet doch der Umstand, daß er auch in der Pflanzen- und Tierbiologie ganz allgemein ist.

2. Es ist nicht notwendig, daß der Zweck, der durch eine Sitte erreicht wird, als Zweckvorstellung im Bewußtsein des Handelnden vorhanden ist oder früher einmal gewesen ist. Ist bei einer Völkerschaft eine Sitte mit einer Zweckvorstellung verbunden, so kann nicht daraus gefolgert werden, daß diese Vorstellung die Sitte auch hervorgebracht hat. Erhalten wird eine Stammessitte nicht durch vernünftige

Ueberlegungen und Zweckbetrachtungen, sondern durch Nachahmung und den psychischen Zwang der Suggestion.

3. Bei allen Tieren ist der Geschlechtstrieb mit Kampfinstinkten verbunden. Die Allgemeingültigkeit dieser Regel macht es wahrscheinlich, daß dieser Zusammenhang im tierischen Organismus fest begründet ist. Bei dem kultivierten Menschen ist derselbe zwar durchaus nicht verschwunden, wohl aber, weil er offenbar auf dieser Stufe zwecklos ist, degeneriert und nur in Rudimenten vorhanden. Da er bei den höheren Säugetieren noch stark hervortritt, kann diese Degeneration nur eine Folge der Kultur und des menschlichen Gemeinschaftslebens sein. Wir sind daher berechtigt, den Menschen bei Beginn des sozialen Lebens mit diesem tierischen Erbe belastet zu denken oder wir sind doch wenigstens berechtigt, diese Annahme als provisorische Forschungshypothese zu machen, um die daraus zu ziehenden Folgerungen mit dem vorliegenden ethnographischen Material zu vergleichen.

I. Da Kampf und Blutvergießen innerhalb der Horde unzulässig ist, folgt aus der genannten Voraussetzung, daß der Geschlechtsverkehr mit Weibern des eigenen Stammes ausgeschlossen sein muß, da derselbe innerhalb der Horde zum Kampf der Männer um die Weiber führen müßte. Tatsächlich kehrt dies Verbot bei sonst ganz verschiedenen Völkerschaften wieder und kann, wie öfters versucht, kaum durch die gefährlichen Folgen der Inzucht allein begründet werden. Daß es der Sitte gelungen ist, diesen nächst dem Hunger stärksten und elementarsten Trieb zu bändigen, kann als Beweis dafür angesehen werden, daß das oberste Gesetz der menschlichen Kulturentwicklung der Bestand der Gesellschaft ist und daß sich daher auch der stärkste ererbte Instinkt unterwerfen muß; andererseits ist es auch ein Beweis für die Macht der Suggestion, die ja auch in höheren Kulturen im allgemeinen noch stark genug ist, um nahe Anverwandte dem Bereich der geschlechtlichen Begierde zu entrücken.

II. Jede Horde gewinnt die Weiber durch Kampf. Es gibt kaum eine Völkerschaft, bei der das einstige Bestehen der Raubehe nicht wenigstens in Spuren nachweisbar wäre. Hierzu gehören die Hochzeitsgebräuche, die vielfach in Scheinkämpfen bestehen, das Verhalten des Mannes zu der Mutter der Frau auch nach der Verehelichung u. a. Das reiche hierher gehörige Tatsachenmaterial ist öfters zusammengestellt, z. B. Lubbok: Entstehung der Civilisation, 3. Kapitel.

III. Zwischen den Gliedern des Männerbundes und den aus anderen Gemeinschaften stammenden Weibern findet freier Geschlechtsverkehr statt. Die Frage der Gruppenehe gehört bekanntlich zu den umstrittensten Problemen der Völkerkunde. Die Reste, die sich davon erhalten haben, stehen überall in enger Verbindung mit den Ueberresten des Männerbundes. So herrscht bei den Massai in dem Lager der Junggesellen die freie Liebe, während die ältere Altersklasse feste Ehegesetze hat. Die Frage, ob die Gruppenehe einmal allgemein war, scheint mir daher mit der anderen zusammenzuhängen, ob der Männerbund einmal die alleinige Form der menschlichen Gemeinschaft war, oder ob die auf dem Begriff des Privatbesitzes beruhende Familie von Anfang an vorhanden war. Zum Beweise dieser Tatsache verweist man vielfach auf die Tiere. Es solle undenkbar sein, daß der Mensch die von den Tieren bereits erworbene Form der Ehe aufgegeben habe und zur Prostitution

herabgesunken sein soll. Diesem Hinweis liegt aber eine Verkennung der Tatsachen zu Grunde. Die tierische Ehe ist nicht die Folge zarter Empfindungen, sondern die Folge des Kampfinstinktes. In der Brunstzeit kämpft das Männchen mit jedem anderen, das sich in seiner Nähe befindet und bleibt daher, wenn es stark genug ist, schließlich mit einem oder mehreren Weibchen allein. Die menschliche Ehe fällt bei allen primitiven Völkern unter den Begriff des Privatbesitzes. Ich halte es für wahrscheinlich, daß die Schätzung des Weibes als Arbeitskraft diese Entwicklung, wenn nicht veranlaßt, so doch gefördert hat. Die unmittelbare Entwicklung der menschlichen aus der tierischen Ehe erscheint mir daher ausgeschlossen. Es war ein Kulturfortschritt, als der die Gemeinschaft verhindernde tierische Kampfinstinkt und damit die tierische Ehe unterdrückt war und so die Gruppenehe möglich wurde und erst dann konnte ein weiteres und zwar wirtschaftliches Motiv einen Zustand schaffen, der der tierischen Ehe zwar äußerlich ähnlich ist, aber durch ganz andere Kräfte als diese erhalten wird.

Die durch das Verbot der Inzucht und die Blutrache in sich abgeschlossene Gemeinschaft ist der Clan der Schotten, die Sippe der Germanen, das Genos der Griechen, die Gens der Römer. Die Sippe ist die Gemeinschaft des Blutes. Gewöhnlich versteht man darunter das Bewußtsein der Verwandtschaft. Ich weiß nicht, auf Grund welcher Tatsachen man annimmt, daß dies Bewußtsein früher einmal so stark war, daß es die Grundlage einer Gemeinschaft bilden konnte; denn aus den Verhältnissen der Gegenwart läßt sich dieser Schluß sicher nicht ziehen. Der innere Halt besteht vielmehr in den jedem fest suggerierten Verpflichtungen den anderen Gliedern der Sippe gegenüber, vor allem der geschlechtlichen Enthaltsamkeit und der Blutrache, deren Nichtbeachtung die Entfernung aus der Gemeinschaft, also eine natürliche Auslese zur Folge hatte.

Der blutsverwandte Stamm ist weder Ausgangspunkt noch Endziel der Entwicklung. Die wirtschaftlichen Zwecke, welche die Gemeinschaften zuerst schufen, wirkten immer weiter und bildeten neue Gruppen, die durch Teilung, Auflösung und Zusammenschluß der alten entstehen, so daß die in der Geschichte auftretenden wirtschaftlichen und kriegerischen Einheiten oft aus Gliedern sehr verschiedener Sippen bestehen. Die Verbindung neuer mit den Ueberresten alter sozialer Bildungen, verbunden mit dem immer stärker werdenden Einflusse des Privatbesitzes und der damit verbundenen Annäherung an die moderne Gesellschaft, machen die Probleme der Völkerkunde so verwickelt und unübersichtlich.

Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie.

Dr. Ludwig Woltmann.

II.

Die ältesten Vertreter der historischen und sozialen Anthropologie sind die Sophisten, diese so viel geschmähten und doch so klugen Aufklärer des griechischen Volkes. Sie brachten das Prinzip der

Subjektivität und der wissenschaftlichen Kritik auf, und in ihnen wurde zuerst der theoretische Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Herkommens, der Ueberlieferung und des Bestehenden wach. Die räumliche und zeitliche Erweiterung des Gesichtskreises, die Berührung mit fremden Völkern, die zum kritischen Vergleich herausfordern mußte, führte zu der Ansicht von der Relativität aller Ideen und zu der Lehre, daß Moral, Religion, Staat und Recht ihren natürlichen Ursprung im Menschen selbst haben. Hippias bestritt auf Grund seiner geschichtlichen Studien über die Vorzeit seines Volkes, die Heroensage und die Städtegründungen, die Verbindlichkeit der Gesetze, weil sie so oft wechseln, und ließ nur die Gesetze als „göttliche“ oder Naturgesetze bestehen, womit es überall gleich gehalten werde. Lycophron nannte den Adel einen eingebildeten Vorzug und Alcidamus verwarf, wie Zeller in seiner Philosophie der Griechen erwähnt, sogar die Sklaverei als unnatürlich.

Andere hielten dagegen die Sklaverei für ganz natürlich und gerecht, z. B. Kallikles, dessen Gespräch mit Sokrates im „Gorgias“ eines — Nietzsche würdig wäre. Es handelt sich in diesem platonischen Dialog um die moralische Wertung von Unrechttun und Unrechtleiden. Kallikles hält das Unrechtleiden vom Standpunkt der „Natur“ für unwürdiger und schlimmer, während nach dem Gesetze das Unrechttun für das Schlimmere erklärt werde. Unrechtleiden sei aber der Zustand eines Sklaven und nicht eines freien selbständigen Mannes, der sich selbst helfen könne. Ueberhaupt seien es die Schwachen und der große Haufe, welche die Gesetze machen, um dadurch die Kräftigeren und Tüchtigeren unter ihren Mitbürgern einzuschüchtern und zu beherrschen. „Deshalb wird es dem Gesetze nach für ungerecht und unwürdig erklärt, mehr besitzen zu wollen als die Menge, und man nennt das — Unrechttun; allein die Natur weist selbst darauf hin, daß es gerecht ist, daß der Bessere mehr habe als der Schlechtere und der Stärkere mehr als der Schwächere. Daß dies aber richtig ist, zeigt sich vielfach sowohl an den anderen Geschöpfen (!), als auch sonst an den Staaten und Geschlechtern der Menschen, daß nämlich als Recht anerkannt wird, daß der Stärkere über den Schwächeren herrsche und mehr habe.“ Die „Besseren“ sind nach seiner Ansicht die Stärkeren und Ueberlegeneren. Was ein Gesindel von Sklaven und allerhand Menschen, die nichts könnten, als daß sie vielleicht mit ihrer Körperkraft etwas ausrichten, in ihren Versammlungen aussprechen und beschließen, sei nicht wert, für gesetzliche Bestimmung erklärt zu werden. — Sokrates erkennt in seiner Antwort zwar an, daß nach dem „natürlichen Recht“ der Bessere und Verständigere herrsche, will aber nicht zugeben, daß der Bessere mehr haben müsse als der Schlechtere. Er fragt spottend, ob der Arzt, der von Speisen und Getränken am meisten verstände, deshalb auch mehr und Besseres von diesen Dingen essen müsse als der Unverständige, ob der beste Weber die größten und schönsten Gewänder tragen müsse. Von Sokrates gedrängt, erwidert Kallikles schließlich, daß dies lächerlich sei; er meine nur, daß die, welche von Staatsgeschäften am meisten verständen, im Staate herrschen sollten.

Diese Ideen leiten zu den Problemen der platonischen Staatslehre über, in welcher zum ersten Male das Prinzip der Gerechtig-

keit in Bezug auf das Wesen des Staates in umfassender Weise zum Ausdruck gelangt. Ausgehend von einer Erörterung über das rechtliche Verhältnis zwischen Starken und Schwachen kommt Platon dazu, die „menschliche Natur“ zum Gegenstand einer psychologischen Zergliederung zu machen und von hier aus das ganze Getriebe in seinem Gerechtigkeitsstaate zu beurteilen.

Platon erkannte, daß die „Gerechtigkeit“ ein soziales Phänomen, eine Sache des ganzen Staates ist. Der Staat aber entsteht, weil jeder sich nicht selbst genügt, sondern vieler Dinge bedürftig ist. — Man rühmt A. Smith, daß er zuerst die Idee der sozialen Arbeitsteilung aufgebracht und empfohlen habe. In Wirklichkeit ist aber Platon der Vater dieser Idee; denn nach seiner Ansicht wird sowohl alles in größerer Menge als auch schöner und leichter ausgeführt, wenn einer nur eine einzige Arbeit seiner natürlichen Anlage gemäß und zur rechten Zeit ungestört von den anderen verrichtet. Die natürlichen Anlagen sind aber ungleich, und auf Grund dieser Verschiedenheit fordert er eine Ständegliederung, in welcher die oberste Schicht von den „Wächtern“ oder „Kriegern“ (*φύλακες*) und „Regierenden“ (*ἄρχοντες*), die zweite von den Händlern und Krämern (*χρηματίσται*), die dritte von den Arbeitern (*μισθωτοί*) gebildet wird. Den einen kommt es von Natur zu, sich den Fragen der Weisheit zu widmen und die Regierung zu übernehmen; den anderen aber, Führern und Herren zu folgen. Die Klasse der Krämer entsteht, indem die „körperlich Schwachen und zur Leistung einer anderen Arbeit Untauglichen“ Kauf und Verkauf übernehmen. Die Lohnarbeiterklasse besteht aus solchen Gliedern des Staates, die in geistiger Hinsicht der Gesellschaft nicht besonders würdig sind, aber hinreichende Körperkraft zu schweren Arbeiten besitzen und diese für Lohn verkaufen, weshalb sie dann „Lohnarbeiter“ genannt werden.

Im Staate sollen nur die Aelteren und unter ihnen nur die Besten regieren. Es ist nun interessant zu sehen, daß Platon keine scharfe unüberbrückbare Trennung der Stände, sondern eine soziale Auslese, und fernerhin ein Auf- und Absteigen auf der sozialen Stufenleiter fordert. „Wer immer unter den Knaben, Jünglingen und Männern die Probe besteht und aus derselben makellos hervorgeht, ist in den Stand der Krieger und Herrscher aufzunehmen.“ Wenn anderseits von den „Herrschern“ ein schlechter Sprößling erzeugt wird, so soll er in die niederen Stände verwiesen werden; wenn aber, wiederholt er, von den anderen Bürgern ein tüchtiger Sprößling geboren wird, so soll er zu den Kriegern emporsteigen.

Auch die Frauen sollen an dieser sozialen Auslese teilnehmen. Das Weib ist mit dem Manne gleichberechtigt zu allen Tätigkeiten berufen, zu denen es von Natur geeignet ist. Mann und Frau sind nicht nur darin verschieden, daß der Mann zeugt und das Weib gebiert, sondern „keine Beschäftigung ist Sache des Weibes, weil es Weib ist, und auch nicht Sache des Mannes, weil er Mann ist, sondern die Naturanlagen sind in beiderlei Geschöpfen gleicherweise zerstreut, und deshalb muß das Weib an allen Beschäftigungen naturgemäß teilhaben, wie der Mann, nur ist bei allen das Weib schwächer als der Mann. Zur Bekräftigung dieser Forderung beruft er sich darauf, daß auch unter den Männern nicht alle für den

Kriegerstand geeignet seien, sondern auch hier müsse eine Auswahl (ἐκλογή) stattfinden.

Platon kennt aber nicht nur den Begriff der sozialen Auslese auf Grund der natürlichen Befähigungen, sondern auch den der sexualen Auslese, den Begriff der menschlichen Rassenzucht. Mit ausdrücklicher Beziehung auf die Erfahrungen der Tierzüchter erklärt er, daß es sich mit dem Menschengeschlecht ebenso verhalte, wie mit den Jagdhunden und Pferden. Er verlangt, daß die Bürger nicht „ohne Ordnung" sich miteinander geschlechtlich vermischen, sondern die besten Männer und besten Frauen einander beiwohnen sollen. Die Kinder müssen aus Menschen hervorgehen, die in voller Kraft stehen. Das Weib muß zwanzig, der Mann dreißig Jahre alt sein, denn das ist die Blütezeit des Körpers und Geistes, damit „aus Guten bessere und aus Tüchtigen noch tüchtigere Kinder hervorgehen". Die Behörden haben die Aufgabe, den geschlechtlichen Verkehr zu regeln; und wenn ein Kind unrechtmäßig erzeugt wird, darf die Leibesfrucht nicht völlig ausgetragen werden. Die schlechten Sprößlinge soll man nicht am Leben erhalten und aufziehen; ja Platon schreckt nicht vor der Forderung zurück, daß Rechts- und Arzneikunst nur die an Leib und Seele gut gearteten Bürger schützen und pflegen, daß die Aerzte die körperlich Minderwertigen sterben, die Richter aber die an ihrer Seele Schlechtgearteten und Unheilbaren töten lassen. (Hygienische und juristische Auslese!)

Ein derart eingerichteter Staat ist nach Platons Lehre ein gerechter; er bezweckt nicht, daß „irgend eine Klasse vorzugsweise glücklich sein soll, sondern der ganze Staat". Denn der Gesetzgeber soll darauf achten, „jedem Teile das zu geben, was ihm gebührt" und so das Ganze zu einem Abbilde der Gerechtigkeit und Schönheit zu machen.

Platon glaubte, daß die Verwirklichung seines Staatsideales zwar schwer, aber doch nicht unmöglich sei. Die Mehrzahl der damaligen Machthaber hielt er für schlecht, und um das Ziel zu erreichen, meint er, müsse die Sache gerade auf die entgegengesetzte Weise angegriffen werden, als es jetzt geschehe. „Wofern aber nicht entweder die Weisheitsliebenden Könige werden, oder die jetzigen Könige und Machthaber Liebe zur Wahrheit bekommen, ... so ist kein Aufhören der Uebel für die Staaten und das ganze Menschengeschlecht zu erwarten, noch kann die in Rede stehende Verfassung verwirklicht werden und ans Licht der Sonne treten." Platon war sich bewußt, daß er mit der „herrschenden Meinung" in Widerspruch stand, und um die Verwirklichung seines Ideales nicht allzuschwer erscheinen zu lassen, schrieb er nachträglich „die Gesetze", die den bestehenden Zuständen mehr entgegen kommen. Hier empfiehlt er die Mitte zwischen monarchischer und demokratischer Verfassung, zwischen denen ein Staat immer in der Mitte stehen müsse. In einem solchen Staate soll das Gesetz herrschen. „Denn in einem Gemeinwesen, in welchem das Gesetz beherrscht wird und machtlos ist, da sehe ich den Untergang; wo es hingegen Herr ist über die Herrscher, die Herrschenden aber Diener des Gesetzes sind, da sehe ich Heil und all die Vorteile, welche die Götter den Staaten angedeihen lassen."

Was das Verhältnis der hellenischen Stämme untereinander anbetrifft, so sollen hellenische Staaten Hellenen nicht zu Sklaven

machen, um „das hellenische Geschlecht zu schonen“ und vor Verknechtung durch die Barbaren zu bewahren, denn „ich behaupte, daß der hellenische Stamm sich selbst verwandt und verpflichtet ist und von dem Fremden sich fern halten muß“, da die Barbaren von „Natur Feinde“ sind.

Das Problem der Gerechtigkeit ist auch der Gegenstand der aristotelischen moral-politischen Schriften. Er untersucht, ob das Gerechte und das „Gesetzliche“ identisch ist, ob die Gerechtigkeit in der Gleichheit oder Ungleichheit besteht. So erklärt er einmal: „Das durch die Gesetzgebung Bestimmte ist das Gesetzmäßige und jedes Gesetzmäßige gilt als gerecht. Die Gesetze treffen aber über alles Bestimmungen, sofern sie das gemeinsam Nützliche entweder für alle oder für die Vornehmen oder die Machthaber erstreben, mögen diese es vermöge ihrer Tüchtigkeit oder in einer anderen Hinsicht sein.“ Gegenüber diesem „positiven Recht“ kennt er aber auch ein höheres Recht, ein „Gerechtes überhaupt“, das von dem „Gerechten im Staate“ zu unterscheiden ist. Es gibt etwas „Natürliches im Recht“, das unveränderlich und überall eins und dasselbe ist.

Die Unterscheidung zwischen dem positiven Staatsrecht und dem in der Idee bestehenden Vernunftrecht oder Naturrecht ist wichtig für das Verständnis der Stellungnahme des Aristoteles zur Sklavenfrage. In seiner Politik (Kapitel I—VI) berichtet er, daß einige die Sklaverei für ganz natürlich erachten, andere aber die Herrschaft über die Sklaven für unnatürlich erklären. Nach Ansicht derselben soll es nur nach dem „Gesetze“ Sklaven und Freie geben, während die Menschen von Natur nicht verschieden seien, und deshalb sei diese Herrschaft auch keine gerechte, sondern eine gewaltsame. Der Sklave ist ein „natürliches Werkzeug“, denn: „Wenn bei den Menschen einzelne so weit voneinander abstehen, wie die Seele von dem Körper und wie der Mensch von dem Tiere (so nämlich verhält es sich mit denen, deren Werk nur in einer körperlichen Leistung besteht, und wo eine solche Leistung das Beste an ihnen ist), so sind diese von Natur Sklaven, für die es das beste ist, wenn sie wie die Tiere beherrscht werden. Denn derjenige ist von Natur ein Sklave, der einem anderen gehören kann und deshalb ihm auch gehört; und der an der Vernunft nur soweit Anteil hat, daß er ihre Stimme vernehmen kann, ohne die Vernunft selbst zu besitzen.“ — Der Gebrauch von Sklaven und Tieren ist „nur wenig verschieden“. — Deshalb strebt die Natur auch danach, den Körper der Freien von dem der Sklaven verschieden zu machen, nämlich letzteren einen starken Körper zu geben. Indes kann sich Aristoteles nicht der Wahrheit verschließen, daß auch das Gegenteil vorkommt, so daß manche nur den Körper eines Freien und andere nur die Seele eines solchen haben. „Somit ist es klar, daß von Natur die Menschen teils Freie, teils Sklaven sind, und für diese letzteren ist der Zustand der Sklaverei auch nützlich und gerecht.“ Die weitere Ideenentwicklung des Aristoteles ist so interessant, daß ich nicht umhin kann, die folgende Stelle ganz wiederzugeben, da sie eine Problemstellung behandelt, die in der anthropologischen Gesellschaftslehre bis heute eine große Rolle gespielt hat.

„Indes ist leicht einzusehen“, fährt Aristoteles fort, „daß auch diejenigen, welche das Gegenteil annehmen, in gewisser Weise recht

haben; denn die Worte Sklaverei und Sklave werden in einem zwiefachen Sinne gebraucht. Es gibt nämlich — im Gegensatz zur Sklaverei von Natur — auch eine Sklaverei durch das „Gesetz“. Das Gesetz aber ist jene Art von Uebereinkunft, wonach das im Kriege Eroberte den Siegern zufällt. Dieses Kriegsrecht klagen nun viele als eine Verletzung der Gerechtigkeit an, da es empörend sei, daß jemand Sklave dessen werden solle, der von größerer Kraft sei und ihn zu überwältigen vermocht habe. Selbst unter sehr weisen Männern ist ein Teil dieser Ansicht. Die Ursache für diesen Widerstreit der Meinungen liegt in dem Umstand, daß die Tugend, wenn ihr die erforderlichen Hülfsmittel zur Verfügung stehen, auch am meisten leisten kann und daß das Machtvolle immer auf einem hervorragend Guten beruht, derart, daß die Macht nie ohne Tugend zu sein scheint und man also nur über den Begriff des Gerechten sich streitet. Hier halten nun die einen die wohlwollende Gesinnung für das Gerechte, während andere die Herrschaft des Stärkeren und die Sklaverei des Schwächeren für gerecht erklären. Indes treten nun andere überhaupt dieser Ansicht entgegen und nehmen eine besondere Art von Gerechtigkeit an, wozu sie auch das „Gesetz“ rechnen, und erklären demnach die Sklaverei infolge des Krieges für gerecht. Doch ist es möglich, daß der Krieg ungerecht begonnen wird, und dann wird niemand behaupten, daß derjenige Sklave sein solle, der es nicht verdient, da es ja vorkommen könnte, daß Männer von der edelsten Abkunft Sklaven würden (und demnach von Sklaven abstammen müßten), wenn sie zufällig gefangen und dann verkauft werden. Deshalb wollen die Verteidiger dieser Ansicht dies nicht von den Griechen, sondern nur von den Barbaren gelten lassen. Aber wenn sie derart argumentieren, so kommen sie ebenfalls auf Sklaven, die es von Natur sind. Dann müssen sie notwendigerweise gestehen, daß manche Menschen überall Sklaven sind und andere nirgends. Ebenso verhält es sich mit der edlen Abkunft; sich selbst halten sie nicht bloß in ihrer Heimat, sondern überall für edelgeboren, die Barbaren aber nur in deren Lande, so daß also der eine überall und allgemein von edler Abkunft und ein Freier ist, der andere aber nicht. Demnach unterscheiden sich also die Sklaven von den Freien und die Edelen von den niedrig Geborenen natürlicherweise durch nichts anderes als durch Tüchtigkeit und — Schlechtigkeit. Wie von den Menschen ein Mensch und von den Tieren ein Tier, so wird auch von den Guten ein Guter geboren. Indes will die Natur dies zustande bringen, vermag es aber oft nicht.“

Aristoteles stimmt deshalb auch dem Euripides zu, wenn derselbe sagt: „Es ist billig, daß die Griechen über die Barbaren herrschen“, und, fügt er hinzu, „weil das Barbarische und das Sklavische dasselbe ist.“ Er selbst hält die Sklaverei erst dann für überflüssig, wenn die Werkzeuge von selbst ihre Arbeit verrichten, „dann bedürfen weder die Künstler der Gehülfen, noch die Herren der Sklaven“.

Diese kurze Uebersicht genügt, um zu zeigen, daß die griechischen Philosophen schon die wichtigsten Fragen der anthropologischen Gesellschaftslehre aufgeworfen haben. Bleiben auch ihre Untersuchungen über die „menschliche Natur“ meist im Bereiche psychologischen Raisonnements, so denken sie doch andererseits daran, auf körper-

liche Unterscheidungsmerkmale und Rassengegensätze hinzuweisen, sowie Analogien aus dem Leben der Tiere und aus den Erfahrungen der Tierzüchter als Beweisgründe heranzuziehen.

Während Platon und Aristoteles nationalistisch und aristokratisch dachten, gingen ihre Nachfolger, die Stoiker, zu kosmopolitischen Ideen über; und es beruht wohl auf der damaligen beginnenden Völkervermischung, daß sie den nationalen Staat und die Sklaverei als „unnatürlich" verwarfen. Ihre Lehre, daß die Sklaverei unnatürlich und ungerecht sei, drang bis in die Schriften der römischen Juristen, während andererseits das ethische Weltbürgertum der Stoiker ähnlichen Ideen des Christentums entgegen kam.

Es gehört nicht zum Gegenstand dieser Untersuchungen, näher darzulegen, wie im Geiste des jüdischen Volkes zuerst eine klare Vorstellung von geschichtlicher Entwicklung heranreifte und nachher auf die christlichen Lehren und die Ausbildung der Geschichtsphilosophie einen großen Einfluß ausübte. Nur darauf sei hingewiesen, daß in den Lehren des Stifters dieser Religion der Begriff der moralischen Auslese eine große Rolle spielt, und daß in den meisten Gleichnissen Beispiele aus der Natur, namentlich aus dem Pflanzenleben, herbeigezogen werden, um das Ueberleben des moralisch Tüchtigeren verständlich zu machen. In Bezug auf die Moral war der weise Rabbi ein — Darwinist!

III.

Der bedeutendste politische Theoretiker des Mittelalters ist Machiavelli, der sich weniger mit dem Problem der sozialen Gerechtigkeit, als mit der Frage nach dem Wesen und dem Ursprung der politischen Gewalt — der Souveränität — beschäftigt. Machiavelli sieht in allem staatlichen Leben ein Herrschaftsverhältnis. In seinem „Buche über den Fürsten" kommt der Gedanke zum Durchbruch, daß alle politischen Kämpfe aus dem natürlichen Triebe zur Macht, zur Herrschaft des Menschen über den Menschen stammen, sei es, daß dieser Trieb in einem ganzen Volke, in einzelnen Gruppen oder einzelnen Großen wirksam ist. Er stellt die Moral in den Dienst der Politik und hält List, Schein und Gewalt für unvermeidliche Mittel, um eine einmal gewonnene Herrschaft zu erhalten. Indem er sich ausdrücklich auf „die Weise der Tiere" (!) beruft, empfiehlt er dem Fürsten, der große Dinge verrichten wolle, sowohl die Rolle des gesitteten Menschen als des reißenden Tieres zu spielen. Ein Fürst müsse beide Naturen, die menschliche und tierische, die des Löwen und des Fuchses zugleich gut zu gebrauchen wissen, weil die eine ohne die andere nicht lange bestehen könne. „Ich wage es zu behaupten, daß es sehr nachteilig ist, stets redlich zu sein: aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig zu scheinen, ist sehr nützlich."

Mit diesen Ausführungen berührt Machiavelli das viel umstrittene Problem über die Beziehungen der Ethik zur Politik, daß infolge der Berufung auf die „Weise der Tiere" besonders interessant ist. Biologisch gesprochen, findet der Zwiespalt zwischen Ethik und Politik schon in den Kämpfen und Anpassungen der Tierwelt statt. Gewalt, List und Verstellung entspricht der Politik, während Sympathie, Offenheit,

gegenseitige Hülfe der Ethik analog ist. Wie aber zwischen den Tieren innerhalb derselben Rasse ein „ethisches“ Verhältnis, nach außen aber die „Politik“ herrscht, so ist es ursprünglich auch bei den Menschen der Fall. Die Gesinnungen und Handlungen gegen die Stammesfremden sind andere als gegen die Stammesgenossen. Man hat hier mit Recht von einem „Dualismus der Ethik“ gesprochen. Werden die Stämme durch Unterjochung zusammengewürfelt, so entstehen Differenzen innerhalb der eigenen Gemeinschaft. Die „äußere“ Politik wird zu einer „inneren“. Gewalt, List und Schein müssen den „inneren Feind“ bekämpfen. Diese innere Politik tritt dann in einen Konflikt mit der Ethik, welche die Interessen des Ganzen vertritt, ein biologischer Gegensatz, der nicht aufhören kann, solange innerhalb der Gemeinschaft ein Kampf um die Macht stattfindet. Gewalt, List und Schein diente ursprünglich zur Erhaltung und Vervollkommnung der Rasse (als äußere Politik), und sie werden auch innerhalb der menschlichen Gemeinschaft ein unvermeidliches, wenn auch durch die Ethik eingeschränktes Mittel des politischen Fortschrittes bleiben, solange die Grundtriebe der menschlichen Natur beharren, wie sie immer gewesen sind.

Nahe verwandt mit dieser Anschauung ist die Lehre Hobbes', daß ursprünglich die Menschen in einem Naturstand des „Krieges aller gegen alle“ lebten und daß sie nur durch einen „gesellschaftlichen Vertrag“ sich diesem Kriegszustand entziehen konnten. Ohne Zweifel ist der Vertrag eine spätere intellektuelle Form der gesellschaftlichen Organisationen; aber ursprünglich ist es der soziale Trieb und die Sympathie einerseits, und die Unterordnung unter die Gewalt andererseits, die das gesellschaftliche Leben beherrschen. Hobbes, Locke, Rousseau beschäftigen sich umständlich in rein spekulativer Weise mit dem „Naturstand“ des Menschen und mit dem Gegensatz von „Naturrecht“ und „Staatsrecht“, ohne dabei im Grunde über die Vorstellungen hinaus zu kommen, welche die griechischen Philosophen schon geäußert haben.

Parallel mit dieser nationalistischen „politischen Ideologie“ entwickelte sich die politische Oekonomie“, welche den wirtschaftlichen Egoismus zum Motiv der gesellschaftlichen und politischen Handlungen machte. Quesnay und Ad. Smith fügten das Prinzip der „Konkurrenz“ hinzu, das von den liberalen Parteien als wirtschaftlicher Kampf ums Dasein zur Triebfeder des Fortschrittes erhoben wurde und schließlich in den Schriften von Marx sich zu einer förmlichen Geschichtstheorie erweiterte.

Von den Sophisten bis zu Rousseau und Marx bedingte die verschiedene Auffassung der „menschlichen Natur“ die Verschiedenheit der politisch-historischen Theorien. Aber erst die neuere Biologie und Anthropologie konnte die wirklichen Faktoren feststellen, welche die so komplizierte menschliche Natur zusammensetzen. Wir sehen daher auch eine Vertiefung der politischen und geschichtlichen Theorie auftreten, seitdem Ende des 18. Jahrhunderts die Beschäftigung mit den Rassefragen allmählich in den Vordergrund des historisch-wissenschaftlichen Interesses rückte.

Herder definierte in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ die ganze Menschengeschichte „als eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und

Zeit“. Die einzelnen Völker besitzen indes Verschiedenheiten in der Organisation, sowohl anatomische wie physiologische. Herder unterscheidet die „schön gebildeten Völker“ von den anderen, den Mongolen und Negern. An den Küsten des Mittelländischen Meeres fand die menschliche Wohlgestalt eine Stelle, wo sie sich mit dem Geiste vermählen und in allen Reizen irdischer und himmlischer Schönheit nicht nur dem Auge, sondern auch der Seele sichtbar werden konnte. Von den wohlgebildeten Rassen am Mittelländischen Meer ist alle höhere Kultur ausgegangen, denn „die Tungusen und Eskimos sitzen ewig in ihren Höhlen und haben sich weder in Liebe noch Leid um entfernte Völker bekümmert. Der Neger hat für die Europäer nichts erfunden; er hat sich nie in den Sinn kommen lassen, Europa weder zu beglücken, noch zu bekriegen. Aus den Gegenden schön gebildeter Völker haben wir unsere Religion, Kunst, Wissenschaft, die ganze Gestalt unserer Kultur und Humanität, so viel oder wenig wir daran aus uns haben. In diesem Erdstrich ist alles erfunden, alles durchdacht und wenigstens in Kinderproben ausgeführt worden, was die Menschheit verschönern und bilden konnte“.

War Herder der erste, der den Rassebegriff in die Geschichtsbetrachtung einführte, so wies er auch zuerst auf die entartenden Wirkungen der Rassenmischung hin. In seinen Fragmenten über die neuere deutsche Literatur spricht er die Idee aus, daß kein größerer Schade einer Nation zugefügt werden könnte, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenart ihres Geistes und ihrer Sprache raube. Zur Zeit des Tacitus seien die Völker Deutschlands durch keine Vermischung mit anderen entadelt und eine eigene, unverfälschte Nation gewesen, die sich selbst ein Urbild war. Jetzt aber seien sie durch Vermischung mit anderen entadelt und hätten sie durch eine langwierige Knechtschaft im Denken ganz ihre Natur verloren.

E. Gibbon faßte in seiner „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs“ (1774—1788) die „Entartung“ als eine physiologische Verschlechterung der Rasse und die „Regeneration“ als eine Erneuerung durch frisches fremdrassiges Blut auf: „Die Gestalt der Menschen wurde immer kleiner, und die römische Welt war in der Tat mit einem Geschlecht von Zwergen bevölkert, als die wilden Riesen aus Norden einbrachen und die kleine Brut verbesserten. Diese stellten den männlichen Geist der Freiheit wieder her, und nach dem Umlauf von zehn Jahrhunderten wurde die Freiheit die glückliche Mutter des Geschmacks und der Wissenschaften.“

Auch Schiller und Goethe äußern sich gelegentlich über die Rassengrundsätze der Geschichte. In einem Briefe von 1798 schreibt Schiller, daß die „belebende Kraft im Menschen nur in einem kleinen Teil der Welt (Europa) wirksam ist und jene anderen ungeheueren Völkermassen für die menschliche Perfektibilität ganz und gar nicht in Betracht kommen“. „Besonders merkwürdig ist es mir, daß es jenen Nationen (Syrern und Aegyptern) und überhaupt allen Nichteuropäern nicht sowohl an moralischen als an ästhetischen Anlagen gänzlich fehlt. Der Realismus sowohl als auch der Idealismus zeigt sich bei ihnen, aber beide Anlagen fließen niemals in eine menschlich schöne Form zusammen.“ — Auch sonst verlangt er, daß Recht, Politik, Moral und Aesthetik nicht aus der Vernunft, sondern aus der Natur des

Menschen erklärt werde. „Der Mensch ist — von Natur — mächtig, gewaltsam, er ist listig und kann geistreich sein, lange ehe er vernünftig wird. Aus dieser seiner Natur und nicht aus seiner vernünftigen müßte das Naturrecht und die Politik deduziert werden, wenn durch sie das Leben erklärt werden und wenn sie einen wirksamen Einfluß aufs Leben haben sollen“[1]).

In seinem Aufsatz über Winkelmann weist Goethe darauf hin, daß man bei den alten Autoren schon Ahnungen, ja Andeutungen einer möglichen und notwendigen Kunstgeschichte fände. Vellejus Paterculus bemerke mit großem Anteil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künste. Er suche aber vergeblich nach den Ursachen, warum mehrere, ähnliche, fähige Menschen zu gleicher Kunst und deren Beförderung zusammentreffen. Auf seinem Standpunkt wäre es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, ein langsames Wachstum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenmäßige Abnahme, wie jedes andere organische Wesen, nur in mehreren Individuen notwendig darstellen müsse. — Hiermit erfaßte Goethe die organische Bedingtheit der kunstgeschichtlichen Entwicklung, aber obgleich er erkannte, daß dieser organische Prozeß in dem Verhältnis mehrerer Individuen zu einander sich abspielt, so blieb ihm doch der erlösende Begriff verborgen, der hier allein Klarheit verschaffen kann: der Begriff der Rasse!

Immanuel Kant, der über die Naturgeschichte der organischen Welt viele Vermutungen ausgesprochen hat, die später durch Lamarck und Darwin bestätigt worden sind, erörtert in einem kleinen Aufsatz „Ueber die verschiedenen Rassen der Menschen“ (1775) die erblichen Charaktere der einzelnen Rassen, die Ergebnisse ihrer Anpassungen an lokale Verhältnisse und ihrer Mischungen untereinander. Doch kennt er nicht nur die Mischung der Menschenrassen, sondern auch die Wirkungen der Inzucht. „Was von den Verschiedenheiten der Menschen bloß zu den Varietäten gehört und also für sich selbst, obzwar nicht beständig, erblich ist, kann doch durch Ehen, die immer in denselben Familien verbleiben, dasjenige mit der Zeit hervorbringen, was ich den Familienschlag nenne, wo sich etwas Charakteristisches endlich so tief in die Zeugungskraft einwurzelt, daß es einer Spielart nahe kommt und sich wie diese perpetuiert. Man will dieses an dem alten Adel von Venedig, vornehmlich den Damen derselben, bemerkt haben. Zum wenigsten sind auf der neu entdeckten Insel Otoheiti die adeligen Frauen insgesamt größeren Wuchses als die gemeinen. — Auf der Möglichkeit, durch sorgfältige Aussonderung der ausartenden Geburten von den einschlagenden endlich einen dauerhaften Familienschlag zu errichten, beruhte die Meinung des Herrn von Maupertuis, einen von Natur edlen Schlag Menschen in irgend einer Provinz zu ziehen, worin Verstand, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erblich wären.“

Auch in seiner „Anthropologie“ finden sich manche prinzipiell wichtige Bemerkungen, so z. B. über den Unterschied von Volk und Nation: „Unter dem Wort Volk (populus) versteht man die in einem

[1]) Schiller, S. W., 10. Teil, Seite 541.

Landstrich vereinigte Menge Menschen, sofern sie ein Ganzes ausmacht. Diejenige Menge aber oder auch der Teil derselben, welcher sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt, heißt Nation (gens)." Und indem er den geistigen Charakter der einzelnen Nationen prüft, kommt er zu dem Schluß: „Soviel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urteilen, daß die Vermischung der Stämme (bei großen Eroberungen), welche nach und nach die Charaktere auslöscht, dem Menschengeschlecht, alles angeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sei."

C. F. Burdach erkannte deutlich, daß die physische Anthropologie für die Geschichte von der größten Wichtigkeit ist. Er sah in der organischen Mannigfaltigkeit, in der Ungleichheit der Glieder, welche nicht durch Herkommen, sondern durch die Gaben der Natur, durch die Bestimmung des Schicksals und durch selbsttätige Ausbildung gegeben ist, die tätige Kraft in allen Zweigen menschlichen Wissens und Wirkens. „Der Kernstamm des Menschengeschlechts, von dessen Wurzeln und Zweigen die Kultur ausging, hat sich in Europa zu seinem Gipfel entfaltet, und diese ist bestimmt, die Frucht der Humanität in sich zur Reife zu bringen, sowie ihren Samen über den Erdkreis auszustreuen[1])."

Der Rassebegriff wurde in der politischen Geschichtsbetrachtung allgemeiner, seitdem durch die französische Revolution die Historiker gelernt hatten, auf die innerhalb der Staaten sich vollziehenden Klassenkämpfe ihr Augenmerk zu richten. Der erste, der die Theorie vom Klassenkampf aufstellte, war Guizot, indem er den Satz aussprach, daß der Kampf der verschiedenen sozialen Klassen miteinander die ganze französische Geschichte erfüllt habe. Er ging aber noch weiter, indem er die Klassenordnung auf Rassenunterschiede zurückführte, derart, daß der französische Adel von den erobernden Franken, Burgundern und Goten, das Volk dagegen von den besiegten Galliern und Römern herstamme, und daß in der Revolution die letzteren sich gegen die germanischen Eroberer empört hätten.

Andere Historiker, wie List, sahen in der französischen Revolution nicht nur einen Rassenkampf, sondern auch eine Ausrottung des Germanentums, ein Symptom der Fäulnis und den Anfang des nationalen Niedergangs in Frankreich, eine Auffassung, die später durch Gobineau weiter ausgebildet wurde. „Es ist kaum einem Zweifel unterworfen", schreibt er, „daß die germanische Rasse durch ihre Natur und ihren Charakter von der Vorsehung vorzugsweise zur Lösung der großen Aufgabe bestimmt ist, die Weltangelegenheiten zu leiten, wilde und barbarische Länder zu civilisieren und die noch unbewohnten zu bevölkern, weil weder der romanischen noch der slavischen die Eigenschaft beiwohnt, in Masse nach fremden Ländern zu wandern, dort vermittelst der Gabe der Selbstverwaltung, Selbstrechtspflege und Selbstordnung neue und zwar vollkommenere Gemeinwesen zu gründen und sich von dem Einfluß barbarischer Urbewohner frei zu halten, wie denn namentlich von den Franzosen und Spaniern bekannt ist, daß sie überall unter fremden Stämmen eher geneigt sind, deren Unsitte

---

[1]) C. F. Burdach, Der Mensch nach den verschiedenen Stufen seiner Natur. 2. Auflage, Seite 713.

anzunehmen, als vermögend, sie auf ihren eigenen sittlichen Standpunkt zu sich zu erheben. Frankreich und Rußland sind daher zu einander hingezogen schon durch das Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Nationaleigenschaften, die nur zu ergänzen sind, indem sie den Kontinentalteil der deutschen Rasse in sich aufnehmen"[1]).

Außer den genannten Autoren könnte man noch eine ganze Reihe von Denkern nennen, welche auf die Bedeutung der Anthropologie für Geschichte und Politik gelegentlich hinweisen. K. E. von Bär verlangte, daß Rechtsphilosophie und Staatswissenschaft auf ihre „anthropologischen Wurzeln" zurückgeführt werden müßten. Nicht viel später stellte C. Welcker in seinem Staatslexikon klar und deutlich als die Aufgabe der juristischen und politischen Anthropologie hin, „die anthropologischen Grundverhältnisse und Grundgesetze in ihrem ganzen Zusammenhang und ihrem Verhältnis zu Staat und Recht gründlich und vollständig zu erforschen und darzustellen". Es ist beachtenswert, daß wir hier zum ersten Male dem Ausdruck „politische Anthropologie" begegnen. Disraeli bezeichnete das Rassenprinzip als den „Schlüssel zur Weltgeschichte", und Ecker nannte die Anthropologie die „vornehmste Hülfswissenschaft der Geschichte".

IV.

Bisher hat immer Gobineau als der Begründer der anthropologischen Geschichtstheorie gegolten. Wie gezeigt wurde, hat er aber in der Aufstellung des historischen Rasseprinzips nicht unbedeutende Vorgänger gehabt. Unter diesen ragt in erster Linie Gustav Klemm hervor, dessen „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit" (1843) gegenüber Gobineaus Werk über die Ungleichheit der Menschenrassen fast ganz in Vergessenheit geraten ist, obgleich höchstwahrscheinlich Gobineau die erste Anregung zu seinen historischen Ideen aus jenem Werk und aus dem später zu erwähnenden Buche von C. G. Carus empfangen hat.

Auf seinem Wege, die Sitten und Gebräuche, Denkmale und Kunstwerke, Einrichtungen, Sagen, Glauben und Geschichte der verschiedenartigsten Nationen betrachtend, gelangt Klemm zu der Ansicht, daß die ganze große Menschheit in zwei Hälften, in eine aktive und eine passive Rasse, geschieden ist.

Die aktive ist die bei weitem weniger zahlreiche Art. Ihr Körperbau ist schlank, meist groß und kräftig, mit einem runden Schädel und vorwärts dringendem vorherrschenden Vorderhaupt, hervortretender Nase, großen runden Augen, mit oft gelocktem Haar, kräftigem Bau und zarter, weißer, rötlich durchschimmernder Haut. Das Gesicht zeigt feste Formen, oft einen stark ausgedrückten Stirnrand, wie an Shakespeare und Napoleon, die Nase ist oft adlerschnabelartig gebogen, das Kinn stets stark ausgedrückt, oft auch vortretend. Die Jünglinge dieser Menschenrasse zeigen, wo sie rein und unvermischt auftritt, Wesen und Tracht des Apoll von Belvedere, die Männer die des farnesischen Herkules. In geistiger Hinsicht

---

[1]) Fr. List, Ueber den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland.

finden wir vorherrschend den Willen, das Streben nach Herrschaft, Selbständigkeit, Freiheit; das Element der Tätigkeit, Rastlosigkeit, das Streben in die Weite und Ferne, den Fortschritt in jeder Weise, dann aber den Trieb zum Forschen und Prüfen, Trotz und Zweifel. Dies spricht sich deutlich in der Geschichte der Nationen aus, welche die aktive Menschheit bilden, der Perser, der Araber, der Griechen, der Römer, der Germanen. Diese Völker wandern ein oder aus, stürzen alte, wohlbegründete Reiche, gründen neue, sind kühne Seefahrer, bei ihnen ist Freiheit der Verfassung, deren Element der stete Fortschritt ist; Theokratie und Tyrannei gedeihen nicht, obschon diese Nationen für alles Erhabene Sinn zeigen und ihre Kraft dafür einsetzen. Wissen, Forschen und Denken tritt an die Stelle blinden Glaubens; hier gedeihen Wissenschaft und Kunst und diese Nationen haben darin das Höchste geleistet. Der Geist dieser Nationen ist in steter Bewegung, auf- und absteigend, aber immer vorwärts strebend. Ihre Heimat ist die gemäßigte Zone, von welcher aus sie die übrigen Zonen erobert und beherrscht haben. In Ostindien wie in Amerika, am Kap wie am Polarmeer und am Aequator haben sie ihre Kolonien — alle Punkte der Erde bis zu den äußersten Polen haben sie besucht, alle Klimate ertragen, aus allen Zonen sich Schätze in ihre Heimat gebracht.

Ganz anders ist die zweite, die passive Rasse, die man die mongolische nennen könnte. Die Schädelform der passiven Menschheit ist anders als die der aktiven, die Stirn liegt mehr zurück, vorzugsweise ausgebildet ist das Hinterhaupt, die Nase ist, wenn auch zuweilen lang, doch wenig erhaben, selten gebogen, meist aber rund und stumpf u. s. w. Dazu gehören die Chinesen, Mongolen, Malayen, Hottentotten, Neger, Finnen, Eskimos und die Amerikaner.

Passive Nationen finden wir über alle Teile der Erde verbreitet. Die aktiven dagegen finden wir in Afrika und Amerika z. B. nicht als eingeboren, sondern von der Sage als eingewandert bezeichnet. Auch Europa hatte eine passive Urbevölkerung, deren Ueberreste sich noch hier und da unter dem Landvolke nachweisen lassen. In den nach Norden zurückgedrängten Finnen, in den Bretons, den Iren und vielleicht den Slaven dürften Reste der passiven Urvölker sich nachweisen lassen, welche von den aus Asien gekommenen griechischen und germanischen Heldenscharen unterjocht wurden. Die passiven Rassen verharren in ihren Sitzen, ohne Streben in die Ferne. Sie machen schon früh Beobachtungen und Erfindungen, aber sie sind mit den ersten Resultaten zufrieden. Es ermangelt ihnen auch eine eigentlich freie Kunst. Sie sind treffliche Diener, solange alles im gewohnten Geleise geht, gute Soldaten, solange sie nicht genötigt werden, selbst zu denken und selbständig zu handeln, solange sie angeführt werden.

Wie sich der aktive Stamm über die Erde verbreitet, läßt sich nicht genau nachweisen. Doch scheint es, daß er in früher Zeit schon Afghanistan, Iran, Arabien, Kaukasien, Kleinasien und Griechenland betreten, dann aber die Alpen besetzt und später in den deutschen Gebirgen und in Skandinavien sich ausgebreitet habe. Die Hyksos, welche Aegypten bezwangen, die Perser, welche die theokratischen Monarchien der Meder, Assyrer und Babylonier stürzten, die Heroen der Griechen, die Romuliden, welche die etruskischen Monarchien

überwanden, die Germanen, die Araber und Türken (wohl zu unterscheiden von den passiven Mongolen), die unbändigen Tscherkessen, die Inkas von Mexiko, die Eries der Südsee — diese scheinen Mitglieder des kaukasischen Stammes, der in kleiner Anzahl als unbändige Kriegerschar auftritt, die passiven großen Reiche anfällt und bezwingt, das Priestertum stürzt oder mit dem Königtum vereint und die von den passiven Nationen begonnene Kultur auffaßt und weiter fortbildet. Am schönsten entfalten sich die aktiven Menschen, wo der Ackerbau die Grundlage ihres Daseins bildet, obschon sie die eigentliche Feldarbeit in der Regel den vorgefundenen passiven Stämmen überlassen, während sie selbst als Krieger, Künstler, Seefahrer, Handelsleute eine geistigere Beschäftigung finden.

Die eigentliche politische Entwicklung beginnt erst mit der Unterjochung der passiven durch die aktiven Rassen, und es beginnt ein innerer Kampf und eine Vermischung der beiden Rassen, welche die Lebensgeschichte der Nationen beherrschen. Im wesentlichen hängt daher die Gestaltung des Lebensganges von dem Klima, der Lage auf Inseln, am Meere, an Flüssen oder an Gebirgen bei weitem weniger ab, als von dem Verhältnis, in welchem die aktive und passive Rasse gemischt ist.

Dies sind mit möglichst eigenen Worten die Grundgedanken der Klemmschen Theorie. Mit bewundernswertem Tiefsinn hat der geniale deutsche Kulturforscher auf ein paar Seiten seines Buches Erkenntnisse formuliert, die für die historische Anthropologie von grundlegender Bedeutung und durch die spätere Forschung im wesentlichen bestätigt worden sind. Besonders wichtig ist die Unterscheidung von „Volk“ und „Rasse“, derart, daß in den historisch gewordenen Völkern verschiedene Rassenelemente verschmolzen sind. Mit scharfem Blick erkennt er die wichtigsten physischen Merkmale der germanischen Rasse, als deren typische Vertreter in geistiger und körperlicher Hinsicht Shakespeare und Napoleon gelten. Napoleon hatte in der Tat blaue, ins Graue spielende Augen, braun-blondes Haar, ein langes, schmales Gesicht, schmale Adlernase, einen langen Schädel. Man muß dabei nicht an den späteren feisten Cäsarenkopf denken, sondern die Jugendporträts von Gros im Louvre und in Versailles studieren. Und wer je das Profil-Bildnis von Shakespeare betrachtet hat, kann darauf die echt germanische Kopfbildung nicht verkennen.

Hier müssen wir noch eines anderen Historikers aus jener Zeit gedenken, dessen Untersuchungen über die Geschichte des griechischen Volkes durchaus in anthropologischem Geiste gehalten sind. Wir meinen Fallmerayers Forschungen über das allmähliche Aussterben der griechischen Rasse[1]). Hier sehen wir einen Historiker Schritt für Schritt auf Grund von Urkunden nachweisen, wie das hellenische Volk von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr an Zahl zurückgeht, bis es schließlich fast ganz von seinem Heimatboden verschwunden ist.

Derartige Forschungen sind von ungemein großem historisch-anthropologischen Interesse. Wie sehr auch die Qualität der Rasse

---

[1]) J. Ph. Fallmerayer, Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und die Landschaft Attika? (1835.) — Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters (Vorrede).

von Einfluß auf die Geschicke der Staaten ist, so spielt doch die Quantität eine nicht minder bedeutsame Rolle. Die Zunahme und Abnahme der Bevölkerungszahl ist nicht nur wichtig für die Massenaktionen, die zur Erhaltung und Entwicklung einer Rasse und Kultur notwendig sind, sondern auch für die Größe der Variationsbreite, innerhalb deren Grenzen die Individuen in ihren Fähigkeiten und Neigungen abändern. Es ist z. B. nicht ohne Bedeutung, ob eine Familie sechs Kinder oder nur zwei oder ein Kind umfaßt; denn unter sechs Kindern kann naturgemäß eher ein Talent auftreten, als unter zweien.

Von wie großer Wichtigkeit solche Forschungen für das Verständnis der Geschichte sind, beweisen auch die einige Jahrzehnte später verfaßten Schriften von J. Beloch, auf die ich hier nur beiläufig und andeutungsweise aufmerksam machen möchte. In seiner Schrift über „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" (1886) beweist dieser Gelehrte auf Grund von statistischen Erwägungen und Berechnungen, soweit solche bei der Beschaffenheit der Urkunden möglich sind, daß z. B. Griechenland um das Jahr 432 v. Chr. einschließlich der Inseln und Macedoniens nur etwa drei Millionen Einwohner hatte. Der Nachweis einer solchen Zahl ist von unermeßlichem Wert für die Beurteilung der wunderbaren Rassenbegabung der Hellenen, die trotz einer so geringen Zahl in den „Künsten des Krieges und Friedens" so Hervorragendes und fast Unnachahmliches geleistet haben.

Für die Entwicklung der historisch-anthropologischen Ideen kommen auch die Untersuchungen von F. Pruner-Bey in Betracht, die speziell die anthropologische Geschichte Aegyptens, die Aufeinanderfolge der Rassetypen und den Einfluß ihrer Mischungen auf die politischen Schicksale des ägyptischen Reiches behandeln. Als Material dienten ihm Gemälde, Statuen und die Form der ausgegrabenen Schädel und Knochen[1]). Bei dieser Gelegenheit erörtert er auch die natürlichen Anlagen der Negerrasse. „Die Fähigkeit der Neger", schreibt er, „ist auf Nachahmung beschränkt. Ihr vorherrschender Trieb ist für die Sinnlichkeit und Ruhe bald angeregt, bald abgespannt. Sind einmal die physischen Bedürfnisse mit den ersten besten Gegenständen befriedigt, so hört alle geistige Beschäftigung auf und der Leib überläßt sich dem Geschlechtsgenusse und der Ruhe." Es heiße die Natur verkennen, wenn man annehmen wolle, „daß alle Menschenfamilien dazu berufen seien, dieselbe Aufgabe auf dieser Erde zu lösen"[2]).

Im Jahre 1849 veröffentlichte C. G. Carus zum hundertjährigen Geburtstage Goethes eine kleine, aber sehr gehaltvolle Schrift „Ueber die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme für höhere geistige Entwicklung". — Es ist ein Irrtum, schreibt Carus, die Menschheit als ein Aggregat durchaus gleichbefähigter und gleichberufener Geister aufzufassen. Wäre die Menschheit ein Aggregat unzähliger Geister, alle von gleicher Befähigung, alle von gleicher Anlage, alle von gleichem Anrecht an höchste ideelle Entwicklung, wie käme es, daß so viele Tausende in der Nacht geistiger und weltlicher Unbedeutsamkeit durchs Leben wandeln, während dem

[1]) Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenrasse. 1846.
[2]) Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie. 1847.

einen es bestimmt ist, der Stolz seines Volkes zu sein, in dessen Geschichte und geistige Entwicklung einzugreifen und ein echt menschliches Dasein in schönem Maße zu vollenden! Aber nicht nur die Individuen, sondern auch die verschiedenen Menschenstämme haben ungleiche Befähigung infolge der Verschiedenheit der Größe und Form des Gehirns. Denn der Schädelinhalt beträgt bei den Weißen 87, Mongolen 83, Indianern 82, Malayen 81 und bei den Negern 78 Kubikzoll. Hier geschieht es zum erstenmal, daß die Unterschiede der Rassenbegabungen auf eine verschiedene Organisation des Gehirns zurückgeführt werden, dieser „Geburtsstätte der Geschichte", wie Huschke sich einmal geistreich ausdrückte.

In seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" (1853) kommt Carus auf ähnliche Probleme zu sprechen, unter anderem auf die „psychische Bedeutung der verschiedenen Kopfformen". Der große Kopf ist das wesentliche Kennzeichen höherer Intelligenz, der Männer der Wissenschaft. Doch findet man Köpfe von großem Umfang zuweilen in der dichtesten Hefe des Volkes: „Köpfe von roher Modellierung, aber beträchtlicher Masse und dabei doch höchst elementaren Naturen angehörig. Köpfe dieser Art gehören dann den Männern der Faust, denen, die den materiellen Kern der Völker bilden und von denen zwar nicht unmittelbar die großen Ideen des Genius hervorgehen, die aber in mehreren Generationen oft den Genius selbst erzeugen und die deshalb im ganzen, trotz ihrer unmittelbaren elementaren Natur, doch eine wichtige Stelle in der Geschichte der Menschheit einnehmen. Braucht man doch nur der Entwicklung der Geister nachzugehen, welche die Völker erleuchten, Wissenschaft und Poesie immer von neuem beleben und oftmals dem Strome der Geschichte ein neues Bett anweisen und immer wird man sie aus diesen elementaren Schichten der Gesellschaft ursprünglich hervorgehen finden. Es kann daher auch nicht fehlen, daß im Durchschnitt die höhere Bedeutung eines Menschheitstammes in der Regel durch beträchtliche Kopfgröße sich verrät."

In diesen Sätzen berührt Carus das ebenso wichtige wie interessante Problem der anthropologischen Genealogie der Talente und Genies, welche der Rassenabstammung der hervorragenden geistigen Individuen bis auf ihre letzten organischen Wurzeln nachspürt.

Anknüpfend an Klemm und Carus behandelt E. von Wietersheim die „Vorgeschichte deutscher Nation" (1852) unter ähnlichen historisch-anthropologischen Gesichtspunkten. Er hält „den Germanenstamm sowohl durch Uranlage als durch geschichtliche Erziehung zum Träger europäischer Weltherrschaft prädestiniert", und ebenso erkennt er den Grundgedanken der Klemmschen Theorie von den aktiven und passiven Menschenrassen als richtig an. „Ruhe und Bewegung", schreibt er, „sind die Ausgangspunkte der Rassen-Differenz, auf der die Aktion der Weltgeschichte beruht. Erhaltung ist das Ziel der passiven, Erweiterung das der aktiven Menschen. Tätigkeit, dem Buschmann und Pescheräh, dem Neger und Waldindier, dem Eskimo und Samojeden Unnatur und Torheit, wo sie nicht durch unmittelbares Bedürfnis geboten wird, ist die Quelle des Lebens, der Herrschaft, der Größe der Kulturvölker geworden. Sie offenbart sich in dem Streben nach Erwerb und Besitz, nach Ruhm, nach dem Fernen und Unbekannten, sowie nach Ver-

edelung des Erworbenen und Erforschten durch Mitteilung, durch geselligen und geistigen Austausch."

Wietersheim geht über Klemm hinaus, indem er die Frage nach der eigentümlichen auf- und absteigenden, fortschreitenden und beharrenden Verschiedenheit in den Völkern aktiver Rasse aufwirft. Müssen wir auch bei allen eine gewisse Gleichheit der Anlage voraussetzen, so hat doch die Verschiedenartigkeit ihres geschichtlichen Erziehungs- und Entwicklungsweges die ungeheuerste Ungleichartigkeit unter ihnen herbeigeführt. Die großen, zu unverwelklicher Blüte schnell aufgesproßten Kulturvölker der alten Welt gingen unter, nachdem sie durch Befruchtung der neuen Menschheit ihre Aufgabe erfüllt. In der Mischung dieser Elemente ging auch die keltische Nationalität auf. Das germanische Blut bildet den aktiven Grundstoff der romanischen Völker. Nur die gerade am langsamsten reifende germanische Nationalität erhielt sich, durchdrang und überwand alles, und erreichte so den Höhepunkt der Menschheit aktiver Rasse, der ihr, nachdem sie ganz Amerika und fast alle bewohnbaren und zugänglichen Teile der Erde, außer Mittel- und Südostasien, das nur erst vor ihr zittert, sich unterworfen, für alle Zukunft gesichert scheint. Aus ihr sind alle christlichen Monarchen der Erde hervorgegangen, aus ihr allein selbständige Wissenschaft und Kunst, die Umsegelung und Erforschung des Erdballs und jene wunderwürdigen Erfindungen, welche Gestalt und Richtung der europäischen Menschheit verändert und die Kräfte der Natur ihr dienstbar gemacht haben.

In der Uranlage der aktiven Rasse ruht aber nur die Fähigkeit, nicht auch die Notwendigkeit höherer Veredelung. Diese gibt erst die erziehende Entwicklung, in der leider auch die Tugenden des Urmenschen untergehen, die Abschwächungen und Laster der Kulturmenschen aufgehen. Der Entwicklungsgang der Völker wird bestimmt durch die Beschaffenheit der Wohnsitze, dann aber durch drei Faktoren, welche die aktive Rasse zur höchsten Ausbildung bringen: Wanderung, Krieg und Mischung des Blutes. „Was im Gebiet der niederen Organismen die Kulturveredelung durch Wechsel des Samens, Einimpfung fremder Reiser, Kreuzung der Rassen, dasselbe leistet, zumal in der Jugendentwicklung der Menschheit, die Mischung der Völker." Die Blutmischung vermittelt die Kulturen. — „Von dieser Mischung blieb kein germanischer Stamm, außer dem skandinavischen, ganz unberührt, nachdem zumal die schon halb romanisierten Franken das gesamte übrige Deutschland, zum Teil nach langen Kämpfen, sich unterworfen. Aber auch die schon von Tacitus hervorgehobene Individualität der einzelnen germanischen Stämme gegeneinander, an sich ein Zeichen edelster Rasse, förderte sowohl in der Zeit der Bildung neuer Mischvölker, wie der Franken, Alemannen, Sachsen, Thüringer, Bayern, als auch später jenen inneren Veredelungsprozeß, der, nach allmählicher Unterjochung der Slaven im Nordwest, der Slaven und Avaren im Südost Deutschlands, durch Zumischung neuer fremdartigerer Elemente noch fortgesetzt wurde. Am unvermischtesten in unserem Vaterlande blieb unstreitig Westfalen, und gerade aus dieser Provinz sind keine Kaiser, keine auch nur vorübergehend vermögenden Fürsten und Stämme hervorgegangen. Merkwürdig, daß gerade dem Volke Westeuropas, das durch hohe Nationalkraft und Tüchtig-

keit andern vorleuchtet, dem englischen, der Vorzug der Mischung der Rassen durch keltische, römische, dänische, angelsächsisische und normannische Einwanderung und Eroberung am reichsten und dauerndsten zugefallen ist."

V.

Die beiden wichtigsten Ideen der anthropologischen Geschichtstheorie, die Lehre von der ungleichen natürlichen Befähigung der Menschenstämme und von der intellektuellen Ueberlegenheit der weißen Rasse, hat durch Gobineaus „Essai sur l'inégalité des races humaines" (1853) prinzipiell keine tiefere Begründung erfahren. Wer Klemms Kulturgeschichte kennt, muß sich deshalb darüber wundern, daß der deutsche Uebersetzer[1]) die bisherigen „Kulturgeschichten" als „nebelhaft" bezeichnet, falls darunter das genannte Werk auch gemeint sein sollte. Trotzdem hat Gobineau sich große Verdienste um die historische Anthropologie erworben. Trotz vieler Irrtümer und einseitiger Uebertreibungen, die er sich zu schulden kommen ließ, trotz seiner eigensinnigen Ablehnung der Darwinschen Theorie, wollen wir nicht die großen und tiefen Wahrheiten verkennen, die er über die Bedeutung der Rasse für Geschichte und Völkerleben ausgesprochen hat.

Mit besonderem Nachdruck hat er gezeigt, daß die „lange verkannten germanischen Völker ebenso groß, ebenso majestätisch sind, wie die Schriftsteller des oströmischen Reiches sie uns als barbarisch bezeichnet hatten". Er fand als das Ergebnis seiner Untersuchungen, daß alles, was es an menschlichen Schöpfungen, Wissenschaft, Kunst und Civilisation, Großes, Edles und Fruchtbares auf Erden gibt, den Beobachter auf einen einzigen Punkt zurückführt, nur einem und dem nämlichen Keim entsprossen, nur aus einem einzigen Gedanken erwachsen ist, nur einer einzigen Familie angehört, deren verschiedene Zweige in allen gesitteten Gegenden des Erdballs geherrscht haben. Und zwar ist dies die arische Rasse!

Ferner bringt Gobineau eine Fülle von historischen Beweisen für die natürliche Ungleichheit der Menschenrassen und die Beständigkeit ihrer Begabungsverschiedenheiten. Daher kommt es, daß die Civilisation nicht einfach übertragen werden kann, es sei denn, daß zugleich eine Vermischung des Blutes stattfindet, das aus der begabteren Rasse stammt, von dem die Civilisation übernommen wird. Rasse und Civilisation ist identisch. Die Veränderungen in der Sprache und in den Regierungen sind verursacht durch innere Umwandlungen der Menschen, durch Vermischung ungleicher Rassen. Gobineau sieht in der Vermischung den hauptsächlichsten physiologischen Prozeß, der den geschichtlichen Aenderungen zu Grunde liegt. Diese Mischungen können günstig oder ungünstig sein. „Die Geringeren sind durch Blutmischungen gehoben worden. Leider nur sind eben damit auch die Größeren erniedrigt worden, und das ist ein Uebel, das nichts ausgleichen, nichts wieder gut machen kann."

Von hier aus erklärt Gobineau den Begriff der Degeneration. Dieses Wort bedeutet, „daß ein Volk nicht mehr den inneren Wert

---

[1]) Graf Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. 2. Auflage. Stuttgart, Frommanns Verlag.

hat, den es ehedem besaß, weil es nicht mehr das nämliche Blut in seinen Adern hat, dessen Wert fortwährende Vermischungen eingeschränkt haben; anders ausgedrückt, weil es mit dem gleichen Namen nicht auch die gleiche Art, wie seine Begründer bewahrt hat, kurz, weil der Mensch des Verfalls, derjenige, den wir den degenerierten Menschen nennen, ein unter dem ethnographischen Gesichtspunkte von den Helden der großen Epochen verschiedenes Subjekt ist". Diese physiologische Umwandlung hat ihre Ursache in dem Verschwinden der edleren herrschenden Rassebestandteile, wie an dem Beispiel von Frankreich besonders gezeigt wird. „Das eben lehrt uns die Geschichte. Sie zeigt uns, daß jede Civilisation von der weißen Rasse herstammt, daß keine ohne die Beihülfe dieser Rasse bestehen kann, und daß eine Gesellschaft nur in dem Verhältnis groß und glänzend ist, als sie die edle Gruppe, der sie ihr Dasein verdankt, sich länger erhält und als diese Gruppe selbst zum erlauchtesten Zweige der Gattung gehört."

Erkennen wir diese Auffassungen auch als richtig an, so müssen wir doch in anderen Punkten entschieden widersprechen. Es bedarf keines Wortes der Widerlegung, daß z. B. der Satz: „Im Fortschritt oder Stillstand sind die Völker unabhängig von den Stätten, die sie bewohnen", in dieser Fassung entschieden falsch ist. Boden, Klima, Fauna und Flora, die Nachbarschaft anderer Völker, sind wichtige äußere Bedingungen für die ökonomische und intellektuelle Entwicklung der Rassen. Innerhalb historischer Zeit vermögen materielle Ursachen die natürlichen Rassenanlagen in keiner Weise wesentlich zu ändern, aber für die Entfaltung dieser Begabungen sind sie unumgänglich nötig. Die Griechen würden in Zentralafrika nie ihre Kulturhöhe erreicht haben, und die Neger würden in Griechenland im wesentlichen — Neger geblieben sein! Rassenanlage und äußere Verhältnisse wirken bald günstig — bald ungünstig zusammen, um das Endergebnis im „Stillstand und Fortschritt" der Völker herbeizuführen.

Der Wahrheit viel näher kommt der Gedanke, daß „jede äußerlich wirkende Kraft ohnmächtig ist, die organische Unfähigkeit niederer Rassen zur Civilisation fruchtbar zu machen, wiewohl diese Kraft im übrigen sehr energisch sein kann". Gobineau meint dies in erster Linie in Bezug auf das Christentum. In der Tat zeigt die Ausbreitungsgeschichte der christlichen Ideen, daß dieselben allein nie imstande gewesen sind, eine niedere Rasse in ihrer Gesittung dauernd zu heben, vielmehr selbst, je nach Intelligenz und Temperament der betreffenden Rassen, die sonderbarsten Wandlungen durchgemacht haben, bis sie bei den wildesten der Wilden zu einer Farce entstellt wurden.

Kann auch die Macht der Ideen die seelische Eigenart und Veranlagung der Rassen nicht wesentlich umändern, so vermag sie aber doch kongeniale Anlagen zu wecken und in ihrer Entfaltung zu beschleunigen. Die ganze Kulturgeschichte ist ein fortwährendes Zeugnis für die Wahrheit, daß die intellektuelle Umgebung und die historischen Umstände der Tradition, unter denen eine Rasse in den Kulturprozeß eintritt, von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Bildungs- und Sittengeschichte derselben gewesen sind.

Gänzlich unbegründet ist Gobineaus Satz, daß „die künstlerische Begabung, den drei großen Rassen gleich fremd, erst aus der Ehe der Weißen mit den Negern erwachsen sei". Tatsächlich hat aber jede

Rasse einen angeborenen Kunstsinn, der freilich nach Leistungsfähigkeit und Qualität sehr ungleich auftritt; und es gibt auch keine Spur eines Beweises dafür, daß die großen künstlerischen Genies auch nur einen Tropfen Negerblut in sich tragen. Vielmehr kann man den Nachweis erbringen, daß die größten Kunstgenies reine Germanen oder solche Mischlinge der germanischen mit der „alpinen" oder „mittelländischen" Rasse gewesen sind, bei denen Kopf- und Stirnbildung als wichtigste organische Träger der Geisteskraft den germanischen Typus bewahrt haben.

Vor mehr als zehn Jahren schrieb Fr. von Hellwald, daß alle großen Geisteshelden der Menschheit dem blonden Typus angehört hätten. In dieser Fassung ist der Satz nicht ganz richtig und eine bloße Hypothese, für die jener Kulturhistoriker keine direkten Beweise erbracht hat. Um endlich diese und ähnliche wissenschaftliche Vermutungen aller Anzweifelung zu entziehen und über die Rassenabstammung der Genies begründete und genaue Erkenntnis zu erlangen, entschloß ich mich, über „Rasse und Genius" auf Grund von biographischen Nachrichten, Bildnissen, Büsten, Statuen, Medaillen u. s. w. eingehende Untersuchungen anzustellen. Die Materialsammlung und die Vorstudien für die Lösung dieses ebenso schwierigen wie anziehenden Problems sind inzwischen soweit vorgeschritten, daß ich den von mir formulierten Satz über die anthropologische Genealogie der geistig hervorragenden und führenden Individuen in Bezug auf Deutschland, England, Frankreich, Italien und die Niederlande für vollständig bewiesen erachte.

Die Urgeschichte der Künste.

Dr. J. Lanz-Liebenfels.

Wem verdankt der Mensch die holde Gabe der Kunst? Denselben zwei Urtrieben, welche die ganze organische Welt beseelen, der Selbst- und Arterhaltung, dem Hunger und der Liebe! Doch nicht beiden verdankt er sie im gleichen Maße, der Sexus ist der stärkere, der mächtigere Schöpfer. Professor Ludwig Stein[1]) hat erst jüngst in einem feinsinnigen Artikel nachgewiesen, wie sich zuerst der Geselligkeitstrieb im Menschen ausbildete und wie er eine ihm eingeborene Naturgabe sei. „Humanité" ist das „befreiende Wort" nicht allein für die Zukunft, sie ist auch das Licht, das uns in die dunkle Urgeschichte des Menschen zurückleuchtet. Der Mensch ist das Maß und Zentrum aller Dinge!

Ratzenhofer[1]) hat mit dem Satz: „Das Soziale ist das Ursprüngliche, das Individuelle ist die Konsequenz dieses Ursprungs", ein folgenschweres Wort ausgesprochen. Aus der Wechselwirkung von Individuum zu Volk, oder in Multiplikation dieser Proportion, in Wechselwirkung eines Volkes zu einer ganzen Rasse, und noch höher einer Rasse zur ganzen Menschheit, daraus ergibt sich Fortschritt, Kultur und Kunst, sowie die bewegte induzierende Spule in der

ruhenden induzierten Spule Strom erregt und kräftigeren Strom wieder zurückerhält und in immer stärker werdender Wechselwirkung den licht- und kraftspendenden Starkstrom hervorruft.

Für die Beurteilung der urgeschichtlichen Kunst ist diese Erwägung von fundamentaler Bedeutung, Erfindungen müssen immer von einem Individuum ausgehen, das Volk nimmt sie auf wie ein Accumulator die Kraft und bietet einem zweiten Individuum das Kraftmaterial zu einer neuen Erfindung. Wo wir jedoch in der Urgeschichte ganz neue Epochen konstatieren können, da dürfen wir nicht mehr allein die Wirkung eines einzigen Individuums annehmen, dann muß ein Volk gearbeitet haben. Mit anderen Worten, kulturgeschichtliche Epochen sind ethnischen Ursprungs, durch Völkerwanderungen herbeigeführt, Abschnitte innerhalb einer Epoche sind individueller, meist autochthoner Herkunft.

Welche Kunst ist die älteste? Entschieden die, die auf ein niedrigeres Sinnengebiet wirkt. Die älteste Kunst ist die Musik! In der Musik liegen zwei Elemente: Harmonie und Rhythmus und hier ist für den Urmenschen wieder der Rhythmus das Ursprünglichere. [Vergleiche Grosse[2]), Seite 274.] Deswegen ist die Musik bei den primitiven Menschen immer mit Tanz verbunden. Auf die Pflege der Musik schon in der paläolithischen Periode können wir nicht allein aus der Analogie mit den niedrig stehenden jetzt lebenden Naturvölkern Australiens, Afrikas und Südamerikas schließen, sondern wir haben durch die Funde von Knochenpfeifen in den diluvialen Schichten Frankreichs [Hoernes[3]), Seite 37] und Deutschlands [Schweizerbild, Ranke[4])] sichere Anhaltspunkte dafür. Denn die Pfeife ist schon ein komplizierteres Instrument, als z. B. die Zunge des Menschen, die klatschende Hand [protomantisch erschlossene Wurzel: *d·q·d·q; lat. tactus, digitus, texere, gr. daktylos, gr. techne, nhd. Dock = Puppe!].

Alles, was man in der Hand hält oder der Hand ähnlich ist, hängt in allen Sprachen mit jener ältesten Lautwurzel d·q·d·q zusammen, die sich früh in d·q und q·d differenzierte. Besonders wird q·d die Bezeichnung für Holz. [nhd. Scheit, Zweig, Zinke; Tuisto = Zwitter, das heilige Gabelholz, da die Gabel die älteste Schäftung und der älteste senkrechte Holzverband ist; nhd. Esche, Hasel, got. geiza, Sigune, Tiu, deus, Zeizo der heilige Pfahl, Gott, Goten, Skythen (dazu Justinus II, 3, Jer. 5, 15, Ez. 38), Chatti. Aeg. k·t = Hand, ch·t·ch·t = schlagen, ch·t = Holz, h·t = gladius, s·ch = schneiden. Ass.-bab. kata = Hand, gis = Holz, hattu = Scepter, kistu = Wald, gasuru = Balken. Die As-cheren, heilige Pfähle der Phönizier, die Asen! Hathor zu Dendera, sum. dingir = Gott, Tintir = Babel, Dagon, Tages, Tanit, Teni, Geburtsstadt des Mena, die Tehenu (durch das Wurfholz determiniert), Danaer, Tanger, Tanfana, Dania, Sachsen.] Es dürfte demnach doch eine Art Holzzeit gegeben haben, denn der Holzknüttel ist wohl das primitivste Werkzeug. [Vergleiche die Scepter der verschiedensten Völker mit den Gabel-(Greifhand-)Enden.] Die Kunst [q·d] stammt daher in direkter Linie von der Hand ab, sowohl die tönenden wie die bildenden Künste haben in ihr ihre Urmutter. Aber man merke, daß das Akustische immer das Aeltere ist. [Z. B. bezeichnen die Aegypter den ästhetischen Begriff „schön“ durch die wohlklingenden Laute (n·f·r);

äg. t·h·m = sprechen und wird mit einem tanzenden und händeklatschenden Menschen determiniert; nhd. Zunge = die Schnalzende!]

Mit Recht sagt Grosse, „die ursprüngliche Musik war Vokalmusik", und das ursprünglichste Instrument — der Mensch selbst! Nicht umsonst lesen wir in der Bibel schon Gen. 4 das berühmte Lamechlied, wohl eine der ältesten schriftlich erhaltenen Poesien, voll urmenschlicher Wildheit. Wir begreifen auch jetzt, wieso dieses unfromme Lied in die ersten Blätter des heiligen Buches kommt, warum Lamech der Vater des Jubal [von Horn!] ist, „von dem die Saitenspieler und Bläser" kommen.

Aber gerade weil die Musik die älteste Kunst ist und selbst die niedrigst stehenden Naturvölker sich schon sehr weit von dem Zustand des pithecoiden Menschen entfernt haben, ist das Problem der Musik das dunkelste in der ganzen Kunst. [Vergleiche Grosse[2]), Seite 289.] Treffend sagt Grosse von der Musik, „ihr Reich sei nicht von dieser Welt"! Und doch müssen wir sie aus den zwei Trieben der Selbst- oder Arterhaltung ableiten können. Es bleibt uns eben nichts anderes übrig, als bei der Musik ebenfalls sexuellen Ursprung anzunehmen. Dieser Ansicht ist z. B. Darwin. [Vergleiche Grosse[2]), Seite 280, der die Lösung in suspenso läßt.]

Dieses hochinteressante Gebiet ist wenig untersucht. Indes ist es eine allgemein bekannte Tatsache, daß auch die Stimme sexuell erregen kann. Krafft-Ebing[5]) [Seite 19] führt den Gesang der Vögel und die Zauberwirkung der Stimme besonders auf das weibliche Geschlecht an. Ich mache hier jedoch auf eine besonders beweisende Tatsache aufmerksam, die bisher noch kein Aesthetiker erwähnte: die Mutation der Stimme, und die Beeinflussung der Stimmbänder durch venerische Krankheit. Vielleicht steht mit dieser Frage auch die evident sexuelle Reizbarkeit der Komponisten und Virtuosen in Verbindung. [Vergleiche auch den hochinteressanten Aufsatz über das ganz anormale Ohr Mozarts von Holl[6]) und die starke Prognathie der Schädel Beethovens[7]) und Schuberts[8]), über Rich. Wagner vergleiche H. Fuchs[29]). Jedenfalls wird die Physiologie in dieser Frage noch einmal eine entscheidende Stimme haben. Vergleiche von Hovorka[12]) über die „infibulierten" römischen Musiker. Uebrigens wollen einige Physiologen im Gehörorgan den Sitz des Stabilitätsgefühles entdeckt haben. Dann wäre allerdings auch das Problem des Rhythmus gelöst!] Vielleicht gehört hierher auch die Ansicht der Mystiker, „B. Mariam virginem a Spiritu Sancto per aurem impraegnatam esse!" [Vergleiche unten Bisexualität und Parthenogenesis!]

Schon klarer ist der sexuelle Zusammenhang beim Tanz. Die Corroborris der Naturvölker haben stark sinnlichen Beigeschmack. Die Bedeutung des Tanzes ist durchaus nicht zu unterschätzen, er erzeugt im Vereine mit der Musik das Drama, dann immer mehr abstrahierend die Lyrik und zum Schlusse erst die Epik. [Grosse[2]) Seite 219.] Das Tier, sowie der Urmensch faßt nur körperlich, lokal auf, gerade durch den Rhythmus des Tanzes wird dem Menschen die erste Auffassung des Zeitbegriffes, der für die Abstraktion so wichtig ist, beigebracht. Der Tanz nimmt daher in der Folklore [Berchtentänze u. s. w.] und vor allem in den Religionen einen breiten Platz ein. Ich halte die Gebetsstellung in den verschiedenen Religionen für nichts als

Tanzrudimente. Wer je einen Blick in ein Meßrituale oder Chorrituale der katholischen Religion geworfen hat, wird mir zustimmen. [Vergleiche Böhme[9]), Sepp[28]), die Echternacher Springprozession!]

Wir waren bisher nur bei der Akustik stehen geblieben, wir wollen nun allmählich zu den Künsten übergehen, die das Auge des Menschen erfreuen. Unser oben dem Artikel Steins entlehnter Grundsatz wird uns sicher führen. Was mag das Auge des Urmenschen wohl zuerst am meisten angezogen haben? Die hehre Natur, der Makrokosmos?! Nein, der Mensch wird zuerst den Menschen sehend begriffen haben, und zwar wird es wieder der Sexus gewesen sein, der den Mann das Weib finden ließ. Deswegen die stehende Phrase in der Schrift, „er erkannte sie“! Schon die Tiere werden zur Brunstzeit von der Natur durch hellere Farben geschmückt. Der Urmensch tut es selbst. Für ersten Körperschmuck halte ich den akustischen Klapperschmuck, da schon in den ältesten Schichten der paläolithischen Zeit Frankreichs die an Ketten gereihten Meermuscheln gefunden werden und dieselben weniger durch ihre Farbe als durch das Geklapper auffallen mußten. [Vergleiche Lartet und Christy[10]) und Hoernes[3]), Tafel IV, den monströsen Klapperschmuck der Tonstatuette von Kličevac, spätere Periode. Hierher gehören auch die Glöckchen an dem Gewand des jüdischen Hohenpriesters!] Schon das Pferd freut sich, wenn ihm der Schellenkranz umgelegt wird, der Hund verlangt nach seinem klimpernden Halsband, das Kind nach der klirrenden Rodel. [Das heilige Sistrum der Aegypter!]

Vom beweglichen Klapperschmuck ist nur ein kleiner Schritt zum glitzernden Schmuck, wie z. B. Bergkristalle und Flußspat sehr häufig in späteren diluvialen Schichten angetroffen werden. Es erwacht nun im Urmenschen das Bedürfnis, den für das Auge auffallenden Körperschmuck zu fixieren, er bemalt sich.

Die erste Leinwand, auf der der Mensch malen lernte, war — die Menschenhaut. Zu Les Eyzies [Lartet und Christy[10]), A. Pl. XIII und XXIII], an der Schussenquelle[4]) und zu Prechmost[4]) fanden sich in altsteinzeitlichen Schichten Farbenreibsteine, auf denen der Urmensch Rötel und Ocker zerrieb, mit Fett mischte, um sich zu bemalen. Im allgemeinen wird von allen Völkern rot bevorzugt, weil es von allen Hautpigmentierungen am meisten absticht und Rötel fast überall vorkommt. [Grosse[2]), Seite 59.] Zum festen Körperschmuck gehört auch die Sitte der Narbenzeichnung [Grosse[2]), Seite 78], Tätowierung [ibid. Seite 70, Ratzel[11])] und Deformierung. [hier primo loco der Sexual-Organe; darüber Ploß[18]), von Hovorka[12]) und Hahn[14]).] Wir können letzterem nur beistimmen, wenn er diese Manipulationen die Ausgangspunkte der Viehzucht nennt. Das erste Haustier, das sich der Mensch gezüchtet hat, war der Mensch! [Ueber Schädeldeformationen: Sergi[15]), Bräß[16]), Anutschin[17]); eine moderne Körperdeformierung mit sexuellem Beigeschmack ist — der Schnürleib!] Bei Schädeldeformierungen, Tätowierung und Narbenzeichnung spielt jedoch neben dem sexuellen Schmucktrieb auch der Selbsterhaltungstrieb eine Rolle, indem sich der Mensch dem Feinde recht furchtbar zeigen will. [Grosse[2]), Seite 53.] Es ist ein großer Irrtum, die Tracht und die Kleidung auf das Schamgefühl zurückzuführen, im Gegenteil, die Kleidung hat das Schamgefühl erzeugt,

und sie war zuerst Schmuck, gerade um sexuell zu reizen. [Grosse[9]), Seite 90.] Solange das Klima der Zeitgenossen des französischen Diluviums warm war, gingen sie, wie wir aus den Zeichnungen bei Lartet und Christy[10]) entnehmen, nackt herum. Als jedoch das Klima rauher wurde, benutzten sie die Felle der erlegten Tiere, um ihre Blößen gegen die Kälte zu schützen. Die sogenannten „Schaber", mit denen das Fleisch von der Tierhaut geschabt wurde, sind uns hierfür ein Beweis. [Lartet und Christy[10]).] Noch eine Kunst wurde von den französischen Paläolithikern gepflegt, der man bisher nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt hat, da sie enge mit der noch nicht gelösten Frage der „Kommandostäbe" zusammenhängt. Dieselben sind bekanntlich ½—1 m lange, mit 2—3 cm weiten Bohrlöchern versehene Renntiergeweihe. Reinach[18]) und Lartet[10]) und andere haben sich damit beschäftigt. Man hält sie für Jagdwaffen, Scepter, Zäume, Trophäen, Zauberstäbe, Schoetensack[19]) für eine Art Gewandfibel. Ich mache auf folgende besondere Eigentümlichkeiten dieser Artefakte aufmerksam: 1. die dicht nebeneinander stehenden Bohrlöcher; 2. können nur verhältnismäßig dünne Holzstäbe durch diese Löcher gesteckt worden sein, wodurch die Verwendung als Waffe oder Werkzeug ausgeschlossen ist; 3. tragen sie zum größten Teil Abbildungen von Fischen und Pferden, auch Hasen, dürften also im allgemeinen mit der Jagd zusammenhängen; 4. glaube ich auf B. Pl. IX, Figur 6, bei Lartet und Christy[10]) auf einer Harpune die Abbildung eines oder zweier „Kommandostäbe" zu finden; 5. Ist B. Pl. II, die bekannte Darstellung eines Fisches in einem „unbestimmbaren" Gestell, und eines Menschen mit einem „unbestimmbaren" Gerät, für mich entscheidend. Die Zeichnung gibt auch Hoernes[3]), Seite 40, und bemerkt dazu, daß er die fischartige Darstellung für eine geflügelte Schlange halte. Meiner Ansicht nach stellt die Scene den Fang eines Fisches mittelst eines Fischzauns [oder Fischkorbes] dar, und das Gebilde, das der Mensch trägt, ist ein solcher; 6. derartige Geflechte sehe ich noch öfters und zwar immer auf „Kommandostäben" und mit Fischen vereinigt in Lartet und Christy, B. Pl. III, Figur 1, 3, 4, 6; B. Pl. XXIV, Figur 4, Fisch mit Netz?; B. Pl. XXVI, Figur 9, besonders wichtig; die Darstellung wurde bisher als „Eigentumsmarke" ausgelegt; 7. erwähnt Hoernes[3]), Seite 37, selbst, daß die Flechterei bereits von den Renntierjägern geübt werden mußte; 8. mußte sich der Urmensch, der, wie Hoernes[3]) ganz richtig bemerkt, noch keine ausgebildete Waffe besaß, mehr auf den Fang der Tiere verlegen. Da nun der französische Renntierjäger nachweislich sehr viel von Fischen lebte, aber noch nicht Pfeil und Bogen handhabte, so bleibt keine andere Annahme übrig, als der Fischfang durch Zäune, später durch Netze. Mit solchen Zäunen mag der Mensch auch Hasen und kleinere Vierfüßler gefangen haben. [Siehe die Hasenjagd auf der Situla aus der Certosa.] Ueber Fischzäune vergleiche Hermann[20]), vergleiche unten den Gott Marduk; 9. entspricht diese Art der Fischerei ganz dem primitiven Menschen, den ich mir nicht als mutig, sondern als feig, aber listig vorstelle; 10. erklärt sich daraus der Reichtum an ornamentalen Spuren gerade auf den „Kommandostäben" und Harpunen. Denn die Ornamentik entwickelt sich aus der Flechtkunst. [Grendels Mutter mit dem Netzgeflecht, Beowulf.]

Man kann daher mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die „Kommandostäbe" als Flechtrahmenwerk dienten. [Vergleiche dazu die parallele linguistische Entwicklung, nhd. rute, ahd. rusa (Rohr), nhd. Reisig, nhd. Reuse, und ahd. hrein (Renntier) und an. greina der Zweig, öst. Kreunze = geflochtener Buckelkorb.] Kaum eine Kunst hat für die übrigen Künste die Bedeutung erlangt wie die Flechtkunst. Woher mag sie stammen? Auch sie hat ihre Wurzel im Arterhaltungstrieb, sie ist eine eminent weibliche Kunst. Die Flechterei ist die Kunst des nestbauenden Weibchens! Das Weib ist die erste und einzige Göttin der bildenden Künste! Und wie wir heute sagen: „Du siehst Helenen fast in jedem Weibe", so könnte man vom Urmenschen sagen: er sah „Helenen" in jedem Knochen, in jedem Holz, wenn das Spiel der Natur zufällig die Weibsgestalt nachahmte. Es bedurfte dann nach dem geistreichen Ausspruch von Steinens nur der „Mitahmung" des Menschen, nur ein paar Schnitte mit dem Feuersteinspan und das erste plastische Gebilde war fertig. Die Natur durch ihre Zufallsbildung und die Liebe zum Weibe haben dem ersten bildenden Künstler die plumpe Hand geführt. Die paläolithische Bildnerei [vergleiche Lartet und Christy[10]), Piette[81]) [21]) [22]), Reinach[23]), Mortillet[72]), Girod und Massenat[24])] zeigt uns, wie der Mensch immer und immer das Weib darstellte. Bekannt ist die „Venus von Brassempouy", die „femme au renne"; mit besonderer Vorliebe betonen die Künstler die Sexualität. Man hat im allgemeinen zwei Typen aufgestellt, die steatopygen, hängebrüstigen weiblichen Figuren und die schlanken Plastiken und angenommen, daß der steatopyge Typus tatsächlich existiert und einer afrikanischen Rasse angehört habe. [Darüber unten.]

Was die künstlerische Ausführung jener Plastiken anbelangt, zeigen sie einen so hohen Grad von Vollkommenheit, daß man vielfach Bedenken gegen ihre Echtheit gehabt hat. Doch mit Unrecht. Denn gerade beim Jäger, wie es der diluviale Mensch war, besteht jener für den bildenden Künstler so wichtige innige Kontakt zwischen Auge und Hand. [Vergleiche Grosse[3]) über die Buschmänner und Eskimos, Seite 187.] Dabei darf man nicht vergessen, daß sich jene urmenschlichen Künstler eben nur solche Knochenstücke ausgesucht haben, die die allgemeinen plastischen Formen schon vorgezeichnet hatten. Außerdem werden sie sich wie unsere Kinder mit den Schnitzeleien in Holz geübt haben, von welcher Tätigkeit uns selbstverständlich nichts übrig geblieben sein kann. Neben dem Weib war es auch besonders das Wild und hier vor allem das Renntier, das der Mensch sowohl plastisch, wie auch durch Zeichnungen, ja in förmlichen gemalten Fresken [Capitan und Breuil[25])] zur Darstellung brachte. Doch gehören die Umrißzeichnungen und die Malereien bereits der letzten paläolithischen Stufe [Madeleine] an und lassen sich die Künstler noch immer gerne durch plastische, durch die Natur vorgezeichnete Formen die Hand führen[25]).

Eine isolierte Stellung in der prähistorischen Archäologie nimmt die männliche Elfenbeinfigur aus dem Löß bei Brünn ein [Makowsky[26])]. Doch dürfte diese Plastik schon der spätesten paläolithischen Periode angehören, wenn nicht gar der mesolithischen Periode, wie dies Reinach[23]), Seite 5, annimmt. Da der Kopf dieser Figur die typische fliehende Stirne und die hohen Augenbrauenwulste zeigt, so würde

er in Anbetracht seines Fundortes und zusammengestellt mit dem homo syriacus Chamberlains [Politisch-anthropologische Revue, No. 7, Seite 518] die neue „Semiten-Theorie" Driesmans'[27]), Seite 19, stützen, der eine frühzeitige Abtrennung der Hamosemiten von der durch die Eisbarre abgeschlossenen weißen Rasse annimmt. Ich glaube, daß man mit großer Wahrscheinlichkeit diesen Brünner Fund zu den mehr schlankeren nördlichen französischen Frauenbildern in Beziehung bringen kann und daß sich im Osten, vielleicht im heutigen Norddeutschland, bereits eine männlich stärkere, wenig sinnlichere, auf dem primitivsten Ackerbau fundierte Rasse herausgebildet habe. [Vergleiche von Weinzierl[28]) über den neolithischen flachstirnigen Schädel von Lobositz.] Denn erst der Ackerbau erzeugt soziale Gliederung und läßt, wie Hoernes[3]) richtig bemerkt, den Mann dem Mann achtungs- und darstellungswert erscheinen. Das Weib ist eine lebenspendende Naturkraft, es ist aber, wie jede Elementarkraft, ungezügelt, erst eingedämmt wie die Flamme auf dem Herd, der Wildbach in der Rinne, fördert es die Kultur und hebt und sittigt Mann und Rasse. Der paläolithische Künstler ist, wie wir gesehen haben, Realist vom reinsten Wasser, er ist Kleinkünstler, denn noch hat das Auge nicht den weiten Blick, um große Massen in die Form zu bändigen. In dieser Kleinkunst hat der diluviale Mensch allerdings Bewunderungswürdiges geleistet. Doch ist hinter diesen Gebilden nichts mehr als „Puppenmacherei" zu suchen. „Die Puppe wird vom Tier verstanden", die Katze spielt sich mit dem Knäuel, als ob es die lebende Maus wäre. [Vergleiche Hoernes[3]), Seite 49.] Und doch war diese Kunst einzig in ihrer Art, sie war die Kunst der reinsten, aller irdischen Sorgen enthobenen Kunst der Muße, der Muße des kindlich naiven Urmenschen, die Kunst des Lebensgenusses! Die Kunst der Hand im prägnantesten Sinn!

Ganz anders die Kunst der nachfolgenden mesolithischen und neolithischen Periode. Sie ist die Kunst der Not, des Hungers, der Religion, des Todes, der beginnenden sozialen Differenzierung, der Arbeit und Technik. Es ist die Kunst des Auges und des erwachten Geistes!

Es ist das große Verdienst des genialen Penka[30]), dem neuerdings Much[31]) gefolgt, die bisher zwischen paläolithischer und neolithischer Kunst gähnende Kluft des „hiatus" durch den Nachweis der europäischen Abstammung der Arier überbrückt zu haben. [Vergleiche Kraitschek in der Politisch-anthropologischen Revue, No. 7.]

Folgt man Penka, dann ist das spurlose Verschwinden der französischen Paläolithiker kein Rätsel mehr. Im westbaltischen Gebiete hatte der Mensch, auf der mesolithischen Kjökkenmöddingerkultur weiterbauend, Schiffahrt, Ackerbau und Viehzucht ausgebildet. [Darüber Much[31]).] Von hier sind die Völker und mit ihnen die Kunst fächerförmig nach West, Süd und Ost gewandert. Der Stein war nicht mehr allein Handwerkszeug, er ward zur Waffe! Denn mit dem Uebergang zum Ackerbau ist das Besitzrecht und damit die soziale Ungleichheit, Kampf und Zwietracht geschaffen. [Siehe Kain und Abel!] Penka hat mit seiner bahnbrechenden Theorie recht, Deutschland ist die Urheimat der Arier, schon in dem Namen liegt der Hinweis auf die fast ausschließlich im Balticum festgestellte mesolithische Kultur. Die Arier sind das

Volk des „heiligen Kares“, des knirschenden Steins! [Oest. Kar = Steinhalde, nhd. Quarz, nhd. Karst (Gerät und Gebirge), nhd. Ger u. s. w., Hunderte von Wortwurzeln und Göttergestalten werden durch die Wurzel q·r·q = Stein erklärlich. Davon auch Germanen = Steinmänner, wie: Amsi-varii, Angri-varii, da „Stein“ überhaupt als Waffe zur Bezeichnung des Kriegers und Mannes wird; lat. vir u. s. w., der heilige Gral! Karfunkel! Her der alte Ger- und Schwert- (sq·r) Gott, Warner = Sachsen (d·q), mare Cronium, Quirites, Graeci, Kronos, Kureten, Kranaer, skr. varna = Kaste, skr. Krishna, aeg. ch·r = Krieger, h·r·h·r = kriegen, sumerisch ver = Dolch, ass.-bab. šarru = König, kuradu = tapfer, ardu = Mann, kar = Festung, hursu = hebr. hor = Berg, Sar = Tyrus = Fels u. s. w. tausend andere Ableitungen!]

Daraus erklärt sich auch der von einigen Forschern bereits in den jüngeren Stufen der paläolithischen Zeit festgestellte Steinkult. [Hoernes[3]), Seite 65.] Die Furcht ist die Mutter der Religion, der geschleuderte Kiesel, der dem Urmenschen die Hirnschale zerschmetterte, die geschäftete Feuersteinspitze, die ihm das Herz durchbohrte, sie erfüllten ihn mit geheimnisvollem Grauen. Die Religion ist zugleich das beste Mittel, die erobernden Krieger mutig und todesverachtend zu machen, denn sie trauen dem heiligen Steinzauber. Für die Sklaven ist die Religion die Knute! Im Tod und Totenkult liegen die Wurzeln alles überirdischen Glaubens! Mit der Waffe ward der Aktionsradius der menschlichen Hand vergrößert, und das Auge folgte langsam der Hand und gewöhnte sich nun auch größere Stoffmassen in die Form zu zwingen; dies im Verein mit dem Steinkult erzeugte die megalithische Kunst. Wie Penka[32]) neuerdings nachgewiesen, sind diese Bauten entschieden einer Völkerwanderung, und zwar einer von Deutschland ausgehenden Wanderung zur See um Europa herum zuzuschreiben; sie bezeichnen auch den Weg, den die arische Kunst genommen hat und zwar zu Schiff! Das Schiff ist zum Verständnis der ganzen prähistorischen Archäologie von so großer und einschneidender Bedeutung und hängt so innig mit dem Kult des Wassers zusammen, daß es mir hier gestattet sei, in flüchtigstem Umriß die protomantisch erschlossene Entwicklung des Schiffes zu skizzieren.

Schon in der paläolithischen Periode haben wir gesehen, wie der Mensch durch die Fischerei in engste Beziehung mit dem Wasser trat. Unter allen unbelebten Elementen mußte das Wasser — noch vor dem Feuer — das lebhafteste Interesse des Urmenschen erregen, da er doch damit seinen Durst stillen mußte. Das Urwort für Wasser ist gleichfalls im Deutschen zu suchen, es ist das nicht besonders schöne Wort — Quatsch. [Protomantisches Integral *q·q·q, das sich schon frühzeitig in q·b und b·q differenzierte. Bacchus = Oegir, Okeanos, Ache, lat. aqua, Bach, Woge u. s. w.; andererseits Schaub, ags. Skeaf, gr. Kebrēn, gr. Chaos.] Aber noch ein unscheinbares, aber von allen Völkern noch heute heilig gehaltenes Tier ist nicht zu vergessen: die quakende Unke, sie war für den Primitiven die Sprache und die Seele des Wassers. [„Unke“ ahd. uhha ist nur die Nasalierung von q·(n)·q und differenziert auch bereits früh in q·n und n·q z. B. nhd. Fenn = Sumpfland, got. fani, lat. fanum = Heiligtum, das deswegen ebenso wie die mittelalterlichen Klöster gerne an Sümpfen angelegt wurde, vergleiche Fastlinger[33]); andererseits: nhd. Nixe, Nicker, lat.

Neptunus, Aegyptus ist der Sohn des Neptunus und der Anchinöe; lat. ancile der geigenförmige [richtig unkenförmige] heilige Schild, vergleiche auch die vielen geigenförmigen Idole bei Hoernes[3]), Seite 170, und die ägyptischen Skarabäen, äg. cheper; ich halte daher auch die Zeichnungen auf den Kieseln von Maz d'Azil für Unken, die Reinach[33]), Seite 16, ganz richtig mit Götterdeterminativen oder „hettitischen" Skulpturen von Boghazkiöi zusammenbringt. [Vergleiche Messerschmidt[34]), Seite 23, ägypt. Hkt, die Froschgöttin, n·h·die Hieroglyphe des Lebens, äg. h·pi = Nil, Inki der sumerische Mond- (Hornschiff!) und Meergott, Hommel[101]), Seite 197. Skane = Schonen und Kingi = Sinear werden durch eine zusammenhängende Kette verbunden, durch Punt [Südarabien], Habesch, durch die Unke im Boot, Brugsch[103]) 1356, aeg. ch·f·ch·f = schwellen, achb = Wasser, n·f = schiffen, ch·b = h·n = See, f·nt = Wurm, ass.-bab. gubbu = Cisterne, apsu = abyssus = chaos = Ginunga-gap! Sie alle verbindet der schwimmende Einbaum, got. bagms, aeg. b·q.]

Wir haben dadurch vier primitive Wurzeln für Wasser gefunden: b·q [Bacchus], q·b [Schaub], n·q [Ing] und q·n [Fenes, Venus die Schaumgeborne!] Genau aus denselben Wurzeln sind die Worte für Schiff abgeleitet, das Schiff kam dem primitiven Menschen als ein belebtes Wassertier, als eine große Unke vor, deswegen: nhd. Back, Schiff [an. skip], Nachen und Kahn! [Die Norwäger und Ostwäger!] Das primitive Schiff, das erste Vehikel [sic!], das der Mensch hatte, hängt auch innig mit der Flechttechnik zusammen, da ja das Floß, also mehrere miteinander verbundene Baumstämme, den Urtypus darstellten; erst später wird man zum Aushöhlen eines Stammes und zum Schluß zu geflochtenen mit Fell überzogenen Booten [Kajaks (!) der Eskimos] gelangt sein. Bekanntlich steht aber auch die Töpferei mit der Flechtkunst in Beziehung, und man mag auf das Brennen des Tones wohl dadurch gekommen sein, daß die geflochtene und mit Lehm verputzte Wand einer „Wohngrube" in Brand geriet. Die ersten Gefäße, die man machte, haben daher Flechtmuster und wie es scheint hauptsächlich — Strohgeflechtzeichnungen. [Weinzierl[88]).] Im Anfang werden die Töpfe die äußere Geflechtumhüllung beibehalten haben, die erst beim Brande zu Grunde ging. Die Abdrücke und Flechtzeichnungen, die Ausgangspunkte der ornamentalen Keramik, wurden so mechanisch eingeformt! [Hoernes[3]), Ranke[4]).] Wieder ging die Plastik der Flächenzeichnung voraus! Da nun die Gefäße zur Aufnahme des Wassers dienten, da sie eben wie die Schiffe hohl [lat. cavus] waren, so stehen Flechtkunst, Keramik und Schiff sowohl archäologisch wie linguistisch in engem Zusammenhang. [Nhd. Hafen, Kübel, Becken; die Sueben (q·b), die nach Tacitus besonders die Isis verehrten, von der alle Civilisation stammt; dazu König Schwab und Frau Eysn bei Aventinus[97]) 372.]

Aber noch eines ist von höchster Wichtigkeit: in allen Religionen kommen zu den drei obigen noch zwei andere Elemente: Ackerbau und Weib. Auch den Ackerbau, das brotspendende Korn haben wir dem nestbauenden Weib zu verdanken. Denn bevor der Mensch das nährende Korn der Aehre aß, hat er mit dem Stroh des Halmes der Brotfrucht geflochten. [Vergleiche die heutige Strohhutindustrie, die besonders feines Weizenstroh verarbeitet.]

Dadurch ist das bisher ungelöste Rätsel des geheimnisvollen Zusammenhangs der Getreidegötter mit den Kübeln und Töpfen auf dem Haupt oder in der Hand [dolium Saturni u. s. w.] bei allen Völkern und bis in unsere Tage [vergleiche das mysterium eucharisticum und die heilige Barbara mit dem Kelch] erklärt. [Sieb, und die Getreide- und Regengöttin Siebia; Ueber Weib und Töpferei den interessanten Aufsatz von Kollmann[35].] Wieder war es der Arttrieb, der den Menschen in der Brotpflanze ein Mittel der besseren Selbsterhaltung finden ließ. Da nun gerade in der deutschen Mythologie am engsten die Zusammenhänge zwischen: Weib, Schiff, Geflecht, Töpferei und Ackerbau bestehen, so dürfte man nicht irre gehen, wenn man das baltisch-pontische Steppengebiet als die Heimat der Brotpflanze und des Ackerbaues annimmt, wodurch Muchs Ausführungen neue Stützen erhalten. In Betracht kämen hier Weizen, Spelt und Dünkel. Letzterer ist das Saatkorn der Alemannen und ist die Wurzel d·q = Hand zu beachten, da sie am schärfsten den Zusammenhang mit dem Flechten [texere] ausdrückt!

Das Korn war der „Baum der Erkenntnis des Bösen und Guten". [Dazu vergleiche man die eben erschienene großartige Utopie „Das irdische Paradies" von Mereschkowsky, Berlin (Gotheiner), 1903.] Ja in Gen. 3, 24 werden die sogar genannt, die dem Menschen [im Süden] das Paradies nahmen, die Cherubim. Das ist niemand anders, als das Schiffsvolk des heiligen „Kares". [Denn hebr. chereb = Schwert. Die Wurzeln q·r haben auch im Hebr. die Bedeutung Stein, z. B. hor = Berg.] Eritis sicut deus! Ja die Menschen wurden stark wie die Götter. Der Ackerbau hat die Herren, aber auch die Knechte gemacht, und das Weib, das in den paläolithischen Perioden sicher noch infolge des Matriarchats in der Familie geherrscht hatte, hat sich im buchstäblichen Sinne selbst die Geißel geflochten, mit der es der Mann zum ersten Haustier peitschte. „Er soll dein Herr sein!" [Gen. 3, 16.] Nur bei den Germanen hat sich, auch in den spätesten Zeiten, allerdings auch schon sehr getrübt, eine leise Erinnerung an das kulturspendende Weib erhalten, der sicherste Beweis, daß dieses Volk der Erfinder des Ackerbaues war. [Vergleiche Höck[36]) und Much[31].]

Die Scholle ernährt viele Menschen, sie führt Uebervölkerung herbei, ganz automatisch wirkt dadurch der Ackerbau expansiv, und ein expansives, ewig wanderndes Volk waren die Germanen, das Volk des Wanderers Wotans! [Gangleri, öst. Gangerl = Teufel, Ahasver!] Die Institution der Gefolgschaften muß schon in die graueste Vorzeit zurückgehen. [Mercur und Ulixes! Tacitus, Germ. 9 und 3!] Nach Westen und nach Osten zogen die jüngeren Söhne, um Neuland für das Saatkorn zu suchen. [Vergleiche R. Much[32].] Die zur See fortfuhren, die waren das Volk des Ing, das Volk der „heiligen Unke". So ist die französische Lilie ursprünglich eine Kröte [das Totemtier!]. Der erste markante Punkt, der den kühnen Nordlandfahrern auf ihren erbärmlichen Nachen auffallen mußte, war die Bretagne, denn hier bog der Wasserweg der Küste entlang scharf nach Süden. In der Tat finden wir dort auch die gewaltigen Dolmenbauten als Gräber und Denkmäler für die Toten, Seemarken und Wegweiser für die Lebenden. [Vergleiche Beowulf, 12. Ges.] Gerade der westlichen Spitze der Bretagne ist die Insel Ouessant [Uxantis], die Unkeninsel

vorgelagert! [Uxisame bei Plinius 4, 16; zu Ing vergleiche man die angelsächsische Rune für dieses Wort.] Die Guanchen [q·n·q]!

Es ist eine bereits erkannte Eigentümlichkeit der megalithischen Bauten, daß sie auf Halbinseln und in der Nähe geschützter Häfen vorkommen. Anfangs wird man wohl die oft menschenähnlich geformten Klippen und Felsen verehrt haben; an solchen abenteuerlichen Felsgebieten ist ja besonders der Norden reich. [Ich verweise z. B. auf Helgoland und Bornholm!] Sie waren der erste und einzige Kompaß für die Ruderer. Dadurch wurde das Auge zum Auffassen und Unterscheiden großer Massen gewöhnt und so wird dieses Seefahrervolk der Schöpfer der künstlichen Riesensteinbauten, der Seeräuberburgen von Mykenae[82]), Tiryns[82]), Troja[83]) und der Pyramiden im Nilland und der Steinarchitektur überhaupt. Deutlich kann man verfolgen, wie sie im Norden [Deutschland und Dänemark] im kleinen angefangen haben, wie sie in der Bretagne, in Spanien, auf Sardinien, in Nordafrika sich allmählich an größere Arbeiten machten! [Montelius[37]), Borlase[38]), Keane[39]), Reinach[23]), Cartailhac[40]), Siret[41]), Mortillet[42]), Penka[32]), Schliemann[82]), Dörpfeld[83]), Evans[84]), Berthalon[85]).]

Das Schiff spielt für die mittelländische Kunst und Mythe eine bisher noch nicht richtig gewürdigte Rolle, denn es löst mit einem Schlage das ungemein rätselhafte Problem der Mischfigur und der Spirale. Kaum hatte der neolithische Mensch ein Fahrzeug, das ihn mit Mühe und Not über Wasser erhielt, ging er auch schon daran, es zu schmücken. Vor allem wurden, wie wir dies besonders an den in Skandinavien[63]) am häufigsten vorkommenden Schiffsbildern [z. B. Bohuslän (sic!), Kivik (sic!)] sehen, die beiden Steven durch Pfähle aufgebogen und dieselben mit dem Schädel eines Tieres, wohl auch oft mit dem Schädel eines erschlagenen Feindes geziert. [Das nordische „Hornschiff“! Die irische und angelsächsische Miniaturmalerei!] Man stelle sich nun das Fahrzeug noch bemalt vor, von einer wilden Männerschar besetzt, mit gleichmäßig ausgreifenden Ruderschlägen durch die schäumenden Fluten bewegt und wir haben die einfachste, dem Urmenschen am naheliegendste Erklärung der Mischfiguren, der vielköpfigen Drachenungeheuer, der Seeschlangen, der Greifen [vergleiche Cherubim; nach Herodot 3, 102 und 116 wohnten die Greifen im Norden Europas!], der Sphinxe u. s. w., all dieses Kunst-Mythologiegetiers, das nach den Sagen und Berichten immer aus dem Wasser stammt. [Besonders wichtig Lepsius[90]), III, 137, 170!]

Schiff, Bemannung, die Tierköpfe auf den Steven und die bewegten Ruder erschienen den gewiß niedrig stehenden mediterranen Völkern als unheimliche Tiere und das mit Recht; denn kaum war der Nachen gelandet, so sprangen die wilden Gesellen von den Rudern auf und griffen nach Steinbeil und Steinger und Kampf und Mord begann, nicht anders als es die Spanier p. Chr. getrieben! War in der früheren Periode das Tier ein beliebtes Sujet der Zeichenkunst, so wird es jetzt das Schiff, das der Mensch ja auch als belebtes Tier behandelt [die „Wellenrosse“; übrigens hat im letzten Jahrhundert doch das „Dampfroß“ bei ländlicher Bevölkerung auch „Teufelsvorstellungen“ erregt!], und wir finden es eben längs der von den megalithischen Bauten vorgezeichneten Straße. Immer mehr durch die Schwierigkeit des Steinmaterials vereinfacht, wird das Schiff der Urtypus der Doppel-

spirale und vereint mit anderen Elementen, deren Herstammung ja klar ist, zum Ornament und zur Bilderschrift. [Auch die Eulengesichter erklären sich.] Das Gefühl für Symmetrie und rhythmische Bewegung, das besonders von der ägyptischen und griechischen Kunst gepflegt wurde, kann ganz gut aus der Schiffahrt abgeleitet werden. Die Ruderer müssen streng symmetrisch sitzen und rhythmisch die Ruder bewegen. Diese Empfindungen übertragen sich unwillkürlich auf die Hand und befördern die Ausbildung des Ornaments. Die Dolmenbauten zeigen auch durchaus das entwickelte Verständnis für Stabilität und für die Grundrißanlage.

Die Dolmen und megalithischen Bauwerke, nach Penkas Theorie verfolgt, sind eigentlich nichts als ein Elementarkurs in der Baukunst, nur statt mit Bleistift auf Papier, mit Steinblöcken auf dem Erdboden gelernt. Sie sind das fruchtbare Baukastenspiel der kindlichen Menschheit! In den Ganggräbern lernte der Mensch, indem er, was man immer annehmen kann, das Schiff als Grabstätte zum Vorbild nahm, die axiale Gliederung kennen und anwenden. [Vergleiche auch die kahnförmigen Steinsetzungen, die jedoch mehr in der Nähe des Ausgangspunktes, also im Norden vorkommen. Ratzel[11]), Seite 60.] War der Mensch einmal soweit, so war nur ein kleiner Schritt zur Schrift. Schon durch die Steinbauten will der Mensch etwas sagen; was er sagen will, das ist im Schlußgesang von Beowulf herrlich ausgedrückt. Der Mensch hat aber nur dann das Bedürfnis der schriftlichen Mitteilung, wenn er in Gesellschaft ist, und das ist der Seefahrer immer, denn es werden immer mehrere Boote zugleich ausgefahren sein, und jedes Boot ist wieder mit mehreren Männern bemannt! Auch die Schrift ist mit dem Volke der „heiligen Unke" vom Westen nach dem Osten gekommen, allerdings dort noch weiter entwickelt worden. [Reinach[43]), Mortillet[44]), Evans[45]), Hoernes[3]), Seite 369.] Es besteht ein evidenter Zusammenhang zwischen den cretensischen, hettitischen, sardinischen und französischen und weiter skandinavischen Bilderschriften. [Vergleiche Landau[46]).] Warum haben uns dann die Germanen, wenn sie die Erfinder der Schrift sind, keine schriftlichen Denkmäler hinterlassen? Unsere Väter haben uns eine Schrift hinterlassen, die heilige Schrift der Götter-, Feld- und Flurrunen, mit deren Lesung sich eben die Protomantik [Urdeutung] beschäftigt, um die historischen und mythischen Ueberlieferungen richtig zu deuten.

Dadurch lösen sich alle die verschiedenen Probleme über den Ursprung der ägyptischen, vormykenischen, mykenischen, phönizischen und etrurischen Kultur und Kunst, besonders die verschiedenen Götterembleme, die wieder der Ausgangspunkt von Poesie, Bildhauerei und Malerei in den betreffenden Ländern werden.

Zu diesem Zweck müssen wir noch ein paar Worte über die nackte [meist steatopygische] Gottheit sprechen, die für den ganzen mittelländischen Kunstkreis typisch ist. [Vergleiche Hoernes[3]), Seite 192, Mayr[48]).]

An und für sich wäre die Fettleibigkeit durch den tatsächlichen Bestand einer derartigen [negroiden] Rasse, wie wir sie ja auch in der paläolithischen Periode in Frankreich angetroffen haben, genügend erklärt. Dagegen kommt das Weib in deutlich sexueller Färbung mit

dem Schiff in Beziehung. Auch das wäre durch das bisher Gesagte bereits recht gut zu deuten. Es kommt aber noch etwas anderes dazu, das Weib steht auch mit der Unke in Beziehung, die Kröte ist das Sinnbild der Gebärmutter. [Hein: Opferkröten[49]), Sepp[28]), die heilige Margarete (Gredel!) ist die Patronin der Gebärenden. Margaretenklöster werden von den Iren sehr gerne an Sümpfen angelegt (Gredel, Kröte); der Grendel im Beowulf und seine Mutter! Damit hängt zusammen der von W. Hein[49]) erwähnte heilige Rasso = dem sächsischen Chrodo bei Krause[67]). Es ist der Totengott Hruotperaht! Die Wurzel r·d = Feuer (rösten! rot!) Kreutfeuer, ahd. hrêo, nhd. die Rêbretter [Hein[68])] und die Rosengärten = Leichenbrandstätten! Rosegg! der Entdecker dieses hochwichtigen Zusammenhanges ist Kießling[102]).]

Die Urwurzel für Weib ist q·n [nhd. Kunkel, Funzen, Tan-fana, got. qinô, griech. gyne, lat. Jana, Diana, Venus u. s. w.!]. Auch hier haben wir in dem obscönen Weiberkult der Seefahrer auf ein sexuelles Motiv zurück zu gehen, auf die notorisch durch Enthaltsamkeit überreizte männliche Sinnlichkeit. Die Zeichnungen der „Hälleristninger" [nordische Schiffsdarstellungen] bringen mit Konsequenz die ithyphallischen Männer. [Hoernes[3]), Seite 389.] Einem jeden, der sich mit urgeschichtlicher Kunst beschäftigt hat, werden die fettsteißigen, affenartigen, geschwänzten Zwerggestalten, manchmal auf einem Schiffe stehend, aufgefallen sein. Sie bergen das größte, seit Jahrtausenden von allen geheimen Priesterkollegien ängstlich bewahrte Mysterium der Mysterien, den vergeblich gesuchten Affenmenschen! Das und nichts anderes sind die Kabiren [q·b], die affenartigen Pygmäen [b·q]! Es sind dies durchaus keine Phantasiegebilde, vielmehr haben Männer wie Virchow, Sergi[70]), Nüesch die Skeletteile dieser Zwergrasse bis nach Mitteleuropa verfolgen können. Doch noch mehr! Wir können heute noch mit eigenen Augen jenen Affenmenschen auf dem schwarzen Obelisken, Hommel[101]) 605, und auf einem Relief des Palastes Assur nassirpals in Nimrud[101]), 503, sehen. Es sind dies die „pagu" [b·q] der Keilschriften, das rätselhafte „Tier des großen Meeres", auf das noch Sargon jagt, und von dem er einige Weibchen [sic!] nach Kalach bringt, „damit sie die Völker seines Landes schauen". Die Assyrer zeichnen in dieser Zeit mit großer Naturtreue und wir können ihnen vollen Glauben schenken. Uebrigens vergleiche man dazu Hoernes[3]), Tafel IX. Die Bibel, vorurteilslos gelesen, spricht ganz durchsichtig von einer zweifachen Menschenschöpfung [Gen. 1, 27 und Gen. 5, 16, 17]. Was soll überhaupt dann die Unterscheidung zwischen „Kinder Gottes" und den „Töchtern der Menschen", und daß die „Kinder Gottes" aus Geilheit die „Töchter der Menschen" [die Paguweibchen Sargons?] beschliefen und die Chabirim [= die Dicken? Gen. 6, 4] zeugten? Der homo syriacus Chamberlains wird jetzt begreiflich! Ebenso die eurafrikanische Rasse Sergis[106]). Die Kabiren, Pygmäen und Urmenschen mit dem Riesenschädel und den kurzen Beinen [siehe das Kind!] sind auf den griechischen Vasen stets vereint, siehe Mitteil. d. d. archäol. Inst. Berlin, 1888, Tafel IX, X, XII. Und wenn es in den Mythen heißt, daß die Pygmäen, die, nach allem zu schließen gute Schwimmer sein mußten, von den Kranichen [griech. geranoi] bekämpft wurden, so sagen sie die Wahrheit, nur sind die Kraniche eine „Fehldeutung",

deren Urdeutung nichts anderes als das Steinvolk der seefahrenden Arier ergibt. [Vergleiche die protomantischen Deduktionen: pagu, pygmaios, pygos = Steiß, pinguis = dick, Pumai bei Pietschmann[98]) 188, Pygmalion, Besa der Dämon aus Punt, dazu das fettsteißige Weib bei Meyer[100]) 234, kopt. bechi = Bube, Buwo, der englische Puk, die deutschen Butzen, nhd. Bauch, äg. b·k = schwangeres Weib. Andererseits: Kabire, griech. Kepos = Affe = aeg. hpi bei Levi[104]), Kahi-Seb, der zwerghafte, stumme Horus auf der Barke Hennu (q·n), Heva, nhd. die Kebse, Schaub, die Zwerge Gibich und Walberan.] Vergleiche dazu die orgiastischen Geheimkulte der Etrusker, Phönizier, später der Gnostiker, Templer u. s. w. Das Weibsidol in der Schiffsfigur wird typisch für die ältesten Religionsembleme, spätere Religionen setzten eine männliche Gottheit in das Schiffsbild, daraus wurden die geflügelten Sonnenscheiben der Aegypter, der Sonnengott Shamash in der heiligen Barke. [Delitzsch[50]), Seite 49.] Ein umgestürztes Schiff, von Speerträgern bemannt, ist die Hieroglyphe für n·b = Gold! Aus diesem Motiv entwickelt sich die Palmette.

Die Götterfiguren fielen später überhaupt weg und so blieb nur mehr die mondförmige Gestalt, und dann haben wir auch die tönernen „Mondidole“ der schweizer Pfahlbauten, der Funde von Oedenburg und Lengyel u. s. w. als Schiffsidole anzusehen! Daraus entstehen dann die Mondgötter mit den zu verschiedensten Formen entstellten immer geschwungenen Emblemen. Da haben wir den Ammon-Ra mit den Widderhörnern, Isis mit den Kuhhörnern, Seb [q·b] mit dem geheimnisvollen Osiris [Wiegengott!]-Kopfschmuck, Nut [n·q] mit dem Topf und den Hörnern, Diana-Jana [q·n] mit dem Mond, Venus [q·n] Apodyomene auf der Muschel und mit den Tauben [die Schiffe werden auch zu Vögel, vergleiche deutsch: Back, Vogel; Kahn, Schwan; Lohen-grin der Schwanenritter, i. e. Sonnenritter!] Die geschwungenen Steven werden zu Schlangen weitergebildet, wie die ägyptischen Uräusschlangen[64]), zum Leviathan-Tiamat, [Schlange, semitische Wurzel n·q sowie im skr. nagra!] des babylonischen Marduk, der bezeichnenderweise auch das Netz unter seinen Attributen führt. [Delitzsch[50]).] Und zum Schluß haben wir „Maria stella maris“ [P. Lottis Islandfischer!] auf dem Halbmond, die Schlange zertretend, Margarete mit der Schlange. [Das Hufeisen heute noch Glückssymbol, Simrock[97]), Seite 513.]

Das Schiff wird zum Binsenkorb des Osiris und Moses [Osarsiph], zur Garbe [österr. Schab!] des ags. Skeaf, zur Krippe des Jesukindes und zum Anlaß der Däumlingssage, vergleiche Winckler[51]). Das Schiffsidol wird zum Schuh [q·q], in dem sich Hermes vor Apoll versteckt, zur Oellampe, in der der gewaltige Feuer- und Sonnenriese im glimmenden Funken [b·q, Focus = Herd] gebändigt wird. Desselben Ursprungs ist die Fibel. Schuh und Lampe stehen noch heute mit dem Totenkult in Verbindung; die geschwungene Barkenfigur wird zum Typus der Leyer, die Hermes erfindet [die Schildkröte!] und dem Sonnengott Apoll schenkt; Orion auf dem Delphin! Das Schiff bleibt in der historischen Kunst noch lange eine stehende Figur; den Tempel nannten die Griechen Naos und die jonische Säule hat in den Voluten noch die Erinnerung an den heiligen Nachen gewahrt! Entwicklungsgeschichtlich von besonderer Bedeutung sind in dieser Hinsicht die heiligen Baumpfähle der Phönizier; die Schiffe sind hier noch deutlich

zu erkennen. [Pietschmann[98]) Seite 277 und 175.] Da die Aegypter und Babylonier bei der Darstellung des heiligen Baumes [d·d] schematische und unverstandene Formen anwenden, so dürften die Alten doch recht haben, wenn sie die „Phönizier“ [Fenchu!] für die Erfinder der Schrift hielten. Ebenso sind die punischen Unken- und Hammonidole [z. B. bei Pietschmann[98]), 214] ursprünglicher, als die bereits „fehlgedeutete“ ägyptische Hieroglyphe für „leben“ [n·h]!

Es würde den Rahmen dieser knappen Skizze bei weitem überschreiten, wenn ich die Wurzel q·q des Volkes des „heiligen Unkenbootes“, angefangen von der Insel Ouessant um ganz Europa herum, von Kap zu Kap, Bucht zu Bucht, Volk zu Volk hier verfolgen würde. Wie frühe schon die „Fehldeutungen“ Platz gegriffen haben, dafür sind die vielen Cape mit der Zusammensetzung „Kyn“ ein Beweis. Der „Hund“ hat mit diesen Vorgebirgen gar nichts zu tun, wohl aber die Venus! Ich nenne nur: Hispania = Iberia [q·b], Angerona, den Genius Roms, Chefti [ägypt. = Kreter], Kypern [q·b], Aegyptus und Anchinoe, die Puthaeer, die Zakkala [d·q] u. s. w., Fritsch[52]); das Volk des „heiligen Kares“ erkennen wir in den gefürchteten Schardanen, den Seekriegern mit dem echt germanischen Horn-Helmschmuck, den Kretern, den Karern; vergleiche Fritsch[52]), Tomaschek[53]), Morgan[71]), Chantre[69]); auch die Pygmäen [b·q; Butzen!] Sergis[70]) wurden konstatiert. [Kollmann[55]).]

Als Volk von Gobel [Byblos; vergleiche die phöniz. Onka, den bibl. Noah!] taucht das „Unkenvolk“ als „Meister im Schiffbau“ im Lande Kenaan [q·n] auf. Javan [q·b], die „Jonier“, sie sind die Söhne Japhets [q·b] des Größeren! [Gen. 10, 21.] Und wenn heute Delitzsch nachweist, daß Jahve gleich Marduk ist, wenn Marduk [vergleiche den babylonischen Eakin] der Besieger der gewaltigen Seeschlange Tiamat [in der Bibel Tehom] ist, wenn er auf den Wasserfluten einherfährt, so ist Jahve, der aus dem „bohu“ [b·q, Gen. 1,2] des Urchaos' auftaucht und „über den Wassern schwebt“ [brütet!], der sich auf der mit den Cherubsflügeln gezierten Bundeslade niederläßt, niemand anders als der arische Ing-Skeaf, der einst an der Küste Kenaans [vergleiche Jaffa, die arischen Philister[52]) und Amoriter u. s. w.] im nordischen Hornschiff über das Westmeer angekommen und ans Land gestiegen war!! Jahve ist ein Wassergott; vergleiche das größte Wunder, den Durchgang durch das rote Meer; vergleiche auch den Kampf Jakobs in Gen. 32, 24 ff. Schon 6000 v. Chr. mußte das geschehen sein. Denn nach den neuesten Grabungen Petries[54]) und dem interessanten Vortrag Kollmanns[55]) zeigen sich schon weiße Völker in den ältesten Kulturschichten Aegyptens! Einen schlagenderen Beweis für die Penkasche Theorie kann es wohl nicht geben! Es sei hier aber ausdrücklich bemerkt, daß wir, was die Kunstformen anbelangt, gerne Wanderungen von Osten, von Babylon und Aegypten nach dem zurückgebliebenen Westen annehmen. Dies fand insbesonders während der Metallzeit, also beiläufig zu Beginn der überlieferten Geschichte von Babylon und Aegypten, statt, und insofern hat Hoernes[3]) recht, wenn er seinem großartig angelegten Werk diesen Gedanken zu Grunde legt [vergleiche Montelius[65])]. Nur ist eben die historische orientalische Kultur bereits eine fertige Kultur und kann uns nichts erklären, sondern ist selbst erklärungsbedürftig.

[Winckler über das Gesetz des Königs Hammurabi von Babylon[66]) und mein Referat in der „Umschau“, VII, No. 5, Seite 89, worin ich auch die Gründe andeute, warum sich gerade in Aegypten und Babylon die Kultur zuerst ausbildete!] Hatten die westwärts ziehenden Krieger das Schiff, den Steinbau und die Ornamentik, so hatten die ostwärts zu Lande Wandernden das Roß, den Wagen, die Weberei, die Keramik und zum Schluß den Metallguß [ich betone „Guß“!] gepflegt. Sie sind das Volk des „heiligen Hengstwagens“.

Die Heimat des Pferdes ist die des Kornes, die baltisch-pontische Steppe. [Much[31]).] Noch heute ist das russische Pferd das beste Wagenpferd, noch heute hat Petersburg und das austro-bajuvarische Wien die schönsten Gespanne, die elegantesten Wagen und die geschicktesten Kutscher. [von Peez[56]).] Seit jeher sind aus diesen Steppen die gefürchteten Reitervölker hervorgebrochen! [Ueber die Bedeutung der Kimmerier sehr Beachtenswertes bei Belck[94]).] Sowohl für die Semiten, die keine einheimische Wortwurzel für Pferd haben, als auch für die Aegypter kam das Pferd von Norden [Much[31]), Fritsch[52]), linguistisch Scheftelowitz[74])]. Bei den Ariern erhält das Pferd zum Teil den Namen vom Wasser und vom Schiff. In der Wurzel q·q liegt überhaupt der Begriff der Bewegung [lat. vivere], daher: nhd. Vieh, Hengst [q·n·q], lat. equus [q·q], griech. hippos [q·b], Pegasus [b·q], von Neptun gezeugt! skr. asva. Ebenso wie der Seekrieger mit der Barke, so verschmilzt der Reiter mit dem Pferd zu einem furchtbaren lebenden Fabel- und Schreckgebilde und geht in die Religion, Poesie und bildende Kunst über, auf die er nachdrücklichst einwirkt, wobei auch der Wagen eine wichtige Rolle spielt! [Beziehung des Pferdes zu Poseidon (b·q) und Phöbus (q·b) Apollo; dazu equus Przewalskii, „Umschau“, VII, 190.]

Der Wagen ist, da die Menschen ungemein konservativ sind und sich alles nur allmählich entwickelt, ursprünglich nichts anderes als das auf zwei Räder, später auf vier Räder gestellte Schiff. Daher und von seinem Schaukeln [q·q] hat er auch seinen Namen [Bock, Wagen, Oiku-Thor = der Wagenthor, sl. Bog = Gott, Bogovarii (Bajuvaren) = die Bog-Männer; die westgermanischen Stämme (Franken) haben die „Wudensjagd“, die nordgermanischen Stämme den „fliegenden Holländer“, die Austro-Bajuvaren den dröhnenden „Hörwagen“!]

Wir können daher mit gutem Recht das nach Osten wandernde Volk das Volk des „heiligen Hengst-Wagens“ nennen! Ich sage jedoch damit nicht, daß der Wagen in Deutschland erfunden wurde, ich halte ihn im Gegenteil für eine ziemlich späte Erfindung der Metallzeit; die Hettiter verwenden ihn zuerst. [Undset[73]), Jensen[75]), Fritsch[52]).] Wir begreifen jetzt auch das häufige Vorkommen der sogenannten „Vogelwägen“ in der Bronzezeit, die „Vögel“ sind nichts als die nicht mehr verstandenen Schiffsschnäbel. [Hoernes[3]), Tafel XIV, Figur 8, vergleiche auch die Schlitten-Kufe (q·b), den heiligen „Schiffskarren“ der Nerthus, verschiedene noch heute lebendige Gebräuche in den Alpenländern, die Faschingszüge, Car-neval, Schiff-, Block-, Pflugziehen!]

Auch die „Kesselwagen“ sind nach dem oben über den Ackerbau Gesagten verständlich. [Vergleiche die Kesselgräber und die riesigen Totenurnen; deswegen haben alle unterirdischen Götter Kübel auf dem Kopf oder in den Händen. Der heilige Ruprecht einen Salz-

kübel und der heilige Rochus (Pestpatron! ganz typisch mit Wunschhut, Wunschsack, Wunschrute und Höllenhund!) — eine bauchige Feldflasche!] Das Wagenvolk zieht mit Weib und Kind, deswegen ist es sittlicher, die auf den Wagen vorkommenden Frauenfiguren, die noch immer den heiligen Nest-Kübel tragen, sind mit gewebten Kleidern angezogen. Aus der Flechterin ist die Weberin [q·b, Weib = Weberin! Berchta, die Spinnerin!] geworden, die auf dem Wagen sitzt, die säugenden Kinder an die Brust gedrückt. Steif und unförmlich müssen die Kleider zuerst wohl gewesen sein, kegelförmig standen sie unten ab, die Weibs- und die Kinderköpfe schauten oben aus dem Kegel heraus. Aber dieses Bild erregte bei den niedriger stehenden Ostvölkern den Eindruck eines mehrköpfigen Tieres, bei den Wanderern selbst aber wird es zu einer religiösen Form erhoben, die sich bis in unsere Zeit gerade in dem Verbreitungsgebiet der „Vogelwagen" [auf denen diese Konusfiguren häufig vorkommen], in den süddeutschen, ungarischen u. s. w. Madonnenpuppen mit den unförmlichen Kübelkronen erhalten hat. [Die dreiköpfige heilige Selbstdritt, häufig auf Fluren, die auf den drei Mutter-Kult hinweisen, auch heilige Familie genannt! Das Frauentragen in Salzburg Frl. Eysn[98]); für die primitive Weberei sehr wichtig Frl. Lemke[99]), die böotischen Glockenfiguren, Kabiren, „Sauglocken"!] Die Weberei wirkt nachhaltig auf die Zeichnung und Ornamentik ein und führt sogar zu einem neuen Stil. [Z. B. in Griechenland der Dipylonstil, die uralte Webekunst der syrisch-kleinasiatischen Völker, Meyer[100]) 228].

Auch das Wagenvolk hat in seiner Ornamentik ein rundes Element in dem Rad. Dieses wird zum Symbol der Sonnenscheibe und des männlichen Sonnen- und Rossegottes [vergleiche Phol, Apollo, Helios und an. jol = Rad; vergleiche Rad, Rose, Rosette!]. In der ägyptischen, babylonischen und griechischen Mythologie kann man deutlich den Kampf des Sonnengottes mit den alten Schiffs- und Mondgöttinnen verfolgen. Erst das Rad, also die Metallzeit, hat die Sonnengötter geschaffen! Der Sieg war auf der Seite des Wagenvolkes, da das arische Schiffsvolk im üppigen Süden schon zu lange gelebt und das Blut durch starke Kreuzung mit negroidem und mongolidem Blut vermischt worden war.

Aus dem Wagen entwickelte sich das Haus = oikos [b·q] der Griechen, der Römer [vicus], der Inder. [veca, Penka[32]), Seite 38, die Stiftshütte (ohel) der Juden, die auch ein Wagenvolk waren (Fritsch[52]).] Das Pferd lebt fort im Hausrat des germanischen Hauses, in den Feuerböcken, Meringer[79]), Barcalari[80]); die Putzen = Wagenputzen, die Penaten, ferner die sich kreuzenden Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, von Peez[57]), die Wagengötter bei den Goten[97]), 519, die Wagengöttin Bohwani [b·q] bei den Indern.

Genau so wie im Westen und Süden das bemannte Schiff der Ausgangspunkt einer Bilderschrift und einer typischen Ornamentik wird, so auch der Reiter im Osten. Ist die „Unkenbarke" dort, so ist hier die rätselhafte Svastika [Hakenkreuz!]. [Vergleiche Goblet d'Alviella[58]) und St. Antonius = Adonis = Tanit = Tan-fana = Tanhäuser; die Tamahu, Danaer, Dänen!] Die Svastika ist, wenn man die Pferdezeichnungen der „Hälleristninger" und der Keramik vergleicht, nichts als die Hieroglyphe des Reiters. [Sehr wichtig Hoernes,

Tafel XV., Figur 5. Sehr häufig auf Apollomünzen zugleich mit Pferden, Krause[67]), 352.]

Ueber die Heilighaltung des Pferdes bei den Ariern sind Belege in Hülle und Fülle vorhanden. Besonders wird dies von Medern, Persern und Indern berichtet. Bei den alten Deutschen wurden die Rosse in den Götterhainen gezüchtet. [von Peez[57]).]

Auch das Reiten erweckt den Sinn für Bewegung im Ornament, scharf und eckig heben sich die Reiterscharen in der weiten, ebenen Steppe vom hellen Horizont ab. So kommt in die griechische Ornamentik durch das Hakenkreuz zur Spirale der Mäander, die aneinander gereihte Reiterschar. [Vergleiche die heiligen Reiter Martin und Georg bei den Oesterreichern und Bayern.]

Man kann im allgemeinen zwei Straßen feststellen, die das Volk des „heiligen Hengst-Wagens" gezogen, die baltisch-hämische[59]) [60]) [61]) Straße über Thracien[90]) [91]) [92]) [Bacchus, Kybele] oder die baltisch-pontische längs des Schwarzen Meeres. [Chantre[78]), Virchow[93]).] Die intensive Beschäftigung mit der Töpferei ist die Vorstufe des Metallgusses, der allem Anschein nach am Schwarzen Meer [Kolchis! goldenes Vließ!] entstanden sein dürfte.

Zwischen den beiden großen beweglichen Stämmen rückte im Zentrum ein schwerfälligerer autochthoner Schlag langsam über die Alpen nach Oberitalien vor, es ist dies das Volk des Tuiskos, des Zwitters, das Volk des „heiligen Gabelholzes", der Pfahl- und Holzbauten.

Ein Zwitter zwischen Bewegung und Ruhe sind in der Tat die Pfahlbauern, sie wohnen im gepfählten Schiff [siehe die Schiffsidole, fälschlich „Mondidole"; vergleiche Vonderau[76]), Heierli[77]), Tafel XVI bei Hoernes[3])]. Ja selbst in Italien, in der Po-Ebene, können sie sich von dieser Wohnart nicht trennen und hausen in den „Terramaren". Doch als sie in der Po-Ebene ankamen, hatte bereits das Volk „der heiligen Unke" vom Süden her als Etrusker und unter anderen Namen festen Fuß gefaßt. [Vergleiche Picenum, die Funde von Pesaro, in der Nähe Julia fanestris! Ancona mit Venustempel!] Diese letzteren Kulturen bleiben rätselhaft, wenn man ihre Herkunft nicht von der See her annimmt, mit welcher Annahme alle Schwierigkeiten schwinden. Gerade aber dadurch, daß die mitteleuropäische Kultur zwischen den beiden großen Völkerzügen lag, ist ihr Gesamtbild ein zwitterhaftes, in der Bronzezeit, im „Hallstatt" und „La Tène" wird der östliche Einfluß immer stärker, was man deutlich an dem Vordringen der Pferdefigur und des Wagens sieht. Die weise Mäßigung des erdständigen mittleren Stammes und die Mischung mit den beiden Wandervölkern hat ihm nachher in der historischen Zeit die politische Uebermacht durch die römische Herrschaft gesichert.

Die Urgeschichte der amerikanischen und chinesischen Kunst wäre für sich ein Problem. Nach den neuesten Untersuchungen dürften auch diese Kulturen sich nicht so unabhängig entwickelt haben, wie man allgemein annimmt. Eine Durchforschung der indianischen Religionen fördert ganz lächerliche Aehnlichkeiten mit der germanischen Mythologie zu Tage. Vergleiche Krause[67]) über den unterirdischen „Votan"! Die vielen Völkernamen aus der Wurzel q·q, der edle Kriegerstamm der Inkas! Das Vinland [q·n], darüber J. Fischer[95])

und meine Notiz in der „Umschau“, No. 32, Seite 938, 1902. Ueber China neuestens Driesmans[27]). [Vergleiche den mythenhaften Hoang-ti! chin. ho = Fluß! Die älteste Schrift der Chinesen heißt Kaulquappenschrift!]

Die Auswanderer sind in der Vermischung mit den Süd- und Ostvölkern aufgegangen. Die zu Hause Gebliebenen gaben die ausgewählte Zucht ab, sie sollten die Herren der Herren werden. Und wer die Politik unserer Tage aufmerksam verfolgt, der wird erkennen, daß der zähe Franko-Friesenschlag mit seinen von Rom ererbten Traditionen und Weltmachtsideen sich zur Eroberung des gesamten Erdballes rüstet. Unter dem Zeichen des uralten Hakenkreuzes [vergleiche got. galgo = Kreuz; galgo = Gaulskopfstange. Die Anschuldigung gegen die Christen, daß sie einen „pferdeköpfigen“ Gott verehren! Die gaulsköpfige Demeter in Phigalia (b·q). Das Baphomet der Templer?] soll es geschehen, und die holdlächelnde Gottesmutter auf dem Schiffsmond, sie folgt nach, die jungfräuliche Mutter, der unausrottbare, der ewige Urtyp beglückender Weiblichkeit, die Seele der Kunst und des Schönen, die Hüterin der Erde und der dunklen Unterwelt, die Herrin des Lebens und des Todes. Das verschleierte Bild von Sais, die geheimnisvollen Kabiren, die Svastika haben sich uns geoffenbart, und uns den Schlüssel zum Ganzen gegeben. Nur in den geheimen Priesterkollegien hat man die Mysterien gekannt; hell ist uns jetzt die dunkle Stelle des großen Protomanten Apulejus [Metam. XI], zu dem Isis spricht: Ich bin Allmutter Natur, ... Erstgeburt der Jahrhunderte, höchste der Gottheiten, Königin der Namen [!] ... eingestaltige Erscheinung aller Götter und Göttinnen, deren Wink über Himmel, Meer und Unterwelt gebietet, deren einheitliches Wesen unter vielen Gestalten, verschiedenen Gebräuchen, wechselnden Namen der Erdkreis verehrt: als pessinuntische [b·q] Göttermutter, kakropische [q·q] Minerva, paphische [b·q] Venus, dictynnische [d·q] Diana [q·n], stygische Proserpina, alte Göttin Ceres [q·r; Korn!], als Juno [q·n], Hekate [q·q], Rhamnusia [Totengöttin; vergleiche Radamanthys, aber vor allem Hruotperaht den unterirdischen Wotan! darüber Kießling und Krause[67])] — aber mein wahrer Name ist Isis. — Sie ist die bärtige heilige Kümmernis [q·m], der zweigeschlechte Tuisto, der Athene gebärende Zeus, der Even schaffende Adam, der mit sich selber zeugende Ymir [q·m; ahd. gam, lat. homo, skr. Yama, vergleiche Cimbria die Urheimat der Arier, Chamavi, Kimmerier, der Cham in der Bibel, chemu die Aegypter u. s. w.], der bisexuelle Urmensch! [Vergleiche Benedict[96]) und Kraft-Ebing[5]), Seite 195 und 220.]

Fassen wir die Resultate zusammen, so ergibt sich:

1. Für die Anthropologie die durchaus nicht überraschende Tatsache, daß sich die weiße Rasse der Arier im Mittelmeerbecken mit der affenartigen Pygmäenrasse[100]), die dem afrikanischen Affenzentrum entstammt, vermischte, während sie sich gegen Osten höchstwahrscheinlich mit einer ähnlichen, von den Sundainseln vordringenden pithecoiden Rasse kreuzte, dazu der Pithecanthropus von Java Dubois' und der interessante Aufsatz Szombathys[105]). Die kleine Gestalt der eurafrikanischen und mongolischen Rasse, ihre physischen und psychischen Merkmale finden dadurch ihre Erklärung, ebenso die

Erscheinungen der Mißgeburten und der embryonalen Entwicklung auch der arischen Kinder. Neger und Mongolen sind — kurz ausgedrückt — das Produkt arischer Sodomie. [Hi. 40, Apok. 17!]

2. Für die Ethnologie ergibt sich, daß man für die bisher nicht recht einreihbaren Völker wie Basken, Ligurer, Etrusker, Hettiter, Sumerer u. s. w. zu keiner Turanierhypothese zu greifen braucht, sondern sie als die zu Schiff um Europa und um Arabien und noch weiter wandernden Arier ansieht, die, da immer in numerischer Inferiorität, längst sich mit den niederen Rassen stark vermischt hatten, als zur Metallzeit die jugendfrischen Roß- und Wagenvölker vom Norden her nach Süden zu Land vordrangen, so daß sie ihre in der Steinzeit fortgewanderten Brüder nicht mehr erkannten[87]. [Die sumerische Kultur entstammt dem Meere! Wo hätte je ein turanisches Volk eine so ausgesprochen ozeanische Mythologie ausbilden können. Gerade die Bibel gibt uns durch Nimrod, den Sohn des Kusch, einen deutlichen Hinweis, daß die Kultur um Südarabien zur See nach Südbabylonien kam; Nunki-Eridu liegt dem Meer am nächsten; vergleiche Kamiki-Sumir, Bau und den Oannes bei Berosus.]

3. Ergibt sich für die Religions- und Kulturgeschichte, daß die Arier die Gründer und Träger der Kultur sind, daß sie die Bibel so geschrieben, wie es für ihre sozialen und politischen Pläne dienlich war, und daß die Bibel in ihren ältesten Beständen und speziell die Juden [Chabiri] die Urtraditionen des Menschengeschlechtes am besten bewahrt haben, ja daß vielleicht die Juden in ihren ältesten ethnologischen Bestandteilen der erste, eine große Kultur gründende, seefahrende Arierstamm waren. Denn nicht umsonst haben sie an ihren Traditionen mit solcher Zähigkeit bis in unsere Tage festgehalten.

4. Für die Philologie. Es gibt eine Ursprache und diese ist die germanische, im besonderen der suevo-gotische Dialekt [q·q und q·d]. Die Urwurzeln sind lautmalende Geräusche und zwar vor allem der Menschenhand und des Wassers. Die Erscheinung der Metathesis ergibt sich ganz naturgemäß aus der verschiedenen Accentuierung der wiederholten Geräusche. Z. B. wird q·´r·q·´r·q·´r betont, so differenziert sich q·r, bei q·r·´q·r·´q entsteht r·q [rupis, rocco, rock, krachen u.s.w.]. Die „pagu" halte ich für wenig sprachfähig. Man vergleiche den schweigenden [b·q?!] Sokaris-Horus, den heiligen Pomuk, der auf den Brücken steht, einen kleinen Engel, der Finger an den Mund hält, an der Seite. Das Beichtgeheimnis ist eine Fehldeutung. Mit der Schrift kommt die Grammatik und die reflektierende Religion, die durch ihre Wortspielereien und Fehldeutungen die Urbedeutung bis zur Unkenntlichkeit verhüllen, was besonders von der ägyptischen und semitischen Sprache gilt. Viel weniger das volkstümliche Koptisch.

5. Um die politischen und sozialen Konsequenzen zu ziehen, brauchen wir uns nur in der Gegenwart umzusehen. Gobineau hat recht, es existiert eine Rassenungleichheit. Ja wäre denn eine Kultur möglich ohne dieselbe? Würden alle Menschen von den pagus stammen, so wären wir alle heute noch „pagu" und würden ebensowenig arbeiten wie die Wildpferde. Ein Starker, unerbittlich Harter kam und hat sich das Tier zu seinem Arbeitssklaven gezähmt und gezüchtet. Welch bitterer schneidender Hohn klingt aus Gen. 3, 22, als Adam mit Heva gesündigt. Als sich die neugezüchteten Sklaven-

völker immer mehr mit dem Blute der Herren vermischten, da mußten sie gewaltsam niedergehalten werden. Das „im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“, das hat ein Arier für die Knechte in die Bibel hinein interpretiert. Ihnen ist unauslöschlich das Zeichen Kenans [q·n] aufgedrückt, ewig sind sie geschieden vom Adelsgeschlecht Heimdall-Rigrs [q·m, q·r·q = Stein; deswegen heißt es, Heimdall habe einen Steinschädel; vergleiche auch Hammer und das alte Urarierlied Rigsmal in der Edda]. Das Pagumännchen war dem Arier *Jagd- und Lasttier*, das Paguweibchen *Genußtier*. Ist es heute anders??

Der Arier hat die Menschheit emporgezüchtet, aber auch ihn hat die Natur geschlagen. Milliarden von Arier hat das „Tier des großen Meeres“ verschlungen und der Süden wird weitere Milliarden verschlingen. Gerade diese Rassen- und Klassenungleichheit erzeugt die Kultur, denn Kultur ist Differenzierung und ihre schönste Blüte die Kunst. Alle Bestrebungen, hier absolute soziale Gleichheit zu schaffen, sind mißlungen und werden mißlingen. Alles, was unsere Sänger und Seher von der Edda bis auf Nietzsche in poetischer Inspiration geschaut, das erreicht die Wissenschaft erst nach mühevollem Mikroskopieren. Ungehindert werden wieder die Kiele der germanischen Schlachtschiffe die Salzfluten der Weltmeere durchrauschen, ungehindert die Eisenräder der Dampfwägen über das Festland aller Weltteile dröhnen.

Dem Arier gehört die Erde! [Rigveda IV.]

Literatur.

[1]) **Ludwig Stein**: Der Ursprung der menschlichen Gesellschaft, Neue Freie Presse, No. 13792.
[2]) **E. Grosse**: Die Anfänge der Kunst, 1894.
[3]) **M. Hoernes**: Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 1898.
[4]) **J. Ranke**: Der Mensch, 1894 (Meyers Volksbücher, No. 1101—1103).
[5]) **Krafft-Ebing**: Psychopathia sexualis, 1898.
[6]) **M. Holl**: Mozarts Ohr, M. W., XXXI, Seite 1.
[7]) M. W. XVIII (73) Toldt—Weisbach—Meynert.
[8]) M. W. XVIII (79) Toldt—Weisbach.
[9]) **Böhme**: Geschichte des Tanzes in Deutschland, 1887.
[10]) **Lartet und Christy**: Reliquiae Aquitanicae, 1865—1875.
[11]) **Ratzel**: Völkerkunde (Meyers Volksbücher, 1088—1090).
[12]) **von Hovorka**: Verstümmlung des männlichen Gliedes, M. W., XXIV.
[13]) **Ploß**: Das Weib, 1891.
[14]) **Hahn**: Demeter und Baubo, 1896.
[15]) **Sergi**: Sopra un cranio deform., 1890.
[16]) **Bräß**: Beiträge z. künstl. Schädelverb., Mitteil. d. Ver. f. Erdk., Leipzig, 1886.
[17]) **Anutschin**: O deformirowannych cerepach . . . M. M., 1887.
[18]) **Reinach**: Antiquités nationales, 1889.
[19]) **Schoetensack**: A quoi ser. l. batons d. comm. A. XII.
[20]) **Hermann**: Die Fängigkeit der Fischzäune, M. W., XXXI, Seite 38 ff.
[21]) **Piette**: Fouilles a Brassempouy, A., 1897, 1899.
[22]) **Piette**: Notes pour servir a l'histoire de l'art primitif, A. V.
[23]) **Reinach**: Sculpture en Europe u. s. w. A. VI.
[24]) **Girod et Massenat**: Les stations de l'age du renne u. s. w. . . . 1900.
[25]) **Capitan et Breuil**: Les fig. peints a l'ep. paleol. s. l. parois d. l. grotte de Font de gaume, R. P. Juli 1902.
[26]) **Makowsky**: D. diluv. Mensch i. Löß v. Brünn . . . M. W., XXII.
[27]) **Driesmans**: Rasse und Milieu, 1902.
[28]) **Sepp**: Die Religion der alten Deutschen, 1890.
[29]) **Hanns Fuchs**: Richard Wagner und die Homosexualität, 1903.

[30]) Penka: Origines Ariacae, 1883; Herkunft der Arier, 1886.
[31]) Much: Die Heimat der Indogermanen, 1902.
[32]) Penka: Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten, M. W., XXX.
[33]) Fastlinger: Die wirtschaftliche Bedeutung der bayerischen Klöster, 1903.
[34]) Messerschmidt: Die Hettiter, 1902.
[35]) Kollmann: Fingerspitzen aus dem Pfahlbau von Corcelettes, M. W., XXX (20).
[36]) Höck: Die Brotpflanzen, Hamburg, 1901.
[37]) Montelius: Les temps préhistoriques en Suède, 1895.
[38]) Borlase: The dolmes of Ireland, 1897.
[39]) Keane: Ethnology, 1896.
[40]) Cartailhac: Le divinité feminine et les sculptures de l'allée couverté u. s. w., A. XII.
[41]) Siret: Nouvelle campagne de recherches archeologiques en Espagne, A. III.
[42]) Mortillet: Distrubution geogr. d. dolmes, R. P., XI.
[43]) Reinach: A. V., Seite 414.
[44]) Mortillet: L. figures sculpturées, R. P., 1894, Seite 273.
[45]) Evans: Cretan pictographs, 1895.
[46]) Landau: Neue phöniz. und iber. Inschriften aus Sardinien. Mitteil. d. vordas. Ges., 1900, Heft 3.
[47]) Landau: Die Phönizier, 1901.
[48]) Mayr: Vorgeschichtliche Denkmäler von Malta, A. A. M., XXI. Band.
[49]) Hein: M. W., XXXI (20).
[50]) Delitzsch: Babel und Bibel, 1903.
[51]) Winckler: Die babyl. Kultur, 1902.
[52]) Fritsch: Volksdarstellungen auf den altägyptischen Denkmälern, C. M., 1902, No. 11 und 12.
[53]) Tomaschek: Die Urbevölkerung Kleinasiens, M. W., XXII (1).
[54]) Petrie: Naguada and Bullas, 1896, Diospalis parva, 1901.
[55]) Kollmann: Die Gräber von Abydos, C. M., 1902, No. 11 und 12.
[56]) von Peez: Erlebt und Erwandert, III, 1902.
[57]) von Peez: Erlebt und Erwandert, I, II, 1899.
[58]) Goblet d'Alviella: La migration des symboles, 1891.
[59]) Beltz: Vorgeschichte von Mecklenburg, 1899.
[60]) Schumann: Die Kultur Pommerns, 1897.
[61]) Deichmüller: Sachsens vorgeschichtliche Zeit, 1900.
[62]) R. Much: Deutsche Stammeskunde, 1900.
[63]) S. Müller: Nord. Altertumskunde, 1896.
[64]) Perrot et Chipiez: Hist. d. l'art d. l'antiqu., 1898.
[65]) Montelius: Einfluß der orientalischen Kultur auf Europa, 1900.
[66]) H. Winckler: Die Gesetze Hammurabis, 1902.
[67]) E. Krause: Thuiskoland, 1891.
[68]) W. Hein: Die geographische Verbreitung der Totenbretter, M. W., XXIV, 211.
[69]) Chantre: L'âge de l. pierre d. l. haute Egypte, 1899.
[70]) Sergi: Variétá umane microcef. e. pigmei, 1893.
[71]) Morgan: Recherches sur les origmes de l'Egypte, 1896.
[72]) Mortillet: L. préhistorique, 1900.
[73]) Undset: Ueber antike Wagengebilde, Z. B., XXII.
[74]) Scheftelowitz: Arisches im alt. Test., 1901.
[75]) Jensen: Hittiter und Armenier, 1898.
[76]) Vonderau: Pfahlbauten im Fuldatal, 1899.
[77]) Heierli: Urgeschichte der Schweiz, 1901.
[78]) Chantre: Recherches anthrop. d. l'Asie, 1895, La bijouterie Caucasienne, 1892.
[79]) Meringer: Studien zur germanischen Völkerkunde, M. W., XXII, 101.
[80]) Bancalari: Forschungen und Studien über das Haus, M. W., XXVI, XXVII, XXVIII, XXIX, XXX.
[81]) Piette: L'art pendant l'âge du renne, 1900.
[82]) Schliemann: Mykenae, 1878, Tiryns, 1888.
[83]) Dörpfeld: Troja, 1894.
[84]) Evans: The palace of Knossos, 1900.
[85]) Berthalon: L'année anthrop. Nordafric., 1902.
[86]) Eysn: Frauentragen in Salzburg, Z. B., 1899.
[87]) Tappeiner: Alte Erinnerungen an Fragen der Anthropologie, M. W., XXXI (111).
[88]) von Weinzierl: Neolith. Gräber einer Nekropole bei Lobositz, M. W., XXIV.
[89]) Lemke: Tatarische Teppich-Weberei, Z. B., 1901 (76).

[90]) Hoernes: Eine prähistorische Tonfigur in Serbien (Klicevac) und die Anfänge der Tonplastik, M. W., XXI, 153.
[91]) Ridgeway in Journal of. Anthr. Inst. XXVI, Seite 271.
[92]) Voß: Siebenbürger und bosnische Funde, Verh. d. Berl. anthr. Ges., 1895.
[93]) Virchow: Ueber die kulturgesch. Stellung d. Kaukasus, A. A. B., 1895.
[94]) Belck: Forschungsreisen in Klein-Asien, Verh. d. Berl. anthr. Ges., Dez. 1901.
[95]) J. Fischer: Die Entdeckungen der Normannen in Amerika, 1902.
[96]) Benedict: Das biomechanische Denken, 1901.
[97]) Simrock: Handbuch der Mythologie, 1880.
[98]) Pietschmann: Geschichte der Phönizier, 1889.
[99]) Lepsius: Denkmäler . . . 1849—1858.
[100]) von Meyer: Geschichte des alten Aegyptens, 1887.
[101]) Hommel: Geschichte Babyloniens und Assyriens, 1885.
[102]) Kießling: Eine Wanderung im Poigreich, 1899.
[103]) Brugsch: Hierogl.-dem. Wörterbuch, 1867—1880 ff.
[104]) Levi: Vocabolario geraglifico copto-ebraico, 1887 ff.
[105]) Szombathy: Die Zwischenglieder zwischen Mensch und Affe, Monatsbl. des wissenschaftl. Klubs in Wien, XXXIII, No. 3.
[106]) Sergi: Origine e diffusione della stirpe mediterranea, 1895; Gli Arii in Europa e Asia, 1903.

Abkürzungen der Zeitschriftenliteratur:

A. = L'Anthropologie, Paris.
A. A. M. = Abhandlungen der königl. bayer. Akademie, München.
C. M. = Korrespondenzblatt der deutsch. Ges. für Anthr. u. s. w., München.
M. M. = Mitteil. der Ges. der Freunde der Naturw. u. s. w., Moskau.
M. W. = Mitteil. der anthr. Ges. in Wien.
R. P. = Revue de l'ecole d'anthr., Paris.
Z. B. = Zeitschrift für Ethnologie u. s. w., Berlin.

Alkoholismus und Rechtsprechung.

Dr. med. Edm. Blind.

Unter den allgemein als Reizmittel bezeichneten Stoffen, die von Alters her zur absichtlichen Hervorrufung rauschartiger Zustände genossen zu werden pflegen, die aber bei fortdauerndem Genuß in der Regel eine verderbliche Wirkung auf das Nervensystem äußern, gebührt im Abendlande dem Alkohol als praktisch und forensisch wichtigstem unstreitig die erste Stelle: die Alkoholfrage ist denn auch von Jahr zu Jahr eine brennendere geworden. Ein Analogon zum habituellen Alkoholmißbrauch kann nur im chronischen Morphinismus erblickt werden — beschränkt sich aber dieser auf die besseren Kreise, so bildet der Alkohol das noch verbreitetere Genußmittel der niederen Bevölkerungsschichten, „er schädigt die Hand der Nation, während das Morphium deren Kopf zerstört" (Lewin).

Der krankhafte Trieb zum mißbräuchlichen Alkoholgenuß und der chronische Krankheitszustand, zu dem dieser gewohnheitsmäßig betriebene Mißbrauch führt, bilden unter dem Namen Trunksucht einen so ernsthaften Krebsschaden des Volkskörpers, daß der neueren Gesetzgebung die unabweisliche Pflicht erwuchs, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den schweren, durch dieses Laster bedingten sozialen und wirtschaftlichen Uebelständen entgegen zu kämpfen; andererseits

führt die Vergiftung mit Alkohol zu ernsten psychischen Erkrankungsformen, in deren Verlauf die mannigfachsten Gesetzwidrigkeiten vorkommen, deren Beurteilung in Bezug auf Zurechnungsfähigkeit, Verantwortlichkeit und Schadenersatzpflicht des Täters dem ärztlichen Sachverständigen obliegt. Es ergeben sich hieraus eine ganze Reihe von Gesichtspunkten mit weittragender forenser Bedeutung; ist doch nach den Statistiken mancher Strafanstalten in zwei Drittel aller Fälle von Totschlag, schwerer Körperverletzung und Sittlichkeitsverbrechen der Alkohol verantwortlich zu machen!

I.

Es ist hier nicht der Ort, den Einfluß des Alkoholismus auf Wohlhabenheit und Sittlichkeit der Völker, auf die Lebensdauer des einzelnen und auf die physische und psychische Beschaffenheit seiner Nachkommenschaft, auf die Zahl der Verbrechen u. s. w. zu erörtern — die Statistiken ergeben erdrückende Zahlen — oder auch nur annähernd ein Bild von der Verbreitung der Trunksucht zu entwerfen. Einleitend haben vielmehr nur einige allgemeine Punkte aus der Lehre von der Alkoholintoxikation Erwähnung zu finden, da sie bezüglich der Entstehungsweise der alkoholistischen Geistesstörungen unter Umständen weitgehendste gerichtsärztliche Bedeutung gewinnen können.

Es ist zunächst eine längst erwiesene Tatsache, daß nicht allein die absolute Menge des absorbierten Alkohols von Einfluß auf etwaige spätere Folgen ist, sondern daß außer gewissen Nebenumständen (Aufregung oder Affekt, Verhältnis zwischen Zeitdauer und Quantität des Alkoholgenusses, äußere Temperatur, Füllungsgrad des Magens u. s. w.) in erster Linie auch die Qualität beziehungsweise die Art des genossenen Getränks von höchster Bedeutung ist. Mit Recht berüchtigt sind in dieser Beziehung jene gewissen Spirituosen, insbesondere Likören und schlechten Branntweinen beigemischten Alkoholarten, die als „Fuselöle" bezeichnet zu werden pflegen und die ohne Zweifel einen Teil der Giftwirkung jener Getränke bedingen. Je fuselreiner das Produkt, um so länger bleibt auch bei gleicher Menge des Genossenen die geistige Fähigkeit des Trinkers intakt; Wein und Bier sind daher im allgemeinen weniger schädlich, als die gemeinen, fuselhaltigen Schnapssorten. Zu den schädlichsten Beimengungen gehören ferner die ätherischen Oele, die in manchen Likören enthalten sind, und am berüchtigtsten in dieser Beziehung bleibt ohne Zweifel das Absinth, jenes furchtbare Gift, auf dessen toxische Wirkungen gelegentlich der Besprechung der Epilepsie und deren Folgen noch zurückzukommen sein wird.

Verschiedene Getränke wirken demnach verschieden, und je nach der Art des volkstümlichen Genußmittels haben denn auch namhafte Autoren (Fürstner) eine Verschiedenheit in den hauptsächlichsten Erkrankungsformen verschiedener Länder (z. B. des Nordens und der Tropen) beziehungsweise größerer Zentren (z. B. Berlin und Paris) nachzuweisen vermocht. Ob eine Intoxikation mit einem geistigen Getränk im gegebenen Falle eine besonders schwere war, ob sie bestimmte Folgen auf die Zurechnungsfähigkeit eines Individuums haben konnte, wird daher forensisch nicht nur

nach der quantitativen, sondern zugleich auch nach der qualitativen Gestaltung des Exzesses zu beurteilen sein.

Von ebenso großer, wenn nicht von noch weitergehender gerichtsärztlicher Bedeutung ist es ferner, daß die gebräuchlichen geistigen Getränke nicht auf jedes Individuum mit gleicher Intensität wirken. Es ist hier selbstredend nicht der Grad der Toleranz infolge größerer oder geringerer Gewöhnung an den Alkohol gemeint, wenn auch dieser Gewöhnungsmangel teilweise die Resistenzunfähigkeit von Frauen und Kindern gegen geistige Getränke erklärt. Es reagieren vielmehr bestimmte Gruppen von Menschen in direkt pathologischer Weise auf Alkoholzufuhr, und die Resistenzfähigkeit gegen Spirituosen pflegt ceteris paribus besonders herabgesetzt zu sein bei der großen Gruppe der durch Heredität oder erworbene Disposition gebildeten sogenannten psychopathisch Minderwertigen, so bei an Neurosen Erkrankten (Epileptiker, Neurastheniker u. s. w.), bei Individuen mit Schädelverletzungen, mit beginnenden oder im Abklingen begriffenen Psychosen verschiedener Art oder mit derartigen Erkrankungen in der Ascendenz, endlich bei Schwachsinnigen und Imbecillen. Die bei derartigen Minderwertigen beobachtete krankhafte Reaktion gegen Alkohol kann entweder quantitativ sein, so daß schon eine geringe Alkoholzufuhr die Erscheinungen auslöst, wie sie sich beim Normalen erst nach ausgiebigem Exzeß einstellen, oder aber — falls nicht beides Hand in Hand geht — qualitativ, so daß nach gleich starkem Alkoholgenuß der Disponierte viel ernstere, schwerere Erscheinungen bietet.

Es ergibt sich hieraus als zweiter, gerichtsärztlich außerordentlich wichtiger Punkt, daß zur Annahme eines schweren, mit Störungen der Geistestätigkeit oder des Bewußtseins einhergehenden Rausches bei der forensen Beurteilung durchaus nicht immer der Nachweis eines quantitativ exzessiven Alkoholgenusses erforderlich ist.

II.

Der Alkoholismus kann seine schädlichen Wirkungen auf die menschliche Psyche in mehrfacher Weise geltend machen: wir erwähnen hier nur kurz Fälle, wo sich Störungen der Geistestätigkeit sekundär an organische Gehirnveränderungen auf alkoholistischer Grundlage, z. B. an Schlagadernverkalkung im Gebiete des Gehirns, anschließen, oder wo bereits bestehende Störungen oder Defekte intensiver gestaltet werden, um uns vielmehr ganz bestimmten, selbständig hervorgerufenen Erkrankungen zuzuwenden: es sind dies — vom Rausch infolge von einmaliger Alkoholintoxikation abgesehen — entweder progressive psychische Schwächezustände oder aber mehr oder minder anfallsweise auftretende geistige Störungen: beiden Formen kommt bei ihrer großen Verbreitung weiteste forense Bedeutung zu.

Aber schon die nach einmaligem, übermäßigem Alkoholgenuß eventuell in voller Gesundheitsbreite einsetzende Intoxikation, die einfache und „gewissermaßen physiologische" Form des vorübergehenden Rausches erinnert in all' ihren verschiedenen Stadien an ganz bestimmte klinische Krankheitsbilder, an ganz bestimmte Psychoseformen und kann daher als ein akutes, rasch verlaufendes Irresein bezeichnet werden. In den ersten Stadien finden sich bekänntlich, die sogenannte Exal-

tationsperiode des Rausches charakterisierend, gehobene Stimmung mit gesteigertem Selbstgefühl, beschleunigter Gedankengang bis zur Ideenflucht, eventuell unter vermehrter sexueller Begehrlichkeit einhergehender Bewegungsdrang, der sich neben Singen, Tanzen u. s. w. in zwecklosen, mutwilligen und nur gar zu oft ungesetzlichen Handlungen zu erkennen gibt — kurz, die Kardinalsymptome, wie sie in genau gleicher Weise eine ganz bestimmte Geisteskrankheit, die akute Manie charakterisieren. In der Depressionsperiode des Rausches kommen andererseits leicht melancholische Zustände (sogenanntes trunkenes Elend) vor, mit zunehmender Intensität des Rausches nimmt die vorher künstlich gesteigerte Leistungsfähigkeit ab, jetzt können Sinnestäuschungen mit durch Verwechslung gekennzeichneten Illusionen (Kirchhoff) auftreten, Bewußtseinstrübung mit verwirrtem Reden, taumelndem Gang und lallender Sprache — ein Krankheitsbild, das zweifellos an Dementia paralytica (progressive Paralyse) erinnert —, bis endlich das Erlöschen zahlreicher Funktionen zu einem dem Stupor ähnlichen Zustand führt.

Daß demnach jeder höhere Grad von Berauschung als eine Art akuten Irreseins aufgefaßt werden kann, ist selbstredend von größter forenser Bedeutung, wie denn auch das Gesetz den Täter für in der Trunkenheit begangene Delikte nicht voll verantwortlich macht. Erschwerung der Auffassung und Verarbeitung äußerer Eindrücke einerseits, andererseits die Erleichterung der Auslösung motorischer Willensantriebe treten zunächst in Konflikt, bald aber erlöschen eine Reihe ethischer Vorstellungen und moralischer Begriffe, welche sonst hemmend und regulierend wirken — es kommt zu Verletzungen des Anstandes, der guten Sitte, der gesellschaftlichen Regeln und des Gesetzes bis zu völliger Unfähigkeit, krankhafte Triebe zu beherrschen: Sachbeschädigung, Totschlag, Brandstiftung u. s. w., infolge der gleichzeitigen Steigerung des Geschlechtstriebs auch nicht selten Sittlichkeitsverbrechen, sind die Folge, bisweilen von mehr oder minder ausgeprägter Erinnerungslosigkeit gefolgt.

Der bei solchen Vergehen in Betracht kommende § 51 des R. Str. G. B. lautet: „Eine Handlung ist nicht strafbar, wenn sie in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit begangen wurde, durch welchen die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“ Als strafausschließend kennt demnach das Strafgesetzbuch nur Bewußtlosigkeit, ohne die Berauschung überhaupt zu berühren — im Gegensatz zum Bürgerlichen Gesetzbuch —, obwohl die Fähigkeit, gewissen Impulsen zu widerstehen, bei stärkerer Trunkenheit bisweilen dermaßen herabgesetzt ist, daß Zurechnungsfähigkeit nicht mehr vorausgesetzt werden darf. Es muß daher in jedem einzelnen Falle der gerichtlichen Feststellung überlassen bleiben, ob die Trunkenheit „Bewußtlosigkeit“ im Sinne des Gesetzes mit konsekutiver Straffreiheit herbeigeführt oder ob sie im entgegengesetzten Falle die geistige Klarheit etwa doch derart gemindert hatte, daß die Annahme „geminderter Zurechnungsfähigkeit“ Zulassung mildernder Umstände rechtfertigt. Jedenfalls können etwaige Störungen der Geistestätigkeit während des Rausches nur so beurteilt werden, wie ähnliche Formen der Störung nach irgend einer anderen, nichtalkoholischen Ursache.

Wie weit die Trunkenheit in Bezug auf Zurechnungsfähigkeit vorgeschritten war — vorausgesetzt, daß nicht eine krankhafte Alkohol-

reaktion bestand —, liegt aber außerhalb gerichtsärztlichen Gebietes, die Beurteilung des Trunkenheitsgrades beziehungsweise des Maßes der Verminderung der Zurechnungsfähigkeit liegt vielmehr dem Richter ob, wohl weil bei einer verhältnismäßig so bekannten und einfachen Störung auch dem Laien genügende Kompetenz zugesprochen wird: der medizinische Sachverständige ist daher in seiner Schilderung auf die rein objektiven Tatsachen und die seiner Ansicht nach vorhandenen Willens- und Verstandesstörungen beschränkt.

Und doch ist in diesen für so einfach gehaltenen Fällen selbst ärztlicherseits die Beurteilung durchaus nicht immer eine leichte, der vielfachsten Uebergänge zwischen vollkommen erhaltener, teilweise oder gänzlich erloschener Selbstbestimmungsfähigkeit wegen; die eventuell nachträglich behauptete Erinnerungslosigkeit gibt ebenfalls keinen Ausschlag, denn einmal ist ihr Nachweis ein unsicherer, andererseits schließt umgekehrt vorhandene Erinnerung die voraufgegangene Unfähigkeit zur Selbstbestimmung nicht aus.

Civilrechtlich kommt hier § 827 des B. G. B. (siehe Abschnitt VIII) in Betracht, der für die in der Trunkenheit begangenen Delikte keine Straffreiheit zusichert, sondern die im Betrinken selbst liegende Fahrlässigkeit bestraft, welch' letztere eben darin besteht, daß sich der Täter in einen abnormen Zustand versetzt auf die Gefahr hin, während dessen Dauer ein Delikt zu begehen; dementsprechend tritt auch Straffreiheit ein, wenn der Täter unverschuldet in einen derartigen Zustand versetzt ist. Auf diesen Gesetzesparagraphen wird nochmals zurückzukommen sein.

III.

Von ungleich größerer Wichtigkeit sind für den medizinischen Begutachter die Verhältnisse, wenn der Angeklagte in offenbar krankhafter Weise auf Alkoholgenuß reagiert, wie es auf dem Boden des chronischen Alkoholismus bei geistig Minderwertigen vorkommt. Vor der Besprechung jener wichtigen „pathologischen Rauschzustände“ müssen wir aber in Kürze der eigentümlichen geistigen Veränderungen gedenken, welche — ohne daß es sich dabei um eine eigentliche Psychose handelte — neben zahlreichen somatischen Erscheinungen das Bild des Trinkers darstellen.

Krankhaft ist schon die Sucht, d. h. das alles überwindende, alles zur Seite setzende Bedürfnis nach Alkohol, wie wir ihm in vielleicht noch ausgesprochenerer Intensität beim Morphinismus begegnen. Unter zunehmendem Verfall aller geistigen Funktionen macht des Trinkers ganzes Ich eine Wendung zum Schlechten durch: in erster Linie zeigt sich eine Degeneration auf ethischem Gebiete, es lockern sich die Begriffe über Sitte, Ehre und Anstand, der Trinker wird indifferent gegen die Seinen, gegen Umgebung und Mitbürgerschaft, unter Abschwächung des Lust- und Unlustgefühles wird er zum krassen Egoisten, reizbar und zornmütig bei stets schwankender Stimmung, immer bereit, andere anzuklagen, sich und sein Laster zu entschuldigen. Die Willensenergie in der Erfüllung der Pflicht schwindet, Gedächtnis- und Urteilsnot, endlich progressive Abnahme der Intelligenz bis zum Schwachsinn stellen sich ein.

Daß sich bei einem derart degenerierten Individuum, das bei seinen laxen Anschauungen über Ehre, Moral und Anstand mit dem Gesetz nur allzuleicht und allzuoft in Konflikt gerät, die Fähigkeit, perversen oder verbrecherischen Impulsen zu widerstehen, frühzeitig beeinträchtigt werden muß, liegt auf der Hand; und kein Wunder, wenn die Trinker ein so erhebliches Kontingent zum Verbrechertum stellen, wenn Trunksucht zur Erklärung und eventuell milderen Auffassung zahlreicher Verbrechen herangezogen werden muß. Auffallend ist z. B. die Häufigkeit, mit der sich bei derartigen Alkoholisten der „Wahn der ehelichen Untreue" festsetzt — häufiger wohl infolge voraufgegangener ehelicher Zwistigkeiten als infolge gesunkener Potenz —, der dann zu den verschiedensten verleumderischen Anklagen, zu Vergehen oder Verbrechen gegen die Frau oder den vermeintlichen Ehebrecher führt und oft zu forenser Begutachtung gelangt.

Es ist in derartigen Fällen außerordentlich schwer, die Grenze zwischen dieser Degeneration und der eigentlichen Geisteskrankheit zu ziehen, „die Kranken bewegen sich vielmehr längere Zeit auf einem Grenzgebiete hin und her, überschreiten es zunächst zu wiederholten Malen nach stärkeren Exzessen vorübergehend, um schließlich dauernd auf die Seite der Geisteskrankheit überzutreten". Jedenfalls vermag nur der Arzt dank seiner Kenntnis vom Verlauf der Dinge und von der Beziehung dieser Verhältnisse zu den übrigen Psychosen über den Anfangspunkt der Krankheit zu entscheiden, und so macht die forense Beurteilung entschieden die ärztliche Mitwirkung notwendig in der Frage, ob Geisteskrankheit und damit Strafausschluß oder nur geistige Beeinträchtigung und damit nur mildernde Umstände anzunehmen sind; auch civilrechtlich kann dieser Unterschied Bedeutung gewinnen. (Siehe Abschnitt VIII.)

IV.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß neben der gewöhnlichen, sozusagen „physiologischen" Alkoholreaktion ganz besonders schwere, sogenannte pathologische Rauschzustände (trunkfällige Sinnestäuschungen Krafft-Ebings) vorkommen und zwar infolge von qualitativ oder quantitativ herabgesetzter Alkoholresistenz bei der großen Gruppe derjenigen Individuen, die durch angeborene oder erworbene psychopathische Minderwertigkeit disponiert sind (also bei Neurasthenikern, Epileptikern, Hysterischen u. s. w.) beziehungsweise durch schwächende Momente (Exzesse, akute Krankheiten, Blutverluste u. s. w.) vorübergehend in einen derartigen Zustand versetzt sind.

Solche oft unerwartet einsetzenden und bisweilen nur stundenlang anhaltenden Zustände sind bald nur durch abnorme Reizbarkeit, Händel- und Zerstörungssucht gekennzeichnet, bald aber kommt es bei denselben unter schreckhaften Sinnestäuschungen, Gesichts- und Gehörshallucinationen depressiven Inhalts, Personenverkennung und Angstaffekten bei Verlust der Orientierung und dämmerhaftem Bewußtsein bis zu den gewaltsamsten motorischen Akten, gefährlichsten Angriffen auf die verkannte Umgebung u. s. w.

Wichtig ist es in erster Linie für den späteren Begutachter, daß derartige Zustände sowohl inmitten eines gewöhnlichen Rausches als

ohne vorherige Trunkenheitserscheinungen, endlich sogar durch ein freies Intervall von einem Rausche getrennt vorkommen können; meist aber werden sie durch einen Affekt ausgelöst, wie ja auch die den pathologischen Rauschzuständen ausgesetzten minderwertigen Individuen besonders zu Affekten neigen.

Die Schwere der motorischen Entladungen im Verein mit den oben angeführten Punkten (Angst, Desorientiertheit, Personenverkennung u. s.w.) einerseits, das Mißverhältnis zwischen Ursache (Quantität des Alkohols) und Wirkung, eventuell das oben angedeutete abnorme zeitliche Verhalten der beiden letzten Punkte, das sofortige Exzitationsstadium bei mangelnder allmählicher Steigerung und das Fehlen somatischer Trunkenheitserscheinungen andererseits werden den Gerichtsarzt nachträglich eine derartige, für die Beurteilung des forensen Falles selbstredend eminent wichtige Diagnose stellen lassen. Daß derartige Zustände meist von einem Erinnerungsdefekt gefolgt sind, ist wohl nicht zu verwerten, da dieselbe Erscheinung auch gelegentlich nach einfachem Rausch vorkommt. Zu betonen bleibt für den begutachtenden Arzt zunächst die Tatsache der herabgesetzten Resistenzfähigkeit gegen Alkohol nebst deren Gründen, das Krankhafte der Erscheinungen, die Besinnungslosigkeit im Momente der Tat, die oft vorhandene Erinnerungslosigkeit.

V.

Auf dem Boden des chronischen Alkoholismus entstehen bisweilen nach stärkeren Exzessen eigentümliche „transitorische Zustände abnormen Bewußtseins“ (trance state Crothers und Beards). Ohne Sinnestäuschungen oder Veränderung der Gemütslage einhergehend, führen sie nur zu traumartiger Veränderung des Bewußtseins, entsprechend etwa dem später zu besprechenden postepileptischen Irresein. Der Zusammenhang mit Vorstellungen des wahren Lebens, welche auch mehr oder weniger intakt weiter bestehen können, ist dabei oft bewahrt. Auch hier besteht oft Erinnerungsdefekt und es scheinen in der Tat gelegentlich Verbrechen in diesem eigentümlichen Zustande begangen zu werden, dessen forense Bedeutung sich von selbst ergibt.

In Kürze sind auch die von Korsakoff zuerst beschriebenen, mit alkoholischer Polyneuritis (Entzündung peripherer Nervenstämme) einhergehenden eigentümlichen geistigen Störungen zu erwähnen: rasch, oft mit delirierender Aufregung setzen Unruhe und Aengstlichkeit, oft auch Desorientiertheit und sogar Sinnestäuschungen ein, gerichtsärztlich am wichtigsten ist es aber, daß gerade Ereignisse der jüngsten Zeit vergessen oder gefälscht werden, so daß Anklagen der eigenen Person oder anderer erfolgen oder hartnäckig wiederholt werden (Jolly).

Eine weit wichtigere, weil viel häufigere Form der Vergiftung mit Störung der Geistestätigkeit ist das Delirium tremens. Unter gleichzeitiger Exacerbation der körperlichen Erscheinungen des chronischen Alkoholismus und eventuell nach einem voraufgegangenen Prodromalstadium ist es charakterisiert durch akut auftretende Anfälle maniakalischer Erregung, die meist durch besondere Ursachen (Exzesse, aber auch Abstinenz, wenn sie z. B. durch anderweitige Krankheiten notwendig gemacht wurde, schwächende Momente u. s. w.) ausgelöst werden.

Im Prodromalstadium besteht oft trotz psychischer Depression und lebhafter Unruhe noch anscheinende Orientierung, während nachts schon Hallucinationen auftreten, an deren krankhafter Natur die Umgebung bisweilen noch zweifelt, bis unter Umständen ganz plötzlich und unerwartet motorische Entladungen aggressiver Art gegen die Umgebung erfolgen. Das einmal zum Ausbruch gekommene Leiden wird charakterisiert durch die Lebhaftigkeit und die große Zahl von Sinnestäuschungen und Verfälschungen der Wahrnehmungen, welche fast immer unangenehmer, schreckhafter, depressiver Art sind und durchaus nicht immer, wie es so oft behauptet wird, Tiere zu betreffen brauchen (Fürstner). Das Bewußtsein ist dabei nicht immer tief gestört, so daß eventuell vernünftige Antworten erzielt werden können und auch bisweilen Erinnerung besteht, während Lage und Umgebung im Gegensatz zur eigenen Persönlichkeit bisweilen vollkommen verkannt werden; die aus dem Berufe her gewohnte Tätigkeit kann dabei eine lebhafte Rolle spielen beziehungsweise mechanisch fortgesetzt werden (Beschäftigungsdelirien).

Die schreckhaften Sinnestäuschungen, die daraus entstehenden Beeinträchtigungsideen, Verfolgungswahn und andere daraus entspringende unangenehme Vorstellungen können zu Gewalttätigkeiten gegen die eigene Person und gegen andere führen — gegen die eigene Person in Form von Selbstbeschädigungen infolge der fehlerhaften Auffassung der Außenwelt (z. B. Verwechselungen zwischen Tür und Fenster), bei lebensgefährlichen Fluchtversuchen oder sogar Selbstmord, um den vermeintlichen Feinden zu entgehen, gegen andere infolge von durch die Angst ausgelösten Handlungen, der Personenverkennung, der Mißdeutung ihres Benehmens und der dadurch bedingten Wahnvorstellungen u. s. w.

Auf nichtalkoholischem Boden in gleicher Form vorkommend wird akuter hallucinatorischer Wahnsinn bei Trinkern oft durch stärkere Exzesse ausgelöst. Bei nahezu, bisweilen auch völlig klarem Bewußtsein, bei erhaltener Orientierung und nur unter Mangel des Krankheitsbewußtseins entwickelt sich meist ohne Prodromalstadium im Anschluß an Illusionen und Hallucinationen ein logisch zusammenhängendes System von Verfolgungsideen, bisweilen mit Größenideen gepaart; dasselbe wird durch lebhafte Gehörstäuschungen hervorgerufen beziehungsweise unterhalten, kritisierende oder drohende Stimmen, Gespräche schreckhaften und deprimierenden Inhalts beziehen sie sämtlich auf die eigene Person des Kranken.

Angst und Abwehrbewegungen führen unter diesen Umständen ebenfalls neben Selbstbeschädigung nicht selten zu gewaltsamen Akten gegen die Umgebung, bisweilen werden auch die Behörden um Hülfe gegen Drohungen, Verleumdungen u. s. w. angegangen.

VI.

Daß Epilepsie, eine Neurose, die oft schwerwiegende und forensisch wichtigste Geistesstörungen im Gefolge hat, ebenfalls auf alkoholischer Grundlage entstehen kann, haben wir bereits bei der Besprechung des Absinths (siehe Abschnitt I.) erwähnt, wenn auch Magnans frühere Angabe, daß die Absinthessenz die eigentliche epileptogene Noxe sei,

nicht mehr in diesem Umfange aufrecht erhalten werden kann. In Gegenden, in denen viel Alkohol genossen wird, soll die Epilepsie viel verbreiteter sein und auch ihre Bevorzugung des männlichen Geschlechts dürfte sich so erklären. Epilepsie infolge von Mißbrauch geistiger Getränke gehört denn auch keineswegs zu den Seltenheiten, wird doch die Zahl der durch Alkohol bedingten Fälle auf 10 pCt., derjenigen, die Trunksucht in der Ascendenz aufweisen, sogar auf 23 pCt. aller Fälle der so verbreiteten Krankheit zurückgeführt — im ganzen also fast ein Drittel! Die Beziehungen zwischen Alkohol und Epilepsie (Neumann) können verschiedener Art sein: man kann, abgesehen von genuinen Epileptikern, die sich dem Trunke ergeben, folgende Gruppen unterscheiden:

a) die durch habituellen Alkoholgenuß — Absinth — als causa efficiens bei vorher intakten Individuen erzeugte Epilepsie,
b) die durch accidentellen, einmaligen Alkoholgenuß als causa occasionalis ausgelöste Epilepsie bei schon vorher minderwertigem Gehirne,
c) durch Trunksucht in der Ascendenz erzeugte Epilepsie,

wobei zu bemerken ist, daß sowohl epileptische Eltern trunksüchtige Kinder, als trunksüchtige Eltern epileptische Kinder erzeugen können.

Meist tritt Alkoholepilepsie erst nach dem 30. Lebensjahre ein und zwar in der großen Mehrzahl der Fälle im Anschluß an Delirium tremens, bisweilen aber auch an einfache Trunksucht (Fürstner) — umgekehrt scheinen aber gerade auch Kinder zu Krampfanfällen nach übermäßigem Alkoholgenuß geneigt. Alkoholepilepsie kann ferner, was von größter Bedeutung ist, entweder auf die Dauer vom Alkoholgenuß abhängig bleiben oder aber in einer kleineren Gruppe von Fällen unabhängig von demselben, „konstitutionell" werden; sie gleicht übrigens in den verschiedenen Formen ihres Auftretens und in ihren Folgen für die Psyche vollkommen der genuinen Epilepsie, nur bisweilen, wenn der epileptische Anfall eine Delirium-tremens-Periode eröffnet, setzen sofort Unruhe, Furcht mit typischen, schreckhaften Gesichtshallucinationen bei mangelhafter Orientierung, also die Symptome des Delirium ein. Das Intervall zwischen den Anfällen wird zuerst nur vom Alkohol beherrscht — bald aber bildet sich ein unaufhaltsamer Circulus vitiosus zwischen Alkoholismus und Epilepsie, Epilepsie und Alkoholismus aus.

Von allerweitgehendster forenser Wichtigkeit sind nun die psychisch-epileptischen Aequivalente teils in unmittelbarem Anschluß an Anfälle (postepileptisches Irresein), teils als Anfälle psychischer Störung (epileptische Dämmerzustände) selbständig auftretend, in deren Verlauf es zu den verschiedensten gesetzwidrigen Akten (Diebstahl, Brandstiftung, Totschlag, Desertion u. s. w.) kommen kann; auch stellen sich gelegentlich psychische Erregungszustände mit Angstvorstellungen, schreckhaften Hallucinationen und maniakalischer Erregung ein, die nicht selten zu aggressiven Schritten gegen die Personen der Umgebung führen.

Nahe verwandt mit der Epilepsie beziehungsweise als periodisch auftretende Irreseinsform aufzufassen ist die sogenannte Dipsomanie,

d. h. die periodisch auftretende, unwiderstehliche Sucht nach geistigen Getränken, ein Leiden, dessen alkoholistischer Ursprung jedoch nicht allgemein anerkannt wird.

VII.

Endlich gibt es Zustände, die zweifelsohne ausschließlich auf chronischen Alkoholismus zurückzuführen sind und mit dem Bild der progressiven Paralyse die allergrößte Aehnlichkeit haben: man pflegt sie als Alkoholparalyse zu bezeichnen. Mit schwerem intellektuellen Defekt und nur vielleicht weniger entwickelten Größenideen als die gewöhnliche Paralyse einhergehend, läßt diese Krankheit eine Differentialdiagnose oft nur auf Grund der Anamnese, der langsamen Entwicklung, dem Fehlen der paralytischen Sprachstörung und meist auch der Pupillenstarre, dem protrahierten Verlauf, sowie endlich aus den die Krankheit begleitenden somatischen Erscheinungen des chronischen Alkoholismus zu. Ihre gerichtsärztliche Bedeutung soll im Zusammenhange mit derjenigen der übrigen zur Besprechung kommenden Geisteskrankheiten später erörtert werden.

Als Pseudoparalysen sind Fälle beschrieben, wo neben leichten motorischen Störungen blühende Größenideen heiterer Art akut in der Art einer progressiven Paralyse einsetzen, um nach einigen Monaten bis auf mäßigen Schwachsinn auszuheilen (Kraepelin).

Daß bei fortdauerndem Verfall der geistigen Kräfte infolge von Trunksucht tiefe Verblödung oder unheilbare chronisch-maniakalische Zustände die Endstadien bilden, daß insbesondere bei Imbecillen und Idioten die geistigen Defekte bei Mißbrauch von Alkoholicis rasch zunehmen, sei hier nur kurz berührt; daß Störungen der Geistestätigkeit sekundär nach alkoholistisch bedingten Veränderungen im Gehirn vorkommen können, wurde bereits erwähnt, ebenso daß Trunksucht als symptomatische Erscheinung einer anderen Erkrankung (Dipsomanie der Quartalsäufer) vorkommen kann, d. h. neben anderen Abnormitäten als krankhaftes Symptom auftritt, anstatt unabhängige Ursache des Uebels zu sein.

Ob endlich Psychosen, die bei Gewohnheitstrinkern aus anderen Ursachen als durch Alkoholmißbrauch entstehen, eine besondere Färbung annehmen, erscheint fraglich; meist entsteht aus den Erscheinungen der Psychose und des Alkoholismus zusammen ein so eng verfilztes Krankheitsbild, daß sich nur schwer eine Trennung durchführen läßt.

VIII.

Das Strafgesetz kennt im § 51 (siehe Abschnitt II.) nur zwei krankhafte Zustände, welche die Strafbarkeit einer Handlung ausschließen: die Bewußtlosigkeit und die krankhafte Störung der Geistestätigkeit, wenn diese die freie Willensbestimmung ausschließt. Inwiefern die Fassung dieses Gesetzesparagraphen im medizinischen Sinne eine glückliche zu nennen ist, hat allerdings zu zahlreichen Diskussionen geführt, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die Bewußtlosigkeit ist Strafausschließungsgrund nach Krankheit (z. B. Epilepsie) sowohl als nach anderen Ursachen (z. B. Berauschung,

Vergiftung u. s. w.) und mit ihrem Nachweis ist auch die Straflosigkeit selbstredend ohne weiteres gesichert. Leicht gelingt nun dieser Nachweis bei bekannten Bildern von in sich geschlossenen Psychosen, wie sie in den letzten Abschnitten geschildert wurden, schwerer ist er bisweilen in Fällen von pathologischen Rauschzuständen, auf deren differentialdiagnostische Merkmale ebenfalls hingewiesen worden ist. In derartigen Fällen krankhafter Art wird auch in der Regel das Gutachten des ärztlichen Sachverständigen eingefordert werden, nicht aber im Falle eines einfachen Rausches; bei einem so gewöhnlichen, allbekannten Vorkommnis wird offenbar auch der Laie für genügend kompetent erachtet, obwohl die Beurteilung, wie wir oben sahen, selbst für den Arzt durchaus nicht immer eine leichte ist; es bleibt in jedem einzelnen Falle dem richterlichen Urteil überlassen, ob Freisprechung wegen tatsächlich festgestellter Unfähigkeit zur Selbstbestimmung erfolgen kann, oder ob nur je nach dem Grade der Minderung der Zurechnungsfähigkeit mildernde Umstände zuzulassen sind.

Vergleichen wir hiermit die Bestimmungen des B. G. B., so stoßen wir auf einen eigentümlichen Widerspruch zwischen Straf- und Civilrecht. Letzteres bestimmt nämlich im § 827, der Form nach an den § 51 des R. Str. G. B. sich anlehnend:

> „Wer im Zustande der Bewußtlosigkeit oder in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit einem anderen Schaden zufügt, ist für den Schaden verantwortlich. Hat er sich durch geistige Getränke oder ähnliche Mittel in einen vorübergehenden Zustand dieser Art versetzt, so ist er für den Schaden, den er in diesem Zustande widerrechtlich verursacht, in gleicher Weise verantwortlich, wie wenn ihm Fahrlässigkeit zur Last fiele.
>
> Die Verantwortlichkeit tritt nicht ein, wenn er ohne Verschulden in diesen Zustand geraten ist."

Der vorübergehende Zustand von Bewußtlosigkeit nach Genuß geistiger Getränke, d. h. der Rausch führt demnach eventuell kriminalrechtlich zu Freisprechung, während der Täter zugleich zum Ersatz eines gleichzeitig angerichteten Schadens civilrechtlich haftbar gemacht werden kann — ein Widerspruch, den Mendel in drastischer Form mit den Worten zum Ausdruck brachte, daß ein Säufer, der im Rausch einen Menschen umgebracht und einen Tisch zerschlagen hat, von seinem Verbrechen freigesprochen, aber zum Schadenersatz für den Tisch verurteilt werden kann!

Bei chronischen Alkoholisten wird es bei der forensen Beurteilung in erster Linie sich darum handeln, unter Mitwirkung des ärztlichen Sachverständigen festzustellen, ob die Trunksucht bereits zu eigentlicher Geisteskrankheit geführt hat, womit ohne weiteres Straflosigkeit gesichert wäre, oder ob die geistigen Funktionen intakt oder etwa soweit beeinträchtigt sind, daß mildernde Umstände eintreten.

Trunksucht an und für sich ist nicht, wie es bereits zur Bekämpfung derselben vorgeschlagen wurde, straffällig, nur allzuoft würde der Fall sonst so liegen, als ob ein Kranker wegen Krankheit verurteilt würde, wie oft läßt sich die Schuld des Trinkers überhaupt nicht abmessen, wo ererbte Anlage und sonstige krankmachende Bedingungen gegeben sind!

Das B. G. B. enthält aber einen weiteren, die Trunksucht betreffenden Paragraphen, der — mangels eines Reichs-Trunksuchtsgesetzes — als

ein gewichtiger gesetzlicher Schritt im Kampfe gegen den Alkoholismus freudigst zu begrüßen ist und bei dem nur zu bedauern ist, daß er nicht in gleicher Weise auch auf die Morphiumsucht bezogen wurde. Zur Bekämpfung des Lasters hat das B. G. B. das wirksamste und durchgreifendste der ihm zu Gebote stehenden Mittel, die Entmündigung gewählt.

§ 6. Entmündigt kann werden

3. wer infolge von Trunksucht seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag, oder sich oder seine Familie der Gefahr des Notstandes aussetzt, oder die Sicherheit anderer gefährdet.

Es handelt sich im § 6, 3 nicht um die Fälle von bereits ausgesprochener alkoholischer Psychose, die vielmehr unter den § 6, 1 fallen: „Entmündigt kann werden, wer infolge von Geisteskrankheit oder Geistesschwäche seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag u. s. w." — sondern um jene Uebergangsstadien im Verlaufe der Trunksucht, bei denen bisher eine Entmündigung unmöglich war und deren Folgen das B. G. B. aufzählt: Unfähigkeit, seine Angelegenheiten zu besorgen, Gefahr des Notstands für die eigene Person oder die Familie, Gefährdung der Sicherheit anderer.

Daß dabei das Gesetz auf die Einholung eines ärztlichen Zeugnisses reflektiert, ist doppelt wichtig. Ob die Voraussetzungen für die Entmündigung gegeben sind (Unfähigkeit, die Angelegenheiten zu besorgen u. s. w.), ist dabei nicht Sache der ärztlichen Sachverständigentätigkeit, für sie kommt nur die Frage in Betracht, ob Trunksucht vorliegt und ob die gesetzlich genannten Voraussetzungen der Entmündigung tatsächlich deren Folgen sind. Der Begutachter hat daher unter genauer Fahndung nach körperlichen Symptomen des Alkoholismus zu bestimmen, ob die eigenartigen geistigen Veränderungen nicht etwa auf eine andere, gleiche Wirkung entfaltende Ursache (z. B. Morphinismus) zurückzuführen sind, er hat mit einem Worte „Trunksucht" klinisch festzustellen, weil der Gesetzgeber auf eine Definition des Begriffs „Trunksucht" völlig verzichtet hat. An Trunksucht leiden aber, wenn auch in den Lehrbüchern sich einige Widersprüche finden, nach allgemein gebräuchlicher Auffassung Individuen, die von einem krankhaften Drang, der Sucht nach Alkohol beherrscht werden, so daß ihre Geistesfähigkeiten ganz in deren Abhängigkeit geraten — und zwar muß dieser Zustand ein chronischer sein (Endemann, Plaut und andere). Es kommen also nicht wegen Trunksucht geisteskrank Gewordene, Deliranten, Paralytiker u. s. w. im § 6, 3 in Betracht, sondern Kranke mit unwiderstehlichem Drang nach Alkohol, bei denen sich allmählich der Trinkercharakter entwickelt, der Boden vorbereitet, aus dem jederzeit die alkoholistische Psychose hervorbrechen kann.

Mit der Entmündigung ist nun dem Trinker die mißbräuchliche Verwendung seines Vermögens ohne weiteres rechtlich unmöglich gemacht: er würde aber ohne weitere Bestimmungen, soweit er es könnte, ruhig weiter trinken, die Sicherheit anderer wäre nach wie vor gefährdet und das Strafgesetz gegen ihn machtlos, da es nicht mit voller Schärfe gegen den Trinker vorgehen kann. Die Wichtigkeit der Bestimmungen des B. G. B. liegt nun darin, daß dem Vormund Recht und Verpflichtung zustehen, den Aufenthaltsort des Entmündigten zu

bestimmen und die Ueberführung eines entmündigten Trinkers in ein Trinkerasyl auch gegen dessen Willen durchzusetzen.

An solchen Asylen besteht nun in Deutschland noch ein recht großer Mangel — etwa zwanzig Anstalten allein stehen zur Verfügung! — und es muß daher auf das Einspringen von Krankenkassen, Kommunalarmenverbänden, Antialkoholvereinen u. s. w. gehofft werden. Dringend erforderlich ist und bleibt die Errichtung derartiger Asyle für Unterbringung und Heilung von Trunksüchtigen nach ihrer Entmündigung, Anstalten, in denen Geisteskranke und Epileptiker nur aufgenommen werden dürfen, wenn es sich um rein alkoholistische, bei Abstinenz voraussichtlich rasch zurückgehende Störungen handelt; unter Leitung eines psychiatrisch vorgebildeten Arztes sind diese Anstalten so einzurichten, daß die Pfleglinge darin des Genusses alkoholischer Getränke vollständig entwöhnt werden und durch geeignete Behandlung, Beschäftigung und Lebensweise ihre körperliche und geistige Gesundheit, vor allem aber auch genügende sittliche Widerstandsfähigkeit erlangen, um Rückfälle zu vermeiden.

Die Unterbringung des Trinkers in einem derartigen Asyl ist nicht nur, wenn sie frühzeitig genug erfolgt, von großer Bedeutung für eine etwaige Heilung desselben, sondern sie liegt unter Umständen auch im Interesse des Vormundes selbst: § 832 des B. G. B. besagt nämlich:

> „Wer kraft des Gesetzes zur Führung der Aufsicht über eine Person verpflichtet ist, die . . . . . ihres geistigen oder körperlichen Zustandes wegen der Beaufsichtigung bedarf, ist zum Ersatze des Schadens verpflichtet, den diese Person einem Dritten widerrechtlich zufügt. Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn er seiner Aufsichtspflicht genügt oder wenn der Schaden auch bei gehöriger Aufsichtsführung entstanden sein würde."
>
> Die gleiche Verantwortlichkeit trifft denjenigen, welcher die Führung der Aufsicht durch Vertrag übernimmt.

Allerdings wird infolge dieses Paragraphen andererseits die Unterbringung Trunksüchtiger in Privat- beziehungsweise Familienpflege, z. B. in abstinenten Familien auf dem Lande auf Schwierigkeiten stoßen, wenn damit eine derartige Verantwortung verknüpft ist.

Endlich sei nur kurz darauf hingewiesen, daß die angedeuteten civil- und strafrechtlichen Verhältnisse, wie z. B. Selbstbeschädigung, Selbstmord, Körperverletzung anderer, sinngemäße Anwendung bei Unfall-, Lebensversicherungs- oder Haftpflichtversicherungsangelegenheiten, bei der Erledigung kirchlicher Streitfragen (kirchliches Begräbnis) u. s. w. finden können.

Jeder Schritt, den das Gesetz gegen die Trunksucht — und wir schließen den Morphinismus mit ein — unternimmt, sei aber mit Freuden begrüßt, der Kampf gegen den Alkoholismus auf der ganzen Linie bildet eines der wichtigsten Kapitel der staatlichen Hygiene! Und die energische Durchführung dieses Kampfes mit allen zu Gebote stehenden Mitteln würde nicht nur manches körperliche Siechtum, manche geistige Zerrüttung, sondern ungezählte Schäden wirtschaftlicher und sozialer Art, vor allem aber auch gar manches Vergehen und Verbrechen verhüten!

Niedergang und Erwachen der lateinischen Rassen.

Dr. Curt Bühring.

In den Lehrbüchern der Geschichte, aus denen die jungen Franzosen auf den unteren und mittleren Schulen ihre historische Weisheit schöpfen, liest man nicht selten, daß um das Jahr 100 v. Chr. „barbarische Germanen" ins Land fielen und den Bestand der gallisch-römischen Kultur bedrohten. Französische Literaten und Politiker fühlen sich heute noch als Angehörige der lateinischen oder romanischen Rasse und verachten mit stolzen Worten das „barbarische Germanien", wie vor einigen Monaten der Minister Pelletan in einer öffentlichen Rede Deutschland bezeichnete. Auch von italienischen Literaten ist das gleiche wenig schmeichelhafte Kompliment nicht selten nach Norden hin gemacht worden. Man sieht, die lateinischen Chauvinisten haben Sinn für Tradition und stehen auf einem Standpunkt, der vor 2000 Jahren für einen gebildeten Römer wie Cäsar richtig war, der aber heute nichts als der Ausfluß von Eigendünkel, Neid und der eigenen Ohnmacht ist.

Bei dieser übermütigen Beurteilung Deutschlands berührt es fast komisch, wenn man in den Zeitungen liest, daß vom 15. bis 22. April Vertreter der lateinischen Nationen, sowie Griechenlands in Rom sich versammeln, um über die Hebung ihrer Rasse und die Erweckung ihrer „schlummernden Energie" zu beraten, sowie die Verbrüderung der lateinischen Völker zu proklamieren.

In derselben Richtung bewegt sich ein sensationelles Communiqué des früheren italienischen Ministers Rudini, in welchem er erklärt, die ganze alte Civilisation Europas müsse angesichts der systematischen, zielbewußten Entwicklung Amerikas vollständig versagen. Besonders die lateinischen Rassen seien in ihrem Proletariat so in Unwissenheit und Borniertheit versunken, daß dieses gar nicht mehr zur Aktion zu benutzen sei. Die Bürgerschaft sei ein Parasitentum geworden und die Aristokratie falle in Trümmer durch ihre eigene Schwäche. Rudini sieht in der amerikanischen rücksichtslosen, auf das Darwinsche System vom Ueberleben der Stärksten natürlich aufgebauten Entwicklungsgeschichte die einzige Zukunft der modernen Gesellschaft. Nur diejenigen Staaten könnten sich in diesem Kampfe ums Dasein in der alten und neuen Welt halten, welche ein kräftiges zielbewußtes arbeitsfähiges Proletariat besitzen, und imstande seien, die Aristokratie abzuschütteln und die Bourgeoisie wieder zu reorganisieren.

Während die lateinischen Rassen in Europa die Vorherrschaft Deutschlands mit großer Besorgnis sich ausbreiten sehen, fürchten sie noch mehr die Konkurrenz der germanischen Nation jenseits des Ozeans. Sie wollen nun „erwachen", die schlummernde Energie wecken, um den Daseinskampf gegen die Welteroberer zu bestehen. Muß es diesen Träumern aber nicht selbst lächerlich vorkommen, mit rednerischen Leistungen und Kongreßbeschlüssen die „Rasse heben" und zur „Aktion treiben" zu wollen?

Erstlich ist es mehr als geschmacklos, die Deutschen heute noch „Barbaren" zu nennen. Denn sie haben im Verlaufe einer anderthalbtausendjährigen Geschichte eine hohe, vielleicht die höchste Stufe der

Civilisation erreicht. Andererseits dürfte es den Italienern und Franzosen unangenehm in die Ohren klingen, wenn man sie darauf aufmerksam macht, daß die nachchristliche Civilisation in allen romanischen Ländern ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse ist, daß die Renaissance in Italien, die Wiedererrichtung des neuen italienischen Staates, daß die ganze politische und geistige Kultur Frankreichs von „Barbaren" hervorgebracht wurde, deren Vorfahren einst die römische Weltmacht in Stücke schlugen. Den Ostgoten, Langobarden und Bajuvaren in Italien, den Franken, Normannen, Burgunden und Westgoten in Frankreich verdanken diese Völker die Verjüngung und Auffrischung ihres Blutes. Allein geographisch betrachtet, liegt die anthropologische Ueberlegenheit derselben offen zu Tage; denn alle Initiative zur politischen und geistigen Kultur gehen in diesen Ländern vornehmlich von den Provinzen aus, in denen die größere Zahl der Bewohner der germanischen Rasse angehört. Ihrer Energie und Intelligenz schulden die Romanen eben dieselbe hohe Civilisation, welche sie gegen die „germanischen Barbaren" ausspielen wollen, und vielleicht sind manche der Tadler und Spötter selbst undankbare Sprößlinge jener hochbegabten Stämme, deren Blut in ihren eigenen Adern fließt.

Der Niedergang der romanischen Staaten beruht auf der dem historischen Anthropologen wohlbekannten Erschöpfung ihrer Rassen; und zwar wie Gobineau gelehrt hat, auf dem Verbrauch der germanischen Elemente, die in diesen Staaten nur eine dünne „aktive" Schicht bilden. Ein „Erwachen" von latenten Kräften könnte nur in einem Emporkommen bisher geschonter Gruppen dieser Rasse bestehen. Ist jedoch dieses aktive Blut nicht in genügender Menge und Energie mehr vorhanden, dann sind alle Reden und Debatten, alle öffentlichen Ermunterungen verlorene Liebesmühe, vermeintlich „schlummernde und latente Kräfte" zur Entfaltung anzuregen.

Was Italien und Frankreich heute vollbringen, ist immer noch eine Tat germanischen Rasseblutes. Aber auf die Dauer wird es ihnen physiologisch unmöglich, mit den Ländern um die Weltherrschaft zu konkurrieren, welche jene überlegenen Elemente in größerer Zahl und in geschonteren Zuständen in sich bergen. Wer gelernt hat, die Geschichte anthropologisch zu betrachten, kann sich deshalb eines Lächelns nicht erwehren, wenn er das hochmütige Gerede von „barbarischen Germanen" hört und zugleich die wenig hoffnungsvolle Anstrengung sieht, die „romanischen" Rassen und ihre schlummernden Kräfte zu wecken.

Erwiderungen.

Zu der Entgegnung des Herrn Dr. von Neupauer (Artikel Zuchtwahl und Monogamie). — Wenn ich dem Verfasser der Aufsätze über Zuchtwahl und Monogamie in diesen Zeilen als Verteidiger gegen Herrn Dr. von N. zur Seite trete, so geschieht es — dies sei gleich zu Anfang deutlich gesagt, um Mißdeutungen die Spitze abzubrechen — nicht um eine Lanze für die Polygamie zu brechen. Was letztere betrifft, so pflichte ich eher der konservativen Anschauung Wilsers

bei, indem ich, allerdings mit einem starken Vorbehalt geschichtlicher Anpassungsmöglichkeit und unter Betonung der verhältnismäßig geringen Spanne Zeit, welche uns vom anthropologischen Standpunkte aus zur Würdigung der bisherigen Eheformen als Erfahrungsmaterial vorliegt, die Einehe für die zur Zeit höchstentwickelte Eheform anerkenne und glaube, daß diese auch für die nächste Zukunft, die, wie ich hoffe, der bewußten Zuchtwahl mehr und mehr die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden wird, die Vorherrschaft behaupten wird. Es ist vielmehr nur zunächst das Prinzip der geschlechtlichen Zuchtwahl überhaupt, das von allen Selektionisten mit Recht zum Ausgangspunkte genommene Gesetz der konservativen Vererbung und vor allem der Begriff der relativen Rasseneinheit und -reinheit, das ich gegen die rein mathematischen Einwürfe Dr. von N. in Schutz nehmen möchte. Hätte die bloße Arithmetik hier ein entscheidendes Wort zu sprechen, so könnte allerdings von irgend einem der sich doch jedem Unbefangenen aufdrängenden Rassentypen gar keine Rede sein. Schon der französische Soziologe M. Cheysson hat unter Zugrundelegung von bloß drei Generationen für jedes Jahrhundert ausgerechnet, daß jeder der jetzt lebenden Franzosen in seinen Adern eine Blutmischung von mehr als 20 Millionen Zeitgenossen des Jahres 1000 vereine. De Lapouge berechnet, wenn man bis zu Christi Geburt zurückgeht, für jeden von uns die ungeheure Anzahl von 18014583333333333 Ahnen und kommt, indem er weiter bis etwa zur ersten Epoche des Eisenzeitalters zurückschreitet, ungefähr bis 1500 v. Chr. auf eine Zahl, die für unseren Verstand so gut wie unendlich ist, zwei Nonillionen, in Ziffern: 2000000000000000000000000000000. Und auch das würde anthropologisch sozusagen nur eine geringfügige Zeitspanne sein. Wohin gelangt der summus mathematicus erst, wenn er bis zur Zeit zurückrechnet, in der unsere europäischen Hauptrassen sich befestigt haben müssen, zur Steinzeit? Wie aber de Lapouge sehr richtig bemerkt, beweisen gerade diese absurden Zahlen die Haltlosigkeit der Gründe, welche aus der in allen Realwissenschaften immer nur mit größter Vorsicht aufzunehmenden reinen Mathematik gegen die Rassentatsache entnommen werden. Sie beweisen zwar die theoretische Unmöglichkeit einer absoluten Rassenreinheit. Was aber wichtiger ist, ist dies: Sie nötigen uns eine ganz außerordentliche Anzahl blutsverwandter Kreuzungen, das relative Uebergewicht des sogenannten Inzuchtprinzips anzuerkennen, um die augenfällige Wirklichkeit der vorhandenen Rassentypen zu begreifen. Sie erklären sogar dem Rassenskeptiker gegenüber das auffällige Verschwinden solcher historisch nachweisbarer Kreuzungen mit fremdem Blut innerhalb einer lebenszähen Rasse; denn durch die Inzucht innerhalb eines schon zu relativ großem Bevölkerungsbestand angewachsenen Stammes wird eben das so eindringende fremde Blut sehr schnell, wenn auch nicht im eigentlichen Sinn ausgemerzt, so doch dermaßen verflüchtigt, verdünnt, daß sein Zusatz zum einzelnen Vertreter des Rassentypus nur einen unendlich kleinen Prozentsatz darstellt, „dont la considération n'est plus que théorique“, wie de Lapouge richtig bemerkt. Vielmehr bestätigt die notwendige Voraussetzung derselben gemeinschaftliche Vor-Ahnen in den verschiedensten Stammbäumen einer Nation die vorwiegende Bedeutung des Gesetzes der kumulativen Vererbung, sowie die außerordentliche Rolle, welche die natürliche Auslese bei der Bildung der gegenwärtigen Generationen gespielt hat; denn die wirkliche Zahl der vorhandenen Familien bleibt offenbar lediglich infolge dieser Auslese um die durch jene mathematische Kalkül geforderte Differenz hinter der abstrakt möglichen zurück.

Der Rassenbegriff wird also durch eine richtig angewandte Arithmetik weit mehr bestätigt als bedroht; er wird ebensowenig durch diese arithmetische Dialektik gefährdet, wie durch das vereinzelte atavistische Vorkommen einer auffälligen Abweichung vom Rassentyp innerhalb einer Familie. Exceptio firmat regulam — wenigstens dann, wenn diese Ausnahme durch das nachweisbare Vorkommen einzelner, im Verhältnis zu der ganz überwiegenden Rasseninzucht geringwertiger Beimischung fremden Bluts und den Atavismus zu erklären ist.

Es kommt hinzu, daß eine Pan-Mixie, wie der moderne Verkehr sie an einzelnen Kulturzentren und in einzelnen Ländern ermöglicht, in den älteren Geschichtsperioden, in denen das Connubium zwischen verschiedenen Rassen nachweisbar eine seltene Ausnahme bildete, unmöglich gewesen ist.

Wenn demnach Dr. von N. die Voraussetzungen, von denen Freiherr von Ehrenfels ausgeht, als „Träume“ und „Phantasiewucherungen“ bezeichnet, so glaube ich umgekehrt seine Einwendungen in das Gebiet der mathematischen Traumphantasie zurückweisen zu müssen.

Die natürliche Auslese und eine Inzucht in weiterem Sinne — selbstredend ist auch Inzucht ein relativer Begriff — hat vielmehr bislang wenigstens den regressiven Wirkungen ungeregelter Amphimixis schon mit den bisherigen Eheformen einen Damm gesetzt. Selbstverständlich wird die bewußte Aufnahme der Selektionsidee, wenn auch zunächst nur sozusagen im moralischen Gewissen der Kulturvölker, mit der Zeit auch zu einer Reform der Ehegesetzgebung führen, die nicht nur einer regressiven Selektion vorbeugt, sondern auch die progressive Selektion, die Ausprägung eines besseren Menschheitstypus beschleunigt. Inwiefern einzelne im Sinne dieser progressiven Menschenzüchtung diskutable Vorschläge als verfrüht zu bezeichnen sind, ist eine Frage des rein politischen Taktgefühls. „Sonderbar" aber muß es erscheinen, daß die Züchtungsidee, die wir im Tier- und Pflanzenreich seit Jahrtausenden praktisch bewährt haben, für das Menschengeschlecht auf den Kopf gestellt wird; um diese Inkonsequenz zu erkennen, braucht man noch lange kein Platoniker zu sein, vor allem nicht auf den Gedanken der Staatsomnipotenz zu schwören. Vielmehr handelt es sich einstweilen nach meiner Ueberzeugung vor allem darum, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Descendenztheorie als geistige Waffe gegenüber dem nach Staatsomnipotenz strebenden demokratischen Sozialismus zu Gunsten einer natürlichen Aristokratie zu verwerten. Gerade dieser Sozialismus ist es, der zur Zeit auch, zumal durch Forderung der Frauenemanzipation die Einehe gefährdet und auf eine unter dem Schlagwort der „freien Liebe" sich einführende geschlechtliche Promiskuität hinarbeitet. Demgegenüber ist vom rein selektionistisch-aristokratischen Standpunkte umgekehrt die Polygamie, wie dies von Ehrenfels auch sehr gut in seiner Kritik der Björnsonschen „Predigt" ausführt (Märznummer 1903), als progressive Form der Ehe zu bezeichnen, vorausgesetzt, daß sie in den Dienst einer bewußten Rassenverbesserung gestellt wird und nicht, wie in ihren bisherigen geschichtlichen Erscheinungsformen, ein bloßer sozialer Luxus ist. Aber qui trop embrasse, mal étreint, diese Meinung scheint mir selbst für die rein wissenschaftlich-theoretische Diskussion einer übrigens schon von Giordano Bruno (Spaccio della bestia trionfante, Wagner II, Seite 126. Brunnhofer, Giordano Bruno, Seite 299, 300) angeregten Frage angebracht.

Professor L. Kuhlenbeck.

Die Monogamie der Germanen. — Es freut mich, daß Herr Professor von Ehrenfels, indem er nochmals (II, 1) auf diese Dinge zurückkommt, „bei übereinstimmenden Zielen" einen eigentlichen „Widerstreit der Meinungen" zwischen ihm und mir nicht finden kann. Nur einer meiner Behauptungen, daß nämlich, wie das Beispiel unserer Vorfahren zeige, die Einehe „einer gesunden Rassenbildung durchaus förderlich sei", glaubt er damit entgegentreten zu können, daß Jäger- und Hirtenvölker „immer und überall" ausgesprochen polygam seien und auch „unsere Vorfahren hiervon keine Ausnahme" gemacht haben. Indem ich den ersten Teil des Satzes zugebe, muß ich den zweiten berichtigen. Die Vorfahren der Germanen waren seit der Steinzeit, also in den „ungezählten Jahrhunderten", die dem Eintritt in die Geschichte vorausgingen und in denen sich ihre Rasse gebildet und erblich befestigt hat, keine herumschweifenden Jäger und Hirten mehr, sondern fest ansässige Bauern. Auch während der Wanderungen, zu denen sie durch die mächtig anschwellende Volkszahl gezwungen wurden, war ihre stete Sorge, ihre erste und hauptsächlichste Forderung die nach Ackerland. Schon Cäsar, der zur Schönfärberei gewiß keinen Grund hatte, hebt die Sittenstrenge der Germanen ausdrücklich hervor: Qui diutissime impuberes permenserunt, maximam inter suos ferunt laudem: hoc ali staturam, ali vires nervosque confirmari putant. Infra annum vero vicesimum feminae notitiam habuisse in turpissimis habent rebus (B. G. VI, 2. c.). Tacitus (Germ. 18 und 19) rühmt besonders die von männlicher wie weiblicher Seite heilig gehaltene Ehe: severa illic matrimonia, nec ullam morum partem magis laudaveris, nam prope soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt, exceptis admodum paucis, qui non libidine, sed ob nobilitatem (ein geschichtliches Beispiel ist Ariovist) plurimis nuptiis ambiuntur. Ein Verbrechen war demnach die Vielweiberei nicht, weder durch göttliches, noch durch menschliches Recht verboten; daß trotzdem nur in Ausnahmefällen und aus äußeren Rücksichten von ihr Gebrauch gemacht wurde, zeigt eben, daß die Einehe eine durch das Herkommen geheiligte Sitte war, plusque ibi boni mores valent quam alibi bonae leges. Daß das Christentum die sittlichen Anschauungen der Germanen nicht gehoben hat, daß im Gegenteil trotzdem durch

das böse Beispiel der römischen und griechischen Ueberkultur eine Sittenverwilderung eintrat, daß am Hofe der Frankenkönige, auch an dem des großen Karl, ein ziemlich lockeres Leben herrschte, ist bekannt. Ich möchte aber diesem ein anderes geschichtliches Beispiel gegenüberstellen. Von Belisar, einem in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mann, von gotischer Abkunft, ohne den es Rom niemals gelungen wäre, die Reiche der Vandalen und Goten zu stürzen, sagt Prokop (Gotenkrieg III. c.): „Nie hat er ein anderes Weib berührt als seine Gattin. Obgleich er als kriegsgefangen gotische und vandalische Weiber in großer Zahl hatte, und zwar so schöne, wie kein Mensch sie je gesehen, so durften sie ihm nicht unter die Augen oder sonst zu nahe kommen." Nicht das Christentum, noch weniger die damals in Konstantinopel übliche Lebensweise kann den gefeierten Kriegshelden zu dieser strengen Auffassung der Ehe gebracht haben, sondern einzig und allein die von seinen Vorfahren ererbte, ihm in Fleisch und Blut übergegangene „Ahnentugend".

Dr. Ludwig Wilser.

Berichte.

Biologie.

Sind die Lebenserscheinungen wissenschaftlich und vollständig erklärbar? Der Nachweis der vollständigen Erklärbarkeit irgend einer Lebenserscheinung ist erbracht, sobald es gelingt, dieselbe eindeutig durch physikalische und chemische Agentien zu beherrschen oder an nicht lebendem Material in allen Einzelheiten zu wiederholen. Diese Aufgabe hat die neuere physiologische Forschung in einzelnen Fragen erfüllt, z. B. die Tatsache erklärt, daß in unserem Körper die Nahrungsmittel bei einer Temperatur oxydiert werden, bei der dem Chemiker dies nicht gelingt, namentlich wenn die Reaktion, wie in unseren Geweben, völlig oder nahezu neutral ist. Ebenso ist der Chemismus der Zelle erkannt, wodurch in den Zeiten des Ueberflusses unsere Zellen Fett aufspeichern, um in den mageren Zeiten davon zu zehren. Der Vorgang der geschlechtlichen Befruchtung hat sich als ein rein chemischer Prozeß herausgestellt. Wenn man z. B. die Konzentration des Seewassers nur wenig erhöht und so dem Ei vorübergehend Wasser entzieht, so entwickeln sich die unbefruchteten Eier des Seeigels zu Larven. Die so erzeugten vaterlosen Larven sind völlig normal, und wenn sie gefüttert werden, sind sie imstande, über das Pluteusstadium (ein frühes Entwicklungsstadium) sich zu entwickeln. Die Vererbung väterlicher und mütterlicher Eigenschaften ist der chemischen Forschung zugänglich. Es ist sehr wahrscheinlich, daß nicht Formeigentümlichkeiten des Eies die Form der Nachkommenschaft bedingen, sondern daß die Formbestandteile des Embryos nach und nach durch die im Embryo stattfindenden chemischen Prozesse erzeugt, und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß es gelingen wird, durch chemische Aenderungen dieser Vorgänge auch die Vererbung zu beherrschen. Die Regeneration abgeschnittener Glieder oder wenigstens gewisser Gewebsdefekte beruht auf der „Umkehrbarkeit der Entwicklungsvorgänge", durch Rückschlag der Entwicklung auf eine frühere Stufe. Eindeutige physikalische Eingriffe können in der Embryonalentwicklung den Ort der Organbildung bestimmen. Auch Instinkt und Bewußtsein sind der physikalischen Analyse zugänglich. Unserer vollständigen Beherrschung und Erkenntnis der Lebenserscheinungen steht kein Hindernis im Wege. (J. Loeb, Die Umschau, 1903, No. 2.)

Anthropologie.

Die Proportionen des erwachsenen Menschen. Den in der „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie" veröffentlichten Untersuchungen von W. Pfitzner über den Einfluß des Lebensalters, des Geschlechts und der sozialen Schichtung auf die anthropologischen Charaktere reiht der leider zu früh verstorbene Gelehrte im 2. Heft des V. Bandes eine Untersuchung über „die Proportionen des erwachsenen Menschen" an, die sich auf ein Material von 4899

Individuen erstreckt. Die Beschreibung der Skelettstücke erheischt eine starke Abgrenzung des „Normalen“ gegen das „Anomale“ und „Abnorme“. Das Normale unterliegt dem Gesetz der „individuellen Variation“; es ergeben sich daraus Formen, die in ihrer kontinuierlichen Reihenfolge und ihrer gesetzmäßigen Häufigkeit des Auftretens ein geschlossenes Ganzes bilden. Außer diesen treten aber noch Formen auf, die entweder aus individuellen oder aus universellen Beeinflussungen resultieren: Störungen in der individuellen Entwicklung ergeben die angeborenen Mißbildungen, Schwankungen im phylogenetischen Entwicklungsgang dagegen veranlassen das Auftreten neuer respektive das Wiederauftreten alter Typen. Die spezifische Funktion unserer Extremitäten verleiht ihrer Längenausdehnung eine hervorstechende Bedeutung. Als Ausgangspunkt für die Vergleichungen dient die Statur oder Körperlänge, welche sich der tatsächlichen Grundlage der Proportionen am meisten nähert, sowohl bei den Erwachsenen, wie bei den Heranwachsenden. Die Untersuchung erweist eine gesetzmäßige Verschiebung der Proportion zwischen Körperlänge, Stammlänge, Beinlänge, Armlänge und Kopfumfang. Je mehr die Körperlänge zunimmt, um so mehr nimmt die Stammlänge und der Kopfumfang ab, um so mehr nehmen dagegen Bein- und Armlänge zu.

Mongolenflecke. Bälz hat gefunden, daß die sogenannten Mongolenflecke, d. h. blaue Flecke in der Kreuzgegend, nicht nur bei mongolischen Neugeborenen, sondern auch bei Indianern und Negern sich finden, daß diese Flecke das feinste Reagens für die Unterscheidung der weißen Rasse von allen anderen Rassen abgeben. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die weiße Rasse diese Flecke niemals zeigt, während bei Zumischung von anderem Blut, sei es mongolisches, indianisches oder Negerblut, die Flecke sich noch in späteren Generationen zeigen können, wenn sonst nirgends, auch nicht an den Fingernägeln, sich Anzeichen dunkleren Blutes nachweisen lassen. Da die Mongolen in der Farbe den Weißen am nächsten stehen, so verliert sich bei Mischung mit ihnen die Pigmentanhäufung am raschesten, fehlt sogar manchmal schon in der nächsten Generation, während sie sich bei Mischung mit dem dunkleren Blute der südamerikanischen Indianer und der Neger durch zahlreiche Geschlechter erhalten kann. (Internationales Zentralblatt für Anthropologie, 1902, Heft 6.)

Zur Anthropologie der Insel Korsika. Bei seinem Aufenthalt in Korsika fiel Dr. A. Bloch die große Zahl Kinder mit hellen Haaren und blauen oder grauen Augen auf. Auch war ihre Gesichtsfarbe rosig weiß wie bei den Kindern in Nord-Europa. Die Mütter dieser Kinder hatten die Haare mehr oder weniger dunkelbraun, aber man bemerkte, daß die Flechten blond geblieben waren. Nach den rekrutierungsstatistischen Untersuchungen von Jaubert bei 500 jungen Korsen fand er 34 pCt. braun, 56,8 pCt. hellbraun und 9,2 pCt. blond. Einige Gelehrte haben geglaubt, daß diese hellpigmentierten Individuen Reste der Vandalen seien, die im 5. Jahrhundert die Insel eroberten, oder von anderen nordischen Stämmen, die beim Verfall des römischen Reiches in das nördliche Italien eindrangen. Bloch ist dagegen der Meinung, daß der hellbraune und blonde Typus autochthon, d. h. durch den Einfluß des Milieus hervorgebracht ist. (??) Er hält den braunen Typus für den ältesten, aus dem die hellfarbigen durch lokale Anpassungen hervorgegangen sind. (??) (Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, 1902, Seite 333.)

Kulturgeschichte.

Sitten und Religion der Bewohner Tumleos. Eine Verlobung vollzieht sich ohne große Umstände und Förmlichkeiten. Der Bräutigam geht zu den Eltern der Braut und hält um die Hand der Tochter an, wie es auch in Europa geschieht. Der Bräutigam schickt der Braut ein kleines Geschenk, ein Kleid, Kokosnüsse, Betelnüsse und Betelpfeffer. Letzterer scheint bei jeder Verlobung eine Rolle zu spielen. Die Annahme dieser Sachen von seiten der Braut gilt als Gegengelöbnis ihrerseits. Die Heirat geschieht derart, daß die Braut ein kleines Essen im Hause ihrer Eltern oder Verwandten oder auch wohl anderswo bereitet und dazu den Bräutigam einladet. Das Erscheinen desselben besiegelt den Ehebund. Die Heiraten geschehen meist aus gegenseitiger Neigung. Meist herrscht Monogamie, Viel-

weiberei ist erlaubt. Witwen pflegen erst wieder zu heiraten, wenn ihre Knaben herangewachsen sind. Ehescheidungen kommen häufig vor. Oefter gelingt es wohl, ein Pärchen wieder zu versöhnen und zusammenzubringen, oft aber schreiten beide Teile wieder zu einer neuen Ehe. Ehelosigkeit ist eine Seltenheit. Frühe Heiraten finden kaum häufiger statt als in Europa. Die Mädchen sind meist schon erwachsen, wenn sie heiraten, und die Jungen müssen erst einen ordentlichen Bart haben, ehe sie daran denken dürfen. Die Geburten werden in der ersten Zeit geheim gehalten. Die Frauen stillen die Kinder bis zum dritten und vierten Jahr. Wenn die Kinder noch klein sind, sind die Eltern recht besorgt für dieselben und auch die Kinder zeigen eine große Anhänglichkeit an die Eltern. Mit zunehmendem Alter der Kinder erkaltet ihre Liebe zu Vater und Mutter, letztere dagegen bewahren den Kindern bis ins Alter hinein meist eine große Zuneigung. Die Tumleo glauben an ein überirdisches Wesen, das über die Menschen erhaben ist, an Geister, die Tapum genannt werden und weibliche Gottheiten sind. Die Tumleo haben die Ueberzeugung von der Fortdauer der Seele nach dem Tode. Wenn der Mensch gestorben ist, so ist nach ihrer Meinung nicht alles mit ihm aus; sein Leib zwar ist tot, aber das, was in dem lebenden Menschen denkt, spricht, hört, fühlt, das stirbt nicht; es ist weggegangen, hat den Körper verlassen. Dieses Wesen nennen sie mos. Sowie der mos den Leib verlassen hat, kommt er an einen unterirdischen Ort, wo ein Geist haust. Die Wohnung desselben ist bei einem großen Wasser, das jeder passieren muß, der zu dem Wohnorte der Seligen will. Dem Geist muß jeder einen Tribut zahlen. Ist der mos glücklich herübergekommen, so erwarten ihn am anderen Ufer zwei mos, die ihn auf ein Kanoe bringen, das ihn nach den unterirdischen Totenstätten bringt. Dort nimmt er seine Wohnung, er kann aber auch seine Stätte verlassen und auf der Welt herumstreifen, um dort je nachdem Glück oder Unglück zu bringen. Besonders ist er denen nahe, mit denen er früher zusammenlebte, und die ihm durch Bande des Blutes oder der Freundschaft verbunden sind. (M. J. Erdweg, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1902, Seite 278—298.)

Die historische Bedeutung des Deutschtums für Ungarn. Seit einigen Jahren wird in Ungarn eine chauvinistische Hetze gegen die Deutschen betrieben, die es notwendig macht, einmal auf die großen Leistungen der Deutschen für den ungarischen „Nationalstaat“ hinzuweisen. Ungarn verdankt nicht nur kulturell, sondern vor allem politisch seine ganze nationale Existenz nicht sich, sondern den Deutschen. Die Kämpfe gegen die Türken sind im wesentlichen durch deutsche Streitkräfte ausgefochten worden. Man lese doch einmal die Namen der Regimenter durch, welche alle jene vielen Schlachten und Gefechte geschlagen, welche alle jene Festungen erobert haben in dem langjährigen Kriege gegen die Türken, der schließlich mit der Befreiung Ungarns endigte, ob man da anderen als deutschen Namen begegnet? Die Schlacht von Mohacz, welche über das Schicksal von Ungarn entschied, wurde durch Deutsche gewonnen. Die Stadt Ofen, das Hauptbollwerk der Türken, wurde nach überaus blutiger Belagerung unter einem Verlust von über 10000 Mann durch kaiserliche Truppen, Bayern, Brandenburger u. s. w. genommen. Deutsches Blut und deutsches Geld hat, wie Kaiser Leopold den ungarischen Ständen gegenüber betonte, Ungarn vom Türkenjoch befreit. Die Zahl der Deutschen, welche ihr Leben auf den Schlachtfeldern Ungarns gelassen oder dort ihr Blut vergossen haben, entzieht sich einer genauen Berechnung, es sind aber im Laufe der Feldzüge viele Zehntausende geworden, denn beispielsweise berechnete Oberst von Goertz allein den Verlust seines Regiments auf 500 Mann, d. h. auf 50 pCt. der Kopfstärke! Und nun lese man die vielen Namen deutscher Fürsten, Prinzen, Grafen und Edelleute, welche damals in Ungarn gefallen oder verwundet worden sind — ungarische Namen wird man dagegen unter den Offizieren nur selten finden. Das ist der deutsche Anteil an der Befreiung Ungarns von dem Türkenjoche, neben welchem der ungarische Anteil vollkommen in den Hintergrund tritt! (Alldeutsche Blätter, 1903, 8.) — Wir möchten diesen Ausführungen vom anthropologischen Standpunkt hinzufügen, daß der gegenwärtige Adel Ungarns und die obersten Schichten des Bürgertums dem Blute nach germanisch beziehungsweise germanische Mischlinge sind, und daß man, als vor einigen Jahren die ungarische Millennar-Feier stattfand und die Ungarn die Bildnisse ihrer „Helden“ ausstellten, bemerken konnte, daß diese Helden ihrer Rasse nach fast alle germanisch oder germanisches Mischblut waren.

Die Zukunft des Deutschtums in Nordamerika. Das in Europa gesiedelte deutsche Volk hat im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts ungezählte Mengen von

Auswanderern nach Nordamerika entsandt, im 19. Jahrhundert allein etwa fünf Millionen Menschen, das ist ebensoviel als die Bevölkerung Bayerns, und es hat Perioden gegeben, in denen die deutsche Einwanderung den dritten Teil bis zur Hälfte der Gesamteinwanderung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika stellte. Bei einem naturgemäßen Verlauf der Dinge müßte demnach heute etwa der dritte Teil der Bevölkerung Nordamerikas, von 76 Millionen Einwohnern mithin etwa 25 Millionen Deutsche sein. Dies ist nun keineswegs der Fall, sondern es ist eine vielumstrittene Frage, ob nur die drei Millionen Bewohner der Vereinigten Staaten, die in den deutschen Gebieten Europas geboren sind oder die 7800000 Menschen, deren Eltern beiderseits oder einerseits in Deutschland geboren waren oder welche andere, höchstens auf 10 Millionen geschätzte Zahl von Nordamerikanern als Deutsche angesprochen werden dürfen. Bisher ist die Erhaltung des Deutschtums in Nordamerika nur durch die fortgesetzte deutsche Einwanderung bedingt gewesen. Bei der Beurteilung der Zukunft des Deutschtums in Nordamerika muß man aber mit der Möglichkeit, ja sogar mit der Wahrscheinlichkeit des Aufhörens der deutschen Einwanderung, und in etwa hundert Jahren mit einem völligen Aufhören des Deutschtums in den Vereinigten Staaten rechnen. Außerdem spricht nichts für die Annahme, daß die heutige deutsche Generation in Nordamerika besser, das will sagen, selbstbewußter und zielbewußter wäre als irgend eine frühere. Ganz im Gegenteil. Die selbstbewußtesten Deutschen waren diejenigen, die aus religiösen Beweggründen im 17. und 18. Jahrhundert nach Amerika auswanderten. Und diejenigen Deutschen, die mit dem besten Rüstzeug deutscher Kultur ausgestattet, den atlandischen Ozean überschritten, waren die deutschen politischen Flüchtlinge der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, während am Ende dieses Jahrhunderts vorwiegend Arbeiterscharen nach Nordamerika auswanderten. Der Untergang des Deutschtums in Nordamerika wird dadurch hauptsächlich verursacht, daß die Deutschen über das ganze Staatsgebiet zerstreut sind, und besonders gefährlich wird der Umstand sein, wenn Amerika ein angelsächsischer Nationalstaat werden wird. Das Deutschtum kann sich nur erhalten, wenn es sich öffentlich organisiert, seine Rechte in Gemeinde, Schule, Kirche nachdrücklich vertritt und sich zu einer politischen Partei zusammenschließt. Es ist aber wenig Hoffnung vorhanden, daß die Deutschen derartige öffentlich-rechtliche Forderungen stellen und durchsetzen. (E. Hasse, Alldeutsche Blätter, 1903, 2.)

Rechtswissenschaft.

Recht und Naturwissenschaft. Bisher hat die Rechtswissenschaft sich sorgfältig gegen die exakten Wissenschaften verschlossen. Dies hat seine Ursache in der Zwangsautorität, die der Staat den Rechtssätzen und Rechtsansprüchen verleiht. Dadurch geriet die Rechtswissenschaft in eine Art Größenwahn und die Rechtsprechung brachte Ungeheuerlichkeiten hervor, vor denen die öffentliche Meinung sich entsetzte. Eine Belebung der Rechtslehre kann nur von seiten der Naturwissenschaften kommen. Der Ueberlieferung gemäß gilt das Recht als identisch mit einer Summe von feststehenden Begriffsbestimmungen und Rechtssätzen. Was nicht unter dieselben fällt, wird als nicht schutzbedürftig betrachtet, wodurch dann die Rechtsbegriffe gegen widersprechende Einflüsse abgeschlossen und ohne Rücksicht auf die veränderten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in ihrer Unwandelbarkeit erhalten werden. So bleibt die Rechtsprechung ständig hinter den Anforderungen des wirklichen fortgeschrittenen Lebens zurück. Das Reichsgericht verbietet den Richtern, „bestehende Rechtsnormen neuen Gestaltungen des modernen Verkehrs anzupassen und auf diese Weise etwa entstandene Lücken des Gesetzes auszufüllen". Es ist aber notwendig, daß der Rechtswissenschaft ein gewisser Grad schöpferischer Tätigkeit zugestanden werde, um das Recht weiter auszubilden. Die jetzige Beurteilung der Rechtsverhältnisse geschieht diskontinuierlich. Die Rechtswissenschaft muß aber nach dem Vorgange der Naturwissenschaft den Entwicklungsgedanken in sich aufnehmen und aus verschiedenen Erscheinungen des Rechts den Rechtsbegriff empirisch ermitteln. Das bedeutet eine „Reform" des Rechts in seinen Grundlagen. Das wirkliche Leben ist in steter Veränderung begriffen. Heute sind viele Handlungen straflos, die vor Jahrhunderten schwer bestraft wurden und umgekehrt. Nicht nur sind unsere Rechtsbegriffe verschieden von denen barbarischer und wilder Völker, sondern auch bei den

verschiedenen Kulturvölkern wird dieselbe Handlung oft verschieden beurteilt, ja derselbe objektive Tatbestand wird je nach den begleitenden Umständen als ein Verbrechen oder als eine verdienstvolle Handlung angesehen. Für einen Anhänger der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Rechtsbildungen fortgesetzt ineinander übergehen. Davon muß auch die Rechtspraxis beeinflußt werden, indem dem Richter nicht eine buchstäbliche, sondern eine sinngemäße Anwendung des Gesetzes zugestanden wird. Mit der Erkenntnis eines Zusammenhangs der einzelnen Rechtsbildungen würde z. B. dem Kläger die Möglichkeit gegeben sein, innerhalb des Prozesses in weitestem Umfange sämtliche Rechtssätze zur Begründung seines Anspruches heranzuziehen, ohne daß ihm die Einrede der Klageänderung entgegenstände. Der Richter würde dann nicht allein über den vom Kläger gewählten rechtlichen Standpunkt entscheiden, sondern sämtliche Tatsachen berücksichtigen und die Diagnose selbständig stellen. Im Strafprozeß würde nicht mehr über bestimmt qualifizierte Tatbestände entschieden, sondern die Frage würde lauten: Ist der Angeklagte schuldig, ein Strafgesetz verletzt zu haben? Auf die Bejahung würde die weitere Frage nach der rechtlichen Qualität der Tat folgen, so daß eine Meinungsverschiedenheit über die letztere den Angeklagten nicht mehr der verdienten Strafe entziehen würde. Es wäre im Zweifel vielmehr nach dem mildesten Gesetze zu urteilen, das in Frage käme. Endlich müsse in Rechtsprechung und Rechtsunterricht die induktive Methode zur Geltung kommen. (A. Bozi, Annalen der Naturphilosophie, I. Band.)

Macht des persönlichen Faktors. Der Lehrer eines Waisenhauses für etwa 100 Kinder, Knaben und Mädchen, machte die Beobachtung, daß die Kinder, meist alle ziemlich jung — fünf oder sechs Jahre alt — aufgenommen, im gleichen Milieu lebend, sich gut und normal, bis zur Pubertätszeit, entwickeln. In dieser Zeit aber ändern die Kinder mit erblicher Belastung ihren Charakter zum Schlechten. Wir sehen also, daß bei gleichem Milieu nur gewisse Kinder sich ändern und zwar die erblich belasteten und das bei gleichem Milieu, nachdem sie Jahre lang sich gut und brav verhalten haben. Das ist ein schlagender Beweis für die ungeheure Rolle des Persönlichen. Kurella hat darauf aufmerksam gemacht, wie in Waisenhäusern von vornherein bei gleichem Milieu die unehelichen und die Kinder von Zuchthäuslern durch gemeine Streiche von den übrigen sich abheben. Immer mehr weisen die Erfahrungen auf die ungeheure Rolle des Individuellen, welche im allgemeinen die des Milieus weit überwiegt, hin. Trotzdem bin ich weit davon entfernt, mit Lombroso einen „geborenen Verbrecher" anzunehmen. Sicher gehört zu jedem bewußten Verbrechen eine gewisse Disposition, die aber über das normale Maß nicht oder nur wenig hinausgeht. Unter den Rezidivisten sind die meisten, soweit es sich nicht um pathologische Individuen handelt, sicher mehr durch das Milieu verführt, verlottert worden, als durch den persönlichen Faktor. Anders bei jener Minderzahl, bei der der endogene Faktor den exogenen überwiegt. Je größer der erstere ist, um so kleiner braucht der letztere zu sein, um ein Verbrechen auszulösen. Aber diese Gelegenheit ist stets nötig, deshalb kann man schlechterdings nicht von einem „geborenen" Verbrecher reden. Ist das Milieu nur halbwegs günstig, so kann ein schwer zu Verbrechen Disponierter doch glatt durch das Leben kommen, während bei ungünstigem Milieu ein anderer strauchelt, der nur wenig, vielleicht sogar keine Disposition zeigt. Und wenn wir andererseits sagen, daß der Charakter den Menschen und sein Schicksal bestimmt, so ist der Charakter eben auch nichts anderes in der Hauptsache, als der endogene Faktor, der gut oder schlecht sein kann. Das Milieu kann manches ummodeln, muß aber doch fast stets gegenüber dem endogenen Momente in den Hintergrund treten. Noch eine andere Darstellung der Sache ist möglich. Im allgemeinen strauchelt freilich nur ein Teil der Menschheit. Das kommt daher, daß es ein gewisses Durchschnittsmaß des endo- und des exogenen Faktors (gleich Milieu) gibt. Nur wo dasselbe nach der einen oder anderen Richtung hin sich einseitig ändert, kann eventuell ein Verbrechen stattfinden oder ein Genie erstehen. Sieht man jedoch näher zu, so gewahrt man in dieser Durchschnittsschicht sowohl der Individualität als auch des Milieus (hier jedoch weniger als dort) kolossale Unterschiede, die eben das so verschiedene soziale und intellektuelle Verhalten der einzelnen hinreichend erklären, wobei jedoch dem individuellen Faktor sicher die Palme gebührt. Letzteres sieht man besonders deutlich in Familien, wo das Milieu ein ziemlich konstantes ist, auch die Erziehung, Kameradschaft u. s. w. ganz gleiche sein können und wo doch schon ab ovo die verschiedenen Charaktere, dank ihrer individuellen angeborenen Anlage, sich voneinander abheben und so schon

vieles ihrer künftigen Lebenswege ahnen lassen. Jeder Familienvater wird die Beobachtung nur bestätigen. (Dr. Näcke, Archiv für Kriminal-Anthropologie und Statistik, 1902, 4.)

Erziehung und Unterricht.

Schulen für nervenkranke Kinder. Die öffentlichen und privaten Schulen haben sich bisher des Unterrichts aller Kinder von einem bestimmten Lebensalter ab angenommen. Nur die ganz bildungsunfähigen Kinder wurden von diesem Unterrichte ferne gehalten und entweder im Elternhause oder in Idiotenanstalten verpflegt. Für die vielen Kinder, welche wegen nervöser Störungen den Anforderungen in der Schule nicht gewachsen sind, aber dennoch eines bestimmten Unterrichts bedürfen, ist nicht in richtiger Weise gesorgt; denn der allgemeine Schulunterricht hat keine Zeit frei, sich mit einem nervenkranken Kinde besonders zu befassen. Auch die zur Zeit bestehenden Hülfsschulen arbeiten nicht in dem Sinne, wie es eine Schule für nervenkranke Kinder verlangt. Dadurch erwachsen dem neuropathisch beanlagten Kinde schwere Nachteile. Seine kranke Anlage artet bei den für sein Gehirn ungünstigen Reizeinwirkungen aus. Die Keime der Krankheit gelangen ungehindert zu ihrer Entfaltung; die Entwicklung der Krankheit mit ihren Sekundärerscheinungen wird durch unzweckmäßige Beeinflussung in Schule und Haus gefördert. Dazu kommt, daß das Kind durch seine Krankheit in der elementaren Bildung zurückbleibt. Beide Momente erschweren die Lösung der Frage, welche berufliche oder soziale Stellung im späteren Leben das Kind einzunehmen hat. Jede Krankheit ist in ihrer Entwicklung mit besserem Erfolge zu behandeln, als wenn sie schon schwere Symptome gezeitigt hat. Dazu kommt bei den Nervenkrankheiten noch die Gewohnheit, welche die Spätbehandlung erschwert. Die Erwägung solcher Tatsachen bestimmte mich, einer Schule für nervenkranke Kinder das Wort zu reden. In dieser Schule für nervenkranke Kinder, die mit einer Heilanstalt verbunden ist, sollten neuropathisch beanlagte Kinder Aufnahme finden, die an sich entwickelnden oder bereits ausgesprochenen Nervenkrankheiten leiden. Im Unterrichte sollten die Kinder nach der ihnen eigenen Geistes- und Gemütsanlage gebildet werden, während zugleich eine der Krankheit und ihrem speziellen Verlaufe entsprechende ärztliche Behandlung stattfindet. Psychologische Bedingungen sind es, die das Prinzip des Individualisierens beim Unterricht nervenkranker Kinder als eine Forderung erscheinen ließen, sowohl in pädagogischer, als insbesondere auch in psychiatrischer Hinsicht. (H. Stadelmann, Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 49.)

Soziale Hygiene.

Sterblichkeit an Tuberkulose in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Im Jahre 1900, als in den Vereinigten Staaten die allgemeine Volks- und Industriezählung stattfand, wurden auch Erhebungen gepflogen über die Sterblichkeit. Es ergaben sich bemerkenswerte Verschiedenheiten in der Sterblichkeitsrate der verschiedenen Rassen und Nationalitäten; die Ergebnisse dieser Erhebungen wurden kürzlich vom Census-Amt veröffentlicht. Die verhältnismäßig meisten Todesfälle kamen auf Tuberkulose, wie das in einem Industriestaat zu erwarten ist. Die Gesamtzahl der Todesfälle in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1899/1900, deren Ursache Tuberkulose war, betrug 109 750, wovon 53 626 Fälle männliche und 56 124 Fälle weibliche Personen betrafen. Von je 1000 Sterbefällen entfielen im Zählungsjahre 1899/1900 auf Tuberkulose 109,9, während im Jahre 1890 von je 1000 Sterbefällen 122,3 auf diese Krankheit entfielen. Es ist demnach im Lauf des Jahrzehnts eine merkliche Wendung zum Besseren eingetreten. Jedoch wurden für das Gesamt-Gebiet der Vereinigten Staaten die Todesfälle bloß gezählt, ohne daß weitere Angaben über Nationalität, Alter u. s. w. zur Verfügung stünden. Um Vergleiche zu ermöglichen, muß man sich auf jene Staaten beschränken, welche fortlaufend die Sterbefälle registrieren; es sind dies die Neu-England-Staaten, ferner die Staaten New-York, New-Jersey und Michigan. Außerdem erfolgt die fortlaufende Registration noch in einer Anzahl der größeren Städte der übrigen Staaten. Insgesamt hat das „Registrationsgebiet", wie die

Bezeichnung in der offiziellen Statistik lautet, 28 807 269 Einwohner; es können die gebotenen Daten also immerhin als den allgemeinen Verhältnissen in den Vereinigten Staaten entsprechend angenommen werden. In dem Registrationsgebiet hatten im Zählungsjahre 53 962 Sterbefälle die Tuberkulose als Ursache; von diesen Fällen kamen 29 192 auf männliche und 24 770 auf weibliche Personen. Auf je 1000 Sterbefälle entfielen 106,3, deren Ursache Tuberkulose war; die Sterblichkeitsrate an Tuberkulose per 100 000 der Bewohner war im Jahre 1899/1900 187,3, dagegen vor zehn Jahren, 1889/1890, 245,4; es zeigt sich also dasselbe bessere Bild wie für das Gesamtgebiet der Union. Die Sterblichkeitsrate war in den Städten der angeführten Registrationsstaaten 204,8 gegen 204,9 in den Städten außerhalb der Registrationsstaaten, in denen die Statistik der Sterblichkeit durch munizipale Organe gepflegt wird. In den ländlichen Distrikten der Registrationsstaaten war die Sterblichkeitsrate an Tuberkulose eine bedeutend geringere, nämlich 134,1 per 100 000 der Bevölkerung. Die Sterblichkeitsrate der Farbigen an der in Rede stehenden Todesursache war 490,6, die der eingewanderten Weißen 231,1, die der eingeborenen Weißen 155,4. Es ergibt sich also, daß die Sterblichkeit der Farbigen (Neger und Neger-Mischlinge, Indianer, Chinesen und Japanesen) an Tuberkulose nahezu dreimal so groß war als die der Weißen (Kaukasier). Die Sterblichkeitsrate männlicher Personen kaukasischer Rasse an Tuberkulose war 188,3, die der weiblichen Personen dieser Rasse 158,8, dagegen die der männlichen Farbigen 527,3, der weiblichen Farbigen 455,1. Dieser große Unterschied in der Sterblichkeitsrate an Schwindsucht, der zwischen Farbigen und Weißen zu Tage tritt, bildet einen Beleg für die äußerst unsanitären Verhältnisse, unter welchen die Bewohner der Vereinigten Staaten, die nicht kaukasischer Abstammung sind, leben. Aber auch die Sterblichkeitsrate der Weißen zeigt weitgehende Verschiedenheiten; sie war am größten unter jenen Personen, deren Mütter in Irland geboren waren (339,6 per 100 000 Personen); hierauf folgen jene, deren Mütter aus Frankreich stammten (187,7 per 100 000), weiter die, deren Mütter schottischer Abkunft waren (172,5). Am geringsten war die Sterblichkeit an Tuberkulose unter den Personen, deren Mütter aus Polen stammten (71,8 Todesfälle per 100 000 Personen), sowie jener, deren Mütter geborene Amerikanerinnen waren (112,8 per 100 000), endlich jener Personen, deren Mütter aus Böhmen und Ungarn gebürtig waren (107,6). Die Sterblichkeit an Tuberkulose unter den Personen, deren Mütter geborene Deutsche waren, betrug 167 per 100 000. — Nach Altersstufen ergibt sich, daß die Sterblichkeit an Tuberkulose bei Personen unter 15 Jahren sich auf 39,6 per 100 000 belief, dagegen war die Sterblichkeitsrate in der Altersstufe vom 15.—44. Lebensjahre 252,4, vom 45.—64. Lebensjahre 232,5, im Alter von 65 Jahren und darüber 260,1. In allen Altersstufen war die Sterblichkeitsrate an Tuberkulose in den Städten eine höhere als in den ländlichen Distrikten der Registrationsstaaten. Verglichen mit dem Zählungsjahre 1889/1890 zeigt sich eine Verringerung der Sterblichkeit an Tuberkulose in allen Altersstufen und sowohl in ländlichen wie städtischen Distrikten. Dieselbe ging seit 1889/1890 um 67,7 per 100 000 Personen in der Altersstufe vom 15.—44. Lebensjahre und um 86,6 per 100 000 Personen in der Altersstufe vom 45.—64. Lebensjahre zurück. Das durchschnittliche Lebensalter der im Registrationsgebiet der Vereinigten Staaten an Tuberkulose verstorbenen Personen war im Jahre 1899/1900 fast dasselbe wie vor zehn Jahren (37,4 gegen 37,5 Jahre). Die Sterblichkeit an Tuberkulose war am größten in der Region des Küstengebietes des Stillen Ozeans (153 Sterbefälle an Tuberkulose von 1000 überhaupt), in der zentralen Region der Ebenen und Prairien (138), in der südlichen Appalachen-Region (135) und im Tal des Ohio-Flusses (132,4 per 1000 Sterbefälle überhaupt). Am geringsten war die Sterblichkeit an Tuberkulose in der Zentral-Appalachen-Region (Pennsylvania), wo von 1000 Sterbefällen 81,4 auf diese Todesursache entfielen, im zentralen Nordwesten (Wisconsin, Michigan) mit 86,5 Sterbefällen an Tuberkulose von 1000 überhaupt, und in der südlichen Zentral-Region (Louisiana, Texas, Indian, Territory), wo von 1000 Todesfällen 92,6 auf Tuberkulose entfielen. — Zur Berechnung dieser Ziffern wurden die Statistiken jener Munizipalitäten außerhalb der Registrationsstaaten herangezogen, deren Sterblichkeitsstatistik eine verläßliche ist. Die Sterblichkeitsrate an Schwindsucht in den Vereinigten Staaten nach Jahreszeiten betrachtet, ergibt, daß die verhältnismäßig meisten Todesfälle im März vorkommen (104,0 per 1000 Sterbefälle überhaupt), ferner im April (103,6) und im Mai (106,6 per 1000 Todesfälle überhaupt). Am geringsten war die Sterblichkeit an Tuberkulose in den Monaten August (72,0), September (70,0), Oktober (73,1) und November (72,1). — (Twelfth Census of the United States, vol. III, Vital Statistics, part I, Washington, 1902.)

Arbeiterversicherung und Bekämpfung der Volkskrankheiten. Die deutsche Arbeiterversicherung umfaßt die Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung. Auf jedem dieser drei Versicherungsgebiete hat die Verhütung oder Bekämpfung von Krankheiten der Arbeiter eine gesetzliche Regelung gefunden. Die Krankenversicherung verfolgt den Zweck, in Fällen vorübergehender Erkrankung die zur Heilung erforderliche ärztliche und medikamentöse Behandlung zu garantieren, sowie die für den Kranken und seine Familie aus der Erwerbsunfähigkeit des Versicherten sich ergebenden wirtschaftlichen Nachteile auszugleichen. Die Krankenhaus- und Rekonvaleszentenpflege wird von den Krankenkassen überwiegend in fremden Heilanstalten gewährt. Größere Kassen befinden sich jedoch nicht selten im Besitze einer eigenen Anstalt. Wo besondere Rekonvaleszentenhäuser nicht bestehen oder nicht ausreichen, sind in den letzten Jahren mehrfach sogenannte Erholungsstätten für Arbeiter errichtet worden. Neuerdings haben die Krankenkassen mehrfach ihre Aufmerksamkeit den häuslichen Verhältnissen der Kassenkranken zugewendet. Endlich sei noch das vorbeugende Wirken der Krankenkassen erwähnt, indem sie durch Wort und Schrift ihre Mitglieder über die wichtigsten Grundsätze der Hygiene und die Gefahren der Ansteckung aufzuklären suchen. Die Unfallversicherung will die durch Unglücksfälle bei der Arbeit den Versicherten und deren Familien erwachsenen Nachteile beseitigen oder entschädigen, in erster Linie durch Gewährung von Unfallrenten und ferner durch Sicherung einer zweckdienlichen Heilbehandlung. Vielfach haben die Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung eigene Kranken- und Rekonvaleszentenhäuser errichtet, um ihren Versicherten rechtzeitig eine nach allen Erfahrungen der medizinischen Wissenschaft geregelte Behandlung zu teil werden zu lassen. Auch für die Verhütung von Unfällen und der dadurch bedingten Krankheitszustände ist die Unfallversicherung von außerordentlicher Bedeutung gewesen. Die Berufsgenossenschaften besitzen die Befugnis, zum Schutze ihrer Versicherten gegen Unfallgefahr mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde „Unfallverhütungsvorschriften" zu erlassen. Die Invalidenversicherung hat die Aufgabe, die ohne Unfall bei der Arbeit herbeigeführte, auf Krankheit, Alter u. s. w. beruhende Minderung der Erwerbsfähigkeit durch Gewährung von Invaliden- und Altersrenten auszugleichen. Da auch hier die Wiederherstellung der Gesundheit und Erwerbsfähigkeit mit Recht als das dem Arbeiter wertvollere Gut angesehen wird, so ist den Trägern der Invalidenversicherung gleichfalls die Befugnis zur Heilbehandlung von Versicherten eingeräumt worden. (Geh. Reg.-Rat Bielefeldt, Mitteilungen aus dem Gebiete der Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherung, 1902, Seite 55.)

Rassen-Hygiene.

Die Untersuchung der Ehestandskandidaten. In den meisten Fällen ist es der Mann, der den Arzt wegen Geschlechtskrankheiten vor der Heirat befragt. Die Gonorrhöe, die hierbei in erster Linie in Betracht kommt, darf nicht nur unter dem Gesichtspunkt einer individuellen Krankheit betrachtet werden, sondern man muß in ihr geradezu eine soziale Gefahr erblicken, wie Neisser eingehend dargelegt hat. Das gonorrhoische Gift kann ins Blut gelangen und lebenswichtige Organe schädigen. Auch wird die Befruchtungsfähigkeit ungünstig beeinflußt, wie Neisser annimmt, durch die Schädigung der Beweglichkeit der Samentierchen. Besonders wichtig ist, daß die Ansteckungsfähigkeit trotz scheinbar erfolgter Heilung des örtlichen Leidens lange Zeit bestehen bleibt. Es bedarf eines sorgfältigen technisch geschulten Untersuchers, um die vollständige Ausheilung des Krankheitsprozesses sicher festzustellen. Ist dies geschehen, hat der Arzt kein Recht mehr, den Ehestandskandidaten das Eingehen einer Ehe zu verweigern. Mit absoluter Gewißheit können wir natürlich nicht aussagen, daß jemand gesund ist, und es kann auch dem geübtesten Untersucher einmal ein Fehlgriff passieren. Solche gelegentliche Fehlgriffe gehören aber in das Gebiet der Unglücksfälle, vor denen wir uns als Menschen niemals schützen können. — Was die Syphilis angeht, so kann dieselbe in ihren Anfangsstadien oft nur schwer festgestellt werden. Und doch sind die Gefahren der Syphilis für die Ehe mit der Möglichkeit ihrer Uebertragung auf Frau und Nachkommenschaft, mit der eventuellen Aussicht des Trägers auf schwere Schädigungen der lebenswichtigsten Organe auch lange Zeit nach der Infektion so große, daß wir das bisherige Mißlingen unserer Nachforschungen nach dem Krankheitserreger, um Anhaltspunkte daraus für das Vorhandensein der Krank-

heit im Latenzstadium zu gewinnen, auf das lebhafteste bedauern müssen. Wir sind daher bei der Untersuchung von Ehestandskandidaten zuweilen mehr auf die Anamnese und unsere empirischen Vorstellungen von der Dauer der Infektiosität, als auf die körperliche Untersuchung der Betreffenden angewiesen. Dennoch werden wir natürlich diese niemals unterlassen und vorhandene sichere oder manchmal auch zweifelhafte Symptome für die Beurteilung der vorliegenden Fragen verwerten. Daß die Syphilis heilbar ist, darüber besteht kein Zweifel. Im allgemeinen wird man die Ehe gestatten dürfen, wenn fünf Jahre seit der Infektion vergangen, in den letzten zwei Jahren keine Erscheinungen mehr aufgetreten sind und die Kranken energische und gründliche Quecksilberbehandlungen, deren letzte dem Eheschließungstermin unmittelbar vorhergehen muß, durchgemacht haben. Für die Beseitigung der Vererbungsfähigkeit sowohl, wie der Infektiosität und für die Verhinderung tertiärer Rezidive mißt Neisser der chronisch-intermittierenden Therapie eine einschneidende Bedeutung bei. Treten noch in späterer Zeit Sekundärsymptome auf, so wird der Termin der Eheschließung vorläufig auf zwei Jahre hinausgeschoben. Tertiärerscheinungen können im allgemeinen nicht als absolutes Ehehindernis gelten, wenn sie später als fünf Jahre nach der Infektion und mindestens zwei Jahre nach dem letzten Erscheinen sekundärer Symptome aufgetreten sind und keine wichtigen Organe befallen haben. Selbstverständlich ist ihre Heilung und eine etwa einjährige Beobachtungszeit vor der Eheschließung notwendig, da gelegentlich aus den nach der Abheilung hinterbleibenden, entstellenden Narben und Zerstörungen noch ein Ehehindernis resultieren kann. Eine absolute Garantie kann der Arzt bei der Syphilis ebensowenig wie bei der Gonorrhoe hinsichtlich des Ausbleibens eventueller schädlicher Folgen nach der Eheschließung übernehmen. Wenn aber nach so strengen Grundsätzen, wie den genannten, verfahren wird, so wird man in der übergroßen Mehrzahl der Fälle alles glücklich ablaufen und unglückliche Ausgänge nur ganz ausnahmsweise eintreten sehen. (Dr. R. Ledermann, Allgemeine Medizinische Zentralzeitung, 1902, No. 12/13.)

Die Widerstandskraft und Krankheiten der jüdischen Rasse. Die Juden haben überall eine längere Durchschnittslebensdauer als die übrige Bevölkerung. In Budapest ist die mittlere Lebensdauer bei den Christen 26, bei den Juden 37 Jahre; für London sind die entsprechenden Zahlen 36 und 49. Aehnliche Verhältnisse gelten überall, für Preußen, Holland, Nord-Amerika, selbst für Rumänien, trotz des Elends, in dem die Juden dort leben. Auch gegenüber Mohammedanern, so in Algier, ist die Sterblichkeit bei den Juden geringer als bei der Bevölkerung von anderen Stämmen. Die niedrige Sterblichkeitsziffer der Juden erklärt sich zunächst daraus, daß bei ihnen die Kindersterblichkeit sehr gering ist. In London starben 14 pCt. der im Alter von 1—5 Jahren stehenden christlichen Kinder, dagegen nur 10 pCt. bei den Juden; in Amsterdam 11⅓ pCt. der christlichen, 9 pCt. der jüdischen Kinder. Auf der anderen Seite aber ist die längere Lebensdauer der Juden eine Folge des Umstandes, daß sie den schweren Infektionskrankheiten, welche die Bevölkerung dezimieren, wenig unterworfen sind. Gerade für die gefährlichsten und verbreitetsten Infektionskrankheiten, wie Tuberkulose, Lungenentzündung, Typhus, Wechselfieber u. s. w. sind sie weniger empfänglich als die Christen. Dazu kommt Enthaltsamkeit gegenüber dem Alkohol, geringe Verbreitung der Syphilis, sorgfältige Auswahl der Speisen. Die Speisegesetze, welche gerade von den in den gedrücktesten Verhältnissen lebenden Juden am genauesten befolgt werden, sind in Wahrheit eine Schutzwehr gegenüber den von den Verdauungsorganen ausgehenden Infektionskrankheiten. Auch der hygienische Wert einer strengen Innehaltung der Ruhetage, dieser großen Wohltat, die das Judentum der Kulturmenschheit geliefert hat, dürfte hierbei eine Rolle spielen. — Der Immunität der Juden gegenüber den großen Volksseuchen steht entgegen ihre große Empfänglichkeit für andere Krankheiten, wie Zuckerkrankheit, Gicht-, Gallen- und Nierensteine, Neuralgien, chronischen Rheumatismus, Krankheiten der Nerven und des Gehirns. Für das Deutsche Reich wird z. B. (1871) angegeben, daß auf 10000 Christen 8,6 Geisteskranke, dagegen auf 10000 Juden 16,1 kamen. Als Ursache der großen Neigung der Juden zu Geisteskrankheiten kommen zwei Umstände in Betracht: daß die Juden fast sämtlich in Städten wohnen und daß sie größtenteils Berufe ausüben, die eine angestrengte geistige Arbeit erfordern. (Dr. L. Silvagni, Jüdisches Volksblatt, 1902, No. 50, nach der Rivista critica di Clinica Medica.)

Verbreitung und erbliche Ursachen des Schwachsinns in Amerika. Nach A. H. Butler bildet die Mehrzahl der Schwachsinnigen infolge ihrer lasterhaften

Neigungen eine zerstörende Macht im Volksleben. Außerdem sind sie fast alle für längere oder kürzere Zeit von der Armenpflege, sei es der privaten oder öffentlichen, abhängig und finden dann in Armenhäusern und Waisenhäusern Aufnahme, in denen sie ein elendes Dasein führen. Von dem Bureau des Board of State Charities of Indiana ist seit zwölf Jahren umfangreiches Material über die Schwachsinnigen gesammelt worden. Zum Zwecke einer statistischen Darstellung der Lebensverhältnisse dieser Klasse hat Butler aus den Registern 511 Familien ausgeschieden, in denen Schwachsinn verbreitet ist. Die Zahl der hierzu gehörigen Personen betrug 1924. 1343 dieser Personen und zwar 889 = 46,2 pCt. Männer und 1035 = 53,7 pCt. Frauen wurden in öffentlichen Anstalten verpflegt. 1249 = 64,9 pCt. waren schwachsinnig, 54 waren geisteskrank, 44 waren mit anderen Gebrechen (Blindheit, Taubheit, Lähmung, Epilepsie) behaftet, 517 waren normal oder ihre Gebrechen waren unbekannt. Es waren im ganzen vorhanden: 79 Epileptiker, 35 Blinde, 21 Taube, 19 Gelähmte, 101 körperlich und geistig Gebrechliche. Von diesen sind 267 = 13,8 pCt. unehelich geboren. Die Eltern der 1924 Personen waren in 1042 (mehr als 54 pCt.) Fällen minderwertig, und zwar in 666 Fällen die Mutter, in 151 Fällen der Vater, in 225 Fällen waren beide Eltern schwachsinnig. Unter 241 Familien mit insgesamt 970 Personen ist beispielsweise bei 221 Familien in zwei Generationen, bei 16 Familien in drei Generationen, bei drei Familien in vier und in einer Familie sogar in fünf Generationen Schwachsinn nachgewiesen. Der Staat hat die Pflicht, für diese Unglücklichen in zweckmäßiger Weise zu sorgen durch vorbeugende Maßregeln, gesetzliche Ehebeschränkungen, Erziehung schwachsinniger Kinder und Ueberwachung schwachsinniger Frauen. (Die Jugendfürsorge, Zentralorgan für die gesamten Interessen der Jugendfürsorge, 1901, 11.)

Familiär auftretender Schwund des Sehnerven. H. Lauber stellt in der Gesellschaft der Aerzte in Wien eine 30jährige Frau mit familiärer Opticusatrophie vor. Patientin hatte normales Sehvermögen; seit einem halben Jahre sinkt dasselbe stetig, so daß es jetzt auf das Fingerzählen beschränkt ist. Bei vier Geschwistern der Frau ist das Leiden in derselben Weise aufgetreten. Die Untersuchung ergibt retrobulbäre Neuritis. Die Krankheit tritt gewöhnlich um das Pubertätsalter auf, nach $^1/_2$—1 Jahre ist gewöhnlich nur ein kleiner Rest des Sehvermögens erhalten, welches dann entweder stationär bleibt, in Amaurose übergeht oder wieder normal wird. Das Leiden befällt meist Frauen und wird auch durch gesunde Frauen auf die Nachkommen vererbt. Die Aetiologie des Leidens ist unbekannt. (Wiener Medizinische Presse, 1902, Nr. 47.)

Erbliche Knochenauswüchse. Dr. Jungmann (Berlin) beobachtete drei Fälle, in welchen ein familiäres Auftreten von Exostosen konstatiert wurde. Sie treten langsam auf, wachsen allmählich und verursachen keine Beschwerden. Die Tumoren treten häufig symmetrisch auf. (Berliner Klinische Wochenschrift, 22. September 1902.)

Sozialpolitik.

Großstadt oder Kleinstädte. In Wohnsitzen mit mehr als 2000 Einwohnern leben nach der Zählung vom Jahr 1900 etwas über 54 pCt. der Bevölkerung, die größere Hälfte der Gesamtheit. Wir haben danach 30633000 Städter und 25734000 Landbewohner, und die Majorität der Städter wächst beständig. Wenn Deutschland einmal 80000000 Einwohner haben wird, werden davon wenigstens 50000000 in diesem Sinne Städter sein. Darin besteht die Umwandlung unseres Volkstums, der wir nicht entrinnen können. Wollen wir für unseren Bevölkerungszuwachs Großstadt oder Kleinstadt bevorzugen? Wir haben jetzt 33 Städte mit mehr als 100000 Einwohnern. 16,17 pCt. unserer Gesamtbevölkerung wohnt in diesen Massenquartieren, d. h. jeder sechste Mensch ist ein Großstädter. Dehnt man mit Sombart den Begriff der großen Stadt auf alle Orte von über 50000 Einwohner aus, dann sind es 21,9 pCt. In Großbritannien ist dieser Prozeß schon viel weiter fortgeschritten. Dort leben 29,03 pCt. der Bevölkerung in Städten mit über 100000 Einwohnern. In derselben Richtung liegt unsere Zukunft, wenn wir nicht mit klarem Bewußtsein andere Wege wählen. Mit dem Wachstum der Großstädte vollzieht sich nicht nur eine äußere, sondern auch eine innere Wesensverschiebung des

Volkstums. Der alte Germane war ein Waldmensch, der Deutsche des Mittelalters und aller Jahrhunderte bis 1850 oder 1870 war ein Landmensch, der heutige Deutsche ist bereits zur Hälfte ein Stadtmensch, und der zukünftige Deutsche wird in seiner überwiegenden Masse als Städter auftreten. In der Stadt geht eine geistige Umwandlung vor, ein Bruch mit den sachlichen und einfachen Naturvorstellungen des Landbewohners. Die Jugend wird mit Eindrücken überhäuft, aber die bloße Menge der Eindrücke des städtisch heranwachsenden Kindes ist nicht für ein unbedingter Gewinn zu halten. Die Sitte ist nirgends schwächer als in der Großstadt, wenn auch gegenüber dem Strafgesetz die Großstädte besser dastehen, als viele Landbezirke. Aber es ist doch im Grunde die immer neu aus der Provinz zuströmende Moral, die das Leben der Großstädte vor dem inneren Bankerott bewahrt. Gesundheitlich heben sich die Großstädte sichtbar und sind schon jetzt besser als die ärmeren Landstriche. Die Sterblichkeitsziffern der Großstädte sind meist günstig. Die Kanalisation hat geradezu Wunder getan. Die alten unkanalisierten Städte waren Gräber, die moderne Stadt aber hat sich den Lebensbedingungen der Menschen in hohem Grade angepaßt. Um der Volksgesundheit willen ist es nicht nötig, hemmend in den Gang der Entwicklung einzugreifen. Es ist ein Vorurteil, in der Großstadt die Vorbedingungen der Demokratie zu sehen. Im Gegenteil, wirkliche Demokratie erfordert direkte wirkliche Teilnahme an der Verwaltung, die aber in der Großstadt fast unmöglich ist. Das einzige, was gegen die gekennzeichnete Entwicklung zu tun ist, besteht in der Dezentralisation der Industrie mit Beibehaltung der Großbetriebsformen, die im Wettkampf der Völker einzig erfolgreich sind. Die industrielle Dezentralisation bedeutet auch ein Hinaustragen des modernen Geistes bis in alle Ecken des Landes, eine Belebung des Gesamtvolkes in jeder Hinsicht. Man soll aber nicht etwa die schon vorhandenen Großstädte zu verkleinern suchen, sondern nur dafür Sorge tragen, daß der kommende Bevölkerungszuwachs neue Territorien geringsten wirtschaftlichen Druckes findet. Für Deutschland gibt es nur zwei mögliche Programme, ein agrarisches und ein industrielles. Das industrielle Programm darf sich aber um keinen Preis darauf beschränken, nur Großstadtprogramm sein zu wollen. Will der Industrialismus regieren, so muß er dem ganzen Land etwas zu bieten haben. Er muß auch die Erhaltung des Volkstums im ganzen als seine Sache erkennen. (Fr. Naumann, Sonderdruck aus der Patria, Jahrbuch der „Hilfe“, 1903.)

Staats- und Parteipolitik.

Parteien und Klassen. Inwieweit politische Parteien mit den sozialen Klassen sich decken, ist eine Frage, die nicht nur akademisches Interesse hat, sondern es ist auch von großer praktischer Bedeutung, sich über sie klar zu werden. Die Sozialdemokratie trägt in schärfster Ausprägung den Charakter als Klassenpartei zur Schau; davon abgesehen, gibt es heute keine politische Partei, die sich im Titel als spezifische Vertreterin irgend einer Gesellschaftsklasse bezeichnet. Konservative Partei, Reichspartei, Zentrumspartei, nationalliberale Partei, freisinnige Partei, Volkspartei — überall ist im Titel die Beziehung zu bestimmten Klassen der Bevölkerung ausgelöscht. Alle Parteien sind in ihren programmatischen Erklärungen darauf bedacht, daß sie keine Klassenparteien seien. In der Tat setzt sich keine politische Partei ihrer sozialen Schichtung nach ausschließlich aus Mitgliedern einer bestimmten Gesellschaftsklasse zusammen. Selbst die Sozialdemokratie macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme, da sie Mitgliedern aller Gesellschaftsschichten Platz in ihren Reihen gewährt; nur daß die Sozialdemokratie, was die anderen Parteien von sich bestreiten, erklärtermaßen die an sie herantretenden Fragen des öffentlichen Lebens unter dem Gesichtswinkel einer ganz bestimmten Gesellschaftsklasse prüft und behandelt. Im Gegensatz dazu behaupten die anderen Parteien, die öffentlichen Angelegenheiten unter dem Gesichtswinkel keiner besonderen Klasse, sondern gewisser politischer Prinzipien zu behandeln. Tatsächlich liegt aber die Sache so, daß in jeder dieser Parteien jeweilig der Geist gewisser Klassen oder Schichten der Gesellschaft überwiegt und ihre Stellungnahme zu den Fragen der Zeit bestimmt. — Sozialistischerseits spricht man von bürgerlichen Parteien als nichtproletarischen. Diese Schichten sind gegenüber der Arbeiterklasse insofern reaktionär, als sie von der politischen Herrschaft der Arbeiterklasse und ihren letzten sozialistischen Zielen nichts wissen wollen, und es stuft sich diese reaktionäre Stellung bei den einzelnen

in dem Maße ab, als sie selbst am Fortschritt der Gesellschaft interessiert sind. Klassen sind wohl zu unterscheiden von Kasten und Ständen. Die modernen Klassen vertreten Sonderinteressen, aber besitzen auch darüber hinaus gehende allgemeine Interessen. Darum üben die Parteien auch auf Mitglieder anderer Klassen Anziehungskraft aus. Die Partei ist ihrem ganzen Begriff und Wesen nach etwas, was weiter reicht als die Klasse. Ueberdies sind auch die Klassen selbst nichts starr Abgeschlossenes, ihre Grenzen nichts weniger als streng abgesteckt, da es zu viele Uebergänge gibt. Der einzelne kann sich unter Eindrücken aller Art bis zur völligen Klassenverleugnung über die Interessen seiner Klassen erheben. Die grundsätzliche Stellung der Parteien zu den öffentlichen Fragen wird in letzter Instanz durch ihre soziale Zusammensetzung bestimmt. Wie und in welchem Maße sie das tun, hängt aber zu einem großen Teil von der Führerschaft ab, die sie besitzt, von dem Geist, in dem sie geleitet ist. Die Führerschaft der heutigen liberalen Volkspartei hat den Rückgang derselben nicht wenig verschuldet. Große Parteiführer wie Disraeli und Gladstone haben ihre Parteien aus der traditionellen Klassenpolitik herauszureißen verstanden. Auch heute wäre in Deutschland eine größere und mächtigere liberale Partei möglich, wenn sie andere Führer hätte. Der Anspruch auf das politische Führertum legitimiert sich vor allem dadurch, daß man der Masse der zu Führenden geistig überlegen ist, vor ihr den geschärften Blick über das Werdende voraus hat, die Dinge von einer höheren Warte aus betrachtet als der Durchschnitt der Partei. Es ist jedoch das Unglück des bürgerlichen Liberalismus in Deutschland gewesen, daß, wie Lassalle einmal treffend bemerkte, seine Führer ihren Ehrgeiz darin gesehen haben, das politische Niveau des Durchschnittsphilisters nicht zu überschreiten. (E. Bernstein, Sozialistische Monatshefte VI, Nr. 11.)

Bevölkerungsstatistik.

Ueberseeische Auswanderung nach Amerika. Von den amerikanischen Staaten wird vielfach eine sehr detaillierte und gute Statistik geführt, so namentlich von den Vereinigten Staaten, von Mexiko und Argentinien. Von dem Ackerbauministerium (Einwanderungsabteilung) von Argentinien wurde vor kurzem die Statistik über die Einwanderung in jenes Land für das Jahr 1901 herausgegeben. Die folgenden kurzen Angaben seien hieraus wiedergegeben: Es wird sowohl der Passagierverkehr als der Einwandererverkehr beides auf dem Landwege, d. h. von Montevideo, und von sonst außerhalb, d. h. auf dem Wasserwege, angegeben. Argentinien, ein Land mit einem Areal von rund 2885000 qkm und fünf Millionen Einwohnern (also an Areal fünfmal so groß als Deutschland mit dem elften Teil der Einwohner Deutschlands), zeigte im ganzen auf beiden Wegen im Jahre 1901 eine Einwanderung von 125951 und einen Zuzug von Passagieren von 34631. Von diesen interessiert hauptsächlich die Einwanderung auf dem Wasserwege. Im ganzen wurden auf diesem Wege 90127 Einwanderer und 7507 Passagiere gezählt. Von den Einwanderern kamen 54866 aus Italien, 14778 aus Spanien, 8206 aus Brasilien, 8193 aus Frankreich, 2581 aus Deutschland, 784 aus England, die übrigen aus Belgien, Portugal und anderen Ländern. Der Nationalität nach waren unter diesen Einwanderern 58314 Italiener, 18066 Spanier, 2788 Franzosen, 2742 Oesterreicher, 836 Deutsche, 363 Schweizer, 175 Dänen, 75 Holländer, 18 Schweden. Man sieht also, daß unter den Einwanderern das germanische Element ziemlich stark vertreten ist. Nach ihrem Berufe waren 33992 Ackerbauer; 12021 werden als Tagelöhner, 4932 als Dienstboten aufgeführt. Das männliche Geschlecht überwiegt bei der Einwanderung stark. 65061 Einwanderern männlichen Geschlechts stehen 25066 weiblichen Geschlechts gegenüber. Nach dem Ziel der Einwanderung geht der Hauptstrom nach den Provinzen Buenos Aires, Santa Fé, Mendoza und Cordoba. (Dr. Boysen, Deutsche Kolonialzeitung, 1902, 19.)

Der Bevölkerungsstrom nach der Großstadt. Nach den Ermittelungen der Berliner Statistik wurden in Berlin vom 1. Januar bis 30. April 1902 74000 Personen als zugezogen angemeldet, dagegen 70000 als weggezogen abgemeldet. In demselben Zeitraum des Vorjahres belief sich die Zahl der Zugezogenen auf 76000 und der Weggezogenen auf 69000 Personen. Somit hätte sich der Zuzug nach Berlin in den ersten vier Monaten dieses Jahres gegenüber dem gleichen Zeit-

raum des Vorjahres ein wenig vermindert. Die Verminderung ist indessen so geringfügig, daß sie kaum in Betracht fällt. Abgesehen davon hat die Berliner Statistik für die Feststellung der Zu- und Abwanderung gar keinen Wert, da sie sich lediglich auf die Stadt Berlin bezieht und die Vororte unberücksichtigt läßt. Und doch ist gerade deren Bevölkerungsbewegung für die Kenntnis des Zuzuges nach Berlin maßgebend. Alljährlich siedeln Tausende von Berlinern in die Vororte über und werden in Berlin als Weggezogene registriert, obwohl sie im Banne der Hauptstadt verbleiben. Und ebenfalls nach Tausenden zählen die Zuwanderer nach Berlin, die sich nicht in der Stadt selbst, sondern in den Vororten niederlassen. Diese wichtigen Verhältnisse ziehen die angeführten Zahlen gar nicht in Betracht. Schlüsse daraus auf die Verminderung des Zuzuges nach Berlin wären daher gänzlich verfehlt. Im großen und ganzen dauert der Zug nach der Stadt, insbesondere nach der Großstadt, unvermindert fort. Ganz in unserem Sinne bemerkt dazu der „Reichsbote" (No. 147): „Welche sozialen Rückwirkungen mit der Zeit der Zug in die Großstadt haben wird, läßt sich noch gar nicht absehen, da Erfahrungen eigentlich nur über die erste Generation von Zugezogenen vorliegen. Das großstädtische Leben reibt auf und absorbiert. Es kann von den Menschen nur in drei Generationen ohne Schaden ertragen werden. Sonst tritt, wenn keine Auffrischung erfolgt, eine Degeneration ein. Hoffentlich wird eine Reaktion gegen den Zug in die Großstadt nicht ausbleiben. Was zu dieser Hoffnung berechtigt, ist das Gefühl der Bodenständigkeit, das in jedem Deutschen vorhanden ist, wenn es auch nicht immer zum Bewußtsein kommt. Wo die Liebe zur heimischen Scholle schwindet, da geht es auch mit Volk und Staat abwärts." (Das Land, 1902, No. 21.)

Die Zahl der Juden in Italien. Darüber werden jetzt genaue statistische Angaben veröffentlicht. Es leben in Italien gegenwärtig 43550 Juden in 73 Orten verteilt. 1950 Juden leben in 39 Zweiggemeinden von 20—100 Seelen; weitere 3610 Juden bilden 16 Gemeinden von 100—500 Seelen. Fünf jüdische Gemeinden mit zusammen 4260 Seelen zählen zwischen 500—1000 Mitglieder und endlich wohnen über 3200 Juden in 14 Gemeinden mit über 1000 Seelen. Von diesen weisen die Städte Mantua, Modena und Neapel je rund 1000 Seelen auf; Padua zählt 1050, Ancona 1700, Ferrara 1740, Mailand 1680 und Florenz 2100 Juden. Die vier Städte Livorno, Venedig, Turin und Rom haben über 3000 Juden in ihren Mauern, und zwar Venedig 3800, Livorno 4050, Turin 4300 und Rom 7800. Zirka 1500 Juden wohnen vereinzelt über Italien zerstreut. (Die Welt, 1902, No. 50.)

Völker und Politik.

Das Einwanderungsgesetz der Kapkolonie. Nach dem Deutschen Reichsanzeiger sind die Grundzüge des neuen Einwanderungsgesetzes für die Kapkolonie, das die Bestätigung des Gouverneurs erhalten hat, und am 30. Januar d. J. in Kraft getreten ist, folgende: Die Einwanderung gewisser Klassen von Personen ist verboten. Personen, die im Widerspruche mit den Bestimmungen des Gesetzes einwandern, werden aus der Kolonie zwangsweise entfernt und bis zu ihrer Entfernung in Haft gehalten. Die Beihülfe zur unerlaubten Einwanderung und betrügerische Angaben zum Zwecke des Nachweises über die Erfüllung der für die Einwanderungserlaubnis aufgestellten Bedingungen sind strafbar. Verboten ist die Einwanderung: 1. Von Personen, die nicht imstande sind, in einer europäischen Sprache ein Gesuch an den zuständigen Minister zu schreiben und zu unterzeichnen. 2. Von Personen, die nicht im nachweisbaren Besitz von Unterhaltsmitteln sind, oder die voraussichtlich der Oeffentlichkeit zur Last fallen. 3. Von Personen, die wegen Mordes, Notzucht, Diebstahl, Betrug, Meineid oder Urkundenfälschung bestraft sind und die der Minister wegen der das Verbrechen begleitenden Umstände als unerwünschte Einwanderer bezeichnet. 4. Von Irrsinnigen. 5. Von Personen männlichen oder weiblichen Geschlechtes, die von der Prostitution leben oder daraus Gewinn ziehen. 6. Von Personen, die auf Grund einer von einem Staatssekretär oder einem Kolonialminister oder Minister auf Grund einer auf diplomatischem Wege von einem ausländischen Minister eingegangenen amtlichen Mitteilung von dem zuständigen Minister als unerwünschte Einwanderer erachtet werden. Das Gesetz findet keine Anwendung auf Angehörige der britischen Land- und See-

macht, auf Offiziere und Mannschaften eines unter der Staatsflagge eines fremden Staates fahrenden Schiffes, auf Beamte und deren Familien, auf frühere Angehörige der Freiwilligenkorps in Südafrika, wenn sie mit guten Zeugnissen entlassen worden sind, auf Frauen und minderjährige Kinder der Personen, die nicht unter die oben angeführten Klassen fallen, auf in Südafrika ansässige Personen, sowie auf Handwerker, Arbeiter und Dienstboten, die sich über eine entsprechende Anstellung ausweisen können.

Die Konkurrenz Amerikas, die nicht leicht überschätzt werden kann, wird gegenwärtig durch den Absatz von deutschem Roheisen nach Amerika zu Preisen, die die Herstellungskosten kaum decken, zum Teil sogar hinter ihnen zurückbleiben, künstlich gefördert. Der jüngst erschienene Jahresbericht der Bergbaugesellschaft Phönix hat von neuem auf die umfassenden Bezüge billigen Eisens aus Deutschland seitens der Vereinigten Staaten hingewiesen. Es wird darin betreffs des abgelaufenen Geschäftsjahres konstatiert, daß der Export nach Amerika nur mit großen Opfern im Preise erreicht werden konnte und viele Geschäfte übernommen werden mußten, die nicht nur keinen Gewinn, sondern wirklichen Verlust brachten. Und mit Bezug auf das laufende Geschäftsjahr heißt es, daß die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten sehr bedeutend ist, wenn auch die Preise äußerst mäßig sind und einen Gewinn nicht erwarten lassen. Dieser unrentable Export wird dazu benutzt, den inländischen Markt zu entlasten, um an die Roheisen verarbeitenden Industrien zu höheren Preisen absetzen zu können. Diese letzteren werden zudem noch dadurch geschädigt, daß Deutschland durch Lieferung billigen Eisens den amerikanischen Eisenbahn- und Schiffbau künstlich fördert und so die in den billigen Frachtsätzen Amerikas liegende Ueberlegenheit steigert. Diese Verhältnisse verdienen besondere Beachtung angesichts der bevorstehenden deutschen Kartellenquete, zu deren Vorbereitung eine Konferenz im Reichsamt des Innern stattgefunden hat. Denn diese Verschleuderung deutscher Produkte nach dem Auslande bei gleichzeitiger künstlicher Hochhaltung der Preise im Inlande ist erst von den Kartellen in ein System gebracht worden. Dieses System hat zur Folge gehabt, daß der inländische Konsum zurückgegangen und zum Teil in eine kritische Situation geraten ist. Nunmehr, wo der Absatz im Innern stockt, wird die Verschleuderung von Ware nach dem Auslande aber noch um so stärker betrieben und damit auch bereits für die Zukunft auf eine weitere Abnahme der deutschen Konsumfähigkeit hingewirkt, indem die Konkurrenz des Auslandes, besonders Amerikas, gegen Deutschland künstlich gezüchtet wird. Wenn die Kartelle allein diesen Nachteil im Gefolge hätten, läge das Bedürfnis vor, ihren Ausschreitungen vorzubeugen. Der Staat aber, der sich durch die Klagen über die Kartelle zur Veranstaltung einer Kartellenquete veranlaßt sieht, will gleichzeitig Zollerhöhungen einführen, die den Kartellen Ausschreitungen erst recht erleichtern würden. Eine ernstliche Abhülfe durch den Staat ist also nicht zu erwarten. (Der Welthandel, 1902/3, No. 17.)

Geistiges Leben.

Ueber den Einfluß Deutschlands auf das französische Geistesleben II. Unter den Vertretern der Soziologie erkennt Charles Gide an, daß die deutsche Wissenschaft die politische Oekonomie durch die historische Methode erneuert und durch die „Arbeitergesetzgebung" vervollkommnet habe. Besonders interessieren uns die Ausführungen von Vacher de Lapouge. Die unbestrittene Minderwertigkeit der französischen Kultur des 19. Jahrhunderts führt er auf zwei Ursachen zurück, auf die Zerstörung der Universitäten durch die Revolution und die intellektuelle Leichtsinnigkeit und Trägheit der Franzosen, die tiefgehende und Geduld erfordernde wissenschaftliche Forschungen verachten. Während der drei ersten Viertel des 19. Jahrhunderts habe Deutschland die Vorherrschaft in der Welt der Wissenschaft und Erziehung besessen. Aber seit dem Kriege von 1870 hat sich das geändert. Seitdem verbraucht der Handel, Industrie, Marine und Offizierstand den größten Teil der „aktiven Geister". Die Deutschen hören auf, das gelehrte Volk, das einzige gelehrte Volk zu sein, um die Rolle Englands zu spielen. Am wenigsten noch sind die ökonomischen Wissenschaften zurückgegangen. Die anthropologische Soziologie, die ursprünglich von Durand de Gros (1867—1869) und Broca (1872) begründet wurde, hat nach zwanzig Jahren in Deutschland ihre

Auferstehung gefunden. — Anatole Leroy-Beaulieu glaubt nicht an die Weltherrschaft des germanischen Geistes, nicht etwa, weil der deutsche Genius und die deutsche Wissenschaft im Niedergang begriffen wäre, sondern einfach deshalb, weil heute keine Nation allein die intellektuelle Oberherrschaft behaupten könne. Der Einfluß Deutschlands, schreibt Dr. Charrin, ist ganz ausgezeichnet gewesen, er hat uns veranlaßt, unsere Laboratorien mit größerer Sorgfalt zu organisieren und zu vermehren; ebenso ist sein Einfluß in Italien und Rußland sehr groß. Le Bon ist der Ansicht, daß Deutschlands Einfluß in Wissenschaft, Industrie, Oekonomie unermeßlich, dagegen in der Philosophie sehr gering ist: „Nur Nietzsche hat seit zwanzig Jahren den Rhein überschritten und noch hat er wenig Einfluß auf uns ausgeübt. Die Deutschen haben heute große Gelehrte, große Industrielle, aber sehr wenig große Literaten und noch weniger große Philosophen." (Mercure de France, Déc. 1902.)

Bücherbesprechungen.

M. von Lenbossek, Professor der Anatomie an der Universität Budapest: Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen. Jena, 1903, Verlag von Gustav Fischer. Preis 2 Mark.

Der Verfasser läßt einen Vortrag in erweiterter Form im Druck erscheinen, den er in der königlich ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Budapest gehalten hat. Er meint, daß das Problem der Geschlechtsbestimmung nicht mit den Mitteln der Statistik, sondern mit den Mitteln der Biologie gelöst werden müsse und macht zur Basis seiner Ausführungen die von dem Zoologen Korschelt im Jahre 1882 in einer Abhandlung über „Bau und Entwicklung des Dinophilus apatris" (Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Band XXXVII, Seite 315) veröffentlichte Beobachtung, daß das Weibchen des Dinophilus apatris, eines kleinen Wurmes aus der Gattung der Strudelwürmer, in seinem Eierstock zwei Arten von Eiern birgt: die einen sind groß, oval und wegen der in ihnen aufgespeicherten Dotterkörnchen von trübem und undurchsichtigem inneren Bau, die anderen — geringer an Zahl — zeigen eine mehr rundliche Gestalt, sind beträchtlich kleiner als jene und von durchscheinender, klarer Beschaffenheit. Korschelt hat nachgewiesen, daß aus den großen Eiern ausschließlich Weibchen entstehen, die 1,2 mm groß werden und mehrere Monate leben, während aus den kleineren Eiern Männchen hervorgehen, die nur 0,04 mm groß werden und bloß zehn Tage leben. Lenbossek zieht aus dieser Tatsache den Schluß, daß das Geschlecht des zukünftigen Individuums in der ganzen Tierwelt bereits vor der Befruchtung bestimmt ist, daß das Weibchen in seinem Eierstock von vornherein zwei Arten von Eiern, solche, aus denen Weibchen und solche, aus denen Männchen entstehen, hervorbringe und daß dem Vater also auf das Geschlecht des zukünftigen Kindes keinerlei Einfluß zukomme. Der Verfasser sucht diese seine Annahme durch die Erscheinungen auf dem Gebiete der Parthenogenesis zu stützen. Er referiert ferner die verschiedenen Versuche, durch welche es bei niederen Tieren gelungen ist, durch die Art der Ernährung der Mutter das Geschlecht zu beeinflussen, indem die Mutter bei reichlicher Ernährung vorwiegend oder ausschließlich Weibchen, bei mangelhafter Ernährung Männchen hervorbringt. Lenbossek erklärt dies, indem er zugleich die Schenksche Hypothese einer abfälligen Kritik unterzieht, dadurch, daß durch eine bestimmte Art der Ernährung die im Eierstock befindlichen Eier des einen Geschlechts an der letzten Etappe ihrer Entwicklung, nämlich an ihrem Ausreifen verhindert werden, so daß nur die andersgeschlechtigen Eier zur Ausreifung, Ablösung und Befruchtung gelangen. Wir können diese Erklärung nicht gerade leicht einleuchtend finden und können auch sonst gegenüber der Hypothese des Verfassers das Bedenken nicht unterdrücken, daß der Vater, der sonst unbestrittenermaßen auf alle Eigenschaften des zukünftigen Kindes Einfluß haben kann, dieses Einflusses gerade in Bezug auf das Geschlecht und die Geschlechtscharaktere entbehren soll. — Die Schrift ist leicht faßlich geschrieben und gibt eine gute Uebersicht über das ganze mit dem Problem der Geschlechtsbestimmung zusammenhängende Beobachtungsmaterial.

Dr. A. Ruppin.

Richard Fester, Machiavelli. Politiker und Nationalökonomen I. Stuttgart 1900. Fr. Fromanns Verlag (E. Hauff). 204 Seiten. Preis broschiert 2,50 Mk., gebunden 3,— Mk.

Das Werk führt den Leser mitten in die Geschichte Italiens zu Beginn des 16. Jahrhunderts, hinein in den Streit der Parteien und den Kampf der italienischen Staaten unter sich und mit Fremden, und gibt, im Rahmen dieser Zeitverhältnisse, ein anschauliches Bild von dem Werden und Wirken des florentinischen Politikers. Die lokalen und allgemeinen Interessen der florentinischen Republik erziehen den politischen Denker. „Der Kampf gegen Pisa und die kleinen Nöte der Arnostadt rufen in seinem Geiste den modernen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht wach. Das lange in nächster Nähe beobachtete Vergehen und Entstehen der Staaten bietet Stoff und Anlaß zu einer Naturgeschichte des Staates" (Seite 39). Persönlichkeiten wie Savonarola und Cesare Borgia, welche er aus der Nähe gesehen hat, bereichern seine Menschenkenntnis. Besonders eingehend wird sein Verhältnis zu letzterem, mit dem er als Abgesandter der Zehn in nähere Berührung kam, geschildert. „Hier wurde Machiavelli der Zeuge eines verwegenen Experimentes, das seine Erfahrung mehr bereichern sollte als der Plutarch. Hier fand er alles, was er am Arno vermißte: rücksichtslose Entschlossenheit und eine übermenschliche Siegeszuversicht. Diese Kraft des Wollens war ihm neu. Ihr allein galt seine Bewunderung" (Seite 60). Cesare Borgia gab das Material, aus welchem er in seinem Principe das Ideal eines Usurpators zurecht konstruiert hat. Außer dem Politiker wird auch der Lustspielschreiber, der Dichter der Mandragola und der florentinische Patriot, dessen Traum die Erhaltung der republikanischen Freiheit seiner Vaterstadt war, eingehend gewürdigt. Das Schlußkapitel des ersten Buches, Machiavelli unter den Medici, bildet den Uebergang zu dem zweiten Teile. Die unfreiwillige Muße, zu der ihn die Rückkehr der Medici verurteilte, bildete den Schriftsteller, den Verfasser der Betrachtungen über die erste Decade des Titus Livius, des Principe, der sieben Bücher über die Kriegskunst und der florentinischen Geschichte, welche den Ruhm Machiavellis für alle Zeiten begründet haben. — Es ist nicht möglich, in einer kurzen Besprechung die reichen Gedanken Festers über den Verfasser des Principe auch nur annähernd zu erschöpfen. Nur soviel mag gesagt sein, daß die Schrift dazu beitragen wird, die Persönlichkeit und das Werk des großen Florentiners weiteren Kreisen bekannt zu machen, und manches Vorurteil, welches sich jetzt noch an den Namen Machiavellis anknüpft, zu beseitigen. Im Interesse einer gerechten Beurteilung und Wertung des scharfsinnigen italienischen Politikers kann daher die Lektüre dieser klaren und geistvollen Schrift nur bestens empfohlen werden.

Dr. C. Nebel.

Professor **Dr. M. Hahn.** Berufswahl und körperliche Anlagen. 2. Auflage. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin. Preis 0,40 Mk.

Im Auftrage des deutschen Vereins für Volks-Hygiene gibt Dr. A. Beerwald zwanglos erscheinende Hefte heraus, die den Zweck haben, in weiteren Kreisen Interesse für volks-hygienische Fragen zu wecken. Allen Eltern und Erziehern, welche über die Berufswahl der Jugend zu entscheiden haben und dabei nicht den Eingebungen des Augenblicks und kritikloser Tradition und Gewohnheit folgen, sondern auch die körperliche Befähigung der Kinder zu einem bestimmten Berufe in Betracht ziehen wollen, sei vorliegendes Büchlein angelegentlich empfohlen.

Berichtigung.

In dem Aufsatze Ueber Björnsons „Monogamie und Polygamie" und die einschlägigen Forschungen Westermarcks von Chr. von Ehrenfels (Heft 12, I. Jahrgang dieser Zeitschrift) sind infolge eines Versehens die Autorkorrekturen von der dritten Seite ab unberücksichtigt geblieben. Der Verfasser ersucht uns um nachträgliche Berichtigung folgender sinnstörender und beirrender Druckfehler: Seite 961 Zeile 24 von oben lies Polygynie statt Polygamie. — Seite 961 Zeile 3 von unten lies ebensosehr statt ebensowenig. — Seite 961 Zeile 1 von unten lies Negervölker statt Ungarvölker. — Seite 961 Anmerkung 1 lies Seite 4 statt Seite 47. — Seite 962 Zeile 9 von unten lies Vorwiegen statt Vermögen. — Seite 964 Zeile 15 von oben lies 18. Jahrhundert statt 13. Jahrhundert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 3. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Begründet von Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Ueber die morphologischen und physiologischen Grundlagen der Vererbungserscheinungen.

Professor Dr. V. Haecker.

Vortrag, gehalten vor dem Verein für vaterländische Naturkunde und dem ärztlichen Verein in Stuttgart.

Das Wort „Vererbung" ist heutzutage in jedermanns Munde, man begegnet ihm in der Familie so gut wie im Vortragssaale, in der belletristischen nicht minder wie in der politischen Literatur, und jeder gebildete Laie ist imstande, eine Definition des Begriffes, wenigstens im allgemeinen, zu geben.

Man versteht unter Vererbung bekanntlich die Erscheinung, daß die wesentlichen oder Arteigenschaften eines Organismus auch bei den von ihm abstammenden Nachkommen wieder zu Tage treten, daß also aus dem Ei eines Huhns wieder ein Huhn und nicht etwa ein beliebiger anderer Vogel hervorgeht, und ferner, daß auch gewisse individuelle Eigentümlichkeiten der Vorfahren, seien es körperliche Merkmale, seien es psychische Besonderheiten, in der nämlichen oder in einer abgeänderten Form bei den Nachkommen zum Vorschein kommen.

Sind wir nun imstande, über die morphologischen Verhältnisse und die physiologischen Vorgänge, welche den Vererbungserscheinungen zu Grunde liegen, etwas auszusagen? Können wir eine Erklärung geben für die einzelnen, jedermann geläufigen Formen der Vererbung: für die zähe, häufig durch viele Generationen hindurch nachweisbare Uebertragung gewisser Familien-Eigentümlichkeiten körperlicher oder geistiger Natur, auf der anderen Seite für das sprungweise Wiederauftreten von Charakteren der Ascendenten bei den Enkeln und Urenkeln, also für die Erscheinungen des Rückschlages oder Atavismus, oder aber für die kaleidoskopische Mischung der Merkmale der Eltern in den Kindern und andererseits für die kreuzweise Uebertragung der Eigenschaften des Vaters auf die Tochter, der Mutter auf den Sohn?

Die Versuche, für alle diese Erscheinungen eine morphologische und physiologische Erklärung zu geben, knüpfen an den Ausbau der Zellenlehre und namentlich an die genauere Erforschung der

Befruchtungsvorgänge an. Im Jahre 1875 hat bekanntlich Oskar Hertwig am Ei des Seeigels feststellen können, daß normalerweise nur eine einzige Samenzelle in die Eizelle eindringt und daß das Schlußglied in der Kette der Befruchtungsvorgänge die Vereinigung oder Kopulation des Kerns der in das Ei eingedrungenen Samenzelle mit dem Kern der Eizelle ist. Weitere Untersuchungen ließen dann erkennen, daß bei der nun folgenden Teilung des Eies, welche seine Entwicklung zum Embryo einleitet, der durch Kopulation der beiden Kerne entstandene sogenannte „erste Furchungskern“ im wesentlichen die gleichen Erscheinungen zeigt, welche kurz vorher von anderen Kernteilungsvorgängen bekannt geworden waren: die färbbare Substanz des Kernes, das sogenannte Chromatin, verdichtet sich zu Beginn der Kernteilung zu einer für jede Spezies charakteristischen Anzahl von dunkel tingierbaren Schleifen, den Chromosomen. Die Chromosomen spalten sich der Länge nach, und bei dem eigentlichen Kern- und Zellteilungsakt wird von jedem einzelnen, längsgespaltenen Chromosom die eine Spalthälfte oder Tochterschleife der einen, die andere der anderen Tochterzelle zugewiesen. Es findet also bei dieser ersten Teilung des Eies und ebenso bei allen folgenden eine außerordentlich genaue Verteilung der Chromatinsubstanz statt, was darauf hinweist, daß dieser Substanz eine außerordentlich wichtige Rolle im Kern- und Zellenleben zufallen muß. Durch eine ganze Reihe von weiteren Befunden ist dann unsere Kenntnis des Befruchtungsvorganges und der mit ihm im Zusammenhang stehenden Erscheinungen vertieft worden. Es sei hier nur, mit Rücksicht auf den uns speziell interessierenden Gegenstand, einer grundlegenden Entdeckung Eduard van Benedens am Ei des Pferdespulwurms gedacht: bei diesem zu den klassischen Objekten der Zellenforschung zu rechnenden Ei zeigen die beiden „Geschlechtskerne“ schon vor ihrer Kopulation diejenigen Veränderungen der Chromatinsubstanz, durch welche die Kernteilung vorbereitet zu werden pflegt, und zwar weisen die Chromatinschleifen im väterlichen und im mütterlichen Kern genau die gleiche Zahl und das gleiche Aussehen auf.

Auch in anderer Hinsicht, bezüglich der Verbreitung des Befruchtungsvorgangs in der Organismenwelt, wurde eine Fülle neuer Kenntnisse zusammengetragen. Es konnte nicht nur bei allen vielzelligen Tieren der in sämtlichen wesentlichen Zügen übereinstimmende Verlauf des Prozesses festgestellt werden, sondern es wurden auch bei den höheren Pflanzen, sowie bei zahlreichen einzelligen Organismen Vorgänge beobachtet, welche sich nicht nur im allgemeinen als homologe Erscheinungen erweisen, sondern vielfach auch bis auf kleinste Einzelheiten mit dem Befruchtungsprozesse der vielzelligen Tiere übereinstimmen.

Sehen wir nun, welche Schlüsse sich aus der vergleichenden Betrachtung des gesamten Beobachtungsmaterials hinsichtlich des nächsten und augenscheinlichen Zweckes der Befruchtung ergaben und welche Theorien bezüglich ihrer tieferen biologischen Bedeutung aufgestellt worden sind.

Es ließ sich zunächst sagen — und zu diesem Schlusse drängten sowohl das Vorkommen der Parthenogenese oder Jungfernzeugung, d. h. der Entwicklung unbefruchteter Eier, als auch gewisse Verhältnisse

bei den Einzelligen —, daß die Auslösung der Eientwicklung nicht der ausschließliche, ja nicht einmal, wie man früher geglaubt hatte, der hauptsächlichste Zweck der Befruchtung sein könne, daß vielmehr das Gemeinsame und damit wohl auch das Wesentliche an allen hierher gehörigen Vorgängen die Vereinigung zweier Zellen und zweier Kerne zweielterlicher Abkunft, beziehungsweise zweier gleichwertiger Kernsubstanzen sein müsse. Allerdings bedarf das Ei der Vielzelligen im allgemeinen der Befruchtung zur Weiterentwicklung, aber dieser Umstand ist nicht in einer primären oder Grundeigenschaft des Eies begründet, sondern es handelt sich, wie zuerst von Weismann klargelegt worden ist, um eine sekundäre oder Anpassungserscheinung. Das Ei ist so eingerichtet, daß es sich nicht von selber zum Embryo entwickelt, ehe nicht vorher der biologisch fundamentale Akt der Zell- und Kernvereinigung erfolgt ist, es besitzt, wie Boveri ausgeführt hat, eine Hemmung, die erst durch die Vereinigung mit der Samenzelle gehoben wird.

Es kann hier auf die Erörterung dieses Mechanismus, welcher namentlich durch die Untersuchungen Boveris klargelegt worden ist, nicht weiter eingegangen werden. Wir wollen uns vielmehr daran halten, daß die Vereinigung der beiden Kernsubstanzen das Endziel oder die wesentliche Phase des Befruchtungsvorgangs ist und nun die Frage erheben, welches die tiefere biologische Bedeutung des Vorganges ist.

Wir knüpfen hier an die Schaffung des Begriffes der Vererbungssubstanz durch den Münchener Botaniker Nägeli an (1884).

Nägeli war auf den Gedanken gekommen, daß alle Eigenschaften, welche der aus dem Keim sich entwickelnde Organismus erhält, bedingt sind durch die Struktur oder Architektonik einer besonderen im Keim enthaltenen Substanz, des Idioplasma oder der Vererbungssubstanz. Wir könnten auch, um eine Ausdrucksweise der mathematischen Wissenschaft zu brauchen, sagen, daß die Gesamtheit der Eigenschaften eines Organismus (o) eine Funktion der Struktur des Idioplasmas (i) ist: $o = f(i)$. Dieses Idioplasma steht im Keime an Masse bedeutend zurück gegenüber der übrigen lebenden Substanz, die als Ernährungsplasma bezeichnet werden muß. Es durchzieht nach Nägelis Vorstellung den Keim in Form von strangförmig zusammengeordneten Reihen von Molekülgruppen (Micellen), und ebenso ist es im jungen, aus dem Keim hervorgehenden Organismus durch alle Organe, Gewebssysteme und Zellen verteilt. Von ihm gehen in jedem Organismus, aber auch in jedem einzelnen größeren oder kleineren Zellenkomplex desselben, ganz bestimmte und eigentümliche, eben von seiner besonderen Struktur oder Architektonik abhängige Entwicklungsbewegungen aus. Und zwar sind diese Entwicklungsbewegungen um kleine Nuancen verschieden im Idioplasma der verschiedenen Keime, sie werden daher auch kleine Abänderungen in den jungen Organismen, die aus den Keimen hervorgehen, zur Folge haben, so daß die Formel besteht: $o + do = f(i + di)$. Andererseits verändert sich das Idioplasma auch während der Entwicklung des Organismus und so verdankt in dem nämlichen Individuum jedes Organ und jeder Organteil seine Entstehung einer eigentümlichen Modifikation oder eher einem eigentümlichen Zustand des Idioplasmas. In den Keimzellen des jungen Organismus kehrt dann das Idioplasma nach der ganzen Reihe von Veränderungen

seiner Spannungs- und Bewegungszustände, die es während der individuellen Entwicklungsgeschichte durchgemacht hat, wieder zu seiner ursprünglichen Beschaffenheit zurück und bewirkt so die erbliche Uebertragung der Eigenschaften der Vorfahren auf die Nachkommen. Denn es ist klar, wenn in dem neuen Keime dasselbe oder wenigstens ein nur wenig modifiziertes Idioplasma steckt, wie in den Keimen, aus denen die Vorfahren hervorgegangen waren, dann müssen auch die Eigenschaften des neuen Organismus denen der Vorfahren ganz oder beinahe gleichen.

Die Bindung der Vererbungstendenzen an eine bestimmte, minimale Substanzmenge war zunächst nur ein theoretisches Postulat, eine Art symbolischer Anschauungsweise. Nägeli selber hatte sein hypothetisches Idioplasma mit keinen speziellen, mikroskopisch sichtbaren Strukturen der Zellen und Gewebe in Verbindung gebracht. Allein der Gedanke an eine solche Verknüpfung lag bereits in der Luft und so wurde denn unmittelbar darauf von einer ganzen Anzahl von Forschern gleichzeitig das Nägelische Idioplasma in die Kerne und zwar speziell in die vorhin erwähnten Chromatingerüste und Chromatinschleifen verlegt. Die außerordentlich präzise Verteilung des Chromatins bei jedem Kernteilungsakte, die bereits erwähnte Beobachtung van Benedens bezüglich der Gleichartigkeit der väterlichen und mütterlichen Chromatinschleifen und mehrere andere Befunde machten die Annahme dieses Zusammenhanges zu einer fast unabweislichen.

Damit war aber gleichzeitig auch ein Licht verbreitet über die tiefere, biologische Bedeutung des Befruchtungsvorganges und so haben denn der Botaniker Strasburger und der Zoologe Weismann um die nämliche Zeit den wichtigen Schluß gezogen, daß die Befruchtung überhaupt keinen anderen biologischen Sinn habe, als den, die Vererbungssubstanzen und damit die Vererbungspotenzen zweier Individuen in einem neuen Individuum zusammenzubringen. Weismann ist denn auch weiter gegangen und hat die Theorie aufgestellt, daß der Zweck dieser Vermischung der Vererbungssubstanzen die Schaffung von individuellen Unterschieden oder Variationen ist, mittelst deren die Selektion die Umwandlung und Anpassung der Arten hervorruft. Die durch die ganze Organismenwelt verbreitete Vermischung zweier Vererbungspotenzen oder, wie Weismann sich ausgedrückt hat, der Vorgang der Amphimixis würde danach einen artumwandelnden und artbildenden Faktor von fundamentaler Bedeutung darstellen.

Noch mehr als durch die zuletzt erwähnten Folgerungen ist die morphologische und physiologische Forschung durch eine andere Gedankenreihe Weismanns angeregt und bereichert worden, durch seine Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas. Wie Nägeli, so vertritt auch Weismann die Ansicht, daß die Vererbungssubstanz (das Idioplasma Nägelis, das Keimplasma Weismanns) eine feste, historisch überlieferte Architektur besitze, durch welche die besonderen Qualitäten des sich entwickelnden Organismus bestimmt werden, und zwar setzt sich die Vererbungssubstanz aus einer Anzahl von mehr oder weniger selbständigen Teilen zusammen, welche die Anlagen oder Bestimmungsstücke (Determinanten) der einzelnen Organe, Organteile und Zellen des Organismus darstellen. Diese einzelnen Deter-

minanten sind innerhalb des Keimplasmas in bestimmter Weise lokalisiert und werden, während das befruchtete Ei aus Grund successiver Zweiteilungsprozesse in die Embryonalzellen zerfällt, gleichfalls in gesetzmäßiger Weise auseinandergelegt. Während der Entwicklung des Organismus zerlegt sich also das Keimplasma successive in Determinantengruppen und Determinanten, so wie etwa der Befehl des Höchstkommandierenden einer Armee in entsprechend abgeänderter und immer weiter spezialisierter Form an die Ober- und Unterführer und schließlich an die Mannschaften der einzelnen Waffengattungen weitergegeben wird. Das Schicksal der einzelnen Zellengruppen und Zellen wird jeweils bestimmt durch diejenigen Determinanten, welche bei der Auseinanderlegung des Keimplasmas ihm zugeteilt werden. So erhalten schließlich die Teile des Organismus bei ihrer fortschreitenden Differenzierung und Arbeitsteilung eine immer mehr spezialisierte Vererbungssubstanz, welche aus einer immer kleineren Gruppe ganz bestimmter Determinanten besteht: die Elemente der Oberhaut enthalten nur noch Oberhaut-Determinanten, die der Lederhaut nur noch Lederhaut-Determinanten und ebenso sind die einzelnen sensiblen Apparate der Haut, die Tastkörperchen, die Endkolben u. s. w., durch die ihnen zugewiesenen Determinanten bestimmt worden.

Nur in einer einzigen Descendenz von Zellen erhält sich indessen das Keimplasma in unveränderter Form von Kernteilung zu Kernteilung fort: es ist diejenige Zellenfolge, welche von der befruchteten Eizelle zur Anlage der Geschlechtsorgane und schließlich zu den eigentlichen Fortpflanzungszellen des neuen Organismus führt. Längs dieser Bahn, der sogenannten Keimbahn, bleibt also die Vererbungssubstanz in ihrer gesamten Masse und im wesentlichen auch in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung kontinuierlich erhalten und wird auf diese Weise mit allen in ihr steckenden Vererbungspotenzen von den Großeltern und Eltern durch die Kinder-Generation hindurch den Enkeln überliefert (Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas). Es ist klar, daß durch diese kontinuierliche Uebertragung des im allgemeinen unabgeänderten Keimplasmas die Ueberlieferung zunächst der Arteigenschaften, dann aber auch neuer im Lauf der Generationen hinzugetretener Merkmale gesichert wird.

Ein wichtiger Punkt der Weismannschen Vererbungslehre besteht nun weiterhin darin, daß die Kernsubstanz nicht eine einheitliche Erbmasse darstellt, in welcher alle Bestimmungsstücke nur einmal enthalten sind, sondern daß sie sich zusammensetzt aus einer ganzen Anzahl von selbständig nebeneinander bestehenden, voneinander etwas verschiedenen Vererbungsträgern, von denen jeder einzelne sämtliche Determinanten enthält und demnach auch für sich allein imstande wäre, die Entwicklung des Organismus zu beherrschen. Alle diese einzelnen Erbmassen machen ihren Einfluß gleichzeitig geltend und das Ergebnis des Entwicklungsprozesses bildet demnach die Resultante der kombinierten Wirkung aller dieser unter sich differenten Erbmassen, der sogenannten Ahnenplasmen oder Ide. In einzelnen Fällen werden diese Ide repräsentiert durch die bei der Kernteilung hervortretenden Chromatin-Schleifen, in der Mehrzahl der Fälle aber entsprechen sie wohl den sichtbaren oder mikroskopisch nicht analysierbaren Unterabteilungen derselben.

Unter dem Einfluß dieser neuen Anschauungen und Anregungen wurde in den neunziger Jahren namentlich von deutschen, amerikanischen und belgischen Forschern das Gebiet der Befruchtungs- und Vererbungslehre nach den verschiedensten Richtungen hin ausgebaut. Ich weise auf die berühmten Experimente Boveris hin, welcher durch Bastardierung von Seeigeleiern die Lokalisation der Vererbungspotenzen in der Kernsubstanz zu beweisen versuchte, sowie auf neuere Ergebnisse des nämlichen Forschers, aus welchen derselbe eine essentielle Ungleichwertigkeit der einzelnen Chromosomen hinsichtlich ihrer Vererbungspotenzen erschlossen hat; weiter sei der hochbedeutsamen Untersuchungen über künstlich hervorgerufene Parthenogenese gedacht: es ist zuerst dem Physiologen Loeb und dem Botaniker Winkler gelungen, durch Einwirkung von Magnesiumchlorid, beziehungsweise von Spermaextrakten die parthenogenetische, d. h. ohne Intervention von Samenfäden erfolgende Entwicklung der Seeigeleier zu erzielen und damit den vorhin erwähnten Anschauungen bezüglich der Bedeutung des Befruchtungsprozesses eine wichtige Stütze zu verleihen; endlich verweise ich auf die außerordentlich sorgfältigen Bastardierungsversuche des Botanikers Correns, durch welche die Art der Verteilung und Auseinanderlegung der Merkmale der Stammformen bei den Nachkommen der Bastarde dargelegt wird.

Neben der experimentell-physiologischen Forschung schritt auch die deskriptiv-mikroskopische Untersuchung auf diesem unerschöpflichen Gebiete fort. Ich möchte hier nur kurz hinweisen auf die zahllosen Untersuchungen über die Entstehung und Bedeutung der Richtungskörper, zweier zwerghafter Zellen, welche von der Eizelle am Schluß ihres sogenannten Reifungsprozesses auf Grund zweier rasch aufeinander folgender Teilungsvorgänge gebildet werden, sowie auf neuere Untersuchungen einiger amerikanischer Forscher (Montgomery und anderer) über die morphologische Ungleichwertigkeit der Chromosomen. Diese und andere Beispiele lassen erkennen, daß auch das deskriptiv vergleichende Studium der zeitlich aufeinander folgenden Phasen als eine selbständige und kaum weniger ergiebige Forschungsrichtung neben dem Experimente gepflegt wird, wie denn auch die erste fundamentale Entdeckung auf diesem Gebiet, die Feststellung der Kernkopulation, auf deskriptivem Wege gewonnen worden ist.

Ich möchte mir erlauben, noch für die Ergebnisse einiger anderer, in der gedachten Richtung sich bewegender Untersuchungen Ihr Interesse in Anspruch zu nehmen. Schon vor einer Reihe von Jahren war es mir und dem Münchener Anatomen Rückert gelungen, für die Eier einiger kleiner Crustaceen (Copepoden) den Nachweis zu führen, daß bei der ersten Eientwicklung sämtliche Kerne nicht nur während des Kernteilungsprozesses, sondern auch im vegetativ tätigen, sogenannten „Ruhe"-Zustand aus zwei symmetrischen Hälften zusammengesetzt sind. Dieser Doppelbau der Kerne ist, wie ferner gezeigt werden konnte, darauf zurückzuführen, daß die dem Ei- und Samenkern entsprechenden Hälften des Kopulationskernes, also die mütterlichen und väterlichen Kernanteile, selbständig, wenn auch dicht aneinander geschmiegt, die Teilungsprozesse durchlaufen oder, wie wir auch sagen können, ihre morphologische Autonomie bewahren. Es ließ sich dieser Doppelbau der Kerne von mir zunächst bis zu den

sogenannten Urgeschlechtszellen, d. h. bis zu der schon in frühen Embryonalstadien differenzierten Anlage der Geschlechtsorgane, verfolgen und es ließ sich fernerhin zeigen, daß die beiden Kernhälften in vielen Fällen nicht nur morphologisch selbständig, sondern auch bis zu einem gewissen Grade physiologisch ungleichwertig erscheinen. Durch neuere, an günstigerem Material vorgenommene Untersuchungen konnte ich dann noch feststellen, daß dieser Doppelbau der Kerne sich in den Abkömmlingen der Urgeschlechtszellen, in den Urei- und Ursamenzellen, forterhält und sich schließlich auch noch in den Ovarialeiern und in den diesen entsprechenden männlichen Elementen, in den Samenmutterzellen, vorfindet. Während dann die Ovarialeier zum befruchtungsfähigen Ei heranreifen, vollzieht sich eine gesetzmäßige Durchmischung der väterlichen und mütterlichen Kernbestandteile in der Art, daß je ein väterliches und mütterliches Chromosom miteinander eine engere Verbindung oder Paarung eingehen. Im befruchtungsfähigen Ei, welches den Anfang der dritten oder Enkelgeneration darstellt, sind demnach die doppelwertigen Chromosomen je aus einem großväterlichen und einem großmütterlichen Einzelchromosom zusammengesetzt, so daß also das Ei die großelterlichen Kernsubstanzen zu gleichen Anteilen und in gleichmäßiger Durchmischung, jedoch immer noch in Gestalt von deutlich zu unterscheidenden Chromatin-Individuen enthält. Es konnte endlich aus den Angaben und Abbildungen anderer Autoren entnommen werden, daß der Doppelbau der Kerne oder der autonome Kernzustand eine sehr weite, wenn nicht allgemeine Verbreitung bei allen auf geschlechtlichem Wege (amphigon) erzeugten tierischen und pflanzlichen Organismen besitzt und daß er nicht nur in den sexualen Elementen, sondern, vielleicht im Zusammenhang mit der Größe der Kerne und Zellen, auch in verschiedenen Epithelgeweben zum Vorschein kommt. Es liegt demnach die Berechtigung vor, für die Schlüsse, welche aus den Befunden bei den Copepoden gezogen werden können, eine weitere Gültigkeit anzunehmen.

Welches sind nun die Schlüsse, die aus den neu gewonnenen Tatsachen sich ergeben? Man hatte seit der grundlegenden Entdeckung O. Hertwigs bis auf die neueste Zeit in ziemlicher Uebereinstimmung als das Wesentliche des Befruchtungsvorgangs die Verschmelzung zweier Zellen und Kerne bezeichnet. Wenn das grobe äußerliche Bild, welches der Vorgang darbietet, durch das Wort „Verschmelzung" auch richtig gekennzeichnet wird, so wird sich doch die Frage erheben, ob die neueren Ergebnisse nicht die Möglichkeit einer schärferen und zutreffenderen Begriffsbestimmung zulassen?

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bedeutet das Wort „Verschmelzung" (Fusion) die Herstellung einer Einheit an Stelle einer Zweiheit. Denken Sie an die Verschmelzung zweier Wassertropfen miteinander oder an die Verschmelzung zweier Unternehmungen oder Geschäfte. Nun scheinen aber doch die vorhin geschilderten Verhältnisse darauf hinzuweisen, daß es sich bei der Einführung des Spermakerns nicht um die Herstellung eines einheitlichen, sondern um die Schaffung eines Doppelgebildes handelt. Es werden innerhalb des Körpers der Eizelle zwei Kerne verschiedener Abkunft miteinander gepaart, um einen Doppelkern zu bilden, und zwar kehrt dieser Doppelbau der Kerne mit einer, für unsere zellteilungsmechanischen Vorstellungen

vorläufig unerklärlichen Zähigkeit in allen folgenden Zellgenerationen wieder und, wenn er auch vielleicht vorübergehend aufgegeben erscheint, so kommt er unter günstigen Verhältnissen, namentlich bei Vergrößerung der Zellen und Kerne, sofort wieder zum Vorschein. Es sollen also offenbar durch die Befruchtung zweikernige Fortpflanzungszellen geschaffen werden, in welchen beide Kerne in räumlicher Trennung und einigen Beobachtungen zufolge auch in physiologischer Unabhängigkeit voneinander bleiben, gerade wie bei einem modernen Zweischraubenschiff die beiden Maschinen vollständig getrennt voneinander untergebracht und unabhängig voneinander zu arbeiten imstande sind. Es soll also, wie gesagt, ein zweikerniger Zustand geschaffen werden und als das Wesentliche des Befruchtungsvorganges würde demnach die Paarung zweier Kerne zweielterlicher Abkunft in einer einzigen Zelle zu bezeichnen sein.

Erinnern wir uns nun ferner daran, daß zwischen dem Kerne und dem Körper der Zelle oder Zellprotoplasma zweifellos sehr lebhafte Wechselbeziehungen chemischer und dynamischer Natur bestehen. Der Kern sitzt nicht wie ein Parasit im Innern des Zellkörpers, sondern es werden auch von ihm Wirkungen auf die Tätigkeit des Zellplasmas ausgeübt, mögen wir nun mit Weismann annehmen, daß sich von der Vererbungssubstanz Molekülgruppen von bestimmter Struktur, die Lebensträger oder Biophoren, ablösen, in das Zellplasma überwandern und demselben einverleibt werden, oder mag der Kern ein Laboratorium für die Bildung von auslösenden Reagenzien (Katalysatoren oder Fermenten) darstellen, wie zuerst von Haberlandt angenommen wurde, oder mögen, nach Strasburger, molekuläre Erregungen, also dynamische Wirkungen vom Kerne ausgehen. Jedenfalls haben wir allen Grund zu der Annahme, daß der Kern ein Zentrum für die stoffbildende und formgestaltende Tätigkeit der Zelle darstellt und daß er demnach die formativen, synthetischen Prozesse, die sich im Zellplasma abspielen und auf welchen die morphologische und funktionelle Differenzierung der einzelnen Zelle beruht, beherrscht.

Kehren wir nun zu den besprochenen Ergebnissen bezüglich des Doppelbaues der Kerne zurück und beachten wir insbesondere, daß in einzelnen Fällen die beiden Kernhälften eine augenscheinliche Verschiedenheit bezüglich ihres physiologischen Zustandes zeigen, so kommen wir zu dem Schluß, daß die beiden Kernhälften in einer Art von Konkurrenz hinsichtlich der Beeinflussung des Zellenlebens miteinander stehen und es wäre darin die Anschauung eingeschlossen, daß sich die beiden Kernhälften bezüglich der Einwirkung auf die Zelle bald summieren und ergänzen, bald gegenseitig bekämpfen und ausschließen. So würde es möglich sein, daß in den verschiedenen Geweben und Organen bald mehr die väterliche, bald mehr die mütterliche Kernhälfte einen Einfluß auf die Gestaltung der Zelle gewinnt und es würde so die eine der in der Einleitung erwähnten Vererbungserscheinungen verständlicher werden, nämlich die kaleidoskopische Mischung der Merkmale der Eltern im Kinde, also die Tatsache, daß der eine Körperteil der Kinder väterliches, der andere mütterliches, ein dritter endlich ein gemischtes Gepräge aufweisen kann.

Wir haben weiter gesehen, daß nach der Ansicht von Weismann und anderen im einzelnen Kern nicht nur eine, sondern mehrere

selbständig nebeneinander wirkende Erbmassen anzunehmen sind und daß dieselben durch die Chromosomen oder durch Unterabteilungen derselben repräsentiert werden. Aus morphologischen Gründen sind auch van Beneden, Boveri und andere zu der Anschauung gelangt, daß die Chromatin-Substanz der Kerne sich aus einer Anzahl selbständiger Individuen zusammensetzt, welche in Gestalt der Chromosomen in jedem der aufeinander folgenden Kernteilungsprozesse aufs neue zu Tage treten. Oder genauer ausgedrückt: dieselben Chromosomen-Individuen a, b, c, d ..., welche nach Ablauf der ersten Teilung des befruchteten Eies in die Chromatin-Substanz des ruhenden Kernes eingehen, arbeiten sich auch bei Beginn der folgenden Teilung aus derselben heraus, um sich durch Längsspaltung zu teilen und in Gestalt der beiden Spalthälften oder Tochter-Chromosomen auf die Tochterkerne übertragen zu werden. Derselbe Vorgang setzt sich von Zellgeneration zu Zellgeneration fort, so daß wir von einer Kontinuität der einzelnen Chromosomen-Individuen reden können. Auch diese Anschauungen, die man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Individualitätshypothese“ zusammenfaßt, gewinnen, wie ich hier nicht näher ausführen kann, durch die neueren Ergebnisse eine weitere Stütze, und es wird uns damit die Möglichkeit gegeben, gewisse Vererbungserscheinungen, die auf das latente Nebeneinanderbestehen verschieden gerichteter Vererbungstendenzen hinweisen, so namentlich die Erscheinung des Rückschlages oder Atavismus, in einfacher und befriedigender Weise zu erklären. Wir könnten uns z. B. denken, daß bei der Kernkopulation eine Häufung von Chromosomen mit bestimmten Vererbungspotenzen stattfinden kann, so daß beim Kinde Eigenschaften zum Vorschein kommen, welche bei jedem der Eltern durch andere Tendenzen unterdrückt gewesen waren.

Ich will zum Schluß noch auf einen weiteren Punkt hinweisen, der vielleicht durch die besprochenen Ergebnisse in eine neue Beleuchtung gerückt wird. Wir haben gesehen, daß in der Eizelle vor ihrer Befruchtung eine Paarung je eines großväterlichen und großmütterlichen Chromatin-Individuums stattfindet. Daß dieser Vorgang sich in gesetzmäßiger Weise vollziehen kann, hat einen bestimmten Mechanismus zur Voraussetzung. Wir müssen mindestens die Annahme machen, daß zwischen den großväterlichen und großmütterlichen Chromosomen eine Art von Affinität besteht, welche sie zur paarweisen Kopulation veranlaßt. Nun kennen wir ähnliche Affinitäten auch von Elementen höherer Ordnung. Schon zwischen der Eizelle und der Samenzelle muß eine sexuelle Affinität bestehen, welche bewirkt, daß die Eizelle von den Samenzellen derselben Spezies aufgesucht und befruchtet wird. Wir dürfen annehmen, daß es sich in vielen Fällen um Abscheidungen der Eizelle handelt, durch welche die zugehörigen Samenzellen, wie wir sagen, chemotaktisch angelockt werden. Ist dann die Samenzelle in die Eizelle eingedrungen, so macht sich eine zweite Form von Affinität geltend, indem die Annäherung und schließliche Kopulation der beiden Kerne durch irgend eine Anziehung chemischer oder dynamischer Natur hervorgerufen wird. Bei gewissen Formen können wir nämlich schon am lebenden Objekte feststellen, daß sich nicht nur der Samenkern nach der Stelle hinbewegt, wo sich der Eikern befindet, sondern daß sich auch der letztere in Bewegung

setzt und seinem Partner eine gewisse Strecke entgegenkommt. In besonders instruktiver Weise tritt diese wechselseitige Affinität der beiden Kerne beim Haifisch-Ei hervor. Hier findet normalerweise eine Besamung des Eies durch eine größere Anzahl von Samenzellen statt, jedoch gelangt auch hier nur ein einziger Samenkern zur Kopulation mit dem Eikern, während die übrigen sich sehr gleichmäßig im protoplasmatischen Teile des Eis verteilen. Rückert hat nun in sehr einleuchtender Weise dargetan, daß dieses Verhalten darauf beruhen muß, daß zwischen ungleichnamigen Kernen, also zwischen Ei- und Samenkern ein Anziehungs-, dagegen zwischen gleichnamigen Kernen, d. h. zwischen den Samenkernen ein Abstoßungsvermögen besteht.

Während nun die beiden ersten Formen von Affinitäten in den ersten Phasen der Keimentwicklung, also zu Beginn der zweiten oder Kindergeneration zur Geltung kommen, macht sich die dritte Form, die Affinität zwischen den elterlichen Chromosomen gewissermaßen erst beim Uebergang von der Kindergeneration zur Enkelgeneration bemerklich und es bedarf hier offenbar eines besonderen Mechanismus, um die Paarung je zweier Chromosomen in gesetzmäßiger Weise zur Ausführung gelangen zu lassen. Unter normalen Verhältnissen wird sich dieser Mechanismus glatt abwickeln, die Vereinigung der elterlichen Chromosomen wird regelrecht stattfinden und das Ei wird damit zum befruchtungsfähigen Keime einer dritten oder Enkelgeneration.

Vielleicht liegt hier der Schlüssel für die Erklärung einer allbekannten, aber bisher unverständlich gebliebenen Erscheinung. Sie wissen, daß in vielen Fällen eine erfolgreiche Bastardierung zweier verschiedener Arten stattfindet, daß aber in der Regel die Nachkommen unfruchtbar sind. Allbekannt ist z. B. die Tatsache, daß die Kreuzungsprodukte von Pferdestute und Eselhengst, die Maultiere, im allgemeinen unfruchtbar sind. Wie ist diese weitverbreitete, rätselhafte Erscheinung zu erklären? Wie kommt es, daß ein ganz normal sich entwickelnder und vollkommen lebensfähiger Organismus mit seinesgleichen keine Nachkommen erzeugt, während er doch selbst aus einer Mischung von zwei einander fremden Blutarten entstammt?

Ich möchte die Annahme machen, daß in diesen Fällen von Bastardierung die Affinität zwischen den Geschlechtszellen und die zwischen Ei- und Samenkern ausreichend ist, um die Entwicklung der zweiten oder Bastardgeneration in Gang zu setzen. Dagegen ist die dritte und feinste Affinität, diejenige zwischen den Chromosomen, infolge deren verschiedenartiger Abkunft nicht in genügendem Maße vorhanden, um jenen komplizierten Mechanismus am Schluß der zweiten Generation sich abwickeln zu lassen, dessen ungestörter Verlauf die Vorbedingung für die Befruchtungsfähigkeit der Eizellen und damit für die Grundlegung einer dritten Generation ist.

Ich habe versucht, Ihnen den gegenwärtigen Stand, die Ziele und Methoden der Vererbungslehre zu schildern. Sie haben gesehen, daß durch das stetige Zusammenwirken der vergleichend deskriptiven Forschung, des Experimentes und der philosophisch geschulten Spekulation eine Reihe von Fortschritten auf diesen Gebieten gemacht worden sind. Wie drei Bergsteiger, von gleichem Wollen und gleicher Ausdauer beseelt und der Schwierigkeit ihrer Aufgabe sich bewußt,

sich gegenseitig unterstützen und vor dem Gleiten bewahren und langsam, Schritt für Schritt, und Stufe um Stufe aus dem Nebel herauf zur Höhe klimmen, so ist durch das Zusammenwirken aller drei Forschungsrichtungen auch für die gegenwärtige und die folgenden Generationen von Arbeitern ein langsames, aber unaufhaltsames Vordringen auf diesem unermeßlichen Felde gesichert.

Zur Vorgeschichte Europas.

Professor Dr. Moriz Hoernes.

Die Geschichte der menschlichen Kultur führt uns an den Rand eines weiten und tiefen Abgrunds, dessen Wände nach allen Seiten hin von Treppen und steilen Pfaden durchzogen sind. Nur die obersten Teile dieser Klettersteige liegen im mehr oder minder hellen Tageslicht der „Weltgeschichte“, d. h. der geschriebenen Ueberlieferung. Aber in unermeßliche Tiefen hinab erstrecken sich die anderen Teile dieses Gangsystems, die für unseren bangen Blick zunächst von dem Dunkel der Vorgeschichte bedeckt sind. Auf diesen unteren und untersten Stufen bewegte sich einst das Dasein des prähistorischen Menschen, und auf einigen derselben finden wir noch heute in entlegenen Gebieten der Erde Bruchstücke der farbigen Menschheit. Ja, es gibt nach den denkwürdigen Berichten weitgereister, völkerkundiger Männer noch heute, aber gewiß nicht mehr lange, kleine Stämme und Horden unseres Geschlechtes, die keines der Metalle kennen und ihre Werkzeuge aus Stein zurecht klopfen und zurecht schleifen. Und es gibt andere, die, teils infolge alter Gewöhnung, teils infolge der mangelhaften Ausstattung ihrer Länder weder Pflanzenbau noch Viehzucht treiben. Die ersteren stehen zuweilen auf einer höheren Stufe als die letzteren. So stehen die metallunkundigen, aber seßhaften und Pflanzen bauenden Schingu-Indianer Zentralbrasiliens höher, als die „Naturweddas“ auf Ceylon, welche zwar eiserne Beilklingen und Pfeilspitzen beziehen, aber kein anderes Obdach kennen, als die Höhle oder den Laubschirm, und unstet hinter ihren Hirschrudeln einherziehen.

In der Gegenwart sind die Elemente urgeschichtlichen Völkerdaseins wirr durcheinander geworfen, wie die beweglichen Buchstaben eines zerstörten Letternsatzes, aus denen man nur mit Hülfe der wirklichen Vorgeschichte einen lesbaren Text gestalten kann. Mögen sich unsere Ethnographen auch noch so stolz als Urgeschichtsforscher brüsten: die prähistorische Archäologie ist doch die Lehrerin der Völkerkunde. Sie ist die ernstere Wissenschaft, die ein System besitzt und methodisch vorzugehen weiß. Ein mir bekannter Ethnograph hat einmal die Vorgeschichte eine „arme Blinde“ genannt. — Armer Blinder! Bei den Naturvölkern der Gegenwart kann man, mit Vorsicht, von primitiven, aber gewiß nicht von prähistorischen Zuständen sprechen, da diese Völker ja keiner Geschichte entgegengehen. Ihr „primitives“ Dasein endet nach Jahrtausende langem Beharren mit gewaltsamen Veränderungen, meist mit dem Aussterben der Rassen unter dem

Hinzutritt höherer Kulturträger: „furchtbare Gunst dem Knaben!“ Ich weiß wohl, daß solches, obgleich es nicht überliefert ist, sich vielfach auch in der echten, alten Vorgeschichte abgespielt haben muß. Immer sind die Schwächeren vor den Stärkeren gewichen, aber nicht immer sind sie ihnen einfach erlegen; sondern oft haben sie sich zu ihrem Heile vor jenen gebeugt und, ohne zu erlöschen, ihren wohltätigen Einfluß erfahren und weitergetragen. Das ist heute nicht mehr oft möglich. Dazu sind die Gegensätze zu grell und zu groß, wenn z. B. der Engländer dem Tasmanier, der Holländer dem Buschmann entgegentritt.

Bekanntlich reicht die jüngere Steinzeit, welche in Europa die Grundlagen aller späteren Entwicklung schuf, vom Beginn der geologischen Gegenwart bis dahin, wo das Metall in genügender Menge auftritt, um den Stein und andere ältere Werkzeugstoffe zu ersetzen und einen neuen, besseren Träger der materiellen Kultur abzugeben. Dieser abschließende Zeitpunkt oder, besser gesagt, dieser epochale Einschnitt — denn jener Wechsel kann ja nicht das Werk eines Augenblicks, sondern nur die Folge eines allmählichen Ueberganges gewesen sein — fällt nun in den verschiedenen Erdräumen in äußerst ungleiche Zeiten und war von sehr verschiedenen Umständen herbeigeführt und begleitet. Daher ist die Dauer der neolithischen Periode und namentlich das, was ihr folgte, in den einzelnen Kontinenten sehr ungleich. In Vorderasien und Aegypten endete die jüngere Steinzeit schon vier bis fünf Jahrtausende v. Chr., in Europa (im Mittel) um 2000 v. Chr., in Amerika und Australien erst anderthalb Jahrtausende n. Chr., und da, wie gesagt, noch heute einzelne versteckte Völkchen in der jüngeren Steinzeit leben, so währt das allmähliche Ablaufen dieser Periode nun schon fast sieben Jahrtausende.

Die Ursachen dieser Ungleichheit sind leicht einzusehen. Sie liegen in den verschiedenen Bedingungen, von welchen ein genügender Metallbesitz abhängig ist. Man kann das Metall entweder selbst entdecken und von Anfang an im eigenen Lande gewinnen. Dazu gehört aber nicht nur Metallreichtum des eigenen Bodens, sondern auch Kenntnis desselben, ferner, nicht zuletzt, Fleiß und einiges technische Geschick. Man kann das Metall auch durch Einführung von außen kennen lernen und beständig auf diesem Wege beziehen oder auch, so belehrt, es später selbständig produzieren. Aber dann braucht man, für den Anfang wenigstens, nicht nur eine Verbindung mit vorgeschrittenen, metallkundigen Völkern, sondern auch Gegengaben, gesuchte Handelsrimessen, die das fremde Metall anziehen und im Lande einbürgern können. Und es genügt nicht, daß diese Rimessen da sind; man muß sie auch besitzen und verwalten.

Wohl die meisten Völker der Erde haben das Metall zuerst von Fremden, durch Einführung von außen kennen gelernt. Dies allein begründet noch keinen Unterschied ihrer ferneren Geschicke, wohl aber die Art dieser Einführung und deren notwendige Folgen, die sehr verschieden sein können. Denn der Import erfolgt entweder langsam, gleichsam organisch, einem schon vorhandenen oder durch ihn erzeugten Bedürfnisse entsprechend. Und dies ist die Regel bei gut verbundenen Erdräumen, wie z. B. bei den Ländermassen, die weither um das Mittelmeer gelagert sind. Es ist auch, wie wir genau wissen, die Regel in

den wirklich vorgeschichtlichen Metallperioden: der Kupferzeit, Bronzezeit, ersten Eisenzeit. Ja, wir können heute auch sagen, daß diese lang bestrittene und doch so natürliche Stufenfolge notwendig war, um aus prähistorischen Völkern historische zu machen. Bei allen geschichtlichen Völkern und Völkergruppen finden wir zwei Vorbedingungen erfüllt: den Besitz eines, höherer Kraftentfaltung günstigen Erdraumes und den Durchgang durch eine Bronzezeit. Das gilt von Chinesen, Indern, Babyloniern und Assyriern, endlich von allen Europäern; es gilt in einem belehrenden Ausnahmefall, der nicht bis ans Ende der vorgeschichtlichen Entwicklung führt, von den beiden einzigen Völkern der neuen Welt, die des Metalls ein wenig kundig waren, von den Azteken und den Inka-Peruanern. Aber schon diesen Kultur-Indianern war die Zeit nicht mehr vergönnt, eine wirkliche, lange und zähe Bronzekultur zu entwickeln, geschweige denn durch dieses, von der Natur selbst aus weichen, leicht schmelzbaren Metallen errichtete Portal in eine Eisenzeit einzuziehen. Die eine Vorbedingung war ihnen erfüllt; an die andere legten sie eben die erste Hand — da kamen die spanischen Konquistadoren.

Die Einführung von außen erfolgt also entweder langsam, stufenweise, organisch oder plötzlich, stoßweise, anorganisch, wie es bei der Entdeckung neuer Länderräume oder neuer Handelswerte durch hochentwickelte seefahrende Kulturträger in Amerika und der Südsee geschehen ist. Da platzen die Kulturen verhängnisvoll aufeinander. Da erschlagen einmal die Kannibalen den göttergleichen Fremdling, der zuvor einen der ihren durch das Geschenk einer Handvoll eiserner Nägel und einiger Beilklingen zum reichsten Manne der Insel gemacht; und dann — ja, wo sind sie, heute oder morgen, die glücklichen Faulpelze, die sich nicht um Kupfer und Zinn zu bemühen brauchten, denen Eisen und Schießpulver, Haustiere und Branntwein und alles, was sie bald genug gierig wünschen lernten, gleichsam vom Himmel in den nackten Schoß gefallen sind?

Dies ist eine der größten Lehren der Urgeschichte, dies der heil- und unheilvolle Gegensatz zwischen gesunder, fruchtbarer, organischer Entwicklung, die wir in den Hauptstadien der europäischen Vorgeschichte vor sich gehen sehen, — und schreiend-unvermitteltem, gewaltsam aufgepfropftem „Fortschritt", wie ihn der Pseudo-Liberalismus predigt, jenem faulen Segen, dem wir überall bei den Primitivvölkern — und leider nicht nur bei diesen! — begegnen, und der direkt zum Niedergange und zum Untergange führt. Die Geschichte der Menschheit in ihren höheren Gliedern und Sphären dankt ihren stolzen geradlinigen Verlauf der guten Verbindung großer, ebenmäßig ausgestatteter Länderräume im Westen der alten Welt. Hier ist nicht nur der Schauplatz der „Weltgeschichte" im engeren Sinne, sondern auch die Bühne dessen, was als Vorgeschichte fast allein unser Interesse verdient. Auf dieser geographischen Grundlage beruht der stufen- und gruppenweise Verlauf der jüngeren Steinzeit Europas, auf ihr die tiefe Einwurzelung und allmähliche Entfaltung der Bronzekultur und das lange und zähe Festhalten am wertvollen Alten, bei aller Kraft auch das wertvolle Neue anzuziehen und sich anzueignen. Das gilt nicht nur von den hierfür so typischen Skandinaviern, sondern auch von den alten Aegyptern, die bis in die ptolemäische, ja bis in

die römische Zeit hinein der längst nicht mehr konkurrenzfreien Bronze treu anhingen, ja sogar das gemuschelte Steinmesser neben Eisen und Bronze noch lange Zeit in Ehren hielten.

Die ältere Steinzeit studieren wir noch fast ausschließlich wegen des Menschen überhaupt, nicht mit Rücksicht auf die spätere Bedeutung seiner Wohngebiete; und es ist zwar kein Zufall, aber auch nicht von entscheidender Bedeutung, daß wir diese Periode auf dem Boden Europas studieren. Wir täten es vielleicht lieber anderswo, in einem Gebiete, wo wir hoffen dürften, den Stammformen der Menschheit zu begegnen. Die jüngere Steinzeit und die prähistorischen Metallperioden untersuchen wir dagegen doch vorwiegend wegen des europäischen Menschen dieser Zeiten, d. h. wegen des künftigen Trägers höherer und — mögen sich unsere Philomongolen darüber gelb ärgern! — höchster, bisher erreichter Kultur.

Die Verwandtenehe in ethnologischer Beleuchtung.

Dr. Arthur Ruppin.

Wie immer die Streitfrage, ob in der primitiven menschlichen Gesellschaft ursprünglich völlig regelloser Geschlechtsverkehr (Promiskuität) bestanden habe, entschieden werden möge — sicher ist, daß die Menschheit sich schon in frühester geschichtlicher Zeit sehr allgemein zu einem mehr oder weniger geregelten, d. h. nicht völlig freien, sondern gewissen Beschränkungen unterliegenden Geschlechtsverkehr erhoben hat. Die Ehen zwischen nahen Verwandten müssen schon sehr frühe vermieden worden sein, denn wir finden Verbote des geschlechtlichen Verkehrs naher Verwandter heute auch bei sehr niedrig stehenden Völkern aller Erdteile, und es sind nur wenige Völker, bei denen man die Existenz solcher Verbote bisher gar nicht gefunden hat.

Aus welchen Gründen sind diese Verbote entstanden? Hierüber gehen die Ansichten weit auseinander. Die einen (z. B. Maine: Dissertations on Early Law and Custom, London, 1883, Seite 228; Morgan: Ancient Society, London, 1877, Seite 424) glauben, daß die Menschen sehr bald erkannten, daß die von Blutsverwandten gezeugten Kinder physisch und psychisch hinter anderen Kindern zurückblieben, und daß sie deshalb den geschlechtlichen Verkehr Verwandter untersagt hätten. Aber diese Meinung traut dem Verstande der Urmenschen wohl zuviel zu. Eine solche Erkenntnis erfordert eine lange, über viele Generationen hinausreichende Beobachtung und Vergleichung, die Peschel als den „unsteten, kindisch sorglosen Rassen" unerreichbar ansieht. Derselben Ansicht ist Zenker, der die Annahme all solcher Zwecksetzungen auf der primitiven Stufe des Menschen für ganz unerlaubt hält[1]) und insbesondere mit Bezug auf die Blutschande bemerkt: „Am allerwenigsten ist es natürlich möglich, daß die Ehen im Verwandtenkreise (in der

[1]) Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft, Berlin, 1899, Seite 47.

Blutnähe) aus Angst vor üblen physiologischen oder psychologischen Folgen (der Inzucht) gemieden wurden, da der Naturmensch überhaupt nicht in der Lage ist, seinen Handlungen so fern liegende Motive zu Grunde zu legen, die auf scharfe Beobachtungen hätten zurückgehen müssen und die obendrein in ihrer Stichhaltigkeit auch heute noch von der Wissenschaft durchaus nicht unangefochten sind"[1]). Ebenso meint Wilken, darüber habe uns die Völkerkunde völlige Sicherheit verschafft, daß die Verbote der Verwandtenehen keinesfalls das Ziel gehabt hätten, die wirklichen oder vermeintlichen schädlichen Folgen solcher Ehen für die Nachkommenschaft zu vermeiden[2]). Man kann zu Gunsten dieser Ansicht auch noch die Tatsache anführen, daß viele Völker, bei denen die Verbote der Verwandtenehen am strengsten befolgt werden, von einer Begründung dieser Verbote durch die schlechte Beschaffenheit der Nachkommenschaft nicht das geringste wissen.

Eine andere Hypothese, die von Westermarck[3]) vertreten wird, will in Berücksichtigung der eben angeführten Einwände den Grund der Abneigung gegen Ehen Blutsverwandter aus dem Bewußten ins Unbewußte verlegen und nimmt statt rationaler Erwägungen einen durch natürliche Auslese erworbenen Instinkt als Grund jener Abneigung an. Da sich aber hiergegen einwenden läßt, daß zwischen zwei Personen, die miteinander blutsverwandt sind, aber von dieser Verwandtschaft keine Kenntnis haben, durchaus keine instinktive Abneigung besteht, wie seit der Oedipus-Sage bis auf die Romane unserer Tage unendlich oft wiederholt und durch die Erfahrung bestätigt ist, so wird dieser Instinkt nicht als instinktive Abneigung vor der geschlechtlichen Vermischung mit Verwandten, sondern mit Personen, mit denen man zusammen aufgewachsen ist, aufgefaßt. „Durch natürliche Auslese muß sich ein Instinkt entwickelt haben, um schädliche Verbindungen zu verhindern. — Freilich, eine angeborene Abneigung gegen die Ehen naher Verwandter ist nicht vorhanden, wohl aber eine natürliche Abneigung gegen die Verheiratung von Personen, die von Kindheit auf beisammen gewohnt haben, und da solche Personen gewöhnlich Verwandte sind, nimmt dieses Gefühl hauptsächlich die Gestalt des Abscheus vor Verbindungen zwischen nahen Verwandten an. Nicht nur die allgemeine Erfahrung bestätigt das Bestehen dieser natürlichen Abneigung — auch eine Fülle ethnographischer Tatsachen beweist, daß die Wechselheiratsverbote weniger gegen Verwandte, als gegen Zusammenlebende gerichtet waren bezw. sind"[4]).

Indessen erheben sich auch gegen diese Hypothese Westermarcks mannigfache Bedenken. Einmal sind Eheleute durchaus nicht selten, welche sich miteinander verheirateten, nachdem sie sich etwa als Kinder befreundeter Familien von Kindheit auf gekannt und unter demselben Dache gelebt haben. Auch die nicht seltenen strafrechtlichen Verfolgungen wegen Blutschande, die doch sicherlich nur einen kleinen Bruchteil aller wirklich vorkommenden Fälle von Blutschande enthalten, sprechen gegen das Vorhandensein einer instinktiven

---

[1]) A. a. O., Seite 127.

[2]) Die Ehe zwischen Blutsverwandten, Globus, 1891, Band 59, Seite 38.

[3]) The History of Human Marriage, London, 1891; deutsch von Katscher und Grazer, Jena, 1893, Seite 352 ff.

[4]) Westermarck a. a. O., Seite 544 und 546.

Abneigung gegen geschlechtliche Vermischung Verwandter beziehungsweise Zusammenwohnender. Ferner: Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich kennt Strafmündigkeit schon bei solchen Personen, die zwischen 12 bis 18 Jahre alt sind, wenn der Richter sich überzeugt, daß sie die zur Erkenntnis der Strafbarkeit der Handlung erforderliche Einsicht besaßen. (§ 56.) Dagegen ist eine Verurteilung wegen Blutschande nach § 173 bei allen unter 18 Jahre alten Personen ausgeschlossen, was sehr dafür spricht, daß der Gesetzgeber die Erkenntnis der Strafbarkeit der Blutschande erst von der gereifteren Erkenntnis, d. h. von der Kenntnis der herrschenden Sitte, erwartet und nicht eine instinktive Abneigung gegen Blutschande, sondern eher das Gegenteil vorausgesetzt hat. Weiter ist zu beachten, daß die geschlechtliche Vermischung blutsverwandter Individuen sehr häufig bei Tieren[1]) und, wie Westermarck selbst aus einer Reihe von Ethnographieen anführt, auch bei manchen Naturvölkern vorkommt. Weshalb hat sich hier, da doch die schädlichen Folgen der Inzucht, einmal zugegeben, überall dieselben sein müssen, die instinktive Abneigung vor Blutschande nicht durch natürliche Auslese entwickelt?

Es ist immer mißlich, für die Erklärung einer einzelnen Erscheinung zu einem Instinkt seine Zuflucht zu nehmen. Wenn sich auch mitunter die Annahme eines Instinktes zur Erklärung einer Erscheinung im Interesse eines vorläufigen Abschlusses unserer Forschung vielleicht nicht umgehen läßt, so sollte man zu diesem Hülfsmittel nur in allerletzter Linie greifen, wenn alle anderen Erklärungen versagen, und sich stets vor Augen halten, daß die Annahme eines Instinktes keine Erweiterung unseres Wissens, sondern vielmehr das Eingeständnis ist, daß unser eigentliches Wissen hier zu Ende ist. Für eine so singuläre Erscheinung, wie es die angebliche Abneigung zusammen aufgewachsener Personen gegen geschlechtlichen Verkehr ist, gleich einen eigenen Instinkt als Erklärungsquelle zu schaffen, scheint nicht angängig. Es ist dringend ratsam, die Instinkte ebenso anzusehen, wie die Grundsätze der Logik und Mathematik, d. h. ihre Anzahl möglichst gering zu gestalten nach dem Satze: Principia non sunt praeter necessitatem multiplicande. Denn da sich formell fast alle Betätigungen des Menschen auf Instinkte zurückführen lassen und jeder Instinkt ohne weiteres als durch natürliche Auslese entstanden erklärt werden kann, so geraten wir leicht in Gefahr, die natürliche Auslese als Zauberschlüssel zu benutzen, der uns alle Erkenntnis öffnet. Und obwohl der natürlichen Auslese ihre Geltung als weithin reichendes Prinzip nicht bestritten werden soll, so hat ihre Erstreckung auf alle Gebiete und zur Erklärung aller sonst anscheinend unerklärbaren Erscheinungen die Gefahr, daß wir schließlich lauter Scheinerklärungen in der Hand haben und unseren Blick vor den wirklich wirkenden Ursachen verschließen.

Herbert Spencer (und ebenso Mc Lennan und John Lubbock) suchen den Grund für die Abneigung gegen Verwandtenehen nicht in einem Instinkt, sondern in einer durch bestimmte äußere Verhältnisse erworbenen Sitte. In den Urzeiten hörten nach Spencers Ansicht die Kämpfe zwischen verschiedenen Stämmen eigentlich nie auf, und

[1]) Vergleiche Huth, The Marriage of Near Kin, London, 1875, Seite 9.

natürlich wurde bei diesen Kämpfen von dem siegenden Stamme dem anderen all sein Eigentum, darunter auch die Frauen, fortgenommen. Eine auf diese Weise geraubte Frau wird einer Frau aus dem eigenen Stamme vorgezogen, weil sie gleichsam als lebendige Trophäe gilt, die von dem einstigen Siege und Erfolge ihres Besitzers erzählt. So hätte sich allmählich das Bestreben herausgebildet, nicht eine Frau des eigenen, sondern eine Frau eines fremden Stammes als Gattin zu wählen, und dies wäre der Ausgangspunkt für die Abneigung gegen die Ehe zwischen den durch Bluts- oder Stammesbande verbundenen Personen gewesen. „Es erwächst ein stets zunehmender Ehrgeiz, fremde Gattinnen zu erwerben; und in dem Verhältnisse, in welchem die Zahl jener abnimmt, die keine besitzen, wird das ihnen angehaftete Brandmal von Schande immer entschiedener, bis es bei den kriegerischen Stämmen eine gebieterische Forderung wird, daß die Gattin aus einem anderen Stamme erworben wird — sei es in offenem Kriege, sei es durch heimliche Entführung“[1]). Mit Recht wendet Westermarck[2]) hiergegen ein, daß wir, selbst wenn es in einem Stamm gebräuchlich wurde, fremde Stämme ihrer Weiber zu berauben, noch keinen Grund haben zu glauben, daß es deshalb auch gebräuchlich wurde, keine einheimischen Weiber zu heiraten. Was hätte sonst bei einem stets siegreichen und viele fremde Frauen raubenden Stamme aus den eigenen Weibern des siegreichen Stammes werden sollen?

Uebrigens zeigt sich die Schwäche der Spencerschen Ansicht auch darin, daß Spencer dasselbe Argument, mit dem er die Exogamie, das Heiraten stammesfremder Weiber, erklärt, auch dazu gebraucht, um die Endogamie, die Ehe mit Weibern des eigenen Stammes, zu erklären. Stämme, in denen die Endogamie Sitte ist, sind nämlich nach Spencer solche Stämme, welche zu schwach sind, um andere Stämme zu besiegen und diesen ihre Frauen zu rauben. Diese schwachen Stämme machen aus der Not eine Tugend; da ihnen die Möglichkeit, stammesfremde Frauen zu heiraten, versagt ist, müssen sie innerhalb ihres Stammes heiraten und aus diesem Zwange entwickelt sich eine Sitte oder ein Gesetz, welches die Heirat innerhalb des Stammes sogar zur Pflicht macht. — Wie aber ist bei dieser Meinung Spencers zu erklären, daß selbst bei vielen endogamen Stämmen die Heiraten zwischen den nächsten Blutsverwandten verpönt sind? Auf diese Frage vermag die Spencersche Hypothese keine Antwort zu geben.

Uns will scheinen, daß man bei den Eheverboten zwischen Verwandten zwei Kategorien zu unterscheiden hat, welche aus verschiedenen Ursachen entspringen: einmal die Verbote der Ehe zwischen Ascendenten und Descendenten, welche natürlichen Gründen, und die Verbote der Ehe zwischen Seitenverwandten (insbesondere Geschwistern), welche wirtschaftlichen Gründen entsprangen. An diese beiden Kategorien von Personen, denen die Ehe miteinander verboten war, haben sich dann die Verbote der Ehe von Personen, welche in ähnlichen Verhältnissen zu einander standen, angegliedert.

Betrachten wir zuerst die Verbote des Geschlechtsverkehrs zwischen Eltern und Kindern. Kinder haben, solange sie nicht geschlechtsreif sind,

---

[1]) Spencer, Principles of Sociology, Band I, Seite 619.
[2]) A. a. O., Seite 314.

weder einen Trieb zum Geschlechtsverkehr noch üben sie normalerweise auf andere Personen einen Geschlechtsreiz aus, weil dieser Reiz wesentlich von Körperformen ausgeht, die beim Kinde noch nicht entwickelt sind. Ein Weib ohne Busen, oder von unentwickelten Formen, ein männliches Individuum mit einem Kindergesicht und kraftloser Haltung übt auf gesunde Personen des anderen Geschlechts so gut wie keinen sexuellen Reiz aus, und dasselbe gilt mutatis mutandis von denjenigen Personen, welche über das zur Begattung und Empfängnis geeignete Alter hinaus sind. Und selbst innerhalb des zur Fortpflanzung geeigneten Alters bevorzugen sich die Individuen, welche annähernd im gleichen Alter stehen; die Statistik aller Länder zeigt, daß Ehen zwischen Frauen unter 25 Jahren mit Männern über 45 oder 50 Jahren und umgekehrt außerordentlich selten sind. Walker[1]) meint, der Grund dafür, daß mit dem wachsenden Alter des Mannes sich auch seine Neigung immer älteren Frauen zuwendet, liege in der Aehnlichkeit der von ähnlichen Lebensperioden unzertrennlichen Ziele und Interessen, in der Verkettung dieser mit einer gleichartigen Intensität der geschlechtlichen Begierde, in der entsprechenden Hervorrufung gleichen Mitgefühls und in dem Entschlusse, daß es dauerhaft sein soll. Erwägt man hierzu weiter, daß bei den Naturvölkern die Weiber infolge des mühsamen Lebens ganz ungeheuer schnell altern, oft schon mit 25 Jahren ihre Gebärfähigkeit verlieren und mit 30 Jahren schon abschreckend häßlich geworden sind, so kann der geschlechtliche Umgang zwischen Müttern und Söhnen kaum je in irgend welchem bemerklichen Umfange vorgekommen sein. Sobald aber eine soziale Erscheinung bei primitiven Völkern selten ist, hat sie stets die Neigung, ganz zu verschwinden. Denn durch die Sitte werden nur diejenigen Verhältnisse recipiert und allmählich als die allein „sittlichen", rechtmäßigen und zu billigenden proklamiert, welche häufig vorkommen und immer wiederkehren. Die Kehrseite dieser Tatsache ist, daß alle anderen, selten vorkommenden Erscheinungen des sozialen Lebens von der Sitte gemißbilligt und mehr und mehr unmöglich gemacht werden.

Der geschlechtliche Verkehr zwischen Mutter und Sohn ist derjenige, der schon infolge der angeführten natürlichen Verhältnisse am seltensten stattfinden wird, und er ist es auch, der, wo überhaupt Eheverbote bestehen, überall in erster Linie steht. Bei einigen Völkern beschränken sich sogar die Eheverbote allein auf den Verkehr zwischen Mutter und Sohn. Dagegen mag der Geschlechtsverkehr zwischen Vater und Tochter, der sich auch heute noch bei einer ganzen Anzahl Naturvölkern findet, in der Urzeit allgemein nicht ganz selten gewesen sein, obwohl auch hier die Altersdifferenz einen gewissen natürlichen Riegel vorschob, und am häufigsten immer der sexuelle Verkehr zwischen gleichaltrigen Individuen, d. h. Angehörigen derselben Generation, gewesen sein wird. Daß schon die Alten das Verbot des Geschlechtsverkehrs zwischen Mutter und Sohn als ein auf natürlichen Gründen beruhendes, und nicht nur für den Menschen, sondern für das ganze Tierreich geltendes auffaßten, lehrt eine an sich ziemlich komische Bemerkung bei Aristoteles (Histor. animal. IX, 47). Es heißt dort, daß Kamele und Pferde in gerade absteigender Linie

---

[1]) Intermarriage, London, 1838.

sich nie vermischen, und daß zwei dieser Tiere männlichen Geschlechts, nachdem sie durch Täuschung zur Bedeckung der Mutter verführt worden waren, das erste seinen Führer aus Wut, das zweite aus Verzweiflung sich selbst getötet habe.

Man könnte nun gegen diese Ausführungen einwenden, daß die hier angeführten natürlichen Hindernisse, welche dem Geschlechtsverkehr zwischen Ascendenten und Descendenten entgegenstehen, nicht nur auf Ascendenten und Descendenten, sondern überhaupt auf alle ungleichaltrigen (d. h. verschiedenen Generationen angehörigen) Individuen zutrifft. Der Einwand ist an sich richtig. Die Sitte hätte konsequenterweise den Geschlechtsverkehr zwischen allen Personen verbieten müssen, bei denen eine ebenso große Altersdifferenz vorlag wie zwischen Eltern und Kindern. Aber hier stellten sich praktische Schwierigkeiten in den Weg. Die Menschen kennen auf primitiver Stufe die Anzahl ihrer Lebensjahre auch nicht annähernd genau, und es war deshalb keine Möglichkeit, allgemeine Regeln einzuführen, bei welcher Altersdifferenz die Ehe nicht mehr gestattet sei. Ohnehin ist der Blick des primitiven Menschen viel mehr auf das Konkrete wie auf das Allgemeine gerichtet. Das Verhältnis von Ascendenten und Descendenten war etwas Konkretes. Hier lag es klar zu Tage, daß beide verschiedenen Generationen angehörten — und das Rechnen nach Generationen ist, wie die biblischen Geschlechtsregister beweisen, auf primitiver Stufe das hauptsächlichste Hülfsmittel der Zeit- und Altersberechnung. Aehnlich lag es mit dem Geschlechtsverkehr zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern. Heiratete der Sohn eine Altersgenossin, wie es die Sitte vorschrieb, so mußte diese Frau ebenso wie der Sohn einer anderen Generation angehören als der Schwiegervater und damit mußte sich das Eheverbot auch auf sie erstrecken. Freilich gibt es auch einige Völker, die zu dieser Konsequenz — Konsequenz ist ja überhaupt nicht die Eigenschaft des primitiven Menschen — nicht gelangt sind. Im allgemeinen läßt sich aber sagen, daß die auf natürlichen Gründen beruhende Erscheinung, daß Personen von sehr ungleichem Alter sich nicht heiraten, in der Sitte deshalb auf die Verbote der Heiraten von Eltern und Kindern, Schwiegereltern und Schwiegerkindern (weiterhin mitunter von Onkel und Nichte, Tante und Neffe) beschränkt worden ist, weil es auf primitiver Stufe nur in diesen Fällen möglich war, die Altersdifferenz (als Zugehörigkeit zu verschiedenen Generationen) präzis zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen.

Bei Geschwistern treffen die oben angeführten natürlichen Hindernisse, welche dem Geschlechtsverkehr zwischen Ascendenten und Descendenten entgegenstehen, selbstverständlich nicht zu. Im Gegenteil wäre an sich nichts natürlicher, als daß Personen, die sich von Jugend auf kennen, auch die Ehe miteinander eingehen. Die Geschichte (Geschwisterehen bei den Persern, den Ptolemäern) und die Ethnologie, die viele Völker kennt, wo Geschwisterehen erlaubt sind, beweist, daß dieser natürliche Standpunkt auch vielfach verbreitet ist. Wenn der Geschlechtsverkehr zwischen Geschwistern dennoch bei außerordentlich vielen Völkern streng verboten ist, so ist diese Erscheinung nicht auf natürliche, sondern auf wirtschaftliche Gründe zurückzuführen. Die Ethnologie kennt nur einige wenige Völker (von den heutigen Kultur-

völkern abgesehen), wo die Frau ihr eigener Herr ist und frei über ihre Gunst und ihren Erwerb verfügen kann. Fast überall hat sich vielmehr zufolge der schwächeren physiologischen Natur des Weibes ein anderer stärkerer zu ihrem Herrn aufgeschwungen, mag dies nun ihr Vater oder die Männer des ganzen Stammes als Einheit gewesen sein. Ueberall ist man dann mit dem Weibe ebenso verfahren, wie man mit unterworfenen Feinden und mit Sachgütern verfuhr: man behandelte sie als Besitzgegenstand, als Ware. Man gab sie, wie die noch heut in allen außereuropäischen Erdteilen verbreitete Kaufehe beweist, nur hin, wenn man für sie Kaufgegenstände oder Dienstleistungen zurückerhielt. War der Gewaltherr der Frau der ganze Stamm, galten die Frauen also ebenso wie die Herden und das Ackerland als Gemeineigentum des Stammes, so mußte die Frau naturgemäß den Angehörigen eines fremden Stammes verkauft werden, da nur auf diese Weise dem Stamm neues Eigentum zufloß, denn die als Gegengabe verwendbaren Wertgegenstände des einzelnen Stammesgenossen standen ohnehin im Eigentum des Stammes. Dies ist der Ausgangspunkt der Exogamie. War dagegen der Gewaltherr des Mädchens nicht der ganze Stamm, sondern gehörte es einer engeren Gemeinschaft (Gens, agnatische Familie) an, so konnte es vom Vorstand dieser Gemeinschaft auch innerhalb des Stammes — nur nicht innerhalb der eigenen engeren Gemeinschaft — verkauft werden, und hier konnte sich die Endogamie innerhalb des Stammes einbürgern, die jedoch mit Exogamie der den Stamm bildenden engeren Gemeinschaften, insbesondere der Gentes, Hand in Hand ging. Das durchgängige Prinzip war also dieses, daß das Mädchen an einen außerhalb der eigenen Wirtschaft und des Eigentumskreises des Gewalthabers — mag dies der Stamm oder ein engerer Verband sein — stehenden Mann verkauft werden mußte, weil nur in diesem Falle durch den Verkauf eine Vermehrung des Eigentums des betreffenden Wirtschaftsverbandes eintrat. Auf diese Weise führt ein Faden von der vielerörterten Gentilverfassung, die sich bei fast allen Völkern wiederfindet, und ihrer Heiratsorganisation bis in unsere Gegenwart hinein, nämlich zu den noch heute bestehenden Eheverboten zwischen Seitenverwandten. — Mitunter wurde es dem Manne auch erlaubt, statt durch Wertgegenstände durch Dienstleistungen an den Stamm, die Gens oder die Familie des Mädchens das Mädchen zu verdienen oder richtiger zu erdienen (Jakob und Laban). In anderen Fällen durfte der Mann, wenn er kräftig war und es dem Stamme des von ihm begehrten Mädchens an kräftigen Leuten fehlte, das Mädchen heiraten, sobald er in deren Stamm übertrat, d. h. sich von ihm adoptieren ließ.

Für die Tatsache, daß die Frau auf primitiver Kulturstufe allgemein nur als Besitzobjekt angesehen wurde, gibt es unzählige Beweise. „Bei den Betschuanen“, sagt Ratzel (Völkerkunde, Band I, Seite 295), „nimmt der Sohn von den hinterlassenen Weibern seines Vaters im vollsten Sinne Besitz.“ Ebenso äußert sich Fritsch (Die Eingeborenen Südafrikas, Seite 113): „Dem Kaffer repräsentiert die erworbene Frau eine Kapitalsanlage, und er hofft, dabei durch ihre Arbeitsleistung, sowie durch die Kinder, welche sie ihm gebiert, die Zinsen heraus zu wirtschaften.“ Nach Grosse (Die Formen der Familie, 1896) ist die Auffassung von der Frau als Besitzobjekt bei allen Hirtenvölkern

selbstverständlich. „Der Mann, dessen Ansehen nach seiner Herde bemessen wird, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf die Mehrung seines geliebten Besitzes starrt, sieht in seinen Töchtern nur ein Mittel, um seinen Viehstand zu vergrößern“[1]. Und ferner: „Die Frau befindet sich hier (bei den polyandrischen Todas Südindiens) ebenso wie bei allen anderen Viehzüchtern völlig in der männlichen Gewalt; sie kann niemals Eigentum besitzen, sondern sie selbst wird stets als Eigentum besessen und vererbt“[2]. Viele Tatsachen des geschlechtlichen Verkehrs lassen sich nur aus dieser wirtschaftlichen Sachlage erklären. Die Tatsache z. B., daß bei den meisten Naturvölkern (wie übrigens auch nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch) der Ehebruch strafbar, dagegen der geschlechtliche Verkehr Unverehelichter erlaubt ist, erklärt sich sofort aus dem Eigentumsbegriff. Durch die Ehe geht die Frau in das Individualeigentum eines bestimmten Mannes über, und dieser empfindet jetzt den geschlechtlichen Verkehr anderer mit seiner Frau als Eingriff in seine Rechtssphäre. Noch deutlicher wird dies durch die Tatsache, daß bei vielen Völkern, bei denen Ehebruch streng bestraft wird, doch der Mann seine Frau dem Gastfreunde oder gegen Entgelt irgend einem dritten zur Verfügung stellt und hierin gar nichts Anstößiges gefunden wird. Der Ehebruch ist eben auf dieser Stufe lediglich ein Vermögensdelikt, und ein solches liegt natürlich nicht mehr vor, wenn der Eigentümer der Deliktshandlung zustimmt. Wie der Nomade ein Stück Vieh freigebig verschenkt oder verleiht, und sich doch gegen eine Aneignung wider seinen Willen aufs schärfste wehrt, so ist für ihn der geschlechtliche Verkehr seiner Frau mit anderen auch nur dann ein Unrecht gegen ihn, wenn jener Verkehr ohne seine Einwilligung erfolgt.

Die schon oben erwähnte Erscheinung, daß es bei vielen Völkern als durchaus erlaubt und sittlich gilt, wenn unverheiratete Mädchen geschlechtlichen Umgang pflegen, erklärt sich dadurch, daß die Mädchen vor der Ehe noch nicht in einem ausschließlichen, sondern im Stammeseigentum stehen und daß der Stamm daher nichts Uebles darin sieht, wenn sie sich seinen Mitgliedern (nicht etwa Fremden!) gefällig erweisen. Bei manchen Völkern ist allerdings auch schon der geschlechtliche Umgang unverheirateter Mädchen unerlaubt. Allmählich hat nämlich die Sitte, daß die verheiratete Frau nur mit einem Manne verkehren darf, bei manchen Völkern weiter um sich gegriffen; eine virgo intacta galt als unverletzter, vollkommener, wertvoller als ein nicht mehr jungfräuliches Mädchen. Daher dann Kinderheiraten, um das Mädchen schon im Kindesalter zum Eigentumsobjekt zu machen und dem allgemeinen Gebrauch zu entziehen. Daher die Infibulation u. s. w., die von dem Stamme oder von den Eltern ausgeführt wurde, um das Mädchen in seinem vollen (Tausch-) Werte zu erhalten.

Wenn in allen diesen Fällen die geschlechtlichen Verhältnisse sich als von wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig erweisen, so wird dies wohl auch bei den Verboten der Verwandtenehen nicht wunder nehmen. Der Entwicklungsgang ist in der Tat der gewesen, daß

---

[1] Grosse, a. a. O., Seite 110.
[2] Grosse, a. a. O., Seite 118.

ursprünglich unter der Herrschaft der Gentilverfassung die Angehörigen einer Gens und unter der Herrschaft der agnatischen Familienform (hierbei wohnt ein paterfamilias mit Kindern, Schwiegerkindern, Kindeskindern und mitunter auch noch mit anderen Personen, die in die Familie aufgenommen sind, in Wirtschafts- und Vermögensgemeinschaft unter einem Dache zusammen) die Angehörigen derselben agnatischen Familie aus den oben angeführten wirtschaftlichen Gründen einander nicht heiraten durften. Die von diesem Verbote Betroffenen standen nach der Struktur der agnatischen Familie zum allergrößten Teil im Verwandtschaftsverhältnis von Bruder und Schwester, Cousin und Cousine. Als sich nun später bei fast allen Kulturvölkern die auf einer wirtschaftlichen Grundlage aufgebaute agnatische Familie in die auf dem Verwandtschaftsprinzip aufgebaute kognatische Familie umwandelte, wurde das Eheverbot für Bruder und Schwester, Cousin und Cousine, das ursprünglich nicht in ihrem Verwandtschaftsverhältnis, sondern in ihrer Zugehörigkeit zu demselben Wirtschaftskreise seinen Grund hatte, lediglich mit ihrem Verwandtschaftsverhältnis in Verbindung gebracht, und sein ursprünglicher wirtschaftlicher Grund geriet in Vergessenheit.

Nachdem auf diese Weise die Ehen von gewissen Seitenverwandten einmal als unerlaubt angesehen wurden, haben die Eheverbote dann oft noch weiter um sich gegriffen. Es ist ja im sozialen Leben sehr häufig, daß eine einmal feststehende — wenn auch nur eine singuläre Erscheinung betreffende — Sitte allmählich auch andere analoge Verhältnisse in ihren Bann zieht. Bei den Eheverboten ist dieser Vorgang besonders deutlich. So hat die Kirche z. B. durch verschiedene Konzilsbeschlüsse die Heiraten auch zwischen Seitenverwandten dritten und vierten Grades untersagt. Ja sie hat sogar die physiologische Verwandtschaft auf die sogenannte geistige Verwandtschaft (cognatio spiritualis) ausgedehnt, aus welchem Grunde in der katholischen Kirche heute noch die Ehe zwischen Taufpaten und Täufling untersagt ist. Ebenso ist durch Angliederung infolge anscheinender Analogie das Eheverbot zwischen Verschwägerten — da die Schwägerschaft stets in nahe Verbindung zur Verwandtschaft gebracht wurde — zu erklären. In England ist es dem Mann bekanntlich verboten, die Schwester seiner verstorbenen Ehefrau zu heiraten — ein Verbot, für das nicht der geringste physiologische Grund beigebracht werden kann. Es ist nur dadurch zu erklären, daß man, nachdem der Begriff des Verbotenen, Verwerflichen einmal mit gewissen Verwandtenehen in Zusammenhang gebracht war, allmählich alle Verhältnisse dieser Art unter das Verbot bringen zu müssen glaubte. Ein Beweis hierfür ist die Begründung, mit der Kaiser Justinian im Jahre 530 durch ein Gesetz die Ehe im Falle der oben erwähnten cognatio spiritualis verbot. Es heißt in dem Gesetz (l. 26 Cod. V, 4), daß keine Verwandtschaft so eng sein könne, als das durch die Taufe zwischen Taufpate und Täufling begründete geistige Band, „durch welches unter Vermittlung Gottes ihrer beider Seelen miteinander verbunden worden sind". In Osteuropa steht der Hochzeitsbeistand unter denselben Gesetzen, welche die Wechselehe mit der Familie der Braut verbieten und zwar in demselben Maße, als wäre er der Bruder des Bräutigams.[1]) Eine ähnliche „geistige Ver-

[1]) Maine, Dissertations on Early Law and Custom, London, 1883, Seite 257 ff.

wandtschaft" bestand nach den alten Gesetzbüchern Indiens zwischen einem Schüler und seinem „Guru", d. h. dem Lehrer, der ihm in den Veden Unterricht erteilte. Der Schüler lebte mehrere Jahre im Hause seines Guru und betrachtete ihn fast wie einen Vater. Deshalb galt der Ehebruch mit der Gattin eines Guru für eine Todsünde[1]).

Mit welcher Beharrlichkeit sich diese Eheverbote, wenn sie einmal vorhanden sind, erhalten, obwohl sich für sie schlechterdings kein physiologischer oder sonstiger rationeller Grund angeben läßt, beweist die Tatsache, daß das englische Parlament einen Antrag auf Aufhebung jenes oben erwähnten Verbots der Heirat mit der Schwägerin abgelehnt und daß bei Beratung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches die Zentrumspartei einen Antrag auf Verbot der Ehen zwischen dem durch cognatio spiritualis verwandten Taufpaten und Täufling eingebracht hat (Protokolle, Seite 4932). Vielleicht kann man auch in der gesetzlichen Vorschrift, daß Adoptivväter ihre Adoptivkinder, Vormünder während des Bestehens der Vormundschaft ihre Mündel nicht heiraten dürfen, eine Erweiterung des Verbots der Verwandtenehen sehen, obwohl ja in diesen beiden Fällen auch Gründe wirtschaftlicher Natur und Rücksichten der Pietät von Einfluß gewesen sind.

Rassenforschung in der Geschichtsschreibung.

Dr. Albrecht Wirth.

Es gibt noch keine Geschichte der Ethnologie oder der Anthropologie. Ebensowenig gibt es eine zusammenfassende Darlegung dessen, was in der historischen Literatur die Rassenforschung geleistet hat. Man müßte freilich früh beginnen, um ein vollständiges Bild zu erhalten, und man müßte alle Völker zuziehen.

Das Rassenbewußtsein ist unmittelbar gegeben. Es findet sich auf der primitivsten Stufe der Völker. Ja, um so stärker oft, je primitiver das Volk. Bei den meisten Wilden ist hospes und hostis nicht weit voneinander. Und das Rassenbewußtsein dauert fort bei den gebildetsten Kulturvölkern. Jeder tüchtige Brite „has a proper contempt for a furriner (foreigner)". Weiße Rassen denken sich den Teufel gern schwarz, während der böse Geist bei farbigen Völkern gern hellhäutig dargestellt wird.

Die Entwicklung der Rassenforschung beginnt auf den Pyramiden. Die Aegypter hatten ein scharfes Auge für ethnologische Besonderheiten. Berühmt sind die Darstellungen der Seevölker und die der Leute von Punt und der Steatopygie ihrer Königin. Weniger exakt sind die Abbildungen der assyrischen Denkmäler. Auch die Zeichnungen der Buschmänner und die der vorgeschichtlichen Spanier sind hier zu erwähnen. Einen Höhepunkt bezeichnen die Werke griechischer und römischer Bildhauer. Die Gallier von Pergamon, die Daker der

---

[1]) Kohler, Indisches Ehe- und Familienrecht, in Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Band III, Seite 366 ff.

Trojanssäule, die Markomannen der Mark-Aurelsäule, auch der Bithynier Antoninus und so manche kleinasiatische Dionysosbüsten, endlich die mit größter Feinheit ausgeführten Köpfe eines Germanen und einer germanischen Jungfrau — Spemanns illustrierte Weltgeschichte gibt eine gute Anschauung davon — sie sind beredte Zeugen liebevoller Betrachtung, die den Fremdrassen von seiten der klassischen Skulptur zu teil wurde.

Ebenso beschäftigten sich schon die ältesten historischen Denkmäler mit den Sitten der Fremden. Die Pyramidenwände erzählen von den Streitwagen der Cheta und der Tapferkeit oder Feigheit der Syrer, die Keilschriften von den Zelten der Umamanda und ihrer Nomadenart. Homer und die Bibel wissen eine Menge charakteristischer Züge von den damals bekannten Rassen. Die Bibel gibt eine Völkertafel des westlichen Vorderasiens und Aegyptens. Aristeias berichtet von den Nordeuropäern, den Mittelasiaten und Chinesen. Hekataios scheint der Begründer einer systematischen Völkerkunde gewesen zu sein, deren erfolgreichster Ausbauer Herodot wurde. Die chinesischen Chroniken stehen an malerischer Kraft den Griechen nach, aber sie übertreffen sie an Sachlichkeit und durch den Reichtum von Tatsachen und authentischen Beobachtungen. Durch diese Chroniken sind wir über die Völkerwelt ganz Mittel- und Ostasiens seit etwa 400 v. Chr. bestens unterrichtet. Im Abendland nahmen unterdes die Römer den Faden auf. Ich nenne Sallusts markige Beschreibung der Berber, Caesars und Tacitus' Schilderung der Gallier und Germanen, Ausonius' Verse über die Goten, in denen gotische Worte enthalten sind (skapja matjan jat drinkan).

Das bringt uns auf einen anderen Zweig der Menschenkunde, auf die Linguistik. Wir wissen, daß Themistokles und Alkibiades persisch lernten, aber nirgends finden wir zusammenhängende persische Laute in fremdsprachlicher Literatur. Der erste, der ein fremdes Idiom literarisch verwertete, ist meines Wissens Aristophanes, der Böotier und Lakonier mundartlich reden läßt. Sonst werden höchstens fremde Götternamen und Titel erwähnt. Götternamen schon bei Herodot, Titel namentlich häufig bei den Byzantinern und Chinesen. Die ersten Autoren, die zusammenhängende fremdsprachliche Studien gaben, scheinen die Griechen gewesen zu sein. Spuren davon sind bei Hesych und Stephanus von Byzanz. Wir besitzen eine Reihe deutsch-lateinischer Glossen. Die Chinesen beginnen erst in der Zeit der Niutche damit. Sie gaben Vokabulare von tibetischen Stämmen und im 13. Jahrhundert von einem malayischen, dem der Baschi-Inseln. Aus derselben Zeit stammt der Codex Comanus, das Wörterverzeichnis der türkisch-kumanischen Sprache. Die ersten sprachvergleichenden Studien haben wohl Cicero und dann die Kirchenväter getrieben, in wissenschaftlicher Art aber wohl zuerst die Humanisten, namentlich Scaliger. Er sah schon, daß das Persische den europäischen Sprachen nahe stehe, freilich ohne die entscheidende Folgerung daraus zu ziehen. Ebenso wars mehr dem Zufall, als zielbewußter Forschung zu danken, was ein Zeitgenosse Scaligers, was der Holländer Houtman über die Verwandtschaft des Malayischen mit dem Madegassischen entdeckte. Die wissenschaftliche Linguistik beginnt mit Jones' Sanskritforschungen, beginnt in derselben Epoche, wie die durch Blumenbach inaugurierte Rassenforschung.

Die Geschichtsschreibung hat niemals das Rassenproblem ganz unberücksichtigt gelassen. Es nimmt die Hälfte der alten Historie ein. Der plumpe Schartana der Aegypter, der tierische Mlechha der Inder, der prahlerische Philister, die graeca und die punica fides, das argute loqui der Gallier und die fortitudo der Germanen, die Stumpfheit und Falschheit der Slaven, die Roheit der Hunnen, Madjaren und Osmanen beansprucht viel Platz bei den Geschichtsdarstellern. Die Gabe, auch bewußt in die Psyche des Fremdvolkes einzudringen, sie ist weder Tacitus noch den chinesischen Chronisten abzusprechen. Allein erst das Zeitalter der Humanität brachte System in die Völkerpsychologie. Den Reigen eröffnen die Franzosen mit ihren extrait des lois des Chinois, des Romains u. s. w. eines Voltaire, eines Montesquieu. Folgt Herder mit den „Stimmen der Völker".

Die ungeheuren Ereignisse des napoleonischen Zeitalters verschütteten den kaum gegrabenen Brunnen wieder. Zwar erwies sich der Rassengedanke in der Begeisterung lebendig, mit der von Luden und Görres, von Protestanten sowohl wie von Katholiken, die alten Teutschen in ihrer hehren Reinheit der Verkommenheit der Römer gegenübergestellt wurden, und in dem beginnenden Antisemitismus, wie er schon vor 1848 auftaucht, allein im großen und ganzen war durch Gatterer, Schlözer, Giesebrecht, Ranke die politische Geschichtsschreibung obenauf gekommen. Den ersten großen und zielbewußten Kämpen erhielt die Rasse in Gobineau. Der französische Graf ist der Zeitgenosse Carlyles und der Anfänge des Sozialismus. Er nahm von Carlyle den Herrenmenschen und von den Sozialisten, die sich gegen das Ueberwiegen des einzelnen auflehnen, die Masse: so entstand die mit Herrenbewußtsein ausgestattete Menge oder die überlegene Rasse.

Auf Gobineau und seinen Zeitgenossen, den Schweden Retzius, sind neuerdings Schemann, Wahrmund, Ammon, Lapouge, Wilser, Driesmans, die allgermanischen Kreise und, mit tiefgreifenden Aenderungen, die Forscher der Politisch-anthropologischen Revue gefolgt. Den Gedanken Carlyles hat Nietzsche zugespitzt. Zwischen der Verehrung des überragenden Einzelmenschen und der Herrenrasse stehen Treitschke und Chamberlain.

Die Bedeutung des Rasseprinzipes für die Geschichtsforschung beginnt heute immer mehr erkannt zu werden. Darüber brauche ich kein Wort zu verlieren. Auf einige Steine jedoch, über die die Forschung noch oft stolpert, müßte ich hinweisen. Zu häufig wird Rasse bloß als ein somatisches Gebilde genommen, da doch die diesem innewohnende Seele auch dazu gehört, von dem Rassebegriff unzertrennlich ist. Das scheint selbstverständlich, ist es aber keineswegs. Jeder Forscher spricht freilich von der und der Geistesart des Mongolen, des Semiten, aber verabsäumt, die nötigen Schlüsse zu ziehen. Wie viele gehen nicht von den vorhistorischen Schädelfunden aus! Nun wissen wir von der Geistesart der vorhistorischen Rassen ganz und gar nichts — ihre Kunstübung kann von außen gekommen, ihre Ornamente entlehnt sein. Wir wissen nicht einmal, mit verschwindenden Ausnahmen, von welcher heutigen Rasse die einzelnen vorhistorischen Skelette die Vorläufer darstellen. Wir können nicht einmal sagen, ob es Arier oder Turanier gewesen, geschweige denn, ob Germanen oder Kelten. Aber auch bei jetzigen Rassen wird meines

Erachtens das Somatische zu viel betont und nicht selten in einseitiger Weise. Ueberall, heißt es, wo rote Haare und blaue Augen, da haben wir Arier, haben Germanen. Als ob diese Merkmale nicht auch auf Finnen und Tscherkessen zuträfen. Bei den finnischen Esthen und Syrjänen ist das rothaarige Element viel stärker, als bei irgend einem indogermanischen Volke. Nur bei den Iren, deren arisches Blut aber gerade sehr schwach fließt, deren Unterschicht aus Iberern und Finnen besteht, sind sechs vom Hundert rothaarig. Manche Schriftsteller aber haben sogar die Kirgisen (Gobineau) und die Koreaner (Driesmans) für halbarisch erklärt, lediglich wegen ihrer Rothaarigkeit. Aehnlich hat jüngst der Arzt Belz, womit er allgemeinen Anklang fand, die Ainu zu Slaven gemacht, weil alte Ainu dem halbslavischen Graf Tolstoi ähnlich sehen. Und doch ist Seele und Glaube und Sitte der Ainu, ganz abgesehen von ihrer Sprache, die sie sich doch nicht aus den Fingern gesogen haben, völlig abweichend von dem, was wir bei den Slaven beobachten.

Ein gewöhnliches Mittel, Rasseneigentümlichkeiten in helles Licht zu setzen, ist das Heranziehen hervorragender Männer. Nun sind aber gerade große Männer die Ausnahme, sind also nicht der Ausdruck gewöhnlicher Regungen, nicht der Spiegel der Volksseele, über die sie sich erheben, aus der sie herausstreben. In vielen Fällen kann man bekanntlich geradezu nachweisen, daß ein Genie eines Volkes ganz oder zur Hälfte fremder Rasse war. Die besten Autoren des sinkenden Römerreiches waren Spanier, Gallier, Afrikaner; seine Kaiser und Feldherren Illyrier, Germanen, Isaurier. Die besten Autoren in arabischer Sprache waren Perser. Der größte Chinesenkaiser, Hoangti, scheint ein Tatar gewesen zu sein. Justinian war ein Slave, Napoleon ein Korse, Gambetta und Zola waren Italiener, Dumas hatte Negerblut. Leibniz war Viertels-, Nietzsche Halbslave. Der deutsche Kaiser hat etwas französisches Blut. Saladin, der Typus des edlen Sarazenen, war ein Kurde. In Schiller floß slavisches Blut, in Tolstoi fließt deutsches. Es war weder Miquel ein reiner Deutscher, noch ist Witte ein reiner Russe. Nicht aus dem hervorragenden Einzelindividuum, das schon durch seine Entwicklung, durch Reisen, Studien, Aufnahme fremder Bildung gewöhnlich in Gegensatz zu dem gewöhnlichen Volke kommt, das jedenfalls von diesem abweicht, sondern nur aus dem Durchschnitt eines Volkes, eines Stammes ist der Rassencharakter zu ersehen und kann nur so für geschichtliche Betrachtung fruchtbar werden.

Entwicklungsmoral.

Professor Dr. Christian von Ehrenfels.

„Umwertung der Werte“ ist das Leitmotiv, unter dessen Herrschaft sich — nach der Meinung der Beteiligten — der Wandlungsprozeß von der „Humanitäts-“ zur „Entwicklungsmoral“[1]) vollzieht, in welchem

[1]) Ich entnehme den Ausdruck „Humanitätsmoral“ dem Werke A. Tilles „Von Darwin bis Nietzsche“, in welchem wohl zuerst in Deutschland die moralische Bewegung der Gegenwart zur klar bewußten Darstellung gelangte.

wir begriffen sind. Diese Meinung soll hier nicht angefochten, sondern bestätigt und ausgeführt werden. Dennoch ist es wichtig, zunächst festzustellen, daß die praktischen Forderungen, welche die Entwicklungsmoral an uns erhebt, einer Umwertung der Werte nicht bedürften, sondern ebensogut auch von dem herkömmlichen, überlieferten moralischen Wertungsstandpunkte aus zu rechtfertigen wären.

Die Entwicklungsmoral unterscheidet sich in ihren Forderungen von der überlieferten Humanitätsmoral dadurch, daß sie die Verbesserung der menschlichen Konstitution als das höchste zu erstrebende Ziel aufstellt, während die Humanitätsmoral als oberste Direktive das Streben nach dem „größtmöglichen Wohl der Gesamtheit" und der hiermit für solidarisch gehaltenen kulturellen Entwicklung betrachtet. So weit nun diese beiden Standpunkte auch prinzipiell differieren mögen, so sehr harmonieren sie doch in ihren praktischen Konsequenzen, indem, was der eine Wertungsstandpunkt als obersten Zweck betrachtet, der andere jeweils als tauglichstes Mittel zu Erreichung seines obersten Zweckes, oder als dessen Folgeerscheinung anerkennen muß. An einem Gleichnis dargestellt: Die praktischen Forderungen der Humanitäts- und der Entwicklungsmoral würden für den, der mit genügender Voraussicht ausgestattet wäre, ebensosehr übereinstimmen, als etwa das praktische Verfahren zweier Pferdezüchter, von denen der eine sich möglichst hohe Steigerung des Knochen-, der andere des Muskelgewichtes einer gegebenen Rasse zum Ziel setzte, übereinstimmen müßte. Zwischen der Ausbildung des Knochen- und des Muskelsystemes besteht eine natürliche Korrelation, welche nicht wesentlich alteriert werden darf, ohne daß der Organismus als Ganzes, und hiermit sowohl Knochen- wie Muskelsystem geschädigt würden. Wem es auch nur um Ausbildung des Knochengerüstes zu tun ist, der muß darum doch, sofern er mit Erkenntnis und Voraussicht verfährt, in gleichem Maße auch das Muskelsystem zu kräftigen sich bemühen, und umgekehrt. Darum wird sich das praktische Verfahren der beiden Züchter, solange sie auf eine ungemessene Reihe von Generationen vorausblicken, trotz der Verschiedenheit ihrer Ziele in nichts unterscheiden dürfen. Erst wenn ihnen nur mehr eine gemessene Frist vorgesteckt wäre, müßten sie, entsprechend der Möglichkeit, bei einer oder wenigen Generationen das mittlere Verhältnis zwischen Knochen- und Muskelsystem zu Gunsten des einen oder anderen Teiles zu alterieren, ihren differierenden Zielen gemäß, auch im praktischen Verfahren um einiges abweichen. Ehe dieser Zeitpunkt eingetreten, aber könnte selbst gegebenen Falles die physiologische Unmöglichkeit, Knochen- und Muskelsystem zu gleicher Zeit zu kräftigen, keine Verschiedenheit des praktischen Verhaltens begründen. Nehmen wir an, Knochen- und Muskelsystem seien zwar an ein gegenseitiges Verhältnis der Ausbildung gebunden, welches niemals über gewisse Grenzen hin alteriert werden dürfe, die Ausbildung beider könne aber, aus irgend welchen physiologischen Ursachen, nicht gleichzeitig, sondern nur in abwechselnden Perioden des Wachstums und Stillstandes erfolgen (ähnlich etwa wie der bei Kindern beobachtete periodische Wechsel der Zunahme an Körperlänge und an Gewicht): — so dürfte auch dann das praktische Verhalten der beiden Züchter sich nicht unterscheiden. Der Züchter des Knochengerüstes müßte, wenn er

einsichtsvoll zu Werk ginge, sein Verfahren durch Perioden der ausschließlichen Pflege des Muskelsystems unterbrechen, um hierdurch die Möglichkeit für spätere Fortsetzung der Ausbildung des Knochengerüstes zu gewinnen — und analog sein Gegenpartner. Ja selbst in der Dauer jener wechselnden Perioden dürfte, bei beiderseitigem rationellem Vorgehen und solange noch der Zucht eine ungemessene Zukunft bevorstände, keine wesentliche Verschiedenheit Platz greifen.

Durchaus analog diesem fingierten Beispiele verhalten sich die praktischen Forderungen von Humanitäts- und Entwicklungsmoral. Kulturelle und konstitutive Entwicklung sind in ihrem Gedeihen wechselweise aneinander gebunden. Die Förderung, welche der kulturelle Fortschritt — die Ausbildung des anerzogenen Wissens und Könnens aller Art — durch Verbesserung der angeborenen Anlagen des Menschen erfahren muß, liegt auf der Hand und braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Solange wir noch auf eine ungemessene Zukunft des Menschengeschlechtes vorauszublicken vermögen — und das können wir —, erscheint jede Verbesserung der menschlichen Konstitution — also Kräftigung der psychischen Fähigkeiten des Menschen[1]) — als eine Kapitalsanlage, welche sich auch nach dem Maßstabe einer einseitigen Wertung der kulturellen Entwicklung mit Zinseszinsen heimzahlen muß. Ebenso liegt die Erreichung möglichst hoher Kulturstufen im Interesse der konstitutiven Entwicklung; und zwar erstens, weil durch die kulturelle Beherrschung der Natur eine ungeheuere Steigerung der Bevölkerungsdichte und mithin der Individuenzahl des Menschengeschlechtes eingeleitet wird, mit der Individuenzahl aber (wie Darwin wiederholt hervorhebt) proportional die Wahrscheinlichkeit günstiger Variationen und mithin progressiver Entwicklungsschritte wächst — zweitens, weil mit der Höhe der Kultur die Möglichkeit zunimmt, die Lebensbedingungen derart zu gestalten, daß gerade die psychisch höher Veranlagten die größeren Chancen zur Fortpflanzung und Ausbreitung ihres Stammes gewinnen — das Faustrecht durch ein Kopfrecht verdrängt wird —, drittens endlich, weil die kulturellen Errungenschaften uns in stand setzen, den menschlichen Organismus von der Hervorbringung mancher anspruchsvoller Schutz- und Regulationsvorrichtungen zu entlasten, an deren Stelle dann eine Steigerung der geistigen Potenzen zu treten vermag[2]). — Es ist also klar, daß der Fortschritt in der Konstitution den Fortschritt in der Kultur als Bedingung verlangt, wie dieser jenen. — Fast mit mehr Grund, als die Solidarität von konstitutivem und kulturellem Fortschritt, könnte die von der Humanitätsmoral stets so dogmatisch festgehaltene Solidarität des letzteren mit dem „größtmöglichen Glück der Gesamtheit" angezweifelt werden. Doch wird auch hier die Erwägung, daß der kulturelle Fortschritt schon durch enorme Steigerung der Individuenzahl des Menschengeschlechtes die Glückmöglichkeiten proportional vermehrt, bei nicht ganz pessimistischer Auffassung den Zweifel zum Schweigen bringen. Ebenso könnte auch nur eine ganz pessimistische Tendenz — welche mit dem Wohlfahrtsideal moralisch überhaupt

---

[1]) Vergleiche den Aufsatz „Die aufsteigende Entwicklung des Menschen" in Heft 1, Jahrgang II, dieser Zeitschrift.
[2]) Vergleiche den oben zitierten Aufsatz.

nichts anzufangen vermag — in Zweifel ziehen, ob durch Verbesserung der menschlichen Konstitution, also Kräftigung aller psychischen Potenzen, die Glücksbilanz günstig beeinflußt werde.

Aber auch darin dürfte das Verhältnis zwischen kulturellem und konstitutivem Fortschritt zu unserem fiktiven Beispiel in Analogie stehen, daß beide zeitlich unvereinbar und mindestens in ihrem intensivsten Auftreten an den Wechsel von einander ausschließenden Perioden gebunden seien. Die einzige Periode kulturellen Fortschrittes, welche wir überblicken, die historische Vergangenheit des Menschengeschlechtes zum mindesten, vermochte ihre kulturelle Produktivität nur durch Preisgabe der konstitutiv plastischen Potenzen zu erkaufen, und es ist kaum glaublich, daß die Wiederbelebung dieser Potenzen ohne wesentliche Einschränkung der kulturellen Produktion möglich sein sollte[1]. Dieser Umstand schränkt jedoch die Interessensolidarität des kulturellen und konstitutiven Entwicklungsideales in keiner Weise ein. Auch wem es nur um das erstere zu schaffen wäre, der müßte doch — mit genügender Voraussicht begabt — gegebenen Falles selbst den Rädern des kulturellen Fortschritts in die Speichen greifen, um, wenn selbst zunächst auf Kosten der Kultur, in Hinkunft doch zu deren unermeßlichem Vorteil, eine Periode der Vermehrung unseres konstitutiven Kapitales, der psychischen Potenzen des Menschengeschlechtes, einzuleiten. — In einer solchen Lage aber — das ist der wesentliche Punkt dieser Ausführungen — befinden wir uns tatsächlich gegenwärtig; und deshalb stehen — recht verstanden — die praktischen Forderungen der Entwicklungs- mit denen der Humanitätsmoral gar nicht in Widerstreit.

Der Begriff der Veredlung der menschlichen Konstitution und der Anwendung des Züchtungsverfahrens auf den Menschen ist bekanntlich kein Erzeugnis der letzten Vergangenheit. War die Edelzucht der Rassen in der Periode des sogenannten Heldenzeitalters auch zum größten Teil ein Ergebnis des Waltens von Naturinstinkten, so vollzog sie sich — wie sich dies in der Wertschätzung des edlen Blutes aus allen Ueberlieferungen jener Zeiten kundgibt — im einzelnen doch nicht ohne jedes Zielbewußtsein. Ja, in der Gesetzgebung der Spartaner sehen wir sogar zweckbewußt und planvoll vorgehende Menschenzüchtung praktisch durchgeführt — mit welch mächtigem Erfolg, lehrt die griechische Geschichte. Diese Bestrebungen waren aber den degenerativen Einflüssen, welche die hohe Kultur überall bei ihrem ersten Auftreten begleiten (und aus denen sehr fälschlich ein prinzipieller Widerstreit von kulturellem Fortschritt und konstitutivem Höhersteigen abgeleitet wird), nicht gewachsen. Auch Platon, der in seinem — hierin den spartanischen Einrichtungen nachgebildeten — Idealstaate das Züchtungsziel mit aller Schärfe formuliert und aufgestellt hatte, vermochte gegen den Zeitstrom der hellenischen Decadenz nichts auszurichten, welcher, alle jungen Lebenskeime mit sich fortreißend, selbst jenes im spartanischen Volkstum eingewurzelte, durch Generationen praktisch bewährte Züchtungsverfahren der Veräußerlichung und endlichen Auflösung zuführte. — Die fast vollständige

---

[1]) Vergleiche „Zuchtwahl und Monogamie“, II. Artikel, Heft 9, Jahrgang II dieser Zeitschrift.

Austilgung des Züchtungsgedankens aus dem Bewußtsein der Völker aber wurde — mit seiner Weltflucht und Verachtung alles Irdischen — durch das Christentum vollbracht — allerdings auf einem seltsamen Umweg. Recht besehen enthält nämlich das Christentum nicht die Verneinung, sondern die denkbar höchste Steigerung des Ideales von der konstitutiven Veredlung des Menschen — nur eben eine Steigerung ins Transcendente hinaus, welche das anzustrebende Ziel weg von der Erde, in ein besseres Jenseits rückt. Was ist die Lehre von der Läuterung der Seele im Jenseits bis zur Fähigkeit der Anschauung Gottes und von ihrer Wiedervereinigung mit dem verklärt auferstandenen Leibe anders, als der Gedanke von der progressiven Entwicklung in kühnster, ausschweifendster Anticipation? — Ohne den sicheren Ausblick auf einstige Veredlung ihrer Art hätten die stammesbewußten germanischen Kraftgestalten ihr Haupt nimmermehr unter das Joch christlicher Wertungs- und Denkungsweise gebeugt. Aber der Genius der Menschheitsgeschichte, welcher damals kulturellen Fortschritt verlangte um jeden Preis, forderte, als Einlaßzoll für die Aufnahme in das himmlische Reich der Verklärung, Kasteiung, Knechtung und Erniedrigung der Adelsinstinkte des Menschen auf Erden. Aus dieser Forderung entsproß uns die wunderbare Kulturblüte der Humanität, welche der blutigen Opfer und der noch viel größeren unblutigen Opfer an edlem Blut wert ist, die für sie dargebracht wurden. Der Gedanke an das Jenseits aber, die Hoffnung auf Erfüllung einer höheren Bestimmung des Menschen, verblaßte mit dem Zusammenbruch der dogmatischen Metaphysik. Und was als Rest übrig blieb, war allein der altruistische Hedonismus — das Luststreben für die Allgemeinheit, welches in der sogenannten Aufklärungsperiode mit jener Selbstgenügsamkeit, die jedem moralischen Dogmatismus anhaftet, als Wesen und Kern der Moral überhaupt ausgepredigt wurde. Die Erfindung von der konstitutiven Gleichheit aller Menschen mußte herhalten, um dem moralischen Zeitideal die theoretische Stütze zu verleihen und wurde so, womöglich mit noch größerer dogmatischer Versessenheit festgehalten, als selbst jenes hedonistische Ideal, zum Grund- und Zentralpfeiler der human-liberalen Weltauffassung. Der Gedanke an eine Hebung der menschlichen Konstitution, jenes allgemeinen Menschheitniveaus, auf welchem uns mit Negern und Feuerländern gleichzustellen das Aufklärungsdogma gebot, war vergessen, schien aus der Welt geschafft zu sein. Wohl schwerlich seit dem Beginne des Ahnenkults war Wertung des edlen Blutes so spurlos aus dem Bewußtsein der Völker ausgelöscht, wie in der jüngsten Vergangenheit, zur Blütezeit des liberal-humanen Aufklärungs- und Moralitätsideales. Was in historischen Petrefakten davon noch übrig blieb, jene Karikatur des Züchtungsgedankens, die Institution des Briefadels mit ihrem Formelkram, hatte alle Verbindung mit realkonstitutiven Fundamenten längst verloren und war mit ihrer Prätension des „blauen Blutes“ mit Recht dem Gespött verfallen.

Da geschah es, daß die Hauptverbündete jener liberal-humanitären Weltauffassung selbst, die freie Wissenschaft, den Züchtungsgedanken wieder ausgrub, nicht aus den Rumpelkammern historischer Burgverließe, sondern — tief, tief darunter, aus dem Felsgestein, auf welchem die Burg errichtet war mit allem, was sie einschloß — aus den Schrift-

zeichen entschwundener Jahrmillionen. Es entstand die Evolutionstheorie, und ein Menschenalter nach ihrer Begründung verkünden die freiesten Geister, die weitest vorschauenden Bahnbrecher das Ideal der Regeneration unseres Blutes als höchstes ethisches Ziel, als dringendstes Erfordernis der Entwicklung. — Doch vollzog und vollzieht sich der diesem Vorgang innewohnende Gedankenschritt, wie die produktivsten, bahnbrechenden Gedankenschritte sich immer vollziehen, nicht als logisch exakt beweisbare Erkenntnis, sondern als ahnend erfaßte Intuition, durch Vermittlung des Kampfes ums Dasein der Ideale oder höchsten Strebensziele.

Der Möglichkeit nach kann der Mensch alles, was er für erreichbar hält, auch als höchstes Ziel erstreben. Von diesen möglichen höchsten Zielen wählt er aber (vermöge eines selbst ohne Zweckbewußtsein wirkenden Mechanismus seiner psychischen Veranlagung) stets jenes aus, welches die stärkste Triebkraft besitzt, d. h. jenes Ziel, in dessen Anstrebung er sich zur wirkungsvollsten und freiesten Betätigung seines Wesens angeregt findet. Das Ideal besitzt die höchste Triebkraft, welches dem danach Strebenden den freiesten Ausblick auf eine ins Unbegrenzte sich erstreckende Kette der Nachwirkungen seines Strebens — auf ein Blühen und Sprießen ohne Ende der durch ihn gesäten Entwicklungskeime (gedanklicher oder stofflicher Natur) eröffnet. Das Ideal ist das triebkräftigste, aus dessen Anstrebung uns am meisten Ewigkeit winkt. Die Triebkraft der Ideale liegt nicht in ihrem Wesen allein begründet, sondern in ihrem Verhältnis zu der jeweiligen menschlichen Entwicklungsphase, wie sie durch innere Folgerichtigkeit und äußere Bedingungen bestimmt wird. Darum sind zu verschiedenen Zeiten, und zur selben Zeit für verschiedene Sphären und Veranlagungen, verschiedene Ideale die triebkräftigsten. Während des historisch überblickbaren Abschnittes der menschlichen Entwicklung waren stets kulturelle Ideale an der Reihe — religiöse, politische, künstlerische, wissenschaftliche, zuletzt sogar technische — das Ideal des Monotheismus, der Despotie, der Republik, das Ideal der Askese, der künstlerischen Verherrlichung der Gottheit, das Ideal der Naturerkenntnis, der Naturbeherrschung; aus der Anstrebung aller dieser Ideale vermochten — zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Bedingungen — bahnbrechende Geister jenen Ausblick ins Unbegrenzte sich zu erschwingen, der für uns Menschen den höchsten Wert einschließt. Nicht deswegen haben unsere größten Bildner, Raffael, Tizian, Michelangelo und Dürer, innerhalb einer Zeitspanne von zwölf Jahren das Licht der Welt begrüßt, weil damals eine Essenz in der Atmosphäre gelegen war, welche die Ausbildung des Malergenies beim menschlichen Embryo begünstigte — sondern darum wurden diese Männer mit bildnerischer Begabung auf die höchste Stufe des Künstlertums emporgehoben, weil sie in einer Zeit heranreiften, in welcher das Ideal der anschaulichen Verkörperung religiös-sagenhafter Gestalten zu den triebkräftigsten zählte. Das Herausfinden des jeweilig triebkräftigsten Ideales ist im Grunde nichts anderes als eine Leistung jenes Instinktes, mit welchem die produktivsten Geister sich das Gebiet aufsuchen, auf welchem sie ihre gestaltende Kraft am fruchtbarsten und am freiesten zu betätigen vermögen. Das Ideal, welches ihnen diese Möglichkeit bietet, hat hiermit auch schon ihr Herz erobert und

alle anderen Götter entthront. In der Triebkraft der Ideale liegt zugleich ihre Sanktion, d. h. der höchste Wertmaßstab, den wir besitzen. Ob ein Ideal, aus dessen Erstrebung wir jenen lebensvollen Ausblick in die blau dämmernden Fernen einer unbegrenzten Zukunft gewinnen, des Strebens auch wert sei — diese Frage wird jeder als sinnlos abweisen, der einmal erfahren hat, wovon hier die Rede ist.

Und die Triebkraft der Ideale macht sie unbezwingbar. Wer überlebten Idealen nachstrebt, des Streben ist des Todes, auch wenn ihm alle Mittel menschlicher Macht zu Gebote stehen. Wer dagegen sich im Besitze des triebkräftigen Ideales weiß, der weiß sich als Sieger über alle Großen der Erde. Von der Triebkraft ihrer Ideale leben die Bewegungen in der menschlichen Geschichte. Auch die materialistische Geschichtsauffassung, welche den Kampf der höchsten Ziele als „ideologischen Ueberbau" und Verhüllung der eigentlich wirkenden wirtschaftlichen Motive auffaßt, kann nicht leugnen, daß — vorbehaltlich eines etwaigen noch tiefer gelegenen Kräftegetriebes — die geschichtliche Entwicklung sich in der geschilderten Weise abspielt, nämlich so, daß die Ideale, welche menschlicher Schaffenskraft die höchsten Leistungen abfordern, den Sieg behalten.

Unsere Zeit nun erhält ihr Gepräge davon, daß — zum erstenmal seit dem Beginn menschlicher Ueberlieferung — die Ideale der Kultur verblassen, und das Ideal der konstitutiven Entwicklung, der Veredlung des menschlichen Blutes, in Morgenröte erstrahlt. — Hiermit soll nicht gesagt sein, daß die Menschheit nicht noch gewaltige Kulturarbeit zu verrichten habe — die Civilisierung der Völker der Erde und die praktische Durchsetzung der bis heute vielfach nur in Postulaten vorhandenen Humanitätsmoral — ehe sie sich dem Ideal der konstitutiven Entwicklung voll hinzugeben vermag. Diese Arbeit ist aber im Wesen abgesteckt und gewährt den vorauseilenden, produktivsten Geistern nicht mehr jene Möglichkeit der Gestaltung ins Unbegrenzte hinaus, nach der sie verlangen. Und auch Wissenschaft und Kunst bieten — innerhalb ihres Bereiches — jene Möglichkeit nicht mehr. Die Wissenschaft ist resigniert geworden; die Forschung strebt nur nach positivistischen Zielen; niemand hofft heute mehr die Welträtsel zu ergründen. Das Ewige winkt dem Forscher nicht mehr. — Es soll hier nicht ein absolutes Ignorabimus etwa im Sinne Dubois-Reymonds behauptet werden. Im wesentlichen aber besitzt dieses Ignorabimus praktische Geltung für die absehbare Zukunft, solange nicht neue Erkenntnisquellen als neue Anlagen unserer psychophysischen Konstitution sich erschließen. — Und die Kunst? — Wo sie nicht nach Fäulnis riecht, dort dürstet sie nach dem Leben — nach dem warmen, vollen Pulsschlag des wirklichen Lebens. Das Wagnersche Orchester mit seinen ins Eingeweide greifenden Harmonien, der Naturalismus auf der Bühne und im Roman, die Technik der Freilichtmalerei sind letzte Versuche, das warme, wirkliche Leben mit künstlerischen Mitteln einzufangen. Die kommende Generation der phantasievollen Gestalter wird entdecken, daß auch diese Mittel sich abnutzen, daß das Leben sich nicht anders fassen läßt als durch Lebendiges — durch die lebendige Tat, die auf Zeugung wirklichen Lebens abzielt. Ja, diese Bewegung gibt sich schon heute in Künstlerschicksalen kund. — Das Reich kulturellen Schaffens zeigt ein weites Arbeitsfeld, das im Hinter-

grund mit himmelhohen Mauern verbaut ist. Und durch die einzige Toröffnung strahlt der Stern des konstitutiven Ideales, der Veredlung unserer Art. Nur wer diesem Sterne nachfolgt, hat ungemessenes Wandergebiet vor sich. Die Sterne der kulturellen Ideale sind untergegangen — oder im Untergehen begriffen. Nicht für immer! Sie werden wieder auftauchen — aber in einer Zukunft, die jenseits unseres Blickfeldes liegt. — In solcher Art und mit solchen Mitteln greift gegenwärtig die Ueberzeugung um sich, daß konstitutive Leistungen not tun, daß es Zeit sei, den Blick von der Förderung der Sachen auf Förderung des Menschen überzuleiten. Die Ueberzeugung greift um sich als intuitive Ahnung der voranstrebenden Geister; und indem sie um sich greift, vollzieht sich zugleich eine Umwertung in den höchsten Strebenszielen: — an Stelle des Ideales der kulturellen tritt das der konstitutiven Entwicklung.

Dies letztere ist auch unbedingt notwendig, soll der Prozeß praktische Bedeutung erlangen. Denn wenn auch — wie früher erläutert — der Uebergang von der Pflege der Kultur zur Pflege der Konstitution mittelbar jener wieder zu gute kommen wird, ja in ihrem Interesse geradezu gefordert werden müßte, so wäre — schwach und den Augenblicksimpulsen unterworfen, wie die Menschen nun einmal sind — diese Beziehung, selbst nicht als erwiesene und allgemein anerkannte Tatsache, geschweige denn als geniale Intuition der Voranstrebenden vermögend, das praktische Verhalten auf eine andere Bahn zu lenken, solange die direkten Impulse nicht ihre Richtung änderten. Solange es uns allein um die kulturelle Entwicklung zu tun wäre, würden wir auch durch die triftigsten Gründe, daß es nun Zeit sei, im Interesse der Kultur auf viele Generationen hinaus ausschließlich die Konstitution zu pflegen, nicht bewogen werden, das zu lassen, was uns das direkt Wertvolle, und das zu tun, was uns nur ein Mittel wäre zur Wertgewinnung für künftige, unabsehbar ferne Generationen. Wir würden einseitig die Kultur weiterpflegen, selbst wenn wir daran konstitutiv zu Grunde gingen. Deswegen mußte — bildlich gesprochen — der Genius der Entwicklung uns zugleich mit der Ahnung des Richtigen die neue Wertung geben, um unser Handeln in die neuen Bahnen hinüber zu lenken.

Die von den Entwicklungstheoretikern behauptete „Umwertung" ist also eine Tatsache auf dem Gebiet der höchsten Strebensziele — aber nicht dort allein. Wäre unser Handeln nichts anderes als die Verfolgung eines jeweilig einzigen höchsten Zieles durch die verschiedensten Mittel, so könnte auch ein ethischer Wandlungsprozeß in dem Wechsel solcher Ziele beschlossen sein. Nun erfolgt aber tatsächlich unser Handeln auch dort, wo es mit Bezug auf höchste Direktiven zielstrebig verläuft, doch als Ergebnis unvermittelter Impulse, welche auf Zwecke gerichtet sind, die zu jener höchsten Direktive im Verhältnis des Teiles zum Ganzen oder der Ursache zur Wirkung stehen. Auch wo die „höchstmögliche Lust der Gesamtheit" als oberste moralische Direktive gilt, werden Mutterliebe und Wahrheitliebe als Tugenden anerkannt, d. h. ethisch gewertet, obgleich es der Mutter nicht um das Wohl der Gesamtheit, sondern nur um einen kleinen Teil dessen, um das Wohl ihres Kindes, dem Wahrheitliebenden überhaupt um gar kein Wohl, sondern lediglich um die Wahrheit zu

tun ist, welche sich nur dem Weiterblickenden als für das Wohl der Gesamtheit wertvoll darstellt[1]). — Mit jedem Wandel in der Wertung höchster ethischer Ziele geht darum ein Wandel in der Wertung niedrigerer, auf nähere Zwecke gerichteter Strebensimpulse Hand in Hand. Die gleichen derartigen Impulse oder Neigungen können, je nach der Vorherrschaft verschiedener Ideale, sehr verschiedene, mitunter gegensätzliche ethische Wertung erlangen. So standen z. B. die kriegerischen Eigenschaften des Mannes unter der Herrschaft der Ideale des Heldenzeitalters in viel höherem, ethischem Werte als gegenwärtig — ja diese Wertung erstreckte sich auf Züge von Härte und Grausamkeit, welche gegenwärtig entschieden unsere ethische Mißbilligung erfahren. Die unmittelbaren Triebe der Unterordnung des Willens und des Urteils unter Obrigkeit und Autorität waren ethische Tugenden zur Zeit, als unser Volk in feudaler Abhängigkeit von seinen Herren und Fürsten sich das Kulturerbe des Altertums anzueignen hatte, und wurden zu moralischen Schwächen, sobald es galt, die absolute Fürstengewalt einzuschränken und dem Wissensschatz des Altertums gegenüber geistige Selbständigkeit zu gewinnen. — In ähnlicher Weise wird der Uebergang von den Idealen der kulturellen zu denen der konstitutiven Entwicklung einen Wandel in der Wertung unmittelbarer Strebensimpulse zur Folge haben.

Die moralische Charakteristik der Gegenwart weist in ihren Ursprüngen auf die beiden Motive des Christentums und der Völkerwanderung zurück. Sollte — nach dem Zusammenbruch des konstitutiv degenerierten, kulturell oder besser civilisatorisch dagegen hoch entwickelten römischen Riesenreiches — den hereinbrechenden germanischen Horden das unschätzbare klassische Kulturerbe erhalten bleiben und ein einstiges friedliches Zusammenwohnen und -wirken der Völker in noch viel weiterem Bereiche in Erfüllung gehen, so mußte vor allem die Grund- und Vorbedingung für jede kulturelle Solidarität, die schonende Rücksichtnahme der Menschen untereinander, die Humanität, gepflegt und erzogen werden — koste es was es wolle. Pflege des Altruismus mit rücksichtsloser Knebelung aller dawider strebenden Naturinstinkte — Niederwerfung der menschlichen Bestie zu Nutz und Frommen eines friedlichen, civilisierten Verkehres der Menschen untereinander ist darum die ethische Devise des christlichen Zeitalters der Moral, welche sich selbst in so weit abirrenden oder auf Umwegen wirkenden Erscheinungen, wie Ketzerverbrennungen und Hexenprozesse, verfolgen läßt. Der Altruismus, die Teilnahme für fremdes Wohl und Wehe, ist aber ein so feines, differenziertes psychisches Organ, daß es nicht für sich allein, ohne gleichzeitige Ausbildung anderer, damit zusammenhängender Organe gepflegt und gekräftigt werden kann — ebenso wie es etwa nicht möglich ist, das letzte Glied des Mittelfingers einer Hand einzuturnen, ohne zugleich den ganzen Finger, ja die ganze Hand und den Arm durch Uebung erstarken zu machen. — So erstreckt sich denn die ethische Pflege des Altruismus niemals auf den Altruismus allein, sondern immer zugleich auch auf andere, gröbere Impulse, bei denen

[1]) Diese Verhältnisse habe ich ausführlich dargelegt in meinem „System der Werttheorie". Zwei Bände, 1897/98.

jene Genialität, welche den Dienern der triebkräftigen Ideale immer innewohnt, herausfühlte, daß sie mit dem Altruismus in organischer Verbindung stehen. Zwei Hauptperioden sind hier in der christlich-moralischen Aera zu unterscheiden (Perioden, die sich jedoch nicht scharf abtrennen, sondern kontinuierlich ineinander übergehen): — die asketische und die Periode der Verdinglichung der menschlichen Strebensziele.

Der Altruismus verlangt zu seiner Betätigung vom Individuum zahlreiche und oft schwere Opfer und Selbstverleugnung. Zu diesen Opfern ist der Mensch leichter zu haben, wenn er die freiwillige Wahl von Leiden und Selbstkasteiung, auch wo damit keinerlei Erfolg für das Wohl des Nächsten verbunden ist, im Glanz einer moralischen Aureole zu erblicken vermag. Dies der Grund für die innerliche Verwandtschaft von Altruismus und Askese und für die ethische Hochschätzung der letzteren, welche wir fast überall finden, wo der Altruismus sich unter Menschen mit noch ungebändigten Naturtrieben Bahn bricht — und so auch in der ersten Hälfte der christlichen Aera bis gegen den Ausgang des Mittelalters. Als dann, namentlich in den aufblühenden Stadtgemeinden, das friedliche Zusammenwirken der Menschen bis zu einem gewissen Grad ermöglicht worden war, sehen wir den Altruismus einen zweiten, für die Kultur noch viel fruchtbareren Bund eingehen. In dem Maße, als die asketische Begeisterung für freiwillig um seiner selbst willen gewähltes Leiden erkaltete, erweiterte sich das Betätigungsgebiet des Triebes der selbstlosen Hingabe eigener Persönlichkeit an ein anderes: — zu den Nebenmenschen als Objekten jenes Selbstentäußerungstriebes gesellen sich die Werke und Besitztümer der Menschen, die Kulturprodukte, mögen sie materieller oder physischer Beschaffenheit, durch konkrete oder auch nur abstrakte Vorstellungen zu erfassen sein. Die selbstlose Liebe jener zweiten nachasketischen Periode umfaßt nicht mehr die eigene Pein um ihrer selbst willen, dafür aber, außer den Mitmenschen, die Häuser, in denen sie wohnen, das Werkzeug, mit dem sie hantieren, die Schätze, welche sie aufspeichern, Schätze an Werten aller Art, Geld und Gut, glänzendes Geräte, Werke der Kunst, Sätze der Wissenschaft, Fertigkeiten und Kenntnisse aus allen Gebieten der Technik, auch der Technik der Menschenbeherrschung und -organisierung zu gemeinsamem Kulturwirken, der Verfassung des Staates, der Formen seiner sozialen Ordnung; — all dies kann geliebt werden und wird geliebt, so wie der Mitmensch selbst, — ja oft mehr als der Mitmensch.

Um diese der Kultur so eminent förderlichen Neigungen nach Menschenmöglichkeit groß zu ziehen, wurde gegen alle widerstrebenden Naturtriebe des Menschen (ich verstehe unter Naturtrieben diejenigen, welche zur menschlichen Organisation gehören so gut wie Arme und Beine, Augen und Ohren, und daher dem Menschen immer wieder angeboren werden — Triebe also, die durch Erziehung wohl in ihrer Betätigung gefesselt, niemals aber ausgerottet werden können) ein nicht durchaus bewußter, darum aber doch aufs trefflichste systemisierter Kampf eröffnet, in welchem kein Mittel, das dem Gegner Schaden tat, zu schlecht erschien. Es wäre eine besondere Aufgabe und ein besonderes Kapitel der Kulturgeschichte, in die psychologische Rüstkammer dieses

16*

Kampfes der großen Kulturmacht Humanität gegen die menschlichen Naturtriebe hinabzuleuchten. Man würde mitunter vermeinen, sich in einer Hexenküche oder gar in einer Folterkammer zu befinden. Denn da fehlt es nicht an allem Teufelskram mystischer Beschwörungsformeln und geheimkräftiger Amulette; Opferqualm der Selbstpeinigung umnebelt die Sinne; das Narkotikum abnormen Sexualkitzels peitscht sie wieder auf; den Zauberstab der Fremdsuggestion in der einen, und den Zauberspiegel der Autosuggestion in der anderen Hand, so naht der große Drillmeister Kultur dem nichts ahnenden Naturkinde; und wer diesen milden Mitteln zu widerstehen wagt, für den liegen stärkere bereit — Daumenschrauben, spanische Stiefel, Streckbetten u. s. w., in Steigerung, je nach Bedarf. — Das alles aber in Nacht gehüllt — im tiefsten Verließ des Sünderturmes — unter der Erde. — Oben, am Lichte, geht es fein und manierlich zu. Durch das mittelalterliche Stadttor, aus dem dräuend dunklen Gemäuer mit seinem Gedenken an Blut und Grauen, spaziert im 18., im 19. Jahrhundert zierlichen Schrittes der civilisierte Staatsbürger hervor, die Frucht und das Endergebnis all der ungeheuren Arbeit, — der korrekte Kulturmensch, — etwas bleichwangig und schmalbrüstig, aber tadellos modisch gekleidet, etwas blinzenden Auges und scheu vor dem Sonnenlicht — aber nach Bedarf mit Nah-, Fern- und Dunkelbrillen aller Art wohl bewaffnet, — er, der Bekleider seines Amtes, der Träger seines Charakters — der auf zwei Beinen wandelnde Bestandteil des großen Räderwerkes der staatlichen und gesellschaftlichen Maschine. In der Stadt liegt seine Mietwohnung, oder gar ein eigenes Haus. Dort waltet die Hüterin seiner Ehre, die Wahrerin seines Schlüsselbundes, die Ordnerin seines Speise-, Wäsche-, Kleiderschrankes, und — nebenbei — die Mutter der werdenden Staatsbürger und -bürgerinnen, welche seine Kinder sind. — Sie schmückt ihm das Haus mit erfreulichem Tand, — und er — schmückt sie mit dem Allerneuesten. Sich selber zu Nutz und andern zum Trutz? — Vielmehr das letztere! — Oder besser: — das erstere nur durch das letztere. — Die Erinnerung an das unterdrückte Augenzwinkern des verehrten Amtsgenossen ist doch, nach dem Nachtmahl, die köstlichste Würze, — ja — gar bald die einzige Würze. — Darum zeigen auch die Toiletten der verehrten Amtsgenossinnen immer deutlicher jene Neigung zum — Pariserischen. — — Aber still davon! Das ist Ehegeheimnis und gehört, streng genommen, in den schwarzen Stadtturm. — Wir entfliehen der Nacht, wir machen uns frei vom Gemeinen, vom Sinnlichen, das sich für uns nicht mehr ziemt. Wir sind ja schon Erzieher unserer Kinder. Mit ihnen wenden wir uns dem Tage zu und werden wieder jung. — Das heißt — wir fangen mit dem Unterwerfungswerk der Natur unter die Kultur von vorne an. Wir erleben in den Jungen alles wieder, was wir an uns selbst erlebt haben — das Spiel der Kinderstube, den Ernst der Schule, die Angst vor jeder Zensur, den Jubelschrei über das Approbiert- und Abgestempeltsein — die Knebelung der Bestie im Menschen — die Läuterung, das Amt. — Und siehe — da wandelt schon, ehe wirs versehen, unser Charakter, unsere moralische Persönlichkeit, der uns gleiche Maschinenbestandteil im Räderwerk des Staates und der Gesellschaft, auf zwei verjüngten Beinen! Das ist Wiedergeburt! Unser Werk ist getan, — wir können getrost zur Ruhe gehen. —

Soweit haben wir es mit dem Fanatismus der Verdinglichung unserer Ideale gebracht.

Die Entwicklungsmoral kann mit dem Triebwerk also gedrillter Kulturautomaten nicht arbeiten. Sie braucht lebendige Menschen für ihr Ideal des Lebens. Die moralische Bewegung der Zukunft wird den der christlichen Moralbewegung gegensätzlichen Weg wandeln. Statt Naturtriebe zu knebeln, wird sie Naturtriebe befreien. Und hierin wird eine gute Hälfte ihrer Kraft liegen. Sie wird die Menschen ergreifen, nicht nur durch neue Pflichten, die sie ihnen auferlegt, sondern gleich stark durch alte Rechte, die sie ihnen wiedergibt. Die moralische Bewegung der christlichen Periode glich zuerst dem Kampf eines Verzückten, dann der Drillung eines Geknebelten. Die moralische Bewegung der Zukunft wird der Genesung eines Fieberkranken gleichen. — Der Mensch erwacht wieder zum Leben. — Aber — und dies muß hervorgehoben werden! — nicht der alte Mensch darf wieder erstehen, sondern ein neuer, der um eines reicher geworden: — um die in Krämpfen der Ekstase und im Drill der Schule schwer errungene Humanität! Das wollte oder konnte Nietzsche nicht anerkennen — und deswegen ist seine Moral Reaktion und Atavismus. — Als Kulturmenschen, als humane Menschen müssen wir wieder ganze Menschen werden. Darum kann der Prozeß der moralischen Befreiung kein eruptiver sein und kein zerstörender, sondern ein aufbauender, der neue Bildung schafft. Er hat einen Vorläufer in der Geschichte. Die moralische Befreiung der Zukunft wird der Gesamtheit das ganz geben, was Martin Luther den Priestern seines Bekenntnisses zum Teile gab: Rückkehr zur Natur auf einer höheren Bildungsstufe. Was die Reformation in engen Schranken für die Priestermoral gewesen ist, das wird der Siegeszug der Entwicklungsmoral in vollem Maße der ganzen Menschheit — dem ganzen herrschenden Teile der Menschheit — sein.

Von Christus bis auf Luther galt dem moralischen Bewußtsein die Grundüberzeugung, daß jede moralische Tat der Natur des Menschen schwer müsse abgerungen werden. Nichts konnte die Moralität einer Maxime ärger verdächtigen, als der Hinweis darauf, daß sie sich leicht, ohne Kampf gegen die Naturtriebe, befolgen lasse. Ja, man war geneigt, das Maß der Selbstverleugnung, das heißt der Knebelung der Naturtriebe, welches die Befolgung einer Maxime verlangte, geradezu als dasjenige ihres moralischen Wertes zu betrachten. Luther hat als der erste diesen Grundsatz durchbrochen, indem er, entgegen dem abgelegten Gelübde, ein Weib zu nehmen sich erkühnte, und dies in einer Weise tat, welche die Lästerreden ob solch billiger Moralität zum Schweigen brachte. Darum achtet mit Recht Heinrich von Treitschke diese Tat Luthers als die größte von allen. Sie war die revolutionärste seiner Taten, die bahnbrechende für eine neue Aera der Moralität. Es wird wieder das moralisch, was der Mensch gerne und leicht tut — das, was er nicht nur als moralisches Wesen tun „will“, sondern zugleich als Naturkind tun „möchte“. — Aber freilich: — Nicht alles, was wir gern tun „möchten“, ist darum moralisch geworden — wie die Anarchisten glauben. Est modus in rebus. Davongelaufene Mönche und Nonnen, welche ihr Gelübde brachen, hat es auch vor Luther

gegeben — und niemand feiert sie als ethische Vorkämpfer. Die Monogamie zu brechen in der Weise, wie Luther den Zölibat der Priester brach — das heischt als Befreiungstat die Entwicklungsmoral.

Das Kinderschutz-Gesetz im deutschen Reichstag.

Arthur Dix.

Nach langen Vorarbeiten wurde Mitte April vergangenen Jahres der Entwurf eines Gesetzes zur Regelung der gewerblichen Kinderarbeit veröffentlicht. Er fand im Reichstag bei der ersten Lesung, die in der zweiten Hälfte des April stattfand, fast durchweg freundliche Zustimmung, wenn auch ein nicht unerheblicher Teil der Parteien in verschiedenen Punkten eine Verschärfung der Schutzbestimmungen verlangte. Inzwischen ist das Gesetz ein Jahr nach seiner Einbringung endlich zur Verabschiedung gelangt. In der Kommission von 21 Mitgliedern, der es zur Vorberatung übergeben worden war, wurde es im Laufe des Herbstes durchberaten und in manchen Punkten nicht unerheblich verändert. Das Plenum des Reichstags hat die Vorlage dann im wesentlichen nach den Vorschlägen der Kommission angenommen.

Die Vorbereitung des Gesetzes reicht ziemlich weit zurück; sie ist seit Jahren sorgsam betrieben worden und fand ihre eigentliche Grundlage in einer im Jahre 1897 vom Reichsamt des Innern eingeleiteten Erhebung über die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben. Damals wurde ermittelt, daß die Gesamtzahl der außerhalb der Fabriken gewerblich tätigen Kinder unter vierzehn Jahren eine halbe Million weit überstieg. Aus den Fabriken waren die Kinder schon mehrere Jahre zuvor durch die ersten Arbeiterschutzgesetze hinausgedrängt worden. Außerhalb der Fabriken aber wurden sie nach wie vor in einer ihrer Entwicklung oft höchst unzuträglichen Weise beschäftigt. Die größten Schäden wurden in der Hausindustrie festgestellt, auf die sich das neue Gesetz denn auch in erster Linie bezieht. Den amtlichen Erhebungen von 1897 folgten Beratungen der verschiedenen Ressorts, von denen kurz folgende Grundzüge der geplanten gesetzgeberischen Arbeit festgelegt wurden: Eine mäßige gewerbliche Beschäftigung von Kindern solle nicht unterbunden werden, insofern sie geeignet ist, die Kinder an körperliche und geistige Tätigkeit, Fleiß und Sparsamkeit zu gewöhnen. Wo dagegen die Arbeit in zu jugendlichem Alter, in zu großer Ausdehnung, zu unpassenden Zeiten oder in ungeeigneten Räumen stattfindet, müssen die Behörden im Interesse der Volksgesundheit eingreifen. Vor allen Dingen wurde man sich aber darüber klar, daß nur ein sehr geringfügiges Ergebnis erzielt werden würde, wenn man nicht dazu überginge, auch die hausindustrielle Kinderarbeit in Familienbetrieben in das Kinderschutzgesetz hineinzuziehen.

Auf diesen Grundlagen wurde dann ein Entwurf ausgearbeitet, der in einem Rundschreiben der preußischen Minister des Innern, des

Unterrichts und des Gewerbes an die Regierungspräsidenten übersandt wurde und nun der weiteren Prüfung unterlag.

Vergleicht man den Entwurf, der dem Reichstag vorgelegt war, mit jenen früheren Vorlagen und ferner wiederum den Entwurf mit den Forderungen der Reichstagsabgeordneten in der ersten Lesung und mit den Beschlüssen der Kommission, so findet man bei näherer Prüfung in geradezu überraschender Weise bestätigt, wie wesentlich sich die sozialpolitischen Anschauungen der Regierung sowohl wie der Parlamentarier und weiterer Volkskreise im Laufe des letzten Jahrzehnts gewandelt haben. Das soziale Bewußtsein, das Verantwortlichkeitsgefühl für die Erhaltung und Kräftigung des sozialen Organismus ist ganz bedeutend gestiegen und hat der Herrschaft des reinen Individualismus, des freien Spiels der Kräfte immer mehr den Boden abgegraben. Eingriffe der sozialpolitischen Gesetzgebung in das Einzel- und Familienleben, die noch vor wenig Jahren von der großen Masse als unerhört zurückgewiesen und auch von den gesetzgebenden Körperschaften als höchst bedenklich erachtet worden waren, gelten heute nicht nur als selbstverständlich, sondern auch großen Parteien bereits als nicht einmal weit genug gehend. Die Geschichte des Kinderschutzgesetzes wird für lange Zeiten ein interessantes Dokument der Wandlung sein, die sich in der Bewertung von individuellen und sozialen Rechten, in dem Ausgleich zwischen Selbsterhaltung des einzelnen und Selbsterhaltung der sozialen Gruppe vollzogen hat.

Gegenüber dem oben erwähnten ursprünglichen Entwurf hat die dem Reichstag unterbreitete Vorlage Verschärfungen unter anderem dahin erfahren, daß die normale Grenze für die Beschäftigung fremder über zwölf Jahre alter Kinder in Werkstätten auf drei Stunden herabgesetzt ist, während sie ursprünglich auf vier, ausnahmsweise auch auf sechs Stunden bemessen werden sollte. Nur während der Schulferien gestattet das neue Gesetz noch eine vierstündige Beschäftigung. Die Beschäftigung eigener Kinder unter zwölf Jahren in Wohnungen oder Werkstätten für dritte wurde in dem jetzigen Regierungsentwurf ganz untersagt. Festgehalten hat der Bundesrat an der grundsätzlichen Beschränkung des neuen Kinderschutzgesetzes auf die im Sinne der Gewerbeordnung als gewerblich zu betrachtende Kinderarbeit. Sowohl die häuslichen Dienstleistungen wie die Beschäftigung der Kinder in der Landwirtschaft bleiben demnach gänzlich unberührt.

Bisher beschränkte sich der Kinderschutz auf die in Fabriken tätigen Kinder. Die Kinderarbeit ist in gewissen, besonders gesundheitsgefährlichen Betrieben gänzlich untersagt, desgleichen für alle Kinder, die das dreizehnte Jahr noch nicht überschritten haben oder noch schulpflichtig sind. Als allgemeine Regel ist demnach das Verbot der Fabrikarbeit von Kindern unter vierzehn Jahren zu betrachten. Junge Leute von vierzehn bis sechzehn Jahren dürfen höchstens zehn Stunden und nicht nachts beschäftigt werden. Die jetzt zur Durchführung kommende Neuregelung bezieht sich gleichfalls im allgemeinen auf die schulpflichtigen Kinder. Sie gibt die gewerbliche Beschäftigung eigener Kinder frei in Gast- und Schankwirtschaften, sowie zum Austragen von Waren und bei sonstigen Botengängen. In beiden Fällen aber können durch Polizeiverordnung Beschränkungen verfügt werden. Jedoch gilt die Freigabe nur, wenn es sich um die Beschäftigung im

Betriebe oder Auftrage der Eltern beziehungsweise der ihnen gleichgestellten Personen handelt; sobald die Arbeit für dritte ausgeführt wird, gelten die Bestimmungen über die Beschäftigung fremder Kinder. Mit derselben Einschränkung dürfen eigene Kinder in Werkstätten, sowie im Handels- und Verkehrsgewerbe vom zehnten Jahre bei Tage beschäftigt werden, sofern es sich nicht um den in der Vorlage bedeutend erweiterten Kreis von gesundheitsgefährlichen Betrieben handelt, in denen die Kinderarbeit überhaupt untersagt ist. Fremde Kinder unter zehn Jahren dürfen überhaupt nicht beschäftigt werden, über zehn Jahren zu Botengängen bei Tage drei Stunden, über zwölf Jahren vier Stunden, jedoch nicht vor dem Vormittagsunterricht. Bei fremden Kindern unter zwölf Jahren ist die Beschäftigung in Werkstätten, im Handels- und Verkehrsgewerbe und in Gastwirtschaften untersagt. Aeltere Kinder dürfen bei Tage, jedoch nicht vor dem Vormittagsunterricht, drei Stunden, während der Schulferien vier Stunden beschäftigt werden. Von jeder Beschäftigung fremder Kinder hat der Arbeitgeber der Polizeibehörde schriftliche Anzeige zu erstatten, worauf ihm eine Arbeitskarte ausgestellt wird.

Soweit die Grundbestimmungen betreffs der zugelassenen Arbeitszeit in den hauptsächlichen Betriebsarten, die durch eine Reihe von Bestimmungen über die Zulassung weiterer Beschränkungen oder Ausnahmen, die Strafen und namentlich die ziemlich weitherzigen Uebergangsbestimmungen für die ersten Jahre vervollständigt werden. Ueber die Notwendigkeit eines verstärkten Kinderschutzes, insbesondere in der Hausindustrie und beim Warenaustragen, herrscht heute wohl kein Streit mehr. Auch wird nach den gesammelten Erfahrungen trotz aller grundsätzlichen Bedenken kaum mehr ein starker Widerspruch gegen die geplanten Eingriffe in das Familienleben erhoben werden. Die gewerblichen und sozialen Verhältnisse haben sich nun einmal derartig gestaltet, daß ohne gesetzliche Beschränkungen der gewerblichen Beschäftigung eigener Kinder nicht mehr ausgekommen werden kann, wenn man mit Nachdruck und Erfolg die wichtigsten Interessen der Volksgesundheit und Volkskraft wahren will. Die Vorlage des Bundesrats verfuhr bei diesen Eingriffen durchaus vorsichtig und trug sowohl den grundsätzlichen Bedenken, wie der Schwierigkeit einer wirksamen Kontrolle soweit Rechnung, wie es überhaupt möglich ist, wenn man nicht für den größten Teil der gewerblich tätigen Kinder auf einen gesetzlichen Schutz von vornherein verzichten will.

Der Reichstag hat bei seiner ersten Lesung des Entwurfs die vom Bundesrat ausgeübte Vorsicht in manchen Punkten als zu weitgehend erachtet und seine Kommission hat demgemäß, wie schon bemerkt, in manchen Punkten verschärfend eingegriffen. In grundlegenden Fragen, wie der Ausdehnung des Gesetzes auf die in der Landwirtschaft beschäftigten Kinder, hat sie jedoch aus praktisch-politischen Gründen davon abgesehen, Forderungen aufzustellen, die nach der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstags und der Haltung der Mehrheitsparteien auf Erfüllung nicht rechnen konnten. Sicherlich wäre es dringend erwünscht gewesen, die Wohltaten des Gesetzes allen Kindern zuteil werden zu lassen, aber wie die Dinge heute einmal in unserer politischen Welt liegen, würde derjenige, der

seine Zustimmung zu dem Gesetz von einer weiteren Ausdehnung abhängig gemacht hätte, nur das Zustandekommen des ganzen Gesetzes verhindert und dadurch auch jenen Kindern den ihnen in Aussicht gestellten Schutz genommen haben, die heute in das Gesetz einbezogen sind. Man darf sich nun einmal der Erkenntnis nicht verschließen, daß gerade auch die Freunde eines möglichst ausgedehnten Kinderschutzes ihre Wünsche und Forderungen einstweilen beschränken müssen, hätten sie nicht eine Vertagung der Reform auf unbestimmte Zeit herbeiführen wollen. Insbesondere wäre es aussichtslos gewesen, schon jetzt eine Ausdehnung des Gesetzes auf die in der Landwirtschaft beschäftigten Kinder erzwingen zu wollen, so begründet dieses Verlangen an sich auch sein mag. Die Klippe ist vom Reichstag in der üblichen Weise durch eine unverbindliche Erklärung in Form einer Resolution umschifft worden, die dahin geht, den Reichskanzler zu ersuchen, mit den Landesregierungen in Verbindung zu treten behufs Erhebungen über den Umfang und die Art der Lohnbeschäftigung von Kindern in der Landwirtschaft und deren Nebenbetrieben. Aus dieser Resolution liest die Linke eine indirekte Anerkennung der Berechtigung ihres Verlangens nach Kinderschutz in der Landwirtschaft heraus, während die Mehrheit sich über den platonischen Charakter des Beschlusses freut, so daß einer einstimmigen Annahme nichts im Wege stand. Erfüllen die Regierungen das einmütig ausgesprochene Verlangen, so wird sich zeigen, wo und in welchem Umfange das Eingreifen der Gesetzgebung zum Schutze der Landkinder geboten ist.

Zu den Erweiterungen des Kinderschutzes, die in der Kommission vorgenommen sind, gehört eine Vermehrung derjenigen Betriebe, in denen die Kinderbeschäftigung überhaupt verboten ist. Wesentlich ist auch die neue Bestimmung, daß die Beschäftigung beim Austragen von Waren und sonstigen Botengängen bis zum zwölften Lebensjahre verboten ist. Diese Heraufsetzung des Schutzalters ist daher so bedeutsam, weil nun nicht nur dieses Austragen an und für sich für die jüngeren Kinder ausgeschlossen ist, sondern vor allen Dingen den Arbeitgebern die Gelegenheit genommen ist, die Kinder unter dem Namen von Laufburschen einzustellen und dann unter dem Schutz des Gesetzes „gelegentlich" zu jeder beliebigen Arbeit auszubeuten. Auch bezüglich der nötigen Ruhe für die Kinder ist die Kommission radikaler vorgegangen, als die Regierung es in ihrem Entwurf gewagt hatte.

Die Verbesserungen des Entwurfs, die in der Kommission vorgeschlagen und vom Plenum des Reichstags beschlossen worden sind, erfolgten wesentlich auf Anregungen von Abgeordneten, die dem Lehrerstande angehören. Auf diese Kreise wird man auch bei der Durchführung des Gesetzes ganz besondere Rücksicht zu nehmen haben. Die Kontrolle der Durchführung des Gesetzes wird sich schwierig genug gestalten und wohl nicht selten wirkungslos bleiben. Nichts wäre aber bedenklicher, als wenn wir uns in der sozialpolitischen Gesetzgebung auf den in manchen anderen Staaten beschrittenen Weg begeben wollten, sich an großen sozialreformatorischen Fortschritten zu erbauen, um die Gesetze dann lediglich auf dem Papier stehen zu lassen. Deshalb wird es zu den wichtigsten Problemen des Kinderschutzes gehören, die gesetzlich festgelegte Kontrolle in durchaus wirksamer Weise durchzuführen. Mit

Recht hat sich die Lehrerschaft aus eigenem Antriebe durch ihre sozialpolitischen Vertreter dazu gemeldet, diese Aufgabe zu übernehmen, zu deren Lösung sie ebensowenig zu entbehren ist wie für die Einleitung der Fürsorgeerziehung. Erfreulicherweise hat Graf Posadowsky bei der ersten Vertretung des Gesetzes im Reichstag erkennen lassen, daß die Regierung diese Ansicht teilt. Nur würde man gern von derselben Stelle öffentlich näher darüber unterrichtet worden sein, wie die Ausübung der Kontrolle im einzelnen gedacht sei, damit von Anfang an eine Gewähr für die Wirksamkeit des Gesetzes geboten ist.

Es ist ein bedeutsames Werk, das mit dem neuen Kinderschutzgesetz durchgeführt werden soll. Der Kinderschutz stand mit Recht am Anfang aller modernen sozialpolitischen Gesetzgebung. Sowohl die ersten unwirksamen Versuche in England von 1802 bis 1831, wie das erste wirklich erfolgreich eingreifende Gesetz dieses fortgeschrittensten Industrielandes im Jahre 1833 befaßten sich mit dem Kinderschutz; doch hat man sich dort, wie in allen anderen Kulturländern, im wesentlichen auf den Schutz der in Fabriken und fabrikartigen Anlagen beschäftigten Personen beschränkt. Auch Preußen begann seine Arbeiterschutzgesetzgebung im Jahre 1839 mit dem Kinderschutz. Heute nun macht das Deutsche Reich als erster Staat auf diesem Gebiete einen großen, neuen Schritt vorwärts. Es tritt nicht nur an das so ungemein schwer zu bearbeitende Feld der Hausindustrie heran, sondern unternimmt zugleich, auch in den Familienbetrieb mit der energischen Hand seiner sozialen Gesetzgebung einzugreifen — ein kühnes, in den modernen Sozialgesetzen ohne Vorbild dastehendes Vorgehen, welches sogar deutschen Sozialdemokraten seinerzeit das Geständnis abgezwungen hat, daß die deutsche Sozialpolitik fortschrittlicher und zielbewußter sei, als es selbst die des sozialdemokratischen Gewerbeministers bei unseren westlichen Nachbarn zu sein gewagt habe. Mögen die Einzelbestimmungen auch noch so sehr der sorgfältigen Nachprüfung bedürftig gewesen sein — die ganze Vorlage an sich ist mit ihren durchaus neuen Grundzügen eine mutige Tat, die der Sozialpolitik Deutschlands aufs neue eine führende Rolle vor der aller anderen Länder gibt und ihr ein in hohem Grade ehrendes Zeugnis ausstellt.

Es ist nicht lange her, daß man gesetzliche Eingriffe in das Familienleben, wie sie in dem vorliegenden Gesetz unternommen werden, für unmöglich erklärt hat; heute geht die Rücksicht auf die körperliche und moralische Gesundheit weiter Volkskreise in diesem Punkte über die individuelle Freiheit hinweg, wenn diese mißbraucht wird und mit einer Gefährdung des Wohles zahlreicher Gesellschaftskreise verbunden ist. Für die praktische Sozialpolitik bedeutsam und bahnbrechend sind die Bestimmungen über den Schutz der in der Familie beschäftigten Kinder insbesondere noch dadurch, daß sie Gesetzgebung und Verwaltung in nähere Berührung mit der Hausindustrie bringen und dadurch vermutlich eine weitere Ausdehnung des Schutzes der Heimarbeiter anbahnen werden.

Ueber den Einfluß der Mittelschule auf unseren Volkstypus.

Dr. A. Vierkandt.

In jeder Gesellschaft werden gewisse Eigenschaften des Charakters und der Intelligenz durch die herrschenden Verhältnisse begünstigt und teilweise gezüchtet. Für die Vererbung solcher Eigenschaften kommt die Wirksamkeit der natürlichen Auslese, für ihre Entwicklung während der Lebensdauer des einzelnen der Einfluß der Umwelt in Betracht. Individuen, die solche Eigenschaften nicht oder nicht in hinreichendem Grade besitzen, sterben, ohne zur Aufzucht einer Nachkommenschaft zu kommen, oder behaupten sich bei höher gesitteten Völkern weniger in den höheren Schichten und gelangen weniger in einflußreiche Stellungen. Dies letztere ist für den zweiten Faktor, nämlich den Einfluß der Umwelt, von Wichtigkeit. Bei diesem handelt es sich nämlich nicht bloß um die direkte Einwirkung der äußeren Lebensbedingungen, sondern auch um die Anschauungen der Gesellschaft, die das Wesen jedes ihrer Mitglieder vermöge der Wirksamkeit der Autorität, Suggestion und Nachahmung stark beeinflussen. Das letztere geschieht aber nicht bloß durch die natürliche Wirksamkeit der Erziehung, sondern es spielt auch die soziale Schichtung dabei eine Rolle, weil die höheren Schichten am meisten tonangebend sind. Lebt, um ein Beispiel anzuführen, ein Volk in kriegerischen Verhältnissen, so wird in ihm die kriegerische Gesinnung nicht bloß durch Ausmerzung der ängstlichen Naturen, sondern auch durch die fortwährende Uebung der Tapferkeit und durch den suggestiven Einfluß der angesehensten und zugleich tapfersten Menschen gefördert. Den ethischen Lebensidealen entsprechen diese Durchschnittseigenschaften und entspricht demgemäß auch die in Rede stehende Wirksamkeit bekanntlich häufig nicht. So sehen wir auch heute bei uns in unerfreulicher Weise gewisse Eigenschaften gedeihen: einerseits auf dem Gebiet des Charakters eine gewisse Ellbogenmoral, die den Altruismus vorzüglich auf den engen Umkreis der Familie beschränkt und im übrigen im Wettbewerb ums Dasein sich rücksichtslos durchzusetzen sich bestrebt; andererseits auf dem Gebiet der Intelligenz eine Neigung zum mechanischen Drill, zur Routine, zur Schablonenhaftigkeit, die vorzüglich durch die Tendenz zum Zentralisieren und Nivellieren, durch die wirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Einrichtungen begünstigt wird.

Da die Schule mitten im Zusammenhang des ganzen Lebens steht, so muß man von vornherein erwarten, daß sie den in einer Gesellschaft einmal herrschenden Typus ebenfalls begünstigt und eventuell in derselben unerfreulichen Weise wie diese überhaupt umgestaltend und züchtend wirksam ist. Unter diesem Gesichtspunkt sollen hier kurz einige wichtige durchschnittliche Einwirkungen, die unsere heutigen Mittelschulen auf den Geist ihrer Zöglinge ausüben, betrachtet werden. Auf den Zusammenhang mit dem sozialen Leben weisen wir von vornherein hin, um die Betrachtung einerseits vor unnötiger Schärfe zu bewahren und sie andererseits um so eindringlicher zu machen. Fehler einer ganzen Zeit darf man dem einzelnen nicht zu hoch anrechnen; aber man muß sie um so ernsthafter nehmen, man muß den Angriff

gegen die ganze Position, nicht gegen einen einzelnen Posten richten und sich vor übertriebenem Glauben an die Möglichkeit unmittelbaren Erfolges bewahren. — Erstens wird eine gewisse Unselbständigkeit der Zöglinge durch unser heutiges Mittelschulwesen begünstigt. Dieses stimmt dabei vollständig mit den allgemeinen Zuständen überein, bei denen sich ja auch vor allem staatliche Bevormundung, Streben nach Korrektheit, Strebertum und eine wohl hauptsächlich durch die Uebermenge des Stoffes veranlaßte gedankenlose Unterwerfung unter die geistigen Moden als bemerkenswerte Züge in dieser Beziehung dem Betrachter aufdrängen. Unser Schulwesen begünstigt diese Unselbständigkeit zunächst durch die heute bekanntlich in der Regel recht strenge Schulzucht, die sich nicht bloß auf die an sich wertvollen Dinge, sondern auch auf mancherlei erstreckt, was, wie das unbedingte Stillsitzen, die Enthaltsamkeit von unerlaubtem Nachhelfen der Mitschüler, nicht an sich verwerflich, sondern nur als technische Grundlage des Schulbetriebes von Bedeutung ist. Dazu kommt ein aus sogleich zu erwähnenden Gründen heute unter den Schülern im allgemeinen verbreitetes Streben nach Weiterkommen in der Schule, das gelegentlich schon an das Strebertum der Erwachsenen erinnern kann. Das Ergebnis ist häufig eine Art von Fügsamkeit, die etwas Scheues und Liebedienerisches an sich hat und der natürlichen Ungefügigkeit der Jugend reichlich fern steht. Vielleicht schlimmer ist, daß im Unterricht selbst der Schüler heute fast nie mehr sich selbst überlassen wird. Eine unbarmherzige Nivellierungstendenz verlangt, daß jeder Schüler auf jedem Gebiet wenigstens genügende Leistungen aufzuweisen habe. Der Lehrer setzt für die Erreichung dieses Zieles meist seine ganze Energie ein und erreicht es natürlich um so leichter, je mehr er sein Material sklavisch an bestimmte Marschrouten bindet, je weniger er es sich selbst überläßt. Die Unmenge des geistigen Stoffes, der als Bildungsstoff ohne Schonung verdaut werden soll, bildet dabei in der Schule schon einen ebenso großen Uebelstand wie später im Leben.

Zweitens erzeugt unsere Mittelschule bei ihren Zöglingen in der Regel einen unerfreulichen Zustand der Gleichgültigkeit und verdrossenen Arbeitsunlust. Die Zöglinge, die voller Frische und Freudigkeit in die untersten Klassen eintreten, verlassen die oberste meist in einem Zustande einer gewissen Blasiertheit und Apathie. Es ist sachlich kaum übertrieben, wenn Ellen Key einmal sagt: „Der Schule der Jetztzeit ist etwas gelungen, das nach den Naturgesetzen unmöglich sein soll: die Vernichtung eines einmal vorhanden gewesenen Stoffes. Der Drang nach Selbsttätigkeit und die Beobachtungsgabe, die die Kinder dorthin mitbringen, sind nach Schluß der Schulzeit in der Regel verschwunden, ohne sich in Kenntnisse oder Interessen umgesetzt zu haben.“ Freilich fordert die Gerechtigkeit den Zusatz, daß dieses Herabsinken von der ursprünglichen Jugendfrische überall einen tragischen Zug der menschlichen Natur bildet. Geht es doch bei uns dem jungen Arzt oder Oberlehrer, der voller Freudigkeit in seinen Beruf eintritt, in der Regel kaum besser. Es liegen aber in unseren heutigen Schulzuständen noch besondere Gründe für diese Erscheinung. Einen davon haben wir bereits berührt: es ist der Zwang für den einzelnen, sich für alles unabhängig von seiner Neigung zu

interessieren. Allerdings gestatten die Vorschriften der Schulverwaltung sogenannte Kompensationen, wodurch ungenügende Leistungen durch gute in einem anderen Fache aufgewogen werden können, allein der Lehrer strebt, in der Regel wohl in Uebereinstimmung mit den Anschauungen an höherer Stelle, danach, daß solche Kompensationen nicht erst erforderlich sind. Daß ein Knabe aber sich an einem Tage z. B. für drei verschiedene Sprachen, für einige mathematische Lehrsätze und einen geschichtlichen Stoff gleichmäßig interessieren soll, das ist wohl im allgemeinen kaum zu erwarten. Ein weiterer Grund liegt in derjenigen Tatsache, die Rudolf Lehmann in seinem Buche: „Erziehung und Erzieher" als Zurücktreten des Kollektivunterrichtes bezeichnet. Ein großer Teil der Unterrichtszeit wird mit Kontrollen über häusliche Tätigkeit und über die Leistungsfähigkeit überhaupt ausgefüllt, mit Wiederholungen, Prüfungen der schriftlichen Hausarbeiten, mit der Durchnahme des präparierten Stoffes in den Schriftstellern — alles Tätigkeiten, bei denen in der Regel längere Zeit hindurch nur wenige einzelne beschäftigt werden — und endlich mit Klassenarbeiten. Die letzteren, bei denen der einzelne hermetisch von seiner Umgebung isoliert wird, sind überall da, wo auf den Ausfall der Arbeiten von Schülern und Eltern großer Wert gelegt wird, eine peinliche Sache und auch sonst fehlt ihnen das Erfrischende der Gemeinsamkeit; noch mehr gilt das letztere von den übrigen genannten Tätigkeiten, bei denen der größte Teil der Schüler nicht interessiert ist. Volle Teilnahme kann man von diesen überhaupt nur da erwarten, wo erstens wirklich etwas Neues geleistet wird, der Schüler also durch seine Tätigkeit sich einen Gewinn erarbeitet, und wo zweitens alle gleichmäßig herangezogen werden und sich gefördert fühlen, und wo das Ineinandergreifen und Ueberbieten der einzelnen einen erfrischenden Reiz bildet.

Damit hängt dann zusammen, daß unser Schulwesen bekanntlich alles andere eher als Persönlichkeiten bildet. „Die Zeit ruft nach Persönlichkeiten, aber sie wird vergebens rufen, bis wir die Kinder als Persönlichkeiten leben und lernen lassen, ihnen gestatten, einen eigenen Willen zu haben, ihre eigenen Gedanken zu denken, sich eigene Kenntnisse zu erarbeiten, sich eigene Urteile zu bilden; bis wir mit einem Worte aufhören, in den Schulen die Rohstoffe der Persönlichkeiten zu ersticken, denen wir dann vergebens im Leben zu begegnen hoffen." Diese Worte Ellen Keys weisen schon auf den Zusammenhang dieser Erscheinung mit der entsprechenden des öffentlichen Lebens hin; aber freilich nur in der einen Richtung, während doch der Zusammenhang auch in der anderen auf der Hand liegt. Der Lehrer selbst ist heute mit Vorliebe gleich dem Direktor und dem Aufsichtsbeamten korrekter Lehrbeamter, der seine Stunden mit peinlicher Pünktlichkeit nach dem Schlage der Uhr erteilt, seine Listen mit großer Sorgfalt führt und sich über die erfreulichen Ergebnisse seines Unterrichtes durch glatte Zensurzusammenstellungen jederzeit befriedigend auszuweisen vermag. Seine Seele ist meistens nicht bei seinem Geschäfte, weil er nicht als Persönlichkeit, sondern nur als Typus wirken kann, weil dasjenige, was er etwa von Haus aus als Persönlichkeit mitgebracht hat, durch die geistige Atmosphäre, in der er lebt, bald erstickt wird. Wie sollte er Persönlichkeit zu wecken oder auch nur zu wahren bemüht sein?

Er verlangt, daß jeder Schüler in jedem Fach genau das Nämliche leistet, daß jeder sich dem Rigorismus der Schulzucht, die dem natürlichen Triebe so oft zuwider ist, in gleicher Weise einfügt: „Man lobt den Fleißigen, ob er gleich die Sehkraft seiner Augen, oder die Ursprünglichkeit und Frische seines Geistes mit diesem Fleiße schädigt." (Nietzsche.) Man tadelt und bestraft denjenigen, der den natürlichen Sinn für Kameradschaftlichkeit nicht soweit in sich ertötet hat, um seinem Nachbar kein helfendes Wort zuzuflüstern. Das Ergebnis bedarf keines Wortes.

Einen vierten Uebelstand bildet ferner die Behandlung der unbegabten Elemente in der Schule. Freilich ist dieser Uebelstand lange nicht so weit verbreitet wie die bisher berührten; aber eine entsprechende Tendenz ist doch stellenweise nicht zu verkennen. Auch im sozialen Leben klagt man ja viel darüber, daß Geld und Geburt den Mangel an Begabung nur zu sehr zu ersetzen vermögen. Um so wichtiger wäre es, wenn wenigstens unsere Mittelschule ihr Material nach seiner Begabung kräftig siebte, das Unzulängliche davon nicht allzulange die Maschen der Versetzungen durchschlüpfen ließe. Vielfach ist man hierin gewiß strenge genug, zumal wo ein übermäßiger Andrang die Sichtung erleichtert. Stellenweise machen sich aber andere Einflüsse hemmend bemerklich. Zunächst eine falsche Humanität in Gestalt eines falschen Mitleids, sei es mit dem Vorwärtswollen des Schülers selbst, sei es mit dem unberechtigten Wunsche der Eltern, der entweder ihrer unzureichenden Einsicht oder einer verwerflichen Eitelkeit entspringt. Wieviel Unheil diese falsche Humanität auf dem Gebiet der Wohltätigkeit anrichtet, ist oft genug betont worden. An ihren verderblichen Einfluß auf die Gestaltung unseres Mittelschulwesens denkt man wohl seltener. Ferner kommt hier eine heute verbreitete Neigung in Betracht, die Statistik als Maßstab des Erfolges zu benutzen. Oeffentliche Bibliotheken glauben sich über das Segensreiche ihrer Wirksamkeit ausweisen zu können, wenn sie die Anzahl ihrer Benutzer oder diejenige der entliehenen Bücher aufzuzählen vermögen. Aehnlich gilt stellenweise die Frequenz unserer Schulen als eine Maßstab ihrer Güte. Auch dies läßt natürlich vor der wünschenswerten Strenge bei der Aufnahme und der Versetzung zurückschrecken. So waltet die Mittelschule ihres Amtes, eine Ausleserin der geistigen Kräfte zu sein, nicht immer in befriedigender Weise. Aber damit sind die schädlichen Folgen dieser Tendenz nicht erschöpft. Zunächst werden durch eine Begünstigung der schwachen offenbar die begabten Schüler geschädigt: das Niveau der Klasse wird herabgezogen; der Unterricht wendet sich vorwiegend den Schwächeren zu: die übrigen werden nicht bloß unzureichend angestrengt, sondern auch gelangweilt.

Ferner kommen dabei Einflüsse auf die Gesundheit in Betracht. Man betont ja heute die Verpflichtung der Schule, auf die Gesundheit ihrer Zöglinge zu achten, mit Recht; aber man übersieht dabei in der Regel, daß Freudigkeit und Befriedigung wichtige Hebel der Gesundheit sind. Für sie sorgt unser Unterrichtswesen wohl kaum übermäßig. Nicht nur dem Schüler fehlen sie aus denjenigen Gründen, die wir oben angedeutet haben, sondern ebenso oft auch dem Lehrer, der sich an seiner Stelle ebenfalls nicht so frei entfalten kann, wie er möchte. Und seine Stimmung wirkt in naheliegender Weise auf diejenige

seiner Zöglinge ein. Verschlimmert werden diese Dinge nun überall da, wo die eben angedeutete Begünstigung der Schwachen herrscht, wo Schüler ohne hinreichende Befähigung und Reife von einer Klasse in die andere mitgeschleppt werden. Dann müssen sie sich natürlich überanstrengen, wenn sie unter dem Druck ihres eigenen Ehrgeizes oder desjenigen ihrer Eltern Schritt halten wollen. Das Bestreben, mit schwachem Material befriedigende Ergebnisse zu erzielen, bringt aber noch einen anderen Uebelstand mit sich. Je mehr der Schüler merkt, daß er schließlich trotz aller Androhungen des Gegenteils doch ziemlich milde beurteilt und recht milde versetzt wird, desto mehr macht er sich mit der Vorstellung vertraut, daß er wohl auch ohne übermäßige eigene Anstrengung auf einen Erfolg mit einiger Wahrscheinlichkeit rechnen kann. Je intensiver der Lehrer sich mit dem schwachen Material abmüht, desto mehr läßt ein Teil seiner Schüler die Sache an sich herankommen. So gesellt sich zur Ueberanstrengung der schwachen Schüler leicht diejenige des Lehrers. Die nervösen Beschwerden sind im heutigen Oberlehrerstande wohl verhältnismäßig häufig. Wie sie aber den ganzen Unterricht beeinträchtigen, dem Schüler die Stunden unerfreulicher, reicher an Mißhelligkeiten machen und dadurch wieder seine eigene Freudigkeit und schließlich auch seine Gesundheit beeinträchtigen, bedarf kaum des Wortes.

Blicken wir zurück, so sehen wir also unsere Mittelschule eine Reihe charakteristischer Einwirkungen ausüben: sie fördert die Unselbständigkeit, die Gleichgültigkeit, unterdrückt die Persönlichkeit, unterläßt es, die Unbegabten auszumerzen und bedroht die Nerven ihrer Zöglinge. In solcher Verfassung entläßt sie ihre Schüler ins Leben und überträgt so ihre Wirkungen auf dieses, wie sie umgekehrt in Gestalt des Lehrermaterials und des Zustandes der Schulverwaltung selbst von diesem beeinflußt wird. Wir wiederholen: eben wegen dieses Zusammenhanges muß man sich davor hüten, seine Vorwürfe an die falsche Adresse zu richten. Eben seinetwegen ist auch der Kampf gegen die geschilderten Tatsachen doppelt schwer, aber freilich auch doppelt wichtig. Gewiß fehlt es an einem solchen, fehlt es an Heilkräften und an Ansätzen zu solchen in unserer Zeit nicht. Vielfach regen sich ja in ihr Vorboten und Anfänge eines gewaltigen Wandels, der den Glanz eines neuen Tages heraufzuführen uns verheißt: ein Verlangen nach Verjüngung, Sehnsucht nach der Natur, Sinn für Heimat und Bodenständigkeit, ein Bemühen, die Schönheit ins tägliche Leben hineinzuführen, Verständnis für die natürliche Ungleichheit der Menschen, ein Bestreben, der Wirklichkeit ohne Dogma und Tradition ernsthaft ins Gesicht zu schauen — kurz ein Zug von Neuromantik, von Aristokratismus und Individualismus. Alle diese Tendenzen sind gewiß in Zukunft auch die Schule zu beeinflussen berufen. Daß sie öfters das Berechtigte in ihrer Ausgestaltung überschreiten, kommt dabei nicht in Betracht, denn das geschichtliche Leben bewegt sich bekanntlich in Pendelbewegungen und einen geradlinigen Fortschritt gibt es nur in Utopien. Aber freilich werden sie die Schule erst dann und in dem Maße bestimmen, in dem sie auch auf das Leben Einfluß gewonnen haben werden.

Politische Anthropologie.

(Eine Selbstanzeige.)

Dr. Ludwig Woltmann.

Es sei gestattet, an dieser Stelle auf mein soeben erschienenes Buch mit dem Titel „Politische Anthropologie“ hinzuweisen, das den Einfluß der Descendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker behandelt[1]). Die ursprüngliche Einleitung zu diesem Werk bestand aus einer kritischen Uebersicht über die Entwicklung der historisch- und politisch-anthropologischen Ideen. Da dieselbe aber zu umfangreich erschien, wurde sie von mir in der Absicht zurückgestellt, sie in erweiterter Form unter dem Titel „Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie“ in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen. Doch sind manche Ideen und Ausführungen dieser Einleitung in das Werk selbst übergegangen, dessen Inhalt und Ziele ich nicht besser wiedergeben kann, als es in den Sätzen der jetzigen Einleitung geschehen ist.

Eine Untersuchung über den Einfluß der Descendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung und Gesetzgebung der Völker ist gleichbedeutend mit der Begründung einer politischen Theorie auf naturwissenschaftlichen, d. h. biologischen und anthropologischen Erkenntnissen; denn die naturgeschichtliche Erforschung des Menschen und seiner Lebensbeziehungen belehrt uns über seine angeborenen, ererbten und erworbenen Kräfte und Eigenschaften und bringt den Nachweis, daß die Entwicklungsgesetze derselben die physiologische Grundlage aller politischen Einrichtungen, Tätigkeiten und Vorstellungen bilden, welche die Rassen des Menschengeschlechts in ihrem historischen Werdegang hervorgebracht haben.

Die biologische Geschichte der Menschenrassen ist die wirkliche und grundlegende Geschichte der Staaten. Statt ihrer machte man bisher fast allgemein die Entwicklung der politischen Einrichtungen und Ideen in einseitigster Weise zum Gegenstand historischer Untersuchungen, während man darüber die realen Menschen selbst, die leibhaftigen Rassen, Familien und Individuen als organische Erzeuger und Träger der politischen und geistigen Geschichte gänzlich vergaß.

Die vergleichende Rechtsgeschichte hat es andererseits mit Erfolg unternommen, den natürlichen Ursprung der Familie, der Stände und der Staatsformen, sowie der privaten und öffentlichen Rechtsbeziehungen auf den verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Kultur zu erforschen. Es ergibt sich daraus mit Notwendigkeit das wissenschaftliche Problem, die kriegerischen und geistigen Leistungen der Staaten aus der physiologischen Eigenart und Ungleichheit der sie zusammensetzenden Rassen zu erklären. Die Menschenrassen sind aber denselben allgemeinen biologischen Naturgesetzen der Veränderung und Vererbung, Anpassung und Auslese, Inzucht und Vermischung, Vervollkommnung und Entartung unterworfen, wie alle anderen Organismen der Tier- und Pflanzen-

[1]) Thüringische Verlagsanstalt Eisenach, 1903. Preis 6 Mark, gebunden 7 Mark.

welt. Die physiologische Ausrüstung mit Organen, Instinkten und Begabungen und das Gesetz ihrer fortschreitenden und rückschreitenden Veränderung beherrscht das politische Schicksal der Rassen, Familien und Individuen in ausschlaggebender Weise. Die Verbindung der anthropologischen Naturgeschichte mit der politischen Rechtsgeschichte führt daher zu der umfassenden Aufgabe, näher zu ergründen, in welcher Weise die politischen Rechtseinrichtungen und Rechtsvorstellungen aus dem biologischen Prozeß der Rassen herausgewachsen sind, und in welchem Maße sie selbst auf die Blüte und den Verfall der Nationen fördernd oder hemmend eingewirkt haben.

Eine in diesem Sinne naturwissenschaftlich begründete Theorie der politischen Völkergeschichte muß erstlich evolutionistisch sein, d. h. die staatlichen Einrichtungen aus ihren ersten Anfängen und in ihren historischen Differenzierungen während der wichtigsten Epochen verfolgen; sie muß ferner biologisch sein, d. h. die Entwicklung der Staaten als sozial-psychische Lebenserzeugnisse organischer Wesen und ihres Verhältnisses zu einander und zur äußeren Natur erklären, und schließlich anthropologisch, indem sie nachweist, in welcher Weise und in welchem Grade die allgemeine Natur des Menschen und ihre besondere Gestaltung in Rasse und Genius die historische Entwicklungsgeschichte der Staaten beherrscht.

Der Gang der Untersuchung muß also zwei wissenschaftliche Forderungen zugleich erfüllen: einerseits sowohl die biologisch-anthropologischen wie die historisch-politischen Tatsachen darstellen, und andererseits den inneren ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden Tatsachenreihen in der allgemeinen und speziellen Geschichte der Völker und Staaten aufdecken.

In dem vorliegenden Werke, das sich die Untersuchung des genannten Problems zum Ziele setzt, behandeln die ersten vier Abschnitte die Physiologie und Pathologie der Rassenentwicklung, mit besonderer Berücksichtigung des Menschen, die folgenden fünf den gesetzmäßigen Zusammenhang derselben mit der politischen Geschichte und Gesetzgebung der Staaten, während im Schlußkapitel die Tendenzen und Lehren der wichtigsten politischen Parteien vom Standpunkt der historischen Anthropologie einer prinzipiellen Prüfung unterzogen werden.

Die Descendenztheorie ist die Lehre vom „Ursprung der Arten“. In ihrer Anwendung auf den Menschen erforscht sie nicht nur die stammesgeschichtliche Entstehung des Menschengeschlechts, sondern auch den „Entwicklungsprozeß der Rassen“. Dadurch erhält sie historische Bedeutung. Denn die Rassen setzen die Völker zusammen und in ihrem Zusammenwirken entstehen die Staaten auf der Grundlage der äußeren materiellen Existenzbedingungen. So rechtfertigt sich das Motto dieser Untersuchung, das die Weltgeschichte als einen „Teil der organischen Entwicklungsgeschichte“ bezeichnet.

Die „Biologie der Rassen“ hat die Ursachen und Gesetze ihrer Differenzierung und Anpassung, der Auslese und Vererbung, der Inzucht und Vermischung, der Vervollkommnung und Entartung zu erforschen. Bei dieser Gelegenheit sind alle Einzelprobleme der modernen

Entwicklungslehre näher zu erörtern und, soweit möglich, zu einer relativ gesicherten Lösung zu bringen. Denn je nachdem man z. B. die Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften anerkennt oder verwirft, je nachdem man der „Allmacht der Naturzüchtung“ oder den inneren im Organismus selbst gelegenen Entwicklungstendenzen alles zutraut, erhält die biologische Auffassung der politischen Geschichte einen ganz anderen, in mancher Hinsicht geradezu entgegengesetzten Charakter.

Veränderung und Vererbung der abgeänderten Eigenschaften beherrschen vornehmlich den „Rasseprozeß“. An sie knüpfen sich die genealogischen Vorgänge an, die eine Generation mit der anderen verbinden und dem Fortschritt oder Rückschritt der Organisation zu Grunde liegen. Die Zeugung ist eine erweiterte Form des Wachstums, die sich bei höher organisierten Wesen als „Kontinuität des Keimplasmas“ darstellt. Im Keimplasma sind alle Eigenschaften und Fähigkeiten der Lebewesen vorher bestimmt und morphologisch in gesetzmäßig geformten und gelagerten Erbstücken deponiert. Abänderungen in den Organismen können nur dann sich vererben, wenn sie in analoger Weise Abänderungen im Keim hervorrufen. Das geschieht aber in den seltensten Fällen. Meist sind jene Abänderungen selbst auf Grund von Keimanlagen „erworben“ worden; und die meisten erblichen für die Entwicklung entscheidenden Variationen sind blastogenen Ursprungs, d. h. im Keime selbst entstanden.

Es besteht ein physiologischer Zusammenhang zwischen Keimvariation und Aenderung der Organismen, indem die Personalauslese die variierenden Keime zu einer Germinalauslese bringt, wodurch eine Parallelität der Eigenschaften zwischen Keim und Organismus herangezüchtet wird. Je strenger diese Parallelität ist, um so intensiver ist der erbliche Fortschritt; je mehr sie gelockert wird, um so eher und tiefer greifend tritt eine Entartung ein.

Da die allgemeinen biologischen Entwicklungsfaktoren auch für den Ursprung und die Entwicklung des menschlichen Organismus gelten, ist die Anthropologie als ein Spezialfall der Biologie anzusehen. Die natürlichen Varietäten des Menschengeschlechts gliedern sich, wie bei allen höheren Tieren, in die morphologischen Unterschiede der Rassen, Geschlechter und Altersstufen. Die Rassen sind als naturgeschichtliche Bildungen von den „Völkern“ zu unterscheiden, die einen politischen und sprachlichen Charakter tragen. Die Völker sind meist aus zwei oder mehreren Rassen infolge historischer Vorgänge zusammengesetzt, und es ist Aufgabe der Anthropologie, die reinen Rassetypen und ihre Mischprodukte nach Art und Grad aus den Bevölkerungen herauszufinden. Um diese Aufgabe zu lösen, sind die genealogischen Vorgänge in den Familiengeschichten näher zu untersuchen. Die Frage nach der „Kontinuität der Rassen- und Familientypen“, der vaterrechtlichen und mutterrechtlichen Vererbungsbestimmungen, sowie der Vererbungserscheinungen der einzelnen Organsysteme bei der Vermischung der Rassen ist dabei einer genauen Zergliederung zu unterziehen. Denn bei der Aufeinanderfolge der Geschlechter innerhalb derselben Rasse, ganz besonders aber bei Mischvölkern, ist es für das Schicksal der Staaten von entscheidender Bedeutung, ob die physischen und geistigen Eigenschaften unverändert,

verschlechtert oder verbessert von den Eltern auf die Kinder übertragen werden.

Für Abänderungen der Rassen- und Familientypen kommen die Vorgänge der Inzucht und Vermischung in erster Linie in Betracht. Prüft man die Erfahrungen der Tier- und Pflanzenzüchter, so ergibt sich als übereinstimmendes Ergebnis, daß sowohl extreme Inzucht, wie extreme Kreuzung schädlich sind, daß dagegen kurzdauernde engere Inzucht die Typen verfeinert und befestigt und Kreuzung zwischen wenig verschiedenen Varietäten die Konstitution und das Temperament verbessert. Dasselbe Gesetz gilt auch für die Menschenrassen. Stämme derselben Rassen können sich ohne Nachteil untereinander vermischen, während die Kreuzung verschieden gearteter Rassen in den meisten Fällen zu einer Verschlechterung führt. Andere Ursachen der Rassenentartung sind Rückschläge, erbliche Krankheiten und ganz besonders die Panmixie, d. h. der Mangel an natürlicher Auslese. Eine ganze Menge organischer Entartungen des Kulturmenschen ist auf das Fehlen der physischen Auslese zurückzuführen, was um so verderblicher wirkt, wenn erbliche Krankheiten durch künstliche Erhaltung der Träger und durch Inzucht gesteigert werden. Mangel an natürlicher Zuchtwahl ist daher die wichtigste Ursache für die erbliche Verschlechterung und den physischen Niedergang der Rassen.

Da der Mensch ein Geschöpf der organischen Welt ist, so müssen auch in seiner sozialen Geschichte die organischen Grundgesetze wirksam sein. Die „Gesellschaft" ist ein physiologisches Erzeugnis des Organismus, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal sind auf den untersten Stufen des Lebens Zellen oder einzelne Organismen miteinander physiologisch verbunden, wie bei den Geißeltierchen und Röhrenquallen. Hier ist Gesellschaft und Organismus noch nicht getrennt. Vorübergehend wird dieser Zustand von den höheren Tieren im Keimzustande und während des fötalen Lebens wiederholt. Andererseits hängt die Entwicklungsstufe des Gesellschaftslebens von der organischen Struktur der Organismen ab. Auf die Menschengeschichte angewandt, entsteht hier das Problem, den Zusammenhang von Rasse und Gesellschaft zu erforschen und zu zeigen, daß der Rassenprozeß als Grundlage des sozialen Kulturprozesses angesehen werden muß. Von den tierischen Gesellschaften unterscheiden sich die menschlichen durch die geistigen und ökonomischen Beziehungen, welche durch Entstehung der Sprache und des Werkzeugs, sowie der geistigen Erfindung und der Tradition verursacht werden. Es treten psychische und technische Faktoren in den Rasseprozeß ein, die ihn über den tierischen Rasseprozeß erheben, indem nun nicht mehr bloß eine Züchtung, sondern auch eine intellektuelle und politische Entfaltung der Rassen in Scene gesetzt wird, deren Inhalt die Kulturgeschichte ist.

Das Wachstum des Organismus über sich selbst hinaus durch technische und geistige Funktionen kann die Züchtung und Entfaltung der Rasse beschleunigen und fördern, aber auch in ungünstigen Fällen hemmen und zur Entartung führen, wenn die natürliche Auslese gestört wird, und wenn die geistigen und technischen Tätigkeiten, Anpassungen und Vererbungen mit den physiologischen Grundlagen in Widerspruch geraten.

Alle Kulturentwicklung ist ein Ergebnis persönlicher und sozialer Mächte; denn nur da, wo die idealen Ziele zugleich überlegene und überwältigende Mächte hinter sich haben, können sie bestehen und sich durchsetzen. Darum ist die ganze Kulturgeschichte als ein Kampf von Personen und Gruppen um Macht und Einfluß, als ein Kampf um die soziale Stellung aufzufassen, der in den intellektuellen Beziehungen der Menschen die Form eines Kampfes ums Recht annimmt.

Die sozialen Rechtsformen in denen die menschlichen Rassen ihre geistige und ökonomische Kultur entfalten, sind Familie, Stände und Staaten. Der physiologische Zusammenhang der aufeinander folgenden Generationen durch Fortpflanzung und Vermehrung erfordert eine Untersuchung der Entwicklungsformen der Ehe und eine Prüfung, wie weit diese Formen im Dienste der sexualen Zuchtwahl stehen. Die aus der Ehe erwachsende Familie ist die primitivste Herrschaftsform, die Herrschaft der Männer über Weiber und Kinder. In den Familienrechten steht die physische Vererbung der Eigenschaften von Eltern auf Kinder mit der Vererbung von sozialen Stellungen und materiellen Gütern in engster Verbindung. Die einzelnen Formen des Erbrechts bedürfen daher einer biologischen Kritik, wie weit sie der physischen Vererbung parallel laufen und ob sie die Auslese fördern oder hemmen.

Aus der Familie erwächst die Horde und der Stamm. Der soziale Daseinskampf, der schon in der Familie zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und heranwachsenden Kindern angedeutet ist, führt in der Horde zu größeren Differenzen von Herrschaft und Knechtschaft, zum Unterschied von Adel und Volk. Durch den Kampf der einen anthropologischen Gruppe mit der anderen wird der Schauplatz des sozialen Daseinskampfes erweitert. Die Unterwerfung der einen durch die andere Gruppe führt zur Sklaverei und zum Kastenwesen. Oft greifen derartige Absonderungen auch auf die eigene Rasse über, falls sich hier ökonomische Unterschiede gebildet haben. Die Stände- und Kastenbildung ist eine der fruchtbarsten Mechanismen der natürlichen Auslese. Nachfolgende Inzucht verstärkt ihre Wirkungen. Stände und Kasten werden aber zu einem Verderben für die Kulturentwicklung, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit geschonte, von unten aufsteigende Elemente in sich aufnehmen, wenn sie äußerlich erstarren und ihre Vorrechte künstlich erhalten, nachdem ihre inneren physiologischen Kräfte im Kulturprozeß verzehrt worden sind.

Der Mensch ist nicht nur ein soziales, sondern auch ein herrisches Tier. In seiner Herrschsucht ist der politische Charakter der Gesellschaften begründet. Es ist daher falsch, Staat und Gesellschaft in einen prinzipiellen Gegensatz zu bringen; denn in der primitivsten Gesellschaft sind schon staatliche Elemente vorhanden, d. h. überlegene Mächte einzelner oder von Gruppen, von denen Initiative und Direktive ausgeht. Selbst in der Familie sind derartige staatliche Elemente zu erkennen. Deutlicher machen sie sich in Adel und Männerbünden bemerkbar. Staatliche Organisation tritt am machtvollsten in die Erscheinung, wenn mehrere Stämme oder Rassen zusammenstoßen, namentlich dann, wenn die eine Rasse an Intelligenz und kriegerischen Fähigkeiten die andere überragt. Alle Politik ist anfangs eine äußere und entwickelt sich zu einer inneren infolge Fortdauer feindseliger Stimmungen und Handlungen von seiten der unterjochten Rassen.

Die Rassen sind in verschiedenem Grade zu politischen Aufgaben befähigt. Nur die „aktiven" Rassen sind Staatengründer. Die Staaten entstehen durch Herrschaft der aktiven über die passiven Rassen; sie zusammen ergeben den historischen Begriff der „Völker". Der Prozeß der Staatenbildung vollzieht sich durch einen äußeren und inneren Antagonismus von sozialen Gruppen, die meist auch anthropologische Gruppen sind, also verschiedenen Rassen oder mindestens verschiedenen Stämmen angehören. Auf denselben anthropologischen Grundlagen beruht die Entwicklung der öffentlichen Gewalten, des Königtums, der Volksvertretungen, der administrativen, militärischen und juridischen Einrichtungen. Die innere politische Entwicklung der Staaten ist ein fortwährender Differenzierungs- und Anpassungsprozeß an die wachsenden Aufgaben einer aufstrebenden Nation. Die Rechtseinrichtungen müssen sich als soziale Mechanismen der natürlichen Auslese bewähren, welche die tüchtigen Familien und Individuen zu den einflußreichen Stellungen erheben, die ihnen kraft ihrer Naturbegabung zukommen. Denn im Staate ist das auf Macht begründete Recht der soziale Ausdruck des physiologischen Selektionswertes.

Familien, Stände und Staaten sind die äußeren sozialen Formen, in denen sich die Anlagen und Bestimmungen des Menschengeschlechts verwirklichen. Aber diese Anlagen und Bestimmungen sind verschieden, je nach der Naturbegabung der einzelnen Rassen. Auf ihr beruht die abweichende Befähigung zur Kultur und zu den höchsten Leistungen in der Civilisation. Um die politische und geistige Geschichte des Menschengeschlechts zu verstehen, genügt es nicht, die Evolution der Gesellschaftsformen zu erkennen und zu erforschen, wie weit sie von biologischen Ursachen und Gesetzen getragen werden, sondern es muß noch die anthropologische Methode hinzutreten, die aus der Eigenart und Ueberlegenheit einzelner Rassen und Personen spezifische Einflüsse auf die allgemeine biologische Entwicklung der Gesellschaftsformen und ihrer politischen und geistigen Leistungen herleitet. Denn in Rasse und Genius wird eine eigenartige Reihe von spezialisierten Naturkräften ausgelöst, die in den Kulturprozeß machtvoll gestaltend eingreifen.

Die physiologische Ausrüstung der einzelnen Rassen bezieht sich auf Fruchtbarkeit, Akklimatisationsfähigkeit, Lebensdauer, Körpergröße, Proportion, Kopf- und Gehirnorganisation. In den sozialen Verbänden können ihre physiologischen Ausrüstungen gesteigert oder vermindert werden, wobei als die wichtigsten sozialen Faktoren Inzucht und Vermischung, sowie negative und positive Auslese tätig sind. Auf den günstigen und schädlichen Wirkungen dieser sozialen Mechanismen beruht das Aufsteigen und Erschöpfen der Rassen, sowie die Blüte und der Verfall der Nationen.

Die führenden Stände und Kasten sind durch morphologische Merkmale vor den anderen ausgezeichnet, sei es, daß sie aus einer Auslese innerhalb derselben anthropologischen Gruppe hervorgehen, oder, wie es meistens der Fall ist, einer fremden überlegenen Rasse angehören. Bei Negern und Mongolen ist es hamitisches, semitisches und kaukasisches Blut, bei den Mittelländern nordeuropäisches Blut, das die höheren Stände zusammensetzt und dadurch die Bevölkerung auf ein höheres physiologisches Niveau erhebt.

Die anthropologisch höherwertigen „führenden Kasten" sind Träger und Erzeuger der politischen Macht und geistigen Kultur. Die ganze Geschichte der Civilisation hat eine rassen-anthropologische Grundlage, die vornehmlich in der nordeuropäischen Rasse sich zu ihren höchsten Leistungen gestaltet. Am wenigsten kulturfähig haben sich die Neger erwiesen, mehr die Mongolen und noch mehr die Mittelländer. Die einzige Rasse, die in allen ihren Zweigen zur Civilisation fortgeschritten ist, ist die germanische. Seit Jahrtausenden hat sie aus dem Norden ihre Scharen nach allen Weltrichtungen gesandt, und überall, wo machtvolle geistig hochstehende Staaten sich entfaltet haben, ist ein Einschlag ihres Blutes nachzuweisen. Sie allein ist zur Weltherrschaft und Weltcivilisation berufen.

Nur in großen Zügen kann ich hier den Gedankengang der Untersuchung andeuten. Hinsichtlich der Einzelheiten und der Beweisgründe muß ich auf das Buch selbst verweisen, in welchem nach systematischen Gesichtspunkten der Versuch gemacht wird, nicht vermittelst zweifelhafter psychologischer Deduktionen, sondern auf Grund exakter biologischer und anthropologischer Erkenntnisse die Bedeutung der Rasse für Geschichte und Völkerleben nachzuweisen.

Erwiderungen.

Entgegnung auf den Aufsatz: „Soziale und anthropologische Ideen in der Hygiene" in No. 11 der Revue. — In dem Aufsatze von Alexander Koch-Hesse über soziale und anthropologische Ideen in der Hygiene in No. 11 dieser Zeitschrift sagt der Verfasser mit sichtlichem Behagen, wie mir scheint: „Bei Besprechung von Möbius' „Stachyologie" stimmt Grotjahn, der selbst ein gutes Buch über die „Alkoholfrage" veröffentlicht hat, mit Möbius in der Warnung vor den törichten Uebertreibungen der Abstinenzler überein." Da solche und ähnliche Urteile über die Abstinenzler deren Arbeit zu beeinträchtigen und in Mißkredit zu bringen geeignet sind, wurde mir bereitwilligst von der Schriftleitung eine kleine Erwiderung gestattet. Mit den törichten Uebertreibungen der Abstinenzler meint man ohne Frage die Forderung, den Alkohol als Volksgetränk allmählich zu verbannen und abzutun. Freilich erklingt solche Forderung unseren trinkfrohen Deutschen noch als eine törichte, überspannte Idee. Daß aber auch Leute, welche einer voraussetzungslosen Wissenschaftlichkeit huldigen, sich von solchen Anschauungen nicht frei zu machen vermögen, ist nach meiner Ansicht recht bedauerlich, aber auch recht bezeichnend dafür, daß der Alkohol, speziell unser Nationalgetränk, das Bier, selbst hervorragende Wissenschaftler zu Philistern macht, die sich nur schwer über die Alltäglichkeit zu erheben vermögen. Was würde man denn zu den Chinesen sagen, wenn dieselben Vereine gründeten, deren Mitglieder weder selbst Opium nehmen noch verabreichen dürften und die es sich zum Ziele machten, den Opiumgenuß völlig zu unterdrücken? Wahrscheinlich würde man sagen: „Ja, Bauer, das ist auch ganz etwas anderes!" Aber ist es denn in der Tat etwas anderes? Unsere heutigen Physiologen stehen nach dem Vorgang von Fick, Brown-Séquard, von Bunge, Gaul und zahlreichen anderen wohl alle auf dem Standpunkte, daß der Alkohol ein ganz ähnliches narkotisches Gift, zwar milder, aber immerhin ein Gift sei, was neuerdings wieder durch die Experimente Kraepelins und seiner Schüler, durch Kassowitz und Chauveau in geradezu klassischer Weise bewiesen wurde. Wo also bleibt der Unterschied?

Ferner vergißt man, daß der mäßige Genuß des Alkohols, das Bestehen der Trinksitten, stets bei einer großen Zahl von Leuten zur Unmäßigkeit führt. Diese

Unmäßigkeit will man bekämpfen, die Trinksitte aber aufrecht erhalten. Nach meiner Ueberzeugung ist das ein Widerspruch. Wer das nicht einsieht, der hat die Experimente der Kraepelinschen Schule nicht verstanden und der ist blind gegen die Erfahrungen des täglichen Lebens. Der Alkohol ist ein Gehirngift, welches besonders die ethische Seite unserer geistigen Persönlichkeit lähmt. Wer also besonders empfindlich auf dieses Gift reagiert, der wird leicht die Herrschaft über sein besseres Ich verlieren. Es ist aber auch klar, daß eine häufige Lähmung der Gehirnteile, welche Sitz der ethischen Persönlichkeit sind, zu einer Schwächung derselben in der Regel führen muß. Daraus geht hervor, daß der Alkohol bei den einen Idiosynkrasie gegen seine Giftigkeit erzeugt, daß bei den anderen diese Idiosynkrasie mehr oder weniger von vornherein vorhanden ist. Diese Idiosynkrasie besteht in Unmäßigkeit und „pathologischer" Betrunkenheit. Es geht daraus ferner hervor, daß der regelmäßige Genuß alkoholischer Getränke stets bei einer großen Zahl von Menschen zur Unmäßigkeit, zur Sucht, notwendig führen muß, da sie den Trinksitten und der Gewohnheit gegenüber haltlos werden. Daraus folgt dann weiter, daß die Trinksitten abgeschafft werden müssen. Wie kann man das aber besser, als durch die „törichten" Forderungen der Abstinenzler? Ja, kann man das überhaupt anders? Ich behaupte nein. Und die Erfahrung gibt mir unbedingt recht.

Man schaue nur auf die Entwicklung der Alkoholfrage in Amerika, in Norwegen, in Finnland, in Island. Ueberall haben die „törichten" Forderungen der Abstinenzler ihr Volk dem Ziele näher, sogar ganz nahe gebracht. Nicht anders kommt es in England, wo es bekanntlich schon viele Millionen derartig „törichter" Abstinenzler gibt. Hat doch in England im vergangenen Jahre allein der Guttempler-Orden um zirka 16000 Mitglieder zugenommen, also die radikalste Antialkoholvereinigung, welche es gibt. Man redet zwar häufig vom englischen Spleen und amerikanischen Humbug. Aber anderseits weiß man auch, daß die Völker englischer Zunge sehr praktische Leute zu sein pflegen. Daß sie auch auf diesem Gebiete wirklich praktisch sind, haben sie längst bewiesen. Wie steht es aber in Deutschland? Es heißt immer, die Deutschen seien den „törichten" Forderungen der Abstinenzler nicht zugänglich. Ich erlaube mir, darin etwas modifizierter Ansicht zu sein. Richtig ist, daß die vornehmeren und gebildeteren Kreise den Abstinenzforderungen gegenüber sich im großen und ganzen noch ablehnend verhalten. Darüber kann man sich auch durchaus nicht wundern. Denn wo spielt die Sitte und Gewohnheit eine größere Rolle als dort! Dort wird jedes Abweichen von der hergebrachten Sitte als Taktlosigkeit und Unfeinheit gebrandmarkt. Diese Kreise sind, auch wenn sie einer voraussetzungslosen Wissenschaft angehören, durchaus konservativ. Anders ist es aber im Volk. Der deutsche Guttempler-Orden hat in wenigen Jahren — ich darf heute wohl sagen — 20000 Mitglieder geworben, während der deutsche Verein gegen den Mißbrauch es erst auf etwa 16000 Mitglieder während der dreifachen Zeit gebracht hat. Und wem sind die Erfolge zumeist zuzuerkennen, wenn man in Deutschland heute vorsichtiger zu trinken beginnt? Wer mit offenen und vorurteilsfreien Blicken in die Welt schaut, der kann darüber kaum im Zweifel sein. Nach meiner Ansicht kann es auch in Deutschland nur so kommen, daß die niederen Klassen in radikaler Weise den von wenigen hervorragenden Männern eingeleiteten Kampf aufnehmen und weiterführen, bis durch ihre Erfolge sich endlich auch die vornehmeren Kreise zu den Anschauungen der Abstinenzler bekehren. Aber lange dauert es noch, bis wir soweit sind; das ist sicher. Daß es aber solange dauert, daran sind die Voreingenommenheiten und Vorurteile in erster Linie schuld, in denen Männer der Wissenschaft befangen sind, und auf Grund deren man die berechtigten Forderungen als Torheit hinzustellen versucht.

Dr. G. H. Gerwin.

Berichtigung zur Monogamie der Germanen. — Wilser hat mich eines Irrtums überwiesen, und es liegt mir nun ob, die Tragweite desselben für meine sexualreformatorischen Gedanken festzustellen. Nach der älteren Auffassung, welche das Nomadentum als die regelmäßige Vorstufe des Ackerbaues betrachtete, hatte ich angenommen, daß die Germanen, bei denen von ihrem Eintritt in die Geschichte bis ins Mittelalter hinein Fleischkost die Pflanzennahrung überwog und also Viehzucht und Jagd ein größeres Kontingent zur Volksernährung beistellten als der Ackerbau, um die Zeit des Beginnes unserer Zeitrechnung im Zustande eines wirtschaftlichen Ueberganges begriffen und daher nicht allzuweit von der Periode des reinen Jäger- und Hirtenlebens entfernt gewesen seien, welche stets mit ausgesprochener Polygamie

zusammenfällt. Auf Wilsers Berichtigung hin besser informiert, erkenne ich das Irrige meiner Anschauung an. Die wirtschaftliche Verfassung, in der wir die Germanen um Christi Geburt antreffen, die sekundäre, aber immerhin wesentliche Bedeutung des Ackerbaues und die damit zusammenhängende Seßhaftigkeit, war nicht ein Zustand des Ueberganges, sondern der Stabilität, welcher seit der jüngeren Steinzeit ohne wesentliche Veränderung angedauert hatte. Wir haben daher keinen Grund, den Vorfahren der Germanen während dieser langen Periode, in der sich sicher ein guter Teil der progressiven Rassenbildung abgespielt hat, eine andere als die Eheform zuzusprechen, mit welcher sie in die Geschichte eintreten. Das war aber — wie Wilser richtig hervorhebt — die, wenn auch nicht ausschließliche, so doch vorwiegende Monogamie. Die altgermanische Monogamie hat sich also als eine der progressiven Rassenbildung durchaus förderliche Eheform erwiesen. Läßt sich daher ein gleiches auch von unserer, von der Monogamie der modernen Kulturvölker behaupten? — Das ist die Frage, auf deren Beantwortung es zur Kritik meiner Reformgedanken ankommt.

Ich habe die moderne Monogamie als ein absolutes Hemmnis jeder progressiven Rassenentwicklung hingestellt, weil sie den „virilen Auslesefaktor“ durch Bindung der Zeugungskräfte je eines Mannes an je ein Weib lahmlegt und hierdurch die Ehe zu einem für jede sexuale Auslese unbrauchbaren Instrument gestaltet. — Haben wir die gleiche Voraussetzung — Lahmlegung des virilen Auslesefaktors durch Bindung der Zeugungskräfte je eines Mannes an je ein Weib — auch in der altgermanischen Monogamie gegeben? — Ich beantworte diese Frage durch wörtliche Zitate aus einer auf der Höhe unserer Wissenschaft stehenden Darstellung des altgermanischen Rechtes. (Grundriß der germanischen Philologie, herausgegeben von Hermann Paul, 2. Auflage, III. Band, IX. Abschnitt. „Recht“ von Karl von Amira) Seite 161: „Durch ihr Recht auf Lebensgemeinschaft wie durch ihre Zugehörigkeit an den Mann unterschied sich die Ehefrau nicht nur von der „Friedel“, sondern auch von der im Hause gehaltenen „Kebse“ .... Einen Ehebruch konnte die Frau gegen den Mann, nicht aber der Mann gegen die Frau begehen. Der Mann konnte sogar mehrere Ehefrauen gleichzeitig haben (also rechtliche Polygamie, welche jedoch selten vorkam). Ferner Seite 164: „Das Rechtsverhältnis zwischen Vater und Kind .... war in der heidnischen Zeit nicht sowohl von der Geburt des letzteren in der Ehe, als von der Anerkennung des Kindes durch den Vater bedingt. Diese fand sichtbar dadurch statt, daß der Vater das auf dem Boden liegende Neugeborene aufhob oder das dargereichte an sich nahm.“ Die speziell skandinavischen Verhältnisse werden folgendermaßen charakterisiert, Seite 423: „Während von der Hausfrau unbedingte Treue verlangt wurde, war es vollständig gesetzlich, daß der Mann außer der Ehe zugleich mit einer anderen Frau zusammenlebte, sich eine Konkubine (frilla) hielt, und hierin sah die Zeit gar nichts Anstößiges .... Die Dauer der Verbindung hing vom Gutdünken des Mannes ab und die Behandlung, welche sie erhielt, war selbstverständlich nach den Umständen höchst verschieden. Des Vaters Verhältnis zu den Bastarden (laungetin born) war zum großen Teile abhängig vom Charakter der Hausfrau und ihrem Einfluß auf ihn, vom Stand der Konkubine, von der geistigen und körperlichen Entwicklung des Kindes u. s. w. ... Ist das Kind hübsch und entwickelt sich gut, so faßt der Vater ganz natürlich Liebe zu ihm, so daß er wünscht, es zu legitimieren (leida i aett), wodurch es erbberechtigt wurde; aber hierzu gehörte die Zustimmung des nächsten Erben. Hatte man diese erlangt, so ging die Handlung mit gewissen in den norwegischen Gesetzen genau vorgeschriebenen Formalitäten vor sich, wobei unter anderem bei einem zu dieser Veranlassung veranstalteten Gastmahl die Betreffenden, der eine nach dem andern in einen Schuh traten, welcher aus der Haut von dem rechten Vorderbein eines frisch geschlachteten dreijährigen Ochsen gemacht war. Dagegen stand es dem Vater“ (auch ohne Zustimmung der Erben) „frei, ein uneheliches Kind als das seinige anzuerkennen; schon hierdurch wurde dessen Stellung wesentlich verbessert und er konnte ihm bis zu einem gewissen Grad Geschenke machen“. Aus dieser Darstellung geht die Natur der altgermanischen Eheverhältnisse zur Genüge hervor. Wenn wir unter Ehe nur das Verhältnis der Geschlechter verstehen, welches die Frau zur Standesgenossin und dauernden Lebensgefährtin des Mannes macht und ihre Existenz wirtschaftlich sichert, so lebten die Germanen in zwar nicht ausschließlicher, aber doch vorwiegender Monogamie. Diese Monogamie hinderte aber den Mann keineswegs daran, mit mehreren Frauen, die er beliebig wechseln konnte, Kinder zu zeugen und diese als die seinigen anzuerkennen und zu erziehen. Daß von diesem Rechte ausgiebig Gebrauch gemacht wurde, geht fürs erste aus den männlichen Naturtrieben hervor, ferner daraus, daß die Sitte hierin nichts Anstößiges erblickte,

endlich aus den feststehenden Formalitäten, welche sich für den rechtlichen Akt der Anerkennung und Legitimierung unehelicher Kinder herausgebildet hatten. Die mächtigeren, kampftüchtigeren und daher reicheren Männer haben bei den Germanen je mehrere Frauen zur Kinderzeugung in Beschlag genommen und hierdurch den schwächlicheren, untüchtigeren Teil der Mannheit von der Zeugung ausgeschlossen. Der „virile Auslesefaktor" war bei der altgermanischen Form der Monogamie in voller Tätigkeit, während er durch die moderne Monogamie völlig brachgelegt wird. Und darum bieten die Züchtungserfolge der ersteren kein Argument gegen die Reformbedürftigkeit der letzteren.

Hat Wilser diesen Unterschied übersehen, oder glaubt er für die Germanen und ihre Vorfahren, entgegen dem Zeugnisse ihres aus unvordenklichen Zeiten stammenden Gewohnheitsrechtes, Monogamie auch in Bezug auf Kinderzeugung behaupten zu dürfen? — Ich will die Frage offen lassen und nur untersuchen, ob die von ihm vorgebrachten Belege irgend etwas für die Monogamie in der Kinderzeugung beweisen. Wilser weist vor allem darauf hin, daß die Vorfahren der Germanen seit der Steinzeit Ackerbau trieben und seßhaft lebten — jedoch wohl nur um mich zu berichtigen, und nicht um daraus ihre Monogamie abzuleiten — wären ja doch dann die seit Jahrtausenden ackerbauenden und seßhaften und noch heute polygam lebenden 400 Millionen Chinesen das sprechendste Gegenargument! — Weiter zitiert er einen Ausspruch Cäsars, welcher uns mitteilt, daß den Germanen sexuale Unberührtheit auch des Mannes als Tugend galt, daß sie aus möglichst lang erstreckter absoluter Enthaltsamkeit physische Kräftigung erwarteten und die Jungens, welche nicht bis zum 20. Jahr warten mochten, mit Schimpf und Schande belegten. — Dieses Verhalten gibt jedoch über die Frage gar keinen Aufschluß, ob die Germanen, wenn sie sich nach der Zeit der Anspannung und Enthaltung nun doch dem Sexualgenuß hingaben, dann der mono- oder polygynen Befriedigung ihrer Triebe huldigten. — Zeigt sich etwa, daß der Mann, welcher lange an sich gehalten und sich den Sexualgenuß erst in der Vollkraft seiner Entfaltung gestattet, dann mehr zur Monogynie hinneigt? — Ich möchte viel eher das Gegenteil behaupten. Die sicherste Erziehung zur Monogynie ist frühe Verheiratung, das heißt, frühe Verausgabung der sexualen Potenzen und Gewöhnung an monogynen Verkehr. Bis an die Grenzen der Spannungsmöglichkeit zurückgedämmt, erwacht dann viel eher die Sexualität zur vollen Naturkraft des polygynen Verlangens. — Endlich führt Wilser eine Stelle des Tacitus an, welche allerdings von Monogamie handelt und besagt, daß bei den Germanen das „Matrimonium" strenge gewahrt werde, und die Männer sich, im Gegensatz zu den meisten anderen Barbaren, mit je einer Gattin begnügen, ausgenommen wenige, welche nicht „libidine" (aus Sinneslust), sondern weil sie „ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur" (ihres hohen Standes wegen mehrfach umworben werden) mehrere Ehen schließen. — Läßt sich aus diesem einen Ausspruch folgern, daß die Germanen von der Steinzeit bis zu ihrem Eintritt in die Geschichte monogyn lebten, daß die durch uraltes Formelwesen geregelte Legitimierung unehelicher Kinder einem eingebildeten oder nur sporadischen Bedürfnisse entsprang? — Ich könnte mich wohl einfach auf die Autorität von Amiras berufen, dem die Germania des Tacitus nicht unbekannt geblieben ist, und der trotzdem seine oben zitierte Darstellung altgermanischer Sexualverhältnisse geben zu dürfen glaubte. Doch scheint mir selbst mein historisch mangelhaftes Wissen zur Widerlegung eines derartigen Schlusses hinzureichen. — Was Tacitus vor allem hervorhebt, ist die Festigkeit der germanischen Ehen, die Seltenheit und strenge Bestrafung des Ehebruches. Wie der weitere Zusammenhang zeigt, hat er aber hierbei einzig und allein die Treue der Frau gegen den Mann im Auge und wird durchaus von jener Auffassung beherrscht, welche auch im römischen Recht wie im germanischen ihren Ausdruck fand, und nach der wohl die Frau gegen den Mann, nicht aber dieser gegen jene einen Ehebruch begehen konnte. „So lebt denn das Weib unter der Obhut reiner Sitte dahin, nicht verderbt vom Sinnenreiz lüsterner Theaterstücke, noch durch wollustreizende Gelage. Geheimen Verkehr durch Briefe kennt weder Mann noch Frau. Ehebruch ist unter diesem doch so zahlreichen Volke äußerst selten, seine Bestrafung schnell und dem Ehemanne überlassen." Und nun folgt eine Schilderung der Bestrafung der Ehebrecherin. Daß auch ein Ehemann in die Lage kommen könnte, Bestrafung zu verdienen, wird mit keinem Worte erwähnt. Wohl aber berichtet er: „Der Zahl seiner Kinder ein Ziel zu setzen ...... gilt für Frevel". Wo er von den Männern spricht, heißt es nicht, daß sie sich mit je einem Weibe, sondern mit je einer Gattin (singulis uxoribus) begnügt hätten. Ja, die Art, wie er die (vollrechtliche) Polygamie der Vornehmen zu entschuldigen sucht, läßt — freilich sehr gegen seine Absicht, aber darum doch

mit Sicherheit — sogar direkt darauf schließen, daß polygyner Sexualverkehr auch unter den Gemeinfreien eine häufige Sache gewesen sein muß. Zunächst liegt hier die bekannte moralisierende Tendenz des Tacitus offen am Tage. Die gutmütigen germanischen Fürsten, welche nicht aus Trieb und Neigung (bewahre der Himmel! —), sondern nur, um dem Drängen so vieler nach vornehmer Verbindung begehrender Familien sich gefällig zu erweisen, mehrere Frauen nahmen, dürften wohl den Bären beizuzählen sein, welche auch die Zeitgenossen unseres Historikers sich von diesem nicht aufbinden ließen. Soviel aber zeigt die Stelle doch, daß es nach altgermanischen Begriffen sich für den Fürsten schickte, einer standesgemäßen Lebensführung entsprach, mehrere Ehefrauen zu haben. Allüberall aber, und besonders dort, wo der Adel eine nicht altersschwache, sondern aufblühende Institution ist, wirkt das Beispiel der Vornehmen bestimmend und suggerierend auf die sozial Tieferstehenden ein. Galt die Polygamie für fürstlich, so ziemte dem freien Herrn, der etwas auf sich hielt, ein der Polygamie möglichst nahekommendes sexuales Verhalten — es ziemte ihm, neben seiner Ehefrau Kebsweiber zu halten. — Und so fügt sich, recht besehen, auch das Zitat aus dem Tacitus harmonisch in das durch das germanische Recht uns entworfene Lebensbild: — Die altgermanische Ehe war vorwiegend Monogamie in Bezug auf Lebensgemeinschaft und wirtschaftliche Sicherstellung der Frau; sie war aber in Bezug auf Kinderzeugung ausgesprochene Polygynie.

Die beiden Zitate aus Cäsar und Tacitus sind aber alles, was Wilser an Belegen für die „Monogamie der Germanen“ vorbringt. Eine Apologie des Züchtungswertes unserer gegenwärtigen Eheform ist damit nicht gegeben. Im Gegenteil erschließt sich uns nun um so klarer die Einsicht, daß, um den Prozeß der progressiven Rassenbildung, der uns zu Germanen gemacht hat, weiter fortzuführen, wir zur germanischen Ahnentugend zurückkehren müßten: — zur freimütigen Einbekennung der gesunden, polygynen Triebe unserer Natur und zur stolzen, selbstbewußten Forderung des hervorragenden, tüchtigeren Mannes nach moralischer Approbation und rechtlicher Ermöglichung polygyner Kinderzeugung.

Christian von Ehrenfels.

Berichte.

Biologie.

Entwicklung und Organdifferenzierung. Die Entwicklung eines Organismus besteht in der Teilung und Differenzierung des ursprünglich einzelligen befruchteten Eies. Die Frage nach den Faktoren, welche die Organ-Entwicklung bestimmen, ist eines der wichtigsten, man könnte wohl sagen: das Grundproblem der Entwicklung überhaupt. In den letzten Jahren sind durch die Forschungen der Vertreter der Entwicklungs-Mechanik viele Tatsachen ermittelt worden, welche es gestatten, jenem Grundproblem etwas näher zu treten. Besonders sind zu erwähnen die Untersuchungen von Alfred Fischel über die Entwicklungsart des Ctenophoren-Eies (Rippenqualle). Er stellte fest, daß die Entwicklung des Ctenophoren-Eies im wesentlichen im Sinne einer fortschreitenden Spezifikation der einzelnen durch die Furchung gebildeten Blastomeren (Tochterzellen) erfolge, und daß sich demnach der Entwicklungsgang des Ctenophoren-Eies im wesentlichen nach Art einer Mosaikarbeit vollzieht. Wir stehen nun vor der prinzipiell wichtigen Frage, auf welche ursächlichen Momente diese eigenartige Entwicklungsweise zurückzuführen ist. Daß die Spezifikation der Tochterzellen von außen durch die gegenseitigen Lagebeziehungen der Keimteile erfolge oder durch die während der Furchung in ihnen stattfindenden Stoffwechselvorgänge, ist ausgeschlossen. Vielmehr sprechen alle Umstände dafür, daß die Ursache dieser Spezifikation in der besonderen Organisation der Eizelle selbst schon enthalten ist. Es ist nun die Frage, ob die wirksamen Faktoren der Entwicklung im Zell-Kern oder im Zell-Leib ihren Sitz haben. Im letzteren Fall gibt es zwei Möglichkeiten: entweder ist das Anlagematerial über das ungefurchte Ei gleichmäßig ausgebreitet, und es wird erst durch den Prozeß der Furchung in bestimmter Weise geteilt und in den entstehenden Blastomeren lokalisiert, oder es ist von vornherein im Ei nach einem ganz

bestimmten Typus gelagert. Eine Reihe von Versuchen haben dargetan, daß künstlich hervorgebrachte Defekte im Zell-Leib ebenfalls Defekte in der entstehenden Larve hervorrufen. Es muß nun eingehender ermittelt werden, ob die Ausschaltung bestimmter Teile des Eies stets auch das Ausbleiben der Entwicklung bestimmter Teile des Larvenkörpers im Gefolge hat, ob es also in der ungefurchten Eizelle eine (und welche) genaue Topographie von etwaigen organbildenden Keimbezirken gibt. Neue experimentelle Untersuchungen an dem Ei von Beroe ovata haben ergeben, daß in der Tat ein Unterschied besteht, je nach der Stelle, wo der Defekt im Plasma des Zell-Leibes gesetzt wird. Die Entnahme nicht allzu großer Stücke aus dem seitlichen unteren Abschnitte des Eies behindert keineswegs die Entwicklung einer in ihren Organen und ihrer Gesamtform noch völlig normalen Larve. Dagegen führt die Entnahme von Stücken aus den seitlichen Teilen des Eies zu Störungen in der Ausbildung der Rippen. Es kommt zwar nicht zum Ausfalle ganzer Rippen, wohl aber waren einige von den vorhandenen rudimentär und ihre Wimpern unregelmäßig angeordnet. Der Ausfall bei einer Läsion des Ctenophoren-Eies hängt also von dem Orte ab, in welchem sie gesetzt wurde. Daraus folgt: die verschiedenen Bezirke des Eies sind in ihrer Beziehung zur Organbildung ungleichwertig. Man muß also das Vorhandensein einer besonderen organogenen Substanz annehmen, welche im Ei in einer bestimmten Menge enthalten, in einem bestimmten Bezirke lokalisiert, und, einmal dem Ei entnommen, nicht wieder zur normalen Menge regulierbar ist, und zwar entspricht jedem der drei Keimblätter eine besondere Zone in dem noch ungefurchten Ei. Höchstwahrscheinlich ist diese Organisation des Ctenophorenkeimes schon im unbefruchteten Ei in Form einer ganz bestimmten Lagerungsart verschiedener Plasmaqualitäten präformiert enthalten. (A. Fischel, Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen, 1903, IV.)

Untersuchungen über die Erblichkeit erworbener Eigenschaften. Sehr interessante Versuche betreffend die Frage, ob sich auf ungeschlechtlichem Wege die durch mechanischen Eingriff oder das Milieu erworbenen Eigenschaften vererben, veröffentlicht A. Stolc im Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen (1903, IV). Die Experimente wurden an Süßwasserannulaten gemacht (Aeolosoma Hemprichii), die in der Regel sechsgliederig und bei ihrer ungeschlechtlichen Vermehrung durch Knospung wiederum sechszählige Nachkommen liefern. Wurden aus den Ketten dieser Würmer Individuen mit Kopf und weniger als sechs Borstengliedern mechanisch abgetrennt, so entstanden durch Knospung doch immer wieder sechszählige Tiere. Aehnliche Versuche machte Stolc, um den Einfluß des Nährmediums im Wasser zu beobachten, ob die durch eine abweichende Beschaffenheit des Nährmediums erworbenen Eigenschaften in den Nachkommen erblich fixiert werden. Er faßt das Endergebnis dahin zusammen: die durch einen einzelnen, also nicht wiederholten mechanischen Eingriff oder durch einen nicht wiederholten Einfluß des Mediums erworbenen Eigenschaften werden bei ungeschlechtlicher Vermehrung nicht vererbt.

Anthropologie.

Der Rassentypus der Tahitianer. In der polynesischen Bevölkerung haben sich malayisches, melanesisches und selbst papuanisches Blut gemischt. In erster Linie ist eine Art „Königstypus“ zu nennen, denn die Familien der Arii oder der obersten Häuptlinge bilden einen besonderen Typus. Die Mitglieder dieser Familien zeichnen sich durch eine höhere Körpergestalt, Neigung zur Fettsucht und durch eine hellere Haut aus, als man sie gewöhnlich bei den Tahitiern findet. Die Augen sind nicht eigentlich schwarz. Die Augen der Königsfamilien von Raiatea und von Houahine sind hell mit bläulichem Schimmer. Der Bart und die Haare sind viel heller und tendieren bis zum Rot. Die Arii sind die letzten Einwanderer und Eroberer; stärker und intelligenter, haben sie die alte Herrscherkaste und das gemeine Volk unterjocht. Sie legen großen Wert darauf, Mißheiraten zu vermeiden, weshalb sie die Mischlinge verachten. Die Pomaren gehörten nicht zu diesem Typus. Ihre Haut war dunkler als die der übrigen Eingeborenen. Der allgemeine tahitianische Typus zeigt hohe Gestalt und Neigung zur Fettsucht. Man begegnet Frauen, die mehr als 150 Kilogramm wiegen dürften. Der Schädel ist brachycephal. Die Stirn ist nicht fliehend. Die Augenbrauen sind gut abgesetzt.

Die Augen sind ein wenig schräg und beim Manne ziemlich tiefliegend. Die unteren Augenlider sind oft blauschwarz. Die Lippen sind nicht sehr dick. Der Mund ist groß und gut gezeichnet. Die Körperhaltung ist gut, und trotz der vielen entstellenden Krankheiten würde man auf diesen Inseln zahlreiche klassische Modelle finden. Bis zum 18. Jahre haben die Frauen eine herrliche Brustbildung. Das Stillen und die Fettsucht verursachen aber, daß sie bald wie ein paar Ziegenzitzen herunterhängen. Bauch, Schenkel, Waden, Füße und Hände sind im allgemeinen von einem bewundernswerten Ebenmaß. Die großen Zehen sind besonders stark entwickelt und frei beweglich und können den anderen Zehen opponiert werden. Die Eingeborenen bedienen sich ihrer als eines Greiforgans, z. B. zum Pflücken der Kokosnüsse. Die Haare sind leicht gewellt, von schwarzer Farbe mit bläulichem Reflex, aber niemals kraus. Der Bart ist spärlich und auch sonst ist das Haar am übrigen Körper sehr wenig entwickelt. Es gibt indessen auch dunkler gefärbte Typen, deren ganzer Körper mit feinen schwarzen Haaren bedeckt ist. Die Hautfarbe ist hellbraun oder olivenartig, bei den Männern ins Karminrote spielend. Sie ist oft gelblich bei den Frauen. Der Tahitier errötet nicht. Das Gefühl der Scham ist ganz verschieden von dem unserigen. Eine tahitische Frau verbirgt schnell ihren Busen bei der Annäherung eines Fremden, aber läßt ungeniert die Schenkel frei. — Außer diesen beiden Typen gibt es noch eine dritte aus Malayen und Papuas gemischte Rasse. Die Haare sind kraus, die Lippen dicker, die Stirn mehr fliehend und das Kinn mehr hervorstehend. Die Gestalt ist kleiner, die Glieder dürrer und sehniger, und die Haut dunkler. Die tahitischen Kinder nennen sie taata ereere, d. h. Neger, was sie in großen Zorn versetzt. (P. Huguenin, Bulletin de la société neuchateloise de géographie, 1902—1903, Seite 70.)

Die Inferiorität der Frau. Durch die Zeitungen geht folgende Notiz: Die Anstellungsprüfung der oberbayerischen Schuldienst-Exspektanten und -Exspektantinnen, die im vorigen Oktober stattfand, ergab, wie jetzt bekannt gegeben wird, folgendes Resultat: Von den 60 männlichen Kandidaten erhielten 2 die Note I, 40 die Note II, 17 die Note III und einer die Note IV, 6 haben die Prüfung nicht bestanden. Von den 83 Exspektantinnen bekamen 5 die Note I, 70 die Note II, 7 die Note III, durchgefallen ist eine Exspektantin. Rechnet man dieses Resultat in Prozentziffern um, so ergibt sich folgendes interessante Bild:

	Note I	II	III	IV	durchgefallen
männliche Exspektanten . .	3%	$60\frac{3}{5}$%	$25\frac{3}{4}$%	$1\frac{3}{5}$%	$9\frac{1}{10}$%
weibliche „ . .	6%	$84\frac{1}{3}$%	$8\frac{4}{10}$	—	$1\frac{2}{10}$%

Damit, so bemerkt die Münchener Post, ist den Gegnern des Frauenstudiums wieder einmal ein glänzender Beweis geliefert für die „geistige Minderwertigkeit der Frau“. — Wir bemerken dazu, daß obige Statistik gar nichts beweist, da sie schon auf einer vorhergehenden natürlichen Auslese beruht, durch welche die Begabteren unter den Mädchen in die Lehrerinnen-Laufbahn gelangen, während dies bei den männlichen Kandidaten viel weniger der Fall ist. Die weiblichen mögen mehr Fleiß und Gedächtnis zeigen — und diese kommen in den Prüfungen fast nur in Betracht —, eine schöpferisch-geistige Gleichwertigkeit oder gar Ueberlegenheit der Frauen ist damit nicht erwiesen. Im Gegenteil, alles spricht im allgemeinen für die geistige Minderwertigkeit der Frau gegenüber dem Manne.

Ueber das Hirngewicht des Menschen. Das Hirngewicht des Menschen wird durch eine ganze Reihe von Faktoren beeinflußt, durch Wachstum und Alter, Geschlecht, Körpergröße, Körpergewicht, Ernährungszustand, Entwicklung von Muskulatur und Skelett, Hirnerkrankungen, geistige Befähigung und Tätigkeit, Beschäftigungsweise und Beruf, Schädelform und Erblichkeit. Besonders interessant ist die Beziehung zwischen Gehirngewicht und Intelligenz. Wenn auch einzelne hervorragende Männer ein kleines Gehirn besessen haben, so steht es aber fest, daß selbst in kleineren Statistiken das Gehirngewicht geistig hervorragender Personen zumeist über dem Durchschnitt erscheint, ein Beweis dafür, daß die Intelligenz einer der wichtigsten Faktoren für das Gesamtgehirngewicht ist. Dies wird durch eine ganze Reihe von Untersuchungen bewiesen, die Welcker, Thurnam, Bischoff, Waldeyer, Manouvrier u. s. w. gemacht haben. Es scheint, daß eine mäßige, aber harmonische Entwicklung des Körpers das Gehirngewicht weit besser beeinflußt, als die übermäßige Entwicklung bloß einer oder einiger weniger das Hirngewicht mitbestimmender körperlicher Eigenschaften. Bei

Männern mit mittelstarkem Knochenbau und mittelgutem Ernährungszustand ist das Gehirngewicht am größten. Man ist versucht anzunehmen, daß auch ein mittleres, der Rasse entsprechendes Hirngewicht für das Einzelindividuum das Vorteilhafteste ist, das am besten geeignet ist, den Anforderungen, die im Kampf um Erhaltung der Einzelexistenz und der Art gemacht werden, in allen Richtungen zu entsprechen. Ferner ist die Wahl und die erfolgreiche Ausübung eines Berufs zum großen Teil von den physischen und geistigen Eigenschaften des einzelnen abhängig. Das Gehirngewicht von 20—59jährigen Angehörigen folgender Berufsgruppen ergab:

Hirngewicht

	1100 gr	1200 gr	1300 gr	1400 gr	1500 gr	1600 gr	1700 gr	1800 gr
1. Tagelöhner	—	4	1	6	2	1	—	—
2. Arbeiter	1	3	7	11	10	2	—	—
3. Diener, Wachleute u. s. w.	—	2	1	9	1	—	—	—
4. Gewerbsleute und Handwerker	—	4	33	44	30	10	2	—
5. Geschäftsleute, Lehrer u. s. w.	—	1	8	7	7	4	1	—
6. Studierende, Beamte, Aerzte	—	1	2	6	7	3	2	—

Das durchschnittliche Hirngewicht betrug bei der

I. Gruppe 1410,0 gr (14 Fälle)
II. „ 1433,5 „ (34 „)
III. „ 1435,7 „ (14 „)
IV. „ 1449,6 „ (123 „)
V. „ 1468,5 „ (28 „)
VI. „ 1500 „ (22 „)

Je mehr intellektuelle Anforderungen an einen Beruf gestellt werden, um so höher ist das Gehirngewicht seiner Vertreter. (Dr. H. Matiegka, Separatabdruck aus dem Sitzungsbericht der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag 1902.)

Weiblicher Geburtenüberschuß. Eine auffallende Erscheinung wird aus dem oberen Filstal berichtet. Es zeigt sich dort nämlich in einigen Gemeinden bei verschiedenen Jahrgängen ein auffallendes Ueberwiegen der Zahl der weiblichen Geburten über die männlichen. So hatte die etwa 2000 Seelen zählende Gemeinde Deggingen im vorigen Jahre unter 60 Geburten 58 Mädchen und nur 2 Knaben zu verzeichnen. Die zirka 500 Bewohner zählende Gemeinde Hohenstadt hat in diesem Jahre keinen Knaben aus der Schule zu entlassen, sondern nur Mädchen, und die zirka 750 Einwohner der Gemeinde Gosbach brachten in diesem Jahre nur einen einzigen Rekruten auf.

Kulturgeschichte.

Vorgeschichtliche Chirurgie. In den Urzeiten des Menschengeschlechts war bei dem harten Daseinskampf gegen die Naturgewalten, mit riesigen Vierfüßlern wie mit seinesgleichen dem Menschen und seinem Vorläufer genug Gelegenheit zu allen möglichen Verletzungen gegeben. In der Tat zeigen die wenigen Ueberbleibsel der ältesten Menschenrassen und des Vormenschen deutliche Spuren davon. Der vorgeschichtliche Mensch unterstützte die Heilkraft der Natur durch chirurgische Eingriffe. Zeugnis davon sind besonders die trepanierten Schädel aus der Steinzeit, dem Erz- und Eisenzeitalter, die nicht ohne Kunst und Geschick geöffnet sind. Die Schädelöffnungen sind meist kreis- oder eirund, manchmal rautenförmig mit abgerundeten Ecken und befinden sich auf der Scheitelhöhe, auf einem der beiden Scheitelbeine oder an den Schläfen, selten auf der Stirn. Manche Naturvölker, wie die Neubritannier, führen noch heute die Operation mit Steinmessern aus und die von den Kabylen zur Schädelöffnung gebrauchten Werkzeuge, eine Art Schaber und eine kleine Säge, sind zwar von Eisen, aber höchst einfach und ursprünglich. Der Zweck dieses Eingriffs war sicherlich eine Heilwirkung. Und zwar kann angenommen werden, daß chirurgische Hülfeleistungen bei Schädelverletzungen den ersten Anstoß dazu gegeben haben. Die Trepanation ist in der Mehrzahl der Fälle bei Erwachsenen

beiderlei Geschlechts, manchmal bei sehr kräftigen und bejahrten Männern ausgeführt worden. In Europa war der merkwürdige Gebrauch schon in der neolithischen Zeit weit verbreitet: aus Frankreich, Belgien, Spanien, England, Deutschland, Schweiz, Böhmen, Rußland und besonders aus dem Norden sind künstlerisch eröffnete Schädel bekannt. Zahlreich sind die Anzeichen erfolgreicher Hülfeleistungen und Eingriffe in germanischen Gräbern der Völkerwanderungszeit, die ja eigentlich schon der Geschichte angehören, mit der Vorgeschichte aber noch im engsten Zusammenhang stehen. Wundverbände, Wundvernähung, Behandlung von Knochenbrüchen waren bekannt. (L. Wilser, Verhandlungen des Naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg, 1902, Seite 197.)

Die Völker- und Sprachengeschichte Italiens. Schon in der grauesten Vorzeit sehen wir Volk um Volk zu Lande und zu Wasser in die apenninische Halbinsel ziehen. Dank den Arbeiten der Archäologen, sind wir heute imstande, uns ein ziemlich deutliches und ziemlich sicheres Bild der Ethnographie des alten Italiens zu machen. Wer die Urbevölkerung war, wissen wir überhaupt nicht. Frühzeitig treffen wir am Ligarischen Golf und in einem Teil der Po-Ebene die Ligurer, die nach dem Charakter der Sprache zu urteilen, Indogermanen gewesen sind. Die Veneter im östlichen Po-Gebiet sind ebenfalls eine indogermanische, aber offenbar von den Ligurern wie von den Galliern verschiedene Gruppe. Zwischen Venetern und Ligurern schoben sich dann die Gallier ein und sie sind in der Römerzeit das für die ganze Gegend zwischen Alpen und Apennin maßgebende Volk gewesen, nach welchem das ganze Gebiet als Gallia Cisalpina benannt wurde. In Mittelitalien findet man einen ebenfalls von Norden gekommenen Stamm, die Italiker, der selbst wieder in zwei scharf geschiedene Abteilungen zerfällt: die Latiner, die späteren Römer einerseits, die Osker und Umbrer andererseits, jene an der unteren Tiber, diese namentlich in den Samnitischen Bergen und in Campanien wohnend, sich auch weit nach Südosten und nach Sizilien ausbreitend. Die Völker des südöstlichen Italien finden ihre nächsten Verwandten in Illyrien und daß sie dort her gekommen sind, weiß man längst. Sie sind Indogermanen, gehören aber zur Nordgruppe derselben, und zwar näher zu der durch das Thrakische, Iranische und Indische repräsentierten Nordostgruppe. Endlich sind die Etrusker zu nennen. Trotz der zahlreichen Inschriften ist die etruskische Sprache immer noch ein Buch mit sieben Siegeln. Im großen und ganzen ist man sich darin einig, daß in den Etruskern ein vollständig fremdes Volk mit völlig fremder Sprache zu sehen sei, das, von Nordosten einwandernd, erst im Osten der Po-Ebene und in den Ostalpen, dann vor allem in der heutigen Emilia, schließlich in dem nach ihnen benannten Etrurien eine mächtige Herrschaft ausübte, selbst Rom stark bedrängte und beinahe den Untergang der Latiner bewirkte, vielleicht auch weiter im Süden herrschte; ein Volk von hoher Bildung, das auf römischen Kultus und römische Kultur mächtig wirkte. Dieser Vielsprachigkeit haben die Römer ein Ende gemacht, indem sie ihre eigene Sprache in den eroberten Gebieten nach und nach zur Geltung brachten. Die Stürme der Völkerwanderung haben neue Völker eindringen, neue Nationen entstehen lassen, die ihr eigenes selbständiges nationales Fühlen hatten. Spanien, Frankreich, Italien lösten sich von einander ab. Während aber Frankreich von Anfang an ein zentralistisches Gepräge zeigt, macht sich in Italien ein partikularistisches bemerkbar. Hier sehen wir die verschiedenen Städte und Städtchen, die verschiedenen Fürstenhöfe, alle nur bestrebt, seine eigene Selbständigkeit zu bewahren, sich individuell zu entwickeln. Soll man dafür die germanischen Elemente der Langobarden und Goten verantwortlich machen? Kaum, denn der germanische Einschlag ist in Frankreich viel stärker als in Italien. Die Gründe liegen in folgendem. Wenn wir heute die sprachlichen Verhältnisse der Halbinsel überblicken, so überrascht die große Mannigfaltigkeit der Mundarten der italienischen Sprache. Diese Mundartengruppen decken sich bis auf einen gewissen Grad mit den alten Völkergruppen. Hier ist das Gefühl der alten Zusammengehörigkeit geblieben und hat unmerklich auch sprachlich die Grenzen wieder herbeigeführt. Die Einheit, welche die römische Staatskunst geschaffen, ist doch nur ein Firnis geblieben. Als die Stürme der Völkerwanderung sie wegwischten, zerfiel das künstliche Ganze in viele Teile. Die wesentlichen Stammverschiedenheiten machten sich trotz der einheitlichen Sprache wieder fühlbar und führten zu einer neuen politischen und sprachlichen Zersplitterung. Jener ist nach jahrhundertelanger Arbeit abgeholfen, diese ist in der geschriebenen Sprache dank der Renaissance verschwunden, in der gesprochenen bis heute geblieben: die Sprachenkarte des heutigen Italien ist um kein Haar weniger bunt als die des vorrömischen. (W. Meyer-Lübke, Die Zeit, 1903, No. 438.)

Die Begründung des deutschen Volkstums in Ungarn. Die germanische Völkerbewegung, schon zur Zeit der Römerherrschaft den Boden Pannoniens wiederholt durchfurchend, wie solches die Jahrbücher der Markomannen- und Quadenkriege bezeugen, hat nach dem Zusammenbruch des abendländischen Imperiums die wechselnde Seßhaftigkeit ganzer Stämme dies- und jenseits der Donau im Gefolge. Sie erscheinen unter Hunnischer Oberhoheit und treten deutlich in unseren Gesichtskreis, als es ihnen gelingt, das locker gefügte Hunnenreich in Stücke zu schlagen und selbständig zu werden. Dieser Zeit west- und ostungarischer Völkersiedelung verleihen Gotenvölker ihr Gepräge. Seit dem Abzug der Goten nach Italien treten Langobarden in den Vordergrund, die aber durch die awaro-slavische Völkerflut nach Italien gedrängt wurden. Das heutige Deutschtum Ungarns beginnt mit der Gründung der Ostmark durch Karl den Großen und Einwanderungen von fränkischen und bairischen Elementen. Die Madjaren standen an Zahl weit hinter den Awaren und Hunnen zurück. Ihre Sprache hat viele Worte aus dem Slavischen ins Deutsche übernommen. Während der Madjarenherrschaft wurden viele deutsche Kriegsgefangene nach Ungarn verschleppt. Zur Zeit Stephans I. beginnen die Anfänge deutschen Bürgertums in Städten mit gemischter Bevölkerung und anderseits die Aufnahme deutschbürtigen Adels, der schon vor der Thronbesteigung Stephans I., in den Tagen seines Vaters, des Herzogs Geysa, den Weg nach Ungarn einzuschlagen begann, Krondienst und Krongut erwirbt und alsbald im Kreis der Großen des Reichs, der Magnaten, durch persönliche Geltung und Versippung heimisch wird. Die nationale Geschichtsschreibung des 13. Jahrhunderts überliefert uns ein stattliches Verzeichnis deutschbürtiger Ahnen weitverzweigter Adelsgeschlechter, die gleich dem allmählich verwelschten alemannischen und bairischen Adel Friauls der Madjarisierung verfielen, aber auch dann noch das Selbstgefühl, Kriegs- und Fehdelust als Erbe der Voreltern in sich spürten. Dieser Adel verleiht später dem äußeren und inneren Geschichtsleben Westungarns den Grundton, und was er unter Stephan I. galt, welche Rolle er in den wechselvollen Jahren seines Nachfolgers, Peters des Venezianers, und dann spielte, als Salomo den Thron seines Vaters mit deutscher Reichshülfe gewann, berichten allerdings mit dem Gefühl nationalen Hasses die ungarischen Chroniken. Eine zweite Epoche deutscher Besiedelung beginnt im 12. Jahrhundert. Im 13. Jahrhundert setzt von Kleinpolen die deutsche Besiedelung ein. Die ungarischen Herrscher wußten die deutsche Kulturarbeit, aber auch die deutsche Wehrkraft zu schätzen und auch die herrschende Nation verkannte dies nicht, ebensowenig als die Tatsache, daß ihr keinerlei Gefahr daraus erwüchse. Denn der Deutsch-Ungar fühlte sich als Reichssasse, als einen lebendigen Teil des großen Ganzen und auch er trug und schwang die Waffe bei Reichsgefahr und zum Besten des Reichsfriedens. Moderne Nationalpolitik, der gewalttätige Gedanke, Volkstum und Sprache müßten in Ungarn einheitlich madjarisch werden, war jenen Zeiten fremd. (Franz von Krones, Deutsche Erde, I., Heft 5.)

Erziehung und Unterricht.

Ueber die Beziehungen zwischen körperlicher Entwicklung und Schulerfolg. Die Frage, ob zwischen den Fortschritten in der Schule und denen in der körperlichen Entwicklung irgend ein nachweisbarer Zusammenhang bestehe, mit anderen Worten, ob größere körperliche Tüchtigkeit im ganzen und großen auch einer besseren geistigen Leistungsfähigkeit entspreche, hat man wiederholt durch ziffernmäßige Erhebungen bei Schülern verschiedener Schulsysteme näher zu treten gesucht. Z. B. fand Porter in St. Louis durch Messungen und Erhebungen bei 33000 Schülern und Schülerinnen der achtklassigen Volksschulen, daß durchgehends in überraschend gesetzmäßiger Weise von Kindern der gleichen Altersstufe diejenigen, welche einer höheren Schulklasse angehörten, auch ein größeres durchschnittliches Körpergewicht aufwiesen, während die in einer niederen Klasse zurückgebliebenen, also geistig schwächeren Kinder, ein geringeres durchschnittliches Körpergewicht aufzeigten. Ein gleiches Ergebnis hatten die Messungen der Körperlänge, des Brustumfangs, des Querdurchmessers des Schädels. Aehnliche Untersuchungen wurden für die Volksschulen in Bonn angestellt. In Uebereinstimmung mit den Angaben Porters zeigt sich auch für diese Schüler und Schülerinnen: daß bei beiden Geschlechtern und in allen Altersstufen von gleichaltrigen Schulkindern diejenigen, welche in einer höheren Schulklasse sich befinden, also in der Schule

gut fortgekommen sind, auch eine größere Körperlänge und ein größeres Körpergewicht aufweisen. Es ist also im Durchschnitt eine kräftigere Körperentwicklung auch mit einer besseren geistigen Leistungsfähigkeit verbunden. Z. B. betrug bei den 12jährigen Mädchen, welche die achte Klasse erreicht haben, die durchschnittliche Körperlänge 146,1 cm, das durchschnittliche Körpergewicht 36,1 kg. Für die noch in der zweiten Klasse befindlichen 12jährigen Mädchen waren die entsprechenden Ziffern 142 cm und 35,4 kg. Das sind recht beträchtliche Unterschiede. In anderen Klassen sind solche zum Teil noch mehr ausgesprochen. Für gewöhnlich also bietet ein gesundes, körperlich wohl sich entwickelndes Kind die meiste Gewähr auch für eine gute geistige Leistungsfähigkeit, wie sie sich im Schulerfolg ausspricht. (Schmidt und Lessenich, Zeitschrift für Schulgesundheitspflege, 1903, No. 1.)

Schule und Auslese. In der Februarsitzung der Berliner Gymnasiallehrergesellschaft sprach Oberlehrer Dr. Gottfried Koch über das Thema: „Warum haben wir höhere Schulen?“ 16 pCt. der schulpflichtigen Kinder in Preußen gehören höheren Schulen an. Höhere Schulen haben sich im Gegensatze zu Elementarschulen entwickelt als Schulen, die für höhere Berufe vorbereiten. In den Berliner Gemeindeschulen fehlen die Kinder der besseren Stände, in den höheren Schulen die Arbeiterkinder. 1899 waren von den Berliner Gemeindeschülern 83 pCt. Kinder von Handarbeitern, 10 pCt. Kinder von Unterbeamten, 6 pCt. Kinder von Kaufleuten und nur 0,4 pCt. Kinder von höheren Beamten. Fast alle Eltern, die ein jährliches Einkommen von mehr als 1500 Mark haben, schicken ihre Kinder im Alter von 11—14 Jahren auf höhere Schulen. Die geistige Befähigung der höheren Schüler ist vielfach sehr gering. 50 pCt. der Obertertianer sind mindestens einmal sitzen geblieben, und nicht wenige Kinder erreichen das Ziel nur durch künstliche Förderung. Zwar durchlaufen auch nur 60 pCt. der Gemeindeschüler die Schule ganz, und nur ein Drittel der Schüler der ersten Klasse ist regelmäßig aufgestiegen, allein trotzdem gibt es noch Tausende von befähigten Gemeindeschülern, denen der Zugang zur höheren Bildung mehr als bisher erleichtert werden muß. In der allgemeinen Besprechung wurden diese Ausführungen vielfach und teilweise mit überzeugenden Gründen bekämpft. (Berliner Tageblatt, No. 119.)

Freistellen auf höheren Lehranstalten. Eine erfreuliche Neuerung hat die Schuldeputation von Berlin betreffs der Vergebung von Freistellen auf höheren Schulen getroffen, indem sie jetzt schon Schülern der vierten Klasse der Gemeindeschule solche verleiht. Der große Nutzen, den diese Maßregel den Schülern gewährt, wird erst dann richtig gewürdigt werden können, wenn man bedenkt, daß früher nur Schüler der ersten Klasse solche Stellen erhielten. Bei dem alten sechsklassigen System gehörten zur Erreichung dieses Zieles sechs Schuljahre; somit bedeutet die Neuerung eine Ersparnis von ein bis zwei Jahren, was um so erheblicher ins Gewicht fällt, als es sich hier um die Kinder armer Eltern handelt.

Rechtswissenschaft.

Die gesellschaftlichen Faktoren der Kriminalität. Die klassische Schule unter den Strafrechtstheoretikern hatte sich eine einzige Aufgabe gestellt: den Auf- und Ausbau des dogmatischen Systems des Strafrechts. Die moderne Schule hat eine weitere Aufgabe hinzugefügt: die Erforschung der Ursachen des Verbrechens, die Gewinnung einer wissenschaftlichen Aetiologie der Kriminalität. Man mag mit Lombroso zugeben, es gäbe einen einheitlichen Verbrechertypus und es wäre einwandfrei festgestellt, daß das Verbrechen als atavistische Erscheinung zu betrachten sei, so bleibt immer noch die Frage unbeantwortet: woher stammen denn diese atavistischen Rückschläge? Enrico Ferri erkannte die Unzulänglichkeit der Lombrososchen Theorie und unterschied drei Gruppen von Faktoren des Verbrechens: die anthropologischen, die physikalischen und die sozialen Faktoren. Aber vielfach führen die physikalischen auf die anthropologischen zurück, auf die Art, wie das Individuum auf die äußeren Natureinflüsse reagiert. Bei einer Betrachtung des Verbrechens als einer Erscheinung im Einzelleben interessiert freilich nur der individuelle Faktor, aber bei einer Betrachtung des Verbrechens als einer Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens kommen die gesellschaftlichen

Faktoren ausschließlich in Betracht. Die gesellschaftlichen Faktoren zeigen sich vornehmlich in der Individuengruppe, zu der jemand gehört. Als die wichtigste soziale Gruppe kommt in erster Linie die Rasse in Betracht. Es ist ganz zweifellos, daß auch die Gestaltung der Kriminalität durch Rasseneinflüsse bestimmt wird. Eine wichtige Unterstützung findet die moderne Rassentheorie in der durch die deutsche Kriminalstatistik festgestellten Tatsache, daß die Juden bei den Beleidigungen, die Bayern dagegen bei den Körperverletzungen mit außerordentlich hohen Prozentsätzen vertreten sind, daß also jene in ganz anderer Weise als diese auf Eingriffe in ihre Rechtssphäre reagieren. Neben der Rasse im ethnologischen Sinne kommen als gesellschaftliche Gruppen die nationalen, die religiösen, die politischen, ganz besonders aber die wirtschaftlichen Gruppen in Betracht, die durch Erzeugung und Verteilung der Güter gegeben werden. Die Entwicklung der großen Industrie und Weltwirtschaft hat zwei besondere Arten von Kriminalität hervorgebracht, darunter die „gewerbsmäßigen Verbrecher", die einem regelmäßigen ehrlichen Lebenserwerb dauernd abgeneigt sind. Die Angehörigen dieser Schicht kennzeichnen sich zugleich durch die Roheit ihrer ganzen Lebensführung, die sich notwendig auch in ihrer verbrecherischen Betätigung kundgeben muß. Es ist die Schicht, die inmitten des allgemeinen Vorwärtshastens zurückbleiben muß, weil sie bei ihrer unterdurchschnittlichen körperlichen und geistigen Veranlagung mit den anderen gleichen Schritt zu halten nicht imstande ist. Die zweite der beiden für unsere heutige Kriminalität charakteristischen Erscheinungen ist in der kriminellen Betätigung der Neurasthenischen zu erblicken. Der Kampf um das Dasein zehrt die Nervenkraft des einzelnen ungleich rascher auf als das früher der Fall gewesen ist. Und in erster Linie ist es die nächste Generation, die an den Folgen der Nervenerschöpfung ihrer Erzeuger krankt. Wie oft sind es gerade die Kinder der Tüchtigsten, die wir als Täter irgend einer schweren Bluttat vor den Schranken des Gerichts finden. Die Alkoholiker, die Epileptischen, die Hysterischen, die Neuropathischen aller Art bilden die zweite, die heutige Kriminalität charakterisierende Gruppe. Die beiden Gruppen sind aber unmittelbar hervorgewachsen aus der vollkräftigsten Lebensbetätigung der heutigen Gesellschaft. Sie können gar nicht verstanden werden, ohne daß das gesellschaftliche Leben der Gegenwart gerade in seinen großartigsten und bedeutsamsten Leistungen ins Auge gefaßt wird. Gesetzgeber und Politiker müssen im Strafrecht Erziehung und Ausscheidung erstreben, als ein Mittel, um den Schwachen aufzurichten und den rettungslos Verlorenen vor der Gefahr zu schützen, daß er sich und anderen unabsehbaren Schaden zufüge. (Von Liszt, Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, 1903, 2. Heft.)

Zur Abschaffung der Todesstrafe. Man dürfte kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß auch die Anhänger der Todesstrafe das Ungerechte, Unmoderne und Gefährliche dieses Strafmittels vollkommen einsehen und würdigen, daß sie aber durch praktische Gründe davon abgehalten werden, Gegner der Todesstrafe zu werden; sie werden sagen: „wenn man heute die Todesstrafe abschafft und wenn dann sofort eine wesentliche Zunahme der jetzt todeswürdigen Verbrechen wahrnehmbar wird, ja wenn solche Schäden eintreten würden, daß alle früheren Gegner der Todesstrafe deren Abschaffung bedauern, so läßt sich nichts mehr machen, da man nicht sofort abermals ein neues Strafgesetz einführen kann". Es läßt sich — wenn man recht vorsichtig sein will — nicht leugnen, daß der angeführte Grund nicht kurzweg von der Hand gewiesen werden kann; welche Folgen die Abschaffung der Todesstrafe in einem bestimmten Lande, zu bestimmter Zeit und unter bestimmten Verhältnissen haben würde, das kann allerdings kein Mensch voraussagen, und daß diese Folgen unter Umständen schlimme sein können, läßt sich gerechterweise auch nicht in Abrede stellen; es ist schließlich auch denkbar, daß über kurz oder lang irgend welche Stürme eintreten können, von deren Beschaffenheit wir heute gar keine Vorstellung haben, die aber dann vielleicht lebhaft bedauern lassen, daß wir die Todesstrafe entbehren, die auch nicht rasch wieder eingeführt werden kann, wenigstens nicht so rasch, als es unter den gegebenen Verhältnissen wünschenswert wäre. — Will man also einerseits in einem künftigen Strafgesetze für normale Verhältnisse keine Todesstrafe mehr, gibt man aber zu, daß man sie für alle Umstände doch nicht entbehren kann, so bleibt nur das einzige Mittel übrig: einen Zustand zu schaffen, der die Form eines Uebergangsstadiums hat und doch von selbst die Todesstrafe vollkommen fallen lassen wird. Es müßte eben in einem neuen Gesetze auf alle Verbrechen, die man nach herrschender Ansicht für „todeswürdige Verbrechen" hält, lebenslanger Kerker angedroht

werden; das Einführungsgesetz hätte aber eine Bestimmung zu enthalten, nach welcher auf Grund eines Beschlusses des Gesamtministeriums nach eingeholter Genehmigung des Kaisers die Gerichte auf alle nach Kundmachung dieser Bestimmung begangenen, im Gesetz mit lebenslanger Kerkerstrafe bedrohten Verbrechen Todesstrafe zu verhängen hätten. Diese Bestimmung müßte für alle im Reichsrate vertretenen Länder oder Teile desselben für bestimmte oder unbestimmte Zeit erlassen werden können und müßte auch eine Verfügung von Ratihabition durch den Reichsrat erhalten. Hiermit wäre eigentlich die Todesstrafe de forma abgeschafft und es tritt an ihre Stelle lebenslängliche Kerkerstrafe: irgend eine Gefahr durch bedenkliche Verhältnisse läge aber sicher nicht vor, da die Regierung jeden Augenblick überall oder teilweise, für kurze oder längere Zeit die Todesstrafe wieder einzuführen vermöchte. Eine Schwierigkeit kann nicht vorkommen, da im Gesetz bereits für diese Umwandlung Vorsorge getroffen ist und da die bestehenden Bestimmungen über Verhängung und Vollzug der Todesstrafe in der Strafprozeßordnung aufrecht bleiben. Kurz: die Todesstrafe wäre beseitigt, ohne daß die damit verbundenen Bedenken Schwierigkeiten verursachen können. (H. Groß, Archiv für Kriminal-Anthropologie, 1902, I, Seite 15—16.)

Soziale Hygiene.

Die Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land in gesundheitlicher Beziehung. Da die gesundheitlichen Einrichtungen des Landes in seiner Allgemeinheit hinter denjenigen der Städte, namentlich der Groß- und Mittelstädte, auf dem Gebiete der Wasserversorgung, der Beseitigung der Abfallstoffe, der Seuchentilgung, des Vertriebes von Nahrungs- und Genußmitteln u. a. zurückstehen, sind die Städte durch den stets reger werdenden Verkehr zwischen Stadt und Land gesundheitlich gefährdet. An dieser Gefährdung sind auch die Garnisonen beteiligt. Durch die Verkehrs- und wirtschaftlichen Beziehungen können Infektionskrankheiten, namentlich Typhus, verbreitet werden. Außer dem direkten Verkehr kommt das Wasser der Flüsse, Bäche, Teiche, Seen (auch in gefrorenem Zustande), sowie der Brunnen als Vermittler in Frage, ferner Nahrungs- und Genußmittel, namentlich Milch und deren Produkte, Obst und Gemüse u. a. Besondere Aufmerksamkeit erfordern die Gast- und Schankwirtschaften auf dem Lande, sowie die einheimischen und fremdländischen Wanderarbeiter, ferner infolge der regeren Verkehrsbeziehungen die Vororte, die Sommerfrischen, Bade- und Kurorte und die Industriebezirke. Die Stadt gefährdet das Land außer durch die verunreinigte Stadtluft hauptsächlich durch Verschleppung ansteckender Krankheiten, wobei der Verkehr, Nahrungs- und Genußmittel und die Abfallstoffe des menschlichen Haushalts als Vermittler in Frage kommen. An der Sanierung des Landes hat die Stadt ein um so größeres Interesse, als das Land an sich für die Gesunderhaltung der Städter von der größten Bedeutung und in Zeiten körperlicher und geistiger Not unentbehrlich ist. (Dr. E. Roth, Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, 1903, 1. Heft.)

Krankheits-Verhütungsvorschriften in Arbeitsstätten. Der Vorsitzende der Landesversicherungsanstalt Berlin, Freund, berichtete auf dem internationalen Tuberkulosekongreß über Krankheits-Verhütungsvorschriften in Arbeitsstätten und stellte folgende Thesen auf: 1. Die schlechte Beschaffenheit der Arbeitsräume, insbesondere der Mangel an Licht und Luft in denselben, die Einatmung von Holz-, Metall- und Steinstaub befördert die Entstehung und Entwicklung der Tuberkulose. Dieselbe ungünstige Wirkung haben ungenügende Arbeitspausen und allzulange Arbeitszeit, insbesondere in geschlossenen Arbeitsräumen. 2. Die Rückkehr des Arbeiters nach beendetem Heilverfahren in ein solches Arbeitsverhältnis beeinträchtigt aufs schwerste den Heilerfolg und stellt den Wert des Heilverfahrens vielfach gänzlich in Frage. 3. Zur wirksamen Durchführung des von den Trägern der Invaliditätsversicherung (den Landesversicherungsanstalten) im Wege der vorbeugenden Krankenfürsorge eingeleiteten Kampfes gegen die Tuberkulose ist es daher erforderlich, Maßnahmen zu treffen, um die aus dem Arbeitsverhältnisse hervorgehenden ungünstigen Einwirkungen auf die Gesundheit der Arbeiter zu beseitigen oder doch möglichst herabzumindern. 4. Zu diesem Zwecke ist in Analogie der bereits durch die Gesetzgebung eingeführten Institution der „Unfall-Verhütungsvorschriften" den Landesversicherungs-

anstalten im Wege der Gesetzgebung die Befugnis zum Erlaß von „Krankheits-Verhütungsvorschriften“ zu erteilen. 5. Die volle Wirkung wird die Institution der „Krankheits-Verhütungsvorschriften“ erst dann erlangen können, wenn die jetzt bestehende Trennung in der Organisation der Kranken- und Invaliditätsversicherung beseitigt und der Invaliditätsversicherung auch die Durchführung der Krankenversicherung übertragen sein wird.

Schulerziehung und Schwindsuchtsbekämpfung. Auf dem internationalen Tuberkulose-Kongreß in Berlin stellte Dr. Obertüschen folgende Leitsätze auf: 1. an der Lösung der Schwindsuchtsbekämpfung muß auch die Schule sich betätigen. Dies Recht erwächst der Schule aus ihrer Stellung als Hauptträgerin der Kultur und Förderin alles menschlichen Fortschrittes überhaupt, die Pflicht entspringt aus der Eigenschaft der Schule als obligatorischer staatlicher Einrichtung, von der verlangt werden muß, daß sie Lehrer wie Schüler möglichst gegen die Ansteckungsgefahr der Tuberkulose schützt; 2. die Mitwirkung der Schule bei dem Kampf gegen die Tuberkulose hat auszugehen: a) von der Heilbarkeit der Tuberkulose, b) von ihrem Charakter als ansteckende Krankheit. Die aus der Heilbarkeit der Tuberkulose erwachsenden Pflichten verlangen: 1. daß jedes tuberkulöse Kind vom Schulunterricht auszuschließen und möglichst in eine Kinderheilstätte zu bringen ist; 2. daß jeder tuberkulöse Lehrer vom Unterricht fern bleibt und auch nach seiner Genesung — solange er noch infiziert ist — ohne Verlust seines Gehaltes solange in Anstaltsbehandlung bleibt, als dies ärztlich für notwendig befunden wird; 3. bezüglich der Verhütung der Ansteckungsgefahr kann sich die Schule außerdem in weitestem Umfange durch Maßnahmen der Prophylaxe betätigen, die sowohl direkt gegen die Uebertragung der Krankheit durch den Krankheitserreger gerichtet sind, wie sie anderseits alle Mittel umfassen, die indirekt auf die Bekämpfung der namentlich durch die Disposition sich ergebenden Gefahr der Verbreitung gerichtet sind; 4. die direkte Prophylaxe kann nach Lage der Verhältnisse beziehungsweise bei der Natur des Krankheitserregers und wegen seiner großen Verbreitung nur bedingten Wert beanspruchen; 5. der Hauptwert ist auf die indirekte Prophylaxe zu legen, die in der Hauptsache folgende Maßnahmen umfaßt: a) größere Berücksichtigung der freien Leibesübungen, insbesondere der zur Kräftigung der Lunge und des Herzens dienenden, vor allem auch während der Reifezeit vom 14.—19. Jahre, b) Mitwirkung der Schule bei der Berufswahl, c) möglichste Unterstützung aller Bestrebungen, die zur Kräftigung der heranwachsenden Jugend beitragen, d) Belehrung der Schuljugend über die Natur der Infektionskrankheiten beziehungsweise der Mittel zu ihrer Verhütung durch auf dem Seminar hinreichend vorgebildete Lehrkräfte; 6. die Durchführung der Forderungen läßt sich nur erreichen unter steter Mitwirkung ärztlicher Kräfte, daher ist eine wirkliche Mithülfe der Schule bei der Schwindsuchtsbekämpfung nur bei der überall durchzuführenden Anstellung von Schulärzten zu erreichen. (Die Jugendfürsorge, 1902, 11.)

Mäßigkeit und Abstinenz im Kampf gegen den Alkoholmißbrauch. Es ist falsch, die Abstinentenbewegung als das alleinige Heilmittel gegen den Alkoholismus hinzustellen. Der Kampf gegen die Trinkunsitten und ihre Folgen, den Alkoholmißbrauch, muß von beiden Parteien, den Abstinenten und Mäßigen, geführt werden. Bei dem Kampfe um die Abstinenz oder Mäßigkeit bei den Erwachsenen ist zu verlangen, daß die Abstinenten die „Mäßigen“ nicht in der bisherigen Weise bekämpfen und als Verbrecher hinstellen. Sonst schaden sie nur der gemeinsamen Sache. Zur Agitation sind die Verheerungen, die der Alkoholmißbrauch auf volkswirtschaftlichem und sittlichem Gebiete anrichtet, wohl auch ausreichend. Aber selbst da darf man nicht vergessen, daß z. B. das Verdrängen von Branntwein durch ein leichtes Bier in einem größeren Bezirke oder in bestimmten Gesellschaftskreisen ein sittlicher und wirtschaftlicher Fortschritt sein kann, trotzdem größere Mengen Bier Herz, Leber, Nieren mehr schädigen als Branntwein bei gleichem Alkoholgehalt, wie sorgfältige Erhebungen des Prager Klinikers Professor Pribram so eklatant ergeben haben. Der Hygieniker hat im Kampf gegen den Alkoholmißbrauch noch mit vielen Faktoren zu rechnen, gegen die die Fanatiker der Abstinenz noch blind zu sein scheinen. Ueberhaupt ist die Giftwirkung des Alkohols von dem Schwellenwert dieses Reizmittels abhängig und daher eine Quantitätsfrage. Rein physisch betrachtet ist der Alkohol nicht so schlimm, wie man ihn in den letzten Jahren oft gemacht hat. Bei mittleren und selbst geringen Mengen, bei Ruhe und bei Arbeit kann Alkohol Fett ersetzen und dadurch Eiweiß ersparen. (F. Hueppe, Die Zeit, 1903, No. 432.)

Abstinenzbewegung in der deutschen Sozialdemokratie. In England, Oesterreich, Belgien und der Schweiz gibt es seit Jahren eine Abstinenzbewegung unter der organisierten Arbeiterschaft; nur in Deutschland verhielt man sich in sozialistischen Kreisen bis vor kurzem dagegen ablehnend. Seit etwa einem Jahr kann man auch bei uns von einer sozialistischen Antialkoholbewegung sprechen. Die Meinung Kautskys, die auch die offizielle Meinung der Partei ist: daß die Ausbreitung der Sozialdemokratie die Arbeiter veranlasse, immer weniger für Alkohol und immer mehr für die gesellschaftliche Befreiung auszugeben, wird von den sozialistischen Abstinenten nicht geteilt und eine besondere Enthaltsamkeitsbewegung in Arbeiterkreisen für nötig erachtet. Sozialistische Abstinenzvereine gibt es gegenwärtig an 17 Orten Deutschlands, so in Berlin, Bremen, Kiel, Stuttgart u. s. w. Am meisten Mitglieder hat Berlin (46), am wenigsten Stettin (5). Das Organ der sozialistischen Alkoholgegner betitelt sich: Korrespondent der abstinenten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands. Die Gründung einer Zentral-Organisation ist nur noch eine Frage der Zeit. Einen hervorragenden Parteiführer, der zugleich Abstinent ist, wie es in Belgien bei Vandervelde, in Oesterreich bei Victor Adler, in England bei Keir Hardie und in der Schweiz bei Otto Lang zutrifft, können die deutschen Arbeiterabstinenten vorerst nicht aufweisen.

Alkoholverbot in sozialistischen Kooperationen. Auf dem Parteitag der belgischen Sozialdemokratie berichtete Vandervelde über die Ansichten der wissenschaftlichen Autoritäten betreffs des Alkoholismus. Sie alle sind einig, daß der Alkohol ein gefährliches Gift ist. Vor allem dürfe in den Kooperationen kein Alkohol verkauft werden. Nach langer Diskussion wird fast einstimmig beschlossen, den Verkauf des Alkohols in den sozialistischen Kooperationen vom 1. April 1904 ab zu verbieten. (Vorwärts, 1903, No. 87.)

Vortragscyklus über das sexuelle Leben des Menschen. Auf dem Frankfurter Kongreß zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ist sowohl vom Geheimen Medizinalrat Kirchner, der im Auftrage des Reichskanzlers und des preußischen Staatsministeriums sprach, als auch von den hervorragendsten Teilnehmern „die Aufklärung und Belehrung im Volke“ als wichtigstes Hülfsmittel hingestellt. Die „Freie Hochschule“ in Berlin hat beschlossen, in diesem Sinne sogleich im nächsten Semester vorzugehen und zu diesem Zwecke ihren Dozenten Dr. Magnus Hirschfeld beauftragt, einen Vortragscyklus über das sexuelle Leben des Menschen abzuhalten, in dem derselbe vor allem auch die Ursachen, Folgen und Verhütung geschlechtlicher Erkrankungen und Verirrungen eingehend erörtern wird.

Rassen-Hygiene.

Die Entartung der Menschenrassen. Die Entartung der Menschenrassen muß als ein Problem der Anthropologie behandelt werden. Wie in der Biologie die Erforschung der organischen Verkümmerungen und der Mißbildungen oft das Verständnis für die wichtigsten Probleme erschließt, so gilt dasselbe auch für die Lehre von der Entartung der Menschenrassen. Es genügt nicht, die Mortalität, die mittlere Lebensdauer, die Vermehrungsfähigkeit zu studieren, sondern man muß anthropologisch verfahren und die charakteristischen Veränderungen erforschen, welchen eine Rasse unterliegt, wenn sie durch Wanderung in ein ganz anderes Milieu gelangt. Die körperlichen Merkmale der Portugiesen z. B. ändern sich beträchtlich in Afrika. In der dritten Generation beobachtet man Brachycephalie, Disharmonie zwischen Gesicht und Schädel, Unregelmäßigkeit im Wachstum, Bildung von Plattfüßen u. s. w. In der dritten oder vierten Generation stirbt die Rasse aus, wenn nicht frisches Blut aus Europa ihr neue Lebensenergie zuführt. (Dr. Silva Telles, L'Anthropologie, XIII, 2.)

Die Vererbung der Syphilis. Seit mehr als hundert Jahren bildet die Erklärung des Vorgangs, wie Syphilis von den Eltern auf die Nachkommenschaft vererbt wird, den Gegenstand lebhafter Meinungsverschiedenheiten. Wenn heute auch nicht mehr die Existenz einer hereditären Syphilis angezweifelt wird, so herrscht doch über diese nackte Tatsache hinaus in der Frage, wie und von wem Syphilis vererbt wird, noch fast die gleiche Verwirrung und der diametrale

Gegensatz der Anschauungen, wie einst und ehedem. Ziemlich allgemein hat man sich indes zu einem Kompromiß geeinigt und als herrschende Lehre die Annahme acceptiert, daß die Krankheit sowohl von der Mutter als auch vom Vater aufs Kind vererbt werden kann. Die Vererbung von seiten der Mutter ist möglich 1. auf germinativem Wege durch das schon von Haus aus infizierte Ei oder 2. durch intra uterine Infektion durch den Mutterkuchen (auf placentarem Wege). Die Intensität der kindlichen Syphilis ist in der Regel um so schwerer, je früher während der Schwangerschaft die Ansteckung der Mutter erfolgt ist, so daß von Müttern, welche in der ersten Hälfte der Schwangerschaft infiziert wurden, in der Regel Aborte, Früh- oder Totgeburten, oder reife Kinder mit kongenitaler Syphilis stammen, während von Müttern, die in der zweiten Hälfte oder in der Mitte der Gravidität infiziert wurden, in der Regel am normalen Ende der Schwangerschaft geborene Kinder stammen, welche anfangs oft gesund scheinen und erst in den späteren Lebenswochen die ersten Syphiliserscheinungen zeigen. Es kommt auch eine alternierende Vererbung vor, wie eine solche auch bei anderen Infektionskrankheiten, z. B. Tuberkulose, beobachtet wird. Es kann nämlich zwischen zwei kranken Kindern ein gesundes oder zwischen zwei schwer affizierten ein leichter erkranktes Kind geboren werden. Gibt es auch eine Vererbung der Syphilis von seiten des Vaters vermittelst des Sperma (der Samenzellen)? Die überwiegende Mehrzahl der Forscher hält eine solche paterne Vererbung für erwiesen. Doch sprechen viele Gründe dagegen, wenn auch die Zahl der angeblichen Beobachtungen von paterner Vererbung und der anscheinend gesunden Mütter syphilistischer Kinder im Maximum 20—38 pCt. beträgt. Aber viele Mütter sind nur scheinbar gesund, und das Fehlen von Syphiliserscheinungen ist allein noch kein Beweis für die völlige Gesundheit. Es steht fest, daß jede auch anscheinend gesunde Mutter eines erblich luetischen Kindes gegen die Syphilis immun ist, da es aber keine ererbte dauernde Immunität gegen Syphilis gibt, so muß die immune Mutter selbst (latent) syphilitisch sein. Da es also schließlich keine hereditäre Syphilis ohne Syphilis der Mutter gibt, und da anderseits von einer syphilitischen Mutter die Krankheit zweifellos vererbt werden kann, so folgt daraus, daß wir eine Vererbung der Syphilis in jedem Fall von einer syphilitischen Mutter ableiten können und die Annahme einer Vererbung von seiten des Vaters nicht zu machen brauchen. Für die Praxis ergibt sich daraus: 1. Die Mutter eines syphilitischen Kindes muß, auch wenn sie keine Symptome bietet, mit Quecksilber behandelt werden. 2. Die Mutter eines syphilitischen Kindes kann ungescheut ihr Kind selbst stillen. 3. Die syphilitischen Eltern eines gesunden Kindes können möglicherweise ihr Kind infizieren. 4. Ein syphilitischer Mann soll, um die Infektion seiner Frau zu vermeiden, nicht vor Ablauf mehrerer Jahre seit seiner Infektion und nicht ohne mehrfach wiederholte Quecksilberbehandlung in die Ehe treten. (Wiener Klinische Wochenschrift, 1903, Heft 7.)

Familiäre Entartung in der jüdischen Rasse. Fälle von amaurotischer Idiotie (Blödsinn verbunden mit Erblindung) sind hauptsächlich in der amerikanischen und englischen Literatur aufgeführt. Es handelt sich in allen diesen Fällen um gesund geborene Kinder, welche in den ersten Lebensmonaten körperlich und geistig sich regelmäßig entwickeln. Die Zeit der normalen Entwicklung dauert einige Monate, dann tritt Schwäche der Muskulatur ein, die Kinder werden vollständig teilnahmslos, können sich nicht mehr aufrecht erhalten, der Kopf sinkt zurück. Um diese Zeit setzt auch die Abnahme des Sehvermögens ein, die mit einem Schwund der Sehnerven endet. Im allgemeinen bleibt das Gehör gut. Die Krankheit befällt entweder nur ein Kind einer Familie oder auch zwei und mehrere Geschwister, und zwar sowohl der Reihe nach, als auch das eine oder andere überspringend. Eine besondere Bevorzugung des männlichen oder weiblichen Geschlechts ist nicht zu konstatieren. Hinreichende Anhaltspunkte, um Lues, Alkoholismus, Tuberkulose, nervöse Belastung in der Familie anschuldigen zu können, sind nicht vorhanden. Höchst auffallend ist, daß es sich nahezu stets um Kinder jüdischer Abstammung handelt und daß unter diesen ein großer Prozentsatz polnisch-jüdischer Familien vertreten ist. Ob und inwiefern soziale Verhältnisse dabei eine Rolle spielen, ist vollständig dunkel. Die pathologisch-anatomischen Veränderungen bestehen in einem degenerativen Prozeß, welcher das Zentralnervensystem bei anfangs normaler Entwicklung ergreift. Schaffer fand ein „höchstgradiges Ergriffensein des Großhirns, die Rinde total entmarkt. Es handelt sich also um eine auf das ganze Großhirn sich erstreckende äußerst intensive Erkrankung bei normaler äußerer Konfiguration derselben“. Die Degeneration kann in den

einzelnen Fällen verschieden intensiv sein und während das Großhirn mehr verschont ist, zeigt dann das Rückenmark tiefgehende Degenerationserscheinungen und umgekehrt. (Dr. C. Gessner, Münchener Medizinische Wochenschrift, 1903, No. 7.)

Zur Entvölkerung Frankreichs. Nach einer kürzlich erschienenen Arbeit von Girard und Bordas befinden sich unter 1000 Personen jeglichen Alters, die in den Städten Frankreichs sterben, 167 Kinder unter einem Jahr. Von diesen 167 Kindern stirbt ein Drittel an Darmkatarrh und Brechdurchfall infolge schlechter Beschaffenheit der Milch, ein zweites Drittel an Tuberkulose und sonstigen Erkrankungen der Luftwege. Bekanntlich ist der Brechdurchfall, die sogenannte Kindercholera, eine Krankheit, die mehr in der heißen Jahreszeit auftritt. Merkwürdigerweise ergibt aber die Statistik, daß im wärmeren Süden Frankreichs dieses Leiden weit weniger Opfer fordert, als im kälteren Norden. So wütete z. B. in Lille während der Monate Januar, Februar und März der Brechdurchfall weit stärker als in Marseille im Juli, August und September. Der Grund liegt darin, daß Lille von allen Städten Frankreichs die schlechteste Milch besitzt, während seine Umgebung durch ihre vorzügliche Butter bekannt ist. Nach Girard und Bordas ist durch die Statistik erwiesen, daß überhaupt in den Städten, die in landwirtschaftlichen Gegenden liegen, die meiste entrahmte und gefälschte Milch zum Markte kommt, weil die Bauern den Rahm zur Butter brauchen, dabei aber auch die Magermilch als Vollmilch unterzubringen suchen. Bemerkt sei noch, daß nach Girard und Bordas in keiner französischen Stadt weniger gefälschte und entrahmte Milch getrunken wird als in Paris. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 1011.)

Epilepsie und erbliche Belastung. Von den am 31. Dezember 1900 in der schweizerischen Anstalt für Epileptische (in Zürich) weilenden 149 Kranken verließen im Laufe des Jahres 1901 die Anstalt im ganzen 26, von denen zehn als gebessert und zwei als geheilt bezeichnet werden konnten. Aufgenommen wurden 42 Kranke. Bei 69 pCt. aller Aufgenommenen entwickelte sich die Krankheit auf dem Boden erblicher Belastung, während sich in ungefähr 31 pCt. Trunksucht in der Ascendenz nachweisen ließ. Bei zwei weiblichen Kranken trat nach Kopfverletzung eine Verschlimmerung des Leidens ein, und bei zwei männlichen Patienten steht die Krankheit in Zusammenhang mit cerebraler Kinderlähmung. Gegen 62 pCt. der Aufgenommenen erkrankten im Kindesalter (bis zum 13. Jahre) und bei etwa 19 pCt. fällt die Erkrankung entweder in die Entwicklungszeit oder in die Zeit nach dem 20. Jahre. (Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger und Epileptischer, 1902, No. 9 und 10.)

Sozialpolitik.

Der Arbeitermangel in der Landwirtschaft. In seinen Vorlesungen über die nationalwirtschaftliche Bedeutung des Ackerbaues pflegte Roscher zu betonen, daß jeder landwirtschaftliche Grundbesitzer nicht etwa nur im Herrenbewußtsein aufgehen solle, sondern daß er sich als der erste Arbeiter seines Gutes betrachten möge. Heute wird für einen nutzbringenden Betrieb der Landwirtschaft ein ungewöhnliches Maß von Tüchtigkeit, Arbeitskraft und Energie erfordert, und es ist nichts irriger als zu glauben, die Bewirtschaftung eines Gutes könne etwa im Nebenamte oder von geistig Minderwertigen betrieben werden. Aber nicht nur die Tüchtigkeit und Umsicht des Grundbesitzers, sondern noch mehr spielt die Arbeiterfrage heute eine große Rolle in der Rentabilität der Landwirtschaft. Charakteristisch für unsere Zeit ist die Landflucht der Arbeiter, die Einwanderung in die Städte. Aber eine von großen Anschauungen ausgehende soziale Hygiene hat genau so wie der praktische Landwirt ein Interesse daran, daß ein wesentlicher Teil der Bevölkerung eines Staates die Landwirtschaft als Hauptberuf ausübt und die Abwendung von der bürgerlichen zu anderer Beschäftigung gewisse Grenzen nicht überschreitet. Mag man jedoch auch den Lohn erhöhen, so wird man dadurch die landwirtschaftliche Arbeiterfrage nicht lösen. Besserer Lohn wird sicher manchen Arbeiter auf dem Lande festhalten, aber die starke Abwanderung in die Städte und Fabriken nicht aufhalten. Hier wird nur dann eine Wandlung eintreten, wenn das gesamte Arbeitsverhältnis in der Landwirtschaft eine sehr gründliche Umgestaltung erfährt. Der starke Drang, seine Lage zu verbessern und vor

allem der Wunsch nach möglichster Unabhängigkeit treibt die Landarbeiter fort. Je stärker in unserer steigenden Kultur in der dörflichen Arbeiterbevölkerung der Drang nach einem möglichst hohen Maß von persönlicher Freiheit sich bemerkbar macht, um so mehr vermindert sich die Nachfrage nach solcher Beschäftigung, mit der eine besonders weitgehende Beschränkung dieser Freiheit verbunden ist. Verkürzung der Arbeitszeit, Verminderung der Naturalleistung für das Gesinde auf Kosten des Lohnes, vor allem aber höhere Ausbildung und Einschätzung der gelernten Arbeit kann hier in etwas helfen. Je umfangreicher das Gebiet der gelernten Arbeit in der Landwirtschaft wird, um so mehr wird die dörfliche Bevölkerung auf der heimatlichen Scholle bleiben, da es ihr möglich ist, den Drang nach einer höheren Kulturstufe auch in der Landwirtschaft zu befriedigen. Denn die Landflucht ist weniger Vergnügungssucht als der Drang nach einer höheren wirtschaftlichen und kulturellen Lebenssphäre. (J. Corvey, Der Arbeiterfreund, 40. Band, 4. Heft.)

Amerikanische Arbeiter und Wanderungsauslese. Unter den Gründen, welche die deutschen Industriellen, besonders de Eisen- und Stahlbranche, für ihre Zollforderungen anführen, steht die Behauptung obenan, daß der amerikanische Arbeiter weit leistungsfähiger sei als der deutsche und durch diese größere Leistungsfähigkeit der etwas höhere amerikanische Lohn nicht nur reichlich ausgeglichen werde, sondern der amerikanische Unternehmer sogar noch gegenüber seinem deutschen Konkurrenten im Vorteil sei. Verschiedentlich hat darauf schon der Vorwärts erwidert, daß allerdings der amerikanische Arbeiter ein größeres Quantum Arbeit liefere, aber meist nicht, weil er sich mehr abrackert und intensiver arbeitet, sondern weil in den amerikanischen Betrieben die Anwendung von Maschinen mehr vorgeschritten sei und in ihnen ein besseres Hand-in-Hand-Arbeiten stattfinde — seien doch in vielen der konkurrenzfähigsten amerikanischen Industriezweige die Arbeiter zum größten Teil Ausländer. Einen interessanten Beitrag zu dieser Frage liefert ein hervorragender belgischer Techniker, den die Independance Belge nach den amerikanischen Industriezentren entsandt hatte, um dort die Fabrikationsmethoden und die Ueberlegenheit der amerikanischen Produktion zu studieren. Er schreibt: „Haben die Amerikaner wirklich ein besseres Arbeitermaterial als wir in Europa? Nun, an den Arbeitern selber, d. h. an den Qualitäten, die sie von Haus aus mitbringen, liegt es gewiß nicht, wenn in Amerika mehr geleistet wird als in Europa. „Viele unserer besten Arbeiter", sagte mir wörtlich Mr. Westinghouse, der Vizepräsident der Westinghouse Electric Company, „kommen von Europa." Das ist wohl der schlagendste Beweis. In den Pittsburger Kohlengruben schätzt man besonders die deutschen, belgischen und französischen Arbeiter. Als Glasbläser finden Europäer stets prompte Verwendung. Und so ist es in vielen anderen Industriezweigen. Der Unterschied liegt also nicht im Menschenmaterial, sondern in den besseren Maschinen und namentlich in den besseren sozialen Verhältnissen. „On est plus de coeur à l'ouvrage", sagte mir ein nordfranzösischer Arbeiter, welcher in einem Schmiedewerk in Pennsylvanien beschäftigt ist, — „man ist mehr mit dem Herzen bei der Arbeit". (Vorwärts, 1902, No. 218.) — Ob diese Auffassung richtig ist? Wahrscheinlich ist die Ueberlegenheit der amerikanischen Arbeiterschaft das Ergebnis einer Wanderungs-Auslese, denn die Auswanderer sind im allgemeinen die intelligenteren und unternehmenderen, die vorwärts strebenden, die — mit dem Herzen bei der Arbeit sind. Sie sind die „von Haus aus" Besten, welche den Ausschuß daheim lassen.

Staats- und Parteipolitik.

Das deutsche Judentum und der Zionismus. Während die Schar der Anhänger des Zionismus in aller Welt stetig und beträchtlich zunimmt, ist in Deutschland noch immer weiten jüdischen Kreisen vom Zionismus nicht viel mehr als der Name bekannt. Um die Schwierigkeiten, welche die Agitation der Zionisten in Deutschland erfährt, zu verstehen, muß man in die psychologischen Tiefen des deutschen Judentums hinableuchten und da die Ursachen aufzeigen, warum dieser Ackerboden so wenig aufnahmefähig ist. In erster Linie ist es die günstige soziale Lage der deutschen Juden, welche dem Vordringen des Zionismus entgegenwirkt. Unbestreitbar ist, daß die überwiegende Zahl sich einer menschen-

würdigen Existenz, ein nicht unbedeutender Bruchteil sogar behaglichen Wohlstandes sich erfreut; nur ein kleiner Prozentsatz ist dem Proletariat zuzurechnen. Selbst diese Proletarier gehören noch der obersten Schicht des jüdischen Weltproletariates an. Von dem Einwandererstrom nicht überflutet, von den liberalen Parteien, denen sie Geldmittel und Wahlstimmen zuführen, in ihren gewerblichen Interessen möglichst geschützt, fühlen sich die deutschen Juden in ganz überwiegender Zahl wirtschaftlich sicher, und „ubi bene, ibi patria", ist für den sonst Heimatlosen eine gar begreifliche Devise. Also bei materiellem Behagen und mit dem Gefühl, seine Bedürfnisse als Glaubensgenosse wie als Staatsbürger durch imposante Organisationen (Deutsch-Israelitischer Gemeindebund und Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens) vertreten zu wissen, sieht der deutsche Jude ohne große Sorge in die nächste Zukunft, ist zufrieden mit einer Gegenwartspolitik, die das Schlimmste verhütet, und verlangt nicht nach neuartigen Bestrebungen, welche ihn allzusehr aus den gewohnten Geleisen drängen würden. Darum findet man oft in Deutschland eine demonstrative und fanatische Verteidigung des Deutschtums von seiten der Juden und Haß gegen den Zionismus. In der Tat kann es keinem Zweifel unterliegen, daß nirgends die Juden in größerer Zahl sich dem Wesen des Wirtsvolkes so innig angeschmiegt, so wirklich und echt sich assimiliert haben wie in Deutschland; der deutsche Geist, die deutsche Kultur hält sie ganz befangen. Jeder Bekehrung eines deutschen Juden zum Zionismus geht ein hartes Ringen mit der Anhänglichkeit an die liebgewonnenen Kulturgüter voraus, die Loslösung ist stets langsam und bleibt immer schmerzhaft. Der Grundcharakter des Deutschen hat viele Aehnlichkeit mit dem jüdischen. Die Juden haben an der Entwicklung der neueren deutschen geistigen Kultur großen Anteil gehabt und sich dem bedächtigen und besonnenen Charakter des Deutschen angepaßt. Die zionistische Bewegung kann nur dann in Deutschland Fortschritte machen, wenn mehr an den Verstand als an das Gemüt appelliert wird. (Dr. Jeremias, Die Welt, 1902, No. 46.)

Bevölkerungsstatistik.

Die Anzahl der Weißen in den deutschen Schutzgebieten. In der Ansiedlung von Weißen zeigt das Berichtsjahr erhebliche Fortschritte. Die weiße Bevölkerung in den afrikanischen Schutzgebieten stellte sich 1902 auf 6661 gegen 5571 im Jahre 1901 und 3239 in 1896. Die Zahl der Deutschen ist in den afrikanischen Kolonien von 1852 im Jahre 1896 auf 4203 im Jahre 1902 gestiegen. Die weitaus stärkste Vermehrung der weißen Einwohner hat Südwestafrika aufzuweisen; dort wurden am 1. Januar 1902 4674 weiße Bewohner gegen 3643 im Vorjahre gezählt. Der größere Teil der Zunahme kommt auf die Einwanderung von Buren. Aber auch die Zahl der Deutschen ist nicht unerheblich gewachsen; sie beträgt jetzt 2595 gegen 2223 im Vorjahre. Die Zahl der weißen Bewohner des südwestafrikanischen Schutzgebiets, abzüglich der Beamten und der Angehörigen der Schutztruppe, ist von 1740 Köpfen am 1. Januar 1897 auf 2853 am 1. Januar 1901 und auf 3817 Köpfe am 1. Januar 1902 gestiegen. In den Südsee-Schutzgebieten wurden im Berichtsjahr 862 Weiße gezählt; davon kamen 347 auf Samoa. Die weiße Bevölkerung der sämtlichen von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ressortierenden Schutzgebiete betrug mithin zu Beginn des Jahres 7523 Köpfe gegen 6370 im Jahre 1901. (Deutsche Kolonialzeitung, 1903, No. 6.)

Auswanderung aus den osteuropäischen Ländern. Der Andrang von Auswanderern, besonders aus den osteuropäischen Ländern, ist in Hamburg gegenwärtig so stark wie kaum zuvor. Die Auswandererhallen genügen nicht mehr zu ihrer Unterbringung, so daß ein außer Betrieb befindlicher Dampfer als Logierschiff eingerichtet werden mußte. Das Gros der Auswanderer stellen die Israeliten, und ist, da diese fast alle mittellos sind, der israelitische Unterstützungsverein für Obdachlose in einem Maße in Anspruch genommen, wie es seit 1892 nicht der Fall gewesen. Der Verein beköstigte an manchen Tagen in den letzten sechs Wochen bis zu 600 Personen. (Vorwärts, 1903, No. 81.)

Völker und Politik.

Das Rassenproblem in der Weltwirtschaft. Immer mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß die Gestaltungen in der Weltwirtschaft, die Verteilung der Konkurrenzkraft zwischen den Nationen, der Sieg der einen, die Niederlage der anderen nicht zuletzt das Ergebnis von Rasseneigentümlichkeiten sind, das Produkt der Blutmischung, aus welcher die Völker hervorgegangen sind und zum Teil noch immer neu sich bilden. Nichts ist falscher, als eine moralische und intellektuelle Gleichwertigkeit der Rassen anzunehmen, wie die christliche und aufklärerische Idee es tut. Das Eine steht fest, daß wir in der wirtschaftlichen Arbeit mehr und minder leistungsfähige Rassen vor uns haben und daß diese Unterschiede enorm sind. Die Austral- und Afrikaneger stehen weit unter dem Weißen. Die spezifische Eigenschaft des Mongolen ist Bedürfnislosigkeit und unermüdlicher Fleiß. Das mag zweifellos für gewisse Fälle eine Ueberlegenheit bedeuten, aber doch nur für „gewisse Fälle", d. h. in jenen, in denen die überlegene Begabung des Weißen keine Rolle spielt. Auch in Europa wird das Rangverhältnis der Völker auf dem Weltmarkt nicht in erster Linie durch die Naturschätze, über welche sie verfügen, auch nicht etwa durch die geographische Lage, durch die politische Macht oder durch sonst andere Momente, welche die Situation nach außen bestimmen, entschieden, sondern vor allem durch das Maß Begabung, das sie in sich tragen und welches das Produkt hauptsächlich der Rassenmischung ist, aus welcher sie hervorgegangen sind. Der russische Arbeiter ist wegen des mongolischen Bluteinschlags weniger leistungsfähig und die meisten Unternehmer und Fabrikleiter sind Westeuropäer. Zwar spielen auch die äußeren Faktoren eine Rolle in der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker, aber die Rasse ist doch das Entscheidende. Immer hat eine kleine Zahl „Rassemenschen", eine Elite des Charakters und Geistes, die Entscheidung herbeigeführt. Und auch heute entscheidet die Menge solcher Rassemenschen in der Nation ihren wirtschaftlichen Rang im Kreise der Völker. Heute gehört den Germanen die Welt. Eben sind sie daran, sie zu erobern. Welches von den germanischen Völkern wird das erfolgreichere sein? England hat im Konkurrenzkampf mit Holland die Welt erobert. Heute wird es von Deutschland und Nordamerika bedroht. Die Union hat einen besonderen energischen Unternehmertypus herausgebildet, der nur zu deutlich an den urgermanischen Charakter erinnert, wie wir ihm in den Anfängen nordischer Geschichte und Kultur begegnen. Der amerikanische Unternehmer ist, wie jene Wikinger waren, der erste „Wager" der Welt und die Weltstellung Englands und Deutschlands ist zweifellos durch die Union gefährdet. (Jul. Wolf, Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1903, Heft 1.)

Ansiedlung deutscher Familien in Südwestafrika. Während man sich in Deutschland immer noch nicht dazu aufraffen kann, die Besiedlung von Südwestafrika von Staats wegen und mit Staatsmitteln in die Hand zu nehmen, verwirklicht bereits England seinen Plan, mit Aufwendung von Millionen staatlicher Gelder 3000 englische Familien in Transvaal anzusetzen. Da die Ansiedler meist ausgediente Soldaten sind, muß der englische Staat für sie englische Frauen in die Kolonie befördern; der erste Transport von 55 Mädchen ist bereits abgegangen. Dies englische Vorgehen sollte sich die deutsche Regierung zum Muster nehmen, die nach einmaliger Ablehnung einer diesbezüglichen Forderung durch den Reichstag überhaupt nicht wieder auf diese wichtige koloniale Aufgabe zurückgekommen ist. Sie hat ihre Lösung der privaten Kolonialtätigkeit überlassen, und die deutsche Kolonialgesellschaft hat mit Aufwendung von 32000 Mark im Laufe von fünf Jahren 103 weibliche Personen nach Südwestafrika befördert. Der Frauenmangel besteht aber noch fort. Es fehlen noch über — 1000 Frauen. Es ist aber daran zu erinnern, welche Bedeutung der Frauenmangel für eine junge Kolonie hat, daß er die größte Gefahr ist, von der sie überhaupt bedroht werden kann; denn er zwingt die Kolonisten zur Geschlechtsgemeinschaft mit der farbigen Eingeborenenbevölkerung, und das bedeutet den unabwendbaren Untergang jedes Kolonialstaates. Das Vorbild der verfaulten Mischlingsstaaten Südamerikas einerseits, der blühenden germanischen Kolonialvölker anderseits beweist eindringlich, daß die Reinheit des Blutes und ein starkes Rassenbewußtsein, welches die Reinhaltung der höherwertigen Rasse als eine Pflicht der nationalen Selbstachtung und Selbsterhaltung betrachtet, das höchste Gut jedes Kolonialvolkes ist. Dr. Colanbrander hat in seinem hochbedeutsamen Werke „De Afkomft der Buren" statistisch nachgewiesen, daß in den Adern der Buren 50 pCt. holländisches, 27 pCt. deutsches, 17 pCt. französisches und höchstens 1 pCt. Farbigenblut fließt!

Bei der jahrhundertelangen, fast völligen Loslösung des Burenstammes vom germanischen Mutterlande in Europa und seinem andauernden, fast ausschließlichen Verkehr mit einer an Zahl übermächtigen Farbigenbevölkerung ist diese Reinhaltung der Rasse bewunderungswürdig. Aber nur ihr verdanken die Buren ihre koloniale Tüchtigkeit und das Kolonisationsergebnis, die ungeheueren Räume Südafrikas als ein an Zahl so schwaches Herrenvolk erobert und besiedelt zu haben. So etwas ist nur möglich durch die Absonderung der herrschenden Rasse im Geschlechtsverkehr von der Eingeborenenbevölkerung und die Ausstoßung der Mischlinge. „Das Kind folgt der ärgeren Hand"; nach diesem altgermanischen Grundsatz verfahren die Buren und müssen auch wir verfahren, wenn wir uns unsere südafrikanische Kolonie nicht von vornherein in nicht wieder gut zu machender Weise verpfuschen wollen. — In dieser Gefahr stehen wir leider schon mitten drin. Es häufen sich die Nachrichten aus dem Schutzgebiete, daß die Eingeborenenweiber einer allgemeinen Prostitution für die deutsche Ansiedlerbevölkerung preisgegeben sind, und daß die Zahl der Mischlinge beängstigend wächst, die alljährlich von den 1981 unverheirateten Weißen mit farbigen Frauen gezeugt werden. Buren aus der Kapkolonie, denen solche Volkssitten und Anschauungen ganz neu sind, haben mir schon mehrfach ihr Erstaunen und ihre Besorgnis darüber ausgedrückt, wie unbekümmert und wie unverhohlen die deutschen Ansiedler die Geschlechtsgemeinschaft mit den Weibern der Eingeborenen pflegen. Doch sind die unehelichen Mischlinge für die Reinhaltung der deutschen Rasse noch nicht so sehr gefährlich, da sie in der Regel rechtlich und gesellschaftlich zu der Eingeborenenbevölkerung gezählt werden. Auch von den Buren stammt ja eine zahlreiche Bastardbevölkerung ab; aber jeder Bastard wird unnachsichtlich aus den Reihen der bevorrechteten weißen Rasse ausgestoßen unter die Farbigen, die durch eine tiefe, unüberbrückbare Kluft sozial und politisch von den Weißen getrennt sind, und die Bildung von Uebergangsstufen, ein Verwischen der Scheidelinien wird grundsätzlich nicht geduldet. Bei den Deutschen in Südwestafrika ist das anders, und hierin liegt die hauptsächlichste Gefahr: Wir haben in der Kolonie nicht bloß uneheliche, sondern auch eheliche Mischlinge von deutschen Vätern und farbigen Müttern, und diese werden ohne weiteres politisch und sozial in die Reihen der deutschen Bevölkerung aufgenommen! Die Zahl der Mischehen mit Farbigen betrug

1892: 39	1895: 42	1900: 49
1893: 37	1896: 33	1901: 36
1894: 36	1899: 45	1902: 39!

Die Zahl der in diesen zehn Jahren von den gemischten Ehepaaren hervorgegangenen Kinder ist leider noch nicht festgestellt, geht aber offenbar schon in die Hunderte. Unter diesen Umständen wird leider die deutsche Bevölkerung in Südwestafrika schon jetzt nach zehnjährigem Bestehen nicht mehr die Reinheit des Blutes für sich in Anspruch nehmen können, welche die Buren sich durch 2½ Jahrhunderte bewahrt haben. Es kommt noch hinzu, daß sogar von dem aus der Kapkolonie eingewanderten, nach Burensitte von jeher zu den Eingeborenen gerechneten Bastardstamme einige angesehene Familien politisch und gesellschaftlich unter die weiße Bevölkerung aufgenommen worden sind, wie Gentz in seinem sehr lesenswerten Aufsatz in Heft 3 der „Beiträge für Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft" behauptet. Diesen unhaltbaren Zuständen muß die Regierung ein Ende machen, indem sie den altdeutschen Grundsatz: „Das Kind folgt der ärgeren Hand" ohne jede Ausnahme in jeder Richtung durchführt. Und grundsätzlich dürfen die Mischlinge nicht als politisches und soziales Zwischenglied zwischen der weißen und der farbigen Rasse anerkannt, sondern müssen ohne jede Abweichung als Farbige behandelt werden. Wichtiger aber ist, daß die Regierung eine Verschlimmerung der Krankheit, an der die Kolonie leidet, verhütet, indem sie, da die private Tätigkeit der „Deutschen Kolonialgesellschaft" sich nun doch als unzulänglich erwiesen hat, ihrerseits die Uebersiedelung von Frauen in die Hand nimmt und solange fortsetzt, bis ein gesundes Verhältnis zwischen der Zahl der männlichen und der weiblichen Weißenbevölkerung hergestellt ist, damit den Deutschen eine Mestizenkolonie erspart bleibe. (M. R. Gerstenhauer, Deutsche Kolonialzeitung, 1902, No. 50.)

Persien und der Persische Golf. Beim „ägyptischen Problem" wurde seiner Zeit nicht um die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes gekämpft, sondern weil sich am Nildelta wichtige Verkehrsinteressen konzentrierten. Es wurde um

den Weg nach Indien und den fernen Osten gekämpft, und dieser Kampf wird in der Tat noch lange währen, nur daß er sich nicht auf Aegypten beschränkt und daß außer England und Frankreich auch andere Mächte in die Debatte eingreifen. In letzter Zeit ist der Kampf um Persien und den Persischen Golf zwischen Rußland und England entbrannt. In Persien ist es auch in erster Linie das kommerzielle und politische Interesse an einer bedeutsamen Weltstraße, das die Rivalität fördert. Die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, wo dieselbe wichtiger ist als die Gegend an der Mündung des Nils und am Eingang zum roten Meer. Denn man ist dabei, neue Straßen nach dem Osten zu erschließen, die in den Persischen Golf münden, und die ihm und der Enge von Armuz, also eine doppelte Bedeutung für die Verbindung unseres Westens mit den Reichen des östlichen Asiens und gleichzeitig mit der südlichen Hemisphäre verschaffen. Deutschlands Interessen in jenen Gegenden sind nicht besonders groß; es wird noch viel Wasser den Tigris hinablaufen, bis die Frage aktuell ist, an welchem Punkte die Bagdadbahn, die, wie sich bald einmal herausstellt, leider noch viel weniger als man gemeinhin annimmt, ein deutsches Unternehmen genannt werden kann, ihren Endpunkt finden soll. Deutschland hat kein Interesse daran, bei Rußland gegen England zu intrigieren. Für Deutschland ist es am vorteilhaftesten, wenn das gegenwärtige Machtverhältnis, das ihm erlaubt, seine kommerziellen Beziehungen zu Persien zu erweitern, gewahrt bleibt. (Dr. R. Breitscheid, Die Finanz-Chronik, 1902, 37.)

Geistiges Leben.

Reformkatholizismus. Der Herausgeber der „Renaissance", Dr. J. Müller, schreibt im 1. Heft des IV. Jahrgangs dieser Zeitschrift: Immer war es der Gedanke der Erneuerung, der Emporbildung und Erhöhung des Daseins, der den belebenden Impuls für alles rege Schaffen gab. Am wenigsten kann die Wissenschaft, die Kunst und die Religion dieses geistige Agens entbehren. Erneuerung aber nicht Neuerung ist unser Losungswort. Erneuerung ist Auffrischung auf den alten Grundlagen, Neuerung ist Umsturz. Achtung vor der Autorität! Aber die Religion muß auch den wahren zeitgeschichtlichen Fortschritt aufnehmen und in sich erst recht fruchtbar machen. Nicht Abschließung von den wahren Bildungsquellen, nicht Vereinsamung und Haß, auch nicht diplomatische Künste und politische Geschäftigkeit mit ihren unehrlichen Praktiken können uns Heil bringen, sondern nur Anspornung aller Kräfte zu gedeihlichem Wettstreit mit der zeitgenössischen Kultur. Vermählt mit der gesteigerten Bildung wird der verjüngte Katholizismus bald wieder seine unverwüstliche Kraft zeigen; die Konsequenz seines Systems, die Tiefe seiner Mystik, die Pracht seiner Liturgie wird dann auch dem modernen Menschen jene Befriedigung verschaffen, die ein zerfahrener Subjektivismus und ein dürrer Rationalismus nie gewährt. — Diesen Ideen dient unsere Zeitschrift und wenn sie empfänglichen Boden findet, wird sie zeitigen, was der Titel besagt: eine Renaissance, d. h. Wiedergeburt des alten katholischen Geistes auf den alten Grundlagen mit dem Hebel erhöhter Geistestätigkeit! — Wenn wir den Kampf, die wüste Flut religiöser Verhetzung, wie sie jetzt tobt, nicht aus der Welt schaffen können, soll die Renaissance doch eine Oase stiller friedlicher Arbeit sein über dem Gewoge der Parteien als Vorbereitung eines Reichs der Zukunft, wo die Menschen mit mehr Verständnis und Duldung zu einander stehen. Indem unsere Monatsschrift für einen gemäßigten Fortschritt im Geist des echten Kirchentums eintritt, weist sie jede Ideengemeinschaft mit uferlosen, das Dogma und die Disziplin der Kirche untergrabenden Bestrebungen (!), die sich unter dem Deckmantel der Reform jetzt einschleichen wollen, energisch zurück. Bereits gerieren sich Leute, welche den Nimbus der „Vorurteilslosigkeit" gewinnen wollen, sich offen als Neu-Kantianer erklären, welche dogmatische Bullen verwerfen, welche der Disziplin der Kirche bezüglich des Cölibates Hohn sprechen (!), als Reformer, unter bitterster Kritik der Hierarchie, besonders der vom heiligen Stuhl vertretenen Politik. Solchen gefährlichen Tendenzen (!) treten wir ebenso gegenüber wie denen, welche den berechtigten Fortschritt in Bildung und Praxis hintanhalten wollen. Indem die Renaissance auch eigene als zu weit gehend eingesehene Anregungen rektifiziert (!) und mit Vermeidung jedes persönlichen Tones, statt kritisch, vorwiegend positiv zu wirken gedenkt, fügt sie sich vollberechtigt in den Rahmen der katholischen Presse als deren vornehmstes, freilich links stehendes Organ.

Bücherbesprechungen.

Rudolf Credner, Das Eiszeit-Problem. Wesen und Verlauf der diluvialen Eiszeit. Greifswald 1902, Druck von Julius Abel. Oktav, 16 Seiten.

Auf einem Druckbogen stellt der bekannte Geograph in einer Rektoratsrede vom 15. Mai 1901 seine korrekte Ansicht über obiges Problem zusammen, ohne jedoch Quellenangaben, die er als bekannt voraussetzt, zu machen.

Schimper und Agassiz haben zuerst auf die Bedeutung der Eiszeitfrage aufmerksam gemacht, und zahlreich sind die allgemeinen Erörterungen und die Spezialuntersuchungen, die sich hieran geknüpft haben.

Nicht nur in Mitteleuropa ist die Existenz prähistorischer Gletscher- und Inlandeismassen nachgewiesen, selbst unter dem Aequator haben Hans Meyer, Sievers, Hettner ihre Existenz aus Moränen, Rundhöckern, Gletscherschliffen, Schotterterrassen demonstriert. „Die diluviale Vergletscherung ist ein über die ganze Erde verfolgbares Problem."

Credner weist darauf hin, daß als Voraussetzung hierfür die damalige Schneegrenze durchschnittlich etwa tausend Meter niedriger lag als jetzt.

Damals hatte sich auch eine alpine Flora und Fauna über Mitteldeutschland (bei den Gebirgen, Seite 2, wären auch Hart und Odenwald zu nennen gewesen, d. Ref.) ausgebreitet, und die Sahara bot damals das Bild einer wohlbewässerten Landschaft dar, ebenso die Kalahari-Wüste (Pluvialzeit). Beide Zeiten — Glazialzeit und Pluvialzeit — fallen zeitlich und wesentlich zusammen. In diese hyper-hydrographische Periode fallen aber Interglazialzeiten hinein, in denen die Gletscher bis in ihre jetzigen Grenzen allgemach zurückgewichen sind, wie die Reste einer langandauernden Tundra- und Waldvegetation erweisen (Brückner).

Von den letzten Phasen dieses im Laufe von Jahrtausenden sich abspielenden Phänomens ist bereits der Mensch Mitteleuropas Zeuge gewesen, wie aus den Fundschichten bei Schussenried (Fraas) und vom Schweizersbild (Nüesch) zu schließen ist. — Ueber die Zahl der diluvialen Eis- und Interglazialzeiten gehen die Ansichten der Geologen noch auseinander. Bisher nahm man drei Eiszeiten und zwei Interglazialzeiten an. Dem Wiener Geologen Penck aber ist es neuestens gelungen, eine vierte, älteste Vergletscherung und eine dritte Interglazialperiode wahrscheinlich zu machen.

So erscheint Wesen und Gang dieser Epoche nicht mehr als eine Katastrophe, sondern als ein nach gewissen Gesetzen regelmäßig eingetretenes klimatisches Phänomen, das mutatis mutandis der periodenweisen Abwechslung von milden und kalten Wintern entspricht. Ueber die Gründe hierfür schwanken die Ansichten noch sehr!

Einige setzen höhere Kältegrade hierfür voraus, andere das Gegenteil, die dritten nehmen eine Vermehrung der Niederschläge an.

Neuere Forschungsmethoden von Penck, Richter, Brückner und anderen weisen auf den engen Konnex dieser Frage mit der heutigen Gletscherentwicklung. Der Parallelismus in der Gletscherentwicklung zwischen Einst und Jetzt bietet überraschende Perspektiven für die schließliche Lösung des Eiszeitproblemes dar.

Es entsprechen sich geographische Verbreitung, Schwankungen der Gletscher und der Seen (Brückner), Interglazialzeiten, Klimaschwankungen mit einer gegenwärtigen 35jährigen Periode, d. h. dieselben Gründe, wie jetzt, lenkten auch die frühere Eis- und Interglazialperioden, nur in relativ stärkerem Maße. Selbst das Maß der diluvialen Klimaschwankungen haben uns die Forschungen von Partsch und Neumayer kenntlich gemacht. Nicht mehr als drei bis vier Grad mag die Differenz zwischen Einst und Jetzt betragen haben, d. h. eine Differenz, die nur drei- bis viermal so groß war, als die heutige Differenz der Wärmeschwankungen innerhalb der 35jährigen Periode, die einen Grad ausmacht. Es waren also nach Forel, Supan und Sigmund Günther nur Temperaturschwankungen höherer Ordnung, als die heutigen es sind, welche das Anwachsen der Gletscher- und Inlandeismassen vor Jahrtausenden herbeigeführt haben.

Ueber die letzten Gründe des Problemes sind wir freilich im unklaren. Ob sie direkt an der Sonne liegen (de Morchi) oder wie Kreichbauer will, mit einer Aenderung und einem Wechsel des Aequators zusammenhängen — non liquet!

Anzeichen sprechen noch dafür, daß solche Eiszeiten nicht nur in der Diluvialperiode, sondern auch in älteren Erdperioden, vom Tertiär bis zur

Trias und zum Cambrion (James Croll) stattgefunden haben. So z. B. die starken Breccienlager im oberen Buntsandstein, die Ablagerungen von Schottermassen im Tertiär (Mehlis). — Allein hierüber sind die Akten noch nicht geschlossen, und so muß die „endgültige Lösung der Frage nach der Ursächlichkeit der Eiszeiten" den Ergebnissen der komparativen Geologie und den Schlüssen hieraus überlassen bleiben. Professor Dr. C. Mehlis.

Albrecht Wirth, Die Entwicklung Asiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit einer Karte. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1901.

Von der Rührigkeit und Vielseitigkeit dieses Schriftstellers legen zahlreiche Arbeiten, die in den letzten Jahren aus seiner unermüdlichen Feder geflossen sind, Zeugnis ab; man kann aber leider nicht sagen, daß diese Vielgeschäftigkeit dem wissenschaftlichen Fortschritt und der Vertiefung unserer Erkenntnis dient, denn der Verfasser steht vielfach nicht ganz auf der Höhe seiner Aufgaben, beherrscht den Stoff nicht vollständig und verrät veraltete, längst überwundene und widerlegte Anschauungen. So auch in der vorliegenden, von der Verlagshandlung hübsch ausgestatteten und mit einer schönen Karte von Asien versehenen Schrift. Theorien, so entschuldigt Wirth mit einem Goetheschen Ausspruch die ihm unterlaufenden falschen, gleichen Schachfiguren: sie gehen vielleicht verloren, „aber sie leiten ein Spiel ein, das gewonnen werden kann". Gewiß, ohne Theorien, die, auch wenn sie sich später als irrig erweisen sollten, doch den vorausliegenden dunklen Weg mit allerlei Lichtblitzen erhellen, gibt es keinen Fortschritt der Wissenschaft. Folgende Sätze aber, die der Verfasser seiner ganzen Darstellung zu Grunde legt, enthalten keine noch des Beweises bedürftige Theorie, sondern einen tatsächlichen, folgenschweren Irrtum: „Lange Zeit hindurch empfängt Europa ohne Gegengabe asiatische Kultureinwirkung. Seit dem Aufkommen der Griechen wirkt es aber seinerseits auf den riesigen Nachbar ein." Nun, die ganze kleinasiatische Kultur, die sich in den homerischen Gesängen widerspiegelt und durch die Ausgrabungen bei Hissarlik bestätigt ist, was ist sie denn anders als europäische Kultur, die seit der Steinzeit auswandernde europäische Völker, deren letzte zum Stamm der Thraker gehörten, über den Bosporus getragen haben? Mit der Grundmauer fällt das Haus; ich kann mir daher die Mühe sparen, alle aus falschen Voraussetzungen folgenden Fehlschlüsse zu widerlegen. Nur einige Hauptirrtümer seien hervorgehoben. Die Verwechslung der Begriffe „Rasse" und „Volk", die schon so viel Verwirrung auf dem Gebiet der Völkerkunde verschuldet hat, findet sich auch hier. Als Rassen, „die den Werdegang Asiens schufen", nennt Wirth die Turanier, Semiten und Arier, drei geschichtliche Namen von Völkern, in denen, je nach Zeit und Wohnort, die in Betracht kommenden Rassen, Homo brachycephalus, mediterraneus und europaeus, in sehr verschiedenem Verhältnis vertreten sind und waren. Als Beispiel dieser schiefen Auffassung sei eine Aeußerung über die Türken angeführt: „Der Name scheint ursprünglich kein rassenhafter, sondern ein politischer zu sein." Was soll sich ein vernünftiger Mensch unter einem „rassenhaften" Stamm denken? Dieser entstammt immer der Sprache, und Völker so verschiedener oder verschieden gemischter Rasse können bekanntlich die gleiche Sprache reden. Die Lyder waren „sicher" keine Turanier, sondern wie Phryger und Myser ein thrakisches Volk. Der Ausgang der arischen Wanderungen kann nicht „bald in Skandinavien, bald im Pamir gefunden worden sein", höchstens gesucht; „gefunden" kann er nur an einer, und zwar der richtigen Stelle sein. Das Wort Kassiteros, genau wie die gallischen Namen Cassignatus und Deiotarus aus den Wortstämmen cass und tar zusammengesetzt, stammt nicht aus Indien, sondern ist wie Stannum keltisch und mit dem kostbaren Metall aus der unerschöpflichen Fundstätte in England bis an den Ganges und ins Sanskrit gelangt. Die Skythen waren nicht in der Mehrzahl „Turanier", sondern gehörten zum arischen Sprachstamm und waren ursprünglich von reiner nordeuropäischer Rasse. Die Alanen waren bis zu ihrer Verschmelzung mit den Wandalen ein ziemlich rein gebliebenes skythisches Volk. Aus der Vermischung der am weitesten nach Osten vorgedrungenen Skythen mit fremdartigen asiatischen Stämmen sind die Turkvölker entstanden. Die Parther, ein Teil der Perser, waren ursprünglich auch ein nach Sprache und Rasse ziemlich einheitliches arisches Volk. Die Aestier, von Tacitus nach Aussehen und Lebensweise mit den Sueben verglichen, waren lateinischen Stammes und standen damals in jeder Hinsicht den Germanen noch sehr nahe; die Sprache jedoch — nur dies sollen die Worte lingua

Britannicae propior ausdrücken — war nicht völlig gleich. Die Iren haben mit den Turaniern nicht das mindeste zu tun, sondern sind aus der Vermischung iberischer Urbewohner (Homo mediterraneus) mit keltischen Eroberern (Homo europaeus) entstanden. Genug der Beispiele; sie zeigen hinlänglich, wie sehr die Völkerkunde der naturwissenschaftlichen Grundlage bedarf. Dr. Ludwig Wilser.

Poultney Bigelow, Die Völker im kolonialen Wettstreit, Berlin, Georg Reimer. — **W. T. Stead,** Die Amerikanisierung der Welt, Berlin, Vita.

Weltpolitik, wie sie sich in den Köpfen eines amerikanischen Imperialisten und eines englischen Demokraten malt! Und merkwürdig: der Amerikaner und der Engländer stimmen vollständig darin überein, daß sie über den Nebeln der Zukunft die „Stars and stripes" höher als irgend eine andere Flagge emporsteigen sehen. Poultney Bigelow kennt Deutschland und ist ein Studienfreund Kaiser Wilhelms. Was er bei uns und in unseren Kolonien beobachtet hat, hat ihm aber keine besonders hohe Meinung von unseren kolonisatorischen Fähigkeiten eingeflößt — ein Urteil, das er vielleicht nach Einsicht in die außerordentlich günstigen Ziffern unseres jüngsten Kolonial-Etats zu modifizieren geneigt sein wird. Noch weniger hält er von den Franzosen. Auch die Holländer, deren System sich doch wenigstens an indischen Völkerschaften besser zu bewähren scheint, als das englische, imponieren ihm wenig, und dem Holländertum Südafrikas sagt er — wohl etwas voreilig — die Aufsaugung durch das Angelsachsentum voraus. Die Spanier und Portugiesen verabscheut er mit dem ehrlichen Haß der freiheitlich gesinnten und protestantischen Angelsachsen. Die Erfolge Rußlands unterschätzt er nicht, doch schränkt er sie in folgende Bemerkungen ein: „Russische Kolonisation, soweit sie das Werk der Civil- und Militärbehörden ist, nähert sich der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit .... Ueber wilde Horden hat Rußland seine Macht siegreich ausgebreitet, aber bei Polen, Finnländern oder Deutschen sich Achtung zu verschaffen, ist ihm nicht gelungen. Das Fehlschlagen seiner Methoden am äußersten Westende des Reiches wird sich im fernen Osten wiederholen, wenn es versuchen sollte, den Muschik auszuspielen gegen den verschlagenen und zähen Chinamann." — Kurz, nach Bigelows Ansicht stellt sich nur unter englischer oder amerikanischer Flagge die „wahre Prosperität" ein. Westindien aber möchte er ganz unter dem Sternenbanner vereinigt sehen.

Inhalt und Richtung des Steadschen Buches drücken sich bereits mit genügender Klarheit in seinem Titel aus. Nach dem kosmischen Gesetz des Schwergewichts, der Anziehungskraft der größeren Masse werde das heute noch so loyale Kanada eines Tages dem magnetischen Einflusse der großen benachbarten Republik nachgeben müssen, werde Australien sich ebenfalls den im Stillen Weltmeer immer mächtiger werdenden Amerikanern zuneigen. Erins smaragdgrüne Scholle suchten die nach Amerika ausgewanderten Iren schon heute mit Tausenden von Verbindungsfäden gleichsam hinter sich herzuziehen. Sollten die Dinge in der Tat einmal den Lauf nehmen, den Steads lebhafte Einbildungskraft voraussieht, was bliebe dem englischen Stammvolk dann übrig? Nichts anderes, als sich dem amerikanischen Tochterlande zu Füßen zu werfen und um Aufnahme in die Vereinigten Staaten zu bitten. Dahin wird Englands Stolz es jedenfalls nicht kommen lassen. Lieber wird es den Versuch unternehmen, einen europäischen Staatenbund zu begründen und der Macht der neuen Welt die weit größere und gewichtigere der alten entgegenzusetzen.

Die Amerikaner stellen in ihrem Grundstock eine Auslese des Europäertums dar. Bis in die neueste Zeit sind sie unablässig durch europäische Kraft und europäisches Gold gestärkt worden. General Sigl, Schurz, Stanley, Carnegie und viele andere waren in Europa geboren, die erste Pacific-Bahn wurde größtenteils mit europäischem Gelde gebaut. Auch heute liefert Europa ihnen gerade das, was sie brauchen: willenlose Heloten, willkommene Objekte der kapitalistischen Ausbeutung. Die Polen, Slowaken, Magyaren, die in den Bergwerken der östlichen Staaten arbeiten, werden drüben gewöhnlich mit dem Sammelnamen „Huns" (Hunnen) bezeichnet und kaum höher geachtet, als Chinesen und Neger. Durch die Blutmischung entsteht eine erhöhte Reizbarkeit, die vorübergehend zu außerordentlichen Anstrengungen befähigt. Wie Athener und Franzosen den übrigen Völkern als Bahnbrecher in Politik, Militärwesen, Kunst, gesellschaftlichem Leben voranschritten, so spielen heute die Amerikaner die führende Rolle auf wirtschaft-

lichem und technischem Gebiet. Aber schon zeigen sich jenseits des Ozeans Merkmale eines beginnenden Niederganges: die eingeborenen Amerikaner sind ungleich nervöser, mehr zu organischen Erkrankungen disponiert und weniger fruchtbar, als die eingewanderten Europäer. Der reißende Verbrauch an Kräften vermag nur durch fortgesetzte Zufuhr frischen Blutes ersetzt zu werden. Die unausbleibliche Folge wird die sein, daß Amerika sich früher genötigt sehen wird, zu rein sozialistischen Einrichtungen überzugehen, als Europa.

Eberhard Kraus.

Landrichter **A. Bozi**, Die natürlichen Grundlagen des Strafrechts. Allgemeinwissenschaftlich dargestellt. Stuttgart, 1901, 120 Seiten.

Mein Wunsch, den ich in der Januar-Nummer dieser Zeitschrift I, 10 am Schlusse des Aufsatzes: „Das Strafrecht als soziales Organ der natürlichen Auslese" äußerte, nicht nur die selektive Bedeutung bestimmter Formen des Strafvollzuges, sondern auch der einzelnen Strafnormen selbst durch einen Spezialisten des Strafrechts erörtert zu sehen, war zu einem guten Teile schon erfüllt worden, als ich ihn niederschrieb. Die vorliegende, außerordentlich klar und anziehend geschriebene Schrift wurde mir leider erst nach dem Druck jenes Aufsatzes bekannt. Die Schrift bestätigt, daß die Prinzipien der Descendenztheorie notwendigerweise auch auf die Rechtswissenschaft und die innere Gesetzgebung zurückwirken müssen, und führt in ihrem spezielleren Teile (von § 6—12) zunächst am allgemeinen, sodann auch am besonderen Inhalt des Strafrechts den Nachweis, in wie hohem Grade gerade dieser, in der Gegenwart zweifellos in einer kritischen „Mutationsperiode" befindliche Teil unserer inneren Gesetzgebung auf die sich ihr längst hülfreich entgegenstreckende Hand der monistischen modernen Naturphilosophie angewiesen ist. Meine Meinung, daß bei dem in der augenblicklichen Reformbewegung der Kriminalistik zunächst allein das Feld beherrschenden Streite zwischen der sogenannten positiven und klassischen Schule der von beiden gleichmäßig übersehene Selektionismus gewissermaßen den tertius gaudens darstellt, ist durch die vortrefflichen Ausführungen des Verfassers in hohem Grade befestigt worden. Die „klassische" Schule steht und fällt mit metaphysischem Schuld- und Gerechtigkeitsbegriffe, und den hierüber vom Verfasser in § 6 beigebrachten lichtvollen kritischen Bemerkungen möchte ich nur die mir soeben vor die Augen kommenden Sätze des wackeren alten Ernst Moritz Arndt hinzusetzen: „Strafen sollen nichts anderes sein, als notwendige Folgen von Handlungen. Sobald sie etwas anderes sind, sind sie abscheulich; sobald man mit Rück- und Seitenblicken von Besserung, von Beispiel, von Gott weiß was für frommen und moralischen Ansichten kommt, ist alles verloren." (Ernst Moritz Arndt, Deutsche Art, Auszug aus seinen Schriften, R. Langewiesche, Leipzig 1903, Seite 33.) Dabei ist allerdings die Betonung auf den von mir unterstrichenen Satz zu legen oder wie der Verfasser in § 9 am Ende zutreffend bemerkt, „es kommt darauf an, nachzuweisen, daß die Strafrechtspflege ein der Durchführung der Naturgesetze dienender Faktor ist, oder vom Standpunkte unserer konkreten Aufgabe, aus einem die ganze Natur beherrschenden Prinzip die Erscheinungen des Strafrechts zu erklären, sowohl die gegenwärtigen, wie die vergangenen". Dieses Prinzip, das der natürlichen Auslese, hat auch die bisherige positive, richtiger humanitäre Richtung, übersehen. Der Verfasser kann das Verdienst beanspruchen, der erste zu sein, der dieses Prinzip nicht nur auf den allgemeinen Inhalt des Strafrechts, sondern auch auf eine ganze Anzahl einzelner strafrechtlicher Tatbestände zur Anwendung gebracht hat. Meinen kurzen Hinweis auf dieses Verdienst kann ich bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des leitenden Gesichtspunktes nur mit dem Wunsche beschließen, daß sowohl der Verfasser selbst als auch andere in dieser Richtung, die noch ein großes unerforschtes Hinterland eröffnen wird, weiter arbeiten mögen. Der Verfasser selbst bezeichnet seine Darstellung als eine allgemeinwissenschaftliche. Er hat damit eine sehr glückliche Bezeichnung für diese moderne Art der grundsätzlichen Vertiefung der Einzelwissenschaften gewählt, nachdem das Eigenschaftswort „philosophisch" nicht ohne Schuld vieler sogenannter Philosophen, insbesondere auch Rechtsphilosophen ein Vorurteil sowohl bei den Vertretern der allgemeinen Bildung als auch bei den Fachgelehrten erzeugt hat, das der Verbreitung und Würdigung solcher Arbeiten im Wege steht. Ungeachtet ich in manchen einzelnen Punkten teils von seiner Auffassung abweiche, teils manche Ergänzungen derselben für wünschenswert erachte,

was näher auszuführen ich mir für gelegentliche eingehendere Abhandlungen vorbehalte, glaube ich seine Arbeit nicht nur den juristischen Fachgenossen, sondern jedem Gebildeten, vor allem den Lesern dieser Zeitschrift angelegentlichst empfehlen zu sollen. Professor L. Kuhlenbeck.

Lévy-Bruhl, Die Philosophie August Comte's. Uebersetzt von Dr. H. Molenaar. Leipzig, Dürr. 6,— Mark.

Comte erinnert in mehr als einem Punkte an unseren Krause. Beide einsame Denker und Menschenfreunde; bei beiden ein höchst unbefriedigender leid- und drangvoller äußerer Lebensgang, der sich auch wohl bei beiden aus ihrer innersten Natur ergibt; bei beiden eine wunderbare Produktivität des Geistes und über der theoretischen Philosophie ein seltsamer unpraktischer praktischer Ueberbau, beide im Grunde — verhängnisvoller Anachronismus! — Religionsstifter im 19. Jahrhundert; beide dem auch weithin ungekannt oder verkannt, während sie einen kleinen Kreis begeistert verehrender Jünger finden, die unermüdlich bemüht sind, den toten Meistern die Anerkennung zu verschaffen, die den lebenden versagt blieb.

Was das vorliegende Werk betrifft, so scheint der Uebersetzer mehr als der Verfasser zu den begeisterten Jüngern zu gehören. Lévy-Bruhl liefert ein klares kritisches Referat von Comtes eigentlicher Philosophie, die den originellsten, fruchtbaren und lebensvollsten Teil seines Werks ausmache, mochte er sie selbst auch nur als Vorarbeit betrachten. Das berühmte Gesetz der drei Stadien, des theologischen, metaphysischen und positiven, welche die Menschheit auf jedem Gebiet zu durchlaufen habe und die Stufenfolge der Wissenschaften, die von der Mathematik als Basis zur Astronomie, Physik, Chemie, Biologie und Soziologie aufsteigen, erfahren eine ausgiebige und lehrreiche Erörterung, wobei mit Recht die Soziologie als von Comte seiner Meinung nach erst geschaffene Krönung des Gebäudes am ausführlichsten behandelt wird. Dabei werden die bedenklichen Konsequenzen, die sich aus Comtes, wir möchten sagen monarchistischer Geistesanlage ergeben, keineswegs verhehlt und es wird ihm der Vorwurf nicht erspart, daß er, um die „Anarchie“ der Wissenschaften zu heilen, ihre Freiheit unterdrücke. (Seite 114.)

Gegen Max Müllers Urteil aber, daß man über eine philosophische Lehre hinweggehen könne, die tue, als ob die Kritik der reinen Vernunft gar nicht geschrieben worden sei, wird Comte in Schutz genommen. Wenn Comte es ablehne, eine abstrakte Erkenntnistheorie zu versuchen, so habe er dafür philosophische Gründe, die man prüfen müsse, ehe man sie verdamme. Und diese Prüfung erfolgt dann. Kant wird von Lévy-Bruhl viel genannt und auf manche Berührungspunkte Comtes mit ihm hingewiesen. Dem deutschen Leser wird sich noch manche Erinnerung an Anklänge an Comte bei deutschen Denkern aufdrängen. So finden wir die Betonung der Abhängigkeit unserer Weltanschauung von den Gesetzen unserer Organisation, die Auffassung vom Reichtum (wenn er ethisch berechtigt sein soll) als einem Amte und andere soziale Gedanken Comtes bei Friedrich Albert Lange wieder, während die „wirklich konstituierte“ Gesellschaft im Gegensatz zu der höchst mangelhaften gegenwärtigen an Schillers „Vernunftstaat“ im Gegensatz zum „Notstaat“ erinnert.

Die Uebersetzung liest sich gut und glatt. Unangenehm aufgefallen ist uns nur die fortwährende Wiedergabe des französischen Cours mit „Kurs“ statt des in diesem Sinne doch jedenfalls geläufigeren „Kursus“. Seite 104 ist wohl statt Unzugänglichkeit der klassischen Mechanik zu lesen Unzulänglichkeit.

Dr. O. A. Ellissen.

Berichtigung.

Herr Dr. Lanz-Liebenfels bittet uns zur Berichtigung einer Angabe in seinem Aufsatz über „Die Urgeschichte der Künste“ zu bemerken: daß nach Kalach die paputtu unter Assur-nasir-habal (930—905) gebracht wurden. — Herr Dr. R. Kuczynski ersucht uns mitzuteilen, daß der Beitrag in No. 11 der Revue (I. Jahrgang) eine teilweise unrichtige Wiedergabe seines englisch geschriebenen Aufsatzes enthält. Uns war die wissenschaftliche Richtigkeit der verkürzten Uebersetzung von einer bekannten Autorität verbürgt worden, und wir hatten selbst keine Möglichkeit, das Original zum Vergleich heranzuziehen. Wir machen die Leser darauf aufmerksam, daß Kuczynskis Schrift „Die Einwanderungspolitik und die Bevölkerungsfrage der Vereinigten Staaten“ (Berlin 1903) eine in jeder Hinsicht sinngemäße Wiedergabe seines im Boston Herald erschienenen Aufsatzes enthält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 4. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Erfahrungen über Rassenzucht, Inzucht und Kreuzung.

Professor Dr. W. Dünkelberg.

Die Varietäten des Zoologen entsprechen den Rassen der Züchter und diese bilden den Ausgangspunkt einer bewußten Zuchtwahl der Haustiere[1]). Unterabteilungen der Rassen im weiteren Sinne sind Schlag und Stamm (Viehstapel, in England Stock). — Die Zuchtwahl im engeren Sinne erstreckt sich auf die einzelnen zugehörigen Individuen.

Es ist eine zootechnische Verirrung, alle Rassen als Schläge anzusprechen, wie es in den Preisausschreiben der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft auf den Vorschlag von Heinrich von Nathusius-

Anmerkung der Redaktion: Die Leser dieser Zeitschrift dürfen sich nicht wundern, daß wir hier einen Beitrag über die Rassenzucht der Haustiere bringen. Bekanntlich hat Darwin für seine Lehre vom Ursprung der Arten aus den Erfahrungen der Tierzüchter große Belehrungen geschöpft. Aber auch die Rassengeschichte der Kulturmenschheit ist von ähnlichen Ursachen und Gesetzmäßigkeiten beherrscht, wie die Zuchtwahl, die Inzucht und Kreuzung der domestizierten Tiere. In diesem Sinne ist auch der in No. 6, I. Jahrgang dieser Zeitschrift veröffentlichte Aufsatz über die Vollblutzucht von größter Wichtigkeit für die Beurteilung der genealogischen Vererbungsvorgänge beim Menschen. Es ist in der Tat die höchste Zeit, daß unsere „Historiker" eine Zeitlang bei den Tierzüchtern in die Schule gehen, um den Entwicklungsprozeß der Menschheit verstehen zu lernen.

[1]) Als Haustiere kommen wesentlich Pferde, Rinder, Schafe und Schweine in Betracht. Nur bei letzteren ist die Abstammung vom Wildschwein bekannt; von den ersteren fehlen dafür direktere Nachweise, obwohl unzweifelhaft auch Wildpferde in den europäischen Wäldern vorkamen, noch in Asien gejagt werden, auch halbwilde Rindviehherden selbst heute noch in Schottland und England, z. B. im Hamilton-Park und in Nordthumberland erhalten sind. Dagegen fehlt jeder Anhalt über den Ursprung des Hausschafes, wenngleich Wildschafe in Asien (Persien) und Nord-Amerika bekannt sind. Auch kommen heute noch in civilisierten Ländern vereinzelt verwilderte Haustiere, besonders bei Rindvieh vor, die der menschlichen Obhut entzogen, sehr rasch die Gewohnheiten des Wildes annehmen, auf bestimmtem Wechsel von Wald zu Feld ziehen, den Menschen fliehen und nur mit der Kugel erlegt werden können. Daß so wenige Arten zu Haustieren geeignet waren und die Bemühungen der Acclimatisationsvereine kein weiteres Haustier hinzufügen konnten, mag wesentlich darin beruhen, daß nur in größeren Herden gesellig lebende wilde Tiere dazu geeignet scheinen, wie auch gesellig wachsende Pflanzen der Kultur im großen unterworfen werden.

Althaldensleben und selbst in Züchterkreisen geschieht, weil Schläge bei manchen Rassen gänzlich fehlen, wenn ihr Verbreitungsbezirk relativ klein und die einzelnen Geländeabschnitte klimatisch, geologisch und pedologisch nicht verschiedenartig genug sind, um die bestimmenden Kennzeichen einer Rasse nach Größe, Farbe und Eigenschaften u. s. w. derart abzuändern, daß deren Abweichungen als Schläge auseinander zu halten sind, wie dies bei dem holländischen schwarzweißen Rind der Küsten und des Binnenlandes — der Marschen und der Geest — berechtigt ist, während die Rinder des nassauischen Westerwaldes, des hessischen Vogelsberges und des Harzes keinerlei Schlagbildung erkennen lassen.

Das Auseinanderhalten von Rasse und Schlag ist gerechtfertigt, weil hiervon die zootechnische Entscheidung abhängt, ob Inzucht oder Kreuzung eingeleitet werden soll. Denn *Inzucht* innerhalb irgend einer Rasse und eines oder mehrerer Schläge *ist immer Reinzucht*; Kreuzung besteht dagegen, wenn ausgesprochen *verschiedene Rassen* und Schläge kopuliert werden; dagegen ist bei so gezogenen Mestizen eigentliche Reinzucht völlig ausgeschlossen, obwohl Mestizen inzüchtlich behandelt und daraus neue Kulturrassen erzogen werden können.

Diese Begriffe hat *Hermann von Nathusius-Hundisburg* abweichend von seinem obengenannten Bruder logisch und praktisch streng auseinander gehalten, obwohl er es *im weiteren Sinne* für zulässig erachtet, z. B. die roten Rinder Europas als eine große *Gruppe* anzusprechen, und darin ihrem heimatlichen Milieu gemäß in Größe und Nutzungszwecken sehr abweichende Rassen zusammen zu fassen. In diesem Sinne spricht man auch von *Niederungs-, Berg-* und *Gebirgsrassen*, obwohl innerhalb derselben landwirtschaftliche Haustiere bedeutsam variieren, wie ein Vergleich der Rinder und Schafe trockener Steppen mit denen feuchter Küstenländer beweist und dieselben Haustiere mit zunehmender Seehöhe auf geologisch entgegengesetzten Bodenarten schroffe Unterschiede in ihrer davon bedingten abweichenden Lebensweise und Ernährung, Körperbildung und Nutzung erkennen lassen.

Auch die zoologisch zutreffende Unterscheidung der Rinder nach ihrer Schädelbildung hat man literarisch für zootechnische Zwecke rentbar zu machen und hieraus auf deren Herkunft und Verbreitung durch die Wanderungen der Völker zu schließen versucht; aber alle diese etwa für wissenschaftliche Zwecke maßgebenden Studien haben für die allgemeine und spezielle Zootechnik keine greifbare Bedeutung, weil selbst die unentbehrliche Kenntnis der Zugehörigkeit der Haustiere zu dieser oder jener Rasse oder einem Schlag für den Züchter nicht genügt, sondern durch eine tiefgreifende *Individualisierung* der Tiere nach Formen, Anlagen und Nutzung ergänzt und für die Stammzucht rentbar zu machen ist, wenn es sich darum handelt, irgend einen Viehstapel (Stock) über die landläufige Zucht zu erheben.

Hermann von Nathusius unterscheidet *natürliche* und *Kulturrassen* und *rasselose* Haustiere.

Er spricht erstere als solche an, deren besonderer Typus trotz wechselnder volkswirtschaftlicher und kultureller Verhältnisse erkennbar und von den naturgesetzlichen Einflüssen ihres heimatlichen Stand-

ortes bedingt bleibt, auch eine Blutvermischung mit anderen Rassen nicht nachweisen läßt.

Natürliche Rassen sind naturgesetzliche Gebilde ihrer Heimat, welche einen bestimmten Typus selbst bei dem Wechsel extensiver und intensiver Kulturzustände bewahren, wenn sie in Reinzucht fortgepflanzt werden — die stets Inzucht im weiteren Sinne bedeutet — vorausgesetzt, daß die Heimat der Rasse und die Zahl ihrer Einzelfamilien groß genug ist, um eine bei intensiverem Betrieb engere Inzucht und ihre abschwächende Wirkung auf die Konstitution der Zuchttiere vermeiden zu können.

In Reinzucht bestehende Rinderrassen finden sich in den Berggegenden Deutschlands, Frankreichs, Englands und Schottlands, auf Hochebenen wie in der Bretagne, in den Schweizer und Tiroler Gebirgen; im Tiefland der britischen Inseln des Aermelkanals, in der Landschaft Angeln, Ostfriesland und Holland, wie als Steppenvieh in Ungarn und Podolien.

Natürliche Pferderassen bestehen nur noch in den Wildnissen und bei den Reitervölkern Asiens; in Europa sind sie längst einer starken Blutmischung verfallen.

Relativ rein erhalten sind nur die schweren Pferde Jütlands, Belgiens und die englischen Shirehorses, wenn auch früher immerhin vorübergehende Einmischung fremden Blutes stattgefunden haben mag. Für ihre Erhaltung ist der Einfluß eines fruchtbaren feuchteren Niederungsbodens und üppiger Ernährung maßgebend; denn ihre Vorfahren sind nicht, wie veredelte Pferde auf Orientalen zurück zu führen, sondern nur aus dem naturgesetzlichen Einfluß ihrer Standorte zu erklären, wenn und wo auch aus Skelettfunden das vorgeschichtliche Bestehen eines schweren Pferdes neben einem leichteren nachweisbar ist.

Unter den natürlichen Schafrassen ist das spanische Merino erwähnenswert; denn seine besondere Entwicklung ist wesentlich den jährlichen Wanderungen von der Ebene nach den Gebirgen zuzuschreiben, während seine ursprüngliche Herkunft unbekannt und es auch in seiner Heimat ausgestorben, im übrigen Europa allein durch künstliche Zuchtwahl erhalten geblieben ist. Natürliche, besonders im Wollcharakter festtypierte Schafrassen finden sich vielfach in Europa in Gebirgen und Niederungen; besonders auch unter anderem in England und Schottland, sobald eingehende, kulturelle Sorgfalt ihre ursprüngliche Natur noch nicht allzusehr verwischt hat.

Als Kulturrassen spricht Hermann von Nathusius Haustiere an, welche aus natürlichen Rassen durch besondere sorgfältige Zuchtwahl und üppige Ernährung in Formen und Nutzungen zu höchster Entwicklung gelangt sind; in ihnen ist, wie er sagt, das Tier auf seine Potenz erhoben und damit das Problem der Lehre gelöst.

Den Ausgangspunkt aller Kulturrassen bilden einzelne wenige Individuen einer gehobenen Stammzucht, deren Eigenheiten sie bereits über das landläufige Maß hinsichtlich der Nutzung vor der ganzen Herde günstig hervorheben, und die heraus zu finden Scharfblick und Uebung erfordern. Am wichtigsten ist das Sprungtier, weil es eine größere Zahl von Müttern beeinflußt und es zutreffend ist, daß oft ein einziger Bulle oder Widder und einige wenige Mütter mit für den Nutzungszweck charakteristischen Points die Schaffung einer Kultur-

rasse begründet haben. Der Vorteil einer solchen gipfelt in relativ leichter Ernährung, also in guter Futterverwertung, rascher und frühzeitiger Entwicklung, sowie gehobener Nutzung und Verwertung der Individuen, sei es als Gebrauchs- oder Schlachtvieh, oder als gesuchte Zuchttiere, weil diese die höchste Rente bringen. Die formgebenden Points frühreifer Schlachttiere mit guter Futterverwertung bestehen in leichtem Skelett, kleinen Köpfen, ausgesprochener Rippenwölbung, tief herabgehender Brust, kurzen Beinen und in einem phlegmatischen Temperament; sie zeigen von der Seite und von oben gesehen die Formen eines Oblongums, dessen Linien an möglichst vielen Punkten mit den Konturen des Körpers zusammentreffen. Physiologisch ist ihre leichtere Ernährung in geringer Lungentätigkeit begründet, denn Professor Pflüger-Bonn hat erwiesen, daß die Atmung den Stoffwechsel beherrscht. Eine beschränktere Lungentätigkeit bei Kulturrassen bedingt eine geringere Entwicklung der Atmungsorgane, die gegenüber ihrem tiefen und in der Herzgegend breiten Brustkorb geradezu überraschend ist. Dem phlegmatischen Temperament und der verminderten Atmung entspricht ein verlangsamter Blutkreislauf und Umsatz tierischer Gebilde, wie die Neigung zu vermehrter Fettbildung.

Diese charakteristische und physiologische Umbildung ist besonders bei den Wiederkäuern nur möglich und gewährleistet, wenn die Mutter während der Tragzeit und das junge Tier von der Geburt ab ununterbrochen mit konzentriertem Futter von relativ hohem Eiweißgehalt ernährt wird; denn der Pansen darf nicht, mit voluminösem Futter geweitet, auf den Brustkorb drücken, und Labmagen und Psalter dürfen, wie auch die Eingeweide nicht mit gehaltloser Nahrung beschwert werden. Einem größeren Ruhebedürfnis und beschränkter Bewegung entspricht die bessere Futterverwertung, eine ausgiebige Körperentwicklung, wirtschaftliche Frühreife und vorzeitige Neigung zur Begattung; aber auch nur allzuleicht eine starke Verfettung der inneren Organe, eine Abschwächung der Fruchtbarkeit und des Nervensystems und damit einhergehend eine animale Depression.

All' dies sind endliche Folgen englischer Hochzucht (high breeding), welche bei Schlachttieren überaus nützlich, bei Zuchttieren aber mit der Zeit nur allzuleicht gefährlich werden können.

Bevor ein züchterischer Nachteil eintritt, stellt man hochgezogene Herden häufig zum Verkauf und begründet mit einigen wenigen der besten Individuen, besonders einzelner männlichen Tiere und mit ausgewählten Müttern der natürlichen Rasse, eine neue Zucht.

Der vegetative Erfolg einer Hochzucht ist nicht zum mindesten auf Inzucht begründet, denn es sind immer nur einige wenige Tiere, ja selbst nur ein einziges männliches, das für diese Inzucht geeignet erscheint, wenn ihm passende Mütter zugeführt werden. Solche Tiere zeigen eine ausgesprochene Individualpotenz durch sichere Befruchtung und treue Vererbung ihrer das Zuchtziel unterstützenden günstigen Eigenschaften; sie werden ausgiebig selbst auf die eigenen Nachkommen verwendet, was zur engeren und engsten Blutsverwandtschaft führt. Um der dadurch von väterlicher Seite drohenden Gefahr der Degeneration zu begegnen, werden mehrere weibliche Familien gebildet, die möglichst auseinander gehalten und bei der Zucht von Kulturrassen nach der Stammutter benannt werden. Trotz alledem

ist Blutauffrischung mit der Zeit geboten und wenn diese nicht direkt durch Manntiere aus analogen Zuchten von gleichem Werte durch Austausch zu bewirken ist, so wird der indirekte Weg durch Beschaffung fremden weiblichen Zuchtmaterials betreten, das leichter, wenn auch minder rasch neues Blut in die Herde einführt.

Bei der Beschaffung fremden Blutes kommt es wesentlich auf die bereits erreichte Zuchtqualität an; sie ist erleichtert, wenn andere bereits fortgeschrittenere Stämme bestehen und aus diesen Sprungtiere, wie es in England seit alter Zeit geschieht, für eine Saison gemietet werden, wodurch Jahr für Jahr ein förderlicher Wechsel der Sprungtiere gegeben ist.

Erschwert ist dies, wenn eine Herde über andere bedeutsam hervorragt, was den Züchter, um Rückschritte zu verhüten, zwingt, zu ihrer Auflösung zu schreiten, um den drohenden Nachteilen der Verwandtschaft zu entgehen, worüber zahlreiche historische Belege aus England und anderweit beizubringen sind.

Rasselose Tiere kommen bei allen Haustieren, besonders bei Rindern und Schafen da vor, wo die heimatlichen Gebiete von zwei oder mehr Rassen oder Schlägen aneinander grenzen; hieraus entsteht durch Blutvermischung (Kreuzung) ein Gemisch von Formen, Farben und Eigenschaften, die einen ausgesprochenen Typus ausschließen. Ein solches Mischblut findet sich auch in Gebieten ausgeprägter Landrassen und Schläge, wenn Besitzer größerer Güter fremde Rassen einführen und systemlos auf einheimische Mütter verwenden lassen, auch Zuchttiere an die bäuerlichen Besitzer verkaufen und gehäuft auch dann, wenn nacheinander verschiedene Rassen importiert werden. Die dadurch entstehende Musterkarte von Zuchttieren leitet nur allzuhäufig den Ruin der natürlichen einheimischen Viehstapel ein, bis es zu spät ist, Reinzuchten der ursprünglichen Rassen mit den Trümmern derselben wieder herzustellen, was lange Jahresfristen, große Geduld und züchterischen Scharfblick erfordert, ohne daß abzusehen ist, ob und wann das angestrebte Zuchtziel wieder erreicht wird. So erging es unter anderem mit dem roten Landvieh in Schlesien, wohin Großgrundbesitzer Viehstapel aus Holland und Ostfriesland, Fleck- und Braunvieh aus der Schweiz u. s. w. einführten und zur Kreuzung benutzen ließen.

Belege aus Inzucht als Reinzucht.

Die natürlichen Pferdegeschlechter bilden zwei charakteristische Gruppen: das schwere, kaltblütige — das eigentliche Karrenpferd — und das leichtere warmblütige für den Wagen- und Reitdienst geeignete Pferd[1]). Während dieses durch orientalisches Blut veredelt, lebhafter, beweglicher, selbst von feurigem Temperament und am zahlreichsten ist, auch an Größe und Nutzung bedeutsam abändert, verkörpern kaltblütige Pferde das unveredelte Blut und kann ihre Entstehung und Erhaltung historisch und zootechnisch nur aus dem Milieu ihrer Heimat im Occident abgeleitet und erklärt werden, das von dem des Orientes grundverschieden ist.

---

[1]) Die Bezeichnung „warm- und kaltblütig" bezieht sich selbstverständlich nur auf das mehr oder minder erregbare Temperament.

Alle kaltblütigen Pferde sind mit demselben Recht, wie Araber und Berber als Vertreter des edlen Blutes, als natürliche Produkte ihres heimatlichen Standortes anzusprechen, weil sie in entgegengesetzten Natureinflüssen ungeachtet sorgsamer Pflege mehr oder minder abarten, wie dies bei Reinzucht der französischen Percherons in Rußland und bei importierten schweren europäischen Rassen in Nordamerika und anderweit ausgiebig erprobt wurde.

Man muß daher bei dem Studium reingezogener, schwerer Pferde, wie bei dem orientalischen Pferde, deren autochthone Vorfahren man nicht kennt, auf das bestimmende Milieu zurückgehen, weil Luft und Boden eine bemerkenswerte biologische Wirkung auf jedes Tier wie auf den Menschen ausüben, dem sich lebende Wesen (auch Pflanzen) auf die Dauer nicht entziehen können[1]).

Während das edle Pferd wie das veredelte unter künstlichen Einflüssen in den verschiedensten Standorten, wenn auch in Größe und Nutzung wechselnd, zahlreich gezogen wird, ist die eigentliche Heimat schwerer Pferde auf wenige enger begrenzte Standorte Europas in Dänemark, Belgien, Holland, Frankreich und England beschränkt. Die ursprüngliche Heimat natürlicher kaltblütiger Pferderassen sind in historischer Zeit die Küsten und Tiefländer einer beschränkten Zone entlang der Nord- und Ostsee und des Aermelkanals; also im klimatisch gemäßigten Norden, wo die kühlere Temperatur ein größeres Nahrungsbedürfnis bedingt, der erregende Einfluß der Lichteinwirkung auf Tiere und Pflanzen zurücktritt und ein andauernd feuchtes Klima auf kräftigem Schwemmboden erfrischende Weiden mit üppig wachsenden Gräsern und Kräutern sicherte, deren gegen südlichere Breiten abgeminderte Nährkraft durch Aufnahme eines großen Futtervolumens ausgeglichen wird, die Verdauungsorgane weitet und schwere massige Körperformen entwickelt. Hierzu gesellt sich, nahe dem Meeresniveau, der stärkere Druck einer weichen salzhaltigen Luftsäule, und alle diese Einflüsse westlicher Landstriche, die von denen östlicher Länder grundverschieden sind, bedingten ein lymphatisches Pferd kalten Blutes, von mehr phlegmatischem Temperament insofern, als damit der besondere Rassencharakter gegenüber den Pferden östlicher Länder ähnlicher Breitegrade bezeichnet wird.

Soweit zootechnische Forschung reicht, scheinen besonders Brabant und Flandern (das heutige Belgien), Holland (Ostfriesland), die oldenburgischen und ostfriesischen Marschen und Jütland, wie beschränkte Gebiete des nordwestlichen Frankreichs die Urheimat des schweren Pferdes gewesen zu sein. Historisch beglaubigt ist ihre Ueberführung nach England und Schottland, wo ihre Nachkommen als Black- und Shirehorses und Clydesdales mit hochgezogenem und

---

[1]) Klimatische Extreme machen sich auch bei dem Menschen auffallend geltend. Nach Desor findet man in Nordamerika selten wohlgenährte, sondern meist magere Menschen mit langem Hals; europäische Einwanderer werden bald mager, während Amerikaner in Europa dicker werden. Dieser ist in seiner Heimat fieberhaft regsam, weit reizbarer und empfindlicher als der Europäer. All' dies ist vorzugsweise in der größeren relativen Trockenheit der Luft bedingt, obwohl Regenmenge und Zahl der Regentage nicht geringer als in Europa sind. Aber hier ist die Luft ihrem Sättigungspunkt näher, während der vorzugsweise Regen bringende Südwest über weite Gebiete saust und an der Ostküste Amerikas anlangend, seiner Feuchtigkeit beraubt ist.

ausgeprägtem Rassecharakter sich von den Kaltblütern des Kontinents wesentlich unterscheiden.

Bei dem belgischen Pferde bestanden ehedem Unterrassen, wie die der Ardennen und geschieden durch das Maastal nach der Küste hin der friesische mit dem Flamander-Schlag. Aus der Vermischung dieser beiden ging das heutige Brabanter Pferd hervor.

Schon Cäsar erwähnt des Pferdes der Ardennen und der zahlreichen Reiter der Trevirer; Skelettfunde aus der Quaternärzeit belegen sein Alter. Der schöne trockene, hochgetragene, vierkante, etwas stumpfnasige Kopf mit starken Ganaschen, der muskulös hervortretende kurze Hals und erhabene Widerrist, die feinen sauberen Glieder, die freie Bewegung seiner Vorhand, der gerundete, kompakte Leib mit etwas abfallender Kruppe, seine Nüchternheit, Robustheit, Ausdauer und lebhaftes Temperament verkörperten vor 1780 den ausgeprägten Typus leichter Kavallerie- und Trainpferde, welche Napoleon I. die Unermüdlichen nannte und die in großer Anzahl in den endlosen Kriegen jener Zeit, besonders im russischen Feldzuge aufgebraucht wurden[1]).

Das minder ergiebige Schiefer- und Grauwackengestein der Ardennen in Seehöhen von 420 Meter und bis zu 648 Meter aufsteigend mit karger, leichter Krume, seiner Heidevegetation und demgemäß bescheidenen Futterverhältnissen wechselt in seiner nördlichen Abdachung mit stark abnehmender Seehöhe gegen das Maastal hin in tonige und lehmige, streckenweise kalkhaltige Schichten und bietet hier einen fruchtbaren Boden mit nahrhafterem Futter. Demgemäß änderte hier der Ardenner in einer Seehöhe von 300—350 Meter mit milderem Klima in ein schwereres Pferd und einen besonderen Schlag — die Condroz ab; so genannt von dem germanischen Stamm — den Condrusii, die nach Cäsar jene Gegend bewohnten. In dem in die Augen fallenden, gewichtigeren und edleren Aussehen der Condroz gegenüber dem leichteren Berg-Ardenner ist die besondere Schlagbildung leicht zu erkennen und der Einfluß des Milieu schlagend belegt, was dem Verfasser noch im Jahre 1848 deutlich vor Augen trat.

Einen weiteren Beleg für die durchgreifende Wirkung des Standortes bieten die französischen Ardennen in dem Departement gleichen Namens, die in ihrem Massiv das rheinische Uebergangsgebirge mit einer Seehöhe bis zu 492 Meter in einer Folge von Plateaus fortsetzen, die noch im Mittelalter von großen Wäldern — dem silva arduenna der Römer bedeckt, jetzt den Argonner Wald bilden und wo, wie im deutschen und belgischen Luxemburg, die Ardenner Rasse in den Arrondissements de Rocroi, Rethel und Mezières (der alten Champagne) heimisch war. Obwohl schon die Revolution von 1789 und die folgenden Kriege die alten Stammzuchten dezimierten und Mischlinge aus Flandern und der Picardie den Ersatz bildeten, so steht doch die zootechnisch interessante Tatsache fest, daß auch das gemischte Blut infolge der Wirkung des Standortes und besonders des Höhenklimas in seinen Formen Anklänge an die alte Ardenner Rasse erkennen

[1]) Der Sage nach sollen die Mönche der Abtei St. Hubert schon zur Zeit der Kreuzzüge die Landpferde durch arabische und andalusische Hengste systematisch beeinflußt und auch eine berühmte Hunderasse gezogen haben, die heute noch in den englischen Bloodhounds fortlebt.

läßt, wenn einjährige Fohlen von den Märkten von Namur und Givet (Belgien) von den Bauern eingeführt, trotz karger Haltung in wenigen Monaten, nach Gayot, einen Fond von Stärke, Kraft und Energie und (vielleicht als Rückschlag auf vergangene Geschlechter) eine besondere Form entwickeln, so daß sie ausgedehnt als „Ardenner" gehandelt und gesucht sind, selbst wenn sie nur wenige Jahre in ihrer neuen Heimat gelebt haben.

Die alten Typen der Flamander, besonders der schweren lymphatischen friesischen Pferde (von Verne Ambacht) mit langen leichten Beinen und platten Hufen sind fast ganz verschwunden, weil in alter Zeit immer wiederholt die besten Tiere nach England und Schottland ausgeführt, in den dortigen Shirehorses und Clydesdales aufgegangen sind, die in ihrer neuen Heimat in Hochzucht verbessert, nicht entfernt mehr die ursprünglichen Formen und Eigenschaften ihrer Vorfahren erkennen lassen.

Das heutige Brabanter Pferd der belgischen angeschwemmten Niederungen beherrscht nach Zahl und Nutzbarkeit für schweren Zugdienst auch den deutschen Markt, weil sie ihrer Masse, Größe, Kraft und Energie wegen, bei früher Gebrauchstüchtigkeit und durch treue Vererbung in unseren Züchterkreisen immer mehr Beifall finden und in verschiedenen deutschen Gegenden, besonders am Niederrhein bei steter Blutauffrischung mit bestem Erfolg in Reinzucht vermehrt werden.

Auf der internationalen Ausstellung zu Paris (1878) wurden wohl einige belgische Pferde prämiiert, standen aber in Eleganz und leichter Beweglichkeit hinter den schweren französischen und noch mehr hinter den englischen zurück. Es veranlaßte dies belgische Züchter, durch geeignete Zuchtwahl und Ernährung im Jahre 1889 zu Paris jene Scharte erfolgreich auszuwetzen, was um so leichter geschehen konnte, als schon 1879 auf der Ausstellung zu Kilburn (London) die Preisrichter anerkannten, daß belgische Pferde die französischen für landwirtschaftliche Zwecke übertrafen. Das Brabanter Pferd hat bereits im fünften Jahre Aufzucht und Unterhalt durch seine Arbeit abbezahlt und, weil zur Ausfuhr sehr gesucht, einen hohen Handelswert erlangt, wobei die schwersten Pferde am gesuchtesten sind. Dies verleitet zu allzureichlicher Ernährung mit nassem Hafer, Roggen, Kleien und Leinkuchen nebst Kleeheu, macht den Belgier für rascheren Dienst und den Ackerbau zu korpulent und phlegmatisch und verteuert seine Haltung. Es ist leicht, dieser Entwertung zu entgehen, und zahlreiche Privatgestüte, welche der Staat nur durch Prämien unterstützt, halten ausgezeichnete Zuchtpferde dieser nützlichen Rasse.

In früherer Zeit ist in das belgische Pferd, besonders unter spanischer und österreichischer Herrschaft, viel fremdes und wesentlich andalusisches Blut ergossen worden; und diese Kreuzungen werden die natürlichen Grundlagen der Zucht zeitlich stark beeinflußt haben; denn noch heute lassen die holländischen und besonders die ostfriesischen „Harttraber" in ihrem hohen steppenden Tritt den Einfluß der Andalusier erkennen. Ein 1770 in Alost errichtetes Landgestüt verfolgte die Zucht von Carossiers mittelst holsteiner, normännischer, neapolitanischer und selbst arabischer, dänischer, später sogar einiger zwanzig englischer Hengste der schwersten Gattung. Wie gering der Erfolg bei den Züchtern war, zeigt die Aufhebung des Gestüts im

Jahre 1780 durch Kaiser Joseph II. Andere Hengstdepots hob die französische Republik 1793 auf; Napoleon I. aber errichtete 1806 ein Gestüt in Tervueren.

Holland unterstützte die Verbesserung der Rasse durch die Landwirtschaftsgesellschaft zu Gent 1821 und 1836 folgte man damit in der Provinz Antwerpen nach. Nach der Revolution von 1830 unterstützte die Regierung von 1840 ab die Inhaber von approbierten Hengsten und Stuten durch Preise und errichtete 1850 ein neues Hengstdepot mit 95 englischen Voll- und Halbblut in Tervueren, wozu auch einige Percherons (aber kein einziger Beschäler der Landesrasse) kamen, die sämtlich entsetzlich schadeten, weil daraus mit Landstuten nur einige wenige Treffer, dagegen viele wertlose Mestizen fielen, die eine elegante Vorhand der edlen Beschäler und die abfallende Kruppe der Mutter erbten[1]).

Mögen immerhin all diese differenten, vorübergehend eingesprengten edleren Blutströme nicht spurlos an den schweren Landpferden vorüber gegangen sein und selbst eine bemerkenswerte Beweglichkeit der schweren, massigen Körper, die vielfach zu beobachten ist, unterstützt haben, so ist doch die aus dem Standort in langen Zeiten hervorgegangene vererbende Kraft einer so alten festtypierten natürlichen Rasse, wie die belgische und der fortdauernde Einfluß der Anpassung an die Natur des Klimas und Bodens, sowie die eine konservative Zuchtwahl unterstützende Kulturmethode so überaus mächtig, daß dagegen ein ephemeres Abirren von der Reinerhaltung einer Rasse dauernd nicht aufkommen kann. Und gerade die belgische Pferdezucht der Neuzeit bezeugt, wie günstig und rasch eine bewußte Inzucht im weiteren Sinne eine ausgesprochene Rasse zeitlich lohnend und naturgemäß zu entwickeln vermag.

Obwohl Frankreich im Gegensatz zu allen anderen europäischen Ländern die zahlreichsten schweren Gebrauchspferde besitzt, so ist doch die Percheronrasse eine der interessantesten, — trotz ihrer ursprünglichen beschränkten Heimat, die ein kleines elliptisches Gebiet — die Perche — von etwa 100 km Länge und 80 km Breite innerhalb der Departements Orne, Eure und Loire, Loire und Cher und Sarthe mit dem Marktzentrum in der Umgebung von Nogeant-le-Rotrou umfaßt. Der tonhaltige, sehr fruchtbare Boden ruht fast überall auf einem kalkhaltigen Untergrund des Sekundärgebirges und erzeugt in seinem milden Küstenklima ein massenhaftes Futter von hoher Nährkraft. Dies und reichliche Beigaben von Weizenkleien und Hafer erklären es, daß der Percheron sich zu einem mächtigen, kraftvollen Pferde entwickelt hat und geeignet ist, im Karren die schwersten Lasten zu bewegen, aber in seiner massigen, frühzeitigen Körperentwicklung rasch zurückgeht, wenn er auf minder gutem Boden oder im kontinentalen Klima gezüchtet wird, — ein zootechnischer Mißgriff, in den man anderweit vielfach verfallen ist.

Noch um die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts ließ sich ein schwerer Schlag für langsame Arbeit und ein leichterer beweglicher Traber unterscheiden, die sich nur durch Größe, Maß und hiervon

---

[1]) Eine auch anderweit gemachte Erfahrung, daß es leicht ist, die Vorhand umzubilden, während die Hinterhand längere Zeit allen Verbesserungsversuchen trotzt.

mit bedingte Gangweise unterschieden, die aber sehr ähnlich und durch ihre graue Farbe in verschiedener Nuancierung charakterisiert waren.

Diese leichteren Pferde waren ehedem für die Posten sehr gesucht und legten vor den gewichtigen Messageries royales ihre Stationen von 16—18 km selbst im hügeligen Terrain, allerdings auf Kosten ihres Gangwerks, im Galopp zurück[1]).

Der leichtere Schlag war allerdings nicht durchweg einer eigentlichen Reinzucht entsprossen, weil nachweisbar in dem Landgestüt zu Blois auch edlere Hengste und sogar Araber deckten, wodurch indessen nur Spuren von edlerem Blut in die heimische Zucht ergossen wurden, weil die bäuerlichen Züchter ihre Stuten mit Vorliebe privaten Hengsten zuführten[2]). Dies wird auch dadurch belegt, daß der sanfte, minder erregbare Charakter der Percherons, wie er schweren Pferden allgemein eigen ist, es zuläßt, von der Kastration der Hengstfohlen für den Zugdienst abzusehen, was bei veredelten und deshalb erregbaren Pferden nicht zweckmäßig wäre. In neuerer Zeit ist auch der leichtere Schlag im Zuchtgebiet seltener geworden, weil der Postdienst keine Percherons mehr beansprucht, die gehobene Industrie, die Bautätigkeit der großen Städte dagegen die schwersten Pferde mit Vorliebe verwendet.

Diese bevorzugt auch, in Ermangelung eigner schwerer Rassen, der Nordamerikaner, um damit der in seinem trockenen Klima drohenden raschen Ausartung in leichtere Formen längere Zeit möglichst entgegen zu arbeiten. Der Hippologe mag mit Recht diese Einseitigkeit der heutigen Zuchtrichtung beklagen; dem Züchter aber ist es nicht zu verdenken, wenn er sich mit seinem Zuchtziel den Launen des Marktes anzubequemen weiß.

Dem Kenner fällt in der Perche die tiefgehende Verschiedenheit der Hengste und Stuten auf, die daher rührt, daß erstere in großer Zahl andern importierten Schlägen, die Stuten aber vorwiegend der ursprünglichen heimischen Zucht angehören, welche der großen Nachfrage nach Percherons nicht genügen kann. Deshalb werden jährlich Tausende Fohlen grauer Farbe (gris-pommelé, schimmelfarben), die in Frankreich bei den Landpferden häufig ist, aus der Bretagne, aus Boulogne, Flandern und der Picardie eingeführt, aufgezogen, zur Feldarbeit benutzt, und ändern dabei in Masse und Typus derart ab

---

[1]) Vor Erbauung der Eisenbahn von Paris nach Saarbrücken sah Verfasser im Jahre 1847 diese mit vier Percherons bespannten Malleposten in Saarlouis in ihren ungewöhnlichen Leistungen.

[2]) Charles du Hays, ein hervorragender Hippologe, erzählt, daß 1820 zu Bellême, im Zentrum der Perche, der Percheronhengst Jean le Blanc, als einer der vollkommensten Percherons geboren wurde, der in seinen erweiterten Formen ungewöhnlich lebhaft an einen Orientalen erinnerte. Eingehende positive Erkundigung stellte fest, daß seine Familie auf einen Hengst des Gestütes du Pin zurückging, der als Landgestütshengst auf dem Schlosse Coëmes in der Nähe von Bellême deckte, und der Araber Gallipoly war. Gayot, ein berühmter Hippologe, hat wiederholt den Einfluß arabischen Blutes auf die Percheronzucht betont und der deutsche Professor Dr. F. A. Zürn ist in großem Unrecht, wenn er den Percheron auf das norische (Kärtner) Pferd zurückführen wollte, von dem allerdings Napoleon I. einige Pferde nach Frankreich sandte. Was aber wollen Spuren ihres kalten Blutes, vorübergehend einigen wenigen Geschlechtern eingeimpft, einer so zahlreichen alten autochthonen Rasse und dem konzentrierten arabischen Blute gegenüber besagen?!

(sie sind „perchisées"), daß sie als Percherons in den Handel gebracht werden können. Dies ist zootechnisch lehrreich, weil es den tiefgreifenden Einfluß belegt, welchen das Milieu und die züchterischen Kunstgriffe auf lebende Wesen auszuüben vermögen. Jene vielfältigen Importe erläutern es auch, daß die Zucht in der Perche keine durchweg einheitliche ist, und daß manche Hoffnungen unerfüllt bleiben, welche auf Percherons als Beschäler im Auslande gesetzt wurden, um die Zucht schwerer Pferde aus leichteren Stuten verschiedener Rassen durch Kreuzung zu ermöglichen. Denn die zweifelhafte Herkunft jener Beschäler kann die treue Vererbung, wie sie älteren und reinen Zuchten, besonders bei schweren Landpferden, eigen ist, um so weniger verbürgen, als der Wechsel des Standortes den unveredelten Percheron notwendig und eingreifender beeinflussen muß.

Das dänische ursprüngliche Landpferd bildet einen nordischen besonderen Typus, der im Mittelalter als Kriegspferd sehr gesucht war; er hat sich in Jütland am reinsten erhalten und ist für den Zugdienst anderweit sehr geschätzt, wie die starke Ausfuhr belegt. Noch heute ähnelt das jütische Pferd den von Velasquez gemalten Typen, ist aber größer und schwerer geworden. Dagegen besaßen die Inseln Seeland, Laland, Falster und Bornholm früher leichtere Pferde, die von östlichem, nach Professor Prosch sogar tatarischem Blute beeinflußt gewesen, dies an dem schmalen Rumpf und vorspringenden Rückgrat, der eckigen Form, dem Hirschhals und der hochgetragenen Nase deutlich erkennen ließen. Durch Benutzung jütländischer Hengste sind jene Points längst verschwunden und die Inseldänen rivalisieren jetzt erfolgreich mit denen der Halbinsel, weil erstere auf einem fruchtbareren Boden erwachsen.

Welchen tiefgreifenden Einfluß das Milieu, abgesehen von dem Ursprung der Rassen, auf das schwere Pferd ausübt, geht aus dem Vergleich der Körperformen der Belgier, Dänen und Percherons mit den englischen Kaltblütern deutlich hervor.

England und Schottland besaßen keine autochthonen schweren Pferderassen; denn die Vorfahren der schottischen Clydesdales und die englischen Shirehorses gehen auf die vor Jahrhunderten eingeführten friesischen und flandrischen Pferde zurück, sind aber in fruchtbaren Grafschaften und durch die Umsicht der Züchter zu hochgezüchteten und differenten Rassen herausgebildet und ihren Vorfahren im guten Sinne sehr unähnlich geworden. Diese künstliche Formgebung scheint in historischer Zeit nicht aus Blutmischung, sondern aus Zuchtwahl und klug benutzter Vererbung, wie durch allmähliche Anpassung an die besonderen klimatischen und Bodenverhältnisse Englands und Schottlands entstanden und durch viele Generationen so befestigt zu sein, daß die spezifischen Formen ihrer ursprünglichen Voreltern nicht mehr zu erkennen sind. Sie sind daher wesentlich als neue und Kulturrassen anzusprechen, während die vorher behandelten der natürlichen Rassengruppe angehören, denn alle warmblütigen Pferderassen sind, wie auch das englische Vollblut, aus Kreuzung hervorgegangen und, wenn in Reinzucht fortgepflanzt, als bedingte Kulturrassen anzusprechen.

Von durch Form und Nutzung charakteristischen natürlichen Rinderrassen seien nachfolgende hervorgehoben:

Die Rinder des nassauischen Westerwaldes sind von brauner und hellbrauner Farbe mit weißem Kopf und Bauch, mittlerer Größe, gedrungenem Körper mit feinem Skelett, relativ breitem Widerrist, leichtem Hals und Kopf und für Weiden sehr geeignet; ferner ausgezeichnet durch ihre fettreiche Milch, ein vorzügliches marmoriertes Fleisch und ausgesprochene Zugkraft. Ihre Heimat, der hohe Westerwald, ein fruchtbares Basaltplateau, wechselt zwischen 400 und 657 Meter Seehöhe, was für die exponierte, von größeren Wäldern freie und den westlichen Winden offene Lage, ein rauhes Klima und sehr schneereiche Winter bedingt, auch nur den Anbau von Hafer, Klee, Gras und Kartoffeln zuläßt, die aber von hohem Nährwert sind.

Das Gebiet des hohen Westerwaldes umfaßt nur 270 qkm, schließt also Schlagbildung völlig aus, indessen wird die Rasse auch zahlreich in tiefer gelegenen Ortschaften rein gehalten, wo sie in etwas milderem Klima und bei Stallfütterung an Größe zunimmt und vielseitiger Nutzung auf Milch, Fleisch und Zugdienst, auch ihrer Genügsamkeit wegen sehr geschätzt ist. Ihre Züchter verwerfen jede Kreuzung mit Recht, denn in jener Lage würde keine andere Rasse gleiche Vorzüge darbieten, was auch für ihren autochthonen Ursprung und ihr Alter, ihre treue Vererbung und entschiedene Anpassung an die rauhe Lage spricht[1]). Bemerkenswert ist, daß ihre Mestizen in den Grenzgebieten mit anderem Blut vermischt, in der Abstammung die Farbe und Eigenschaften festhalten, was für ausgesprochene Rassenkonstanz spricht.

Die ursprüngliche Heimat der Vogelsberger Rinderrasse in Hessen ist ebenfalls wie die des Westerwaldes ein in der Luftlinie nur etwa 80 km entferntes Basaltplateau von 320 qkm Fläche mit einer mittleren Seehöhe von 512 Meter, die von 250—780 Meter wechselt. — Obwohl beide als Bergrassen verwandt sind, ist doch das Vogelsberger Rind größer und schwerer, von mehr hellroter Farbe, als das Westerwälder, weiße Abzeichen fehlen gänzlich. Wie dieses wird das Vogelsberger Rind auf Milch, Mast und Zug genutzt, seine Beweglichkeit ist größer, sein Schritt länger. Diese Eigenschaften und die gefälligen Formen veranlassen, daß das Vogelsberger Rind über seine Heimat hinaus in den benachbarten Berggegenden zahlreich rein gezogen wird, ohne an seinen Vorzügen zu verlieren, wogegen es aus Sorglosigkeit in seiner eigentlichen Heimat nicht so rein erhalten wurde, als die des Westerwaldes, so daß ihre Ursprünglichkeit den merkantilen Bedürfnissen ihrer näheren Umgebung, die schwere Rinderrassen vorzieht, vielfach geopfert wurde. Dies eingesehen, versucht man neuerdings durch Gründung rein gehaltener Stammzuchten auf dem Genossenschaftswege eine Regenerierung herbeizuführen.

Unzweifelhaft ist auch diese Rasse „ein Produkt der Scholle", wenn man darunter sowohl die geologische Unterlage als auch die klimatischen und hierdurch bedingten kulturellen Eigentümlichkeiten des Standortes, also sämtliche naturgesetzlichen Zustände bezeichnet, denen die Rasse jahrhundertelang ausgesetzt war.

---

[1]) Die nassau-oranischen Fürsten zu Dillenburg hatten in alter Zeit den Mißgriff gemacht, aus Holland das schwarzbunte Geestvieh in das tiefliegende Dilltal einzuführen, wovon jede Spur verloren gegangen ist.

Eine scharfe zootechnische Vergleichung beider Bergrassen zeigt so recht, wie falsch es ist, beide allein ihrer ähnlichen Farbe und weil sie bergiges Gelände bewohnen, als „Schläge“ anzusprechen; wie dies ähnlich auch bei roten Rindern weit entlegener Berggegenden des Voigtlandes, der Rhön, des Harzes u. s. w. geschieht, die in ihren charakteristischen Points und Nutzungseigenschaften sehr verschieden sind und deshalb nur als Gruppe zusammenzufassen und anzusprechen sind. Gruppe ist nur ein summarischer und oberflächlicher, Rasse aber ein bestimmter zootechnischer Begriff, und da Schlagbildung nur innerhalb einer bestimmten Rasse möglich und für einsichtsvolle Züchter leitend ist, so können die roten Rinder in klimatisch und pedologisch sehr verschiedenen und weit von einander entfernten Gegenden Europas unmöglich als von demselben gemeinsamen Ursprung und als „Schläge“ angesprochen werden.

Es kennzeichnet nur den tiefen Stand der Lehre und zootechnische Oberflächlichkeit, wenn dies dennoch in der Literatur und auf dem Katheder geschieht; denn schon das blödeste Auge des Laien kann unter anderem das Westerwälder und Vogelsberger Rind von anderen roten Rindern unterscheiden, — wie viel mehr muß dies aber ein rationeller Züchter tun, wenn er bewußt ein richtiges Zuchtziel verfolgen und die hierzu geeignetsten Rassetiere beurteilen und ausnutzen will. Wie anders verfährt dagegen der englische Züchter, wenn er es ablehnt, als Preisrichter über Tiere einer Rasse und Hochzucht zu urteilen, die er nicht selbst zootechnisch und experimentell genau kennen gelernt hat.

Solange keine rigorose Zuchtwahl, sondern nur die Begattung beliebiger Tiere ausgeübt wird, kommt es allerdings auf bestimmte Begriffe und ein daraus folgendes Verständnis züchterischer Maßnahmen nicht an. Wo dagegen bestimmte Zuchtziele formuliert und Herdbücher eingerichtet werden, müßten die Leiter sich einer anderen und besseren Einsicht befleißigen.

Die natürlichen Rinderrassen der Schweizer Gebirge zerfallen in zwei verschiedene Hauptgruppen — Fleckvieh und Braunvieh. Ersteres ist wesentlich durch die semmelblonden Simmentaler und schwarzweißen Freiburger, letzteres durch die Schwyzer und Appenzeller Rassen vertreten. Da es ein eitles, zu unbeweisbaren Schlüssen führendes Beginnen dilettantenhafter zootechnischer Literaten ist, die Herkunft der Rassen überhaupt und hier der Schweizer im besonderen auf die Wanderungen der Völker und deren heimische Herden zurückzuführen, so muß man sich an dem Studium der vorhandenen Rassen und der begleitenden Umstände begnügen lassen und den Nachweis versuchen, inwieweit die Anpassung an gegebene Natur- und wechselnde Kulturverhältnisse ererbte Formen in historischer Zeit abgeändert haben und noch abändern. Das Weiden auf hochgelegenen und kräuterreichen Matten unter minderem Luftdruck und auf steilen Abhängen bewirkt eine stärkere Entwicklung der Vorhand, während tiefgelegene feuchte Weiden, wie bei dem Holländer Rind, eine stärkere Ausbildung der Nachhand und ihrer Organe zur Folge haben. — Die seit Jahrhunderten geübte Ernährung der Schweizer Rinder auf freier Gebirgsweide und mit gutem Talheu im Winter entwickelt große und schwere Gestalten gegenüber den Tieren anderer Länder, weshalb sie

zur Reinzucht und in Kreuzung behufs Vergrößerung der Körper gesucht waren. Als aber die Schweizer Züchter auf den internationalen Schauen der fünfziger Jahre in Paris und London ausstellten, mußten sie zugeben, daß ihre Tiere in Formen und Eigenschaften gegen die französischen und noch viel mehr gegen die englischen augenfällig zurückstanden. Der amtliche Berichterstatter der Schweiz, von Gingins, erkannte dies öffentlich an und die Regierung wie die Züchter selbst haben von da ab unter anderem die grobknochigen Simmentaler mit schweren Köpfen (ein deutliches Zeichen mangelhafter Ernährung in der Jugend) und unschönen eckigen Formen allmählich umgebildet und durch bewußte Zuchtwahl der Bullen und Kühe wie durch Anwendung von Kraftfutter wesentlich verbessert: die Tiere sind feiner, frühzeitiger entwickelt von bestechenderem Aussehen, ja sogar im einzelnen überbildet geworden, womit man die extreme Veredelung bezeichnet[1]).

Von dem Gebirgsvieh extrem abweichend entwickelt sind naturgemäß die Rassen der Niederung in Formen und Eigenschaften; sie zerfallen in zwei große Gruppen — die Rinder der Steppen und der Marschen — jene das Erzeugnis wasserarmer Gelände und trockener Klimate im Osten und Süden Europas, während diese unter entgegengesetzten natürlichen Einflüssen entstanden und gezogen sind.

Die ungarischen und podolischen Rinder von grauer Farbe, hoher Statur, abfallender Nachhand und stark entwickelter Vorhand, mit scharfem Widerrist, gestreckten Gliedmaßen, gleich dem Pferd durch raschen Gang vorzüglich zur Zugarbeit geeignet, sind langgehörnt und als Milchvieh untergeordnet; während das Marschvieh schroff entgegengesetzte Formen und Eigenschaften nach allen diesen Richtungen besitzt.

Die meist schwarzweiße Haarfarbe der Marschrinder an den Küsten der Ost- und Nordsee läßt, wie die Wirkung ähnlicher Standorte, so auch eine gemeinsame Abstammung oder doch einen Austausch von Zuchtmaterial und ausgeprägte Rasse- und Schlagbildung erkennen, wie sie unter anderem im ostfriesischen, oldenburger und ganz besonders bei dem holländer Rindvieh besteht, die sich durch stark entwickelte Milchdrüsen auszeichnen, welche zwar eine eiweißreiche, aber minder fette Milch als andere schwarzscheckigen Rinder erbringen. Deshalb ist das holländer Rind für den Export nach Nordamerika und für Meiereien sehr gesucht und es durch den Ankauf der quantitativ und qualitativ ausgezeichnetsten Milchkühe der Marschen zu höchsten Preisen, durch scharfe Zuchtwahl und intensivste Ernährung den Amerikanern geglückt, Viehstapel zu züchten, deren Buttterertrag in ganz ungewöhn-

---

[1]) Namentlich fallen die aufgebogenen Schwanzknorpel nicht mehr wie früher auf, die Rückenlinie verläuft gerader; die Fleischqualität, die früher ihrer rauhen Faser halber viel zu wünschen übrig ließ, ist verbessert; ja man hat es sogar betrügerischerweise nicht verschmäht, durch eine Operation am Schwanzansatz jenen Mißstand zu beheben. Diese Umbildung einer natürlichen Rasse, die bei dem von Natur besser gestalteten Braunvieh nicht so bedeutsam war, ist sowohl die Folge der Auswahl der dem gehobenen Zuchtziel angepaßten Tiere, wie der Hebung ihrer vegetativen Entwicklung und nicht zum wenigsten der engeren Inzucht zuzuschreiben, obwohl dies von den Züchtern geleugnet wird. Mag diese immerhin bei der naturgemäßen Haltung auf freier Weide minder nachteilig sein, so tritt doch bei nach anderen Gegenden importiertem Zuchtmaterial und dessen Stallfütterung nur zu häufig eine Entartung und selbst die dezimierende Tuberkulose unliebsam auf, wenn diesem Nachteil nicht durch Kreuzung mit Landvieh entgegengearbeitet wird.

licher Weise gesteigert wurde. Es ist eine feststehende Erfahrung, daß es dabei nicht genügt, die milchreichsten Kühe auszuwählen; es muß dabei auch der Abstammung der Bullen aus milchergiebigen Familien hauptsächlichste Rücksicht getragen werden. Dies beruht darauf, daß das männliche und weibliche Geschlecht der Nachkommen nicht direkt vererbt, sondern entgegengesetzt übertragen wird; weshalb es also nicht der potenzierte Einfluß des Vaters ist, wenn ein männliches Tier entsteht, oder der Mutter, wenn weibliche Tiere fallen, sondern es hängt von der geschlechtlichen Potenz des Männchens beziehungsweise des Weibchens im Zeugungsakt ab, ob im ersten Falle ein weibliches Tier entsteht, während die stärkere Potenz der Mutter das männliche Geschlecht bedingt, womit auch die wechselnde Uebertragung der Eigenschaften des einen oder anderen Geschlechts zusammenhängt und es erläutert, warum die Wahl des Bullen einen besonderen Einfluß auf den Grad der Milchergiebigkeit ausüben muß[1]).

Dies alles wird nicht dadurch in Frage gestellt, daß von denselben Eltern nacheinander Nachkommen verschiedenen Geschlechts entfallen; denn dies zeigt nur an, daß sich ihre geschlechtliche Potenz nahehin die Wage hält und es nur darauf ankommt, welche von beiden im Momente des Coitus überwiegt.

Ein Unikum ungewöhnlicher Milchproduktion bieten die natürlichen Rinderrassen der englischen Kanalinseln Jersey und Guernsey dar; denn ihre kleinen Kühe von rehähnlicher Färbung liefern eine Milch mit bis 6 pCt. Fett, während kontinentale Rassen nur 3 bis $3^1/_2$ pCt. aufweisen. Unzweifelhaft ist jene Rasse als autochthon anzusprechen; denn andere Zuchttiere dürfen bei hoher Strafe nicht eingeführt werden; die Rasse wird — mag ihre ursprüngliche Herkunft sein, welche sie will, obwohl sie weit und breit auf dem Kontinent und auch in England kein Analogon hat — dem krassen Seeklima und der geologischen Unterlage von Granit und Gneis ihre Entwicklung und Erhaltung zu verdanken haben[2]).

Euter und Milch der Jerseykühe sind das ganze Jahr hindurch von beliebter orangegelber Färbung, die man anderweit im Winter der Butter künstlich zu geben sucht, weshalb die Kühe in den englischen Parks seit langer Zeit einzeln gehalten werden, um den Frühstückstisch zu versorgen. Später wurden in England größere Zuchtstämme

---

[1]) Den Nachweis dessen hat Verfasser bereits im Jahre 1892 aus der Zucht des Vollblutpferdes im Anschluß an die Erfahrungen und Folgerungen des Irrenarztes Dr. Fr. Richartz zu Endenich bei Bonn erbracht (Allgemeine und angewandte Viehzucht. Braunschweig, 1892, Vieweg & Sohn); amerikanische Gelehrte sind zu der gleichen Ansicht gekommen und ein Viehzüchter in Texas hat die Richtigkeit experimentell bestätigt, indem er in einigen dreißig Fällen vorhersagte, ob ein Bullen- oder Kuhkalb fallen werde. In diesem Falle wurde der Bullen sehr gut und die Kuh minder gut gefüttert; in jenem umgekehrt verfahren und jedesmal traf seine Vorhersage ein!

[2]) Eine physiologische Erklärung für den hohen Fettgehalt der Milch ist schwierig zu finden. Mag derselbe immerhin vererbt sein, so ist doch auch die Anpassung an die naturgesetzlichen Verhältnisse des Standortes von maßgebender Bedeutung gewesen. Boden und Futtergewächse sind der geologischen Unterlage wegen relativ reicher an Kali und da nach Liebig die Fettbildung an Alkalien, wie die des Eiweißes an Phosphorsäure gebunden ist, so könnte die geologische Formation in Verbindung mit der salzreichen Meeresluft die Fettbildung unterstützend beeinflussen.

begründet, in Herden gehalten und, wenn hochgezogen, sehr gesucht und teuer bezahlt. Auch die Nordamerikaner excellieren in dieser Zucht, für welche ein Herdbuch besteht und die Zuchtwahl bedeutsame Fortschritte gemacht hat, da die kleine ursprüngliche Heimat der großen Nachfrage nach Zuchtvieh und Milch nicht zu entsprechen vermag und die dortige parzellierte Kultur der züchterischen Hülfsmittel entbehrt, welche anderweit das Großkapital und reiche Weideländereien in den Dienst der Züchter zu stellen vermögen.

Auf den Inseln wird nur durch „Tüdern", d. h. durch Anbinden auf den Futterfeldern, den Tieren der Genuß der freien Luft vergönnt, was durch das milde Meeresklima für den größten Teil des Jahres ermöglicht ist.

Dagegen ist die Muskelbildung der Kanalrinder und ihr Schlachtwert sehr untergeordnet; sie werden bis ins hohe Alter nur auf Milch genutzt.

Die Zucht der Insel Jersey ist die gesuchteste, weil fortgeschrittenste, wogegen die von Guernsey und Alderney zurückstehen, so daß die Zuchtstämme der drei Inseln in Formen und Nutzung differieren, obwohl sie einen gemeinsamen Charakter erkennen lassen. Es wird jene Verschiedenheit mehr in der Sorglosigkeit der kleinen Züchter und darin beruhen, daß in Jersey von jeher eine bewußtere Zuchtwahl besteht und das Prämienwesen rationell entwickelt ist, indem alle Tiere nach ihren einzelnen Körperteilen mittelst Pointszahlen beurteilt und so ihre Rangordnung bestimmt wird. Tiere mit den höchsten Pointszahlen erzielen sehr hohe Preise und der Markt von Jersey ist von Ausländern stark besucht. (Schluß folgt.)

Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie.

Dr. Ludwig Woltmann.

VI.

Mit Darwin beginnt ein Wendepunkt in der historischen und sozialen Anthropologie. Vieles, was Gobineau noch undeutlich und gestaltlos vorschwebte, wurde durch Darwins Forschungen zu einer wissenschaftlich erkannten und begründeten Wahrheit. Es wirkt mehr als komisch, wenn man liest, wie Gobineau in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Werkes gegen den „Darwinismus" polemisiert und „die angebliche Vertiefung der Gelehrsamkeit, die unter dem Namen prähistorische Studien immerhin ziemlich lautes Aufsehen in der Welt erregt hat", zu verspotten sucht. Er hält es für „Unfug", statt die ältesten Urkunden der Völker zu studieren, in die Erde zu graben und Schädel, Aexte, Gebeine von allerhand Tieren u. s. w. heraufzuholen. „Diese Hirngespinste, sage ich, werden von selbst vorübergehen. Wir sehen sie bereits vorübergehen." — Diese Angriffe sind indes, wie so viele ähnliche, machtlos am Darwinismus zerschellt,

der inzwischen siegreichen Einzug in alle biologischen und anthropologischen Wissenschaften gehalten und die Geschichts- und Gesellschaftslehre bedeutsam beeinflußt hat.

Gobineau hatte nur nebelhafte Vorstellungen über den Ursprung des Menschengeschlechts, über die Entstehung und die typischen Charaktere und Verwandtschaften der Rassen. Selbst der Begriff der „Rasse" ist bei ihm nicht scharf umschrieben und man wundert sich, daß er die für den Rasseprozeß so wichtige Theorie der natürlichen Zuchtwahl kaltlächelnd ablehnte.

Inzwischen hat die von Lamarck und Darwin begründete organische Entwicklungslehre bewiesen, daß die „Vermischung" nur einer von den vielen Faktoren ist, welche das physiologische Leben der Rassen beherrschen, daß vielmehr Variation, Vererbung, Auslese, Anpassung und Inzucht ebenso wichtige Ursachen für die Vervollkommnung und Entartung der Rassen darstellen.

Es ist bekannt, daß Darwin seine Zuchtwahl-Theorie auf die geschichtlichen und sozialen Erscheinungen des Menschengeschlechts in ausgedehntem Maße anwandte. Weniger bekannt dürfte es sein, daß Broca im ersten Bande der Revue d'Anthropologie 1872 mehrere Aufsätze über „Die soziale Auslese" veröffentlichte. Ursprünglich, schreibt Broca, war das Leben der Menschen denselben Gesetzen unterworfen wie das der Tiere. Später ist es nicht mehr der Kampf mit anderen Tierarten, der das Leben der Menschen beherrscht, sondern die menschliche Gesellschaft wird selbst zum hauptsächlichsten Schauplatz des Daseinskampfes. Aber die Eigenschaften, die in der allgemeinen tierischen Lebenskonkurrenz ausschlaggebend waren, sind es nicht mehr in der sozialen Konkurrenz. Physische Stärke, körperliche Geschicklichkeit, Feinheit der Sinne, die einzigen Bedingungen, im Naturzustande zu überleben, verlieren in der gesellschaftlichen Konkurrenz mehr und mehr ihre Bedeutung. Die Intelligenz tritt an ihre Stelle. Wenn Klassenunterschiede entstehen, die Beschäftigungsarten sich differenzieren und die Arbeitsteilung Platz greift, dann können gewisse Sondereigenschaften einer großen Anzahl von Individuen das Leben bewahren, die sonst, unter ursprünglicheren Verhältnissen, im Kampf mit der Natur nicht bestehen würden. So werden die brutalen Wirkungen der Naturauslese gemildert, und es treten an ihre Stelle andere Ausleseprozesse, die nur dem Menschengeschlecht eigentümlich sind.

Die Differenzen der Natur- und Sozialauslese sind folgende: „Die Naturauslese fördert die Entwicklung der Eigenschaften, die für das Individuum insofern nützlich sind, als es Glied einer Rasse ist. Sie wirkt also in der Richtung einer Vervollkommnung der Art. Die Sozialauslese entwickelt dagegen Charaktere, die nur dem Individuum nützlich sind, sofern es Glied einer bestimmten Gesellschaftsformation ist. Diese kann aber Individuen gebrauchen und erhalten, die physisch und intellektuell minderwertig sind und ihre Eigenschaften auf ihre Nachkommen vererben. Sie führt also zu einer Umkehrung der natürlichen Zuchtwahl, die immer mehr an Einfluß verliert, so daß sie nicht mehr imstande ist, ein civilisiertes Volk physiologisch zu vervollkommnen."

Hier begegnet man zum erstenmal dem Begriff der „sozialen Auslese", wie auch anderseits Broca als der Vater der historischen und sozialen „Anthropometrie" angesehen werden muß, insofern er einmal feststellte, daß der Schädelinhalt der modernen Pariser seit dem 12. Jahrhundert um 35 Kubikzentimeter zugenommen hat und daß andererseits die Männer der gebildeten Klassen einen größeren Kopfumfang haben als die der ungebildeten, und zwar ist es in beiden Fällen die Frontalregion, die zugenommen hat[1]). Freilich, eine rassen-anthropologische Deutung weiß Broca diesen Tatsachen noch nicht zu geben. Er führt sie auf — Erziehung zurück.

Zur selben Zeit veröffentlichte F. A. Lange seine „Arbeiterfrage" (1871), in welcher er die Wirksamkeit des Daseinskampfes in der menschlichen Gesellschaft beleuchtete. Danach ist der Kampf ums Dasein in der menschlichen Gesellschaft ein Kampf um die bevorzugte Stellung. Dies ist auch die Ursache, „warum alle Anfänge zur Herausbildung einer höheren Menschenrasse früher oder später schmählich zu Grunde gehen".

In seiner „Historie des sciences et des savants depuis-deux siècles" (1873) untersucht A. de Candolle die Erblichkeit des wissenschaftlichen Talents und zeigt er, daß die „Gelehrten" vornehmlich aus den höheren Ständen hervorgehen[1]). Er erforscht die Bedingungen der sozialen Auslese auf den verschiedenen Stufen der Kultur, bei wilden, barbarischen und civilisierten Völkern. Doch ist seine Methode im wesentlichen biologisch, d. h. eigentliche rassen-anthropologische Gesichtspunkte werden nicht herangezogen.

Die Prinzipien der Auslese und Entartung werden in Paul Jacobys „Études sur la sélection" (1881) in gleicher Weise auf das gesellschaftliche und geschichtliche Leben angewandt; und zwar sind es zwei soziale Vorgänge, die sein wissenschaftliches Interesse besonders in Anspruch nehmen, die Einwirkung der Stände und Städte auf die biologischen Ausleseprozesse. Stände und Städte heben die Menschen empor, aber sie schwächen und erschöpfen sie auch und richten sie schließlich zu Grunde. Die Ursache dieses Verfalls der Geschlechter ist die Entwicklung der Intelligenz, die zu Ueberanstrengung und Erschöpfung der Nerven führt und damit eine Entartung einleitet. „Die großen Völker des Altertums, die Begründer des kulturellen Fortschritts, die berühmten Städte, die Sitze der ersten Civilisation, sind vollständig untergegangen. Der kriegerische Adel von Ninive, die gelehrte Priesterschaft von Babylon, die hochgebildete Bourgeoisie von Theben und Memphis sind ausgestorben und vollständig verschwunden. Der Fellah, der das Baumwollfeld bebaut, ist nicht der entartete Nachkomme irgend eines Herrschers von Rom, irgend eines Priesters des leuchtenden Sonnengottes Râ, — er ist der späteste Nachkomme irgend eines Nilschiffers oder Steinbrucharbeiters in den Alabasterbergen."

Der Einfluß der Städte auf die Rasse zeigt sich in folgenden Erscheinungen: 1. Die Städte haben eine intensivere und differenziertere geistige Kultur, sie entwickeln alle Fähigkeiten der Macht, des Talents, des Wettbewerbs. Darum ist die städtische von der ländlichen

[1]) Bulletin de la Société d'anthropologie, 1872.

Bevölkerung ganz verschieden, die durch Mangel an Beweglichkeit, Armut der Ideen, Haften und Kleben am Ueberlieferten sich kennzeichnet. 2. Die Städte eröffnen den Talenten, den Fähigkeiten, den tatkräftigen Naturen, allen Anlagen, die sich über das Durchschnittsmaß erheben, einen Weg zu Reichtum, Macht und Berühmtheit. Auch wird die eheliche Verbindung von solchen gleichartigen Elementen erleichtert, so daß (durch sexuale Auslese und Inzucht!) diese Fähigkeiten gesteigert werden. 3. Diese fortwährende städtische Einwanderung der intelligentesten und tatkräftigsten Elemente des Landes muß notwendigerweise noch mehr dazu beitragen, das intellektuelle Niveau der Stadtbewohner zu erhöhen und das der Landbewohner herabzubringen. Die städtische Einwanderung und der Wettbewerb führt zu einer gesteigerten Anstrengung und Auslese des Nervensystems, des Gehirns. 4. So entsteht ein beständiger Bevölkerungsstrom des Landes zur Stadt, der kleinen Städte zu den großen, ein Strom, der den letzteren alle Lebenskräfte des Landes zuführt.

Stände und Städte sind die Bedingungen höherer Civilisation, aber auch die Ursachen der Entartung und des Untergangs. „Dieses Phänomen erklärt den Kreislauf des Lebens civilisierter Nationen. Aufgestiegen zum Gipfel höchster Kultur, haben sie fürstliche, aristokratische, gelehrte, künstlerische, reiche und willensstarke Familien erzeugt, und sobald diese vom Schicksal und Glück Erwählten verhängnisvollerweise aussterben, stürzt die Nation, abgenutzt (écrémée), erschöpft und ausgesogen bis aufs Mark, bei der ersten Erschütterung zusammen, und der Historiker konstatiert mit Erstaunen, daß ein Volk, nachdem es eine lange und glorreiche Laufbahn durchgemacht hat, eines Tages von der Erdoberfläche verschwindet, und daß ein einziger Kriegsunfall nicht nur Staaten, sondern auch Nationen, selbst die Rassen vernichten kann." — „Die Nationen erschöpfen sich durch ihre Produktionen, wie der Boden, der nicht gedüngt wird." — „Die Rasse geht unter aus Mangel an Menschen, aus Mangel an Persönlichkeiten, weil die Lebensquellen selbst erschöpft sind." — „In einem solchen Sinn muß man das historische Phänomen begreifen, das man das Altern der Nationen genannt hat. Durch Auslese überlegener Rassen werden die Völker civilisiert, steigen empor zum Gipfel ihrer Größe, fallen dann aber herab, verschwinden erschöpft von dem Schauplatz oder fallen in Barbarei zurück. Jüngere Völker treten an ihre Stelle, d. h. solche, bei denen die Auslese der talentierten und energischen Elemente eben erst angefangen hat."

Jacoby bringt zahlreiche Beweise historischer und statistischer Art für das Aussterben der höheren Rassenschichten in den Ständen und Städten. Schon vor ihm hatten B. de Châteauneuf, Doubleday, Galton und andere ähnliche Ansichten und Beweise vorgebracht. Neuerdings ist das Problem der städtischen Einwanderung und des Aussterbens durch G. Hansen[1]) zu einer theoretischen und sozialpolitischen Frage ersten Ranges geworden. Ich finde, daß alle Widerlegungsversuche diese Theorie bisher nur modifiziert, aber prinzipiell keineswegs entkräftet haben. Historisch betrachtet, sind die Städte

[1]) Georg Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Gedeihen der Völker nachzuweisen. 1889.

nicht nur Herde der Civilisation, sondern auch die Massengräber der Nationen gewesen. Ob es in Zukunft auch so sein wird, ob sich darin ein unabänderliches Naturgesetz ausdrückt, ist eine andere Frage, deren Beantwortung wesentlich davon abhängt, ob wir die Macht haben, die aus der intellektuellen Kultur, der Stände- und Städtebildung sich ergebenden physiologischen Schädlichkeiten und Entartungen auszumerzen oder nicht.

Ideen zur Entwicklungsgeschichte der Kultur.

Dr. Joseph Ritter von Neupauer.

An unseren Schulen lehrt man, daß die Deutschen von heute Nachkommen der Germanen seien und daß diese zur Zeit der Völkerwanderung die Römer besiegt hätten, weil die Römer degeneriert, die Germanen aber junge, lebensfrische Völker und zur Gründung neuer Staaten berufen waren. Diese Lehre war an deutschen Schulen entstanden, an welchen man eine bestimmte nationale Richtung züchten wollte, und sie ist zu einem politischen Faktor geworden, dem wir Gutes und Schlimmes verdanken. Es ist aber Zeit, zu prüfen, was denn daran Wahres ist.

Der Germaneneinbruch ist kein vereinzeltes geschichtliches Ereignis und muß mit den Völkerwanderungen anderer Epochen irgend etwas Gemeinsames haben. Man pflegt das treibende Element der Völkerwanderungen in der Uebervölkerung zu suchen, welcher solche Naturvölker in ihrer Heimat anheimfallen. Allein innerhalb eines Volkes, das bodenständig ist, kann niemals Uebervölkerung eintreten, weil ja die Natur selbst dafür sorgt, die Volkszahl in einem richtigen Verhältnisse zu den Nahrungsmitteln zu erhalten. Niemals hätte die Uebervölkerung in der Heimat der Wandervölker so groß werden können, daß diese große Kriegsvölker hätten aussenden können, und dann gingen ja den eigentlichen Eroberungszügen eine ganze Reihe von Raubeinfällen voraus, bei welchen die Barbaren es auf Eroberung von Boden zur Bebauung gar nicht abgesehen hatten, vielmehr die Rückkehr in die Heimat vorbehalten war. Endlich steht jener Annahme entgegen, daß die Wanderungen immer aus schwach bevölkerten in viel stärker bevölkerte Gebiete gingen.

Die Völkerwanderungen sind vielmehr Raubzüge, welche von Barbarenvölkern gegen Kulturvölker unternommen werden. Wir haben ja seit der Völkerwanderung der Germanen eine ganze Reihe von solchen Wanderungen erlebt. Die Ungarn, Türken und Mongolen haben uns gezeigt, wie Völkerwanderungen entstehen und welches ihr treibendes Element ist. Der Neid der Armen gegen die Reichen, der Neid der Barbaren gegen die Kulturvölker treibt zu Raubzügen und späterhin zum Versuche der Eroberung. Hätten die Germanen zu Cäsars Zeiten in Deutschland, wo sie übrigens auch schon als Herrenvölker hausten, eine der römischen ebenbürtige Kultur entwickelt, so

hätten sie der Uebervölkerung viel wirksamer begegnen können, als durch Einfälle in römisches Gebiet. Das wäre aber ein viel weiterer Weg zum Reichtum als der Beutekrieg gewesen.

Die wandernden Völker sind Landpiraten, welche zunächst zwar nur auf Raub ausgehen, aber dadurch in beständige Kriege mit den benachbarten Kulturvölkern verwickelt werden, die nicht früher enden, als bis das Barbarenvolk untergeht oder den Kulturstaat unterwirft. Unterwerfen kann aber ein Barbarenvolk, wenigstens in der Regel, das Kulturvolk nicht, ohne Zerstörung der Kulturgüter, und das Ergebnis ist die Neugründung von Staaten, in welchen die Kulturschichte versklavt wird, die Barbarenschichte aber zur Herrschaft gelangt.

So erklärt sich die merkwürdige Erscheinung, daß wir in Griechenland, Kleinasien und den entfernteren Gebieten Asiens immer neue Beweise dafür entdecken, daß eine ganze Reihe von Kulturen in vorhistorischer Zeit zu Grunde gegangen sind. Die Ausgrabungen in Asien zeigen deutlich, daß die Zerstörung Trojas durch die Griechen und die Zerstörung der kananitischen Kultur durch die Israeliten keineswegs den Anfang von Ereignissen dieser Art bildet, sondern daß schon vor der Erfindung der Schrift in ihren primitivsten Formen viele Perioden des Wachsens und des Unterganges von Kulturen vorausgegangen sind und wir haben selbst für Amerika Beweise solcher Katastrophen. Als Pizarro in Peru eindrang, war dort und überhaupt in Amerika die Schrift noch völlig unbekannt. Und doch liegen deutliche Beweise vor, daß auch die Inkas etwa 400 Jahre früher eine Kultur vorfanden, welche sie zerstörten, um nach Gründung eines neuen Reiches eine neue Kultur zu entwickeln. Auch dort, wie in Griechenland zur Blütezeit der Hellenen, wurden die neuen Herrscher durch religiöse Tradition als Kulturbringer gepriesen, sie waren aber selbstverständlich als Kulturzerstörer ins Land gekommen.

Die ganze Geschichte ist ein Zeugnis dafür, daß die Neugründung von Staaten durch Eroberer nicht als Sieg jugendfrischer Völker über decadente Völker, sondern als Sieg der Barbaren über Kulturstaaten aufzufassen ist. Die Unterliegenden — wenn man die noch halbbarbarischen Herrscher im unterjochten Land außer Betracht läßt — sind nicht schwächer oder verkommen, nur die herrschenden Klassen sind herabgekommen und verweichlicht. Den römischen Soldaten hatten die Germanen niemals ebenbürtige Krieger gegenüber zu stellen. Das eigentliche Kulturvolk ist den Barbaren immer überlegen, insbesondere im anthropologischen Sinne. Und so wurden die ersten Angriffe der Barbaren mit Leichtigkeit abgeschlagen. Erst nach zahlreichen Barbareneinfällen und wiederholten Zerstörungen gewinnen in seltenen Fällen die Barbaren die Oberhand.

Daß die Kulturvölker ausdauernder und lebenskräftiger sind, als die kulturlosen Barbaren, sehen wir deutlich in unserer Zeit. Wo die Kulturvölker in den letzten vier Jahrhunderten hingekommen sind, gedeihen und vermehren sie sich, gestalten ganze Kontinente um, während die eingeborenen Naturvölker aussterben und selbst dort verkommen, wo ihnen die neu angesiedelten Kulturvölker Nahrungsmittel zum Unterhalt liefern. So die Indianer Nordamerikas und andere Völker dieser Art. Und sagt man, jene Umgestaltungen verdanke man

den Angelsachsen, so frage ich, warum denn nicht den unvermischten Nordariern, den Schweden?

Hieraus folgt, daß die Barbaren nur nach einem unermeßlichen Verluste an Menschen, nach wiederholten Zerstörungen der feindlichen Kulturstätten und nach Hinschlachtung des größten Teiles der herrschenden Klassen in den Kulturstaaten den Sieg davontragen können und dann wieder an die Stelle der Herrscher treten und als Herrenvölker kurze Zeit eine Sonderexistenz führen, um binnen kurzem auszusterben. Die germanischen Fürstengeschlechter und der germanische Adel sind längst ausgestorben, germanische Bauern und Gewerbetreibende hat es südlich der Bernsteinküste wohl niemals gegeben und der germanische Bluteinschlag in Deutschland, Italien und Frankreich ist nur auf Bastardierung zurückzuführen. Der germanischen Völkerwanderung analog waren die hellenischen Einwanderungen, welche die älteren Kulturen in Griechenland und Kleinasien zerstörten, die arabisch-jüdische Einwanderung in Palästina, die vielen barbarischen Einwanderungen in Aegypten, die keltische, später römische, dann germanische und zuletzt arabische Einwanderung in Spanien.

Etwas Besonderes haben die Siege der Römer über Hellenen und hochcivilisierte Staaten in Asien. Die Römer waren damals schon selbst zu einer hohen Kultur gelangt, aber im Vergleiche zu den unterworfenen Völkern doch noch Halbbarbaren. Wissen wir doch, daß sie nach Unterjochung Griechenlands ihre Kinder von griechischen Sklaven unterrichten ließen und später selbst als Herren eigentlich gräzisiert wurden. Aber sie zerstörten keine Kulturen und vergeudeten nicht ihr Blut in den Kämpfen gegen die Kulturvölker.

Daß die Barbaren, wenn auch nach unermeßlichen eigenen Verlusten, doch endlich im fremden Lande Fuß fassen können, ist eine leicht erklärliche Sache. Sie finden gebahnte Wege und unermeßliche Hülfsquellen vor, die ihnen den Krieg erleichtern. Der Reichtum wird ein Element der Schwäche in den Kämpfen zwischen Barbaren und Kulturvölkern. Die Barbaren weichen der regelmäßigen Kriegführung aus, zerstören, was ihnen unter die Hände kommt, morden die Wehrlosen und rauben so viel als möglich. Wie die Römer vor den Wäldern und Morasten Germaniens, machte Napoleon Halt vor der Barbarei der Russen. Die Barbaren finden aber auch in den Kulturstaaten eine unnatürliche Gesellschaft vor, eine Gesellschaft, in der die edleren Elemente dienen, natürlich widerwillig dienen, die barbarischen Elemente herrschen, aber eine Herrschaft führen, die immer bestritten war. Die Masse der feindlichen Soldaten kämpft widerwillig für die gegenwärtigen Herren gegen die künftigen Herren. Selbst zur Herrschaft oder zur Freiheit können sie weder durch den Sieg der einen, noch durch den Sieg der anderen gelangen. Sehr oft aber bietet ihnen der Sieg der Barbaren Erleichterungen; sie werden ihnen nie aus Gerechtigkeit, wohl aber aus Politik angeboten.

Dieser naturgesetzliche Prozeß der Unterwerfung von Kulturstaaten durch Barbaren erschöpft sich aber von selbst. Dieser geschichtliche Verlauf bringt es nämlich mit sich, daß die Kultur sich immer weiter ausdehnt, die Barbarenvölker aber durch Kampf, Niederlage und Sieg verbraucht, teilweise auch durch Annahme einer Kultur umgewandelt werden. In den Kämpfen der Germanen gegen die

Römer, die ja im 2. Jahrhundert vor Christus begannen und bis ins 6. Jahrhundert nach Christus dauerten, sind viele Millionen der blondhaarigen Rasse untergegangen, von den Ostgoten bezeugt die Geschichte den Untergang beinahe des ganzen Volkes, von anderen wissen wir, daß ihr Name selbst sehr bald vom Erdboden verschwunden ist, so die Vandalen, welche hierin auf einer Stufe standen mit Hunnen und Avaren. Nur dürftige Reste der Normannen und Longobarden sind in Italien, der Franken in Frankreich, der Angelsachsen in England vorübergehend zur Herrschaft gelangt, dann aber auch, soweit es sich um echt und unvermischt germanische Familien handelt, durch Kriege, Fehden und Laster zu Grunde gegangen. So haben sich die germanischen Adelsfamilien in Norditalien wechselweise vernichtet, die Reste der fränkischen Familien in Frankreich in den Kriegen mit England, in inneren Bürgerkriegen, in den Kämpfen des Adels mit der Dynastie und zuletzt gegen die Republik, der älteste Adel in England in den Kämpfen der roten und weißen Rose aufgerieben. Auch in Deutschland haben wir heute ein Mischvolk, dessen Blut zum geringsten Teile germanisch ist.

Das erste Gesetz ist demnach, daß Kulturvölker von Barbaren, Barbaren niemals von Kulturvölkern unterworfen werden. Wo Barbaren auf ihrem eigenen Gebiete von Kulturvölkern überwunden werden, werden sie nicht unterworfen, sondern verdrängt und verfallen dann dem Aussterben. In Amerika und Australien werden die barbarischen Stämme verdrängt, aber nicht unterworfen. Wo sie unterworfen wurden, wie in Peru und Mexiko, waren es eben Kulturvölker, die unterworfen wurden und die Horden des Pizarro und des Cortez waren wohl nicht viel besser, als Barbaren. Pizarro wurde vom Kaiser der Peruaner verachtet, weil er, obwohl Spanier, des Lesens unkundig war.

Das zweite Gesetz ist, daß überall die dienenden Klassen die Träger der Kultur sind, daß sie ausdauern, während die herrschenden Klassen aussterben und nach und nach durch die ihnen näher stehenden, also auch halbbarbarischen Schichten, ersetzt werden.

Die siegenden Barbaren haben offenbar eine Schichtung gleicher Art schon vorgefunden. Es haben sich ganze Reiche von Barbarenschichten überall angesetzt, von welchen immer einige Reste sich erhalten. Sie eignen sich, sobald sie an neue Barbaren die Herrschaft verloren haben und selbst nur mehr dienen, zu Höflingen, Beamten, Kupplern und die besten Elemente dieser Art zum Handelsbetrieb und zu Unternehmungen. Nie werden sie Ackerbau oder Gewerbe persönlich betreiben, eher würden sie verkommen.

Daraus folgt nun, daß, sofern ein Kulturreich nicht von neuen Barbarenhorden überschwemmt wird, uns könnte nur von Rußland, nämlich von Kosakenhorden, solche Gefahr drohen, durch stufenweises Abfaulen der oberen Schichten sich der Uebergang der Herrschaft an immer breitere Schichten der Bevölkerung vollzieht und daß das Ende dieses Prozesses die wirkliche Volkssouveränität sein muß. Eine anthropologisch wertvolle Auslese findet immer nur unter Sklaven, Leibeigenen und Arbeitern, zu welch' letzteren wir auch Bauern und Gewerbsleute rechnen müssen, statt. Und die Herrschaft der obersten Zehntausend erhält die beherrschten Schichten und mordet die herrschenden Familien hin. Dazu tragen Uebervölkerung und Auslese

bei den breiten Massen, Kinderarmut, Laster und Ueberfluß bei den herrschenden Massen bei.

Diesem Naturgesetze der periodenweisen, meist in Epochen von vier- bis fünfhundert Jahren auseinander liegenden Unterjochungen von Kulturvölkern durch Barbaren entspricht es, daß die Gesellschaftsordnung dieser Herrschaft angepaßt wird. Die Herrenvölker haben zwar in den vorangegangenen Kämpfen den größten Teil der Kulturgüter zerstört, was aber übrig geblieben ist, nehmen sie als ihre Beute in Anspruch. Ebenso Grund und Boden und die vorhandenen Arbeitskräfte. Die Herrschaft kann dauernd nur auf Besitz gegründet werden. Das Herrenvolk arbeitet nicht, es nimmt die vorhandenen Güter und das Beste von dem, was die dienenden Klassen neu erzeugen, als Eigentum in Anspruch. Sterben sie nach und nach aus, so geht die Masse des Besitzes an jene Schichten über, die nach und nach an ihre Stelle treten. So sind durch die französische Revolution die Plutokraten an die Stelle des Adels getreten.

Obwohl die Barbaren durch Raub in den Besitz ihrer Reichtümer gelangt sind, so züchtigen sie doch jeden auf das erbarmungsloseste, der ihren Besitz antastet. Besitz wird zum stärksten Vehikel der Herrschaft und wie der Volksstaat das Ziel der politischen Entwicklung ist, so muß der Kollektivismus das Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung sein. Denn das Volksvermögen kann nur als Kollektivbesitz ökonomische Bedeutung erlangen, während es als Individualbesitz der großen Zersplitterung wegen einen ökonomischen Wert nie haben kann.

Wir gehen demnach dem Volksstaate und dem Kollektivismus entgegen. Wirtschaftliche Freiheit war ja immer das Ziel aller innerstreitlichen Kämpfe, so insbesondere auch in Rom und Griechenland. Daß das Ziel nie erreicht wurde, beruht darauf, daß der Fortschritt vom Individualismus, womit nach jedem Barbarensiege die Gesellschaft von neuem beginnt, zum absoluten Kollektivismus einen sehr langen Zeitraum der Entwicklung voraussetzt. Bisher nun ist allemal lange vor Beendigung des Prozesses eine neue Barbarenüberflutung eingetreten. Damit wird die Gesellschaftsordnung immer wieder auf ihren Ausgangspunkt zurückgeschraubt und der Prozeß muß seinen Weg von neuem durchmachen. Es ist aber gewiß, daß wir heute diesen Weg weiter zurückgelegt haben, als je vorher. Die beständige Ausdehnung der staatlichen Agenden und der dem Staate zur Verwendung zufließenden Mittel zeigt uns, wohin die natürliche Entwicklung führt. Immer lauter und lauter ist der Ruf nach Verstaatlichung. Verstaatlichung des Eisenbahnwesens, der Bergwerke, der Forste, des Geldwesens, des Kreditwesens, des Versicherungswesens sind Stationen auf diesem Wege. Und prüft man den Kollektivismus mit ausschließlichem Staatsbetrieb und Aufhebung des Handels und der Geldwirtschaft, so findet man, daß er ökonomisch und sozial das Vollkommenste darstellt, was auf dem Gebiete der Gesellschaftsordnung erreicht werden kann.

Die Meinung, daß die nordarische Rasse edler als die breitköpfige, daß sie ausdauernder, lebenskräftiger sei, bestreite ich und trete damit als der Rassenfanatiker „allergetreueste Opposition" in die Arena. Ein solcher Opponent ist ein Bedürfnis für diese Monatsschrift, denn ich werde jedenfalls jene Gärung hervorrufen, ohne

welche ein Fortschritt auf dem Gebiete so junger Wissenschaften, wie es Anthropologie und Rassenlehre sind, nicht denkbar ist. Wie ich erwartet habe, hat schon meine Entgegnung gegen Ehrenfels Widerspruch erfahren und ich freue mich auf den bevorstehenden Kampf, weil er vieles zur Sprache bringen wird, was eine gründliche Erörterung begünstigt. Als Penka mir in Wien seine Theorie entwickelte, daß die Arier aus dem Norden herstammen und schon in vorhistorischer Zeit Eroberer ausgesandt haben müssen, weil das blonde Element auch unter den Aegyptern, Griechen und Römern die herrschenden Familien stellte, nahm ich sofort diese Theorie an, aber mit dem Vorbehalte, daß das turanische Element, wie er die unterdrückten Volksschichten nannte, das eigentliche Kulturelement sei. Penka faßte damals alle breitköpfigen Elemente unter dem Worte „Turanier" zusammen und dieser Gesamtbegriff genügt für meine Untersuchungen.

Wäre es richtig, daß das Blut der blonden Rasse edler sei, als das der Turanier, dann müßten die Turanier längst ausgestorben sein. Hätten zur Zeit der Geburt Christi nur 1000 Nordarier in Europa gelebt, so hätten sie sich bei bloßer Verdoppelung in hundert Jahren, die Volksvermehrung von 1800 bis 1900 beträgt in Europa mehr als eine bloße Verdoppelung, auf 500 Millionen vermehrt. Da es aber damals gewiß eine Million echter Nordarier gab, so müßte heute die ganze Bevölkerung Europas blond und langschädelig sein, wenn die Blonden im Kampf ums Dasein mit den Turaniern Sieger zu bleiben berufen wären. Sie sind aber im Verhältnis zu den letzteren zurückgegangen, seit die germanische Völkerwanderung zum Stehen kam. In Skandinavien, wo die Turanier nie hinkamen, sind jene noch in großer Zahl vorhanden, dort aber sind sie auch schwerlich als Eroberer eingedrungen, sondern wahrscheinlich selbst zum Ackerbau übergegangen. Sie haben die Kulturgüter dort nicht durch Raub erworben, sondern, *aber um mindestens 2000 Jahre später als die turanischen Völker*, durch eigene Arbeit hervorgebracht. Es ist etwas anderes, ob ein Barbar Kultur annimmt, oder, ohne selbst kultiviert zu werden, Kulturgüter raubt. Uebrigens ist die skandinavische Kultur keine selbstgeschaffene, sondern eine vom Süden übernommene, eine jüngere und hat sich erst unter einem König stärker entwickelt, den sich die Schweden aus dem südlichen Frankreich kommen ließen und der nichts weniger als ein Nordarier war. Der Individualismus kann lebensfähige Staaten nicht schaffen, darum mußten sich die Nordarier in der eigenen Heimat einem Fremdling unterwerfen.

Das Zurückgehen der Blonden in allen Ländern von der Ostsee südlich hat man auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Die Erklärung liegt aber sicherlich nur darin, daß alle Herrschervölker verkommen und verkommen *müssen*, und gerade die Darwinsche Lehre von der Auslese erklärt es. Als Eroberer kämpfen sie offenbar nicht den richtigen Kampf ums Dasein. Denn sie erlangen zwar die Herrschaft, aber *auf Kosten ihrer Zahl*. Vorausgesetzt eine Million Nordarier wäre ausgezogen und hätte zehn Millionen Turanier unterworfen, — daß sie ja nur die barbarischen Schichten in fremden Staaten besiegten, bleibe hier ganz außer Anschlag — so wäre der Zahl nach keine Verschiebung zu Gunsten der Blonden eingetreten. Die Blonden,

ohnehin schon der Zahl nach geringer, hätten mehr Leute verloren, als die Turanier, wären also prozentuell im Verhältnis zu den Turaniern zurückgegangen. Dies das Ergebnis für die Periode der Kämpfe. Ist nun die Unterjochung beendet, so bekämpfen sich die einzelnen Machthaber untereinander und da sie anfangs das Volk nicht bewaffnen können, geht der Blutverlust *nur* auf Kosten der Blonden; das Verhältnis wird also noch ungünstiger. Was sich aber erhält, wird bald zeugungsunfähig. Wir wissen, daß der arische Adel schon im zwölften Jahrhundert auszusterben begann und der heutige Adel ist wohl ohne Ausnahme ohne jede Rücksicht auf das Blut nobilitiert worden im Dienst der Monarchen, zumeist wohl gerade wegen ihrer Dienste in der Bekämpfung des Rassenadels. Wie aber die Macht, der einzige Gewinn der Eroberer, die Machthaber zu Grunde richtet, sehen wir daraus, daß die Merowinger, die Karolinger, die fränkischen Kaiser, die sächsischen Kaiser, die Hohenstaufen nach wenigen Generationen ausstarben und auch die Habsburger mit Karl VI. im Mannesstamm ausgestorben sind. So kamen die Aegypter auf 20 Dynastien und darüber. So ist es erklärlich, daß die langköpfige Rasse in Europa zurückgeht, wenn auch Professor von Kuhlenbeck behauptet, die Rasse stelle sich immer wieder her.

Das nur vom Standpunkte der Vermehrung und des „Ueberlebens". Daß aber die Nordarier in psychischer Beziehung wertvoller und edler seien als die Turanier, ist auch ganz falsch. Denn dann müßte die Kultur steigen, wo die Nordarier einwandern und fallen, wo sie aussterben und die Geschichte beweist das Gegenteil. Die Eroberung Italiens durch die Germanen wurde durch den gänzlichen Untergang der Kultur und der Kulturdenkmäler erkauft. Gregorovius rühmt es an den Germanen, daß trotz vielfacher Eroberungen Roms durch Germanen viele Baudenkmäler erhalten blieben. Das erklärt sich aber daraus, daß die Zerstörung von Tempeln und Hippodromen viel „Arbeit" macht. Was sich *leicht und mühelos* zerstören ließ, haben sie zerstört, nämlich mit Feuer. Aber es folgte auch sonst auf die Besiegung der Römer durch Germanen eine Nacht, ein völliges Unterdrücken jeder schöpferischen Kulturarbeit. Man rühmt einige zweifellos arische Herrscher wie Theoderich und Karl den Großen. Aber keiner von ihnen schuf etwas Dauerndes. Fällt es denn niemand auf, daß Karl der Große Ende des 8. Jahrhunderts erst wieder, und noch dazu vergeblich, Schulen für den Adel gründen mußte in einem Lande, in dem schon 800 Jahre vorher eine hohe Kultur blühte und daß die Kunst des Lesens und Schreibens als ein Privilegium auf die Kirche überging? Das war der Grund, weshalb das Kaisertum dem Papsttum erlag. Deutschland ist erst infolge des Emporkommens des turanischen Elementes groß und herrlich geworden, nachdem der Adel und die Monarchen die Herrschaft verloren hatten. Und so war es überall. Rom ist groß geworden durch das Emporkommen der Plebejer.

Meistens hört man von der Erfindungsgabe der arischen Völker. Wer beweist aber, daß die erfinderischen Individuen nordarisches Blut haben? Ich traue von den bedeutenden Männern Deutschlands nur Goethe echte Rasse zu, sonst fällt mir keiner ein, der mir nordarisch schiene. Auf jeden Fall werden die Vertreter der gegnerischen Meinung bekennen müssen, daß der deutsche Adel auf

keinem Gebiete etwas Erhebliches geleistet hat, auch wenn die Familien blond waren. Bismarck war meines Wissens ein Mischling; ich gestehe, daß es mir nicht genau bekannt ist, aber ich glaube, der Breiteindex war nicht besonders günstig für die Annahme, daß er von reiner nordarischer Rasse gewesen sei. Kürzlich führte man zu Gunsten der Germanen ihre herrliche Religion an. Warum haben sie sie denn aufgegeben, warum hat der Germane Karl der Große die Sachsen, welche zum Heidentum zurückkehrten, verbrennen lassen? Oder waren die Germanen schon damals degeneriert?

Wenn es mir erlaubt ist, jetzt auch noch auf Professor Kuhlenbecks Polemik zurückzukommen, so sei folgendes bemerkt. Die Stellung des Menschen unter den Tieren ist nicht bedingt durch seine körperlichen Eigenschaften, sondern durch seine intellektuellen Eigenschaften. Daß nun die intellektuellen Eigenschaften vom Gehirn abhängen, ist gewiß, wie aber das Gehirn beschaffen sein muß, um einen Menschen geistig wertvoll zu machen, kann man nur vermuten, ist aber heute noch gar nicht wissenschaftlich festgestellt. Gäbe man einem Anthropologen von heute ein Gehirn in die Hand, so wüßte er kaum etwas über die Entwicklung des Menschen zu sagen, dem es angehörte. Welches sind aber die Rassenmerkmale der Gehirnorganisation der Nordarier? Vorläufig ist nur soviel gewiß, daß am Gehirn die Organisation wichtiger ist, als alles Uebrige. Nun kann man zwar leicht erkennen, ob ein Mensch blond ist, hellfarbig und blauäugig, aber wo bleibt die Statistik der Gehirnorganisation, soweit man überhaupt etwas darüber zu sagen weiß, und wie weit sind wir noch von der Ergründung der Beziehungen zwischen einer bestimmt definierbaren Organisation des Gehirns und bestimmten intellektuellen Eigenschaften? Die intellektuellen Eigenschaften der Menschen sind aber wieder Legion. Gedächtnis, Verstand und Phantasie können dem Grade nach gleich hoch und doch der Art nach sehr verschieden sein. Der eine merkt sich Zahlen spielend, aber keine Namen, der andere Namen, aber keine Gesichtszüge, oder Worte und keine Definitionen u. s. w. Ich selbst habe nur ein scharfes Gedächtnis für die Sünden der Herrschervölker und der herrschenden Klassen. Was bei Tieren außerordentlich einfach ist, ist bei Menschen von unendlicher Mannigfaltigkeit und Gradabstufung, und während das, was wir bei den Tieren erzüchten wollen, außerordentlich leicht zu erkennen ist, ist das für die Rasse Wertvolle bei Menschen außerordentlich schwer zu definieren. Mir scheint wenigstens, daß man die Menschen züchten muß, nicht um Blonde zu erzeugen, sondern um psychisch wertvolle Menschen hervorzubringen. Daß nun hohe psychische Anlagen mit blonden Haaren und blauen Augen schon gegeben seien, mag man vermuten, kann aber niemand beweisen. Man sehe sich doch einmal die fünf letzten preußischen Könige an, wie verschieden in geistiger Beziehung waren sie! Kein einziger Deutsche von Bedeutung hatte bedeutende Söhne, obwohl es viel schwieriger ist, seine Bedeutung darzutun, wenn man der Sohn eines Unbedeutenden ist, als wenn man der Sohn eines bedeutenden Menschen ist. Das ist der Grund, weshalb das Züchten von Menschen mit dem Züchten von Pflanzen und Tieren nicht zu vergleichen ist. Ich stelle damit nichts auf den Kopf. Will Ehrenfels Packträger und Ringkämpfer

züchten, dann muß er genau so vorgehen, als ob er Bulldoggen züchten wollte, will er aber Menschen züchten, die nicht bloß physisch ausdauern, sondern auch psychisch wertvoll sind, dann wird er vor einem Problem stehen, für dessen Lösung die Tierzüchtungserfahrungen nicht auslangten. Noch etwas unterscheidet die Menschenzüchtung von der Tierzüchtung. Der Tierzüchter geht nicht von Theorien, sondern von Erfahrungen aus. Er will eine besondere Qualität von Schafwolle erzielen. Nun wählt er Mutterschaf und Bock aus und läßt sie sich begatten. Er weiß genau, was ihn bestimmte, diese Tiere auszuwählen und weiß ebenso sicher, daß das Lamm nur von diesem Begattungsakt herrühren kann. Hat er sich getäuscht, so wählt er andere, er erlangt wieder eine bestimmte Erfahrung und er kann die Probe wiederholen. Abgesehen, daß es viel einfacher ist, Wolle und Wolle zu unterscheiden, als Menschen und Menschen, kann man bei Tieren verläßliche Erfahrungen sammeln. Wer könnte aber heute zwei bestimmte, ausgewählte Menschen zur Begattung nötigen, das Weib eine hinlängliche Zeit hindurch isolieren und dann das Kind einer genauen anthropologischen Untersuchung unterwerfen? Auch kann der Schafzüchter nach zwölf Monaten sagen, ich habe richtig gerechnet, der Menschenzüchter kann aber nicht am Säugling schon erkennen, ob er seinen Zweck erreicht hat. Er müßte mindestens 20 Jahre warten, und könnte auch nur dann verläßlich urteilen, wenn er die ganze Lebens- und Seelengeschichte dieses Menschen genau verfolgt. Niemand vermöchte Bismarck zu beurteilen, wenn dieser als Deichhauptmann gestorben wäre. Uebrigens bin ich kein Bismarckschwärmer.

Ich zweifle gar nicht, daß sich beim Menschen wie beim Tiere alles, auch die Vererbung, gesetzmäßig abspielt, aber beim Menschen entzieht sich beinahe alles der Beobachtung, beim Tiere liegt beinahe alles offen am Tage, weil beim Tiere für die Züchtung von psychischen Eigenschaften höchstens das Temperament in Frage kommt, dieses aber auch in einer Viertelstunde festgestellt werden kann.

Gegen die Rassenfanatiker wäre aber auch zu sagen, daß man bei Pflanzen und Tieren durch Kreuzung mehr erreicht, als durch Inzucht. Ich sage, Mischlinge sind mehr wert, als reine Rassen, von reinen Rassen aber die Turanier mehr als die Nordarier. Solange man die Völker nur nach den Sprachen unterschied, konnte man für den Wert der Germanen zu Resultaten kommen, die nicht mehr haltbar sind, seit man innerhalb der Völker noch Rassen unterscheidet.

Ueber die Verbindung der anthropologischen mit der historischen Wissenschaft.

Alexander Koch-Hesse.

Daß Anthropologie und Historie zu verbinden seien, daß die Anthropologie ohne die Geschichte ein geistloser Tatsachenhaufen und die Historie ohne biologische Menschenkunde ein blutleerer Schemen

ist, darüber sollte man nachgerade einig geworden sein. Denn selbst wer wie Münsterberg[1]) die Geschichte von der Psychologie und Naturwissenschaft dadurch loslösen will, daß er sie rein subjektivierend interpretiert und in ihr ein „System zusammenhängender Wollungen" erblickt, oder wie Rickert[2]) und andere dadurch, daß er in ihr überhaupt kein System von Gesetzen, sondern eine Reihe von Einzelfakten erblickt, wird sich der Notwendigkeit nicht entziehen können, neben und „unter" dieser glücklich von jedem naturwissenschaftlichen Luftzuge geretteten „Geschichte im engeren Sinne" ein breites, weites und festes Fundament wissenschaftlicher Errungenschaften anzuerkennen, auf dem die rein idealisierte „Geschichte" sich bei ihrem Flug durch den reinen Aether hin und wieder wird ausruhen müssen, um von der würzigen Erdenluft zu schöpfen. Ob man dieses historische Fundament, in welchem als wirkende Prinzipien nicht mehr und nicht weniger als drei auftreten können (nämlich das geographische, das anthropologische und das metaphysische), und als bewirkte Erscheinungsgruppen (außer den Zwischengliedern und Kombinationen wie Moral oder Kirche) nicht mehr und nicht weniger als vier (nämlich die ökonomische, die politische, die ästhetische und die theoretische), ob man dieses Fundament, sage ich, mit zur Geschichte hinzurechnet, oder es als „Sozialpsychologie" oder unter sonst irgend einem Namen von ihr abtrennt, ist schließlich nur ein Unterschied philosophischer Terminologie. Die Sache wird damit nicht im mindesten geändert. Sachlich steht für jedermann mit Ausnahme einiger Querköpfe, die auch noch so mit verbraucht werden müssen, fest, daß die „Geschichte im weiteren Sinne" die engste Fühlung mit jedem der Erklärungsprinzipien kultureller Phänomene zu nehmen hat. Wer also zugibt, daß die Geographie auf irgend eine Tatsache der Menschheitsgeschichte irgend einen Einfluß gehabt hat — und wer sollte das angesichts des erdrückenden Materials nicht zugeben? —, der muß geographische und damit auch klimatologische, geologische und kosmologische Sätze in das Fundament der Geschichtswissenschaft aufnehmen. Wer des ferneren zugibt, daß die Anthropologie auf irgend eine Eigenschaft irgend eines Volkes eingewirkt habe — und auch dafür wächst ja das Material von Jahr zu Jahr in Riesenfülle an — der muß als Geschichtsforscher auch in die Schule des Anthropologen, also auch des Anatomen, Physiologen und Zoologen gehen. Und wer mit dem Schreiber dieser Zeilen der Ansicht ist, daß Geographie und Anthropologie (die beide selbstverständlich nicht direkt, sondern durch das Medium der geschichtlich auftretenden Psyche hindurch wirken), noch nicht genügen, um alle Wunder historischer Vergangenheit in den Kosmos des Weltganzen einzupassen, der, aber auch nur der (d. h. nur derjenige, der sich bewußt ist, wie viel die Kulturentwicklung der Mutter Erde und ihren Kindern, den zoologischen Menschenarten verdankt), ist berechtigt, für den dann noch unerklärt gebliebenen Rest der Geschichte auch metaphysische Postulate als Faktoren einzustellen, die natürlich

---

[1]) Hugo Münsterberg, „Grundzüge der Psychologie", Band I, Leipzig, 1900, Kapitel III: „Die Psychologie und die Geschichtswissenschaften", Seite 105—137.

[2]) Heinrich Rickert, „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung", Halbband I, Freiburg 1896, Halbband II, 1903.

ebenfalls nur in der Psyche handelnder Menschen historisch wirksam werden können[1]).

Tatsachen allein tun es nicht. Daß Anthropologie und Geschichte sich die Hand reichen müssen, steht fest. Aber wie müssen sie es tun? Darüber herrscht trotz aller Tatsachenhäufung noch keine Klarheit, und darin liegt auch die Vielseitigkeit des Problems, von dem hier nur eine einzige Seite kurz behandelt werden soll. Eine der zahlreichen Schwierigkeiten bei der Auseinandersetzung zwischen Biologie und Kulturgeschichte besteht nämlich in der verschiedenen Beleuchtung, welche beide Wissenschaften dem Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft geben. Nun herrscht freilich in der Geschichtswissenschaft selbst keine Einigkeit über dieses Verhältnis. Aber welche Rolle man auch dem historischen Individuum zuschreiben mag, die größte, wie Carlyle es tat, die kleinste, wie Marx es tat, immer ist das geschichtliche Ereignis die Tat eines oder vieler Individuen im Rahmen der Gemeinschaft. Nun ist dieser Gemeinschaftsrahmen stets von großer Wichtigkeit und zwar sowohl aus sichtbaren, wie aus unsichtbaren Gründen. Aus sichtbaren Gründen, weil die Individuen ökonomisch oder politisch oder geistig von den Einrichtungen der Gesellschaft, von der Tradition, von der Erziehung u. s. w., sei es in ihrem ganzen Wesen (wie Marx behauptete), sei es nur mit ihrer äußeren Existenz (wie Carlyle behauptete) abhängig sind. Außerdem aber noch aus unsichtbaren Gründen, weil, wie ein bekanntes und exaktes sozialpsychologisches Gesetz besagt, das Individuum innerhalb der Masse gänzlich verschieden handelt, wie außerhalb von ihr. Aus beiden Gründen ist also die historische Gemeinschaft etwas anderes, als die Summe der sie zusammensetzenden Individuen. Sie ist, wie das Gierke in seiner Rektoratsrede (Berlin, 1902) so schön gezeigt hat, nicht nur in bildlicher Ausdrucksweise, sondern im strengen, kritischen Wortsinne ein Individuum höherer Ordnung, ein sozialer Organismus.

Aber sie ist kein naturwissenschaftlicher Organismus! Für die Naturwissenschaft setzen sich die Zellen zwar zu Geweben, die Gewebe zu Organen, die Organe zu Apparaten und die Apparate zu Individuen in der Weise zusammen, daß stets die höhere Einheit mehr ist als die Sumne der niederen Einheiten, daß stets die höhere Einheit einen Teil der selbständigen Kraft der niederen Einheiten an sich gesogen hat und gerade erst dadurch selbst zu einer „Einheit" geworden ist. Aber die Individuen setzen sich von naturwissenschaftlichem Standpunkte nicht in dieser Weise zur Rasse zusammen. Die Rasse verhält sich zum Individuum nicht wie das Individuum zu seinen Organen oder Apparaten. Wer daran zweifelt, mache sich folgendes klar: Was tut der Anthropologe, wenn er eine Rasse untersucht? Er

---

[1]) Die „ökonomisch-materialistische Geschichtsauffassung", die das große Verdienst hat, die vorher vernachlässigte Wirtschaftsgeschichte zur Anerkennung gebracht zu haben, kann mit der geographischen und der anthropologischen Geschichtsauffassung schon deshalb nicht auf eine Stufe gestellt werden, weil das Wirtschaftsleben selbst zur Geschichte gehört, diese also nicht erklären kann. In diesem Sinne sagt auch Riehl in seiner kürzlich veröffentlichten „Philosophie der Gegenwart" (Leipzig, 1903): „Jene geschichtsphilosophische Theorie ..... ist im Grunde ökonomischer Idealismus" (Seite 172—173).

bestimmt für eine große Anzahl Rassenangehöriger die einzelnen Eigenschaften, gibt ihnen einen zahlenmäßigen Ausdruck und berechnet dann entweder nach der Methode des arithmetischen oder nach der Methode des wahrscheinlichen Mittels den Durchschnittswert. Ist für jede fragliche Eigenschaft dieser Durchschnittswert bestimmt, so ergibt sich ein für die Rasse typisches Individuum. Mit diesem einzelnen Individuum kennt man dann, wenn die Untersuchung richtig war, die ganze Rasse. Die Rasse ist also nichts anders als die Summe von Individuen. Der Mensch ist dagegen etwas anders als die Summe seiner Organe. Wenn ich ein einzelnes seiner Organe kenne, kenne ich noch nicht den ganzen Menschen. Warum nicht? Weil sich die Organe differenziert haben, weil jedes Organ eine andere Funktion besitzt, weil Arbeitsteilung eingetreten ist, weil jedes Organ einen Teil seiner Selbständigkeit zu Gunsten der höheren Ordnung aufgegeben hat. Einen Menschen im Gegensatz zu einem andern Menschen dadurch erforschen zu wollen, daß man seine Organe mißt und aus diesen Zahlen das arithmetische oder wahrscheinliche Mittel nimmt, wäre ein völlig unsinniger Gedanke. Folglich verhält sich das Organ zum Organismus in anderer Weise als das Individuum zur Rasse. Folglich ist die Rasse kein Individuum höherer Ordnung, kein sozialer Organismus.

Folglich muß eine Rasse anders angesehen werden als eine historische Gemeinschaft. Denn eine historische Gemeinschaft ist allerdings eine höhere Einheit, weil sie Arbeitsteilung und Differenzierung ihrer Glieder in sich schließt. Folglich ist es noch nicht dasselbe, wenn man eine und dieselbe Vielheit von Menschen, z. B. ein Volk oder eine Volksklasse vom anthropologischen oder vom historischen Standpunkte aus betrachtet. Denn in dem einen Falle ist sie eine Summe von Individuen, im andern Falle eine Kette von Gliedern; in dem einen Falle gleicht sie einer mechanischen Mischung, in dem andern einer chemischen Verbindung; in dem einen Falle ist ihre Gesamtleistung gleich der Summe der Einzelleistungen, in dem andern Falle können sich die Einzelkräfte gewissermaßen auch multiplizieren, dann nämlich, wenn sich die außerordentlichen Fähigkeiten eines hervorragenden Leiters den Einzelleistungen jedes der Geleiteten mitteilt. Die anthropologische Betrachtungsweise einer Gruppe von Menschen ist also atomisierend, die historische ist integrierend.

Daß diese Unterscheidung nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch von Wichtigkeit ist, soll nun noch an einem Beispiele gezeigt werden. Gesetzt es gäbe ein Volk, dessen herrschende Klasse rein germanisch und dessen beherrschte Klasse irgendwie anders, z. B. mongoloid wäre. Dieses Volk brächte nun bestimmte Leistungen hervor und diese Leistungen würden einem Anthropologen und einem Historiker zur Begutachtung vorgelegt. Der Anthropologe würde so urteilen müssen: Die Leistungen entstammen der Oberklasse; die Individuen dieser Oberklasse sind Germanen; folglich handelt es sich um germanische Leistungen. So urteilte bekanntlich Gobineau über sein Frankreich, und als Anthropologe tat er recht daran. Der Historiker aber würde folgendermaßen schließen: Die Leistungen entstammen der Oberklasse, aber nur als einer Oberklasse über jener mongoloiden

Unterklasse; auf die Individuen dieser germanischen Oberklasse als Individuen kommt es nicht an, denn wenn diese z. B. unter den Negern Innerafrikas oder unter sich auf einer einsamen Insel gelebt hätten, so hätten sie vielleicht andere, aber sicherlich nicht diese jetzt zu beurteilenden Leistungen hervorgebracht; der Sklave ist nicht nur abhängig vom Herrn, sondern auch der Herr vom Sklaven, man kann den Menschen auch nach seinem Hunde beurteilen, nicht nur den Hund nach seinem Menschen; die Oberklasse wurde nicht nur ökonomisch von der Unterklasse und zwar von dieser bestimmten Unterklasse in dieser bestimmten Wohlhabenheit und Muße erhalten, sie erhielt auch erst als Herr über die Unterklasse und zwar als Herr über diese bestimmte Unterklasse, ihren bestimmten Stolz, ihre bestimmte Idealität, ihre bestimmten geistigen Ziele; kurz, die fraglichen Leistungen sind historisch nicht als Leistungen der germanischen Atome der Oberklassen anzusehen, sondern als Gesamtleistungen der Nation in ihrer Integrität, also als Produkte der zunächst rein soziologischen Synthese aus dem germanischen und dem mongoloiden Elemente. Beide Betrachtungsweisen sind notwendig. Gerade weil sich die anthropologisch-atomisierende und die historisch-integrierende Methode nicht decken, soll der Historiker die Resultate der Anthropologen und der Anthropologe die Resultate der Historiker dankbar annehmen und als Faktoren in die weiteren Untersuchungen einsetzen. Die Untersuchungen selbst aber müssen stets getrennte Wege gehen. Der Anthropologe darf sich, wenn er besonders weitgehend atomisieren will, sogar auf die Untersuchungen einzelner Genies beschränken und aus ihnen den Durchschnittswert des genialen Typus bestimmen, der Historiker aber weiß, daß das Genie zu seiner Ergänzung stets der Masse bedarf, sei es, wie Marx behaupten würde, als eines weiten Meeres, aus dem es selbst gerade nur sichtbar emportaucht, sei es, wie Carlyle behaupten würde, als eines Schemels, auf den es donnernd seine Füße stellt!

Zur politischen Geschichte und Zukunft der Ostseeländer.

Eberhard Kraus.

In einem früheren Aufsatz habe ich nachzuweisen gesucht, daß die um das Ostseebecken sitzenden Stämme — auch die finnisch und esthnisch sprechenden — nach ihren körperlichen Merkmalen entweder Arier oder den Ariern Verwandte mit starker Beimischung des Blutes der hellweißen Nordlandrasse sind. Gemeinsam ist ihnen daher vor allem die Kriegstüchtigkeit. Rudolf Virchow hat Hünengräber aufgedeckt, deren Skelette er ohne weiteres für germanische erklärte, bis die Auffindung sogenannter „Schläfenringe", eines speziell slavischen Schmuckes, den Nachweis lieferte, daß sie alten slavischen Häuptlingen und Edelingen angehörten. Von verschiedenen Stimmen ist in dieser Zeitschrift die Tatsache hervorgehoben worden, daß die Langschädel,

auch unter den Slaven, um so häufiger auftreten, je näher die Ostsee ist. Slaven, Litauer und Finnen sind ja heute alle als vorwiegend rundköpfige Stämme einzuordnen (mittlerer Index bei den ziemlich hoch im Blut stehenden Polen 82,1, bei den noch nicht genügend untersuchten Russen nach annähernden Schätzungen 83—85). Die Anordnung der Muskulatur in knolligen, abgegrenzten Bündeln hat aber bei allen diesen Völkern arisches Gepräge. Streng leptoprosope Gesichter mit orthognather Mundbildung treten freilich in Osteuropa häufiger nur bei den Stämmen mit arischen Sprachen auf. Immerhin könnte beispielsweise der bekannte Ringkämpfer Lurich allen, denen seine esthnische Abkunft unbekannt ist, wohl als Germane erscheinen. Auch der Deutschbalte Hackenschmidt, der Weltmeister im Ringkampf, scheint, nach seiner Gesichtsbildung zu urteilen, manches Tröpflein alten Esthenblutes in sich zu tragen, während sein Körper, den Professor Begas als Modell für die Prometheus-Gruppe benutzt hat, das Musterbild eines in jeder Einzelheit vollkommen durchgearbeiteten und ausgebildeten Arierleibes ist.

Gegen die tapferen und kampfgewohnten Stämme des Nordostens hatten die dort stets nur in sehr beschränkter Zahl auftretenden Germanenheere einen schweren Stand. Sie vermochten den numerischen Unterschied nur dann auszugleichen, wenn sie sich einer sehr überlegenen Organisation erfreuten. Ließ diese zu wünschen übrig, dann brach der Damm der höheren sittlichen Kraft — die bei unvermischten Germanen stets vorhanden ist und sich immer als Mannhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit, aber leider nicht immer als selbstlose und vorausschauende Vaterlandsliebe äußert — sofort unter dem Anprall der rohen Kraft zusammen, die Gesetze der Zahl traten in Wirksamkeit, die Macht siegte. Die Deutschen Livlands stammten aus den rassenreinsten Gebieten, aus Westfalen und Niedersachsen, und erhielten sich in unaufhörlichen inneren und äußeren Kämpfen rüstig und schlagbereit. Fast hundert Jahre nach Tannenberg trieb der aus Westfalen gebürtige livländische Ordensmeister Wolter von Plettenberg (nach der Schilderung des Chronisten Renner: „eine lange, herrliche Person und fruntlich von Angesicht“, also ein echter Germane) die unabsehbaren Heere der nach der Ostsee vorstoßenden Russen noch wie Spreu auseinander. (Entscheidender Sieg am See Smolina gegen fast zehnfache Uebermacht 1502.) Dann fiel die Reformation in den livländischen Boden als ein rasch aufschießendes Samenkorn, das für die Zukunft wohl reiche Frucht verhieß, für den Augenblick aber die karge Scholle in zwei Teile sprengte. Vasallen, Bürger und Bauern waren lutherisch geworden, der Orden blieb katholisch, büßte allmählich den Nachwuchs ein und begann abzusterben. In diesem Zustande der Zersetzung traf der zweite Stoß der Russen unter Iwan dem Schrecklichen 1558—61 das verlassene Land. Unerhörte Taten geschahen — die Verteidiger der Ordensfeste Wenden sprengten sich zugleich mit Hunderten der stürmenden Barbaren in die Luft. Um den entsetzlichen Grausamkeiten der Horden Iwans zu entgehen, mußte Livland Schutz bei Polen suchen. Der nördliche Teil, das heutige Esthland, fiel den Schweden zu, der südliche wurde unter dem zum Protestantismus übergetretenen Ordensmeister Kettler ein polnisches Lehnsherzogtum.

Es ist unmöglich, die hervorragende Rolle zu übersehen, die der Katholizismus in unserer Geschichte gespielt hat. Er rettete den Ueberrest des imperialistischen Römergeistes in das Mittelalter herüber. Imperialismus, die staatsmännische Manifestation des Willens zur Macht, gelangt nur dort zum Durchbruch, wo arische Völker auf tieferstehende Rassen stoßen und über einem bunten Gewimmel von Unterworfenen große Weltreiche begründen. Wo gleichartige Arier nebeneinander sitzen, kommt es nicht einmal zu imperialistischen Anläufen. Die eigentlich staatenbildende Kraft haben nur ausgewanderte Germanen, die Kraft der in der Heimat Verbliebenen ist zwar organisatorisch, sie erschöpft sich aber in der Bildung von Kleinstaaten. Von den erobernden Germanenstämmen gingen auch alle, die sich zum Arianismus bekannten, zu Grunde, erst die durch den katholischen Römergeist disziplinierten Franken einten die deutschen Stämme, aus denen sonst lauter kleine Eigenbrödler nach Art der heutigen Holländer und Dänen geworden wären. Die Mark, Mecklenburg, Pommern, Schlesien sind durch Fürsten und Bauern dem Deutschtum gewonnen worden — Preußen und Livland waren ein Geschenk, das Rom dem deutschen Volke darbrachte und das noch mit Hülfe einer der wunderlichsten und vergänglichsten Institutionen, die es je gegeben, eines geistlichen Ritterordens! Rom besaß damals allein diejenige Eigenschaft, die Fichte als die wichtigste bezeichnet: Energie, es trieb auch allein eine bewußte, zielklare Politik. Die Politik des Unbewußten, die der Salier Heinrich IV. und einige Jahrhunderte später der Schmalkaldische Bund und die Union dem entgegen zu setzen hatten, zerschellte an dieser scharf zugespitzten Selbstsucht wie treibendes Eis am Brückenpfeiler. Unter den Franken und Staufern, im dreißigjährigen Kriege hat Rom uns alles geraubt, was es uns einst gegeben, es hat uns in der Gesamtsumme mehr Schaden als Nutzen gebracht. Wir können uns heute dessen freuen, daß die unverwüstliche germanische Natur, die sich in Armin und Luther verkörperte, zweimal den völligen Sieg der römischen Ruten und Beile abgewendet hat. Aber — ohne Rom kein Ordensstaat und ohne Ostpreußen kein großer Kurfürst, kein alter Fritz!

Der Imperialismus lebte in Deutschland erst dort wieder auf, wo kühne Eroberer auf dem Nacken kraftvoller Halbbarbaren saßen, eben in Brandenburg und Preußen, und auch hier nur als Richelieu, Gustav Adolf, Ludwig XIV., die beiden Napoleons als Schrittmacher gedient hatten. Frankreich hatte den katholischen Imperialismus in rohester, schablonenhaftester Weise ins Weltliche übertragen, wußte ihn aber an geeignetem Ort auch gegen die Kirche anzuwenden, was die rettungslos verdüsterte Regierung Spaniens niemals über sich gewann. Schweden hatte auf seinen Heereszügen nach Finnland und Rußland politische Energie und Zielstrebigkeit ausgebildet. Da Preußen wohl der entwicklungsfähigste Staat des Kontinents ist, so vermochte es, gleich England und Amerika, vom Urprinzip alles Lebens, vom Willen, zum reicheren und blühenderen Sekundärprinzip, dem Intellekt oder, staatsmännisch gesprochen, vom Imperialismus zum Föderalismus vorzudringen. In einer solchen Verschmelzung von Imperialismus und Föderalismus, in der Erweiterung des Einheitsstaats zum Bundesstaat, zum Staatenbunde unter straffer Konzentration

der auswärtigen Politik in der Zentrale — eine Organisation, wie sie ungefähr bereits Napoleon I. anstrebte — liegt alles Heil, alle Größe der Zukunft.

In der auswärtigen Politik der meisten europäischen Völker lassen sich im wesentlichen drei Entwicklungsphasen unterscheiden. Erstlich das patriarchalische Heldentum, das nach Art des rasenden Roland die wunderbarsten Taten vollbringt, aber nur dann feste und stetige Bahnen einhält, wenn ihm, gleich dem heiligen Christophorus, ein fremder Kulturgenius wegeweisend auf den Schultern sitzt. Als Lohn fordert dieser führende Genius leider nur zu oft die Seele des Geleiteten. Das große westfränkische Reich, alle auf romanischer Erde begründeten Normannenreiche sind dem Germanentum verloren gegangen, das physisch unendlich viel kräftiger und lebensfähiger, psychisch in demselben Verhältnis schwächer und unselbständiger war, als Hellenismus und Romanismus, die mit ihrer älteren Bildung wie hemmende Glasdächer über seinem strotzenden Wachstum lagen. Die zweite Phase stellt die kleinstaatliche und kleinstädtische Epoche dar, die bei germanischen Völkern die Sitten reinigt, den rein geistigen Aufschwung fördert, mitunter sogar das Nationalbewußtsein pflegt (Tegnér und die gotische Schule in Schweden), aber auch den Blick verengt, die alten Triebe und Tugenden unterdrückt, die Tatkraft verkümmern läßt und in ihren Ausartungen eine Spießbürgermoral großzüchtet, die sich gern als Altruismus und Gerechtigkeitssinn gibt, aber im Grunde nichts als die kläglichste Tatenscheu und Drückebergerei ist. Auf dieser Stufe befand sich Deutschland vor etwa fünfzig Jahren, auf ihr schlummern und träumen heute Holland und die skandinavischen Staaten, wo die wenigen instinktsicheren Männer, die für starke Rüstungen, Bündnisse und geschickte Benutzung europäischer Konstellationen nach alter Ueberlieferung eintreten, von der Mehrzahl ihrer Landsleute als überspannt oder als gefährlich angesehen werden. Der Germane ist einseitig und doktrinär veranlagt und ist er einmal zum Philister geworden, dann ist er es auch in weit stärkerem Maße, als der von der Natur niemals so weit abirrende Romane oder Slave. Die dritte Häutung vollzieht sich im Zeitalter des nach Expansion drängenden Großgewerbes und Großhandels. Wenn wir unsern Fabrikschornstein erhöhen wollen, dann müssen wir ihm unbedingt eine breitere Basis schaffen. England und Amerika sind bereits von dieser unwiderstehlichen Strömung erfaßt, Deutschland wird folgen müssen. Diese Epoche bringt Einflüsse, Erscheinungen hervor, die vielfach sittlich auflösend wirken, sie kann aber dennoch ein Volk verjüngen, wenn sie ihm neue große Gebiete für bäuerliche Kolonisation erschließt. Die Furcht unserer deutschen Landwirte vor dem Wettbewerb billigerer Arbeitskräfte ist unbegründet, da in Rußland und Amerika bereits ungeheuer große Zollgebiete bestehen, wo auch eine intensivere, vorgeschrittenere und anspruchsvollere Bodenkultur sich behaupten kann. Zunächst scheint mir die wirtschaftliche Einigung Mitteleuropas und des türkischen Orients eine unabweisbare Notwendigkeit zu sein. In einem solchen Zusammenschluß würden auch die augenblicklich in einem Zustande der „Abschnürung“ befindlichen skandinavischen Staaten ihre Rechnung finden.

Was die skandinavischen Staaten vor allem hinderte, mit dauerndem Erfolg Imperialismus zu treiben, war weniger die bescheidene Zahl ihrer Streitkräfte — die Normannen zogen auch nur in kleinen Häuflein aus — als der Mangel einer betriebsamen, kauf- und opferkräftigen Bevölkerung. Die Hansastädte zogen aus ihrem mächtigen Hinterlande stets neue Säfte, das Dänemark der Waldemare war bald bei seinen letzten Hülfsquellen angelangt. Wie England auf seine französische Politik verzichten mußte, als die *Landmacht* Frankreichs ihm über den Kopf zu wachsen begann, so sah umgekehrt Schweden sich vom Festlande zurückgeworfen, sobald Brandenburg und Rußland mit improvisierten, von Ausländern geführten *Flotten* seine Kriegsschiffe über die Ostsee zu treiben begannen. Eine überseeische Politik vom *kleineren zum größeren* Lande läßt sich nur dann durchführen, wenn *überall*, im Felde wie auf See, für dauernde Ueberlegenheit gesorgt wird, wenn die Spannkraft des herrschenden Volkes keinen Augenblick erschlafft. Der schwedische Staatsschatz hatte stets wenig für die Flotte übrig und trotz der Tüchtigkeit ihrer Bemannung fehlte ihr auch das, was allein Ersatz für die mangelnde Fürsorge des Staates geboten hätte — die tragende Unterlage eines lebhaften Seehandels. Selbst das Landheer verfiel sofort, wenn der Zufluß von Kriegsbeute oder von ausländischen Hülfsgeldern einmal ins Stocken geriet. Wenn Schweden neue Vorstöße nach dem Osten unternahm, sah es sich zumeist auf französische Unterstützung angewiesen, die chauvinistische Adelspartei der „Hüte“ tanzte an französischen Golddrähten, bekämpft durch die in russischem Solde stehenden „Mützen“. Gleichwohl fehlte es dem schwedischen Adel nicht an tatkräftiger Vaterlandsliebe. In den Schweden, von denen einst die Gründung des russischen Reiches ausgegangen war (unter dem Lande „Rohs“ verstanden die Osterlinge früher Schweden) steckte ein uralter Drang, die um die Ostsee sitzenden blonden Völker zu einen, der in der — ursprünglich hansischen — Formel vom „Dominium maris baltici“ auch seinen handelspolitischen Ausdruck fand. In der Handelspolitik spielt die Ostsee heute keine Rolle mehr und daß irgend ein Staat dahin gelangen wird, die Bahnen der allein zu dauernder Größe führenden Rassenpolitik zu beschreiten, muß leider bezweifelt werden.

Der wechselnde Uebergang der Initiative vom Königtum auf den Adel war Schwedens Ruin. Die schwedischen Könige — selbst den mit den wunderbarsten Geisteskräften ausgestatteten Gustav Adolf nicht ausgenommen — hatten fast alle etwas vom hochfliegenden Abenteurertum der alten Seekönige und hätten gewiß Dauernderes erreicht, wenn ihnen nur ein Bruchteil des überlegenen, vorsorglichen Sinnes der Hohenzollernfürsten eigen gewesen wäre. Wie sie ihre Kassen nicht zu füllen wußten, so verstanden sie auch nicht die Nachfolge sicher zu stellen.

Um den notleidenden Staatsfinanzen aufzuhelfen, schritt Karl XI. zu den verhängnisvollen „Reduktionen“, den berüchtigten Gütereinziehungen auf Grund verjährter, meist durchaus ungerechtfertigter Besitzansprüche der Krone. Der schwedische Adel wurde dadurch schwer getroffen, der livländische an den Bettelstab gebracht. Trotz einer mehr als hundertjährigen Fremdherrschaft war aber der alte Trotz dieser Sachsensöhne nicht gebrochen. In Johann Reinhold von Patkul

erhob sich gegen Schweden ein Dämon des Hasses und der Rache. Dieser ebenso leidenschaftliche wie verschlagene Wortführer der livländischen Ritterschaft, der sich vor einem ungerechten Todesurteil an den Hof Augusts des Starken geflüchtet hatte, brachte dort die große nordische Koalition zu stande. Ihren schließlichen Erfolg erlebte er freilich nicht mehr, da er während der für Schweden siegreichen Phase des Krieges an Karl XII. ausgeliefert wurde und auf dem Rade starb. Alles war anfangs anders gekommen, als die klügste Voraussicht berechnen konnte. Das Glück gab den Schweden in ihrem jungen König einen todesmutigen Führer. Der Sieg bei Narwa, den 8000 Schweden über nahe an 50000 Russen erfochten, überglänzte Leipzig und Lützen. Die Würfel lagen für Schweden ungleich günstiger, als für Friedrich den Großen im siebenjährigen Kriege, denn da Dänemark und Sachsen-Polen bald zur Ruhe gebracht waren, so standen etwas über drei Millionen Schweden, Finnen, Livländer, Vorpommern u. s. w. gegen etwa zwölf Millionen Russen. Nie war das schwedische Volk treuer und opferwilliger, als damals. In zwei Jahrzehnten hat es nahe an eine halbe Million Streiter ins Feld gestellt. Freigeborene Langköpfe, von einem Langkopf geführt, kämpften gegen knechtische Rundköpfe, über denen ein Rundkopf die landesübliche Knute schwang. Alle Anstrengungen war umsonst, Karl XII. war nichts als ein Blender. Er war ein beschränkter Kopf, sein Gegner ein Genie. Dieser dunkle Rundkopf besaß offenbar eine weit größere Kapazität, als der hoch und schmal gestirnte Karl. In Peter, der, im Binnenlande geboren, sich stets zum Meere hingezogen fühlte, der trotz der dumpfen Rückständigkeit der ihn umwebenden religiösen Vorstellungen ein vollkommener Freigeist war, schlug der alte Waräger wieder durch. Karl war in engen Verhältnissen aufgewachsen und durch eine bigotte Erziehung mit Vorurteilen und mystischen Vorstellungen erfüllt. Die monarchische Führung hat Schweden groß gemacht, sie hat aber, da sie sich oft genug in unfähigen Händen befand, das herrliche Land wiederholt dem Untergange nahe gebracht. Auch nach dem Tode Karls setzte der schwedische Adel mit Entschlossenheit den Krieg fort, ja die Hüte haben noch unter Ulrike Eleonore, wenn auch mit traurigem Mißerfolg, den Versuch gemacht, das Verlorene zurückzuerobern. Seitdem erst fand der schwedische Adel jene furchtbare Waffe gegen die kopflose Abenteurerpolitik romantisch veranlagter Könige — die Auflehnung und den Verrat. Wie eine Dynastie sich bettet, so liegt sie.

Peter war eigentlich weniger ein originaler Geist, als ein glücklicher Nachempfinder. In seiner Staatskunst nahm er bloß die Fäden auf, die der große Kurfürst, wohl der schärfste und feinste Kopf unter allen nordeuropäischen Herrschern (Friedrich der Große war wohl künstlerischer und intuitiver veranlagt, hielt sich aber gerade darum weniger streng in den Grenzen des Möglichen), wegen Mangels an Machtmitteln hatte fallen lassen müssen. Aber das Urteil des so mangelhaft gebildeten Zaren war bewundernswert trefflicher, seine Kritik für einen rohen, von wilden Leidenschaften geschüttelten Barbaren merkwürdig klar und nüchtern. Drei Jahre nach der furchtbaren Niederlage bei Narwa wagte er es, seine neue Residenz Petersburg — vor wenigen Monaten beging diese merkwürdigste aller Hauptstädte ihr zweihundertjähriges Jubiläum — auf schwedischem

Boden zu erbauen, sicher, daß sie ihm nicht wieder entrissen werden würde. Als Karl 1709 bei Poltawa die erste schwere Niederlage erlitt, war es um ihn geschehen. Rußland hat in fast allen seinen Eroberungskriegen — die es übrigens mit Ausnahme einiger älterer Türkenkriege und des Krimkrieges sämtlich mit Hülfe streitbarer Verbündeter zu führen wußte — zuerst die blutigsten Wunden empfangen, um dann strauchelnd auf seinen Gegner zu fallen und ihn mit dem bloßen Gewicht seines Leibes zu erdrücken. Der Verwundete genas — der Erstickte mußte umkommen. Hatte Rußland einmal durch Massenwirkungen oder durch die Unterstützung seiner Verbündeten gesiegt, dann brauchte es für nichts mehr zu sorgen, denn die durch seine geographische Lage und seinen Tiefebenen-Charakter bedingten Gesetze der Attraktion und der Kohäsion, also weniger organische als anorganische Erscheinungen, vollendeten das begonnene Werk.

Der Zar Peter muß für den Anthropologen ziemlich leicht unterzubringen sein. Geniale Leidenschaft wohnt nach Lombroso nur ein Stockwerk höher, als der Wahnsinn, und zu geistiger Abnormität neigt der Mischling mehr als der Rassereine. So entwickelt sich derjenige Bastard, der dem Arier noch sehr nahe steht, vor allem über ein arisches Großhirn verfügt, bisweilen zu einer Art Uebermensch. Auch der Uebermensch, der Nietzsche vorschwebte, ist doch im Grunde eine Bastardnatur, ein Held des farbenreichen „Rinascimento". Durch die Blutmischung findet offenbar eine vorübergehende Steigerung des Temperaments statt, wie sie in der kühleren und besonneneren reinen Rasse nicht vorkommt. Auch bei Shakespeare zeichnet sich der Bastard ja stets durch Wagemut und behenden Witz aus. Dieser intensivere geistige Verbrennungsprozeß vollzieht sich auf Kosten der Zukunft. Peter, der bekanntlich auch in hohem Grade Alkoholiker war, ist ziemlich früh (im 53. Lebensjahr) gestorben und hat eine ganz elende Nachkommenschaft hinterlassen.

Je mehr der schwarze Halbmongole die Oberhand über den blonden Warägernachkommen gewinnt, desto größer wird Rußlands wirtschaftliche und sittliche Zersetzung werden. Arische Weisheit und Seelengröße finden heute nur noch unter germanischen Völkern einigen Schutz und selbst hier einen recht kümmerlichen. Den Mischlingsvölkern erscheinen die arischen Eigenschaften altfränkisch, lächerlich und unpraktisch, bis sie unter der Zuchtrute des Schicksals ihren Wert — zu spät für eine Umkehr! — erkennen lernen. Dabei liegt freilich in Rußland immer die Möglichkeit vor, daß dort vor dem endgültigen Verfall aus vulkanischen Erschütterungen nach Art der französischen Revolution überragende Persönlichkeiten hervorwachsen, die des Volkes ureigenste Kräfte zu erkennen und zusammenzuraffen wissen. Alle stark gemischten Völker sind genußsüchtig und tatenscheu. Ihre geistigen Lenker wissen, daß es nur zwei Mittel gibt, aus ihnen weltgeschichtliche Leistungen herauszupressen: Despotismus oder Fanatismus. Durch sichtbare oder unsichtbare Geißeln getrieben, dringen sie vor, zerstören ungeheure Bildungswerte, stacheln aber durch ihren Angriff die erschlafften rassereinen Völker zu neuen Kraftäußerungen auf und wirken so politisch und geistig befruchtend.

Das stärkste Temperament und die leidenschaftlichste Vaterlandsliebe unter allen Rußland bewohnenden Völkern besitzen die Polen.

Sie sind geradezu typische Vertreter des glänzenden und ritterlichen, aber untüchtigen Halbbarbertums. Ihr Adel ist unzweifelhaft von germanischer Abkunft, wofür schon der Name „Szlachta“ spricht, der nichts anderes als das deutsche Wort „Geschlecht“ ist. Gerade die vornehmsten Familien haben sich aber sehr stark mit fremdem Blut gemischt und sind vorwiegend brünett, von einem Typus, der an den italienischen erinnert. Fürst Krapotkin erzählt in seinen Erinnerungen, daß die Polen auch in der Gefangenschaft niemals in die sklavische Resignation der Russen verfielen und sich unfähig zeigten, Demütigungen und Mißhandlungen stumm zu erdulden. Selbst in Sibirien zettelten sie Erhebungen an. Sie haben die arische Kühnheit bewahrt, ja gesteigert, aber die Besonnenheit eingebüßt. Wirtschaftlich leisten sie nur dann etwas, wenn eine fremde Macht in ihrem Lande für Ruhe und Ordnung sorgt. Das von der polnischen Szlachta verwaltete Galizien ist das verwahrlosteste Land Europas. Immerhin wird man anerkennen müssen, daß der Pole mit seinem heißen Trieb der Arterhaltung der Natur näher steht, als der vielfach schon zum Rechner, zum kalten Klügler gewordene Germane. Wir Deutschen sind inmitten des immer höher aufbrandenden slavischen Völkermeers verloren, wenn wir nicht den Philister in uns überwinden, wenn wir nicht die Erhaltung unseres Volkstums — des gesundesten und zukunftsvollsten, das es heute gibt — in ein förmliches System zu Schutz und Trutz bringen. Dort, wo wir die Macht und alle Aussichten des Sieges haben, müssen wir dem Gegner, sobald er sich uns einmal offen als solcher enthüllt hat — unausgesetzt an den Leib gehen, ihn nie zu Atem kommen lassen, nie seinen Angriff abwarten und im äußersten Fall ihm alle politischen Waffen entwinden, ihn bloß im Vollbesitz der rein bürgerlichen Rechte lassend. So machen es die Russen im mißverstandenen Interesse ihres Staatsgedankens mit ihren besten und loyalsten Bürgern, weshalb sollen wir erklärte Feinde besser behandeln? Dort, wo wir uns in verschwindender Minderheit befinden und fremden Mächten unterworfen sind, tun wir am besten, unsere Aussichten leidenschaftslos zu prüfen, uns in Liebe und Eintracht mit allen Volksgenossen eng zusammenzuschließen und für unsere Zukunft nicht zu kämpfen, sondern zu arbeiten, damit nicht gesagt werden kann, daß der staatserhaltende deutsche Stamm in unfruchtbarem Ringen seine eigenen Kräfte verzettele und zur Zersetzung des fremden Staatswesens beitrage. Wir müssen überall die staatliche Autorität stützen helfen, soweit diese Hülfe nicht schroff und feindselig zurückgewiesen wird.

Die Litauer, deren Sprache dem Sanskrit am ähnlichsten ist, von denen sich also vermutlich die nach Indien ausgewanderten Arier abgezweigt haben, haben noch im Mittelalter viel Kraft gezeigt. Jetzt sind sie unter der Herrschaft von Szlachtizen, Jesuiten und russischen Bureaukraten ganz verkümmert. Im Vergleich zu ihren Vettern, den Letten in Kurland und Livland, die unter deutscher Führung zu Wohlstand und Selbstbewußtsein gelangt sind, erscheinen sie heute sogar körperlich unansehnlich und rückständig. Die Letten sind ein hochintelligentes und bildungsfähiges arisches Bastardvolk (stark gemischt mit den mongolischen Kuren und Liven, die bis auf geringe, an der Nordspitze Kurlands erhaltene Ueberreste untergegangen sind), doch

sind die mit ihren etwa zwei Dritteln Mongolenblut wesentlich rassereineren Esthen härter und zäher und dringen daher gegen die lettischen Sprachgrenzen vor. Eigenartige künstlerische Talente treten unter ihnen häufiger als unter den Letten auf. Sie haben eine uralte Heldenpoesie (Kalewipoeg), die allerdings nicht ganz selbständig zu sein, sondern auf den Herakles-Mythus und andere arische Einflüsse zurückzugehen scheint. Hier haben wir auch einen Beweis, daß ein Volk mit langer kriegerischer Vergangenheit, wie diese Nachkommen der alten esthnischen Seeräuber sie haben, auch in der Friedensarbeit mehr leistet, als eines, das sich gewissermaßen bloß „heraufgedient" hat. Im großen und ganzen muß bedauert werden, daß der deutsche Protestantismus sich hier Pflegekinder erziehen mußte, die sich später mit solcher Erbitterung gegen den eigenen Nährvater wendeten und trotz ihrer hohen Meinung von der Zukunft ihres Volkstums doch nicht dauernd lebensfähig erscheinen. Wäre die Kriegstechnik des Deutschen Ordens genügend entwickelt gewesen, um Litauens Sümpfe zu überwinden, dann hätte sich, ebenso wie nach Preußen, auch nach Livland eine Einwanderung deutscher Bauern ergossen und die Eingeborenen wären der Wohltat des Anschlusses an das große deutsche Volk teilhaftig geworden.

Welche Rolle die Deutschen früher in Rußland gespielt haben, weiß man. Als J. G. Kohl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Rußland bereiste, waren die Generale, die auf kriegerische Erfolge zurückblickten, zur Hälfte Deutsche. Unter den 600 höchsten Chargen des Reiches fanden sich 130 deutsche Namen, im Senat zehn Deutsche. Noch heute gehören zum russischen Minister-Komitee nicht weniger als fünf Männer mit deutschen Namen (Graf Lambsdorff, von Witte, von Sänger, von Plehwe, von Frisch). Fast jeder Krieg, den Rußland geführt hat, brachte Deutsche adeliger oder schlichtbürgerlicher Herkunft in die Höhe: die Feldzüge gegen Napoleon die beiden Osten-Sackens und den Rigaer Patriziersohn Barclay de Tolly (die Familie ist schottischen Ursprungs), der ungarische Feldzug den aus einer Mitauer Advokatenfamilie hervorgegangenen Rüdiger, den Sieger im Ungarnkriege, der Krimkrieg den Mitauer Kaufmannssohn Todleben, die Feldzüge gegen Turkestan den General von Kauffmann, die letzten Kämpfe in der Mandschurei den General von Rennenkampff. Außerhalb ihrer Heimat haben sich etwa 20—30 Deutschbalten als Feldmarschälle in schwedischen, französischen, österreichischen Diensten hervorgetan, als berühmtester der Livländer Laudon, der für Oesterreich den Sieg bei Kunersdorf über Friedrich den Großen gewann. Von Entdeckungsreisenden nenne ich bloß von Krusenstern, von Wrangel, den Grafen Keyserling, Schweinfurth, von Toll, von Forschern, Dozenten, Kultur- und Kunsthistorikern K. E. von Baer, A. von Miaskowski, V. von Hehn, A. von Bulmerincq, A. Strümpell, E. von Bergmann, drei Harnacks, vier Oettingens, zwei Stiedas, zwei Bunges, Schöler, Schiemann, Seeck u. s. w. Der Reformator der deutschprotestantischen Kirchenmalerei, Eduard von Gebhardt, ist aus Esthland gebürtig. Dagegen hat das Land keinen Dichter und keinen Komponisten ersten Ranges hervorgebracht. Der byronisch-zerrissene Zug, der viele der aus dem Baltenlande hervorgegangenen Dichter, einen Lenz, einen Grafen Rehbinder, einen Maurice von Stern kennzeichnet, fand bei der

Mehrzahl ihrer Landsleute, die entweder positiven Lebenszielen oder alten pietätvollen Ueberlieferungen zugewendet waren, kein Verständnis. Für stürmische und bahnbrechende Geister bietet eine aristokratische Gesellschaft germanischer Zunge gerade keinen günstigen Boden. Slavische Aristokratieen denken weniger ängstlich und philiströs, besonders die polnische ist groß in der selbstlosen Förderung ihrer starken Talente. Dagegen haben freilich die Russen Buschkin und Lermontow als Opfer des Neides, der rachsüchtigen Zwischenträgerei ihrer Standesgenossen ihr Leben im Zweikampfe lassen müssen.

Während einer zehnjährigen Tätigkeit als Leiter eines deutschbaltischen Blattes war ich bemüht, mehr das reine deutsche Geistesleben zu pflegen, da für eine deutschnationale Bewegung politischen Charakters im heutigen Rußland durchaus kein Raum mehr ist. Wer Bewegungen entfesseln will, muß sich jederzeit die äußersten Möglichkeiten vor Augen halten. Eine starke zusammenhängende Masse wird in der Bewegung immer furchtbar sein, ein kleines, zersplittertes Häuflein dadurch noch mehr geschwächt und beeinträchtigt werden. Was ganze Jahrhunderte der Dummheit, der Feigheit, des Verrats an den heiligsten Gütern unseres Volkes verbrochen haben, das kann nicht durch edle Aufwallungen, durch das Feuer der Begeisterung gut gemacht werden. Zweimal sind durch die Schuld germanischer Kriegervölker die Ostseelande verloren worden und die Sünden der Vergangenheit müssen eben in der Gegenwart abgebüßt werden. Wir müssen der Welt zeigen, daß wir unsere alte Kraft, in Leid und Not auszuharren, noch nicht verloren haben.

Jede Staatskunst muß original, bodenwüchsig sein, nirgends ist die Nachahmung glänzender, lockender Vorbilder gefährlicher, als hier. Verloren sind die Deutschen Rußlands darum keineswegs, sie können sich durch dauernde wirtschaftliche Ueberlegenheit wohl noch ein paar Jahrhunderte lang behaupten. Die Russifizierung, die schon über zwanzig Jahre währt, hat ihnen bisher wenig Kräfte entzogen, in den Ostseeprovinzen, dem Punkt des stärksten Widerstandes, noch nicht einen einzigen Mann. Der baltische Großgrundbesitz hat wertvolle Ueberreste seiner geschichtlich überkommenen Selbstverwaltung bewahrt, das Deutschtum des weiteren Rußland ist größtenteils in der evangelisch-lutherischen Kirche organisiert, die auch für die Erhaltung des Volkstums einen mächtigen Schutzwall darbietet.

J. G. Kohl berechnete im Jahr 1840 die Zahl aller in Rußland lebenden Deutschen — wohl etwas zu niedrig — auf 400 000. Heute beträgt sie nach Gregor Kupczanko, der sich in seinem Buch „Rußland in Zahlen" durchweg auf amtliche Angaben stützt, gegen zwei Millionen, hat sich also in 60 Jahren ungefähr verfünffacht, was teilweise durch die reichsdeutsche Einwanderung nach Russisch-Polen und Wolhynien zu erklären ist. Diese Bewegung ist allerdings heute rückläufig geworden, da besonders die wolhynischen Deutschen auszuwandern beginnen, um sich im Posenschen ansässig zu machen. Die baltischen Deutschen, die, obwohl sie fast durchweg den höheren Ständen angehören, fruchtbar und langlebig sind, haben sich in dieser Zeit von 120 000 auf 220 000 vermehrt.

War die staatsrechtliche Stellung der baltischen Deutschen früher etwas schwer zu definieren, so kann kein Unparteiischer leugnen, daß

Finnland sich eines festumgrenzten Verfassungslebens erfreute. In den Ostseeprovinzen griffen Reichs- und Landesrecht vielfach ineinander über, auch nahmen die dortigen Deutschen am Leben des Gesamtreiches einen regen Anteil, suchten im inneren Rußland Brot und Aemter. Während die baltischen Deutschen tatsächlich im Kampf um wertvolle Landesrechte standen, zu deren zeitgemäßer Erweiterung nach unten sie jederzeit gern die Hand geboten hätten, glaubten leider nicht bloß die Nationalrussen, sondern ihre eigenen lettischen und esthnischen Landsleute, es sei ihnen bloß um ihre Vorrechte zu tun. Ganz anders war die Lage in Finnland, wo Reichs- und Landesrecht scharf gegeneinander abgegrenzt waren und sowohl Schweden wie Finnen nach außen einen ziemlich geschlossenen Körper bildeten, der in allen seinen Gliedern an der Erhaltung des Bestehenden interessiert war, wenn auch die alt-fennomanische Partei durch ihr Hinüberschielen nach der Newa diese patriotische Einigkeit vielfach zerstört hat. In Finnland konnte jeder Konflikt zwischen Reichsgewalt und Landesgewalt vermieden werden. Als aber die Regierung durch ihre Russifizierungspolitik diesen Konflikt heraufbeschworen hatte, da konnte von Biegen nicht mehr die Rede sein, nur noch von Brechen. Den zähen, hartnäckigen Kampf, den der Germane oder der germanisch erzogene Protestant um sein Recht führt, begreift der Russe als typischer Gewaltmensch gar nicht. Er denkt: „Wenn ich politisch rechtlos bin, brauche ich doch die von mir Unterworfenen nicht günstiger zu stellen, als mich selber.“ Revolutionen und Ausschreitungen sind in Rußland häufig und jedem Russen verständlich, der Kampf ums Recht ist ihm etwas ganz Fremdes. Zwischen der germanischen und der slavischen Welt gibt es eben keinen Uebergang, keine Brücke. Das heutige russische Regierungssystem kann man auch nicht aus den altslavischen und skandinavischen Anfängen des Zarenreiches ableiten, sondern nur aus der Zeit der Mongolen-Knechtschaft. In Rußland bildeten Staat und Kirche im Kampf gegen die Fremdherrschaft eine sehr ähnliche Struktur aus wie in Spanien. Die heutige Lage in Finnland gleicht der in den Niederlanden zur Zeit der Grafen Egmont und Hoorn auf ein Haar. Aber Rußland ist stärker als Spanien und nicht durch die See von den Unterworfenen getrennt. Die Einführung der russischen Diktatur hat die Ruhe des Friedhofes bald hergestellt.

Das dritte Geschlecht.

Medizinalrat Dr. P. Näcke.

Anfang Dezember 1902 sollte in Leipzig eine große Versammlung einberufen werden, worin man das Publikum über die Homosexualität aufklären wollte. Leider ward dies untersagt! Damit läßt sich die Wahrheit natürlich nicht aufhalten.

In letzter Zeit ist von Berufenen und Unberufenen über die gleichgeschlechtliche Liebe[1]) viel geschrieben worden; zu viel sagen

[1]) Synonyme dafür sind: Homosexualität, Urningtum, Inversion, Uranismus, conträre Sexualempfindung, drittes Geschlecht, männliche Liebe, Freundesminne u. s. w.

die einen, zu wenig die anderen. Neben ganz oberflächlichen, den Gaumen der großen Menge kitzelnden, mit bunten Umschlägen versehenen Broschüren u. s. w., die der guten Sache nur schaden konnten, gibt es auch ernste, wissenschaftliche Arbeiten und einige gute und kurze populäre Aufklärungen. Nur relativ wenige beherrschen die wissenschaftliche Seite der Frage; noch weniger aber gibt es solche, die selbst eine größere Zahl von Invertierten näher kennen lernten — ich schätze deren Zahl bei uns kaum auf ein Dutzend! — und diese sind für gewisse Fragen allein maßgebend.

Man hat es — auch von ernster Seite aus — als Modesache bezeichnet, über Homosexualität zu schreiben. Wie albern ist dies! Wenn man bedenkt, daß in Deutschland schätzungsweise — und das als Minimum — 30—35000 Invertierte existieren, so ist dies wahrlich keine quantité négligeable, und diese Menge fordert durchaus eine ernste Forschung nach Ursachen, Wesen und so fort heraus, zumal die Homosexualität in der Kulturgeschichte eine nicht unwichtige Rolle spielt. Sie gewinnt aber eine steigende soziale Bedeutung, wenn man ihr vorurteilslos gegenübertritt. Auch hat sie nicht bloß ein hohes wissenschaftliches Interesse, sondern es ist zugleich einfache Pflicht und Schuldigkeit des Psychologen, des Psychiaters, des Richters, sich mit ihr näher zu beschäftigen. Absolute Voraussetzung ist es dann aber, daß man diese merkwürdige Naturerscheinung nur naturwissenschaftlich betrachtet, nicht also durch die theo- oder teleologische oder gar ästhetische Brille.

Wenn aber jene, die es als „Modesache" betrachten, sich mit diesen „niedrigen" Naturen zu befassen, gar noch glauben, wir wüßten schon genug hierüber, so irren sie gewaltig. Eine ganze Reihe von Problemen harren hier der Lösung, von denen ich im folgenden nur einige wenige, wenn auch die hauptsächlichsten, andeuten werde.

In No. 4 dieser Zeitschrift, I. Jahrgang, pag. 379, hat Dr. W. Schrickert über die Anthropologie der gleichgeschlechtlichen Liebe geschrieben, mir somit das Thema eigentlich vorweggenommen. Trotzdem wird, wie sich der Leser leicht überzeugen kann, das folgende dadurch nicht überflüssig gemacht, da Schrickert eigentlich nur über ein hierher gehöriges Buch von Bloch berichtet, das mancherlei Einseitigkeiten und sogar Unrichtigkeiten enthält. Bloch hat offenbar nur wenig Homosexuelle gesehen und auch die wissenschaftliche Literatur hierüber nicht genügend beachtet.

Früher hielt man die gleichgeschlechtliche Liebe einfach für ein gemeines Laster und die meisten Gesetzgebungen trugen dem Rechnung. Allmählich aber ist das anders geworden. Immer mehr sieht man ein, daß es wirklich eine Klasse von Menschen gibt, die sich geschlechtlich zu Männern hingezogen, von dem Verkehre mit Frauen dagegen abgestoßen fühlen. Das Faktum also bleibt bestehen, mag uns das Empfinden auch vollkommen unverständlich sein. Diese Menschen verlangen gerade so wie der Heterosexuelle eine geschlechtliche Betätigung. Die Edelsten, Keuschesten unter ihnen — die sogenannten Intellektuellen — begnügen sich mit bloßem Kusse und nur relativ wenige — etwa 6—8 pCt. — geben sich der eigentlichen Päderastie hin. Es ist also grundfalsch, alle Invertierten ohne weiteres zu Päderasten zu stempeln! Ferner gibt es unter ihnen, genau so wie

bei den Heterosexuellen, Keusche und lasterhafte Wüstlinge. Sie sind also weder alle lasterhaft, wie ihre Gegner sagen, noch alle tugendhaft, wie ihre Freunde oft behaupten. Es sind eben sonst Menschen, wie die anderen auch! Angenommen haben wir, daß alle jene Nuancen wirkliche, echte Invertierte sind. Sie sind nämlich streng von den Pseudo-Homosexuellen zu trennen, d. h. solchen, die zwar homosexuellen Akten sich hingeben, sonst aber durchaus heterosexuell fühlen. Das Hauptcharakteristikum für eigentliche Homosexualität ist und bleibt eben die homosexuelle Psyche, das homosexuelle Fühlen, nicht also irgend eine Handlung als solche!

Bezüglich der Geschlechtsverirrungen, zu denen man bisher die Inversion rechnete, unterscheide ich 1. die Perversion, wenn der betreffende Zustand an-, oder besser gesagt, eingeboren ist; 2. die Perversität, wo es sich um wirkliches Laster handelt, wobei die betreffende homosexuelle u. s. f. Handlung nur nach Auskosten der normalen physischen Liebe, als neuer Reiz, versucht wird und endlich 3. die Surrogatshandlung, wo, faute de mieux, homosexuelle Handlungen vorgenommen werden. Letzteres geschieht z. B. auf Schiffen, in Internaten, Klöstern, Gefängnissen u. s. f., überall also, wo keine Frauen zu haben sind. Sobald Gelegenheit zur Befriedigung der normalen libido gegeben ist, verschwindet auch die Pseudo-Homosexualität.

Es hat sich nun ergeben, daß die meisten, wenn nicht alle, Fälle von Inversion von Jugend auf bestehen, und zwar gewöhnlich ohne nachweisbare äußere oder nur nach ganz geringfügiger Veranlassung. Es sind dies die höchstwahrscheinlich angeborenen, originären Fälle. Schon als kleiner Knabe fühlt sich der Invertierte nur zu Knaben oder Männern hingezogen, von Mädchen dagegen abgestoßen. Zur Zeit der Pubertät wird er geschlechtlich nur vom eigenen Geschlecht erregt. Die Forschung ergab aber weiter, daß auch wohl die meisten, wenn nicht alle, sogenannten erworbenen, spät sich zeigenden Fälle, im Grunde angeboren sind. Der homosexuelle Keim hat sich hier erst später entwickelt, nach einer heterosexuellen Periode oder nach Hin- und Herschwanken zwischen beiden Liebesarten. Man nennt diese Fälle daher richtig tardive Fälle und sie sind zugleich ein gutes Beispiel für sogenannte sexuelle Zwischenstufen, die schließlich überwunden wurden. Eine interessante und zugleich wichtige Frage ist es nun zu wissen, ob nicht einmal solche tardive Homosexualitäten auch erworben werden können, z. B. nach vorausgegangenem Wüstlingsleben. Ich möchte dies a priori doch für möglich halten, kann es jedoch nicht beweisen! Große Kenner, z. B. Hirschfeld, leugnen dies direkt, wie sie speziell auch Onanie oder Lektüre von Schriften über Inversion als Grund für Homosexualität entschieden ablehnen. Letzteres glaube ich auch. Ja, ich halte sogar gute aufklärende Artikel über die Inversion für sehr nützlich, weil dadurch viele erst die wahre Natur ihrer geschlechtlichen Gefühle kennen lernen und dadurch manche vor Verzweifelung und Selbstmord bewahrt werden können, wie dies z. B. zwei hierher gehörige, mir bekannte Fälle beweisen.

Wir sprachen bisher immer von den wahren Invertierten, daneben gibt es jedoch in den großen Städten genug Pseudo-Homosexuelle, raffinierte Wüstlinge. Dadurch, daß man nun diese beiden Klassen

miteinander in den gleichen Topf warf, entstanden viele Irrtümer, unter denen die Urninge sehr zu leiden haben.

Eine Hauptfrage ist nun die: Ist die echte Homosexualität wirklich eine Perversion, d. h. eine angeborene Verirrung des Geschlechtstriebes? Oder ist sie als normale Erscheinung anzusprechen? Läßt man die Majorität des Vorkommens entscheiden, so wird man freilich das erstere annehmen müssen. Wenn wir aber andererseits die kolossale Variationsbreite alles organischen Seins und Wirkens betrachten, dann gibt es sicher auch Varietäten, die an Zahl zwar nur gering, aber deshalb noch nicht als abnorm zu betrachten sind. Nur dann wäre dies der Fall, wenn wesentliche Funktionen des Daseins darunter leiden und das Anpassungsvermögen vermindert ist. Wie steht es nun damit bei den Uranisten? Eine Reihe von Autoren, denen ich mich auch anschließe, glaubt, daß es körperlich und geistig ganz normale Homosexuelle gibt, wenigstens in der großen Variationsbreite des „Normalen". Ich selbst habe zwei solche Fälle kennen gelernt. Ist dem aber so, dann ist die Homosexualität an sich keine Perversion, kein Laster mehr, sondern eine normale, wenn auch immerhin seltene Varietät des Geschlechtstriebs. Die Inversion an sich wäre also noch nicht genügend, um den Träger ohne weiteres zum Entarteten zu stempeln. Freilich ist, phylogenetisch gesprochen, die Heterosexualität die höhere Form der Entwicklung, und, wie es scheint, aus Homosexualität erst hervorgegangen. Es würde sich also bei letzterer immerhin um eine Entwicklungshemmung handeln, was uns die anatomische Erklärung (Bisexualität der Anlagen) für die Inversion noch verständlicher machen würde, der psychologischen Theorie gegenüber.

Nun wird man freilich entgegnen: Wie können diese Leute normal sein, da das Nichtfortpflanzen naturwidrig ist? Ich frage demgegenüber nun: Wer kann überhaupt sagen, was die Menschheit hienieden für einen Zweck hat? Die Theologen sind hier freilich um eine Antwort nicht verlegen! Sollte der Lebenszweck wirklich eine Erzeugung von Menschen sein? Sehen wir nicht in der Natur schon genug nicht fortpflanzungsfähige Wesen? Und wie viele der heutigen Menschen kommen überhaupt nicht zum Heiraten und Zeugen, besonders unter den Frauen? Sollten diese wirklich ihren Lebenszweck verfehlt haben? Sollten jene, die viele Kinder in die Welt setzen — ich möchte sie die „Geschlechtsmenschen" nennen — höher zu stellen sein als jene, die keine oder nur wenig Kinder haben, die ich zum Teil zu den vorwiegenden „Denkmenschen" zähle? Weiß man nicht, daß mit der Civilisation, als scheinbar unumgängliches Korrelat, mit der höheren Entfaltung der geistigen Kräfte im allgemeinen die leibliche Zeugungskraft abnimmt? Wäre es nicht entsprechender zu glauben, daß das Ziel der Menschheit die Erzeugung geistiger Werte ist? Doch ich will nicht weiter fragen und moralisieren, betonen möchte ich nur nochmals, daß auch diese ganze Frage nur naturhistorisch zu betrachten ist. Jeder andere Standpunkt der Inversion gegenüber ist verfehlt und wird ungerecht. Am lächerlichsten aber ist der ästhetische Standpunkt! Weiter will ich geltend machen, daß gerade von Homosexuellen große Geistestaten ausgegangen sind; es scheint, als ob sie durchschnittlich für die geistigen Fortschritte der

Menschheit relativ mehr leisteten als die Heterosexuellen. Sollte der Beweis dafür wirklich erbracht werden können, so hätten wir nur im allgemeinen Interesse recht viele Homosexuelle zu wünschen! Ist die Homosexualität an sich aber eine normale Varietät, dann ist die homosexuelle schöngeistige Literatur, soweit sie dezent bleibt, genau so zuzulassen und zu beurteilen, wie die der heterosexuellen Liebe, ja bei den größeren Konflikten dort gibt es genug der spannenden Motive und so fort.

Neben den normalen Homosexuellen, die, wenn sie wirklich als solche existieren, wie ich glaube, immer nur eine Minderzahl bilden werden, gibt es nun auch leichte und schwere Entartete mit Inversion. Diese sind es dann vornehmlich, die sich der häßlicheren Praktiken bedienen. Zu den schwerer Entarteten zähle ich vor allem die Effeminierten, respektive die Viragines, d. h. solche mit mehr oder weniger deutlichen physischen oder psychischen Zügen des anderen Geschlechts und hier vor allem sind die Päderasten zu suchen. Sie bilden scheinbar jedoch nicht das Gros der Homosexuellen. Wie wir schon oben sahen, daß moralisch alle Nuancen vorkommen können, gerade so wie bei den Heterosexuellen, so gibt es eben auch, wie bei den sogenannten Normalen, alle Uebergänge von der Normalität bis zur größten Entartung. Die Entarteten scheinen aber meist nur leichteren Grades zu sein. Andererseits gibt es auch Uebergänge zwischen Homo- und Heterosexuellen, da die Natur ja nirgends Sprünge beliebt. Auch hier gibt es noch viel zu forschen. Desgleichen ist, abgesehen von der Aetiologie und Genese, bezüglich der Klinik vieles noch dunkel. So z. B. bezüglich der Häufigkeit des Vorkommens nach Geschlechtern, Rassen, Berufen und so fort, bezüglich der Verlaufsweisen, ferner die Frage, ob bei den Urningen die libido stärker ist als bei den anderen. Sehr wichtig ist weiter die Diagnose: wann haben wir einen echten Homosexuellen vor uns? Hier glaube ich auf die Bedeutung der homosexuellen Träume hinweisen zu müssen. Klar ist uns dagegen, daß Homosexuelle nicht heiraten dürfen, da solche Ehen meist unglücklich verlaufen und die Inversion sich auch zu vererben scheint. Schon deshalb allein ist es wichtig, daß die Urninge beizeiten mündlich oder durch passende Lektüre auf ihr abnormes Empfinden aufmerksam gemacht werden und so rechtzeitig dem Ehejoche entfliehen. Uebrigens sind durchaus nicht alle impotent, wie man meinen sollte.

Ein dunkles Kapitel ist auch die Therapie. Ist die Homosexualität originär, so dürfte kaum je Heilung, d. h. heterosexuales Fühlen durch hypnotische Suggestion erreicht werden, sicher wenigstens nicht andauernd. Wohl könnte das aber in Uebergangsfällen stattfinden, wo also das homosexuelle Fühlen vorhanden ist und gestärkt werden kann.

Gibt es nun normale Homosexuelle, wie wir glauben, so ist denselben selbstverständlich völlige Zurechnungsfähigkeit in foro zuzusprechen. In den anderen Fällen wird es sich, je nach genauer Expertise, um verminderte Zurechnungsfähigkeit verschiedener Grade oder um Unzurechnungsfähigkeit handeln. Auf alle Fälle hat der § 175 zu fallen, was auch immer mehr Juristen einsehen. Die Gerechtigkeit verlangt es, daß Homosexuelle dem Gerichte gegenüber nicht anders dastehen, als ihre Brüder, zumal sicher die Heterosexualität

mit den Auswüchsen ihrer libido der Welt mehr Not und Elend verursacht hat, als die Inversion, was die Fürsprecher des berüchtigten Urning-Paragraphen immer zu sagen vergessen.

Endlich ist es vielleicht denkenden und ernsten Lesern angenehm zu hören, daß sich für diejenigen, welche wirklich der hochwichtigen Sache der Homosexualität Interesse entgegen bringen, Gelegenheit bietet, ihren Wissensdurst an guter Quelle zu löschen. Herr Dr. Hirschfeld in Charlottenburg, der verdienstvolle Herausgeber des wissenschaftlich sehr geschätzten „Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen", erbietet sich, alle wahrhaften Interessenten in Kreise von Homosexuellen einzuführen, in der richtigen Annahme, daß eine solche persönliche Annäherung schneller und gründlicher gewisse Vorurteile zerstört, als die besten Schriften es tun können.

Die Idee einer vergleichend-ethnologischen Rechtswissenschaft.

Professor Dr. Th. Achelis.

Der für die modernen Wissenschaften so bedeutungsvolle, fast mit revolutionärer Kraft wirksame Gedanke der Entwicklung hat auch, wie nicht anders zu erwarten war, für die Völkerkunde Geltung erlangt, von allem anderen abgesehen schon dadurch, daß wir uns gewöhnt haben, in dem Völkerleben gewisse große typische Wachstumsprozesse zu erblicken, die, jeglicher Willkür entzogen, elementaren, überall gültigen Gesetzen unterliegen. Erst durch diese Perspektive ist Ordnung und Zusammenhang in das sonst chaotisch durcheinander flutende Material gekommen, das nunmehr einer induktiven psychologischen Verarbeitung und Zergliederung nach allgemeinen Gesichtspunkten zugängig geworden ist.

Wie uns die Naturwissenschaft, gestützt auf unendlich viele, zum Teil fragmentarische Dokumente, auf diese Weise einen Einblick in die nebelumsponnene Urgeschichte unseres Geschlechts eröffnet hat, so ist es auch anderen Disziplinen, die sich denselben Gedanken zu eigen gemacht haben, gelungen, ihr Gebiet über den bisherigen Rahmen zu erweitern und damit ganz neue, hoffnungsvolle Ergebnisse zu erzielen, wie das ein vortrefflicher, seiner Wissenschaft leider zu früh entrissener Forscher, H. Alb. Post, sehr anschaulich auseinander gesetzt hat: Es ist eine der größten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung noch an sich trägt und aus allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundzügen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Struktur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Struktur irgend einer Pflanze oder eines Tieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner

jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Struktur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspektrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so gibt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus. Auf der Basis eines solchen Materials ist es möglich, die Geschichte jedes einzelnen Gattungsorganismus, von welcher uns die Tradition nur vereinzelte Phasen, vielleicht nur einzelne verflogene Notizen aufbewahrt hat, in den wesentlichsten Grundzügen zu rekonstruieren. Es ist auch möglich, mit Sicherheit vorauszusagen, wie sich die innere Entwicklung einer auf einer tiefen Stufe stehenden Völkerschaft im wesentlichen in Zukunft gestalten muß. (Ursprung des Rechts, Seite 8.) Es leuchtet ein, daß für die enorme Tragweite dieser Anschauung nur die auf möglichst scharfer Kritik basierende Vergleichung eines ungemein reichhaltigen Materials das erforderliche verläßliche Fundament bieten kann, wie sie uns z. B. aus der vergleichenden Sprachwissenschaft her schon geläufig ist. Es bedarf an dieser Stelle keiner besonderen Erläuterung, welche Ergebnisse wir seit etwa vier bis fünf Dezennien gerade dieser Forschung zu verdanken haben, die der Natur der Sache nach sich auch auf das religiöse, mythologische und rechtliche Gebiet mit erstrecken. Ein Stammbaum der Menschheit, wie ihn z. B. der Sprachforscher und Ethnograph Friedr. Müller in großen Umrissen entworfen hat, ist trotz aller Lückenhaftigkeit doch eine epochemachende Tat dieser Verknüpfung linguistischer und ethnographischer Studien unter dem siegreichen Zeichen des Entwicklungsgedankens. Bei der vergleichenden Rechtswissenschaft ist nun aber, wie wir später sehen werden, die Umschau noch weiter, da wir über die für die Sprachen wirksamen ethnographischen Grenzen einzelner Völkergruppen noch hinausgreifen und uns dem schlechthin allgemein menschlichen Naturell nähern. Zugleich berührt unsere Untersuchung, wie sich gleich herausstellen wird, auch historische und kulturhistorische Anschauungen und Prinzipien sehr erheblich, und dadurch werden wir zu einigen orientierenden Bemerkungen über den Entwicklungsgang der Menschheit genötigt.

Es bedarf hoffentlich keiner langatmigen Erörterung, weshalb das frühere Schema der Weltgeschichte unseren modernen Anschauungen und Voraussetzungen gar nicht mehr entspricht. Davon kann schon, wie bereits Schiller seinerzeit mit Recht hervorgehoben hat, deshalb nicht die Rede sein, weil unsere Ueberlieferung viel zu dürftig und mangelhaft ist, um jenen Verlauf einigermaßen getreu verfolgen zu können. Aber auch abgesehen von der befremdlichen Tatsache, daß so gewaltige und bis ins Detail ausgewachsene Kulturen, wie z. B. die ägyptische, die akkadosumerische oder die chinesische eine große Reihe von früheren Gesittungsstufen bedingen, die, völlig unseren Blicken

entzogen, in anscheinend undurchdringlichem Dunkel verhüllt daliegen, hat die moderne Soziologie und mit ihr die Völkerkunde dargetan, daß nicht, wie man wohl vorgibt, ein ununterbrochener sittlicher und geistiger Fortschritt in den einzelnen, einander ablösenden Perioden der Weltgeschichte stattfindet, sondern daß, zeitlich genommen, die verschiedensten Phasen des sozialen Lebens von den höchsten und verwickelsten an bis zu den dürftigsten und einfachsten nebeneinander liegen, daß man also eher von einer Geschichte dieser einzelnen Formen der menschlichen Gesittung reden kann, als von einem zusammenhängenden Bilde des ganzen menschlichen Geschlechts. Wie neben der uralten ägyptischen Kultur die rohesten Naturvölker ihr Dasein fristeten, von denen schon Strabo und Herodot erzählten, so kennen wir noch heutigestags trotz unserer überlegenen europäischen Civilisation, die ihren Siegeszug über den Erdball antritt, eine Reihe von Stämmen, die sich kaum über die Anfänge der Tierheit erhoben haben. Jedes dieser Völker macht einen Prozeß durch, in welchem man, aber auch nur bedingt, von einer Jugend, Mannesalter, Greisenzeit reden kann, aber dies metaphorische, genau genommen nur für das individuelle Wachstum zutreffende Bild leidet auf die gesamte Menschheit, wie ohne weiteres einleuchtet, keine Anwendung. Deshalb muß auch der vergleichende Rechtsforscher unbedenklich von dem üblichen chronologischen Leitfaden absehen, ein Umstand, der ihm vom strengen Historiker besonders verdacht wird. Und doch liegt, bei Licht besehen, eigentlich gar kein Grund zu gegenwärtiger Befehdung und Erbitterung vor. Denn während die zeitliche Anordnung der Ereignisse für die geschichtliche, an einzelne ethnographische Gruppen und Oertlichkeiten gebundene Betrachtung ganz und gar unentbehrlich ist, hat sie für die Ethnologie, deren Forschung sich eben auf alle Völker des Menschengeschlechts erstreckt, gar keine Bedeutung mehr. Hier wird das Primitive und Ursprüngliche nicht chronologisch beurteilt, wie Sprachforscher (so Max Müller, der immer deshalb von dem ältesten Dokument der Veden ausgeht) und Historiker meinen, sondern lediglich psychologisch, d. h. nach dem Stadium des Wachstumsprozesses, in welchem wir irgend eine Sitte, Institution oder Anschauung antreffen. Ein und derselbe charakteristische Rechtsbrauch (um auf unser Gebiet zu kommen) findet sich oft bei den stammfremdesten Völkerschaften, wo anderseits auch an gar keine Entlehnung zu denken ist, zu den entferntesten Zeiten, Jahrzehnte und Jahrhunderte getrennt, und umgekehrt die abweichendsten, einander geradezu widersprechendsten rechtlichen Vorstellungen erscheinen in ein und demselben Jahr auf der großen, fast unübersehbaren Karte des Völkerlebens.

Auch Post ist jener Einwand nicht erspart worden: Man hält mir vor (so schreibt er), daß ich den verschiedensten Rassen aus den verschiedensten Kulturzeiten Zusammengehöriges zusammenstelle, während es nach Ansicht meiner historischen Gegner wissenschaftlich unerläßlich ist, nach Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm, nach Jahrhunderten und Jahrzehnten genau zu sondern. Dies würde richtig sein, wenn es sich bei meinen Arbeiten bereits um Detailforschungen handelte. Es liegt mir aber daran, gewisse Erscheinungen zu konstatieren, welche auf der Basis der überall gleichmäßig wirkenden menschlichen Natur überall gleichmäßig sich zeigen. Hierfür sind

Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig ganz gleichgültig. Ich beabsichtige nur das, was im ganzen ethnischen Gebiet gleichmäßig auftritt, in den Grundzügen festzustellen und durch einzelne Beispiele zu illustrieren, welche, obgleich sämtlich nach Rasse, Volk und Stamm individuell, doch eine allgemeine Bedeutung haben, indem sie in verschiedenen Färbungen stets das wesentlich gleiche Organisationsprinzip zum Ausdruck bringen. Es ist auch vollkommen gleichgültig für mich, in welches Jahrhundert oder Jahrzehnt derartige Bräuche fallen, da die Chronologie nur für die Entwicklung in einem einzelnen ethnischen Gebiet eine Bedeutung hat, nicht aber für das Gesamtgebiet des Völkerlebens, in welchem stets alle Entwicklungsstufen nebeneinander liegen, in welchem man bei einer Völkerschaft, welche heute lebt, dieselbe Erscheinung wiederfindet, welche man bei einer anderen ein paar tausend Jahre vor Christi Geburt wahrnimmt. (Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft I, 17.)[1] Die Sache ist zu wichtig, deshalb fügen wir noch eine Bemerkung desselben Schriftstellers hinzu: Die Rechtsgeschichte arbeitet an der Hand der chronologischen Aufeinanderfolge der historischen Tatsachen. Die Ethnologie, soweit sie geschichtslose Völker behandelt, kennt einen solchen Zusammenhang nicht, sie hat keine Zeitrechnung. Sie kennt keine Jahrzehnte oder Jahrhunderte, sondern nur Perioden, Schichten, etwa wie die Geologie. Die Ethnologie findet in jedem beliebigen Zeitpunkt alle Arten von Rechtssitten, von der unentwickelten bis zur höchst ausgebildeten, nebeneinander bei den verschiedenen Völkern der Erde vor. Das Material, auf welches sie ihre Schlüsse allein bauen kann, sind gleichartige Tatsachen, und diese liegen bei den verschiedenen Völkern der Erde nicht bloß Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende auseinander. Rechtssitten, welche bei einem Volk noch heutzutage praktisch geübt werden, gehören bei einem anderen der grauesten Vorzeit an. Die Chronologie der ethnologischen Jurisprudenz ist nicht die Jahreszählung von irgend einem willkürlich angenommenen Zeitpunkt an, sondern sie ist die Stufenfolge der Entwicklung irgend einer charakteristischen Rechtsanschauung oder Rechtssitte bei den verschiedenen Völkern der Erde, bei denen sie vorkommt. (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz, Seite 49.)

Hat sich somit, wie bereits angedeutet wurde, die vergleichende Rechtswissenschaft das große biogenetische Gesetz zu eigen gemacht, nach welchem die Geschichte des Individuums diejenige der Rasse in

---

[1]) Aehnlich Altmeister Bastian: Uralt klingt meinem Ohr, worin Ursprüngliches noch tönt, und uralt deshalb jene Liederklänge Hawaiis, gleich uralt vielleicht mit denen Hesiods oder anderer Sänger, soweit noch zeitlich geschieden. Bei den Naturvölkern mag in jetziger Krisis, wie traurige Beispiele leider genugsam beweisen, ein einzig kurzes Jahr den Unterschied machen zwischen urältest echt und halb wertlos modern. Welche Geschicke, Mischungen und Veränderungen die Völker vor ihrem Bekanntwerden in der Entdeckung bereits durchgemacht haben mögen, bleibt für die Hauptaufgabe der Ethnologie zunächst gleichgültiger, solange sie sich im Ausdrucke der geographischen Wandlungswelt bewähren; sie besitzen dann für ihre psychische Organisation dieselbe Bedeutung, als ob wir in der botanischen Provinz dort eine neue Pflanzenspezies angetroffen hätten oder ähnliche Bereicherung der Sammlungen in der zoologischen. (Zur Kenntnis Hawaiis, Seite 125.) Bastian hatte das Glück, auf einer seiner polynesischen Reisen in Honolulu auf der königlichen Bibliothek ein solches uraltes mythologisches Tempelgedicht zu entdecken, das später die reichste Ausbeute liefern sollte.

gedrängten Umrissen wiederholt, so würde es sich noch immer fragen, inwiefern für die psychologische Erklärung des sozialen Lebens die landläufige geschichtliche Betrachtung sich als unzulänglich erwies; auch hier ist es nicht so sehr das Prinzip im allgemeinen, das die Anwendung einer anderen Methode erzwingt, als konkrete einzelne Fälle, an denen eben die bisherige Erklärung Schiffbruch erlitt. Der alte Herodot mußte sich seiner Zeit die mannigfachsten Vorwürfe über seine Leichtgläubigkeit und mangelnde Kritik gefallen lassen, daß er erzählte, die Lykier nennten sich nach dem Namen ihrer Mütter. Oder wie viele wohlfeile Späße sind über die befremdliche Sitte der Couvade, des sogenannten Männerkindbettes, gemacht worden, die eben schlechterdings mit den gewöhnlichen Erklärungsmitteln nicht zu enträtseln war! Da mußten zunächst die bekannten Ausdrücke, wie Abnormitäten, Kuriositäten u. s. w. herhalten, Verlegenheitsausflüchte zur Bemäntelung der eigenen Unwissenheit. Wohl niemand als Altmeister Bastian, der in sich selbst die Entwicklung der Ethnologie aus dem Stadium schwerster Anfechtung bis zum vollen Siege repräsentiert, kann in dieser Beziehung besser Zeugnis ablegen, und so möchten wir ihn in eigener Sache hier sprechen lassen: Als mit Beginn ernstlicher Forschung das in der Ethnologie angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich miteinander deckten, unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Beobachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen ließ sich bald jedoch die nur lokal bedingte Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappiert, vom Zufall zu sprechen; aber ein stets wiederholter Zufall negiert sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Koincidenzen, und bald war, wie immer, der geheime Bautrieb bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schützend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf so schlüpfrigem Gebiete, wie dem Psychischen. Jetzt infolge des sich teilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so, als nicht mit subjektiver Absicht, sondern rein objektiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit. Ueberall gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgesetzes festzustellen für die religiösen ebensowohl wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestierten Wachstumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen. (Der Völkergedanke, Seite 8.)

Gegen diese vergleichende sozialpsychologische Auffassung ist es kein triftiger Einwand, wenn demgegenüber auf die bestimmte

ethnographische Grenzen vorsichtig beobachtende Linguistik hingewiesen wird, weil eben diese bei aller Verallgemeinerung trotzdem sich an die konkreten einzelnen Gruppen halten muß, da die Sprachen Solitärprodukte sind, Erzeugnisse einer mehr oder minder abgeschlossenen ethnischen Einheit, während gerade diese Beschränkung für die religiösen und rechtlichen Anschauungen, wie wir uns überzeugten, nicht zutrifft. Nun wäre es freilich ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, daß dieser Satz für alle Rechtsbestimmungen gelte, im Gegenteil kann eine Prüfung und Sonderung des Materials in dieser Richtung nicht behutsam und sorgfältig genug verfahren. Dazu kommen dann die Fälle einer gegenseitigen kulturhistorischen Wechselwirkung oder einer Entlehnung ganzer Rechtssysteme (ein Vorgang, der für unser Volksleben mit der bekannten Rezeption des römischen Rechts besonders augenfällig geworden ist), Fragen, die vor das Forum der rechtshistorischen Untersuchung gehören, die Post folgendermaßen gegenüber der rein vergleichenden zu bestimmen sucht: Wenngleich die Sammlung des ethnologisch-juristischen Materials bei den einzelnen Stämmen und Völkern stattfinden muß und eine möglichst detaillierte Beobachtung hier von höchstem Wert ist, so ist es doch bei der kausalen Analyse der Rechtssitten eines einzelnen Stammes und Volkes äußerst empfehlenswert, die korrespondierenden Rechtsverhältnisse sowohl stammverwandter als auch stammfremder Völker stets heranzuziehen, um Fehlschlüsse zu vermeiden, welche leicht aus dem beschränkten Material über eine bestimmte Rechtssitte bei einem bestimmten Stamm oder Volk entstehen können. Es ist dies nur eine Ausdehnung eines Gesichtspunktes, welcher sich in der rechtsgeschichtlichen Forschung bereits geltend gemacht hat. Eine Erklärung der Bestimmungen eines einzelnen deutschen Stadtrechtes fällt natürlich sehr viel gründlicher aus, wenn dasselbe nicht aus sich allein erklärt wird, sondern wenn man verwandte Stadtrechte zur Erklärung heranzieht. Im weiteren Kreise hat neuerdings das Studium des indischen Rechts erheblich dazu beigetragen, die Erklärung germanischer, römischer, griechischer, keltischer Rechtssitten zu vervollkommnen. Gibt es allgemeine Rechtssitten, welche sich über weite Völkergebiete erstrecken, so ist die Kenntnis dieser natürlich noch viel wertvoller, wenn es sich um die Erklärung einer solchen Rechtssitte bei einem einzelnen Volk handelt. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß man nicht versuchen soll, eine Rechtssitte zunächst aus dem engeren Kreise zu erklären, in welchem sie sich zeigt. Im Gegenteil soll man dies so weit wie möglich versuchen und namentlich die historische Forschung in den Einzelgebieten so weit wie möglich ausdehnen. Aber man wird bei der Forschung in einem einzelnen Rechtsgebiet stets an gewisse Punkte gelangen, wo das Quellenmaterial für irgend welche sicheren Schlüsse nicht mehr ausreicht. Hier entstehen dann Hypothesen ganz ins Wilde hinein, während die Heranziehung von Tatsachen aus weiteren Gebieten noch zu ganz sicheren Schlüssen führen kann. (Einleitung, Seite 48.)

Soll die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis aber vor verhängnisvollen Enttäuschungen geschützt sein, wie sie in der Geschichte der modernen Disziplinen nicht selten sind, so bedarf es augenscheinlich einer möglichst gesicherten empirischen Begründung,

eines tunlichst lückenlosen Materials, wie das bereits früher angedeutet war. Das nötigt uns zu einigen kurzen methodologischen Bemerkungen. Die wichtigste Quelle aller weiteren psychologischen Zergliederung bilden die verschiedenen Rechtsgeschichten der betreffenden Völker und schon von diesem Gesichtspunkte aus weisen die Rechte stammverwandter Völkerschaften sehr starke Parallelen auf. Aber diese Sammlung ist begreiflicherweise nur bei schriftkundigen Völkerschaften der Fall, während sie bei den primitiven Stämmen völlig versagt. Hier können nur die Beobachtungen und Erkundigungen von Forschern, Reisenden, Beamten[1]), Missionaren u. s. w. die Lücken ausfüllen, wobei aus leicht ersichtlichen Gründen mancherlei Täuschung und Irrtum mit unterläuft. Das ist um so bedenklicher, als in den meisten Fällen eine persönliche Kontrolle und Berichtigung, wenn nicht unmöglich, so doch nachträglich sehr erschwert ist; dadurch würde die rein subjektive Wertschätzung irgend einer Ermittlung zu einer ungebührlichen objektiven Bedeutung und Entscheidung gelangen, wie das manche Historiker und Sprachforscher (es sei nur an die polemische Auslassung Max Müllers, Anthropologische Religion, Seite 413, über die Unzuverlässigkeit anthropologischer Zeugnisse, erinnert!) mit einem äußeren Anschein von Recht hervorheben. Die Sache liegt aber, wie bereits der Scharfsinn Schillers in der denkwürdigen Abhandlung über die Universalgeschichte erkannte, anders, indem hier für die Ausfüllung der etwaigen Lücken die vergleichende Methode einsetzt. Indem der Kritiker von dem fragmentarischen Zustande der geschichtlichen Ueberlieferung spricht und der Weltgeschichte vom streng logischen Standpunkt den Namen einer Wissenschaft abspricht, fährt er fort: Jetzt aber kommt der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemütes, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Altertums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, die in dem Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Vorsichtig setzt Schiller hinzu: Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel, aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit ebensoviel Vorsicht als Beurteilung in Ausübung gebracht werden. Daß unter dieser Perspektive bei entsprechendem Wachstum des Materials für die Völkerkunde sich mit der Zeit die überraschendsten Ergebnisse herausstellen sollten, konnte der große Dichter freilich noch nicht ahnen, um so anerkennenswerter ist es, wie er dies bedeutsame Hülfsmittel der Forschung, das wir noch durch einen Hinweis auf die geniale Behandlung derselben durch Edw. Tylor veranschaulichen möchten, nachdrücklich empfohlen hat. Auch hier

---

[1]) Bekanntlich haben die meisten europäischen Kulturstaaten für ihre Schutzgebiete derartige Institute ins Leben gerufen, das bedeutendste ist wohl das weltberühmte Smithsonian Institution of Ethnology unter Powells Leitung in Washington.

handelt es sich, wie aus der folgenden Darstellung hervorgeht, um die Fixierung kritisch gesicherten Materials. Vor einigen Jahren legte mir (so erzählt er) ein bedeutender Historiker eine Frage vor, welche diesen Punkt berührt, er sagte: Wie kann man eine Angabe über Sitten, Mythen, Glauben u. s. w. eines wilden Volkes als Beweismittel betrachten, wo sie auf dem Zeugnis irgend eines Reisenden oder eines Missionars beruht, welcher möglicherweise ein oberflächlicher Beobachter, der Sprache des Landes mehr oder minder unkundig ist oder leichtsinnig ungesichtete Erzählungen nachspricht, von Vorurteilen beeinflußt ist oder vielleicht gar absichtlich betrügt? Diese Frage sollte in der Tat jeder Ethnograph beständig klar vor Augen haben. Natürlich ist er verpflichtet, seinem besten Urteil über die Glaubwürdigkeit aller Autoren, welche er anführt, zu folgen und womöglich mehrere Berichte zu erhalten, welche jeden Punkt an jeder Oertlichkeit bezeugen. Aber über diesen Vorsichtsmaßregeln steht der Beweis, daß die Erscheinungen sich wiederholt finden. Wenn zwei unabhängige Besucher verschiedener Länder, z. B. im Mittelalter ein Mohammedaner in der Tatarei und ein moderner Engländer in Dahome oder ein jesuitischer Missionar in Brasilien oder ein Wesleyaner auf den Fidschi-Inseln in der Beschreibung irgend einer Kunst oder eines Religionsgebrauches oder einer Mythe in dem Volke, welches sie besucht haben, übereinstimmen, so wird es schwierig, wenn nicht unmöglich, solche Uebereinstimmungen dem Zufall oder einem absichtlichen Betruge zuzuschreiben. Gegen eine Erzählung eines Buschkleppers in Australien kann man vielleicht einwenden, daß sie auf Irrtum oder Erfindung beruhe, aber sollte ein Methodistengeistlicher in Guinea sich mit ihm verschwören, das Publikum dadurch zu täuschen, daß er dort dieselbe Geschichte erzählt? Die Möglichkeit zu einer solchen absichtlichen oder unabsichtlichen Mystifikation wird oft durch solchen Stand der Dinge gewonnen, wo eine ähnliche Behauptung in zwei getrennten Gegenden von zwei Zeugen aufgestellt ist, die aller Wahrscheinlichkeit nach nichts voneinander gehört und von denen A ein Jahrhundert vor B lebte. Wie weit die Länder auseinander liegen, aus wie verschiedenen Zeiten die Berichte stammen, wie verschieden der Glaube und die Charaktere der Beobachter im Katalog der Civilisationserscheinungen sind, bedarf keines weiteren Nachweises. Und je seltsamer die Angaben sind, um so weniger wahrscheinlich wird es, daß mehrere Leute sie an mehreren Orten falsch gemacht haben sollten. Wenn dies richtig ist, so ist man berechtigt, anzunehmen, daß die Angaben in der Hauptsache wahr sind und daß ihr genaues und regelmäßiges Zusammentreffen daher rührt, daß man ähnliche Tatsachen aus verschiedenen Kulturgebieten gesammelt hat. Die wichtigsten Tatsachen in der Ethnographie sind in dieser Weise bestätigt. Die Erfahrung läßt den Forscher bald erwarten und finden, daß die Kulturerscheinungen als die Ergebnisse weitverbreiteter, ähnlicher Ursachen in der Welt wieder und wieder vorkommen. Ja, er mißtraut sogar einzeln dastehenden Angaben, zu denen er anderwärts keine Parallelen weiß und wartet, bis ihre Echtheit durch entsprechende Berichte von dem anderen Ende der Erde oder vom anderen Ende der Geschichte nachgewiesen wird. So stark ist in der Tat dies Mittel, die Glaubwürdigkeit einer Behauptung festzustellen, daß der Ethnograph in seiner Bibliothek bisweilen zu

entscheiden wagt, nicht nur, ob der einzelne Forscher ein betrügerischer oder ein ehrlicher Beobachter ist, sondern auch, ob das, was er berichtet, mit den allgemeinen Regeln der Civilisation vereinbar ist. Non quis, sed quid. (Anfänge der Kultur I, 8.)

Wenn man diese Schwierigkeiten bedenkt, ist der Mahnruf besonders zu begrüßen, den Bastian fortwährend erschallen läßt, gegenüber der alles nivellierenden europäischen Civilisation zu retten, was noch ursprünglich und unentweiht ist, und deshalb wendet sich die moderne Völkerkunde mit Recht den Vertretern des sogenannten Naturzustandes zu. Das Mißtrauen daher, das noch immer den ethnographischen Untersuchungen entgegengebracht wird, ist bei allen zufälligen Irrtümern, die mit unterlaufen mögen, prinzipiell ungerechtfertigt, und in diesem Sinne erklärt Post: Unzählige neuere Reisewerke sind Quellenwerke ersten Ranges. Jeder Historiker würde sich glücklich schätzen, wenn ihm solche Quellen zu Gebote ständen. Aber da werden beispielsweise die oft durchaus unzuverlässigen und ärmlichen Schriften des griechischen und römischen Altertums mit der höchsten Verehrung betrachtet, während die höchst gewissenhaften und reichhaltigen Sammlungen wissenschaftlich gebildeter Männer unserer Tage so angesehen werden, als ob sie alle miteinander Phantasten, Schwindler und Abenteurer wären. Man stößt hier wieder einmal auf eine jener verzopften Anschauungen, wie sie sich regelmäßig in schulmäßig stärker angebauten engeren Disziplinen zu entwickeln pflegen. (Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft, Seite 11.)

Mit dieser methodischen Bestimmung für die Bearbeitung des Materials ist auch schon mittelbar die Aufgabe der allgemeinen Rechtswissenschaft bestimmt, die sich letzten Endes, wie gelegentlich bereits hervorgehoben, mit der Ergründung der treibenden Faktoren des Rechts und des Rechtsbewußtseins beschäftigt. Eine einfache psychologische Analyse lehrt nun, daß das Recht seiner ganzen Entstehung nach ein soziales Produkt ist, ein Ergebnis des geselligen Zusammenlebens der Menschen, lediglich durch die ethnische Eigenart der betreffenden Gruppen bedingt und nur in gewissen typischen Zügen letzter, elementarer Bestandteile übereinstimmend. Wie wenig im übrigen die sonstige gemeinsame geistige Entwicklungsreife verschiedener Völker für das Recht als solches bedeutsam ist, hat Post unter anderem dadurch veranschaulicht, daß er darauf aufmerksam macht, daß das Rechtsbewußtsein als solches lediglich sozial bedingt ist und eben nur konkreten geselligen Bedürfnissen und Anpassungen entspringt. Der schärfste Beweis aber (fährt er fort) liegt darin, daß es abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalt durchaus bestimmt wird durch die Natur des sozialen Verbandes, in welchem das Individuum lebt, oder doch, in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechtsbewußtsein der auf gleicher Bildungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall; es deckt sich nur soweit, als die soziale Organisation sich deckt (Einleitung, Seite 20). Natürlich soll damit das persönliche Rechtsbewußtsein nicht entwertet oder gar überhaupt ganz ausgeschaltet werden; vielmehr wird man letzten Endes gegenüber allen sozialen Bedingungen, dem eigent-

lichen Inhalt der Rechtssätze ein gewisses ganz allgemeines, aber wohl gemerkt, lediglich formales Gefühl anerkennen müssen, je nach Lage der Sache so oder so handeln zu müssen. Eine zweite, hiervon unabhängige Frage ist die nach der Entstehung dieses individuellen Rechtsbewußtseins selbst, die aber gleichfalls für eine induktive psychologische Zergliederung nicht ohne die organische Beziehung auf einen sozialen Prozeß zu erklären sein dürfte. Diese tritt wohl am stärksten in allen rechtlichen Vorstellungen hervor, die sich mit der Sitte und Sittlichkeit berühren. Der schon mehrfach erwähnte Forscher Post hat eine instruktive Blütenlese über die Verschiedenheit rechtlich-moralischer Anschauungen zusammengestellt, aus der wir wenigstens einige Proben anführen möchten: Man verbiete dem Tscherkessen oder Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Akt schreiendsten Unrechts empfinden; man mute einem civilisierten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, daß er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, welcher seine Tochter aus Familienrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Mann verkauft, findet unter seinen Stammgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Familie, und er wird im Widerstreben der Tochter nur einen Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselmann, welcher vom Glauben seiner Väter abfällt, weiß, daß er sich dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der christliche Europäer beansprucht, als ihm von Rechts wegen zukommend, vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, daß dem Geräderten, Verbrannten oder lebendig Gesottenen recht geschehe; der Deutsche des 19. Jahrhunderts würde solche Strafen als schreiendes Unrecht empfinden. Bei den Somali ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, darf sich daher auch nicht eher verheiraten. Bei jedem Kulturvolk ist der Räuber und Mörder lediglich ein Verbrecher. In China erhält der Arzt, welcher ein Rezept unregelmäßig schreibt, Prügel; unserem Rechtsbewußtsein würde das schwerlich entsprechen. Nach dem Gesetzbuch Manus soll dem Çudra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, glühendes Oel in Ohren und Mund gegossen werden, und der alte Aegypter fand es selbstverständlich, daß derjenige, welcher, auch nur aus Versehen, einen Ibis getötet hatte, sterben müsse. Wir würden das für verrückt halten. So sehen wir die Rechtsanschauungen überall wechseln, und vielfach gilt auf einer bestimmten Stufe dasjenige für ein schweres Unrecht, was auf einer anderen vollkommen als Recht empfunden wurde. Es versteht sich daher auch ganz von selbst, daß dasjenige, was wir heute als Recht empfinden, von unseren Nachkommen nicht mehr als Recht wird empfunden werden (Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft I, 60). Auch in idealistischen Kreisen hat man sich zu diesem Zugeständnis der Relativität der sittlichen Ideale genötigt gesehen; etwas ganz anderes ist es aber, wie wir noch einmal ausdrücklich hervorheben wollen, mit dem ursprünglichen Gefühl, das unzweifelhaft jeder, wie immer auch beschaffenen Tat vorausgehen muß. Diesen Faktor, der selbstverständlich nicht als

ein unfehlbares Gewissen angesehen werden darf, können wir nicht, wie man wohl in einseitig darwinistischen Darstellungen versucht hat, nachträglich als ein bloßes Ergebnis der Erfahrung, einer äußeren Anpassung u. s. w. auffassen, sondern dieser setzt umgekehrt jene spätere Entwicklung voraus, will man nicht den ganzen Verlauf höchst mechanisch sich zurechtlegen.

Im übrigen können wir an dieser Stelle begreiflicherweise nicht die Ergebnisse der vergleichenden Rechtswissenschaft genauer betrachten; es muß genügen, wenn wir ganz allgemein als ihre Bestimmung hinstellen (von der oben erwähnten psychologischen Beziehung abgesehen), das ethnographische, von allen Enden der Erde zuströmende Material systematisch zu bearbeiten. In erster Linie stehen diejenigen Rechtserscheinungen, die sich schlechterdings überall wiederfinden, soweit menschliche Kunde reicht, die, wie Post sich ausdrückt, das allgemein Menschliche, das Naturnotwendige im Rechtsleben darstellen, das, was in organischen Individuen das Skelett sei. Die zweite Gruppe der Rechtsinstitute würde diejenige sein, die freilich sich einer ungemein großen Verbreitung erfreuen, aber trotzdem nicht als allgemein gültig angesehen werden können; hier spielt eben die ethnische Eigenart (bei entsprechender Berücksichtigung der Beanlagung des Volkes) eine bedeutsame Rolle, wie das schon bei einer früheren Gelegenheit hervortrat. Daß hier außerordentliche Vorsicht und Behutsamkeit geboten ist, weil allzu leicht sonst vorschnelle Schlußfolgerungen und Verallgemeinerungen eintreten können, liegt auf der Hand. Aber es ist auch im weiteren Sinne nicht außer acht zu lassen, daß überall der sozialpsychologische Gesichtspunkt gewahrt werden muß, der jeder atomistischen Auffassung und Zersplitterung der Gesellschaft unzugänglich ist. Das soziale Leben eines Volkes, vor allem eines Volkes, welches eine gewisse Kulturstufe erreicht hat (schreibt Post), ist nicht die unmittelbare Ausgeburt des sozialen Lebens derjenigen Individuen, aus denen sich zeitweilig ein Volk zusammensetzt, sondern es besteht aus einer großen Anzahl übereinander getürmter Schichten, einer großen Anzahl einzelner mehr oder weniger verkasteter Kulturgebiete, welche auf uralten Traditionen beruhen und sich vielmehr nebeneinander herschieben und sich gegenseitig beschränken, als daß sie in organischer Berührung miteinander ständen. Im großen und ganzen ist die Kultur eines Volkes weit mehr ein Trümmerfeld von Jahrtausenden und Jahrhunderten, als ein Produkt des Lebens der zeitigen Generation. Selbstverständlich erzeugt auch jede Generation etwas Neues, aber dasselbe ist verschwindend gering gegen die Masse des Ererbten. Es ist daher auch durchaus unwissenschaftlich, das Leben eines Volkes aus den Bedürfnissen und Bestrebungen der das Volk zeitig zusammensetzenden Individuen zu erklären, wie dies leider noch immer geschieht. Ein Volk ist immer nur historisch zu begreifen. Es gibt im Volksleben stets eine Menge von Anschauungen und Gewohnheiten, welche längst vergangenen Zeiten angehören und nur nach dem Gesetz der Trägheit sich noch über viele Generationen hindurch fortpflanzen, ohne selbständige Lebenskraft zu besitzen. Solche Anschauungen und Gewohnheiten können nicht aus der jeweiligen Gegenwart, sondern nur aus den Lebensordnungen lange entschwundener Perioden verstanden werden (Aufgabe einer allgemeinen

Rechtswissenschaft, Seite 21). Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß, je weiter wir auf die Zeiten primitiver Gesittung zurückgehen, das Individuum gebunden erscheint, etwa als der organische Ausdruck der betreffenden Gruppe, des jeweiligen ethnischen Typus, und daß die Differenzierung und Entfaltung zu einer geschlossenen, ausgeprägten Persönlichkeit mit der steigenden und fortschreitenden Bildung fast gleichen Schritt hält. Um sich dies interessante Bild zu vergegenwärtigen, wollen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit werfen, die uns eigentlich in jeder Beziehung den schärfsten Gegensatz zu unseren Anschauungen und Einrichtungen aufweist. Auch hier können wir unserem Gewährsmann Post als verläßlichen Führer folgen, zumal er durch eine besondere Schrift vor Jahren die Augen der Gelehrten auf dies höchst seltsame Gebilde gelenkt hat: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe, 1875.

Diese Organisation, die sich auf Erden heutigestags nur in kümmerlichen Verbildungen noch konstatieren läßt, trägt ein so eigenartiges Gepräge, daß wir uns von unserem ganz abweichenden Standpunkt kaum recht in demselben zurecht zu finden vermögen. Freilich hat sich manche kühne Hypothese und Schlußfolgerung vor der nüchternen Kritik späterer Jahre nicht bewährt — immerhin hat auch der Irrtum in der Geschichte der Wissenschaft sein Gutes, indem er zu einer ernsteren und gründlicheren Verarbeitung des Materials anregt —, aber an der Tatsache solcher, in der Hauptsache auf Blutsverwandtschaft der Mutter begründeter sozialer Verbände, die Post folgendermaßen schildert, läßt sich schlechterdings nicht mehr zweifeln: Die ältesten Geschlechtsgenossen, von welchen das ganze menschliche Staats- und Rechtsleben seinen Ausgangspunkt genommen hat, sind wahrscheinlich Horden von verschiedenem, jedoch nicht bedeutendem Umfange, in denen Weiber, Kinder und Gut allen Geschlechtsgenossen gemeinsam gehören, und in denen ein gewähltes oder durch eine Erbfolgeordnung bestimmtes Oberhaupt eine patriarchalische Gewalt ausübt. Diese Genossenschaften haben nach innen einen gemeinsamen Frieden, dessen Bruch von den übrigen Genossen und namentlich vom Patriarchen gerächt wird, nach außen stehen sie als selbständige, völlig souveräne Gebilde in offenem Kampfe gegen alle übrigen Menschen, mit denen sie in Berührung kommen. Jeder, der nicht Mitglied der Geschlechtsgenossenschaft ist, ist den Geschlechtsgenossen gegenüber völlig vogelfrei und wird von ihnen nicht anders betrachtet als ein Tier des Waldes, und jede einem Geschlechtsgenossen von einem Fremden zugefügte Unbill wird blutig und maßlos an dem Täter sowohl als an dessen Blutsfreundschaft gerächt. (Geschlechtsgemeinschaft, Seite 4.) Wie angedeutet, manches bleibt noch problematisch, so die rechtliche Gemeinschaft der Frauen, die logischerweise zu einem Hetärismus und zu einer Promiskuität führen muß, wie dieselbe auch unumwunden von Bachofen, dem ersten Vertreter der sogenannten Gynäkokratie-Theorie entwickelt wurde, aber jeglichem Zweifel entzogen bleibt der anderweitige Kommunismus, so des Bodens, des Eigentums bis auf geringfügige Einschränkungen, die starke Konsolidarität aller Stammesgenossen, der zufolge eine persönliche Verschuldung kaum aufkommt. So richtet sich die Blutrache in ihrer

ganzen Verderblichkeit nicht so sehr gegen den einzelnen Täter, als gegen den ganzen Stamm, dem der betreffende Friedensstörer angehört; es ist deshalb auch völlig gleichgültig, ob der eigentliche Missetäter büßt oder irgend einer seiner Genossen, so daß eben dadurch ein Krieg der Geschlechter gegen einander entsteht. Selbstredend fehlen auch alle feineren Abstufungen zwischen zufälliger oder beabsichtigter Tötung, Fahrlässigkeit und Ueberlegung u. s. w.

Einen höchst bedeutsamen Fingerzeig enthält sodann die Blutsverwandtschaft nach der mütterlichen Seite hin, wie sie das natürlichste Band, das sich überhaupt denken läßt, vermittelt. Eine solche Struktur finden wir noch heute bei den Menangkabauschen-Malayen auf Sumatra, die nach Post sich so ausnimmt: Die Mutterfamilie setzt sich zusammen aus den Geschwistern, die von einer gemeinsamen Mutter abstammen. Das Haupt dieser Familie ist gewöhnlich der älteste Bruder. Dieser gilt als Vater der Kinder seiner Schwestern, während die Kinder seiner Brüder in die Familie fallen, denen die Frau angehört, welche sie heiraten. Der Vater ist daher bei dieser Art der Familie niemals seinen leiblichen Kindern Vater, sondern stets den Kindern seiner Schwestern, deren Väter wieder nicht diesen Vätern sind, sondern den Kindern ihrer Schwestern. Die Kinder gehören allemal in die Familie ihrer Mutter, nicht in die ihres Vaters. Ein Vater in dem Sinne, in welchem wir jetzt dies Wort gebrauchen, ist also bei dieser Art der Familie überhaupt nicht vorhanden, sondern er wird ersetzt durch ein anderweitiges Familienoberhaupt, für welches unsere Sprache kein Wort besitzt. (Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts, Seite 44.) Deshalb erbt auch nach weiblicher Seite Namen, Vermögen und Rang, so daß im gewissen Sinne von einer gewissen sozialpolitischen Bedeutung des Matriarchats (auch ohne irgend eine Frauenherrschaft, wie z. B. Bachofen sie verficht, anzunehmen) gesprochen werden kann.

Die ursprüngliche Form der Ehe erscheint trotz aller neueren Forschungen und Ergebnisse noch immer recht zweifelhaft; die Extreme der sogenannten Hordenehe, d. h. einer völlig regellosen tierischen Paarung und andererseits der Monogamie in der uns geläufigen Gestalt ist allen Analogieen nach höchstwahrscheinlich für jene primitiven Geschlechtsgenossenschaften gleicherweise abzulehnen, wenigstens als typische, überall wiederkehrende Erscheinung. Dagegen dürfen die Raub- und Kaufehe wohl auf Allgemeingültigkeit Anspruch erheben, während das von der Leviratsehe, die man anfänglich nur den Semiten zuschrieb, schon etwas zweifelhaft ist. Bis zur Entwicklung des Staates, und zwar nach moderner Auffassung, ist die Frau vielfach nur eine Ware, deren Preis nach Lage der Sache außerordentlich schwankt; am härtesten gestaltet sich ihr Schicksal in dem die Oberherrlichkeit nach allen Seiten hin ausbildenden Patriarchat, wie es uns das alte Testament und Homer schildert. Fernere Institute von schlechthin universeller Gültigkeit sind das Häuptlingstum, die Sonderung in Freie und Sklaven, die verschiedenen Uebergänge von einem Stand zum anderen, die Formen der Bestrafung, der Rache, das Erb-, Prozeß- und Vermögensrecht (wenigstens nach bestimmten durchgehenden Zügen) u. s. w. Auch in dieser Beziehung eröffnet uns das Studium der Naturvölker, die noch vielfach in durchsichtiger Klarheit uns die bei uns längst verschwundenen oder nur in einzelnen bedeutsamen

Rudimenten erkennbaren Zustände und Erscheinungen erblicken lassen, die überraschendsten Einblicke in das geistige Wachstum des Menschengeschlechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. Diese Forschung hat aber auch, sofern sie wenigstens im unparteiischen, vorurteilsfreien Sinne betrieben wird, eine andere wohltätige Wirkung, die immerhin nicht zu unterschätzen ist; sie lehrt uns nämlich, wie alle auf weite Zeiträume sich erstreckende Vergleichung, wissenschaftliche Gediegenheit und Entäußerung von jeglichem, nicht selten hinter schönklingenden Floskeln sich versteckendem heuchlerischen Fanatismus. Wenn wir selbst in gutgemeinter Gefühlserregung nur nach persönlichen Anschauungen und Dogmen soziale Erscheinungen beurteilen wollen, so begeben wir uns klarer, nüchterner Auffassung, kurz, der erforderlichen Objektivität und geraten unvermerkt in das bedenkliche Fahrwasser des Pathos. Auch darin müssen wir Post völlig zustimmen, wenn er am Schluß seiner Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz erklärt: Die individuelle Wertschätzung ist ein ganz schwankender Faktor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebiets von vorneherein unmöglich macht. Sittliche Entrüstung des Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher spießt oder rädert, oder seine Hexen und Zauberer verbrennt, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer imstande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif.

Die Rassenschönheit der Japanerinnen.

Dr. Livius Fürst.

„Sind die Japanerinnen schön? Entspricht ihr Körper unseren Begriffen von Schönheit?“ Diese Fragen werden bisweilen aufgeworfen, wenn man über die Frauen und Mädchen dieses Volkes vom ethnographischen oder künstlerischen Standpunkte aus ein Urteil fällen soll. — Man muß, wenn man die obigen Fragen beantworten will, an die Worte des Confucius denken: „Jedes Ding hat seine Schönheit, aber nicht jeder sieht sie.“

Um die Schönheit der Japanerinnen zu sehen, muß man sehr eingehende, vergleichende Studien teils an den Lebenden, teils an authentischen Abbildungen machen und mit dem Auge des Anatomen, sowie des Künstlers die Frauen dieses, von einem hoch entwickelten Gefühl für Naturschönheit erfüllten, liebenswürdigen Volkes betrachten. Und wir müssen uns vielleicht bei diesem Studium beeilen. Denn mit rapider Schnelligkeit hat die abendländische Kultur in Japan ihren Einzug gehalten, schon vieles Ursprüngliche, Charakteristische, Eigenartige im „Lande der aufgehenden Sonne“ verwischt. Es gibt kaum ein Volk, welches mit gleicher Beschleunigung Mischformen gebildet,

mit gleicher Leichtigkeit fremde Kultur-Einflüsse in sich aufgenommen und assimiliert hat.

Glücklicherweise widersteht der Körper an sich solchen, die Besonderheit eines Volkes auflösenden Einflüssen am längsten, länger als das Kostüm, als die Sitten und Gebräuche, als die religiösen und sozialen Eigentümlichkeiten.

Was die körperlichen Eigenschaften der Japanerinnen betrifft, so verdanken wir schon Wernich, Bälz und ten Kate viele und grundlegende Belehrungen. Aber neuerdings hat besonders Stratz (in „den Haag"), der vielerfahrene Arzt und der geistvolle Verfasser der Werke: „Die Schönheit des weiblichen Körpers", „Die Rassen-Schönheit" und „Die Frauen-Kleidung", den Japanerinnen eine sehr sorgfältige Studie gewidmet[1]). Der geschätzte Gynäkologe, der seine anthropologisch-ethnographischen Untersuchungen vor längerer Zeit auf Java begonnen, besitzt ein in seiner Art einziges Talent, strenge Wissenschaftlichkeit mit Beherrschung des Künstlerisch-Aesthetischen zu verbinden. Seine ebenso sachliche wie angenehme Darstellungsweise befriedigt den Gelehrten, den Künstler und den gebildeten Laien in gleicher Weise.

Die Japanerinnen studierte Stratz auf das eingehendste, teils aus eigener Anschauung und Beobachtung in Tokio, Yokohama und vielen kleineren, abseits von der Touristen-Heerstraße gelegenen Orten, teils aus Photographien der Museen von Berlin, Hamburg und Leipzig, teils nach den Bildern seiner eigenen Sammlungen. So war er in der Lage, uns über Ideal- und Normalgestalt der Japanerin, über deren Schönheitsbegriffe und Kosmetik, über das „Nackte" im häuslichen und öffentlichen Leben sowie in der Kunst Aufschluß zu geben und das Gesagte durch authentische, künstlerisch wertvolle Abbildungen zu erläutern.

Die Japanerinnen sind keine einheitliche Rasse. Wir können deutlich zwei Typen unterscheiden, einen gelben, rein mongolischen, den Satsuma-Typus und einen weißen, kaukasischen Typus der Chosû, welche wohl von den bereits auf zirka 20000 Individuen zusammengeschmolzenen Aïnos abstammen. Dazwischen besteht eine sehr verbreitete Mischform. Aber auch europäisch-malayische Mischtypen finden sich und selbst an das Semitische erinnern manche Physiognomien. Für die letztere, sehr auffallende Erscheinung ist eine genügende Erklärung noch nicht gefunden.

Die beiden Haupttypen lassen sich, da sie ganz charakteristische Merkmale besitzen, mit großer Bestimmtheit diagnostizieren. Der Chosû-Typus ist der feinere. Derartige Japanerinnen sind, wie gesagt, von heller Hautfarbe. Sie haben ein schmales, langes Gesicht, hohe, schmale Nase mit feiner Spitze, große, nicht geschlitzte oder schiefe Augen, eine schlanke, schmächtige, grazile Gestalt — kurz, sie erinnern sehr an die feineren Europäerinnen. — Im Gegensatze hierzu sind die Satsuma mit ihren mongolisch-gelben, breiten und rundlichen Gesichtern, dem etwas großen Mund, den kleinen, schrägstehenden Augen, dem gedrungenen, oft plumpen Körper entschieden die gröbere Rasse. Ihre breite, niedrige Nase, ihre vollen, meist wulstigen Lippen sind charakteristisch. Und zwischen diesen beiden Rassen, die sich namentlich in den zentralen Provinzen rein erhalten haben, stehen

[1]) Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. Mit 112 in den Text gedruckten Abbildungen und vier farbigen Tafeln. Stuttgart, Ferd. Enke.

zahlreiche Mischformen, welche man hauptsächlich in den Hauptstädten, den Brennpunkten des Fremdenverkehrs, antrifft.

Zieht man aus zahlreichen Beobachtungen das Mittel, so ergibt sich für die feinere Japanerin der besseren Kreise etwa folgendes Gesamtbild, welches zugleich, nach japanischen Begriffen, das Schönheits-Ideal darstellt: der Kopf ist, im Verhältnis zur geringen Körperlänge, ziemlich groß. Das schmale, fein geformte Gesicht zeigt eine etwas breite, abgeflachte Nase. In der Gegend der Jochbogen erscheint es deshalb breiter und flacher, weil die mittlere Gesichtspartie in den Vordergrund gerückt ist. Infolgedessen und einer eigenartigen oberen Augenfalte sind die schief nach außen und oben gerichteten Augenspalten ebenfalls auseinander gerückt. Die Stirn ist wegen des tiefen Ansatzes des meist schwarzen, glatten Haares klein. Ein Ohrläppchen fehlt bei etwa 50 pCt. der japanischen Damen. Nacken, Schultern und Arme sind meist sehr wohlgebildet, oft vollendet schön. Die Büste ist zart, die Gestalt langgestreckt, schlank, meist schmächtig. Hände und Füße sind klein und zierlich. Die Hüften treten wenig hervor, ja sie sind, nach unseren Begriffen, zu schmal. Die Taille ist wenig ausgebildet. Die Kürze und die oft unschöne Stellung der Beine mit nach innen gebogenen Knieen und etwas zu großen Knöcheln wird durch die lange, faltige Kleidung geschickt verdeckt. Das Hauptgewand (Kimono) mit dem breiten Gürtel wirkt stets malerisch, zumal in der sitzenden (richtiger hockenden) Stellung, welche sehr gebräuchlich ist. Die Bewegungen des Körpers sind unbewußt graziös. Der Pflege des Haares und der oft phantastischen Frisur wird große Sorgfalt gewidmet und ebenso der durch häufige Bäder unterstützten Pflege der sammetweichen Haut.

Stratz faßt sein Gesamturteil dahin zusammen, daß die Japanerinnen zwar kein Anrecht haben, vollkommen schön genannt zu werden, aber nicht wenige Einzelheiten von Körperschönheit besitzen.

Der Schönheitsbegriff des Japaners ist sehr hoch, aber eigenartig entwickelt, was sich auch in der bildlichen oder plastischen Wiedergabe charakteristisch äußert. Sein angeborenes Schönheitsgefühl, seine scharfe, sichere Beobachtung der Natur vereinigt sich mit Naivität und mit einer meist sehr keuschen Darstellung der Frauengestalt. Er liebt es nicht, sie unbekleidet abzubilden oder dichterisch zu verherrlichen, teils, weil ihm Gesicht, Haltung und Bewegung die Hauptsache sind, teils, weil er für das Schöne und Naturgemäße der Frauenkleidung das richtige Empfinden hat.

Jahrhundertelang vor unserer „Reform - Bewegung" sind die Japanerinnen in rationeller und dabei malerischer Kleidung den Europäerinnen vorausgeeilt. Da gibt es keine künstliche Verunstaltung des Körpers, zumal des Rumpfes. Die ganzen Toilettenkünste beschränken sich auf malerische Anordnung, auf äußere Zutaten in Schmuck und Putz, auf Haar-, Haut- und Zahnpflege. Allerdings fehlen auch Schminke und Puder nicht; bei aller naiven Unbefangenheit besitzen sie einige wohlberechnete Koketterie. Phantasie, künstlerischer Sinn für Form und Farbe, sicherer Geschmack sind die ererbten Leitmotive für ihre Toilette.

Erwiderungen.

Das Schlagwort vom „Gift". Herr Dr. G. H. Gerwin polemisiert in Heft 3 gegen eine die Abstinenzbewegung verurteilende Bemerkung in meinem Aufsatze in Heft 11 des vorigen Jahrgangs. All die Gründe zu nennen, die mich zu einem Gegner der Abstinenzbewegung gemacht haben, würde die Abfassung eines Buches bedeuten. Doch sei in aller Kürze folgendes bemerkt: Ich nenne die Bewegung deshalb „töricht", weil sie den notwendigen Kampf gegen Biervöllerei und Schnapskonsum durch uferlose Uebertreibung diskreditiert. Der Herr Opponent versichert uns, es gäbe bereits 20000 abstinente „Guttempler" in Deutschland. Demgegenüber dürfte es aber viele Millionen Mäßige in Deutschland geben, von denen natürlich nur ein minimaler Teil in die „Vereine gegen den Mißbrauch" einzutreten Veranlassung hat. Der normale Kulturmensch, der weder Trinker noch Abstinenzler ist, bildet sicher die große Mehrzahl in unserem Volke (im Gegensatz zu den schnapstrinkenden Norwegern, Engländern, Amerikanern u. s. w.). Die Guttempler erinnern dagegen nur allzusehr an Asketen der Vergangenheit und müssen sich daher in geschlossenen Sekten zusammenfinden, deren Devise in dem Schlagwort „Der Alkohol ist Gift" liegt. Das Wort „Gift" wirkt auf gewisse Menschen wie die rote Farbe auf den — torro. Es scheint eine logische Schulung dazu zu gehören, um einzusehen, daß in dem Begriffe „Gift" bereits ein Quantitäts-Urteil steckt, daß absolute, vom Quantum unabhängige Gifte oder Nicht-Gifte gar nicht existieren. Alles, was wir genießen, kann durch Uebermaß zu „Gift" werden und jedes Gift kann durch Mindermaß zu einem indifferenten oder gar heilsamen Mittel werden. So enthält das Fleisch, das wir genießen, bekanntlich Kalisalze, welche Herz-„Gifte" sind und bei geeigneter Konzentration im Blute augenblicklichen Tod herbeiführen würden. Ein konsequenter „Gift"-Feind muß also zunächst auch Vegetarianer sein, er darf niemals irgend welche Medikamente einnehmen, er muß, um von Thee und Tabak zu schweigen, Gewürze und solche Pflanzen, die ätherische Oele enthalten, vermeiden. Er wird sich ausschließlich von Haferbrei, Brot und dergleichen möglichst geschmacksarmen Stoffen nähren und muß selbst mit dem Salz sparen, da, wie Bunge nachgewiesen hat, der Kulturmensch viel mehr davon zu genießen pflegt, als die „Natur" vorschreibt. Dann brauchte nur noch jede künstliche Beleuchtung, welche doch offenbar „naturwidrig" ist, von Staats wegen verboten und die Kleidung, welche doch zur „Degeneration" des „natürlichen" Körperhaares geführt hat, abgeschafft werden, um dem Ideale einer naturgemäßen Lebenshaltung schon recht nahe zu kommen. — Andere werden dagegen nach dem Ideale einer kulturgemäßen Lebenshaltung streben. Alexander Koch-Hesse.

Rasse und Kulturgeschichte. Dem Aufsatz von Dr. Neupauer über „Ideen zur Entwicklungsgeschichte der Kultur" kann ich in keiner Weise zustimmen. In ihm tritt eine Grundstimmung und eine Grundansicht zu Tage, die vor einer eingehenden sachlichen Erforschung sicherlich nicht stand hält. Das Verhältnis der „Kulturvölker" zu den „Barbaren" wird anthropologisch und kulturgeschichtlich höchst einseitig aufgefaßt. Barbarentum ist eine Kulturstufe und keine Stufe der Rassenbegabung. Nur die höchstbegabten Rassen machen die Stufen der Wildheit, Barbarei und Civilisation durch. Viele beharren auf der Stufe der Wildheit und Barbarei, aber nur die nordische beziehungsweise germanische Rasse hat in allen ihren Abteilungen die oberste Stufe der Civilisation erreicht. Wo begabte barbarische Stämme, wie die der Germanen, Kulturstaaten zerstört haben, waren letztere meist schon selbst innerlich dem Niedergang verfallen und haben jene dann das anthropologische Fundament zu einer neuen Kultur gelegt. So ist die Civilisation der Renaissance und die neuere Kultur in Italien, Frankreich u. s. w. allein den eingewanderten „Barbaren" zu verdanken. Es ist ganz falsch, daß das Mischvolk der Deutschen „zum geringsten Teil" germanisch ist. Freilich sind absolut reine Typen selten geworden, aber in der Rassenmischung selbst überwiegt der nordische beziehungsweise germanische Anteil in ganz erheblichem Maße. Gewiß, dienende Klassen sind zur Kultur nötig, aber sie sind nicht die Träger oder gar die Schöpfer der Kultur; das sind immer die „herrschenden" Klassen, falls sie eine begabte Rasse

sind. Wo die Germanen die Herrscher waren, sind sie auch Schöpfer der Kultur gewesen. Was versteht denn Neupauer eigentlich unter „Turanier“? Rechnet er auch die Griechen und Römer zu den Turaniern? Diese haben in der Tat 2000 Jahre vor den Germanen die höchste Stufe der Kultur erreicht; aber Neupauer hat keine Ahnung davon, daß die echten Griechen und Römer zur nordischen Rasse gehörten. — Neupauer pocht darauf, daß er nur ein Gedächtnis für die „Sünden“ der Herrschervölker und der herrschenden Klassen habe. Da dachte Marx doch viel gerechter und sachlicher! — Uebrigens ist es schließlich grundfalsch, daß durch „Kreuzung“ bei den Pflanzen und Tieren mehr erreicht werde. Wenn die Blüten eines Baumes durch den Blütenstaub eines anderen erfolgreicher befruchtet werden, so entspricht das, genealogisch betrachtet, dem Vorgang, wenn unter den Menschen die Individuen verschiedener Familien oder Sippen sich verheiraten. Und die Tierzüchter paaren nicht etwa verschiedene Rassen miteinander, sondern „Stämme“ oder „Schläge“ derselben Rasse, was unter Menschen z. B. einer Ehe zwischen einem sächsischen Mann und einer fränkischen Frau innerhalb der germanischen Rasse entsprechen würde. Also überall ist es die Reinzucht, die bei Pflanzen und Tieren das meiste erreicht. Daß dies auch für die Menschen gilt, habe ich in meiner „Politischen Anthropologie“ ausführlich bewiesen. Es gibt auch keinen einzigen Beweisgrund dafür, daß die Turanier mehr leisten, als die „Nordarier“. Aber komisch ist, daß derselbe Autor, der gegen die „Rassenfanatiker“ Opposition macht, sich selbst als einen fanatischen Lobredner der turanischen Rasse und der nivellierenden Blutpantscherei entpuppt. Ludwig Woltmann.

Berichte.

Biologie.

Die Folgeerscheinungen der Kastration haben ein großes theoretisch-biologisches Interesse. Welcher Art sind die nach der Kastration auftretenden Folgeerscheinungen und wie haben wir uns deren Zustandekommen zu denken? Zu beachten sind die Aenderungen, welche nach Wegnahme des dominierenden Teils des Geschlechtsapparates, der Keimdrüsen, an den übrigen Abschnitten dieses Organsystems auftreten, ferner die Beeinflussungen der verschiedenen anderen in Frage kommenden Organsysteme des Körpers. Entfernung eines Testikels verursacht keine Veränderung der Vorsteherdrüse, während doppelseitige Kastration ein Stehenbleiben auf infantilem Stadium bedingt. Wie beim Manne die Vorsteherdrüse (Prostata), so ist beim Weib der Uterus von der Erhaltung der Keimdrüse abhängig. Hegar konstatierte an kastrierten weiblichen Haustieren, daß bei denselben die Brunst ausbleibt und daß der Uterus bei noch nicht ausgewachsenen Tieren eine Entwicklungshemmung erfährt. Die Kastration von Frauen ruft eine Verkleinerung des Uterus hervor. Die Einwirkungen auf die Milchdrüsen werden verschieden angegeben. Bei der Kastration von Erwachsenen ist jedenfalls eine einschneidende Veränderung der Mamma nicht zu konstatieren. Unter den Fernwirkungen der Kastration sind die Veränderungen in den sekundären Geschlechtscharakteren zu verstehen, in den äußeren Formenverschiedenheiten der beiden Geschlechter. Ueber die Beeinflussung des Skeletts gehen die Meinungen auseinander. Die einen behaupten z. B. ein Breiterwerden des Beckens, die anderen leugnen es. Der Schädel wird kleiner, das Längenwachstum ist vermehrt, die Entwicklung der Gesichts-, Achsel- und Schamhaare bleibt eine spärliche, die Stimme bleibt hoch, der Kehlkopf ist zarter, rundlicher gebaut und leichter. Der Einfluß der Kastration besteht weniger in einem stärkeren Hervortreten der dem entgegengesetzten Geschlecht zukommenden Sexualcharaktere, als vielmehr in einer Hemmung der vollen Ausbildung der dem betreffenden Geschlecht eigenen Sekundärcharaktere. (H. Hahn, Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie. 1903, S. 3.)

Wie locken die Blumen die Insekten an? Professor Plateau in Gent verneint einen Farbensinn der Insekten, legt ihnen aber einen um so größeren Geruchsinn bei. Eugen Andreae hat nun Versuche und Beobachtungen angestellt, die ihn zu einer anderen Beantwortung der Frage zwingen. Vor allem muß man,

um dem Sachverhalte näher zu rücken, biologisch niedere und hochorganisierte Insekten unterscheiden. Jene sind charakterisiert durch einen beständig sich ändernden oder kurzen Flug, der veranlaßt wird durch einen labilen, von der Atmosphäre abhängigen Duft; diese hingegen richten sich nach einem stabilen farbenprächtigen Gegenstande und sind daher vorwiegend durch einen direkten Flug gekennzeichnet. Daraus ergibt sich, daß die niederen Insekten auf Entfernungen hin vom Dufte, in der Nähe aber von Farben angelockt werden und dieses Verhältnis ist ein reciprokes bei den höher entwickelten Insekten. Die flügellosen Hexapoden sind fast farbenblind und werden lediglich durch den Spürsinn geleitet. Vertreter der ersten Gruppe sind die Sphingiden. Unter den Dipteren sind es die Limmobiiden (Schnacken) und die Culiciden oder Stechmücken, unter den Koleoptoren die Geotrupiden und Scarabaeen, unter den Hymenopteren die niederen Bienen. Vertreter der zweiten Gruppe sind die hochentwickelten Apiden und Dipteren. Dementsprechend sind die farbenprächtigen Blüten und die Blütenstände wenig riechender exponierter Pflanzen, wie Kompositen, Labiaten, Papilionaceen diesen höheren Insekten angepaßt, die stark duftenden Wald- und Nachtpflanzen ohne Kontrastfarben jedoch für die niederen Insekten. (Biologisches Zentralblatt 1903, 6.)

Anthropologie.

Die Rasse der Skythen und Perser. Die Art, wie in Wort und Schrift der Freiheitskampf der Hellenen gegen ihre „barbarischen" Unterdrücker hochgepriesen, wie der unwiderstehliche Siegeszug Alexanders des Großen verherrlicht wird, läßt uns oft vergessen, welche hervorragende Rolle das kriegerische Volk der Perser in Vorderasien gespielt, welche feste Brücke das Reich der Achämeniden vom Abendland zum Morgenland geschlagen hat. Wie Tyrsener, Thraker, Joner, Macedonier, wie Kimmerier und Galater, die teils als kühne Eroberer in Kleinasien eingefallen, teils als fleißige Ackerbauer und rührige Handelsleute, als Städte- und Staatengründer allmählich, aber unaufhaltsam über Bosporus und Mittelmeer vorgedrungen sind und mit dem edlen Blut ihrer Rasse abendländische Sprache und Gesittung nach Osten verbreitet haben, so sind auch die Meder und Perser europäischen Ursprungs. Ihre Einwanderung liegt zwar soweit zurück im grauen Dämmer der Vorzeit, daß uns geschichtliche Zeugnisse, wie sie für die genannten anderen Völker vorhanden sind, fehlen, aber die leibliche, sprachliche und kulturelle Verwandtschaft der Perser mit den auf dem heimischen Boden unseres Weltteils zurückgebliebenen Skythen redet für den Völkerkundigen eine ebenso deutliche und verständliche Sprache, wie in Stein gemeißelte oder auf Pergament geschriebene Urkunden. Die skythische Sprache nimmt eine Mittelstellung zwischen Germanisch und Persisch ein, wie die litauische zwischen Germanisch und Griechisch, die keltische zwischen Germanisch und Lateinisch. Nach ihrer Leibesbeschaffenheit glichen die Skythen den Nordländern; übereinstimmend schreiben ihnen die alten Schriftsteller weiches, helles Haar, blaue Augen und weiße Haut zu. Die Schädel aus altskythischen Gräbern in Südrußland gehören fast ohne Ausnahme zu den Langschädeln der reinen nordeuropäischen Rasse. Nach den Untersuchungen von Ujfalvy über die äußere Erscheinung der Perser aus der Achämenidenzeit waren fast alle hellblond oder rotblond wie die Griechen; ihr Gesichtsschnitt war feiner, ihr Bau weniger kräftig als bei den Macedoniern. Die Sitten der Perser hatten, solange sie in ihren ursprünglichen einfachen Verhältnissen lebten, noch große Aehnlichkeit mit denen der Germanen. Zwischen Indern und Persern besteht eine nahe Verwandtschaft, aber nicht die nach Art von Geschwistern, sondern von Geschwisterkindern. Die Trennung beider Volksstämme hat schon auf europäischem Boden stattgefunden, und die gleichen Eigentümlichkeiten, die altpersisch und altindisch scheiden, zeigen sich auch bei der griechischen und slavischen Sprache. Die Inder hängen durch die Slaven, die Perser durch die Skythen mit den Germanen zusammen. Ströme abendländischen Blutes sind seit Jahrtausenden ostwärts geflossen, viel dürres Land befruchtend, allmählich aber darin versickernd. Mit allen Hülfsmitteln der Neuzeit ausgerüstet, schlägt heute der Europäer eiserne Bande um das ungeheure, noch manchen ungehobenen Schatz bergende asiatische Festland. Die Russen haben bis zur Küste des Stillen Ozeans die sibirische, die Deutschen quer durch die alten Kulturländer

Vorderasiens die anatolische Eisenbahn gebaut. In Indien, wo einst auch skythische Könige geherrscht, gebieten heute die Angelsachsen, in Insel-Indien die Niederländer, und an den Pforten des himmlischen Reiches rütteln um die Wette und eifersüchtig bemüht, einander zuvorzukommen, verschiedene Völker der „roten Teufel". Wem wird dereinst die alte Asia gehören? Die Antwort ist nicht zweifelhaft. (L. Wilser, Asien, I, Heft 7.)

Die vorsemitische Rasse in Chaldäa und Susiana. In der Pariser anthropologischen Gesellschaft hielt Dr. A. Bloch einen Vortrag über die Rasse, welche in Chaldäa und Susiana den Semiten voranging. Nach einigen Assyriologen sind nicht die Semiten die Erfinder der Keilschrift, sondern die Akkadier oder Sumerier, die schon vor dem Erscheinen der Babylonier in Chaldäa wohnten und eine nichtsemitische Sprache redeten. Bertin ist der Meinung, daß die Semiten die Erfinder der Keilschrift sind, daß sie aber von den Akkadiern unterworfen wurden, die ihre Schrift adoptierten. Welcher Rasse haben diese nun angehört? Oppert und Hommel halten sie für eine turanisch-mongoloide Rasse. Bloch ist dagegen zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie eine „schwarze Rasse" waren. In den Keilinschriften wird von „schwarzen Köpfen" gesprochen, außerdem berichten Babylonier, Griechen und Juden, daß in Chaldäa eine Rasse von dunkler Farbe existierte. Jedoch war diese Negrito-Rasse nicht mit den Sumeriern identisch. Sie dehnte sich bis nach dem Osten von Susiana und im südlichen Teil von Persien aus, vom persischen Golf bis zum Indus. Noch heute bewohnt sie Südarabien. (Bulletins et mémoires de la société d'Anthropologie de Paris, 1902, 5.)

Zur Anthropologie der Portugiesen. Die Schädelform ist ein wichtiges Kennzeichen, um die Rassenelemente einer Bevölkerung voneinander zu scheiden. Inmitten des portugiesischen Volkes findet man zwei dolichocephale Typen und zwei mesocephale, die in der Größe des Schädels voneinander abweichen. Diesen Unterschieden entsprechen auch bemerkenswerte Abweichungen in der Körpergröße und im Nasalindex. Es gibt unter den Portugiesen einen dolichocephalen Typus von kleiner Statur und kleinem Kopf, der in der Provinz Trazos-Montes vorwiegt und einen anderen dolichocephalen Typus von hoher Statur und sehr großem Kopf, den man meist in Beira-Alta antrifft. Der erstere kann zu der Cro-Magnon-Rasse gerechnet werden. (A. da Costa Ferreira, Sur la capacité des crânes portugais, L'Anthropologie XIII, 2.)

Psychologie.

Ueber die Grenzen der psychiatrischen Erkenntnis. Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten, die Psychiatrie ist ein Zweig der inneren Medizin, diese Anschauung ist seit Griesingers Tagen geläufig geworden und stößt in ärztlichen Kreisen kaum mehr auf Widerspruch. Die Naturwissenschaft sucht die körperlichen Lebensvorgänge aus den allgemeingültigen Gesetzen der Molekularmechanik zu verstehen, alles organische Geschehen aus physikalisch-chemischen Veränderungen abzuleiten. Auch die Vorgänge im Nervensystem sind ihr nur Bewegungsvorgänge mit gesetzmäßigem Verlauf. Die materiellen Gehirnvorgänge, an die alle Bewußtseinserscheinungen gebunden sind, folgen den Gesetzen der Physik wie alles materielle Geschehen; das seelische Leben kann also für den Naturforscher gewissermaßen außer Betracht bleiben, da es nirgends aktiv in die Bewegungsvorgänge der Materie eingreift. Die Psychiatrie hat es aber nicht nur mit den Molekularveränderungen der Hirnrinde zu tun, sondern mit Empfindungen, Geschichten, Vorstellungen, Willensäußerungen in normaler und krankhafter Verbindung, also mit der Erforschung der psychischen Zusammenhänge. Auf Grund der fortgeschrittenen Gehirnforschung führten berechtigte und unberechtigte Lokalisationsbestrebungen im Verein mit einer bequemen Associationspsychologie zu dem verhängnisvollen Irrtum, wir seien imstande, die psychischen Elemente zu lokalisieren und geistiges Geschehen dadurch verständlich zu machen. Indes kann die fortgeschrittene Gehirnanatomie keineswegs für das Verständnis der psychischen Erscheinungen, ihrer Folge und gesetzmäßigen Verknüpfung etwas Wesentliches leisten. Es ist unmöglich, psychische Erlebnisse aus ihren materiellen Grundlagen zu begreifen. Wir kennen diese Grundlagen im einzelnen nicht, und doch wäre nur mit der Kenntnis des

einzelnen etwas gewonnen, wenn wir die geistigen Eigenschaften und Anomalien der Kranken besser veranschaulichen wollen. Man unterscheidet unter den Ursachen der Geisteskrankheiten zwischen exogenen und endogenen Faktoren, oder zwischen Prädisposition und auslösender Ursache. Die Nachforschungen nach den Erblichkeitsverhältnissen entbehren noch jeder exakten Methodik. Solange die Biologie die Lehre von der Vererbung nicht fördert, sind die Grenzen der Erkenntnis für die Psychiatrie enge gesteckt. Nirgends wäre die experimentelle Untersuchung so notwendig und wertvoll als in den Erblichkeitsfragen und nirgends ist ihre Möglichkeit für die Psychiatrie so gering wie gerade hier. Die Psychologie hat die Frage zu beantworten, ob es im normalen menschlichen Leben eine psychische Kausalität gibt, die wissenschaftlicher Erkenntnis zugänglich ist, ob die Herrschaft der psychologischen Gesetze auch in der psychiatrischen Wissenschaft zu erkennen ist, ob beim Geisteskranken das psychische Geschehen sich nachweisbar auch nach denselben Gesetzen vollzieht. Selbstbeobachtung in Verbindung mit Beobachtung anderer, namentlich solcher, die sich noch in geistiger Entwicklung befinden, sind die Methoden, die in gewissen Grenzen immer noch am besten ermöglichen, in die Zusammenhänge mancher, namentlich komplizierterer geistiger Geschehnisse einzudringen. Die Psychiatrie kann die experimentelle Psychologie, die Völker- und Individualpsychologie nicht entbehren. (R. Gaupp, Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie, 1903, Seite 1.)

Kulturgeschichte.

Musik, Dichtkunst und Tanz der Yapleute. Tanz, Musik und Poesie nehmen einen breiten Raum im Leben der Yapleute ein, ja, man kann wohl sagen, daß sich ihre Gedanken und Gespräche mehr darum drehen als um etwas anderes innerhalb ihres Gesichtskreises. Schon das Kind, das kaum laufen gelernt, beteiligt sich an den Tänzen und Gesängen, ihm liegen die Tanzbewegungen und die alten Melodieen gewissermaßen im Blute, und es ist ganz erstaunlich, zu sehen, wie vollkommen die Kleinsten die oft recht schwierigen und mannigfaltigen Körperbewegungen der großen Tänzer nachahmen. Am geringsten ist die Musik entwickelt, nur ein Instrument dient zu ihrer Ausübung, eine etwa 15 cm lange einfache Flöte aus Bambusrohr, „Ngall“ genannt. Der langgezogene Ton der Flöte klingt weich und gedämpft und die einfachen Melodieen, die der Spieler ihr entlockt, sind dieselben, welche die Knaben bei uns auf ihren Weidenflöten hervorbringen. Besondere Künstler gibt es nicht auf dem einfachen Instrument, jedermann spielt es gleich vollkommen. Auf einer wesentlich höheren Stufe, wie die Musik, steht dagegen die Poesie. In unzähligen Tanzliedern und Erzählungen sind die Begebenheiten früherer Zeiten, wie auch die der Gegenwart verarbeitet. Alles, was die Yapleute im Innern bewegt, Werden und Vergehen, Liebe und Haß, Kampf und friedliches Alltagsleben, graue Vergangenheit und aktuellste Gegenwart, findet einen Ausdruck im Tanzliede. Die poetische Sprache der Yapleute unterscheidet sich sehr wesentlich von der gewöhnlichen Umgangssprache. Alle Wörter sind in ihr mehr oder weniger verbildet, Silben vorgestellt oder angehängt und zahlreiche Flickwörter in die Sätze eingeschoben. Namentlich in den Tanzliedern ist im Interesse des Rhythmus und der Flüssigkeit der Verse diese Umbildung eine sehr weitgehende und erschwert die Uebertragung der Texte ungemein. Das vollkommenste in künstlerischer Beziehung leisten die Yapleute neben der Baukunst zweifellos im Tanz. Er vertritt in ihrem Leben die Stelle der dramatischen Kunst im weitesten Sinne und um ihn ranken sich gleichsam nur als schmückendes Beiwerk Musik und Poesie. Bei keinem öffentlichen Feste, bei keinem wichtigen Lebensabschnitt darf eine Tanzaufführung fehlen. Gemeinsame Tänze, bei denen Frauen und Männer mitwirken, gibt es nicht. Jedes Geschlecht tanzt nur für sich. Der Körperschmuck der einzelnen Tänzer ist ein ungemein farbenprächtiger und geschmackvoller. Dem Inhalt der Tanzlieder und der Form ihrer Darstellung nach lassen sich zwei große Gruppen von Tänzen voneinander sondern, nämlich die obscönen und die nichtobscönen Tänze. Sexuelle Motive finden sich zwar in den meisten der Tanzaufführungen, aber es ist ein gewaltiger Unterschied in ihrer Behandlung und Darstellung vorhanden. Die Tänze der Frauen gleichen im wesentlichen denen der Männer, sowohl in den Reihen-, wie in den Reigentänzen. Die Bewegungen der

jugendlichen, reizend geschmückten Tänzerinnen sind bei diesem Tanze sehr anmutige und geschehen in langsamem Tempo. Nur Arme und Oberkörper nehmen daran teil. (Dr. Born, Zeitschrift für Ethnologie, 1903, Heft 1, Seite 134.)

Zur Entstehung des Rades und des Wagens. In der Entwicklung der Völker ist die Hirtenstufe nicht, wie meist angenommen wird, dem Ackerbau vorausgegangen. Dem Ackerbau, sofern er durch den Pflug bewerkstelligt wird und daher besser „Pflugbau" genannt wird, geht der Hackbau und Gartenbau voraus. Das Feld des Ackerbaues ist viel größer, wie das der übrigen bodenwirtschaftlichen Betriebe und es wird im Gegensatz zum Hackbau und zur Gartenkultur zu allermeist jedesmal mit einer einzigen Pflanze bestellt, wobei die Getreidearten das erdrückende Uebergewicht haben. Das Feld wird nicht direkt durch menschliche Tätigkeit, sondern mit dem Pfluge bestellt, den der Ochse zieht. Die Verwendung des Ochsen als Arbeitstier am Pfluge ist aber nicht als etwas Ursprüngliches anzunehmen. Vielmehr ging die Verwendung des Ochsen als Zugtier am Wagen der Einführung des Pflugs und der Verwendung des Ochsen an dem neu erfundenen Gerät voraus. Der Entstehung des Wagens mußte natürlich die Entstehung des Rades vorausgehen. Reuleaux und Tylor glauben, daß das Rad aus der Walze entstanden sei. Forestier erklärt sich die Entstehung des Modells zum Wagen aus einem Kinderspielzeug, E. Hahn aus einem Spielzeug müßiger Priester. Beide glauben also dartun zu können, daß ein kleines unpraktisches Modell der praktischen Verwendung des großen Wagens mit Zugtieren auf der Straße vorausging und daß die Entstehung des lose auf der Achse beweglichen Rades in irgend einer Art oder Form damit zusammenhängt, daß der Wirtel, jenes wichtige Gerät der Urzeit, schon vorhanden war. (Ed. Hahn, Internationales Zentralblatt für Anthropologie, 1903, 1.)

Antike Porträts. Graf entdeckte in den antiken Porträts, die in Kerke, einer Gräberstätte Mittelägyptens, aufgefunden wurden, frappante Aehnlichkeiten und zum Teil Gleichheiten mit Ptolemäer-Köpfen auf Münzen. Auch der Umstand, daß die meisten dieser Porträts königliche Abzeichen tragen, beweist die Richtigkeit dieser Annahme. Da sich die Mitglieder der Königsfamilie behufs Porträtierung sicherlich nur an die ersten Künstler ihrer Zeit gewandt haben werden, sind uns in dieser Sammlung zweifellos die Werke der berühmtesten Maler jener frühen Epoche erhalten geblieben, griechischer Maler, welche ihre Kunst in Alexandria ausübten, während das herrliche Porträt des Königs Perseus noch im alten Griechenland hergestellt sein muß. Im ganzen sind 68 Bilder in der Sammlung vereinigt. (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1893, Seite 65.)

Soziale Hygiene.

Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Außer den „Mitteilungen" wird die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vom April d. J. ab auch eine „Zeitschrift für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" herausgeben, in der Arbeiten größeren Umfangs und solche streng wissenschaftlichen Charakters, die sich mit der Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten beschäftigen, aufgenommen werden sollen. Die Zeitschrift wird von Dr. A. Blaschko-Berlin, Professor E. Lesser-Berlin und Professor A. Neisser-Breslau redigiert werden und im Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig erscheinen. Der Preis ist für den in zwanglosen Heften erscheinenden Band auf 12 Mark, für die Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft" bei direkter Bestellung durch das Bureau auf 8 Mark festgesetzt worden. Der I. Band wird die Verhandlungen des I. Kongresses in Frankfurt a. M. enthalten.

Die Tuberkulosesterblichkeit und die Erfolge ihrer Bekämpfung. In Preußen starben nach Angabe des königlichen statistischen Bureaus in Berlin an Tuberkulose: 1876 von je 10000 Lebenden 30,95, 1892 je 25,01, 1901 je 19,54. Diese Zahlen zeigen, daß die Tuberkulosesterblichkeit in Preußen, soweit sie durch standesamtliche Totenscheine festgestellt ist, in der Abnahme begriffen ist. Angesichts des allseitig aufgenommenen Kampfes gegen die Tuberkulose drängt sich die Frage auf, ob ein ursächlicher Zusammenhang zwischen den Bestrebungen zur

Bekämpfung der Tuberkulose und zwischen dem Sinken der Tuberkulosesterblichkeit anzunehmen ist. Dieselbe kann einerseits durch Verminderung der Erkrankungen, andererseits durch Vermehrung der Heilungen bedingt sein. Eine bloße Besserung von Tuberkulosen, deren Krankheit schließlich doch zum Tode führt, bedingen nur eine periodische Verschiebung in der Mortalitätsstatistik im Gegensatz zu den Heilungen, die eine Abnahme der absoluten Zahl der Tuberkulosetodesfälle zur Folge haben. Nur auf Grund längerer Beobachtungsperioden dürfen Schlüsse auf die Wirksamkeit der Prophylaxe oder der Therapie der Tuberkulose gezogen werden, zumal wenn nur eine Statistik der Todesfälle und nicht auch der Tuberkuloseerkrankungen zu Gebote steht. Es ist dann immer so zu verfahren, daß man längere Zeitperioden, Jahrfünfte oder Jahrzehnte, vor Anwendung der prophylaktischen beziehungsweise therapeutischen Maßnahmen mit gleichen Zeitperioden nach Anwendung derselben vergleicht unter besonderer Berücksichtigung der Zeitdauer, nach welcher deren Wirkung in der Statistik zum Ausdruck kommen kann. Im Jahre 1887 wurde der Tuberkelbazillus entdeckt; die darauf begründete prophylaktische Bekämpfung führte zu einem starken Sinken der Mortalitätsziffer. In das Ende der neunziger Jahre fällt der Beginn der Heilstättenbestrebungen. Ein Urteil über deren Wirksamkeit aus der Mortalitätsstatistik zu gewinnen, ist augenblicklich unmöglich, dafür ist die Zeit, seit welcher die Heilstätten in größerer Anzahl im Betriebe sind, eine zu kurze und die Zahl der in den Heilstätten Behandelten bisher im Verhältnis zur Gesamtzahl der Tuberkulosen eine zu geringe. Nur die Vergleichung zwischen einer größeren Zeitperiode vor der Wirksamkeit der Heilstätten und einer Zeitperiode nach der Wirksamkeit vermag ein klares Bild von deren Wert für die Bekämpfung der Tuberkulose zu geben und alle Schlüsse, die zur Zeit auf Grund der Todesursachenstatistik für oder gegen die Heilstätten gezogen werden, müssen als verfrüht bezeichnet werden. (A. Kayserling, Zeitschrift für Tuberkulose und Heilstättenwesen, 1903, Seite 191.)

Mäßigkeit oder Abstinenz? Der Vorsitzende des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, Senatspräsident Dr. von Strauß und Torney, veröffentlicht nachfolgende in der letzten Sitzung des Verwaltungsausschusses in Berlin einstimmig angenommene Erklärung: Gern erkennen wir die vielfache Anregung und Belehrung, welche der Internationale Kongreß gegen den Alkoholismus zu Bremen geboten hat, an. Dagegen bedauern wir, daß die Hoffnung, derselbe werde den aussichtsreichen Ausgangspunkt für engeres Zusammenschließen aller verschiedenen Richtungen in dem Kampfe gegen den Alkoholismus in Deutschland bilden, sich nicht erfüllt hat. Die Haltung der Vertreter der extrem abstinenten Richtungen ließ das hierfür erforderliche Verständnis und die gerechte Anerkennung der Bestrebungen unseres Vereins durchaus vermissen und es wurden vielfach Grundsätze aufgestellt und rücksichtslos verfochten, mit denen die unseres Vereins sich nicht vereinigen lassen. Uns haben die Verhandlungen des Kongresses in der Ueberzeugung auf der einen Seite von der andauernden Notwendigkeit der energischen Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke, auf der anderen Seite aber auch von der Richtigkeit der in den Satzungen unseres Vereins in dieser Beziehung niedergelegten Grundsätze, nach denen nicht nur die Enthaltsamkeit, sondern auch die Mäßigkeit als ein wirksames und vollberechtigtes Mittel gegen den Alkoholismus anzuerkennen ist, nur bestärken können, und wir sind entschlossen, nach wie vor auf dem Boden dieser Satzungen jenen Kampf mit voller Entschiedenheit weiter zu führen. Wir fordern alle, die mit uns in dem Mißbrauch geistiger Getränke einen der bedenklichsten, am Marke des deutschen Volkes zehrenden Schaden erblicken, auf, uns in diesem Kampfe kräftigst zu unterstützen.

Deutscher Arbeiter-Abstinenten-Bund (Sitz Berlin). Laut Beschluß der Konferenz der abstinenten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands, die am 13. und 14. April d. J. in Bremen tagte, haben sich sämtliche Arbeiter-Abstinenz-Vereine Deutschlands zu einer Zentralorganisation zusammengeschlossen, welche obigen Namen führt. Die Arbeiter-Abstinenten hoffen durch diese Organisation eine nachhaltigere Propaganda gegen den Volksfeind Alkohol inmitten der Arbeiterschaft führen zu können.

Das Komitee für Krebsforschung, an dessen Spitze Professor von Leyden, Professor Kirchner und Direktor Dr. Wutzdorf stehen, leitet jetzt eine weitere Sammelforschung in denjenigen Gegenden von Deutschland ein, welche anscheinend nach dem Berichte der ersten Zusammenstellung, die vor einigen Monaten erschienen ist, durch besonders zahlreiche Krebserkrankungen ausgezeichnet sind. Die Aus-

sendung der Fragebogen wird demnächst erfolgen. Es ist hervorzuheben, daß das deutsche Komitee die Anregung zur Bildung analoger Einrichtungen in anderen Ländern gegeben hat, so daß das Komitee sich immer mehr zu einer internationalen Sammelstelle für die Krebsforschung in allen Ländern heranbildet. Außerdem sollen in einzelne Gegenden von Deutschland, wo besonders zahlreiche Krebserkrankungen vorhanden sind, Aerzte gesendet werden, um eigene Studien hier anzustellen.

Die Notwendigkeit von Schulärzten. Für die Notwendigkeit der Anstellung von Schulärzten sprechen die Befunde, welche in den Jahren 1899 und 1900 in 16 Kantonen der Schweiz bei schulärztlichen Untersuchungen erhoben wurden. Unter 107968 Kindern mußten 15595 (14,4 pCt.) als nicht völlig normal erklärt werden. Unter diesen waren 83 blödsinnig, 552 hochgradig schwachsinnig, 1943 in geringerem Grade schwachsinnig, ferner litten an Augenfehlern 6895, an Gehörfehlern 2032, an Fehlern der Sprachorgane 1833, an Nervenkrankheiten 130 und an anderen Krankheiten 2016. Sittlich verwahrlost waren 111 Kinder.

Rassen-Hygiene.

Alkohol und Stillungsvermögen. In der öffentlichen Versammlung des deutschen Abstinenten-Frauenbundes, womit der IX. Internationale Kongreß gegen den Alkoholismus eröffnet wurde, hielt Frau Else Röse-Dresden einen Vortrag über das Thema „Alkohol und Stillungsvermögen". Die Vortragende hat persönlich an den ausgedehnten statistischen Erhebungen teilgenommen, die ihr Gatte Dr. med. C. Röse im Auftrage der Dresdener Zentralstelle für Zahnhygiene in den verschiedensten Gegenden von Deutschland, Schweden, Holland, Belgien, Dänemark, Böhmen und der Schweiz angestellt hat. Bei diesen Erhebungen wurde unter anderen auch die Stillungsfrage eingehend studiert. Es steht fest, daß von den künstlich ernährten Kindern schon im ersten Lebensjahre 3—6 mal so viele sterben als von Brustkindern, und dabei nimmt die Unlust oder Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder selbst zu stillen, in den Kulturländern von Jahr zu Jahr zu. Wahrlich, ein trauriges Merkmal von der zunehmenden Entartung der weißen Rasse. Frau Röse steht keineswegs auf dem Standpunkte einer übertriebenen Humanitätsduselei und legt sich ernsthaft die Frage vor, ob die große Säuglingssterblichkeit vom rassenhygienischen Standpunkte aus nicht vielleicht gar ein Vorteil sei, wie einzelne Gelehrte behauptet haben. Diese Ansicht muß indessen tatkräftigst zurückgewiesen werden. Die große Sterblichkeit der künstlich ernährten Säuglinge übt allerdings eine gewisse natürliche Auslese aus. Es bleiben eben nur die übrig, die die besten Verdauungsorgane von Natur aus besitzen. Den Kampf ums Dasein führen wir aber bekanntlich nicht mit dem Magen, sondern mit dem Kopfe. Es muß also mit allen Kräften verhütet werden, daß nicht etwa die besten Köpfe zu Gunsten der besten Mägen schon im Säuglingsalter dahinsterben. — Mit scharfen Worten wendet sich Frau Röse gegen jene Frauen, die trotz vorhandener Fähigkeit aus Eitelkeit oder Bequemlichkeit nicht stillen wollen. Sie verdienen es, von ihren eigenen Kindern verachtet zu werden! Die Muttermilch ist, ebenso wie das Blut, ein ganz besonderer Saft, den kein künstliches Nährpräparat dem Säuglinge je vollständig zu ersetzen vermag. Es fragt sich, ob der bekannte Soxhlet-Apparat nicht weit mehr Schaden als Nutzen gestiftet habe? Sehr zu bedauern sind die Mütter, die trotz besten Willens nicht mehr stillen können. Abgesehen von den größeren Industriestädten, gibt es auch unter der Landbevölkerung große Gebiete, in denen die Unfähigkeit zum Stillen geradezu heimisch ist. Das ist z. B. der Fall in den kalkarmen, gebirgigen Gegenden von Sachsen, Nordböhmen und Schlesien, vor allen Dingen aber in den südlichen Teilen von Bayern und Württemberg und in der nordöstlichen Schweiz. Außer den brustbeengenden Schnürleibern sind noch zwei weitere Ursachen für die zunehmende Entartung der Brustdrüsen verantwortlich zu machen: 1. kalk- und nährsalzarme Nahrung, 2. der Alkoholgenuß. Professor von Bunge, der zuerst die schädlichen Einwirkungen des Alkohols auf die Brustdrüsen beobachtet hat, versucht es sogar, den Nachweis zu führen, daß der übertriebene Alkoholgenuß eines Mannes dessen Keimplasma in solcher Weise zu schädigen vermag, daß seine Tochter die Fähigkeit zum Stillen verliert. Solche Fälle kommen tatsächlich vor. Viel verderblicher aber ist der Alkoholgenuß seitens

der Frauen selbst. Aus von Bunges Statistik geht z. B. hervor, daß von den stillungsunfähigen Frauen nahezu sämtliche regelmäßig Alkohol genossen, wenn auch angeblich nur in mäßigen Grenzen. Die Frau ist aber infolge ihrer schwächeren Organisation dem Alkohol gegenüber viel weniger widerstandsfähig als der Mann. Weitaus die beste Stillungsfähigkeit findet sich nach Frau Röse im Königreiche Schweden, wo sich im Gegensatze zu den Männern die Frauen noch beinahe gänzlich des Alkoholgenusses enthalten. Ebenso ist das in den guten Stillungsgegenden Deutschlands der Fall. Dagegen zeichnen sich alle Nichtstillungsgegenden dadurch aus, daß dort der Haustrunk mehr oder weniger weit verbreitet ist. Vor allen Dingen treffen wir ihn im Gebiete der schwäbisch-bayrischen Hochebene an, wo bekanntlich der Bier- und Mostgenuß Milliarden an Volksvermögen verschlingt. Einer der schlimmsten Wege, um dem Alkohol Eingang in die Frauenwelt zu verschaffen, ist der Flaschenbierhandel, dessen grundsätzliche Unterdrückung sich die deutschen Behörden zur ernsten Pflicht machen sollten. Vor allen Dingen aber handelt es sich darum, durch Belehrungen in der Presse aufklärend zu wirken. Weitaus die Mehrzahl der nicht stillenden Frauen könnten immerhin wenigstens ein oder einige Monate ihrer Mutterpflicht genügen. Ihnen muß immer und immer wieder vor Augen geführt werden, daß das Selbststillen nicht nur die billigste und bequemste Art der Säuglingsernährung ist, sondern daß es auch die Frau selbst vor dem Entstehen von Unterleibsleiden und vor allzu rasch wiederkehrendem Kindersegen schützt. Am meisten zu bedauern sind die armen Frauen, die trotz vorhandener Fähigkeit einzig und allein aus Erwerbsgründen ihren Säuglingen nicht gerecht werden können. Hier hat der Staat die unabweisbare Pflicht, rasch und gründlich Abhülfe zu schaffen. Man sollte einmal „Halt“ machen mit der Errichtung immer neuer Tuberkulosenheime und sollte statt dessen lieber Stillungsheime für arme und verlassene Mütter gründen. Solche Stillungsheime müßten vorzugsweise in kalkreichen, fruchtbaren Landgegenden eingerichtet werden in Verbindung mit einem größeren Landgute, auf dem Obst-, Gemüse- und Gartenkultur betrieben wird. Die Insassen solcher Stillungsheime sollen durchaus nicht etwa faulenzen. Sie sollen nur eine Gelegenheit erhalten zu einer gesunden körperlichen Arbeit, die es ihnen ermöglicht, sich nebenbei ihren Säuglingen zu widmen. Bei richtiger Organisation könnten solche Stillungsheime ihre Erhaltungskosten zum größten Teile aus eigenen Einnahmen decken. Hoffentlich findet sich recht bald ein edeldenkender Privatmann, der dem Staate an einem Beispiele beweist, wie segensreich solche Stillungsheime zu wirken vermögen.

Wehrkraft und Bevölkerungsrückgang in Frankreich. Der Pariser Mitarbeiter der Leipziger Neuesten Nachrichten schreibt (1903, No. 82): Der ärztliche Mitarbeiter des Journal des Débats, Dr. Daremberg, nennt es einen Zahlen-Wahnsinn, daß die französische Regierung an der jährlichen Aushebung von 230000 Rekruten festhalte. Er ist der Meinung, daß infolge der Notwendigkeit, stets 230000 Mann unter den sich stellenden auszuwählen, die Militärärzte gezwungen seien, schwächliche und selbst kranke Leute einzustellen, die im Kriegsfalle oft nicht fünf oder zehn Tage die Strapazen zu ertragen imstande wären. Somit würden, noch ehe man an den Feind herangekommen, schlimme Lücken in die Reihen der Truppen gerissen werden. Ehemals hätten die französischen Militärärzte von 1000 Untersuchten 120 als Untaugliche abweisen können, heute dürften es nicht mehr denn 84 sein. Während man in Frankreich von 400000 das Dienstalter Erreichenden 230000 benötige, hätte man in Deutschland die Wahl unter 1270000 Leuten. Aus diesen Gründen wären die Todes- und Krankheitsfälle im französischen Heere so bedeutende. Die Zahl der nach einiger Dienstzeit als untauglich entlassenen Soldaten, die 1896 pro 1000 Mann 22,7 betrug, erreichte 1900 26,9 und trotzdem stieg die Sterblichkeit von 4,57 auf 4,85! (In Deutschland nur 2,5.) Die Schwindsucht nimmt unheimlich zu; 1880 konstatierte man in den Militär-Hospitälern auf 1000 Mann der Effektiv-Bestände 2,5; 1890 schon 5,1 und 1900 gar 6,08 Fälle. Nach Dr. Daremberg ist es eine ausgemachte Sache, daß die französische Rasse eine degenerierte, gesundheitlich auf einem niedrigeren Niveau denn die Nachbarvölker stehende ist. Man müsse sehen, frisches, gesundes, ausländisches Blut dem französischen Volke dienstbar zu machen. Bisher müsse der Ausländer dafür bezahlen, um die französische Naturalisation zu erlangen, man müsse ihn hinfort im Gegenteil bezahlen lassen, wenn er ihr nach mehrjährigem Aufenthalt entgehen wolle. Wie viele Piemonteser Arbeiter z. B. verlangten naturalisiert zu werden. Deren Kinder würden kräftige Soldaten werden. Das Geld jener Ausländer, die sich von der Naturalisation loskaufen, wäre für die bessere Verpflegung

der französischen Jugend zu verwenden. Ein ingeniöses Projekt. Mögen die fremden Regierungen ihre Augen offen halten, um ihre Landeskinder vor ähnlichen Ausnahme-Gesetzen zu bewahren (wie z. B. vor der geplanten Besteuerung fremder Arbeiter), denn die nachwuchsarme Republik möchte sie ihnen abspenstig machen.

Zur Kenntnis der erblichen Krankheiten. R. Pfeiffer berichtet aus der Deutschen Zeitschrift für Nervenheilkunde (XXII, 5 und 6) die Ansichten von E. Jendrassik über die hereditären Krankheiten, die derselbe in einer Reihe von Schlußsätzen folgendermaßen zusammenfaßt: Die Heredität, eine spezifische Krankheitsursache, ruft solche Krankheiten hervor, die aus anderen Ursachen nicht entstehen können. Es ist nicht richtig, nur dann von einer hereditären Erkrankung zu sprechen, wenn mehrere Familienmitglieder in gleicher Form ergriffen werden. Isoliert bleibende Fälle kommen öfters, ja in der Mehrzahl der belasteten Familien vor, freilich können die scheinbar gesund gebliebenen Mitglieder der Familie weitere Krankheitsfälle in ihren Descendenten darstellen. Die hereditären Krankheiten entwickeln sich nicht in ganz typischen, scharf umschriebenen Bildern, im Gegenteil treten die heterogensten Symptome in endlosen Kombinationen auf. Die hereditären Krankheiten können sämtliche Elemente des Körpers angreifen, das Nervensystem, die Muskeln, das Bindegewebe, die Knochen, die einzelnen Organe u. s. w. In einzelnen Fällen wird nur die Disposition vererbt zu verschiedenen exogenen Leiden, in anderen direkte Aplasieen, Hyperplasieen, Atrophien, Degenerationen. Die Symptome eines hereditären Leidens können innerhalb derselben Familie Unterschiede zeigen, immerhin bleibt das allgemeine Bild getreu erhalten. Eigentümliche, ungewohnte Gruppierung von sonst kaum zusammen vorkommenden Symptomen chronischer, lange progredienter Entwicklung entspricht höchstwahrscheinlich einer hereditären Degeneration. Verwandtschaft der Eltern erhöht bedeutend die Möglichkeit der Entstehung einer hereditären Degeneration. (Schmidts Jahrbücher, 1903, 4, Seite 51.)

Ueber Vererbung von Geisteskrankheiten. Die Annahme, daß das Darwinsche Gesetz der Vererbung auch für die Form der Geisteskrankheiten Geltung habe, bestätigt sich nach den Befunden an dem Material der Heidelberger Klinik und der Heilanstalt Kennenburg nicht. Es fanden sich vielmehr gleichartige Vererbung nur in 70 pCt. bei Eltern und Kindern, bei Geschwistern in 69 pCt., bei den Geschwisterkindern nur in 46,5 pCt. der Fälle. Es ergab sich außerdem eine überwiegende Zielstrebigkeit im Sinne einer Degenereszenz der Krankheitsform der Nachkommen, eine Beobachtung, die auch dadurch ihre Bestätigung findet, daß sämtliche überhaupt zur Beobachtung gelangten Descendenten mit einer einzigen Ausnahme meist in wesentlich jüngerem Alter zur Aufnahme gelangten als die Ascendenten. Auch der Verlauf scheint sich bei der Descendenz ungünstiger zu gestalten, als bei der Ascendenz. (Krauß, Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie, 1903, Seite 52.)

Sozialpolitik.

Rechtsverhältnis der Kartellprobleme. Auf dem deutschen Juristentag wurde die Frage zur Diskussion gestellt, welche Maßregeln sich für die rechtliche Behandlung der Industriekartelle empfehlen. Professor Menzel-Wien trat entschieden für ein Eingreifen der Staatsgewalt ein. Er stellte den Antrag: 1. Der deutsche Juristentag spreche seine Ueberzeugung dahin aus, daß für eine gesetzliche Regelung der Industriekartelle vorerst empfohlen wird die Einführung öffentlicher Kartellregister und die Statuierung einer Auskunftspflicht gegenüber der Staatsverwaltung von seiten der kartellierten Unternehmer, ihrer Organe und Kommissionäre. 2. Der Juristentag erklärt eine Reform der Gesetzgebung über die wirtschaftlichen Korporationen, insbesondere die Aktiengesellschaften, gegenüber der Wahrung öffentlicher Interessen ermöglicht wird. — Die Stellung unter Staatsaufsicht verlange Heranbildung sachkundiger Staatsorgane und eine Reform der Gesetzgebung über wirtschaftliche Vereine. Die Aenderung des Korporationsrechtes denkt sich Menzel als eine Annäherung des Privatkorporationsrechtes an den Rest der öffentlichen Genossenschaften. Auf diesem Wege könne auch die Ausgestaltung der Verhältnisse zwischen Unternehmer und Arbeiter im Sinne einer fortgeschrittenen Sozialpolitik ungeheuer gefördert werden. Damit eröffne sich ein Blick in eine höhere

Organisationsform der Volkswirtschaft, welche das Privateigentum und die Energie des einzelnen nicht ertöte, aber dem wirtschaftlichen Egoismus Schranken setzt, welche er nicht überschreiten könne. Wer ihm auf diesem Wege folge, könne der Verstaatlichung einzelner Industriezweige als ultima ratio, wie sie Waentig vorschlägt, nicht das Wort reden. Die Verstaatlichung des Industriezweiges sei scheinbar eine einfache Lösung eines wirtschaftlichen Problems, aber auf sozialem Gebiete sei nicht die Einfachheit immer der Prüfstein der Wahrheit. Die politische Organisation sei immer komplizierter geworden, auch auf wirtschaftlichem Gebiete bedeute die Teilung der Souveränetät einen Fortschritt: gewissermaßen das Zusammenwirken der wirtschaftlichen Korporationen als Eigentümer der Produktion und der öffentlichen Verwaltung. Erst dann, so schließt Menzel, wird man sagen können, daß das Postulat des großen politischen Denkers Rudolf Gneist, welches er nicht müde war, zu betonen, erfüllt ist, daß die egoistischen Interessen ihre Schranken finden in der ewigen Idee des Staates als Hüters des öffentlichen Wohles. (Die Industrie, 1902, 37.)

Moderne Gesichtspunkte für die Fürsorge verlassener Kinder. Neue Zeiten erfordern neue Methoden. Waisenhäuser und ähnliche Institute haben ihre Aufgabe durchaus richtig erfüllt und zu ihrer Zeit und in ihrer Art viel Gutes gestiftet. Aber ihr Arbeitsfeld muß ein beschränktes, ihre Grenzen müssen eingeengt werden. Bisher war ihr Zweck im allgemeinen der: Verlassenen Kindern Wohnung und Erziehung zu gewähren. Jetzt ist die Bildung der Menschen eine allgemeinere, die Gelegenheit zur Bildung eine reichlichere geworden; jetzt steht jedem Kind jede Schule offen. Man hatte bisher verlassene und vernachlässigte Kinder meist unter einer Schablone behandelt. Man kümmerte sich um solche nur, wenn der Tod ihrer Eltern auf sie die öffentliche Aufmerksamkeit richtete oder wenn sie einen offenen Verstoß begingen. Dann mußten die Behörden einspringen. Heute, im Zeitalter der sozialen Fürsorge haben wir mit unseren Ansprüchen auch die jener Kinder zu erweitern. Man entfernt die Ursachen, man heilt die sozialen Gebrechen, indem man ihrem Entstehen vorbeugt. Und so sucht man jetzt vernachlässigte Kinder von selbst auf — bevor sie sich gegen die Allgemeinheit vergehen —, läßt sie nicht mehr in der und jener Umgebung, entfernt sie oft schon bei Mangel an Sauberkeit und Hütung aus ihrem Milieu. Jetzt, wo aus öffentlichen Mitteln reich dotierte Asyle genügend zahlreich vorhanden sind, wäre es eine Kleinigkeit, im allgemeinen die meisten bedürftigen Kinder unterzubringen. Hier hat die Reform nicht einzusetzen. Vielmehr in der Richtung der Wahrung der Individualität des Kindes, daß man unterscheidet zwischen den Umständen, die die Ursache der Fürsorge ausmachen. Leider sind auf diesem Gebiete nirgends Fortschritte gemacht worden, wenigstens nicht in diesem Sinne. In der häuslichen und öffentlichen Hygiene, in der Irrenpflege und Krankenfürsorge — überall neues Leben und neue Anregungen. Und doch läßt sich dieser Boden so gut beackern. Haben wir doch zwei immense Vorteile. 1. Wir können alle fremden Einflüsse eliminieren. Wir können die Kinder hinbringen, wohin es uns beliebt, sie jeden beliebigen Beruf ergreifen lassen. 2. Die Erfolge lassen sich genau kontrollieren. — Früher galt es als einzig richtig, einer Mutter, die sich aus zugegebenen Gründen von ihrem Kinde trennen wollte, dies möglichst zu erlauben und ihr so eventuell die Gelegenheit zu geben, einen etwaigen neuen Lebenszweck zu erfüllen. Dies war aber entschieden ein Fehler. Mutter und Kind sind eins, eins zum Wohle des anderen da. Separiert leiden beide. Daher müssen die modernen Bestrebungen dahin gehen, die Mutter zu unterstützen, daß sie ihre Kinder erhalten kann. Man muß ihr eine Position, Arbeitsgelegenheit schaffen. Vor allem bleibt ihr dann das Gefühl der Verantwortlichkeit. Man erreicht damit mehr als mit Polizeichikanen. Neue Lehren hat man auch, wie gesagt, bei der Fürsorge von Kindern einzuschlagen, deren Eltern tot sind oder aus irgend welchem Grunde nicht für sie sorgen können. Bisher hatte man für sie nur die Waisenhäuser. Hier waren diese Kinder einfach eine Zahl, eine Nummer. Jetzt hat man sich zu bestreben, diese Kinder in Familien unterzubringen, besonders kinderlosen. Man bezahlt entsprechende Entschädigungen — die Kosten sind allerdings höher als die Unterbringung in geschlossenen Anstalten. Kinder unter vier Jahren müssen aber diesen sozialen Fortschritt genießen. Es bieten sich mannigfache Vorteile, besonders die Möglichkeit, daß diese präsumptiven Eltern später das Kind adoptieren. — Bei Kindern von 4—14 Jahren hat man verschiedene Punkte zu erwägen. Billiger ist auch hier die Aufnahme in Asylen. Aber humaner ist die Familienerziehung. Denn die Individualität wird berücksichtigt, geistige und körperliche Gebrechen können es ebenfalls. Vor allem aber findet das Kind in der

Familie einen Halt; und nicht bloß in der Familie — auch in der Ortsgemeinschaft, wo es erzogen würde. Die eignen Eltern können das Kind jederzeit gegen Erstattung der Pflegekosten zurückerhalten. Der Hauptgesichtspunkt ist der erwähnte Halt fürs Leben. — In Asylen und festgeschlossenen Anstalten gehören nach moderner Auffassung **nur** Kinder im Alter von 10—14 Jahren, die verwahrlost sind und zur Vagabondage neigen. Hier tut strenge Zucht not. — In der inneren Verwaltung der Waisenhäuser hat das Pavillonsystem Anwendung zu finden. Einzelhäuschen mit je einem Leiter für eine kleinere Anzahl Kinder, nicht wie bisher für mehrere Hundert. — Wertvoll ist es, den Kindern beizeiten den Zusammenhang von Arbeit und Geld beizubringen. In Amerika gibt es eine Institution, die ihren Zöglingen in den Lehrplänen beständig diesen Zusammenhang zeigt. — Also auch in diesem Sinne ist die geschlossene Anstalt nur für ältere Kinder geeignet. — Die moderne amerikanische Auffassung verlangt ferner, daß Pflegeltern, die, wie oben erwähnt, kleine Waisen aufgenommen haben, diese später in solche Institute schicken. Diese Waisenanstalten sollen nämlich allmählich in eine Art technischer Handfertigkeitsschulen umgewandelt werden. Und hier werden die Kinder am besten fürs Leben vorbereitet werden, durch das Verständnis für Kapital und Arbeit. Und die Gemeinden selbst werden nach und nach einsehen, daß das der beste Weg in der Fürsorge für die verlassenen Kinder ist, wenn man ihnen den Weg zeigt, sich unabhängig zu machen. (The Menorah, Dezember 1902.)

Erziehung und Unterricht.

Das sogenannte verwahrloste Kind. Der Kampf gegen das Verbrechen ist nur möglich durch Schutz der gefährdeten Jugend, aus welcher erfahrungsgemäß manche Verbrecher herauswachsen. Ein verwahrlostes Kind zeigt gewisse Defekte im Gemüts- und Geistesleben, die von einem nachlässigen unordentlichen Aeußeren begleitet sind. Verwahrloste Kinder entstammen nicht nur armen Familien, sondern auch aus „besseren" und „vornehmen" Kreisen. Der körperliche und seelische Zustand der Eltern, namentlich der Mutter, hat einen großen Einfluß auf die Leibesfrucht. Es ist außer Zweifel, daß viele Kinder die Verirrungen, Sünden und das Mißgeschick der Eltern büßen müssen. Es ist aber höchst ungerecht und unpädagogisch, dieses Unglück auch die Kinder besonders hart fühlen zu lassen, indem sie in Anstalten aufgenommen werden, wo sie als „verwahrloste Kinder" öffentlich gebrandmarkt werden. Es ist lieblos, von „Armenerziehung", von „Rettungsanstalten" zu sprechen. Man sollte solche Anstalten einfach staatliche Erziehungsanstalten nennen. „In der Erziehung erscheine das Kind als völlig neutrales Objekt, dessen soziale und sittliche Verhältnisse ihm gegenüber stillschweigend als nicht bekannt vorausgesetzt werden." (Kuhn-Kelly, Schweizer Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik, VIII, 20.)

Die Beseitigung des Stotterns bei schulpflichtigen Kindern. 1. Schulgesundheitspflege macht es sich zur Pflicht, sich auch der mit dem Sprachgebrechen des Stotterns behafteten Schulkinder anzunehmen und überall da, wo noch keine Heilkurse für stotternde Kinder eingerichtet sind, solche bei den Schulbehörden zur Einrichtung anzuregen. 2. Die Heilkurse werden von sachkundigen, mit dem Wesen und der Heilung des Stotterns vertrauten Lehrern geleitet, die mit den Klassenlehrern der betreffenden stotternden Kinder in Verkehr treten müssen, bezüglich der Individualität des einzelnen Falles und der nach und nach erlangten Sprachfertigkeit. 3. Der Schularzt hebt bei seinen Revisionen die stotternden Kinder heraus, weist sie dem Heilkursus zu, stellt die Ursache des Leidens und die sonstige Allgemeinbehandlung fest, überwacht den Heilkursus und stellt im Verein mit den zuständigen Behörden das Resultat bei den Abschlußprüfungen fest. 4. Es empfiehlt sich, daß in den einzelnen Unterrichtsstunden des Heilkurses auch die jeweiligen Lehrer der stotternden Kinder und deren Eltern öfters zuhören, um sich eine richtige Kenntnis von dem Heilverfahren zu verschaffen, um auch ihrerseits helfend eingreifen zu können. 5. Die im Heilkursus stehenden Kinder sind im sonstigen Schulunterricht in Rücksicht auf ihre Leiden liebevoll und aufmunternd zu behandeln. (E. Knöfler, Verhandlungen der III. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, 1902, Seite 165.)

Rechtswissenschaft.

Experimentell-psychologische Untersuchung von Verbrechern. Je tiefer man in das Studium des Verbrechens eindringt, desto verwickelter erscheinen die psychischen und moralischen Bedingungen, welche die Grundlage der Verbrechernatur bilden. Im Verbrechen spiegelt sich die ganze Individualität des Subjekts wider, ja seine ganze psychophysische Organisation. In gewissen Fällen liegt dem Verbrechen eine besondere Reizbarkeit und Impulsivität der Sinnessphären zu Grunde; das sind die sogenannten Verbrechen im Affekt. In anderen Fällen bildet die Grundlage der verbrecherischen Natur ein angeborener Defekt der Sinnessphäre, sich äußernd in einem Zurückbleiben des moralischen Gefühls; diese Art Verbrecher handelt gewöhnlich mit Vorbedacht, sucht Befriedigung der Bedürfnisse ohne eigene Anstrengung; es ist der Typus des Verbrechers ohne moralisches Gefühl, zumeist geborener Verbrecher, der Form der moral insanity nahestehend. Andere Verbrecher zeigen Defekte des Intellekts, Unfähigkeit, das Recht des Eigentums und seine Bedeutung zu ermessen, die Grenze zwischen Gut und Böse klar zu unterscheiden. Wir haben hier den schwachsinnigen und geisteskranken Verbrecher vor uns. Je nach anderen Fällen handelt es sich um Verbrecher mit durch Alkoholismus geschwächter Willenskraft, ausgezeichnet durch Trägheit und Fähigkeit zu systematischer Arbeit, Individuen, die im Verbrechen die einzige Existenzmöglichkeit erblicken. Die Einteilung in Verbrechertypen kann nur zu einer vorläufigen Orientierung dienen. Die anthropologische Erforschung des Verbrechers hat keinerlei positive Ergebnisse geliefert, obgleich der Wert jener zahlreichen Tatsachen unverändert, unverkleinert bleibt, die über den Körperbau des Verbrechers durch Lombroso und seine Schule gesammelt wurden und die zunächst auf Beziehungen gewisser Verbrechertypen zur Degeneration hinweisen. Hier wiederum ist die psychologische Verbrecherforschung, die bereits eine längere Vergangenheit besitzt und mit der Entwicklung der Kriminalanthropologie einen besonderen Aufschwung genommen hat, schon von zahlreichen Forschern gepflegt worden, und wenn in dieser Richtung sicher noch vieles geschehen kann, so sind die wesentlichsten Ergebnisse, um die es sich handelt, bereits vorgezeichnet. Hinzutreten muß aber noch das experimentell-psychologische Studium des Verbrechers, namentlich in Bezug auf die Gefühlsreaktion, des Gedächtnisses, der Ideenassoziationen u. s. w., also den Erscheinungen des individuellen Seelenlebens. (W. von Bechterew, Journal für Psychologie und Neurologie, 1903, Seite 1.)

Alkohol und Verbrechen. Ueber den Zusammenhang zwischen Alkoholgenuß und Verbrechen existiert bereits eine kleine, etwas diffuse Literatur; sie ist vorwiegend durch die Antialkoholbewegung hervorgerufen, daher nicht ganz frei von Uebertreibungen. Aber weder die Wissenschaft noch die Gesetzgebung, weder die bürgerliche Gesellschaft noch die Staatsverwaltungen haben dieser Frage gebührende Aufmerksamkeit zugewendet. Die Statistiken über den Alkoholismus als Ursache des Verbrechens stimmen nicht genau überein. Die Statistik kann indes nicht mehr tun, als das Vorhandensein des Alkoholismus als Bedingung des Verbrechens zu konstatieren und aus deren relativer Häufigkeit Schlüsse auf deren Wirksamkeit ziehen. In den Zählkarten sind folgende Fragen zu beantworten: Ist das Verbrechen im Zustande der Trunkenheit begangen worden? Ist der Verbrecher trunksüchtig? War es sein Vater? seine Mutter? Was als Trunksucht zu bezeichnen ist, darüber müßte auf Grund fachmännischer Untersuchungen eine Einigung erfolgen. Nach den Untersuchungen von Löffler steht es fest, daß der Alkohol seine Verwüstung vorwiegend bei Personen des besten Mannesalters anrichtet. Bei Verbrechen von Personen zwischen 20 und 60 Jahren zählt man in Wien 63,3 pCt. Trunkenheitsfälle! Die größere Zahl der Roheits- und Sittlichkeitsverbrechen wird im Zustande der Trunkenheit begangen. Nach den Erfahrungen im Wiener Landgerichtsbezirk findet die Trunksucht vorwiegend ihre Opfer in der männlichen ledigen Arbeiterschaft des besten Mannesalters. Von den Personen, die in Oesterreich in den Jahren 1896/97 wegen schwerer, von den Personen, die wegen leichter Körperverletzung verurteilt wurden, hat die Hälfte im trunkenen Zustande gehandelt. Welch immensen Schaden haben die Opfer dieser Verbrecher, haben sie selbst durch den Alkohol erlitten! Und wie mag es bei anderen Verbrechen stehen? Es ist an der Zeit, daß die Justizverwaltungen diesen Schaden statistisch aufnehmen. Vielleicht werden sie dann sich veranlaßt sehen, dem Alkohol mit energischeren Mitteln an den

Leib zu rücken, als es die unlängst eingebrachte österreichische Vorlage eines Trunkenheitsgesetzes ist. (Alex. Löffler, Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, 1903, Seite 509.)

Staats- und Parteipolitik.

Das Wesen der Ministerverantwortlichkeit. Wie jeder Mensch, so unterliegt auch der Minister der moralischen Verantwortlichkeit für sein Tun und Lassen, nicht nur als Privatmann, sondern auch als oberster Beamter des Staates. Das heißt: er muß sich eine kritische Beurteilung seiner Handlungen gefallen lassen und die aus dieser Beurteilung sich ergebenden Folgen hinnehmen. Soweit dabei eine öffentliche Kritik seines amtlichen Wirkens in Frage kommt, bezeichnet man diese moralische Verantwortlichkeit als politische. Wird sie von der Volksvertretung ausgeübt, so spricht man von parlamentarischer Verantwortlichkeit. Von dieser moralisch-politischen hebt sich scharf die juristische Verantwortlichkeit ab, die dann vorliegt, wenn die Rechtsordnung an ein bestimmtes Verhalten Rechtsfolgen geknüpft und wenn der einzelne dafür verantwortlich ist, daß er ein solches Verhalten vermeidet. Das Recht der meisten Staaten begnügt sich nicht mit der gewöhnlichen Verantwortlichkeit eines Ministers als Staatsbürgers, sondern hat, um ihn einem erhöhten Maß von Verantwortlichkeit zu unterwerfen, besondere Bestimmungen getroffen, die wesentlich verschieden sind, je nachdem die Regierungsform die absolute, ständische konstitutionelle oder parlamentarische Monarchie ist. In der absoluten Monarchie ist der Minister dem Herrscher als Dienstherren und Auftraggeber verantwortlich. In der ständischen Monarchie besteht daneben noch eine Verantwortlichkeit gegenüber den Ständen. Die in den Versammlungen derselben geübte Kritik der ministeriellen Handlungen wird ein politisches Moment von größter Tragweite. Außerdem ist den Ständen vielfach das Recht gegeben, von den obersten Beamten des Landesherrn in bestimmten Angelegenheiten Rechenschaft und in finanziellen Dingen Rechnungslegung zu fordern. Auch ist der Monarch selbst im ständischen Staat nicht immer unverantwortlich. Dem deutschen Mittelalter war dieser Grundsatz völlig fremd. Eine eigentliche Ministerverantwortlichkeit im technischen Sinne besteht erst in der konstitutionellen Monarchie, d. h. in derjenigen Staatsform, nach welcher der Monarch alleiniger Träger der Staatsgewalt ist, in der Ausübung einzelner Rechte aber an die Zustimmung einer das ganze Volk repräsentierenden Körperschaft gebunden ist. In der konstitutionellen Monarchie ist der Herrscher rechtlich unverantwortlich. Moralisch ist auch der König für die Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit seiner Handlungen, ja auch für deren Zweckmäßigkeit verantwortlich. Daß auch der Monarch verpflichtet ist, sich nach den Gesetzen zu richten, ist ein unzweifelhaft feststehender Satz des modernen Staatsrechts. Die meisten Verfassungen verlangen vom Herrscher bei Antritt seiner Regierung einen Eid auf die Verfassung und die Gesetze des Landes. Aber politisch und rechtlich verantwortlich sind nur die Minister. Die Entschließungen des Herrschers in Staatsangelegenheiten erlangen nur dann rechtliche Bedeutung, wenn er sich dabei seiner Minister als Organ bedient, wenn der Minister durch Gegenzeichnung seine Zustimmung zum Ausdruck bringt und dadurch alle Verantwortlichkeit auf sich nimmt. Die Verantwortlichkeit des Ministers ist ein Korrektiv für die Unverantwortlichkeit des Monarchen. Rechtsfolgen sind an diese Verantwortlichkeit nicht gebunden; auch gibt es keine disziplinarrechtliche Verantwortlichkeit, wie sie sonst jeder andere Beamte besitzt. In parlamentarischen Monarchien spielt die politische Verantwortlichkeit eine viel größere Rolle, namentlich wo der Wille des Parlaments die Minister, wenn auch nicht rechtlich, so doch faktisch, beruft und absetzt, wo die Meinung der Volksvertretung der ausschlaggebende Faktor ist. Monarchische Staaten mit parlamentarischer Regierung sind z. B. England, Italien, Belgien, Norwegen, Spanien und Griechenland. Freilich bestimmt hier keine einzige Verfassung, auch nicht die englische oder belgische, daß der Monarch der Parlamentsmajorität unterworfen ist. Die Notwendigkeit, die Minister nach den Wünschen der jeweils herrschenden Majorität auszuwählen, beruht überall nur auf den tatsächlichen politischen Machtverhältnissen. Sie ist darum allerdings keine minder zwingende. In solchen Staaten spielt die strafrechtliche und staatsrechtliche Verantwortlichkeit keine Rolle, da man durch ein einfaches Mißtrauensvotum einen Minister oder ein ganzes Ministerium zu Fall bringen kann. (R. Passow, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1903, 1. Heft.)

Völker und Politik.

England und die amerikanische Konkurrenz. Der Londoner Mitarbeiter der Leipziger Neuesten Nachrichten (1903, No. 117) schreibt: Auf die Frage, warum die britischen Industrien es heute nicht mehr mit der amerikanischen und deutschen Konkurrenz aufnehmen können, wirft ein Bericht ein interessantes Licht, der soeben veröffentlicht worden ist. Im Herbste vorigen Jahres wurden nämlich Vertreter von 23 englischen Gewerkschaften nach Amerika geschickt, um sechs Wochen lang die dortigen industriellen Verhältnisse und ganz besonders die amerikanische Arbeitsmethode zu studieren und aus den Vergleichen mit der britischen zu lernen. Die Ergebnisse dieser Studien sind soeben in einem ausführlichen Bericht allen denen, die sich für die Frage interessieren, zugänglich gemacht. Ob die britischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer viel aus ihm lernen werden, wird die Zukunft zeigen, die Arbeiter werden sich jedenfalls notieren, daß die meisten der hinübergesandten Vertreter in der Behauptung übereinstimmen, daß der amerikanische Arbeiter im Verhältnis durchweg besser bezahlt wird als der englische. Uebrigens sind es auch nicht die Arbeiter, sondern die Arbeitgeber, die nach der Auffassung aller Einzelberichte am meisten zu lernen haben. Das Verhältnis des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer ist ein ganz anderes, heißt es da, der erstere fühlt sich nicht himmelhoch über den letzteren erhaben, sondern er bespricht das Geschäft mit ihm, fordert ihn auf, seine Ansicht auszusprechen und Vorschläge zu machen, und ist eher bereit, ihm einen Anteil an dem Profit zu bewilligen. Dann sollen drüben die Maschinen zahlreicher und praktischer, und die Fabriken besser eingerichtet sein als hier. Was den Arbeiter selbst anbetrifft, so ist er in Amerika besser erzogen, er wohnt besser, ißt besser und ist besser gekleidet. Infolgedessen kann er geistige und körperliche Kräfte besser gebrauchen. Die Frage, ob britische Arbeiter mit dem gleichen Material und den gleichen Maschinen auch dasselbe leisten würden, wie die Amerikaner, beantwortet Mosely mit einem entschiedenen Nein. Dafür sei der britische Arbeiter nicht fleißig genug, er trinke zu viel, spiele und wette zu leidenschaftlich und mache sich zu viel Feiertage. Wenn er nur halb das Interesse, das er dem Fußballspiel zuwendet, auf seine Arbeit konzentrieren würde, dann würde die Sache schon ganz anders sein, heißt es in dem Bericht. Mosely spricht die Ansicht aus, daß, wenn Großbritannien seinen Platz auf dem Weltmarkt sich erhalten wolle, sowohl Arbeitgeber als Arbeitnehmer sich sehr zu ihrem Vorteil verändern müßten. Alte Methoden und alte Maschinen müsse man bei Seite setzen. Die großen Massen müßten in logischer und gründlicher Weise erzogen und unterrichtet werden, man müsse dafür sorgen, daß die Arbeiter vernünftiger und nüchterner werden. Man müsse sich daran gewöhnen, neue Ideen an Stelle veralteter Methoden anzunehmen und immer dafür Sorge tragen, daß die allerneuesten Maschinen angeschafft werden. Ohne ein solches modernisiertes System werde es unmöglich sein, mit den Vereinigten Staaten zu konkurrieren.

Australien den Australiern. In Australien macht sich in den letzten Jahren eine starke Bewegung bemerkbar, die darauf hinzielt, die Einwanderung zu beschränken und den Schiffsverkehr an der australischen Küste in die Hände der eigenen Landsleute zu bringen. Es regt sich ein Kampf gegen die fremde Konkurrenz. Diese Maßnahmen sind aber viel zu früh ins Werk gesetzt, da das Land noch sehr schwach besiedelt ist. „Weder hohe Zölle noch Subventionen aus Staatsmitteln werden das produktive Erwerbsleben Australiens auf neue Bahnen lenken können, solange der Bund an seiner engherzigen Einwanderungspolitik festhält und die raschere Vermehrung der Bevölkerung — ohne die ein Aufschwung des Erwerbslebens in größerem Maßstabe sich nicht erwarten läßt — durch Beschränkung der Einwanderung hemmt. Die nächste Zukunft schon wird lehren, ob die Bundesregierung die richtigen Mittel zur Förderung von Handel und Gewerbe gewählt hat, oder ob sie nicht etwa zu früh Maßnahmen getroffen, die einem Lande mit fortgeschrittener Besiedelung vielleicht von Nutzen sein können, auf die Entwicklung eines noch jungen Staatswesens dagegen eher hemmend als fördernd wirken.“ (M. Wiedemann, Betrachtungen über den Handel und Verkehr Australiens. Deutsche geographische Blätter, XXVI, Heft 2 und 3.)

Geistiges Leben.

Ueber den Begriff der Geschichte. Mit den Entwicklungsstufen der Volksseele verändert sich im Bewußtsein der Menschen auch der Begriff der Geschichte, und nur aus verwandten Stufen verschiedener nationaler Entwicklungen ertönt eine verwandte Antwort. In all diesen Antworten, mögen sie hohen oder niederen Kulturstufen angehören, läßt sich eine formale und materielle Seite der Betrachtung unterscheiden, wenn sich auch beide in den mannigfachsten Verquickungen verschlingen können. So stehen in der ältesten Ueberlieferung der Völker Geschlechtsregister und Heldenlied nebeneinander. Ihnen folgen im gleichen Verhältnis Annale und Chronik, die ihrerseits abgelöst werden durch immer höhere parallele Bildungen, bis der Gegensatz in unseren Zeiten in die hurtigkühne Geschicklichkeit des Zeitungsschreibers einerseits und andererseits in die philosophische Höhe der Weltgeschichte eines Ranke ausmündet. Inhalt der Geschichte ist zu allen Zeiten, was den Zeitgenossen als im menschlichen Geschehen bedeutend erscheint. Ueberall ist es das äußere große Handeln, das die Aufmerksamkeit des rückblickenden Gedenkens am frühesten fesselt. Die alten Epen sind demnach Zustandsschilderungen, aber noch keineswegs von geschichtlichen Zuständen. Erst viel später hat man begriffen, daß auch die Zustände sich ändern. Zustände sind nicht ein bloßer Komplex von Gegenständen oder irgend welchen objektiven Erscheinungen, sondern sie sind seelischer Natur, sind Lebensformen vergesellschafteter Menschen, die sich in gewisse äußere objektive Hüllen kleiden, sind sozialpsychische Erscheinungen. Jede einzige seelische Tätigkeit dringt vorwärts zu einer weiteren Wirkung; ist beherrscht durch das Gesetz der Entwicklung, durch einen inneren gesetzmäßig fortschreitenden Zusammenhang. Die große Persönlichkeit, sei es ein Kriegs- oder ein Geistesheld, durchbricht keineswegs den ehernen Gang gesetzmäßiger Kulturentwicklung. Große Persönlichkeiten sind nur Führer nach entwicklungsgeschichtlich nahe gelegten, eben herannahenden Zielen einer immanenten Entfaltung: früheste Ahnen und Witterer des seinem innersten Kerne nach notwendig Kommenden, mit der Möglichkeit, dieses Kommende eben infolge frühen Ahnens wenigstens in seinen Einzelheiten individuell zu bestimmen. Und die „Masse", die „Viel zu Vielen?" Ach — keiner von ihnen kann geschichtlich entbehrt werden, auch nicht einer. Denn sie schaffen nicht nur die von den Ahnen und Eltern hergebrachten „Zustände" täglich neu; sie schaffen sie auch um, und auch von ihrer Tätigkeit, so bescheiden sie sein mag, gilt das Gesetz der schöpferischen Synthese. Und eben aus dieser Tätigkeit aller entsprießen die Notwendigkeiten der Kulturentwicklung, entquillen die großen entscheidenden Wechsel der Zustände. Vorbild und Nachahmung sind die geistigen Bedingungen in der Entwicklung höherer Kultur. Wo aber die menschliche Entwicklung sich veräußerlicht, da tritt an die Stelle des Vorbildes der Befehl, und an die Stelle der Nachahmung der Gehorsam. Das ist der Fall des Krieges und der Politik: der Staat ist eine Zwangsgemeinschaft von Urbeginn an und das Heer eine Hierarchie von Befehlenden und Gehorchenden. In naiven Zeitaltern erscheint daher der Kriegsheld und König als große Persönlichkeit. Aber ihr Heldentum ist ein begrenztes und vorübergehendes. Krieger und Staatsmann bewegen sich an der Peripherie des geschichtlich wahrhaft Bedeutenden. Die Geistes- und Kulturhelden wirken aber fort bis zu den fernsten Geschlechtern. Geschichte ist eine geistige Bewegung, ihre Helden sind an erster Stelle Helden des Geistes; und wer ihr forschend sein Leben weiht, der muß ihr im Geiste dienen, denn nur das heißt: in der Wahrheit. Die geistige Bewegung der Geschichte ist aber nicht mechanisch-psychologisch zu verstehen, ebensowenig wie die Entwicklung der organischen Welt als ein physikalisch-chemischer Prozeß erklärt werden kann. Darunter ist das Schöpferische und Persönliche in der Geschichte nicht zu begreifen. Nicht Krieg, Politik, Wirtschaft geben die Perioden in der Geschichte ab, sondern die inneren Wandlungen der nationalen Psyche; denn Politik und Wirtschaft sind nur unmittelbar gegebene Funktionen der seelisch - geschichtlichen Entwicklung. (Karl Lamprecht, Annalen der Naturphilosophie, 1903, 2. Heft.)

Bücherbesprechungen.

Dr. med. A. Waldenburg, Das isocephale blonde Rassenelement unter Halligfriesen und jüdischen Taubstummen. Berlin 1902.

In dieser Abhandlung, die „lediglich als Vorläufer weiterer Veröffentlichungen zu betrachten" ist, vergleicht der Verfasser taubstumme jüdische Kinder der Anstalt Weißensee mit der Bevölkerung der Halligen: beide haben wohl das eine gemeinsam, daß sie deutliche Zeichen der Entartung aufweisen. Auf den Nordseeinseln, wo Waldenburg die „Rasse der blonden dolichocephalen Germanen" zu finden wähnte, ist eine solche sehr wohl begreiflich: durch die wegen ihrer Kleinheit unvermeidliche Inzucht, durch Trunksucht und die von den Seeleuten eingeschleppten Seuchen. Bei den Juden wirken besonders soziale Verhältnisse auf die Entartung hin. Die Ergebnisse werden in die Schlußsätze zusammengefaßt: 1. Auf den Halligen sind die „germanischen Langschädel" (soll heißen die reine „nordeuropäische" Rasse) ausgestorben, 2. die Isocephalie (darunter versteht Verfasser die höchsten Grade der Brachycephalie) ist unter jüdischen Taubstummen häufiger als unter gesunden Juden, aber seltener als unter den Halligfriesen, 3. in Gestalt von Taubstummen scheidet die jüdische Rasse fremde Bestandteile aus. Ich glaube, wir dürfen aus den Waldenburgschen Beobachtungen nur schließen, daß die „Isocephalie" häufig kein Rassen-, sondern ein Entartungsmerkmal ist, hervorgerufen durch entzündliche Vorgänge im Gehirn und an seinen Hüllen, sowie durch frühzeitige Verwachsung der Kranznaht. Da unter den jüdischen Taubstummen helle Augen- und Haarfarben auffallend häufig gefunden werden, sind wohl auch diese nicht als Zeichen von Rassenmischung, sondern als Entartungsalbinismus aufzufassen. Zu weitergehenden Schlüssen in Bezug auf Rassenbildung, zu denen der Verfasser manchmal zu neigen scheint, berechtigen seine doch immerhin beschränkten Untersuchungen nicht.

Ludwig Wilser.

P. J. Moebius, Ausgewählte Werke. Band I. J. J. Rousseau. Mit einem Titelbilde und einer Handschriftprobe. Leipzig 1903. J. Ambrosius Barth. XXIV, 312 Seiten. 3 Mark.

Moebius will uns zeigen, daß der Biograph Sachverständige nötig hat. Daß dies nicht stets und früher sogar fast nie geschehen, ist schuld, daß wir von vielen bedeutenden Menschen der Vergangenheit so gut wie nichts wissen.

Der Gegensatz: entweder geisteskrank oder geistesgesund gilt eigentlich nirgends, am allerwenigsten aber bei den Geistesheroen, und je weiter sich der Mensch von dem Durchschnitte entfernt und aus der Mittelmäßigkeit heraustritt, um so mehr entfernt er sich auch von der Normalität. Und weil daher an jedem hervorragenden Menschen das Pathologische teil hat, darum ist bei jeder Biographie die Hülfe des psychiatrischen Sachverständigen nötig.

Dieses nachzuweisen und der Psychiatrie ihr Recht auf diesem besonderen Felde zu sichern, das ist ein Teil der Aufgabe, die sich Moebius gestellt hat, während er den anderen darin findet, daß er seinen Kollegen zeigen will, wie der Seelenarzt ernsthaft und gründlich sein Wissen für die Erkenntnis großer Menschen verwerten könne.

Schon 1889 hat er diesen Versuch gemacht und ein Buch herausgegeben, das er J. J. Rousseaus Krankheitsgeschichte betitelte. So günstig die Aufnahme war, die das Buch von seiten der Kritik gefunden, so wenig entsprach ihr der Erfolg. Moebius äußert sich in seiner Vorrede über diesen Mißerfolg in einer humoristischen Weise, und jedenfalls hat er nicht den Mut verloren, sein Buch noch einmal anzubieten. Da er damit ein wirklich gutes und zudem vortrefflich geschriebenes Werk geliefert hat, das jeder mit Genuß und Belehrung in die Hand nehmen wird, so möchten wir ihm ein besseres Schicksal wünschen, als es seinem älteren Buche zu teil geworden ist.

Moebius rollt vor unseren Augen ein klares und scharf gezeichnetes Bild von der Entwicklung jenes außerordentlichen Mannes auf, er läßt uns sein Ringen und seine Kämpfe mit durchmachen, seine zahllosen Enttäuschungen und Kränkungen gleichsam miterleben, und so in das Verständnis seiner geistigen Störung eintreten, während er ihn uns seelisch näher bringt und uns zu innigem Mitgefühl, aber auch zur Bewunderung zwingt.

Trotz seiner geistigen Störung bleibt Rousseau ein großer Geist, und seine ungewöhnlich hohe Entwicklung befähigt ihn selbst dann noch zu wunderbaren Leistungen, wie wir sie in seinen Bekenntnissen vor uns haben, als er längst unter der Herrschaft seiner Wahnideen stand.

Wenn sich Moebius mit Recht darüber ereifert, daß Rousseau so wenig mehr gelesen wird, und wenn er sagt, daß es eine Freude sei, ihn zu lesen, so läßt sich ganz dasselbe von Moebius sagen.

Die Art der Darstellung ist lichtvoll und klar, das Buch ebenso frei von jeder Pedanterie wie reich an trefflichen Gedanken, und so wird man es jenen Werken zuzugesellen haben, die man sicherlich nicht ungelesen zur Seite legt, wenn man sie einmal in die Hand genommen hat. Möchten demnach recht viele den J. Jaques von Moebius in die Hand nehmen! Professor C. Pelman.

Ferdinand Heigl, Das Cölibat, Gedanken und Tatsachen. Berlin (H. Bermühler) 1902, 8°, 134 Seiten. Mk. 1,50.

Heigl erörtert zuerst die historische Entwicklung des Cölibats. Ganz richtig erkennt er, daß dieser Gedanke erst durch das Coenobitenwesen in die Kirche getragen wurde. Die monastische Strömung beginnt zuerst deutlich im III. Säkulum, schwillt immer mehr an und gewinnt im Abendland durch die Stiftung des Benediktinerordens feste und dauernde Formen. Wir hätten gerne gewünscht, daß der Verfasser dieses Thema tiefer ausgearbeitet und weiter verfolgt hätte. Es wäre ihm dann leichter möglich gewesen, die weitschauende Politik der Päpste des XI. Jahrhunderts, Stephans IX., Nicolaus II. und Gregors VII., die das Cölibat nunmehr auch für den Weltklerus festsetzten, klarer zu erfassen und die Fäden bis zu unserer Zeit herauf weiter zu spinnen. Was Heigl zur Frage des Cölibats vorbringt, ist richtig und unwiderlegbar, doch sagt er uns nicht viel neues. Die theologischen Gründe für das Cölibat sind ja bekannt: Das vorgeblich höchste Verdienst der freiwilligen Keuschheit, Decenz vor der Eucharistie (Abendmahl), Rücksicht auf das Beichtgeheimnis, Unabhängigkeit des ehelosen Priesters von der Familie, Verhinderung von Korruption und Protektionswirtschaft. Es ist ebenso allgemein bekannt, daß diese angeführten Gründe nur Scheingründe sind. Doch gerade über den Kernpunkt der ganzen Frage: Warum hält die römisch-katholische Kirche an einer so offenbar unsittlichen, ihr Ansehen tief schädigenden Institution mit solcher Zähigkeit fest? gerade darüber gibt uns Heigl nicht genügend Auskunft. Es ist ganz richtig, daß die römisch-katholische Kirche eine Universalkirche sein will, die über den Staaten und Nationen steht, die ihre Diener womöglich von ihren Volksgenossen zu trennen trachtet. Daß z. B. Sixtus IX. den Kardinälen gestattete (gegen eine Taxe!) in den heißen Monaten der Knabenliebe zu pflegen, daß Julius II. wegen eines syphilitischen Fußgeschwüres auf den Fußkuß verzichtete, daß die Bischöfe gegen eine Abgabe (den Milchzins) den Geistlichen Konkubinatsfreiheit erlaubten, sind unleugbare Tatsachen, deren Bedeutung die Vertreter der Kirche absolut nicht verkennen konnten. Und obwohl das Cölibat notorisch die Unzucht fördert, obwohl andererseits die Priesterehe unter gewisser Einschränkung von der alten ursprünglichen Kirchendisziplin nicht verboten war und heute noch in der griechisch-katholischen Kirche gebräuchlich ist, und obwohl dem Papst das Recht zukäme, jederzeit das Cölibat auch in der abendländischen Kirche aufzuheben, hält man doch daran fest und versteht sich auch nicht zu dem geringsten Zugeständnis. Das Cölibat ist eben das Fundament der Weltmacht des Katholizismus! Sehr, sehr triftige Gründe, soziale, psychologische und physiologische Gründe verlangen, daß es beibehalten und mit allen Mitteln verteidigt werde! Hätte Heigl die auf Seite 30 gefundene Spur weiter verfolgt, sein interessantes und gut geschriebenes Buch hätte sensationell gewirkt und hätte neue Seiten jener hochwichtigen Frage aufgedeckt.

Dr. J. Lanz-Liebenfels.

Berichtigung.

Seite 265 (Heft 3) Zeile 20 von unten lies rassenhafter Name statt Stamm; desgleichen Zeile 2 von unten litauischen statt „lateinischen".

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 5. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Zur Frage der menschlichen Urheimat.

Dr. Hans Kuno Zimmermann.

Die übersichtliche Darstellung des Theorienstands über „Die Urheimat des Menschengeschlechts" in No. 4 dieser Zeitschrift (I. Jahrgang) von Dr. Bernhard Rawitz gibt mir Veranlassung, eine schon länger überdachte Gesamttheorie der menschlichen Urheimat hiermit zur öffentlichen Beurteilung zu bringen.

Wir können uns, hierauf weist auch Dr. Rawitz mit Recht hin, gerade in der Paläontologie, Anthropologie u. s. w. vor der Oeffentlichkeit durch nichts mehr schädigen, als durch eine Menge schwankender Hypothesen, die den Boden der gegebenen Tatsachen mehr oder weniger verlassen. Unsere Wissenschaft ist zu jung, als daß ihr Ansehen vielfaches Widerstreiten über Hauptfragen vor den Ohren der Oeffentlichkeit ohne Nachteile vertrüge. Was wir erstreben müssen, sind immer wieder möglichst eindeutige, knappe Wahrheiten, deren Wucht dem Volk in Fleisch und Blut übergeht und es die Kraft auch einer jungen Wissenschaft empfinden läßt. Alle Phantasie ist vom Uebel. Wir dürfen uns also nur an die Tatsachen halten, die wenigen, über die wir — auch für unsere Frage — erst verfügen. Insofern ist es zu begrüßen, daß die eingangs erwähnte Darstellung bloß die beiden Haupthypothesen entwickelt, die nach ihr „sich einander ausschließen".

Jedoch mich dünkt, man kann die von ihm gegebenen Tatsachen nicht bloß lose oder gar als im Gegensatz nebeneinander stellen. Man kann sie auch kombinieren! Vielleicht ergibt dies ein neues Gesamtresultat.

Es stehen sich für die Frage der menschlichen Urheimat zwei große Theorien gegenüber: Darwin-Häckel auf der einen, Wagner-Wilser auf der anderen Seite. Einig sind beide Lager nur über die allgemeine Erdhälfte, auf der allein die Menschwerdung sich vollzogen haben kann; sie stimmen darin überein, daß unsere direkten tierischen Vorfahren zu erblicken sind nicht in den West-Affen Süd-Amerikas, sondern in den schmalnasigen (catarrhinen) Anthropoiden der alten Welt (Ost-Affen). Nur auf diesem Teil der Erdkugel ist die Heimat des Menschengeschlechts zu suchen.

Darwin läßt erkennen (Kapitel 6 seiner Abstammung des Menschen und der geschlechtlichen Zuchtwahl), daß er Afrika als die Heimat des Urmenschen ansieht, und schließt das neuerdings wieder dafür in Anspruch genommene Australien aus.

Häckel hält ebenso Afrika, mehr noch aber Süd-Asien für den Boden, auf dem die letzte Entwicklung vom Affenmenschen zum Menschen sich vollzog. Andeutungen, wie er sich diesen letzten Vorgang denkt, liegen nicht vor. Vor allem hat ihn zu dieser Theorie der Urheimat bestimmt die epochemachende Auffindung des Pithecanthropus erectus auf Java durch Dubois (1894), ebenso wie die des in Ostindien entdeckten Paläopithecus sivalensis und anderes mehr.

Beide Forscher finden die menschliche Urheimat also im Süden der alten Welt.

Im Gegensatz zu diesen beiden Naturforschern vertritt der Geograph Moriz Wagner den Standpunkt, daß der letzte Entwicklungsprozeß zum Menschen vor sich gegangen sei in der nördlich der großen Gebirgskette Pyrenäen-Himalaya gelegenen Zone Europa-Asiens, in der sogenannten Paläarktik. Am Ende der Tertiärzeit sei durch das beginnende Südwärtswandern des Eises vom Pol her die Höhe der für alle Lebewesen maßgebenden „mittleren Jahrestemperatur" allmählich mehr und mehr erniedrigt worden. Dies habe auch die damals in dieser nördlichen Zone lebenden Anthropoiden, als deren Reste wir unter anderen den Pliopithecus antiquus und den Dryopithecus Fontani im Tertiär Europas gefunden haben, gezwungen, nach und nach südwärts zu wandern. Die Grenze ihres Wanderns sei der westöstliche Gebirgswall geworden. Was dem dort kühleren Klima widerstehen konnte und nicht vielmehr in diesem grandiosen Kampf ums Dasein unterlag, paßte sich den neuen Lebensbedingungen in den baumlosen Felsentälern an. Dies führte dort, in den südlichen Streifen der Paläarktik, allmählich zur dauernden Annahme des aufrechten Ganges seitens der Anthropoiden. „Und damit war — das ist unbestreitbar — im Prinzip die Menschwerdung vollendet." Nach Wagner also, dessen Ansicht der des Naturforschers L. Wilser (Arktogaia) wesentlich parallel geht, ist die menschliche Urheimat zu suchen in der breiten Nordhälfte der alten Welt.

Wir sehen, Häckel stützt sich vor allem auf die Ergebnisse der einen jener „drei großen Urkunden, die wir allen phylogenetischen Untersuchungen zu Grunde legen", der Paläontologie, auf die wichtigsten Funde fossiler Menschenaffen; Wagner führt hierzu noch als wesentliches Moment die große Wanderung ein.

Betrachten wir nun diese beiden gleich gut fundierten Haupthypothesen spezieller in ihrer Stellung, ihren Beziehungen zu einander. Schließen sie sich wirklich bloß aus?

I.

Für beide Parteien sind die großen, grundlegenden Tatsachen ihrer Systeme die prähistorischen Funde. Schauen wir je nach den wichtigsten für beide Theorien, so sind zu nennen die schon erwähnten:

A. für Wagner: der Pliopithecus antiquus,
der Dryopithecus Fontani;
B. für Häckel: der Paläopithecus sivalensis,
der Pithecanthropus erectus.

Der Vergleich dieser basierenden Haupttatsachen ihrer Systeme ergibt, kurz in Schema gefaßt, folgendes:

System	Fund	Ort	Zeit	Entwicklungsgrad
Wagner	1. Pliopithecus 2. Dryopithecus	Paläarktik (Mittel-Europa usw.)	Miocän-Periode	weniger menschennah (trotz Kieferbildung usw.) als No. 3 und 4
Häckel	3. Paläopithecus siv. 4. Pithecanthropus	Ostindien Java	Pliocän-Periode	zwischen 2 und 4, vor allem: Schädelgröße 2/3 — statt sonst 1/3 — der des Menschen

Stellen wir diese Vergleichung in Worten dar, so sehen wir: es bestehen zwischen den Typen 1, 2 und 3, 4, also zwischen den Unterlagen Wagners und Häckels, drei gewaltige, parallel laufende Unterschiede. Beide Typen sind voneinander wesentlich verschieden nach Art, Zeit und Entwicklungsgrad. Und zwar sind sie es in folgender Weise: die früheren, weniger entwickelten Anthropoiden haben gelebt in der Paläarktik, hingegen die weiter entwickelten, später lebenden in Süd-Asien. Das aber heißt: es besteht, von diesen aus gesehen, jenen gegenüber ein Fortschritt. Und diese Beziehung verknüpft die beiden Theorien, die wir bisher sich feindselig und schroff gegenüber stehen sahen!

Nehmen wir im folgenden zu diesem Ergebnis hinzu, was wir im einzelnen oben von den Theorien erfahren haben, so werden wir finden, daß diese sich für uns vereinen zu einer neuen Gesamt-Auffassung.

Wir folgen Wagners speziellem Moment, der Wanderung, und sehen, daß die Herden des Typus Pliopithecus und Dryopithecus in der Neu-Miocän-Periode, das ist der vorletzten Periode des Tertiärs, durch die sinkende Jahrestemperatur allmählich nach Süden getrieben werden bis in die großen, querlaufenden Gebirgsstöcke. Benutzen wir nun unsere Erkenntnis von oben, daß diese Anthropoiden in einer Beziehung, einem Zusammenhang, zu stehen scheinen zu den später lebenden Süd-Asiens, so finden wir: man darf nicht mit Wagner stehen bleiben bei der westöstlichen Gebirgskette. Wir sagen vielmehr: die bis dahin getriebenen Anthropoidenherden sind weiter nach Süden gewandert, sie haben die Gebirgskette siegreich überschritten. So ist der Zusammenhang da!

Es ist nirgends ein Grund, der uns zwänge, die Wanderung jener Herden in den öden Felsentälern tot laufen zu lassen. Im Gegenteil! Instinktiv hat der Affenmensch jener Tage, jenseits der kalten Höhenzüge, wie unsere Zugvögel, eine wärmere Sonne ahnend, den Schritt weiter getan nach Süden. Er war stark genug, nach wachsender Anpassung vieler Generationsreihen, unter Verlust aller schwachen Genossen, den letzten Zug über die Pässe zu wagen. So sind sie, langsam, schubweise, stark geworden, hinabgestiegen in die tropischen Klimaten. Der Instinkt nach diesen war größer als der Anpassungstrieb für die kahlen, doppelt abgekühlten Gebirgsschluchten. Wir können mehrere Wege über jene hindernden Höhenkämme annehmen; selbst die Pässe des Hindukusch und Suleiman, auf denen viele Jahrtausende später die Arier das Sanskrit nach Indien

hinabtrugen, mögen ihnen eine Bahn gewesen sein, die von der Natur selbst gewiesen wurde.

Durch dieses siegreiche Wandern über die große Gebirgskette haben jene Herden die oben gefundene Beziehung hergestellt zwischen nördlichen und südlichen Anthropoiden-Typen; hierdurch nur erklärt sich jener oben gekennzeichnete Fortschritt der später lebenden Menschenaffen des Südens gegenüber jenen der Paläarktik. Wir begreifen, daß nach dieser Ueberwanderung die weiter entwickelten Typen Paläopithecus sivalensis und Pithecanthropus erectus jener späteren Pliocän-Periode (das ist der letzten Tertiär-Periode) in Süd-Asien die Nachkommen sind jener Ueberwanderer und der Typen der Paläarktik. Auf dem durch jenes Ueberschreiten der Höhenzüge geschaffenen Wege der direkten Abstammung der südlichen von den nördlichen Typen hellt sich das Ergebnis der oben vorgenommenen Vergleichung beider zu einer neuen Erkenntnis auf.

Dort im Süden Asiens haben sich dann die nördlichen Herden nach und nach weiter, menschenähnlicher entwickelt, dort haben sie, stark geworden durch die gewaltige Auslese im Gebirge und so Trotz bietend der Verweichlichung und Stagnation der Tropen, nach Jahrtausenden ihre Menschwerdung erlebt. Süd-Asien ist der Heimatsboden des Urmenschen.

Wir erreichen dasselbe Resultat somit wie Häckel, aber auf anderem Wege, unter Hinzunahme der scharfsinnigen Theorie Wagners. Beide reichen sich die Hände, der Norden ist zum Süden gegangen. Die großen Hypothesen schließen sich nicht aus, sie ergänzen sich vielmehr und vereinigen sich zu einer in mehrfacher Hinsicht befriedigenden, neuen Gesamt-Auffassung der Frage der menschlichen Urheimat.

II.

Diese Vereinigung beider Theorien, die Annahme, daß die nordischen Herden den großen Gebirgsrücken auch überschritten und sich dann in Süd-Asien zum Urmenschen entwickelt haben, drängt sich aber, abgesehen von jener oben gegebenen Vergleichung, auch unter einem ganz anderen Gesichtspunkt lebhaft auf. Der hier folgenden Ueberlegung hat man, soviel ich sehe, gleichfalls noch wenig Raum gegeben.

Alle uns bekannten Säuger, darunter sämtliche Anthropoiden, sind mit einem dichten Haarkleid ausgestattet, sind — nach Oken — „Haartiere". Bei den erwähnten nordischen Anthropoiden-Herden nun wird sich unter Annahme der Wagnerschen Paläarktik-Hypothese beim Sinken der mittleren Jahrestemperatur, vor allem aber in den kühlen Felsengegenden, auf die sie stießen, dieses Haarkleid in bekanntem Anpassungsvorgang immer nur dichter und enger, länger und wärmer gestaltet haben. Man denke an den Winterpelz unserer Haustiere.

Nehmen wir nun an, daß die Herden die Gebirgskette siegreich überschritten und daß sie im Süden sich weiter entwickelten, so gewinnen wir die Lösung einer weiteren Frage, deren Beantwortung, auf diesem Wege möglich, uns wiederum zwingt, jene beiden Theorien miteinander zu kombinieren. Das durch die zunehmende Abkühlung ungewohnt stark entwickelte Haarkleid jener Anthropoidengenerationen ist diesen nämlich, nachdem sie in die seit Jahrtausenden ungewohnte

Hitze der südlichen Zone hinabgestiegen waren, dort in Süd-Asien allmählich verloren gegangen. Die ewig waltende Anpassung führte hier, durch den plötzlichen Kontrast aufs beste unterstützt, dazu, daß nach und nach die sich weiter bis zum Pithecanthropus erectus und dann zum Urmenschen entwickelnden Anthropoiden hier das heiß gewordene, lästige Haarfell ganz abwarfen; die freie, leichtbehaarte Menschenhaut hat sich auf diesem Wege durchgebildet. Der frühere Schutz war überflüssig geworden und starb ab (cf. Sommerpelz der Säuger); der Mensch ward frei vom Affenfell — in Süd-Asien.

Die auf diesem Wege zu schaffende Antwort auf die Frage, wie sich die freie Menschenhaut heraus aus dem Haarkleid entwickelt habe, bringt uns somit gleichfalls dazu, die eine mit der anderen Hypothese zu einer einheitlichen, nutzbringenden Gesamtauffassung zu vereinigen. Wagner kann mit seiner Theorie der kalten Felsenwohnungen der nordischen Anthropoiden allein uns nicht erklären, wie diese bei dem Uebergang zum Menschen ihres Haarkleides ledig wurden; er kann uns im Gegenteil nur beweisen, daß dieses, sich anpassend an das stetige Weitersinken der mittleren Jahrestemperatur auch in jenen Gebirgsschluchten, sich gerade umgekehrt nur mehr und mehr verdichten mußte. Die Freiheit vom groben Haarfell ist aber ein Stück Adel des Menschentypus. Die wenigen noch stark behaarten Zwergstämme Afrikas stehen auf unterster Entwicklungsstufe.

III.

Noch ein Drittes endlich zwingt uns, die beiden großen Haupttheorien Häckels und Wagners zu verschmelzen — besser: zu addieren; denn wo die eine (Wagner) aufhört, setzt die andere (Häckel) für uns ein. Unter Benutzung des soeben Skizzierten nämlich gelangen wir auf diesem Additionswege zu einem neuen Versuch, die letzte Entwicklung der südasiatischen Anthropoiden zum Menschen-Typus, von der Häckel uns nichts sagt, zu erklären.

Wagner erklärt den entscheidenden, letzten Entwicklungsschritt, die dauernde Annahme des aufrechten Ganges seitens der paläarktischen Anthropoiden, durch deren Hineingedrängtsein in die baumlosen Felsenhalden der Gebirge, in denen sie von ihrer Klettertechnik und Baumfruchternährung in Ermangelung der Bäume absehen mußten, sich vielmehr an den aufrechten Gang gewöhnten.

Abgesehen davon, daß mir hier der Kausalnexus nicht zwingend genug erscheint, möchte ich zu bedenken geben, daß von vornherein der letzte Entwicklungsschritt zum Urmenschen bei den weiter entwickelten Anthropoiden Süd-Asiens, welche bedeutend später lebten, anzusetzen ist. Für diese aber scheint mir diese maßgebende Dauerannahme des aufrechten Ganges in engstem Zusammenhang zu stehen mit der oben aufgefundenen Ablegung des Haarkleides.

Dieser Zusammenhang dünkt mich ein sehr naheliegender, einfacher. Wie wir denn bei allen Entwicklungshypothesen uns vor der Gefahr hüten müssen, zu Fernliegendes, Gekünsteltes heranzuziehen zum Nachteil des Nächsten, Natürlichsten! Ich meine also hier für unseren Fall: Je mehr, wie wir oben sahen, bei den südlichen, späteren Anthropoiden das Haarkleid schwand, um so leichter ward seinem

Träger. Die heiße Last, die die Väter noch mitgebracht hatten aus den Gebirgsschluchten, ist dem Enkel um ein gut Teil abgenommen u. s. w. Die jüngeren Generationsfolgen, stets leichter behaart als die vorige, waren freier in der Bewegung; sie atmeten sozusagen auf, sie reckten sich, sie richteten sich auf. Und dieses Aufrichten, früher mit dem schweren Fell einzeln geübt, war ihnen ein leichtes geworden, gewöhnten sie sich als solches an; aus dem Versuch ward Gewohnheit; der dauernd aufrechte Gang war erreicht. Der Pelz zieht zur Erde. Der Mensch allein, das einzige aufrechtgehende Tier, ist pelzfrei. Die dauernde Annahme des aufrechten Ganges seitens der letzten Anthropoiden Süd-Asiens ist eine Folge ihrer Befreiung vom Druck des Haarkleides, und diese wieder hatten sie erreicht nur durch jene grandiose Wanderung vom Norden nach dem Süden.

Mit dieser dauernden Annahme des aufrechten Ganges aber traten, wie Dr. Rawitz — um wieder auf unseren Ausgangspunkt zurückzugreifen — treffend bemerkt, „alle jene physiologisch-anatomischen Veränderungen ein, welche den Unterschied des Menschen vom Anthropoiden ausmachen und die in der Ausbildung einer artikulierten Lautsprache ihre Kulmination finden".

Wir sehen, auch dieser Blick auf den letzten Entwicklungsschritt zur Menschwerdung führt uns zu einer Vereinigung der vom Norden herabwandernden und im Süden sich fortpflanzenden Anthropoiden-Typen, zu einer Vereinigung der beiden großen Theorien, von denen jede je eine Art dieser Typen als ihre alleinige Basis benutzt. Dreierlei Ueberlegungen zwingen uns, im fossilen Paläopithecus sivalensis Indiens und im Pithecanthropus Javas die Nachkommen zu sehen des Pliopithecus antiquus und des Dryopithecus Fontani aus der paläarktischen Zone. Mit dieser Verknüpfung ihrer wichtigsten Tatsachen-Unterlagen ist für uns die Verknüpfung der beiden Hypothesen Wagners und Häckels selbst gegeben. Und als das Gesamtresultat dieser Vereinigung haben wir erkannt, gleich Häckel, nur aus anderen Gründen: Süd-Asien ist die Urheimat des Menschengeschlechts. —

Erfahrungen über Rassenzucht, Inzucht und Kreuzung.

Professor Dr. W. Dünkelberg.

(Schluß.)

Es erübrigt noch, die englische Rinderzucht und ihre Entwicklung im Sinne der Inzucht und Hochzucht zu besprechen. — Der erste, welcher von 1730 ab die Verbesserung inländischer natürlicher Rassen systematisch verfolgte und als Bahnbrecher durch seine Zuchten großen Ruf und Gewinn erlangte, beziehungsweise durch sein Beispiel ein Begründer aller englischen Hochzuchten wurde, war Bakewell zu Dishley Grange, Leicestershire. Er excellierte zuerst durch seine Schafzucht, wovon später, hat aber auch in Verbesserung des heimischen

Rindes seiner Grafschaft — den Longhorns — bleibenden Erfolg erzielt, da die Zucht noch heute sehr vollendete Formen zeigt und als Mastvieh in London geschätzt wird, obwohl andere Rassen sie überholt haben. Das ursprüngliche Rind der Grafschaft war von grobem Skelett, derben Gliedmaßen, schwerem Kopf und Hals, spätreif und schwierig zu mästen, was seine Ernährung verteuerte, auch bei dem Schlachten starke Abfallprozente ergab, die als sogenanntes „fünftes Viertel" nur dem Metzger zu gut kamen.

Bakewell hielt sein zootechnisches Vorgehen geheim; Zeitgenossen erzählen aber, daß sein Zuchtstamm aus Tieren bestand, welche sich durch Feinheit der Körperteile auszeichneten, was das nutzbare Schlachtgewicht förderte, und daß er einen weitgehenden Gebrauch von enger Verwandtschaftszucht machte, ja selbst die Incestzucht nicht scheute. Er beschränkte sich nicht auf die eigenen Tiere, sondern züchtete mit einer Kuh, genannt Webster, seinen berühmten Bullen Twopenny. Von einem Sohne des letzteren mit dessen Tochter, seiner eigenen Schwester (die Mutter stammte von Twopennys eigener Mutter ab), zog Bakewell den zweiten berühmten Bullen D. Dieser wurde durch eine andere Tochter von Twopenny der Vater von Shakespeare und dieser das stärkste aller langhaarigen Rinder, selbst im Alter von 12—13 Jahren noch zeugungsfähig — ein Beweis, daß engste Incestzucht das Mittel war, die improved Longhorns zu entwickeln. So und durch opulente Fütterung erzielte er mit der Zeit frühreife langgestreckte Rinder von schwerem Gewicht und wertvolle Bullen, die er auf Zeit gegen hohe Prämien vermietete und die Zucht der Grafschaft sehr günstig beeinflußte, was ihm als Bahnbrecher bleibenden Ruf verlieh.

Indessen wurden seine Zuchterfolge durch einen Zeitgenossen Charles Collings zu Ketton, Grafschaft Durham, der sich bei Bakewell selbst informiert hatte, bald und bleibend überholt.

Charles unternahm mit seinem Bruder Robert Colling zu Barmpton die Verbesserung des kurzhörnigen Rindes, einer natürlichen Rasse, die seit undenklichen Zeiten an den Ufern der Tees reiche Weiden ausnutzte und unter dem Namen Teeswater-Vieh bekannt, durch Größe und Milch ergiebig, aber von derbem Skelett war, obwohl ihre Haut sanfte Griffe und bemerkenswerte Mastfähigkeit zeigte.

Es ist bekannt, daß diese Verbesserungsversuche erst durch Ankauf des Bullen Hubback im Jahre 1777 erfolgreicher wurden, den ein Häusler als Kalb an den Wegegräben geweidet hatte.

Der ausgewählte Stock beider Züchter wurde durch diesen Bullen unter ihren geschickten Händen der gebotenen Inzucht wegen nahe verwandt, aber in Formen und Anlagen so verbessert, daß ein ausgemästeter Ochse als Seltenheit durch ganz England gezeigt, die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihre Zucht lenkte, die als „improved Shorthorns" heute in allen Kulturländern als das edelste Rind gilt, von dem Spuren seines Blutes im Laufe der Zeit in die verschiedensten Rassen Englands, Europas und anderer Erdteile ergossen wurden.

Die Tiere waren frühzeitig entwickelt, bessere Futterverwerter geworden und konnten in jedem Alter leicht gemästet werden, obwohl dabei die Milchergiebigkeit abnahm, wenn sie auch nicht ganz verloren ging. Die Vermehrung der relativ kleinen Viehstapel beider Brüder erforderte eine stetig fortschreitende krasse Inzucht, weil eine Blut-

auffrischung mit den Landshorthorns einen Rückgang in der Qualität verschuldet hätte.

Neben Hubback haben zwei Bullen — Favourite und Comet — der Collingschen Zucht ihren Stempel aufgeprägt. Der Vater des Comet, Favourit, war zugleich der Vater von Comets Mutter, so daß 75 pCt. seines Blutes von seinem Vater Favourit stammen. Auch die meisten Kühe waren aus Incestzucht hervorgegangen. So unter anderen Clarissa aus Töchtern von Favourite in vier nacheinander folgenden Generationen; erst in der fünften kommt eine unbekannte Kuh vor, die aber ebenfalls von Favourite gedeckt war. Der Vater der Clarissa, Wellington, fiel aus der Wildair und diese nach Favourite aus einer unbekannten Mutter; der Vater von Wellington, Comet, fiel aus der Young Phönix nach Favourit und diese aus der Phönix wiederum nach Favourite. Uebrigens wollen die Collings andere Töchter nicht von ihrem Vater haben decken lassen, außer als sie Favourite zur Zucht benutzten. Nahe Verwandtschaft verleiht den Viehstapeln Gleichförmigkeit in fixierten Formen und Leistungen, häuft aber auch gute wie schlechte Eigenschaften, die sich beide nur aus ihrem Sichtbarwerden beurteilen lassen; aber die verborgen bleibenden und ungünstig wirkenden Eigenschaften treten nach allzu starker Anhäufung schließlich in erschreckenden Nachteilen hervor.

Die Gebrüder Colling beuteten daher den erlangten Ruhm ihrer Herden nur verhältnismäßig kurze Zeit aus, da sie die Schwierigkeit, denselben dauernd zu erhalten, zeitig einsahen. Sie schritten zum öffentlichen Verkauf: Charles[1]) 1810 — und Robert 1818 und 1820.

Zum Glück gelangten die wertvollsten Tiere in die Hände sehr geschickter und glücklicher Züchter, unter denen Bates und Booth die hervorragendsten und glücklichsten waren und es verstanden, an Stelle krasser Inzucht eine entsprechende Blutauffrischung vorzunehmen, so daß beide Züchter hohen Ruhm und außergewöhnliche, stetig wachsende Preise erzielten, auch die Herde von Booth noch heute besteht. Eine wesentliche Förderung der neuen Rasse war durch die Verpflanzung der Collingschen Zucht auf andere Farmen gegeben; denn der Wechsel der Standorte bedingte auch eine veränderte und regenerierende Wirkung der vegetativen Ernährung durch Anpassung der Tiere an anders geartete Weideländereien mit günstigem Boden, Wasser, Lage und Klima, Einflüsse, die eine besondere Art mittelbarer Blutauffrischung bedingen. Bates begründete sieben nach den Stammüttern Ducheß, Red Rose, Oxford, Waterloo, Wild Eyes und Foggathorpe benannte Familien, von denen die beiden ersteren die vorzüglichsten und zahlreichsten waren; denn unter den folgenden sind welche, deren Mütter aus anderen verbesserten Zuchten angekauft und deren Nachkommen durch die aus Collingschen Bullen erzeugten Geschlechter verbessert wurden. Durch diese Familieneinteilung gelang es Bates, der nahen Verwandtschaftszucht zu entgehen und die differenten Blutlinien unschädlich aufzufrischen. Bates Zuchten waren so leicht zu erhalten, daß er auf seiner Farm die doppelte Zahl von Rindern erhalten konnte

[1]) Charles, der die beste Herde besaß, erlöste für 47 Haupt im Mittel 151 £ 8 sh; Robert Colling 128 £ 14 sh. Der beste Bulle — Comet — brachte 1000 gs und seine vier Eigentümer wiesen später ein Gebot von 1500 gs zurück.

gegenüber seinem zeitweiligen Pächter, der deshalb die Pachtung der Batesschen Farm aufgeben mußte. Der Züchter hatte es verschmäht, häufiger auf Ausstellungen zu glänzen und beutete die Herde auf Milch und Mast aus. Deshalb war deren hoher Zuchtwert nach seinem Tode weniger bekannt und die besten Tiere, besonders aus der Ducheßfamilie, gingen nach Nordamerika und begründeten gute Geschäfte; denn auf einer Versteigerung zu Newyork wurden für einen Ducheßbullen 99120 Mark und für zwölf weibliche Nachkommen derselben Familie 1103969 Mark bezahlt. Eins davon, die achte Ducheß of Geneva brachte Pavin Davies, Gloucestirshire für 170520 Mark nach England zurück und Lord Skelmersdale bezahlte in Newyork für die Ducheß of Oneida für seine englische Zucht 30600 Dollars. Die in England verbliebenen begründeten neue berühmte Zuchten, unter anderem bei Lord Dunmore, dessen Ducheßbulle Duke of Connaught von Lord Fitzharding im Jahre 1875 mit 94500 Mark erkauft wurde.

In jener Glanzzeit der Shorthornzucht wurden überhaupt übertriebene und Liebhaberpreise auch in England bezahlt und die Zahl und Qualität der Shorthornherden wuchs in dem Maße, als auch das Ausland die verbesserten Shorthorns für Reinzucht und Kreuzung benutzte. Die französische Regierung züchtete Shorthorns seit 1837 in Staatsmeiereien und machte den Züchtern zu civilen Preisen das beste Blut zugänglich, was nach Aufhebung der Staatsmeiereien die Gründung zahlreicher Privatherden bis in die Neuzeit zur Folge hatte[1]).

Bei dem hohen Wert, welchen der Engländer auf ungewöhnliche Mastfähigkeit und bestes Fleisch legt, wurden die Shorthorns besonders nach dieser Richtung gezüchtet, was zur Folge hatte, daß die Milchergiebigkeit der meisten Herden gegenüber derjenigen der alten Teeswater-Zucht abnahm; es fehlten aber auch Shorthornherden nicht, die nach dieser Richtung excellierten, was für kontinentale Käufer erwünscht ist.

Gleich dem englischen Vollblutpferde ist die Abstammung der Shorthorns bis zu den Zeiten der Collings nach dem 1822 begründeten Herdbook zu verfolgen, in welchem, abgesehen von den unmittelbaren, auf die ältesten Stammeltern zurückführenden Pedigrees, auch die Nachzucht verzeichnet wird, wenn der Nachweis erbracht ist, daß sie durch vier reingezogene Generationen von Pedigree-Bullen abstammt. Die Stammütter solcher Herden dagegen sind vielfach aus unveredelten, wenn auch immerhin sorgfältig ausgewählten Kühen der Grafschaft Durham entnommen; aber die Vererbung der improved Shorthornbullen ist eine so durchschlagende und erprobte, daß etwaige nachteilige Wirkungen der früheren engeren Inzucht nicht mehr zu befürchten sind.

[1]) Histoire d'une étable. Paris 1894. In derselben erzählt Grollier, daß er durch seine auf das Jahr 1866 zurückgehende Reinzucht von Shorthorns zu einem überzeugten Anhänger der Lehre von Atavismus geworden sei; denn bei Zuchttieren aus einer hoch aufsteigenden Generationsreihe edlen Blutes erlebe man überraschende Rückschläge auf frühere Geschlechter. So entstammte seine in der Staatsmeierei du Pin gekaufte dreijährige Kuh Gulnare dem allberühmten Tribus Mason, war aber wenig fruchtbar. Dagegen war ihre Urenkelin und noch mehr eine Ururenkelin nach 13 Jahren in Nachzucht und Milch hervorragend und zeigte damit deutliche Rückschläge auf berühmte Vorfahren.

Das französische Herdbuch wird staatlich geführt und nimmt nur solche Nachzucht auf, deren älteste Vorfahren vor dem Jahre 1830 geboren sind.

Die überraschenden Erfolge, welche Bakewell, die Gebrüder Colling, Bates und Booth, wie ihre Nachtreter in England durch Verbesserung aller Haustiere erzielt haben, wobei anfänglich engere Inzucht eine bedeutsame Rolle spielt, rechtzeitig aber verlassen wurde, bezeugen das große Geschick und Verständnis der englischen Züchter, die geeignetsten Rassen und Individuen auszuwählen und die Begattung zu leiten, indem sie ein Idealbild als Zuchtziel bei der Umbildung der ursprünglichen Gestalten und Leistungen verfolgen, welches der Kundige als sogenannte „englische Form" bei allen dortigen Haustierzuchten und selbst bei den Hunden herausfinden kann[1]).

Insbesondere ist der Körper der englischen Masttiere äußerlich so mit Muskeln und Fett bepackt, daß unter deren Polstern die Formen des Skeletts verschwinden. Dasselbe ist bei den Preistieren der Fall, deren Zeugungsvermögen nur zu häufig darunter leidet und die deshalb nach den Schauen bei zweckgemäßer Ernährung eine Art Bantingkur durchmachen müssen. Der richtige Blick für die günstigsten Formen der Rasse und Individuen der Zucht- und Masttiere wird durch „Teilung der Arbeit" unter den Züchtern um so sicherer gewährleistet, wenn auf derselben Zuchtfarm nur eine Tiergattung — Pferd oder Rind oder Schaf oder Schwein — gehalten wird, während auf dem Kontinent vielfach die verschiedensten Zuchten neben- und durcheinander laufen und dies das Aufmerken des Züchters und das richtige Ansprechen wie die Ausnutzung jedes einzelnen Individuums nachteilig zersplittert.

Hierin beruht die Schwierigkeit, in England eine über das gewöhnliche Niveau gehobene Einzelzucht zu begründen und rentabel auszubeuten. Die Geschichte der Zucht der vier Haustiergattungen liefert dafür zahlreiche Belege.

Das kalkhaltige Hügelgelände des südlichen Englands birgt eine natürliche kurzwollige Schafrasse — die Southdowns, die nach ihrer Heimat benannt, ihres schmackhaften Fleisches wegen alle anderen einheimischen Schafrassen übertrifft, weshalb der Schlächter ihre charakteristischen schwarzen Beine und Köpfe als Kennzeichen der Fleischqualität dem ausgeschlachteten Tiere beläßt. Die Rasse war, wie alle anderen, zur Zeit Bakewells bei der gewöhnlichen sorgloseren Haltung weder frühzeitig entwickelt noch ein guter Futterverwerter und deshalb schwierig zu mästen, bis ein Farmer der Gegend — Ellmann — sie durch kluge Zuchtwahl in ihrer Nutzung verbesserte und ihren Ruf als Masttiere begründete.

Auf solcher Unterlage hat Jonas Webb zu Babraham, Yorkshire, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Hochzucht

---

[1]) Das Unterscheidungsvermögen gewiegter Züchter, alle einzelnen Tiere einer größeren, relativ gleichartigen Herde auseinander zu halten und auf Zuchttauglichkeit zu prüfen, erfordert ein sozusagen angeborenes Talent, auch großen Scharfblick für Formen und öfters unbedeutend scheinende Einzelheiten, die aber bei der Zuchtwahl zu beachten sind. Findet z. B. jeder Schäfer ein bestimmtes Tier unter Hunderten heraus, so ist doch der Scharfsinn der Kaffern und Hottentotten unübertroffen, womit sie die gleiche Unterscheidung unter tausend Herdentieren treffen.

geschaffen, die alle früheren in Form und Nutzung übertraf und ähnlich wie die Shorthornrinder ein Edelschaf zur Verbesserung anderer Rassen geworden ist, auch den Züchter berühmt gemacht hat, besonders als er in den fünfziger Jahren auf einer internationalen Ausstellung zu Paris durch seine Kollektion von Müttern und Böcken excellierte und sie Napoleon III. zum Geschenk machte. — Seine Southdowns näherten sich in ihren regelmäßigen, gerundeten, breiten Formen des Rumpfes, der geraden Rückenlinie, dem tiefen Brustkorb, der breiten ebenen Nierenpartie einem von festen Muskeln und Fett bepackten Parallelepipedon, da die Unterglieder und der kleine Kopf auch die Intesta, Lungen und Eingeweide, welche den Fleischwert anderer landläufigen Zuchten stark verringern, auf kleinste Dimensionen beschränkt, die Tiere sehr frühzeitig entwickelt, als gemästete Lämmer schon im Juli ihres Geburtsjahres für den Fleischmarkt reif waren und die Böcke besonders zur Zucht jährlich öffentlich zu hohen Preisen vermietet und weithin verkauft wurden[1]).

Jene eigenartige Körpermodellierung und Frühreife waren den ursprünglichen Southdowns nicht eigen, sondern sind erworbene Eigenschaften, die sich allerdings durch ausgewählte Tiere vererben, aber nur bei kluger Paarung der Eltern und durch die opulenteste Ernährung der Nachkommen erhalten werden können.

Daß bei Gründung der Herden auch die engere Inzucht durch die besten Böcke eine bedeutsame Rolle spielte, ist naheliegend. Um deren Nachteile zeitlich hinauszuschieben, hatte Webb mehrere Tribus minder verwandter Mütter gebildet, um einen Austausch der Böcke zu ermöglichen und die Herde länger auf der erreichten Höhe in kräftiger Konstitution zu erhalten. Biologisch wichtig ist, daß die frühreifen Southdowns, wie Hermann von Nathusius aus der eigenen Zucht statistisch nachwies, durchschnittlich früher lammten, was auch bei ihren Mestizen zutraf; obwohl in etwas minderem Grade die Tragezeit, gegenüber reinen Merinos um einige Tage verkürzt wurde[2]). Zwillingsgeburten sind bei veredelten Southdowns häufig, auch ist die Milcherzeugung für Zwillinge hinreichend und dies beschleunigt die Vergrößerung der Herden; ein Beweis, daß jene wichtige animale Eigenschaft durch extreme Hochzucht und ihre vegetative und inzüchtliche Begründung nicht Not gelitten hatte[3]).

Alle diese günstigen Eigenschaften dauernd in gleicher Höhe zu erhalten war aber auch dem so geübten Züchter Webb auf die Dauer unmöglich und auf der Höhe seines Ruhmes angelangt, schritt er zum Verkauf seiner Herde innerhalb zweier Jahre[4]).

---

[1]) Augenzeugen berichten, daß bei der ungewöhnlichen Entwicklung des Rumpfes Southdownschafe, welche zufällig in eine Beetfurche auf den Rücken zu liegen kamen, außer stande waren, aufzustehen und ohne rechtzeitige menschliche Beihülfe sogar verendeten.

[2]) So trugen in Hundisburg die Merinos im Mittel 150,3 Tage, die Southdowns 144,2, Southdown Halbblut 146,3, 3/4 Southdowns und 1/4 Merinos 145,5 und 7/8 Southdowns und 1/8 Merinos 144,2 Tage.

[3]) Mr. Beach hält auf seiner kleinen Farm bei Wolverhampton 80 hochgezogene Shropshire-Mutterschafe, von denen er jährlich 120 Lämmer aufzieht.

[4]) Webb wurde auch damals als Züchter von Shorthorns bekannt, die er mit wenigen ausgewählten Tieren begann und rasch bemerkenswert entwickelte, wie Verfasser aus Autopsie und durch Ankauf einiger vorzüglicher Bullen feststellen konnte.

Der älteste Sohn begründete mit einigen wenigen Böcken der väterlichen Herde und in der Heimat der Southdowns gekauften Müttern eine neue Zucht, die er ebenfalls auf der Höhe ihrer Entwicklung öffentlich versteigern ließ, um in derselben Weise mit einem seiner gemieteten Böcke eine dritte Herde zu bilden.

Weitere Belege zootechnisch ähnlicher Erfolge können auch aus der französischen und deutschen Merinozucht beigebracht werden. Die zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts aus Spanien nach Frankreich und Deutschland eingeführten originalen Zuchttiere entstammten vorwiegend zwei Gruppen mit Uebergangsformen — den Escurials und Negrettis, die zwar beide fein gekräuselte Wolle trugen, in Formen und Wollertrag die schwereren Negrettis aber insofern verschieden waren, daß ihre faltige Haut mit stark schweißiger, etwas kräftigerer Wolle besetzt, die Escurials aber faltenlos waren und eine trockenere, feinste Wolle trugen. Der Ursprung der jetzt in Spanien ausgestorbenen Merinos ist unbekannt[1]).

Im Jahre 1390 heiratete des Kronprinzen von Kastilien, Heinrichs III. Sohn Catharina, die Tochter des Herzogs von Lancaster, die ihm eine große Schafherde als Morgengabe mitbrachte. Es ist daher möglich, daß Kreuzungen englischer und spanischer Landschafe stattfanden, aber eine bleibende und besondere Umwandlung dieser scheint unwahrscheinlich. Die spanischen Merinos waren Wanderschafe und die Herdenbesitzer hatten das Vorrecht, auf amtlich vorgeschriebenen breiten Wegen ihre Herden auf fremdem Eigentum zu weiden, um sie im Sommer auf weit entlegene Gebirgsweiden zu führen, im Winter aber in die Ebenen zurückzukehren, also das ganze Jahr Grünfutter zu genießen und unter ganz entgegengesetzten klimatischen Verhältnissen zu leben; die Herden gehörten verschiedenen alten spanischen adeligen Familien und Klöstern, sind aber durch Nachlässigkeit und die zerstörenden Kriege Napoleons I. zu Grund gegangen.

Von exportierten Merinoherden sind nachweislich nur zwei von reiner Herkunft, die staatliche Herde zu Rambouillet bei Paris und die Fürstlich Schaumburg-Lippesche sogenannte Boldebucker, obwohl auch anderweit in Deutschland und Oesterreich-Ungarn früher solche reine Herden bestanden haben mögen. Die große Mehrheit französischer und deutscher Zuchten dagegen ist ehemals aus wiederholter Kreuzung originaler Böcke und grobwolliger Landschafe hervorgegangen und später in peinlicher Reinzucht gezogen, auch durch gegenseitigen Austausch von Böcken darin erhalten und durch sorgsame Klassifikation beider Geschlechter nach Wollqualität und hiernach bemessener Paarung in Feinheit und Ertrag wesentlich verbessert worden, so daß alle überseeischen Merinoherden der Neuzeit Blutlinien aus französischen und deutschen Quellen nachweisen lassen.

Zootechnisch überraschend ist die Kraft, womit die Merinos seit Jahrhunderten ihren eigentümlichen Wollcharakter in den verschiedensten Himmelsstrichen allgemein bewahrten und treu vererbten; wenngleich leichte Nuancierungen in der Art der Kräuselung, der Länge und Feinheit

---

[1]) Geschichtlich steht fest, daß unter Alfons XI. (1312—1350) englische Schafherden nach Spanien kamen, die man Marinus (übers Meer gekommene) nannte, woraus vielleicht der Name Merinos verderbt wurde.

des Wollhaars nicht ausgeschlossen und abgesehen vom Einflusse der Natur des Standortes in der befolgten Zuchtwahl und einer scharfen Ausmerzung ungeeignet erachteter Individuen begründet sind. Die Genügsamkeit und leichte Ernährung der Merinos selbst auf mittelguten Weiden, ihre angeborene Beweglichkeit und die einseitige Nutzung als Wollschaf ließen ihre Fleischerzeugung besonders in Deutschland und Oesterreich darniederliegen. Trotzdem hat sich ihre Zeugungskraft und Fruchtbarkeit wohl infolge des nachhaltigen Einflusses ihres unbekannten Ursprungs und ihrer südlichen Heimat voll und ungeschwächt erhalten und hierin wie in dem Alter der Rasse und der ererbten Konstanz beruht sowohl die ausgesprochene Potenz, womit sie auch in kälterem Klima die Gegenwirkung der Landrassen überwanden und ihre biologische Besonderheit auf nicht verwandte Schafe übertragen haben. Aber im feuchteren Klima gingen sie zu Grunde, so in England und im westlichen Frankreich mit Küstenklima. — Dagegen haben in den östlichen Departements hervorragende Züchter unter natürlichen günstigen Einflüssen und mittelst reicher Ernährung verschiedene Schläge herausgebildet und neben reichem Wollertrag das Merino zugleich als Fleischschaf günstig entwickelt. Solche Merinoschläge finden sich noch in den alten Grafschaften Soissonais auf Eocän[1]) in Chattillonais (Alt-Burgund), in der Champagne, auf dem Kalkplateau der Brie und in der Beauce, wo auch die staatliche Rambouilletherde besteht, welche die meisten Widder jetzt über See, besonders nach Argentinien verkaufen muß, da sie im Inlande nicht den gewünschten Absatz findet. — Dagegen haben die erstgenannten Merinoschläge die deutschen und österreichischen Herden wesentlich und sehr günstig beeinflußt, was wirtschaftlich um so nützlicher wurde, als durch die wachsende überseeische Konkurrenz auf dem Wollmarkt die frühere einseitige Nutzung auf Wolle nachteilig, ja unhaltbar geworden ist. Kreuzungen mit anderen Rassen durften in Frankreich, um den Wollcharakter zu bewahren, nicht stattfinden; auch Inzucht konnte bei der großen Zahl der Mütter nicht nachteilig werden. Der züchterische Kunstgriff für Umwandlung des geringen Fleischwertes der Merinoschafe bestand unter anderem darin, Tiere mit wenig Hautfalten und Schweiß durch kräftige Ernährung der Mütter und Lämmer, wie durch scharfe Brackung im Sinne des Zuchtzieles allmählich umzubilden und den Geschmack der Fleischfaser zu verbessern, so daß sie heute auch den Ansprüchen der Gourmands völlig genügt. Jenes unleugbare Verdienst französischer Züchter hat allmählich auch in Deutschland Anerkennung und Nachfolge gefunden; aber trotz der hier geschaffenen Herden von Woll-Fleischschafen bestehen noch heute innerhalb der Schafzüchter der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft nachhaltige Gegensätze, welche die neue Zuchtrichtung nicht zu freier Entfaltung gelangen lassen und die Preisausschreiben und Bewerbungen nachteilig beeinflussen.

Der Einfluß der Merinozuchten auf die landwirtschaftliche Kultur der alten und neuen Welt ist von kosmopolitischer Bedeutung geworden,

---

[1]) Welchen Einfluß dieselbe geologische Formation auch auf Förderung der Leinkultur hat, geht aus der Tatsache hervor, daß sowohl in Irland wie in Belgien und bei Bielefeld in Westfalen sich auf Eocän das beste Röstewasser findet und die Linnenfabrikation selbst weit entfernter Gegenden unerreicht fördert.

denn ihre Auswanderung aus der spanischen Heimat ist allen Vorurteilen zum Trotz ein ununterbrochener Siegeszug gewesen, weil die Natur dieser Schafe sich Jahrhunderte hindurch sowohl dem Tief-, wie dem Hochland Spaniens und entgegengesetzten klimatischen Wirkungen angepaßt hatte. Die so erworbenen natürlichen Anlagen, ihre Rasse-Vererbung, der robuste Körperbau und ihre Genügsamkeit, die sich in weit entlegenen Ländern und in den verschiedenartigsten Florengebieten bewährte, ließen sie alle die Unbilden siegreich ertragen, deren sie auf ihren weiten Wanderungen über Europa und andere Weltteile durch züchterische Mißgriffe und veränderte Lebensbedingungen insolange erfuhren, bis der Kulturfortschritt, den sie unter stiefmütterlichen Verhältnissen mit begründen halfen, sie aus einer natürlichen zu einer Kulturrasse erhoben hat.

Eine zufällige Varietätbildung in der reingezogenen Merinoherde des Züchters Granx zu Mauchamp, Departement Aisne, ist biologisch interessant, weil darin im Jahre 1828 ein körperlich mangelhaft entwickeltes Bocklamm mit ungewöhnlich langem, ungekräuseltem, seidenglänzendem Wollstapel fiel, es auch dem gewiegten Züchter mit Unterstützung der Regierung gelang, diese Eigenschaft allmählich durch diesen neuen Bock auf eine größere Zahl von Nachkommen zu übertragen und so eine nach dem Gut benannte Unterrasse zu bilden, bei welcher allerdings des einzigen Stammvaters wegen und seiner gehemmten Körperbildung zum Trotz nahe Inzucht eine wesentliche Rolle spielte. Die Wolle glich dem Haare der Kaschmirziege und wurde in Lyon auf feine Kaschmir-Shawls von außergewöhnlichem Glanz verarbeitet. Es ist dies ein Beispiel selbständiger Variation im Darwinschen Sinne.

Auch in deutschen Merinoherden traten vereinzelt Böcke auf, die sich vor allen anderen durch ungewöhnliche Form und Wolle wie feste Konstitution und demgemäße geschlechtliche Potenz hervorhoben. So unter anderem der Bock Napoleon in einer schlesischen Herde, welcher aber seiner Vorzüge halber, in übertriebener Weise auf nahe verwandte Mütter verwendet, den Ruin der kostbaren Herde herbeiführte, ferner die Böcke Nicodemus und Morel del Vinde, letzterer in der Herde von Albrecht Thaer, dem Begründer der deutschen Wollkunde.

Bei Rindvieh treten die Schäden enger Inzucht selbst rascher und erschreckender als bei Schafen ein, wie die krasse Zunahme der Tuberkulose belegt. Es mag dies sowohl in der kleineren Kopfzahl der einzelnen Herden, wie in der forcierten Nutzung auf Milch und in den Mängeln der Stallfütterung, wie in zu starker Ernährung mit sogenanntem Kraftfutter der verschiedensten Art gegenüber der gesunderen Weide mit beruhen, sobald nicht rechtzeitige Blutauffrischung eintritt. Aber auch bei dieser kann durch Bullen, wie neuerdings nachgewiesen, die Tuberkulose von einzelnen Kühen bei der Begattung auf andere übertragen werden. Das Vorhandensein einer verborgenen Tuberkulose im lebenden Tier versucht man durch Impfung der Herden mit Tuberkulin festzustellen und man hat damit zutreffende Ergebnisse erzielt, obwohl die Frage nicht abzuweisen ist, ob der Impfstoff gesunden Tieren nicht nachteilig werden kann, — eine Frage, die der Züchter nicht ohne weiteres zu beantworten vermag. — Auch die erschreckende Zunahme der Maul- und Klauen-

seuche läßt vermuten, daß die Konstitution und Widerstandskraft vieler Rinder- und Schafherden zu wünschen läßt, insoweit der Schluß zulässig ist, daß gesunde und robuste menschliche und tierische Naturen jeglicher Art irgend welcher Ansteckung minder zugänglich sind, die engere Inzucht aber unzweifelhaft die Gesundheit untergräbt. Aus alledem würde erklärlich, warum anscheinend ganz gesunde Herden nach und nach in wenigen Jahren durch Untergrabung der Konstitution dezimiert werden und durch Ankauf einer neuen Stammzucht regeneriert werden müssen, wofür zahlreiche Beispiele zeugen.

Die Geschichte des englischen Vollblutpferdes[1]) zeigt, daß die Nachteile der engeren Inzucht, die in der ältesten Zeit mit relativ wenigen ausgezeichneten Zuchttieren notgedrungen Platz griff, von den Vollblutzüchtern erkannt wurden, da diese nach Hermann von Nathusius zuerst von inbreeding (in and in) sprachen und schrieben und sich mit der Zunahme des Zuchtmaterials davon freier zu halten suchten. Die ältesten und älteren Stammbäume weisen sogar Beispiele von Incestzucht auf, aber auch in den neuesten Pedigrees fehlen engere Inzuchten in den älteren Gliedern derselben nicht, während man solche in den neuesten Generationen zu vermeiden sucht. Der erfahrenste Kenner des englischen Vollblutes, Graf Lehndorff, kommt auf Grund eingehender statistischer Untersuchung zu der Schlußfolgerung, daß mindestens die vier jüngsten Glieder von engerer Inzucht frei gehalten werden müßten, um nicht die Turfleistung und Fruchtbarkeit der Pferde zu schädigen.

Dagegen fand er, daß engere Inzucht bei Stuten minder nachteilig als bei Hengsten sei, was man nach Hermann von Nathusius dem Umstand zuschreiben könnte, daß das weibliche Geschlecht den Charakter des Universellen, das männliche dagegen mehr den des Individuellen vertrete. Eine andere Erklärung könnte darin gefunden werden, daß zahlreiche Stuten von einigen wenigen sorgsam ausgewählten Hengsten gedeckt werden, also jene numerisch stärker und relativ minder verwandt in den verschiedenen Geschlechtsfolgen auftreten, obwohl es dagegen auch feststeht, daß die Erhaltung menschlicher Geschlechtsfolgen häufig durch die weiblichen Linien stattfindet, während deren männliche Linien aussterben.

Diese natürliche Selektion scheint auch bei Pferden und um so mehr Platz zu greifen, je edler die Zuchten sind und je direkter sie bei dem Vollblut auf den orientalischen Urstamm zurückgehen.

Bruce-Lowe hat ziffergemäß nachgewiesen[2]), daß die Vollblutfamilien 1, 2, 3, 4, die auf originale orientalische Stuten zurückgehen, in den drei klassischen englischen Rennen — Derby, St. Leger und den Oaks — die meisten Sieger, nämlich 130 Pferde 36,5 pCt. derselben lieferten, während 63,5 pCt. Sieger sich auf die übrigen 47 Vollblutfamilien sehr ungleich verteilen. Noch heute sind die Nachkommen jener drei durch 23, 25 und 20 Generationen erhaltenen weiblichen

---

[1]) Dünkelberg, Das englische Vollblutpferd und seine Zuchtwahl. Braunschweig 1902 und Septemberheft dieser Zeitschrift des Jahres 1902.
[2]) Breeding Racehorses by the Figure System. London 1895, in deutscher Uebersetzung von Kirschy. Berlin 1897, Uniondruckerei.

Urwurzeln (top roots) am zahlreichsten in daraus abgeleiteten und nach ihren speziellen Müttern benannten Einzelfamilien: ein redendes Zeugnis der ausgesprochenen Fruchtbarkeitsanlage der Stammütter. Dem vorsichtigen auf langjährige züchterische Erfahrung gestützten Urteil des Grafen Lehndorff gegenüber gefällt sich Dr. von Chapeaurouge-Hamburg als Berater einzelner Züchter darin, auf engere Inzucht ein Zuchtprinzip zu begründen, indem er auf relative Häufung verwandter Ahnen leistungsfähiger Pferde der Neuzeit verweist und dies Verfahren für ähnliche Paarungen empfiehlt. Es ist ein gefährliches, die Züchter nur allzuleicht zu Mißgriffen veranlassendes Beginnen und bisher von ihm nicht durch erfolgreiche Ergebnisse seiner Ratschläge öffentlich belegt, weshalb diese der faktischen Unterlage „für oder wider“ entbehren.

Edelste und feurige Zuchtpferde und die ihnen innewohnende Turgenz der Konstitution vertragen allerdings eine vorübergehende geschlechtliche Mißhandlung leichter als lymphatische und phlegmatische kaltblütige Rassen, unterliegen aber bei dauernder Einwirkung verstärkter inzüchtlicher Paarung naturgemäß allen den Mängeln, welche anderweit bei fehlender günstiger Blutauffrischung nur allzuhäufig auftreten.

Einen Beleg hierzu liefert das spanische Gestüt in Frederiksborg (Dänemark), das 1596 mit andalusischen Hengsten begründet und 1684 durch neue Ankäufe erweitert wurde, aber der Blutauffrischung durch originale Stuten entbehrte; also aus Kreuzungen abstammte. Dennoch erreichte es bis 1700 seine höchste Blüte. Obwohl 1702 noch 16 und 1744 vier spanische Hengste hinzukamen, fehlte später der originale Ersatz, der Kriegswirren in Spanien wegen. Es war daher eine nahe Inzucht unvermeidbar und darin der allmähliche Verfall begründet. An den Höfen jener Zeit waren andalusische Hengste ihres stolzen Ganges und hohen Trittes wegen sehr beliebt und wurden in den sogenannten spanischen Reitschulen in künstlichen Gangarten scharf trainiert, um die besten, ausdauerndsten Beschäler herauszufinden und zur Zucht zu benutzen. So auch in Kopenhagen. Aber mit Aufhebung dieser Reitschule trat ein rapider Rückgang der Zucht ein und die alte bewährte Rasse war Ende des 18. Jahrhunderts verschwunden.

Um so interessanter ist es, daß Abkömmlinge der Andalusier, die in ihrem Mutterlande ausgestorben sind, sich noch in dem kaiserlich königlichen Hofgestüt Kladrub-Böhmen bis heute in Reinzucht erhalten haben. Diese Zucht geht auf einen Import von 9 spanischen Hengsten und 24 Stuten andalusischer Rasse durch Erzherzog Karl, Sohn des Kaisers Ferdinand I., vom Jahre 1580 zurück, der damit und mit neapolitanischen, ursprünglich aus Andalusien stammenden Pferden zu Lippiza auf der sterilen Hochebene des Karstes ein Gestüt begründete, das noch heute besteht, jahrhundertelang ein zähes und ausdauerndes edles Pferd für den Marstall zu Wien liefert und fünf nach den ursprünglichen Hengsten Pluto, Conservano, Neapolitano, Favory und Maestoso benannte Familien fortzüchtet, die ihren spanischen Ursprung durch ihren stolzen Gang und hohen Tritt erkennen lassen, obwohl der Blutauffrischung wegen auch aus der überaus fruchtbaren Po-Ebene, der Polesina bei Rovigo, wo früher, wie überhaupt in

Italien, die jetzt in Spanien selbst längst ausgestorbenen andalusischen Pferde der Zucht dienten, nach Lippiza eingeführt wurden[1]).

Daß sich diese Rasse auf dem wasserarmen, von der Bora durchbrausten Kreidegebirge des Karstes und seinen kargen Weiden in altbewährten Leistungen, wenn auch in ihrem Körperbau leichter geworden, im Gegensatz zu Frederiksborg bis heute erhalten hat, beruht unzweifelhaft in der südlicheren, wärmeren Lage, die dem edlen Pferde besser als der kältere Norden zusagt, der sorgfältigeren Zuchtwahl und in dem Umstand, daß in Wien die alte spanische Reitschule bis heute besteht, in welcher die jungen Hengste durch scharfe Arbeit auf ihre Qualitäten geprüft werden, so daß nur die besten Beschäler nach Lippiza zurückkommen, mithin eine Auslese stattfindet, wie sie ähnlich für die Erhaltung der englischen Vollblutzucht durch die scharfen Prüfungen des Turfs unentbehrlich ist. Nicht zum wenigsten trägt hierzu auch der Umstand bei, daß derselbe seit Jahrhunderten an Ort und Stelle erzogene Stutenstamm in seiner Ursprünglichkeit erhalten geblieben ist.

Ein zweiter Zuchtstamm ist in Lippiza aus Kreuzung der Andalusier mit rein arabischen Hengsten abgeleitet und wird in sich fortgezüchtet, hat aber wiederholt durch direkte Importe von Stuten und Hengsten aus Arabien zeitweilige Auffrischung erfahren und ist es nicht ausgeschlossen, daß deren Blut auch vorübergehend in die andalusische Stammzucht ergossen wurde; aber im allgemeinen werden beide Stämme auseinander gehalten.

Die Kladruber Reinzucht in Böhmen geht auf die Andalusier aus Lippiza und vom Jahre 1730 ab auf Hengste spanisch-italienischer Rasse aus Certoso, der Polesina, aus Toscana und 1764 auf den Rappen Pepoli aus Ferrara zurück, mit welchen und im Jahre 1771 aus Lippiza überführten 20 Stuten ein neues kaiserliches Gestüt auf dem grasreichen, wasserhaltigen Schwemmland der oberen Elbniederung zu dem Zweck begründet wurde, schwerere Karossiers zu erzielen, als dies auf der dürren Hochebene in Lippiza möglich ist. — Bemerkenswert bleibt, daß aus dem Pepoli-Rappenstamm 1787 ein Schimmelhengst, General I, fiel, der die Kladruber Schimmelstämme begründete.

Eine eingehende belehrende „Geschichte des Kladruber Gestüts" hat der jetzige Gestütsmeister Mottloch, ein zootechnisch gründlich gebildeter Fachmann, geschrieben, die in dem kühnen Schlusse gipfelt, daß die Kladruber Schimmel trotz ihrer durch vier Generationen in ausschließlicher Verwandtschaft erzeugten Nachzucht noch heute in einem ganz besonders hervorragenden Hengste aus der Generalfamilie vertreten ist und den ursprünglichen Typus und seine Eigenschaften treu bewahre, auch keine ausgesprochene Degeneration erkennen lasse —

[1]) Die Wahl von Lippiza (oberhalb Triest) als Gestüt war naheliegend, weil um Aquileja und an der Quelle des Trimarus (Reka) bereits im Altertum windschnelle und zähe Rosse, die Voreltern der heutigen Karstpferde, die für die Turniere sehr gesucht waren, gezogen wurden, weshalb die Veneter dem thrakischen Diomed, als Patron der Pferdezucht, einen Tempel und heiligen Hain errichteten. Vergleiche das kaiserlich königliche Hofgestüt zu Lippiza 1580—1880, eine Festschrift zu seinem 300jährigen Bestehen. Daß die neueren Lippizaner durch Schnelle, Kraft und Ausdauer excellierten, geht aus der Tatsache hervor, daß Kaiser Josef auf seinen Parforcejagden im Marchfelde zwar englische Pferde im Wechsel ritt, seine Kavaliere dagegen mit denselben Lippizaner Pferden der ganzen Jagd folgen mußten.

ein in der Geschichte der Zucht einzig dastehendes Beispiel, das eines gründlichen Studiums in der Folgezeit wert ist.

Um möglicher Entartung zu entgehen, hat man nicht unterlassen, Kreuzungen mit anderen, besonders englischen Pferden zu versuchen. Das Ergebnis war, daß das charakteristische Kennzeichen der Andalusier, der hohe Tritt, verloren ging, welcher für die Prunkgespanne des Hofes bei festlichen Auffahrten der mit sechs Hengsten bespannten Karossen besonders geschätzt wird. Indessen werden in Kladrub die Rappen- und Schimmelherden bei der Zucht auseinander gehalten.

Verfasser besuchte Kladrub in den Jahren 1895 und 1902 und bemerkte, daß der Zuchtstamm der Schimmel edler, als der der Rappen ist, die in ihren schweren unschön gebogenen Köpfen (Ramsnase) zwar das besondere Kennzeichen der Andalusier zeigen, aber in Haar und Gestalt hinter den Schimmeln zurückstanden. Mottloch hat deshalb neuerdings einen jungen Rapphengst aus Woronesch (Rußland) bezogen, um einen Auffrischungsversuch einzuleiten und der möglichen Degeneration der Rappenherde entgegen zu arbeiten — ein Beleg, daß engere Zuchtwahl selbst unter den günstigsten Umständen und bei der peinlichsten Zuchtwahl innerhalb alter, edler, konstanter Pferdefamilien, selbst bei einer nur einseitigen Nutzung als Karossier im Hofdienst, immerhin nur von begrenzter Dauer sein wird. Uebrigens werden überzählige Kladruber Hengste auch in den österreichischen Landgestüten erfolgreich verwendet, was in ihrer Größe, Masse und ihrem edlen Blute erfahrungsgemäß begründet ist.

Die Kreuzung.

Eine als wünschenswert erkannte Verbesserung der Nutzung eines erweislich reingehaltenen Stammes der Haustiere allein aus sich heraus kann, wenn sie gelingt, nur in längeren Zeiträumen zum gewünschten Ziele führen und ist, weil von manchen unliebsamen Wechselfällen begleitet, hinsichtlich des gewünschten lukrativen Erfolges und auch insofern zweifelhaft, ob sie innerhalb der begrenzten Lebenszeit eines Züchters durchzuführen ist. Weit rascher, sicherer und ohne ungewöhnliche Kosten kann dagegen ein Zuchtstamm oder irgend welche Rasse durch einige wenige männliche passend gewählte Tiere einer anderen Rasse mittelst Kreuzung in Formen und Nutzung verbessert und selbst veredelt werden, wenn die Manntiere hochgezogener als die Mütter sind und sich in ihrem Blut- und Nervenleben über die ursprünglichen Landrassen erheben.

Vorwiegend werden Landpferde durch arabische und englische Vollbluthengste und deren halbblütige Nachkommen veredelt, aber als Gebrauchs- und Zuchttiere dann nicht wirtschaftlich verbessert, wenn die Veredelung zu weit getrieben und die Mestizen im Körper zu leicht und in ihrem Temperament zu heftig werden, um für solche Gebrauchszwecke zu dienen, die gedrungene und weniger irritable Pferde voraussetzen.

Eine erste Kreuzung wird als Halbblut angesprochen, in der Annahme, daß beide Geschlechter sich zu gleichen Teilen vererbten, was nicht zutrifft, wenn die Potenz des edler gezogenen Männchens

oder seiner Partnerinnen die stärkere ist und in den Nachkommen kräftiger durchzuschlagen vermag.

Auch kommt hierbei das Alter der Zucht zur Geltung, insofern das in langen Geschlechtsfolgen rein gezogene Männchen oder Weibchen infolge der erlangten Konstanz ihre Eigenheiten nach Form, Farbe und Anlagen sicherer auf das Produkt zu übertragen vermögen, was dem Maße nach menschlich nicht vorauszusehen und abzuschätzen ist.

Wird weibliches Halbblut wiederholt mit einem Männchen derselben edlen Rasse geschlechtlich vereinigt, so entsteht rechnerisch $^1/_2$, $^3/_4$, $^7/_8$, $^{15}/_{16}$ Blut, obwohl diese gehäuften Kreuzungen in der Züchtersprache meist nur als Halbblut angesprochen werden. — Werden zwei Halbbluttiere derselben Zuchtrichtung gepaart, so ist zwar der Nachkomme an sich ein Halbblut, aber seine Blutmischung nicht von gleichem Werte, wie die eines Halbblutes, dessen Vater ein edleres Tier als seine Mutter war. Französische Zootechniker und Hermann von Nathusius unterscheiden daher die ersteren Nachkommen als $^2/_4$ Blut und so entstehen die verschiedensten Kombinationen, die züchterisch schwer auseinander zu halten und im voraus auf ihren Wert abzuschätzen sind, weil die Potenz der Eltern und die relative Uebertragung ihrer Individualitäten auf ihre Produkte eine sehr verschiedenartige ist und sein muß. Für den Züchter genügt es, alle jene Blutkombinationen in den Nachkommen individuell — nach Formen, Eigenschaften und Leistungen als Gebrauchs- und Zuchttiere — zu beurteilen und zu erproben. Liegen bei jungen Tieren Leistungen nicht vor, so kann aus dem Exterieur annähernd nur auf den Gebrauchs-, auf den Zuchtwert aber aus der gemischten Abstammung nur mit großem Vorbehalt geschlossen werden, weshalb bei der Zucht mit Halbblutpferden so manche Nieten zu beklagen sind, die bei Reinzucht nicht in gleichem Maße auftreten.

Bei Tieren, welche für die Schlachtbank bestimmt sind, tritt dieser Mißstand in den Hintergrund und sind deshalb rationelle Kreuzungen bei Schweinen, Schafen und Rindern besonders angebracht. Handelt es sich dagegen bei diesen und bei Pferden, Hunden u. s. w. um die Erzeugung von Zuchtmaterial, so sind Kreuzungen mit größerer Vorsicht vorzunehmen und ihrem Wesen und Gebrauch nach zu beurteilen. Generell sind bei der Paarung zwei Gesichtspunkte zu beachten: die Vermeidung der Verbindung von ausgesprochenen Extremen in Formen und Eigenschaften beider Geschlechter und die Erwägung, ob nur eine einmalige oder wiederholte Kreuzung zweckdienlich und rätlich sein werde.

Selbstverständlich ist, daß beide Zuchttiere konstitutionell gesund und ihrem Alter gemäß für tunlichste Sicherung des Zuchtzieles geeignet sind. Bei ungleicher Größe der Eltern kann, wenn dadurch die Begattung nicht erschwert, das Männchen kleiner als seine Partnerin sein, was bei Veredelungs-Kreuzung vielfach der Fall ist, weil Hochzucht die Tiere häufig verkleinert; denn edlere Tiere stehen in der Regel im Volumen gegen die betreffenden Landrassen zurück[1]).

---

[1]) Vielfach sind zwar in der Statur die Männchen stärker als die Weibchen; aber das Umgekehrte ist z. B. bei den Tagraubvögeln der Fall, die kleiner als die Weibchen sind.

Eine körperlich stärkere Mutter führt dem Fötus mehr Nahrung zu, arbeitet also dem die Größe reduzierenden Einfluß des edleren Vaters entgegen und erhöht den Marktwert der Nachkommen, der vielfach von Größe und Gewicht beeinflußt wird.

Die Wahl der zu kreuzenden Rassen ist allgemein durch das anzustrebende Zuchtziel, speziell von dem Gesichtspunkt bedingt, inwieweit dieselben nach äußeren und inneren Eigenschaften dem Zuchtziel entsprechen und zu einander passen. Je nach Gattung, Art, Anlagen und Gebrauchszwecken der Tiere sind die Zuchtziele bei Pferden und Eseln verschieden von denen der übrigen Nutz- und Schlachttiere. Faktisch erzielte Kreuzungserfolge mögen das Angedeutete erläutern:

Ein zootechnisch instruktives Beispiel über Schaffung einer neuen Rasse durch Kreuzung hat Malingié-Nouël auf seinem Gute Charmoise im zentralen Frankreich eingeleitet und ausführlich beschrieben[1]).

Er erwarb in der englischen Grafschaft Kent einige Böcke der dortigen hochgezogenen Marschrasse, um damit französische Landschafe zu kreuzen, sie größer, frühzeitiger entwickelt und mastfähiger zu machen. Um dieses Zuchtziel rascher und sicherer zu erreichen, benutzte er als Mutterherde nicht eine bestimmte altbegründete Schafrasse, deren Konstanz den direkten Einfluß des Kentbockes abgeschwächt hätte, sondern rasselose Tiere von der Grenze von Berry und der Sologne, also Kreuzungen der Berrichon- und Solognotschafe und solche von der Grenze der Beauce und Tourraine, wo die Tourenteller und Merinoschafe sich von selbst vermischen und in minder festtypierten Herden gehalten werden.

Die Mestizen erster Kreuzung ließen den Einfluß der englischen Widder im ruhigeren Naturell, rascherem Wachstum, gerundeteren, mastfähigeren Formen, vermehrter Größe und demgemäß einer besseren Futterverwertung deutlich erkennen, obwohl einzelne Halbbluttiere individuell unentschieden, mehr dem Typus der Kent- oder dem Landschafe, besonders in der Kopfbildung, ähnelten. Eine wiederholte Kreuzung dieser Mestizen mit Kentböcken erwies sich dagegen als die Konstitution schädigend; die Lämmer kränkelten, viele gingen frühzeitig ein und an deren weitere Verwendung zur Zucht war nicht zu denken. Dies erklärt sich einfach daraus, daß das veredelte Kentschaf, auf reichem, feuchtem Marschland zu Hause, unter hohem Luftdruck erzogen, in das französische Bergland, also in entgegengesetzte Naturverhältnisse versetzt, in seiner Lungentätigkeit und vegetativen Entwicklung nachteilig beeinflußt wurde, was der Konstitution der Nachkommen zweiter Kreuzung schädlich werden mußte.

Der Züchter war daher gezwungen, mit Tieren erster Kreuzung weiter zu arbeiten und durch eine scharfe Auslese und inzüchtliche Behandlung die nötige Ausgeglichenheit und Vererbungskraft der Mestizherde allmählich zu bewirken, auch zur Vermeidung naher Inzucht mehrere Tribus auseinander zu halten. Dies erforderte Opfer an Zeit und Geld, weil eine verbesserte Zuchtherde nur durch Bockverkauf lukrieren kann und dieser nur möglich war, wenn die Vererbung eine konstante wurde. Dazu kam, daß damals die staatlichen

[1]) Considerations sur les bêtes à laine au milieu du 19. siècle. Paris 1851.

Schäfereien zur Verbesserung der Landschafe als Schlachttiere englische (aus Backewells Stamm abgeleitete) Leicesterböcke einführten und deren Mestizen als Sprungtiere verkauften.

Unter dieser amtlichen Konkurrenz litt die Verbreitung der Mauchamp-Zucht, obwohl ihre Böcke die Landschafe der Umgebung wesentlich veränderten und verbesserten; aber Malingié-Nouël erlebte die Heranbildung seiner Kreuzungstiere zu einer konstanten Rasse nicht, und diese wurde erst allmählich durch die Umsicht anderer Züchter so erfolgreich bewirkt, daß seit Jahren die Mauchamps als neue, bestimmte und nützliche Rasse öffentlich anerkannt sind und prämiiert werden.

Trotzdem bezweifelte der Zootechniker Professor Sanson-Paris die Möglichkeit der Schaffung neuer Rassen durch Kreuzung, weil keine innigen Blutmischungen stattfänden, wohl aber Rückschläge auf beide benutzten Rassen einträten, was besonders physiognomisch aus der Schädelbildung zu erkennen sei und von ihm durch Abbildungen der Köpfe erläutert wurde. Daß dies für erstmalige Kreuzungen zutrifft, ist Tatsache, nicht aber auf die Dauer, wenn eine kluge und scharfe Selektion Platz greift, die durch zahlreiche Herdetiere erleichtert und in einer Reihe von Jahren geübt wird, bis ein ausgesprochener Typus und treue Vererbung erreicht sind.

Es ist ein eitles Beginnen, diese Möglichkeit zu leugnen, da sie durch viele Beispiele belegt wird. So unter anderem auch aus der englischen Schafzucht, wo man erfolgreich versuchte, die Größe, Fleischqualität und Frühzeitigkeit kleinerer, kurzwolliger Schafe durch Verschmelzung mit langwolligen Herden zu heben. Sehr wahrscheinlich haben damals Southdownböcke mitgewirkt, die hauptsächlichsten Elemente aber waren dabei Cotswoldwidder (mit grauem Gesichte) und Hampshiredownschafe[1]). Das Ergebnis war das Oxfordshiredown, dessen Schaffung durch den bekannten Züchter auf einen Zeitraum von fünfzig Jahren zurückgeht und erst dann abgeschlossen und allgemein als besondere Rasse anerkannt ward, als die strengen Richter der Royal Agrikultural Society sie auf ihre Preisverteilungen zuließen. Auch in Deutschland werden die Oxfordshiredowns in reinen Herden gezogen und mit günstigem Erfolg zu weiteren Kreuzungen mit Landschafen und Merinos benutzt.

Ein zweites gelungenes, wenn auch weniger hervorragendes Beispiel bieten die sogenannten Suffolkschafe, welche der Kreuzung des alten gehörnten, schwarz gesichteten Norfolkschafes mit Southdown- und Hampshiredownböcken entstammt sind.

Solche und ähnliche erfolgreiche Blutmischungen können nicht nach einem beliebigen Schema, sondern nur durch Tasten und Probieren mit männlichen Elitetieren und zahlreichen ausgewählten Muttertieren in längeren Fristen von geübten, scharf urteilenden Züchtern und in dafür geeignetem Milieu mittelst einer scharfen Individualisierung und beschränkter inzüchtlicher Behandlung aller Herdetiere erfolgreich durchgeführt werden.

---

[1]) Wie die Southdowns ihren Ursprung auf den südlichen Kreidehügeln fanden, so die Hampshiredowns auf den westlichen Hügelketten.

Wie sehr überhaupt englische Züchter ihre zahlreichen einheimischen Schafherden in der Zeit verbessert haben, zeigt unter anderem das Dorsetschaf, welches sich durch Hornbildung beider Geschlechter ursprünglich als spätreif, ähnlich wie das Merino, kennzeichnete, aber durch vorübergehende Einmischung frühreifen Blutes und starke Fütterung, auch begünstigt durch lebhaftes Naturell, so frühzeitig entwickelt ist, daß gemästete Lämmer als gesuchte Osterbraten in demselben Jahre verspeist werden.

Mit noch schlagenderem Erfolg ist die Verbesserung der natürlichen Schweinerassen in England seit langer Zeit durch Kreuzung mit dem chinesischen und dem daraus abgeleiteten neapolitanischen Schwein derart durchgeführt, daß die ursprünglichen, spät entwickelten Landrassen völlig verschwanden und in Mestizherden von neuem Typus untergegangen sind, so daß man nicht mehr die früheren Rassen, sondern nur kleine, mittlere und große schwarze und weiße Schläge zu unterscheiden vermag. Alle diese Tiere haben ihre frühere Beweglichkeit als in Wäldern und Feldern ernährte Herdentiere bei vorzüglicher Fütterung von Jugend auf so verloren, daß selbst ihre Gliedmaßen nur unbedeutend entwickelt werden und sie sich in jedem Lebensalter mästen lassen. Um ihre Fruchtbarkeit als Zuchttiere zu erhalten, werden sie auf üppigen Grasweiden mit Gerste als Beifutter ernährt und durch Ringe in der Nase am Wühlen verhindert. Durch den Nichtgebrauch des Rüssels ist dieser auf ein Minimum geschwunden und die Schädel- und Kopfbildung gehemmt worden. Gemästet ist das ganze Tier in einen Fleisch- und Fettklumpen verwandelt und gegen früher völlig degeneriert.

Diese damit koinzidierenden inneren Entartungen haben der englischen und auch der davon stark beeinflußten ausländischen Schweinezucht sehr geschadet und dahin geführt, die Veredelung der Landrassen durch hochgezogene Eber nicht zu weit zu treiben, da ohnehin durch alljährlich zweimalige Geburten und die Benutzung nahe verwandter Männchen und Weibchen die Blutsverwandtschaft und hieraus folgende Degeneration der Schweine allzu nahe gelegt ist[1]).

Natürliche deutsche Rinderrassen sind von jeher mit Schweizer Bullen und heute besonders mit der Simmentaler Rasse (Kanton Bern) gekreuzt worden. Im badischen Oberland, unweit des Bodensees, wurden und werden immer wiederholte Kreuzungen vorgenommen, so

---

[1]) Die drohende Unfruchtbarkeit der Mutterschweine kündigt sich an, wenn wenige und ungleich große Ferkel in demselben Wurf fallen; zuletzt nehmen sie Sauen von einem Eber desselben Schlages nicht mehr auf, erlangen aber häufig ihre frühere Fruchtbarkeit und Ferkelzahl wieder, wenn ihnen ein kräftiger Eber anderer Rasse oder Zucht zugeführt wird. Dies erläutert sich wohl dadurch, daß Eier und Samen derselben Zucht zu gleichartig geworden sind, während zur regen Befruchtung eine gewisse Gegensätzlichkeit zwischen den weiblichen und männlichen Befruchtungszellen und ihre desfallsige lebhaftere Reaktion die Befruchtung unterstützen muß, wenn die Muttersau noch nicht zu alt und überhaupt befruchtungsfähig ist. In dem Fürstlich von Bismarckschen Saupark zu Friedrichsruhe war der wilde Zuchtstamm durch nahe Inzucht der Degeneration verfallen; die Auffrischung erfolgte sehr zweckmäßig nicht durch fremde, wilde Eber, sondern durch ein zahmes Mutterschwein der veredelten schwarzen Berkshirerasse mit günstigem Erfolge. — Welchen großen Wert überhaupt eine hervorragende Muttersau zu bringen vermag, folgt aus der Tatsache, daß ein englischer Weber eine solche besaß, deren Erlös aus sehr gesuchten Ferkeln den Bau einer Villa bezahlt machte.

daß das badische Landvieh auch infolge des ähnlichen Standortes, als Vorland der Schweiz, die Simmentaler Formen angenommen hat und Zuchtbullen beiderseits ausgetauscht werden.

Modetorheit hat auch andere deutsche Züchter dazu geführt, ihre gelben Landrassen mit Simmentalern zu kreuzen, obwohl diese gegen jene nur größer entwickelt, aber grobknochiger und von minderer Fleischqualität sind, auch mehr und besseres Futter bedürfen, weil sie in ihrer Heimat während des Sommers auf kräuterreichen Alpen weiden und im Winter das beste Talheu genießen, überhaupt also ihre Entwicklung einer Haltung verdanken, welche ihnen Stallfütterung in gleich gedeihlicher Art nicht zu bieten vermag. Die einmal begonnene Kreuzung setzt daher immer wiederholte Einfuhr von Schweizer Bullen voraus, wenn nicht rasselose Tiere auftreten und die damit verbundene geringere Nutzfähigkeit beziehungsweise ein rascher Niedergang der Zucht eintreten soll.

Wo man durch üble Erfahrungen klug geworden, ist man eifrig bemüht, auf die alten Landrassen zurückzugreifen und mit den erhaltenen Trümmern derselben wieder zur allmählichen Reinzucht des Landviehes überzugehen, wobei Zeit- und Geldverluste nicht ausbleiben.

Frankreich besitzt eine größere Zahl eingeborener Rinderrassen, deren Zucht, in früherer Zeit ungenügend kultiviert, die Nutzung derart beeinträchtigte, daß eine intensive starke Einfuhr von Schlachtvieh aus den deutschen Grenzprovinzen nötig wurde. Unter Louis Philipp griff die Regierung kräftig ein; durch Einfuhrzölle wurde dieser Handel erschwert und gleichzeitig durch den Import der verbesserten Shorthornrasse (siehe oben), ihre Aufstellung in Staatsmeiereien und öffentlichen Verkauf vorzüglicher Bullen allmählich eine weitgehende Kreuzung der einheimischen Rassen und von da ab eine wesentliche Verbesserung der Schlachttiere eingeleitet. Es ist dies ein sprechendes Beispiel, daß kluge politische Maßregeln die Viehzucht günstig beeinflussen können[1]). In den eingeführten englischen Mustern lernten die französischen Züchter die Formen und Eigenschaften der Kulturrassen erkennen, auf die es ankommt, wenn durch intensive Zucht die Nutzung gehoben werden soll und die Folge war, daß Shorthornzucht und Kreuzung für den Schlachtmarkt immer allgemeiner wurden, da auch die größeren vermögenden Besitzer von dieser und der Aufstellung reiner englischer Herden einen erfreulichen Gebrauch machten. Man erkannte dabei, daß unter anderen die eingeborene Manceller Rasse sich vorzüglich zur Kreuzung eignete und es kam dahin, daß die ganze Rasse von Shorthornblut durchtränkt und sozusagen aufgesaugt wurde.

Eine der edelsten alten Landrassen Frankreichs ist die der Grafschaft Charollais, wo sie auf den üppigen Weiden der fruchtbaren Liasformation seit alter Zeit heimisch ist, deshalb von Risler die „Rasse

---

[1]) Unter Karl V. hatte der unglückliche Feldzug nach Algier den Verlust sehr wertvoller andalusischer Hengste und einen Rückgang dieser Zucht zur Folge; die Erlaubnis ferner, daß Offiziere in den Privatgestüten sich beliebig Pferde auswählen konnten, veranlaßte die Züchter, ihre wertvollen andalusischen Stuten zur Zucht von Maultieren zu verwenden. Auch ist bekannt, daß bei dem Schiffbruch der Armada an der britischen Küste eine große Zahl der besten Pferde zu Grunde gingen, ein Verlust, der sich in allen Kriegen wiederholt und der Zucht unersetzbaren Nachteil bringen kann.

des Lias“ genannt wird und sich von da auf ähnliche Bodenarten der umliegenden Departements verbreitet hat. Um sie frühzeitiger und mastfähiger zu machen, wurden dieser Rasse vorübergehend Spuren von Shorthornblut eingeimpft, ohne daß ihre ursprüngliche Charakteristik verloren ging[1]).

Bei solchen Kreuzungen wird auf die Erhaltung der Farbe originaler Rassen großer Wert gelegt, um einen glatten Marktverkehr nicht zu schädigen und den Gewohnheiten der Käufer Rechnung zu tragen, die auf bestimmte Farben als Rassekennzeichen einen hohen Wert legen. — So müssen französische Züchter, welche Shorthornbullen nach Argentinien verkaufen wollen, nur rote Zuchtstämme halten.

Fest steht, daß auch englische Züchter ihren ursprünglichen Hereford-, Sussex-, Galloway- und anderen Rinderrassen einen Schimmer von Shorthornblut eingeimpft haben, um sie frühzeitiger und mastfähiger zu machen, ohne aber ihre speziellen Kennzeichen zu verwischen, während für die Schlachtbank bestimmte Stämme wiederholt gekreuzt und dadurch für die Mast lohnender werden. Stets ist man aber bestrebt, daneben auch die Zucht der Landrassen rein zu erhalten, um darauf für Kreuzungszwecke zurückgreifen zu können.

So besteht neben den hochveredelten Shorthornrindern die alte Rasse der Grafschaft Durham fort und liefert für die Londoner Meiereien Kühe mit gedeihlicher Nutzung auf Milch, die in den veredelten Herden durch das stete Treiben auf Mastfähigkeit leider vielfach verloren gegangen ist.

Geht auch in Deutschland der berechtigte Zug der Zeit neuerdings immer mehr dahin, die Landrassen rein zu erhalten und in sich zu verbessern, so hat doch im Norden Deutschlands von jeher eine weitgehende Kreuzung und Verschmelzung der Holländer, Oldenburger und ostfriesischen Rinder besonders in Ostpreußen stattgefunden, die als Schwarzschecken äußerlich ähnlich, dort in großen Herden inzüchtlich vermehrt werden. Diese sind keiner eigentlichen Kreuzung entsprossen, wenn man sie, weil in ähnlichen Milieus lebend, als verwandte Schläge von der schwarz-weißen Marschrasse abzuleiten gewillt ist.

Von allen Haustieren wurde das Pferd seit alter Zeit mit Ausnahme der schweren Zugrassen und des englischen Vollbluts vorwiegend den verschiedensten Kreuzungen unterworfen und noch heutzutage wird diese Methode ausgedehnt befolgt. Nur ist jetzt an Stelle des edlen Arabers, von welchem der nordafrikanische Berber abgeleitet ist, vorwiegend das englische Vollblut getreten. — Indessen ist man in Frankreich neuerdings seitens der Regierung bestrebt, den

[1]) Es mußte hierbei seitens der bäuerlichen Züchter die Vorsicht beachtet werden, daß durch die Kreuzung mit Shorthorns, deren Haarfarbe teils weiß, teils braun und rotscheckig ist, die milchweiße Farbe der Charollais und ihre rosenrote Epidermis nicht verloren ging. Um dies zu sichern, gründete ein spekulativer Kaufmann — Colcombet zu Lyon — mit in England sorgfältig ausgewählten rein weißen Tieren eine Shorthornherde, um Bullen für Kreuzungszwecke teuer zu verkaufen. Züchter hatten aber erkannt, daß weiße Shorthorns in der Nachzucht leicht auf gemischte Farben zurückschlagen und daß es sicherer sei, die Charollais mit roten Shorthornbullen zu kreuzen, die auf die Mestizen eine tiefgelbe Färbung vererbten, welche in zweiter Generation wieder auf die beliebte Milchkaffeefarbe der Charollais zurückschlug. Colcombet war deshalb genötigt, seine weiße Shorthornherde mit Verlust wieder aufzulösen.

arabischen Hengst auf englische Vollblutstuten zu verwenden und so eine anglo-arabische Rasse für Landgestütszwecke zu begründen, die im Staatsgestüt Pompadour und in privaten Zuchten so zahlreich herangezogen wird, daß davon bereits ebensoviele anglo-arabische als englische Vollbluthengste in den Landgestüten decken[1]), um ausgezeichnete Gebrauchs- und besonders in der Form verbesserte und ausdauerndere Kampagnepferde, als die nach englischen Vollbluthengsten gefallenen, zu züchten.

Dieses Zuchtziel ist nicht als Kreuzung anzusprechen, weil beide konstituierenden Elemente aus demselben orientalischen Blute abgeleitet, also als rein gezogenes Vollblut anzusprechen sind.

Der edelste Araber, der Sage nach von den Stuten des Propheten abgeleitet, ist durch seine Schnelligkeit, die indessen von dem englischen Vollblut auf kürzere Strecken übertroffen wird, durch sein feuriges Temperament und besonders seine große Ausdauer über lange Strecken, durch seinen Mut und seine Gelehrigkeit, die ihn befähigt, friedlichen und kriegerischen Zwecken des Reiters zu entsprechen, auch im Orient als veredelnder Faktor für Landpferde geeignet befunden und seit alter Zeit ausgedehnt benutzt worden, weshalb es selbst in Kleinasien nicht an zahlreichen Kreuzungen fehlt. Im Abendlande, besonders im Süden und Osten, ist sein Blut mehr oder minder in die verschiedensten Rassen ergossen worden und so ein buntes Bild veredelter Pferdegeschlechter der verschiedensten Blutgrade entstanden, deren Geschichte im Dunkel der Zeit verloren gegangen ist.

Für manche Gebrauchszwecke sind die arabischen und daraus abgeleiteten Pferde zu klein; obwohl ihre Energie hinreicht, auch vom fünften Jahre ab schwere Reiter zu tragen. Es lag daher nahe, das englische Vollblut, seiner Größe, Schnelligkeit, frühzeitigen Entwicklung und des leichteren Bezugs wegen, anstatt des Arabers als veredelnden und verbessernden Faktor zu verwenden, obwohl seine einseitige Benutzung als Rennpferd schon vom zweiten Jahre ab äußere und innere Mängel gezeitigt hat, welche sein Niederbrechen bei schnellster Arbeit und eine verderbliche Schwäche der vorderen Gliedmaßen häufig veranlassen, die sich neben seinen Vorzügen auch auf die Nachkommen überträgt.

Alle Wandlungen in der Benutzung von arabischem und englischem Vollblut für Kreuzungszwecke sind aus der Geschichte älterer berühmter Gestüte und der Landpferdezucht bekannt und in gelungenen und verfehlten Erfolgen nachweisbar.

Das preußische Hauptgestüt Trakehnen wurde um das Jahr 1730 mit litauischen und dänischen, bereits als Mischblut gezogenen Landstuten und mit andalusischen und türkischen Hengsten und Stuten begründet, wozu im siebenjährigen Kriege die in Böhmen erbeuteten Pferde des Fürsten Dietrichstein, neapolitanischen Ursprungs, von dunkler Farbe mit Ramsköpfen hinzukamen, die gleich den dänischen Gestütspferden aus Frederiksborg ursprünglich von Andalusiern abstammten und deren Blutlinien, wenn auch stark verdünnt, noch heute in den veränderten Formen der Trakehner Rappenherde fließen.

---

[1]) Vergleiche die Schrift des Verfassers: Die Zuchtwahl des Pferdes, insbesondere das englisch-arabische Vollblut. — Braunschweig 1898.

Aus diesem und durch die verschiedensten Ankäufe entstandenen Blutchaos das jetzige Trakehner Pferd von einheitlichem und ausgesprochenem Typus zu entwickeln, war eine Aufgabe von langer Hand, die durch ihre günstige Lösung schließlich die jetzige ostpreußische Pferdezucht begründet hat.

Erst im Jahre 1817 kamen vier englische Vollblut- und drei Halbbluthengste nebst mehreren Orientalen ins Gestüt, denen ähnliche Erwerbungen folgten.

Im Jahre 1831 deckten der Nationalaraber Nedjed und die Orientalen Barak und Bagdadly neben sechs englischen Vollblut- und selbstgezogenen Halbbluthengsten.

Unter dem verdienten von Burgsdorf entwickelte sich das Gestüt günstig, obwohl er unschlüssig war, ob er den arabischen oder englischen Vollbluthengsten den Vorzug geben sollte, und demgemäß viele Pferde aus Zweibrücken, Anspach, englisch-orientalischen Ursprungs, und aus England, Spanien, Marokko und Arabien, mithin eine wahre Musterkarte von sehr abweichenden Blutströmen benutzte.

Zootechnisch belehrend ist, daß sich trotzdem im Verlaufe der Zeit aus diesen unentwirrbaren Kreuzungen der bekannte Trakehner Typus und das daraus abgeleitete ostpreußische Pferd durch eine amtliche bestimmte Auslese nach Formen, Farben und Abzeichen und zweifelsohne eine dem Klima und Boden angepaßte, natürliche unentwegte Zuchtwahl und hieraus eine treue Vererbung entwickelt hat.

Neuerdings ist zwar der arabische Hengst vor den englischen Voll- und daraus abgeleiteten Halbbluthengsten zurückgetreten; aber unzweifelhaft sind es die vom Araber vererbten Blutquellen, welche die Genügsamkeit, Ausdauer und überraschenden Leistungen der ostpreußischen Pferde in dem französischen Kriege bedingten und es bleibt fraglich, ob die englischen Vollbluthengste der Jetztzeit die dortige Pferdezucht dauernd auf gleicher Höhe zu erhalten vermögen. Für den günstigen Einfluß des arabischen Blutes sprechen historisch feststehende Erfolge, die von 1788 ab in dem in Neustadt a. d. Dosse auf einer gegen Ostpreußen weit minderwerten sandigen Niederung mit hohem Grundwasserstand begründeten Friedrich Wilhelm-Hauptgestüt erzielt wurden, wo von vornherein vorzügliche reinblütige Orientalen, unter anderem Turcmainatti, englische Vollblut- und Halbblutstuten verschiedener Provenienz deckten und eine angloarabische Zucht, gleich der früher schon in Zweibrücken erzielten, begründeten, die sich beide in den Kriegen der napoleonischen Zeit trefflich, wie keine andere Zucht, bewährt hatten.

Als in Neustadt die Orientalen durch englische Vollbluthengste ersetzt wurden, schwand der Ruf des Gestüts dahin, weil deren einer Kulturrasse entsprossene Nachzucht sich den ärmlichen örtlichen Verhältnissen nicht so leicht wie das arabische Blut anpassen konnte und die Trümmer des Gestüts wurden nach Graditz bei Torgau übergeführt, wo die alte Zucht verloren ging.

Neuerdings hat Graf Lehndorff, dem französischen Vorbild folgend, die angloarabische Zucht wieder in Neustadt mit günstigen Erfolgen eingerichtet.

Ein anderes Bild zootechnischer Entwicklung bietet das Fürstlich Lippesche Hofgestüt in der Senne bei Detmold auf einer Wald-

und Heidelandschaft zwischen Lippspringe, Paderborn, Stuckenbrook und den Forsten des Teutoburger Waldes, das im Dunkel der Vorzeit auf die wilden und halbwilden Pferdeherden zurückgeht, die früher in deutschen Wäldern bestanden und deren Trümmer sich in die Neuzeit in das Senner Gestüt hinüber gerettet haben.

Urkundlich wird im Jahre 1160 eines Geschenkes von Senner Wildpferden an den Abt von Hardehausen erwähnt und aus dem Jahre 1493 liegt die Beschreibung von sechzig Wilden nach Geschlecht und Alter vor. Zu Ende des 16. Jahrhunderts erhält Kaiser Rudolph zwölf auserlesene Senner Pferde als Geschenk, woraus die Vorzüge jener Zucht ersichtlich sind.

Bis zum Jahre 1804 ernährte und vermehrte sich die Stutenherde, in welche niemals ein fremdes Pferd kam, das durch Beißen und Schlagen verjagt worden wäre, auf ausgedehnten Flächen von Wald und Heide, gleich dem Wilde, in voller Freiheit das ganze Jahr hindurch und verschmähte selbst die jungen Triebe des Heidekrautes nicht, das sie sich selbst aus dem Schnee herausscharren mußte. Nur in harten Wintern wurde über Nacht in Ställen Futter gereicht; an Anbinden war nicht zu denken, denn es war lebensgefährlich, sich den Pferden zu nähern. Nur die abgewöhnten Hengste und Stutfohlen wurden zur guten Jahreszeit auf anderweite fruchtbare Weiden an der Weser getrieben und im Winter wieder mit der Hauptherde vereinigt. Aus dieser wurden die zu Gebrauchspferden oder zum Verkauf bestimmten eingefangen und durch Hunger- und Durstleiden an den Menschen und die Stallpflege, den Zaum und Sattel u. s. w. gewöhnt und lohnten dann durch unermüdliche Leistungen und treuen Gehorsam die Pflege und gute Behandlung; vergaßen aber im Gegenteil keinerlei menschliche Unbilden. Aus jener natürlichen und schonungslosen Erziehung erwuchs eine Stutenherde von großer Ausdauer und Zähigkeit, die in koupiertem Terrain mit den Hirschen um die Wette lief und zur trocknen Jahreszeit in dem wasserarmen Gebiete zu den wenigen Tränken meilenweit im Trabe ausharren mußte. Ihre Bedeckung erfolgte aus der Hand durch angekaufte Hengste verschiedener Herkunft, wie seit 1713 lückenhafte Berichte nachweisen. — Der für Menschen und Hengste lebensgefährliche Belegakt verschuldete manche güste Stuten; die Sprungzeit wurde so geregelt, daß die Fohlen im Mai fielen, wo Gras und junges Laub die Milcherzeugung förderte; das kaum geborene Fohlen lief sogleich der Mutter nach. Die zum erstenmal mit fünf Jahren gedeckten Stuten trugen ihrer kümmerlichen Winterernährung wegen ungewöhnlich länger als ein Jahr. Die Altersklassen weideten freiwillig in getrennten Rudeln und der Geselligkeitstrieb war so ausgesprochen, daß junge Stuten, die sich trächtig fühlten, nicht mehr bei den Stutfohlen blieben, sondern sich den Mutterstuten zugesellten.

Durch die vom Jahre 1713 ab benutzten englischen, türkischen, andalusischen, ostfriesischen und selbst Moldauer Hengste unbekannter Abkunft war das Zuchtziel ein schwankendes und die Nachzucht der ursprünglichen Stutenherde zum Trotz eine wechselnde Musterkarte der in Farben und Formen abweichendsten Typen, weshalb auch von 1770 ab viele Stuten erblicher und Schönheitsfehler, wie schwerer und Ramsköpfe wegen, die von den Andalusiern herrührten, ausgemustert

werden mußten. Leider hatte man auch nach dem westfälischen Frieden (1648) der Modetorheit gemischter Haarfarben gefrönt und unter den selbstgezogenen Hengsten waren Schecken überwiegend.

Im Jahre 1771 kamen ein Berber und englische Hengste und 1772 ein leistungsfähiger Araber — Petit maitre ins Gestüt. Alle diese überragte von 1780 ab der irische Angloaraber Parfait; das erste englische Vollblut war Lothario. Sehr günstig vererbte von 1811 ab Nessus, ein Angloaraber aus Neustadt a. d. Dosse; später der berühmte englische Vollbluthengst Mozart, der nicht übertroffen wurde. Neben vielen selbstgezogenen Hengsten deckte auch von 1853 erfolgreich Florial aus dem hannoverschen Gestüte Neuhaus, von arabisch-englischer Abstammung. Dagegen hat der 1862 erkaufte und viel benutzte englische Vollbluthengst Vortex das Gestüt nachteilig beeinflußt; und das altbewährte Senner Pferd ging in Typus und Leistung zurück, obwohl die Stammzucht dem Namen nach in beschränkter Zahl bis heute fortbesteht; aber der alte harte Senner ist dahin. Die englische Kulturrasse war also unvermögend, das auf natürlichen Grundlagen entwickelte Zuchtziel aufrecht zu erhalten, wie es etwa durch bewährte reine Orientalen möglich gewesen wäre.

Die besondere, bei keiner andern Stammzucht, außer in Lippiza, zutreffende Eigenheit des Senner Gestütes beruhte in der jahrhundertelang erhaltenen Selbständigkeit des allerdings aus Kreuzung entwickelten Stutenstammes, der sich unausgesetzt bis zum Jahre 1804 im Kampf ums Dasein aus vorgeschichtlicher Zeit natürlich entwickelte und erst vom 15. und 16. Jahrhundert ab durch erzwungene Hengstwahl künstlich beeinflußt wurde.

Der Stutenstamm, das ganze Jahr der Trockene und Feuchte, der Hitze und dem Frost, der vollen Sommer- und der kargen Winterweide ausgesetzt, ohne ein anderes Obdach, als den Schutz der Wälder, steht in der Neuzeit als ein treffendes Beispiel der Darwinschen Lehre — einer natürlichen Auslese und Anpassung an gegebene äußerliche Verhältnisse — einzig und historisch beglaubigt da. Wurde auch die Vererbung der Stuten nach Formen und Farben durch das stark eingemischte fremde Blut periodenweise verschieden beeinflußt, so blieb doch der mächtige Einfluß der Heimat und Erziehung bestehen und in der Nachzucht wirksam. Nach dem Zeugnis des alten Gestütsleiters Prizelius waren die Senner vor dem fünften Jahre relativ matt und kraftlos, öfters auch ungestaltet; er fügt aber als untrüglich hinzu, daß die Pferde schön wurden, wenn sie, sechs Wochen alt, schön gewesen waren — der vorübergehenden Häßlichkeit zum Trotz, welche ihre rauhe Aufzucht verschuldete. Nunmehr lebt der rasche eiserne, zu harten Leistungen stets bereite und intelligente Senner nur noch in der Ueberlieferung derer, welche die Rasse bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts kannten und benutzten oder doch nur in vereinzelten Individuen aus der verbliebenen kleinen Stutenherde als Rückschlag auf die alte Stammzucht, welche leider aus finanziellen Gründen dezimiert wurde.

Auch in England sind eingeborene Pferderassen, wie der Cleveland, der Norfolk-Trotter, der Suffolk Punch und der moderne Hackney, durch wiederholte Kreuzung mit Vollblut abgeändert, leichter und

temperamentvoller geworden. Um dieselben in ihren alten bewährten Formen und Eigenschaften wieder herzustellen, sind besondere Züchtergenossenschaften bemüht, diese Halbblutzuchten in sich zu verbessern und deren Abstammung in Studbooks nachzuweisen, was zu günstigen Ergebnissen führte. Die Berechtigung des Fortbestehens von Alters her überkommener Zuchten in zahlreichen, relativ reinerhaltenen Individuen ist als nötig und zeitgemäß dadurch anerkannt und arbeitet auch in England einer übertriebenen Kreuzungsmanie entgegen.

Trotzdem ist und bleibt es nicht ausgeschlossen, besonders ausgewählte gedrungene Vollbluthengste zu einer vorübergehenden Blutmischung zu benutzen und Gebrauchspferde für bestimmte Leistungen, wie das englische Jagdpferd (Hunter) zu züchten, beziehungsweise einem Zuchtziel dienstbar zu machen, das ebenso rationell als lohnend ist. Hunter müssen kräftig, ausdauernd und schnell sein, um gewichtige Reiter hinter der Meute über unebenes Land und schwierige Hindernisse zum Halali zu tragen, was kräftige, mäßig kurze Rücken und Lenden, einen gut gerippten Körper und wohlgeformte Beine erfordert; während der langausholende Schritt des Vollbluts für den Hunter nicht geeignet ist. — Die weiblichen Unterlagen für die Zucht der Jagdpferde werden aus den leichteren Karrenpferden — den Shirehorses — entnommen, deren Vorfahren schon seit alten Zeiten und später wiederholt aus Ostfriesland und Brabant eingeführt wurden, um eine Zucht zu begründen, geeignet, gepanzerte 350—400 Pfund schwere Reiter und die eigene Pferderüstung zu tragen. Obwohl die Shirehorses im Verlauf von Jahrhunderten unter neuen Lebensbedingungen und zootechnischen Maßnahmen wesentlich abänderten und hochgezogen sind, auch bei hoher Kniebeuge eine abgerundete Bewegung zeigen, um Hindernisse zu überwinden, so bedürfen sie doch eines kompakten nicht zu großen Vollbluthengstes, wenn ihre Nachkommen sich in einer für Jagdzwecke genügend schnellen und ausdauernden Gangart bewegen sollen, wozu das edle Blut das treibende Moment sichert. Trotz der großen äußeren und inneren Gegensätze beider Rassen liefern sorgsam ausgewählte Eltern in erster Kreuzung gut geformte und leistungsfähige Jagdpferde, während eine wiederholte Benutzung von Vollblut auf Hunterstuten zu leichte und deformierte Nachkommen bringt. — Dagegen eignen sich Hunterstuten erster Kreuzung als Partnerinnen für die minder edlen Hackneyhengste, die einer eleganten Traberrasse mit hoher Kniebewegung, Schnelligkeit und Kraft angehören und aus den Norfolktrabern abgeleitet sind, deren Linien sogar auf den besten männlichen Begründer des Vollblutes — Darleys Arabian — und auf die Jahre um 1700 zurückleiten.

Der englische Hunter dient daher als Beleg, was mit vorsichtiger ein- oder zweimaliger Kreuzung bei richtig angepaßtem Hengst- und Stutenmaterial erzielt werden kann; wenn so korrekte Unterlagen, die altbegründeten Geschlechtsfolgen entstammen, in kluger Weise miteinander richtig vermischt werden.

Ein sprechender Beleg hierzu kann aus Nordamerika und der Entstehung der Morganpferde erbracht werden[1]).

[1]) Vergleiche Dünkelberg, Nordamerikanische Pferde. Stuttgart 1901. Konrad Wittwer.

Die von den besiedelnden Nationen nach dorten übergeführten sehr verschiedenen Pferderassen mußten gleich den Menschen unter anderm auf jungfräulichem Boden und in dem sehr abweichenden Klima in ihren biologischen Besonderheiten wesentlich abändern. Die Temperatur wechselt in heißeren und kälteren Extremen, die Luft ist trockner und die Eingeborenen sind deshalb nach Desor allgemein magerer, reizbarer und empfindlicher als der Europäer, was auch auf die aus Großbritannien, Frankreich, Belgien u. s. w. eingeführten Pferde einen tiefgehenden Einfluß ausüben mußte.

Nach Kanada kamen aus Frankreich wesentlich das alte gute normannische Roß, nach Neu-England britische Zuchtstämme der älteren einheimischen Landrassen neben englischem und arabischem Vollblut und im Laufe der politischen und volkswirtschaftlichen Zustände entstand eine Musterkarte von Kreuzungen, die sich sehr allmählich vermehrten und konsolidierten. Dennoch zeigten die Neu-Englandpferde im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts einen prägnanten Typus, der sie von den kanadischen und anderen europäischen unschwer unterscheiden ließ: sie hatten sich der Wirkung der Natur und den Bedürfnissen der Bewohner durch Generationen angepaßt, waren gelehrig, von fester Konstitution, sicher und schnell im Gangwerk und gleich geeignet für den Sattel und Wagen.

Sehr beliebt waren lange Zeit der schlechten Wege halber die Narragansett-Paßgänger als Reitpferde mit ihrer hin- und herschaukelnden Bewegung, da sie wie der Bär die Gliedmaßen derselben Seite zugleich vorwärts bewegten und große Schnelle entwickelten[1]).

Für die schweren Arbeiten der Urbarmachung wurden kanadische Pferde vorgezogen und mit englischen vermischt. Unter diesem Halbblut haben die Morganpferde den größten Ruf erworben und führen auf einen einzigen Stammvater zurück, der in Springfield (Massachusetts) geboren, zweijährig nach Vermont kam und nach seinem Eigner Justin Morgan benannt wurde; er ist nach dem Hengst True Briton gefallen, der dem englischen Obristen de Lancy im Parteigängerkriege gestohlen wurde und dessen Vater englische Vollblutpferde besaß. Die Mutter von True Briton soll in zweiter Linie nach dem Araber Ranger gefallen und von sehr hellrotbrauner Farbe mit buschiger Mähne und Schweif und von stattlichem Gange gewesen sein.

Die Mutter von Justin Morgan stammt aus kanadischem Blute; er erhielt von seinem Vater englisch-arabisches Blut und daraus erklärt sich seine stolze Erscheinung und eiserne Konstitution, seine typische Form und seine ungewöhnlichen Leistungen in schwerer Arbeit, wie die ausgesprochene Kraft seiner Vererbung, womit er seine Eigenschaften, besonders seine tiefdunkelrote Farbe nebst schwarzen Beinen selbst in die fünfte und sechste Generation übertrug. Er war, wenn auch kein ungewöhnlich schneller Traber, doch allen andern Pferden darin überlegen, eine Eignung, die seine drei besten Söhne — Balrush, Sherman und Woodbury auf zahlreiche Nachkommen übertragen haben. Kein andres Pferd hat so viel für die Züchtung von Gebrauchspferden in der Union beigetragen als Justin Morgan.

---

[1]) Cooper erwähnt dieselben in dem „Letzten der Mohikaner".

Linsley zählt in seinem Buche über das Morganpferd im Jahre 1858 250 Hengste auf, die Enkel und Urenkel des Stammvaters waren, obwohl diese Liste nicht vollständig war. Noch zahlreicher und wichtiger war die Zahl der Zuchtstuten seiner eignen und der Linien seiner Söhne und es ist nicht zu viel gesagt, daß sie die wesentliche Unterlage waren, aus welcher die amerikanischen Schnelltraber, die heutzutage in ihrem Vaterland und in Europa in Trabrennen excellieren, hervorgingen. Durchliefen die ursprünglichen Morgantraber die englische Meile in 3—4 Minuten, während der schnellste Rekord der Neuzeit wenige Sekunden über zwei Minuten beträgt, so ist diese vermehrte Schnelle durch immer wiederholte Kreuzung mit vorzüglichen englischen Vollbluthengsten erzielt worden, dennoch aber zum guten Teile der eisernen Konstitution der Morganstuten zu verdanken, ohne welche die Nachkommen der englischen Kulturrasse zu jenen Leistungen nicht hingereicht hätten.

Daran ändert die Tatsache nichts, daß heutzutage die alte Morganrasse in ihren bewährten Formen und Eigenschaften nicht mehr besteht, also der fortschreitenden Veredlung zum Opfer gefallen ist, ein Vorgang, der ja auch in Europa durch Kreuzung bei andern Landrassen oben erwähnt wurde. Man kann dies beklagen, aber nicht verhüten, da auch die wechselnde Mode immer wieder ihre Schatten auf langbeschrittene Zuchtwege wirft.

Worauf aber besonders hinzuweisen, ist, daß, ähnlich wie in Justin Morgan, im Verlaufe langer Zeiten einzelne wenige phänomenale Zuchttiere sporadisch auftreten, die mit ungewöhnlicher Individualpotenz begabt, vielen Generationen den Stempel ihrer Vorzüge aufdrücken.

Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie.

Dr. Ludwig Woltmann.

VII.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Darwins Lehre von der Entstehung der Rassen und der natürlichen Zuchtwahl auch einen großen Einfluß auf die Lehre von der Entstehung der Staaten ausüben mußte. Das erste politische Buch dieser Art ist W. Bagehots „Physics and Politics“, in deutscher Uebersetzung: „Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluß der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen“ (1874). Schon früher, im Jahre 1871, hatte Quatrefages darauf hingewiesen, daß die ganze europäische Geschichte von Rassekriegen erfüllt sei, ohne indes diesen Gedanken weiter auszuführen. (La race prussienne, 1871.) Bagehot schreibt: „Der Krieg ist es, der die Nationen schafft.“ (Seite 88.) In früheren Zeiten sind die kriegerischen Tüchtigkeiten ausschlaggebend gewesen. Die Sklaverei entsteht durch Unterjochung fremder Nationen. Die meisten historischen Nationen haben vor-

historische unterjocht, und obgleich sie viele Glieder derselben umbrachten, so blieben doch auch manche am Leben, von denen sie die Männer zu Sklaven machten und die Frauen heirateten. Auf diese Weise entstand eine Vermischung der Rassen, die bald günstig, bald ungünstig wirkte."

Kasten-Nationen bildeten sich nur in solchen Ländern, welche mehreremal erobert wurden, und wo die Grenzen der verschiedenen Kasten ungefähr mit den verschiedenen Gruppen der Sieger und Besiegten zusammenfielen. In einer solchen Gliederung ist ein politischer Fortschritt gegenüber dem Gemeinwesen „aus einem Stamm und mit einem einzigen Gesetz" zu erblicken. „Es ist mehr Leben in gemischten Rassen." — Durch die europäische Geschichte geht ein Kampf der Rassen, in welchem die kriegerische Kraft und Tüchtigkeit ausschlaggebend war. „Seit jener Zeit, als die langschädeligen Menschen die kurzschädeligen aus den besten Teilen Europas vertrieben haben, ist die ganze europäische Geschichte nichts als die Geschichte der Siege der militärisch besser geschulten Rassen über die weniger geschulten, eine Geschichte der abwechselnd erfolgreichen Anstrengungen, sich militärisch zu vervollkommnen."

Fast um dieselbe Zeit machte Ludwig Gumplowicz die Beziehung von „Rasse und Staat"[1]) zum Gegenstand einer lehrreichen Untersuchung (1875). Er räumt mit der alten Aristotelischen Lehre auf, daß der Staat eine Anhäufung von Individuen sei, die aus der Familie organisch herauswachse. „Weil aber der Staat ein Organismus ist, der trotz aller Phrasen über Menschengleichheit aus ungleichartigen Elementen besteht, möge man sie Klassen, Stände, Stämme, Völker oder Nationen nennen; da in diesem Organismus diese ungleichartigen Bestandteile verschiedene Stellungen einnehmen, und zwar nicht aus Selbstwahl hervorgegangene Stellungen, sondern aus natürlich gegebenen Verhältnissen und Bedingungen, denen man sich nicht entwinden kann und die das menschliche Leben im Staate beherrschen, in Anbetracht all dieser Verhältnisse ist die Frage wohl berechtigt: wie kam es, daß Staaten gegründet wurden, d. h. auf welche Art und Weise entstanden diese gesellschaftlichen Organismen?" — Auf Grund zahlreicher Beispiele aus der Geschichte weist er nach, daß der Staat durch den Zusammenstoß zweier verschiedener Rassen entsteht, daß der Adel ursprünglich aus der erobernden, höher veranlagten und geistig entwickelteren Rasse hervorgeht und daß die durch die Rassengegensätze verursachten inneren gesellschaftlichen Kämpfe die Entwicklung der Kultur und Civilisation bedingt haben. „Mit der ersten Herrschaft beginnt der erste Staat, die erste Nation ist im Werden. Der Schweiß der unterworfenen, nun zur Sklavenarbeit verdammten jüngeren Rasse betaut und befruchtet die ersten Keime der Civilisation." (Seite 41).

Im übrigen enthält die kleine Schrift manche treffende Bemerkungen über die qualitative Ungleichheit und über den Lebenslauf der Rassen, sowie über die Beziehungen von Rasse und Sprache. Gumplowicz macht hier zum erstenmal darauf aufmerksam, daß Sprachgebiet und

[1]) L. Gumplowicz, Rasse und Staat. Eine Untersuchung über das Gesetz der Staatenbildung. Wien 1875.

Rasse keineswegs sich immer decken und daß die Sprache kein untrügliches Merkmal der Rassen-Identität sei. „Denn es schließt z. B. der Umstand, daß alle Hellenen eine Sprache hatten, keinesfalls die Annahme aus, daß diese Sprache von einer höher entwickelten arischen Erobererrasse nach Griechenland gebracht wurde (!) und hier einer Bevölkerung von anderer Abstammung zugleich mit der „Wohltat“ staatlicher Einrichtungen mitgeteilt oder aufgedrungen wurde.“ (Seite 48.)

Weiter ausgeführt hat Gumplowicz seine historisch-anthropologischen Ideen in einem späteren größeren Werk über den „Rassenkampf“ (1883). Hier bezeichnet er den Rassenkampf als ein „soziales Naturgesetz“ und als den Schlüssel zur Lösung des ganzen Rätsels des Naturprozesses der menschlichen Geschichte. „Was die heterogenen ethnischen Elemente von Uranfang an und die heterogenen sozialen Bestandteile zusammenführt, was sie aufeinander anweist und bezieht und so den sozialen Naturprozeß in Bewegung setzt: das ist die ewige Ausbeutungs- und Herrschsucht der Stärkeren und Ueberlegeneren. Der Rassenkampf in allen seinen Formen, in den offenen und gewalttätigen, wie in den latenten und friedlichen, ist daher das eigentlich treibende Prinzip, die bewegende Kraft der Geschichte.“ (Seite 161.)

H. Spencer vertritt in seinen „Prinzipien der Soziologie“ (1876) eine ähnliche Lehre vom Ursprung der Staaten, die er aus dem Gegensatz und Zusammenstoß kriegerischer und friedlicher Rassen, erobernder Hirten- und Nomadenstämme und besiegter Ackerbauern hervorgehen läßt. Neu und eigenartig ist der weitere Gedanke, die genannten Rassengegensätze auch zum Verständnis der religiösen Entwicklung fruchtbar zu machen, indem er nachweist, daß die Helden der überlegenen erobernden Rasse das Urbild für Götter und Heroen abgeben und ihr Ursprungsland als Sitz der Gottheiten aufgefaßt wird.

VIII.

Die Aufklärer des 18. Jahrhunderts waren trotz aller rationalistischen Prinzipien, auf die sie das menschliche Leben aufzubauen gedachten, nicht ganz ohne geschichtlichen Sinn. Das bezeugen die vielen Schriften aus jener Zeit, die sich mit den Urzuständen des Menschengeschlechts und der Entwicklung der Civilisation beschäftigen; nichtsdestoweniger waren diese Schriftsteller doch so sehr von ihren rationalistischen Ideen beherrscht, daß sie im Anschluß an ihre historischen Theorien die seltsame Lehre von der „unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit“ des Menschengeschlechts aufstellten. Selbst in Herders und Kants Schriften finden wir diese phantastische Vorstellungsart, während Goethe dergleichen Ideen kühl und besonnen ablehnte.

Auch in unserer Zeit hat die Darwinsche Entwicklungslehre in den populären Schriften der Volksaufklärer ähnliche Ideen von einem immerwährenden Fortschritt des Menschengeschlechts hervorgerufen. Sie glauben, die Talente und Genies wären unerschöpflich; man brauche nur die nötigen Bedingungen herzustellen, und die Genies aller Art würden in Ueberfluß aus der Menge hervorgehen. Dieser Aberglaube

ist um so auffallender, als doch die tägliche Erfahrung lehrt, daß Menschen, die unter denselben Entwicklungsbedingungen aufwachsen, zum Teil als klug und gut, zum Teil aber als dumm und schlecht sich erweisen; daß zahllose Individuen, die unter den günstigsten Entwicklungsbedingungen sich heranbilden, mittelmäßige oder minderwertige Subjekte bleiben.

Schon Carus wies darauf hin, daß die Genies wie auch die körperlich ganz harmonischen und gesunden Menschen seltene Exemplare seien. Th. Buckle ging andererseits zu weit, wenn er behauptete, daß die Vorstellung der Vererbung von Talenten und Krankheiten ganz und gar eine Illusion sei. Beide Probleme, die Seltenheit oder Vielheit der Talente und die Vererbung derselben, hat zum erstenmal Fr. Galton in seinem „Hereditary Genius" (1872) auf statistischer Grundlage zu entscheiden gesucht, nachdem er schon im Jahre 1865 in zwei Aufsätzen die wichtigsten Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlicht hatte.

Drei wichtige Fragen hat Galton in seinen Untersuchungen aufgeworfen und zum großen Teil beantwortet: daß die Talente angeboren sind, daß sie sich innerhalb gewisser Grenzen vererben und daß die einzelnen Rassen eine ungleiche organische Anlage zur Hervorbringung großer Talente besitzen.

Besonders lehrreich ist Galtons Bemühen, für die intellektuelle Leistungsfähigkeit einer Rasse einen mathematisch faßbaren Ausdruck zu finden. Die Rasse ist ein begrenzter Organismus höherer Ordnung, der nicht unerschöpfliche Möglichkeiten von Variationen in sich birgt, sondern nur eine nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu bestimmende Menge von Talenten zur Entfaltung zu bringen vermag. Im Anschluß an Quetelet nimmt er an, daß die Begabungen einer Rasse in Abstufungen um einen mittleren Durchschnitt variieren, und daß die höheren und niederen Begabungsklassen mit der Entfernung von dem Durchschnitt an Zahl abnehmen, was er durch Vergleich mit den wirklichen Verhältnissen zu bestätigen sucht.

Im übrigen nimmt er an, daß die meisten Begabungen sich tatsächlich durchsetzen und daß die sozialen Verhältnisse dabei gar nicht die große Rolle spielen, welche man ihnen zuzuschreiben gewöhnt ist. Für mittlere Talente möge das wohl zutreffen, aber das Studium der Biographien hervorragend großer Menschen habe ihm gezeigt, daß sie fast immer gegen die Ueberlieferung und gegen ihre Umgebung ankämpfend ihre angeborene Geisteskraft durch „Selbsterziehung" entfaltet haben.

Das Kapitel über „The comperative worth of different races" behandelt die geistigen Begabungsunterschiede der höheren und niederen Rassen. Bei den Negern fehlen die oberen Begabungsklassen ganz und gar. Die Neger stehen zwei Begabungsstufen unter den Engländern, während die Australier wenigstens um einen Grad hinter den Negern zurückbleiben. Die begabteste Rasse, von der die Geschichte berichtet, waren die alten Griechen, teils weil ihre Leistungen in mancher Hinsicht noch unübertroffen dastehen, teils wegen der großen Zahl hervorragender Genies, welche das an Zahl so kleine Volk aus sich hervorgehen ließ. Unter den Griechen standen die Athener an

oberster Stelle. „Athen bot allen Einwanderern freie Aufnahme, aber nicht aufs Geratewohl, da das soziale Leben nur die Tüchtigen aufkommen ließ; andererseits war es darauf bedacht, Männer von höchster geistiger Begabung an sich heranzuziehen, die in keiner anderen Stadt so günstige Bedingungen für ihre Ausbildung und Wirksamkeit finden konnten. Auf diese Weise zogen die Athener durch eine unbewußte Auslese eine herrliche Rasse heran, die in dem kurzen Zeitraum eines Jahrhunderts vierzehn der hervorragendsten Genies erzeugte: Themistokles, Miltiades, Aristides, Cimon, Perikles, Thukydides, Sokrates, Platon, Aschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Phidias." Durch zahlenmäßigen Vergleich ist festzustellen, daß die Durchschnittsbegabung der athenischen Rasse um zwei Grad höher einzuschätzen ist als die der angelsächsischen, das heißt also um ebensoviel, wie diese über dem afrikanischen Neger steht.

Begriff und Aufgabe der Völkerpsychologie.

Chr. D. Pflaum.

I.

Der Begriff „Völkerpsychologie" ist in unserer Sprache bekanntlich heimisch seit Lazarus und Steinthal. Die von diesen beiden Forschern 1860 begründete „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" hat namentlich in Verfolg von Anschauungen, die Lazarus in seinem 1855 erschienenen „Leben der Seele" entwickelt hat, eine Anwendung der Ergebnisse der allgemeinen beziehungsweise individuellen Psychologie Herbartscher Prägung auf die komplizierten Erscheinungen der Sprache, Literatur, Kunst, Religion, Geschichte, Gesellschaft erstrebt und diese Anwendung zur Aufgabe einer eigenen Disziplin, genannt Völkerpsychologie, gemacht. Trotz vieler ausgezeichneter Leistungen der Mitarbeiter der Zeitschrift hat die neue wissenschaftliche Gründung nur kurze Lebensdauer gehabt, nämlich ein Jahrzehnt. Ihr wissenschaftlicher Inhalt ging an die verschiedenen Geisteswissenschaften über, welche Sprache, Literatur, Kunst u. s. w. um ihrer selbst willen untersuchen, und regte in diesen eine Vertiefung der ursprünglichen Aufgabe in der Richtung an, daß nicht nur die Tatsachen, deren historische Voraussetzungen und regelmäßige gegenseitige Beziehungen, sondern auch ihre aktuellen seelischen Bedingungen und Faktoren in Betracht gezogen werden sollen. Der vage Sprachgebrauch versteht indes unter Völkerpsychologie heute noch kaum etwas anderes als die selbständige Interpretation des Volkslebens gemäß fixen psychologischen Lehrsätzen beziehungsweise Schematen.

Nur die ursprünglich nächstbeteiligte Disziplin, die allgemeine Psychologie, hat von der Existenz der Völkerpsychologie keine unmittelbare Förderung erfahren, zunächst einfach deshalb, weil diese nicht sowohl eine ihrer Forschungsmethoden oder ein inhärenter Bezirk war und der Erkenntnis der Natur der Psyche dienen sollte, als vielmehr diese Erkenntnis bereits voraussetzte. Dazu kam, daß die wissen-

schaftliche Arbeit in der Psychologie das Herbartsche System und damit einen wesentlichen Teil der Voraussetzungen jener Völkerpsychologie immer mehr widerlegte und sich vornehmlich in den Arbeiten von Bain, Fechner, Wundt, Sully, Brentano auf die Analyse des individuellen seelischen Geschehens verlegte. Dennoch hat die mit Wilhelm Wundts neuestem Werke „Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte“[1]) wiedererstandene „Völkerpsychologie“ mit derjenigen von Lazarus und Steinthal nicht bloß den Namen gemeinsam, sondern steht auch zu ihr in inneren Beziehungen. Da außerdem noch andere Definitionen von Begriff und Aufgabe der Völkerpsychologie und überdies Namen für Disziplinen bestehen, welche verwandte Tendenz haben („vergleichende Psychologie“, „genetische Psychologie“), so ist eine Klärung der Frage nach der inneren und äußeren Bedeutung der Völkerpsychologie sowohl im Interesse der künftigen psychologischen Forschung als im Interesse des weiteren Kreises der Gebildeten, welche eine unklare Systematik der Wissenschaften und der mehrdeutige Gebrauch eines Wortes erheblich zu irritieren geeignet ist.

Die philosophische Vergangenheit der Psychologie ist bekannt. Herbart schafft den Uebergang von konstruierender Spekulation und Deduktion aus universalen Prinzipien zur Sammlung des empirischen Materials und exakter induktiv-wissenschaftlicher Verwertung desselben in der Psychologie. Der Fortschritt der biologischen Erkenntnis, vor allem der Physiologie, und die Fülle durch sorgfältige Kleinarbeit geschaffenen Wissens in den Geisteswissenschaften, das der Vereinigung durch fundamentale, aber auch aus dem Tatsächlichen erschlossene Grundsätze bedurfte, sind für die Entwicklung der Psychologie bestimmend gewesen. Heute ist die Psychologie im wesentlichen autonom — die philosophische, deduktive Psychologie von Rehmke, Schuppe und anderen darf außer Betracht bleiben —, ihre Abhängigkeitsbeziehung zur Philosophie ist aufgehoben oder zumindest nicht mehr zugestanden. Nicht das Wesen der Seele, über welches nur der Metaphysiker bündige Auskunft gibt, ist das psychologisch Primäre, sondern das erfahrbare Seelenleben; dieses in seinen mannigfaltigen Modifikationen und in seiner möglichst unmittelbaren Erscheinungsweise durch strenge und umfassende Beobachtung festzustellen und die komplexen Tatbestände daraufhin zu analysieren, daß sie sich elementaren Begriffen und Beziehungsgesetzen unterordnen, ist heute die Aufgabe der wissenschaftlichen Psychologie.

Die Erfüllung dieser Aufgabe hat ihre besonderen Schwierigkeiten. Es handelt sich vornehmlich darum, das Seelenleben in seiner reinen Tatsächlichkeit umfassend und präzis festzustellen und, in Anbetracht der Vielheit wesentlich verschiedener Bewußtseinseinheiten, zunächst gewissermaßen typische seelische Lebensäußerungen erkennbar zu machen. Daß die Feststellung psychischer Tatsachen in hohem Grade gelingen kann, lehrt die spezifische, allseitig bereits gut durchgebildete psychologische Methodik, über die wir verfügen, und deren reiche wissenschaftliche Ergebnisse. Diese Methodik und ihre Ergebnisse

---

[1]) Bisher erschienen Band I, 1 und 2, „Die Sprache“. Leipzig 1900. Bei Wilhelm Engelmann.

haben aber zugleich offenbart, daß eine systematische und allgemeingültige psychologische Erkenntnis von der Gebundenheit des Seelenlebens an einen singulären physischen Organismus und von der Individualität, welche dem Seelenleben überdies eignet, nicht absehen darf. Da stellen sich nun zwei bedeutsame Fragen ein: Sind die körperlichen Organismen dermaßen in ihren wesentlichen Merkmalen gleich, daß das an sie gebundene Seelenleben eines Individuums im Grunde sich deckt mit demjenigen jedes beliebigen anderen Individuums, demjenigen aller anderen Individuen? Ist ausschließlich ein körperlicher Organismus fähig, Seelenleben zu begründen, oder auch eine „soziale“ Organisation, die systematische Vereinigung einer Vielheit von Individuen; gibt es auch eine Volksseele außer dem Seelenleben aller Volksgenossen? Eine befriedigende Lösung des psychologischen Problems ist von der zutreffenden Beantwortung dieser beiden Fragen abhängig.

Wenn uns auch die Biologie bisher nicht darüber unterrichtet hat, wie die Verbindung der stofflichen Teile beschaffen sein muß, damit ein belebter Organismus gegeben ist, so hat sie doch darüber keinen Zweifel gelassen, daß es sich für alle Organismen um ein und dasselbe Prinzip handelt. Die Gleichheit der primären Lebensfunktionen, die sich unter mannigfaltigen, einfachen und komplexen Erscheinungsweisen verbirgt, beweist dies. Ebenso ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Reaktion der Sinnesorgane auf Reize bei den gleich konstruierten Lebewesen, von kasuell bedingten Komplikationen und Assoziationen abgesehen, sowie das Vorhandensein von Lust und Unlust überall gleich ist und ferner, daß auch die primären intellektuellen Funktionen überall gleich sind. Nun liegt die Hauptschwierigkeit eben darin, diese primären Funktionen zu erkennen, die fundamentalen Prozesse des seelischen Geschehens zu sondern von den accessorischen, in einem hochentwickelten Individuum stark prävalierenden Momenten.

A priori muß sich nach dem Gesagten jedes Individuum dazu eignen, die primären, und ein auf höherer Stufe der Entwicklung stehendes Individuum, auch die komplizierten Erscheinungen des Seelenlebens typisch erkennen zu lassen. Die Sicherheit der Beobachtung erfordert allerdings die Häufung gleichartiger Fälle, damit das Konstante von dem Zufälligen sich scheidet, die nachprüfbare Bestimmtheit der Beobachtungsbedingungen und die Eindeutigkeit der Tatbestände. Zu diesem Zwecke hat die Psychologie eine Vielheit ähnlicher Bewußtseinszustände bei einem Individuum und vielen Individuen, sei es unter den von der Natur oder den kulturellen Lebensumständen ohne weiteres gegebenen Bedingungen, sei es unter planmäßig hervorgerufenen Bedingungen im Experiment, methodisch in Betracht zu ziehen. Je einfacher die Bedingungen, desto weniger accessorische Momente, desto leichter die Erkennbarkeit des Primären; je komplizierter und voraussetzungsreicher der psychische Tatbestand, desto geringer die Möglichkeit von Experimenten, desto notwendiger die Sammlung der gegebenen vergleichbaren Fälle, desto unvollkommener übrigens auch die Induktion.

Das einfache Seelenleben, wie es sich dem Beobachter ohne besonderes Zutun darbietet und unter den Modifikationen des Experiments, untersteht zunächst dem Arbeitsplane der sogenannten Individual-

Psychologie, der, insofern sie es auch mit dem in seinen Motiven relativ leicht übersichtlichen Individuum zu tun haben, die Tier- und die Kinder-Psychologie beizugesellen sind. Die Ergebnisse dieser psychologischen Methoden in betreff der Natur des elementaren seelischen Geschehens sind die unumgängliche Grundlage aller weiteren Untersuchungen zur wissenschaftlich-psychologischen Erfassung des komplizierten, des höheren Seelenlebens, d. h. ebenso zur Erkenntnis seiner aktuellen Beschaffenheit wie seiner Entstehung. Das höhere Seelenleben hat aber im Gegensatz zu dem relativ elementaren der Individual-Psychologie die Eigentümlichkeit, sowohl von Mensch zu Mensch, wie namentlich von den Gliedern einer Societät zu denen einer anderen augenfällige Varietäten in einem derart erheblichen Umfange zu zeigen, daß die gleichen Momente fast gar nicht zur Geltung kommen. Wir brauchen nur an Sitten und Sprachen uns zu erinnern, um dies ohne weiteren Kommentar einzusehen. Wie erklären sich nun diese Verschiedenheiten? In welcher Beziehung steht das höhere Seelenleben überhaupt und seine Mannigfaltigkeit im besonderen zu dem doch überall gleichen elementaren Seelenleben? — Auf diese Sachlage gründet sich unser hier gegebenes Problem.

Die Erklärung der Verschiedenheiten des höheren Seelenlebens, die — wie gesagt — in ganz besonders hohem Grade zwischen den Gliedern verschiedener Societäten bestehen, ist ein sehr großes und sehr schwieriges Problem: gemeinsame Abstammung von Adam und Eva oder Ursprünglichkeit der verschiedenen „Rassen"-Charaktere, Originalität des geistigen Habitus oder Entlehnung (in dieser oder jener Form) sind die Hauptdevisen im Streite der Dogmatiker, Gelehrten und Philosophen, um zur Lösung des Problems zu gelangen; ein Einblick in die Literatur der Sprachwissenschaft, der Mythologie, der Religionsgeschichte tut dar, welch ungeheueren Umfang dieser Streit angenommen hat. Aber um all dies braucht sich der Psychologe nicht zu kümmern, da es ihm nicht auf die Fixierung der einzelnen Daten und auf den Ursprung und die äußeren Beziehungen der singulären Tatsachen um ihrer selbst willen, sondern nur darauf ankommt, wie sie sich zu dem lebendigen Seelenleben verhalten und geeignet sind, die begriffliche Erfassung des Seelenlebens überhaupt zu fördern. Die Feststellung, daß dieser oder jener Geistesinhalt von einem Volke einem anderen entlehnt oder daß er durch Tradition von einer Generation zur anderen übergegangen ist, berührt also den Psychologen weniger als der Umstand, daß trotz der anerkannten Gleichheit der organischen Struktur und der fundamentalen geistigen Funktionen Verschiedenheiten des Seelenlebens bestehen von Individuum zu Individuum, von Volk zu Volk. Der nächstliegende — und überdies einzig berechtigte — Gesichtspunkt für das psychologische Verständnis dieses Umstandes ist, daß die Verschiedenheiten abhängig sind von den zufälligen, mehr oder minder andauernden Existenzbedingungen; der andere Gesichtspunkt, daß keine Seele der anderen gleicht, daß es lauter heterogene Individualitäten gibt und daß die Heterogenität am schroffsten ist zwischen Angehörigen verschiedener Völker und Rassen, die ihrerseits auch wieder vermöge der „Volksseelen" eigenartige Individualitäten darstellen, wird indes in der spezifisch „völkerpsychologischen" Literatur besonders häufig und nachdrücklich vertreten.

Lassen wir die metaphysische Vergangenheit der letztgenannten Anschauungsweise außer Betracht und berücksichtigen wir ferner die bereits wiederholt gegebene Widerlegung der These von der fundamentalen Ungleichartigkeit der psychischen Individuen — in seiner ganzen empirischen Gegebenheit ist selbstverständlich das Seelenleben einer Person, ihre Individualität, keiner anderen gleich, wie ja auch kein Blatt irgend einem anderen vollständig gleich ist —, so bleibt uns noch als wesentlicher Bestandteil jener Anschauungsweise die Behauptung der „Volksseelen" übrig. Mit der Erörterung derselben knüpfen wir an die oben aufgestellte Frage, ob die das Seelenleben begründenden biologischen Organisationen nur physischer Natur sein können, ob sie physisch kontinuierlich sein müssen oder ob auch die sozialen Organisationen der Lebewesen ein eigenes Seelenleben begründen, d. h. ob es auch Volksseelen gibt außer dem Seelenleben aller Volksgenossen. Die bisherige Geschichte der Völkerpsychologie und die künftige Formulierung ihrer Aufgabe ist von dem Begriffe der Volksseele wesentlich abhängig.

Der hier in Rede stehende Begriff der Volksseele verdankt seinen Ursprung vornehmlich Hegels evolutionistischem Idealismus, demzufolge vermöge der Einheit der Seele in der Gesellschaft die Geschichte und die Betätigung der Menschheit als die Lebensäußerung eines einheitlichen allumfassenden Geistes aufzufassen ist. Eine Ueberführung dieses Prinzips in die einzelnen empirischen Geisteswissenschaften ist alsdann die „historische Schule", der wir eine großartige Fülle von Kenntnissen auf allen Gebieten geistiger Aeußerungen der menschlichen Gesellschaft zu verdanken haben. Die „historische Schule" ist aber durch ihre gewissenhaft auf das unmittelbar und positiv Gegebene gerichtete Methodik über Hegel hinausgeführt worden, sie hat zu anderen, zu beweisbaren und nicht bloß spekulativen Grundsätzen gedrängt, um die Einzelheiten in einen organischen Konnex zu bringen. Diesem Streben kam das auf metaphysisch-spekulativem Grunde in mathematisch-exakter Gestaltung errichtete psychologische System Herbarts entgegen, dessen ursprünglich rein individual-psychologische Gesetze auf das Gebiet des Volkslebens, insbesondere zunächst auf die Sprache, planmäßig zu übertragen, Herbarts Schüler Lazarus und Steinthal zu ihrer Aufgabe machten. Dieselben argumentieren in ihren „Einleitenden Gedanken über Völkerpsychologie" im 1. Bande der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" folgendermaßen:

„Die Psychologie lehrt, daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h., daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, weil er nur im Zusammenhang mit seinesgleichen das leisten und werden kann, was er zu sein und zu wirken durch sein eigenstes Wesen bestimmt ist. Auch ist in der Tat kein Mensch das, was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dem bestimmenden Einfluß der Gesellschaft, in der er lebt. Der Geist ist das gemeinschaftliche Erzeugnis der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung des Geistes aber ist das wahre Leben und die Bestimmung des Menschen; also ist dieser zum gemeinsamen Leben bestimmt, und der einzelne ist Mensch nur in der Gemeinsamkeit, durch die Teilnahme am Leben der Gattung. Es verbleibe deshalb der Mensch als

seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige war; es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil für jeden einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene, als auch im Unterschiede von allen anderen freien Kulturgesellschaften die absolut notwendige und im Vergleich mit ihnen die allerwesentlichste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals bloß dem Menschengeschlecht als der allgemeinen Art an, und andererseits ist alle sonstige Gemeinschaft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker, und die Entwicklung des Menschengeschlechts ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden."

Es bleibe dahingestellt, ob nicht die Herbartsche, auf dem Begriff der seelischen Substanz beruhende, intellektualistische Psychologie mit ihrer „Mechanik der Vorstellungen", auf deren Boden Lazarus und Steinthal standen, eine weit bestimmtere Hypostasierung der Volksgeister zur Konsequenz hat, als die sehr vorsichtige Ausdrucksweise der beiden Forscher als ihrer Auffassung gemäß anzunehmen gestattet. Der von ihnen geschaffene Name „Völkerpsychologie" anstatt des näher liegenden und nicht so durchaus auf konkrete Organisationen weisenden Namens „Sozial"- oder „Gesellschafts-Psychologie" ist in dieser Hinsicht sehr charakteristisch. — Es ist gewiß richtig und uralte Weisheit, daß der Mensch zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, und es ist von der Erfahrung in typischen Fällen bewiesen, daß die Entfaltung des Seelenlebens an den unmittelbaren oder mittelbaren Umgang mit Mitmenschen gebunden ist und daß die Eigenart und das Maß der Entfaltung von der Intensität und der Mannigfaltigkeit der Beziehungen eines Individuums zu seinen Mitmenschen abhängig ist. Zwischen dieser Erkenntnis aber und der Behauptung, daß „der Geist das gemeinschaftliche Erzeugnis der menschlichen Gesellschaft" und daß demgemäß neben die Psychologie des Individuums eine „Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft" zu stellen sei, ist doch eine ganz gewaltige Kluft. Denn wenn auch die Entfaltung des Seelenlebens von der menschlichen Gesellschaft abhängig ist, so ist sie es doch nicht ausschließlich, ist das Seelenleben doch nicht ihr „Erzeugnis". Nicht allein der physische Organismus und seine biologische Vergangenheit kommen als Faktoren unseres Seelenlebens noch in Betracht, sondern auch die übrige, nicht menschliche Umwelt; von dieser und ihrer Eigenart ist das Seelenleben, ja sogar seine Möglichkeit in viel höherem Grade bedingt und bestimmt als von der menschlichen Gesellschaft. Kann man ferner den „individuellen" Menschen und den „gesellschaftlichen" Menschen einander gegenüberstellen?! Ist nicht jedes biologische Individuum zugleich ein *ζῶον πολιτικόν* und jedes *ζῶον πολιτικόν* zugleich ein biologisches Individuum?! Die theoretische Betrachtung mag freilich gelegentlich eine solche Scheidung a potiori mit Recht vornehmen, eine wissenschaftliche Psychologie, die auch die geistigen Aeußerungen des Gemeinschaftslebens nur um ihrer Beziehungen zur Psyche — und das heißt immer zur individuellen Psyche — willen zu untersuchen hat,

darf sich auf diese Scheidung nicht gründen, — es sei denn, daß man der Gesellschaft beziehungsweise dem Volke ein eigenes selbständiges Seelenleben analog dem Seelenleben des konkreten Individuums beilegt. Das geschah auch in Wirklichkeit, und so blieb die praktische Widerlegung nicht aus: die Völkerpsychologie als eigene Disziplin erlosch und ihr Erbe fiel an die mehreren Geisteswissenschaften, welche sich mit der Beschaffenheit der verschiedenen einzelnen geistigen Mittel und Einrichtungen befassen, vermöge deren geordnete Gemeinschaften entstanden sind, sich behauptet und sich fortgebildet haben.

Seither sind nun die Verhältnisse ganz andere geworden, die Völkerkunde und die Soziologie sind auf dem Plane erschienen. Die Völkerkunde als solche war natürlich damals nicht mehr neu; hatte doch schon lange vorher Waitz in seiner „Anthropologie der Naturvölker" ein vielbändiges Werk mit Bevorzugung philosophischer und psychologischer Gesichtspunkte geliefert! Aber die Arbeiten von Lubbock und Tylor und Bastian, eine Reihe trefflicher Monographien zur Kulturgeschichte der höher entwickelten Völker von wissenschaftlichem Charakter und zuverlässige „Reisebeschreibungen" über die anatomische Beschaffenheit, die eigenartige Lebensweise und die Einrichtungen der geringer entwickelten „Stämme" aus den Federn in wissenschaftlicher Beobachtung geschulter Personen, die große Fülle anthropologischer und ethnographischer Notizen und gedanklicher Verarbeitung derselben, die sich in den Annalen der verdienstreichen Deutschen Anthropologischen Gesellschaft aufgespeichert findet, schließlich die großen systematisch den Bereich der Völkerkunde zusammenfassenden Werke eines Peschel und Ratzel und die Reihe bedeutender Arbeiten über „vergleichende" Sprachwissenschaft und Mythologie, — all diese entstammen erst den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. In diesen, zum großen Teile unter dem Einflusse der oben besprochenen „Völkerpsychologie" entstandenen Werken findet das Wort „Völkerpsychologie" eine sehr häufige Statt; nichtsdestoweniger hat man etwas ganz Anderes im Sinne, nämlich nach dem Vorbilde anderer Erfahrungswissenschaften eine „vergleichende Psychologie".

Die „vergleichende Psychologie" als eigene psychologische Disziplin ist von seiten der quasi berufsmäßigen Psychologen in nennenswerter Weise meines Wissens nur an einer Stelle gefordert und in Angriff genommen worden, bei Fritz Schultze[1]). Sein Werk „Vergleichende Seelenkunde" (Leipzig 1892, 1897, 1900), das nicht abgeschlossen ist, aber in seinem letzterschienenen Bande eine unser Problem des näheren angehende und im folgenden noch zu erwähnende Psychologie der Naturvölker bietet, vertritt den Begriff „vergleichende Seelenkunde" neben der „Völkerpsychologie", diese als einen Teil jener. Er sagt: Die Psychologie oder richtiger die psychologische „objektiv-empirische Methode" ... „beobachtet und erforscht das Seelische, sowie sie es erfahrungsmäßig vorfindet, nämlich erstens in Verbindung mit dem Körperlichen, zweitens bei allen Menschen aller Entwicklungsstufen,

[1]) Nur in geringem Umfange kommt hier noch in Betracht Carl Gustav Carus mit den beiden Arbeiten „Psyche, zur Entwicklungsgeschichte der Seele" (Pforzheim 1846) und „Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Tierwelt" (Wien 1866).

Kulturmenschen, Kindern und Wilden, drittens bei Tieren und Pflanzen, sie unterwirft viertens, wo es nur angeht, die seelischen Tätigkeiten dem wissenschaftlichen Versuche. So dehnt sie das Beobachtungsgebiet bis an seine wirklichen Grenzen aus und verwendet nicht bloß die einer Ansicht entsprechenden Tatsachen, sondern sucht geflissentlich selbst die entgegenstehenden auf. Eben in dieser Mannigfaltigkeit der Beobachtung liegt die Schwierigkeit dieser objektiv-empirischen oder wahrhaft vergleichenden Seelenkunde. Welche Hindernisse legt uns die psychologische Beurteilung nur eines einzigen Individuums in den Weg! Nicht nur, daß wir seine besondere elterliche Abstammung, seine eigentümliche körperliche und geistige Entwicklung durch Nahrung, Erziehung, Lebensschicksale, Welteindrücke an einem bestimmten Wohnorte in einem abgegrenzten Gesellschaftskreise ergründen müssen — in ihm wirken auch der Geist seines Stammes, seines Volkes, seiner Rasse, endlich der Menschheit in ihrer geschichtlichen Entfaltung und ihrem Zusammenhang mit dem Tier- und Pflanzenreich, ihrer Abhängigkeit von der ganzen sie umgebenden Natur, von der Erdscholle an bis zum Planetensystem und Kosmos. Diesen sich ins Gewaltige anhäufenden Schwierigkeiten gegenüber müssen wir gestehen, daß wir uns erst am Anfang einer wahrhaft vergleichenden psychologischen Forschung befinden; der Anfang aber ist doch gemacht, und schon jetzt ermutigt er zu kühnem Weiterdringen."

Diese Schultzesche „vergleichende Psychologie" prätendiert allerdings viel mehr zu sein als Völkerpsychologie allein, sie geht auf das Ganze des Gebiets seelischer Aeußerungen, aber Name und Aufgabe, sowie die mitgeteilte Begründung zeigen unverkennbar den oben angedeuteten Ursprung aus der Völkerkunde und ihrer wissenschaftlichen Umgebung; die unten wiederzugebende Definition der eigentlichen Völkerpsychologie nach Schultze wird auch dartun, wie wenig einwandsfrei dieselbe in Rücksicht auf das ganze psychologische System ist. Eines ist sehr trefflich an dem Gedankengange Schultzes, nämlich die Determinierung des Umfangs des psychologischen Forschungsgebiets: wer in demselben Meister sein will und das Seelenleben in seinem Sein und Entstehen wahrhaft zu begreifen strebt, der muß in der Tat seinen Rahmen so weit spannen. Im übrigen aber ist erstens die gegebene Aneinanderreihung der psychologischen Untersuchungsrichtung verwunderlich inkonsequent, indem das an vierter Stelle angeführte Unterwerfen der psychischen Individuen unter den „wissenschaftlichen Versuch" gerade eine wesentliche Voraussetzung oder ein unerläßlicher Bestandteil der ersten drei Untersuchungsrichtungen ist und deshalb diesen logischerweise nicht nebengeordnet werden kann, und zweitens der Charakter der „vergleichenden Seelenkunde" gar nicht haltbar. Eine „vergleichende Sprachwissenschaft" z. B. hat wohl einen Sinn — obwohl streng genommen eine Sprachwissenschaft ohnehin nicht auf dem Fundamente einer Sprache oder Sprachenfamilie, sondern auf demjenigen aller Sprachen und ihrer Entstehungsbedingungen ruht —, weil sie im Gegensatz zur „germanischen, romanischen u. s. w. Philologie steht, entsprechend auch z. B. eine „vergleichende Anatomie; aber eine „vergleichende Seelenkunde" entbehrt in Anbetracht der auf das Fundament alles Geisteslebens, auf die Grundformen und Grundgesetze des seelischen Geschehens gerichteten

Aufgabe der Psychologie der sachlichen und historischen Existenzfähigkeit, zumal jedes Teilgebiet der Psychologie die gleichen Ziele innerhalb eines speziellen Erfahrungsbereichs verfolgt und durchweg auf der Grundlage der Ergebnisse der menschlich-individualen Psychologie ihre Erfahrungen kausal zu interpretieren gezwungen ist. Nun könnte man aber betonen, daß die „vergleichende Seelenkunde" ihr Schwergewicht hat in dem Postulat einer „vergleichenden" Methode, daß sie die Verwertung der Beobachtungen aller möglichen psychischen Existenzen durch umfassende Vergleichung erstrebt. Zu dem geforderten Umfang des psychologischen Forschungsgebiets habe ich schon oben meine uneingeschränkte Zustimmung ausgesprochen und damit natürlich zugleich eingeräumt, daß auch die Zusammenfassung und Ausnutzung des gesamten Materials notwendig ist. Nun geschieht diese ganz selbstverständlich auf dem Wege der Vergleichung, da jede Methode und alles Denken auf Vergleichung beruht; darum ist die Etablierung einer besonderen „vergleichenden Seelenkunde" vom Gesichtspunkte der methodischen Erfordernisse vollkommen überflüssig. Sie hätte höchstens einen Sinn und bedeutete auch einen Fortschritt der Erkenntnis, wenn die Vergleichung in einer bestimmten Tendenz erfolgte, etwa um einen Entwicklungsgang zu konstruieren; dann aber ist „vergleichende Seelenkunde" zumindest ein unzutreffender Ausdruck, an dessen Stelle eben die Angabe der Tendenz der Vergleichung zu treten hat. Schultzes neueste Publikation, die „Psychologie der Naturvölker; Entwicklungspsychologische Charakteristik des Naturmenschen in intellektueller, ästhetischer, ethischer und religiöser Beziehung; Eine natürliche Schöpfungsgeschichte menschlichen Vorstellens, Wollens und Glaubens" (Leipzig 1900) verrät durch ihren Titel, daß er selbst ähnliche Bedenken wie die hier geäußerten gegen seine ursprüngliche Schöpfung gehabt hat.

Schultzes Auffassung von Begriff und Aufgabe der Völkerpsychologie steht merkwürdigerweise nur in geringer Abhängigkeit von der eben charakterisierten „vergleichenden Seelenkunde". „Die sogenannte Völkerpsychologie oder Sozialpsychologie", heißt es Band I, Seite 10, „welche die seelischen Erscheinungen, die aus der Wechselwirkung einer durch eine staatliche Organisation zusammengehaltenen Mehrheit von Menschen entspringen, betrachtet und also das Vorstellungsleben der staatlichen Volksgemeinschaft, die Erzeugung neuer Ideen in der Gesellschaft und in der Wechselwirkung zwischen den Völkern, die Art und Weise, wie sie sich des öffentlichen Bewußtseins bemächtigen, kurz den Inhalt und die Entstehung des öffentlichen Selbstbewußtseins zum Gegenstand hat, ist nicht zu verwechseln mit der Psychologie der Naturvölker. Letztere bildet einen Teil der Paläopsychologie; die Völker- oder Sozialpsychologie ordnet sich dagegen der Psychologie des Kulturmenschen, also der Telopsychologie unter"[1]). Im großen ganzen bringt auch die Vorrede zum III. Bande die gleiche Anschauung zur Geltung; die hier ausgeführte Psychologie der Naturvölker läßt sich indes als psychologische Monographie betrachten und

[1]) Zur „Paläopsychologie" rechnet Schultze noch die „Urzustände des seelischen Lebens" bei Pflanzen und Tieren; neben sie setzt er die „Pädopsychologie", welche sich mit der „allmählichen Entwicklung des seelischen Zustandes in einem heute lebenden Organismus", also bei Kindern, befaßt; und neben diese alsdann die „Telopsychologie" des erwachsenen normalen Kulturmenschen.

verdient insofern teils als vollendete Leistung, teils als Vorarbeit höchst rühmende Anerkennung und ist in der Tat in vieler Hinsicht bahnbrechend. Schultze determiniert hier sehr richtig die Obliegenheit seines Werkes in der „Aufdeckung der ersten und innersten seelischen Motive“ der geistigen Erscheinungen, „in der Auffindung bis dahin nicht geahnter Zusammenhänge, in dem Beweise der allmählichen und rein natürlichen Entwicklung der höchsten intellektuellen, ästhetischen, moralischen und religiösen Errungenschaften des Menschengeistes aus den kleinsten und unscheinbarsten Anfängen“.

Die Schultzesche Scheidewand zwischen der „Psychologie der Naturvölker“ und der „Völkerpsychologie“ ist offenbar gekünstelt. Denn die psychologische Betrachtung der Naturvölker ist von derjenigen der Kulturvölker durchaus nicht grundverschieden: beide haben es, insofern sie ihr Augenmerk gerade auf die aus der sozialen Gemeinschaft abzuleitenden Bewußtseinsinhalte richten, gewissermaßen mit einem Durchschnittsindividuum des betreffenden Volkes, nicht mit der singulären Persönlichkeit zu tun; zwischen „Wilden“ und „Kulturmenschen“ bestehen ganz allmähliche Uebergänge, ein Unterschied nur in der Zahl und Mannigfaltigkeit der seelischen Inhalte, im Prävalieren der Sinnesempfindungen und der Anschauungsperceptionen oder der abstrakten Gebilde und des Gedanklichen, hingegen Gleichheit des primären, elementaren, seelischen Geschehens; die Interpretation des einen wie des anderen aber basiert auf der eigenen seelischen Befähigung des Beobachters und unterliegt den gleichen methodischen Grundsätzen; es gibt viele sogenannte Naturvölker, deren Glieder seelisch weit reicher sind als große Massen der höchststehenden sogenannten Kulturvölker und vornehmlich der Halbkulturvölker; schließlich ist die psychologische Untersuchung nicht auf den Bestand der sozialen Institutionen um ihrer selbst willen, sondern nur auf deren Spiegelung oder Voraussetzungen im Seelenleben jedes Individuums der Gemeinschaft gerichtet. Diese letzte Erinnerung deutet insbesondere auch die Modifikationen an, welche Schultzes unter dem Einflusse der „Volksseelen“-Anschauung stehende Definition der Aufgaben der Völkerpsychologie zu erfahren hat. Außerdem ist alsdann geboten, die Psychologie der Naturvölker als einen Teil der allgemeinen Völkerpsychologie anzusehen, da sie methodisch im Prinzip gleich zu bearbeiten sind.

Steht Schultze überwiegend unter dem Einflusse der Völkerkunde und der Biologie, so eine andere psychologische Richtung, in die er zum Teil auch hineingehört, unter dem Einflusse der Biologie und der philosophischen Soziologie. Diese Richtung, für welche unter den mehreren Namen die Bezeichnung „genetische Psychologie“ einigermaßen charakteristisch ist, geht zurück auf Comte, der einer eigenen psychologischen Wissenschaft neben Biologie und Soziologie das Existenzrecht überhaupt absprach. Nichtsdestoweniger hat gerade seine Lehre die Heranziehung der geistigen Aeußerungen des sozialen Lebens der verschiedenen Volksstämme für psychologische Zwecke unter einheitlichen Gesichtspunkten wesentlich gefördert und die Tendenz, das Seelenleben des Menschen mit demjenigen aller Organismen in Beziehung zu bringen, der wir oben bei Schultze begegnet sind, bedeutsam angeregt. Neben ihm — wenn wir aus

Rücksicht auf die hier gebotene Beschränkung die zugehörigen philosophischen und biologischen Werke und psychologische Monographien außer Betracht lassen — ist von höchster, nicht nur historischer Bedeutung Herbert Spencer. Er hat im Gegensatz zu Comte der Psyche und der Psychologie ihr Recht werden lassen, aber ein derartiges systematisches Zusammenfassen unserer biologischen, physiologischen und soziologischen Erkenntnisse erstrebt, daß ich ihn den Repräsentanten der „genetischen Psychologie“ κατ’ ἐξοχὴν nennen möchte. Der Gesichtspunkt der Entwicklung, und zwar überwiegend der Phylogenesis, ist bei ihm vorherrschend, er überträgt eine der Beobachtung der materiellen Vorgänge entlehnte und alsdann auf die materielle Seite der Biologie angewandte Hypothese, deren Eigenart und Wert hier irrelevant ist, auf die gesamten Erscheinungsformen des Psychischen und weiß aus dem ungeheuren von ihm aufgestapelten Tatsachenmaterial die fundamentalen Prozesse, wenn auch wissenschaftlich-methodisch oft nicht einwandfrei, so doch derart zu entnehmen, daß sie zur Bestätigung seiner Leit-Hypothese dienen. Der wichtigste Bestandteil derselben scheint mir der so weit wie möglich festgehaltene Begriff des „Organismus“ zu sein.

Welche Bedeutung Spencer für die Völkerpsychologie hat, ergibt sich aus den drei Merkmalen seines Systems: Verfolgung einer formalen Entwicklung; Prüfung auch der seelischen Erscheinungen fast nur, inwiefern sie mittelbar und unmittelbar Hunger beziehungsweise Anpassung an die Existenzbedingungen und Liebe beziehungsweise Vererbung erworbener Eigenschaften zu erkennen geben, also im Hinblick auf ihre biologisch primären und fundamentalen Merkmale; Basierung der sozialen Lebensformen auf einen sozialen Organismus. Die Verfolgung einer aus anderen Erkenntnisgebieten übernommenen Idee in der Psychologie ist von vornherein kaum zu beanstanden; allerdings muß größte Vorsicht walten, daß die Zuverlässigkeit des Tatsachenmaterials nicht beeinträchtigt wird und seine Verwertung methodisch korrekt ist. Die Prüfung der seelischen Erscheinungen auf ihr Fundament und die in ihm sich äußernden primären Prozesse ferner ist gewiß voll zu billigen; allein diese Prüfung in stetem Hinblick auf die beiden Kategorien der theoretischen Biologie ist im Dienste der Psychologie zumindest nicht unbedenklich. Denn sowohl die Unbefangenheit in der Berücksichtigung sämtlicher Tatsachen erscheint gefährdet, als auch vor allem eine Bevorzugung der genetischen Betrachtungsweise zum Schaden der ontologischen vorhanden; methodisch ist dies insofern Unrecht, als die Interpretation früherer psychischer Entwicklungsstadien sich doch auf eine letztlich nur dem eigenen aktuellen Leben zu entnehmende Kenntnis und eine der unmittelbaren Beobachtung einigermaßen gleich konstituierter Individuen entspringenden psychologischen Schulung stützen muß, wissenschaftlich ist es Unrecht, weil es mindestens ebenso notwendig ist, umfassend zu erkennen, was da ist und wie es lebt, als wie dasselbe entstanden ist und welchen natürlichen Strebungen alles Lebendigen es seine Entstehung zu verdanken hat. Und gerade in der Psychologie besteht die sehr große Gefahr einer Verwirrung der Probleme, die namentlich durch konkurrierende Erkenntnisbestrebungen aus dem Lager der Biologen und besonders der Physiologen schon allzuhäufig

einen unfruchtbaren Widerstreit der Auffassungen gezeitigt hat: das Physische und das Psychische stehen in engster Beziehung zu einander, die wissenschaftliche Forschung kann Grenzbezirke abstecken, in denen die Betrachtung des Physischen beziehungsweise Physiologischen und des Psychischen nebeneinander und im Konnex geschieht, aber hier wie im übrigen ist die Heterogenität der Erscheinungsweise des Physischen und des Psychischen unbedingt in der Methode der Untersuchung festzuhalten; das schließt nicht aus, daß die Erkenntnisse in einem Bereich heuristisch wertvoll sind für die Arbeit im anderen Bereiche und daß hier und dort gleiche Hypothesen verwandt werden oder daß die Untersuchungen einen Parallelismus ergeben. In der Tat kommt auch in Spencers Psychologie der ontologische Teil wesentlich zu kurz weg, und dem Erfordernis einer wissenschaftlichen, auf möglichst gründliche und umfassende Analyse sich gründenden Darstellung der Prozesse des psychischen Lebens und begrifflichen Erfassung seiner Erscheinungsformen ist nicht zureichend genügt. Das wird nirgends so stark offenbar, wie gerade bei der psychologischen Untersuchung verschiedener auf verschiedenem Kulturniveau stehender Völker. Nun kommt aber bei Spencer noch ein anderes in vieler Hinsicht sehr wertvolles, für psychologische Zwecke indes ungünstiges Moment hinzu, nämlich die zu weitgehende Benutzung des Begriffs des sozialen Organismus. Für die Politik, die National-Oekonomik, die Rechtswissenschaft, die Geschichte, ferner für die Soziologie und innerhalb der Geschichtsphilosophie ist die hypothetische Analogie eines Zusammenhanges der sozialen und zumal der staatlichen Einrichtungen und Lebensformen und des Zusammenhanges der Teile und Lebensvorgänge eines leiblichen Organismus gewiß ein bedeutsames Erklärungsprinzip, und es ist natürlich auch nicht ohne weiteres die Behauptung von der Hand zu weisen, daß die bewußten Beziehungen der Glieder eines Staatswesens — die übrigens in ihrer Summe ohne ein abgegrenztes, ihrer Sozietät ausschließlich zugehöriges Territorium niemals ein Staatswesen ausmachen können — zu einander an der Herstellung des organischen Konnexes der staatlichen Einrichtungen wesentlich beteiligt sind. Damit ist indes nicht gesagt, daß das Bewußtsein solcher Beziehungen eine eigene soziale Psyche, sei es innerhalb, sei es außerhalb der physischen Individuen zur Voraussetzung haben muß und daß die Analyse der auf die Wechselbeziehungen der Glieder einer menschlichen Gesellschaft zurückgehenden Bewußtseinsinhalte nicht ganz ohne Annahme eines organischen Zusammenhanges der Gesamtheit dieser Bewußtseinsinhalte — lediglich im Hinblick auf die Existenz einer die Eigenart unseres Seelenlebens überhaupt wesentlich konstituierenden Außenwelt — zu leisten ist und nach dem Prinzip der möglichsten Einfachheit der Theorien allein geleistet werden muß.

Hervorragende Leistungen zur „genetischen Psychologie" mit besonderer Rücksicht auf die völkerpsychologischen Probleme haben ferner zu verzeichnen Romanes namentlich in dem Buche „Mental evolution in man" (1889) und in erster Linie James Mark Baldwin in den Büchern „Mental development in the child and the race" (1895) und „Social and ethical interpretations in mental development" (1897), schließlich auch vermöge mancher neuer Gesichtspunkte Gabriel

Tarde und andere in den Werken „Les lois de l'imitation“ und „La logique sociale“, — wenn wir von einer großen Anzahl hervorragender monographischer Arbeiten absehen. All diese Arbeiten haben den gemeinsamen Zug, einen Parallelismus zu suchen, sei es zwischen der Abfolge der seelischen Entwicklungsstufen im Tierreich und derjenigen der geistigen Kultur der menschlichen „Rassen“, sei es zwischen den letzteren und der geistigen Entwicklung eines Individuums. Der hohe Wert der Baldwinschen Arbeiten stammt vornehmlich aus der gleichmäßigen Berücksichtigung der empirisch-wissenschaftlichen Studien zur Psychologie der Kinder und der Individual-Psychologie (im engeren Sinne) und einem guten Verständnis für die charakteristischen Merkmale der sozialen Lebenserscheinungen. Wir verdanken dieser Literatur unter anderem eine sorgfältige Untersuchung der Bedeutung, welche einerseits der Nachahmung, andererseits der Erfindung für die seelische Entwicklung zukommt.

Ohne Zweifel erfaßt die „genetische Psychologie“ bereits in erheblichem Umfange den Kern der Aufgaben der „Völkerpsychologie“ und geht sogar, wofern man eine entsprechende Systematik der psychologischen Disziplinen zu Grunde legt, über sie hinaus. Trotzdem darf ich jedoch mit dieser Erwägung nicht abschließen, sondern habe vielmehr vorerst eines großen Werkes zu gedenken, das ganz prägnant den Titel „Völkerpsychologie“ führt, auf das 1900 erschienene Werk von Wilhelm Wundt, dem als dem letzten Stadium der in Rede stehenden wissenschaftlich-methodischen Entwicklung vorliegende Abhandlung eigentlich gewidmet ist. Bevor ich an dasselbe herantrete und seine psychologische Bedeutung, gestützt auf die bisherigen Erörterungen, charakterisiere, sei mit einigen Worten noch der prinzipiellen Ergebnisse der eben besprochenen „genetischen Psychologie“ gedacht.

Wir erwachsenen Menschen sind so, wie wir sind, nicht von jeher gewesen, wir sind geworden, wir sind erwachsen von Säugling zu Kind zu Mann und haben das unmittelbare Bewußtsein, daß nicht nur unser Leib diesen Prozeß durchgemacht hat, sondern daß auch unsere geistigen Inhalte steigende Vermehrung und veränderte Komplizierung erfahren haben, daß wir ferner zwar zuweilen ähnliche, aber meist doch ganz andere Urteile fällen und andere Affekte haben als Kinder. Daß eine Kontinuität zwischen dem Seelenleben des Erwachsenen und demjenigen des Kindes besteht und daß dieses Bedingung und Bestimmungsgrund für jenes ist, daß also die Verschiedenheiten keine absoluten sind, ist damit gegeben. Hierin ist aber weiterhin die Möglichkeit eingeräumt, daß alle Bewußtseinsinhalte, das gesamte psychische Geschehen so wie es ist, nicht von jeher war, sondern entstanden ist und eine Entwicklung durchgemacht hat. Welcher Art diese Entwicklung ist, kann natürlich aus der — übrigens auch noch in keinem einzigen Falle vorgenommenen — Beobachtung des psychischen Lebenslaufes eines Individuums nicht erhellen; dazu ist vielmehr die Beobachtung der mannigfaltigen Individuen, deren quantitative und qualitative psychische Verschiedenheit zugleich eine Abfolge der seelischen Entwicklungsstadien zu repräsentieren geeignet ist, notwendig; je weiter der Kreis der beobachteten Individuen ist, desto vollkommener ist eine solche Stufenleiter, desto mehr ist Aussicht, die primäre psychische Begabung von den sekundären Erscheinungen zu

sondern. Jedenfalls aber ist die Möglichkeit einer Entwicklung erkenntnistheoretisch allen Bewußtseinsinhalten freizuhalten und eine Beschränkung dieser Möglichkeit auf nur einzelne Kategorien derselben ist lediglich auf Willkür oder unwissenschaftliches Dogma zurückzuführen.

„Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Erster Band (zwei Teile): „Die Sprache" (Leipzig 1900) ist der Titel des neuesten, äußerlich und seinem Inhalte nach selbständigen, eine gewaltige Arbeitsleistung repräsentierenden Werkes, das Wilhelm Wundt in seinem ersten Drittel veröffentlicht hat. In welchen inneren Beziehungen dieses Werk zu der Geschichte der Psychologie steht, besagen zum großen Teil bereits die vorausgehenden Darlegungen; ferner ist schon erwähnt, daß es den Terminus „Völkerpsychologie" für eine eigene wissenschaftliche Disziplin seit Lazarus und Steinthal zum ersten Male erneuert[1]), ein zunächst zwar äußerliches, aber darum doch — wie wir sehen werden — auch im übrigen nicht bedeutungsloses Moment.

Die Anschauung, welche der Völkerpsychologie Wundts zu Grunde liegt, ist natürlich durch seine früheren Arbeiten bestimmt, teils schon früher direkt zum Ausdruck gekommen. Erinnert sei an den Aufsatz über Ziele und Wege der Völkerpsychologie (Philosophische Studien, Band IV), an die bezüglichen Ausführungen in der Logik, Band II, Methodenlehre, Abteilung 2 Logik der Geisteswissenschaften und im Grundriß der Psychologie. Inwieweit seine Auffassung eine Entwicklung durchgemacht hat, darf außer Betracht bleiben; im großen ganzen ist der Charakter seiner völkerpsychologischen Grundlehre ebenso konstant geblieben, wie sein psychologisches System, das bekanntlich trotz der ausgiebigen Betonung strengster Empirie in der Willens- und Apperzeptionslehre einen starken metaphysischen Bestandteil besitzt. Wundts Gedankengang über Begriff und Aufgabe der Völkerpsychologie, wie er sich in Band I der „Völkerpsychologie" entwickelt findet, ist im wesentlichen der folgende.

„Die Psychologie in der gewöhnlichen und allgemeinen Bedeutung dieses Wortes sucht die Tatsachen der unmittelbaren Erfahrung, wie sie das subjektive Bewußtsein uns darbietet, in ihrer Entstehung und in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu erforschen. In diesem Sinne ist sie Individualpsychologie. Sie verzichtet durchgängig auf eine Analyse jener Erscheinungen, die aus der geistigen Wechselwirkung einer Vielheit von einzelnen hervorgehen. Eben deshalb bedarf sie aber einer ergänzenden Untersuchung der an das Zusammenleben

---

[1]) Das wahre zeitliche Primat, die „Völkerpsychologie" als eigene, der neuen wissenschaftlichen Epoche der Psychologie gemäße Disziplin aufgestellt, in einer druckfertigen Schrift begründet und ein bestimmtes Problem völkerpsychologisch behandelt zu haben, darf ich übrigens für mich in Anspruch nehmen; Wundt selbst ist in der Lage, dies zu bezeugen. Da ich den Wundtschen Plan zu einem völkerpsychologischen Werke nicht im geringsten kannte, ist seiner Zeit die Veröffentlichung meiner Arbeit, deren Thesen sich ja mit denen Wundts nicht decken, unterblieben und aus äußeren Gründen bis in dieses Jahr verschoben worden. Ein Teil der Schrift steht unter dem Titel „Prolegomena zu einer völkerpsychologischen Untersuchung des Zeitbewußtseins" von Chr. D. Pflaum mit dem Zusatz „Geschrieben im Sommer 1899" und einer diesen Zusatz erläuternden Anmerkung in dem 2. Hefte der von Ostwald begründeten „Annalen der Naturphilosophie" (Verlag Veit & Co. in Leipzig).

der Menschen gebundenen psychischen Vorgänge. Diese Untersuchung ist es, die wir der Völkerpsychologie als ihre Aufgabe zuweisen.“ (Seite 1.)

„Nun kann schon die allgemeine Psychologie nicht ganz an der Tatsache vorübergehen, daß das Bewußtsein des einzelnen unter dem Einflusse seiner geistigen Umgebung steht. Ueberlieferte Vorstellungen, die Sprache und die in ihr enthaltenen Formen des Denkens, endlich die tief greifenden Formen der Erziehung und Bildung, sie sind Vorbedingungen jeder subjektiven Erfahrung. Diese Verhältnisse bedingen es, daß zahlreiche Tatsachen der Individualpsychologie erst von der Völkerpsychologie aus unserem vollen Verständnisse zugänglich werden. Gleichwohl bleibt diese das speziellere, in wesentlichen Beziehungen von jener abhängige Gebiet. Denn die Erscheinungen, mit denen sie sich beschäftigt, können schließlich nur aus den allgemeinen Gesetzen des geistigen Lebens erklärt werden, wie sie schon in dem Einzelbewußtsein auf jeder Stufe seiner Entwicklung wirksam sind. Unmöglich aber kann durch eine Vereinigung von Menschen ein geistiges Erzeugnis entstehen, zu dem nicht in den einzelnen die Anlagen vorhanden wären.“ (Seite 1/2.)

Die Völkerpsychologie besteht nicht sowohl in einer Anwendung als in einer Ausdehnung der von der Individualpsychologie ausgeführten Untersuchungen auf die soziale Gemeinschaft. Diese Ausdehnung auf Erscheinungen, bei deren Entstehung neben den subjektiven Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins noch die besonderen Bedingungen des gemeinsamen Lebens in Betracht kommen, bringt es zugleich mit sich, daß die Völkerpsychologie bestimmte, ihr ausschließlich angehörende Gebiete psychischer Tatsachen zu erforschen hat, Gebiete, die von der allgemeinen Psychologie bei ihrer gewöhnlichen Begrenzung in der Regel ausgeschlossen bleiben.“ (Seite 2.) Indes soll die Völkerpsychologie nicht sein eine Analyse der geistigen Eigentümlichkeiten der einzelnen Rassen und Völker, ein Analogon etwa zu einer Charakterologie für die individuellen Variationen des Menschen, welche die physische Völkerkunde nach der psychischen Seite dahin zu ergänzen hat, daß durch beide ein Bild der gesamten psycho-physischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Volksstämme gewonnen werde. Eine solche Charakterologie hat aber einerseits bereits in dem Arbeitsplane der Völkerkunde ihre angemessene Stelle gefunden, andererseits ist sie doch nicht mehr als ein allerdings wichtiges Hülfsgebiet der eigentlichen Völkerpsychologie. (Seite 2/4.) Ferner gehören nicht in den Bereich derselben alle diejenigen Erscheinungen, die zwar das gesellschaftliche Dasein des Menschen zu ihrer Grundlage haben, selbst aber durch das persönliche Eingreifen einzelner zustande kommen, also namentlich die geistigen Erzeugnisse in Literatur, Kunst und Wissenschaft. Sie sind das Thema der Geschichte, im besonderen der Kulturgeschichte, deren Hauptaufgabe es ist, „daß sie das Zusammenwirken der Natur- und Kulturbedingungen sowie der psychischen Anlagen der Völker mit der persönlichen Begabung und Betätigung einzelner in ihrem inneren Zusammenhange verständlich zu machen sucht.“ Allerdings hat die Völkerpsychologie mit der Urgeschichte eine erhebliche Zahl von Berührungspunkten, indes unterscheiden sich beide wesentlich von-

einander, indem die Urgeschichte eben als Geschichte an der Hand der Ueberlieferungen und in Verfolg der in denselben gegebenen Andeutungen eine Rekonstruktion der geschichtlichen Erlebnisse der Völker und ihrer in Kampf und Verkehr sich betätigenden Wechselbeziehungen versucht, während die Völkerpsychologie „ihr Augenmerk ausschließlich auf die psychologische Gesetzmäßigkeit des Zusammenlebens selber gerichtet“ hat und die lokalen und nationalen Unterschiede seiner Gestaltung ihr höchstens als Belege jener Gesetzmäßigkeit von Interesse sind. (Seite 4/5.)

Demnach ist die Völkerpsychologie in hohem Grade abstrakten Charakters. Namentlich der Unterschied zwischen ihren Aufgaben und denjenigen der Geschichte, insoweit er auf dem Moment der Beachtung persönlicher und singulärer Einflüsse beruht, ist geeignet dies zu bekunden. Naturgemäß wird in praxi die Feststellung Schwierigkeiten machen oder unvollziehbar bleiben, „wo die Einflüsse persönlicher Willensbetätigung beginnen oder aufhören“. „Dies ergibt sich schon daraus, daß das geistige Leben einer Gemeinschaft aus dem Leben der einzelnen, die ihr angehören, hervorgeht, und daß daher auch jene geistigen Erzeugnisse, die wir auf die Gemeinschaft als solche zurückführen, schließlich von den einzelnen hervorgebracht sind. Demnach gibt es zwei bestimmte Merkmale, an denen das, was wir im geistigen Leben eines Volkes ein „gemeinsames“ Erzeugnis nennen, von einer individuellen Schöpfung prinzipiell stets zu unterscheiden ist. Das erste besteht darin, daß an jenem unbestimmt viele Glieder einer Gemeinschaft in einer Weise mitgewirkt haben, welche die Zurückführung der Bestandteile auf bestimmte Individuen ausschließt. So ist die Sprache im objektiven wie im subjektiven Sinne ein gemeinsames Erzeugnis. Objektiv, weil eine unbestimmt große Zahl von Menschen an ihr tätig waren; subjektiv, weil die einzelnen selber sie als eine Schöpfung betrachten, die ihnen allen zugleich angehört. Das zweite Merkmal ist dies, daß gemeinsame Erzeugnisse in ihrer Entwicklung zwar mannigfaltige Unterschiede zeigen, die vornehmlich auf abweichende geschichtliche Bedingungen zurückweisen, daß sie aber trotz dieser Mannigfaltigkeit gewisse allgemeingültige Entwicklungsgesetze erkennen lassen. In diesen Verhältnissen liegt es begründet, daß jedes gemeinsame Erzeugnis fortwährenden Einwirkungen von seiten einzelner ausgesetzt bleibt, Einwirkungen, die, sobald eine historische Ueberlieferung entstanden ist, durch diese verstärkt werden.“ (Seite 5/6.)

Somit hat die Völkerpsychologie diejenigen psychischen Vorgänge zu ihrem Gegenstande, „die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte zu Grunde liegen“. (Seite 6.)

Unter der „Volksseele“ — mit dem Uebergang zu diesem Thema, also zur Substituierung des „Volkes“ für die im vorigen nicht näher determinierten „Gemeinschaften“, begeht Wundt in der Darstellung und, wie wir nachher sehen werden, auch in der Sache einen sehr wenig einwandsfreien Sprung — haben wir nach Wundt gemäß dem Vorbilde, welches die Auffassung der „Seele“ in der empirischen Individual-Psychologie bietet, eine Realität insofern zu erblicken, als sie

nicht nur eine Summe individueller Bewußtseinseinheiten bedeutet, deren Kreise sich mit einem Teile ihres Umfanges decken, sondern außer dieser Summe aus derselben resultierende „eigentümliche psychische und psychophysische Vorgänge, die in dem Einzelbewußtsein allein entweder gar nicht oder mindestens nicht in der Ausbildung entstehen könnten, in der sie sich infolge der Wechselwirkung der einzelnen entwickeln. So ist die Volksseele ein Erzeugnis der Einzelseelen, aus denen sie sich zusammensetzt; aber diese sind nicht minder Erzeugnisse der Volksseele, an der sie teilnehmen". Ein eigentümliches Merkmal der völkerpsychologischen Tatsachen gegenüber den individualpsychologischen ist namentlich die Beschränkung „auf bestimmte, mit dem Zusammenleben in unmittelbarer Beziehung stehende Seiten des geistigen Lebens, sowie die Tatsache, daß die völkerpsychologischen Entwicklungen das individuelle Leben überdauern, dabei aber doch, da sie durchaus von den psychischen Eigenschaften der einzelnen getragen sind, mit dem Wechsel der Generationen eigenartige Veränderungen erfahren, die prinzipiell jeder Vergleichbarkeit mit dem individuellen Seelenleben entrückt sind. Besonders diese Kontinuität psychischer Entwicklungsreihen bei fortwährendem Untergang ihrer individuellen Träger ist es, die als ein der Volksseele spezifisch zugehörendes Merkmal angesehen werden kann". (Seite 7/11.)

Da die geistigen Gemeinschaften die Individuen und da die zusammengesetzten psychischen Vorgänge die einfachen als ihre Bedingung voraussetzen, so erfordert die Völkerpsychologie die experimentelle Analyse der individuellen Bewußtseinserscheinungen als Grundlage. Die experimentelle Psychologie „ist dabei zugleich an die Bedingungen gebunden, die ihr jenes hoch entwickelte Einzelbewußtsein entgegenbringt, auf das die psychologischen Experimentalmethoden schon wegen der Schwierigkeiten der bei ihnen geforderten Selbstbeobachtung angewiesen sind. Darum ist das Objekt der Experimentalpsychologie einfach und verwickelt zugleich: einfach gemäß dem nicht zu beseitigenden Charakter der Methoden; verwickelt wegen der ungeheuer zusammengesetzten Eigenschaften des Gegenstandes der Beobachtung. In beiden Beziehungen bedarf die experimentelle Methode der Ergänzung. Die zusammengesetzten psychischen Bildungen, die nicht oder nur in gewissen äußeren und nebensächlichen Eigenschaften dem Experiment zugänglich sind, fordern analytische Hülfsmittel von ähnlicher objektiver Sicherheit; und das unter den verwickelsten Kulturbedingungen stehende individuelle Bewußtsein verlangt nach Objekten, die als die einfacheren Vorstufen jenes letzten Entwicklungszustandes betrachtet werden können. In beiden Fällen bestehen aber die uns verfügbaren Hülfsmittel in den Geisteserzeugnissen von allgemeingültigem Charakter, die durch die naturgesetzliche Art ihrer Entstehung dem wechselvollen, unberechenbaren Spiel individueller, persönlicher Eingriffe, wie sie das eigentliche geschichtliche Leben beeinflussen, entzogen sind". (Seite 21/22.) „Experimentelle Psychologie und Völkerpsychologie stehen demnach gleichzeitig in dem Verhältnis zweier einander ergänzender Teile und zweier nebeneinander wie nacheinander zur Anwendung kommender Hülfsmittel der Psychologie. Als Teile dieser sind sie zugleich ihre einzigen Teile." Die erste dem individuellen Bewußtsein, die zweite

den Erscheinungen des geistigen Zusammenlebens zugewandt, ist die erste mit den einfacheren, die zweite mit den verwickelteren, nur vermittelst der Erkenntnis ihrer Entwicklung verständlichen Funktionen befaßt. Neben ihnen gibt es kein Hülfsmittel der Psychologie; vor allem ist die sogenannte Psychologie der „reinen Selbstbeobachtung“ nicht als wissenschaftlich existenzberechtigt, sondern nur als „eine rückständig gebliebene Behandlungsweise mit unzulänglichen Methoden“ anzusehen. Ferner sind auch „Geschichte, Literatur, Kunst, Biographie, Selbstbekenntnisse, die immer noch zuweilen als Quellen psychologischen Wissens gerühmt werden, weder Teile noch Hülfsmittel, sondern Anwendungsgebiete, die zwar infolge der überall bestehenden Wechselbeziehung zwischen Theorie und Anwendung gelegentlich der allgemeinen psychologischen Erkenntnis förderlich sein mögen, die sich aber dem, was zum Charakter eines Hülfsmittels gefordert werden muß, einer methodisch geübten planmäßigen Benützung durchaus entziehen“. (Seite 23/24.)

„Durch die obigen Erörterungen“, so fährt Wundt fort, „sind im wesentlichen die Aufgaben bestimmt, die der Völkerpsychologie zufallen, sowie nicht minder diejenigen, die sich mit ihr mehr oder minder nahe berühren, aber aus bestimmten Gründen von ihr auszuschließen sind. Es bleiben ihr hiernach drei selbständige Aufgaben, die, sofern sie als rein psychologische Probleme behandelt werden, in keiner anderen Wissenschaft ihre Stelle finden, während sie doch ihrem ganzen Wesen nach eine psychologische Untersuchung erheischen. Diese drei Aufgaben bestehen in den psychologischen Problemen der Sprache, des Mythus und der Sitte. Dem Mythus schließen sich die Anfänge der Religion, der Sitte die Ursprünge und allgemeinen Entwicklungsformen der Kultur als nicht zu sondernde Bestandteile an.“ (Seite 24.)

„Die drei Gebiete stimmen darin überein, daß sie durchaus an das gesellschaftliche Leben gebunden sind. Nicht nur geht ihre Entstehung jedem nachweisbaren Eingreifen einzelner und jeder geschichtlichen Ueberlieferung voraus, sondern auch nach dem Beginn des geschichtlichen Lebens erfahren jene Erscheinungen fortan, neben den allmählich einen immer breiteren Raum einnehmenden individuellen Einflüssen, gesetzmäßige Veränderungen, die nur in den Veränderungen der geistigen Verbände selbst ihren Ursprung nehmen können. So bleiben, auch nachdem Sprache, Mythus und Sitte Objekte historischer Betrachtung geworden sind, dennoch innerhalb jeder dieser Formen psychologische Probleme zurück, deren Lösung zwar nur auf Grund der Tatsachen des individuellen Bewußtseins möglich ist, die aber ihrerseits wiederum das Verständnis vieler dieser Tatsachen vermitteln helfen. Jedes jener Gebiete gemeinsamen Vorstellens, Fühlens und Wollens, auf denen die völkerpsychologische Untersuchung ihre Aufgaben vorfindet, steht zugleich, und mit wachsender Kultur in zunehmendem Maße, unter dem Einfluß hervorragender Individuen, welche die überlieferten Formen willkürlich gestalten.“ (Seite 24/25.) Die Völkerpsychologie entspricht in dem Gebiet der Sprache der individuellen Sphäre des Vorstellens, im Gebiete des Mythus der des Gefühls, im Gebiete der Sitte der des Wollens, mit der Maßgabe, daß ebenso wie im individuellen Seelenleben Vorstellen, Fühlen

und Wollen nicht getrennt vorkommen, auch den angegebenen Beziehungen der völkerpsychologischen Gebiete zu denselben nur die Bedeutung zukommt, daß sie die vorzugsweise für die einzelnen Erscheinungen maßgebenden Elemente des Seelenlebens angeben. Nur die Bedeutung hat jene Beziehung, daß die psychologische Betrachtung der Sprache hauptsächlich dem Studium der Entwicklung und der Verbindung der Vorstellungen unter den komplexen Bedingungen dient, welche die Grenzen der individuellen Erfahrung überschreiten, und daß dann ebenso der Mythus die Analyse der zusammengesetzten Gefühle, die Sitte diejenige der konkreten Willensmotive, die bei der Entwicklung des menschlichen Bewußtseins wirksam werden, vermitteln hilft." (Seite 27/28.)

„In diesen Beziehungen der drei Gebiete der Völkerpsychologie zu den drei Grundrichtungen des individuellen Seelenlebens darf aber schließlich wohl noch eine Bestätigung dafür gesehen werden, daß jene Gebiete, wie ihnen tatsächlich kein anderes an die Seite gestellt werden kann, das eine ähnliche ursprüngliche Bedeutung besäße, so auch prinzipiell die Grundrichtungen erschöpfen, in denen sich das Leben der „Volksseele" bewegt." (Seite 23.)[1])

Diesen in vielem Betracht sehr hoch zu schätzenden Ausführungen Wundts vermag ich in wesentlichen Punkten nicht beizustimmen und habe denselben entgegenzusetzen: 1. Die von Wundt gegebene Abgrenzung zwischen Individual- und Völkerpsychologie ist unhaltbar. 2. Die von Wundt gegebene Determinierung des Gegenstandes der Völkerpsychologie und diejenige der Aufgaben derselben stimmen nicht miteinander überein. 3. Die Disposition dieser Aufgaben ist verfehlt in sich und im Hinblick auf die angeblich korrespondierenden individualpsychologischen Vorgänge. 4. Demzufolge bedarf der Grundplan der Wundtschen Völkerpsychologie einer durchgreifenden Veränderung, wenn er geeignet sein soll, eine „Völkerpsychologie" — um den an sich ungeeigneten Namen wegen der literarischen Umstände beizubehalten — als psychologisch-wissenschaftliche Methode für die weitere Forschung maßgebend zu begründen. 5. Die bisherige positive „völkerpsychologische" Arbeit im Gebiete des Sprachproblems, welche Wundt vollbracht hat, steht in merkwürdig geringem Konnex zu dem geäußerten Grundplan, und diese Kritik tangiert nicht den hohen Wert der sprachpsychologischen Arbeit und ist weit entfernt, das hierin liegende Verdienst Wundts verkleinern zu wollen. 6. Diese sprachpsychologische Arbeit aber, für sich allein betrachtet, ist ein offenbarer Widerspruch zu Wundts Grundtheorie. (Schluß folgt.)

---

[1]) Diese ausführliche und getreue Wiedergabe der Ansichten Wundts habe ich geglaubt nicht unterlassen zu dürfen, 1. um nicht Gefahr zu laufen, dem schwierigen und vielfach subtile Unterscheidungen bedingenden Stoffe hier und da nach dem Urteile der Leser eine tendenziöse Färbung gegeben zu haben, 2. wegen des hohen Wertes dieser Ansichten selbst, die mancher Leser an der Quelle zu studieren gehindert sein dürfte, und um bei meiner Kritik einzelner Momente das Fundament und die Tragweite derselben in dem Gedankengebäude ihres Autors dem Leser gegenwärtig zu halten.

Die Verstaatlichung des Aerztewesens.

Dr. med. H. Knieke.

Mit der Aenderung aller öffentlich-rechtlichen Institutionen, welche die Zunahme der Bevölkerung, politische und wirtschaftliche Umwälzungen, Verkehrsentwicklung, Fortschritte in Wissenschaft und Technik mit sich bringen und mit dem durch die Entwicklung bedingten unaufhörlichen Fortschritt zu höheren und vollkommeneren Lebensformen, welchem als Triebkraft das biologische Lebensgesetz der Selektion und Ausscheidung, „das Ueberdauern des Besseren“ und „das Ausscheiden des Schlechteren“, zu Grunde liegt, ist auch das Aerztewesen schon in mannigfacher Beziehung einer Wandlung unterworfen gewesen, um es den jeweiligen Lebensbedingungen anzupassen.

Während nun auf vielen Gebieten unseres Kulturlebens eine Einschränkung der staatlichen Machtsphäre stattgefunden, ist die Gesundheitspflege immer mehr verstaatlicht worden. Es ist nicht zu verkennen, daß bei dem zwischen den rivalisierenden Nationen nie erlahmenden Ringen nach Vorherrschaft eine immer umfassendere staatliche Aufsicht oder Tätigkeit auf dem Gebiete des Gesundheitswesens als Waffe im Kampfe ums Dasein benutzt wird, um die nationale Kraftentfaltung zu erhalten und zu verbessern. Welches gewaltige Arbeitsgebiet des öffentlichen Gesundheitswesens umfassen folgende Begriffe: Militärsanitätswesen, gesundheitliche Beaufsichtigung der Städte, der Bauordnungen, der Wohnungen, gewerblicher Anlagen, Gesundheitsschutz der Arbeiter, speziell der Kinder, Haltekinderwesen, schul-, armen-, polizeiärztliche Tätigkeit, Irren- und Krankenhaus, Beerdigungswesen, Beaufsichtigung der Nahrungs- und Genußmittel, Schlachthauswesen, Trinkwasserversorgung, Straßenreinigung, Kanalisation, die sozialreformatorischen Bestimmungen der Gewerbeordnung, Kranken-, Unfall-, Invalidenversicherung u. s. w.

Mit kurzen Worten erläuterte die Entwicklung des Aerztewesens Professor Albert (Wien) gelegentlich seines 25jährigen Doktorjubiläums in einer Ansprache folgendermaßen: „Nahezu alle Aerzte auf dem Lande (in Oesterreich) sind im öffentlichen Sanitätsdienst angestellt, sind also Beamte. Und so sehen wir, daß der ärztliche Stand seine Stellung im gesellschaftlichen Leben ändert. Als die Medizin noch in der Epoche des Mythus, des Aberglaubens war, war der ärztliche Stand eigentlich nur ein Gewerbestand. Als die Medizin zu einer bloßen Wissenschaft geworden, wurde der ärztliche Stand zu einem bloßen Gelehrtenstand. Und wie die Medizin den Charakter einer wirklichen, das Leben der Gesellschaft sanitätisch regelnden Praxis annimmt, wird der ärztliche Stand zu einem Beamtenstand.

Alle Argumente, welche heutzutage vorgebracht werden, um prinzipiell zu erwägen, ob der ärztliche Stand zu verstaatlichen sei oder nicht, sind gut und schön. Ob man die Frage so oder so beantwortet, der Gang der Dinge wird so sein, daß faktisch eine immer größere Zahl von Aerzten in öffentlichen Diensten stehen wird.

Auch die Zahl der Spitäler wird immer größer und die Spitalsbehandlung immer populärer und gesuchter werden. Und in den

großen Städten wird die Tätigkeit der Aerzte immer mehr an die Beobachtung gewisser, im allgemeinen Interesse gelegenen Normen und Vorschriften gebunden und somit verantwortlich sein. Der Arzt wird in seinem, die öffentliche Sanität fördernden Wirken einer der wichtigsten Faktoren der sozialen Organisation sein."

Den Fortschritten der Wissenschaft, der klareren Erkenntnis der Begriffe Gesundheit und Krankheit geht augenscheinlich die Tendenz der Staaten parallel, immer mehr einzugreifen in das Gesundheitswesen und für die Gesundheit der Staatsbürger zu sorgen.

Der von Professor Albert skizzierte Uebergang von laienhafter zu wissenschaftlicher Auffassung entwickelt sich sowohl historisch wie bei dem Einzelmenschen ungefähr folgendermaßen: Ursprünglich wird Krankheit grobsinnlich aufgefaßt als etwas Zufälliges, als ein fremdes, feindliches, in den Körper eingedrungenes Element, welches durch ein drittes, ein Arzneimittel, wieder vertrieben werden muß. Darum steht der Laie häufig dem Eintritt von Krankheiten mit einem gewissen Fatalismus gegenüber, er sieht darin immer dagewesene notwendige Uebel, feindliche unabänderliche Naturerscheinungen, giftige Stoffe, welche durch bestimmte Gegenmittel aus dem Körper vertrieben werden müssen. Die größte Sorge des naiven Kranken ist deshalb die, daß er auch die richtige, gerade für seine Krankheit passende Arznei bekommt. Es lebt bei ihm die Vorstellung, daß es eine Anzahl verschiedener Arzneien entsprechend einer Anzahl von Krankheiten gibt. Die medizinische Wissenschaft, so stellt er sich vor, habe zum Gegenstand das Ausprobieren aller möglichen Mittel, um für alle Krankheiten auch Arzneien zu finden. Die medizinischen Lehrbücher stellen sich in seinem Kopfe dementsprechend etwa dar in zwei Rubriken geteilt, in der einen die Zusammenstellung sämtlicher Krankheiten, in der anderen gegenüberstehenden die sämtlicher Arzneimittel. Daher verlangt er und hält es für möglich, daß ihm der Arzt durch Arznei ein gesundes Herz verschaffe, welches er durch Alkoholmißbrauch zerstört hat, daß er durch Arznei die zerstörte Lungensubstanz durch neue ersetze. Auch aus der Fassung und Ausdrucksweise von Gesetzen und Verordnungen leuchtet vielfach noch eine primitive Auffassung hervor. „Heilmittel", respektive Apothekerwaren spielen darin eine Rolle, die ihnen ihrer wahren Bedeutung nach gar nicht zukommt.

Je mehr nun die Medizin wissenschaftlich vertieft wird, je mehr naturwissenschaftliche Auffassungen in die öffentliche Meinung eindringen und je mehr die Bedeutung für die nationale Wohlfahrt erkannt wird, desto mehr ergibt sich die Forderung staatlicher Gesundheitspflege, insofern die Erkenntnis des Wesens der Krankheiten neben der individuellen ärztlichen Behandlung die Forderung begründet, daß krankmachende Lebensverhältnisse aufgehoben werden, denen gegenüber der einzelne machtlos ist, daß rückständige, ökonomische Zustände und Gewohnheiten beseitigt werden, wenn die Einsicht oder der gute Wille beim einzelnen fehlt. Je mehr wir aus natürlichen in künstliche Lebensverhältnisse hineinwachsen, besonders mit der Entwicklung der Großstädte, des Großhandels, der Großindustrie, desto bedeutsamer und verantwortungsvoller wird auch die ärztliche Tätigkeit, weil immer neue, für die Entstehung von Krank-

heiten in Betracht kommende Ursachen-Komplexe entstehen, die nicht instinktiv vermieden werden. Da tritt die wissenschaftliche Erkenntnis und Klarlegung der Zusammenhänge in Funktion als notwendiges Element im Kampf ums Dasein, um die physiologischen Lebensbedingungen des menschlichen Organismus unter allen Umständen zu erzielen. Und je mehr der Laie seine Auffassung von der ärztlichen Tätigkeit klärt, um so weniger fühlt er sich sachverständig und kompetent, er verlangt staatlich approbierte Fachleute und öffentliche Anstalten der Differenzierung der medizinischen Wissenschaft entsprechend. Epochemachenden Entdeckungen pflegt auch in der öffentlichen Meinung der Ruf nach staatlicher oder kommunaler Nutzbarmachung stets zu folgen. Viele Zweige der praktischen Medizin haben auch nur eine Existenzmöglichkeit durch großzügige, organisatorische Zusammenfassung vieler einzelnen ärztlichen Kräfte und durch Staatsautorität, weil das Interesse des Allgemeinwohls energische Eingriffe in die privaten Interessensphären, in Sitten und Gebräuche verlangt. Die innere Berechtigung des sich vor unseren Augen vollziehenden Prozesses, daß das Gesundheitswesen mehr und mehr vom Staate in die Hand genommen wird, leuchtet andererseits hervor aus ihren Erfolgen. Welche Summe individueller und allgemeiner Wohlfahrt als Folge der von großen Gesichtspunkten aus streng wissenschaftlich arbeitenden öffentlichen Gesundheitspflege zeigt sich z. B. in folgender kurzen Zusammenstellung.

Sterblichkeit auf Tausend berechnet

	1874/76	1884/86	1892/94
Deutschland	26,8	25,9	23,6
England	21,9	19,4	18,2
Schweden	20,1	19,4	18,2
Oesterreich	30,5	29,7	27,9

Die Bedeutung allgemeiner Zustände für diese Zahlenunterschiede bezüglich der durchschnittlichen Lebensdauer der Menschen im einzelnen klar zu legen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Die Forschung hat diese Fragen vielseitig und gründlich beleuchtet, und daß die aus den Zahlen hervorgehende Verbesserung der allgemeinen Gesundheitsverhältnisse wesentlich das Resultat der staatlichen und kommunalen Gesundheitspflege ist, wird keinerseits bestritten.

Eine ebenso deutliche Sprache reden die Fortschritte der Gesundheitspflege beim Militär. Dort ist die allgemeine Sterblichkeit in den letzten Jahrzehnten um 54 pCt., die Erkrankungshäufigkeit von 34,7 pro Mille auf 11,2 heruntergedrückt.

Wir sehen also, daß der Staat das Prinzip öffentlich-rechtlicher Regelung des Gesundheitswesens teilweise anerkannt und betätigt hat und daß er in seinem eigenen Interesse handelte, wenn er die Gesundheitspflege als gesellschaftliche Aufgabe von großen Gesichtspunkten aus organisierte und ärztliche Arbeit durch die veränderte Produktionsform so ertragreich machte, daß die durchschnittliche Lebensdauer sich merklich verlängert hat. Der Nutzen des einzelnen deckt sich hier mit dem Nutzen der Gesamtheit.

Man muß sich nun einerseits die Erfolge der staatlichen Betriebsform des Gesundheitswesens und andererseits die Schäden des augenblicklichen Zustandes der privaten Ausübung der Heilkunde

vergegenwärtigen, um den Ruf nach allgemeiner Verstaatlichung des Aerztewesens zu verstehen. Aber so notwendig eine grundlegende Aenderung der ärztlichen Erwerbsordnung ist, so bedenklich erscheint das Verfallen aus einem Extrem in das andere, d. h. in das dem geltenden Rechtszustande gerade entgegengesetzte Prinzip strengster Disziplinierung und Reglementierung, indem man alle Aerzte zu Beamten macht.

Wenn die Anhänger des jetzigen Zustandes sagen, daß die auf dem stärksten menschlichen Trieb aufgebaute, vom Staate nicht beeinflußte freie Konkurrenz allein geeignet sei, menschliche Leistungen zu verbessern, so ist das soweit wahr, wie die Konsumenten urteilsfähig sind, d. h. bei gewerblichen Leistungen und Waren.

Je mehr aber die Heilkunde eine wissenschaftliche geworden ist und ein langjähriges Fachstudium voraussetzt, um so weniger ist die ohne Befähigungsnachweis freigegebene gewerbsmäßige Ausübung der Heilkunst, d. h. die absolute Kurierfreiheit, bei welcher die Nachfrage und das Urteil des Publikums der einzige Regulator der Entwicklung ist, berechtigt. Die Mehrzahl der Menschen hat nun einmal zur Zeit kein naturwissenschaftliches Verständnis für die charakteristischen Vorgänge und Eigenschaften der Ernährung, des Wachstums, des Stoffwechsels, der Fortpflanzung, der Sinnes- und Seelentätigkeiten der Organismen und führen die Lebensäußerungen, d. h. auch die Krankheiten nicht zurück auf die jeweilig verschiedene Gestaltung, physikalisch-chemische Zusammensetzung, Verkettung einfacher Formelemente. Es ist bei der geringeren naturwissenschaftlichen Durchschnittsbildung noch nicht ins allgemeine Bewußtsein durchgedrungen, daß auch Krankheiten aus dem Kausalitätsgeflecht der Lebensbedingungen, einschließlich der genealogischen Vergangenheit, tellurischen und klimatischen Einflüssen, d. h. aus universellen Zusammenhängen aller Dinge erkannt sein wollen. Krankheit wird heute wissenschaftlich aufgefaßt als eine das Individuum oder die Gattung kennzeichnende funktionelle Reaktion gegen einen äußeren Reiz, an den die Gattung oder das Individuum nicht angepaßt ist. Der moderne, von F. Hueppe formulierte Krankheitsbegriff sieht in den sogenannten Krankheitserregern lediglich Fermente, Anstöße, welche das auslösen, was nach Maß und Art im Menschen schon vorhanden war auf Grund angeborener oder erworbener Eigenschaften. Die ganze Beschaffenheit des Körpers in organischer, biochemischer und physikalischer Hinsicht ist maßgebend für die Empfänglichkeit wie für den Heilungsverlauf.

Daß jede ärztliche Diagnose, von diesem wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, „ein geistiges Kunstwerk“, daß jede ärztliche Beratung das Ergebnis verschiedener Ueberlegungen und Gedankenketten ist, daß der Arzt täglich auf Grund neuer Beobachtungen auf dem komplizierten biologischen Kampfplatz zwischen den ihm anvertrauten menschlichen Organismus und den in dem Krankheitsprozeß ihre Existenz verteidigenden Krankheitskeimen neue taktische Maßnahmen treffen muß, das zu würdigen ist die Mehrzahl der Menschen nicht in der Lage. Auf dem Boden dieser Kritiklosigkeit erwachsen deshalb bei den die Heilkunst als Gewerbe ausübenden Personen naturnotwendig Reklamewesen, Charlatanerie, Wichtigtuerei, Geschäftigkeit. Die Konkurrenz veranlaßt, sich den Empfindungen und Schwächen,

den falschen Instinkten und laienhaften Vorstellungen des Publikums allzusehr anzupassen.

Damit hängt auch eine andere kulturschädliche Wirkung des jetzigen Zustandes zusammen. Die Ausübung der Heilkunst und noch mehr des Apothekerberufes im Privatinteresse des einzelnen Gewerbetreibenden ist geeignet, die naturwissenschaftliche Auffassung der Dinge in mancher Hinsicht zu schädigen, weil die Dummheit das beste Ausbeutungsobjekt ist.

Die Unklarheit, die mystischen Vorstellungen bezüglich Krankheit und Gesundheit werden beleuchtet durch die zunehmende Kurpfuscherei, durch den Wunder- und Aberglauben auf dem Gebiete des Heilens, der die sonderbarsten Blüten treibt und jeglichem Schwindel einen fruchtbaren Boden gewährt. Dunkle Schatten werfen auf die Heilkunst als Gewerbe, die dank des hohen Standes der elektrischen Technik „blendenden" Lichtheilmethoden, deren innerer Wert in umgekehrtem Verhältnis steht zu ihrer Aufmachung, die Geschäftsergebnisse chemischer Fabriken, deren Aktien hoch über pari stehen, die Preissteigerung der Apotheken im Gegensatz zu der steigenden Geringschätzung der Apothekerwaren als Heilmittel seitens der Wissenschaft, die Art und Weise, wie öffentliche Meinung fabriziert wird für pharmazeutische Spezialitäten, für Modebäder, der geschäftliche Mißbrauch des leeren Wortes „Heilquelle", „Heilmittel", welcher die hysterischen Anlagen der Menschen züchtet.

Auf derselben kurzsichtigen, oberflächlichen Auffassung ärztlicher Tätigkeit beruht auch das Prinzip der Bezahlung nach Einzelleistung, welches an sich als trivial und demoralisierend wissenschaftlicher ärztlicher Tätigkeit widerstrebt, immerhin für Streitfälle zur Zeit unersetzlich ist. Wenn der Zahlungsmodus sich aufbaut auf die Summe der Einzelleistungen, so haben die ärztlichen Gewerbetreibenden ein pekuniäres Interesse daran, möglichst viel ärztliche Einzelleistungen zu produzieren.

Ueberall ist es der ungezügelte wirtschaftliche Egoismus, welcher bei der Urteilslosigkeit der Menschen in diesen Dingen Scheinarbeit und für die allgemeine Wohlfahrt unproduktive, selbst schädliche Güter erzeugt. Die Krone und Blume des modernen Ausleseprozesses bei der Produktion ärztlicher Ware sind die gewissenlosesten und in der Wahl der Konkurrenzmittel skrupellosesten Gewerbetreibenden, d. h. die Kurpfuscher. Die approbierten Aerzte haben in ihrer höheren Bildung und ihrem fachmännischen Ehrgefühl ein starkes Korrigens gegenüber den korrumpierenden Konkurrenzbedingungen.

Persönliche Rivalität und Konkurrenz sind allerdings von Anfang alles Lebens an die Haupttriebfedern des Fortschritts. Deshalb ist es naheliegend, dieses biologisch wertvolle Prinzip als Grundlage der ärztlichen Erwerbsordnung zu erhalten, solange die freie mit ehrlichen Mitteln arbeitende Konkurrenz der Fähigkeiten und Persönlichkeiten irgendwie erzielt und gesichert werden kann, und soweit die Produktion ärztlicher Hülfe nicht einen monopolistischen Charakter hat, wie z. B. das Militärsanitäts- und Krankenhauswesen.

Sind denn die inneren Auslesebedingungen, welche der Staat für seine Beamten schafft, nicht gleichwertig? Bewirken die durch Kontrolle, Aufsicht und Disziplinargewalt geschaffenen Motive nicht, daß alle

Kräfte angespannt werden? Die eventuell sittlich erschlaffende Wirkung einer gesicherten materiellen Existenz sucht ja der Staat außerdem zu paralysieren durch eine auf Erziehung und Bildung beruhende ethische Berufsauffassung. Dadurch entsteht das so wichtige sozial-psychologische Moment der Verantwortung, des Pflichtgefühls, der Beamtenehre, der Auffassung des Berufs aus dem Ganzen des sozialen Lebens und Menschendaseins heraus, welche vom Idealbeamten verlangt, daß er mit einem Tropfen Oels vom Wesen eines Königs, eines Priesters und eines Weisen gesalbt sei, auf daß er ein königliches Auge habe für die Wohlfahrt des Volkes, auf daß er geweiht sei für den Kultus des Rechts, auf daß er dem Gesetze und Vaterlande diene als Ritter,

„der sein Leben hochstrebend doch ohne Gewinn
dem heiligen Gral gegeben dahin".

Wenn auch als Blüte und Krone des Beamtentums solch hochgesinnte Persönlichkeiten nicht selten gefunden werden, so wird doch der Durchschnitt sich nicht auf die Höhe erheben, wo solche altruistischen Gefühle die Motive für das Verhalten sind. Es ist deshalb eine alte Lehre der Staatsweisheit, die Aktionssphäre des Staates nicht übermäßig auszudehnen, da auf vielen Gebieten eine staatliche Betriebsform kostspieliger und weniger ertragreich arbeitet.

Für das staatliche Medizinalwesen scheint mir z. B. die natürliche Umgrenzung diejenige ärztliche Tätigkeit, welche mehr sachlich ist, d. h. die allgemeinen Zustände zu erforschen und zu beeinflussen sucht, und welche Großbetriebscharakter hat, wie z. B. das Krankenhauswesen. Wesentlich davon verschieden aber ist der andere Hauptbestandteil ärztlicher Tätigkeit, die individuelle ärztliche Behandlung.

Bei letzterer ist es wünschenswerte Vorbedingung für das Zustandekommen eines dauernden Vertrauensverhältnisses, wie es zwischen Arzt und Patient besonders bei stärker differenzierten und feiner organisierten Persönlichkeiten erforderlich ist, daß sich „wahlverwandte" Menschen finden. Wenn das Rad der Entwicklung über das sogenannte persönliche Vertrauen zum Arzt oder mit anderen Worten über die Freiheit in der Wahl des Arztes vielfach hinweggegangen ist, und die Leistungen des staatlichen Sanitätswesens im ganzen doch sehr gute sind, so ist damit noch nicht bewiesen, daß das Prinzip nicht vielleicht hätte mehr geschützt werden können. Das Vertrauen ist auch nicht so sehr Voraussetzung der Wirksamkeit ärztlicher Hülfe als vielmehr ein erst alle intimen persönlichen Beziehungen, welche die individuelle ärztliche Behandlung mit sich bringt, gründendes Moment, wenn es auch für eine große Masse der Menschen keine Rolle spielt. Daß dieses Prinzip, in der Wahl der Aerzte dem Kranken eine gewisse Freiheit zu lassen, bei den öffentlich-rechtlichen Institutionen der Krankenversicherung nicht gewahrt ist, wird vielfach mit Recht beklagt und bitter empfunden.

So reformbedürftig also die jetzige Lebensform des privaten Heilwesens ist, so halte ich die Idee der Verstaatlichung des Aerztewesens, indem man alle Aerzte zu Beamten macht, doch nicht für einwandfrei und spruchreif, jedenfalls für absehbare Zeiten vom Standpunkt praktisch durchführbarer Politik nicht für diskutabel. Der Gedanke hat in der öffentlichen Meinung noch wenig Nährboden.

Als guten Kern der Idee möchte ich jedoch einige Reformgedanken herausschälen, welche von weiten Kreisen als biologische Notwendigkeit anerkannt und verstanden werden und, welche eine wesentliche Erweiterung des Machtbereiches des Staates in sich schließen:

1. Beschränkung des Rechts der gewerbsmäßigen Ausübung der Heilkunst auf die staatlich qualifizierten Personen,
2. staatliche Regelung oder Aufsicht der ärztlichen Tätigkeit im Rahmen der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung, sei es, daß der Staat selbst das Aerztewesen ordnet oder der gesetzlichen Standesvertretung die Regelung überträgt. Das Warum und Wie zu erläutern ist hier nicht der Platz.

Außerdem ist es naheliegend und wissenschaftliche Notwendigkeit, daß der Staat das medizinal- und sozialstatistische Material dieser Institutionen, welches jetzt lediglich der äußeren Zahlenkontrolle der Verwaltung dient, medizinalamtlich verwertet zur Erforschung der sozialen Verhältnisse der versicherten Bevölkerungskreise und zu entsprechender Sozialreform.

Als weitere Nutzanwendung aus den vorangegangenen Ueberlegungen könnte man aussprechen die Notwendigkeit einer allgemeineren und tieferen naturwissenschaftlichen Bildung, um unter anderem ein gründlicheres Verständnis der Gesundheitslehre und eine mehr sachgemäße Wertung ärztlicher Tätigkeit zu erzielen. Damit würde viel Humbug auf dem Gebiete der Heilkunde von der Bildfläche verschwinden.

Eine tiefere Erkenntnis der Ziele der Gesundheitswissenschaft in der öffentlichen Meinung — das würde die kulturell wichtigste Folge sein — lernt in derselben mit der Zeit die wichtigste Lebenswissenschaft erblicken, weil sie mit der Erforschung und Gestaltung der physiologischen Entwicklungsbedingungen für einen gesunden Körper auch die Grundlage schafft für eine gesunde Seele, für geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Fortschritt, für nationale Leistungsfähigkeit, Vaterlands- und Freiheitsliebe und den Glauben an sich selbst.

Die öffentliche Gesundheitspflege stellt sich damit als gesellschaftliche Funktion dar zur Bekämpfung der Unnatur in mannigfacher Form, der Krankheiten, der Kriminalität u. s. w. und zur Erzielung höchster kollektiver Lebenskraft, indem durch Schaffung der optimalen Bedingungen zur Erhaltung und Entwicklung der Gesamtheit respektive der Rasse das Niveau der allgemeinen Tüchtigkeit gehoben wird.

Gerade auf diesem Wege, in diesem Zusammenhange kann die Einsicht sich verallgemeinern, daß alles Gesunde, Große und Herrliche, wie alles Kranke und Gemeine das Produkt elementarer biologischer Gesetze ebenso ist, wie das Gesetz der Schwere einen zur Erde fallenden Stein leitet.

Dem tieferen Nachdenken über das Geflecht der Wechselwirkungen aller menschlichen Einrichtungen und über die Bedingungen, unter welchen sich die natürlichen Fähigkeiten der menschlichen Gattung zur höchsten Blüte entfalten, erweitern sich die Aufgaben der Gesundheitswissenschaft und ärztlichen Tätigkeit in unserem Kulturleben.

Die Gesundheitswissenschaft, welche ja nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck ist, d. h. in letzter Linie die erkannten organischen

Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen menschlicher Gesundheit und Leistungsfähigkeit anzuwenden und durchzuführen hat, sieht sich in letzter Linie in unserer verfeinerten Civilisation vor die Aufgabe gestellt, die richtige Wertung der Kulturerscheinungen vom Standpunkt nationaler und Rassenerhaltung und Entwicklung zu kontrollieren, den verweichlichenden Einfluß unserer höheren Gesittung und der dadurch bedingten Ueberschätzung materieller Güter mit dem Bewußtsein des Zweckes entgegen zu arbeiten und der Nation stets ins Gewissen zu rufen, daß die auf identischen Ursachenkomplexen beruhenden Güter, Gesundheit, Sittlichkeit, Tüchtigkeit, soziale Gesinnung und Nationalgefühl aller Volksgenossen erhalten und vermehrt werden. Diese idealen Güter wesentlich bedingen den realen Fortschritt zu höherer Artentwicklung, zu höherer nationaler und sozialer Kraftentfaltung. Wenn solche naturwissenschaftliche Auffassungen, welche übrigens einer höheren Weltansicht, einem transcendentalen Idealismus nicht widersprechen, in den allgemeinen Vorstellungsinhalt der Nation aufgenommen sein werden, dann ist vielleicht die Zeit gekommen, wo man das staatliche Gesundheitswesen mehr würdigt und mit größeren selbständigen Kompetenzen ausstattet, um im Interesse der Nation oder Rasse im entwicklungsgeschichtlichen Sinne das Gesundheitsgut oder mit anderen Worten die folgerichtige Anwendung der natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die politische, wirtschaftliche und geistige Entwicklung zu wahren.

Weltbetrachtung eines Ariers.

Dr. Ludwig Wilser.

Wie Pilze nach dem Regen schießen seit dem Bekanntwerden Gobineaus durch eine weitverbreitete deutsche Uebersetzung die „Rassenwerke“ empor, und man könnte sich ja über diese Fruchtbarkeit eines guten Samens freuen, wenn die so üppig aufsprießende Saat nicht eben aus Pilzen, und zwar meist ungenießbaren bestünde. Die Ausrottung von Unkraut ist stets eine mühselige, viel Geduld erfordernde Arbeit, insbesondere gleicht das Aufräumen mit all den neuen, buntscheckigen Rassentheorien, worauf ich mich leider einmal eingelassen, dem Kampfe gegen eine Hydra, der immer neue Köpfe wachsen. Wenn ich trotzdem nicht halb lachend, halb ärgerlich den Spaten fortgeworfen habe, sondern im Schweiße meines Angesichts weiter rode, so geschieht dies hauptsächlich aus dem Grunde, weil ich den noch zarten, aber den Keim mächtigen Wachstums in sich tragenden Sproß der wahrhaft wissenschaftlichen Rassenlehre vor der Ueberwucherung und Erstickung durch wildes Rankenwerk retten möchte. Mag doch jeder „Arier“ oder auch Nichtarier seine eigene Weltanschauung haben und auch in dieser Hinsicht „nach seiner Façon selig werden“; nur wenn solche im stillen Kämmerlein zum Selbstgebrauch ausgeheckte Anschauungen als neue Wahrheiten ausgegeben, in die Oeffentlichkeit getragen und anderen aufgedrängt werden, wird es Pflicht, ihnen mit

dem Rüstzeug der Wissenschaft entgegenzutreten. So will auch der Verfasser des vorliegenden Buches[1]), indem er vorbringt, was seit Jahrzehnten sein „Herz bedrückt hat", den „Gobineauschen Rassengedanken auf seinen rationellen Umfang zurückführen und damit seine Beachtung erzwingen". Geben ihm aber Kenntnisse und Urteilskraft das Recht, über den französischen Grafen zu Gericht zu sitzen und das Wahre und Falsche in seiner Lehre zu erkennen und zu scheiden? So gern ich ihm auch vornehme Gesinnung, redliches Streben nach hohen Zielen und warme Vaterlandsliebe zugestehe, muß ich die Frage doch mit einem entschiedenen „nein" beantworten. Er hat zwar mancherlei gelesen, Philosophen, Historiker, Nationalökonomen, Naturforscher, aber noch lange nicht genug, auch nicht mit der nötigen Auswahl und Kritik, um in solchen Fragen mitreden zu können; bis zu den Quellen scheint er nicht durchgedrungen zu sein. Unter den neueren Schriften, auf die sich, nach einem am Schlusse gegebenen Verzeichnis, der „Verfasser vornehmlich gestützt hat", befinden sich einige sehr morsche und wackelige Stützen. Die Darstellung ist viel zu breit, kommt vom hundertsten ins tausendste und berührt die verschiedensten, oft gar nicht in den Zusammenhang passenden Dinge, wie den Sternbergprozeß, Nansens Nordpolfahrt, den Burenkrieg und anderes mehr. Die Schreibweise ist vielfach schwülstig und mit unverständlichen Ausdrücken durchsetzt. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich nicht weiß, was ich mir unter „Normenzüchtung, Seelenjustierung, biologischer Umwertung, wertebeladenen Völkertypen, uranischen Lebenshülfen" und dergleichen denken soll; einen „kurzsichtigen Geisteshelden" kann ich mir allenfalls als einen hervorragenden Gelehrten mit einer Brille auf der Nase vorstellen, fürchte aber, daß der Schreiber etwas anderes gemeint hat. Er scheint übrigens selbst eine Ahnung davon zu haben, daß er dem Leser, der nach seiner Annahme nicht zu den „Bücherweisen gehört, die schon alles wissen", manchmal „unverständlich" wird, und ermahnt ihn daher, „des Folgenden" zu harren. Aber auch wenn man sich tapfer bis ans Ende der beiden Bändchen durchgearbeitet und nach Ueberwindung so manches „Nebelstreifs" neben vielen Irrtümern auch gute, aber nicht neue Gedanken gefunden hat, ist man nicht klüger als vorher und möchte mit dem Schüler im Faust seufzen:

> Mir wird von alledem so dumm,
> Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Trotzdem hat das Buch, wie manche ähnliche, einen großen, zum Teil überzeugten Leserkreis gefunden und, wie aus einer Anmerkung des Verlegers hervorgeht, will die neugegründete und in gut deutscher Gesinnung geleitete Zeitschrift „Hammer" die in dem Buche in „gedrängtester Form" (!) angeregten Gedanken in weitere Kreise tragen und dadurch der „herrschenden geistigen Verwirrung und Verblödung" steuern. Wer meine Schriften kennt, weiß, daß auch ich den Grundgedanken, den Adel des reinen germanischen Blutes und den hohen Beruf des deutschen Volkes, seit mehr als zwanzig Jahren vertreten und wissenschaftlich begründet habe; durch Bücher wie das genannte

---

[1]) Varuna, Eine Welt- und Geschichts-Betrachtung vom Standpunkt des Ariers. Von Dr. Wilibald Hentschel. Leipzig 1901. Th. Fritsch.

aber wird die leider herrschende Verwirrung und Unklarheit nur vermehrt. Auch mir kann niemand vorwerfen, daß ich nicht stets die Ergebnisse der Wissenschaft fürs Leben nutzbar zu machen gesucht und die gangbaren Wege gezeigt habe, wie sie zum Heil unseres Volkes in der inneren und äußeren Politik betreten werden könnten, aber ich bin nie vom schmalen Pfade strengster Wissenschaftlichkeit abgewichen, habe niemals Unerreichbares gefordert oder mich in unfruchtbare Träumereien verloren. All das trifft aber bei den erwähnten Schriftstellern nicht zu; daß manche von ihnen dennoch einen äußeren Erfolg zu verzeichnen haben, erklärt sich einmal durch die werbende Kraft des deutschtümlichen Gedankens, besonders bei der Jugend, die sich leicht begeistert und mit Wort und Urteil „schnell fertig" ist, dann aber dadurch, daß die Voraussetzungen für ein streng sachliches Urteil in diesen Dingen überhaupt nur bei einer verschwindenden Minderheit unserer Volksgenossen vorhanden sind. Wohl mögen, was gewiß notwendig und verdienstlich, Hentschel und Genossen das Selbstbewußtsein unseres Volkes stärken und die Vaterlandsliebe entflammen helfen, als Männer der Wissenschaft aber, als bahnbrechende Verkünder neuentdeckter Wahrheiten dürfen sie weder sich selbst ausgeben, noch von anderen angesehen werden. Um so mehr wird es Pflicht der Berufenen, dem nach Belehrung dürstenden deutschen Volke nur den lauteren Trank der Wahrheit zu spenden und scharf zu scheiden zwischen Traum und Wirklichkeit.

Unterwerfen wir nun die Grundlagen der in „Varuna" ausgesprochenen Weltanschauung einer unparteiischen Prüfung, so zeigt sich, daß sie einer solchen in keiner Weise standhalten; „gesunder Menschenverstand" und ein gutes „Gewissen" sind gewiß nicht zu unterschätzen, zur Durchführung großer wissenschaftlicher Aufgaben gehört aber doch noch etwas mehr.

Ueber unsere Abstammung sagt Hentschel nur, daß man durch die „Frage, ob nicht auch der Mensch das organische Glied einer Entwicklungsreihe sei", endlich die „langgesuchten vernünftigen Grundlagen einer Naturgeschichte der Menschen gefunden zu haben" glaube; vom Ursprungsland hören wir gar nichts. Cuvier und Müller werden zu den „neueren Biologen" gerechnet. Ob die „gemeinsamen Stammgeschlechter .... dem Typus Mensch oder vormenschlichen Formen angehört haben", sei eine Frage, über die sich „kaum jemals etwas Bestimmtes" werde aussagen lassen. Wer überhaupt die Abstammung des Menschen von unentwickelten Vorfahren zugibt, muß folgerichtig auch „vormenschliche Stammgeschlechter" voraussetzen. Für die Einheit des Menschengeschlechtes, auf die „die Kulturgeschichte mit immer größerem Nachdruck" hingewiesen, spreche eine „erdrückende Fülle von Tatsachen". Daß alle Menschen von gemeinsamen Vorfahren abstammen, ist für den Naturforscher selbstverständlich; es fragt sich nur, ob schon auf vormenschlicher (sprachloser) Stufe Unterschiede vorhanden waren, die noch heute als Rassenmerkmale dienen. In dieser Hinsicht ist es nicht unwahrscheinlich, daß das Hauptunterscheidungsmerkmal, die Schädelgestalt, in vormenschliche Zeiten zurückreicht, daß wir einen Proanthropus dolichocephalus und Proanthropus brachycephalus annehmen müssen, wie es auch langköpfige und rundköpfige Großaffen gibt. Als „primäre Menschenrassen", als

„einzige ursprünglich selbständige Typen“ werden die schwarze und die gelbe, Aethiopier und Turanier, angenommen, die in einem „weltgeschichtlichen Eheverhältnis“ stehen und denen alle „Einzeltypen“ als „Abkömmlinge und Mischprodukte“ entstammen sollen —“ ein dreifacher Irrtum, denn erstens dürfen wir, da der Vormensch wahrscheinlich eine einheitliche, in der Mitte zwischen den heutigen Gegensätzen stehende Färbung hatte, die Farben als Unterscheidungsmerkmale für die Urrassen nicht gebrauchen, zweitens sind diese naturwissenschaftlich und nicht mit geschichtlichen Völkernamen zu bezeichnen, drittens hätte aus der Mischung von schwarz und gelb niemals weiß, die Farbe der höchstentwickelten Rasse, entstehen können. Die heutigen Grundrassen sind Homo europaeus (var. flava und var. mediterranea), Homo niger (var. africa und var. australis) und Homo brachycephalus (var. asiatica und var. alpina), die bei der Ausbreitung des Menschengeschlechtes über verschiedene Weltteile infolge der klimatischen Verhältnisse aus den Urrassen Homo dolichocephalus und Homo brachycephalus sich entwickelt haben. Selbstverständlich haben im Lauf der Jahrtausende zahllose Rassenmischungen und Kreuzungen dazu beigetragen, die Gegensätze wieder zu verwischen und Uebergänge herzustellen. Aus „einer (turan-äthiopischen) Kreuzung der schwarzen und gelben Menschenrasse“ sollen nun in Ostindien und auf den Inseln der Südsee die Malayen entstanden sein, während der „Ableitung der kaukasischen Rasse (auch dieser veraltete und unzutreffende Ausdruck wird noch gebraucht) von den malayischen Völkern“, wie Hentschel meint, „keinerlei Hindernisse im Wege stehen“, denn die nahe Verwandtschaft komme „in den intimsten körperlichen und seelischen Beziehungen zum Ausdruck“. Diese Behauptung ist so widersinnig und allen bekannten Tatsachen widersprechend, daß eine Widerlegung verlorene Zeit wäre; schon die längliche Schädelgestalt, die bei den rassereinsten Vertretern des Homo europaeus, den Schweden, seit der Steinzeit sich kaum verändert hat, während die Malayen Rundköpfe sind, schließt jeden verwandtschaftlichen Zusammenhang aus. Beim „Malayo-Arier“ soll die Zuchtwahl „zur Hebung und Kennzeichnung des Einzelkämpfers, zu heroischem Gesichtsausdruck, vorspringender Nase, flammenden Augen“ geführt, beim Turanier dagegen die „passive Auslese“ keinerlei „Antrieb zu solcher Steigerung der Persönlichkeit“ gegeben haben. Warum einmal aktiv, das andere Mal passiv? Soweit Zuchtwahl und Auslese von Einfluß auf die Umgestaltung der Menschen und die Rassenbildung sind, wirken sie immer nach den gleichen unveränderten Naturgesetzen; der Erfolg hängt einzig und allein von den äußeren Umständen ab. Aus der „ozeanischen“ Urheimat sollen die Vorfahren der Arier, der Varuna-Weise spricht geradezu vom „normännischen Typus“, auf dem uralten „erythräisch-atlantischen Seewege“ nach Norden gelangt sein und sich „mindestens schon in der Zwischen-Eiszeit“ an den Küsten der Nord- und Ostsee angesiedelt haben. Diese Worte verraten ein so gründliches Mißverstehen aller Forschungsergebnisse, eine solche Verworrenheit der Vorstellungen, daß sie allein das Verdammungsurteil über das ganze Buch rechtfertigen. Die Eiszeit nimmt in demselben einen ziemlich breiten Raum ein, ohne daß der Leser etwas Neues erfährt, ohne daß eine Vermutung über die Ursachen derselben geäußert, selbst ohne daß

eine Begründung eigener Behauptungen damit versucht wird. Geradezu kindlich ist die Vorstellung, daß für die Vereisung von Nordeuropa das „Zeugnis der Edda“, die ungezählte Jahrtausende nach dem letzten Vorstoß des Eises (6000 Jahre sind viel zu wenig) entstanden ist, angerufen werden könne. Die Midgardschlange bedeutet nicht das „Inlandeis“, sondern das Weltmeer, das den als Scheibe gedachten Erdkreis wie eine sich in den Schwanz beißende Schlange umgibt.

Aehnlichen ungeheuerlichen Aussprüchen begegnen wir auf geschichtlichem und sprachlichem Gebiet. Mit einzelnen Völkernamen, so z. B. dem der Normannen, der nicht von „Schiff“, sondern von nord abgeleitet werden muß, wird ein geradezu haarsträubender Mißbrauch getrieben: Phöniker, Lybier, Karer, Pelasger, Goten, Franken, Langobarden, alle sind „Normannen“. Odysseus wird ein „Punier“ genannt, und der König Salomo — ist das nicht köstlich? — heißt wie der Apostel Paulus ein „punischer Razziant“. Die „Arier“ werden von den polynesischen (!) Erriois abgeleitet, von der Wurzel „ar“ die Baiovarii (Stamm bai und var, „Mannen aus dem Lande Baias“), das Wort armin, groß, die Namen Arminius und Erik (got. Evareiks); die germanische Göttin Sintgunth soll gleichbedeutend sein mit dem japanischen Sinto und dergleichen Unmöglichkeiten mehr! Wie es mit den Kenntnissen des Verfassers in der Völkerkunde bestellt ist, zeigt unter anderem der „urkuschitische (an anderer Stelle auch aroäthiopisch genannte) Rassengrund“, aus dem Basken und Ligurer, Etrusker und Japyger, nach Rasse und Sprache sehr verschiedene Völker, erwachsen sein sollen. Die Kelten werden den Germanen bald gleich-, bald gegenüber gestellt. Nicht besser sieht es in der Archäologie aus: die Sachsen sollen gegen Karl den Großen nur mit Steinbeilen gekämpft haben! Von den slavischen Schläfenringen wird gesagt, sie seien „auf Riemen gereiht am Kopfe getragen“ worden, ein Zeichen, daß der Schreiber keine Ahnung von dem Aussehen eines Schläfenrings hat; dies eine Beispiel genügt für viele, es zeigt, daß Hentschel über Dinge schreibt, von denen er nichts versteht.

Genug, genug! Machwerke wie „Varuna“ verdienen eine ernsthafte, wenn auch verdammende Besprechung nicht. Unseren Gegnern aber, denen die wissenschaftliche Rassenlehre und die dadurch festgestellte Ueberlegenheit der Germanen aus naheliegenden Gründen unbequem ist, geben sie überreiche Gelegenheit zu Hohn und Spott. Nur darum habe ich mich mit ihnen befaßt.

Berichte.

Biologie.

Das Leben der Zellen im Zellenstaat. Wie die Chemie in der Lehre von den Atomen und den Elementen, so hat auch die Lehre vom Leben oder die Biologie erst ein festes wissenschaftliches Fundament erhalten, als in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Zellentheorie begründet wurde. Was für den Chemiker die elementaren Stoffe, das bedeuten für den Anatomen und Physiologen die Zellen; sie sind die Grundeinheiten, auf die der Anatom die Verschiedenheiten der

einzelnen Gewebe und Organe zurückführt und ebenso die Grundeinheiten, aus deren Tätigkeit der Physiologe die komplizierten Vorgänge des gesamten Lebensprozesses zu erklären sucht. Die Lehre von der Zelle ist ursprünglich aus dem Studium der Pflanzenanatomie hervorgegangen. Schon im 17. Jahrhundert hatten M. Malpighi und der englische Forscher Grew die Entdeckung gemacht, daß Stengel, Blätter und Wurzeln der Pflanzen, bei Lupenvergrößerung untersucht, teils aus kleinen, bläschenförmigen Hohlräumen, die durch feste Scheidewände getrennt sind, teils aus langen, zwischen ihnen hindurchlaufenden Kanälen bestehen. Die einen nannte man Zellen, die anderen die Gefäße, indem man sie mit Blutgefäßen von Tieren verglich. Später lernte man, je häufiger man sich beim Studium der Lebewelt schwacher Vergrößerungen bediente, auch niederste, sehr einfach gebaute Pflanzen kennen, kleine Algen, die entweder zeitlebens nur eine Zelle darstellen oder einfache Reihen von Zellen sind, die sich leicht voneinander abtrennen können. Bei dem Zusammenhang der Wissenschaften untereinander konnte es nicht ausbleiben, daß die Entdeckungen auf botanischem Gebiet und die durch sie hervorgerufenen Ideengänge auch beim Studium des Menschen und der Tiere ihre befruchtende Wirkung ausüben mußten. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ist der Bau aller tierischen Gewebe als aus Zellen bestehend nachgewiesen worden. Im Jahre 1839 veröffentlichte Schwann seine berühmte Schrift, der er den bezeichnenden Titel gab: Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen. Er hatte sich hierin die Aufgabe gestellt, auf dem Wege des Vergleichs den Beweis zu führen, daß der pflanzliche und der tierische Körper aus den gleichen Elementareinheiten, aus Zellen aufgebaut ist. Der Kern der Zelle ist das wichtigste Organ, der Lebensmittelpunkt der Zelle. Die genetische Erforschung der Gewebe zeigt, daß sie durch Umbildung ursprünglich kugelförmiger gleichartiger Zellen entstehen. In der Folge hat sich das Protoplasma mit dem in ihm eingeschlossenen Kern als wichtigster Bestandteil der Zelle herausgestellt, während die Zellwandung, die ursprünglich den Namen „Zelle" veranlaßte, ein relativ nebensächliches Gebilde darstellt. Das Protoplasma ist die Grundlage des Lebens und besitzt eine höchst komplizierte Struktur. Die Zelle selbst ist ein lebender Organismus, die einfachste Form, in der sich das Leben äußert, eine Lebenseinheit, oder wie sich Brücke zuerst ausgedrückt hat, ein Elementarorganismus. Die vielzelligen Organismen bilden eine Gesellschaft elementarer Lebewesen und insofern diese Gesellschaft nach außen abgegrenzt und nach bestimmten Gesetzen geordnet ist, kann man sie als einen Zellenstaat bezeichnen. Das Zusammenleben der Zellen im Zellenstaat wird von zwei Naturgesetzen geregelt, von dem Gesetz der Arbeitsteilung und der Differenzierung und von dem Gesetz der physiologischen Integration. Infolge der Arbeitsteilung tritt ein Moment ein, wo die Zelle nicht mehr der Außenwelt gegenüber einen in sich selbst erhaltungsfähigen Organismus darstellt. Als Glieder eines Ganzen höherer Ordnung, dem sie subordiniert und integriert werden, werden sie vor dem Untergang bewahrt. Diese Vereinheitlichung wird auf das vollkommenste durch das Nervensystem herbeigeführt, dessen zahlreiche mit Reizleitung begabte Fäden alle Provinzen des Zellenstaates bis in die kleinsten Bezirke hin durchziehen. In den Ganglienzellen werden alle Zustände der Zellen zu Bewußtsein und Einheit gebracht, während andererseits Reize und Impulse durch die motorischen Nerven in die Zellen, Gewebe und Organe gesandt werden. (O. Hertwig, Deutsche Revue 1903, Mai-Heft Seite 198.)

Anthropologie.

Ueber das Verhältnis der Anthropologie zur Medizin. Thomson (Oxford) suchte auf dem XIV. Internationalen Medizinischen Kongreß an Modellen zu zeigen, daß die Schädeldecke einmal durch das Wachstum des Gehirns in ihrer Gestalt bestimmt wird, ferner aber durch den Zug, welchen der M. Masseter und Temporalis an dem Schädelknochen ausüben. Je stärker die Füllung der Hirnschale, um so größer die Neigung zur Brachycephalie, je stärker der Zug der Muskulatur, um so mehr tritt der dolichocephale Typus hervor. An den vom Vortragenden gezeigten Modellen war auf einer Schädelbasis eine elastische Blase befestigt, welche durch Luft mehr oder minder stark aufgepumpt wird, während die Muskulatur durch Schnüre ersetzt war; auf diese Weise ließ sich

das Spiel der verschiedenen Faktoren deutlich (wenn auch wohl stark übertrieben) verfolgen. (Wiener Medizinische Presse, 1903, 19, Seite 919.)

Zur Ethnographie der Paraguay-Gebiete und des Matto Grosso. Im südlichsten Teile des Gran Chaco, jenes ungeheuren Jagdgrundes des freien Indianers, in dem zu Argentinien gehörenden Chaco Austral, hausen die Reste der Mokoví, Abipon, Tschunipi und anderer, einst mächtiger und kriegerischer Stämme, die im 18. Jahrhundert von den Jesuiten größtenteils in blühenden Kolonieen vereinigt wurden. Nach der ungerechten und grausamen Vertreibung der Väter verfielen diese Pflanzstätten der Kultur und die Zöglinge, sich selbst überlassen, verkamen oder kehrten zu ihrem wilden Leben zurück. Noch wenig erforscht sind die Toba, die unter der Oberhoheit eines Häuptlings stehen, der jedoch nur im Kriege etwas zu sagen hat. Jagd und Fischfang, Krieg, Tanz und Spiel füllen ihr Leben aus. Ihre Religion besteht in den bei allen primitiven Völkern mehr oder weniger gleichen animistischen Vorstellungen. Weit seßhafter sind die Matako. Auf höherer Stufe stehen die Sanapaná, Sapukí und Guaná, was sich besonders in der reichen, an altperuanische Muster erinnernden Ornamentik ihrer Gefäße und Webearbeiten kundgibt. Den Grundstock der Bevölkerung von Paraguay bilden die Guaraní. Sie zeichnen sich durch ebenmäßige Gestalten und regelmäßig geschnittene anmutige Züge aus. Am oberen Paraguay wohnen die Guató, die sich vor den anderen Stämmen durch starken Bartwuchs auszeichnen. Entsprechend ihrer unsteten Lebensweise beschränkt sich die Wohnung der familienweise zerstreut lebenden Stämme auf ein einfaches Blätterdach. Von irgend nennenswertem Feldbau, von Haustieren, außer einigen Hunden, keine Spur. Es fehlt jedes Ornament an ihren Geräten. Die Bororó sind ein reiner Jägerstamm. Tage- und wochenlang ziehen die Männer auf die Jagd aus. Der Feldbau ist verschwindend gering. Die Männer sind von auffallend hohem Wuchse, von 167 bis 191,2 cm, im Mittel 173,6 Körpergröße. Die Bakairí gehören sprachlich zu den Karaiben. Die Bevölkerung des Schingú-Gebietes kann auf 3000—4000 Seelen geschätzt werden. Jedes Dorf hat nur einen Häuptling, der keine besonderen Vorrechte vor seinen Stammesbrüdern hat. Doch hat er für Ordnung im Dorfe zu sorgen, die Bebauung der Felder zu leiten und bei fremdem Besuch zu repräsentieren. Er kann Streitigkeiten schlichten, aber nicht strafen. Blutrache bleibt den Verwandten überlassen. Heiraten unter den einzelnen Stämmen sind häufig. Die Kinder werden zum Stamm der Mutter gerechnet. Nur die Hausgeräte gelten als Privateigentum, die Pflanzungen gehören dem ganzen Dorf. Spiel und Tanz nehmen eine wichtige Stelle im Leben der Schingú-Bewohner ein. (Dr. Th. Koch, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1903, Seite 21.)

Albinismus bei Negern. W. C. Farabee beobachtete in Côahoma County (Mississippi) eine Negerfamilie mit albinotischen Sprößlingen. Der Großvater war ein Albino, heiratete eine normale Negerfrau und hatte drei normale Söhne, die alle drei heirateten. Zwei von ihnen hatten nur normale Kinder, aber der dritte, der sich zweimal verheiratete, hatte fünfzehn Kinder, von denen vier Albinos waren. Die erste Frau gebar fünf normale Kinder und einen Albino; die zweite sechs normale und drei Albinos. Es ist interessant, daß die Anomalie in einer der dritten Geschlechterfolgen erst wieder auftritt. (Science, 1903, 9. Januar.)

Psychologie.

Beiträge zur Psychologie der Aussage. Eine Zeitschrift gleichen Namens, herausgegeben von W. Stern, beabsichtigt, für ein weitverzweigtes Problem der angewandten Psychologie eine Arbeitsgemeinschaft der beteiligten Fachkreise herbeizuführen. Objekt der Problemstellung ist die Aussage im weitesten Sinne des Wortes, d. h. jene Funktion, welche gegenwärtige oder vergangene Wirklichkeit durch menschliche Bewußtseinstätigkeit zur Wiedergabe zu bringen sucht. Angestrebt wird die Kenntnis des logischen Wahrheitswertes und des moralischen Wahrhaftigkeitswertes der Aussagen, die Einsicht in die Bedingungen, welche diese Werte positiv und negativ beeinflussen, und die Eröffnung von Wegen, auf welchen sie vervollkommnet werden können. Folgende Fachkreise haben an dem Problem Interesse: 1. die Psychologen, da das Aussagen eine psychische Tätigkeit ist, da die Elemente und Bedingungen der Aussage: Wahrnehmungs- und Erinnerungs-Leistungen und Täuschungen, Urteil, Suggestion u. s. w. psychische Phänomene

sind, und da die Methode der Aussageforschung, Analyse und Experiment psychologische Verfahrungsweisen sind; 2. die Juristen, da die Aussagen von Zeugen, Parteien und Angeklagten die wichtigsten Mittel der forensischen Wahrheitsfindung sind; 3. die Pädagogen, da Beobachtungsgabe und Erinnerungstreue einerseits, Wahrhaftigkeit und Selbstkritik andererseits Ziele der Erziehung sind; 4. die Psychiater und Nervenärzte, da gewisse pathologische Seelenzustände charakteristische Veränderungen der Aussage (pathologische Lügen, Gedächtnistäuschungen u. s. w.) nach sich ziehen; 5. die Geschichtsforscher, da ihr Quellenmaterial zum großen Teil in Berichten, also Aussagen über Erlebtes, Gehörtes, Gesehenes besteht; 6. die Erkenntnistheoretiker und wissenschaftlichen Methodologen, da sie festzustellen haben, inwiefern den subjektiv psychologischen Mitteln des Erkennens objektiver Wahrheitswert zukommt. — Die Zeitschrift erscheint bei J. A. Barth in Leipzig in zwanglosen Heften.

Kulturgeschichte.

Völkerpsychologie und Kulturübertragung. In der Münchener Orientalischen Gesellschaft hielt Dr. Falk-Schupp einen Vortrag über Völkerpsychologie und den Orient. Die Allgemeine Zeitung berichtet darüber: Ausgehend von der Entwicklung der Ethnographie und Ethnologie, deren Bedürfnisse immer gebieterischer Anforderungen an die Psychologie stellen, die diese nicht zu erfüllen vermochte, sei es von zwei Seiten her zur Entwicklung einer neuen Disziplin, der Völkerpsychologie, gekommen. Die Völkerpsychologie hat sich unter Verwendung ethnologischer und philologischer Impulse organisch entwickelt. Die Paten der neuen Disziplin seien Lazarus, Steinthal und Bastian; erstere beiden hätten ihr System und Methodik gegeben, letzterer zuerst größere Aufgaben an sie herangetragen. Unter den vielfachen Problemen seien nur zwei näher erörtert. Besondere Beachtung verdiene das Problem der Kulturübertragung. Gobineau erachtete die Rassen nur insofern für befähigt, höhere Kultur zu übernehmen, als sie hellhäutige Elemente enthalte. Ein schroffer Verneiner jeder wirklichen Kulturübertragung sei der berühmte französische Völkerpsychologe Le Bon, der Japans Versuch einer Uebernahme der europäischen Kultur als den Ruin dieses Volkes ansehe. Es sei das, als wolle man einem Fische einreden, er solle doch in der Luft leben, weil die höheren Tiere es so machen. Der Vortragende vertritt unter gewissen Vorbehalten die Kulturübertragung und versucht, dies gerade an den Erfolgen Japans zu beweisen. Zum Schlusse behandelte er noch das von Bastian angeregte und in vielen Arbeiten geförderte völkerpsychologische Problem der Völkergedankenstatistik. — In der Debatte, an der sich u. a. auch Unterstaatssekretär Professor von Mayr und Dr. Grothe beteiligten, wies der bekannte katholische Historiker Monsignore Baumgarten, in Anlehnung an Le Bons Anschauungen, auf die mit dem materiellen und politischen Aufschwung Japans offensichtlich verknüpfte religiöse Deroute hin, die über kurz oder lang üble Konsequenzen zeitigen müsse. Dr. Schupp gab den Niedergang des religiösen Faktors in Japan zu, doch motivierte er dies so, daß ein Volk nicht zugleich seine materielle Situation von Grund auf umwandeln und dabei den metaphysischen Stand auf der früheren Höhe halten könne. Sobald die Adaption beendet sei, stelle sich das wieder ein. (Ost-Asien, 1903, 63.)

Ueber den Rassen-Ursprung der belgischen Künste. Die nationale Kunst der Belgier bis an das Ende des Mittelalters ist keineswegs eine Entartungserscheinung des römischen Kunstgeistes, sondern eine Fortsetzung und Vervollkommnung der Kunstformen jener barbarischen Völker, aus denen die belgische Nation hervorgegangen ist. Die Schmuckgegenstände, die man in den fränkischen Gräbern findet, gleichen den Kunstformen, die man in den westgotischen Gräbern im westlichen Frankreich und in denen der Burgunden wiederfindet. Die Barbaren-Völker, welche in Belgien tiefgehende Spuren zurückließen, sind die Gallier und die Franken, welche das Land tatsächlich in Besitz nahmen und sich festsetzten. Diese Franken waren nach Caix de Saint-Aymour jene Vermittler, welche die Barbaren-Kunst einführten, aus der die ganze mittelalterliche Kunst hervorging. Seit dem dritten Jahrhundert begannen die Niederlande sich langsam zu germanisieren. Es war eine sehr große Zahl von Germanen, die

den Rhein überschritten (namentlich Franken und Alemannen) und sich als Ackerbauern niederließen, so daß sie einen sehr beträchtlichen Bestandteil in der Rassenmischung Belgiens bilden. Ihren natürlichen Anlagen ist der naive und religiöse Charakter zuzuschreiben, den man in den Werken der Miniaturisten und der echten Triptychonmaler findet, die von der gallischen Art so weit abstehen. Dagegen ist die satirische Art in der flamländischen Malerei — im Gegensatz zur Anschauung de Caises — nicht auf die Franken, sondern auf die Gallier zurückzuführen, die schon vor der römischen Eroberung einen angeborenen Geschmack für das Satirische und Groteske zeigten und in den Meisterwerken eines Breughel, Bles, Leyden, Mandyn u. s. w. sich voll entfalteten. Die Wurzeln der belgischen Nationalkunst sind also unbestreitbar in den verschiedenen Rassen zu suchen, welche das belgische Volk gebildet haben, während die Traditionen der Antike und ihr Einfluß lange Zeit hindurch allzusehr überschätzt worden sind. (L. Maeterlinck, Annales de l'Académie Royale d'Archéologie de Belgique, IV. Band, 5.)

Soziale Hygiene.

Die Säuglingsheilstätten und die Kindersterblichkeit. Die Gründung von Säuglingsheilstätten nimmt ihren Ursprung aus der Erkenntnis von der hohen Säuglingssterblichkeit. Von den Lebendgeborenen sterben im ersten Lebensjahre in Irland 9,7 pCt., in Norwegen 10,1 pCt., Frankreich 16,6 pCt., Oesterreich 25,4 pCt., Sachsen 28,1 pCt., im europäischen Rußland 29,6 pCt. Die Ursachen der Kindersterblichkeit sind entweder rein physische, soziale und klimatische. Unter die physischen Ursachen gehören Krankheiten der Eltern, wie Tuberkulose, Lues, Alkoholismus, ferner hohe Geburtenzahl innerhalb einer Familie, da die Sterblichkeit mit Zunahme der Kinderzahl wächst, dann gewisse Säuglingskrankheiten, wie die Magendarmkrankheiten. Unter den sozialen Ursachen spielen die soziale Schichtung, Großstadt und Land, schlechte Wohnverhältnisse, eheliche und uneheliche Geburt eine große Rolle. Die Armut ist der größte Feind der Säuglinge. Unter den klimatischen Ursachen ist besonders die hohe Sommersterblichkeit zu nennen. Von allen Ursachen jedoch ist der Mangel an Brustnahrung die wichtigste. In München, wo wenig gestillt wird, betrug z. B. die Sterblichkeit der Brustkinder 17 pCt., der Flaschenkinder 83 pCt. In Berlin sind in einer Statistik vom Juni 1902 von 829 verstorbenen Säuglingen 7 pCt. Brustkinder und 93 pCt. Flaschenkinder gewesen. In Norwegen, dem gelobten Lande der Säuglingswohlfahrt, wo die Säuglingssterblichkeit mit 10 pCt. nicht weit hinter den nach jeder Richtung günstigst situierten Kindern zurückbleibt, fand Johannessen in einer mehrhundertjährigen Statistik, daß Krieg, Epidemien, Notstands- und Hungerjahre die Säuglingssterblichkeit erhöhten, daß aber alle diese Schädlichkeiten wett gemacht wurden durch die allgemeine Verbreitung der Selbststillung, welche dort zu Lande die fast ausschließliche Säuglingsernährung bildet. — Oesterreich besitzt seit mehr als hundert Jahren Findelhäuser; hier ist die Säuglingssterblichkeit von 66 pCt. aus dem Jahre 1862 auf 10,5 pCt. im Jahre 1881 herabgesunken. Die Säuglingsheilstätten sind für kranke Säuglinge bestimmt. Die Ernährung soll hier grundsätzlich nur mit Frauenmilch geschehen, daneben werden die verschiedenen künstlichen Nährmethoden in strenger Individualisierung angewendet. Bei Infektionskrankheiten findet strenge Isolierung statt. — Welches sind die praktischen Erfolge und der Nutzen der Säuglingsheilstätten? Sie haben vor allem das Vorurteil gegen die Massenverpflegung der Säuglinge zum Weichen gebracht durch Rettung solcher kranker Säuglinge, die ohne ihren Schutz zu Grunde gegangen wären. Sie haben die Erstjahrssterblichkeit von früher 80 pCt. auf gegenwärtig 20 pCt. herabgedrückt. Sie haben ein Steigen der Zahl der mit Gewichtszunahmen Entlassenen von 33 pCt. auf 66 pCt. bewirkt. Sie haben die auf Hausinfektionen zurückzuführenden Todesfälle von 49,1 pCt. auf 14,1 pCt. reduziert. Sie sind Zentralstellen einer allen reellen und ideellen Anforderungen entsprechenden Ammenversorgung. Sie nützen den Aerzten durch Beistellung von praktisch ausgebildeten Säuglingskrankenpflegerinnen und befreien ihn und den kranken Säugling von schädigenden Mißbräuchen ungeeigneter Kinderfrauen. Ihr indirekter Nutzen und ihre weittragende Bedeutung ist schließlich die Propaganda des Stillens und der rationellen künstlichen Säuglingsernährung im Volke. (S. Weiß, Wiener Medizinische Presse, 1903, Nr. 6.)

Enthaltsamkeitsverein dänischer Aerzte. Angesichts der großen Verbreitung des Alkoholismus in Dänemark und um dieser Geißel der Gesellschaft tatkräftig entgegenwirken zu können, hat eine Anzahl Aerzte einen Aufruf erlassen, in welchem es heißt: Schon die Gründung eines solchen Vereins wird gewiß von außerordentlich großer Bedeutung sein, und der ärztliche Stand, der die besten Bedingungen hat, in dieser wichtigen sozialen Sache etwas ausrichten zu können, darf es nicht länger von sich ablehnen, am Kampfe teilzunehmen — an einem Kampfe, der unserer Ansicht nach nur dann mit voller Wirkung zu führen sein wird, wenn die Aerzte selbst mit dem guten Beispiel vorgehen und sich vom Gebrauch alkoholischer Getränke als Genußmittel lossagen. — Der Verein wird sich zum Ziel setzen, die Bevölkerung über die Schädlichkeit des Alkohols aufzuklären und überhaupt die Trinksitten in jeder Weise zu bekämpfen. Die Mitglieder verpflichten sich zur Enthaltung vom Genuß aller spirituösen Getränke, deren Alkoholgehalt die Biersteuergrenze ($2^1/_4$ Gewichtsprozent) übersteigt. Was Jahresbeitrag und Vereinsstatuten betrifft, wird eine konstituierende Versammlung der Mitglieder, die wahrscheinlich im Sommer 1903 gelegentlich der Versammlung des allgemeinen dänischen Aerztevereins in Aarhus stattfinden wird, darüber Beschluß fassen. (Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, XII, 11.)

Alkoholverbot in Samoa. Das Verabfolgen alkoholartiger Getränke an Eingeborene ist verboten. Eingeborene dürfen alkoholartige Getränke weder in Besitz haben, noch genießen. Das Verbot bezieht sich nicht auf Geistliche und Religionsdiener, die zu rituellen Zwecken Wein verabfolgen, auf die Verabfolgung von alkoholartigen Getränken zu Heilzwecken, auf Eingeborene, die von einem Fremden mit dem Einkauf oder Transport alkoholartiger Getränke beauftragt sind.

Rassen-Hygiene.

Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Der Vorstand der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat beschlossen, außer seinen Vereins-Mitteilungen vom April dieses Jahres ab eine mehr wissenschaftliche „Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" im Verlage von A. Barth erscheinen zu lassen. Der Grund dazu ist folgender. Unter den Aufgaben, welche sich die Deutsche Gesellschaft bei ihrer Begründung in erster Reihe gestellt hatte, war eine der wichtigsten die, das öffentliche Interesse auf die Bedeutung der venerischen Krankheiten für das Volkswohl und auf die Wichtigkeit der Verhütung und Bekämpfung dieser Krankheiten hinzulenken. In der kurzen Zeit des Bestehens der Deutschen Gesellschaft ist gerade diese Seite ihres Wirkens von dem schönsten Erfolge gekrönt worden. Rascher als man erwarten konnte, ist die bis dahin allerorten bestehende Scheu, Fragen aus dem Gebiete der Geschlechtskrankheiten öffentlich zu behandeln, überwunden, und fast in ganz Deutschland tritt ein außerordentlich lebhaftes Interesse für diese Fragen zu Tage. Diesem Interesse entspricht es auch, daß die Zahl derjenigen Arbeiten, welche Einzelfragen in wissenschaftlicher Weise zu erörtern bestrebt sind, mehr und mehr zunimmt. Die Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft bieten leider für derartige größere Arbeiten keinen Raum. Dieselben wenden sich mehr an diejenigen Kreise, die sich nur im allgemeinen über die Fortschritte der Bewegung unterrichten wollen und die nicht selbst tätig an der Verbesserung der Verhältnisse mitzuwirken in der Lage sind. Diese Lücke auszufüllen, soll die neue Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten dienen, bestimmt zur Aufnahme derjenigen Arbeiten, welche wegen ihres größeren Umfanges oder ihres streng wissenschaftlichen Charakters nicht in den Vereinsmitteilungen Platz finden können. Die Zeitschrift wird von dem derzeitigen Vorstande der Deutschen Gesellschaft, A. Blaschko, E. Lesser und A. Neißler herausgegeben. An Material für diese Zeitschrift wird es nicht fehlen; schon die allgemein theoretischen Erörterungen der genannten Fragen von ihrer sozialen, ethisch-pädagogischen, rechtlichen und hygienischen Seite werden einen nicht geringen Raum beanspruchen. Fragen der Gesetzgebung und Verwaltungstechnik, der öffentlichen Krankenfürsorge, inbegriffen das Krankenhaus-, Krankenkassen- und Poliklinikwesen werden Gegenstand eingehender Diskussionen bilden; die gesamte Prostitutionsfrage, das große Gebiet der Statistik und Geschichte, die individuelle Prophylaxe — diese und

noch viele andere Punkte harren der Erörterung. Außerdem wird beabsichtigt, Besprechungen über alle einschlägigen Arbeiten, die selbständig oder in anderen Zeitschriften veröffentlicht werden, in regelmäßiger Folge zu veröffentlichen, um so den Lesern der Zeitschrift eine umfassende Uebersicht über das ganze große Gebiet der Prophylaxe und Bekämpfung der venerischen Krankheiten zu gewähren. Eine große Anzahl von Fachgenossen hat bereits ihre Mitwirkung an dieser Zeitschrift zugesagt, und wir rechnen damit, daß die Beteiligung an der Mitarbeit eine immer größere wird. So dürfen wir wohl die Hoffnung hegen, daß die Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten eine weitere wichtige Waffe im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten werden wird, indem sie einen Sammelpunkt für die Erörterung der vielen noch ungeklärten Fragen und für die Besprechungen neuer Ideen bilden wird. Die Zeitschrift erscheint in Großoktavformat und vorläufig in zwanglosen Heften. Es ist jedoch geplant, daß tunlichst jeden Monat ein Heft von 2 bis $2^1/_2$ Bogen erscheinen soll. 30 Bogen bilden einen Band, der 12 Mark kostet; den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft wird derselbe bei direkter Bestellung bei dem Bureau der Gesellschaft, Berlin W., Potsdamerstraße 20, zu einem Vorzugspreise geliefert. Der erste Band der Zeitschrift, welcher die Verhandlungen des ersten Kongresses der Deutschen Gesellschaft in Frankfurt a. M. enthält, muß wegen der größeren Referate in stärkeren Heften ausgegeben werden; die Hefte werden rasch aufeinander folgen. Der zweite Band, der die regelmäßig einlaufenden Publikationen und Referate veröffentlichen soll, wird voraussichtlich Anfang des Winters zu erscheinen beginnen.

Ueber Vererbung der Syphilis. Im Gegensatz zu Matzenauer hält Paltauf das Sperma unter Umständen für infektiös. Beobachtungen über Beimengungen von Tuberkelbazillen zum Sperma sind bekannt, dasselbe wäre auch bei der Syphilis möglich. Es kann zwar eine natürliche angeborene Immunität gegen Syphilis geben, aber es ist bisher bei einer Infektionskrankheit keine Vererbung einer dauernden Immunität bekannt. Hochsinger ist der Meinung, daß die praktische Beobachtung für eine väterliche Uebertragung der Syphilis spreche, denn alle Fälle von Gesundbleiben der Mütter syphilitischer Früchte könne man nicht durch Beobachtungsfehler erklären. E. Lang macht darauf aufmerksam, daß bei Zwillingen einer gesund, der andere syphilitisch sein kann, das wäre schwer bei bestehender Syphilis der Mutter zu erklären. Eine Infektion durch das Sperma ist nicht zu leugnen. Kassowitz beobachtete, daß in vielen Familien trotz der Geburt syphilitischer Früchte die Mutter gesund blieb. Die Tatsachen und exakte jahrelange Beobachtungen lehren, daß eine väterliche und eine vom Ei ausgehende Infektion fast als sicher anzunehmen ist. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1903, Seite 204.)

Afrikanische Gefahren. Vor einiger Zeit wurde in Kapstadt im Parlament ein neuer Gesetzentwurf zur Unterdrückung der Unsittlichkeit eingebracht. Einer Meldung des „Manchester Guardian" aus Kapstadt zufolge bestimmt der neue Entwurf 25 Schläge für überführte Kuppler und schwere Gefängnisstrafe für weiße Frauen, die mit Kaffern zusammenleben. Mit der fortschreitenden Entartung stumpft der Rasseninstinkt ab, und es droht die Gefahr der Rassenvermischung, die den sich mischenden Rassen, und zwar auch der niederen, verderblich ist. Es ist nur zu bedauern, daß weiße Männer, die geschlechtlichen Umgang mit schwarzen Frauen pflegen, nicht ebenso hart bestraft werden. Nicht als niedere, sondern als andere Rasse ist die Negerrasse geschlechtlich zu meiden. (Volkskraft 1903, No. 9.)

Rechtswissenschaft.

Die positive kriminalistische Schule. Während im 19. Jahrhundert von den Naturwissenschaften gegen Sterblichkeit und Seuchen siegreich vorgegangen wurde, sehen wir dagegen die moralischen Krankheiten in unserer angeblich civilisierten Welt immer zahlreicher werden und Irrsinn, Selbstmord und Verbrechen zunehmen. Die „klassische" Rechtsschule hat vergeblich das Verhältnis zwischen Strafe und Verbrechen zu ergründen gesucht. Aber kein Gelehrter, kein Gesetzgeber, kein Richter hat jemals das absolute Kriterium angeben können, nach welchem für ein bestimmtes Vergehen eine bestimmte Strafe zu fordern sei. Die

positive kriminalistische Schule ist entstanden durch C. Lombroso (1872), der zeigte, daß man eher den Verbrecher studieren und kennen muß, bevor man das Verbrechen untersucht. Lombroso studierte in verschiedenen Strafanstalten Italiens die Verurteilten vom anthropologischen Standpunkt. R. Garofalo veröffentlichte dann einen Essay, worin er die Schädlichkeit des Verbrechers als Maßstab bezeichnete, nach welchem die Krankheit des Verbrechertums abzuwehren. E. Ferri sprach den Gedanken aus, daß die Strafrechtslehre ihre grundlegenden Gesichtspunkte aus dem Studium des menschlichen und sozialen Lebens entwickeln müsse. Die positive kriminalistische Schule lehrt: Nicht aus freiem Willen wird man Verbrecher, sondern die dauernden oder vorübergehenden Bedingungen der physischen und geistigen Persönlichkeit, die Verkettung von äußeren und inneren Ursachen bestimmen das Individuum zum Verbrecher. Es war ein großer Fortschritt, als im Jahre 1832 Frankreich die juridische Einrichtung der mildernden Umstände einführte. Es ist die unerschütterliche Zuversicht der positiven Schule, daß durch die Kraft der wissenschaftlichen Wahrheit die menschliche Strafjustiz zur einfachen Ausübung des Schutzes der Gesellschaft von der Krankheit des Verbrechens werden wird, sich jedes Restes von Rachegefühl, von Haß, von Strafe entäußernd, welcher der Strafjustiz noch als Rückstand barbarischer Zeiten anhaftet. Nur durch die wissenschaftliche Methode, welche im physischen und psychischen Organismus des Verbrechens, in seiner Familie und seinem Milieu nach den Ursachen der gefährlichen Krankheit des Verbrechens forscht, nur durch sie kann die Strafjustiz zu einer ärztlichen Funktion werden, deren erste Aufgabe sein muß, in der Gesellschaft und bei den Individuen die Ursachen zu beseitigen oder abzuschwächen, die zum Verbrechen treiben; ist aber das Verbrechen einmal begangen, so trachte sie nicht danach, Rache zu nehmen durch die Schmach der Hinrichtung oder die Torheit des Zellengefängnisses. — Die natürlichen Ursachen des Verbrechens bestehen in anthropologischen, tellurischen und sozialen Faktoren. Ein jedes Verbrechen ist das notwendige Ergebnis des Zusammenwirkens der dreifachen und untrennbaren Tätigkeit der anthropologischen Beschaffenheit des Verbrechens, der tellurischen Umgebung, in welcher er lebt, und der sozialen Umgebung, in der er geboren ist, lebt und wirkt. Unter den tellurischen Faktoren spielt der Jahreswechsel eine große Rolle. Quételet und Guerry haben beobachtet, daß der Wechsel der Jahreszeiten einen Wechsel des Verbrecherstandes mit sich bringt: im Winter sind Sittlichkeitsverbrechen seltener als im Frühjahr und Sommer. In der heißen Jahreszeit gibt es auch die meisten Fälle von Indisziplin in den Gefängnissen. Unter den sozialen Faktoren spielen die wirtschaftlichen Verhältnisse eine große Rolle. (Enrico Ferri, Die positive kriminalistische Schule. Drei Vorlesungen. Frankfurt a. M., 1902.)

Gedanken eines Mediziners über die Todesstrafe. Sofern die Todesstrafe abschrecken soll, ist sie in vielen, vielleicht sogar in den meisten Fällen nutzlos. Ja, diese Strafe ist selbst imstande, Märtyrer zu schaffen und dem Bestraften baldige Nachfolger erstehen zu lassen, wie man das schon öfter erlebt hat, besonders bei den Anarchisten. Die Beantwortung der Frage, ob der Staat oder die Gesellschaft das Recht habe, einen Mitmenschen zu töten, hängt vom Stande der moralischen Entwicklung ab. Die „Gattungsmoral" verlangt, daß alle Schädlinge aus der Rasse ausgemerzt werden. Auch die Todesstrafe wird durch die „Gattungsmoral" wieder rehabilitiert. Ein Scheusal von Menschen bis an sein Lebensende gefangen zu halten, ist eine stete Gefahr für die Menschen, abgesehen von den durch die jahrelang bestehende Haft entstehenden Kosten. Von einer wahren Besserung eines solchen Unmenschen kann nicht die Rede sein. Die Todesstrafe darf nur in großen Ausnahmefällen eintreten, nicht beim Leidenschaftsverbrecher, nicht bei der gewöhnlichen Kindsmörderin, sondern nur bei den so überaus seltenen kalten Verbrechern, jenen wahren Unmenschen, die nichts zu ihrer Entschuldigung anzuführen haben. Man muß aber verlangen, daß vor der Verhängung der Todesstrafe der Delinquent psychiatrisch untersucht werde. Mag aber die Todesstrafe abgeschafft werden oder nicht, so wird doch schwerlich die Zahl scheußlicher Mordtaten verringert werden. Die Kriminalität, die kriminelle Psyche des Volkes wird sich wohl im ganzen immer gleich bleiben, mag auch die Form des Verbrechens selbst sich ändern. Jedes Milieu, jede Kulturstufe wird ihre antisozialen Elemente haben und Verbrecher, die nicht zu bessern, aber stets zu fürchten sind. (P. Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie, IX. Band, Seite 316.)

Erziehung und Unterricht.

Die dänische Einheitsschule. Am 7. April verabschiedete der Folkething einen Schulgesetzentwurf, der einen Markstein in der inneren Entwicklung Dänemarks bilden wird, weil er den gesamten Unterricht von der Volks- bis zur Hochschule organisierte und demokratisierte. Minister Christiensen, der vor nicht langer Zeit noch ein einfacher Dorfschullehrer war, führte aus: „Heutzutage hat man es in den Ländern, wo die demokratischen Gedanken am weitesten durchgedrungen sind und der ganzen Gesellschaftsordnung in allen wesentlichen Hinsichten ihren Stempel aufgedrückt haben, als eine der allerwichtigsten Aufgaben betrachtet, das ganze Schulwesen so geordnet zu sehen, daß zwischen allen den verschiedenen Arten der Schulen eine organische Verbindung hergestellt wird, derart, daß der Unterricht von unten bis oben über eine Reihe wechselseitig genau zusammenhängender und zueinander abgepaßter Hauptstufen durchgeführt wird. Selbstverständlich hat man nie annehmen können, daß alle Zöglinge ohne Ausnahme die ganze so organisierte Einheitsschule von Anfang bis zu Ende durchmachen sollten, da ja die unausbleiblichen Unterschiede sowohl in Bezug auf natürliche Begabung, wie auch auf andere Umstände mit Notwendigkeit dahin führen, daß Schüler auf der einen oder anderen Stufe stehen bleiben oder zurückgehalten werden müssen. Der Gedanke war vielmehr der, daß alle die Zöglinge, deren Naturanlage ihnen keine Hindernisse in den Weg legt, und bei denen die hemmenden Einflüsse der anderen, besonders der ökonomischen Unterschiede sich überwinden lassen, die Bahn ganz zu Ende laufen und den größtmöglichen Nutzen daraus ziehen. Insbesondere hat man dahin streben müssen, daß die Rücksicht auf den Stand der Eltern und, soweit es geht, auch ihre Vermögenslage möglichst wenig bei Entscheidung der Frage in Betracht komme, welchen Unterricht ihre Kinder erhalten und zu welchem Ziele sie geführt werden sollen. Deshalb hat man die Einheitsschule so einzurichten sich bemüht, daß sie nicht zu gut oder zu vornehm für Zöglinge wurde, deren Eltern auf der Leiter der Gesellschaft niedriger stehen, und auch nicht zu gering selbst für die, deren Eltern auf der höchsten Stufe sich befinden ... Nur dann kann die Staatsgemeinschaft vollen Nutzen aus allen geistigen Kräften ziehen, nur dann können die Bürger in so vollem Maße, wie dies überhaupt erreichbar ist, zu dem Verständnis erzogen werden, die Güter der Freiheit zu genießen und sie auf die rechte Weise zu gebrauchen, zu ihrem eigenen Besten wie für das Wohl des ganzen Gemeinwesens." Geben wir nunmehr einen kurzen Ueberblick über den Bildungsgang, den die dänische Jugend künftig ganz oder teilweise durchmessen wird. Alle Kinder sind vom 7. Lebensjahre ab zu mindestens vierjähriger Frequenz der Volksschule verpflichtet, so daß diejenigen, welche eine eingehendere Ausbildung empfangen sollen, frühestens mit 10—11 Jahren die nächsthöhere Stufe, die Mittelschule, betreten. Dort empfangen sie im Verlauf von wiederum vier Jahren weiteren Unterricht in den Volksschulfächern — um nicht fälschlicherweise zu sagen „Elementardisziplinen". Es treten jedoch zwei fremde Sprachen hinzu: Deutsch und Englisch. In der ersten Mittelschulklasse ist außerdem fakultativ Latein-Unterricht. Wer die Mittelschule erfolgreich absolvierte, erlangt die Qualifikation zum Besuch der dreikursigen Jugendschule, die ungefähr den oberen Stufen unserer Gymnasien und Oberrealschulen entspricht. Als Vorbereitungsinstitut für das akademische Studium gewährt sie ihren Schülern, ähnlich der Hochschulorganisation, drei Ausbildungsmöglichkeiten: die mathematisch-naturwissenschaftliche, die neusprachliche und klassisch-sprachliche. Wer aber die praktisch-technische Laufbahn einschlagen will, tut besser, nach Absolvierung der Mittelschule in der Realschule seinen Studiengang zu beschließen. Dort wird nur eine fremde Sprache gelehrt; ihre Zöglinge haben die Wahl zwischen Englisch, Deutsch und Französisch, während in der Jugendschule für künftige Altphilologen Latein, Griechisch, Deutsch, Französisch, für Neuphilologen in spe Latein, Deutsch, Französisch, und für die mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung Deutsch und Französisch obligatorisch ist. Wo die Verhältnisse es wünschenswert erscheinen lassen, kann auf der Mittel- und Jugendschule Handfertigkeits- und auf der Mittelschule für die Mädchen auch Haushaltungsunterricht erteilt werden. Die Volksschule ist staatlich, Mittel- und Jugendschulen sind staatlich oder privater Natur, der Religionsunterricht überall fakultativ. Es ist den Schulen anheimgestellt, die Geschlechter vereint oder getrennt aufzunehmen. (E. O. Raden, Frankfurter Zeitung, 1903, No. 127.)

Sozialpolitik.

Bund der Kaufleute. Die Bestrebungen nach einer Zentralorganisation des Handels haben Erfolg gehabt. In der konstituierenden Versammlung vom 25. Februar haben 124 Verbände verschiedenster kaufmännischer Organisationen ihre Beteiligung angemeldet. Nach längerer, zuweilen recht lebhafter Diskussion wurde gegen zwei Stimmen beschlossen: den Bund der Kaufleute zu gründen. Der Zweck des Bundes der Kaufleute ist: „alle Kaufleute ohne Rücksicht auf politische Parteiangehörigkeit und soziale Stellung zur Wahrung der gemeinsamen Interessen des Handelsstandes und zur Betätigung des Einflusses auf die Gesetzgebung zusammenzufassen". Dies soll geschehen: durch Schaffung einer sich über das ganze Reich erstreckenden Organisation, durch sachliche Klärung der Interessenfrage u. s. w. Der Bund kennt nur Einzelmitglieder, welche Landesabteilungen für die Bundesstaaten außer Preußen, Provinzialabteilungen in Preußen, Wahlkreisabteilungen für die Reichstagswahlen, Bezirksabteilungen und Ortsgruppen bilden. Im übrigen schließen sich die Statuten denen des Bundes der Landwirte vollkommen an.

Aufruf an die deutsche Industrie. Der „Bund der Industriellen" erläßt folgenden Aufruf: Da dem ganzen europäischen Handel, speziell aber der deutschen Industrie, fortgesetzt ein großer Schaden durch die Handhabung des amerikanischen Zollgesetzes auf Basis des amerikanischen Marktwertes zugefügt wird, ergeht hiermit der Aufruf an alle diejenigen, welche seit dem Inkrafttreten der Mc. Kinley- beziehungsweise Dingley-Bill sich vergewaltigt glauben und trotz aller gegenteiliger Beweise (beschworener affidavits u. s. w.) nicht zu ihrem Rechte gelangen konnten, sich im Interesse der gesamten deutschen Industrie an den Bund der Industriellen, Berlin W., Köthenerstraße 33, zu wenden. Es soll vor allen Dingen die Haltlosigkeit des amerikanischen Marktwertes nachgewiesen und gezeigt werden, welch ein gefährliches Spiel damit getrieben wird und werden kann. Drastische Beispiele dafür liegen vor und sollen möglichst vollständig gesammelt werden. Der gesamte deutsche Export muß solidarisch dagegen Stellung nehmen und das für sich fordern, was den Amerikanern recht und billig erscheint, um ihre Produkte in Deutschland absetzen zu können. Bei der Beantwortung sind folgende Fragen zu berücksichtigen: 1. Haben Sie Schwierigkeiten bei der Einfuhr in die Vereinigten Staaten hinsichtlich der Bemessung des Marktwertes seitens der Appraiser gehabt? 2. Wurde bei der Bemessung des Marktwertes der deutsche oder der amerikanische Markt zu Grunde gelegt? 3. Wurde der Marktwert höher angenommen als Sie ihn für die Verzollung angegeben hatten? 4. Haben Sie beim General Board of Appraisers, Collector of Customs, Secretary of Treasury u. s. w. Einspruch erhoben? 5. War das Verfahren ein gesetzmäßiges oder willkürliches? 6. Sind Sie durch eigenmächtiges Festsetzen des Marktwertes seitens amerikanischer Beamten geschädigt worden und in welchem Maße? Um Beifügung von Unterlagen und Beweismaterial wird gebeten. Das Material soll der deutschen Regierung und insbesondere auch den berufenen deutschen Vertretern in den Vereinigten Staaten zugänglich gemacht werden.

Staats- und Parteipolitik.

Die sozialdemokratische Partei und die Genossenschaftsbewegung. Der Parteivorstand der holländischen Sozialdemokratie hat eine Kommission zur Förderung des Konsumvereinswesens eingesetzt, da sie erkannt hat, daß sie ein Mittel sein kann, die Arbeiterbewegung zu stärken. Aehnlich verlangt der Abgeordnete Peus, daß die deutsche sozialdemokratische Partei aus ihrer abwartenden Haltung gegenüber den Konsumvereinen heraustrete. Zwar hat die Bebelsche Resolution auf dem Parteitag zu Hannover (1899) die Konsumgenossenschaften zur Erziehung der Arbeiterklasse empfohlen, aber ihr keine entscheidende Bedeutung zur „Befreiung der Arbeiterklasse aus den Fesseln der Lohnsklaverei" beigemessen. Aber was heißt entscheidend? Dieser Begriff wird immer ein schwankender sein. Ist die Arbeiterversicherung „entscheidend" für die Ueberwindung des Kapitalismus? Ganz gewiß nicht, und doch tritt die Partei dafür tatkräftig ein. Die sozialistische Partei kann nicht bloß eine politische Partei sein. Die Nur-Politiker kämpfen freilich nur um die Macht, um den Schein der Macht, die sich

in den politischen Institutionen widerspiegelt. Aber schon heute dient die Konsumgenossenschaft der sozialen Hebung der Arbeiterklasse in hohem Maße. Die genossenschaftliche Organisation des Kaufs hebt die Kaufkraft des Lohnes und damit den Ertrag der Arbeit für den Arbeiter. Daß die Konsumvereine schon eine soziale Macht geworden sind, haben die konservativen Parteien wohl erkannt. Sie treten ihnen mit stets unverhohlenerem Hasse entgegen, Regierungen chikanieren sie, und Stadtverwaltungen bekämpfen sie direkt durch Umsatzsteuern und Beitrittsverbote. Das Zentrum sieht mit wachsender Besorgnis den Uebergang der „christlichen Arbeiter" zur Konsumorganisation. Auch die Sozialdemokratie muß die Konsumgenossenschaft anerkennen als eine Kulturmacht, die positiv und organisatorisch auf die Ueberwindung des Kapitalismus hinarbeitet. Sie muß in ihr neben der Gewerkschaftsbewegung ihren vornehmsten Verbündeten gegen die Verelendung und für die Hebung der Volksmassen erkennen. Sie muß in ihr nicht Pfennigfuchserei und Kleinkrämerei erblicken, sondern die Betätigung einer großen sittlichen Idee, die den ehrlichen Austausch, d. h. die Beseitigung der Ausbeutung, und die Organisation der Produktion durch die organisierte Konsumenten- und Arbeiterschaft erstrebt. Sie muß mit einem Wort aus ihrer mehr oder minder wohlwollenden „Neutralität" heraustreten, und wie bereits auch in Oesterreich geschehen ist, positiv für die Konsumentenorganisation eintreten. Die Förderung der Konsumgenossenschaft ist eine wirtschaftliche, moralische und politische Pflicht der sozialdemokratischen Partei! (Genossenschafts-Pionier, 1903, No. 5.)

Verstaatlichung des Aerztestandes in der Schweiz. Aus Bern wird geschrieben: Die Frage der Verstaatlichung unserer Aerzteschaft scheint seit meiner letzten Meldung immer weitere Kreise gezogen zu haben. Man denkt sich an maßgebender Stelle die Ausführung so, daß von allen Bürgern eine bestimmte Abgabe erhoben werden soll, aus deren Erträgen entweder Aerzte als feste Beamte angestellt oder freipraktizierende Aerzte auf Grund bestimmter Abmachungen besoldet werden sollen, mit der Verpflichtung, insbesondere die Unbemittelten unentgeltlich zu behandeln. Finanziell würde nach Ansicht der Schweizer Aerzte die Verstaatlichung der Allgemeinheit der Aerzte günstiger sein als der gegenwärtige Zustand. Trotzdem sind sie einmütig gegen die Verstaatlichung, weil sie dadurch eine Erschütterung der Grundlagen ihrer Tätigkeit befürchten, der Freiheit der Arztwahl und des Vertrauens des Patienten. (Wiener Medizinische Presse, 1903, No. 16.)

Bevölkerungsstatistik.

Die überseeische Auswanderung aus Deutschland. Ueber deutsche und fremde Häfen, also über Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam und französische Häfen wurden in dem verflossenen Jahre 32098 deutsche Auswanderer befördert gegenüber 22073 und 22309 in den vorhergehenden Jahren. Es zeigt sich hier also eine nicht unerhebliche Steigerung der Auswanderung Deutscher. Diese Zahl von Deutschen, welche sich dem Auslande mehr zugewendet haben als im Vorjahr, also rund 10000, sind fast ausschließlich nach den Vereinigten Staaten von Amerika gegangen, was wohl in den wirtschaftlichen Verhältnissen der beiden Länder in den letzten Jahren seine volle Erklärung finden kann. In der Statistik wird die Ansicht ausgesprochen, daß die Zahl der deutschen Auswanderer im Jahre 1902 sich eventuell noch etwas höher stellen könnte als angegeben ist. Wenn man die Herkunft der deutschen Auswanderer in Betracht zieht, so ergibt sich, daß die verhältnismäßig größte Zahl aus der preußischen Provinz Posen stammt. Die nächste hieran ist Westpreußen, dann folgen Schleswig-Holstein, Hannover, Pommern, Württemberg u. s. w. Von 100000 Einwohnern überseeischer Auswanderer kommen auf Posen 207, auf Westpreußen 125, auf Schleswig-Holstein 96, auf Hannover 82, auf Pommern, Reuß j. L. je 74 u. s. w. Die geringste Zahl, nämlich 12, entfällt auf Schwarzburg-Sondershausen. Absolut ergeben sich für die Auswanderung die folgenden Zahlen: Voran steht Posen mit 3975, dann folgt Bayern mit 2396, Brandenburg mit 2259, Hannover mit 2176, Westpreußen mit 1986, Westfalen mit 1820, Sachsen mit 1623 u. s. w. Was den Beruf der ausgewanderten Deutschen anbetrifft, so entfielen 11849 auf Land- und Forstwirtschaft, 1367 auf Bergbau und Hüttenwesen, 9355 auf Industrie- und Bauwesen, 2304 auf Handel und Versicherungsgewerbe, 2417 auf häusliche Arbeiten,

825 auf Gast- und Schankwirtschaft und sonstige Verkehrsgewerbe. Von den 10000 deutschen Mehrauswanderern des Jahres 1902 entfielen 4000 auf landwirtschaftliche und 5000 auf industrielle Berufe. (L. Boysen, Deutsche Kolonialzeitung, 1903, 17.)

Jüdische Auswanderer aus Oesterreich-Ungarn. In der Zeit vom 1. Juli 1901 bis 30. Juni 1902 wanderten aus Oesterreich-Ungarn 12848 Juden nach Nordamerika aus. Der jüdische Auswanderer, wenigstens aus Oesterreich-Ungarn, hat von Ackerbau und Viehzucht ganz unzureichende Kenntnisse, größere im Handwerke; er ist durchschnittlich an Körperkraft den anderen österreichischen Auswanderern bedeutend nachstehend, jedoch arbeits- und unterordnungswillig und anpassungsfähig, insonderheit durch rasche Erlernung der fremden Sprache, und zeigt große Geschicklichkeit in den meisten höher organisierten Handwerken; auch ist er äußerst nüchtern, hat großen Familiensinn und ist fruchtbar. Nach dem Jahresberichte pro 1902 des nordamerikanischen Einwanderungs-Generalkommissärs entfallen auf 57688 Juden: Intelligenzarbeiter 17841 (skilled), Taglohnarbeiter 8121 (labourers) und ohne Beschäftigung 25952 (Weiber und Kinder inbegriffen). Aus diesen Zahlen ist entnehmbar, daß die Juden am ersten mit Weib und Kind auswandern, am wenigsten Taglohnarbeiter, aber von allen Nationen den höchsten Prozentsatz an Intelligenzarbeitern aufweisen, nämlich über ein Drittel des Totalen der Auswanderung aus Intelligenzarbeitern bestehen. (Die Welt, 1903, No. 13.)

Die Juden in der amerikanischen Einwanderungsstatistik. Im Hafen von Philadelphia sind in den letzten sechs Monaten (Juni—November 1902) 1916 jüdische Einwanderer angelangt. Im Vorjahre betrug die Zahl der jüdischen Einwanderer in derselben Zeit bloß 1417. Von den Einwanderern waren 1107 männliche und 809 weibliche. 1664 kamen aus Rußland, 102 aus Galizien, 80 aus Ungarn, 68 aus Rumänien, einer aus Deutschland und einer erblickte auf hoher See das Licht der Welt. 447 der Einwanderer reisten mit vorausbezahlten Reisekarten, welche ihnen von ihren bereits in Amerika lebenden Verwandten nach Europa gesandt wurden. Unter den männlichen Einwanderern befanden sich 405 selbständig arbeitende Mechaniker. 10305 von den Einwanderern ließen sich in Philadelphia nieder, fünfen wurde das Landen untersagt und die restlichen 606 zerstreuten sich nach 75 verschiedenen Städten Amerikas und Kanadas. (Jüdisches Volksblatt, IV, 52.)

Völker und Politik.

Amerikanische Nation und deutsches Volkstum. Diejenigen Deutschen in Nordamerika, die „deutsch" fühlen und handeln, schreiben dem Deutschtum in Nordamerika eine ganz andere Rolle zu, als diejenige ist, welche die Alldeutschen für die außerhalb des Reiches lebenden Deutschen in Anspruch nehmen. Die geistigen Führer der nordamerikanischen Deutschen sind der Ansicht, daß in Zukunft in Nordamerika eine aus Bestandteilen aller Völker hervorgehende neue Nation entstehen wird, wie sie eigenartiger die Welt bisher noch nie gesehen hat. Aus dieser Völker- und Rassenverschmelzung wird sich ein neuer Menschenschlag bilden, dessen Bestimmung es ist, die von der alten Welt übernommene Kultur auf diesem Boden in großartiger und eigentümlicher Weise weiter zu entwickeln. Amerika wird nicht ein Neu-England, noch ein Neu-Deutschland werden. Die Vorsehung hat Angelsachsen, Skandinavier und Deutsche zusammengeführt, daß sie das echt Germanische, aus dessen gemeinsamem Grund sie alle entsprossen, hier zur segensreichen Geltung bringen. Man denkt nicht an eine dauernde Erhaltung des Deutschtums. Man will vielmehr dem künftigen Amerikanertum möglichst viel Deutsches und möglichst gut Deutsches spenden. Es ist also der alte deutsche Kosmopolitismus, der an eine noch nicht vorhandene Menschheit alles hingibt und für sich selbst nichts übrig behält. Von dem den Deutschamerikanern scheinbar vorschwebenden Ideal, der Schaffung eines pangermanischen Volkstums, als einer Zusammenschmelzung der Hochdeutschen, Niederdeutschen, Angelsachsen und Skandinavier haben die Deutschen im Reich außerordentlich geringe Vorteile zu erwarten. (E. Hasse, Alldeutsche Blätter, 1903, Seite 30.)

Das größere Deutschland. Daß Deutschland Welt- und Expansionspolitik treiben muß, ist nachgerade auch in die dumpfen Gehirne unserer Mittelklassen

gedrungen. Es leben nämlich 15 Millionen Reichsangehörige von unseren wirtschaftlichen Beziehungen zum Ausland. Deutschland muß entweder Weltmacht werden, wie dies Großbritannien, Rußland und Nordamerika sind, oder es wird im 20. Jahrhundert aufhören, auch nur Großmacht zu bleiben. Die Expansion der deutschen Welt kann sich sowohl gegen den Westen wie gegen den Osten richten. Im Westen tritt sie in Mitbewerb mit der angelsächsischen, im Osten mit der slavischen Welt. An der mangelnden Kapitalkraft Deutschlands wird es scheitern, gegen die amerikanische und englische Flotte zugleich vorzugehen. An Mannschaften würde es freilich nicht fehlen, solange der Staat sie bezahlen kann. Aber eine solche Last würde das deutsche Volk unter keinen Umständen ertragen können. Eine deutsche Angriffspolitik gegen den angelsächsischen Westen hat ihre außerordentlichen Schwierigkeiten und Gefahren. Ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen den kontinentalen und den überseeischen Germanen um die Weltherrschaft ist völlig ausgeschlossen. Um solchen zu führen, müßte das Deutsche Reich sich mit Slaven und Romanen verbinden. Hierzu ist, jedenfalls im Augenblick, gar keine Aussicht. Aussichtsvoller ist der Gedanke, die deutsche Expansion nach dem nahen und mittleren Osten zu richten. Wir wollen das „Größere mitteleuropäische Deutschland“. Oesterreich-Ungarn, Dänemark, Holland, Belgien müßte mit Deutschland zusammen zu einer zentraleuropäischen Wirtschaftseinheit sich verbinden. Zoll-Union und Militär-Konvention müßte Hand in Hand gehen. Die deutsche Reichsverfassung ist außerordentlich geeignet, als Kern für ein solches Konglomerat verschiedener Staaten in einem großen mitteleuropäischen Staatenbund zu dienen. Man kann vertragsmäßig einen Staat nach dem anderen angliedern und jedem seine besonderen Bedingungen geben. Dies ist der sicherste Weg, den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Vereinigten Staaten von Europa und Vorderasien entgegenzustellen. (C. Peters, Die Finanz-Chronik, 1903, 17.)

Protest der Deutschen gegen das Einwanderungsgesetz in Amerika. Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund in Amerika hat folgenden Aufruf zum Protest gegen Beschränkung der Einwanderung erlassen: Es ist dem Vorstande des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes nicht gelungen, die dem Kongreß vorliegende Einwanderungsvorlage im Senat zu Falle zu bringen. Als letztes Mittel bleiben nur noch telegraphische Proteste an die Senatoren. In Ansehung der von der deutsch-amerikanischen Presse bereits genügend beleuchteten Mängel und Ungerechtigkeiten der Vorlage, beseelt von dem Wunsche, besonders der Einwanderung aus germanischen Ländern keinerlei unnötige Schranken auferlegt zu sehen, und in der Ueberzeugung, daß die bestehenden Gesetzesbestimmungen zur Fernhaltung nicht wünschenswerter Einwanderung genügen, ergeht hiermit die Aufforderung an alle Zweige des Nationalbundes und an alle deutschen Vereine, die Senatoren ihrer Staaten sofort telegraphisch aufzufordern, nicht für die Vorlage zu stimmen.

Chinesen in Samoa. Das Gouvernement von Samoa hat folgende Verordnungen von allgemeinem Interesse erlassen: Chinesen dürfen nur mit Genehmigung des Gouverneurs in das Schutzgebiet einwandern und sich daselbst niederlassen. Der Betrieb eines Handwerks oder die Pachtung von Land ist ihnen gleichfalls nur mit Genehmigung des Gouverneurs gestattet. Den Chinesen ist nicht gestattet, im Schutzgebiete Land zu erwerben oder Handel zu treiben.

Geistiges Leben.

Deutsche Bildung — Menschheitsbildung. Schiller sprach den Gedanken aus, daß der Deutsche „zum Höchsten bestimmt“ und der „Kern der Menschheit“ sei, daß er vor allem berufen sei, am ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, daß jedes Volk seinen Tag der Geschichte habe, doch der Tag der Deutschen die Ernte der ganzen Zeit sei. Ohne Anmaßung kann gesagt werden, daß zwischen deutscher und menschlicher Geistesbildung eine so innige Beziehung statt hat, wie sie nicht ein zweites Mal zwischen einer Nationalkultur und der allgemeinen Geisteskultur der Menschheit vorkommt. Der Deutsche ist unter fremden Kultureinflüssen groß geworden. Von Italien aus hat die Kirche, das römische Recht und die Renaissance mächtig eingewirkt. Im 17. Jahrhundert fängt die französische Bildung ihre siegreiche Laufbahn an, das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch sind ihm in Deutschland alle Pforten weit aufgetan, und französische Sprache wie

Literatur erlangten in der deutschen Gesellschaft eine fast unbedingte Herrschaft. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt daneben englischer Einfluß einzuströmen. War die höfische Welt vorzugsweise das Organ gewesen, womit das deutsche Volk die Einflüsse der französischen und italienischen Bildung und Kunst aufgenommen hatte, so war es nun das neu erstarkende Bürgertum, das zuerst den Wert der Literatur und Philosophie des stammverwandten englischen Volkes empfand, Wieland und Lessing, Kant und Herder an der Spitze. Gleichzeitig trat die zweite, die deutsche Renaissance, der Neuhumanismus auf den Plan, der das Altertum direkt aus seiner Urheimat, aus Griechenland, holte und die deutsche Bildung mit hellenischen Ideen und Formen durchtränkte. Hat das deutsche Volk auch in einem überschwänglichen Maße die geistigen Güter der anderen großen Kulturnationen aufgenommen und sich angeeignet, so hat es nicht minder einen Bildungsexport aufzuweisen, wie er wohl von keinem anderen Volk seit den Tagen des hellenistischen Griechentums erreicht worden ist, auch nicht von dem französischen. Vor allem nach den östlichen Teilen Europas haben das ganze 17., 18. und noch mehr das 19. Jahrhundert hindurch Militärs, Staatsmänner, Techniker und Handwerker, Gelehrte, Erzieher in Scharen deutsche Wissenschaft und Bildung gebracht. Die skandinavischen Länder wurden durch die Reformation in den Bannkreis deutschen Geisteslebens hineingezogen. Im letzten halben Jahrhundert hat deutsches Wesen jenseits des Ozeans eine Stätte gefunden, in Nordamerika, wo Millionen von sich selber und deutscher Sprache und Bildung eine neue Heimat gegründet haben. Nirgends vielleicht findet deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft, deutsches Geistesleben gegenwärtig außerhalb der eigenen Grenzen so freie und dankbare Anerkennung und Würdigung als bei der großen Nation, die als jüngste unter den Kulturnationen entstanden ist. Es ist aber von unermeßlicher Wichtigkeit, daß die deutsche Geistesbildung und deutsche Sprache, ihr herrliches Gefäß, in ihrer Weltstellung auch in Zukunft erhalten bleiben. Wer für die Erhaltung und Ausbreitung der deutschen Sprache arbeitet, der steht mit seiner Arbeit zugleich im Dienste der Menschheit. (F. Paulsen, das Deutschtum im Auslande, 1903, No. 1 und 2.)

Bücherbesprechungen.

Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus. Band I: Die Genesis des Kapitalismus (669 Seiten). Band II: Die Theorie der kapitalistischen Entwicklung (646 Seiten). Leipzig, Duncker und Humblot 1902. Preis 20 Mark.

Das vorliegende Werk wird man vielleicht, ohne erheblichen Widerspruch befürchten zu müssen, als die eigenartigste und bedeutsamste Erscheinung bezeichnen dürfen, welche die national-ökonomische Theorie des letzten Menschenalters gezeitigt hat. Wird doch hier — eigentlich zum erstenmal — der Versuch gemacht, in einem großen gewaltigen Aufriß, gestützt auf eine Fülle wertvollen und interessanten Materials von Tatsachen und Ziffern, eine umfassende Genesis und Analyse des kapitalistischen Wirtschaftssystems zu schreiben. Und was diesem Versuch seinen eigenartigen Reiz gibt, das ist der Umstand, daß der Autor selbst Sozialist ist, also ein Mann, der gedanklich jenseits des Kapitalismus steht.

Wenn ich Sombart einen Sozialisten nenne, so bin ich mir wohl bewußt, daß dies cum grano salis zu verstehen ist. Er ist nichts weniger als ein Gefühlssozialist, der aus Mitgefühl mit der „Not des vierten Standes" sich zum „Anwalt der Armen und Enterbten" aufwirft. Er ist auch kein Sozialist in dem Sinne wie Marx es war: eine agitatorisch veranlagte Persönlichkeit, dem die flammende Anklage der vom Kapitalismus hervorgerufenen Mißstände, die Verachtung der vom Kapitalismus in die Höhe getragenen Unternehmerklasse, die Zuversicht auf den erlösenden Sigfried Proletariat aus jeder Zeile spricht, so sehr er theoretisch die „ethische" Nationalökonomen perhorresziert. Sombart ist ein Sozialist sine ira et studio. Nüchterne wirtschaftsgeschichtliche Studien haben ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß unsere heutige Wirtschaftsordnung einen hypokratischen Zug an sich trägt, daß sie, wie sie vor wenig Jahrhunderten erst aus anderen Verhältnissen heraus entstand, so jetzt in einer neuen Umformung begriffen ist, und daß diese, wie sie im einzelnen auch ausfallen möge, jedenfalls die beiden Prinzipien aus dem Wirtschaftsleben ausschalten zu wollen scheint, welche wir als Grundpfeiler der „kapitalistisch"

genannten Wirtschaftsordnung anzusehen pflegen: den Erwerbstrieb, d. h. das Streben nach Profit, und sein Korrelat: die freie Konkurrenz.

Von diesem Standpunkte jenseits von der Parteien Gunst und Haß aus untersucht nun Sombart die wirtschaftliche Struktur und Entwicklung unseres Wirtschaftssystems, als Stadium eines Uebergangs und Untergangs mit kühlen wissenschaftlichen Blicken, wie der Naturwissenschaftler eine interessante Puppe. Er will nicht beweisen, daß sie etwas Besseres oder Schlechteres wäre, als die frühere Raupe oder der künftige Schmetterling, er will nur beweisen, daß sie in dem gegenwärtigen Puppenzustand nicht verharren werde, daß dieser bereits seinem Ende nahe ist, und eine neue Form desselben Tieres, eben der Schmetterling, aus ihr entstehen muß.

Es würde zu weit führen, Inhalt und Gedankengang der vorliegenden zwei Bände hier näher zu skizzieren, hätte auch wenig Zweck, da diese ja immerhin erst einen Teil des ganzen Werkes, wenn auch einen in sich abgeschlossenen, darstellen; werden doch zwei oder mehr Bände noch erscheinen, von denen der vorletzte ein System der Sozialpolitik, der letzte ein System der Sozialphilosophie enthalten soll, eine teleologische und eine kritische Betrachtung des Wirtschaftslebens, das in vorliegenden Bänden kausal betrachtet wird. Es sei deshalb nur kurz erwähnt, daß im ersten Bande nach einer großzügigen Darlegung der vorkapitalistischen Volkswirtschaft die sozialen und psychologischen Voraussetzungen des Kapitalismus untersucht und darauf eine eingehende historische Schilderung seiner Entstehung und Entfaltung (unter Beschränkung auf das gewerblich-industrielle Gebiet) gegeben wird, der dann im zweiten Band die theoretische Untersuchung folgt, durch welche Mittel der Kapitalismus sich der Produktionssphäre bemächtigt, indem er nämlich zunächst das ganze Wirtschaftsleben auf neue (technische, rechtliche u. s. w.) Grundlagen darstellt, die übrigen Gebiete des Wirtschaftslebens (Landwirtschaft, Handel, Konsum, Gruppierung der Bevölkerung) seinen Zwecken entsprechend umgestaltet, und dann durch die Konkurrenz mittelst besserer und billigerer Leistung den Sieg erringt.

Was dem Buche seinen besonderen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß es nicht nur inhaltlich, sondern auch formell das Werk einer Persönlichkeit von ausgeprägter Eigenart ist. Vielleicht mehr, als von irgend einem anderen unserer heutigen Nationalökonomen gilt von Sombart das Wort: Le style c'est l'homme. In einer Zeit, wo es leider gewissermaßen als Erfordernis wahrer Wirtschaftlichkeit gilt, daß der Autor vollständig hinter den Tatsachen und Ziffernmaterial zurücktritt, daß er einen möglichst nüchternen, unpersönlichen, trockenen, papierenen Stil schreibt, ist es eine Erfrischung, ein Buch zu lesen, das bei aller strengen Wissenschaftlichkeit so viel persönliche Eigenart des Stiles, der Ausdrucksweise, der Sprachformung, der Gedankenführung hat. Es ist echter Sombart, wenn man beispielsweise vom „Pschorrbräustil" unserer öffentlichen Gebäude, vom „Klubismus und Putschismus" der französischen Sozialisten, von der „Attrappen- und Surrogatkunst" der jüngsten Vergangenheit, von der „Modehaftigkeit" unserer Zeit und dem ihr eigenen Phänomen der „Wechselfreudigkeit", von der „Enthausung des Handwerkers" in der modernen Stadt und dergleichen prägnante Ausdrücke mehr liest, — oder auch auf so gräßliche Neuworte, wie „Verumstandung" stößt. Ich kann nur schwer der Versuchung widerstehen, diesen oder jenen Abschnitt als Probe der eigenartigen, plastischen und fesselnden Darstellung hierher zu setzen.

Alles in allem ein standard work, ohne dessen Kenntnis künftig niemand mehr über Probleme der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wird schreiben können; das Werk einer hervorragenden Persönlichkeit und eines hervorragenden Geistes, bei dessen Lektüre höchstens das eine stört, daß eben diese Persönlichkeit ihres hervorragenden Geistes sich so stark bewußt ist, daß sie es nicht der Mühe für wert erachtet, ihr malitiöses Lächeln über den Intelligenzmangel des übrigen profanum volgus zu verbergen. Ein Sombart hätte es eigentlich nicht nötig, seinen Namen zu unterstreichen. Dr. W. Borgius.

Frauenarzt Professor **Flesch** und Rechtsanwalt **Wertheimer** in Frankfurt a. M., Geschlechtskrankheiten und Rechtsschutz. Betrachtungen vom ärztlichen, juristischen und ethischen Standpunkte. Jena 1903. Verlag von G. Fischer. 82 Seiten. 2,— Mark.

Das Heft ist der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gewidmet. Auf die Gefahr hin, eine triviale Wahrheit auszusprechen: es entspricht einem Bedürfnis und gibt für die so überaus wichtige soziale Frage

die Rechtsnormen an, die aufgestellt werden sollen, wenn es ernst werden soll mit der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Arzt und Jurist haben sich deshalb vereint, um der wichtigen Sache zu dienen. Die medizinischen Grundlagen, denen der Abschnitt II gewidmet ist, setzen den Begriff als Geschlechtskrankheit fest in seinen ehelichen und außerehelichen Beziehungen. Wer geschlechtskrank in die Ehe tritt, kann die Forderungen der Ehe vollauf nicht erfüllen. Der III. Abschnitt bespricht die rechtliche Bedeutung der Geschlechtskrankheiten. Wenn jemand geschlechtskrank eine Ehe eingeht, so kann dieselbe angefochten werden, eine Scheidungsklage kann an sich wegen Geschlechtskrankheit nicht begründet werden. Die Verfasser fordern nun, daß Geschlechtskrankheiten als Ehescheidungsgrund gelten, daß die Eideszuschiebung als Beweismittel in diesen Fällen gelten soll und daß der behandelnde Arzt in Ehesachen, die mit Geschlechtskrankheiten zu tun haben, von der Wahrung des Berufsgeheimnisses entbunden wird. Der nächste Abschnitt befaßt sich mit der Entschädigung der mit Geschlechtskrankheiten Behafteten. Betreffs der Strafbarkeit der Uebertragung von Geschlechtskrankheiten verlangen die Verfasser, daß die leichtsinnigen und gewissenlosen Verbreiter häufiger vor die Schranken des Gerichts gezogen werden. Der nächste Abschnitt bringt Komistik — der letzte ethische Betrachtungen. Die Prostitution ist mehr von der hygienisch-ethischen, als von der polizeilichen Seite aufzufassen. In einem Referat läßt sich die Darlegung der Gründe für die aufgestellten Behauptungen nicht geben. Die Darstellung ist lebhaft und fließend, der Inhalt durchdrungen vom heiligen Ernst für die Sache. Die gestellten Forderungen sind durchführbar und sollten als schätzbares Material bei den gesetzgebenden Faktoren Beachtung finden. Wir können die Schrift nur mit allem Nachdruck empfehlen für alle, die mit der wichtigen sozialen Frage zu tun haben. Oberstabsarzt Neumann-Bromberg.

R. Landau, Nervöse Schulkinder. Hamburg und Leipzig, 1902. Verlag von L. Voß. Preis 0,80 Mark.

Seitdem die Schulärzte statistische Untersuchungen über den Gesundheitszustand unserer Jugend in größerem Umfange anstellen, wird es zu immer größerer Gewißheit, daß nervöse Störungen im Kindesalter sehr häufig vorkommen und daß auch die Zahl der nervösen Kinder im Wachsen begriffen ist. Selbst die Anzahl echter Geisteskrankheiten scheint zuzunehmen. Landau bespricht mit Umsicht und Sachkenntnis die Ursachen dieser Leiden, solche, die im Schulbetrieb liegen und solche, die außerhalb desselben auf den Organismus der Kinder einwirken. Unter den letzteren ragen namentlich als Nervengifte Kaffee, Thee, Tabak und Alkohol hervor. Schule, Familie und öffentliches Leben müssen zusammenwirken, um diese Uebel zu bekämpfen, „um so mehr, als die Zukunft nicht der rohen Gewalt angehören darf, sondern friedlichem Geistesringen, nicht allein dem derben Muskel, sondern mehr noch einem funktionstüchtigen Gehirn und fähigen Nerven". W.

W. Schultheß, Schule und Rückgratsverkrümmung. Hamburg und Leipzig, 1902. Verlag von Leopold Voß. Preis 0,80 Mark.

Rückgratsverkrümmungen, bei denen die Schule als ursächlicher Faktor in Betracht kommt, sind Verkrümmungen nach der Seite, sogenannte Skoliosen und Buckelhaltungen. Der Einfluß der Schule auf die Wachstumsverhältnisse der Wirbelsäule wird übertrieben, da schon im vorschulpflichtigen Alter eine Reihe schwererer und leichterer Skoliosen vorkommen. Als „Schulskoliose" kann nur die Totalskoliose angesehen werden, bei welcher von oben bis unten eine gleichmäßig verteilte Ausbiegung der Wirbelsäule nach einer Seite vorhanden ist. Doch hat die Schule, d. h. die Schreibehaltung und das lange Sitzen, nur auf die von Natur zu einer Ausbiegung veranlagte Wirbelsäule einen schädigenden Einfluß. Abkürzung der Sitzzeit, strenges Innehalten der stündlichen Pausen, regelmäßige gymnastische Uebungen, Schüleruntersuchungen bei der Aufnahme, Spezialklassen für erheblich Verkrümmte sind die geeigneten Mittel, um disponierte Individuen zu schützen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 6. — 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Ueber das Altern der Organe in der Stammesgeschichte des Menschen und dessen Einfluß auf krankhafte Erscheinungen.

Professor Dr. R. Wiedersheim.

Im Jahre 1899 veröffentlichte ich eine kleine Abhandlung über „Phylogenetische Seneszenz“, und zwar in einer italienischen Zeitschrift[1]), die nur wenige Jahre bestanden und schon im Frühjahr 1902 zu erscheinen aufgehört hat. Dies, sowie der Umstand, daß der Artikel in italienischer Sprache abgefaßt war, bildete wohl zum Teil wenigstens die Veranlassung, daß in deutschen Leserkreisen keine Notiz davon genommen wurde. Ich komme deshalb nochmals auf dieses Thema zurück und tue dies um so lieber, als ich anläßlich der einstweilen erfolgten Herausgabe der 3. Auflage meines Buches „Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit“ reichlich Gelegenheit hatte, das betreffende Thema weiter durchzudenken und in seinen Einzelheiten gleichmäßiger auszubauen. So handelt es sich also im folgenden nicht etwa um eine einfache Reproduktion des erwähnten Aufsatzes, sondern um eine vielfach neue und veränderte Fassung des Stoffes, wozu mir das kürzlich erschienene Werk A. Weismanns[2]) wesentlich zur Anregung gedient hat.

Je mehr ich mich mit den am menschlichen Körper bereits vollzogenen, beziehungsweise heute noch sich vollziehenden, tief eingreifenden Veränderungen beschäftigte, desto mehr kam ich zur Einsicht, daß die dabei sich abspielenden Prozesse nicht allein von allgemein biologischem, sondern auch in mancher Hinsicht von pathologischem Interesse sind. Mit andern Worten: ich erkannte immer deutlicher, daß es sich bei einer großen Zahl jener Organe und Organteile, die man als „rudimentäre“ zu bezeichnen pflegt, nicht nur um Bildungen handelt, die, weil nach der bisherigen Annahme für das Leben belanglos, einfach ausgemerzt werden, sondern auch um solche, die, obgleich zweifellos in ihrer Ent-

[1]) R. Wiedersheim, „Senescenza filogenetica“. Rivista di Scienze Biologiche. Vol. 1, Fax. 4, 1899.

[2]) A. Weismann, Vorträge über Descendenztheorie. Jena 1902.

wicklungsbahn bereits im Rückgang begriffen, auf das physiologische Gleichgewicht des Gesamtorganismus doch von großem Einflusse werden können. Zum Teil gilt dies, wenn auch in viel geringerem Grade, für jene Organe, welche sich in progressiver Entwicklung befinden, oder welche im Laufe der Stammesgeschichte des Menschen einem Funktionswechsel unterlagen. Alle diese Fälle können Veranlassung geben zu Störungen im typischen Verlauf des Lebensprozesses, d. h. zu krankhaften Erscheinungen der allerverschiedensten Art.

Schon Remak und Virchow nahmen für Geschwulstbildungen eine „angeborene" Grundlage an, und Cohnheim hat die Theorie der „überschüssigen" und „versprengten" Keime aufgestellt, d. h. er behauptete, daß bei dem embryologischen Entwicklungsgang Zellen und Zellgruppen aus dem normalen Zusammenhang gelöst werden, welche so als unaufgebrauchtes, mehr oder weniger differenziertes Baumaterial liegen bleiben, um bei irgend einer Gelegenheitsursache, wie z. B. bei Veränderungen in der Ernährungszufuhr, bei Entzündung, traumatischen Einwirkungen und Herabsetzung der Wachstumswiderstände zu proliferieren.

Cohnheim betonte weiterhin das häufige Auftreten von Geschwülsten an Stellen, wo komplizierte Verhältnisse bei der Entwicklung sich abspielen, z. B. wo verschiedene Epithelarten zusammenstoßen, oder wo sich gewisse Teile des embryonalen Körpers entgegenwachsen und miteinander verschmelzen, oder endlich, wo ursprünglich bestehende Verbindungen gelöst und rückgebildet werden (Krebse z. B. an den verschiedenen Ein- und Ausgangspforten, wie an den Lippen, der Nase, dem After, Magenausgang, am unteren Ende der Gebärmutter u. s. w.).

Von anderer Seite wurden als disponierende Momente für Geschwulstbildungen pflanzliche und tierische Infektionsstoffe oder auch nur „innere Ursachen" geltend gemacht. Man sprach, wie schon erwähnt, von einer angeborenen krankhaften Beschaffenheit, wie insbesondere von einer auf das Nervensystem zurückzuführenden „Schwäche" der Zellen und Gewebe (Rindfleisch).

Auch wurde, wie neulich von Borst, auf eine „abnorme Persistenz normalerweise sich rückbildender Keime und Organe" hingewiesen, kurz bei allen diesen Erklärungsversuchen rekurrierte man auf das Individuum als solches in seiner **Ontogenie** betreffende Vorgänge, und da sich, wie zuzugeben sein wird, ein vollkommen befriedigender Einblick dadurch nicht ermöglichen ließ, so lag für mich der Gedanke nahe, auf anderen Bahnen vorzugehen und zu untersuchen, ob nicht vielleicht die **Stammesgeschichte** Antwort auf diese und jene Fragen zu geben imstande sei. Man wird mir die Berechtigung nicht bestreiten, wenn ich behaupte, daß man ebensogut von einem Altern, von einem physiologischen Sichausleben der Organe und Organteile im Laufe der Stammesgeschichte, wie von einem Altern, von einer Altersveränderung (senile Degeneration) derselben im Individuum[1]) sprechen kann. Dieses zugegeben, wird sich

[1]) Ich erinnere an die ausgesprochene Disposition älterer Individuen für Carcinome, sowie an die atheromatöse Gefäßdegeneration und ihre Folgen, wodurch die Regulierung der verschiedensten physiologischen Prozesse hemmend beeinflußt werden kann.

eine weitere Parallele insofern eröffnen, als in beiden Richtungen eine Abnahme von Kraft und Lebensenergie und eine Verminderung der Widerstandsfähigkeit gegen äußere und innere schädliche Einflüsse besteht. Die Frage liegt also nahe genug, ob es sich in gewissen Fällen und unter ganz bestimmten Bedingungen nicht um die Koinzidenz einer bestimmten phylogenetischen Entwicklungsstufe eines Organes mit einer mehr oder weniger ausgesprochenen Disposition desselben zu krankhaften Veränderungen, mögen sich dieselben in Tumorenbildungen oder in anderer Hinsicht äußern, handeln könne. Ich sage ausdrücklich: „in gewissen Fällen", und bin weit entfernt, generalisierend verfahren zu wollen, denn ich bin mir sehr wohl bewußt, daß mit dem, was ich in folgendem näher auszuführen beabsichtige, auf viele und große Gebiete der Pathologie keine Streiflichter geworfen werden. Gleichwohl aber stehe ich nicht an, jetzt schon auf die oben gestellte Frage aus voller Ueberzeugung bejahend zu antworten und werde den Beweis dafür zu geben versuchen.

Mag das betreffende Organ sich auf dem Wege rück- oder fortschrittlicher Entwicklung befinden, oder mag es sich um einen Funktionswechsel handeln, stets wird dabei die Tatsache im Auge zu behalten sein, daß hier wie dort eine Entfremdung des Organes oder Organteiles von seiner ursprünglichen physiologischen Bestimmung vorliegt, mit anderen Worten, daß der Gleichgewichtszustand der Gewebe eine Aenderung erfahren hat. Dazu können noch korrelative, in benachbarten Organen oder Organsystemen sich abspielende Veränderungen kommen und den ganzen Prozeß mehr oder weniger komplizieren.

Es erscheint nun im Interesse einer klaren Darstellung geboten, alle jene drei phyletischen Entwicklungsrichtungen einer gesonderten Betrachtung zu unterziehen, und ich werde zunächst die Frage über den ursächlichen Zusammenhang pathologischer Erscheinungen mit regressiven Vorgängen behandeln.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Spitzenteile der Lunge einen der am allerhäufigsten zu Erkrankungen der verschiedensten Art disponierten Körperteil darstellen. Es handelt sich dabei nicht nur um die ersten Herde einer Inhalations- oder Aspirationstuberkulose, sondern es neigt auch jener Lungenabschnitt zu knotiger, fibröser Lungeninduration (knotige Cirrhose, fibröse Inhalationsbronchopneumonie), sowie zu gangränoeser Bronchopneumonie mit zurückbleibenden Verdichtungen, Verhärtungen und Schrumpfungen des Lungengewebes. Warum dies? — Ich bin der Meinung, daß man einen, wenn auch vielleicht nicht ausschließlichen Erklärungsgrund in dem Rückbildungsprozeß zu suchen hat, welchem das obere Thoraxende, beziehungsweise das gesamte Uebergangsgebiet zwischen Hals und Rumpf im Laufe der menschlichen Stammesgeschichte unterworfen war, einem Prozeß, welcher auch heute noch nicht zum Stillstand gekommen ist. Wie man nämlich zuweilen „überzähligen" Halsrippen begegnet, welche als atavistische Erscheinung auf eine einstmals größere Ausdehnung des Brustkorbes und des Coeloms, in der Richtung gegen den Kopf, hindeuten, so trifft man andererseits dann und wann auch schon auf eine mehr oder weniger rudimentäre

Organisation des ersten Brustrippenpaares. Darin aber — und ich erinnere auch an die knöcherne Verwachsung der ersten Rippe mit dem Brustbein — liegt der strikte Beweis, daß auch dieses Rippenpaar bereits ins Schwanken geraten ist und auf den Aussterbe-Etat gesetzt erscheint.

Wenn nun auch der menschliche Thorax den ihm in seiner Längenausdehnung auch fernerhin noch drohenden Verlust durch seine Entwicklung in der Transversellen einigermaßen kompensiert, so scheint dieser Ausgleich heutzutage doch noch nicht zu genügen, und im oberen Lungengebiete ein locus minoris resistentiae zu existieren. Damit stimmt auch die den Physiologen und Aerzten wohlbekannte geringe Ventilation und Atmungsexkursion im Bereich des oberen Thoraxgebietes überein.

Ein anderes Beispiel. Das Rückenmark, welches in seiner ursprünglichen Anlage der gesamten Ausdehnung des Achsenskeletts entspricht, erleidet in späteren Entwicklungsphasen an seinem hinteren Ende einen beträchtlichen Rückbildungsprozeß und reicht (unter gewissen unbedeutenden Schwankungen) beim Erwachsenen mit dem sogenannten Conus medullaris nur noch bis zum ersten oder zweiten Lendenwirbel. Weiter kaudalwärts liegt in seiner Verlängerung der Endfaden, das Filum terminale. Man wird also mit der Annahme nicht fehlgehen, daß zwischen den oben schon besprochenen Lungenspitzen und dem hinteren Rückenmarksende insofern eine gewisse Parallele besteht, als es sich bei beiden um Reduktionserscheinungen handelt, welche hier wie dort den Boden für degenerative Prozesse vorzubereiten geeignet sind. Ich denke dabei, was das Rückenmark betrifft, an jene zuweilen im Bereich des Markkegels einsetzenden und von hier aus aufsteigenden krankhaften, mit einer allmählichen Zerstörung der nervösen Elemente endigenden Prozesse (Gliome und Myleocysten). Wenn ich nun auch nicht in der Lage bin, hierfür ein zwingendes Beweismaterial zu liefern, so dürfte doch über den ursächlichen Zusammenhang pathologischer Erscheinungen mit Rückbildungsvorgängen am kaudalen Ende des Filum terminale, der Steißbeinspitze und der Foveola coccygea kein Zweifel bestehen. So ist z. B. nach neueren Untersuchungen von E. Unger und Th. Brugsch die Foveola coccygea als der Ausgangspunkt für die nicht selten zu beobachtenden, angeborenen kaudalen Fistelöffnungen zu betrachten. Letztere können auch mit Cysten kombiniert sein, welche mit dem Zentralkanal des Rückenmarkes, beziehungsweise mit dem Wirbelkanal kommunizieren und so bei der Operation zu schweren Komplikationen führen können.

Die an der Steißbeinspitze und nach rückwärts davon auftretenden Neubildungen sind zweifellos auf die kaudalen Reste des Rückenmarks, des Filum terminale, des Ligamentum caudale, der Schwanzgefäße und des Nervus sympathicus zurückzuführen. Die ventral vom Kreuz- und Steißbein vorkommenden Cysten, Carcinome u. s. w. stehen sehr wahrscheinlich in ursächlichem Zusammenhang mit dem embryonalen Schwanzdarm[1]).

[1]) Ob die zu den teratoiden Geschwülsten zu rechnenden, mit Spina bifida occulta kombinierten Myolipome des Wirbelkanales auch in die Kategorie der oben geschilderten Bildungen gehören, wage ich nicht zu entscheiden.

Die Persistenz, beziehungsweise die mangelhafte Rück- oder auch weitere Fortbildung des beim Menschen zuerst von Franz Keibel nachgewiesenen embryonalen Kaudal- oder Schwanzdarmes kommt im allgemeinen nur selten zur Beobachtung, ist aber aus dem Grunde sehr bemerkenswert, weil daraus erhellt, mit welcher Zähigkeit auch die ältesten, bis in die Wurzel des Vertebratenstammes hinabreichenden, respektive sehr weit in der Embryogenese zurückliegenden Organteile auch von der Spezies Homo noch festgehalten werden.

Von ganz besonderem Interesse erscheinen mir zwei einschlägige Fälle, von denen der eine in der Freiburger, der andere in der Heidelberger chirurgischen Klinik zur Beobachtung kam. Im letzteren, von Marwedel geschilderten Falle handelt es sich um den Prolaps eines hinter dem After entwickelten Darmstückes, welches zwischen Kreuz- und Steißbein hervortrat und in einem abnormen (sakralen) After ausmündete. Auch die von Middeldorpf (Freiburg) gemachte Beobachtung läßt sich wohl mit Sicherheit auf Reste des Schwanzdarmes zurückführen, es kamen aber hierbei auch noch Fistelkanäle mit Oeffnungen an der freien Hautfläche sowie das Auftreten eines Tumors in Betracht. Bei dieser Gelegenheit mag auch erwähnt werden, daß Mastdarmfisteln auch bei unsern Haustieren häufig zur Beobachtung kommen. Sie stellen eiternde Kanäle dar, welche von der ventralen oder seitlichen Wand des Mastdarms abgehen, in der Darmgegend blind endigen oder an der freien Hautfläche münden.

Was den Darmkanal, d. h. das nutritive Rohr, im weitesten Sinne betrifft, so kommen, abgesehen vom hinteren Ende, für die vorliegenden Betrachtungen noch zwei weitere Abschnitte in Betracht, nämlich derjenige Teil des Vorderdarmes, den man als Kopfdarm bezeichnet und das Uebergangsgebiet zwischen Dünndarm und Dickdarm.

Was nun zunächst den Kopfdarm anbelangt, so ist bekanntlich an denselben nicht nur die Mundbildung geknüpft, sondern er steht auch in wichtigen genetischen Beziehungen zu den Atmungsorganen, sowie zur Anlage des Gebisses, der Zunge, mannigfacher Drüsen und gewisser, ursprünglich nach dem Typus von Drüsen sich anlegender Organe, wie der Schild- und Thymusdrüse. Endlich muß auch an die nahen Lageverhältnisse erinnert werden, welche zwischen dem Kopfdarm einer-, sowie der Nasenhöhle und dem Mittelohr andererseits bestehen. Kurz, wir haben in diesem Gebiete des Darmrohres wohl im Auge zu behalten, welch eine große Summe mehr oder weniger großer Veränderungen sich daselbst, teils nach der regressiven, teils nach der progressiven, sowie auch nach der funktionellen Seite hin im Laufe der menschlichen Stammesgeschichte vollzogen haben.

Daß die Zähne des Menschen, und vor allem diejenigen des Kulturmenschen, in Anpassung an veränderte Lebensbedingungen, nach Größe und Zahl eine Reduktion erfahren haben[1]), und daß dieser Rückbildungsprozeß, oder anders ausgedrückt, die Verminderung der Leistungsfähigkeit unseres Gebisses unter dem Einfluß der Domesti-

[1]) Sehr häufig wird auch bei den Haustieren, wie vor allem beim Hund, eine Reduktion des Gebisses beobachtet. Bei Pferden und Rindern scheint die „Oligodontie" seltener vorzukommen.

kation auch heute noch fortdauert, beweist ein Blick auf das Verhalten des letzten Mahl- und des lateralen oberen Schneidezahnes. Beide, namentlich aber der erstere, den man auch als Weisheitszahn zu bezeichnen pflegt, stellen sehr lehrreiche Beispiele von rudimentären, sich auslebenden Organen dar, deren allmählicher Schwund notwendig einst zu einer weiteren Verminderung der Zahnzahl führen muß. Es würde dadurch notwendigerweise eine Schädigung der Art veranlaßt werden, wenn nicht eine feinere und zweckentsprechende Zubereitung der Nahrung korrigierend zu Hülfe käme. Wie häufig pathologische, d. h. kariöse Prozesse am letzten Mahlzahn einsetzen, und wie oft derselbe unter den allermannigfachsten Formschwankungen, beziehungsweise Verkrüppelungen in seinem Auftreten variiert, darf ja wohl als bekannt vorausgesetzt werden. So handelt es sich also im vorliegenden Fall nicht nur um ein simples rudimentäres Organ von indifferentem Charakter, sondern zugleich um Schaffung eines Krankheitsherdes, von welchem aus der Infektionsstoff auf benachbarte Zähne übertragen werden kann. Unter denselben Gesichtspunkt fällt auch die „geschlossene“, für den Menschen spezifische Zahnreihe, d. h. auch in den nahe sich berührenden Zähnen, deren enge Lagebeziehungen auf einer in der Phylogenese erfolgten Verkürzung der Kieferknochen beruhen, liegt ein wichtiges ätiologisches Moment für den Zahnfraß. Alles dies konnte sich aber, wie schon erwähnt, selbstverständlich erst unter dem Einflusse der Domestikation so gestalten, und dies beweist auch das kräftig gebaute Gebiß wildlebender Tiere, sowie auf niederer Kulturstufe stehender Völkerschaften, wie z. B. der Eskimos, Isländer und Lappen. Für alle diese sind ja gute Zähne eine unumgängliche Lebensbedingung, und wie die von Mummery und anderen gemachten Erhebungen zeigen, leiden die betreffenden Tiere und Völkerschaften nie oder doch nur selten an Zahnkrankheiten. So wurden kariöse Prozesse nachgewiesen: unter Eskimos bei 2,5 pCt., unter Indianern bei 3—10 pCt., unter Malaien bei 3—20 pCt., unter Chinesen bei 40 pCt. und unter Europäern bei 80—96 pCt.

Bei unseren Haustieren findet sich der Zahnfraß nicht selten, so besonders bei Hunden, Schweinen und Pferden, welche wie dies auch für den Kulturmenschen gilt, der natürlichen Auslese viel weniger unterworfen sind.

Welch große phylogenetische Wandlungen sich im Gebiß des Menschen vollzogen haben, beweist auch das spurweise Auftreten von „prälaktealen“ Zahnanlagen, d. h. eines Vormilchgebisses, das sich allerdings in der Regel schon in früher Embryonalzeit wieder zurückbildet. Unterbleibt die Rückbildung, so können von den epithelialen Resten dieser prälaktealen Zahnanlagen ebenso leicht Geschwülste ihren Ausgang nehmen, wie aus den epithelialen Anlagen, d. h. aus den überzähligen Schmelzorganen („Débris paradentaires“ französischer Autoren) späterer Zahngenerationen. Bei solchen sehr häufig vorkommenden degenerativen Vorgängen spielen nicht nur Epitheliome, sondern auch Kiefercysten, Cystadenome und andere Geschwulstbildungen, wie z. B. die sogenannten Odontome[1]), welche,

[1]) Odontome kommen auch bei den Haustieren vor, und dies gilt auch für Cystenbildungen der verschiedensten Art.

die Kieferknochen erfüllend und ausdehnend, aus Konglomeraten von Hunderten von Zähnen bestehen können, eine große Rolle und geben nicht selten Veranlassung zu operativen Eingriffen.

Kurz, wir haben es in diesem Gebiet mit außerordentlich schwankenden Verhältnissen zu tun, die als Folgeerscheinungen zahlreicher stammesgeschichtlicher Einflüsse zu deuten sind.

Unter den gleichen Gesichtspunkt fällt auch der ein typisches rudimentäres Organ repräsentierende, am Ende des Blinddarmes ansitzende Wurmfortsatz (Processus vermiformis). Ich erachte es für angezeigt, bei dessen Schilderung etwas weiter auszuholen und die betreffenden Verhältnisse auch nach der statistischen Seite hin zu beleuchten.

Die mittlere Länge des Wurmfortsatzes beträgt beim Menschen $8^1/_2$ cm, es kommen aber auch Verkürzungen bis auf 2 cm und andererseits wieder Extreme von 20—23 cm Länge vor. Auch seine äußere Form und seine Weite schwanken beträchtlich, so daß alles auf den regressiven Charakter dieses Darmanhanges zurückweist und den Schluß erlaubt auf eine ursprünglich größere Länge des Darmrohres. Eine Stütze dafür liefert auch das Verhalten des Blinddarmes, welcher nicht nur Form- und Größeschwankungen zeigt, sondern sich auch, ebenso wie der Wurmfortsatz, durch reichliche Entwicklung vom Lymphgewebe unter der Schleimhaut auszeichnet.

Nach den Untersuchungen Ribberts ergeben sich für verschiedene Altersstadien des Wurmfortsatzes folgende Längenmaße:

bei Neugeborenen	$3^2/_5$ cm
bis zum 5. Jahre	$7^1/_3$ „
vom 5.—10. Jahre	9 „
vom 10.—20. Jahre	$9^3/_4$ „
vom 20.—30. Jahre	$9^1/_2$ „
vom 30.—40. Jahre	$8^3/_4$ „
vom 40.—60. Jahre	$8^1/_2$ „
bei über 60 Jahre alten Leuten	$8^1/_8$ „

Bei Embryonen und Neugeborenen einer-, sowie bei Erwachsenen andererseits besitzt der Wurmfortsatz eine im Verhältnis zum übrigen Darmkanal verschiedene relative Länge, und da es sich dabei um ein in Rückbildung begriffenes Organ handelt, so wird es niemand wundernehmen, daß dasselbe in fötaler Zeit relativ stärker entwickelt ist und mit zunehmendem Alter im Wachstum zurückbleibt. So stellt sich denn das Verhältnis des Wurmfortsatzes zum Dickdarm wie 1 : 10, bei Erwachsenen wie 1 : 20.

Von hohem Interesse und ein weiteres Licht werfend auf den hier sich abspielenden Involutionsprozeß ist die häufige Obliteration des Processus vermiformis. Es konnte nämlich in 25 pCt. der Fälle ein partieller oder totaler Verschluß nachgewiesen werden, welcher von ganz bestimmten, in den betreffenden Geweben sich abspielenden regressiven Prozessen begleitet war. Pathologische Verhältnisse waren dabei auszuschließen[1]).

---

[1]) Damit soll natürlich nicht in Abrede gestellt sein, daß gelegentlich auch einmal wirklich pathologische Obliterationen am Ende des Wurmfortsatzes vorkommen können. Die daraus resultierenden Verwachsungen, welche wahrscheinlich stets auf entzündliche Prozesse zurückzuführen sind, kommen übrigens weit seltener vor, als die typischen Obliterationen (Ribbert).

Nach E. Zuckerkandl gestalten sich die Veränderungen, die sich bei der Obliteration des Wurmfortsatzes abspielen, folgendermaßen: „Die Schleimhaut atrophiert, wirft die Drüsen ab und verwächst. Gleichzeitig, oder schon vorher, verdickt sich die Submucosa und häuft Fett an. Die Muskularis verhält sich indifferent oder erfährt gleichfalls eine Verbreiterung. Nachdem die Obliteration eingetreten ist, verliert sich das adenoide Gewebe, und der zurückbleibende Bindegewebsfilz der Schleimhaut schrumpft endlich samt der Submucosa, welche schon vorher die eingelagerten Fettläppchen eingebüßt hat." — Hiermit hat der Wurmfortsatz die für die Existenz seines Trägers günstigste Form, die er anzunehmen fähig ist, erreicht, und es wäre erwünscht, wenn sich die Obliteration bei allen Menschen schon recht frühzeitig einstellte.

Es handelt sich also — und darin stimmt Zuckerkandl mit Ribbert überein — bei diesen Veränderungen des Wurmfortsatzes nicht um die Folgezustände entzündlicher Erkrankungen, sondern um Involutionsprozesse an einem funktionslos gewordenen Organ.

Wendet man jene Berechnung — sagt Ribbert — nur auf die Erwachsenen an, läßt man also alle Individuen bis zum 20. Jahre, bei denen die Veränderung verhältnismäßig selten ist, außer Betracht, so finden sich auf 100 Wurmfortsätze 32 obliterierende oder bereits verschlossene. Die Obliteration betraf nur zum kleinsten Teile, in etwa $3\frac{1}{3}$ pCt., den ganzen Processus. Viel häufiger also ist der partielle Verschluß, und zwar kommen alle Grade der Verwachsung vom ersten Beginn bis zur völligen Aufhebung des Lumens zur Beobachtung. In etwas mehr als der Hälfte der Fälle erstreckt sich die Obliteration auf ein Viertel; nahezu je die Hälfte der übrigen Fälle schwankt zwischen einem Viertel und drei Vierteln, und nur ein kleiner Bruchteil liegt zwischen drei Vierteln und dem totalen Verschluß.

Die beiden Geschlechter sind an dem Vorgang in fast gleicher Weise beteiligt.

Sehr auffallend ist der Unterschied in den einzelnen Lebensaltern. Hier ergibt sich eine ausgesprochene Zunahme des obliterierenden Fortsatzes mit dem höheren Alter, wie aus folgender Uebersicht hervorgeht:

Im	1.—10.	Lebensjahr	findet	sich	die	Obliteration	in 4	pCt.
„	10.—20.	„	„	„	„	„	„ 11	„
„	20.—30.	„	„	„	„	„	„ 17	„
„	30.—40.	„	„	„	„	„	„ 25	„
„	40.—50.	„	„	„	„	„	„ 27	„
„	50.—60.	„	„	„	„	„	„ 36	„
„	60.—70.	„	„	„	„	„	„ 53	„
„	70.—80.	„	„	„	„	„	„ 58	„

Von Leuten, die über 60 Jahre alt sind, weisen also mehr als die Hälfte Obliterationsprozesse des Wurmfortsatzes auf. Bei Neugeborenen andererseits wurde die Erscheinung niemals angetroffen, und das jüngste Kind, bei welchem sie im Beginne vorhanden war, hatte ein Alter von fünf Jahren.

Nicht entfernt so typisch wie die Obliteration überhaupt ist die totale an das Alter gebunden, jedoch wurde eine solche vor dem 30. Jahre nicht beobachtet, ferner fehlte sie zufällig im fünften Dezennium ganz, am häufigsten war sie sodann zwischen dem

60.—70. Jahre. Hier waren unter 21 obliterierenden Wurmfortsätzen neun total verschlossen. Diese repräsentieren mehr als die Hälfte, da sich überhaupt außerdem nur noch sieben ganz obliterierte nachweisen ließen.

Eine weitere Beziehung ergibt sich zwischen der Länge des Processus und der Obliteration. Die längsten Wurmfortsätze von 21—15 cm zeigten sich alle durchgängig, bei 14 und 13 cm Länge fand sich je einmal beginnende Verwachsung unter je vier Objekten, bei 12 und 11 cm Länge fehlte sie. Von da ab aber ließ sich wieder eine Zunahme der Obliteration mit der Abnahme der Länge konstatieren. — Wenn wir die Individuen unter fünf Jahren, bei denen überhaupt kein Verschluß vorkam, außer Betracht lassen, so fand sich, daß

bei einer Länge von 10 cm 34 pCt.,
" " " " 9 " 18 "
" " " " 8 " 32 "
" " " " 7 " 40 "
" " " " 6 " 30 "
" " " " 5 " 70 "
" " " " 4 " 66 "
" " " " 3 " 100 "

obliteriert waren. Wenn also auch, wie die Tabelle lehrt, kein regelmäßiges Verhalten in Beziehung zur Länge des Wurmfortsatzes besteht, so läßt sich doch so viel sagen, daß im allgemeinen die kürzeren Processus häufiger Obliterationen aufweisen, als die längeren (Ribbert).

Ich habe die im Bereich des Blinddarmes und Wurmfortsatzes zu beobachtenden Erscheinungen deshalb so ausführlich schildern zu sollen geglaubt, weil es sich dabei um Organe handelt, deren häufige Erkrankungen ein schlagendes Beispiel dafür abgeben, daß solche Reste die Todesursache werden können. Zweitens wollte ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, zu zeigen, welch bedeutenden Form- und Größeschwankungen ein so typisches Rudiment, wie der Wurmfortsatz, unterworfen sein kann, und drittens schien es mir von Wichtigkeit, darauf hinzuweisen, wie der in der Regel nur in der Stammesgeschichte zu beobachtende Involutionsprozeß sich, im vorliegenden Fall, auch schon im Individuum anbahnen und so zur Erreichung gesicherterer Verhältnisse, d. h. zu einer Art von Korrektion führen kann.

Ich wende mich nun noch einmal zu jenem Abschnitt des Darmkanals, den man, wie oben schon erwähnt, als Kopfdarm bezeichnet und von dem, wie ebenfalls bereits hervorgehoben wurde, auch die Atmungsorgane ihren Ursprung nehmen. Ein Kiemenkreislauf in physiologischer Hinsicht kommt bekanntlich bei den höheren Wirbeltieren, und so auch beim Menschen, nicht mehr in Betracht, dagegen treten die anatomischen Substrate desselben, die Kiemenbögen und Kiementaschen, in embryonaler Zeit noch auf und deuten so auf kiemenatmende, in der Stammesgeschichte weit zurückliegende Vorfahren zurück. Wenn nun die Entwicklung des Menschen normal verläuft, so gewinnen die Kiemenbogen, einen Funktionswechsel eingehend, Beziehungen zum Gesichtsteil des Kopfskeletts, zu dem schallleitenden Apparat des Mittelohres, zur Bildung der Ohrmuschel, des

Zungenbeins und der Hartgebilde des Kehlkopfes. Die Kiementaschen[1]), soweit sie nicht für die Anlage gewisser Abschnitte des Gehörorganes in Betracht kommen, verschwinden und nur in Ausnahmefällen persistieren sie in Form der sogenannten „Halsfisteln", schlitzartigen Oeffnungen in der Halsgegend, welche verschieden weit nach innen vordringen oder sogar in die Rachenhöhle einmünden können. Besteht nun eine derartige Hemmungsbildung — denn um eine solche handelt es sich im vorliegenden Falle —, so ist damit beim Menschen sowie bei unseren Haustieren sehr häufig der Anstoß für die Entwicklung mannigfacher Geschwulstbildungen gegeben, wie z. B. der sogenannten branchiogenen Cysten, Chondrome und Carcinome. Subkutane Krebsgeschwülste können sich auch in Dermoiden des Halses aus abgeschnürter Darmschleimhaut entwickeln. Die angeborenen knorpelhaltigen Hautauswüchse in der Ohrengegend, am Halse, in den Mandeln, in der Parotis und Schilddrüse sind genetisch auf den ersten und zweiten Kiemenbogen zurückzuführen, während die oben erwähnten branchiogenen Tumoren, sowie Mißbildungen der verschiedensten Art von der zweiten Kiementasche abzuleiten sind.

Bei der Bildung des Harn- und Geschlechtssystems spielt jener Apparat, den man als Urniere bezeichnet, eine hervorragende Rolle. Während diese Drüse bei Fischen und Amphibien weitaus zum größten Teil noch im Dienste der Harn-Exkretion steht und nur wechselnd starke Beziehungen zu den Sexualorganen des männlichen Geschlechtes gewinnt, erfährt sie bei allen Amnioten und so auch beim Menschen in ihrem ursprünglichen Verhalten als embryonales Harnorgan sehr bedeutende Reduktionen, beziehungsweise Modifikationen. Inwieweit und in welcher Weise sie sich am Aufbau der definitiven Niere beteiligt, die man bis jetzt als Metanephros der Urniere als Mesonephros gegenüberzustellen pflegte, soll nicht diskutiert werden, da derartige Gesichtspunkte hier nicht in Betracht kommen. Dagegen muß betont werden, daß, während beim Manne ein Teil der Urniere zum Nebenhoden wird, d. h. also eine wichtige physiologische Verwendung findet, im weiblichen Geschlecht daraus der für irgend welche geschlechtliche Funktionen gänzlich gleichgültige Nebeneierstock, das Epoophoron und das Paroophoron, hervorgehen. Hierbei haben wir es nun wieder mit rudimentären Organen von ausgesprochenstem Charakter zu schaffen, welche, wie namentlich die Untersuchungen von Recklinghausens gezeigt haben, sehr häufig Veranlassung zu pathologischen Erscheinungen geben. Ich möchte hier nur an die epithelführenden Cystenbildungen in Uterusmyomen, an die Eierstockkystome und ähnliche Geschwülste erinnern, welche sich zwischen den beiden Blättern der breiten Mutterbänder und im Bereich der Scheidenwand zu entwickeln pflegen und welche, wie dies auch für die verschiedenartigsten adenomatösen Mischgeschwülste im Bereich der Muttertrompeten, des Epoophorons und des Paroophorons gilt, mit Sicherheit auf Urnierenreste, beziehungsweise auf den Wolff-Gartnerschen Gang zurückgeführt werden können. Ganz dieselben

---

[1]) Bei menschlichen Embryonen von 3—4 mm Länge sind die Kiementaschen und die denselben entsprechenden, von der äußeren Haut aus einschneidenden äußeren Kiemenfurchen am deutlichsten.

Gesichtspunkte ergeben sich auch für die beim männlichen Geschlecht persistierenden Residuen der Urniere, die man als Paradidymis ect. zu bezeichnen pflegt, und hier wie dort können cystische Bildungen auch von den sogenannten Morgagnischen Hydatiden (Appendices vesiculosae) ihren Ausgang nehmen. Ganz dasselbe gilt auch für unsere Haustiere. So findet man z. B. bei Rindern die Gartnerschen Gänge zuweilen zu wurstförmigen, fingerdicken Cystensträngen ausgedehnt. Wie die im männlichen Geschlechtsgliede hier und da auftretenden Knochengeschwülste (Osteome) zu deuten, und ob sie mit den normalen Penisknochen mancher Tiere in Parallele gestellt werden dürfen, wage ich nicht zu entscheiden[1].

Was nun den Atmungsapparat betrifft, so wäre es von hohem Interesse, die in der ganzen Reihe der Säugetiere in gewissen Phasen der Entwicklung auftretenden eigenartigen Lagebeziehungen zwischen dem Kehlkopf und dem oberen Abschnitt des Schlundkopfes, beziehungsweise dem weichen Gaumen und den Choanen, auch beim Menschen genauer zu verfolgen. Ich verweise bezüglich dieses Punktes auf den betreffenden Passus in meiner „Vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere“, V. Auflage, 1902, und will hier nur betonen, daß auch beim Menschen normalerweise in embryonaler Zeit ein derartiger Hochstand des Kehlkopfes existiert, daß der obere Rand der Epiglottis den weichen Gaumen erreicht. Ich erwähne dies deshalb, weil auf Grund dieser atavistischen Erscheinung, bei welcher es sich selbstverständlich um eine Verengerung des Luft- und Speiseweges handelt, Komplikationen bei Halskrankheiten in den ersten Lebensjahren auftreten können.

Zwischen den wahren und den falschen Stimmbändern des Menschen liegt jederseits der Eingang zu einer Bucht, welche bekanntlich als Ventriculus s. Sinus Morgagni bezeichnet wird, und in welche sich die Schleimhaut des Kehlkopfes direkt fortsetzt. Diese taschenartige Ausbuchtung, welche als letzter, spärlicher Rest von Schall- oder Resonanzsäcken, wie sie die Affen besitzen, aufzufassen ist, erstreckt sich nach außen und zugleich etwas nach vorwärts; dabei ragt sie auch mehr oder weniger weit nach aufwärts und kann sogar in seltenen Fällen den oberen Schildknorpelrand erreichen. Ja, es sind selbst Fälle bekannt geworden, wo sie die Membrana thyreoidea durchbrach und so nach außen vom Kehlkopf zu liegen kam. Dieser Ausstülpungsprozeß kann nun aber noch viel weiter gehen und ist dann mit schweren Schädigungen für das betreffende Individuum verbunden. Beim Sprechen, Husten und Pressen, kurz, bei jeder körperlichen Anstrengung, welche einen Lufteintritt in die dadurch sich aufblähende „Kehlsackbildung“ zur Folge hat, wird ein

[1]) Ein Offenbleiben des embryonalen Harnganges, des sogenannten Urachus, kann zu Cystenbildungen Veranlassung geben, allein diese Erscheinung gehört zu den sogenannten reinen Hemmungsbildungen, zu welchen z. B. auch das Offenbleiben des Ductus Botalli, des Canalis vaginalis und die in verschiedener Weise, d. h. oft nur unvollkommen erfolgende Verwachsung der Müllerschen Gänge zu rechnen ist. Ferner gehört dahin das sogenannte Meckelsche Divertikel, welches als Rest der einstigen Verbindung der Nabelblase mit dem Scheitel der primitiven Darmschlinge zu betrachten ist. In allen diesen Fällen handelt es sich um die Persistenz von embryonalen Verhältnissen, die allerdings oft zu schweren Schädigungen ihres Trägers führen können.

immer wiederkehrender Reizzustand gesetzt; es kommt zu heftigen Hustenanfällen, zu Heiserkeit, Schleimauswurf, und endlich pflegen sich die Schwierigkeiten beim Schlucken von Getränken so zu steigern, daß operativ eingegriffen werden muß.

Dieser Fall ist deshalb von besonderem Interesse, weil es sich dabei um ein rudimentäres Organ handelt, das sich seine frühere Position — bildlich gesprochen — sozusagen wieder zurückzuerobern sucht, was ihm aber nicht gelingt, weil die für seine gedeihliche Entwicklung vorauszusetzenden Verhältnisse nicht mehr existieren.

Ich wende mich nun zu den Organen des Menschen, welche, wie die vergleichende Anatomie und die Entwicklungsgeschichte lehren, im Laufe der Phylogenese ihrer ursprünglichen physiologischen Aufgabe sich entfremdet und einen Funktionswechsel eingegangen haben. Ich denke dabei zunächst an die Schild- und die Thymusdrüse (Bries, Milch, innere Brustdrüse), an die Zirbeldrüse (Epiphysis cerebri), den Hirnanhang (Hypophysis cerebri), die sogenannte Gandula carotica, die Nebennieren und an gewisse Bezirke der Nasenhöhle. Manche dieser Organe legen sich nach dem Typus einer Drüse an und sind mit ihrem Mutterboden ursprünglich durch einen Ausführungsgang verbunden. Dieser schwindet aber später wieder, so daß sich von diesem Zeitpunkt ab das erzeugte Sekret direkt in den umgebenden Lymph-, respektive Blutstrom ergießt („Innere Sekretion").

Was nun zunächst die Schilddrüse betrifft, so interessiert uns hier in erster Linie diejenige Partie derselben[1]), welche sich von der Gegend des Zungengrundes, d. h. von jener Stelle aus entwickelt, welche dem späteren Foramen coecum entspricht. Der von hier ausgehende epitheliale Gang kann auch beim erwachsenen Menschen noch auf einige Centimeter sondierbar bleiben und weist dadurch auf das primitive Verhalten der Schilddrüse jener Fische zurück, wo das Organ während des ganzen Larvenzustandes mit dem Kopfdarmlumen in offener Kommunikation steht und nach Art einer Speichel- oder Schleimdrüse sein Sekret in das Cavum oro-pharyngeale entleert (Ammocoetes, Querder)[2]).

Beim Menschen, wie überhaupt bei allen Säugern, bildet sich nun jener Ductus thyreo-glossus in nachembryonaler Zeit normalerweise entweder gänzlich zurück, oder er erhält sich in umgebildetem Zustande als sogenanntes mittleres Horn oder mittlerer Lappen der Schilddrüse. Er kann dabei einheitlich bleiben, oder Abschnürungen in mehrere übereinander liegende Bläschen erfahren (Bursa suprahyoidea, praehyoidea ect.). Kurz, das Organ geht nicht nur ganz bedeutende strukturelle Veränderungen ein, sondern wächst zu einem großen außerordentlich blutreichen Organ aus, welches nach

---

[1]) Es ist dies der sogenannte unpaare Abschnitt des Organs. Der paarige Teil, d. h. die Seitenlappen, entsteht im Bereich des hintersten Abschnittes vom Kiemenskelett und zwar durch Abschnürung des unteren, neben dem Kehlkopfeingang liegenden Teiles vom primären Rachenboden. Also handelt es sich auch hier wieder um ein Gebilde von epithelialer Natur. Später rücken die Seitenanlagen und das Mittelstück zusammen.

[2]) Es wäre vom allergrößten Interesse, die chemische Beschaffenheit des Sekretes der noch mit einem offenen Ausführungsgang versehenen Schilddrüse mit den chemischen Verhältnissen des umgebildeten Organes zu vergleichen!

neueren Erfahrungen von hoher Bedeutung ist für das körperliche und geistige Wohlbefinden seines Besitzers.

Vor allem handelt es sich um wichtige Beziehungen zu den nervösen Zentralorganen, denn nach Exstirpation des Organs beobachtet man bei Tieren die allerverschiedensten, auf schwere nervöse Störungen hinweisenden Erscheinungen, wie z. B. Idiotismus[1]), Muskelzuckungen, tetanische, ataktische, apathische, klonische, epileptiforme Zustände, ferner Schluck-, Zirkulations- und Atmungsstörungen (Cachexia strumipriva). — Dabei ist zu bemerken, daß sich verschiedene Tierklassen gegen die Exstirpation der Schilddrüse verschieden verhalten.

Daß es sich bei der Funktion der Schilddrüse um die Produktion eines jodhaltigen Eiweißstoffes handelt, hat E. Baumann nachgewiesen, allein man hat bis jetzt keinen befriedigenden Einblick in die physiologische Bedeutung jenes Stoffes. Ferner ist auch die Behauptung, daß das Organ die Aufgabe habe, dem Blute Stoffe zu entziehen, die dem Nervensystem schädlich seien, noch sehr der Diskussion fähig. Beachtenswert ist immerhin die außerordentlich starke Blutversorgung der Drüse; sie übertrifft sogar diejenige des Gehirns oder kann ihr wenigstens gleichkommen.

Es liegt also bei der Schilddrüse offenbar ein Funktionswechsel vor, und dies gilt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, auch für die Gl. thymus. Bei Säugetieren und speziell beim Menschen entsteht dieselbe als ein ursprünglich hohles Gebilde vornehmlich aus dem Epithel der dritten Kiementasche, doch beteiligt sich daran auch die vierte und zum Teil auch noch die zweite.

Soweit ähnelt die Thymus in ihrer ersten Anlage einer rudimentären Drüse, später aber verliert sie diesen Charakter dadurch, daß durch das Auftreten lymphoider Zellen eine tiefgreifende gewebliche Aenderung ihrer ganzen Struktur auftritt, und dadurch wird ihre physiologische Deutung noch mehr erschwert. Gegen Ende des zweiten Lebensjahres steht das, seiner größten Ausdehnung nach hinter dem Sternum, d. h. ventral vom Herzen und seinen großen Gefäßen liegende Organ beim Menschen auf der Höhe seiner Entwicklung und geht nun zum größten Teil einer regressiven Metamorphose entgegen; allein bis ins höchste Greisenalter trifft man epitheliale, lymphoide und fettige Reste.

Alles in allem erwogen, vermögen wir uns vorderhand über die der Glandula thyreoidea und thymus zu Grunde liegende ursprüngliche Bedeutung noch keine befriedigende Vorstellung zu machen, wohl aber besitzen wir über die Ontogenie beider Organe sehr genaue Kenntnisse. Diese hier bis in die einzelnsten Details zu verfolgen, liegt nicht im Plane dieser Schrift, und es mag genügen, an der Hand obiger Mitteilungen folgende Punkte nochmals in das richtige Licht zu rücken. Schilddrüse sowohl als Thymusdrüse entstehen aus einem Abschnitte des Kopfdarmes, von dem aus der Respirationsapparat wasserlebender Tiere seine Entstehung nimmt. Wenn es nun auch bei den höheren Wirbeltieren, wie beim Menschen an jener Stelle niemals mehr zu einem wirklich funktionierenden Kiemenapparat kommt,

[1]) Auch bei Hunden und Pferden wird bei Kropfbildungen zuweilen Blödsinnigkeit beobachtet.

so sehen wir, wie bereits erwähnt, dennoch auch hier noch Kiemenbogen und Kiementaschen auftreten und erkennen, daß das entodermale, branchiale Zellmaterial der letzteren zum Aufbau der Glandula thyreoidea und thymus dient.

Ein typischerer Funktionswechsel kann kaum gedacht werden, und wenn wir dies erwägen und bedenken, welche tiefeingreifenden Prozesse sich hierbei nach der anatomischen wie nach der physiologischen Seite hin namentlich bei der Schilddrüse abgespielt haben müssen, mit anderen Worten: wie das letztgenannte Organ eine früher offenbar spezialisiertere Funktion aufgegeben hat, um in hochwichtige, physiologische Beziehungen zum Gesamtorganismus zu treten, so ist, meine ich, die Frage sehr berechtigt, ob nicht die außerordentlich zahlreichen Form- und Größenschwankungen, sowie die sehr große Neigung zu den verschiedensten Erkrankungen, vor allem zum großen Teil auf jene phylogenetische Sturm- und Drangperiode zurückgeführt werden können? —

Ich beabsichtige nun nicht etwa, alle Erkrankungsmöglichkeiten hier aufzuzählen und will nur einige wenige Beispiele herausgreifen. Zunächst möchte ich an die flimmernden und nichtflimmernden Cysten des Ductus thyreo-glossus und der Zungenwurzel erinnern und hinzufügen, daß auch von der Thymus genetisch auf die dritte Kiementasche zurückzuführende Cystenbildungen und Dermoide ausgehen können, welche im betreffenden Fall in den vorderen Mediastinalraum zu liegen kommen. Die Pathologie lehrt ferner, daß sich aus abirrenden Schilddrüsenkeimen wirkliche Adenome, Sarkome und Carcinome[1]) entwickeln können, zu welch letzteren übrigens auch die kongenitalen Formen des Kropfes Veranlassung geben können.

Die allerhäufigste Erkrankungsform der Schilddrüse wird bekanntlich als Kropf bezeichnet, und dies gilt nicht nur für den Menschen, sondern auch für alle Haussäugetiere. Am häufigsten findet er sich bei Hunden, Schafen und Ziegen, ab und zu auch beim Pferde, seltener bei Rindern, Schweinen und Katzen. Häufig[2]), wie z. B. bei Hunden, ist der Kropf schon angeboren, ja die embryonale Anlage kann solche Dimensionen erreichen, daß die Kropfgeschwulst ein Geburtshindernis abgibt oder die Tiere infolge der auf Schlund und Luftröhre einwirkenden Schnürung ersticken. Diese Anlagen vererben sich sehr leicht.

Ob beim Auftreten von Kropfbildungen unter anderem auch die Domestikation eine Rolle spielt, vermag ich nicht zu entscheiden, da mir einschlägige Fälle von niederen Menschenrassen und in der Freiheit lebenden Tieren nicht bekannt geworden sind. Auch fehlen mir Erfahrungen darüber, ob strumatöse Entartungen der Schilddrüse sich auf die Säugetiere beschränken, oder ob etwas derartiges auch in den andern Klassen der Vertebraten vorkommt. Zum Schluß will ich nur noch der Neigung der Schilddrüse zu prämaturer und seniler, mehr oder weniger hochgradiger Atrophie gedenken.

---

[1]) Diese „malignen" Strumen werden sehr häufig auch bei Hunden beobachtet. Nach einer Statistik von Casper betrafen von 48 beobachteten Carcinomen 17 die Schilddrüse (= 35 pCt.).

[2]) Nach Zschokke leiden 30—40 pCt. der alten Hunde an erworbenem Kropf.

Im folgenden soll nun von jenen Anhangsorganen des Gehirnes, die man als Epiphysis und Hypophysis bezeichnet, die Rede sein. Was die erstere beziehungsweise den Pinealapparat im weiteren Sinne betrifft, so stellt dieses Gebilde bekanntlich den letzten Rest einer in ihrem Bau an ein Sinnesorgan (unpaares Sehorgan) erinnernden Einrichtung dar, welcher man in mehr oder weniger deutlichen Spuren durch die ganze Wirbeltierreihe hindurch begegnet. Die Antwort auf die Frage nach der Urgeschichte des Hirnanhanges ist noch keineswegs spruchreif, und es kommt auch im vorliegenden Falle hierauf weniger an, als vielmehr auf die Tatsache, daß sowohl von der Epiphyse als von der Hypophyse Tumoren ihren Ausgang nehmen können.

Dabei spielen cystische Entartungen, Adenome und Sarkome eine Rolle, und letztere können mit gewissen Geschwulstbildungen der Schilddrüse viele Aehnlichkeit besitzen. Was speziell die pathologischen Veränderungen der Zirbeldrüse betrifft, so bestehen sie außer den bereits erwähnten cystischen Entartungen am häufigsten in Vermehrung des „Hirnsandes" (Bildung von Psammomen), sowie in hyperblastischen Vergrößerungen, welche häufig als „angeborene Entwicklungsanomalien" anzusehen sind.

Nicht weniger dunkel als die Urgeschichte der Hypophyse ist diejenige der Carotisdrüse, sowie der in gewisser Beziehung verwandten Nebenniere, und nur das eine steht fest, daß es sich dabei nicht schlechtweg um rudimentäre Bildungen, sondern um Organe handelt, die offenbar, wie die Schild- und Thymusdrüse, einen Funktionswechsel eingegangen haben. Welcher Art aber derselbe gewesen sein mag, läßt sich vorläufig nicht einmal ahnen, geschweige denn sicher feststellen.

Von der Carotisdrüse sowohl wie von der Nebenniere, und zwar namentlich von verschleppten Keimen der letzteren, die in die Niere eingeschlossen sein können, gehen häufig Geschwulstbildungen aus; auch neigt die Nebenniere nicht selten zu käsiger Degeneration, welche unter chronisch entzündlichen Prozessen verlaufen und mit Tuberkulose kombiniert sein kann. Auch bei unseren Haustieren, wie z. B. beim Pferd, kommen fettige Degeneration, Colloidcysten, Adenocarcinome und Berstungen der Nebennieren vor.

Aus der Carotisdrüse können Endotheliome beziehungsweise Angiosarkome entstehen.

Was nun das menschliche Geruchsorgan anbelangt, so kann über die dabei sich abspielenden Rückbildungsprozesse kein Zweifel existieren. Dieselben betreffen nicht nur die zentrale, cerebrale Riechsphäre, sondern auch das periphere Gebiet mit der spärlichen Oberflächenentfaltung der Riechschleimhaut und den, sogar ontogenetisch noch nachweisbaren, also gleichsam noch unter unseren Augen sich vollziehenden regressiven Vorgängen, welche in einer stetig fortschreitenden Beschränkung der Zahl der Riechmuscheln ihren Ausdruck finden.

Nun könnte man erwarten, daß wir gerade an jenen Stellen, wo es sich um rudimentäre Muscheln, beziehungsweise um Anlagen von solchen in embryonaler Zeit handelt, am häufigsten Erkrankungen begegnen würden. Dies ist aber nicht der Fall, wohl aber nimmt

jenes große Gebilde, das man als untere Muschel (Maxilloturbinale) bezeichnet, und das, zum erstenmal bei Amphibien auftretend, als älteste Nasenmuschel zu betrachten ist, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Durch die Tatsache, daß die untere Muschel bei Amphibien sowie auch bei Reptilien und Vögeln noch von Sinnesepithel überzogen ist, fällt sie in funktioneller Richtung unter den Gesichtspunkt einer Oberflächenvergrößerung der Geruchschleimhaut. Erst bei Säugern, und so auch beim Menschen, kommt es unter gleichzeitiger Entfaltung des Siebbeinlabyrinths zur Anlage weiterer Muscheln („Riechwülste", Schwalbe), welche zum Teil von der Riechschleimhaut überzogen sind und die für den Riechakt um so wichtiger werden, als die untere Muschel demselben gänzlich entfremdet und unter bedeutenden Form- und Volumveränderungen andern physiologischen Aufgaben dienstbar gemacht wird.

Während also die untere Muschel des Riechepithels verlustig geht, wird sie nun reichlich von einem andern Nerven, nämlich dem Trigeminus versorgt und bildet sich zu einem Luftfilter, einem Erwärmungs- und zu einem Spür- oder Witterungsorgan um, welches vielleicht auch dazu dient, die Temperatur- und Feuchtigkeitsgrade, sowie die chemischen Eigenschaften der Luft zu prüfen. Kurz, wir befinden uns auch hier wieder dem Beispiel eines Funktionswechsels gegenüber, und wie in den übrigen, in dieselbe Kategorie gehörigen Fällen, so spielen sich auch im vorliegenden eine ganze Reihe von pathologischen Erscheinungen ab, Erscheinungen, deren Bekämpfung sich die praktische Rhinologie zur Aufgabe stellt. Ich erinnere hier nur an die zahlreichen chirurgischen Eingriffe, welche durch die so ungemein häufig auftretende temporäre Schwellung[1]) und Hypertrophie der wie typisches erektiles Gewebe sich verhaltenden Venenmassen im Bereich der Maxilloturbinale notwendig werden.

Ich benütze die Gelegenheit, hier auch an die häufigen Erkrankungen der Rachentonsille[2]) und die von ihr nicht selten ausgehenden bösartigen Geschwülste, sowie auch an die juvenilen Nasenrachenfibrome zu erinnern, welche von der Fibrocartilago basilaris auszugehen pflegen. Wenn wir auch bis jetzt noch keinen befriedigenden Einblick in die Urgeschichte der Tonsilla und Bursa pharyngea besitzen, so ist dabei doch immer im Auge zu behalten, daß sie an jener Stelle der Schädelbasis ihre Entstehung nehmen, wo sich im Laufe der Stammesgeschichte eine ganze Reihe von Veränderungen und Umbildungen vollzogen haben. Ich erwähne nur die Anlage der benachbarten Hypophysis cerebri, die oft lange dauernde Persistenz des Canalis craniopharyngeus, die von der Chorda dorsalis durchsetzte, ventral von der eigentlichen Schädelbasis liegende Fibrocartilago basilaris (vergleiche Froriep, Killian) und endlich die zuweilen an jener Stelle von den Chordaresten ausgehenden Tumoren (Chordome).

Die Berechtigung, auch die Brustdrüse zu den Organen zu rechnen, welche im Laufe der Stammesgeschichte einen Funktionswechsel durchgemacht haben, wird vielleicht nicht von allen Seiten

[1]) Wie das typische erektile Gewebe, so können auch die Venenmassen der unteren Muschel auf die verschiedenste Weise reflektorisch beeinflußt werden. Es kann aber dabei auch zu bösartigen Neubildungen kommen.

[2]) Gilt auch für die Gaumentonsillen.

anerkannt werden, allein immerhin darf ich daran erinnern, daß das Mammarorgan in phylogenetischer Hinsicht aus einem Aggregat von Hautdrüsen hervorgegangen zu denken ist. Ob es sich dabei ursprünglich um Talg- oder, was viel wahrscheinlicher ist, um Schweißdrüsen gehandelt hat, ist für die uns beschäftigende Frage ziemlich gleichgültig. In jedem Fall steht die Tatsache fest, daß ein Teil jener Drüsenapparate, welche früher nur in physiologischen Beziehungen zur Körperbedeckung standen, oder nebenbei vielleicht auch für die Erzeugung gewisser Riechstoffe dienten, tiefgreifende Umgestaltungen erfuhr, welche zur Herausbildung eines für das Fortpflanzungsgeschäft hochwichtigen Ernährungsorganes führten. Diese Umbildung erhellt nicht nur aus entwicklungsgeschichtlichen (histogenetischen) Tatsachen, sondern läßt sich auch dadurch erweisen, daß potentiell Mammarorgane an jeder beliebigen Hautstelle entstehen können, und wenn sie in Wirklichkeit auf die ventrale Rumpfseite beschränkt sind, so beruht dies eben auf einer Anpassung an die Art der Fortbewegung und Nahrungsaufnahme, sowie namentlich an eine möglichst günstige Brutpflege.

Wie groß die Veränderungen sind, welche sich im Laufe der Generationen bei den Vorfahren des Menschen beim Werdeprozeß jenes wichtigen Apparates abgespielt haben, beweist der Umstand, daß sich bei jedem menschlichen Embryo heute noch eine viel größere Zahl von Milchdrüsen anlegen, als später zur Ausbildung kommen. Mit anderen Worten: es besteht in der Ontogenese des Menschen stets eine normale Hyperthelie, und auf Grund dessen erscheint es nur natürlich, daß dann und wann außer der Hauptdrüse auch jene anderen Anlagen sich weiter entwickeln und zu „überzähligen“ Brüsten oder Zitzen sich entfalten können.

Auf die einzelnen entwicklungsgeschichtlichen Details kann hier nicht eingegangen werden, und es ist dies um so weniger notwendig, als die obigen Mitteilungen vollkommen genügen, um daraus zwei wichtige Ergebnisse ableiten zu können. Erstens einmal die Tatsache zahlreicher und wichtiger Umwandlungen, die das Mammarorgan nach seinem Bau und seiner Funktion erfahren hat, und zweitens ein successiver Rückgang in der Zahl der heute noch zur Ausbildung kommenden Organe. Und — möchte ich gleich fragen — hat es bei diesem Reduktionsvorgang jetzt sein Bewenden und darf die Brustdrüse in ihrem jetzigen Zustand beim Kulturmenschen als gut und sicher fixiert gelten? — Ich glaube dies auf das entschiedenste verneinen zu sollen und bin in der Lage, mich dabei auf gewichtige Autoritäten stützen zu können. In den Kreisen der Gynäkologen kennt man nämlich sehr wohl den allmählichen und sehr häufig erblich übertragenen Rückgang der Stillungsfähigkeit, und die Erklärung hierfür kann meiner Ansicht nach nicht zweifelhaft sein. Das Organ unterliegt dem Einflusse der Domestikation, und auf diesen sind wenigstens zum Teil jene überaus zahlreichen Fälle zurückzuführen, wo es sich um eine unvollkommene Ausbildung der Zitze handelt. Unter denselben Gesichtspunkt fallen auch die großen Schwankungen, denen das gesamte Organ sowohl in struktureller Beziehung, wie in seinen äußeren Form-, Lage- und Größenverhältnissen unterliegt. Es wäre von hohem Interesse, dieses Verhalten der

Milchdrüse bei Kulturrassen mit den Befunden bei wilden Volksstämmen, wo die Domestikation noch wenig oder gar nicht in Frage kommt, zu vergleichen, also zu untersuchen, ob auch hier schon Mikromazie und Amazie (Amazonen!) zur Beobachtung kommen. Sollten niedere Volksstämme hierin noch günstigere Verhältnisse aufweisen, woran ich nicht zweifle, so würde sich daraus eine bemerkenswerte Parallele mit den Befunden ergeben, zu welchen wir bei der Vergleichung des Gebisses verschiedener Völkerrassen gelangt sind.

In richtiger Erwägung obiger Tatsachen ist gewiß die Frage erlaubt, ob die ungemein große Neigung des Mammarorgans zu Erkrankungen, wie namentlich zu Tumorenbildungen aller Art, nicht mit jenen zwei oben namhaft gemachten Tatsachen in ätiologische Verbindung gebracht werden darf?[1]) Ich möchte dabei auch daran erinnern, daß zwischen Stamm (Phylum) und Individuum insofern eine Parallele vorliegt, als für das Auftreten von Geschwülsten, wie namentlich von Carcinomen das Klimakterium mit der damit eintretenden Rückbildung des ganzen Sexualapparates und der Mamma weitaus am meisten in Betracht kommt. In Uebereinstimmung damit wird von allen Autoren das Alter zwischen 40 und 60 Jahren als besonders prädisponierend bezeichnet[2]).

Wie verhält es sich nun mit jenen Organen, welche sich in fortschrittlicher Entwicklung befinden, also z. B. mit dem Gehirn, der Hand, der Vorderarm-, Daumen- und mimischen Muskulatur, den Werkzeugen der artikulierten Sprache, sowie endlich mit gewissen Einrichtungen, die auf die Konsolidierung der unteren Gliedmasse als eines Stütz- und Gehwerkzeuges gerichtet sind? — Ich denke dabei an die Gesäß- und die hohe Wadenmuskulatur, an gewisse Partien des Fußskelettes und an das sekundäre Auswachsen des äußeren Knöchels.

[1]) Beim Manne finden sich Fibromyome an der Brustdrüse häufiger als bei der Frau, bei letzterer dagegen zirka 50mal häufiger Carcinome. Geschwulstbildungen an „überzähligen" Brustdrüsen kommen hie und da vor.

[2]) In Erwägung der Tatsache, daß bei Hunden $^3/_4$ aller Carcinome der äußeren Bedeckungen die Milchdrüse betreffen, wird für dieses Tier das oben namhaft gemachte disponierende Moment einer regressiven Metamorphose des Organs auszuschließen sein. Die an die phylogenetische Entwicklung (Umwandlung) geknüpften Betrachtungen bleiben aber natürlich auch hier in Kraft und sie erhalten dadurch eine weitere Beleuchtung, daß, genau so wie beim Menschen, auch beim Hunde die Neigung zu Tumorenbildungen in der Mamma mit dem Alter zunimmt, denn bei Tieren in den ersten zwei Lebensjahren kommen dieselben überhaupt noch nicht vor. Dies mag zum Teil auch die Seltenheit ihres Auftretens bei Rindern und Schweinen, welche bekanntlich verhältnismäßig jung geschlachtet werden, erklären.

Immerhin ist, wie Casper sehr richtig bemerkt, wohl zu beachten, daß, wie die Zahlen der topographischen Statistik ausweisen, die Verhältnisse bei Tieren wesentlich anders liegen als beim Menschen. Dies gilt vor allem für die bei letzterem auftretenden Carcinome des Magens, des Uterus, der Lippen. Nach einer Statistik von Virchow kommen auf 100 Fälle von Carcinomen 34,9 Krebse des Magens, 18,5 Krebse des Uterus und der Scheide und 4,9 Carcinome der Lippen. Bei den Tieren dagegen gehört das Carcinom des Magens zu den allergrößten Seltenheiten; so wurde bei den zu Krebsbildungen außerordentlich stark disponierten Hunden bis jetzt nur ein einziger einwandsfreier Fall von

Auch diese Organe befinden sich, worauf ich früher schon ausdrücklich verwiesen habe, in einem labilen Zustand, d. h. in einer Art von Uebergangsperiode, ohne daß es noch zu einer innerlichen Festigung gekommen ist.

Im Gegensatz jedoch zu den in regressiver Metamorphose befindlichen Bildungen unseres Körpers vermögen wir bei ihnen keine ausgesprochene Neigung zu pathologischen Veränderungen zu konstatieren. Dies muß seinen bestimmten Grund haben, und derselbe liegt zweifellos darin, daß wir es bei den fortschrittlichen Organen und Organteilen mit Anpassungserscheinungen zu schaffen haben, welche im Interesse des heutigen und werdenden Menschen zur stetigen Entwicklung und weiteren Entfaltung berufen sind.

Bei alledem ist aber nicht zu vergessen, daß der Fortschritt ebensogut wie die rückschreitende Entwicklung verhängnisvoll werden kann! Daß der intellektuelle Fortschritt an ein gewisses Volumsverhältnis des Gehirnes gebunden ist, steht fest, und ebenso, daß dadurch eine bestimmte Kopfgröße bedingt wird, die sich gerade in der Spezies homo schon in der Embryonalzeit in hervorragender Weise bemerklich macht. Zuweilen muß dies nun die Mutter bekanntlich mit dem Leben bezahlen und müßte dies noch öfters, wenn die Domestikation (Geburtshülfe) nicht helfend, korrigierend eingreifen würde. Ich brauche wohl kaum auf die Parallele zu verweisen, die hierin mit unseren Haustieren besteht, und es wäre vom höchsten Interesse, die Forschungen in dieser Richtung auch noch weiterhin auf niedere, wilde Menschenrassen auszudehnen. Anfänge dazu sind erfreulicherweise bereits gemacht und sie haben zu dem Resultat geführt, daß die sexuellen Beckendifferenzen um so weniger hervortreten, auf je niedrigerer Entwicklungsstufe der betreffende Volksstamm steht. Es verhält sich also damit, wie bei der kaukasischen Rasse in der Ontogenese, wo auch beim Kind von Geschlechtsdifferenzen des Beckens noch nichts wahrgenommen wird, und dieses indifferente Stadium pflegt ja bekanntlich bis zu den Jahren der Geschlechtsreife anzudauern.

Allgemeine Betrachtungen.

In den vorstehenden Ausführungen habe ich zu zeigen versucht, daß es sich bei den sogenannten rudimentären Organen, entgegen der gewöhnlichen Annahme, häufig nicht um etwas Nebensächliches, Unnötiges oder Ueberflüssiges, sondern um einen Faktor handelt, der auf das Wohl und Wehe des Trägers vom größten Einfluß werden kann.

Angesichts dieser Tatsache, über welche auf Grund der zahlreichen, oben mitgeteilten Beispiele wohl kein Zweifel existieren kann, liegt nun die Frage nahe genug: wie konnten sich Reste von Organen erhalten, welche, obgleich sie bereits in Rückbildung begriffen sind, durch die von ihnen ausgehenden krankhaften Affektionen Leben und

---

Magenkrebs festgestellt, und auch die Carcinome des Uterus, der Vagina und der Lippen sind bei Tieren äußerst selten. Um so häufiger bilden die Nieren, die Mamma, die Kieferhöhlen, die Schilddrüse, der Hoden, die äußeren Geschlechtsorgane und die äußere Haut den Sitz für das primäre Carcinom.

Gesundheit eventuell in Frage stellen? — Warum sind sie nicht längst schon in einem Zustand der Indifferenz angelangt und dadurch schadlos geworden, oder endlich, warum haben sie nicht bereits eine gänzliche Ausmerzung erfahren? — Dies sollte man doch vom Standpunkte der natürlichen Zuchtwahl aus erwarten dürfen.

Bevor ich nun jene Frage zu beantworten versuche, sei es mir gestattet, etwas weiter auszuholen und zunächst festzustellen, daß trotz des allmählichen Abwärtsgleitens jener Organe und trotzdem, daß sich dieselben in der „Minus-Variation" befinden, eine Ausschaltung derselben durch Personalselektion in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist. Nicht zu erwarten, obgleich sich jene Organe und Organteile den neuen Lebensbedingungen, unter deren Einfluß der Mensch das geworden ist, was er heutzutage ist, sozusagen nicht in der richtigen Weise angepaßt haben. Mit anderen Worten: jene Elemente haben mit der stammesgeschichtlichen Entwicklungsstufe der Art als solcher sozusagen nicht gleichen Schritt gehalten. Infolgedessen, d. h. aus Mangel an günstigen Korrelationsverhältnissen, kommt es zuweilen zu störenden Beeinflussungen des Gesamtorganismus, der sich jener Rudimente noch nicht entledigt hat, obgleich sie im gegebenen Falle keine Existenzberechtigung mehr besitzen, insofern die Verhältnisse, die sie zur Voraussetzung haben, nicht mehr existieren, oder mehr oder weniger große Veränderungen erlitten haben. Sie lassen sich mit alten Leuten vergleichen, die die heutige Welt nicht mehr verstehen und die sich ähnlich wie die, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gutartigen und bösartigen rudimentären Organe in zwei Gruppen unterscheiden lassen. Die eine Gruppe umfaßt solche Individuen, die einfach nicht mehr „mitkommen", über deren harmloses seniles Gebahren die menschliche Gesellschaft nur lächelnd den Kopf schüttelt und stillschweigend zur Tagesordnung übergeht. Zur zweiten Gruppe gehören solche Persönlichkeiten, deren aggressives Naturell sie dazu führt, einer gesunden fortschrittlichen Entwicklung einen starren, feindlichen, ja sogar, je nach Maßgabe ihrer sozialen Stellung, einen schädigenden Eigensinn entgegenzusetzen. Wie nun im letzteren Fall die Gesellschaft unter solchen Einflüssen eine Störung erfahren kann, so gilt dies genau auch für jene Fälle, wo die aus der Vorväter Zeit stammenden Residuen unseres Körpers noch vitale Energie genug besitzen, um den funktionellen Gleichgewichtszustand der Lebensprozesse hemmend beeinflussen zu können.

Ich möchte nun den Prozeß, welcher sich zwischen jenen Organresten und dem Gesamtkörper, also dem Individuum, abspielt, nicht sowohl als einen letzten Kampf ums Dasein bezeichnen, sondern das passive, zähe Beharrungsvermögen, das jenen alten Resten eigen ist, also diesen passiven Widerstand als das Ausschlaggebende betonen. Ganz anders aber wird sich die Situation gestalten, sobald jene Elemente, ihre neutrale Stellung aufgebend, eine gewisse Variationsbreite überschritten haben, wo sie also, nach Analogie gewisser Tumoren, welche bekanntlich jahrelang stationär bleiben können, bevor sie Fortschritte machen, auf Grund bestimmt gerichteter, potentieller Wachstumsenergie den Gesamtorganismus zu Grunde richten.

Wie aber ein solcher Prozeß, welcher sich im Individuum abspielt, die Art, im vorliegenden Falle also die Spezies homo, in

ihrer Existenz nicht gefährdet, so kann auch bei dem zwischen jenen Rudimenten und dem Stamm als solchem sich abspielenden Prozeß der Ausgang nicht zweifelhaft sein.

Damit aber komme ich auf die schon früher aufgeworfene Frage zurück, wieso es möglich ist, daß jene aus frühen phylogenetischen Entwicklungsstufen von Generation zu Generation fortvererbten Elemente nicht längst schon ausgemerzt wurden? — Die Antwort darauf habe ich eigentlich bereits gegeben, indem ich soeben betonte, daß die Fortdauer der Art unter jenen Einflüssen nicht in Frage gestellt sei. Wäre sie das, so wären jene Organe längst verschwunden, sie sind es aber deswegen nicht, weil die Selektion eben nur insoweit sich betätigt, als dies zur Erhaltung der Art notwendig ist. Mit anderen Worten: wenn auch häufig genug der Tod des einzelnen Individuums auf Konto der phylogenetischen Entwicklung zu setzen ist, so sind doch die aus letzterer resultierenden Relikte offenbar deshalb nicht von ausschlaggebender Bedeutung, weil sie für die Kardinalfrage jeglichen Bions, nämlich für eine gesicherte Fortpflanzung, nicht in Frage kommen.

Zu Gunsten dieser Auffassung sprechen auch noch verschiedene andere Momente. Erstens treten die, genetisch auf jene rudimentären Organe zurückführbaren krankhaften Affektionen häufig erst in späteren Lebensjahren, also zu einer Zeit auf, wo das Fortpflanzungsgeschäft in der Regel keine Rolle mehr spielt, und damit ist ja die wichtigste Handhabe genommen, womit die Selektion arbeiten kann. Zweitens ist zu bedenken, daß keineswegs alle krankhaften Veränderungen (ich erinnere noch einmal an den Wegfall der lateralen oberen Schneidezähne und an das Verhalten des Weisheitszahnes) so bösartiger Natur und von so bestimmendem Einfluß für das allgemeine Wohlbefinden sind, daß dadurch die Existenz des Individuums in Frage gestellt wird. Endlich sind auch die Einwirkungen therapeutischer Eingriffe, kurz, die verschiedenartigsten Einflüsse der Domestikation, welche ja häufig genug eine bedeutsame Rolle spielt, in Betracht zu ziehen. Von diesem Gesichtspunkte aus wäre es von großem Interesse, einschlägige statistische Erhebungen an wilden Tieren und niederen Völkerstämmen anzustellen, bei welchen Kultur und Domestikation noch auszuschließen sind. Es wäre dabei selbstverständlich nicht allein auf das Verhalten der regressiven, sondern auch der einem Funktionswechsel unterliegenden, sowie der progressiven Organe zu achten, obgleich bei der letztgenannten Gruppe eine Coinzidenz mit Neigung zu pathologischen Prozessen, wie bereits ausgeführt wurde, viel seltener zu erwarten steht.

So wird sich also der Schluß ergeben, daß diejenigen Individuen, bei welchen die bekanntlich nach Zahl und Ausbildung den größten Schwankungen unterliegenden rudimentären Organe die geringste vitale (Wachstums-)Energie bewahrt haben, d. h. wo sie im Keime durch Germinalselektion zeitlich bereits am weitesten zurückgedrängt sind, eine gesichertere, bevorzugtere Stellung einnehmen.

Ich hoffe, es ist mir gelungen, zu zeigen, daß gewisse rudimentäre Organe häufiger Veranlassung zu pathologischen Erscheinungen geben als andere, und ich erinnere in dieser Hinsicht noch einmal an den Wurmfortsatz, an die verschiedenen Prozesse krankhafter Natur, die

sich in der Steiß- und Kreuzbeingegend abspielen, an die Reste des Urnierensystems und endlich an den Weisheitszahn. Könnten diese Verhältnisse bei den einzelnen Individuen im voraus erkannt und nach ihrer Plus- oder Minusvariation sicher beurteilt werden, so wäre man in der Lage, durch künstliche Auslese, d. h. Ausschaltung der eine Plusvariation schädlicher Anlagen besitzenden Individuen beim Kreuzungsprozeß, eine Menschengruppe zu züchten, bei welcher die betreffenden Determinanten im Keim auf ein Minimum reduziert werden, und wo sie schließlich als physiologisch bestimmende Faktoren gar nicht mehr in Betracht kämen.

Nach der Weismannschen Lehre würde unter solchen Umständen Personalselektion über den germinalen Variationsrichtungen wachen und dieselben, weil sie Selektionswert besitzen, ausmerzen, allein diese künstliche Ueberwachung erscheint unnötig, weil, wie gezeigt wurde, jene schädigenden Einflüsse den Fortbestand der Art nicht gefährden.

Ob und inwieweit aber eine auf natürlichem Wege im Laufe der Menschengenerationen erfolgende Eliminierung jener rebellischen Determinanten in Aussicht steht, ob einmal zu erwarten ist, daß das Keimplasma, vor solchen Abirrungen seiner Determinanten geschützt, zuletzt gar nicht mehr von dem richtigen Weg abweichen wird, ist schwer zu entscheiden. Wahrscheinlich dünkt mir dies nicht, denn so weit wir bis jetzt zu urteilen vermögen, ist der menschliche Körper fortdauernd sozusagen im Flusse begriffen, und auf Grund dessen müssen wir immer die Möglichkeit offen lassen, daß auch Organe, die wir heute für „gut fixiert" halten, und welche für Gleichgewichtsstörungen für jetzt noch nicht in Betracht kommen, späteren Schwankungen, sei es nach auf- oder abwärts, unterliegen können. So ist also immerhin damit zu rechnen, daß das Kräftespiel sich in Richtungen betätigen kann, die wir vorläufig noch nicht zu überschauen imstande sind. Daß es dabei wohl auch an Ueberraschungen nicht fehlen wird, will ich nur durch ein Beispiel zeigen.

Ich habe in meiner Schrift über den „Bau des Menschen" darauf hingewiesen, daß es sich am äußeren (fibularen) Fußrand um einen Rückbildungsprozeß handelt, wobei das zweite und dritte Glied der vierten und namentlich der fünften Zehe häufig zu einem einzigen Stück verschmelzen.

Nun hat sich bekanntlich ganz derselbe Vorgang längst schon auch an der ersten Zehe, wie auch am Daumen abgespielt, bei welchen das zweite Glied ebenfalls aus der Verschmelzung von zwei Phalangen hervorgegangen zu denken ist. Dies beweisen nicht nur die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie, sondern es wird dies auch durch die Tatsache außer allen Zweifel gestellt, daß dann und wann auch noch am menschlichen Daumen das als Rückschlagserscheinung zu deutende Auftreten von drei Gliedern (Phalangen) zu konstatieren ist.

Wenn man nun erwägt, daß wir es bei allen jenen Verschmelzungsvorgängen mit einem Abwärtsgleiten des betreffenden Organs auf seiner phyletischen Entwicklungsstufe zu schaffen haben, so sollte man, wie dies ja auch im allgemeinen für die in der Minusvariation befindlichen Elemente zutrifft, erwarten, daß es von dem einmal eingeschlagenen Wege keine Umkehr („reversion") mehr geben könne. Um so mehr

muß es überraschen, daß dies bei dem Großzehenstrahl doch der Fall ist, insofern derselbe in funktioneller Anpassung an die Aufgaben des Fußskelettes als eines Stütz- und Gehwerkzeuges eben jene gewaltige sekundäre Fortbildung erfahren hat, wie sie für die Spezies homo geradezu als spezifisch bezeichnet werden muß.

Ich habe dieses Beispiel ausgeführt, um zu zeigen, daß wir weit davon entfernt sind, jetzt schon sichere Schlüsse über gewisse Entwicklungsvorgänge wagen zu können, wenn uns auch deren Verlauf nach dem ersten Eindruck, den sie auf uns machen, noch so streng geregelt und gesetzmäßig erscheinen will. Wir dürfen eben nie vergessen, daß eine unberechenbare Menge qualitativ und quantitativ verschiedener Einflüsse modellierend eingreifen und so zu stetig wechselnden Veränderungen führen können.

Zweifellos wird dabei Amphimixis, d. h. die Erhöhung der Anpassungsfähigkeit durch Neukombinierung der individuellen Variationsrichtungen eine bedeutsame Rolle spielen, allein hierauf an dieser Stelle weiter einzugehen, erachte ich um so weniger für angezeigt, als dies erst kürzlich von berufenerer Seite, nämlich von A. Weismann (l. c.), in so lichtvoller und überzeugender Weise geschehen ist.

Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie.

Dr. Ludwig Woltmann.

IX.

Während Gobineaus Lehren auf seine Zeitgenossen wenig Eindruck machten und unmittelbar nur R. Wagner (Heldentum und Christentum 1883) und G. de Lapouge beeinflußten, haben in Deutschland von seiten G. Klemms außer Carus, Wietersheim und List noch der Historiker K. Fr. Vollgraff und der geistreiche Geograph K. Andree bedeutsame Anregungen erfahren. Es liegt in der Stimmung der politischen und philosophischen Richtungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts begründet, daß die Geschichtsideen von Vollgraff und Andree wie auch der übrigen Vertreter dieser Lehren so wenig beachtet und ganz vergessen wurden, und man ist erstaunt, daß heute so manche anthropologischen Geschichtsvorstellungen als neueste originale Weisheit gepredigt werden, die vor mehreren Jahrzehnten schon eifrige und konsequente Vertreter gefunden haben.

Vollgraff veröffentlichte 1851—55 ein vierbändiges Werk mit dem charakteristischen Titel: „Erster Versuch einer Begründung der allgemeinen Ethnologie durch die Anthropologie und der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Anthropologie oder die Nationalität der Völker.“ Er legt dar, daß alle Erscheinungen des bürgerlichen und politischen Lebens, von der Ehe bis zu den Regierungsformen, unerklärt und dunkel bleiben, wenn man nicht die ethnische Anlage ins Auge fasse. Auf die anthropologischen Anlagen begründet er die Natur-

gesetze der menschlichen Gesellschaft. Die Naturlehre des Staates gilt ihm für einen Zweig der Naturwissenschaften. Er erörtert den Normalzustand und die Temperamente des Menschengeschlechts, schildert die Kultur- und Rassestufen und gibt eine vergleichende Staats- und Rechtsphilosophie. Der jetzige Zustand des Menschengeschlechts erscheint ihm als ein kolossales Ruinenfeld, denn es wird gebildet 1. aus längst verfallenen Völkern, 2. aus unterjochten, 3. aus solchen, denen fremde Sprache und Kultur aufgenötigt wurde, 4. aus einem gekreuzten Mulattengeschlecht. Im großen und ganzen waltet in Vollgraffs Erörterungen eine pessimistische Stimmung vor.

Ein ebenso scharfsinniger wie besonnener Vertreter der historischen Rassentheorie ist K. Andree in seinen noch heute lehrreichen „Geographischen Wanderungen", deren erster Band 1859 erschien und eine Sammlung von Aufsätzen enthält, die in verschiedenen Zeitungen 1853—58 veröffentlicht wurden. Seine Grundauffassung formuliert Andree in dem Satz: „Auch im Staatswesen tritt die eigentümliche und oft sehr scharf begrenzte Naturanlage und Begabung eines Volkes hervor. Die Gegensätze, welche wir bei den verschiedenen Stammgruppen und Völkern finden, liegen manchmal teilweise in geographischen Bedingungen und Verhältnissen, zumeist aber im Blute selbst. Eine Staatswissenschaft, die ersprießlich wirken will, hat das anthropologisch-ethnische Element in den Völkern künftig sorgfältiger zu beachten, als seither im allgemeinen geschehen ist; sie muß eine sichere Grundlage auf dem Boden der Völkerkunde suchen und zu individualisieren verstehen."

Was die anthropologischen Anlagen der Völker betrifft, so sind die verschiedenen Rassen in ihrer physischen und psychischen Begabung ungleichwertig. „Nur so begreift man die verschiedenen großen Civilisationen und Kulturen in ihrem eigentlichen Wesen und in ihrer Berechtigung, versteht man den Gang ihrer Entwicklung, der allemal durch eine tiefe ethnische Anlage bedingt wird; denn der Grad der Kulturfähigkeit und Kulturmöglichkeit ist nicht überall derselbe, sondern tritt uns von Anbeginn der Geschichte in einer Menge von Abstufungen entgegen; die menschheitlichen Gruppen haben verschiedene Kulturwerte, deren Wesen ergründet werden muß. Mit abstrakten Formeln, naturrechtlichen und naturphilosophischen Allgemeinheiten erklärt man in dieser Beziehung nichts, sie geben kein tieferes Verständnis." — Andree ist der Ueberzeugung, daß alle Tatsachen dafür sprechen, daß die verschiedenen großen Gruppen durch die ganze Geschichte in ihrem inneren und äußeren Wesen sich gleich bleiben und nur schwachen Modifikationen unterliegen. Die Civilisation läßt sich eine minderbegabte Rasse nicht aufzwingen und europäische Einflüsse vermögen die physische Anlage und Begabung nicht umzugestalten. „Ueber das, was die Natur einmal immanent gegeben hat und permanent behaupten will, haben sie keine Macht. Die Natur ist beharrlich, sie hat ihre Geheimnisse, welche der Ethnolog zu enthüllen suchen muß, und läßt sich keinen Zwang antun. Es ist nicht etwa Zufall, daß die verschiedenen Rassen nicht zu einer, allen Menschen gemeinsamen Urform werden wollen oder können, und daß Anziehungen und Abstoßungen vorhanden sind, die sich niemals beseitigen oder besiegen lassen."

Andree sieht in der germanischen Rasse die begabteste. „Gegenwart und Zukunft aller fünf Erdteile werden vorzugsweise von germanischen Völkern bestimmt. Es leidet keinen Zweifel, daß die Weltherrschaft ihnen gehört, weil der Welthandel vorwiegend in ihren Händen ist.“ Schließlich ist es nach Andree ein nicht zu leugnender und nicht umzustoßender Erfahrungssatz, daß alle physische Vermischung zwischen verschiedenen großen Menschentypen, wenn denselben innere Wahlverwandtschaft und Affinität abgeht, das Produkt verschlechtert, den Mischling physisch und psychisch verunedelt. „Die Bewahrung einer Aristokratie der Haut (von seiten der Germanen) ist gleichbedeutend mit Festhalten an einer höheren und edleren Gesittung, mit Beharren auf einer höheren und edleren Stufe, Bewahren einer feineren und begabteren Psyche, mit einem starken moralischen Schwergewicht.“

X.

Außer der Darwinschen Entwicklungslehre ist es besonders die „messende“ Anthropologie, welche durch eine exakte vergleichende Morphologie der Rassetypen auf die Geschichts- und Gesellschaftslehre großen Einfluß ausgeübt hat. Es ist hier nicht der Ort, die Entwicklung der Anthropologie von Blumenbach bis auf unsere Tage zu verfolgen und die Forschungsergebnisse von Retzius, Broca, Quatrefages, Virchow, Kollmann, Beddoe, Bälz, Luschan und vielen anderen hier zu erörtern. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß der sehr berühmt gewordene Virchow, wie in Sachen des Darwinismus, so auch hinsichtlich der anthropologischen Rassenforschung der Wissenschaft fast mehr geschadet als genutzt hat. Selten ist ein Gelehrter mehr überschätzt worden und hat ein Gelehrter sich selbst mehr überschätzt, als Virchow, dieser Hort aller Reaktionäre, dessen Geist überall da versagte, wo es sich um tiefergehende geschichtliche und vergleichende Zusammenhänge handelte.

Vielmehr kommen hier speziell die Untersuchungen in Betracht, die man als historische und soziale Anthropologie im engeren Sinne bezeichnet und die sich an folgende Namen anknüpfen: Th. Poesche (die Arier 1878), K. Penka (Origines Ariacae 1883; Die Herkunft der Arier 1886), G. Lapouge (L'anthropologie et la science politique 1886—87; Les sélections sociales 1888—89; The fundamental Laws of Anthropo-Sociology; L'Aryen son rôle social 1899), Ch. de Ujfalvy (Les Aryens ou Nord et ou Sud de l'Hindou-Kouch 1896; Le Type physique d'Alexandre le Grand 1902), O. Ammon (Die natürliche Auslese beim Menschen 1893; Die Gesellschaftsordnung und ihre natürliche Gliederung 1895) und L. Wilser. Die bedeutsamen Schriften von Wilser, die sich teils mit Einzeluntersuchungen, teils mit zusammenfassenden Problemen beschäftigen und meist in Vorträgen, kleinen Aufsätzen und Referaten niedergelegt sind, sind vielfach zerstreut und nur schwer zugänglich, weshalb ein vollständiges Verzeichnis derselben sehr willkommen sein dürfte.

1. **Menschenkunde**: Die Vererbung der geistigen Eigenschaften. Festschrift zur Feier des 50jährigen Jubiläums der Anstalt Illenau. Heidelberg, C. Winter, 1892. — Der aufrechte Gang des Menschen und seine Gehirnentwicklung. Globus LXIV, 17, 1893. — Badische Schädel. Archiv für Anthropologie XXI, 1893. — Auslese und Kampf ums Dasein mit besonderer Hinsicht auf den Menschen. Festschrift

des Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe zum 70. Geburtstag des Großherzogs Friedrich. Karlsruhe, G. Braun, 1896. XIII. Band der Verhandlungen des Vereins. — Menschenrassen. Verhandl. des Naturhist.-med. Vereins zu Heidelberg, N. f. VI i, C. Winter, 1898. — Der Pithecanthropus und die Abstammung des Menschen. Verhandl. des Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe, Band XIII, G. Braun, 1899. — Geschichte und Bedeutung der Schädelmessung. Verhandl. des Naturw.-med. Vereins zu Heidelberg, N. f. VI 5, C. Winter, 1901. — Die Rundköpfe in Europa, Zentralblatt für Anthropologie IV i, 1898.

2. Völkerkunde: Die Herkunft der Deutschen. Karlsruhe, G. Braun, 1885. — Rassenmerkmale der Großrussen. LXII, 22, 1892. — Die Bevölkerung von Böhmen in vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Zeit. Globus LXII, 24. — Stammbaum der arischen Völker. Mit Karte. Naturwiss. Wochenschr. XIII, 31, 1898. — Herkunft und Urgeschichte der Arier. Heidelberg, J. Hörning, 1899. — Die Etrusker. Veröffentlichungen des Karlsruher Altertumsvereins II, G. Braun, 1895, Verhandlungen der Naturforscherversammlung in München, 1899 und Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg, No. 82, 1903. — Rassen und Völker, Verhandlungen des 7. Internat. Geographen-Kongresses in Berlin 1899. Berlin, London, Paris, 1901. — Die Ligurer. Umschau V, 1900. — Germanische Rasse. Deutsche Zeitschrift II, 6, 1900. — Kelten und Germanen. Deutsche Zeitschrift II, 11, 1900. — Germanen und Slaven, Deutsche Zeitschrift XIV, 23/24, 1901. — Die nordeuropäische Rasse. Verhandl. der Gesellsch. Pollichina, 1901. — Die Kruger-Penkasche Hypothese. Globus LXXVIII, 9, 1900. — Rasse und Sprache, Naturwiss. Wochenschr., N. f. I, 12, 1901. — Skythen und Perser. Zeitschrift Asien I, 7, 1902. — Gehört Dänemark mit zur Urheimat der Arier? Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien, 1902. — Hafva folkinvandringar ägt rum i Skandinavien? (Haben Einwanderungen in Skandinavien stattgefunden?) Ymer, 1902. — Die Rasse des schwedischen Volkes. Verhandl. des Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe, Band XVI, 1903. — Anthropoligia suecica. Globus LXXXIII, 6, 1903. — Das Verbreitungszentrum der nordeuropäischen Rasse. Globus LXXXIII, 21, 1903.

3. Ur- und Vorgeschichte: Der diluviale Mensch im Löß von Brünn. Globus LVIII, 1, 1892. — Unser Stammbaum und Europäische Menschenrassen. Verhandl. des Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe, Band XI, 1896. — Bernstein und Bronze in der Urzeit. Globus LXI, 12, 1891. — Alte Steinbildsäulen in Osteuropa. Globus LXIII, 10, 1892. — Die bildnerische Kunst der Ureuropäer. Globus LXIII, 1, 1894. — Das Trugbild des Ostens. Globus LXV, 12 u. 15, 1894. — Bildliche Darstellungen ureuropäischer Menschenrassen. Globus LXIII, 18, 1894. — Die Schläfenringe der Slaven. Globus LXVII, 1, 1895. — Die Kassiteriden, Die orientalische Frage in der Anthropologie und Das älteste Kulturvolk im Zweistromland. Globus LXX, 6, 16, 22, 1896. — Neue Kunde über den ältesten Zinnhandel. Globus LXXVI, 20, 1899. — Migrations préhistoriques. Congrès Internat. de Paris, 1900. L'Anthropologie XII, 1901. — Die Urheimat des Menschengeschlechts. Naturw. Wochenschrift, N. f. I, 23, 1902.

4. Geschichte: Anthropologie und Weltgeschichte. Ausland LXIII, 46/47, 1890. — Menschenrassen und Weltgeschichte. Naturwissenschaftliche Wochenschrift XIII i., 1898. — Die Ostgermanen. Ausland LXIV, 43, 1891. — Stammbaum und Ausbreitung der Germanen. Bonn, P. Hanstein, 1895. — Chamberlains Auffassung des Germanentums im Lichte der Wissenschaft. Deutsche Welt II, 19, 1900. — Wanderungen der Schwaben. Besondere Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg, 1902, No. 7—10. — Gobineau und seine Rassenlehre. Politisch-anthropol. Revue I, 8, 1902. — Worms und die Burgunden. Zeitschrift Vom Rhein I, 1902. — Wanderungen der Wandalen. Mit Karte. Deutsche Erde, 1903. — Nochmals die Abstammung der Baiovaren, Beil. z. Allgem. Zeitung No. 93, 1903.

5. Kultur- und Kunstgeschichte: Der Ursprung der Bronze. Ausland LXIII, 20, 1890. — L'étain celtique. Globus LXII, 7, 1891. — Die bemalten Kiesel am Mas-d'-Arzil. Anfänge einer Schrift in der Neuzeit? Globus LXX, 23, 1896. — Alter und Ursprung der Runenschrift. Mit Tafel. Korrespondenzblatt der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine XLIII, 11/12, 1895. — Zur Geschichte der Buchstabenschrift. Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung No. 103, 1899. — Germanischer Stil und deutsche Kunst. Heidelberg, A. Emmerling, 1899. — Bestätigt durch „Die Steinbildwerke der alten Peterskirche in Metz". Mannheimer Geschichtsblätter III, 3, 1902. — Urheimat, Vorgeschichte, Stammbaum und Ausbreitung der Germanen. Germania, Brüssel, Juni 1899. — Vorgeschichtliche Chirurgie. Verhandlungen des Naturhist.-med. Vereins zu Heidelberg, N. f. VII, 2, 1902. — Korallen im keltischen Kunsthandwerk. Int. Zentralbl. für Anthr., VII i., 1902.

6. Gesellschaftswissenschaft: Die Frauenfrage im Lichte der Anthropologie. Globus LXXII, 21, 1897. — Zuchtwahl beim Menschen. Polit.-anthropol. Revue I, 3, 1902. — Rasse und Gesundheit. Verhandl. des Naturwissensch. Vereins in Karlsruhe, Band XV, 1902.

Es sind im wesentlichen vier Probleme, mit denen sich diese „Schule“ beschäftigt, und zwar: 1. die morphologische Aussonderung der nordeuropäischen aus dem allgemeinen Völkerkreis der „kaukasischen“ Rasse; 2. der europäische beziehungsweise nordische Ursprung des blondhaarigen blauäugigen langschädeligen Menschentypus und die Verfolgung seiner prähistorischen und geschichtlichen Wanderungen über den ganzen Erdball; 3. der Nachweis des Vorherrschens nordischer Rassenelemente in den oberen Gesellschaftsschichten der antiken, mittelalterlichen und neueren Kulturvölker und ihrer Bedeutung für die Schöpfung höherer politischer und geistiger Gesittung; 4. der Nachweis des schrittweisen Niedergangs der Civilisationen durch das Aussterben des blonden Rasseelementes infolge von Ausrottung, Erschöpfung und Mischung.

Ich gehe an dieser Stelle auf eine nähere Darlegung und Prüfung dieser Thesen nicht ein, da ich sie in meiner „Politischen Anthropologie“ ausführlich behandelt habe. Doch möchte ich noch auf einen bisher gänzlich vergessenen historischen Anthropologen aufmerksam machen, der noch früher als die genannten Autoren eine naturwissenschaftliche Geschichtslehre auf rassenhafter Grundlage aufstellte, auf J. J. D'Omalius d'Halloy, der im Jahre 1839 ein kleines Büchlein über „Des races humaines ou éléments d'ethnographie“ herausgab, das 1869 in fünfter Auflage erschienen ist. Es läßt sich leider nicht erkennen, ob die wichtigen Ideen der fünften Auflage, die mir allein vorliegt, schon in der ersten oder in früheren Auflagen gestanden haben. D'Omalius d'Halloy vertritt die Lehre von der Persistenz der Menschenrassen innerhalb historischer Zeit und von der Entstehung der unterscheidenden Merkmale in vorgeschichtlichen Zuständen. Leichtere Veränderungen entstehen durch plötzlichen Wohnungswechsel oder durch Vermischungen. Auch kann es geschehen, daß eine Rasse, die mit einer anderen sich vermengt, infolge geringerer Fruchtbarkeit allmählich ausgeschieden wird. Die weißen Rassen sind allen überlegen und zwar ist die hellste die begabteste unter ihnen. Die „arische“ Sprache hat ihren Ursprung in der blonden Rasse genommen und ist von hier anderen Völkern aufgezwungen worden. Auch spricht er die Vermutung aus, daß die Lateiner und Griechen zum blonden Typus gehörten, von Norden her eindrangen und die eingeborene Bevölkerung unterjochten, während der Niedergang einer Kultur z. B. in Spanien auf das Aussterben des blonden Typus in einer Bevölkerung zurückzuführen ist.

Während Gobineau nur die Vermischung der Rassen als physiologische Grundlage des historischen Sozial- und Kulturprozesses annahm, hat A. Reibmayr in seinem Werk über die „Inzucht und Vermischung beim Menschen“ (1897) außerdem die Inzucht als einen wichtigen organischen Faktor in der Geschichte dargetan. Schon Kant, Jacoby und Ammon haben auf die Ständebildung als ein Werkzeug der sexuellen Zuchtwahl und Inzucht hingewiesen. Was aber bei Reibmayr als soziologisch wichtige Erkenntnis hinzutritt, das ist die Entstehung

der politisch und kulturell „führenden Kasten“ durch Inzucht, in denen bestimmte wertvolle Eigenschaften herangezüchtet werden, die für den Fortschritt unerläßlich sind. Dauert die Inzucht allzu lange, so erstarrt die Kaste in konservativem Geist; sie wird physiologisch geschädigt durch Mangel an natürlicher Auslese, und tritt nun noch eine „Ausrottung der Besten“ hinzu, so ist Entartung und Niedergang unvermeidlich. Reibmayr faßt die Ergebnisse seiner Forschungen in die Hauptregel zusammen: „Das Wesen des Kulturfortschrittes der Menschheit beruht in seiner Hauptursache auf dem regelmäßigen Wechsel von Inzucht und Vermischung der einzelnen Völker und Rassen.“

Von größter Wichtigkeit für die Rassenanthropologie ist schließlich O. Lorenz: „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie“[1]). Hier wird die Bedeutung des Stammbaums und der Ahnentafel für die Geschichte und Soziologie überzeugend dargelegt. Vom Standpunkt der Genealogie werden namentlich die Vererbungsfragen, die Erhaltung, Veränderung und Vermischung der Rassen- und Familientypen in interessanter Weise beleuchtet. Das prinzipiell bedeutsamste Ergebnis aus den Forschungen, welche in diesem Buche niedergelegt sind, ist die Erkenntnis, daß erst Morphologie und Genealogie zusammen eine naturwissenschaftliche Rassenlehre begründen können.

Als ein besonderer Zweig der anthropologischen Gesellschaftslehre ist die von Lombroso, Ferri und Garofalo begründete Kriminalanthropologie anzusehen, welche sich zur Aufgabe setzt, eine besondere Gruppe von Gliedern der Gesellschaft, die Verbrecher, Vagabonden und Minderwertige, auf ihre morphologischen und physiologischen Eigenschaften zu untersuchen. Sie sieht in diesen Individuen atavistische oder entartete Rassenelemente, die aus ererbten Gehirnanlagen heraus ihre antisozialen Handlungen mit Naturnotwendigkeit begehen. Eng verwandt mit der Kriminalanthropologie ist ein anderer Teil der Sozial-Pathologie, der sich mit den erblichen Gesundheits- und Entartungsverhältnissen der Rasse beschäftigt. Hierher gehören Untersuchungen von Nordau, Schallmayer, Haycraft und Ploetz. Letzterer hat die einschlagenden Probleme unter dem Namen der „Rassenhygiene“ zusammengefaßt.

Sexuales Ober- und Unterbewußtsein.

Professor Dr. Christian von Ehrenfels.

I. Diagnose.

Den Fundamentalsatz für die folgenden Erwägungen liefert die Beobachtung, daß die Kulturvölker sich gegenwärtig mit ihrem Sexualleben in einem abnormen Zustand befinden, welcher eine Annäherung an die dem Psychiater bekannte Erkrankungsform des doppelten Bewußtseins („double conscience“) darstellt.

[1]) Ottokar Lorenz, Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, soziologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Berlin, Verlag von W. Hertz.

Im Extrem besteht diese Erkrankung darin, daß sich das psychische Leben des Menschen mit all seinen Aeußerungen, einschließlich der Willenshandlungen, in zwei periodisch vikariierende, meist ungleiche Hälften spaltet, von denen jede, mit besonderen Erinnerungen, Kenntnissen und Dispositionen begabt, ihr gesondertes und geschlossenes Leben führt, so daß es den Anschein hat, als wäre ein menschlicher Leib abwechselnd von zwei Seelen bewohnt, welche während der jeweiligen Periode ihrer Herrschaft mit den sensorischen und motorischen Organen in vollkommen normaler Verbindung stehen, die aber plötzlich unterbrochen wird, wenn die Periode der Herrschaft der anderen Seele einsetzt. Alle Erlebnisse des Menschen während der Herrschaftsperiode der Persönlichkeit A sind für die Persönlichkeit B so gut wie nicht vorhanden, nicht die leiseste Erinnerungsspur davon macht sich geltend — und umgekehrt. Für die Perioden ihrer Herrschaft aber besitzt jede Persönlichkeit vollkommene Erinnerung. Dagegen fehlt für die Unterbrechungen während der Herrschaft der anderen Persönlichkeit sogar jedes Zeitgefühl, derart, daß beispielsweise ein Satz, welchen die Persönlichkeit A eben auszusprechen im Begriffe war, als ihr durch plötzliches Auftauchen der Persönlichkeit B die Rede abgeschnitten wurde, nach längerer Zeit, mitunter Stunden, ja Tagen, sobald A wieder zur Herrschaft gelangt, zu Ende gesprochen wird, ohne daß sich irgend ein störendes Bewußtsein der Unterbrechung einstellte. Da die beiden Persönlichkeiten, in welche solcherart ein Individuum zerfallen kann, meist verschiedenen, ja kontrastierenden Charakter an den Tag legen, indem die eine sich etwa als sanft und mitfühlend, die andere als störrisch und boshaft erweist, so entsteht ein Schein, für welchen der mittelalterliche Aberglaube des „von einem bösen Geiste Besessenseins“ die dem naiven Verständnisse nächstliegende und daher psychologisch leicht erklärliche Hypothese abgab.

Die Erkrankung des doppelten Bewußtseins ist in solch extremer Ausbildung eine äußerst seltene Erscheinung. Sowie aber viele psychophysische und rein physische Erkrankungen in zahllosen unmerklichen Zwischenstufen und mit fließenden Grenzen in das Gebiet des Gesunden überführen, — wie es sicherlich keinen Gesunden gibt, dessen Organisation nicht eine geringfügige Abnormität aufwiese, welche, entsprechend gesteigert, den Charakter des Pathologischen annähme: — so auch hier. Alle Menschen leiden an Dissociationen des Bewußtseins, welche, gesteigert, zur beschriebenen Erkrankungsform führen würden — oder — besser gesagt: — solche Dissociationen sind so häufig, daß sie gar nicht als Erkrankungen betrachtet werden können. Bei diesen geringeren Intensitätsgraden des in Rede stehenden Zustandes sind die Teilpersönlichkeiten — deren nicht immer nur zwei, sondern auch mehrere vorhanden sein können — nicht, wie im extremen Fall, vollkommen getrennt. Die Erlebnisse der Persönlichkeit A sind für die Persönlichkeit B nicht so gut wie nicht vorhanden, sie treten vielmehr auch in deren Erinnerung auf — jedoch relativ selten und immer mehr oder weniger verschleiert, nicht mit dem Vollgewicht der Realität und Motivationskraft. Wir wissen zwar als Person B, was wir als Person A erlebt haben; wir stellen uns aber so, als wüßten wir es nicht — und wir stellen uns so, nicht nur in unseren Handlungen der Außenwelt gegenüber, sondern in unserem inneren Leben. So errichtet etwa der

amtliche Vorgesetzte, der mit seinen Untergebenen zugleich in gemütlichem Privatverkehr steht, eine Scheidewand zwischen seiner Persönlichkeit als Amtsvorsteher und als Privatmann. Wenn er des Morgens im Bureau mit strenger Miene eine Fahrlässigkeit des ihm unterstellten jüngeren Beamten rügt, so tut er nicht nur äußerlich so, als wäre ihm jede Erinnerung an das lustige nächtliche Trinkgelage von gestern entschwunden: — er verbietet sich auch innerlich, bei diesen Erinnerungen, welche allerdings in ihm aufsteigen, zu verweilen. Er lehnt sie innerlich ab — verweist sie in die andere Sphäre des Privatlebens und bleibt als amtliche Persönlichkeit ihnen gegenüber intakt. Ebensowenig aber läßt er die Erinnerung an den amtlichen Verweis innerlich aufkommen, wenn er dem jungen Kollegen des Abends wieder im Wirtshaus begegnet. — Wie solcherart Beamte und Offiziere ein gesondertes Leben im Dienste und außerhalb desselben führen, so zieht der Geistliche einen anderen Menschen an, wenn er im priesterlichen Ornat vor den Altar tritt — so wird etwa in dem reich gewordenen und ans großstädtische Leben gewohnten Bauernsohn der alte Mensch wieder lebendig, sobald er, die greisen Eltern wiederzusehen, in das väterliche Gehöft seines Heimatsdorfes zurückkehrt — so fühlt sich selbst der großstädtische Tourist als ein anderer Mensch, wenn er, die Lodenjoppe über den Schultern und den Bergstock in der Faust, zum erstenmal nach Jahresfrist wieder Höhenluft atmet. — Ein künstliches Mittel, tiefgehende Spaltungen der Persönlichkeit hervorzurufen, ist die hypnotische Suggestion. Diese selbst aber ist nur die Steigerung von häufigen Vorgängen des normalen Lebens. Suggestible Menschen sind oft in ebensoviel Persönlichkeiten zerspalten, als sie intime Freunde besitzen. Besonders die weibliche Natur neigt zu derartigen Dissociationen infolge suggestiven Einflusses. Frauen mit dem Genie der Koketterie sind andere Menschen, je nach den Männern, deren Natur sie sich anempfinden. In krankhafter Steigerung zeigt sich die Spaltung der Persönlichkeit häufig bei Schauspielern, deren Beruf sie zur Einübung der betreffenden Fähigkeiten zwingt.

Versuchen wir, das psychologisch Charakteristische aus all diesen Phänomenen hervorzuheben, so werden wir zunächst an die bereits gekennzeichneten Dissociationen von Vorstellungsmassen gewiesen. Aus diesen folgt ein oft weitgehender Widerstreit in den Urteilen und Meinungen. Die verschiedenen Persönlichkeiten, in die ein Individuum gespalten erscheint, huldigen oft bezüglich identischer Objekte geradezu entgegengesetzten Annahmen und Ueberzeugungen. Ja, daß widersprechende Ueberzeugungen in einem Individuum vereinbar sind, wird oft nur durch seine Spaltung in zwei oder mehrere Persönlichkeiten möglich gemacht. So haben gar manche Gelehrte und selbst Forscher es zustande gebracht, als Diener der Wissenschaft sich ein relativ freies Urteil zu wahren, und im bürgerlichen Leben darum doch treue Anhänger des Dogmas zu bleiben. Die beispiellos rasche Verbreitung der Kantschen Philosophie am Ende des 18. Jahrhunderts und ihre Nachwirkungen bis in unsere Tage erklären sich in erster Linie daraus, daß sie mit Aufwand eines ungeheuerlichen, dem Normalmenschen kaum überblickbaren Begriffsapparates die Gegenüberstellung der beiden Welten der „empirischen Realität“ und des „Transcendentalen“ plausibel zu machen wußte — eine Gegenüberstellung, welche unser

logisches Gewissen darüber hinwegtäuscht, daß wir, Kant folgend, eigentlich direkt Widersprechendes für wahr halten. Dem treuherzigen Deutschen war nun der Weg gewiesen, auf dem Katheder Freidenker sein zu können, und doch daheim Philister bleiben zu dürfen — dem Intellekt seinen Tribut zu zollen, und doch auch Gott und allem, was von Gottes Gnaden; — und mit dieser Ermöglichung eines doppelten Bewußtseins schien ihm das Welträtsel gelöst. — Aber nicht nur die intellektuale Seite der menschlichen Psyche unterliegt der Spaltung in gegensätzliche Persönlichkeiten; diese erstreckt sich ebensosehr, ja vielleicht noch ursprünglicher, auf die emotionalen Regungen des Menschen. Die Teilpersönlichkeiten des Individuums sind verschieden, ja oft widerstreitend in Bezug auf ihr Fühlen, Wollen und Handeln; dies kann aus all den angeführten Beispielen erschlossen und durch breiteste Empirie bestätigt werden.

Zählt also — in dem dargelegten Sinne — die Spaltung des Bewußtseins zu jenen menschlichen Unvollkommenheiten, welche in ihren geringeren Graden nicht mehr als krankhafte Abnormitäten anzusehen sind — so wenig, daß vielmehr das Fehlen jedweder derartigen Spaltung als ein seltener Vorzug der sogenannten „ausgeglichenen Persönlichkeit“ gerühmt wird, — so erreicht sie doch speziell auf dem Gebiete des Sexuallebens in unserer Kulturwelt ein Maß, welches zum mindesten als ein dem Pathologischen sich annäherndes bezeichnet werden muß. Auf sexualem Gebiet lebt die gegenwärtige Kulturmenschheit ein Doppelleben, erscheint in ihrer Psyche gespalten in ein Ober- und Unter-, Tag- und Nachtbewußtsein in einem Grade, welcher sie zur Erfüllung fundamentaler Funktionen des Selbstschutzes und der Hygiene unfähig zu machen droht.

Zunächst braucht nicht umständlich ausgeführt zu werden, daß die Sitte uns, namentlich im gemischten, vielfach und vorwiegend aber auch im gesonderten Verkehr der Geschlechter, nicht nur jede tatsächliche, sondern auch jede in Worten, ja in bewußten und unbeachteten Mienen und Gebärden erfolgende Bloßstellung der physiologischen Momente des Sexuallebens strenge verbietet. Um den Erfordernissen der Sitte nachzukommen, genügt es keineswegs, die Anspielungen auf das physisch Geschlechtliche nur äußerlich zu unterlassen. Nur der wird etwa im angeregten Gespräch mit gesitteten Frauen den richtigen Ton treffen, nur dem werden sich die passenden Einfälle und Ideenverbindungen zwanglos einstellen, der auch innerlich alle Gedanken an das physisch Sexuale sich fernzuhalten vermag. Und diese Prinzipien gelten nicht nur im engeren sogenannten gesellschaftlichen, sondern auch im intimsten Familienverkehr, ja im Tagesverkehr der Gatten untereinander. So wird durch die denkbar wirkungsvollste Zucht von Kindheit auf eine Dissociation der physisch-geschlechtlichen Vorstellungsmassen allen anderen gegenüber künstlich hervorgerufen und weiter erhalten. Die tatsächlichen physisch-sexualen Funktionen aber werden nicht nur als strengstes Geheimnis der direkt Beteiligten betrachtet und gehütet, sondern außerdem, als würden sie das Licht der Sonne scheuen, vorwiegend bei Nachtzeit ausgeübt. So wird die Psyche des Kulturmenschen systematisch und gründlich in zwei sehr ungleiche Hälften, in ein umfassendes Tages- oder Oberbewußtsein und ein enges Nacht- oder Unterbewußtsein, gespalten. Das erste

begreift in sich alle Erlebnisse und dazugehörigen Gedanken, die außerhalb der sexualen Sphäre gelegen sind, und die sexual-psychischen Erlebnisse, Gedanken, Phantasien — das zweite ist auf die sexual-physischen Nachterlebnisse und die allernächsten begleitenden Umstände und Ideenassociationen eingeschränkt. Zwischen diesen ungleichen Vorstellungsmassen besteht eine tiefe, einschneidende Kluft — nicht so absolut zwar wie bei der extremen Erkrankungsform des doppelten Bewußtseins, aber doch gründlicher und schwerer zu überbrücken, als alle sonstigen Spaltungen (in Amts- und Privat-, in wissenschaftliches und religiöses Bewußtsein, in die Bewußtseinssphären verschiedener Stände und suggestiver Individualitäten), welche das noch nicht als abnorm oder krankhaft zu bezeichnende psychische Leben außerdem aufweist. Von der Tiefe dieser Spaltung, von der Kraft dieser Dissociation kann sich jeder durch ein leicht auszuführendes psychisches Experiment einen Begriff bilden. Man stelle sich die Aufgabe, sich anschaulich das physiologische Nachtleben irgend eines der Ehepaare zu vergegenwärtigen, mit dem man in gesellschaftlichem Verkehr steht! — Mit aller absichtlichen Mühe, mit dem Zuhülferufen der Ueberzeugung, daß diese nächtlichen Funktionen ja doch tatsächlich stattfinden, gelingt es nicht, ihnen in der Phantasie das Vollgewicht der Realität zu erteilen. Sie behalten einen schemenhaften, traumhaften Zug. Das ist keineswegs rätselhaft oder verwunderlich, sondern nur die psychologisch natürliche Folge des erwähnten Absperrungssystems der physisch-sexualen Bewußtseinssphäre — zeigt aber, wie weit die Dissociation der Vorstellungsmassen auf diesem Gebiete gediehen ist. Ja, ein ähnlich traumhaftes, unreales Moment haftet sogar den Erinnerungen an das eigene sexuale Nachtleben im Tagesbewußtsein an. — Und ebensowenig wie anderswo beschränkt sich hier die Spaltung der Persönlichkeit auf das Vorstellungsleben, sondern greift in die Sphären des Intellektes, sowie der Emotionen, des Fühlens, Wollens und Handelns über.

Im Intellekt beruht die Spaltung hauptsächlich darin, daß das Tagesbewußtsein Ueberzeugungen festhält, deren Widerlegung im Nachtbewußtsein sozusagen täglich erlebt wird. Besonders bei den sozial geschützten Mädchen und Frauen ist diese Spaltung eine radikale. In wirksamster Weise wird ihnen von Jugend auf das Vorhandensein ihrer sinnlich sexualen Triebe verdeckt, durch systematisches Totschweigen und durch Großziehen der Auffassung, daß sinnlich sexuale Triebe zu besitzen für das Weib die tiefste Schmach sei, ein Merkmal der Hetärennatur, welche sich prinzipiell und scharf, ohne Uebergang, wie die einer anderen Menschenspezies, von der Natur des „reinen Weibes“ unterscheide. Deshalb verharren auch sinnlich leidenschaftlichste Frauen, welche im Nachtleben ihren Trieben vollen Tribut zollen, doch zumeist, solange sie unter sozialem Schutze, womöglich im legitimen Ehebette selbst Befriedigung ihres menschlich natürlichen Verlangens finden, mit dem Tagesbewußtsein in dem ehrlichen Wahn, durchaus unsinnliche Wesen, engelhaft vergeistigte Naturen zu sein. Dieser Wahn wird ihnen durch den ethischen Imperativ der Umgebung geradezu aufgenötigt; ja, es wäre verhängnisvoll, ihn gewaltsam zu zerstören, da unsere Moral selbst in diesem Punkt der Wahrheit nicht gewachsen ist und dem Weibe, welches den Mut innerer Wahrhaftig-

keit besitzt, keinerlei Kategorie darbietet, dieses Selbstbekenntnis mit Selbstachtung zu verbinden. — In diesem gründlichen Verkennen der weiblichen Natur, in diesem Nichtwissen dessen, was man doch selbst immer wieder erfährt, sind aber nicht nur die sozial geschützten Frauen befangen; — auch die Männer, durch die Sitte gezwungen oder vielmehr sich selbst zwingend, sich im Verkehr mit den Frauen stets auf deren Standpunkt zu stellen, unterliegen mehr oder weniger der gleichen Suggestion: — die geschützte „anständige" Frau gilt ihnen für ein Wesen ohne sinnlich sexuale Triebe. — In Bezug auf sich selbst aber huldigen die Männer in überwiegender Mehrzahl einem anderen Wahn, dessen Widerlegung sie mit dem Nachtbewußtsein ebenso häufig erfahren, ohne sich doch eines besseren belehren zu lassen: — dem Glauben, das monogamische Sexualleben sei für den Mann das natürliche; wenn er in der Monogamie sexual unbefriedigt bleibe, so trage entweder seine verderbt angelegte Natur, oder — was viel häufiger angenommen wird — die unglückliche Wahl der Gattin hieran die Schuld. — Da auf diesen Grundirrtum in der populären Behandlung der sexualen Fragen noch näher eingegangen werden soll, genüge hier dessen einfache Erwähnung.

Emotional aber äußert sich die Spaltung vor allem darin, daß unter der Herrschaft des Nachtbewußtseins die Sexualität sich in Handlungen Luft macht, denen im Tagesbewußtsein Sittlichkeit und Vernunft einen absolut hemmenden Riegel vorschieben würden. Die entsetzliche Roheit, welche im übrigen relativ feinfühlige Männer im Dirnenverkehr betätigen, ihre Vernachlässigung der einfachsten Gebote des Selbstschutzes und der Vorsicht gegen venerische Ansteckungen erklärt sich nur daraus, daß sie hier aus dem Bewußtsein einer anderen, niedrigeren, tierischeren Persönlichkeit heraus handeln, für welche die vernunft- und moralgemäßen Hemmungsorgane des Oberbewußtseins ausgeschaltet sind. — Und ebenso verhält es sich mit der Frau, wenn sie die Schranken der Sitte einmal durchbricht. Nur liegt hier vermöge unserer gesamten moralischen Verfassung, welche die sexual debordierende Frau viel schärfer ächtet als den Mann, die Gefahr eines nahezu vollständigen Unterganges im Nachtbewußtsein (wie so häufig bei Prostituierten) erheblich näher.

Erreicht somit die Spaltung zwischen sexualem Tag- und Nachtbewußtsein auch schon die Grenze des Pathologischen, so ist sie doch ebensowenig eine streng durchgängige, wie in der Mehrheit der Fälle bei den Teilpersönlichkeiten des Individuums überhaupt. Eruptive Aeußerungen des Nachtbewußtseins ragen oft in das Tagesbewußtsein herein, erschreckend und unerklärlich, wie ein Lavastrom verheerend über blühende Gefilde sich ergießt. Häufiger aber und noch weit mißlicher, weil aller Großartigkeit entbehrend, sind die stinkenden Schwefeldämpfe, welche allerorts aus den Regionen des Unterbewußtseins sich an das Licht des Tages drängen — die kleinen und vorgeblich unschädlichen Eruptionen, das Debordieren nicht in Handlungen, sondern in Worten, Gesten und Bildern: — die Zote! — Die in Wortspielen, in Allusionen und Sticheleien des Privatlebens, in der Pornographie der Witzblätter, in Couplet, Posse und Operette öffentlich florierende Zote kann nur erklärt werden als Lautgebung einer meist qualvoll geknebelten viehischen Persönlichkeit im Menschen, welche

mit seinem Oberbewußtsein im übrigen nichts zu tun hat. Wenn wir es etwa erleben, wie bei der auf der Schaubühne vorgeführten niedrigsten Blasphemie des ehelichen Sexuallebens ein Parkett ehrbarer Familienväter in brüllendes Gelächter ausbricht, sekundiert von dem Gekicher schamhaft errötender Frauen — wenn wir dann mit beiden Händen an den Kopf greifen und uns fragen, wie solches möglich, erklärlich sei: — so bietet die Erkenntnis einen rettenden Ausblick, daß wir es hier mit dem Symptom einer allgemeinen Psychose zu tun haben, unter der die Kulturmenschheit gegenwärtig leidet, mit der Aeußerung einer Erkrankung, deren Ursachen müssen erforscht und dann durch eine vernünftige Therapie ausgeschaltet werden können.

II. Allgemeine Aetiologie.

Die Ursachen der dargelegten Spaltung des sexualen Bewußtseins sind meines Erachtens in einem psychischen Prozeß zu suchen, dessen Mechanismus in neuerer Zeit durch die trefflichen Forschungen von J. Breuer und S. Freud („Studien zur Hysterie", 1895) aufgedeckt wurde. Die folgenden Darlegungen gründen sich durchaus auf die Beweisführung der beiden Autoren, deren Arbeit dem Psychologen eine Fülle wichtiger Aufschlüsse bietet.

Die Spaltung des Bewußtseins (das „Grundphänomen" der Hysterie) ergibt sich — nach Breuer und Freud — teils als Folge einer eigens hierzu disponierenden krankhaften Veranlagung, teils aber „auch bei dem sonst freien Menschen" als Wirkung eines „schweren Traumas", einer psychischen Schädigung, insbesondere der „mühevollen Unterdrückung eines Affektes". (A. a. O. S. 9.) — Es versteht sich von selbst, daß in unserem Fall, wo es sich um die Erklärung einer die Grenze des Krankhaften erreichenden Dissociation handelt, an welcher der größte Teil der Kulturmenschheit leidet, nicht eigens hierzu disponierende krankhafte Veranlagungen der Mehrzahl der Lebenden angenommen werden können, sondern vielmehr schädliche Einflüsse aufzusuchen sind, denen wir alle unterliegen. Solche schädliche Einflüsse nun sind in der durch die Sitte uns aufgenötigten gewaltsamen Unterdrückung der natürlichen Sexualtriebe gegeben. — Der Prozeß soll zunächst — immer unter Zugrundelegung der Forschungen der genannten Autoren — in möglichster Kürze und Bestimmtheit allgemein dargestellt werden.

Jeder menschliche Affekt trägt vermöge unserer psychophysischen Konstitution in sich eine dynamische Tendenz, das heißt das Bestreben, sich durch gewisse Wirkungen zu entladen. Die natürlichen und für den psychophysischen Organismus auch gesündesten Entladungen der Affekte sind Handlungen und Ausdrucksbewegungen (Innervationen), welche mit der Art des Affektes in einer meist biologisch durchsichtigen Beziehung stehen, so z. B. der Racheakt des Starken, oder Weinen und Klagen des Schwachen auf erlittene Kränkung oder Schädigung, die Werbung, Annäherung bis zur physischen Umarmung als Entladung des Sexualaffektes, Flucht und Schrei auf den Angstaffekt u. s. w. Diese für das Individuum meist zuträglichsten (und daher biologisch erklärlichen) Entladungen der Affekte sind aber für das soziale Leben des Menschen und für sein Prosperieren als kollektivistischer Organismus häufig schädlich und müssen daher gehemmt werden. Als hemmende

Potenz gegen natürliche Affektentladungen fungiert vor allem unser moralisches Bewußtsein — das soziale Organ kat' exochen[1]). Wird den Affekten die Entladung auf den natürlichen, primären Bahnen verwehrt, so suchen sie sich in anderer Weise, auf sekundären Bahnen Luft zu machen. Hierher gehört vor allem das „Abreagieren" oder Entladen der Affekte durch Innervationen, welche zu der Veranlassung jener in keinerlei oder doch nur mehr entfernter teleologischer Beziehung stehen, also z. B. die Entladung in allgemeinen Krämpfen, in Zittern oder Muskelkontraktionen, welche zu Lähmungserscheinungen führen, das Abreagieren durch die Sprache, durch Erweckung der Teilnahme der Umgebung, durch Phantasieerzeugnisse wie beim Dichter, endlich durch Hallucinationen, Algesieen (sogenannte „Nervenschmerzen") und andere Abnormitäten. Die Entladung der Affekte auf sekundären Bahnen erfolgt selten so gründlich und befreiend wie auf den primären. Wird sie aber auch dort noch durch das wachende Oberbewußtsein behindert und gehemmt, so kann es geschehen, daß die dem Affekt innewohnende dynamische Kraft die psychische Einheit des Individuums zersprengt, derart, daß sich ein Unterbewußtsein abspaltet, in welchem sich die Entladung, unkontrolliert von der eigentlichen moralischen Persönlichkeit des Menschen und ihren hemmenden Einflüssen entrückt, auf primären oder sekundären Bahnen vollzieht. — Dies der Mechanismus der psychisch acquirierten Abnormität des doppelten Bewußtseins, wie er von den genannten Forschern in überzeugender Weise aufgedeckt wurde und nun in seiner Bedeutung für das Sexualleben der gegenwärtigen Kulturmenschheit verfolgt werden soll.

III. Der Sexualtrieb.

Vorbedingung für die Erklärung des Krankhaften ist die Kenntnis des Gesunden. — Die gesunden, natürlichen Sexualtriebe des Menschen sind zwar durch die Fiktionen und Suggestionen unserer Sitte und infolge unserer Erkrankung selbst — des doppelten Sexualbewußtseins — vielfach verhüllt und unserer Beachtung entzogen; doch hat es zu allen Zeiten freie Geister gegeben, welche diesen Bann durchbrachen. Deshalb — und weil es sich um Anlagen handelt, die jeder Normale an sich selbst zu beobachten Gelegenheit hat, ist die Wahrheit für den, der sehen will, nicht verschlossen.

So gelangt jeder Unbefangene zur Erkenntnis, daß zunächst der Mann in seinen natürlichen Sexualtrieben polygam veranlagt und sogar auf einen relativ raschen Wechsel der Beziehungen abgestimmt ist. Ein sittliches Gebot, etwa dahingehend, mit einem Weib im Leben nie mehr als einen Coitus auszuüben, würde der von Kultur, Erziehung, moralischer Suggestion unbeeinflußten gesunden Natur des Mannes besser entsprechen, ein solches Gebot würde zu seiner Aufrechterhaltung vom Manne weniger Selbstüberwindung verlangen, als das Gebot, den Coitus im Leben nur mit einem Weibe auszuführen. Die natürlichen Triebe des Mannes sind auf Eroberung gerichtet und schweifen — nicht zwar nach dem ersten Coitus, sondern erst mit

[1]) Bei dieser Gelegenheit möge auf Meynerts Auffassung hingewiesen sein, welcher den Sitz der natürlichen Entladungstendenzen der Affekte in die subkortikalen Zentren, den Sitz des hemmenden Oberbewußtseins in das Großhirn verlegte.

der Schwangerschaft, wenn diese nicht zu lange auf sich warten läßt, jedenfalls aber relativ bald nachdem das ursprüngliche Ziel erreicht ist — in die Ferne. Sie bilden sich dem besessenen Weibe und seiner Leibesfrucht gegenüber in Schutzinstinkte um, während das sexuale Bedürfnis zu seinem ersten Objekt meist nur nach andersartiger Befriedigung, und auch dann nur selten mehr mit der ursprünglichen elementaren Kraft zurückkehrt. — Zweifellos gibt es auch Ausnahmen einer angeborenen monogamischen Veranlagung. Viel häufiger als diese aber ist die anerzogene.

Daß der Sexualtrieb leicht zu Abirrungen gebracht werden kann, ist sehr verständlich, wenn man bedenkt, auf welch feine Reizdifferenzen er reagiert. Was den vollsinnigen Menschen in erster Linie in sexuale Erregung versetzt, ist der Anblick der Körperformen des anderen Geschlechtes. Erst in zweiter Linie steht zumeist der Einfluß der Stimme und des Geruches. Das Lichtbildchen, welches beim Anblick des weiblichen Körpers auf der Netzhaut entsteht, ist der physiologische Schlüssel, durch dessen Einführung in den psychophysischen Mechanismus des Mannes die ungeheueren Bewegungen der sexualen Leidenschaft ausgelöst werden. Haben wir nun etwa Anlaß uns zu verwundern, wenn jener Mechanismus mitunter soweit vom Normalen abweicht oder umgebildet wird, daß das Netzhautbildchen, hervorgerufen durch die dem weiblichen ohnehin ähnlichen Körperformen eines Knaben, eine gleiche affektauslösende Wirkung ausübt? — Nicht daß derartiges vorkommt, ist das Wunderbare, Interessante — sondern daß es relativ so selten vorkommt. Nicht der abirrende, sondern der normale Sexualtrieb ist das große Wunder unserer Konstitution. Daß angeborene Abnormitäten auftreten, daß der Sexualtrieb durch äußere Einwirkungen auf Abwege geführt werden kann, ist nur zu leicht erklärlich. Als eines der lehrreichsten Beispiele in dieser Richtung erscheint die allgemeine Homosexualität der hellenischen Decadenz, hervorgerufen durch ästhetische Hyperkultur und einen ungesunden Idealismus. Wie die angeborenen Naturtriebe des Mannes hier unter dem Einfluß der Umgebung zur Knabenliebe umgestimmt wurden, so lassen sie sich durch Moral, Erziehung und Suggestion auch ins Monogamische hinüberleiten. Aber den also verbildeten Trieben fehlt es immer an jener elementaren Kraft und Lebensfülle, welche dem Gesunden, Natürlichen eignet. Wem die Augen für die taufrische Schönheit der Menschennatur aufgegangen sind, der unterscheidet auch hier leicht Instinkt von Dressur.

Geht dem normalen Manne die Beschränkung auf ein Weib auch durchaus wider die Natur, so besitzt er doch dem eroberten Weibe gegenüber nicht nur den Trieb des Schutzes, sondern auch den des Besitzgefühls, welcher sich in der Abwehr der Liebeswerbungen von Nebenbuhlern äußert. Wie lange diese natürliche Eifersucht des Mannes dem gewonnenen Weibe gegenüber andauert, ist schwer festzustellen, da der gesamte Einfluß von Moral, Erziehung und Suggestion gegenwärtig auf möglichste Ausbildung und Perpetuierung dieses Triebes gerichtet ist.

Was nun die rein physiologische Seite der Befriedigung der männlichen Sexualtriebe betrifft, so scheint es von vornherein einleuchtend, daß das gesunde, normale Maß der Funktionen auch hier

wie bei allen anderen Organen im Mittel zwischen einem schädlichen Zuviel und Zuwenig gelegen sei. Daß dieser für jede vernünftige physiologische Erwägung selbstverständliche Satz gegenwärtig mitunter bestritten, und behauptet wird, gesundheitschädliche Wirkungen einer wenn auch vollständigen Unterdrückung des Sexualtriebes lassen sich auf keinem Wege nachweisen, ist das Dogma einer an sich löblichen, jedoch mit falschen Mitteln arbeitenden Aktion gegen die in der männlichen Großstadtjugend schrecklich grassierenden Laster der Unzucht und Verlotterung. Statt ihr eine fromme Lüge aufzutischen, sollte man die männliche Jugend lieber über das normale Maß der gesunden Befriedigung der Sexualtriebe aufklären. Dies ist aber schon darum schwierig, weil die falsche Scham, welche unsere gesamte Kulturwelt in Bezug auf Bekennung jener im „Nachtbewußtsein" sich abspielenden Funktionen beherrscht, es mit sich gebracht hat, daß die Physiologie selbst über jenes normale Maß sich noch im Dunkeln befindet. Nur so viel steht fest, daß vollkommene Enthaltung wie auch äußerste Inanspruchnahme, besonders durch unnatürliche Reizmittel, schädlich wirken — das Zuviel jedenfalls viel schädlicher als das Zuwenig. Auch spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß vollkommene Enthaltsamkeit bis zur vollen Reife des Mannes, also bei uns durchschnittlich bis ins 25. Lebensjahr, der Konstitution von Vorteil ist, indem (vielleicht durch Resorption der Samenstoffe) der Aufbau psychischer und physischer Spannkräfte begünstigt wird. Diese günstige Wirkung der Enthaltsamkeit mag bei elastischen Naturen auch noch länger andauern. Das gesunde Normalmaß der Funktionen beim reifen Manne unterliegt jedenfalls starken individuellen Schwankungen. Es gibt Männer, welche in der Vollreife bei bestem Wohlbefinden täglich den Coitus ausführen — andere fühlen sich schon durch das lutherische „zweimal die Woche" zu sehr in Anspruch genommen. Schwere Schädigungen der Gesundheit — neurasthenische Depressionserscheinungen, Anämie, Herabsetzung der Widerstandskraft gegen Infektionen, namentlich gegen Tuberkulose — sind häufig das Ergebnis der sexualen Ueberreizung und des Kräfteentzuges, welcher eintritt, wenn ein Mann, der lange und mit Selbstüberwindung Enthaltsamkeit geübt hat und infolgedessen für physische Berührungen mit dem Weibe hyperästhetisch geworden ist, plötzlich in intimsten alltäglichen und allnächtlichen Kontakt mit einem sexuell reizvollen Weibe gebracht wird. Gar mancher hat sich in den sogenannten Flitterwochen des Ehestandes den Todeskeim geholt. Was für den Mann schon physisch, ist für die junge Frau oft psychisch verderblich. Der jähe Austausch der einsamen Lagerstatt des Alters der Hoffnungen und Träume mit dem obligatorischen Ehebett ist eine empörende Roheit, ein Hohn auf jede vernünftige physische und psychische Hygiene. Ein nur allmähliches Intimerwerden der Beziehungen, ein Sichfliehen nach dem ersten Gewähren verlangen alle gesunden Naturinstinkte beider Geschlechter. In solcher Art ausgeübt, ist der physiologische Geschlechtsverkehr von keinerlei Depressionserscheinungen begleitet, sondern — bei gesunden Menschen und nach Abwarten der sexualen Reife — von allem Anfang an heilkräftig und erfrischend.

Die unnatürlichen Befriedigungen des Geschlechtstriebes, namentlich die Selbstbefriedigung, können — so wie der natürliche Geschlechts-

genuß — beim Manne gesundheitschädlich wirken, wenn sie vor der Zeit oder im Uebermaß erfolgen. Beides ist bei der Selbstbefriedigung besonders leicht möglich und daher gefährlich. Eine weitere Gefahr liegt darin, daß die Ergüsse ohne vorhergehende kräftige Erektion und daher nicht, wie beim Coitus, heftig, sondern schleichend vor sich gehen, was zu Neurasthenie und Impotenz führen kann. Und alle diese Gefahren werden dadurch noch eminenter gemacht, daß die Selbstbefriedigung, frühzeitig und ausschließlich ausgeübt, zu einer allmählichen Umbildung des Sexualtriebes führt, so daß er immer weniger auf die Reize des anderen Geschlechtes, immer mehr auf Phantasien oder gar Berührung mit eigenen Körperteilen reagiert. — Eine direkte Schädlichkeit der durch irgend welche Surrogate der weiblichen Vagina hervorgerufenen Ejakulation jedoch konnte nicht nachgewiesen werden. — Man täte daher besser, statt von einer absoluten Schädlichkeit der Selbstbefriedigung und ähnlicher Praktiken, von ihrer Gefährlichkeit zu sprechen. Diese ist allerdings so groß, daß schwache Charaktere ihr meist unterliegen. Rückenmarksleiden, welche man häufig als Folgen unnatürlichen oder übermäßigen Geschlechtsgenusses betrachtet, scheinen hiermit in keinerlei Zusammenhang zu stehen, sondern vielmehr als Nachwirkungen syphilitischer Infektionen aufzutreten. Im allgemeinen und vom Volke werden die Schädigungen, welche vom unnatürlichen und ausschweifenden Geschlechtsgenuß als solchem ausgehen, zu hoch, die Schädigungen venerischer Ansteckungen (Syphilis und Gonorrhoe) viel zu niedrig angeschlagen.

Die natürlichen Sexualtriebe des Weibes, welche von der Sitte noch viel sorgfältiger verhüllt werden, sind, besonders für einen männlichen Forscher, schwerer zu erkennen als die des Mannes. Die Sitte will uns ja glauben machen, das moralisch nicht degenerierte Weib besitze überhaupt keinen Sexualtrieb im engeren Sinne des Wortes, sondern höchstens das Verlangen nach männlichen Huldigungen, idealer Liebe und den Mutterfreuden. Lüftet man den Schleier ein wenig, so hat es zunächst den Anschein, als seien die Triebe des normal veranlagten Weibes auf Monogamie gerichtet. Dem steht jedoch die Erfahrung entgegen, daß der Zug zur Polyandrie, wenn einmal durch besondere Schicksale geweckt (z. B. bei verführten Mädchen, die ohne angeborene Veranlagung hierzu, wirklich nur aus Not dem Hetärismus verfallen), so leicht sich ins Maßlose steigert. Ferner wissen wir, daß an all jenen Uebungen, welche als sekundäre Aeußerungen unbefriedigter Sexualität zu erklären sind — von der religiösen Ekstase und der Selbstpeinigung in den verschiedensten Formen bis zum Sexualoccultismus des Hexenzeitalters — Frauen — und keineswegs nur Unverheiratete — stets einen hohen Anteil hatten. Auch zeigt sich, daß bei den polyandrisch lebenden Völkern die Frau sich sehr gut in ihre Lage zu finden weiß. Nach all dem wird von einer entschieden monogamischen Naturveranlagung des Weibes wohl kaum gesprochen werden können.

Dagegen ist der Trieb zur sexualen Annäherung beim Weibe von einem sehr kräftigen Gegentrieb der Abwehr begleitet (der übrigens auch beim Manne nicht ganz fehlt). Am stärksten ist dieser Trieb des Widerstandes gegen die männliche Werbung bei der Jungfrau

ausgebildet — jedoch keineswegs hier allein. Der weiblichen Natur entspricht das Verlangen, immer wieder von neuem durch männlichen Kraftaufwand erobert zu werden. Auch dieser Trieb drängt zur Polyandrie — und oft stärker als das direkte Verlangen nach sexualer Befriedigung.

Die Eifersucht, der Trieb, den Geliebten ganz für sich zu besitzen, ist beim Weibe mindestens ebenso stark entwickelt und dauerhafter, wie der analoge Trieb beim Manne.

Rein physiologisch ist Unnatur und Uebermaß im Sexualgenuß — immer abgesehen von der Ansteckungsmöglichkeit — beim Weibe als dem passiven Teil von geringerer Gefahr begleitet, als beim Manne.

Was an dieser Darstellung auffallen und vielleicht als ein Argument gegen ihre Richtigkeit geltend gemacht werden wird, ist der unausweichliche gegenseitige Widerstreit, der von den Sexualtrieben des Menschen behauptet wird. Das Weib begehrt fast ebenso intensiv nach Ausschließlichkeit der Manneslieb‌e, wie der Mann nach Polygamie. Die Männer wollen jeder mehrere Frauen für sich haben und sind doch im Durchschnitt ebenso zahlreich wie die Frauen. Diese Triebe widerstreiten einander mit Notwendigkeit. Eine Versöhnung ist undenkbar. — „Können der Natur solche Widersprüche ihrer Erzeugnisse zugemutet werden?" — Zweifelsohne! — Ja, die Art, wie die Naturtriebe zustande kommen, bedingt geradezu mit Notwendigkeit jenen unversöhnlichen Widerstreit. Durch Auslese im Kampf ums Dasein — der hier ein Kampf um Fortpflanzung ist — haben sich die Triebe gebildet. Die Männer haben sich am meisten fortgepflanzt, welche am meisten Frauen erwarben, und ihnen Nebenbuhler am wirksamsten fernehielten. Und die Frauen haben am meisten Kinder aufgebracht, welche durch Verdrängung von Nebenbuhlerinnen den männlichen Schutz am ausgiebigsten und längsten für sich und ihre Leibesfrucht zu wahren wußten. So ergab sich mit Notwendigkeit der Widerstreit der Triebe. Und da das Vollbringen unter normalen Bedingungen immer ein Kompromiß ist zwischen viel Wünschen und relativ wenig Können, so erklärt es sich auch, daß die Triebe, wo in Ausnahmsverhältnissen der normale Widerstand entfällt, ins Maßlose ausarten. Der Kampfeszustand ist der für den Menschen gesunde. Auf ihn sind seine Naturtriebe abgestimmt. Einem Menschen alle Widerstände nehmen, wirkt auf ihn wie die Versetzung in ein fremdes Klima, dem seine Organisation nicht angepaßt ist. Der Cäsarenwahn ist die Erkrankung, welche eintritt, wenn die Wünsche des Menschen in das für sie fremde Klima widerstandsloser Erfüllung gebracht werden. Und wie der Mangel an Kampf gesundheitschädlich wirkt, so sind es nicht die gesunden Triebe, welche den Kampf ausschließen. Die monogamische Veranlagung reduziert den Sexualkampf der Männer auf ein wirkungsloses Minimum. Sie macht den Mann unfähig, seine natürliche und im Interesse der Tüchtigkeit des Stammes notwendige Funktion als sexualer Auslesefaktor auszuüben; und darum ist die monogamische Veranlagung eine Verbildung des männlichen Sexualtriebes. Ein physisch und psychisch im übrigen vorzüglich veranlagter Mann, der — nicht aus Pflicht, sondern aus Neigung — seinen guten, zeugungsfähigen Samen in den Schoß einer schon schwangeren oder sterilen Frau trägt — und letzteres wird wegen der weitaus längeren

Dauer der männlichen Zeugungskraft für den strengen Monogamen nötig —, mag dem Fanatiker effemärer Kulturdogmen gefallen, — dem Biologen bietet er nur einen traurigen Anblick dar. — Die normalen, gesunden Sexualtriebe der Männer stehen untereinander und zu denen der Frauen in normalem, gesundem, durch den Kampf ums Dasein bedingten und diesen wieder bedingenden Widerstreit.

Wo dem sexualen Affekt seine natürliche Betätigung durch den hemmenden Einfluß von Sitte und Moral verwehrt wird, dort drängt die ihm innewohnende dynamische Kraft nach Entladung auf sekundären Bahnen. Die sekundären Betätigungen der Sexualität sind in jüngster Zeit Gegenstand einer verbreiteten Literatur geworden[1]) (während monographische Darstellungen der gesunden primären Aeußerungen noch durchaus fehlen), — so daß ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand hier als überflüssig erscheint. Die wichtigsten sekundären Aeußerungen des Sexualtriebes sind: Geistiges Schaffen[2]), religiöse Ekstase, Askese und die verschiedenen Formen der Selbstpeinigung, wie etwa die Flagellation, Grausamkeit, und — last, not least — die Selbstbefriedigung. Dem „Abreagieren" des Affektes durch Aussprechen und Mitteilung der Erregung an andere kommt endlich, wie überall, so auch hier, unter den sekundären Entladungen eine Stelle zu.

IV. Spezielle Aetiologie.

Die Ursache der Spaltung unseres Bewußtseins auf sexualem Gebiete liegt — wie bereits erwähnt — vor allem in der durch unsere Sitte geforderten Unterdrückung der primären Aeußerungen der natürlichen Sexualtriebe. Diese primären Aeußerungen wären nicht nur der polygame Geschlechtsgenuß selbst, sondern auch alle Impulse und Handlungen, welche zu diesem Ziel führen oder doch hinstreben, — die erwartungsvolle Umschau, der Werbeblick dem anderen Geschlecht gegenüber, die erwachenden Hoffnungen, all das sprießende Phantasieleben, welches der Liebeswerbung entkeimt, das Wechselspiel von Anziehung und Abwehr, der Werbekampf auf Tod und Leben unter den Männern, endlich die letzte Besiegung des weiblichen Widerstandes. All dies ist primäre Aeußerung des natürlichen Sexualtriebes so gut wie der Coitus selbst, nach all diesen Tätigkeiten und Emotionen verlangt die Natur des mit gesunden Sexualtrieben ausgestatteten Menschen, und all diese Tätigkeiten und Emotionen verwehrt uns — bis auf einen ärmlichen Bruchteil — die monogamische Sitte.

Der Erklärungsgrund für diesen Zustand liegt in den ungeheueren kulturellen Leistungen der Monogamie[3]). Das Beispiel steht in der Geschichte nicht vereinzelt da, daß gewisse Institutionen, welche die menschlichen Naturtriebe auf das härteste knebeln und daher großes Unheil verursachen, doch um ihrer überragenden sozialen Vorteile

---

[1]) Vergleiche namentlich „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" von Dr. Havelock Ellis, übersetzt von J. E. Kötscher, sowie „Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis" von Dr. Iwan Bloch.

[2]) Vergleiche meinen Aufsatz „Zuchtwahl und Monogamie", I. Jahrgang, 9. Heft dieser Zeitschrift, Seite 697 ff.

[3]) Ich habe diese Leistungen übersichtlich zusammenzustellen versucht in dem Aufsatz „Zuchtwahl und Monogamie", a. a. O.

willen im Interesse der Entwicklung angenommen und durch kürzere oder längere Perioden festgehalten werden. Die Despotie zum Beispiel, die Sklaverei, der Götzenkult sind ähnliche Institutionen. Sie waren zu ihrer Zeit bester Fortschritt, und vom Genius der Entwicklung gefordert, wie die Monogamie. Die Kulturträger aus den Zeiten, in denen die Einführung jener Institutionen nötig wurde, besaßen jedoch nicht den historischen und biologischen Ueberblick, um die Relativität ihres Wertes zu erkennen und die Beschränktheit ihres Geltungstermines für die Zukunft vorauszusehen. Und hätten sie jenen Ueberblick besessen und ihren Zeitgenossen etwa gepredigt: „Es ist notwendig, daß wir auf einige Jahrhunderte hinaus im Interesse der Kultur unsere gesunden Naturtriebe in Fesseln legen und uns so eine partielle Erkrankung zuziehen, von der spätere Generationen, auf der erkämpften höheren Kulturstufe fußend, wieder genesen können und werden" — so hätten sie durch solch vorsichtig formulierten Imperativ die Menge sicherlich nicht zur Gefolgschaft gezwungen. Sollte die ungeheuere Tat der Knebelung der Natur auch nur zum Teil wirklich vollbracht, so mußte eine Moral geschaffen werden, die das bedingt und temporär Förderliche als das einzig und absolut Gute diktatorisch hinstellte und kategorisch verlangte, eine Moral, welche weiß in schwarz, grad in ungrad umdeutete und das gesund Natürliche zum verächtlich Krankhaften umstempelte. Nicht plötzlich, sondern schrittweise vollzog sich in unserem Fall diese moralische Fiktion. Ueber die mittelalterliche Verachtung der gesunden Natur gelangten wir schließlich dazu, das als krankhaft abnorm zu verachten, was tatsächlich gesunde Natur ist. Und dieses moralische Bewußtsein konnte den Tribut an die Natur, dessen die Menschheit, auch auf den Höhen der monogamischen Kultur stehend, stets bedurfte und immer noch bedarf, nicht assimilieren. Derartige Exzesse mußten, sollten sie nicht die Struktur der moralischen Persönlichkeit zerstören, dieser ferngehalten und in ein Nachtbewußtsein verwiesen werden. — Dies die Hauptursache jener Spaltung unseres sexualen Bewußtseins, welche, im Mittelalter beginnend, sich in wachsender Tiefe und Schärfe durch die Jahrhunderte zieht, bis sie gegenwärtig zu einer bedrohlichen Krisis anwächst. Doch wurde der Prozeß noch durch mannigfache accidentelle Bedingungen gefördert.

Zunächst verlangt schon ein natürliches ästhetisches Bedürfnis Verhüllung des rein Physiologischen am Sexualgenuß wegen seiner engen organischen Beziehungen zu den ekelerregenden Funktionen der Ausscheidung der Exkremente — und zwar nicht nur Verhüllung vor dem Auge, sondern auch Verhüllung vor der Phantasie.

Des weiteren ergab sich die Notwendigkeit, besondere Schreckmittel gegen das Laster der Onanie aufzustellen, zu dem naturgemäß die Versuchung proportional mit der Eindämmung der primären Aeußerungen der Sexualität anwachsen mußte. Die Volksmoral fand jene Schreckmittel, indem sie alle Unnatur des Geschlechtsgenusses als verderblich für die Gesundheit hinstellte, in weit höherem Maße, als es der Wirklichkeit entspricht. Andere Fiktionen kommen dieser Fiktion zu Hülfe. Der unnatürliche Sexualgenuß wurde von der herrschenden Moral mit jedem natürlichen, aber nicht monogamischen unter dem Namen Unzucht zu dem großen Sammelbegriff alles sexual Verwerflichen vereinigt. Da nun polygyner Geschlechtsgenuß für den

Bürger unserer Civilisation am leichtesten durch Benutzung der Prostitution zu erlangen ist, durch welche in erster Linie die verderblichen Geschlechtskrankheiten verbreitet werden, so war es dem monogamisch suggerierten Volksverstande ein leichtes, die furchtbaren Folgen jener Infektionen, namentlich der Syphilis, als Wirkungen aller Unzucht, also auch der Selbstbefriedigung, anzusehen. Das gab zwei Fliegen auf einen Schlag. Einerseits konnte man die zur Onanie Versuchten mit der Furcht vor Rückenmarksdarre und anderen gleich schrecklichen Krankheiten im Zaum halten, andererseits bekräftigte die Verderblichkeit aller „Unzucht“ den Glauben an die einzig gesunde Natürlichkeit des monogamen Sexualverkehrs. Alles was vermöge der körperlichen Lage unserer Sexualorgane an physiologischen ekelerregenden Associationen aufzutreiben war, wurde nun außerdem von dem geheiligten Ehebett ferngehalten und auf jenen „unreinen“ Sexualgenuß zusammengetragen, dessen Verderblichkeit sich der Volksphantasie in typischen Bildern — wie etwa in jüngster Zeit in der Gestalt des in seiner Matratzengruft begrabenen dichterischen Wüstlings Heine — verkörperte. — Das wäre nun alles ganz löblich und — für die Dauer der monogamischen Kulturphase — zweckmäßig, — wenn nicht doch verleugnete Wahrheit sich immer auf ihre Weise zu rächen wüßte. — Dieselbe Moral, welche jenes Schreckgespenst der Folgen sexualer Unnatur zur allgemeinen Warnung aufgerichtet hatte, mußte nun ihre Zöglinge, und die folgsamsten am allermeisten, in Situationen versetzen, in denen diese, trotz empfangenen mütterlichen Segens und verbrieft und versiegelt ausgestellten sexualen Reinheits- und Reifezeugnisses, sich der berüchtigten Unnatur nun plötzlich selber ausgeliefert sahen, erbarmungslos, ohne Rettung, gefesselt durch die feinsten, aber zähesten Bande, durch den Imperativ des Gewissens, durch den Leumund der Sitte, im Sanktuarium der heiligen Ehe! — Oder wie denkt ihr euch, sechs Monate nach der Trauung, das physiologische Gehaben des jungen Gatten, der sich vor der Heirat — wenn auch nur annähernd — „rein“ erhalten, — wie denkt ihr euch seinen Verkehr im Ehebett mit der jungen, reizvollen Frau, wenn diese sich im fünften Monate der Schwangerschaft befindet und der Arzt den Coitus untersagt hat? — Kann man sich nicht an den Fingern abzählen, daß es da bei nur einigem Temperament zu Imitationen des Coitus kommen muß, von denen wieder jeder nur einigermaßen helle Verstand sich zu gestehen nicht umhin kann, daß sie sich von mutueller Mastupration nicht mehr wesentlich unterscheiden? — Das greuliche Laster, an das ihm auch zu denken nicht beikam, jener Verlorenen gegenüber, als nach durchjubelter Nacht die bezechten Genossen ihn ins Haus der Schande lockten — das schleichende Gift, das des Mannes Mark verzehrt und ihn zu tödlichem Siechtum auf ein schimpfliches Lager wirft, — der Unhold, an dem er bisher, auf gerechten Pfaden wandelnd, mit scheuem Seitenblick tugendsam vorbeigeschritten, nun plötzlich an seine Lagerstatt gefesselt und an die Gestalt des geliebten, reinen, nach heiliger Sitte ihm angetrauten Weibes! — Faß' es, wer es kann! — Ein Hirn mit Durchschnittsmaß weiß sich hier keinen Rat. — Diese Nachterlebnisse sind ja auch eigentlich gar nicht real. — Träume! — Gespenster! — Fort damit! — Ins Unterbewußtsein! — Meine Ehe ist rein, mein Weib ist rein und ich bin ein Ehrenmann! — Wer zeugt dawider? — Und es

meldet sich tatsächlich niemand. Freunde und Bekannte beglückwünschen das junge Paar ob seines jungen Glückes und blühenden Gedeihens. Und die Rückenmarksdarre bleibt auch tatsächlich aus. Das eheliche Leben schlägt mit der Zeit sogar recht wohl an. Eine gute Natur geht doch über alles — und eine reine Ehe. — Die Kluft ist vollständig geworden. Keine störende Erinnerung tritt mehr aus dem Nachtbewußtsein ans Oberlicht des Tages. — Und wenn später, da der Ueberreiz im Ehebett dem Ueberdruß gewichen, die Stimme der Genossen wieder verlockt zu nächtlicher Kurzweil — —! Das alles ist nicht real und nicht erlebt. — Nichts geht über eine reine Ehe!

Wir dürfen uns nicht wundern, daß die Erforscher der Hysterie gerade sexuelle Traumen als deren häufigste Ursache bezeichnen. Das doppelte Bewußtsein ist hier ein allgemeines, und nur einer geringen Schwankung bedarf es, um den Fall zweifellos pathologisch zu machen. — Besondere, erschwerende Umstände aber treiben den Zustand gegenwärtig einer ausgesprochenen Krisis zu.

Durch das ganze Mittelalter hindurch, und in die Neuzeit bis nach dem dreißigjährigen Krieg wurde der Ueberdruck der gefesselten natürlichen Sexualtriebe in hervorragender Weise entlastet durch die sekundären Aeußerungen der religiös-asketischen Ekstase und der Grausamkeit. Der psychologische Schlüssel zum Verständnisse jener Erscheinungen ward in jüngster Zeit gefunden, die sexualen Wurzeln des mönchischen Sinnenrausches, der religiös-hysterischen Epidemieen, der Exekutionen und Torturen wurden bloßgelegt. Nur dies scheint kultur-historisch noch nicht aufgehellt, warum gerade in der zweiten Hälfte des Mittelalters die Sexualität so üppig in jene Seitentriebe schießt. Es erklärt sich aus der allmählichen Festigung friedlich monogamischer Sitten, aus der Eindämmung der Kleinfehde, des natürlichen Rivalitätskampfes von Mann gegen Mann im Städteleben. In gleichem Maße sehen wir das Bedürfnis nach den sekundären Aeußerungen der Sexualität anwachsen. Dies Bedürfnis treibt den Wunderbau der gotischen Dome gen Himmel, rottet die Menge zu Buß- und Geißelfahrten und feiert — ähnlich den Gladiatorenkämpfen des alten Rom — Orgien grausamer Wollust in der öffentlichen Exekution von Verbrechern, Ketzern und Hexen. — Nach dem furchtbaren Aderlaß des dreißigjährigen Krieges trat eine Wendung ein. Schrittweise, aber konsequent wurde der Kult der Grausamkeit aus dem Gerichts- und Erziehungswesen verbannt — an sich eine kaum zu überschätzende moralische Großtat und Ebnung der Fundamente für eine humane Kultur — zugleich aber ein neuer Damm gegen Aeußerungen der geknebelten Sexualtriebe. Und auch die religiöse Ekstase, durch die Wissenschaft ihrer metaphysischen Grundlage beraubt, versagt den Dienst als sexuales Entlastungsmittel.

Und mehr noch! — Die Fortschritte der Hygiene, namentlich in der Kinderpflege, an sich ebenso schätzenswerte humane Errungenschaften, schränken die Sterblichkeit im jugendlichen Alter enorm ein und erschweren so mittelbar wirtschaftlich den Eheschluß.

So schließen sich die moralischen Dämme gegen primäre und sekundäre Aeußerungen der Sexualität immer enger und enger, immer dringender wird das Bedürfnis nach jenen moralisch verpönten Entladungen im Unterbewußtsein. Und die Sitte wird in gleichem Maße

nicht duldsamer, sondern rigoroser — entsprechend der größeren Exaktheit, mit welcher im Zeitalter der Maschine auch der psychische Organismus des Staatsbürgers fungiert. Eine weitherzige Toleranz illegaler und doch offenkundiger sexualer Beziehungen, wie etwa noch zu Goethes Zeiten, ist heute ein Ding der Unmöglichkeit geworden. — Im 16. Jahrhundert schmückten die schönsten Hetären einer Stadt das festliche Gepränge des einziehenden Fürsten. Heute verkriecht sich die Prostitution in Schlupfwinkel. Aber — und das ist das Wesentliche! — sie ist darum nicht seltener, sondern — aus den angeführten Ursachen — häufiger geworden. Tiefer denn je klafft der Spalt zwischen sexuellem Tages- und Nachtbewußtsein. Und dieser Spalt wird uns moralisch um so verderblicher, je größere Stringenz, je rationalistisch einheitlichere Geschlossenheit der Charakter der Zeit im übrigen von uns verlangt und — im Oberbewußtsein — auch durchsetzt.

So erklärt sich jener Kampf mit verdeckten Waffen, jene heimliche Auflehnung des unteren gegen das obere Bewußtsein, welche charakteristisch ist für das geistige Gepräge unserer Zeit. — Wie groß mag wohl der Bruchteil der Gebildeten, geistig Führenden unter den Männern sein, die die ersten Wonneschauer weiblicher Umarmung nicht von Dirnen hingenommen? — Man redet von dergleichen nicht und läßt die käuflichen Spenderinnen jener nächtlichen Freuden gleichmütig im Lasterpfuhl verfaulen. Aber ihr Geist schleicht auf tausend versteckten Gängen empor ins Oberbewußtsein, — in der Kunst, in der Mode triumphiert der Stil des Hetärentums, und im Höllengelächter über stinkende Zoten kommt die Wahrheit plötzlich an den Tag.

Auch die Syphilis kümmert sich nicht um die Kluft zwischen Ober- und Unterbewußtsein und fragt in ihren Wirkungen nicht danach, ob die physische Berührung unter der Herrschaft dieses oder jenes erfolgte. Und doch täte bei dem immer zunehmenden Durcheinanderfluten der Bevölkerung hier Vorsicht dringend doppelt not. Die jährlich zunehmenden Prozentsätze der Infektionen reden eine deutliche Sprache. — Kein Zweifel: — Wir sind psychisch krank, in einem Maße, daß wir die erhöhten Erfordernisse physischen Selbstschutzes nicht mehr zu leisten vermögen.

V. Therapie.

Für unsere Heilung von der charakterisierten und auf ihre Ursachen zurückgeführten Erkrankung stehen theoretisch drei Möglichkeiten offen: — Erstlich könnte durch zunächst äußerliche Befolgung der monogamen Sitte allmählich eine Menschheit mit monogamer Naturveranlagung herangezüchtet werden, welche der Entladungen der Sexualität im Unterbewußtsein nicht mehr bedürfte. — Zweitens könnten neue Bahnen sekundärer Entladung im Oberbewußtsein erschlossen werden, welche uns der Spannung entlasteten. — Drittens endlich könnten die primären Entladungen der natürlichen Sexualtriebe ins Oberbewußtsein aufgenommen, das heißt moralisch approbiert werden.

Eine Kombination des ersten und zweiten Heilverfahrens liegt in der Tendenz der gegenwärtig herrschenden Humanitätsmoral. Durch fortgesetzte monogamische Zucht hofft sie, die „tierischen Naturtriebe“

des Menschen allmählich umzubilden und den Forderungen der Sitte zu akkommodieren. Und zugleich sollen in edler geistiger Betätigung, in Kunst und Wissenschaft, dem ganzen Volke neue Möglichkeiten zu sekundärer Entladung der Sexualität geboten werden. — Allein so ideal diese Lösung des Problems auch anmuten mag — so wenig kann sie den Zweifeln einer sachlichen Ueberlegung standhalten. — Die Züchtung zunächst einer monogamen Naturveranlagung beim Menschen — und vor allem beim Manne — erweist sich bald als ein utopistisches Ziel, wenn man die geringen Erfolge erwägt, welche in dieser Richtung durch das immer rigorosere Vorherrschen monogamischer Sitten durch viele Generationen (in deutschen Landen etwa vom frühen Mittelalter bis auf die Gegenwart) erzielt wurden. Es ist ja richtig, daß die ausgesprochenst polygam Veranlagten durch die monogamische Moral dem Hetärismus zugetrieben und mithin zum Teil von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden. Daneben gibt es aber immer auch einen Bruchteil, welcher die Gebote der Sitte nicht nur im Genußleben, sondern auch im Kinderzeugen durchbricht und sich daher um so ausgiebiger fortpflanzt. Und wenn es auch einem verschärften sittlichen Imperativ gelingen sollte, jenen Bruchteil auf ein Minimum einzuschränken, so wäre der Züchtungserfolg für die Monogamie darum doch kein wesentlich günstigerer. Nicht alle Triebe lassen sich dem Menschen abzüchten. Manche stehen in so enger Beziehung zu der Grundanlage seines Wesens, daß sie als schlechterdings oder praktisch unausrottbar angesehen werden müssen. Ist man ja doch schon angesichts des Problems des Alkoholismus vielfach von dem Bestreben der Züchtung angeborener Temperenz durch Ausjätung der Unmäßigen abgekommen! — Das Ziel der Züchtung einer monogam veranlagten Mannheit durch Ausscheidung der polygam Veranlagten von der Fortpflanzung dürfte, was Schwierigkeit der Durchführung betrifft, dem der Züchtung einer bartlosen Mannheit durch Ausschluß der mit stärkstem Bartwuchs versehenen gleichzuachten, ja — voranzustellen sein — wenn man erwägt, daß die polygamen Mannestriebe sich durch eine weit ins Tierreich zurückreichende sexuale Auslese gebildet haben, in Zeitperioden, deren Dauer sich zu den historisch überblickbaren verhalten mag, wie etwa die Dauer eines Jahres zu der einer Stunde. — Wer aber erwartete, die monogamische Sitte werde, nicht durch Auslese, sondern durch Gebrauch der monogamen und Nichtgebrauch der polygamen Triebe und durch Vererbung der individuell erworbenen Anpassungen die Naturveranlagung des Mannes umwandeln — der gliche jenem, der da meinte, die Sitte des Rasierens der Barthaare, durch Generationen fortgesetzt, müsse zuletzt eine von Natur auf bartlose Mannheit erzielen. — Und abgesehen von dem Trügerischen solcher Hoffnungen müßten zuerst Mittel angegeben werden, den Hetärismus und die Prostitution aus unserem Kulturleben auszuscheiden. Denn hier, wo es sich um „Rückbildung der polygamen Triebe durch Nichtgebrauch“ handelt, kommt selbstverständlich das polygyne Geschlechtsleben als solches in Betracht, ob es nun zur Kinderzeugung führt oder nicht. — Das Ziel der Ausrottung oder Schwächung der polygamen Naturtriebe durch monogamische Zucht ist somit haltlose Utopie. — Nicht minder „ideologisch“ ist aber das Bestreben, die monogamische Sitte dadurch

zu festigen, daß der Menge in Kunst und Wissenschaft Sekundärbahnen eröffnet würden, welche die Sexualität ausgiebiger zu entlasten vermöchten, als der religiöse in Verbindung mit dem Grausamkeitskult dies im Zeitalter der Religionskämpfe und der Ketzergerichte taten. Um so ideologischer ist dies Bestreben, als Kunst und Wissenschaft gegenwärtig immer deutlicher und direkter auf die Realitäten des Lebens selbst, auf das Ziel der Regeneration unserer Rasse, der konstitutiven Entwicklung des Menschen, hinweisen[1]) — ein Ziel, zu dessen Erreichung gerade jene primären Aeußerungen unserer Naturtriebe notwendig sind, welche durch das Verfahren entbehrlich gemacht werden sollen.[2])

Es gibt darum keine andere als die dritte Möglichkeit des Heilverfahrens — oder vielmehr die Kombination der dritten mit der zweiten. Denn die dritte Möglichkeit — die moralische Approbation der primären Aeußerungen der natürlichen Sexualtriebe im Oberbewußtsein — die sexuale Reform zum Heile der konstitutiven Entwicklung — erheischt noch eine durch viele Generationen währende Kulturarbeit. Und in dieser Arbeit erschließen sich allerdings die gesuchten Sekundärbahnen zur Entladung der überspannten Sexualität.

Das Ziel scheint nach dem Gesagten klar: — Es gilt, die Organisation zu schaffen für einen kulturell zulässigen, das soziale Zusammenwirken der Menschen nicht gefährdenden sexualen Werbe- und Rivalitätskampf der Männer um den höchsten Preis des Lebens — um Zeugung jungen Lebens, — einen Kampf, der in solcher Art zu disziplinieren ist, daß der höher Veranlagte die höheren Chancen des Sieges besitzt. In solchem Kampf- und Liebesleben vermöchten sich die polygamen Naturtriebe primär zu entladen, und — ob auch die physiologischen Sexualfunktionen stets in ähnlicher Weise verhüllt bleiben müßten, wie etwa der Tod und die Toten — wir würden hierdurch von der verderblichen Spaltung unserer Persönlichkeit geheilt werden. Durch die ethischen und sozialen Schöpfungen aber, welche die Organisation dieses Kampfes erfordert, werden in allmählicher Erringung des Zieles und zu progressiv fortschreitender Gesundung die Spannkräfte der gefesselten Sexualität zunächst auf sekundären Bahnen Befreiung finden.

Hiermit ist die Aufgabe dieser Ausführungen eigentlich gelöst. Es wurde gezeigt, wie die sexuale Reform außer dem konstitutiven Ziel, um dessentwillen sie angestrebt wird, uns von einer allgemein verbreiteten und verderblichen Krankheit zu heilen berufen ist. Damit fügen sich diese Betrachtungen in die Reihe der Abhandlungen ein, welche Mittel und Wege jener Sexualreform darzulegen haben werden. Hier soll nur kurz noch darauf verwiesen sein, welch heilsame Wirkungen wir schon von den ersten Schritten zu jener großen Aktion erwarten dürfen: — Breuer und Freud haben in mehreren Fällen auf psychotherapeutischem Weg die Spaltung des Bewußtseins behoben, bloß dadurch, daß sie dem in seinen Aeußerungen gehemmten Affekt zur Entladung im Oberbewußtsein durch Aussprechen der Erregung und Auslösen der natürlichen Ausdrucksbewegungen und associativen

[1]) Vergleiche meinen Aufsatz „Entwicklungsmoral“ im II. Jahrgang, Heft 3, dieser Zeitschrift.

[2]) Vergleiche „Zuchtwahl und Monogamie“ a. a. O.

Umstellungen Veranlassung boten. Selbst wenn die Aufnahme der Vorstellungsmassen des unteren Bewußtseins in das obere von Seelenqualen begleitet war, trat die Heilwirkung ein, und die Patienten fügten sich, obzwar nicht ohne vorausgegangenes Widerstreben, einem Verfahren, welches sie zwar zu unglücklichen Menschen mache, ihnen aber doch Gesundheit wiedergebe.

Um wie viel mehr als das bloße „Abreagieren durch Worte und Ausdrucksbewegungen“ aber wird unseren gehemmten Naturtrieben durch Einleitung des großen sexualen Reformwerkes geboten — auch wenn alle Aussicht fehlt, daß noch wir selbst oder unsere Kinder die moralische Billigung der primären Aeußerungen der natürlichen, gesunden Sexualität erleben sollten! Welche Entlastung folgt schon aus der prinzipiellen Anerkennung des moralischen Standpunktes, der die sexualen Naturtriebe als Kraftquellen eines fröhlichen, die Entwicklung nach aufwärts weisenden Kampfes gutheißt und ihre endliche Befreiung als erstrebenswertestes, wenn auch fernes Ziel hinstellt! — Statt uns unserer Triebe zu schämen, sie vor anderen durch Verstellung, ja vor uns selbst durch bedrückende Autosuggestionen zu verheimlichen, dürfen wir sie dann mit Freude, ja mit Stolz bekennen. Statt in unserem Phantasieleben und in dem Ausdruck desselben, in der Kunst, die monogamische Verbildung unserer Anlagen bald zu beweihräuchern, bald zu verhöhnen, oder — wie das jetzt immer häufiger geschieht — in den schmutzigsten Entartungen der mißhandelten Sexualität zu wühlen — werden wir an dem Kult des kraftvoll Gesunden unsere Seelen aufrichten, unseren Sinn für Adel und Schönheit der Natur wieder erwecken. Um wie viel befreiender, beglückender wird sich auf dem Boden der eingestandenen Wahrheit das Verhältnis der Eheleute gestalten! Nicht mehr werden sie, wie jetzt, ihre Lebensaufgabe darin erblicken, ihrer Umgebung, ihren Kindern, und vor allem sich selbst die Komödie des nur für einander Lebens und Geschaffenseins vorzuspielen. Als selbstverständlich wird ihnen von vornherein feststehen, daß sie — mangels besserer, erst zu schaffender sozialer Organisationen — sich in ein Rechtsverhältnis begeben, welches schreiende Unnatur von ihnen verlangt — und ihr Streben wird es darum sein, als gute Kameraden sich gegenseitig in der Klemme der Situation beizustehen und mit Idealismus und Humor in der Phantasie vorwegzunehmen, was in Tat und Wirklichkeit erst ihren späten Kindeskindern vorbehalten bleibt. — Und wenn Ungunst der Verhältnisse oder allzu stürmisches Wogen des Blutes einen direkten illegalen Tribut an die Natur auch heute schon von uns verlangen, so werden wir ihn leisten, nicht als Diebe bei Nacht oder als entfesselte Bestien, sondern als Männer, mit wachem Bewußtsein, ohne uns darum schon für Verlorene zu halten, aber auch ohne die Vorsicht für unsere und unserer Nachkommen Gesundheit zu verleugnen, welche Pflicht und Vernunft uns auferlegt. — Welche Fülle befreienden Phantasieaufschwunges aber entblüht schon dem ärmlichsten polygamen Erlebnis, wenn es geheiligt und gehoben wird durch das Bewußtsein der tätigen Teilhaberschaft an dem großen Werk der sexualen Reform!

Die Wahrheit über unsere Natur zu bekennen, der Erkenntnis der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen, im Intellekt, aber auch im Gemüt,

im Werten der Kulturmenschheit, ist der erste Schritt zum Reformwerk. Wer das Leben der Zeit mitlebt, wird mit Freuden gewahren, daß dieser erste Schritt gegenwärtig schon von Vielen getan wird. Es beginnt Tag zu werden. Folgen wir dem Geiste der Wahrheit auch auf diesem allervitalsten Gebiete! Die Wirkung wird sich bald in allervitalster Weise einstellen: — durch Verbleichen der beiden Schandmale an Seele und Leib der Kulturmenschheit — der Zote — und der Syphilis.

Zeitliche und räumliche Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte der Menschheit.

(Vorläufige Veröffentlichung.)

* * *

Meine Herren! Was ich Ihnen vortragen will, ist die Geschichte und die Inhaltsangabe einer Entdeckung oder, genauer gesagt, von vier Entdeckungen. Doch werden Sie heute nur Behauptungen nebst einigen Erläuterungen zu hören bekommen, nicht etwa schon Beweise. Die Beweise ausführlich darzulegen, muß den größeren Publikationen vorbehalten werden, welche ich für die nächsten Jahre plane, und welche ich dann mit meinem jetzt zurückgehaltenen Namen zu vertreten gewillt bin.

Von „Gesetzen“ nach Art der Naturgesetze soll keine Rede sein. Es handelt sich vielmehr um „empirische Gesetzmäßigkeiten“ im Sinne J. St. Mills. Eine solche Gesetzmäßigkeit will ich nach dem Vorschlage des Greifswalder Historikers Bernheim als „Regel“ bezeichnen. Bernheim definiert sie als „ein allgemeines Urteil, worin durch Erfahrung konstatierte ...[1]) konstante Zusammenhänge von Erscheinungen ausgesagt werden, ohne daß die Ursachen des Zusammenhangs erkannt, beziehungsweise angegeben sind“[2]).

Die Auffindung von vier sehr prägnanten, wichtigen und überraschenden Hauptregeln für die Geschichte der Menschheit, sowie von einigen sie erläuternden und modifizierenden Nebenregeln ist das glückliche Ergebnis intensiver vergleichender Studien, welche durch etwa sechs Jahre fast ununterbrochen verfolgt wurden und sich auf alle Zeiten und auf alle Zweige der Kultur (auf materielle, politische, geistige) erstreckten! Mein Ausgangspunkt war jener wohl zuerst von Jakob Burckhardt[3]) und Karl Wilhelm Nitsch[4]) ausgesprochene Gedanke eines durchgehenden Parallelismus zwischen der antiken und der christlich-germanisch-romanischen Entwicklung. Für das sozial-

---

[1]) Hier unterdrücke ich die Worte: „und als kausal angenommene“. Ich will nämlich die schwierige Frage nach der geschichtlichen Kausalität ganz aus dem Spiele lassen.

[2]) „Lehrbuch der historischen Methode“, 3. und 4. Auflage, Seite 104, Leipzig 1903.

[3]) „Die Kultur der Renaissance in Italien“, 1. Auflage, 1860. Man beachte schon die Kapitelüberschriften wie „Tyrannis des 14. Jahrhunderts“ u. s. w.

[4]) „Geschichte des deutschen Volkes“, Band I, 1883.

ökonomische Gebiet haben dann Eduard Meyer[1]) und Rudolf von Skala[2]), für das literarische Gebiet Erdmannsdörfer[3]) und Julius Hart[4]) diesen Parallelismus in einem mehr oder weniger beschränkten Umfang durchgeführt. Mir selbst hatte er sich namentlich bei der gleichzeitigen Beschäftigung mit der bildenden Kunst der perikleischen und nachperikleischen Zeit einerseits, des italienischen Quattrocento andererseits aufgedrängt. Daß neuerdings der Berliner Historiker Kurt Breysig den Parallelismusgedanken zur Grundlage eines groß angelegten Werkes[5]) gemacht hat, war mir eine besondere Freude.

Von kleinen Anfängen aus schlug meine Untersuchung immer weitere Kreise und gewann, nachdem in den ersten Jahren manche irrige Vermutung wieder zurückgenommen werden mußte, festeren Boden unter den Füßen. Wie von selbst schlossen sich immer eine ganze Anzahl verschiedener Resultate zu einem höherwertigen zusammen. Schließlich blieben im wesentlichen nur die folgenden vier Hauptregeln übrig.

I.

Daß die Geschichte der Menschheit und der Völker aus bestimmten, unterschiedlichen Perioden besteht, leugnet niemand. Daß die Aufeinanderfolge dieser Perioden in einer gewissen Regelmäßigkeit erfolge, wird von mancher Seite noch bestritten. Man wird gegen meine erste Hauptregel vielleicht dieselben Einwürfe geltend machen, wie sie gegen die Theorie von den „Kulturstufen" erhoben werden, gegen jene Theorie, welche letzten Endes auf die positive Philosophie von Auguste Comte zurückgeht und im gegenwärtigen Deutschland namentlich von dem bekannten Leipziger Historiker Lamprecht in tapferer, energischer, aber nicht eben glücklicher Weise verteidigt wird. Ich werde jedoch Wert darauf legen, daß die von mir aufgestellten Stufen, die ich zum Unterschiede „Geschichtsstufen" nennen will, nicht mit jenen verwechselt werden. Gemeinsam haben sie mit jenen (wie mit manchen anderen Periodisierungen) gewisse chronologische Abgrenzungen und außerdem den Grundsatz, daß eine jede Geschichtsstufe nicht nur einem einzelnen, sondern jedem Kulturzweige, jedem Gebiet menschlichen Wirkens einen bestimmten Charakter aufprägt. Doch würde ich nicht anstehen, diesen Charakter ruhig mit dem von Lamprecht verpönten Rankeschen Worte „Idee" zu bezeichnen, also z. B. bei Raffael von der „Idee der Renaissance-Schönheit", bei Macchiavelli von der „Idee des Renaissance-Staates" zu sprechen. Doch ist das ja schließlich Geschmackssache.

Grundsätzlich unterscheiden sich aber meine Geschichtsstufen von jenen Kulturstufen durch nicht weniger als vier Eigenschaften.

Erstens verbinde ich mit der Aufstellung meiner Geschichtsstufen und dessen, was damit zusammenhängt, keinerlei Kausalitäts-Aspirationen. Ich betone nur konstante Zusammenhänge und

---

[1]) „Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums", 1895.
[2]) „Griechenland" in Helmolts „Weltgeschichte", Band IV, 1900.
[3]) „Das Zeitalter der Novelle in Hellas", Preuß. Jahrb., 1875.
[4]) „Geschichte der Weltliteratur", Band I, 1894.
[5]) „Kulturgeschichte der Neuzeit", Band I: „Aufgaben und Maßstäbe", 1900. Band II: „Altertum und Mittelalter als Vorstufen". Zwei starke Halbbände. 1901.

Aehnlichkeiten und unterlasse es vollständig, sie irgendwie im Sinne des Kausalprinzipes umdeuten und ausdeuten zu wollen. Meine erste Hauptregel verträgt sich in gleicher Weise mit einer ökonomischen, mit einer geographischen, mit einer anthropologischen Geschichtsauffassung, sie ließe sich rein psychologisch verwenden, und zwar sowohl individualpsychologisch als sozialpsychologisch, sie würde eine treffliche Unterlage für eine metaphysische Geschichtsphilosophie, und zwar sowohl für eine panlogistische im Sinne Hegels, als eine personale im Sinne Euckens abgeben, sie kann von einem Atheisten, einem Pantheisten, einem Theisten gleich gern acceptiert werden. Meine Regel weist nur, wie ja übrigens jedes große Erlebnis, auf die Kausalität, als auf ein für den Geist notwendiges Postulat mit überzeugender Deutlichkeit hin. Das Postulat zu lösen, die logische Forderung nach gleichen Ursachen bei gleichen Wirkungen zu erfüllen, habe ich bisher nicht als meine Aufgabe betrachtet.

Zweitens besitzen meine Geschichtsstufen zwar eine wunderbare, alle bisher Eingeweihten in Staunen setzende Regelmäßigkeit, aber sie besitzen keine Naturgesetzmäßigkeit. Naturgesetzmäßigkeit würde vorhanden sein, wenn zwei irgendwo und irgendwann beobachtete Stufen, die in einer Eigenschaft (z. B. in Bezug auf ihre Technik) übereinstimmen, auch in sämtlichen anderen Eigenschaften (z. B. ihrer Verfassung, ihrer Poesie, ihrer Philosophie) übereinstimmen würden. Dies ist bei meinen Geschichtsstufen ganz und gar nicht der Fall. Die Stufe M habe z. B. die Eigenschaften a, b und d, die Stufe N habe die Eigenschaften a, c und d und die Stufe P die Eigenschaften b, c und d. Dann gehören in Bezug auf a die Stufen M und N, in Bezug auf b die Stufen M und P, in Bezug auf c die Stufen N und P und in Bezug auf d alle drei Stufen zusammen. Ein Beispiel wird dies am Schlusse des Abschnittes erläutern.

Drittens erlaubte diese Beschränkung der Vergleichung je auf eine bestimmte (durch eine Nebenregel abzuleitende) Anzahl von Eigenschaften, eine unendlich viel größere chronologische Genauigkeit aufzudecken, als wohl jemals für solche Dinge verlangt worden ist. Und zwar ergab sich ganz allgemein folgender Sachverhalt: Je reichlicher die Ueberlieferung fließt, desto geringer werden die Abweichungen. Daraus darf wohl der Schluß gezogen werden, daß die Abweichungen Folgen mangelhafter Ueberlieferungen sind. Mangelhaft ist die Ueberlieferung z. B. schon, wenn ich nur erfahre, wann ein Bild ausgestellt, wann ein Buch erschienen, aber nicht, wann das erstere gemalt, das letztere geschrieben ist. Wo aber das geschichtliche Material über eine Zeit, eine Nation, einen Kulturzweig am vollständigsten ist, können die Abweichungen meist bis auf solche von ein oder zwei Jahren beschränkt werden. In anderen Fällen darf man sich über Abweichungen von 5—10 Jahren nicht wundern. Und immer muß man bedenken, daß es sich um historische Beziehungen handelt, die sich über Jahrhunderte und bisweilen Jahrtausende erstrecken, so daß z. B. bei einer Vergleichung zwischen Griechen und Deutschen eine Abweichung von zehn Jahren doch erst eine Ungenauigkeit von 0,5 pCt. darstellt. Aber in anderen Fällen, wo der Vergleich aufs Jahr genau stimmt, ist die Ungenauigkeit bis auf weniger denn 0,025 pCt. herabgedrückt. Und

Fälle so geringer Ungenauigkeit habe ich wohl Hunderte in meinen Manuskripten gesammelt.

Viertens unterscheiden sich meine Geschichtsstufen von den Kulturstufen, wie sie Lamprecht und in etwas anderer Fassung auch Breysig vertritt, dadurch, daß sie sich nicht auf eine Nation, sondern auf einen Völkerkreis beziehen. Ich halte es für unrichtig, anzunehmen, daß die Römer denselben Entwicklungsgang durchgemacht hätten, wie die Griechen[1]), oder die Engländer denselben wie die Deutschen. (Woher denn dann die auffallende Verschiedenheit?) Nicht die Nationen, auch nicht die Rassen als solche, sondern die geographisch zu umschreibenden Völkerkreise bilden die großen sozialen Organismen, deren Lebensalter untereinander auf Gleichheit und namentlich auf Ungleichheit hin verglichen werden sollen. Unser Völkerkreis z. B. besteht aus Deutschen, Engländern, Franzosen, Italienern und Spaniern im engeren und dazu aus Skandinaviern, Finnen, Esthen und Westslaven im weiteren Sinne (aber nicht aus den Iren, Schotten, Russen u. s. w.). Der antike Völkerkreis bestand aus Griechen, Römern, Karthagern im engeren und dazu aus Thrakern, Kleinasiaten, Chetitern und Westsemiten im weiteren Sinne (aber nicht aus den Etruskern, Galliern, Persern u. s. w.). Die geographische Bedeutung dieser Völkerkreise, deren Zahl bei einer räumlich und zeitlich vollständigen Uebersicht über die Menschheitsgeschichte recht beträchtlich sein würde, wird in Hauptregel II behandelt. — Es war bekanntlich Friedrich Ratzel, dem wir den Begriff der „Völkerkreise" verdanken. Und wenn die Abgrenzungen, welche ich den Völkerkreisen zu geben gezwungen bin, mit denen Ratzels auch nicht ganz übereinstimmen, wenn meine Völkerkreise vielfach erst Teile derjenigen Ratzels sind, so soll ihres Entdeckers doch stets dankbar gedacht werden. Der großartigen, von Helmolt herausgegebenen neuen „Weltgeschichte" sind die „Völkerkreise" bereits zu Grunde gelegt, jedoch, wie mir scheint, in zu äußerlicher Weise, indem der Schauplatz eines Völkerkreises, z. B. des antiken, nun doch in seine einzelnen Länder, wie Kleinasien, Balkanland, Griechenland, Nordafrika u. s. w. zerlegt ist, deren Geschichte dann bisweilen völlig isoliert von der Urzeit bis auf die Gegenwart durchgeführt wird. Die Kulturgemeinschaft innerhalb eines Völkerkreises, der einheitliche Strom der Geschichte, der gleichzeitig durch mehrere Länder rauscht, wird dadurch bisweilen sogar noch mehr zerrissen, als bei der herkömmlichen Einteilung. Wie solche, den Begriff der Völkerkreise diskreditierenden Uebelstände zu beseitigen sind, werde ich später zu zeigen haben.

Jeder Völkerkreis als solcher besteht nur für ein menschheitliches Weltalter. Wir müssen daher z. B. „unser" Weltalter von dem „antiken" unterscheiden. — Jedes Weltalter setzt sich aus Chronosegmenten oder Zeitgliedern zusammen. Die Länge eines Zeitgliedes (in Jahren gemessen) ist verschieden; sie schwankt bei den von mir bis jetzt genauer untersuchten zwischen 305 und 372 Jahren, verhält sich also zum Jahre ungefähr so, wie dieses zum Tage.

---

[1]) Für die Schwierigkeiten, in welche eine nationalistische Kulturstufen-Theorie in diesem Falle gerät, findet sich eine treffliche Illustration bei Breysig, „Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit". Erste Hälfte, Seite 391 ff.

Jedem Zeitglied entspricht ein viel längerer Entwicklungsvorgang, der sich in Form einer Kurve oder, genauer zugesehen, in Form eines schmalen Kurvenbündels darstellen läßt. Das zu einem Zeitglied gehörige Kurvenbündel erstreckt sich nach beiden Seiten weit in die angrenzenden Zeitglieder, in das frühere wie in das spätere, hinein, so weit, daß es sich, wie für die Rechtsgeschichte von dem Jenaer Juristen Thon bereits bemerkt worden ist, sogar noch mit dem zum übernächsten Zeitglied gehörigen Kurvenbündel schneidet. Das Zeitglied bildet also im Verhältnis zu seinem Kurvenbündel nur seinen mittelsten, „höchsten" Teil.

Wo geschichtliche Vorgänge durch das Meer der Vergessenheit fast überflutet sind, da ist vielleicht nur noch ihr höchster Gipfel (z. B. ein Heldensang oder ein Grabmonument) sichtbar. Namentlich die Anfänge unzähliger geschichtlicher Bewegungen (Kurvenbündel) liegen verborgen. Selbst der Anfangspunkt des eigentlichen, die Mitte der Bewegung darstellenden Zeitgliedes ist nicht immer mehr sehr deutlich. Deutlicher ist eine andere, an jedem segmentalen Kurvenbündel wiederkehrende, etwas spätere „höhere" Stelle, die ich den Merkpunkt des Zeitgliedes nennen will. Die Merkpunkte entsprechen zum Teil bedeutenden, „epochemachenden" Ereignissen, zum Teil aber den arithmetischen Mitteln aus mehreren gleichwichtigen Ereignissen. — Die einzelnen Zeitglieder, ihre Namen und graphische Zeichen, sowie ihre Merkpunkte können hier nicht erläutert werden; doch sollen sie im folgenden für unsern Völkerkreis und den antiken, also für zwei sich ablösende Weltalter wenigstens aufgezählt werden.

Merkpunkt für das	Moderne Segment,	abgekürzt Megment (Me):	1789 n. Chr.,
„ „ „	Renaissance-Segment,	„ Renent (Re):	1417 „
„ „ „	Tertio-Segment,	„ Tertent (Te):	1081 „
„ „ „	Sekundo-Segment,	„ Sekent (Se):	751 „
„ „ „	Primo-Segment,	„ Pegment (Pe):	395 „
„ „ „	durch die Völkerwanderung jäh unterbrochene Cauda-Segment (Cau):		260 „
Merkpunkt für die	Caesarik (Cae):		113 v. Chr.,
„ „ „	Klassik (Kla):		447 „
„ „ „	eigentliche Archaik (Ar):		752 „
„ „ „	Geometrische Archaik,	abgekürzt Garchaik (Ga):	1050[1] „
„ „ „	Dorioporische Archaik,	„ Darchaik (Da):	1380 „

Die vor der Dorioporischen Archaik, d. h. dem archaischen Zeitgliede der dorischen Wanderung liegende Mykenik (My), rechne ich dagegen nicht mehr zum antiken, sondern zu einem vorantiken Weltalter, jenem Weltalter, das seine Hauptblüte im babylonisch-ägyptischen Völkerkreise gefunden hat. (Das schließt nicht aus, daß die Träger der mykenischen Kultur im anthropologischen Sinne mehr oder weniger reine „Griechen" gewesen sein mögen, ähnlich wie ein Weltalter später die römischen Cäsaren großenteils Kelto-Germanen waren.)

Zwischen je zwei Merkpunkten innerhalb eines Weltalters liegt die offen sichtbare Strecke, die Phase eines Kurvenbündels. Jede Phase deckt sich nun mit einem Zeitgliede zwar nicht vollständig, aber doch zu $^{11}/_{12}$, also so weit, daß sie vorläufig mit ihm gleichgesetzt werden kann.

---

[1]) Der Anfangspunkt dieses Zeitgliedes, in welchem der von den Archäologen aufgestellte „Geometrische Stil" seine Blüte fand, ist nur theoretisch berechnet.

Warum sind nun die Phasen untereinander so ungleich lang, warum schwanken sie zwischen 300 und 400 Jahren, während doch in anderer Beziehung eine so unglaubliche Regelmäßigkeit herrscht? Diese Frage beschäftigte mich jahrelang, bis ich die schon früher von dem Jenaer Historiker Lorenz aufgestellte Generationenlehre[1]) für meine Zwecke neu entdeckte und in einer Weise reformieren konnte, daß die von andern Historikern (z. B. Bernheim) dagegen erhobenen Einwürfe wohl gegenstandslos werden dürften.

Lorenz geht von der sehr richtigen anthropologischen Erkenntnis aus, daß die natürliche „Menschenproduktion", die Reihenfolge der Generationen die Unterlage für ein System geschichtlicher Periodisierung bilden müsse und erblickt in der Erforschung dieser genealogischen Verhältnisse die „Zukunftslehre" in der Geschichtswissenschaft. Er faßt je drei Generationen zu einem „Generationscyklus", je drei solcher Cyklen zu einer größeren, je zwei solcher größeren zu einer ganz großen Periode zusammen.

Nun identifiziert er aber einen Generationscyklus mit einem Jahrhundert, bestimmt also die durchschnittliche Generationsdauer als konstante Größe zu zirka 33⅓ Jahren. Diese Konstanz leugne ich. Bisweilen herrscht freilich jahrhundertelang eine durchschnittliche Generationsdauer von 33—35 Jahren (etwa II.—IV. und XVII.—XVIII. Jahrhundert n. Chr.). Aber es gibt auch Zeiten, wo sie nur 30, andere, wo sie 28, 27, ja, bei sehr primitiven Zuständen, nur 25 Jahre beträgt. Der Wechsel der Generationen mag, wie Lorenz annimmt, Ursache der geschichtlichen Veränderungen sein, aber die Dauer der Generationen ist selbst teilweise abhängig von geschichtlichen Veränderungen, namentlich wenn letztere ein Steigen des Heiratsalters oder des Mündigkeitsalters hervorrufen.

Prüfen wir einmal die Generationsdauer in der Blütezeit des deutschen Mittelalters. Es wurde von drei großen Dynastieen beherrscht, zwischen denen eine merkwürdige Uebereinstimmung waltet: Da man von dem frühverstorbenen König Konrad IV. (1250—54) absehen muß, so gehören die staufischen Kaiser vier Generationen an; es sind nach rückwärts gerechnet: a) Friedrich II., b) dessen Oheim Philipp und Vater Heinrich VI., c) deren Vater Friedrich I. und d) dessen Oheim Konrad III. Sie regieren zusammen von 1138—1250, d. h. 112 Jahre. Es dauert also die durchschnittliche staufische Generation 28 Jahre. — Rechnet man nun vom Tode des letzten nicht staufischen Kaisers (1137) einen gleichen Zeitraum von 112 oder genauer 113 Jahren rückwärts, so kommt man auf das Jahr 1024, auf den Beginn der vorletzten hochmittelalterlichen deutschen Dynastie. Nun lassen sich auch in dieser salischen Dynastie vier Generationen nachweisen, nämlich a) Heinrich V., b) dessen Vater Heinrich IV., c) dessen Vater Heinrich III. und d) wieder dessen Vater Konrad II. Der Zwischenkaiser Lothar (1125—37) gehört mit zu derselben Generation wie der schon mit 44 Jahren verstorbene Salier Heinrich V., der im selben Jahre 1106 rechtmäßiger König wurde, in dem er selbst die sächsische Herzogswürde gewann. Also nur die drei ersten salischen Generationen

---

[1]) „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben", Band I, Berlin 1886, Band II, 1891.

haben sich voll ausgelebt (durchschnittliche Dauer: 27⅓ Jahr). Will man die vierte Generation hinzunehmen, so muß man den Supplingenburger als Lückenbüßer für den zu früh verstorbenen gleichaltrigen Heinrich V. auffassen. Dann gewinnt man eine „gesamt-salische" Dynastiezeit von 1024—1137, d. h. 113 Jahren. Es dauert also auch die durchschnittliche salische Generation zirka 28 Jahre. — Vor der „salischen" herrschte die „ottonische" oder ludolfingische Dynastie, ebenfalls von vier Generationen; ihre Vertreter sind nämlich a) Heinrich II. und sein früh verstorbener Vetter Otto III., b) des letzteren Vater Otto II., c) dessen Vater Otto I. und d) wiederum dessen Vater Heinrich I. Nun wurde Heinrich I. zwar erst 919 deutscher König, aber schon 912 sächsischer Herzog, also in demselben Jahre, in welchem Konrad I. nomineller König wurde. Wie später Lothar von Supplingenburg, so ist jetzt Konrad I. als Lückenbüßer anzusehen. Seine „Regierung", die mit der herzoglichen Heinrichs I. genau zusammenfällt, ist mit zur „gesamt-ludolfingischen" Dynastiezeit zu rechnen. Diese dauert also von 912—1024, also wiederum 112 Jahre! Es dauert auch die durchschnittliche ludolfingische Generation 28 Jahre.

Das deutsche Hochmittelalter wird also regiert und repräsentiert von drei zusammengehörigen Generationscyklen von je 112 Jahren. Aehnliche Cyklen lassen sich nun auch überall sonst nachweisen. Soweit finde ich also eine völlige und unvorhergesehene Bestätigung der Theorie von Lorenz, mit welchem ich in die Worte einstimme, daß in 50 Jahren jeder Schulknabe mit diesem Maßstabe der Generationen und Generationscyklen rechnen werde[1]. — Aber ich finde, daß der Generationscyklus nicht aus drei, sondern aus vier Generationen besteht, daß er zwar, wenn die Generationen infolge bestimmter sozialer Gebräuche kurz sind (25—28 Jahre), etwa ein Jahrhundert (d. h. die von Lorenz angenommene Länge) dauert, daß er aber, wenn die Generation „normal" wird (30 Jahre), wie in der Hochrenaissance und anscheinend in der Gegenwart, auf 120, wenn die Generation übernormal wird, selbst auf 135 Jahre ansteigen kann[2]. Das ist meine Reform der hochbedeutsamen Generationenlehre von Ottokar Lorenz!

---

[1] Lorenz, Band I, Seite 288, Anmerkung.

[2] Die Differenz in der Rechnung zwischen Lorenz und mir entsteht dadurch, daß ich stets nur die kulturell führenden Geschlechter während der Epochen, in denen sie wirklich führten, Lorenz dagegen die gesamte Genealogie zu Grunde legt. Aus mehreren allgemeinen Gründen kam ich z. B. für das ganze Te, also auch für Ste (1250—1417) zur Durchschnittsdauer des Zeitschnitts von 28 Jahren. Trotzdem weisen die deutschen Dynastieen in ihren verschiedenen Linien alle möglichen und zwar meist längere Generationsdauern auf, so daß sich bei geschickter Auswahl sehr wohl die von Lorenz und lange vor ihm schon von Herodot verlangte Durchschnittsdauer von 33⅓ Jahren berechnen ließe. Aber keiner dieser Linien gelang eine dauernde Führung in Deutschland, geschweige denn im ganzen Kulturkreise (vielleicht gerade deswegen, weil ihre „Kinderproduktion" mit dem Tempo der Zeit nicht Schritt hielt). Bei den damals wirklich „führenden" französischen Königen dagegen wurde Ludwig IX. im Jahre 1215, der um neun Generationen jüngere Karl VIII., der letzte eigentliche Valois, im Jahre 1470 geboren; der Abstand beträgt 255 Jahre = 9 Zeitschnitte à 28⅓ Jahre. — Uebrigens veröffentlichte schon im Jahre 1875 der Tübinger Kanzler Rümelin einen scharfsinnigen Aufsatz „Ueber den Begriff und die Dauer einer Generation" (Red. u. Aufs., Band I, Seite 285—305),

Sieht man genau zu, so bildet freilich eine Generation in der Geschichte eigentlich keinen in sich geschlossenen Zeitabschnitt, sondern eine kleine Kurve, die in der Jugend emporwächst, im Mannesalter kulminiert und im Greisenalter abfällt. Der geschichtliche Zeitraum, der sich nur mit ihrem Mannesalter deckt, wird daher besser mit einem besonderen Worte, für welches ich „Zeitschnitt" vorschlage, benannt. Der Zeitschnitt verhält sich dann zur Kurve einer Generation, wie das Zeitglied zu dem großen Kurvenbündel einer Geschichtsstufe. In jeden Zeitschnitt fallen außer den Mannestaten der entsprechenden Generation auch noch Greisenwerke der älteren und Jugendwerke der jüngeren Generation; beide werden von den typischen Manneswerken zwar beeinflußt, unterscheiden sich aber von ihnen stets durch eine merkliche Nuance, bisweilen durch einen absichtlich geschärften Gegensatz.

Der zwischen 300 und 400 Jahren schwankende Unterschied in der Dauer der Zeitglieder oder Segmente erklärt sich nun sehr einfach aus der verschiedenen Dauer der sie zusammensetzenden Zeitschnitte. Letztere Dauer aber ist die Resultante aus der wesentlich gleich bleibenden biologischen Anlage des Menschen und der wechselnden soziologischen Zustände.

Jedes Zeitglied aber besteht aus zwölf Zeitschnitten. Das ist der Kernsatz meiner ersten Hauptregel. Faßt man also das Zeitglied als ein „Kulturjahr", so sind die Zeitschnitte seine „Monate".

Die aus praktischen Gründen betonten Merkpunkte der Zeitglieder (vergleiche die Tabelle!) stehen am Uebergange von der ersten zur zweiten Generation. Geht man im Zeitglied um drei Zeitschnitte weiter, so trifft man wieder einen wichtigen Punkt (z. B. in Cae: 31 v. Chr., in Te: 1164, in Re: 1498, in Me: 1871 n. Chr.). Diesen will ich bezeichnen als den ersten Krisenpunkt. Wiederum drei Zeitschnitte weiter liegt der zweite Krisenpunkt (z. B. in Cae: 59, in Te: 1250, in Re: 1588 n. Chr.). Es wird Lorenz zur Genugtuung gereichen, daß also seine Dreizahl von Generationen doch auch noch zur Geltung kommt. Jahrelang habe ich selbst diese zwei Epochen von je drei Generationen für Komplexe von alleiniger Wichtigkeit gehalten. Ich bezeichne auch jetzt noch den Zeitraum vom Merkpunkt bis zum ersten Krisenpunkt als (phasige) Frühepoche, z. B. 1417 bis 1498 als (phasige) Frührenaissance (Fre), den Zeitraum zwischen den zwei Krisenpunkten als (phasige) Hochepoche, z. B. 1498 bis 1588 als (phasige) Hochrenaissance (Hre) und die sechs letzten Generationen der Phase als (phasige) Spätepoche, z. B. 1588—1789 als „(phasige) Spätrenaissance" oder „(phasiges) Spätrenent" (Sre)[1].

Aber ich erkannte dann bei tieferen geschichtssystematischen Bohrungen, daß die letzte Generation einer Phase bereits zum folgenden Segmente zu rechnen sei, ich konnte also z. B. die Gleichung auf-

---

worin er aber aus der allgemeinen Volksstatistik eine Durchschnittsdauer von 35 bis 36 Jahren zu berechnen suchte, also das Problem der kulturellen Führung noch gar nicht erkannte.

[1]) Groß geschrieben, wenn von einer Epoche, klein geschrieben und mit Zahl versehen, wenn von einer Generation die Rede ist. Das vor das Segmentzeichen (vergleiche die Tabelle) vorgesetzte F bedeutet Früh-, H bedeutet Hoch-, S bedeutet Spät-.

stellen: $sre_6 = fme_0$ (Generation der Kant, Herder, Jung-Goethe, Rousseau, „Ossian“, Bürger, Gluck), oder $sar_6 = fkla_0$ (Generation der Anaxagoras, Parmenides, Aeschylos, Pindar). — Desgleichen merkte ich, daß die erste Generation der phasigen Spätepoche noch mit zur Hochepoche in segmentaler Auffassung gehöre. Also z. B.: $sre_1 = hre_4$ (z. B. Generation Bacon-Shakespeare). Während also die Phase des Renaissance-Segmentes aus den Zeitschnitten fre_{1-3}, hre_{1-3} und sre_{1-6} besteht, besteht das zugehörige Segment selbst aus den Zeitschnitten fre_{0-3}, hre_{1-4} und sre_{2-5}. Gerade in dieser zwiefachen Möglichkeit epochaler Begrenzung sehe ich einen Vorzug meiner Feststellungen für die Brauchbarkeit bei konkreten historischen Aufgaben. — Die segmentalen Epochen bestehen jedenfalls immer aus vier Zeitschnitten, es sind vierteilige Generationscyklen.

Worin besteht denn nun aber der geschichtswissenschaftliche Nutzen der Segmente, der Zeitglieder?

Zunächst darin, daß zwischen ihnen sämtlich eine epochale Homologie herrscht. Das soll heißen: die entsprechenden Punkte verschiedener Segmente besitzen oft auffallende Aehnlichkeiten. So fallen die vier wichtigsten Daten aus der gesamten Geschichte der europäischen Architektur genau auf „Merkpunkte“, nämlich 447 v. Chr. Beginn des Parthenon durch Iktinos, 1081 n. Chr. Einwölbung des ersten mittelalterlichen Doms (zu Mainz), 1417 weltgeschichtliche Niederlage der Gotik durch den Beginn der Bautätigkeit Brunellescos, 1789 weltgeschichtliche Niederlage des Rokoko durch Errichtung des ersten neuhumanistischen Baues (des Brandenburger Tors zu Berlin).

Zwischen Iktinos und Brunellesco besteht eine jener Beziehungen, wo die Homologie über fast zwei Jahrtausende hin bis aufs Jahr genau stimmt, wo also die Fehlerquelle kleiner sein muß als ein halbes Jahr, also kleiner als 0,025 pCt. Ein anderer Fall dieser Art ergibt sich aus der Vergleichung der folgenden zwei Daten: 31 v. Chr.: Erste dauernde innere Pacifizierung des antiken Völkerkreises (erster Krisenpunkt von Cae); 1871 n. Chr.: Erste dauernde innere Pacifizierung des modernen Völkerkreises (erster Krisenpunkt von Me). Fehlerquelle kleiner als 0,025 pCt. — In solchen Fällen (natürlich auch, wenn, was nicht anders zu erwarten ist, die Fehlerquelle etwas größer wird) besteht außer der epochalen noch eine zweite, großzügigere Homologie zwischen den entsprechenden Segmenten verschiedener Weltalter. Eine solche will ich zum Unterschiede eine periodische Homologie nennen. Sie kann innerhalb der europäischen Geschichte nur auftreten zwischen Moderne und Caesarik, Renaissance und Klassik, Tertiosegment und Archaik, Sekundosegment und Garchaik u. s. w.

Würden nun aber diese periodischen Homologieen ebenso regelmäßig auftreten wie die epochalen, so würde aus der historischen Regel ein Naturgesetz werden, so wäre aber zugleich ein dauernder Fortschritt der Menschheit ausgeschlossen. Denn wie sollte dann ein Völkerkreis je über einen andern hinauskommen, wenn sein Weltalter nur eine neue Auflage, eine periodisch-homologe Wiederholung des Weltalters eines früheren Völkerkreises wäre! Der Fortschritt wird erst dadurch ermöglicht, daß in unserm Weltalter z. B. bereits das vierte Segment (das der Renaissance) die Mehrzahl

der Errungenschaften des fünften Segments der Antike (also der Caesarik) besaß. Eine solche Beziehung nenne ich eine „fortschreitende periodische Analogie“ oder kurz Analogie. Es kann jedoch auch der umgekehrte Fall eintreten: So erhielt der griechische Heldensang bereits im zweiten Segmente seine dauernde Gestaltung durch die ionischen Homeriden; denn bereits um 750 kam er (nach allgemeiner Annahme) wesentlich fertig nach dem Mutterlande zurück. Der an sich homologe deutsche Heldensang aber gelangte erst im dritten Segmente als „Nibelungen-“ und „Gudrunlied“ zur Ausgestaltung. Eine solche Beziehung zwischen den Weltaltern nenne ich eine „rückschreitende periodische Analogie“ oder kurz Katanalogie. Sie ist oft, wie in dem Beispiele, von üblen Folgen, aber sie kann auch fruchtbar sein. Wohl der wichtigste Fall fruchtbarer Katanalogie ist das Verhältnis der modernen deutschen Philosophie zur klassisch-griechischen.

Ich erkenne jedoch periodische Beziehungen irgend welcher Art (seien es Homologieen, Analogieen oder Katanalogieen) nur dann an, wenn sie mit epochaler Homologie verbunden sind, d. h. wenn sie ihre Kulmination in den entsprechenden Zeitschnitten ihrer Zeitglieder finden oder (bei mangelhafter Ueberlieferung) finden könnten.

Zum Schluß dieses Abschnittes soll nun noch an einem Zeitgliede, und zwar (der Kürze halber) an demjenigen, bei dem das überlieferte Material gerade eben erst ausreicht, nämlich an der Archaik, eine Vergleichung mit Zeitgliedern des späteren Weltalters skizziert werden: Und zwar bedeutet nach dem Gesagten Far = Frühararchaik (752—677), Har = Hocharchaik (677—602) und Sar = Spätarchaik (602—447). Der mit der ersten Olympiade (776) beginnende Zeitschnitt ist zugleich die „nullte Generation“ (far_0) der Archaik, der Zeitschnitt seit Gründung des attischen Seebundes (476) die „nullte Generation“ ($fkla_0$) der Klassik.

Den tonangebenden Stand in der Archaik bilden die Grundbesitzer, welche somit analog den karlingisch-ludolfingischen Grundherren (Se) sind. Als typischer Arbeiter ist an Stelle des alten, homerischen Sklaven (δοῦλος) und wohl auch manches freien Lohnarbeiters (θής) eine Art Höriger getreten, welcher bei Hesiod δμώς, d. h. der Dienende[1]), genannt wird und ebenfalls in Analogie mit dem Grundholden (Se) steht. Neben diesen Hörigen aber entstand im Laufe des Zeitgliedes eine Neue Sklaverei. Etwas völlig Uebereinstimmendes damit fehlt in unserem Weltalter glücklicherweise, etwas Verwandtes findet sich aber in der Bauernschinderei und dem wieder aufkommenden jus primae noctis des 16. Jahrhunderts, sowie in der denselben (kapitalistischen) Motiven ihre Entstehung verdankenden Negersklaverei, die auch in Spanien selbst betrieben wurde. Wir haben hier also Katanalogie mit Re. Die im homologen Zeitgliede aufkommende Neue Freiheit der Städter und Pachtbauern fehlt dagegen der griechischen Entwicklung.

Wie die Negersklaverei der Renaissance, steht auch die Neue Sklaverei der Archaik im Zusammenhange mit der Neuen Kolonisation.

---

[1]) Vergleiche Burckhardt, „Griechische Kulturgeschichte“. Band I, Seite 152.

Insofern diese das griechische Volkstum ausbreitete, steht letztere in Homologie mit der deutschen Besiedlung Ostelbiens (Te). Geographisch aber und chronologisch muß man unterscheiden: die Kolonisation des Westens, die in den ersten vier Zeitschnitten des Zeitgliedes (far_1—har_1) kulminierte und mit der berühmten Entdeckerzeit in den ersten vier Zeitschnitten des Renaissance-Segmentes (fre_1—hre_1) katanalog ist, und die Kolonisation des Ostens, welche gleichzeitig mit jener begann, aber erst später (Sar) kulminierte und mit den aus den Kreuzzügen langsam herauswachsenden, genau denselben Boden einnehmenden italienischen Levante-Kolonieen (Kulmination: Ste) homolog ist.

Wie politisch im homologen Zeitgliede (Te) das aristokratische Stadtregiment mit den Territorialherren um den Vorrang stritt, so wechselten in der Archaik Eupatriden-Gewalt und Tyrannis. Die Frühharchaik bildete die Uebergangszeit von einer monarchischen zu einer aristokratischen Zeit, in Athen sehr deutlich als Regiment des zehnjährigen Archontats (752—682). In der Hocharchaik herrschten die Eupatriden fast ungestört. In der Spätarchaik werden die Tyrannoi häufiger und finden ein noch genaueres Homologon in den italienischen Condottieri (Ste), sie sind aber schon von Breysig[1]) auch mit dem katanalogen Absolutismus (Sre) verglichen worden. Wie nun letzterer in den beiden Zeitschnitten Ludwigs XIV. (sre_{3-4}) gipfelte, so ersterer in jenen beiden (sar_{3-4}), während welcher in Athen die Pisistratiden und auf Samos der mächtigste Inseltyrann Polykrates regierte. — Die in die letzten zwei Zeitschnitte der Phase (sar_{5-6} = 502—447) fallenden, von den Griechen begreiflicherweise überschätzten, von manchen Neueren unterschätzten Perserkriege (500—449) finden ein homologes Gegenstück im Befreiungskampf der Schweiz (um 1390, also an der Grenze von ste_5 und ste_6) und ein katanaloges in den Kämpfen Friedrichs des Großen (sre_{5-6}).

Homologieen bietet wieder die bildende Kunst, doch ließen sich solche erst in ausführlicher Analogie zeigen. — Ganz deutlich sind sie aber in der Poesie. Wie im Tertiosegmente handelt es sich auch hier um eine zweite Blüte der Epik (Hesiod, Kykliker u. s. w.) und um eine erste Blüte der Lyrik, deren Glanzzeit mit der Hocharchaik (Har) zusammenfällt. Der gewaltige, streitlustige Archilochos, über dessen Zeitschnitt oder Zeitschnitte leider nichts Genaues feststeht, war den Griechen gerade das, was den Franzosen Bertrand de Born (hte_1) und den Deutschen Walther von der Vogelweide (hte_2) in seinen politischen Liedern ist. Das lesbische Lied eines Alkäus und einer Sappho ist dem deutschen Minnesange (Hte) homolog. — Mit der Spätarchaik sank die Lyrik, erlebte aber eine Nachblüte (sar_4) in Anacreon; in der homologen Generation des Mittelalters (ste_4) lebten Petrarca, mit dem Anacreon in seinen formalen Mitteln, und Bocaccio, mit dem er im Inhalte zu vergleichen ist. — Die Spätarchaik ist aber auch die Entstehungszeit des griechischen Dramas, deren Homologie mit der Geburt der spätmittelalterlichen Mysteriendichtung oft betont ist. Da sie aber direkt zu einem Aeschylos führte, muß sie auch in Katanalogie mit der Geburt des neueren deutschen Dramas gesetzt werden. Wie im Jahre 534 v. Chr. (sar_3) die Einführung des pelo-

[1]) „Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit." Band I, Seite 52.

ponnesischen Chorgesangs in Attika geschah und die Entwicklung schnell zu einem Aeschylos ($fkla_0$) und zu den Sophokles und Euripides ($fkla_1$) führte, so geschah im Jahre 1670 n. Chr. (sre_3) die Einführung des englisch-französischen Dramas in Deutschland und leitete eine Entwicklung ein, die (in Generationen gemessen) genau in demselben Entwicklungs-Tempo zum Sturm- und Drang-Drama (fme_0) und zu den Schiller und Kleist (fme_1) führte.

Am deutlichsten aber wird eine Katanalogie bei Betrachtung der spätarchaischen Wissenschaft: Der Zeitschnitt der Sieben Weisen (sar_1) entspricht dem Zeitschnitt der Bacon, Galilei, Kepler u. s. w. (sre_1). Die astronomische Einsicht des Thales knüpft sich an das Jahr 585 v. Chr. (acht Jahre vor dem Schluß des Zeitschnittes); Keplers astronomisches Hauptwerk erschien 1609 (neun Jahre vor dem Schluß des homologen Zeitschnitts). — Eine eigentliche Philosophie aber wurde erst im folgenden Zeitschnitte durch Anaximander (sar_2) beziehungsweise Deskartes (sre_2) begründet. — Der nächste Zeitschnitt (sar_3 beziehungsweise sre_3) sah neben unmittelbaren Schülern des vorigen (Anaximenes beziehungsweise Malebranche) das erste gewaltige Auftreten eines philosophischen Pantheismus, indem das „ἓν καὶ πᾶν“ des Xenophanes sogar im Wortlaute mit dem „unum et idem“ des Spinoza fast übereinstimmt. — Im folgenden Zeitschnitte erhob sich in Pythagoras (sar_4) beziehungsweise Leibniz (sre_4) ein metaphysisch-mathematischer Geist, der eine philosophische Harmonieenlehre ausbildete, die aber sich mit der herrschenden Religion und der aristokratischen Staatsgliederung weit besser zu vertragen wußte, als der Eleatismus beziehungsweise Spinozismus. — Im folgenden Zeitschnitte lebten die größten philosophischen Aerzte der Epoche, nämlich der Pythagoräer Alkmaeon (sar_5) beziehungsweise der Leibnizianer Albrecht von Haller (sre_5). Zugleich mit Alkmaeon aber trat Heraklit (sar_5) auf, den Lassalle fälschlich mit Hegel verglichen hat (während doch erst Kratylos den Hegelschen „Fluß der Begriffe“ aufgestellt hat). Heraklit ist vielmehr der größte skeptische Sensualist der griechischen Philosophie, er ist der Lehrer eines objektiven Zeitbegriffes und findet sein katanaloges Gegenstück in keinem Geringeren als David Hume (sre_5). — Im Uebergange von einer kosmozentrischen zu einer anthropozentrischen Philosophie und zugleich zu einem neuen Zeitgliede stehen Anaxagoras ($fkla_0$) und Kant (fme_0), welche beide wie niemand anders tiefe naturwissenschaftliche Weisheiten mit einer Lehre von der weltordnenden Vernunft in wunderbarer Weise zu vorher unbekanntem Dualismus verbunden haben. Doch erhebt sich neben ihnen ebenbürtig aufs neue der Pantheismus, indem dort Parmenides, hier Herder und Goethe auftreten.

So zeigt schon diese kleine Probe, daß meine Behauptung zwölfteiliger Zeitglieder, die teils in Homologie, teils in Analogie, teils in Katanalogie stehen, in jedem Falle aber genau denselben Aufbau aus Generationen zeigen, keine vage Hypothese, sondern eine bis ins kleinste durchführbare Theorie ist. Und doch bezeichne ich sie nur als meine erste Hauptregel und will ihr nun drei weitere folgen lassen.

Begriff und Aufgabe der Völkerpsychologie.

Chr. D. Pflaum.

II.

Meine Einwände gegen Wundts Determinierung von Begriff und Aufgabe der Völkerpsychologie und gegen sein Werk, insofern es eine Verwirklichung seiner Auffassungen sein soll, werde ich im folgenden eingehend zu rechtfertigen suchen. Mein Augenmerk geht vornehmlich auf die Sache, und lediglich die aktuelle Wichtigkeit des Themas, sowie die Autorität Wundts und die wissenschaftlich-literarisch große Bedeutung seines Werkes bestimmte mich, Wundts Argumentation genau nachzuprüfen.

Ist der Ausgangspunkt Wundts, daß die Psychologie überhaupt die Tatsachen der unmittelbaren Erfahrung, wie sie das subjektive Bewußtsein uns darbietet, zu erforschen habe, richtig — und er *ist* unbedingt richtig —, und ist ferner richtig, daß das Bewußtsein an ein organisches Individuum als Subjekt gebunden ist, so kann selbstverständlich ausschließlich von einer „Individual"-Psychologie die Rede sein. Es handelt sich also nur um eine Gebietsteilung innerhalb derselben, und zwar nicht auf Grund primärer oder fundamentaler Unterscheidungsmerkmale, sondern mit Rücksicht auf methodische Zweckmäßigkeit. Darum kann es zumal in Anbetracht der Einheitlichkeit des ganzen seelischen Geschehens in einem Individuum, insbesondere des unlöslichen Verwobenseins der Sprache mit *allen* Bewußtseinsinhalten und deren Aeußerung, keine Grenze geben zwischen Erscheinungen, die an das Zusammenleben der Menschen gebunden sind und solchen, die es nicht sind, weil bei der „unmittelbaren Erfahrung, wie sie das subjektive Bewußtsein uns darbietet", — und diese ist doch das erste Erfordernis aller empirischen Psychologie — eine solche Kenntnis der Entstehungsbedingungen niemals gegeben ist.

Berechtigt ist die von Wundt geforderte Stellung der Völkerpsychologie gegenüber der experimentellen Psychologie; indes ist doch experimentelle Psychologie und Individualpsychologie bei weitem nicht dasselbe. Insofern jene die komplizierten psychischen Vorgänge zum Gegenstande hat, bedarf sie der experimentellen Psychologie, weil diese sie die Komponenten der komplizierten Vorgänge erkennen lehrt. Insofern aber die Völkerpsychologie es nach Wundt nur mit den „gemeinsamen geistigen Erzeugnissen zu tun hat, vermag sie wiederum die experimentelle Psychologie nicht dermaßen zu ergänzen, daß beide das gesamte Forschungsgebiet der Psychologie erschöpfen. Psychologie der Affekte, die dem Experiment nicht ganz zugänglich ist, z. B., ferner Psychologie des Kindes, Psychologie der Tiere, pathologische Psychologie, sie würden aus der Psychologie herausfallen, wofern man Völkerpsychologie und experimentelle Psychologie gemäß Wundt als die einzigen Teile der Psychologie erklärte.

Soll eine Völkerpsychologie wissenschaftlich - psychologischen Charakters neben einer Individualpsychologie im engeren Sinne Existenzrecht haben, so kann ihr Thema nur sein Eigenart, Entstehung und Zusammenhang der psychischen Vorgänge bei Individuen verschiedener Societäten und naturgemäß verschiedener aktueller und

historischer Existenzbedingungen, während jene nur das Individuum der Societät erforscht, welcher der Beobachter selbst zugehört, beziehungsweise das Individuum gegenwärtiger höchster Kulturstufe. Nicht eine Scheidung vermeintlich individuell und vermeintlich sozial verursachter oder bedingter psychischer Vorgänge innerhalb eines Bewußtseins, dem doch in erster Linie die Vereinheitlichung aller einzelnen Inhalte eigentümlich ist, sondern nur eine Gruppierung der individuellen Bewußtseinseinheiten kann die Grundlage der Abgrenzung der psychologischen Disziplinen sein. Die mannigfaltige Erscheinungsform dieser Bewußtseinseinheiten, die weitgehende Verschiedenheit in Zahl, Eigenart und Komplizierung der Bewußtseinsinhalte, welche sich der Betrachtung der Individuen verschiedener Bildungs- und Altersstufen, sowie verschiedener biologischer Vergangenheit und verschiedenen sozialen beziehungsweise volklichen Typs darbietet, gibt die Möglichkeit, Entstehung und wechselseitigen Zusammenhang aller seelischen Vorgänge mit höchst erreichbarer Präzision zu erforschen. Soll eine Arbeitsteilung in der in Rede stehenden Weise erfolgen und auch in der Etablierung einer Völkerpsychologie ihren Ausdruck finden, so wird die Eigenart derselben nicht bestimmt von dem Vorhandensein eigentümlicher seelischer Inhalte, die aus der geistigen Wechselwirkung einer Vielheit von einzelnen hervorgehen, sondern von der Zugehörigkeit der Individuen zu verschiedenen Rassen und Völkern, sowie von der Untersuchungsmethode, die vornehmlich mit überlieferten oder direkten Aeußerungen von Menschen, deren geistige Besonderheiten und jeweilige Bedingungen nicht genau bekannt sind, beziehungsweise dem Niveau und den Verhältnissen ihrer Genossen entsprechend angenommen werden, zu rechnen hat, zumeist also historisch-statistischer Natur ist.

Die Völkerpsychologie wird im besonderen der Zurückführung des höheren, komplizierten geistigen Lebens auf die psychischen Elementarerscheinungen, denen die Individualpsychologie vornehmlich nachgeht, dienen. Darum braucht sie aber noch nicht eine psychische Charakterologie im Sinne der Völkerkunde und der Indianer- u. s. w. Geschichten zu sein, sondern sie kann sich genau ebenso zu ihrem Stoffe verhalten, wie die Individualpsychologie, welche als Wissenschaft existiert trotz der Konkurrenz der Biographien, Dramen und Romane. Wenn Wundt ferner als negatives Charakteristikum des völkerpsychologischen Tatsachengebiets angibt, daß die durch das persönliche Eingreifen einzelner zustande gekommenen Erscheinungen aus ihm herausfallen, so spricht er — insoweit eine solche Angabe überhaupt Berechtigung haben kann — etwas aus, was für die Individualpsychologie mindestens in demselben Umfange gilt, also nicht Unterscheidungsmerkmal gegenüber der Völkerpsychologie sein kann. Nicht minder gilt dies von den beiden „bestimmten Merkmalen" der „gemeinsamen Erzeugnisse" eines Volkes, die in die Völkerpsychologie und nicht in die Geschichte gehören sollen; namentlich liegt doch wahrlich auf der Hand, daß die Sprache nicht deshalb ein „gemeinsames Erzeugnis" ist, „weil die einzelnen selber sie als eine Schöpfung betrachten, die ihnen allen zugleich angehört", denn dieses Merkmal hat sie mit dem Blau des Himmels, der Raumanschauung u. s. w. zweifellos gemein, mit Bewußtseinsinhalten also, die auch Wundt außerhalb des Bereiches der Völkerpsychologie versetzt.

Es handelt sich eben in der Psychologie als Wissenschaft nicht um singuläre Erscheinungen, sondern um typische, nicht um Schilderung oder Skizzierung, sondern um begriffliche Erfassung, und dadurch scheidet sie sich sowohl von der Psychologie als Kunst wie von der Geschichte. Jedoch dürfte von Wundt selbst kaum aufrecht erhalten werden, daß, wie er behauptet, die Völkerpsychologie ihr Augenmerk ausschließlich auf die „psychologische Gesetzmäßigkeit des Zusammenlebens selber" richtet, während die Geschichte die Rekonstruktion der geschichtlichen Erlebnisse der Völker und ihrer Wechselbeziehungen erstrebt; ich wenigstens vermag mir, ohne auf Hegelsche Anschauungen zurückzugreifen oder sonst metaphysische, von Wundt selbst in der empirischen Psychologie als unstatthaft wiederholt betonte, Annahmen zu machen, unter der psychologischen Gesetzmäßigkeit des Zusammenlebens — man vergegenwärtige sich den Unterschied zwischen subjektiv-psychisch und objektiv-geistig — schlechterdings nichts zu denken. Wundt ist uns auch die nähere Bestimmung solcher Gesetze bis dato ganz und gar schuldig geblieben. Ph. Wegener, der Delbrücks „Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert" im „Literarischen Zentralblatt für Deutschland" (Jahrgang 1902, Spalte 401 ff.) sehr ausführlich besprochen hat, ist übrigens derselben Ansicht wie ich.

Wundt sagt: Die Völkerpsychologie hat diejenigen psychischen Vorgänge zu ihrem Gegenstande, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte zu Grunde liegen. Wundt sagt weiter: Die Völkerpsychologie hat die Aufgabe, die an das Zusammenleben der Menschen gebundenen psychischen Vorgänge zu untersuchen. Wundt sagt schließlich an einer anderen Stelle: Die Aufgabe der Völkerpsychologie ist die psychologische Untersuchung der Entwicklungsgesetze der Sprache, des Mythus und der Sitte.

Es ist selbstverständlich, daß sich Gegenstand und Aufgabe einer Disziplin decken müssen, daß also, wenn der „Gegenstand" der Völkerpsychologie bestimmt geartete psychische Vorgänge sind, ihre „Aufgabe" darin besteht, eben diese Vorgänge zu untersuchen. Nun divergieren aber nach Wundts Determinationen „Gegenstand" und „Aufgabe" mindestens dem Wortlaute nach, und überdies divergiert die Bestimmung der „Aufgabe" an der einen Stelle von derjenigen an der anderen Stelle. Ich will vom Gesichtspunkte des Schriftstellers mich über das Maß von Deutlichkeit und Eindeutigkeit, das diese Vielgestaltigkeit doch fundamentaler Festsetzungen — ganz abgesehen von der auch nicht ganz einwandsfreien Form der Umschreibung — birgt, nicht verbreiten, und ich will auch darüber schweigen, ob und inwieweit die Form sachliche Mängel verschleiern soll. Die nächstliegende Annahme, daß trotz der Verschiedenheit des Wortlauts Identität des Wortinhaltes, der Begriffe vorliege, daß also „der Entwicklung u. s. w. zu Grunde liegende Vorgänge" und „an das Zusammenleben gebundene Vorgänge" und „Sprache, Mythus und Sitte" ein und dasselbe sind, beziehungsweise ohne weiteres als dasselbe erscheinen, dürfte wohl bei keinem einzigen Leser vorhanden sein. Diese Identität ist aber ebensowenig offenkundig, wie von Wundt erwiesen, wie in der Tat vorhanden. Ja, man kann sogar nicht einmal sagen — die Divergenz zwischen der Deter-

mination des „Gegenstandes“ und der erstgenannten der „Aufgabe“ außer acht gelassen — daß Sprache, Mythus und Sitte ohne Vergewaltigung der Begriffe ausschließlich oder wenigstens vorzüglich die Objekte der Völkerpsychologie zu sein Anspruch haben. — Ich will den Beweis meiner Einwände nicht schuldig bleiben.

Wenn ich von der nicht zureichenden Präzision in den Worten „gemeinsame Erzeugnisse“ und „allgemeingültig“ absehe, so kann ich sogar von meinem wesentlich von demjenigen Wundts abweichenden Standpunkte mit der Definition des „Gegenstandes“ der Völkerpsychologie von Wundt wohl einverstanden sein. Ich würde freilich eine solche Definition überhaupt nicht erst aufgestellt haben, da meines Erachtens die „der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte zu Grunde liegenden“ psychischen Vorgänge durchaus nichts Spezifisches an sich haben, sondern als psychische Vorgänge in erster Linie das individuelle Seelenleben konstituieren und den Bereich der Individualpsychologie überhaupt nicht überschreiten. Ich muß mit noch größerem Nachdruck als Wundt betonen, daß die zu Grunde liegenden Vorgänge einzig für die Psychologie in Betracht kommen; wozu ihre Komplikation u. s. w. unter sich und mit den psychischen Elementen, welche die Aeußerungen der Nebenmenschen ebenso wie andere Vorgänge der Außenwelt auslösen, führt, und zwar wegen der Gleichheit der primären Funktionen ähnlichermaßen bei allen Individuen führt, bleibt der Psychologie natürlich gleichfalls zu untersuchen und sie vermag das auch bei Heranziehung eines großen und mannigfaltigen, über die gegebenen verschiedenen Lebensalter und Bildungsstadien sich erstreckenden psychischen Tatsachenmaterials zu leisten. Soll die Völkerpsychologie aber, wie Wundts Worte entnehmen lassen, sich auch darauf beziehen, inwieweit die allgemeine Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und die Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte von jenen psychischen Vorgängen bedingt wird und inwieweit dieselben die Grundlage dieser Vorgänge verraten, so greift sie nach dem herrschenden System der Wissenschaften — das zwar nicht Selbstzweck — aber für eine planmäßige wissenschaftliche Arbeit unerläßlich ist — in die Obliegenheiten der Geschichte beziehungsweise der philosophischen Soziologie und der empirischen Geisteswissenschaften über. Die durch Wundts Definition der Völkerpsychologie unvermeidliche Verwirrung der wissenschaftlichen Arbeitsgebiete wird ferner noch dadurch offenkundig, daß er als eines der entscheidenden Merkmale seiner Gegenstände der Völkerpsychologie, d. h. von Sprache, Mythus und Sitte, bekennt, daß dieselben in ihrer Entwicklung zwar mannigfaltige, durch abweichende geschichtliche Bedingungen zu erklärende Unterschiede zeigen, aber trotzdem allgemeingültigen Entwicklungsgesetzen unterliegen; indem sich die Völkerpsychologie mit diesen allgemeingültigen Entwicklungsgesetzen vornehmlich oder gar ausschließlich befaßt, kann sie nicht umhin, das Arbeitsgebiet der Sprachwissenschaft, der „vergleichenden“ Mythologie und Religionswissenschaft, der wissenschaftlichen Ethik und Politik, der Rechtswissenschaft und der Kulturgeschichte für sich zu usurpieren. Daß sie einen anderen Gesichtspunkt als diese Wissenschaften, insofern sie

wahrhaft wissenschaftlich der Kausalität ihres Tatsachenbereichs nachspüren, geltend mache, ohne Philosophie zu werden, ist unmöglich. Nur unter einer Voraussetzung läge eine derartige Konfusion der wissenschaftlichen Arbeitsgebiete nicht vor, hätte eine Völkerpsychologie auch das Recht, sich in der genannten Richtung zu erstrecken: dann nämlich, wenn analog der individuellen Psyche eine eigene „Volksseele" mit eigenen Lebenserscheinungen besteht.

Wundt operiert allerdings mit einer „Volksseele". Wie ich schon oben bei der Wiedergabe seines eigenen Gedankenganges eingeschaltet habe, erscheint er mit der „Volksseele" auf dem Plan, nachdem vorher nur von nicht näher determinierten „menschlichen Gemeinschaften" bei ihm die Rede gewesen ist. Das ist sachlich nicht gleichgültig. Denn während den „Gemeinschaften" eine feste Umgrenzung und ein charakteristisches, auf ihre Form, ihre Geschichte und ihren Inhalt bezügliches Merkmal nicht ohne weiteres zukommt, sind die Völker, wenigstens nach allgemeiner Auffassung, gerade durch solche Merkmale ausgezeichnet, repräsentieren sie in dem allgemeinen Bewußtsein wohl umschriebene, in ihren Bestandteilen organisierte Individualitäten. An dieser Auffassung ist unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten in der Literatur ausgiebig Kritik geübt worden. Als das Ergebnis derselben darf man wohl sagen, daß das Kriterium der Individualität nicht dem Volke, sondern dem Staate gebührt, daß die Geschichte das Volk im wesentlichen kulturell, geistig, den Staat auch in seiner äußeren, durch die physische Kraft zu erreichenden Geltung bestimmt, und daß unter den geistigen Merkmalen eines Volkes die Sprache das einzig durchgreifende ist. Für die „Gemeinschaft" gibt es dergleichen teilweise Parallelen nicht, weil sie der allgemeinste Gattungsbegriff ist: die „Gemeinschaft" kann ebenso eine kasuelle wie eine dauernde, eine für bestimmte Lebenszwecke wie für alle gemeinsam nutzbaren Einrichtungen und demgemäß ebenso eine solche, deren Glieder viele, wie eine solche, deren Glieder wenige geistige Beziehungen zu einander haben, und demzufolge wiederum eine solche ohne ein erhebliches Kontingent feststehender Verständigungsmittel und gemeinsamer „geistiger Erzeugnisse" wie eine solche mit gemeinschaftlicher eigener „Kultur" sein. Nun neigt der Mensch, dem ja schon Aristoteles das Prädikat des *ζῶον πολιτικόν* gegeben hat, wohl zur Gemeinschaft mit seinesgleichen schon aus biologischen Gründen, und man findet (meines Wissens) in der ganzen historischen Zeit und wohl auch gemäß den prähistorischen Ueberlieferungen und unter den lebenden Menschen ausschließlich relativ dauernde Gemeinschaften aber sowohl für einen wie für mehrere oder alle Zwecke des menschlichen Lebens; die kasuellen Gemeinschaften, die natürlich auch mehr und minder dauernd sein können, sind freilich vorwiegend Produkte vorgeschrittener Kultur beziehungsweise differenzierter Wirtschaft und weitreichender Lebenserfahrung und erheben sich auf dem Grunde eines Volkslebens. Alle „Gemeinschaften" unter dem Gesichtspunkte der den Individuen gemeinsamen geistigen Erzeugnisse dem „Volke" gleichzusetzen, ist darum nur mit einer sehr weitgehenden reservatio mentalis angängig. Je größer die Gemeinschaft ist und je mehr Lebenszwecke sie umfaßt, aber auch andererseits je kleiner die Gemeinschaft, je weniger ihre Lebens-

zwecke und je geringer ihre Dauer, desto weniger gibt es in der Tat und ganz streng genommen „gemeinsame geistige Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte“ und desto weniger kann von einer „allgemeinen Entwicklung“ die Rede sein.

Es wird eben hier und anderweit offenbar, daß das A und O die Individuen sind, daß jedes individuelle Bewußtsein in Reaktion auf singuläre Anregungen und in erster Linie in Anpassung an die konstanten Existenzbedingungen jedes für sich zu konstanten Urteilen, Begriffen und Ausdrucksweisen derselben gelangt. Eben die Gleichheit der Existenzbedingungen, der biologischen Lebensverrichtungen und die bei der Konkurrenz vieler Individuen auf gleicher Basis erwachsende Ausbildung bestimmter Lebenszwecke muß bei sämtlichen der „Gemeinschaft“ zugehörigen Individuen vermöge der, wie oben ausgeführt, auch gleichen fundamentalen geistigen Funktionen zu gleichen und ähnlichen konstanten Urteilen, Begriffen und Ausdrucksweisen führen. Die Tradition der Ausdrucksweisen von Mund zu Mund, d. h. also auch von Generation zu Generation und zumal die Fixierung derselben in materiell erfaßbaren Zeichen, in der Schrift, hat diese Konstanz gestützt und erweitert, hat den ursprünglich individuellen geistigen Inhalten gewissermaßen einen Leib gegeben, hat sie hypostasiert zu geistigen Erzeugnissen, welche einer Mehrheit von Individuen entsprungen zu sein scheinen und deren gemeinsames Kennzeichen bilden. Indem diese geistigen Erzeugnisse, Worte und Einrichtungen vermöge ihrer Hypostasierung außerpsychisch objektiviert werden, kommen sie zu den Individuen zurück und wirken in ihnen je nach deren ganzer psychischer und im besonderen intellektueller Disposition einesteils als in sich selbst totes Mobiliar des Bewußtseins und Inhalt der ganzen „Intelligenz“, andernteils bei den rechten Denkern in erheblichem Umfange nach ihrem geistig-lebendigen Gehalt als Grundlage und Anregungen wahren geistigen Fortschritts (schematisch gesprochen!).

Läßt man demnach den Unterschied zwischen „Gemeinschaft“ und „Volk“ außer Betracht, so erscheint der Begriff der „Volksseele“ nach Wundt auch noch weiterhin anfechtbar. Die Volksseele soll das Analogon sein zu der individuellen Seele, wie sie die empirische Psychologie begreift. Wie diese mehr ist als die Summe der Bewußtseinsinhalte, so sei auch jene eine Realität, welche mehr umfaßt als die Summe individueller Bewußtseinseinheiten, deren Kreise sich mit einem Teile ihres Umfanges decken, nämlich überdies aus dieser Summe resultierende „eigentümliche psychische und psychophysische Vorgänge“. Was den Begriff der individuellen Seele anbetrifft, so ist allerdings richtig, daß er in der wissenschaftlichen Psychologie mehr enthält als eine einfache Summe seelischer Vorgänge, schon deshalb, weil es einen Zusammenhang all dieser Vorgänge untereinander gibt und die psychische Synthese nicht in einer Addition der Elemente, sondern in der Schaffung neuer Einheiten besteht. Der Unterschied

gegen den vulgären und den spekulativen Begriff „Seele“ besteht nur darin, daß von einer Berücksichtigung eines substantiellen Untergrundes der psychischen Erscheinungen völlig abgesehen wird beziehungsweise werden soll. Verfolgt man nun die Analogie, so ist von der „Volksseele“ zu erwarten, 1. daß ihre Inhalte bewußt sind, 2. daß diese einen organischen Zusammenhang miteinander haben. Daß die Volksseele als solche bewußte Inhalte in sich begreife, ist aber ausgeschlossen, da die Bewußtheit lediglich den konkreten Individuen eigentümlich ist, und wird auch von Wundt nicht behauptet. Schon deshalb ist meines Erachtens die Analogie einer Volksseele zu der individuellen Psyche ausgeschlossen. Der Zusammenhang der Inhalte der vermeintlichen Volksseele ist gewiß nicht zu leugnen, wenngleich — wie unter anderem im folgenden Abschnitt zu zeigen sein wird — ein wirklich organischer und auf sämtliche Inhalte sich erstreckender Zusammenhang auch nicht vorliegt. Sehr bedeutsam für die Würdigung dieses Zusammenhanges ist namentlich die von Wundt selbst ausgehende Beschränkung „auf bestimmte, mit dem Zusammenleben in unmittelbarer Beziehung stehende Seiten des geistigen Lebens“, während es gerade das Charakteristikum der individuellen Seele für die wissenschaftliche Psychologie ist, daß sie sämtliche Bewußtseinsinhalte deckt. Wundt führt aber weiterhin als Beweismoment für die Realität der Volksseele ins Feld, daß ihr Lebensinhalt eine kontinuierliche, von dem Untergange der Individuen unabhängige Entwicklung habe; eben diese Kontinuität psychischer Entwicklungsreihen sei ihr spezifisches Merkmal. Eine indirekte Antwort darauf habe ich oben bei der Darlegung der Eigenart der „gemeinsamen geistigen Erzeugnisse“ und deren Entwicklung gegeben; was von dem Argument etwa noch übrig bleibt, vielleicht die Kontinuität der psychischen Entwicklung an und für sich als Ausfluß einer „Seele“, ist so ausgeprägt metaphysischen Ursprungs, daß die These im Munde des hervorragendsten lebenden Vertreters empirisch-wissenschaftlicher Psychologie mindestens seltsam klingt.

Der Leser der Wundtschen „Völkerpsychologie“ könnte mir den Einwand machen, daß an anderer Stelle des Werkes (zwei Seiten zuvor) ganz kategorisch eine andere Legitimation der Volksseele steht als die zitierte. Sie lautet: „Für die empirische Psychologie kann die Seele nie etwas anderes sein als der tatsächlich gegebene Zusammenhang der psychischen Erlebnisse, nichts was zu diesen von außen oder von innen hinzukommt. Natürlich kann auch die Völkerpsychologie den Seelenbegriff nur in diesem empirischen Sinne gebrauchen; und es ist einleuchtend, daß in ihm die „Volksseele“ genau mit demselben Rechte eine reale Bedeutung besitzt, wie die individuelle Seele eine solche für sich in Anspruch nimmt.“ Ich will mich nicht damit aufhalten, den Widerspruch dieser Stelle zu den genannten anderen herauszuheben; das Wörtchen „nur“ in Bezug auf die erfahrungsgemäße Verwertung der „Seele“ in der Wissenschaft hätte bei Wundt größere Beachtung verdient als es erfahren hat. Sachlich enthält diese Stelle gewiß nichts, was nicht schon oben direkt und indirekt erörtert worden ist. Es ist aber im Hinblick auf diese Formulierung interessant, zum Ueberfluß eine Bestätigung meiner Anschauungsweise sowohl über die Realität

der „Volksseele“ als auch über die Erfordernisse der Systematik der Wissenschaften in betreff der Grenzen zwischen Völkerpsychologie und Geisteswissenschaften von seiten der Vertreter insbesondere der Sprachwissenschaft zu vernehmen. Auf die ausführlichen Auseinandersetzungen, welche namentlich Hermann Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte“ und neuerdings im Rahmen des „Grundriß der germanischen Philologie“ (zweite Auflage, Band I, Seite 159 ff.) und Ph. Wegener in seinen „Grundfragen des Sprachlebens“ hierzu gegeben haben, einzugehen, ist hier nicht der Ort; es sei auf dieselben hingewiesen. Ich begnüge mich, ein paar bezeichnende Worte Wegeners aus dem „Literarischen Zentralblatt“ (a. a. O.) hierher zu setzen: „. . . Solche Erlebnisse [unmittelbare Tatsachen unseres Bewußtseins] sind ihm [Wundt] nun „die geistigen Erzeugnisse, die durch das Zusammenleben der Glieder einer Volksgemeinschaft entstehen“, Vorgänge, die sich allerdings nie außerhalb individueller Seelen abspielen könnten u. s. w. „Ein Zusammenhang der unmittelbaren Tatsachen unseres Bewußtseins“ kann als Definition der Seele nur dann gültig sein, wenn dieses unser Bewußtsein ein kontinuierliches, einheitliches ist, d. h. nur in einzelnen Individuen, in denen allein die psychischen Vorgänge der Association sich abspielen können. Oder sollte Wundt meinen, daß ein Vorstellungsvorgang im Individuum A sich ohne weiteres associierte mit Vorstellungsvorgängen in den Individuen B C . . . X? Wird aber ein Zusammenhang der unmittelbaren Tatsachen im Bewußtsein bei sehr vielen eine Gemeinschaft bildenden Individuen angenommen, so heißt das im Grunde nichts weiter als eine Rückkehr zur Theorie Steinthals, der in roher Weise eine hypostasierte Volksseele annahm. Ein solcher Standpunkt führt weiter zu den bedenklichsten methodischen Konsequenzen der sprachwissenschaftlichen Betrachtung. Gibt es ein vielen Individuen gemeinsames einheitliches Bewußtsein (d. h. eine Volksseele), so ist die Frage der gegenseitigen Accommodation der einzelnen Individualseelen bedeutungslos; was in der einen Seele vorgeht, das geht auch in der anderen vor. Dann fallen alle methodischen Rücksichten auf die Wechselwirkung des Sprechens und des Verstehens des Gesprochenen fort; ja man sollte auch ein Eingehen auf das Sprechenlernen der jüngeren Generation für überflüssig halten. Die psychischen Tatsachen der einen Seele müssen ja dann ihre associativen Wirkungen in allen anderen Seelen der Gemeinschaft ausüben.“

Mit dem nun vollzogenen Sturze der „Volksseele“ stürzen auch diejenigen Thesen, als deren Voraussetzung ich die Realität der Volksseele oben bezeichnet habe. Es ist also zunächst klar, daß die Völkerpsychologie gemäß Wundts Determination eine arge, für ihre eigene Konstitution natürlich nicht wirkungslose Konfusion der wissenschaftlichen Arbeitsgebiete bedeutet. Damit hängt ferner die ebenso unklare wie widerspruchsvolle Determination von Gegenstand und Aufgabe der Völkerpsychologie nicht unwesentlich zusammen.

Ich habe oben zugestanden, daß der Völkerpsychologie — um bei Wundts Gedankengange zu bleiben — „Gegenstand“ die der „allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse“ zu Grunde liegenden Vorgänge sind. Wenn Wundt weiterhin als die „Aufgabe“ der Völker-

psychologie bezeichnet, die an das Zusammenleben der Menschen gebundenen psychischen Vorgänge zu untersuchen, so ist mein Zugeständnis — Identität von Gegenstand und Inhalt der Aufgabe einer Wissenschaft vorausgesetzt — überschritten. Die an das Zusammenleben gebundenen Vorgänge sind mehr als die dem geistigen Erfolge des Zusammenlebens zu Grunde liegenden Vorgänge. Beide haben allerdings den gleichen Nachteil, unmittelbare Bewußtseinstatsachen nur zu sein ohne ihre Bedingung beziehungsweise ihre Wirkung, so daß die empirische Psychologie ihre Trennung nicht recht vollziehen kann, ohne den Bereich des tatsächlich Gegebenen zu überschreiten. Im übrigen hat man als die dem geistigen Erfolge des Zusammenlebens zu Grunde liegenden Vorgänge streng genommen das ganze elementare seelische Geschehen anzusehen, während unter den an das Zusammenleben gebundenen Vorgängen die elementaren ebensogut wie die komplizierten, gegenwärtige wie historische, überhaupt sämtliche Vorgänge außer denen zu verstehen sind, die der „erste, durch Urzeugung entstandene Mensch" erlebt haben mag. Da Wundt es vorgezogen hat, keinen Anhalt zu geben, welche von beiden seine wahre Meinung ist, vermag ich natürlich erst recht nicht zu entscheiden, zumal mir höchstens eine Wahl zwischen zwei Uebeln frei steht.

Leider ist es an diesem Dilemma noch nicht genug. Denn die weitere Determination der Aufgabe der Völkerpsychologie nennt die psychologische Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Offenbar ist ohne weiteres, daß die Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte nicht identisch sind mit dem Verlaufe der „psychischen Vorgänge, welche der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte zu Grunde liegen". Selbst wenn man sich nicht so streng, wie man bei wissenschaftlicher Arbeit soll und eigentlich muß, an den Wortlaut hält und annimmt, daß Wundt Sprache, Mythus und Sitte nur den „gemeinsamen geistigen Erzeugnissen von allgemeingültigem Werte" und dem Inhalte der „allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften" habe gleichsetzen wollen, ist die Sachlage nicht geklärt. Denn es kommt hinzu, daß die Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte ebensowohl den „an das Zusammenleben der Menschen gebundenen psychischen Vorgängen" gleichgesetzt werden. Wären nun — wie nicht der Fall ist — die „gebundenen" und die „zu Grunde liegenden" Vorgänge einander gleich und die einen von ihnen den Entwicklungsgesetzen von Sprache, Mythus und Sitte gleich, so wären natürlich auch die anderen diesen gleich; Wundt hätte sich dann eben den Luxus kunstvoller Tautologien geleistet. So aber besagt überdies der Ausdruck „an das Zusammenleben gebundene psychische Vorgänge", der außerordentlich umfassend ist (siehe oben!), mehr als „Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte".

Um nun endlich zu dem positiven Inhalt der Völkerpsychologie nach Wundt durchzudringen, kann ich also nicht umhin — so unsympathisch mir dies auch ist — Wundt zu bevormunden. Am günstigsten für ihn ist die Voraussetzung, daß die Völkerpsychologie die Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte zu erforschen habe, weil diese Bedingung und zugleich Inhalt der allgemeinen

Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der gemeinsamen geistigen Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte seien.

Aber selbst dann muß ich verneinen, daß die Behauptung richtig ist. Sprache, Mythus und Sitte mögen zugleich Bedingung und Inhalt des sozialen Lebens genannt werden, sie mögen ferner auch gemeinsame Erzeugnisse der Gemeinschaft heißen und sie mögen schließlich als allgemeingültig gewertet werden, — aber mit welchem Recht kommen denn gerade Sprache und Mythus und Sitte dazu, Bedingungen und Inhalte des sozialen Lebens zu sein und vor allem es ausschließlich zu sein!? Da die geistigen Erzeugnisse der Gemeinschaft nach Wundt zugleich das „höhere" geistige Leben überhaupt darstellen, so wären in Konsequenz dieser These Sprache, Mythus und Sitte einziger Inhalt unseres geistigen Lebens. Wundt hat vergessen, sein Paradoxon glaubhaft zu machen. Selbst wenn man die Begriffe Mythus und Sitte dermaßen ausdehnt, daß „Mythus" auch die Religion und „Sitte" auch Ursprung und Entwicklungsformen der äußeren Kultur in sich begreift, erschöpfen sie im Verein mit der Sprache doch nicht das geistige Leben, ebensowenig das „höhere" geistige Leben des Individuums, wie das geistige Gemeingut einer Gemeinschaft.

Man darf immerhin mit Recht sagen, daß der Mensch im Anfange seiner Bildung seine Umwelt „mythisch" erfaßt und daß die Entwicklung in einer Differenzierung des einheitlich gearteten mythischen Weltbildes wesentlich besteht. Man darf ferner mit Recht sagen, daß das gleichmäßige Verhalten der Menschen unter primitiven Lebensbedingungen der Keim ist zu den dauernden Einrichtungen des sozialen Verkehrs, der Wirtschaft, der staatlichen und kommunalen Institutionen. Es ist gleichfalls gewiß zu billigen, daß in diesem Falle die wissenschaftliche Terminologie diejenigen Namen wählt, welche alle Entwicklungsstadien zu repräsentieren geeignet sind und daß sie nicht modern charakteristische Namen von beschränkter Tragweite einführt; daß also etwa Mythus, Religion, Philosophie, Wissenschaft an Stelle von „Mythus", die verschiedenen Kategorien sozialer Strukturen, öffentlicher Einrichtungen und allgemeiner Gebräuche statt „Sitte" genannt werden, ist nicht am Platze. Die Sprache allerdings ist ein Name, der keiner Modifikation bedarf und keiner zugänglich ist.

Schon dieses äußerliche Moment sollte die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß Sprache, Mythus und Sitte gar nicht neben einander gehören. Von der Sprache und ihrer Entwicklung hängt Entstehung und Fortbildung des Mythus zumal als eines „gemeinsamen geistigen Erzeugnisses von allgemeingültigem Wert" völlig und die Erweiterung der Gewohnheit des Handelns zu einem ebensolchen Erzeugnis, zur Sitte und Kultur, zumindest in wesentlichem Umfange ab. Beliebt man unter „Mythus" das gesamte geistige Leben zu verstehen, so kann man freilich die Sprache dem „Mythus" — auf etwas Gewaltsamkeit mehr oder weniger kommt es schon nicht mehr an — unterordnen und allein Mythus und Sitte gelten lassen. Räumt man aber ein, daß die Sprache der Untergrund und das Ferment sowohl des Mythus als auch der Sitte ist, so darf man wiederum allein die Sprache gelten lassen und muß Mythus und Sitte streichen. Gerade wenn man mit Wundt als das Problem der Völkerpsychologie die Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte behauptet,

muß die Wertlosigkeit seiner Disposition des völkerpsychologischen Stoffes besonders offenkundig werden.

Aber auch inhaltlich, nicht nur formal ist Wundts Begrenzung und Teilung des Stoffes verfehlt. Zu den Entwicklungsgesetzen der Sprache gehört doch wohl in erster Linie die Feststellung der Abwandlung der Wortbedeutungen, denn die Sprache ist in erster Linie Ausdruck eines rein psychischen Geschehens. Eben dieses psychische Geschehen an und für sich und insoweit ihm ein Wort zum Ausdruck und auch zum Ferment dient, verlangt um seiner selbst willen notwendigerweise gleichfalls die Untersuchung; die Individual-Psychologie leistet dafür nicht genug, denn es kommt — um in Wundts Gedankengange zu verbleiben — darauf an, das eigentümliche psychische Geschehen zu erkennen, das an das Zusammenleben der Menschen gebunden ist beziehungsweise (nach dem anderen Rezept) der Entwicklung u. s. w. zu Grunde liegt. Dem Mythus und der Sitte müßte man wahrlich allzuviel Gewalt antun, wenn man sie als alleinige Vertreter des psychischen Geschehens, dessen Ausdruck die Sprache ist, in Anspruch nähme. Jedenfalls genügt es nicht, die Sprache „völkerpsychologisch“ zu behandeln und das psychische Geschehen, dessen Symbol sie ist, nur nebenher in Betracht zu ziehen, da dieses Geschehen sonst jeder Eigenbedeutung verlustig geht. Manche merkwürdige Alterierung des psychischen Geschehens, die ein Wort verursacht, kommt nur dann zur psychologischen Analyse, wenn das Seelenleben in seiner sozialen Bestimmtheit für sich allein durchforscht wird, unabhängig von den „geistigen Erzeugnissen“ der Sprache, des Mythus und der Sitte. Wie z. B. die Begeisterung oder die ästhetische Wertung oder auch die Erziehung, die doch unbestreitbar in hohem Grade sozialpsychologische Phänomene sind, im Rahmen von Wundts Völkerpsychologie ihre adäquate Erledigung sollen finden können, vermag ich nicht zu erkennen; ebensowenig paßt in das Wundtsche Schema die sozialpsychologische Untersuchung relativ singulärer Erlebnisse, etwa einer Epidemie, hinein. In den genannten Phänomenen haben wir solche psychischen Geschehnisse zu erblicken, in denen das Moment der Gemeinschaft wenn nicht die primäre, so doch eine ausschlaggebende Rolle spielt, und die deshalb — wofern es eine besondere Disziplin hierfür geben soll — Gegenstand einer Völkerpsychologie zu sein haben; gerade sie bieten die Gelegenheit, die Beziehungen der Menschen einer Gemeinschaft unter dem psychologischen Gesichtspunkte zu ermitteln. Ihnen gegenüber versagt aber Wundts „Völkerpsychologie“ völlig.

Das unbefriedigende Ergebnis der bisherigen Kritik sowohl der von Wundt gegebenen Begriffsbestimmung der Völkerpsychologie als auch — selbst unter Voraussetzung seines eigenen Standpunktes — der Aufgaben der Völkerpsychologie überhaupt und in ihrer Besonderheit darf nicht abhalten, seinem Gedankengang noch weiter zu folgen. Es ist dies um so nötiger, als die Autorität Wundts und die Prägnanz des Titels seines Werkes „Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte“ das Urteil zu bestechen geeignet ist und die Einbürgerung dieser kurzen Definition fördert.

Die Unhaltbarkeit der Disposition Sprache, Mythus und Sitte habe ich bereits beleuchtet. Auch über die Befähigung der Sprache,

der Sitte und gar des Mythus zu Gegenständen einer völkerpsychologischen Untersuchung im Gegensatz zu einer individualpsychologischen ist genügend gesprochen. Es erübrigt, im Hinblick auf die vorausgehenden Darlegungen darauf aufmerksam zu machen, daß die Betonung von Sprache, Mythus und Sitte als drei „selbständiger“ Aufgaben der Völkerpsychologie, wie sie Wundt (Seite 24) für gut hält, die Ablehnung der ganzen Disposition nur bekräftigt. Es erübrigt schließlich zu erörtern, ob die von Wundt angegebenen Beziehungen von Sprache, Mythus und Sitte zum „individuellen“ Seelenleben zutreffend sind und ob beziehungsweise inwiefern sich daraus eine Modifikation des Gesamturteils ergibt.

Von den Beziehungen von Sprache, Mythus und Sitte zum individuellen Seelenleben redet Wundt in doppelter Hinsicht. Einerseits stellt er die bereits widerlegten Behauptungen auf, daß die Entstehung der Sprache, des Mythus und der Sitte „jedem nachweisbaren Eingreifen einzelner und jeder geschichtlichen Ueberlieferung“ vorausgehe, überdies ohne zu bedenken, daß das Gegenteil seiner Annahme von allem Anfang „gemeinsamer“ geistiger Erzeugnisse mindestens ebensogut nachweisbar und der Ueberlieferung getreu und psychologisch wahrscheinlicher ist. Hierher gehören auch seine Thesen über die Volksseele, die gleichfalls besprochen sind. Hierher gehört schließlich die Behauptung, daß Sprache, Mythus und Sitte „neben den allmählich einen immer breiteren Raum einnehmenden individuellen Einflüssen gesetzmäßige Veränderungen“ erfahren, „die nur in den Veränderungen der geistigen Verbände selbst ihren Ursprung nehmen können“; den Wundtschen Begriff der Gesetzmäßigkeit beziehungsweise der Entwicklungsgesetze des näheren zu erörtern, führt zu weit; zu den bereits gegebenen direkten und noch mehr indirekten kritischen Bemerkungen ist hier nur nachzutragen, daß der Satz vom Ursprung der gesetzmäßigen Veränderungen von Sprache, Mythus und Sitte in den Veränderungen der geistigen Verbände selbst, soweit er im Sinne Wundts nicht eine Tautologie ist, eine bemerkenswerte negative Illustration zu Wundts Theorie von der „Volksseele“ ist. Als einen neuen Widerspruch Wundts gegen sich selbst, gegen seine Fundamente seiner Völkerpsychologie und im besonderen seine Behauptung von der gesetzmäßigen Veränderung der „gemeinsamen geistigen Erzeugnisse“ und des gesetzmäßigen Verlaufs alles psychischen Geschehens will ich bei dieser Gelegenheit noch folgenden Satz hinstellen (Seite 25): „Jedes jener Gebiete gemeinsamen Vorstellens, Fühlens und Wollens, auf denen die völkerpsychologische Untersuchung ihre Aufgaben vorfindet, steht zugleich, und mit wachsender Kultur in zunehmendem Maße, unter dem Einfluß hervorragender Individuen, welche die überlieferten Formen willkürlich gestalten.“

Andererseits bestehen die Beziehungen von Sprache, Mythus und Sitte zum individuellen Seelenleben nach Wundt darin, daß die Sprache „der individuellen Sphäre des Vorstellens“, der Mythus der individuellen Sphäre des Gefühls, die Sitte der individuellen Sphäre des Wollens „entspricht“, „mit der Maßgabe, daß ebenso wie im individuellen Seelenleben Vorstellen, Fühlen und Wollen nicht getrennt vorkommen, auch den angegebenen Beziehungen der völkerpsychologischen Gebiete zu denselben nur die Bedeutung zukommt, daß

sie die vorzugsweise für die einzelnen Erscheinungen maßgebenden Elemente des Seelenlebens angeben". Die Beziehung soll, wie zur weiteren Erläuterung eindringlich ergänzt wird, nur die Bedeutung haben, „daß die psychologische Betrachtung der Sprache hauptsächlich dem Studium der Entwicklung und der Verbindung der Vorstellungen unter den komplexen Bedingungen dient, welche die Grenzen der individuellen Erfahrung überschreiten, und daß dann ebenso der Mythus die Analyse der zusammengesetzten Gefühle, die Sitte diejenige der konkreten Willensmotive, die bei der Entwicklung des menschlichen Bewußtseins wirksam werden, vermitteln hilft". Diese „Beziehungen der drei Gebiete der Völkerpsychologie zu den drei Grundrichtungen des individuellen Seelenlebens" sind für Wundt auch eine Bestätigung dafür, daß Sprache, Mythus und Sitte gleichfalls die drei einzigen Grundrichtungen sind, in denen sich das Leben der „Volksseele" bewegt.

Ich hege starken Verdacht, daß die drei Grundrichtungen des Volksseelenlebens für Wundt seinen drei Grundrichtungen des individuellen Seelenlebens zu Liebe a priori feststanden: wie diese Wundtsches Dogma sind, so auch das Schema Sprache, Mythus und Sitte. Indes gehört es nicht unmittelbar zur Sache, ob man die Dreiteilung der psychischen Funktionen in Vorstellen, Fühlen und Wollen für richtig erachten darf oder ob — vom Standpunkte der strengen Erfahrung — die eine oder andere von diesen zu streichen ist: jedenfalls ist die von Wundt vertretene und auch sonst viel verbreitete Auffassung die, daß unser Bewußtseinsinhalt sich konstituiert aus Vorstellungen, Gefühlen und einem — merkwürdigerweise kausal bestimmbaren — Willen. Die Volksseele macht es der individuellen Seele ganz konform, in ihr „entspricht" dem Vorstellen, Fühlen, Wollen die Sprache, der Mythus, die Sitte. Den inneren und äußeren Wert des Wundtschen Volksseelen-Schemas habe ich bereits gewürdigt; hier wird nur noch das Motiv des Autors klar. Aber selbst wenn man sich auf Wundts Standpunkt stellt, wird man nicht zugeben dürfen, daß eine solche Analogie Berechtigung hat, Berechtigung auch nur als theoretisches Schema und trotz aller „Maßgaben". Denn es ist zu bedenken, daß — wie Wundt an anderer Stelle selbst zum Ausdruck bringt — die völkerpsychologischen Tatsachen zugleich die psychologisch komplizierten darstellen, daß die komplizierten Erscheinungen sämtlich alle psychologischen Elemente zugleich in sich enthalten; ferner aber auch, daß bei den relativ konstanten gemeinsamen geistigen „Erzeugnissen von allgemeingültigem Wert" es unmöglich ist, die Anteile der Vorstellungen, Gefühle und Willensakte heraus zu analysieren, zumal schon bei den einfacheren und prozedierenden Bewußtseinsinhalten eine solche Analyse ihre großen Schwierigkeiten besitzt und den Hypothesen allzu vielen Spielraum läßt; schließlich, daß eine unmittelbare prägnante Erfahrung von Empfindungen, Vorstellungen, Gefühlsbetonungen auch nur unter ganz einfachen seelischen Bedingungen existiert.

Daß Wundt hier konstruiert und dem Schema zu Liebe es unterlassen hat, sei es durch Verringerung der Zahl der determinierten Fundamentalprobleme und entsprechende Erweiterung ihres Inhalts, sei es durch Vermehrung der Zahl der Probleme und Anpassung derselben an die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, in den charakteristischen Einzelheiten die volle Erschöpfung des völkerpsychologischen

Forschungsbereichs im Grundplane zur Geltung zu bringen, ist klar. Wie er dies hätte besser machen können, ob von den drei Aufgaben etwa der „Mythus" oder eine andere auszuschalten, an ihre Stelle ein umfassenderer Begriff zu setzen oder die Disposition des Stoffes logisch korrekter von Grund aus zu gestalten wäre, ist für jemand, der auf einem grundsätzlich anderen Standpunkte steht als Wundt und Ausgangspunkt und Ziel der „Völker"-Psychologie in den Individuen erkennt, mißlich zu sagen. Am angemessensten in Rücksicht auf die jedenfalls unerläßliche Erschöpfung des Stoffbereichs erscheint mir, die „Volksseele" psychologisch nach ihren gewissermaßen konkreten Aeußerungen zu schematisieren und als die beiden Hauptkategorien aufzustellen 1. Sprache, 2. soziale Institutionen; als Unterabteilungen der „Sprache" wären eine größere Anzahl entweder gemäß der Grammatik oder gemäß dem sachlichen Gehalt der Worte einzurichten, Unterabteilungen der „sozialen Institutionen" wären etwa unter dem Gesichtspunkte von Sitte, Wirtschaft, Recht, politische Verwaltung zu gestalten. Ich betone indes, daß die Völkerpsychologie mit der Volksseele auch bei der eben vorgeschlagenen Stoffdisposition die geisteswissenschaftlichen Arbeitsgebiete konfundieren muß, da zu der diesen Wissenschaften eigentümlichen vornehmlich historischen Betrachtungsweise, wenn diese wissenschaftlich sein will, die psychologische Untersuchung unumgänglich hinzugehört; mit den „Gesetzen des Zusammenlebens selber" und mit der allgemeinen Entwicklung der menschlichen Gemeinschaften, soweit sie sich durch Kombination der Ergebnisse mehrerer empirischer Geisteswissenschaften erkennen lassen, beschäftigt sich bereits die Soziologie beziehungsweise die Philosophie der Geschichte, also die Philosophie. Für eine besondere Psychologie der soziologischen Erscheinungen ist nach keiner Hinsicht ein Bedürfnis oder Platz, — ganz abgesehen, daß sie meines Erachtens mit dem Substrat der „Volksseele" ein wissenschaftliches Unding ist.

Gleichgültig, ob man den Grundplan der Wundtschen Völkerpsychologie unter Anerkennung von Wundts sachlichen Voraussetzungen desselben betrachtet oder ob man den Voraussetzungen die Anerkennung versagt und damit an dem Grundplane nicht viel weniger als alles verwerfen muß, in jedem Falle ist dieser Grundplan in wesentlichen Punkten verbesserungsbedürftig. Da er ein größeres Interesse zu beanspruchen hat, als der Plan eines singulären literarischen Werkes gewöhnlich verdient, nämlich als Fundament einer neuen wissenschaftlichen Disziplin, so ist die gründliche Erörterung beziehungsweise die exakteste Formulierung von außerordentlicher Tragweite, damit die Jünger der Disziplin nicht im Banne von Wundts Autorität und ohne die große Belesenheit und Urteilsfähigkeit, die Wundt eignet, ihre Kräfte an der Lösung von Problemen vergeuden, die teils von anderer Seite bereits gelöst sind, teils auf die vermeintlich probate neue völkerpsychologische Weise wissenschaftlich unlösbar sind.

Zunächst ist sicher, daß der Name „Völkerpsychologie" eine durchaus inadäquate Beleuchtung des ganzen Arbeitsfeldes bewirkt; es bedarf in der Tat einer ziemlich gekünstelten Interpretation, um die wissenschaftlichen Postulate mit dem Namen einigermaßen in Einklang zu bringen. Solche Wortübel, selbst wenn sie vermeidbar sind, muß man indes aus historischen Rücksichten in Kauf nehmen, zumal sie

nur äußerlich und streng genommen die Regel sind, eine Reform auch unverhältnismäßige literarische Beschwerlichkeiten im Gefolge hat. Erfordernis ist aber, daß das Bewußtsein von dem inadäquaten Begriffsinhalt des Wortes „Völkerpsychologie" allgemein und bei den Gelehrten in erster Linie nicht auf sich warten läßt.

Vor allen Dingen ist es die Einordnung der Völkerpsychologie in die Gesamtheit der psychologischen Aufgaben, die bei Wundt einerseits nicht zutreffend, andererseits nicht einmal eindeutig ausgeführt ist. Es fehlt die exakte Abgrenzung gegen die Individualpsychologie, und es liegt hie und da eine unberechtigte Identifizierung der experimentellen Psychologie mit dem Gesamtbereich der „Individual"-psychologie vor. Allerdings hängt diese Einordnung der Völkerpsychologie in die Gesamtheit der psychologischen Aufgaben davon ab, daß Wundt über Gegenstand und Aufgabe der Völkerpsychologie erstens widerspruchsvolle und zweitens — selbst wenn man aus den Widersprüchen die in Rücksicht auf den übrigen Gedankengang für Wundt günstigste Auffassung herausstellt — wissenschaftlich haltlose Meinungen hat. Es kommt also darauf an, daß Wundt die Widersprüche beseitigt, exakte Determinationen der fundamentalen Begriffe liefert und auf die Fernhaltung dogmatischer beziehungsweise unfundiert spekulativer Neigungen sorgfältigst achtet.

Dann wird sein Begriff der „Volksseele" fallen müssen, der ebensowenig den soziologischen Lebenserscheinungen gerecht wird wie er als ein Analogon zur individuellen Seele theoretisch haltbar ist. Hand in Hand mit der Einsicht der der „Volksseele" mangelnden Existenzberechtigung wird die Revision der angeblichen Beziehungen des völkerpsychologischen Stoffes, d. h. der Sprache, des Mythus und der Sitte, zu dem Vorstellen, Fühlen und Wollen der individuellen Psyche zu gehen haben. Bei dieser Gelegenheit wird es sich nicht umgehen lassen, dazu Stellung zu nehmen, ob Sprache, Mythus und Sitte erstens wirklich als drei selbständige und zweitens wirklich als die drei einzigen völkerpsychologischen Themen Geltung haben dürfen.

Die Determination des Begriffes „Volksseele" ist wohl das Hauptmoment in der Wundtschen Konstruktion der Völkerpsychologie. Die „Volksseele" hat trotz der andersartigen Legitimation, die ihr Wundt im Vergleich mit Lazarus und Steinthal gegeben hat, bei Wundt eine gleich verderbliche Rolle zu spielen wie bei jenen: ob mit oder ohne eigene Substanz, ob angeblich nur Kollektivnamen für eine Summe zugehöriger Erscheinungen oder objektive Realität, die „Volksseele" wird bei Wundt ebenso notwendig und wesentlich gebraucht als Fundament des ganzen Lehrgebäudes, wie bei Lazarus und Steinthal.

Man sollte meinen, daß die faktische Bearbeitung des völkerpsychologischen Materials durch Wundt seinem Grundplane Rechnung tragen und ihn verifizieren müßte. Allein die Leistung, welche in den beiden bisher erschienenen Bänden über die Sprache vorliegt, enttäuscht: sie ist an wissenschaftlichem Werte der charakterisierten Entwicklung des Grundplans unvergleichlich überlegen, eine großartige Tat; sie steht im Gegensatze zu Wundts Grundplan und ist eine umständliche Bestätigung der Argumente meiner Kritik. Der wissenschaftliche Wert von Wundts „Völkerpsychologie der Sprache" beruht darin, daß sie, insoweit sie nicht Individualpsychologie gewöhnlichen alten Stils ist,

eine sachlich erschöpfende und methodisch außerordentlich gründliche Darstellung der — — Sprachwissenschaft ist. Indem sie dies und nur dies ist, wird dargetan, daß die „Völkerpsychologie der Sprache" gemäß Wundts Direktiven neben den empirischen Geisteswissenschaften, denen die weitest mögliche Verfolgung des Kausalzusammenhanges ihres Tatsachenbereichs — also auch die psychologische — unerläßlich obliegt, keinen Platz hat. Es steht dem nichts entgegen, daß ein geistiges Erzeugnis gelegentlich das eine Mal in seinen besonderen Umständen, das andere Mal in den ihm als einem Objekt psychischen Ursprungs anhaftenden Merkmalen vorzugsweise Berücksichtigung findet, aber darum hat doch nur eine, und zwar diejenige Wissenschaft, in deren Bereich ein geistiges Erzeugnis als Objekt zunächst hineingehört, das Objekt vollständig zu erklären. Die Psychologie, welche die allgemeinen Merkmale des psychischen Geschehens untersucht, hat mit den geistigen Erzeugnissen, welche konstante, hypostasierte Objekte darstellen, um ihrer selbst willen und ebenso etwa um ihrer menschlichen „Allgemein"-Gültigkeit willen nichts zu tun; Interesse hat für sie lediglich, wie die geistigen Erzeugnisse als aktuelle Bewußtseinsinhalte sich darstellen, also der Gesichtspunkt der Erscheinungen des individuellen Seelenlebens.

Ich bedauere, aus Rücksicht auf den knappen Raum, an dieser Stelle nicht ein ausführliches Referat von dem Hauptinhalte des Werkes geben zu können, und ich möchte andererseits, zumal Wundt selbst nirgend eine gedrängte Uebersicht über den Gang und die Ergebnisse seiner Erörterungen darbietet, durch eine gewissermaßen summarische Erledigung die ansehnliche Arbeit nicht vergewaltigen.

Unter Hinweis aber auf meine eingehende Kenntnis von Wundts Werk bemerke ich, daß nirgend in demselben von der „Volksseele", diesem von Wundt so betonten Substrat der „Völkerpsychologie", die Rede ist. Wo des Gemeinschaftslebens überhaupt Erwähnung geschieht — es ist selten — da heißt es, „die innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft allgemeingültigen Bedingungen"; mit anderen Worten, es ist nur von dem Bewußtsein der Individuen die Rede und von dem auch von mir keineswegs bestrittenen Umstande, daß das eine Individuum mit anderen Individuen einige gemeinsame Lebensinteressen und in vielem Betracht gleiche Existenzbedingungen natürlicher und kultureller Art hat. Demgemäß fehlen auch die angekündigten „Gesetze des Zusammenlebens selber" ganz und gar, wir lernen vielmehr nur die aus der Individual-Psychologie bekannten Merkmale des psychischen Geschehens kennen, finden auf dem ganzen Wege weder eine Veränderung derselben nach Inhalt oder Umfang, noch Vermehrung ihrer Zahl, sondern lediglich eine Analyse des tatsächlichen, diesem und jenem Individuum zugehörigen Bewußtseinsinhalts von seinen eigenen Ausdrucksbewegungen und eine Aufzeigung der besonderen und allgemeinen Verursachung derselben, welche durchaus eine Anwendung einer Wundt eigentümlichen, von vornherein völlig fixierten psychologischen Theorie ist. Insoweit Wundts „Völkerpsychologie der Sprache" also sich deckt mit der psychologischen Untersuchung des Individuums, wenn es spricht, und die Individuen verschiedener beziehungsweise aller möglichen natürlichen und kulturellen Existenzbedingungen zu dieser Untersuchung

heranzieht, sowie die psychischen Tatbestände begrifflich eint und in Beziehungen der Analogie und genetischen Abhängigkeit zu einander bringt, ist sie in Wahrheit eine existenzberechtigte Völkerpsychologie. Insoweit Wundts großes Werk dies ist, hat es meine volle bewundernde Anerkennung, die ich in Anbetracht der fortschrittlichen Leistung nicht einmal dadurch mindern mag, daß ich auf das meines Erachtens wissenschaftlich Unzureichende mancher fundamentalen Anschauungsweisen und ihrer Anwendungen (Rolle des Willens beziehungsweise der Willkürlichkeit, Gefühlstheorie, praktisches Verhältnis der psychischen Dispositionen zu der Erinnerung der Vorstellungen, und anderes mehr), sowie auf das Vorhandensein von Widersprüchen an dieser Stelle Gewicht lege. Andererseits muß ich mit besonderem Nachdruck betonen, daß die tatsächlich gegebene „Völkerpsychologie der Sprache" von Wundt wesentlich zu ebendessen Theorie von Gegenstand und Aufgaben der Völkerpsychologie — die, contradictio in adjecto ist.

Zwischen der Psychologie des sprechenden Menschen und der Psychologie der geistigen Erzeugnisse sprachlicher Natur, wie sie Wundt beabsichtigt und — im ganzen angesehen — auch geliefert hat, ist ein bedeutender Unterschied: dort Geschehen, hier Zuständliches; dort der unmittelbare primitive Bewußtseinsinhalt einziges Interesse, hier nur ein Interesse neben anderen unlöslich mit ihm verbundenen. Die Usurpation des Ranges einer selbständigen Disziplin für die „Völkerpsychologie der Sprache" findet dadurch bei weitem nicht genügenden Halt, daß dieses eine Interesse überwiegend betont und die anderen zugehörigen wissenschaftlichen Interessen absichtlich vernachlässigt werden. Die wissenschaftliche, d. h. zugleich vollständige Erschließung der geistigen Erzeugnisse sprachlicher Natur oder der Sprache gebührt der Sprachwissenschaft und ihr allein und einheitlich; eine Sprachwissenschaft mit überwiegend historischem und eine Sprachwissenschaft mit überwiegend psychologischem Gesichtspunkte ist unstatthaft; eine entsprechende Darstellung der Sprachwissenschaft ist persönlich motiviert, kann unter Umständen von großem, aktuellem Werte sein — ich verkenne nicht, daß auch von Wundts Werke Anregungen von bedeutender Tragweite ausgehen können —, aber nichts mehr. Das hindert natürlich nicht, daß jede Wissenschaft Hauptgebiet und Hülfsgebiet zugleich sein kann, daß die Psychologie auch Hülfswissenschaft der Sprachwissenschaft und umgekehrt Sprachwissenschaft Hülfswissenschaft der Psychologie ist beziehungsweise die Ergebnisse der einen Bestandteile der explikativen Analyse der anderen sind.

Dafür, daß Wundts „Völkerpsychologie der Sprache" nichts mehr ist als eine Darstellung der Sprachwissenschaft mit Betonung des psychologischen Gesichtspunktes, sei noch ein, allerdings plumper und naturgemäß nicht präzis treffender Beleg angedeutet, ein Vergleich der Inhaltsdisposition dieses Werkes mit derjenigen eingestanden sprachwissenschaftlicher Werke[1]).

[1]) Sehr lehrreich, auch für die Beurteilung der Originalität Wundts im übrigen, ist übrigens der Hinweis auf ein philosophisch geartetes Werk, auf Wilhelm von Humboldts „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts" (Berlin 1836, heraus-

Wie Wundts Werk die Erwartungen nicht erfüllt, die man auf Grund des Planes über die Haltung der Völkerpsychologie gegenüber konkurrierenden Disziplinen beziehungsweise gegen das herrschende System der Wissenschaften hegen mußte, so ist es auch nicht geeignet, die Einwände, welche ich gegen die innere Disposition des gesamten Stoffes und die Charakterisierung von Gegenstand und Aufgabe der Völkerpsychologie erhoben habe, im geringsten zu entkräften, es verstärkt sie vielmehr. Ganz unvermeidlich hat die Erörterung der Wandlungen der Sprache und der wechselseitigen Beziehungen ihrer Bestandteile den Inhalt der Sprache, ihre Bedeutung und deren Modifikationen unmittelbar zu berücksichtigen; je mehr sich die Ueberzeugung von dem engen Konnex und der wechselseitigen Beeinflussung der Sprache und ihres begrifflichen Gehalts festigt, desto weniger darf eine umfassende Untersuchung der Sprache es unterlassen, den gesamten seelischen Inhalt, der durch die Sprache irgend zum Ausdruck gelangt, gleichfalls umfassend in Betracht beziehungsweise in den Kausalnexus zu ziehen. Es steht darum aber nichts im Wege, den gesamten seelischen Inhalt um seiner selbst und nicht um seines Ausdruckes willen, einer selbständigen psychologischen Untersuchung zu unterwerfen. Jedoch ist es nach beiden Seiten, wenn die Sprache die Hauptaufgabe ist oder wenn es sich um das Geistesleben ohne seine Ausdrucksformen handelt, eine Halbheit, nur den Mythus (einschließlich der Religion) zu einer „völkerpsychologischen" Aufgabe neben Sprache und Sitte zu deklarieren. Nach Kenntnis des Inhalts der praktischen „Völkerpsychologie der Sprache" erscheint es überdies höchst wunderlich, wie Wundt seine Disposition „Sprache, Mythus und Sitte" auf die Analogie derselben zu den Kategorien der individual-psychologischen Vorgänge zu stützen wagte, da er selbst über die Individualpsychologie bei empirischer Arbeit nie und nirgend hat herauskommen können. Allerdings ist die Analogie der „Volksseele" beziehungsweise ihrer Inhalte zu den Inhalten der Individualseele die Säule, mit der Wundts ganze „Völkerpsychologie" als wissenschaftliche Psychologie steht und fällt.

gegeben von Alexander von Humboldt), dessen Inhaltsverzeichnis, zumal das Werk nicht überall zur Hand sein dürfte, hierhergesetzt sei. Es lautet: . . . Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges; 4. Einwirkung außerordentlicher Geisteskraft, Civilisation, Kultur und Bildung; 5. und 6. Zusammenwirken der Individuen und Nationen; 7. Uebergang zur näheren Betrachtung der Sprache; 8. Form der Sprachen; 9. Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt; 10. Lautsystem der Sprachen, Natur des artikulierten Lautes, Lautveränderungen, Verteilung der Laute unter die Begriffe, Bezeichnung allgemeiner Beziehungen, Artikulationssinn, Technik des Lautsystems der Sprachen; 11. innere Sprachform; 12. Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform; 13. genauere Darlegung des Sprachverfahrens, Wortverwandtschaft und Wortform; 14. Isolierung der Wörter, Flexion und Agglutination; 15. nähere Betrachtung der Worteinheit, Einverleibungssystem der Sprachen, Bezeichnungsmittel der Worteinheit, Pause, Buchstabenveränderung; 16. Accent; 17. Gliederung des Satzes; 18. Kongruenz der Lautformen der Sprachen mit den grammatischen Forderungen; 19. Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprinzips; 20. Charakter der Sprachen, Poesie und Prosa; 21. Kraft der Sprachen, sich glücklich auseinander zu entwickeln, Akt des selbsttätigen Setzens in den Sprachen, Verbum, Konjunktion, Pronomen relativum, Betrachtung der Flexionssprachen in ihrer Fortentwicklung . . .; 22. . . . von der rein gesetzmäßigen Form abweichende Sprachen; 23. Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommenen Sprachbaus . . .; 25. ob der mehrsilbige Sprachbau aus der Einsilbigkeit hervorgegangen sei; über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache; von der Bilderschrift . . .

III.

Das Fazit meiner kritischen Erörterungen ist wenig erfreulich: die angezogene Hauptliteratur zeigt nicht nur Uneinigkeit über Begriff und Aufgabe der Völkerpsychologie, sondern auch nirgends einwandsfreie Anschauungen hierüber, die sich mindestens teilweise als Fundament zum Weiterbauen verwenden lassen. Ich wage es darum zum Schluß, meine eigene, relativ originale Theorie der Völkerpsychologie anzudeuten — ausführlichere Darlegungen habe ich a. a. O. in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie gegeben — und den Wunsch auszusprechen, sie möge strenger Kritik, wie ich sie (wenigstens der Absicht nach) zu üben mich nicht gescheut habe, gleichfalls gewürdigt werden.

Gegenstand der Geisteswissenschaften ist alles, was jemals Bewußtseinsinhalt gewesen ist oder sein kann und keine andere als die geistige Realität besitzt; das Bewußtsein ist ausschließlich lebenden physischen Individuen, beziehungsweise Organismen eigentümlich, deren Existenz somit Voraussetzung, beziehungsweise Substrat der Realität der Objekte der Geisteswissenschaften ist; die Geisteswissenschaften sind zugleich Gesellschaftswissenschaften, da die geistige Entwicklung und die als ihre Aeußerung anzusehenden „sozialen Einrichtungen" auf der psychisch-geistigen Betätigung einer Vielheit durch gleiche äußere Existenzbedingungen zusammengehöriger Individuen, die einander überdies durch physische Vermittlung beeinflussen, beruhen. Ohne Rücksicht auf die bloß psychische oder auch außerpsychische Realität finden die Bewußtseinsinhalte nach ihren allgemeinen Merkmalen und der Art ihrer Koexistenz und Komplikation wissenschaftliche, d. h. auf die Aufdeckung der Kausalität gerichtete Untersuchung in der Psychologie. Die Verfolgung der Kausalität im Tatsachengebiete j e d e r empirischen Geisteswissenschaft führt, da sie auf weitestgehende Subsumtion der singulären Erscheinungen unter allgemeine, beziehungsweise elementare Begriffe gerichtet sei, naturgemäß auf die Resultate der Psychologie: diese ist ihr Fundament und zugleich ihre letzte Instanz in Zweifelfällen. Andererseits hat auch die Psychologie die Ergebnisse der geisteswissenschaftlichen Arbeit als Material für ihre Untersuchung des aktuellen Seelenlebens heranzuziehen.

Alle Psychologie, insofern sie wissenschaftlich ist, hat vorerst auf die umfassende und systematische Sammlung der Bewußtseinstatsachen Bedacht zu nehmen. Sowohl die Schwierigkeit, das Tatsächliche des psychischen Geschehens empirisch festzustellen, wie die Mannigfaltigkeit der Bewußtseinseinheiten, in welche die Phänomene eingegliedert sind, bedingen eine weitgehende Differenzierung der psychologischen Forschungsmethoden. Im Hinblick auf die Feststellung des Tatsächlichen hat man unmittelbare und mittelbare Beobachtung zu scheiden: unmittelbare Beobachtung kann der Forscher nur an sich selbst üben, sei es ohne Vorbereitung gelegentlich, sei es — durch äußere Mittel unterstützt (z. B. am Komplikationspendel) — experimentell; mittelbare Beobachtung, und zwar in verschiedenem Grade mittelbar, hat die unmittelbare zur unerläßlichen Voraussetzung und ist auf die Lebensäußerungen anderer Individuen, beziehungsweise auf den bewußten Ausdruck der Erlebnisse derselben ausschließlich angewiesen; kann es

gleichfalls mit absichtslos gegebenen und experimentell hervorgerufenen Aeußerungen, sowie mit unbefangenen und treuen, auf eigenes Erleben direkt zurückgehenden, oder mit „bearbeiteten“ und sogar anschaulich fixierten Wiedergaben eigenen und fremden psychischen Geschehens zu tun haben. Da ferner alles Psychische nur im Individuum gegeben ist und es eine vom Individuum losgelöste singuläre psychische Tatsache nicht gibt, so ist die wissenschaftliche Psychologie, der es ebenso auf die allgemeinen Merkmale des psychischen Geschehens, wie auf die Charakteristika seiner Komponenten ankommt, genötigt, die mannigfaltigen psychischen Einheiten miteinander zu vergleichen und bei gleichen oder vielmehr ähnlichen — gegebenen oder experimentell provozierten — Bedingungen das Konstante an den Komponenten derselben herauszustellen; da hierzu aus methodisch-technischen Gründen die Zusammenfassung verwandt bedingter psychischer Einheiten in Gruppen ersprießlich, vielleicht sogar erforderlich ist, ist eine Individualpsychologie (im engeren Sinne), eine Völkerpsychologie, eine Kinderpsychologie, eine Tierpsychologie und eine pathologische Psychologie — die Namen kennzeichnen den Inhalt nicht zutreffend — am Platze: der Psychologie kann die Lösung ihres Problems, das bei ihr wie bei jeder anderen Wissenschaft neben der Angabe der Merkmale des relativ Zuständlichen in der Ermittelung der typischen Kausalität — der ontologischen und der phylogenetischen — besteht, nur gelingen, wenn sie in Rücksicht auf die sämtlichen wesentlichen Verschiedenheiten der Individuen und deren dauernder Existenzbedingungen die Tatsachen ihres Forschungsbereichs systematisch sammelt.

Einer besonderen Erläuterung ihres Begriffes bedürfen nur die Termini Individualpsychologie und Völkerpsychologie, die beide ihr Existenzrecht nur historisch begründen können und in der Tat ihrem eigentlichen Sinne nach meinen leitenden Intentionen widersprechen. Da alle Psychologie Individualpsychologie ist, so muß „Individualpsychologie“ als besondere Methode neben einer „Völkerpsychologie“ und einer Psychologie des Kindes, der Tiere und des pathologischen Individuums auch eine prägnante Spezialbedeutung haben: sie ist die Psychologie des normalen erwachsenen Individuums gegenwärtiger und höchster Kulturstufe. Nur innerhalb der Individualpsychologie ist es möglich, unmittelbare und mittelbare, von speziell eingeübten Personen sofort geäußerte Beobachtungen des auch experimentell geleiteten seelischen Geschehens — das Fundament aller weiteren Psychologie — zu erhalten; in der Individualpsychologie allein ist es möglich, trotz höchster Komplikation der Prozesse eine zuverlässige Erfahrung von deren durch Experiment isolierten elementaren Komponenten zu erhalten. Hingegen hat die sogenannte Völkerpsychologie das Individuum aller historischen und gegenwärtigen, niederen und höheren Kulturstufen zu erforschen. Sie ist gleichfalls auf das ganze Seelenleben gerichtet, hat aber in praxi vorzugsweise diejenigen Bewußtseinsinhalte zu ihrem Gegenstande, die sich von den natürlichen Existenzbedingungen und von Alter und Eigenart der sozialen Kultur irgendwie abhängig zeigen. Das Tatsachenmaterial der Völkerpsychologie besteht aus zumeist gegebenen und selten experimentell zu beeinflussenden, auf verschiedene Art und zumeist mehrfach vermittelten Aeußerungen, es läßt sich in seiner Gesamtheit als

experimentelle Feststellung der Variabilität der der Individualpsychologie unveränderlich gegebenen Bewußtseinsinhalte auffassen und führt zur zuverlässigen genetischen Analyse derselben.

Das nächstliegende Motiv für eine „Völkerpsychologie" ist die Einsicht, daß ebenso wie alles Seiende in seinen gegenwärtigen Merkmalen geworden ist, auch wir erwachsenen Menschen zu dem, was wir sind, geworden, daß wir erwachsen sind nicht bloß körperlich und physiologisch, sondern daß auch unsere geistigen Inhalte von unserer Kindheit an steigende Vermehrung und veränderte Komplizierung erfahren haben; diese individuelle Entwicklung hat ferner Analogon und Erweiterung in dem genetischen Zusammenhang, in dem das Seelenleben der Erwachsenen einer Generation und eines Volkes mit demjenigen der Erwachsenen der vorausgehenden Generationen desselben Volkes steht. Die generelle Verfolgung des Seelenlebens geht natürlich nicht nur bei einem Volke vor sich, sondern bei sämtlichen. Um das Prinzip des Individuellen gegenüber dem zumeist unpersönlich gegebenen psychologischen Material aufrecht zu erhalten, ist zu berücksichtigen, daß normalerweise die regelmäßige Betätigung eines Individuums einer Sozietät derjenigen aller anderen derselben Sozietät in erheblichem Umfange gleicht; nur unter dem Gesichtspunkte des individuellen Geschehens ist das Material, welches Ethnologie und geschichtliche Disziplinen darbieten, psychologisch verwertbar. Dies schließt nicht aus, die Sozietät als einen das individuelle Seelenleben nachhaltig bestimmenden Faktor anzuerkennen, und zwar ebenso die Sozietät als solche, insofern sie Besonderheiten der einzelnen negiert und durch den festen und dauernden Zusammenschluß derselben für bestimmte Lebenszwecke einen eigenen Charakter annimmt und die einzelnen gewissermaßen zu Exempeln oder unselbständigen Komponenten macht, wie andererseits die Glieder der Sozietät vermöge der Wechselwirkung, in der sie zu einander stehen, und die die psychische Intensität der einzelnen steigert; auf der Sozietät beruht ferner die stetige Uebernahme und Ausnutzung beziehungsweise Fortbildung des geistigen Besitzes der vergehenden Generationen durch die erstehenden.

Das Prinzip der Differenzierung des psychologischen Forschungsgebietes in Individual-, Völker-, Kindes-, Tier- und pathologische Psychologie ist die Mannigfaltigkeit der psychischen Existenzbedingungen; dieses Prinzip gilt auch weiterhin innerhalb der Völkerpsychologie im besonderen. Namentlich die terrestrische und klimatische Beschaffenheit der Heimat und das Alter beziehungsweise die Vergangenheit der Sozietät und die durchschnittliche Begabung ihrer Glieder erfordert hier die Sonderung der psychologischen Tatsachenkomplexe. Das Resultat dieser Sonderung auseinanderzusetzen, würde hier zu weit führen; es hat am prägnantesten in den beiden Terminis „Naturvölker" und „Kulturvölker" einen Ausdruck gefunden. Das Schwergewicht der völkerpsychologischen wie der psychologischen Forschung überhaupt liegt aber nicht in der Isolierung des Materials, sondern in der Sammlung, der begrifflichen Vereinigung der auf allen möglichen Wegen und aus allen möglichen Quellen in kontrollierbarer minutiöser Einzelarbeit herbeigeschafften psychischen Tatsachen. Der letzte Grund für die empirisch-wissenschaftliche Berechtigung einer solchen begrifflichen

Vereinigung ist die (bereits oben gelegentlich begründete) Gleichheit der primären psychischen Funktionen bei allen psychisch begabten Organismen.

Die Rolle, welche die Völkerpsychologie vermöge ihrer Erkenntnisse in der psychologischen Theorie zu spielen berufen ist, liegt darin begründet, daß sie vornehmlich die faktische Genesis unserer konstanten, beziehungsweise komplizierten Bewußtseinsinhalte aufzudecken geeignet ist. Denn die Häufung der Erscheinungsweisen des Bewußtseins unter allen möglichen Bedingungen hat nur den Sinn, das psychische Geschehen in wechselnder Intensität und in wechselnder Komplikation seiner Inhalte so vorzuführen, daß sie unter allen Umständen konstanten und darum primären psychischen Prozesse sich herausheben und weiterhin die accessorischen Momente in ihrer Eigenart und Bedingtheit und ihrem Erfolge erkennbar sind. Der Unterschied des Seelenlebens aller jener sozial anders bedingten Individuen, mit denen sich die Völkerpsychologie befaßt, voneinander und von unserem eigenen Seelenleben ist grundsätzlich kein anderer als derjenige des Seelenlebens des Kindes, des Kranken, des Tieres von dem Seelenleben des normalen Erwachsenen. Deckt sich das Seelenleben der Glieder verschiedener Völker mit demjenigen verschiedener Generationen eines Volkes und überdies mit Stadien der seelischen Entwicklung eines Individuums, so ist vom konstruierend, beziehungsweise theoretisch psychologischen Standpunkte aus die genetische Beziehung jenes Seelenlebens zu demjenigen des normalen erwachsenen Individuums unserer Kulturstufe, insoweit die Deckung stattfindet, einwandsfrei gegeben. Von der Häufigkeit und dem Umfange solcher Deckung hängt natürlich ab, ob und inwiefern Richtlinien der psychischen Entwicklung von größerer Tragweite, sei es ganz allgemein, sei es nur für das Menschengeschlecht und Analogien der allgemeinen Entwicklung mit derjenigen eines Individuums auf dem Grunde der Erfahrung aufgestellt werden können. Das Fehlen von Tatsachenmaterial für die primitivsten Kulturzustände in der Völkerpsychologie beschränkt allerdings die Vollständigkeit der Entwicklungsstadien gemäß dem strikten Induktionsprinzip. Indes wird die im übrigen von der Völkerpsychologie gegebene Reihe der Entwicklungsstadien des Seelenlebens im Verein mit den Ergebnissen der auf die primitivsten Verhältnisse gerichteten Tierpsychologie, sowie denjenigen der experimentellen, der pathologischen und der Kinder-Psychologie gestatten, die Psychogenesis von elementaren Verhältnissen bis zu den höchst erreichten Zuständen zu erkennen. So manches unserer herrschenden erkenntnistheoretischen und erst recht der sonstigen Dogmen wird verschwinden vor dem Lichte, das die systematisch-psychologische Bearbeitung des gesamten durch die direkte Beobachtung des seelischen Geschehens und die geisteswissenschaftliche Arbeit geschaffenen Tatsachenmaterials über Natur und Ursprung alles Seelenlebens verbreiten wird.

Antike Porträts und der Typus der Ptolemäer.

Charles de Ujfalvy.

In No. 4 dieser Zeitschrift, Seite 336, berichteten wir über einige in Mittelägypten gefundene antike Porträts, die angeblich die Köpfe der ptolemäischen Königsfamilie darstellen sollen. Professor Charles de Ujfalvy in Florenz, der einer der hervorragendsten Kenner antiker Porträttypen ist, sendet uns darüber folgende kritische Bemerkungen:

Soeben erhielt ich die letzte sehr interessante Nummer der Politisch-anthropologischen Revue, die ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen habe. Ich habe dabei gefunden, daß Sie wie viele andere das literarische Opfer eines Mannes geworden sind, der sich aller Reklamemittel bedient, um eine unbeweisbare Theorie plausibel zu machen.

Auch ich habe seiner Zeit in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, deren korrespondierendes Mitglied ich seit 24 Jahren bin, den verführerischen Bericht über die neuen Entdeckungen des Herrn Graf gelesen. Ich schrieb ihm sofort, mir seine Sammlung von Mumienporträts zu übersenden, da ich sie mit eigenen Augen prüfen wollte. Wie Ihnen vielleicht erinnerlich ist, teilte ich Ihnen bei Gelegenheit Ihres Besuches in Florenz mit, daß ich mit den Vorstudien zu einem Aufsatz über den physischen und psychischen Typus der Ptolemäer beschäftigt bin. Sie verstehen daher wohl, daß ich den neuen Entdeckungen ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Wie groß war aber meine Enttäuschung, als ich die berühmte Porträtsammlung erhielt! Denn sie stellte eine Reihe von braunhäutigen Typen mit dunklem Haar und schwarzen Augen, mit langem Hals und länglichem Gesicht dar!

Die Münzbilder, welche neben einigen dieser Bildnisse sich befinden, sind schlecht ausgeführt und ohne Urteil ausgewählt. Ich erinnerte mich, daß Strabon (XVII, pag. 789) ausdrücklich erwähnt, daß Philadelphus blondhaarig war. Die Ptolemäer waren nach Aegypten verpflanzte Vertreter des macedonischen Typus. Das großartige Relief am Sarkophag von Sidon, den uns ein glücklicher Zufall mit seinen Farben erhalten hat, belehrt uns, daß die Macedonier weiße Haut, blonde Haare und blaue Augen hatten. Es ist unmöglich, daß die bloße Veränderung des Wohnsitzes in so kurzer Zeit sie zu dunkeln Typen umgewandelt hat, zumal sie sich immer untereinander verheirateten.

In verschiedenen Schriftstellern (Athenäus, Justinus u. s. w.) habe ich gefunden, daß die meisten Ptolemäer zur Fettsucht neigten, und die zahlreichen Porträtmünzen, die ich zu studieren Gelegenheit hatte, lassen deutlich erkennen, daß die Ptolemäer einen sehr dicken Hals hatten. Außerdem schickte mir Herr Graf eine Broschüre von G. Ebers und eine Mitteilung von Virchow über denselben Gegenstand, die letzterer an die Berliner anthropologische Gesellschaft (am 18. Mai 1901) gesandt hat. Ich stellte aber sofort fest, daß weder Ebers noch Virchow seine Auffassung bestätigen.

In Virchows Broschüre findet man ein Porträt der Cleopatra VII. nach einer Silbermünze, die im Besitze von Major L. E. Fraser in Paris ist. Ich setzte mich mit demselben in Verbindung und erhielt

von ihm einen Abguß dieser Münze. Aber sie gleicht keineswegs jener Münze, welche in den Berichten der Berliner anthropologischen Gesellschaft abgebildet ist. Um nun ganz sicher zu sein, schrieb ich an einen der hervorragendsten Aegyptologen, an G. Maspero in Cairo. Ich teile hier die Antwort mit, die ich Ende April von ihm erhielt: „Ich habe die in Frage stehenden Porträts geprüft und muß gestehen, daß mich Grafs Beweise wenig befriedigen. Die Aehnlichkeiten scheinen mir sehr oberflächliche zu sein und beziehen sich mehr auf die technische Herstellung als auf individuelle Uebereinstimmungen. Sie zeigen ein Aussehen, das man auf allen Porträts derselben Epoche wiederfindet. Außerdem ist nicht einzusehen, warum die Ptolemäer in Fayum begraben sein sollten. Endlich müßte noch widerspruchslos nachgewiesen werden, daß die Bilder in der Epoche gemalt worden sind, welcher sie vom Entdecker zugeschrieben werden. Vorläufig ist es am besten anzunehmen, daß die Bilder Bürger und Bürgerinnen aus dem Fayum darstellen, seien sie nun Aegypter, Griechen oder Mischlinge von beiden."

Darauf schrieb ich einen längeren Brief an Herrn Graf, in welchem ich ihm erklärte, daß ich auch mit dem besten Willen in der Welt nicht in der Lage wäre, seinen Deutungen der Porträts zuzustimmen. Er hat meine zwei Briefe bisher unbeantwortet gelassen; indes — die wissenschaftliche Wahrheit geht über alles.

Erwiderungen.

Herrn Ritter von Neupauers Auffassung der Kulturgeschichte. Gerne folge ich der freundlichen Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, gegen den Aufsatz „Ideen zur Entwicklungsgeschichte der Kultur" von Dr. Joseph Ritter von Neupauer im vierten Heft dieses Jahrganges Stellung zu nehmen. Ich muß gestehen, als ich denselben zu lesen anfing, war ich im höchsten Maße betroffen und konnte kaum begreifen, wie er in diese Blätter gekommen war; erst nachdem ich weiter hinten Dr. Woltmanns darauf bezügliche Bemerkungen gefunden, der Neupauers Ideen „in keiner Weise zustimmen kann", atmete ich erleichtert auf. Eigentlich wäre es damit genug gewesen; aber auf des Herausgebers Wunsch, der den Aufsatz nur deshalb veröffentlicht hat, weil „in demselben typische, noch in weiten Kreisen herrschende Vorurteile zum Ausdruck kommen", will auch ich meine Feder als Lanze einlegen. Vorurteile haben bekanntlich ein zähes Leben, und man kann ihnen nicht oft und scharf genug zu Leibe gehen, um ihnen endlich den Garaus zu machen. Schwer ist meine Aufgabe nicht, denn in dem bewußten Aufsatz ist fast jeder Satz anfechtbar und mit Leichtigkeit zu widerlegen. Vor allem ist sich der Verfasser selbst nicht darüber klar geworden, was er eigentlich unter „Barbaren" versteht; die Römer z. B. sind ihm den Germanen gegenüber „Kulturvolk", im Vergleich mit den Griechen aber selbst „Halbbarbaren" und auch letztere sind, eine höhere Kultur vernichtend, in die Balkanhalbinsel eingewandert. Auch die höchstentwickelte Menschenrasse hat von unten anfangen und sich mühsam Stufe um Stufe aus Wildheit und Roheit zu immer höherer Gesittung empor arbeiten müssen; das eben ist das Zeichen der ihr innewohnenden Begabung, daß sie nicht auf halbem Wege stillgestanden, sondern unentwegt dem Ziele näher gekommen ist. Die Völkerwanderungen sollen nicht aus Uebervölkerung hervorgegangen, „vielmehr Raubzüge" sein, von Barbaren gegen Kulturvölker unternommen. Wer die älteste deutsche Geschichte kennt, weiß aber, daß die treibende Kraft für alle großen Wanderungen das Mißverhältnis zwischen der von der heimischen Scholle hervorgebrachten Nahrung mit der zu schnell wachsenden Bevölkerung war; niemals ist ein Volk in

seiner Gesamtheit, sondern immer nur der Bevölkerungsüberschuß ausgewandert. Die Wanderungen sollen „immer aus schwach bevölkerten in viel stärker bevölkerte Gebiete" gegangen sein. Das ist unrichtig: die skandische Halbinsel galt den Alten als „anderer Erdkreis", als „Werkstatt der Völker", als „Mutterschoß der Menschengeschlechter" und wimmelte von kräftigen, vermehrungs- und ausdehnungsfähigen Völkern, während Italien und Griechenland entvölkert und in den Händen einer kleinen Anzahl von Großgrundbesitzern war. Daß den größeren Wanderungen und Heerfahrten gewöhnlich Raubzüge vorausgingen, ist richtig; diese wurden aber nicht von der ruhigen, ackerbauenden Bevölkerung, sondern von der abenteuerlustigen Jugend und den vom Kriegshandwerk lebenden Gefolgschaften der großen Herren unternommen. „Den römischen Soldaten", lesen wir mit Erstaunen, „hatten die Germanen niemals ebenbürtige Krieger entgegenzustellen. Das eigentliche Kulturvolk ist den Barbaren immer überlegen, insbesondere im anthropologischen Sinne. Und so werden die ersten Angriffe der Barbaren mit Leichtigkeit abgeschlagen." Erinnert sich denn der Verfasser aus seiner Schulzeit nicht mehr, daß die Kimbern und Teutonen mehrere römische Heere vernichtet und durchs Joch geschickt hatten, ehe sie der überlegenen Kriegskunst, aber auch dem Kriegsglück des Marius erlagen? Roms größter Feldherr, Cäsar, erkannte sofort die von seiten der Germanen drohende Gefahr und ihre Kriegstüchtigkeit, und seitdem haben stets germanische Krieger unter den römischen Adlern gefochten und oft genug, in gefährlichen Augenblicken, den Ausschlag gegeben. Cäsars Legionen waren übrigens hauptsächlich in Oberitalien ausgehoben, wo wenige Jahrhunderte vorher eine erneute Einwanderung keltischer „Barbaren" stattgefunden hatte; diese stellten jetzt die Kerntruppen für die römischen Heere. Daß „Kulturvölker ausdauernder und lebenskräftiger" seien als „kulturlose Barbaren", sollen „wir deutlich in unserer Zeit" sehen. Die heutigen Kulturvölker sind aber die Nachkommen der nordischen „Barbaren", mit denen die heutigen wilden, auf einer tieferen Entwicklungsstufe zurückgebliebenen Menschenrassen gar nicht zu vergleichen sind; diese müssen allerdings vor höheren Rassen dahinschwinden. Wenn gefragt wird, warum wir die großen weltgeschichtlichen Umgestaltungen den Angelsachsen, und nicht den „unvermischten Nordariern, den Schweden" zu verdanken haben, so ist darauf zu antworten, daß die Skandinavier sich in hervorragender Weise an der Besiedelung der von der weißen Rasse über See gegründeten Staaten beteiligt haben. Der Vorsprung der Angelsachsen, die ja von gleicher oder doch nahezu gleicher Rasse sind, erklärt sich durch die meerumschlungene Lage ihres Landes, ihre frühe staatliche Einigung und die Händel auf dem Festlande, die ihnen auf dem Wasser freie Hand ließen. Wer stutzt nicht, wenn er liest, daß „es germanische Bauern und Gewerbetreibende südlich der Bernsteinküste wohl niemals gegeben" habe? Wer hat denn die Fluren unseres Vaterlandes seit anderthalb Jahrtausenden bebaut, wer hat die blühenden, gewerbreichen deutschen Städte gegründet? Allmählich ist allerdings in vielen Gegenden Deutschlands eine starke Blutmischung eingetreten, aber bei den Mischlingen ist mit der Sprache meist auch germanische Tatkraft herrschend geblieben. „Die Meinung, daß die nordarische (soll wohl heißen nordeuropäische) Rasse edler als die breitköpfige, daß sie ausdauernder, lebenskräftiger sei", bestreitet Herr von Neupauer und hält einen solchen Widerspruch gegen die „Rassenfanatiker" für ein Bedürfnis, gegen Fanatiker vielleicht, nicht aber gegen vorurteilsfreie, nur Tatsachen reden lassende Forscher. Eine große „Gärung" wird dieser Widerspruch aber nicht hervorrufen, dazu ist er selbst viel zu widerspruchsvoll und unklar. Was sind denn eigentlich „Turanier"? Die Völkerkunde lehrt, daß wir unter diesen Namen eine Reihe von Völkerschaften zu verstehen haben, die teils in Europa, größtenteils aber in Asien wohnen, nichtarische Sprachen reden und aus einer Mischung hellfarbiger europäischer Langköpfe (Homo europaeus) und schwarzhaariger asiatischer Rundköpfe (Homo brachycephalus) hervorgegangen sind. Zur naturwissenschaftlichen Bezeichnung einer Menschenrasse ist dieser Völkername ganz ungeeignet. Was die Behauptung, die Skandinavier hätten die Kulturgüter „mindestens 2000 Jahre später als die turanischen Völker" hervorgebracht, bedeuten soll, ist schlechterdings nicht zu verstehen. Weiß denn der Verfasser nicht, daß in Südschweden schon in der Steinzeit, also vor mindestens 5000 Jahren, eine verhältnismäßig hohe Gesittung mit Ackerbau, Haustieren, festen Wohnsitzen und behaglichen Häusern geblüht hat? „Auf die Besiegung der Römer durch die Germanen", meint der Verfasser, folgte „eine Nacht, ein völliges Unterdrücken jeder Kulturarbeit". Das ist eine ganz verkehrte Anschauung: die Germanen haben die Kultur fortgeführt, aber nicht als sklavische Nachahmer, sondern in ihrer eigenen, ihrer vorgeschichtlichen Entwicklung entsprechender Weise. Die „romanische" und die „gotische"

Kunst ist aus germanischem Geist gezeugt, die Dichtung unserer Vorfahren zeigt schon in frühen Jahrhunderten eigenartige Schönheit und hohen Schwung, die Wissenschaft der Neuzeit, gegen die die Kenntnisse der griechischen „Weltweisen" doch sehr bescheiden sich ausnehmen, ist ganz von den Völkern geschaffen, in deren Adern germanisches Blut fließt. „Ich traue", heißt es unter anderem, „von den bedeutenden Männern Deutschlands nur Goethe echte Rasse zu", und doch weiß jedes Kind, daß der große Dichter braune Augen gehabt hat, also, anthropologisch gesprochen, ein Mischling war. „Daß das Züchten von Menschen mit dem Züchten von Pflanzen und Tieren nicht zu vergleichen ist", habe auch ich schon oft betont, das ist eine sogenannte „Binsenwahrheit"; trotzdem wird aber kein Naturforscher bezweifeln, daß auch der Mensch, die Krone der Schöpfung, den gleichen unveränderlichen Naturgesetzen unterworfen ist, wie alle übrigen Lebewesen. Daß Mischlinge „mehr wert" seien sollen als „reine Rassen", darüber würden die von Herrn von Neupauer gerühmten Tierzüchter ihm ins Gesicht lachen. Die „Turanier" sind, wie schon gesagt, weder eine reine, noch überhaupt eine Rasse. Der Wert der Germanen ist, im vollen Gegensatz zu der Schlußbemerkung des Aufsatzes, erst richtig gewürdigt worden, seitdem man die Völker nicht mehr nur nach den Sprachen, sondern auch nach „Rassen unterscheidet". Dr. L. Wilser.

Das Schlagwort vom „Gift". Unter dieser Spitzmarke bringt Herr A. Koch-Hesse eine kleine Entgegnung auf meine Erwiderung im Hefte No. 3. Herr Koch-Hesse hat aus meiner kurzen Begründung der Notwendigkeit einer Abstinenzbewegung einen unwesentlichen Punkt herausgegriffen, um mich zu widerlegen. Er behauptet, die Bezeichnung „Gift" sei ein quantitativer Begriff, eine Tatsache, die zu bestreiten mir durchaus nicht einfällt. Spielt doch diese Phrase, ebenso diejenige vom Asketentum der Abstinenzler im Kampfe gegen den Alkohol heute eine große Rolle. Gewiß ist der Alkohol in kleinen Quantitäten kein Gift, ebensowenig wie viele andere Gifte. Aber wird denn für gewöhnlich der Alkohol in diesen kleinen Quantitäten genossen? Ich kenne bis jetzt keinen einzigen Mann außer den prinzipiellen Abstinenzlern, die ihn gänzlich verschmähen, der nicht wenigstens gelegentlich den Alkohol in giftigen Dosen zu sich nähme; ich kenne aber zahllose Männer, die ihn täglich in giftigen Quantitäten genießen. Auch bin ich durchaus nicht davon überzeugt, daß es in Deutschland so viele Millionen „Mäßige" gibt, wenn man von den Frauen absieht, weiß aber bestimmt, daß es viele Millionen „Unmäßige" gibt. Freilich wissen die meisten von ihnen selbst nicht, daß sie in Wirklichkeit Trinker und „süchtig" sind. Auf diese wirkt allerdings das Wort „Abstinenz" wie das rote Tuch auf den Stier.

Ferner muß in der Entgegnung auch wieder die Phrase vom Asketentum der Abstinenzler herhalten, was doch endlich einmal als ein längst abgetaner Anachronismus angesehen werden sollte. Damit mein Gegner es aber endlich lernt, daß die Abstinenz mit Askese nichts zu tun hat, will ich ihm die Versicherung geben, daß mein Leben an Lebensfreude und Lebensgenuß entschieden zugenommen hat, seitdem ich jeglichem Alkoholgenuß entsagt habe. Besteht denn der Lebensgenuß allein oder vorzugsweise aus Trinken alkoholischer Getränke? Im Gegenteil wächst die Genußfähigkeit bei Verzicht auf den Alkohol wesentlich. Es fällt denn auch den Abstinenten durchaus nicht ein, auf Genüsse im allgemeinen zu verzichten, sondern sie wollen im Gegenteil nicht nur nicht als Asketen betrachtet werden, sondern sie geben alle an, daß die Lebensfreude und der Lebensgenuß nach Aufgabe des Alkoholgenusses sich erhöhe. Nur suchen sie die Lebensfreude in ganz anderen Dingen, als daß sie bei gefüllter Flasche oder schäumendem Schoppen den Alkoholdunst und Tabaksqualm einatmen und sich an den „durchgeistigten" Biertischgesprächen erfreuen. Herr Koch-Hesse möge doch recht bald einmal Gelegenheit nehmen, diese Asketen kennen zu lernen, denn nur Erfahrung kann hier belehren. Oder sollte sich Herr Koch-Hesse wohl entschließen können, persönlich einen Versuch mit monatelanger Abstinenz zu machen?

Auf die Gründe, die Sie, Herr Koch-Hesse, gegen die Abstinenz anzuführen hätten und die angeblich ein Buch füllen würden, wäre ich sehr gespannt! Bis heute habe ich nämlich noch keine stichhaltigen kennen gelernt. Tragen Sie aber Sorge, daß es Ihnen nicht geht, wie einem Hygieniker jüngst in Stettin. Es frommt nämlich nicht immer, das Gros der Trinkenden auf seiner Seite zu haben.

Dr. Gerwin.

Berichte.

Biologie.

Ueber Descendenztheorie und Darwinismus sprach Waldeyer auf dem XIV. internationalen medizinischen Kongreß. Er betonte, daß es sich hier um das größte biologische Problem handle, dessen Lösung das 19. Jahrhundert dem 20. noch überlassen habe. Die Idee der Descendenz oder besser gesagt der Veränderlichkeit des Organismus ist zuerst von Goethe in mehr andeutender Form ausgesprochen; man weiß auch, welchen lebhaften Anteil er an dem Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire im Jahre 1830 nahm und mit wie lebhaftem Eifer er die Katastrophenlehre des ersteren bekämpfte. Trotzdem, und trotz Lamarcks eingehender Untersuchungen verschwand die Frage dann wieder fast ganz von der Tagesordnung, bis anfangs der sechziger Jahre die Arbeiten von Charles Darwin, Wallace, Lyell und anderen die erneute Bewegung einleiteten; insbesondere war es das von Darwin zuerst scharf formulierte Prinzip der natürlichen Zuchtwahl, welches nicht bloß die Tatsachen zu erkennen, sondern auch sie in verständlicher Weise deuten lehrte; man hat seither vielfach Darwinismus und Descendenztheorie geradezu gleichgestellt, obwohl die darwinsche Auffassung doch nur eine Erklärung für die Descendenz geben sollte — Darwinismus ist nicht ohne Descendenzlehre, sehr wohl aber letztere ohne ersteren denkbar. An einer großen Reihe von Beispielen aus der Tier- und Pflanzenwelt legt Waldeyer dar, daß wir ohne den Begriff einer Veränderlichkeit der Formen und einer Vererblichkeit dieser Veränderungen nicht auskommen — letzteres freilich (in Uebereinstimmung mit Weismann) nur insoweit, als wesentliche Eigentümlichkeiten des Organismus betroffen werden (Beispiele: Höhlenfauna). Auch das von Häckel formulierte „biogenetische Grundgesetz“ erkennt Waldeyer im wesentlichen als gültig an. Immerhin aber stellt er sich, namentlich gestützt auf die neueren botanischen Forschungen (Wettstein und andere), auf den Standpunkt, daß die darwinsche Erklärung für die Descendenz keineswegs für alle Fälle ausreicht, daher nur beschränkte Gültigkeit beanspruchen darf, während man für andere Fälle mit einer Mutation aus uns unbekannten Ursachen zu rechnen hat; der Lamarckismus oder Neo-Lamarckismus tritt also wieder in seine Rechte, wenn auch zugegeben werden muß, daß hiermit nur eine Tatsache ausgedrückt, eine Erklärung aber noch nicht gegeben ist. (Wiener Medizinische Presse, 1903, 19, Seite 919.)

Anthropologie.

Rasse und Sprache der Etrusker. Schon im Altertum schien das mit den übrigen Bewohnern Italiens wenig Verwandtschaft zeigende Volk der Tyrsener, Tursker, Tusker oder Etrusker — verschiedene Entstellungen des gleichen Namens — in rätselhaftes Dunkel gehüllt: „Keinem anderen Volke an Sprache und Sitte gleich“, nennt sie Dionys von Halikarnaß. Die anthropologischen Untersuchungen lehren, daß das Volk zu einer langköpfigen Rasse (durchschnittlicher Schädelindex 76) mit geringer Beimengung von Rundköpfen gehört hat, und die bemalten Bildnisse Verstorbener auf zahlreichen Aschenkisten, die oft deutlich helles Haar, blaue Augen und rosige Hautfarbe erkennen lassen, zeigen, daß diese Rasse die nordeuropäische (Homo europaeus dolichocephalus flavus) war. Da auch Tracht, Bewaffnung, Schrift, Kunst, Sitte und Göttersage des Volkes durchaus denen der übrigen arischen Völker, und zwar meist den Hellenen gleicht, so wäre es eines der größten Wunder der Weltgeschichte, wenn einzig und allein die Sprache der Etrusker anderen Ursprung hatte. Schon Jakob Grimm schrieb, daß einzelnes in etruskischer Sage und Sprache an Germanisches anklinge. Es besteht nun eine Verwandtschaft zur griechischen Sprache: Hercle = Herakles, Utuze = Odysseus, Menle = Menelaos u. s. w. Doch das könnten auch Entlehnungen sein. Indes findet man doch unter den fremdklingenden Wörtern allerlei arisches Sprachgut, manches ans Griechische Anklingende; z. B. das Wort ais = Gott, stark an das nordische aesir anklingend; Tins = Ζευς (germ. Tius, Ziu); cepen = κεφαλή (Kopf, Haupt, Häuptling) u. s. w. Die nächste Verwandtschaft mit dem Griechischen zeigen

die Zahlwörter. Sicher ist die Sprache der Etrusker sehr verschliffen und durch Nasalierung, Auslassung von Vokalen und Wechsel der Laute (l für n, z für c, s für z, c für ch und dergleichen) entstellt. Die lateinischen Namen Hercle, Pollux und andere lassen vermuten, daß die zum Weststrom gehörenden und mit den Kelten verwandten Römer die griechischen Sagen durch Vermittlung der Etrusker kennen gelernt haben. Ob ihnen, wie Plinius meint, auf dem gleichen Wege auch die Kenntnis der Buchstaben zukam, ist zweifelhaft, weil zwischen altrömischer und etruskischer Schrift einige grundsätzliche Verschiedenheiten bestehen. Im übrigen gleichen ihre Schriftzeichen am meisten den altgriechischen, auch in einzelnen besonderen Eigentümlichkeiten. Wenn auch in der Sprache der Etrusker noch manches dunkel ist und wohl auch bleiben wird, so dürfen wir doch nicht länger einem Volke, das mit den übrigen Europäern Rasse und Kultur gemein hat, nichtarische Herkunft und Sprache zuschreiben. Ihrer Abstammung nach gehören sie zum thrakischen Stamm und stehen daher in naher Verwandtschaft mit den Hellenen, den Troern, Phrygern und Lydern, wie auch mit den diesseits der Alpen zurückgebliebenen rhätisch-norischen Völkern. (Dr. L. Wilser, Verhandlungen der Naturforscherversammlung in München, Seite 264. — Vergleiche auch den Bericht über einen gleichen Vortrag im württembergischen anthropologischen Verein in der Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg, 1903, No. 82.)

Zur Geschichte der Albanesen. Die Albaner sind Nachkommen der alten Illyrier und Epiroten, derselben Nation, mit welcher bereits Pyrrhos seine Siege in Süditalien erfocht. In den Wechselfällen dreier Jahrtausende sind sie in ihren zerklüfteten Bergen an der Ostküste der Adria niemals völlig unterjocht worden, trotzdem nacheinander die Phalangen der Macedonier, die Legionen Roms, slavische Horden und türkische Regimenter dies versucht haben. Sie selbst gehören zur indogermanischen Rasse und sind vielleicht ethnographisch verwandt mit den alten Etruskern. Ihre Anzahl wird im ganzen auf gegen zwei Millionen Menschen geschätzt, von denen mehr als die Hälfte, und zwar die in Nord-Albanien, orthodoxe Mohammedaner sind. Um diese handelt es sich bei den heutigen Wirren. Dem Geschichtskundigen ist aus der albanischen Geschichte der Name Skanderbegs bekannt, welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts 25 Jahre lang in seinen Bergen der türkischen Uebermacht Trotz bot. Im letzten Jahrhundert standen die Arnauten im Kampf gegen die Slaven auf türkischer Seite, erhoben sich aber 1879 selbst wieder gegen die Pforte, als gewisse Distrikte ihres Gebietes an Serbien und Montenegro abgetreten wurden, und mußten 1880—1881 von Derwisch Pascha mit bewaffneter Hand niedergeschlagen werden. (C. Peters, Die orientalische Frage, Die Finanz-Chronik, 1903, 16.)

Zur Bevölkerungsgeschichte Korsikas. Die Insel Korsika, deren Bevölkerung 290000 Köpfe zählt, hat eine sehr wechselvolle, von blutigen Kriegen ausgefüllte Geschichte. Frühzeitig erschienen hier die Phönizier. Im Jahre 260 v. Chr. kam sie unter römische Herrschaft; in der Völkerwanderung überschwemmten sie Vandalen, Langobarden, Goten, Byzantiner und Sarazenen. Eine Zeitlang gehörte sie dem Papste, dann fiel sie an Pisa und 1348 an Genua. Nun folgten vier Jahrhunderte ununterbrochener Aufstände, aber erst dem berühmten Pascale Paoli gelang es, die Genuesen zu vertreiben, die die Insel an Frankreich verkauften. Daß die Korsikaner noch jetzt begeisterte Bonapartisten sind, wird man begreifen, wurde doch Korsikas größter Sohn Kaiser von Frankreich und der Beherrscher von Europa. (Deutsche Geographische Blätter, XXV, 1, Seite 86.)

Ueber Infantilismus. Es gibt eine Reihe krankhafter Zustände, welche darauf beruhen, daß gewisse Organe in ihrer Größe oder Lage, in ihrer Form oder Funktion in einem Stadium verharren, das dem fötalen oder infantilen (kindlichen) Leben entspricht. Das Studium dieser Verhältnisse erhielt seine erste Anregung durch W. A. Freund, der die Lehre vom „Infantilismus" geschaffen hat. Die Ursachen und Disposition zu krankhaften Zuständen infolge angeborener Gestaltsanomalien kennen wir durch ihn bereits an mehreren Organen. Dahin gehören die kurzgebliebenen ersten Rippen als Disposition zu Lungenleiden, die infantilen geschlängelten Tuben als Ursache zu Eileiter-Schwangerschaften und Krankheiten, die ausgebliebene S-förmige Krümmung des Rückgrates als Anlaß zur späteren Kyphose u. s. w. Müllerheim liefert einen neuen Beitrag zum Infantilismus auf Grund einer angeborenen Lageanomalie, und zwar in vier Fällen, in welchen die Niere an einer Stelle liegen geblieben, an der sie nur in der ersten Zeit des embryonalen Lebens gefunden wird, das ist im Becken. Dieser Zustand — Dystopia

renis — hat nichts mit der Wanderniere zu tun, welche abnorm beweglich, während die kongenitale Verlegung eine absolut fixierte ist. In der Literatur konnte er fast 200 Beispiele zusammenstellen. Infolge der Rückwirkung auf die Nachbarorgane entstehen die häufig coincidierenden Mißbildungen am Genitalapparat beiderlei Geschlechts. Wenn man Mißbildungen an den Genitalien findet, soll man stets auf Abnormitäten an den Nieren fahnden, auch auf Nierendefekt. Müllerheim beobachtete einen Fall von vollständigem Fehlen von Vagina, Uterus und Adnexen bei gleichzeitiger Beckenniere. Czerny kam bei der Operation einer Atresia ani auf ein Gebilde, das den Zugang zum Darm verlegte; bei der Obduktion erkannte er das Hindernis; es war die im Becken liegen gebliebene Niere. (R. Müllerheim, Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 40.)

Ein Fall von echtem Hermaphroditismus. Garré veröffentlicht in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift einen Fall von echter Zwitterbildung. Bei einem zwanzigjährigen Individuum, welches als Knabe erzogen wurde, waren Zweifel an seinem Geschlechte aufgetreten, weil die Brüste sich stark entwickelten, in vierwöchentlichen Intervallen Blutungen aus dem Genitale auftraten. Das Genitale bot folgenden Befund: stark entwickeltes unperforiertes Geschlechtsglied, Harnblasenöffnung zwischen zwei gut behaarten Geschlechtsfalten, im rechten Leistenkanal ein ovoider Körper, links im Becken zwei taubeneigroße Körper. Die Probeinzision ergab, daß im rechten Leistenkanal ein Ovarium, ein Hoden, ein Parovarium, eine Epididymis, eine Tube und ein Vas deferens lagen. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1903, No. 16.)

Psychologie.

Rechtshändigkeit und Linkshirnigkeit. Seit zweitausend Jahren ist es ein interessantes Problem der Forscher, auf welche Weise der Mensch seine Rechtshändigkeit erworben hat. Sie ist eine uralte Eigenschaft der Menschen, was aus mythologischen Berichten und bildlichen Darstellungen unzweifelhaft hervorgeht. Auch gibt es in allen Sprachen sowohl der civilisierten als wilden Völker Wörter und Redensarten, welche den Unterschied zwischen beiden Seiten ausdrücken. Doch spricht manches dafür, daß in den ältesten urgeschichtlichen Zeiten der Unterschied nicht so scharf bestanden hat wie gegenwärtig. Der Gebrauch des rechten Armes macht bekanntlich seine Knochen stärker. Lehmann-Nitsche hat nun gefunden, daß an prähistorischen Skeletten (von Südbayern) die Knochen der rechten oberen Extremität schwerer und massiver waren, als die linken. Die Linkshändigkeit ist eine erbliche und familiäre Eigenschaft. Nach den Beobachtungen von Baldwin gebraucht das Kind vom sechsten bis zum zehnten Monat beide Hände gleichmäßig. Im achten Monat beginnt jedoch eine Bevorzugung der rechten Hand und im dreizehnten ist es vollständig rechtshändig. Wichtig ist die Beantwortung der Frage, ob Rechtshändigkeit eine ausschließliche Eigenschaft des Menschen ist oder ob er sie mit Affen und anderen Tieren teilt. Die Meinungen darüber sind geteilt. Dr. Ogle kam zu dem Schluß, daß die Affen rechtshändig seien. Osawa meinte, daß die Affen entweder rechtshändig oder doppelhändig und nur wenige linkshändig seien. Cunningham konnte dagegen weder bei höheren noch niederen Affen eine Bevorzugung des einen oder anderen Armes beobachten. Mit der Rechtshändigkeit des Menschen ist ein Uebergewicht der linken Hirnhälfte verbunden, welche schwerer und mehr gewölbt ist als die rechte. (D. J. Cunningham, Journal of the Anthropological Institute of Great Britain, 1902, Seite 273.)

Ueber den Heilwert der Hypnose. Der Heilwert der Hypnose ist bewiesen. Aber die Zahl der Aerzte, die sich dieser Heilmethode zuwenden, ist noch eine außerordentlich geringe. Die hauptsächliche Ursache liegt darin, daß nicht nur eine besondere Vorbildung, sondern auch eine ganz besondere persönliche Fähigkeit dazu notwendig ist. Ueberdies ist die Ausbildung der Aerzte in Psychologie und Psychiatrie zu dürftig. Der Chirurge behandelt Arme, Beine, den Rumpf und wohl auch den Kopf als solchen, der interne Arzt die einzelnen inneren Organe, aber dem Leben des Großhirns, der Zentrale für alle anderen Organe, seiner Rückwirkung auf diese, schenkt man möglichst keine Aufmerksamkeit. Für das Alltägliche sucht man mit der Psychologie und Psychiatrie des gesunden Menschenverstandes auszukommen. Daher stammen die enormen Schwierigkeiten, bis die Psychiatrie

als Prüfungsfach anerkannt wurde, daher die mißlichen Verhältnisse auf den mit den Juristen gemeinsamen Gebieten. Nicht jeder Arzt soll nun auch zum Psychotherapeuten ausgebildet werden. Er soll aber diese Therapie so gut kennen, wie irgend eine andere. Dadurch würde eine große Zahl von Patienten ihrer Heilung zugeführt werden, die jetzt leidend bleiben. 1. Der Heilwert der Suggestivtherapie steht über allem Zweifel sicher fest für eine Reihe von psychogenen Krankheiten und solchen somatischen, die für die Psyche beeinflußbar sind. 2. Die geringe Ausbreitung dieser Therapie wie ihre abfällige Kritik sind bedingt durch ihre Eigenart und die besonderen Vorbedingungen, die ihr Verständnis und ihre Anwendung erfordern. 3. Das Studium der Psychologie, Psychophysiologie, wie der Suggestivtherapie sollte den Aerzten an den Universitäten ermöglicht werden im Interesse einer großen Zahl von Kranken, deren Leiden jetzt weder richtig erkannt noch geheilt werden können, wie im Interesse der Aerzte selbst. (Frank-Münsterlingen, Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, Band 60.)

Kulturgeschichte.

Personen- und Familienrecht der Suaheli. Die Bevölkerung von Deutsch-Ostafrika setzt sich aus einer Reihe verschiedenartiger Elemente zusammen, und zwar sind ihrer Herkunft nach die eingewanderten und die einheimischen Völker zu unterscheiden. Letztere gehören zu der Völkerfamilie der Bantu, während die fremden Elemente besonders Araber sind. Diese ließen sich an den Küstengebieten nieder und übten allmählich auf die ganze Entwicklung der eingesessenen Bevölkerung einen großen Einfluß aus. Es erfolgte eine Kreuzung zwischen Arabern und Bantunegern, und im Verlaufe der Jahrhunderte ging daraus ein Mischvolk hervor, das mit dem Namen Suaheli bezeichnet wird. Sie stehen infolge des starken arabischen Einflusses auf einer verhältnismäßig hohen Stufe der Kultur, sind aber heute noch scharf von den Arabern zu scheiden, da sie sich viele Eigenarten bewahrt haben. Alle Suaheli sind heute Bekenner des Islam. Im engsten Zusammenhange damit hat sich auch das muhammedanische Recht unter ihnen Eingang verschafft und einen bedeutenden Einfluß auf ihre Rechtsanschauungen ausgeübt, wenn freilich sich althergebrachte einheimische Rechtssätze vielfach erhalten haben. Ursprünglich bestand Raub- und Kaufehe. Noch heute fassen sie die Eheschließung als Kauf auf, wobei der Preis an den Vater des Mädchens gezahlt wird. Es herrscht Vielweiberei. Ein Freier darf eine Sklavin nicht zu seiner Frau erheben, ein Sklave keine Freie heiraten. Mit dem 15. Jahre etwa findet die Verlobung statt, die vom Vater selbst besorgt wird. Der Sohn hat hierbei dem Vater zu gehorchen und kann sich nicht etwa selbständig mit dem Vater des Mädchens in Verbindung setzen; auch das Mädchen wird nicht gefragt. Erst mit 20 Jahren kann er sich ein Mädchen frei zur Frau wählen. Besondere Vorrechte, etwa derart, daß die eine Frau als Hauptfrau gilt, so daß die übrigen ihr zu gehorchen haben, gibt es nicht. Die Ehescheidung bedarf keiner besonderen Förmlichkeit. Unter den Suaheli gilt Vaterrecht. Dementsprechend erhalten die Kinder den Namen des Vaters als Zusatz zu ihrem Rufnamen. Der Vater darf die Kinder nicht töten oder als Sklaven verkaufen. Für den Fall, daß der Vater Kinder von verschiedenen Ehefrauen hat, sind dieselben alle miteinander gleichberechtigt. Kindesmord ist verboten; mag ein Kind noch so mißgestaltet und häßlich sein, so wird es trotzdem von seinen Eltern großgezogen und es hat rechtlich dieselbe Stellung wie die übrigen. Wenn die Knaben herangereift sind, werden sie beschnitten. Es wird streng darauf gehalten, daß die Mädchen vor Eingehung der Ehe sittsam und keusch leben. Das System der Verwandtschaftsbenennung ist das sogenannte „hawaische", dessen Eigenart darin besteht, daß mit dem Worte, welches Vater bedeutet, auch der Bruder der Mutter, und mit dem Worte, welches Sohn bedeutet, auch der Sohn des Bruders oder der Schwester bezeichnet wird. Es besteht das Institut der Sklaverei. Die Gefangenen werden als Leibeigene verkauft. In Zeiten der Not verkaufte man früher die Kinder oder begab sich selbst in ein Abhängigkeitsverhältnis. Der Sklave hat kein eigenes Vermögen, vielmehr wird alles, was er erwirbt, Eigentum des Herrn. Er kann eine Ehe nur mit einer Unfreien eingehen, wobei er die Erlaubnis seines Herrn einzuholen hat. Die Kinder von Sklaven sind gleichfalls Sklaven. Der Herr kann den Sklaven verkaufen, züchtigen, er darf ihn aber nicht töten. Der Herr ist für den Sklaven haftbar. Freilassungen sind üblich, namentlich, wenn ein

Sklave seinem Herrn das Leben gerettet, oder ihm sonst große Dienste erwiesen hat. (R. Niese, Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, 1903, Seite 202.)

Neueste Ausgrabungen in Palästina. Ueber die bisherigen Erfolge erstattet Professor Sellin den folgenden vorläufigen Bericht: Schon am Tage nach der Ankunft in Bairut konnte Professor Sellin, dank der eifrigen Intervention des Generalkonsuls Grafen Khevenhüller, sich in Begleitung eines Regierungskommissars nach der Forschungsstätte begeben. Die Jesreel-Ebene stand infolge des Spätregens völlig unter Wasser, so daß die drei Pferde des Lastwagens ertranken. Die Fellachen drängten sich bei der durch die Cholera herrschenden Verarmung scharenweise zur Arbeit, es konnten daher gleich zweihundert Arbeitskräfte gemietet werden. Es wurde eine ganze Reihe von Privathäusern freigelegt mit einer Fülle von Einzelfunden. Darunter sind Oel- und auch Weinpressen, Mörser, Gewichte, Tongeräte mit neuen Formen und Mustern, Steinwerkzeuge, Waffen aus Bronze und Kupfer, Schmuckgegenstände, besonders Perlen und Amulette. Neu und wichtig erscheinen zwei israelitische Siegel und vor allem zwei bisher für Palästina ganz unbekannte Typen der Astarte. Auch Trümmer eines Altars, ähnlich dem im vorigen Jahre ausgegrabenen, mit Darstellungen der Cherubim wurden gefunden. Ferner wurde auf ein uraltes Mauerwerk gestoßen, zwei Zimmer und eine Zisterne, daran im Anschlusse ein großes unterirdisches Bauwerk, mit acht Felsplatten zugedeckt, eine rechteckige Vorhalle mit acht in die Tiefe führenden Stufen und zwei Höhlen mit ausgehauenen Türeingängen. Professor Sellin vermutete ein kanaanitisches Mausoleum, erklärt jedoch, daß die Bedeutung dieses Baues noch rätselhaft erscheint. Von größtem Werte erachtet der Forscher jedoch einen Fund, von dem er in einem anderen Bauwerke überrascht wurde. Auf der Zimmermauer stand eine große viereckige Kiste, 65 cm hoch, 60 cm breit, aus 4 cm dickem Ton, nicht weit davon zwei Tontafeln, beide mit Keilschrift bedeckt, wie sie im alten Palästina gebräuchlich war. Eine zweite, größere Tafel mit Keilschrift lag in einer zerbrochenen Schüssel und daneben ein reizender kleiner Krug aus Alabaster. Professor Sellin erklärt, daß er die Tafeln zur Entzifferung der kaiserlichen Akademie in Wien überbringen werde, doch kann jetzt schon behauptet werden, daß diese Tafeln eine hervorragende Bedeutung haben für die Geschichte Palästinas vor und während des Eindringens der Hebräer. Bisher ist nur ein einziger derartiger Fund gemacht worden, aber stark beschädigt, die nun gefundenen sind fast tadellos erhalten. Professor Sellin hat jetzt eine kurze Reise tiefer in das Innere des Landes angetreten, um die richtigen Plätze für künftige Grabungen zu erkunden. (Jüdisches Volksblatt, 1903, No. 21.)

Soziale Hygiene.

Die Verwüstung der Volksgesundheit durch den Alkoholismus. Nach einer Statistik des Physikus von Basel über die im Jahre 1900 in dieser Stadt Verstorbenen starb nahezu jeder achte Mann als Alkoholiker, in der Altersklasse zwischen 30 und 40 Jahren ist es jeder siebente, zwischen 40 und 50 Jahren jeder sechste, zwischen 50 und 60 Jahren gar jeder fünfte Mann! Die Zahlen sind Jahr für Jahr erschreckend hoch, aber so furchtbar waren sie schon seit vielen Jahren nicht mehr. Und dabei redet man immer noch davon, daß es „immer besser“ werde und die Trunksucht abnehme! Dazu kommt, daß die genannten Zahlen tatsächlich Minimalangaben enthalten. Sie beruhen ja auf den von den Aerzten ausgefüllten Sterbekarten, und daß in einem Falle Alkoholismus konstatiert würde, wo solcher nicht vorliegt, ist nahezu ausgeschlossen, während es a priori klar ist, daß mancher Fall von Alkoholismus der Feststellung entgeht, sei es, weil die Symptome nicht ohne weiteres klar erkennbar sind, sei es infolge Gleichgültigkeit oder Unwissenheit des Arztes. Denn, daß die Aerzte es damit besonders streng und gewissenhaft nehmen oder gar zu Ungunsten des Alkohols Tendenz-Statistik treiben sollten, ist wirklich nicht zu befürchten, finden sich doch unter den 110—120 Aerzten Basels bloß zwei Abstinenten, während die große Mehrzahl unter ihnen der Abstinenz gleichgültig oder ungünstig gesinnt ist. Und nun betrachte man sich die angeführten Zahlen einmal unter dem Gesichtspunkt der Vererbung und der Entartung und male sich die Perspektive aus, die sich daraus für die Zukunft des Schweizer Volkes ergibt! (Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, XIII, 2. Heft.)

Der Kampf gegen den Alkoholismus in Ungarn. Unterrichtsminister Dr. Julius Wlassics hat in Verfolg seiner Aktion gegen den Alkoholismus neuerdings zwei wichtige Verfügungen getroffen, durch welche auf praktischem Wege dem unmäßigen Genusse von spirituosen Getränken im Kreise der Jugend vorgebeugt werden soll. Eine dieser Verfügungen besteht darin, daß der Minister die Verwaltungsausschüsse nachdrücklich aufgefordert hat, in den Munizipal-Generalversammlungen Vorschläge behufs solcher Regulative zu schaffen, wonach schulpflichtigen Kindern unter 15 Jahren der Besuch von Wirtshäusern und öffentlichen Unterhaltungsorten verboten und das Zuwiderhandeln als Uebertretung geahndet und mit Geldstrafen bis zu 100 K. bestraft wird. Zugleich hat der Minister die Ausschüsse ersucht, ihm über das Schicksal dieser Vorträge Bericht zu erstatten. Die zweite Verfügung strebt die Warnung der jenseits des schulpflichtigen Alters befindlichen Jugend vor der Gefahr des Alkoholismus dadurch an, daß in den Statutenentwurf der Jugendvereine eine Bestimmung aufgenommen werde, wonach es Zweck dieser Vereine sei, die Jugend an ein mäßiges Leben zu gewöhnen und dieselben von Wirtshäusern und ähnlichen öffentlichen Unterhaltungsorten fernzuhalten. (Ungarische Medizinische Presse, 1903, No. 14.)

Alkoholismus und Krankenversicherung. An den Reichstag hat der Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus in einer Petition die Bitte gerichtet, daß bei der bevorstehenden Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes auch Trunksüchtige als Kranke bezeichnet und damit auch ihnen die Wohltat des Gesetzes, nämlich eine entsprechende Heilbehandlung, zugänglich gemacht werde. Zur Begründung wird bemerkt: „Noch straft der Staat das Laster durch Ausschließung von jeder gesetzlichen Hülfe, obgleich die neuere Medizin die Trunksucht längst als Krankheit und zwar als eine heilbare erkannt hat. Infolge dieses Irrtums gehen Tausende von Individuen rettungslos zu Grund und furchtbare Untaten zerstören Eigentum und Leben der Familie. Beide könnten gerettet werden, wenn in den ersten Stadien der Krankheit ein ärztlicher Eingriff gesetzlich möglich wäre."

Verhinderung venerischer Krankheiten. Einen Beitrag zur Frage der individuellen Prophylaxe der venerischen Krankheiten publiziert Neuberger im Dermatologischen Zentralblatt. Er schlägt folgende Thesen vor: Jede geschlechtlich erkrankte Person hat die Pflicht, sich sofort zu einem praktischen Arzte oder Spezialarzte zu begeben, da nur auf diese Weise manche Erkrankung schnell zur Heilung gebracht werden kann. Geschlechtliche Krankheiten sind sehr oft von langer Dauer. Der Tripper ist häufig, selbst wenn der Patient keinerlei Erscheinungen mehr wahrnimmt, noch ungeheilt und ansteckend. Die Syphilis verlangt auch nach Beendigung der ersten Kur eine von Zeit zu Zeit zu wiederholende und auf mindestens 2—3 Jahre sich erstreckende Nachuntersuchung und eventuelle Weiterbehandlung des Erkrankten. Die Ausübung des Beischlafes oder das Eingehen einer Ehe darf nur nach vorheriger Erlaubnis des Arztes vorgenommen werden, da sonst die Krankheit leicht weiter verbreitet werden kann. So ernster Natur auch die Geschlechtserkrankungen sind, so sind sie doch bei der nötigen Sorgfalt und Ausdauer des Patienten in den meisten Fällen heilbar. Vor Quacksalbern, Kurpfuschern und den Vertretern der arzneilosen Behandlung (Naturheilkundigen) muß eindringlichst gewarnt werden. Geschlechtliche Erkrankungen können nur von einem staatlich approbierten Arzt richtig erkannt und behandelt werden. (Wiener Medizinische Presse, 1903, No. 20, Seite 264.)

Tuberkulose-Bekämpfung in Frankreich und Deutschland. Daß nicht nur Oesterreich arm an Mitteln der Tuberkulose-Prophylaxe ist, geht aus einem soeben in Frankreich veröffentlichten Aufrufe hervor, der die Franzosen zu einer nationalen Subskription auffordert. In dem Aufrufe wird hervorgehoben, daß Deutschland 64 Tuberkulose-Sanatorien besitze, während Frankreich nur zwei solche Heilstätten habe. In Deutschland sind im Laufe der letzten drei Jahre 1300 Soldaten an Tuberkulose gestorben, in Frankreich während des gleichen Zeitraumes nicht weniger als 10000 Soldaten. (Wiener Medizinische Presse, 1903, 13, Seite 640.)

Lungenheilstätten in Deutschland gibt es gegenwärtig gegen 80, von denen 57 öffentliche und Vereins-Heilstätten, der Rest private Heilanstalten sind. In diesen Heilstätten sind mehr als 7000 Krankenbetten in Betrieb. Rechnet man, daß durchschnittlich jedes Bett von vier Personen im Jahre benützt wird, so stehen gegenwärtig annähernd 30000 Personen jährlich in der Heilstättenbehandlung. Im

Bau begriffen und größtenteils der Vollendung nahe sind weitere 10 Heilstätten. Außerdem haben die Landesversicherungsanstalten für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt, für Schwaben und Neuburg und für das Königreich Sachsen, sowie eine Anzahl von größeren Heilstättenvereinen, städtischen Verwaltungen und Stiftungen die Errichtung von zusammen 23 Lungenheilstätten in Aussicht und zum Teil bereits in Angriff genommen.

Abnahme der Diphtherie-Sterblichkeit. Die Diphtherie-Sterblichkeit ist im letzten Jahr in Berlin ganz außerordentlich gering gewesen. Es wurden im Jahre 1902 nur 205 Diphtherie-Sterbefälle gemeldet, während im Jahre 1901 noch 469 Personen und in den zehn Jahren von 1900 zurück bis 1891 noch 534, 609, 608, 507, 515, 939 (1895), 1361, 1578, 1325, 1010 Personen der Diphtherie erlegen waren. In den achtziger Jahren war die Berliner Diphtherie-Sterblichkeit sogar noch bedeutend höher gewesen. Der Durchschnitt stellte sich im Jahrzehnt 1891—1900 auf rund 900 Sterbefälle pro Jahr; dagegen hatte er im Jahrzehnt 1881—1891 noch rund 1700 Sterbefälle pro Jahr betragen. Besonders seit der Mitte der neunziger Jahre hat der Würgeengel Diphtherie immer mehr von dem Schrecken verloren, den er früher verbreitete. Seitdem ist die Diphtherie-Sterblichkeit in Berlin so gering geworden, daß sie für die Gesamt-Sterblichkeit kaum noch eine Rolle spielt. Diphtherie-Epidemien, wie die von 1883 und 1884, denen 2651 und 2446 Personen zum Opfer fielen, erscheinen uns heute fast schon wie Märchen.

Weibliche Aerzte in Paris. Zur Zeit praktizieren in Paris 65 weibliche Aerzte, darunter befinden sich 25 Französinnen, welche der Mehrzahl nach in den Lyceen, bei den Post- und Telegraphenanstalten, den Normal- und höheren Töchterschulen und den Krankenpflegerinnen-Schulen Anstellung gefunden haben; einige von ihnen erfreuen sich auch in der Privatpraxis einer ansehnlichen Klientel. Zehn ausländische Aerztinnen sind an Franzosen verheiratet und zwar zumeist an Aerzte. 30 weibliche Aerzte sind Russinnen und Polinnen und gehören der jüdischen Konfession an. Wenn man die Spitalsanstellungen und das Lehramt ausnimmt, an die sich die weiblichen Aerzte in Paris noch nicht herangewagt haben, so sind gegenwärtig den Frauenärzten alle sonstigen ärztlichen Stellen in Frankreich zugänglich. Es wird nicht lange dauern und die weiblichen Aerzte werden auch die letzten Schranken durchbrechen und auf den ihnen jetzt noch verschlossenen Gebieten der ärztlichen Laufbahn ihren männlichen Kollegen erfolgreiche Konkurrenz machen. Lyon, Bordeaux, Rouen, Le Havre, Montepellier, Vichy, Nizza, Marseille besitzen weibliche Aerzte, die sich in jeder Beziehung bewähren. (Allgemeine Wiener Medizinische Zeitung, 1903, No. 10.)

Erziehung und Unterricht.

Schulärztliche Untersuchungen in Berlin. Wie traurig es in dem vielgepriesenen Gegenwartsstaate schon mit dem Gesundheitszustande der zukünftigen Generation steht, lassen unter anderem die Ergebnisse der schulärztlichen Untersuchungen in Berlin ahnen. Die zehn Schulärzte, die vom 1. Juli 1900 ab in Berlin tätig waren, haben im ersten Jahre 2547, im zweiten Jahre 2997 Kinder auf ihre Schulfähigkeit untersucht. Im ersten Jahre wurden davon nicht weniger als 321 = 12,9 pCt., im zweiten 291 = 9,7 pCt. gänzlich zurückgestellt. Traurig ist die Feststellung, daß von der Zahl der ärztlich untersuchten Berliner Gemeindeschulkinder nur etwa 44 pCt. als völlig gesund betrachtet werden konnten. Etwa 28 pCt. litten an Skrofulose, Blutarmut, englischer Krankheit, 14 pCt. an Wucherungen im Nasenraume, 5½ pCt. an Augenleiden, 4½ pCt. an Ohrenleiden. (Vorwärts, 1903, No. 125.)

Bekämpfung des Alkoholismus durch die Schule. Auf die Bekämpfung des Alkoholismus durch die Schule bezieht sich nach der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung folgende Verfügung der städtischen Schuldeputation, welche den Rektoren der Berliner Gemeindeschulen zugegangen ist: Im Anschlusse an den Ministerialerlaß vom 31. Januar 1902 ordnen wir hierdurch an, daß in folgenden Disziplinen auf die Gefahren der Trunksucht nachdrücklich hinzuweisen ist. 1. Während des Religionsunterrichts: Hier dürfen sich z. B. bei der Besprechung des 5. Gebots, bei dessen Erklärung auf den Selbstmord hingewiesen wird, geeignete Anknüpfungs-

punkte dazu bieten. 2. Während des naturkundlichen Unterrichts: Aus diesem Unterrichtszweige wird es vor allem die der Oberstufe vorbehaltene Anthropologie sein, in welcher die Aufmerksamkeit der Kinder auf die aus unmäßigem Alkoholgenusse für den eigenen Körper sich ergebenden Gefahren hinzulenken ist. 3. Während des Rechenunterrichts, insofern durch den Alkoholgenuß nicht nur der eigene Wohlstand vernichtet, sondern auch der allgemeine geschädigt wird. Bei angewandten Aufgaben auf der Oberstufe sind die Schädigungen, die durch die Trunksucht herbeigeführt werden, ziffernmäßig nachzuweisen, z. B. Nachweis, wieviel Getreide, Kartoffeln u. s. w. durch Herstellung des Alkohols dem allgemeinen Ernährungszwecke verloren geht, wieviel Arbeitskraft durch übermäßigen Alkoholgenuß brach gelegt wird u. s. w.

Schule und Mundpflege. Ein Erlaß des österreichischen Ministerpräsidiums an sämtliche Landchefs weist auf die Wichtigkeit der Erhaltung der Zähne und der Zahnpflege, besonders bei Kindern, hin und lenkt die Aufmerksamkeit der Landesschulräte auf diesen Gegenstand. Die Aktion der Schulbehörden soll durch die Organe der Sanitätsverwaltung unterstützt und ergänzt werden. (Wiener Medizinische Presse, 1903, No. 15.)

Die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel ist in sämtlichen Volksschulen im Kreise Daun, Regierungsbezirk Trier, durchgeführt; die Kosten werden aus Kreismitteln bestritten. Diese Einrichtung steht im Deutschen Reiche einzig da. In den Schweizer Kantonen ist sie gleichfalls eingeführt, sie wird dort als Ergänzung der allgemeinen Schulpflicht betrachtet.

Japanisches Schulwesen. Aus dem neuesten Jahresbericht des japanischen Unterrichtsministeriums ist eine gute Entwicklung des Erziehungswesens in Japan zu ersehen. Im März 1901 besuchten unter je 100 schulpflichtigen Knaben und Mädchen von jenen 93,78 und von diesen 81,08 die Schule. Gegen das Vorjahr bedeutet dies eine Vermehrung um 3,23 bei den Knaben und um 9,18 bei den Mädchen. Die Gesamtzahl der Schulen in Japan betrug 29335, Lehrkräfte waren 110104 tätig und die Schulen wurden von 5265006 Schülern und Schülerinnen und 901621 Graduierten besucht. Im Vergleiche zum vorangegangenen Jahre zeigt die Zahl der Schulen eine Zunahme um 473, die Zahl der Lehrer eine solche um 11977 und die Zahl der Graduierten hat sich um 339333 respektive um 112737 vermehrt. (Ost-Asien, 1903, 65.)

Rechtswissenschaft.

Die Strafbarkeit der Uebertragung von Geschlechtskrankheiten. Müßig wäre es, die Frage aufzuwerfen, welche der drei Geißeln der Menschheit, Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten die furchtbarste ist. Sicher ist es, daß der unheilvolle Dämon der Syphilis das von ihm heimgesuchte Individuum nicht allein, sondern Generationen siech und elend machen kann; daß der männliche Tripper nicht die harmlose Erkrankung ist, für die sie früher angesehen wurde. Daß die Geschlechtskrankheiten die verbreitetste Seuche, ist wohl sicher — wurde doch neulich der Prozentsatz der syphilitischen Kranken an einer deutschen Universität auf 60 pCt. angegeben; wurde doch von Noeggerath die Zahl der Tripperkranken oder tripperkrank gewesenen auf 80 pCt. geschätzt. Daß man gegen die furchtbarste und verbreitetste Seuche im Vergleich zum Alkoholismus und der Tuberkulose so spät zu Felde zieht, daran ist vielleicht das zunächst für die allgemeine Oeffentlichkeit wenig Eklatante der sogenannten geheimen Krankheiten schuld; auch die direkte Mortalität ist nicht so groß, daß sie die Aufmerksamkeit besonders auf sich zieht; nur dem Erfahrenen ist es bekannt, wie oft Syphilis auch zur indirekten Todesursache wird. — Vom medizinischen, volkswirtschaftlichen und sittlichen Standpunkte scheinen mir die Fragen zur Bekämpfung genug beleuchtet zu sein, um zur Tat überzugehen, den kriminalistischen scheint man bisher außer acht gelassen zu haben. Wer sollte nicht allen Mitteln zur Abschreckung und Besserung zustimmen, um so mehr, da Abschreckungsmittel als Präventivmaßregeln für die Prophylaxe von bedeutendem Werte sind und die Verhütung bekanntlich die vornehmste Aufgabe sein muß. — Die Verbrecher gehören dem Richter; Verbrecher sind die, die leichtsinnig, fahrlässig oder vorsätzlich ihre Seuche übertragen; ja geht man doch in manchen

Staaten konsequenterweise soweit, daß ein Verseuchter, selbst wenn er nicht infiziert, dem Gefängnis verfällt. Ohne neues Gesetz können folgende Paragraphen angezogen werden: § 223. Wer vorsätzlich einen anderen körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit beschädigt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark bestraft. Ebenso die folgenden Paragraphen des Strafgesetzbuches bis § 230: Wer durch Fahrlässigkeit die Körperverletzung eines anderen verursacht, wird mit Geldstrafe bis zu 900 Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft. Es müssen die weitesten Kreise über die sanitären und strafrechtlichen Folgen belehrt werden. Weiter müßten durch Justizministerialverfügung die Staatsanwaltschaften zur energischen Verfolgung der Körperverletzung durch Geschlechtskrankheiten aufgefordert werden und solche Verfügung dem großen Publikum durch die Presse öfter zu Gesichte kommen. Auch müßten die staatsanwaltschaftlichen Organe gehalten sein, möglichst auf vorsätzliche Körperverletzung zu plädieren. Es müßte angeordnet werden, daß eventuell civilrechtliche Prozeßakten bei dergleichen Schadenersatzprozessen der Staatsanwaltschaft zur etwaigen weiteren Veranlassung übersandt werden. — Aber auch gesetzliche Veränderungen müßten stattfinden. Es müßte der Civilprozeß über Schadenersatz bei Körperverletzung durch Infizierung mit Syphilis und Gonorrhoe unter strengstem Ausschluß der Oeffentlichkeit und unter strengster Geheimhaltung stattfinden; dann würde aus dem Schadenersatzanspruch und seiner Geltendmachung schon eine energische Anwendung der gesetzlichen Bestimmungen resultieren. — Aus oben näher angeführten Gründen sollten ferner die Ansteckungen durch Geschlechtskrankheiten in jedem Falle als schwere Körperverletzungen bestraft werden. Ferner müßte auch der mit Strafe belegt werden, der da weiß oder vermutet, daß er geschlechtskrank ist und gleichwohl den Coitus ausführt, einerlei, ob eine schädliche Folge vorläufig zu konstatieren ist oder nicht. Schließlich würde es sich vielleicht empfehlen, die strafrechtlichen Bestimmungen als einen besonderen Abschnitt dem Reichsstrafgesetzbuch anzuhängen. Die Ueberschrift des Abschnittes würde etwa lauten: „Körperverletzung durch Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten." (Dr. W. Saalfeld, Deutsche Medizinische Presse, 1902, 22.)

Der anthropologische Faktor im Verbrechen. C. Lombroso hat die neue Wissenschaft begründet, welche die anthropologischen Bedingungen in der Entstehung des Verbrechens studiert. Jeder Mensch erbt bei der Geburt und repräsentiert durch seine Person eine eigene bestimmte organische und psychische Konstitution. Das ist der individuelle Faktor, der entweder zu normalen Lebensverhältnissen oder zu Irrsinn und Verbrechertum führt. Die anatomische und physiologische Untersuchung bildet die Grundlage für die Psychologie des Verbrechers. Ist diese Grundlage als krankhaft festgestellt, dann haben wir es mit dem irren Verbrecher zu tun. Aber außer dem Irrsinn gibt es viele andere organische und psychische Bedingungen der Persönlichkeit des Verbrechers, die der Richter vielleicht in die Phrase von den mildernden Umständen zusammenfassen kann, von denen die Wissenschaft aber erwartet, daß sie wohl erforscht werden. Zu dem anthropologischen Faktor gehört außer dem individuellen auch der Rassecharakter. Ueber den Einfluß der Rasse auf die Geschicke der Völker und Individuen wird heute viel gestritten. Das Studium der Gesamtheit und des einzelnen führt zu dem Ergebnis, daß das Völker- wie persönliche Leben immer das Resultat einer unlösbaren Verknüpfung anthropologischer, tellurischer und sozialer Faktoren ist. Der Rasseneinfluß ist in der Geschichte der Völker und Individuen nicht zu leugnen. In Italien z. B. hat der Verbrecherstand zwei Strömungen, zwei Richtungen von fast symmetrisch einander entgegengesetzter Intensität. Die Körperverletzungen und gewaltsamen Verbrechen nehmen von den nördlichen nach den südlichen Provinzen hin an Intensität zu; die Verbrechen gegen das Eigentum umgekehrt nehmen von den südlichen Provinzen nach den nördlichen zu. Der Totschlag ist am geringsten in der Lombardei, Piemont und Venetien, am häufigsten in den südlichsten und den insularen Provinzen der italienischen Halbinsel. Man kann nicht die wirtschaftliche Lage dafür verantwortlich machen; denn sie ist ein Ergebnis anderer Faktoren, der günstigen oder ungünstigen tellurischen Verhältnisse, die mit der Intelligenz und Tatkraft einer bestimmten Rasse in Wechselbeziehung stehen. Wo die griechische und germanische Rasse in Italien vorwiegt, sind die Verbrechen wider das Leben viel geringer, während dort, wo sarazenisches Blut ist, sie an Zahl zunehmen. (Enrico Ferri, Die positive kriminalistische Schule, Frankfurt, 1902, Seite 30—34.)

Rassen-Hygiene.

Aerztliche Untersuchung der Heiratskandidaten. Wie eine Notiz der Archives d'anthropologie criminelle u. s. w. 1903, Seite 757, berichtet, müssen im Staate Dakota die Personen, die sich zu ehelichen gedenken, gesetzlich durch eine Jury von Aerzten auf somatische oder geistige Fehler sich untersuchen lassen. Dies scheint ein ganz neues Gesetz zu sein und sein Ziel ist ein durchaus würdiges: das Volk soviel als möglich vor Entartung, Not und Elend zu schützen. Freilich ist zu fürchten, daß das Ganze mehr auf dem Papier steht und daß sich genug Mittel und Wege werden finden lassen, um dem Gesetze ein Schnippchen zu schlagen, besonders im Lande des Dollars. Das Experiment ist aber auf jeden Fall interessant und wenn es, wie zu fürchten, fehlschlägt, so wird es doch sicher zunächst in Amerika noch weitere Versuche zeitigen, die, immer besser angestellt, vielleicht doch in erreichbarer Weise dem Ziele näher kommen. Schon der ausgezeichnete Brauch, der sich dort immer mehr und mehr einbürgert, daß nämlich von den Verlobten eine frisch abgeschlossene Lebensversicherung verlangt wird, die also eine medizinische Untersuchung voraussetzt, ist ein gutes Auslesemittel, wenngleich dadurch auf der anderen Seite, wie Penot (Evolution du Mariage et Consanguinité. Thèse de Lyon 1902) richtig bemerkt, die Zahl der Ehen, die jetzt schon abnimmt, noch mehr zurückgehen dürfte. Eine gewisse, auslesende Wirkung, in moralischer Hinsicht wenigstens, übt bei uns das Erfordernis des Heiratskonsenses im Heere und bei gewissen Beamtenkategorien aus. Interessant ist endlich der Umstand, daß im Lande der fast absoluten Freiheit Bills vorgebracht und sogar durchgebracht werden, die der persönlichen Freiheit des einzelnen am schärfsten entgegentreten. Erinnert sei hier an die verschiedenen Bills bezüglich der Kastration gewisser Entarteten, von denen eine bei einem Haare in einem Staate durchging. Sicher werden diese und andere Anträge immer wiederkommen, verbessert werden und einmal wirklich praktisch durchführbar sein, während das alte Europa solche angebliche Utopien nur belacht und erst, wie so häufig, Dezennien braucht, um das Gute aus Amerika sich anzueignen. (P. Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie, 1903, Seite 266.)

Versicherung gegen Blinddarmentzündung. In der englischen medizinischen Zeitschrift „The Lancet" liest man, daß eine Finanz-Gesellschaft eine Versicherung gegen Blinddarmentzündung dem Publikum anbietet. Es wird eine Statistik mitgeteilt, wonach im Vereinigten Königreich im Jahre 1900 etwa 15000 Personen operiert worden sind, und daß die unglücklich auslaufenden Fälle 10 pCt. betragen. Auf dem Fragebogen wird unter anderem die Frage gestellt, ob unter den Familienmitgliedern Blinddarmentzündung oder darauf hinweisende Krankheitszeichen beobachtet worden sind. — Wir haben unserseits schon öfter auf die Zunahme der Blinddarmentzündung hingewiesen, und zwar hat diese Zunahme erstlich ihre Ursache in der starken erblichen Disposition, dann aber noch mehr in der operativen Behandlung, welche die dazu Veranlagten rettet und ähnlich veranlagte Nachkommenschaft hervorbringen läßt. Unter natürlichen Lebensbedingungen — ohne künstliche Hülfe — würden alle damit Behafteten unvermeidlich aus dem Rassenprozeß ausgeschaltet werden.

Das Vorkommen der Tuberkulose bei den Juden hat der amerikanische Arzt Fishberg neuerdings zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht. Nachdem er die Disposition als das wesentlichste Moment zum Zustandekommen der Infektion bezeichnet und die hierfür ursächlichen Faktoren — schwächliche Körperentwicklung, ungenügende Ernährung, enge luft- und lichtlose Wohnungen, Unsauberkeit u. s. w. — kurz geschildert, bringt er statistische Angaben über das progressive Wachstum der Tuberkulose im Zusammenhang mit der Enge der Wohnungen. Es starben auf 100000 Einwohner, die ein bis zwei Zimmer bewohnen, 985, bei drei bis vier Zimmern 689, bei fünf Zimmern 328. Während im Freien arbeitende Berufsarten, wie z. B. die Fischer, nur eine geringe Sterblichkeitsziffer an Tuberkulose stellen, sind dagegen die Buchdrucker mit 401 auf 1000 vertreten. Alle ungünstigen, der Erwerbung der Tuberkulose förderlichen Umstände treffen nun auf die in Amerika und Afrika lebenden Juden zu, und trotzdem stellt sich die Verbreitung der Tuberkulose bei ihnen folgendermaßen: in Newyork starben in den letzten sechs Jahren unter den dort lebenden Einwanderern, auf 100000 Menschen berechnet, 645,73 Irländer, dagegen nur 98,21 russische Juden, in Tunis kamen auf 1000 Todesfälle an Tuberkulose: Europäer mit 5,13, Araber mit 11,30 und Juden mit nur 1,24. Fishberg

sieht im Einklang mit andern Forschern diese geringe Neigung der Juden zur Tuberkulose als eine Rasseneigenschaft an. (Kölnische Zeitung, 1903, No. 358.)

Tuberkuloseanlage und Militärdienst. Lemoine, Professor an der Militärakademie zu Val-de Grâce, begann vor zehn Jahren bei all seinen Patienten Nachforschungen bezüglich einer tuberkulösen Anlage anzustellen; die Zahl dieser Patienten betrug 3193. Zweifelhafte Auskünfte wurden bei der Zusammenstellung ausgeschaltet. Von den 3193 Leuten wiesen 785 entweder selbst (263) oder in ihrer Familie (522) eine tuberkulöse Anlage nach. Von diesen 785 wurden späterhin 536 = 68,38 pCt. tuberkulös. Diese 536 verteilen sich in beinahe gleicher Weise auf ältere und jüngere Jahrgänge: 296 davon hatten weniger als ein Jahr, 240 hatten zwei und drei Jahre Dienst; etwas höher (55,22 pCt.) ist also der Prozentsatz für die jüngeren. Jedenfalls beweisen diese Zahlen, daß eine persönliche (Pleuritis, schwere Bronchitis) oder in der Familie liegende Anlage zu Tuberkulose einen enormen Einfluß auf den Gesundheitszustand des Soldaten während seiner ganzen Dienstzeit hat; es werden zwei Drittel der Prädisponierten in der Armee tuberkulös. Diese Zahl beweist die Wichtigkeit, genaue Aufschlüsse über tuberkulöse Antezedentien bei der Aushebung oder Kontrolle möglichst zu erlangen, lehrt aber auch, daß eine gewisse Anzahl der Prädisponierten den Anstrengungen des Dienstes sehr wohl, ja sogar oft zu ihrem Vorteile, sich unterzieht. Die Unterscheidung dieser beiden Arten von Prädisponierten beruht nach Lemoines Ansicht einzig und allein auf der Berücksichtigung des Allgemeinzustandes. Es ergibt sich der Schluß, bei tuberkulöser Disposition in der Familie oder bei persönlicher jeden jungen Soldaten einer ganz speziellen Untersuchung zu unterziehen. Wenn er kein Symptom von seiten der Lungenspitzen zeigt und kräftig erscheint, so kann er eingereiht, sein Name muß aber in eine spezielle Liste und er muß unter ärztliche Aufsicht gestellt werden. Wenn sein Allgemeinzustand ein mittelmäßiger ist, sollte er zurückgestellt werden, auch wenn objektive Zeichen von seiten der Lungen fehlen. So glaubt Lemoine die Zahl der Fälle von Lungentuberkulose beim Militär beträchtlich vermindern zu können. (Allgemeine Militärärztliche Zeitung, 1903, No. 19, Seite 32.)

Die Vererbung von Herzkrankheiten. Die hereditären Herzkrankheiten sind nicht überaus selten. Die Fälle, in denen sich derselbe Prozeß bei den verschiedensten Familienmitgliedern immer wiederholt, zeigen klinisch ein auffallend mildes Verhalten der einzelnen Symptome und anatomisch oft Mangel irgend welcher entzündlicher Erscheinungen. Verfasser bringt die Geschichte mehrerer Familien, in welchen Herzkrankheiten, daneben aber auch allgemeine Dyskrasien, Tuberkulose, Gefäßveränderungen, Nerven- und Geisteskrankheiten vererbt wurden. Bei 42 Individuen dreier Generationen einer solchen Familie fanden sich: 6 Aborte, 12 Todesfälle in den ersten Lebensmonaten, 3 Tuberkulöse, mehrere hereditäre Syphilitische, 1 Maniakalischer, 1 Verbrecher, 5 Neuropathische, 13 herzkranke Individuen (9 Mitralstenosen, 2 multiple Herzaffektionen), 5 Gesunde, von diesen 2 mit morphologischen Anomalien. Die Vererbung von Herzkrankheiten hat ihr embryologisches Substrat in hereditären Ausfallserscheinungen der histogenetischen Kraft des Mesenchyms. (L. Ferranin, Ueber hereditäre kongenitale Herzleiden, Zentralblatt für innere Medizin, 1903, 6.)

Sozialpolitik.

Alkoholgenuß und Arbeiterbudget. Der Alkoholismus führt einmal zur physischen Degeneration der Rasse, dann aber auch zu ökonomischen Nachteilen durch eine nicht zu rechtfertigende und sozial schädliche Belastung des Wirtschaftsbudgets. Besonders kommt hier in Betracht die durch Alkoholgenuß erfolgende Belastung des Budgets der arbeitenden Klassen. Die Frage des Zusammenhangs zwischen dem Alkoholgenuß auf der einen, die Höhe des Einkommens auf der anderen Seite ist bisher eine Streitfrage. Während von der einen Seite behauptet wird, der Alkoholismus sei lediglich ein Ausdruck des wirtschaftlichen Elends, der mit steigendem Einkommen von selbst verschwinde, wird auf der anderen Seite dieser Satz angefochten, unter anderem mit dem Hinweis darauf, daß gerade die besser bezahlten Arbeiter dem Alkoholismus vielfach besonders ergeben seien, während umgekehrt in einem niedrigen Einkommen für viele Arbeiter ein Hindernis

liege, sich dem Alkohol zu ergeben. Bei weitem die zuverlässigste und gründlichste Arbeit ist die von Ernst Engel (im Jahre 1895) über die Lebenskosten belgischer Arbeiterfamilien veröffentlichte Untersuchung. Das Resultat dieser Untersuchung ist auf der ganzen Linie dasselbe: der Erhöhung des Einkommens folgt überall eine noch stärkere Erhöhung der Ausgaben für Alkohol. Es gilt, von einer noch breiteren und damit sicheren Tatsachenbasis aus diese Frage einer neuerlichen Prüfung zu unterziehen und vor allem festzustellen: wie wird das Budget der arbeitenden Klassen durch den Alkohol belastet? Welche Zusammenhänge bestehen zwischen der Höhe der Einnahmen auf der einen und der Höhe der Ausgaben für Alkohol auf der anderen Seite? Welches sind die Elemente, die neben der Lohnhöhe einen wesentlichen Einfluß auf die Höhe der Ausgaben für Alkohol ausüben? Insbesondere: wie hoch ist der Einfluß des Berufes, der Nationalität und des Wohnsitzes des Haushaltungsvorstandes anzuschlagen. Aus einer erneuten statistischen Untersuchung geht hervor, daß die Ausgaben für berauschende Getränke viel rascher anwachsen, als das Einkommen und viel rascher als die Ausgaben für andere Zwecke. Dabei ist indes zu berücksichtigen, daß wir es hier nur mit den Ausgaben für Alkohol zu tun haben, nicht mit den Verbrauchsmengen. Es liegt auf der Hand, daß aus der Steigerung der Ausgaben noch keineswegs eine entsprechende Steigerung des Konsums folgt. Denn es versteht sich von selbst, daß mit steigendem Einkommen billigere Getränke durch teuere, Branntwein durch Bier und Wein ersetzt wird. Ob die Steigerung der Ausgaben nur dadurch hervorgerufen wird, oder ob tatsächlich auch ein gesteigerter Konsum von Alkohol vorliegt, das ist zur Zeit wenigstens schwer zu beantworten. Wie dem auch sei, für die ökonomische Seite der Frage bleibt bestehen: die 160 untersuchten amerikanischen Budgets bestätigen die Ergebnisse der von Engel bearbeiteten belgischen Budgets, daß mit steigendem Einkommen die Ausgaben für Alkohol nicht bloß absolut, sondern auch relativ wachsen, daß bei steigendem Einkommen die Belastung des Budgets durch den Alkohol zunimmt. (Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, 1903, No. 3.)

Brustorgane und Berufswahl. Herz und Lunge werden, was Arbeitsleistung anlangt, unter sämtlichen Organen des Körpers am meisten in Anspruch genommen. Selbst wenn der ganze übrige Körper der Ruhe pflegen kann, müssen diese beiden Organe immer unermüdlich weiter arbeiten, denn von ihrer beständigen Tätigkeit hängt das Leben des ganzen Organismus ab. Die von diesen Organen geforderte Arbeitsleistung erfährt aber sehr häufig noch wesentliche Steigerungen. Wenn nämlich irgend ein anderes Organ in Tätigkeit tritt, so ist damit immer eine vermehrte Tätigkeit von Herz und Lunge verbunden. Ganz besonders deutlich tritt aber der Einfluß auf Herz und Lunge bei körperlicher Anstrengung hervor. Das Herz schlägt dabei schneller und kräftiger, die Atmung wird rascher und tiefer. Diese erhöhte Tätigkeit von Herz und Lunge ist dadurch bedingt, daß die arbeitende Muskulatur eine größere Menge von Ernährungsmaterial und von Sauerstoff braucht wie in der Ruhe, und um diesem Bedürfnisse gerecht zu werden, muß das Herz den Zufluß des Blutes, welches der Träger des Nährmaterials und des Sauerstoffes ist, nach den Muskeln durch vermehrte Tätigkeit steigern, während gleichzeitig die Lunge durch beschleunigte und vertiefte Atmung eine größere Sauerstoffaufnahme in das Blut möglich macht. Durch solche erhöhte Inanspruchnahme werden Herz und Lunge naturnotwendig allmählich abgenützt, und es ist das Absinken ihrer Leistungsfähigkeit um so eher zu erwarten, wenn diesen Organen eine übergroße Arbeit zugemutet wird, oder wenn diese Organe von vornherein durch Erkrankung weniger leistungsfähig sind. Derartige Ueberlegungen sind besonders notwendig, wenn man an die Wahl seiner Lebensarbeit, an die Berufswahl herantritt. Viele Arbeiter folgen bei der Wahl ihres Berufes meist nur der Neigung oder materiellen Vorteilen und ziehen nicht in Erwägung, ob ihre körperlichen Kräfte zur Erfüllung dieses Berufes genügen. Um die Beschaffenheit der inneren Organe, um Lunge und Herz, kümmert sich in der Regel niemand. Solchen Mißgriffen kann nur dadurch begegnet werden, daß vor der Berufswahl ärztlicher Rat erholt wird. Bei Verdacht auf Herzkrankheiten müssen alle groben technischen Gewerbe, das Bau- und Transportgewerbe, gewerbsmäßiger Sport, vermieden werden. Als geeignete Berufsarten sind hingegen alle feineren technischen Gewerbe zu bezeichnen, ferner das Handelsgewerbe und die Bureautätigkeit. Bei der Lunge besteht noch eine besondere Gefahr, die in der erblichen Belastung wurzelt. Personen, die aus Familien stammen, welche lungenkranke — schwindsüchtige — Mitglieder aufweisen, erkranken, wenn diese

oder jene Schädlichkeit hinzukommt, viel leichter wie die Abkömmlinge gesunder Familien. Eine erbliche Belastung muß auch in den Fällen angenommen werden, wenn in der Familie Drüsenleiden, Knochen- oder Gelenkerkrankungen, Gehirnhautentzündung beobachtet wurden. — Ist eine Anlage zu Erkrankungen der Lunge vorhanden, so sind für die betreffende Person alle jene Berufe als schädlich zu bezeichnen, welche den Arbeiter zum Aufenthalt in geschlossenen, schlecht ventilierten Räumen zwingen, und welche bei ihrer Ausübung eine Staubentwicklung im Gefolge haben. Personen, welche eine kranke Lunge haben oder erblich belastet sind, müssen daher namentlich von den sogenannten Staubgewerben, wie Metalldreherei, Bronzearbeiten, Feilenhauer-, Stein- und Bildhauerarbeiten, von Arbeiten in Gips- und Zementmühlen ferngehalten werden. Ferner sind zu meiden Beschäftigung in der Bekleidungsindustrie, Glasbläserei, Krankenpflege. Zu empfehlen sind Garten- und Feldarbeit, Forstwesen, Jagd und Fischerei u. s. w. — Wenn Eltern und Vormünder die Aufmerksamkeit nicht nur auf die materiellen Vorteile richten, sondern auch die körperliche Tüchtigkeit berücksichtigen, so ist ein bedeutender Aufschwung in der Gesundheit des Volkes und in dem sozialen Wohlstande zu erwarten. (H. Neumayer, Blätter für Volksgesundheitspflege, 1902, No. 12.)

Staats- und Parteipolitik.

Sozialdemokratie und Nationalsozialismus. F. Naumann gesteht nach den Reichstagswahlen, daß die Nationalsozialen nicht imstande sind, eine neue Partei zu begründen. Das sei eine bittere Klarheit, aber es sei Klarheit. Jetzt handele es sich nicht um den weiteren Versuch, Partei zu sein, sondern um die Vertretung eines politischen Gedankengangs, der dadurch nicht stirbt, daß er heute noch keine parteibildende Kraft hat. Aus der Masse heraus, die heute Sozialdemokratie heißt, müsse die neue deutsche Linke entstehen. Je schneller die Sozialdemokratie wachse, desto größer werde ihre politische Verantwortlichkeit und desto eher komme der Zeitpunkt, wo sie nationale Wirklichkeitspolitik treiben müsse. Das Zentrum werde solange herrschen, bis es eine militärfreundliche Majorität links vom Zentrum gebe, bis nationaler Sozialismus vorhanden sein werde. Die Aufgabe der Zukunft sei, die Linke an Zahl und noch mehr an politischer Einsicht zu stärken. (Die Zeit, 1903, No. 39.) — Der Liberalismus habe leider versagt, und ein liberales Regiment sei in Deutschland ohne Mitwirkung der Sozialdemokratie ganz ausgeschlossen. „Das fühlt die Menge der Wähler instinktiv. Sie wählt nicht das sozialdemokratische Programm, sondern die kommende Macht." — „Je größer die Sozialdemokratie wird, desto greller und schlimmer wird das Mißverhältnis von Verantwortung und Leistung. Eine Partei von fast drei Millionen ist nicht für den Staatsgedanken zu haben! Eine solche Partei hat keinen Sinn für den Kampf der Nation um ihr weltgeschichtliches Dasein! Die größte deutsche Partei ist gegen die Flotte! Je größer die Sozialdemokratie wird, desto nötiger wird die Verbreitung des nationalsozialen Gedankens, desto schwächer aber gleichzeitig die Aussicht, ihr eine konkurrenzfähige Partei zur Seite zu stellen." (Die Zeit, 1903, No. 40.) — Es sei nötig, das Problem der Regierungsfähigkeit der Sozialdemokratie ernsthaft ins Auge zu fassen. Eine Partei von drei Millionen Wählern könne sich nicht mehr außerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung bewegen, sie müsse genau sagen, was sie innerhalb dieses Staates und dieser Gesellschaft bedeuten wolle. Es sei die Legende vom Sturz des Kapitalismus und des kapitalistischen Staates aufzugeben. Den Arbeitern müsse das geschichtliche Gefühl dafür beigebracht werden, daß es für das Proletariat schon etwas ungeheuer Großes ist, überall mitregierender Faktor zu werden, ein wirtschaftliches Gefühl dafür, daß der jetzige Kapitalismus die Existenzgrundlage aller weiteren Fortschritte der Masse sei. Die Sozialdemokraten sollen ihre Illusionen einschränken zum Zweck der nützlichen Verwendung ihrer wirklichen Kraft. (Die Zeit, 1903, No. 41.)

Bevölkerungsstatistik.

Entvölkerung Norwegens. Die Auswanderung aus Norwegen hat in den letzten Jahren einen so großen Umfang angenommen, daß sie zu ernsten Befürchtungen Anlaß gibt. Die jungen, arbeitstüchtigen Leute verlassen das

Land scharenweise und in vielen Dörfern gibt es gar keine jungen Männer mehr. In einem im Verdens Gang veröffentlichten Berichte heißt es, daß Häuser unbewohnt und Felder verödet seien, weil die Bewohner ausgewandert sind. Nicht nur die Armen und Arbeitslosen, sondern auch die besser Situierten, die Grund und Boden besitzen, verlassen das Land und reisen nach Amerika. Die militärischen Behörden konstatieren eine bedeutende Verminderung der Wehrpflichtigen, und die technischen Schulen sind unfreiwillige Exportgeschäfte geworden, welche die Arbeiter für die amerikanische Industrie ausbilden. Uebrigens sprechen die Zahlen noch deutlicher als Schilderungen es vermögen. Im vorigen Jahre sind nicht weniger als 40000 Personen ausgewandert und in dem laufenden Jahre befürchtet man, daß diese Zahl noch um etwa 10000 vergrößert werde. (Der Tag, 1903, No. 209.)

Auswanderung aus Kroatien. Die Agramer Handels- und Gewerbekammer veröffentlicht im Berichte von 1902 auch die Zahlen über die Auswanderung der kroatischen Bevölkerung. Im Jahre 1901 und 1902 wanderten aus 21254 Menschen. Auf den Wirkungskreis genannter Kammer entfallen allein 14079 Seelen. Dazu kommt, daß viele auch ohne Reisepaß auswandern, also statistisch daheim nicht festgestellt werden konnten. Der Bericht der Vereinigten Staaten z. B. bestätigt, daß bis Ende Oktober 1901 aus Kroatien-Slavonien 17928 und dann bis Oktober 1902 im ganzen 30283 nach Nordamerika gekommen sind, in 1½ Jahren im ganzen 48161 Menschen oder zwei Prozent der ganzen kroatischen Bevölkerung! (Wiener Freisinnige Zeitung, 1903, No. 14.)

Völker und Politik.

England und Frankreich. Der Besuch des Präsidenten Loubet in London ist das äußere Zeichen einer Annäherung der beiden Westmächte, welche immer deutlicher am politischen Horizont aufsteigt und welche eine Verschiebung des gesamten Systems der Weltkräfte in sich birgt. Verschiedenheiten in der politischen Verfassung der Staaten, sowie die persönlichen Höflichkeitsaustäusche spielen keine Rolle mehr in der Geschichte. Die rein wirtschaftlichen Interessen der Völker treten immer mehr in den Vordergrund. Die realen Interessen führen heute Frankreich und Großbritannien zu einander. In dem Augenblick, wo die Franzosen die britische Herrschaft am Nil rückhaltlos anerkennen, gibt es keine große Weltfrage mehr, in welcher die Interessen der beiden Völker aufeinanderstießen; zumal, wenn man in England, wie es scheint, geneigt ist, der französischen Republik freie Hand in Marokko zu lassen. Dann tritt die Republik in Nordafrika an die Stelle des alten Karthago mit einem ungeheueren Hinterland bis zum Kongo hin, und mit dieser Stellung kann auch der ehrgeizigste Kolonialpolitiker Frankreichs zufrieden sein. Und sie bedeutet unter Umständen einen Schritt weiter zur Realisierung des Herzenswunsches jedes französischen Patrioten: die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen. Daß diese Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen nur durch einen Krieg auf Leben und Tod zu erreichen ist, weiß auch in Frankreich jedes Kind, und daß ein Krieg gegen Deutschland ohne starke Allianzen für die Republik hoffnungslos ist, sagen sich sicherlich alle kühl denkenden Köpfe westlich der Vogesen. Man hat dort aber erkannt, daß das russische Bündnis, wie es besteht, eine solche Unterstützung für die Wiederherstellung des alten Frankreich nicht bietet. Aus diesem Grunde begrüßen alle Parteien die Annäherung an Großbritannien. Frankreich gewinnt dadurch an seiner kontinentalen Stellung, England noch mehr für seine Weltpolitik. Heute drängt die britische Politik auf Vorzugszölle für die englische Industrie in den Kolonien. Sicherlich ist eine solche Entwicklung im Interesse der Konsolidierung des britischen Weltreiches. In dieser Hinsicht steht aber Deutschland dem englischen Reiche im Wege, das sich zur Abwehr rüstet. Deshalb gondelt England zur Zeit naturgemäß nach Frankreich hinüber. Die deutschen Komplimente vor Nord-Amerika sind nutzlos, da der Amerikaner nur reale Interessen kennt. An den Vereinigten Staaten würde das Deutsche Reich unter keinen Umständen einen Rückhalt gegen England und Frankreich finden können. Aber einen solchen Rückhalt hat es auch gar nicht nötig. Deutschland ist mit Oesterreich-Ungarn im Bunde stark genug, um die ganze übrige Welt zu bestehen, sollte dies nötig werden. (C. Peters, Die Finanz-Chronik, 1903, No. 27.)

Die Zukunft des britischen Reiches. Der bekannte Philanthrop Andrew Carnegie hat einem Interviewer seine Ansichten über die Zukunft des britischen Reiches mitgeteilt. Britannien, so äußerte er, wird das alte liebe Mutterland des großen unausbleiblichen, englischsprechenden Bundes werden, dessen Mittelpunkt die Vereinigten Staaten sein werden. Der amerikanische Arbeiter ist nüchterner und weniger Spieler als der englische Handwerker. Die Superiorität der Amerikaner auf diesen beiden Gebieten ist ein gewichtiger Faktor für ihren Sieg in der industriellen Konkurrenz mit England geworden. Auch läßt der amerikanische Brotherr seinen Arbeitern mehr Ermunterung und Anregung als der englische zu teil werden. Es ist die alte Geschichte: durch Wohlstand sind die Engländer ein träges Volk geworden, das es mit den Dingen zu leicht nimmt. Die unbestrittene Herrschaft in den großen Industrien, deren Monopol sie während zweier Generationen besessen haben, hat die Engländer träge und erfolglos gemacht. Auch hat England mehr Leute, als es ernähren kann. Die Inseln mögen fortfahren, groß zu sein, aber keine Nation mit einem Areal wie dem ihrigen kann hoffen, einmal eine leitende Stelle einzunehmen. Kanada hat nur eine Zukunft als ein Teil der Vereinigten Staaten. Die weißen Kolonien haben zusammen nur 10 Millionen Einwohner, während die Vereinigten Staaten in den letzten zehn Jahren um 17 Millionen zugenommen haben. Was ist überhaupt das englische Kolonialreich anders als ein Schlagwort für Englands Politiker? — Carnegie steht mit seiner Ansicht über Kanada durchaus nicht allein da. Auch der Präsident der Vereinigten Staaten hat diese Theorie, daß Kanadas Größe erst mit der Einverleibung in die Vereinigten Staaten beginnen würde, in einem seiner Bücher niedergelegt. (Berliner Tageblatt, 1903, No. 259.)

Geistiges Leben.

Société d'Études et de Correspondance Internationales. Bei der Ausdehnung, welche das wissenschaftliche Forschen und Arbeiten auf allen Gebieten menschlichen Erkennens in unseren Tagen genommen hat, wird eine schnelle und eingehende Orientierung über Stand und Fortschritt irgend eines Wissenszweigs immer mehr erschwert, und zwar um so mehr, als die Vertreter desselben den verschiedensten Nationen angehören. Als eine bedeutsame Einrichtung ist darum die von einem Pariser Professor, dem verstorbenen Dr. Lombard, gegründete Gesellschaft für internationale Studien und Korrespondenz zu betrachten, welche es jedem ermöglicht, in kürzester Zeit über die verschiedensten Fragen Auskunft zu erhalten. Es gibt wohl kein Wissensgebiet, und sei es noch so entlegen, deren Vertreter die Gesellschaft nicht zu ihren Mitgliedern zählte, ebenso wie es kein Land der Erde gibt, in welchem sich keine Anhänger befinden. Daß besonders auch Medizin und Naturwissenschaft vertreten sind, davon zeugt die Tatsache, daß der jetzige Präsident der Gesellschaft der Direktor des internationalen Hospitals zu Paris, Dr. Aubeau, ist. Die Société d'Études et de Correspondance Internationales (Paris, Rue Denfert-Rocherau) gliedert sich in elf Sektionen, deren jede ein bestimmtes Gebiet umfaßt. Wer sich z. B. mit Rechtswissenschaft beschäftigt, fügt seinem Namen im Mitgliederverzeichnis eine IX bei, womit er andeutet, daß er sich besonders für die IX. Sektion (section juridique) interessiert. Der Pädagoge fügt seiner Adresse eine VIII, die Nummer der pädagogischen Sektion, bei u. s. w. Außerdem enthält das Mitgliederverzeichnis noch eine Angabe der Sprachen, in welcher jedes Mitglied korrespondieren kann, und der speziellen Gegenstände, über die man Auskunft zu erteilen bereit ist. Ein sehr ausführliches Sachregister erleichtert den Ueberblick. Die Mitgliedschaft erwirbt man durch ein einmaliges Eintrittsgeld von 5 Franks und einen jährlichen Beitrag von 8 Franks. Dafür erhält man monatlich das Organ der Gesellschaft, die „Concordia", und einmal im Jahr das große Jahrbuch, welches alle Adressen enthält, zugeschickt. Jedes Mitglied verpflichtet sich, auf Anfragen, die seine Sektion betreffen, umgehend zu antworten. Mit dieser internationalen Korrespondenz ist der Wirkungskreis der Gesellschaft aber noch nicht abgeschlossen. Sie gewährt den Mitgliedern bei Reisen ins Ausland die größten Vorteile, vermittelt den Austausch von Kindern zwischen Familien verschiedener Nationalität behufs Erlernung der fremden Sprache im Auslande und dient in noch manch anderer Beziehung dazu, den internationalen Verkehr zu erleichtern. — Wie sehr diese, erst vor einigen Jahren gegründete Gesellschaft den Anforderungen unserer Zeit entspricht,

geht aus der Tatsache hervor, daß sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon 2000 Mitglieder zählt, die über alle Länder der Welt zerstreut wohnen. Wer aus Neigung oder Beruf internationale Beziehungen anstrebt, findet dazu gewiß nirgends eine günstigere Gelegenheit, als in der Société d'Études et de Correspondance Internationales.

Bücherbesprechungen.

Hans Driesch, Die „Seele" als elementarer Naturfaktor. Studien über die Bewegungen der Organismen. — Leipzig 1903. Verlag von W. Engelmann. 1,60 Mark.

H. Driesch gehört zu den seltenen Naturforschern der Gegenwart, die nicht bloß die Natur beobachten, sondern vielmehr denkend beobachten. Manche an sich fachwissenschaftlich sehr gute Bücher unserer Gelehrten zeichnen sich oft durch eine höchst unerfreuliche logische Naivetät und geradezu Verrohung aus. Die Vernachlässigung der logischen Schulung und philosophischen Bildung von seiten der Naturwissenschaftler rächt sich zusehends, namentlich da, wo es sich um die Erklärung biologischer Vorgänge handelt. Denn hierbei ist nicht nur der Gegenstand des Forschens, sondern auch der erkennende Verstand des Forschers selbst zu berücksichtigen, um fehlerfreie sachliche Erkenntnisse festzustellen. Kurz, ein jeder Naturforscher sollte erkenntnis-theoretisch geschult sein. Daß diese Schule die Kantische Philosophie ist, braucht heute nicht mehr auseinandergesetzt zu werden.

Kant schrieb in der „Kritik der teleologischen Urteilskraft" ein vorbildliches Werk über allgemeine Biologie. Was er hier über das Verhältnis von Mechanismus und Teleologie und über unsere Beurteilung dieses Verhältnisses gesagt hat, ist durch die moderne Entwicklungslehre in keiner Weise erschüttert worden. Im Gegenteil, die neuere Physiologie und Entwicklungsbiologie kann nur seine allgemeinen Grundsätze bestätigen. Sie kann und muß aber über Kant hinausgehen, indem sie die Einzelprobleme des organischen Lebens nach den Gesichtspunkten mechanischen und zweckmäßigen Geschehens konsequent erforscht. Bekanntlich macht sich unter den Gelehrten eine rückläufige Bewegung zu vitalistischen Ideen bemerkbar, wobei man oft die wunderlichsten logischen Konfusionen erlebt. Eine rühmliche Ausnahme macht H. Driesch, der logisch und philosophisch geschult, mit einer bewundernswürdigen Schärfe der Begriffe an die Einzelvorgänge des organischen Lebens herangeht und ihre Beurteilung nach mechanischen und teleologischen Gesichtspunkten bis zu Ende denkt, oder wenigstens versucht, konsequent bis ans Ende vorzudringen.

Der Grundgedanke der Schriften von Driesch, denen sich die vorliegende zur Ergänzung anschließt, ist, daß die Grundarten des organischen Geschehens, Bewegung, Stoffwechsel und Formbildung, nicht ausschließlich mechanisch verstanden werden können, sondern daß in ihnen elementare Selbstgesetzlichkeiten oder Autonomien tätig sind, die von den Gesetzen des physikalisch-chemischen Geschehens wesentlich verschieden sind. Es ist ein Neues und ein Anderes, das hier wirksam ist. Diese Grundanschauung ist indes uralt, am klarsten, wie gesagt, von Kant erfaßt und dargestellt. Was aber Driesch neues bietet, ist seine scharfe, durchdringende Erfassung der Einzelprobleme von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus.

In dem vorliegenden Buche beschäftigt er sich besonders mit der Analyse der „Bewegungen der Organismen" in ihrer Stufenreihe von den einfachen Richtungsbewegungen, Reflexen, Instinkten bis zu den kompliziertesten Handlungen. Und zwar handelt es sich hier um eine Umgrenzung und Bestimmung der materiellen Seite jener Vorgänge und um die psychologisierende Deutung derselben, falls die mechanische Erklärung prinzipiell versagt.

Driesch verwirft die Theorie des psychophysischen Parallelismus, die er durch die Psychoid-Theorie ersetzt. „Die physiko-chemische Kette der Ereignisse besitzt bei vielen organischen Bewegungsphänomenen eine Lücke: Das Psychoid füllt sie aus." Das „Seelische" oder Seelenähnliche ist in den organischen Prozessen ein elementarer Naturfaktor.

Es ist reizvoll für den zugleich physiologisch und philosophisch geschulten Leser, dem Verfasser in der Aufdeckung der speziellsten psycho-physischen Beziehungen zu folgen. Aber wie gern man ihm auch im allgemeinen folgt, so gibt es doch nicht wenige Punkte in seiner Schrift, wo er zum Widerspruch herausfordert, namentlich in philosophischen Fragen. Für Kant war das „Ding an sich" kein Verlegenheitsbegriff, sondern ein im System der Vernunft notwendig begründeter Grenzbegriff (was er auch wirklich ist). Auch ist es falsch, daß Kant den Begriff des Wirkens nur innerhalb der Erscheinungswelt für berechtigt hielt. Vielmehr erkannte er seine methodische Notwendigkeit als regulative Idee auch für die Welt der Dinge an sich an. Ferner können wir des Verfassers Polemik gegen den Darwinismus und gegen die Lehre von den „nervösen Zentren" nicht mitmachen, um so weniger, da er schließlich selbst zu der Annahme ihrer Existenz gezwungen wird, wenn er sie auch mit anderen Worten beschreibt. L. W.

Pio Viazzi, La Lotta di Sesso. Biblioteca di Scienze e Lettere. Remo Sandron, Editore. Milano-Palermo. 400 Seiten.

Italien ist zweifellos ein sehr entwicklungsfähiges und zukunftreiches Land. Das dürfte allein schon der Umstand beweisen, daß es unter den geistig produzierenden Ländern heutzutage entschieden eine der allerersten Stellen einnimmt. Zumal auf dem Gebiete derjenigen drei Wissenschaften, welche, man möchte sagen, jedes Jahr an Bedeutung sowie an Einfluß auf die anderen Wissenschaften zunehmen, nämlich dem der Kriminalistik, der Nationalökonomie und der Soziologie, ist italienische Gelehrsamkeit teils bereits maßgebend geworden, teils ist sie auf dem besten Wege es zu werden. Haben doch manche der neuitalienischen Gelehrten, wie Cesare Lombroso, Guglielmo Ferrero, Enrico Ferri, Antonio Labriola, Achille Loria und andere selbst auf die vielfach in etwas chauvinistischer Selbstgenügsamkeit verharrende deutsche akademische Wissenschaft einzuwirken vermocht. — Auf dem Gebiete der Nationalökonomie hat eine Frage freilich in Italien verhältnismäßig wenig Erörterung gefunden, die Frauenfrage. Desto mehr aber ist derjenige Teil der Frauenfrage erörtert worden, welcher in das Gebiet der soziologischen Wissenschaften hineinfällt, nämlich die Sexualpsychologie und die Sexualethik. Neben den bedeutsamen Forschungen auf diesem Gebiet von Cesare Lombroso — La Donna Delinquente (Turin 1895) — Giuseppe Sergi — Dolore e Piacere (Mailand 1894) — Guglielmo Ferrero — in L'Europa Giovane (Mailand 1897) — und Gioiele Solari — Il Problema Morale (Turin 1900) — ist hier wohl das Werk von Pio Viazzi, La Lotta di Sesso (der Geschlechterkampf) die wissenschaftlich anregendste.

Mit diesem Werke hat uns Pio Viazzi ein eigenartiges Geschenk gemacht, indem er der einschlägigen Literatur eine ganz eigentümliche Bereicherung bringt: eine wissenschaftlich gehaltene Encyclopädie des Geschlechtslebens vom Standpunkt eines durchaus maskulinen Pessimismus aus. Die Theorie des Schweden August Strindberg von der Dämonenhaftigkeit der Weiber mischt sich bei Viazzi mit der ungesunden Frauenverachtung Schopenhauers — welche bei ihm freilich wie eine mit vagen Klagetönen durchwirkte wissenschaftliche Mußüberzeugung anmutet — sowie endlich der Lehre von der anthropologischen Minderwertigkeit der Frau, deren Hauptvertreter Cesare Lombroso ist, zu einem straff kompakten Ganzen. Leider macht die unglückselige Disposition des Buches, weil ebenso weitschweifig als ungeordnet, sowie die oft unklare Ausdrucksweise, an welcher der Verfasser trotz größter stilistischer Begabung zu leiden scheint, eine kritische Besprechung des Buches als solches, sowie selbst eine auch nur einigermaßen präzisere Inhaltsangabe unsäglich schwer. Wir müssen uns daher wohl oder übel darauf beschränken, die Haupttheorien des Verfassers klarzustellen und einzelne Stellen des Werkes herauszugreifen, deren Inhalt uns prinzipiell besonders anfechtbar erscheint. — Viazzi ist der Ueberzeugung, daß trotz aller atavistischer Reste männlicher Präpotenz in Sitte und Recht, de facto dennoch das Weib die Suprematie an sich gerissen hat und, rücksichtslos, wie es nun einmal von Natur aus ist, den Mann ausbeutet. Der Grund dafür ist in der angeblichen Tatsache zu suchen, daß der Mann erstens ein zu starkes Geschlechtsgefühl besitzt — der Engländer Ernest Belfort Bax würde „Geschlechtsdusel" sagen — welches ihn unfähig macht, klar zu sehen, und zweitens, daß in dem daraus entspringenden Mangel an männlicher Geschlechtssolidarität — die

Männer sind untereinander nichts als sexuelle Konkurrenten! — jedes einheitliche Zusammengehen zwischen ihnen von vorneherein ea ipsa re ausgeschlossen ist. Dagegen sichert sich das Weib sowohl durch ihre geringeren sexuellen Bedürfnisse als auch durch ihr Auftreten als kompakte weibliche Masse — eine feministische Sexualkollektivität, welche Viazzi freilich durch nichts zu beweisen vermag — usque ad infinitum ihre öffiziöse Herrschaft über den Mann. Der „Kampf der Geschlechter" (Lotta di Sesso) ist deshalb vorüber, weil längst zu Gunsten des Weibes entschieden. Was Viazzi nun für die Zukunft ersehnt, faßt er in dem Kapitel Voti (Wünsche) zusammen: Das Weib muß ökonomisch stets vom Manne abhängig bleiben, denn nur so ist das notwendige Aequivalent für die sexuelle Abhängigkeit des Mannes vom Weibe vorhanden (Seite 207). Das ist auch schon deshalb notwendig, weil dem Weibe zwar nicht die intellektuelle Kapazität, wohl aber die perpetuelle Potentialität der Arbeit fehlt. Auch würde bei wirtschaftlicher Unabhängigkeit des Weibes der Mann sofort in die Sklaverei desselben geraten, weil der sexuell mehr verlangende Mann dann kein anderes Mittel mehr habe, sich vom Weib den seinem Körper notwendigen Liebesgenuß zu verschaffen, als sich in die vollste Abhängigkeit desselben zu begeben. Um diesem Schreckbild aber zu entgehen, muß der Mann vor allen Dingen in der Lage sein, so viel zu verdienen, daß er der Frau satt zu essen geben kann. Auf diese Weise wird sowohl Prostitution als auch Altjungferntum auf ein Minimum reduziert werden. Trotz dieser ultramaskulinen Theorien trifft sich aber Viazzi in drei Punkten mit der sonst von ihm so grausam bekämpften Frauenbewegung: auch er verlangt die Geschlechtsfreiheit des Weibes, größere Freiheit der Berufswahl und Vertiefung der weiblichen Bildung. Es versteht sich am Rande, daß er diese Postulate nur in Rücksicht darauf aufstellt, um dadurch den Kampf der Geschlechter zu Gunsten des Mannes zu beeinflussen; denn je weniger das Weib den Mann durch ihr Geschlecht tyrannisieren kann, desto besser für die — männliche — Menschheit. — Man kann, glaube ich, trotz unendlich vieler Widersprüche im einzelnen, dem theoretischen Aufbau der Viazzischen Männerlogik eine gewisse Konsequenz nicht absprechen. Es ist hier leider nicht der Raum, das stolze Gebäude kritisch zu unterminieren. Nur auf zwei seiner Grundfehler hin möchten wir dasselbe kurz untersuchen. Pio Viazzi hält sich für berechtigt, seine reinmaskulinistische Tendenz aufzustellen, weil er das Weib als ein durchaus inferiores Lebewesen betrachtet. Pio Viazzi beweist das auch. Aber sehen wir uns einmal den Beweis an. Die Frau ist zurückgeblieben, weil sie in vielen Dingen noch immer auf der Kulturstufe der Wilden steht. Beweis hierfür ist für ihn zumal die weibliche Kleidung in ihrer kindlich-atavistischen Farbenpracht! Meiner Ansicht nach enthält dieses Argument Viazzis nicht weniger als zwei grobe Fehler. Erstens vergißt er, daß an Farbenpracht der Kleidung keineswegs die Frau, sondern ... der Offizier aller Nationen — man denke an die überladenen Uniformen der Karabinieri und der italienischen Generalität, an die Buntheit der deutschen Kavallerie und der englischen Infanterie, an die kriegerische Pracht der französischen Kürassiere u. s. w. — den Vogel absticht. Ferner aber möchte ich, von den leider häufigen Geschmacksverirrungen abgesehen, die Buntheit der — männlichen wie weiblichen — Kleidung keineswegs als einen atavistischen Rest des Geschmackes, sondern gerade umgekehrt als einen Rest ästhetischen Geschmackes ansehen und es nur bedauern, daß derselbe nicht auch der Männerwelt in ihrer Gesamtheit eigen ist. Buntheit bedeutet nicht immer Unkultur, sondern meist Farbensinn. Auf dem Gebiete der Malerei haben wir sogar mit zunehmender Kultur eine größere Variation und eine größere Intensität in der Benutzung der Farbe gehabt. — Nicht glücklicher ist Viazzi in einer anderen Argumentierung weiblicher Inferiorität: der des angeblich geringeren weiblichen Schamgefühls. Mit solchen Verallgemeinerungen ist meines Erachtens nichts zu machen. Ein Hauptstützpunkt dieser Behauptung Viazzis, die Schamlosigkeit der weiblichen Brustentblößung auf Bällen, besticht nur im ersten Augenblick. Gibt es einen größeren Beweis für die „Inferiorität" des ... Mannes als die Schamlosigkeit, mit welcher er, zumal im Vaterlande Viazzis selbst, an jeder Straßenecke, coram publico, seine natürlichen Bedürfnisse verrichtet? Ja, und ist Schamlosigkeit denn überhaupt ein Kriterium niedriger Kulturstufe? Cesare Lombroso berichtet uns einmal von dem afrikanischen Stamm der Dinka, daß sowohl Männer als Frauen äußerst schamhaft sind. „Es war nicht einmal möglich, zu erreichen, daß die Männer sich ihre Genitalien, die Frauen ihre Brüste ärztlich untersuchen ließen. Eine Frau, deren Tätowierungen auf der Brust wir untersuchen wollten, blieb auf den Versuch hin zwei Tage lang traurig und erregbar." (Lombroso e Mario Carrara: „Contributo all' Antropologia dei Dinka", Lanciano 1897, Seite 22.) —

Wie dem aber auch sei, das Buch Pio Viazzis zeugt von tiefem Ernst und größter Belesenheit und ist als ein äußerst wertvoller Beitrag zu einer noch wenig geklärten Frage zu betrachten. Dr. Robert Michels.

A. Kirchhoff, Mensch und Erde. Leipzig. Druck und Verlag von G. B. Teubner. Geheftet 1,— Mark, gebunden 1,25 Mark.

Eine Schrift, welche Skizzen über die Wechselbeziehungen zwischen Erde und Mensch enthält und von einem Geographen geschrieben ist, der ein feines Verständnis für die kulturgeschichtlichen Beziehungen zu der Gestaltung der Erdoberfläche besitzt, muß das Interesse des historischen und politischen Anthropologen von vorneherein wecken. Besonders hat es uns gefreut, daß Kirchhoff sich auf den Boden des Darwinismus stellt. Schon bei früherer Gelegenheit hat er mit Nachdruck auf die Bedeutung der tellurischen Auslese für die physischen und psychischen Eigenschaften der Menschen hingewiesen. Neue dem Klima angepaßte Eigenschaften werden durch natürliche Ausmerzung aller nicht anpassungsfähigen Individuen herangezüchtet. Auf eine solche „Musterung, welche die Landesnatur unter den Einzüglern hält, um nur den für sie Geeigneten das Bürgerrecht zu erteilen", führt er die merkwürdige Beobachtung zurück, daß der größte Brustumfang allein diejenigen Völker auszeichnet, welche die drei höchsten Hochländer bewohnen, Tibet, Mejiko und Hochperu. Durch eine „psychische Naturauslese" ist auch die Friedfertigkeit und heitere Gemütsstimmung der Eskimos gezüchtet worden.

Obgleich der Mensch eine „Geburt des Erdplaneten" ist, so weist Kirchhoff doch auch den im Menschen selbst gelegenen Kräften einen maßgebenden Einfluß auf die Kulturgestaltung zu. So warnt er vor dem Schluß, daß die Gemütsstimmung der Völker überall ein unmittelbares Spiegelbild ihrer Umgebung sei, wie das Beispiel der Azteken zeigt, die unter dem heiteren Himmel Mejikos ihre Schwermut bewahrt haben.

Zu der Skizze über „Geographische Motive in der Entwicklung der Nationen" könnte man viele kritische und ablehnende Bemerkungen machen, da Kirchhoff hier viel zu wenig die Bedeutung der rassen-anthropologischen Tatsachen für die Bildung und den Kulturgang der Nationen berücksichtigt.

Der Orientierung halber nennen wir noch die Ueberschriften der einzelnen Skizzen: I. Das Antlitz der Erde in seinem Einfluß auf die Kulturverbreitung und die tellurische Auslese seitens der einzelnen Länder. II. Das Meer im Leben der Völker. III. Steppen- und Wüstenvölker. IV. Der Mensch als Schöpfer der Kulturlandschaft. V. Geographische Motive in der Entwicklung der Nationen. VI. China und die Chinesen. VII. Deutschland und sein Volk. Fr. G.

Dr. Carl Nebel, Das Realseminar. Verlag von A. W. Lickfeldt in Osterwieck am Harz. 32 Seiten, Preis 0,60 Mark.

Vor kurzem erschien eine beachtenswerte Broschüre, betitelt: Das Realseminar, ein pädagogisches Zukunftsbild von Dr. Carl Nebel, welche die 6klassige Realschule zum Gegenstand eingehender Betrachtung macht und die Bedeutung aufweist, welche sie für die Heranbildung produktiver Arbeiter auf allen Gebieten des Lebens hat. Damit aber die Realschule den gesteigerten Anforderungen unserer Zeit entspreche, ist nicht nur eine Aenderung im Lehrplane und der Lehrmethode, sondern vor allem eine Aenderung in der Vorbildung der Lehrer erforderlich. Die bisherige akademische Vorbildung der Lehrer an 6klassigen Realschulen muß der realseminaristischen weichen. Das Realseminar als hohe Schule, auf welcher künftige Reallehrer mit dem gesamten Fonds der modernen Bildung, zugleich aber auch mit dem nötigen pädagogischen Geschick und der Berufsfreudigkeit ausgerüstet werden, ist das pädagogische Zukunftsbild, dessen Realisierung in dieser lesenswerten Schrift angestrebt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 7. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Menschenrassen Europas.

Dr. Gustav Kraitschek.

Die romanischen Völker.

Wenn wir bei der Anordnung des Stoffes die Rassenverwandtschaft berücksichtigen, so müssen wir **Frankreich** an die Spitze der romanischen Länder stellen, da es unter diesen zweifellos der germanischen Welt rassenhaft am nächsten steht. Das Material für eine Darstellung der Anthropologie dieses Landes ist außerordentlich reichlich, da gerade hier die Wissenschaft vom Menschen schon früh eifrig betrieben wurde und eine große Zahl hervorragender Forscher auf diesem Gebiete tätig war und ist.

Im allgemeinen Teile wurde von dem großen Keile brachycephaler Bevölkerung gesprochen, der sich zwischen die nordische und die mittelländische Zone der Langköpfigkeit einschiebt. Die Spitze dieses Keiles nun liegt in Frankreich. Nach der bei Ripley (pag. 138) wiedergegebenen Karte Collignons reicht das Gebiet höherer Brachycephalie (über Index 83) an der Ostgrenze Frankreichs etwa von Sedan bis nahe an das Mittelmeer, ohne dieses aber zu berühren. Ziehen wir nun von Sedan gegen die Mitte der Küste zwischen Bayonne und der Garonnemündung eine etwas nach Süden ausgebogene Linie, ferner eine gerade von der Sturaquelle bis etwa Lourdes, so haben wir dieses Gebiet ungefähr umgrenzt. Im wesentlichen sind es die gebirgigen Teile Frankreichs, doch halten die Brachycephalen auch die Ebenen der Gascogne, sowie die Niederungen des Saône- und Rhônetales besetzt. In vielen Departements dieser Zone steigt der Durchschnittsindex auf 85 und 86, im Zentralplateau aber, um Châlons s. S. und im südlichen Savoyen bis 87 und 88. Von diesem Kern sehr hoher Brachycephalie aus nimmt sie gegen die Ränder zu allmählich ab. Außerdem gibt es jedoch noch ein zweites Gebiet, wo die Brachycephalie ebenfalls stärker vertreten ist. Es sind die hügeligen Landschaften von Anjou, Maine, der südlichen und westlichen Normandie und eines Teiles der Bretagne. Der Durchschnittsindex der Departements hält sich hier meist unter 84, erreicht nirgends 85. Die beiden brachycephalen Gebiete werden durch einen Streifen relativ langköpfiger Bevölkerung getrennt, der, nur in der Gegend von Orleans stark ein-

geschnürt, in ziemlich gleichbleibender Breite von der belgischen Grenze gegen die Landes zu sich erstreckt. Ueberall bleibt hier der mittlere Index unter 83. Eine zweite Zone relativer Langköpfigkeit folgt dem Ufer des Mittelmeeres von der spanischen zur italienischen Grenze.

Die mittlere Körperhöhe ist im Nordosten Frankreichs viel bedeutender als im Südwesten. Eine von der Halbinsel Cotentin bis etwa Grenoble gezogene Linie trennt die beiden Größenzonen. In der ersteren beträgt die Durchschnittsgröße meist ungefähr 165 cm, ist in einigen Gegenden, besonders in Lothringen, der alten Freigrafschaft und bei Lyon aber noch bedeutender. Im südwestlichen Teile bleibt die mittlere Körpergröße fast durchaus unter 165 cm, sinkt jedoch in ausgedehnten Strichen auf 163 cm, hie und da noch tiefer herab. Die kleinste Bevölkerung besitzen Perigord, Limousin und ein Teil der Bretagne (160—163 cm)[1]).

Betrachtet man die Karte der Farbenmerkmale[2]), so fällt sofort eine gewisse Aehnlichkeit mit der Darstellung der Körperhöhe in die Augen. Die Gebiete relativ größerer Körperhöhe im Nordosten sind auch die hellerer Pigmentierung. Decken sich auch die Grenzlinien nicht ganz genau, so ist doch die Uebereinstimmung im großen und ganzen nicht zu verkennen. Es hat den Anschein, daß beide Eigenschaften von den in das Land eingedrungenen Eroberern nordischer Rasse herstammen. Auffallend ist jedoch, daß zwischen der Verbreitung dieser Eigenschaften und der der Schädelformen keine Uebereinstimmung besteht. Die nordöstliche Zone relativ großer und blonder Bevölkerung ist im Norden relativ langköpfig, im Süden aber zum Teil hochgradig brachycephal. Ebenso ist die dunkle, kleinwüchsige Bevölkerung des Südwestens teils lang-, teils sehr kurzköpfig. Im letzteren Falle ist die Erklärung leicht gefunden. Es sind hier eben beide dunklen Rassen, die brachycephale und die mittelländische vertreten. Bezüglich der blonden Bevölkerung liegt aber die Sache anders. Wie sollen wir z. B. erklären, daß das ziemlich brachycephale Departement Belfort eine weit blondere Bevölkerung besitzt, als das Departement Aisne, das hart an der Grenze der Langköpfigkeit steht (unter Index 81)? Ersteres nimmt unter den nach dem Grad der dunklen Färbung geordneten Departements den siebenten, letzteres den achtundzwanzigsten Platz ein. Aehnliche Beispiele ließen sich noch mehrere anführen[3]). Es sei gestattet, hier der Vermutung Ausdruck zu geben, daß in solchen Fällen vielleicht an eine Beimischung mittelländischer Langköpfe in den relativ dolichocephalen Gegenden des Nordostens gedacht werden könnte, deren Verbreitungsgebiet sich ja in neolithischer Zeit über ganz Frankreich bis nach Belgien hinein erstreckte und deren Spuren in der gegenwärtigen Bevölkerung der Bretagne auch unzweifelhaft nachgewiesen sind. Sie wären als

---

[1]) Karte bei Ripley, pag. 149.

[2]) Ripley, pag. 147.

[3]) Sehr auffallend ist z. B. das Verhältnis im Departement Jura. Hier ist die Bevölkerung hochgradig brachycephal (88) und doch nimmt es bezüglich der dunklen Farben die elfte Stelle ein. Ein Gegenstück bildet das Departement Seine et Oise bei Paris mit einem Index von nur 81,6, das erst an dreiunddreißigster Stelle erscheint. Ueber die Haar- und Augenfarbe siehe Topinard, Revue d'anthr., 1889, pag. 513.

Bindeglied zwischen den südfranzösischen und den britischen Angehörigen dieser Rasse zu betrachten, die jedoch durch den brachycephalen Keil von ihren nächsten Verwandten am Ufer des Mittelmeeres getrennt worden sind. Für diese Annahme spricht auch der Umstand, daß die Körpergröße im allgemeinen in dem mehr langköpfigen Teile der blonden Zone geringer ist als in dem brachycephalen. Es bleiben freilich hinsichtlich der Beziehungen der verschiedenen Merkmale zu einander noch genug Anomalien über, die nicht so einfach erklärt werden können und bei deren Entstehung verschiedene Faktoren mitgewirkt haben dürften.

Bisher wurden nur die einzelnen Teile Frankreichs untereinander verglichen, es handelt sich jedoch auch darum, zu untersuchen, welche Stellung das französische Volk bezüglich seiner Pigmentierung unter den europäischen Völkern einnimmt. Ein direkter Vergleich ist nicht möglich, da Topinard nach einer eigenartigen Methode vorgegangen ist, die von der bei uns und in Deutschland befolgten stark abweicht. Er sondert nämlich bei Augen und Haaren nur die ausgesprochen hellen und die ausgesprochen dunklen Töne aus, die übrigen als „moyens“ bezeichnend. Trotzdem haben wir einen recht guten Anhaltspunkt für den Vergleich. Erfreulicherweise wurde nämlich auch Elsaß-Lothringen in die Untersuchung einbezogen. Wir wissen nun, daß dieses Land in der schon erwähnten Reihenfolge der Departements die achte Stelle einnimmt. Bedenkt man nun, daß es nach der deutschen Schulstatistik an letzter Stelle steht, so geht daraus hervor, daß nur sieben Departements Frankreichs von einer heller pigmentierten Bevölkerung bewohnt werden, als der die dunkelste Bewohnerschaft bergende Teil Deutschlands, alle anderen achtzig Departements dagegen dunklere Bevölkerung besitzen. Es dürften die Landstriche hellster Pigmentierung in Frankreich also ungefähr mit dem übrigen Süddeutschland gleich stehen. Auch die deutsch-österreichischen Länder dürften sich nicht viel davon unterscheiden. Nehmen wir hier Weisbachs extreme Farben, „blond“ und „rot“ einerseits, das leider nur für Niederösterreich ausgeschiedene „dunkelbraun“ und „schwarz“ andererseits, so lassen sie sich wohl Topinards „clairs“ und „foncés“ vergleichen. Im genannten Kronlande sind nun diese extremen Farben mit je 21 pCt. vertreten, in dem blondesten Departement Frankreichs, Manche, mit 28 pCt. und 29 pCt. In beiden Gebieten halten sich also Helle und Dunkle die Wage. Da aber Niederösterreich unter allen von Weisbach untersuchten deutsch-österreichischen Kronländern die dunkelste Bevölkerung besitzt, so kommen die anderen bezüglich des Prozentsatzes heller Haarfarbe zum Teil noch über Manche zu stehen[1]).

Bezeichnenderweise ist jener Landstrich Frankreichs der blondeste, in welchem noch im Laufe des Mittelalters eine Verstärkung des nordischen Elementes erfolgte: die Normandie. Ihr schließt sich die Landschaft Artois an, wo ja im Mittelalter das niederfränkische,

[1]) Kärnten 35 pCt., Oberösterreich 35 pCt., Steiermark 28 pCt.; nur Salzburg bleibt mit 21 pCt. zurück, freilich werden hier auch die Dunkelbraunen sehr selten sein, was schon aus dem fast vollständigen Fehlen der Schwarzen hervorgeht (1,5 pCt.). Es ist bemerkenswert, daß auch Beddoe für Wien und die Normandie fast die gleichen Zahlen gefunden hat. Es wird dadurch unsere Auffassung schön bestätigt. (Topinard, Elements de l'anthrop., pag. 339.)

vlämische Idiom noch weit verbreitet war und wo es noch heute in und um Dünkirchen gesprochen wird.

Von größtem Interesse ist eine eingehendere Betrachtung der in Cotentin herrschenden Verhältnisse. Man sieht hier deutlich (Karte bei Ripley, pag. 151), daß die langköpfige Bevölkerung vom Meere aus vordrang und die Brachycephalen nach dem Inneren zurückdrängte, wo es Gegenden mit sehr rundköpfiger Bevölkerung gibt (Index 85—87), während in den Küstengegenden der Durchschnittsindex meist zwischen 80 und 82 schwankt. Wir finden hier also auf engem Raume sehr große anthropologische Gegensätze vereinigt, eine Folge der geschichtlichen Entwicklung. Aehnlich liegen die Dinge auch in der benachbarten Bretagne. Zwischen der Normandie und den unmittelbar an sie grenzenden Departements Côtes du Nord und Ille et Villaine besteht ein schroffer Gegensatz. Hier herrscht nämlich hochgradige Brachycephalie (Index 84), ferner stehen sie unter den nach der Pigmentierung geordneten Departements an einundvierzigster und fünfundvierzigster Stelle, während die Normandie, wie erinnerlich, die blondeste Bevölkerung von ganz Frankreich besitzt. Weiter gegen Westen und Süden nimmt die Rundköpfigkeit und die dunkle Komplexion wieder ab, so daß der Süden der Bretagne, Morbihan, der Normandie anthropologisch sehr nahe steht. Die Masse der Bevölkerung setzt sich in der Bretagne, besonders im Inneren, aus Brachycephalen zusammen, die dem reinen Typus oft recht nahe stehen (Topinard, on the anthr. of Britany, Ref. Zentralbl., 1898), doch beweist das häufige Auftreten blauer Augen, daß auch sie einen Einschlag nordischen Blutes besitzen. Im Departement Côtes du Nord hat nun die Analyse der anthropologischen Verhältnisse in den einzelnen Arrondissements das interessante Resultat ergeben, daß sich hier die drei europäischen Hauptrassen nebeneinander behauptet haben. Die Bewohner der Arrondissements St. Brieuc, Loudéac und Gninegamp gehören, wie ihr hoher Durchschnittsindex (84—85) und ihre dunkle Färbung beweisen, überwiegend der brachycephalen Rasse an. Dinan und Lannion fallen jedoch durch ihren niedrigen Index (82) und die große Zahl von Langköpfen auf (30 pCt.), unterscheiden sich aber voneinander auffallend betreffs der Körpergröße und Komplexion. In ersterem Arrondissement sind die Bewohner relativ groß (165 cm) und relativ blond (36 pCt. blond, 38 pCt. dunkel), in letzterem sehr klein (161 cm) und relativ dunkel (20 pCt. und 48 pCt.). Daraus ergibt sich, daß die Langköpfe in Dinan meist der nordischen, in Lannion meist der mittelländischen Rasse angehören müssen. Besonders häufig erscheint diese im äußersten Norden von Lannion an der Küste, wohin sie als älteste Rasse des Gebietes von den später eingewanderten zurückgedrängt wurde. Hier haben sich ihre Rasseneigenschaften fast unverändert erhalten: Die Größe ist gering, der Schädel lang, das Gesicht in der Jochbogengegend breit, doch länger als bei den typischen Rundköpfen (erinnert also an den Cro-Magnon-Typus), Haare und Augen sind meist dunkel, oft schwarz, die Hautfarbe ist ebenfalls relativ dunkel. Es sind die Nachkommen der neolithischen Langköpfe, von denen im ersten Teile die Rede war. Die Verstärkung des nordischen Elementes erfolgte in Dinan durch die Einwanderung von Briten, die vor den Angelsachsen aus ihrer Heimat flohen (Collignon, Bull. de la

société d'a., 1890). Der Reichtum der Bretagne an anthropologischen Raritäten ist aber damit noch nicht erschöpft. Auch die brachycephale Rasse treffen wir hier in voller Reinheit an. Südwestlich von Quimper wohnen die Bigouden von Pont-l'Abbé, die den mongoloiden Typus in so auffallender Weise zur Schau tragen, daß sie von ihren Nachbarn als Chinesen bezeichnet werden, von verschiedenen Beobachtern jedoch mit Lappen verglichen worden sind. (Hervé, Les Mongoloides en France, Rev. mens., 1898.)

Ein anthropologischer Gegensatz zwischen den französischen und den keltischen Teilen der Bretagne ist nicht nachweisbar.

Betrachten wir nun den südwestlichen Teil der langköpfigen Zone um Limoge, Perigueux und Angoulême. Der Durchschnittsindex ist niedrig und sinkt auf weite Strecken unter 80, die Körpergröße ist gering, die Färbung meist dunkel[1]). Die Bevölkerung besteht also hier überwiegend aus Mittelländern und besitzt, wie aus den Portraits bei Ripley (pag. 172) hervorgeht, den Cro-Magnon-Typus. Ueberall ist aber doch auch noch das blonde Element beigemischt, das in einigen Gegenden sogar stärker hervortritt, besonders in den Departements Creuse und Charente Inférieure.

Südlich und östlich von der eben besprochenen Gegend liegen jene Gebiete Frankreichs, wo die brachycephale Rasse sich in ihrer größten Reinheit erhalten hat. Hochgradige Brachycephalie, Kleinheit und dunkle Färbung sind hier verbunden, auch die Hautfarbe zeigt eine dunklere Tönung. Da und dort tritt auch der reine mongoloide Typus auf.

Aehnliche Verhältnisse herrschen in Savoyen und der Dauphiné, doch mit dem Unterschiede, daß hier die Bevölkerung zum Teil hochwüchsiger und etwas heller pigmentiert erscheint. Der bei Ripley, pag. 39, abgebildete Savoyarde zeigt alle Eigenschaften des typischen Rundkopfes.

In der relativ langköpfigen Zone an den Ufern des Mittelmeeres muß man nach Collignon (L'Anthrop., 1890) zwei Regionen unterscheiden, eine westliche und eine östliche. In der westlichen (katalonischen) Region erinnert der Gesichtstypus an die Cro-Magnon-Rasse, während in der östlichen (ligurischen) Region die Gesichter mehr oval sind. In dieser litoralen Zone erreicht auch die dunkle Färbung ihren höchsten Grad. Das Departement Var (östlich von Marseille) nimmt mit 64 pCt. Dunkel- und nur 6 pCt. Hellhaarigen die letzte Stelle ein.

Die Grundlage der Bevölkerung Frankreichs besteht also aus den beiden dunklen Rassen, von denen die mittelländische in den Ebenen nördlich der Garonne und an der Mittelmeerküste dominiert, jedoch auch im Norden vertreten ist, die brachycephale aber fast überall vorkommt, besonders rein jedoch im Zentralplateau, in den Westalpen und in gewissen Teilen der Bretagne auftritt. Ueberall sind diese Rassen beeinflußt durch das blonde nordische Element, am stärksten im Norden und Osten, wo zum Teile dessen Eigenschaften das Uebergewicht erlangt haben.

[1]) Die fraglichen Departements stehen an vierundfünfzigster bis sechsundsechzigster Stelle, dunkle Haare (foncés) sind mit 46—49, helle nur mit 14—16 pCt. vertreten.

Der alte Adel hat auch in Frankreich den nordischen Typus besser bewahrt. Aus den altfranzösischen Dichtungen geht hervor, daß dieser das Schönheitsideal der höfischen Kreise des 12. und 13. Jahrhunderts war (Loubier, das Ideal der männlichen Schönheit bei den altfr. Dichtern, 1890). Doch auch heute noch zeigen z. B. die Falken der Rouergue (hobereaux rouergats), der Adel des Departements Aveyron, fast ausschließlich diesen Typus. In allen alten Familien der Rouergue herrschen blondes Haar, blaue Augen, weiße Haut und frischrote Gesichtsfarbe vor, während unter der übrigen Bevölkerung nur zwei rein Blonde auf fünfzig Individuen kommen. Die Gestalt der Edelleute ist schlank und hoch, die der Bauern jedoch meist klein und untersetzt (Durand de Gros, Bull. de la soc. d'anthr., 1889). Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Frankreich durch die Revolution, der ein bedeutender Teil der höheren Schichten, des Adels- und des Bürgerstandes zum Opfer gefallen ist, eine große Einbuße an nordischem Blute erlitten hat.

Für **Italien** liegen die an mehr als 200000 Stellungspflichtigen vorgenommenen Messungen Livis vor, deren Ergebnisse er in einem großen Werke, Antropologia militare, niedergelegt hat[1]). Wir ersehen aus den Angaben dieses Forschers, daß auch die Bevölkerung Italiens nicht einheitlich ist. Oberitalien fällt noch in den Bereich mitteleuropäischer Brachycephalie (Index 84—86). Gegen Süden zu wird jedoch der Durchschnittsindex immer niedriger, um in Basilicata auf, in Apulien und Calabrien unter 80 zu sinken. Die Menschen sind hier wieder überwiegend langköpfig, die mittelländische Rasse, die gegen Süden zu immer häufiger beigemischt erscheint, bildet nun den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Die in Südfrankreich an der Meeresküste sich erstreckende Zone geringer Brachycephalie setzt sich südlich vom Apennin auch nach Italien hinein fort und stellt so die Verbindung zwischen den beiden südeuropäischen Zentren der mittelländischen Rasse, dem spanischen und dem unteritalienischen her.

Die Durchschnittsgröße der männlichen Bevölkerung Italiens im stellungspflichtigen Alter beträgt nur 162,4 cm, bleibt also weit hinter der Süddeutschlands (zirka 165 cm), der deutsch-österreichischen Alpenländer (zirka 166—167 cm) und Frankreichs (zirka 165 cm) zurück. Auch in dieser Beziehung läßt sich wieder ein auffallender Gegensatz zwischen Ober- und Unteritalien konstatieren. Während in der lombardischen Ebene die mittlere Körperhöhe zwischen 165 cm in Venezien und 163 cm in Piemont schwankt, beträgt sie in Unteritalien nur 160 cm (Apulien) bis 159 cm (Basilicata und Calabrien). Mittelitalien stellt den Uebergang zwischen beiden Extremen her.

Die Farbe der Haare und der Augen ist in Italien überwiegend dunkel. Nur 9 pCt. Blonder[2]) und 31 pCt. Helläugiger weist das Königreich auf, unter denen wieder die Grauäugigen doppelt so stark vertreten sind als die Blauäugigen. Auch die Hautfarbe ist überwiegend bräunlich. Natürlich ist auch die Verteilung dieser Eigenschaften nicht gleichmäßig. Da die blonden Völker von Norden

---

[1]) Ein Teil derselben wurde in dem kleinen Werkchen desselben Verfassers, Antropometria, reproduziert (Mailand, 1900).

[2]) Hierbei ist zu bemerken, daß dieses Blond auch noch den von Weisbach als hellbraun bezeichneten Farbenton umfaßt.

kamen und sich solche wiederholt in Oberitalien angesiedelt hatten, ist es begreiflich, daß hier die hellen Farben häufiger sind als im Süden. Die hellste Bevölkerung besitzt Venezien, wo den 13 pCt. Blonden 25 pCt. Schwarzhaarige gegenüberstehen und lichte Augen sich doch noch mit 41 pCt. behaupten (16 pCt. blaue). Hier ist auch die lichte Haut (colorito roseo) noch mit 49 pCt. vertreten. Es ist jedoch klar, daß auch in diesem Teile Italiens die dunklen Rassen im Uebergewicht sind. Am entgegengesetzten Ende der Reihe steht Calabrien mit nur 4 pCt. Blonden gegenüber 44 pCt. Schwarzhaarigen, 80 pCt. Dunkeläugigen und nur 25 pCt. Weißhäutigen.

Es ist selbstverständlich, daß die Verbindung blonder Haare und blauer Augen in Italien nur sehr selten auftreten kann (3 pCt.), der dunkle Typus (im strengeren Sinne) aber häufig sein muß (25 pCt.). Die Beziehungen anderer Merkmale zueinander bieten zum Teil Gelegenheit zu recht interessanten Erwägungen. So sehen wir z. B., daß sich in den brachycephalen Teilen Italiens lange Schädel etwas häufiger mit hoher Gestalt verbinden als mit niedriger, während in den dolichocephalen das Umgekehrte stattfindet. In ersterem Falle handelt es sich eben um die große nordische, in letzterem um die kleine mittelländische Rasse. Erfahren wir weiter noch, daß auch eine größere Gesichts- und Nasenlänge, konvexe Nasenform und helle Hautfarbe häufiger bei Großen vorkommen, so dürfen wir vermuten, daß es sich auch hierbei um Eigenschaften der nordischen Rasse handelt. Damit hängt es auch zusammen, daß in Unteritalien kurze Gesichter, breite und konkave Nasen viel häufiger sind als in Oberitalien (zum Teil nach Zampa, Zeitschr. f. Ethnol., 1886). Die Abnahme der Gesichts- und Nasenlänge ist wahrscheinlich dem Hervortreten des Cro-Magnon-Elementes zuzuschreiben; wie aber soll man die Zunahme der Stumpfnasen erklären?

Beachtenswert ist der Unterschied in der Durchschnittsgröße zwischen Venezien und Piemont. Die bedeutendere Körperhöhe der Venezianer ist wahrscheinlich durch den Einfluß der großen südslavischen Brachycephalen zu erklären, der uns ja auch schon in Kärnten begegnet ist. Im westlichen Teile der Poebene, wohin diese nicht gelangt sind, herrscht dieselbe geringe Durchschnittsgröße, wie im südwestlichen Frankreich. Noch eine andere auffallende Erscheinung soll hier Erwähnung finden: Livis Untersuchungen haben ergeben, daß im ganzen Königreiche blonde Haare in den über 400 m hoch gelegenen Teilen des Landes häufiger vorkommen als in den tiefer gelegenen. Livi will diese Erscheinung auf ungünstige soziale Verhältnisse zurückführen, die die normale Entwicklung des Pigmentes hintanhalten sollen. Es sei hier jedoch einer anderen Auffassung Ausdruck gegeben: Es wurde wiederholt darauf hingewiesen (Penka hat eine ganze Menge von Beispielen zusammengestellt), daß in Ländern mit warmem Klima sich die blonde Komplexion besser in höheren, d. h. kühleren Regionen behaupten könne. Sollten wir nicht auch in Italien diese Erscheinung vor uns haben? Die Frage wäre, ob auch bei unvermischten dunklen Völkern die in höherer Lage wohnenden hellere Haarfarbe besitzen. Wäre das bewiesen, dann könnte man der Ansicht Livis beipflichten. Solange das Phänomen aber nur von solchen Völkern bekannt ist, die nachweislich durch die blonde Rasse beeinflußt sind, ist die andere Erklärung vorzuziehen.

Die **pyrenäische Halbinsel** war im Altertum das Land der Iberer. Sie ist es in anthropologischer Hinsicht geblieben bis auf den heutigen Tag, trotzdem auch sie von vielen Invasionen heimgesucht wurde. Wahrscheinlich sind schon in neolithischer Zeit blonde Stämme hierher gekommen, die sich dann auch nach dem Norden Afrikas weiter ausbreiteten. Später folgten die Kelten, die sich sehr weit über das Land verbreitet haben müssen, wie aus den vielen Ortsnamen auf „briga" hervorgeht; die phönikisch-punische und die römische Kolonisation brachten kaum eine nennenswerte Einwanderung. In der Völkerwanderungszeit erschienen Sueven, Vandalen, Alanen und Westgoten auf Iberiens Boden, endlich wurde es die Beute der Araber, mit denen auch zahlreiche Berber aus Afrika herüberkamen.

Ohne Einfluß sind diese Invasionen gewiß nicht geblieben, doch ist es ihnen nicht gelungen, den anthropologischen Habitus der Bevölkerung wesentlich zu ändern. Der Grundstock derselben gehört nach wie vor der kleinwüchsigen, dunklen, langköpfigen Mittelmeerrasse an. Da auch alle anderen in das Land eingedrungenen Völker überwiegend dolichocephal waren, so finden wir bezüglich der Schädelform hier ähnliche Verhältnisse wie in Großbritannien und Irland.

Ob die wenigen Brachycephalen mit den Kelten ins Land gekommen sind, mag dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich sind sie Ausläufer der in Frankreich so zahlreich vertretenen Rundköpfe, denen sie auch in typologischer Hinsicht gleichen. Wo sie in größerer Zahl und wenig vermischt beisammen wohnen, gleichen sie der neolithischen Rasse von Grenelle.

Der mittlere Kopfindex beträgt in Spanien 78, in dem noch reinrassigeren Portugal bloß 76. Brachycephale sind in ersterem 27 pCt., in letzterem aber nur 11 pCt. vorhanden. Am häufigsten treten die Brachycephalen in Asturien und Galicien auf, doch macht sich ihr Einfluß auch noch in der portugiesischen Provinz Minho bemerkbar, wo sie Fonseca Cardoso in den Bergen von Vianna nachgewiesen hat (Ref. Zentralbl., 1900, pag. 91). Er schildert diese Bevölkerung als klein, brünett, brachycephal (zirka 85), breitgesichtig, mit kürzerer, konkaver Nase. Es ist derselbe Typus, wie er uns in neolithischen Gräbern oder bei den Bigouden von Pont l'Abbé begegnete.

Unter den Dolichocephalen finden sich zwei Varietäten. Das Gesicht ist bald breit, bald lang. In der ersteren Form erkennen wir den Typus von Baumes-Chaudes oder Cro-Magnon wieder. Die andere Form entspricht teils der langgesichtigen Form der Mittelländer, teils mag sie auch auf Beimischung der nordischen Rasse zurückzuführen sein.

Die Durchschnittsgröße der Portugiesen wird mit 162, die der Spanier mit 164 cm angegeben, doch gibt es Gegenden in Spanien, wo die Bevölkerung mehr als Mittelgröße erreicht, besonders im Osten und Nordosten, eine Erscheinung, die noch ihrer Erklärung harrt. Vielleicht gibt es in Südeuropa eine Varietät der mittelländischen Rasse von höherem Wuchse, vielleicht hat man es mit einem Einschlage arabisch-berberischen Blutes zu tun.

Ueber die Haarfarbe liegt für Spanien noch keine Statistik vor, für Portugal gibt Ripley nur 2 pCt. Hellhaarige und 20 pCt. Schwarz-

haarige an, während der Rest braune Haare besitzen soll. Die Verteilung der Augenfarben ist wieder für Spanien, nicht aber für Portugal bekannt. Der höchste Prozentsatz heller Augen[1]) (grau und graublau) findet sich in jenen Teilen der Halbinsel, welche an den Rumpf Europas grenzen, die also auch am meisten der Einwirkung der nordischen Völker ausgesetzt waren. Die baskischen Provinzen Navarra, Aragon stehen mit zirka 35 pCt. obenan, dann folgen die beiden Kastilien mit 21 pCt. Alle anderen Landschaften bleiben unter 16 pCt., an letzter Stelle steht Andalusien mit nur 10 pCt. Es ist nun sehr bezeichnend, daß die Gegenden, wo blaue Augen häufiger vorkommen, sich fast vollständig mit denen vorherrschender Leptorrhinie decken. Das Volk nennt große lange Nasen entsprechend ihrer geographischen Verteilung auch baskische oder altkastilische. Auch als aristokratische werden sie bezeichnet. Es würde das darauf hindeuten, daß im alten Adel sich auch hier noch germanisches Blut besser erhalten hat als im Volk, was auch durch das häufigere Vorkommen der blonden Komplexion bei jenem bestätigt wird (Durand de Gros, Bull. de la soc. d'anthr., 1879). Der Gotenadel hatte jedenfalls fast ausschließlich nordischen Typus. Im Gegensatz zum dunkelhäutigen Volke wurde er als „blaublütig" bezeichnet, da durch die lichte Körperhaut das Venenblut bläulich durchschimmerte (Pösche, Die Arier).

Sind auch in Galicien helle Augen nur in geringer Anzahl nachgewiesen worden, so kommt doch nach Hoyos und Aranzadi in den kleinen Küstenstädten häufig ein Typus mit rosiger Haut, zuweilen blonden Haaren, häufiger blondem Bart vor. Die Leute sind groß und hager.

Ueber einige Provinzen Portugals liegen Monographien vor; da sie einen guten Einblick in die Zusammensetzung der Bevölkerung gewähren, sei das Wichtigste daraus angeführt. In der von Fonseca Cardoso untersuchten Provinz Minho im nördlichen Portugal (Ref. Zentralbl., 1900, pag. 91) ist die Bevölkerung meist braunäugig und besitzt dunkelbraune, selten schwarze Haare (11 pCt.), der Kopfindex ist für portugiesische Verhältnisse hoch (78). Durch Analyse des Materiales gelang es dem Autor hier, die drei europäischen Grundrassen nachzuweisen. Den Grundstock bildet die langköpfige Rasse mit kürzerem Gesichte (Baumes-Chaudes). Ihre Körpergröße schwankt zwischen 159 und 163 cm. Sie ist noch zu 30 pCt. rein erhalten. Neben ihr erscheint, wie schon erwähnt, die brachycephale Rasse von Grenelle (10 pCt. rein) und die nordische (9 pCt.). Die letztere zeichnet sich, abgesehen von heller Färbung, durch ihr langes Gesicht, lange und gebogene Nase, sowie eine größere Körperhöhe (163—168 cm) aus. Auch hier treffen wir sie wie in Galicien hauptsächlich an der Küste. Der Rest der Bevölkerung besteht aus Mischlingen. In der weiter südlich gelegenen Provinz Beira (Conçales Lopes, Ref. Zentralbl., 1902, pag. 19) ist die Langköpfigkeit viel ausgesprochener, da das Gebiet weiter von dem brachycephalen Nordwestspanien entfernt liegt. Der mittlere Index beträgt nur mehr 75. Auch hier ist die Haarfarbe

---

[1]) Diese Angaben entstammen meist einem Aufsatze von Hoyos Sainz und Telesforo Aranzadi, Archiv, 1894, pag. 424.

vorherrschend dunkelbraun, doch scheinen[1]) die Schwarzhaarigen häufiger, die Blonden seltener zu sein. Die Gesichter sind meist länglich, doch bei etwa einem Viertel auch kurz. Es sind also beide Variationen des mittelländischen Typus vertreten. Auffallend ist, daß auch in Portugal eine ziemlich große Anzahl konkaver Nasen anzutreffen ist, eine Erscheinung, die wir auch für Unteritalien feststellen konnten.

Im wesentlichen dem mittelländischen Stamme sind auch die Basken zuzurechnen. Freilich sind sie durchaus kein unvermischtes Volk. Von der linguistischen Seite der Baskenfrage soll hier abgesehen werden. Es genügt uns zu konstatieren, daß sie eine mit den indogermanischen Sprachen nicht verwandte Sprache reden, jedenfalls also einer vorarischen Bevölkerungsschicht angehören, die der sprachlichen Arisierung entgangen ist, während sie bei ihren Nachbarn durchdrang, ohne daß damit aber auch eine physische Arisierung verbunden gewesen wäre. Ja, in Spanien zeigt sich sogar die sonderbare Erscheinung, daß die keine indogermanische Sprache besitzenden Basken heller pigmentiert sind und auch sonst der nordischen Rasse näher stehen als die heute arisierten übrigen Iberer (Hoyos und Aranzadi, a. a. O.). Der scheinbare Widerspruch ist leicht gelöst, wenn man bedenkt, daß die Iberer der pyrenäischen Halbinsel ihre indogermanische Sprache ja nicht der Invasion eines nordischen Volkes, sondern der römischen Okkupation verdanken. Das in dem baskischen Volke vorhandene nordische Element rührt entweder von den Blonden her, die in prähistorischen Zeiten sich über den Südwesten Europas ausbreiteten oder vielleicht von den Kelten, die mit iberischen Stämmen zu dem Mischvolke der Keltiberer[2]) verschmolzen.

Zwischen den französischen und den spanischen Basken besteht ein wesentlicher Unterschied, die ersteren sind nämlich brachycephal, die letzteren dolichocephal, während der Gesichtstypus auf beiden Seiten der Pyrenäen ziemlich gleich erscheint. Im spanischen Baskenlande steigt der mittlere Index, abgesehen von einer geringfügigen Ausnahme, nicht über 78, im französischen fällt er nicht unter 79, steigt jedoch bis 84 (Ripley, pag. 189). Die Brachycephalie der französischen Basken ist keine isolierte Erscheinung, sie hängt vielmehr mit der keilförmigen Zone brachycephaler Bevölkerung zusammen, von der schon wiederholt die Rede war. Bei der hier erfolgten Mischung zwischen Mittelländern und Brachycephalen ist die Schädelform der letzteren, doch die Gesichtsform der ersteren auf die Mischlinge übergegangen. Vergleicht man jedoch die Abbildungen französischer Basken bei Ripley mit denen spanischer (pag. 193 und 201), so bemerkt man doch, daß bei ersteren durch die brachycephale Beimischung eine gewisse Vergröberung des Gesichtstypus eingetreten ist, besonders auffallend sind die ausgewölbten Schläfen, die ja den Uebergang von dem schmalen Gesichtsteile zum breiten Schädel vermitteln müssen; bei den langköpfigen Typen (z. B. No. 48) findet sich diese Erscheinung nicht. Der Schädel selbst ist bei den brachycephalen Basken absolut

[1]) Da in Minho 3202 Individuen, in Beira aber nur 251 untersucht wurden, haben die für letzteres gewonnenen Resultate natürlich weniger Wert.

[2]) Die Kelten gingen bei dieser Mischung in sprachlicher Beziehung in den Iberern auf.

lang, gleichzeitig aber auch breit, so daß der Index doch höher erscheinen muß. Die bei Ripley im Profil abgebildeten französischen Basken erscheinen der Kopfform nach (besonders No. 46) eher dolichocephal als brachycephal. Es hat allen Anschein, daß wir es hier mit Mischformen zu tun haben, wie sie in ähnlicher Weise auch dort entstanden sind, wo die langköpfige nordische Rasse sich mit der brachycephalen mischte. Das eigentümliche, sehr lange und sehr schmale dreieckige Gesicht, diese typische Form, durch die sich die Basken nach Collignon (l'Anthrop., 1894, pag. 276) von allen Nachbarn unterscheiden, dürfte wohl durch langdauernde Inzucht dieses abgeschlossen lebenden Volkes zu erklären sein. Erwähnt sei noch, daß sich die Basken durch höhere Gestalt von ihren französischen Nachbarn unterscheiden und auch in Spanien höher gewachsen sind als die Bewohner der Mitte und des Westens.

Die **großen Inseln** des westlichen Mittelmeerbeckens sind ebenso wie die pyrenäische Halbinsel fast ausschließlich von Mittelländern bewohnt, nur in Sizilien verrät ein höherer Durchschnittsindex (79,6) das Vorhandensein stärkerer brachycephaler Beimischungen.

Am wenigsten vermischt ist die Bevölkerung Sardiniens, wo der mittlere Index 77,5 beträgt. Die Schwarzhaarigen bilden hier, was in keiner Provinz des festländischen Italien der Fall ist, die Mehrzahl der Bewohnerschaft (55 pCt.), während die Blonden kaum 2 pCt. erreichen. Nicht einmal ein Fünftel der Sarden besitzt weiße Haut. Die Nasen sind auch hier oft breit und konkav. Erinnern wir uns an dieselbe Erscheinung in Portugal und Unteritalien, so gewinnt es den Anschein, daß in der Gruppe der Mittelländer auch ein Element enthalten sei, welches einen negroiden Charakter besitzt.

In Corsica beträgt der mittlere Index auch 77, eine größere Beimischung von Brachycephalen ist nur im Norden (20 pCt.) nachweisbar, während die Mitte, besonders der Bezirk von Corte rein dolichocephal ist (mittlerer Index 75)[1]. Mahoudeau[2]) hat nun die Bevölkerung dieser Gegend genauer untersucht und gefunden, daß hier ein dem Cro-Magnon-Typus sehr verwandtes Element vorherrscht. Hellhaarige sind auf Corsica etwas häufiger vertreten als in Sardinien (7 pCt.). Die Körpergröße ist auf beiden Inseln gering. Der große Corse Napoleon ist nicht aus dieser mittelländischen Bevölkerung hervorgegangen. Die Familie Bonaparte stammte vom italienischen Festlande, wo einige adelige Familien dieses Namens nachweisbar sind. Die nach Corsica ausgewanderten Bonapartes gehörten dem Patriziate Ajaccios an, dem auch die Mutter Napoleons entstammte. Dieser besaß kastanienbraune Haare und hellblaue Augen, der Kopf soll nach Angabe Ammons (Natürliche Auslese) rund gewesen sein, doch dürfte es sich hier um eine dolichoid-brachycephale Mischform handeln; die Körperhöhe war gering (163 cm), das einzige Merkmal, das er mit der Mehrzahl seiner Landsleute gemein hatte. Er ist also wahrscheinlich als ein Mischling der brachycephalen und der nordischen Rasse aufzufassen, welch' letztere sich auch in der Gestaltung des Gesichtes stark bemerkbar macht.

---

[1]) Fallot, L'indice céphalique de la pop. Corse, Revue d'Anthrop., 1889, pag. 241.
[2]) Revue mens. de l'école d'anthr. III, pag. 257.

Vergleicht man die drei Mittelmeerinseln Sizilien, Sardinien und Malta (von Corsica muß leider aus technischen Gründen abgesehen werden) bezüglich der Haarfarben, so bemerkt man eine deutliche Reihenfolge, die sich aus den geographischen Verhältnissen erklärt. Das vom europäischen Festlande aus am leichtesten zugängliche Sizilien besitzt nur 38 pCt. Schwarzhaarige, das weiter abgelegene, von Invasionen hellhaariger Völker jedenfalls weniger betroffene Sardinien hat deren schon 55 pCt., während sie in Malta auf 66 pCt.[1]) anwachsen.

Zu den romanischen Völkern gehören auch die **Rumänen.** Denikers Indexkarte zeigt in den rumänischen Gebieten Siebenbürgens und der Bukowina hochgradige Brachycephalie, über die in dem Königreich herrschende Schädelform wissen wir bis jetzt noch nichts Sicheres. Unter den Rumänen der Bukowina fand Himmel mehr als 50 pCt. Hyperbrachycephale, Langköpfe sind hier wohl, wenn überhaupt, nur sehr spärlich vertreten. Die Färbung ist bei den Rumänen im allgemeinen dunkel. Obedenare sagt, daß sie sehr schwer von Spaniern und Italienern zu unterscheiden seien (Ripley, pag. 428) und Zograf hebt die dunkle Hautfarbe (teint basané) der Moldo-Walachen hervor (Les peuples de la Russie). Trotz dieses Vorherrschens dunkler Farbenmerkmale kommen im rumänischen Volke doch auch blonde Elemente vor, die aber nicht dem ganzen Volke beigemischt sind, sondern sich mehr geschlossen in gewissen Gegenden erhalten zu haben scheinen. Sehr auffallend ist es, wenn Himmel unter den Rumänen der Bukowina neben 41 pCt. Angehörigen des rein dunklen Typus 25 pCt. des rein lichten gefunden hat. Ein solches Vorwalten der reinen Typen gegenüber den sonst bei Mischvölkern vorherrschenden Mischtypen dürfte wohl nur in der angegebenen Weise zu erklären sein. Von den Motzen, einem im Gebirge des westlichen Siebenbürgen wohnenden Zweige der Rumänen berichtet Slavici, daß sie Leute seien von hoher, schlanker Gestalt, länglichem Gesichte, blauen Augen, die oft unter auffallend starken Augenbrauen hervorblicken, ihre Nasen seien spitz und lang, zuweilen leicht gebogen, ihre Haare rötlich-gelb. Dieser Typus stellt den rumänischen Gebirgstypus dar, der in der Ebene selten vorkommt (Penka, Herkunft d. A., pag. 109). Es ist wahrscheinlich, daß man es hier mit einem Reste der alten Thraker zu tun hat. Der bei Ripley abgebildete Typus ungarischer Rumänen (pag. 410) weicht in jeder Hinsicht von dem eben geschilderten ab und repräsentiert die unvermischte brachycephale, breitgesichtige Rasse.

Aus unserer Darstellung der romanischen Völker geht deutlich hervor, daß von einer romanischen Rasse keine Rede sein kann, wenn dieses Wort im naturwissenschaftlichen Sinne gebraucht wird, dem einzigen, in dem es vernünftigerweise angewendet werden kann. Konnten wir bei den germanischen Völkern konstatieren, daß der als ursprünglicher Träger germanischer Sprache und germanischen Wesens zu betrachtende nordische Typus bei einigen Völkern dieser Gruppen noch vorherrscht, bei den anderen wenigstens ein wesentlicher Bestandteil der Mischung ist, so können wir bei den romanischen Völkern einen solchen Träger der romanischen Sprachen nicht nachweisen.

[1]) Nach Topinards Elements, pag. 339.

Die Römer selbst waren ja schon ein Mischvolk, das sich wahrscheinlich aus allen drei europäischen Hauptrassen zusammensetzte, in die Provinzen wanderten aber nicht nur Italiker, sondern auch romanisierte Bewohner anderer Provinzen des weiten Reiches ein, weshalb diese römische Einwanderung anthropologisch von recht bunter Zusammensetzung gewesen sein mag. In manchen Reichsteilen hat überhaupt keine wesentliche Besiedlung durch Römer stattgefunden und die Romanisierung war rein sprachlich, durch die konsequente Anwendung des Lateinischen als Staatssprache bedingt. Die Romanen bilden also eine Sprachgruppe, kaum eine eigene Kulturgruppe, denn die bei ihnen wirksamen antiken Kulturelemente sind größtenteils auch von den germanischen Völkern aufgenommen worden, sicher aber keine Rasse.

Zum Unterschiede von den Völkern der germanischen Gruppe herrschen bei den Romanen die dunklen Rassen unbedingt vor und nur Frankreich besitzt besonders im Nordosten eine nennenswerte Beimischung des nordischen Elementes, das aber auch bei den anderen romanischen Völkern nicht vollständig fehlt. Die nordische Rasse hat aber doch die größte Bedeutung für die Entwicklung der romanischen Nationen. Einer ihrer Zweige schuf den römischen Staat und machte seine Sprache zur herrschenden in ganz Süd- und Westeuropa. Nach dem Zusammenbruche des römischen Weltreiches aber waren die ebenfalls der nordischen Rasse angehörigen Germanen das staatenbildende Element. Sie haben auf den chaotischen Trümmern des Römerreiches neue Staatswesen aufgerichtet, in denen sich dann allmählich die romanischen Nationen des südlichen und westlichen Europas entwickelten. Ging auch die Sprache der Eroberer bald in der der Besiegten auf, so haben doch erstere von ihrem Wesen mehr als man gemeinhin annimmt dem unter ihrer Führung stehenden Staatswesen aufgeprägt und Frankreich erscheint im Mittelalter trotz seiner romanischen Sprache als ein wesentlich germanisches Land, dessen maßgebende Stände überwiegend germanischer Abkunft waren.

Im Anschlusse an die romanischen Völker sollen nun jene vereinzelten Stämme behandelt werden, die keiner der großen Sprachfamilien zugerechnet werden können. Die **Neugriechen** und die **Albanesen.**

Die Bewohner des europäischen Orients und der benachbarten Teile Asiens, welche sich heute der griechischen Sprache bedienen, sind sehr mannigfaltigen Ursprungs und zeigen daher bemerkenswerte Schwankungen in ihren anthropologischen Merkmalen. Die griechisch sprechende Bevölkerung des Königreichs Griechenland besteht nur zum Teil aus den Nachkommen der antiken Bewohner des Landes, Slaven und Albanesen haben in bedeutendem Maße zum Aufbau des neugriechischen Volkstumes beigetragen. Wie im ersten Teile dieser Arbeit ausgeführt wurde, war das nordische Element unter den alten Griechen in nicht unbeträchtlicher Menge vorhanden, unter den Neugriechen jedoch ist es nur spärlich vertreten. Unter fast 1800 von Ornstein untersuchten Soldaten besaßen kaum 10 pCt. blonde Haare und nur 7 pCt. blaue Augen. Helle Augen überhaupt besaßen allerdings mehr als ein Viertel. Die dunklen Farben überwogen also bei Haaren und Augen weitaus, doch ist eigentliche Schwarzhaarigkeit

trotzdem selten. Die Gesichter scheinen meist länglich zu sein, erinnern aber in ihrem Ausdruck mehr an den mittelländischen als an den nordischen Typus (Ripley, No. 175, 176). Die von Weisbach (Mitt. d. Wiener anthr. Ges., 11) untersuchten Schädel ergaben eine sehr lange Indexreihe, die von Index 68 bis Index 93, also von extremer Dolichocephalie bis zu ausgeprägter Hyperbrachycephalie reicht; doch sind die Brachycephalen in der Ueberzahl. Denikers Indexkarte zeigt in Griechenland einen bunten Wechsel langköpfiger und brachycephaler Bevölkerungen.

Weit brachycephaler als die europäischen Griechen fand Neophytos (l'Anthropologie, 1891, pag. 25) die Griechen des nordöstlichen Kleinasiens. 142 von ihm untersuchte Männer hatten einen mittleren Index von 87, nicht ein Index unter 80 wurde beobachtet, die Hauptmasse war hyperbrachycephal. Die Gesichter waren von sehr verschiedener Länge, doch gilt die Regel: Je rundköpfiger, desto breitgesichtiger. Haare und Augen sind fast ausschließlich dunkel, doch sind wirklich schwarze Haare auch hier verhältnismäßig selten (15 pCt.). Hier haben wir also nur wenig durch nordisches Blut beeinflußte, sprachlich hellenisierte Angehörige der alten rundköpfigen Rasse Kleinasiens vor uns. Ein ganz anderer Typus herrscht wieder bei den Griechen von Adalia an der Südküste Kleinasiens vor. Er zeigt eine ausgesprochene Verwandtschaft mit dem semitischen (Luschan, Archiv, 19, pag. 31).

In einigen Gebieten hat sich jedoch auch bei den Neugriechen der nordische Typus besser behauptet. Auf dem griechischen Festlande lebt er noch fort bei den Maniaten im südlichen Peloponnes, die Hueppe als die mit Taygetosslaven vermischten Nachkommen der Eleutherolakonen auffaßt (Rassen- und Sozialhygiene der Griechen). Die Sphakianer auf der Insel Kreta sind nach dem Berichte des österreichischen Generalkonsuls Hahn hochgewachsen, blondhaarig, blauäugig und von blühender Gesichtsfarbe. Sie bewohnen die fast unzugänglichen Abhänge der weißen Berge (Penka, Origines, pag. 24). Hier auf diesen Bergeshöhen ist nicht nur das Klima der Erhaltung der nordischen Farbenmerkmale günstig, sondern auch die Möglichkeit einer Mischung mit anderen Rassen viel geringer als in anderen Teilen der Insel, wo daher die dunklen Elemente weitaus überwiegen.

Die Urteile über die körperliche Beschaffenheit der Albanesen sind sehr widersprechend; bald werden sie als hell und langköpfig, bald als dunkel und rundköpfig geschildert. Keine dieser Schilderungen ist richtig in Bezug auf das ganze Volk, doch werden einzelne Gruppen desselben dadurch annähernd richtig charakterisiert. Schon Prichard führt aus, daß die Nordalbanesen braun und untersetzt, die Südalbanesen aber hell, schlank und hochgewachsen seien. Verschiedene neuere Beobachtungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß sowohl die Langköpfigkeit als auch die helle Pigmentierung gegen Süden zunehmen. Aus den Messungen, die Glück an 30 aus dem nördlichen Albanien stammenden Albanesen vorgenommen hat[1]), ergibt sich, daß auch die

[1]) Zur phys. Anthrop. der Albanesen, Wissensch. Mitteil. aus Bosnien und der Herzegowina V, pag. 365. Die von Glück gewonnenen Zahlen sollen hier nicht wiedergegeben werden, da sie wegen der Geringfügigkeit des Materials keine allgemeine Bedeutung haben. Siehe auch Zampa, Anthropologie Illyrienne, Revue d'Anthrop., 1886.

Nordalbanesen keinen einheitlichen Typus repräsentieren, sondern aus hellen und dunklen, langköpfigen und rundköpfigen Elementen gemischt sind, wobei jedoch dunkle Komplexion und Brachycephalie vorherrschen. Den reinen langköpfigen und langgesichtigen Typus fand Glück viel seltener vertreten als den reinen kurzköpfigen und breitgesichtigen. Die Albanesen, die Hueppe im Peloponnese sah, besaßen vorwiegend einen Index unter 80, waren häufig blauäugig und besaßen meist blonde oder hellbraune Haare. Nicht selten fand sich bei ihnen der ausgesprochene nordische Typus. Auffallend groß soll auch die Zahl heller Leute bei der sich aus Albanesen und Maniaten rekrutierenden Leibwache des griechischen Königs sein (Rassen- und Sozialhygiene).

Die von Zampa (Zeitschr. f. Ethnologie, 1886, pag. 167) untersuchten Albanesen von Cosenza in Calabrien, die von im 15. Jahrhundert aus Morea eingewanderten Kolonisten abstammen, unterscheiden sich von der übrigen Bevölkerung noch heute durch hellere Färbung und höhere Brachycephalie. Während unter den Calabresern im allgemeinen nur 4 pCt. Blonde, 20 pCt. Helläugige, 25 pCt. Weißhäutige, hingegen 44 pCt. Schwarzhaarige gezählt wurden, fand Zampa unter den Albanesen 27 pCt. Blonde, keinen Schwarzhaarigen, 47 pCt. mit hellen Augen und 70 pCt. mit weißer Haut. Der Durchschnittsindex der Calabreser wurde mit 78,4 ermittelt, der der Albanesen von Cosenza aber betrug 80,6. Trotz der langen seit der Einwanderung verstrichenen Zeit ist der Rassengegensatz zwischen den Eingeborenen und den Eingewanderten nicht verwischt worden. Erstere gehören überwiegend der mittelländischen Rassengruppe an, letztere repräsentieren im wesentlichen eine Mischung der nordischen Rasse mit Brachycephalen[1]).

Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie.

Dr. Ludwig Woltmann.

XI.

E. Gibbon hatte mit intuitivem Scharfblick die Ursachen des Untergangs des römischen Reichs in einer physischen Verschlechterung der Rasse erkannt. Neuerdings hat O. Seeck[2]) das Problem wieder aufgenommen, um an demselben Beispiel die „Gesetze des historischen Werdens und Vergehens“ darzulegen. Von Seecks „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ sind bisher zwei Bände erschienen. Sie lassen deutlich erkennen, daß der Verfasser in naturwissenschaftlichem Geiste denkt und anthropologische Ursachen für die Blüte und den Verfall der Nationen in erster Linie verantwortlich macht. Er weist nach, daß es eine quantitative und qualitative Verschlechterung der Rasse war, die im ersten und zweiten Jahr-

[1]) Auch hier darf man auf die mitgeteilten Prozentzahlen kein allzu großes Gewicht legen, da es sich nur um 59 Individuen handelt.

[2]) Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Berlin, 1897. Siemenroth & Troschel.

hundert die römische Kultur dem Abgrund nahe brachte, daß im dritten Jahrhundert aber eine physische und geistige Regeneration durch Einwanderung und Verpflanzung germanischer Barbaren begann, welche das Reich noch zwei Jahrhunderte lang vor vollständigem Zusammenbruch bewahrte.

Die Hauptursache für die Entvölkerung Italiens war der Mangel an Nachwuchs infolge Eheflucht und künstlicher Beschränkung der Kinderzahl. „Der wachsende Ueberschuß der Todesfälle über die Geburten ist wohl der entscheidende Faktor für die spätere Entwicklung der antiken Welt geworden. Er führte dazu, daß das Geschlecht der Altfreien unter den Nachkommen entlassener Sklaven gänzlich verschwand und daß dieser Prozeß sich in wenigen Generationen wieder und wieder erneuerte, wodurch der angestammte Knechtsinn, statt allmählich zu schwinden, immer festere Wurzeln faßte und zugleich jene ungeheure Völkermischung immer gründlicher und allgemeiner wurde."

Die quantitative Abnahme der Bevölkerung schloß eine qualitative Entartung infolge „Ausrottung der Besten" in sich ein. Die Folge davon war ein Geist der Trägheit und Feigheit, der seit Augustus immer mehr zunahm. Weder in Kriegstechnik noch in Landwirtschaft, Staatsverwaltung und Literatur ist seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. eine neue Idee von irgend welcher Bedeutung aufgetaucht. Die Bürgerkriege mit ihrem Massenmord, der Tyrannengrundsatz, immer die Besten wegzumähen, waren für die begabteren Schichten der römischen Rasse verhängnisvoll. „Wer kühn genug gewesen war, sich politisch zu exponieren, war fast ausnahmslos zu Grunde gegangen; nur die Feiglinge blieben am Leben, und aus ihrer Brut gingen die neuen Generationen hervor. — So sank eine hohe Aehre nach der anderen dahin. Bürgerkriege und Monarchenwillkür, Beamtenkorruption und Söldnerwesen, Askese und Glaubenseifer, sie alle wirkten zusammen, um jeden hochstrebenden Geist auszutilgen und ein Geschlecht von Feiglingen groß zu ziehen. Denn angeerbte Feigheit ist, wenn uns nicht alles täuscht, die beherrschende Eigenschaft, aus der alle Erscheinungen, die für das sinkende Altertum charakteristisch sind, hervorgehen."

Schon Gibbon wies darauf hin, daß seit dem dritten Jahrhundert die „wilden Riesen aus dem Norden die kleine Brut verbesserten", den männlichen Geist der Freiheit wieder herstellten und nach dem Umlauf von einigen Jahrhunderten die Künste und Wissenschaften zur Blüte brachten. Diesen Regenerationsprozeß der römischen Kulturwelt sucht Seeck in dem Kapitel „Die Barbaren im Reich" im einzelnen zu verfolgen. Schon zur Zeit des Augustus gab es Germanen im römischen Heere. Unter Marcus Aurelius fangen die ersten Ansiedelungen in Italien an und damit eine Regeneration des Soldaten- und Bauernstandes. Von besonders großer Bedeutung für diesen Prozeß war die große Anpassungsfähigkeit der Germanen und die geringe Widerstandskraft ihrer nationalen Eigenart, indem sie sich bald als Römer fühlten und kaum mehr ihrer Abstammung gedachten. In kleinen Gruppen über ein ungeheueres Gebiet verteilt und überall mit dessen alten Bewohnern gemischt, nahmen diese Ansiedler sehr schnell römische Sprache und Sitte an. „Doch indem sie sich selbst

romanisierten, germanisierten sie das Reich." Seit Marcus Aurelius wurde das Römertum, ohne seine alten Traditionen aufzugeben oder die äußeren Formen seines Daseins zu verändern, in seiner Blutmischung ein ganz anderes und ließ es immer klarer die germanischen Züge hervortreten. „Gallien und die Donauprovinzen hatten die meisten Ansiedler aufgenommen; wer hier im vierten Jahrhundert reiste, konnte daher beim Anblick der Bevölkerung fast meinen, daß er sich mitten im innern Germanien befinde." Gaben auch die Germanen ihre Sprache und ihr Stammesbewußtsein auf, so bewahrten sie doch die ihrer Rasse angeborene Energie und sittliche Kraft. Ein jäher Riß trennt das dritte vom ersten und zweiten Jahrhundert. „Alle sittlichen Anschauungen, alle Lebensgewohnheiten nahmen plötzlich eine andere Gestalt an." Es war nicht etwa der Einfluß des Christentums, sondern ein Rassewechsel, das Sittengesetz eines bisher geschonten naturkräftigen Geschlechts, das diese Wandlung herbeiführte. „Die Germanen beherrschten jetzt das Reich; nicht nur mit ihren Waffen, sondern auch unter ihrer Führung wurde der letzte große Kampf gegen ihre freien Stammesgenossen aufgenommen."

Soweit Seeck. Man darf den weiteren Bänden dieses groß angelegten Werkes mit dem lebhaftesten Interesse entgegensehen. In den Kreisen seiner Fachkollegen, die sich von der Naturwissenschaft meist ängstlich fernhalten, ist Seecks Buch mit Mißtrauen aufgenommen worden. So schreibt der in seinem Spezialfache berühmte E. Meyer: „Hoffentlich wird man mir erlassen, auf die Phantasien einzugehen, die O. Seeck in seiner Geschichte des Untergangs der antiken Welt als Ergebnisse der modernsten wissenschaftlichen Geschichtsforschung verkündet, und nach denen der Untergang des Altertums auf einer Art umgekehrter Zuchtwahl beruht, indem die Besten fortwährend ausgerottet wurden und unter dem Volk die kräftigen Leute zum Heere gingen und keinen Nachwuchs zeugten, während die Schwachen und Feiglinge, die zu Hause blieben, sich allein fortpflanzten"[1]).

Die Erkenntnis, daß die Zuchtwahl und die Formen der Zuchtwahl, d. h. der Auslese und Vererbung das Lebensgesetz der Rasse bedeuten, ist keine „Phantasie", sondern führt uns mitten in den Naturprozeß der Geschichte, von dem aus alle ideellen und materiellen Geschehnisse einer Epoche oder eines Volkes erst verständlich werden. Wir sind aber überzeugt, daß die „modernste wissenschaftliche Geschichtsforschung", nämlich die biologische und anthropologische Methode, ebenso siegreich in die „offizielle" Geschichtswissenschaft Einzug halten wird, wie die ökonomische Methode von K. Marx, gegen die man sich so lange gewehrt hat, deren Einflusse sich aber kein Historiker mehr entziehen kann.

XII.

Als H. St. Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts"[2]) unternahm, die Bedeutung der Rasse für die Geschichte der Nationen und des Germanentums für die heutige Kultur nach-

[1]) E. Meyer, Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums. 1895. S. 50.
[2]) München, 1903, 4. Auflage. Verlag von F. Bruckmann, A.-G.

zuweisen, wußte er nicht, daß die meisten der von ihm behandelten Kulturzusammenhänge schon vor ihm ihre rassenhafte Deutung gefunden hatten. Der belesene Verfasser hat leider keine Kenntnis von seinen vielen Vorläufern gehabt; er erwähnt nur R. Wagner und Gobineau, und des letzteren Bedeutung und Einfluß setzt er mehr herunter als es gerechtfertigt ist. Ich muß gestehen, daß es mir unverständlich ist, wenn Chamberlain jenem großen Vorläufer gegenüber „grundverschiedene Ausgangspunkte und eine grundverschiedene Methode" in Anspruch nimmt. Bei Licht betrachtet, sind Unterschiede nur in Einzelfragen zu entdecken, und in den Grundfragen des Rassebegriffs sind beide nicht zur vollen naturwissenschaftlichen Klarheit durchgedrungen.

Vom kulturgeschichtlichen Standpunkt betrachtet, ist Chamberlains Werk eine Leistung von vorbildlicher Bedeutung. Seine vielseitigen Kenntnisse, sein psychologischer Scharfblick und die Kraft seines synthetischen Denkens fordern rückhaltlos unsere Bewunderung und Anerkennung heraus. Es ist ein Buch für moderne Welt- und Lebensanschauung, in welchem die Wahrheit sich durchringt, daß eine Weltanschauung nicht bloß Sache der Wissenschaft ist, sondern daß Wille und Gefühl noch wichtigere Quellen für die Gestaltung des Weltbildes sind, eine Idee, die in der klassischen deutschen Philosophie von Kant in dem Primat der praktischen Vernunft und in der synthetischen Funktion der ästhetischen Urteilskraft formuliert worden war. Der neue Gedanke, den Chamberlain hinzufügt, besteht darin, daß es die angeborene Rasseneigenart ist, welche die in der Weltanschauung entscheidenden Sentiments zur Gestaltung treibt.

Damit kommen wir auf das Problem der Rasse selbst. Chamberlain glaubt Gobineau belehren zu können, wenn er die weiße Rasse nicht als eine „Rasse", sondern als eine „Art" definiert. Von Darwin will er gelernt haben, daß die „Rasse ein plastisches, bewegliches, im steten Wellenspiegel des Steigens und Sinkens begriffenes Phänomen" sei. Nun halte ich den Streit, ob man von Menschenarten oder Menschenrassen spricht, für völlig müßig. Jene Definition der „Rasse" kann gerade vom Standpunkt der Evolutionslehre ebensogut auf die „Art" angewandt werden. Diese ist ebensosehr ein „plastisches Phänomen". Was hier Chamberlain vorschwebt, jedoch zu einem klaren Gedanken sich nicht verdichtet hat, das ist der Unterschied zwischen der Rasse als einem morphologischen Typus und der Rasse als einer physiologischen Züchtung. Die letztere besteht darin, daß innerhalb einer morphologisch umschriebenen Rasse durch scharfe natürliche und sexuale Auslese, durch Inzucht und Hochzucht, die charakteristischen Rasse-Eigenschaften an einzelnen Schlägen, Familien oder Individuen besonders stark ausgeprägt und gesteigert werden. Ihre höchste Potenz ist das Genie! In diesem Sinne bedeutet Rasse die hervorragende physiologische Leistungsfähigkeit, die als solche innerhalb eines jeden morphologischen Rassetypus in Wirksamkeit treten kann, so daß man ebensogut von einem Germanen wie von einem Neger, von einem Pferde wie von einem Schweine sagen kann, daß sie — Rasse haben. Beide Begriffe gehen aber bei Chamberlain kunterbunt durcheinander, und darin liegt der Grundmangel seines Buches, aus dem alle einzelnen Irrtümer und Widersprüche sich leicht erklären lassen. Manchmal weiß der Autor selbst nicht dem Wirrwarr

zu entschlüpfen, und dann verlegt er die Rasse mit leichtem Sprunge des Gedankens in das „Bewußtsein“ und in den „Busen“.

Chamberlain nennt es eine „Wahnvorstellung“ Gobineaus, daß die von Haus aus „reinen“ edlen Rassen sich im Verlauf der Geschichte vermischten und mit jeder Vermischung unwiederbringlich unreiner und unedler würden. Wenn irgend eine These des französischen Grafen wahr ist, dann ist es diese: daß die „Arier“ eine reine Rasse mit besonderen morphologischen Merkmalen gewesen sind, die in hoher Körpergröße, langem Schädel, hellen Augen und Haaren, heller Haut bestanden, daß diese Rasse in prähistorischen und historischen Wanderungen Mittel- und Südeuropa und Asien überflutete, und daß die von ihnen begründeten Civilisationen um so länger anhielten, je „reiner“ sich diese Rasse innerhalb der unterjochten brünetten Bevölkerung vor Vermischung bewahrte. Es ist darum falsch, daß aus dem Völkerchaos und der Blutmischung erst die edlen Rassen gezüchtet wurden. Ihre Naturbegabung und ihren Adel brachten die Germanen als ein Erbstück reiner Rasse aus ihrer Heimat mit. Die Mischung mit der brünetten Rasse konnte sie nur verschlechtern, auf keinen Fall wesentliches zu ihrer Begabung hinzufügen. In der Lehre vom „Völkerchaos“ liegt ein zweiter Grundmangel des Chamberlainschen Buches[1]).

Die ungenügenden morphologischen Kenntnisse verführen Chamberlain dazu, auch brünette Menschen als reine germanische Typen hinzustellen, so Dante, Luther, Franz von Assisi, während diese in Wirklichkeit Mischlinge waren, die ihre Begabung dem germanischen Blute verdankten. Da nach Chamberlains Theorie jeder tüchtige Kerl in der Welt ein Germane sein muß, so zieht er willkürlich den Begriff des Germanen bedeutend weiter, als die historischen Nachrichten und die anthropologischen Untersuchungen gestatten. So verflüchtet sich schließlich die „Plastizität“ der Rasse bis zu jener nebelhaften Vorstellung, wo der Autor seinen Lehrer Darwin und die ganze Naturwissenschaft vergißt: „Gewiß liegt das Germanentum im Gemüte; wer sich als Germane bewährt, ist, stamme er her, wo er wolle, Germane; hier wie überall thront die Macht der Idee.“ Wo bleibt da die — Rasse?

Für irrtümlich halte ich Chamberlains Anschauung, daß das Papsttum, die französische Revolution und die Napoleonische Weltherrschaft „antigermanische Schöpfungen des Chaos“ seien. Daß sie ebenfalls aus germanischer Rasse hervorgegangen sind, dafür habe ich in meiner „Politischen Anthropologie“ die Beweise erbracht, die ich in einem späteren Werke noch zu vermehren gedenke[2]). Daß auch der

[1]) Chamberlain schreibt: „Dem Entstehen außerordentlicher Nationen geht ausnahmslos eine Blutmischung voraus.“ Um aus der Sphäre allgemeiner Betrachtungen zu konkreten Vorstellungen zu gelangen, werfe ich die für die europäische Kulturgeschichte allein maßgebende Frage auf: War die physiologische Vermischung der nordeuropäischen Rasse mit der brünetten alpinen oder mediterranen Rasse eine unbedingte Voraussetzung höherer Kultur? — Ich antworte darauf mit einem entschiedenen Nein! — Die Vermischung von germanischen Stämmen untereinander hat dagegen mit „Blutmischung“ nichts zu tun, sondern ist Rassen-Reinzucht. Vergleiche in dieser Frage meine „Politische Anthropologie“, S. 112—114 und S. 261—266, wo ich ähnliche Anschauungen Reibmayrs einer Kritik unterziehe.

[2]) Während ich in meiner „Politischen Anthropologie“ die historische Beziehung von Rasse und Kultur in dem Massenverhältnis von „Rasse und Staat“, unter-

Jesuitismus eine germanische Schöpfung ist, hat kürzlich J. Lanz-Liebenfels gezeigt: „Merkwürdig, wenn wir die bedeutendsten Jesuitennamen passieren lassen, wenn wir ihre Kataloge einsehen, wenn wir die Bücherautoren zusammenstellen, so kommen wir zu dem überraschenden Resultat, die größten Intelligenzen des Jesuitenordens, die Kerntruppen ihres Ordens entstammen nach Geburt und Name den Ländern am Niederrhein, den alten Stammsitzen der Franken! Die stolzesten und ältesten Adelsgeschlechter Alt-Deutschlands sind vertreten!"[1])

Freilich hat auch Chamberlain eine Ahnung davon, daß jene Schöpfungen wenigstens teilweise germanischen Ursprungs sind. Doch umgeht er die Sachlage, indem er z. B. den „Germanen" Th. von Aquino — der nebenbei dunkle Haare und dunkle Augen hatte — infolge der verhängnisvollen Anlage der Germanen, sich in fremde Anschauungen zu vertiefen, germanische Wissenschaft und Ueberzeugungskraft in den Dienst der antigermanischen Sache stellen läßt. Napoleon soll ein „Sendling des Chaos" sein. Dabei war dieser außerordentliche Mensch wahrscheinlich dem Typus nach mehr Germane als viele andere angebliche Vollgermanen. Ignatius von Loyola soll antigermanisch sein, weil er — Baske war. Nun bilden die Basken keineswegs eine anthropologische Einheit, sondern nur einen Sprachkreis, enthalten sowohl den mittelländischen wie alpinen als auch blonden Typus und die verschiedensten Mischlinge zwischen denselben. Als „Baske" braucht er darum keineswegs ein „Typus der Antigermanen" zu sein.

In dieser Weise könnte man noch zahlreiche mangelhafte Beweisführungen, Irrtümer, Widersprüche, Vorurteile, vage Behauptungen anführen, welche zeigen, wie wenig exakt fundiert die anthropologischen Motive sind, welche in Chamberlains Synthesen und Deduktionen so anspruchsvoll auftreten. Der Kampf zwischen Germanentum und Antigermanentum ist eine willkürliche Konstruktion, die Chamberlain selbst oft genug durch allerlei Zugeständnisse und Winkelzüge durchbrechen muß. Das ist der dritte Grundmangel seines Buches. Chamberlain macht sich ein geistiges Idealbild des Germanen zurecht, und wo er ein solches verwirklicht findet, ist das betreffende Individuum natürlich ein Germane, wenn er auch braune Augen und dunkle Haare hat. Und umgekehrt! Wo er im antigermanischen Chaos der physischen Abstammung noch Germanen trifft, da sind die ärmsten — verführt! Vielmehr ergibt sich aus einer vorurteilslosen anthropologischen Untersuchung, daß, wie ich in meiner „Politischen Anthropologie" sage, die folgenschwersten Ereignisse in der Geschichte der Weltaristokratie und Weltcivilisation aus dem Gegensatz und Kampf zwischen germanischen Stämmen und Helden geboren worden sind. Das ist die große Hinterlist der Weltgeschichte, daß der Germane so leicht fremde Sprachen annimmt und die eigene Abstammung vergißt. Dadurch geht er nicht etwa in fremden Völkern als „Rasse" unter, sondern wird er vielmehr ihr Herr und Gebieter. Seinen Brüdern entfremdet er sich, um unter

---

sucht habe, wird ein zweites ergänzendes Werk die Beziehung von „Rasse und Genius" behandeln und die anthropologische Abstammung der exemplarischen Menschen möglichst exakt festzustellen suchen.

[1]) Katholizismus wider Jesuitismus. Frankfurt a. M., 1903. S. 8—9.

einem nur äußerlich veränderten Bewußtsein mit ihnen um die Herrschaft zu ringen. Hierin liegt der Schlüssel zum Verständnis der europäischen Staaten- und Geistesgeschichte.

XIII.

Die Bedeutung der Rasse für die Geschichte steht unwiderleglich fest. Sie ist im großen und ganzen ausschlaggebend gegenüber den Einflüssen des Milieus und der Idee. Anthropologie und Historie müssen Hand in Hand gehen, um das Verhältnis von Rasse und Kultur, Rasse und Staat, Rasse und Genius nach Ursachen und Gesetzmäßigkeiten zu erforschen. Die Anthropologie selbst muß aber biologisch und genealogisch, also im Sinne Darwins, aufgefaßt werden, wenn sie für die Kulturgeschichte fruchtbar sein soll. Erst muß die Morphologie der Rassen und Genies exakt festgestellt sein, bevor die kulturpsychologischen Fragen der Rassen-Psyche, der Kulturübertragung, und des Kulturverfalls klar und deutlich erkannt werden können. Material ist reichlich vorhanden, und soweit das Material genau erforscht ist, kann in großen Umrissen schon ein Bild der anthropologischen Geschichte der Civilisation erkannt werden. Der Grundriß ist entworfen, die wichtigsten Gesichtspunkte sind gewonnen und eine Reihe talentvoller Forscher ist in emsiger Arbeit bemüht, das neue Gedankengebäude aufzurichten.

Der Alkohol im Lebensprozeß der Rasse.

Dr. med. Ernst Rüdin.

Nach einem Vortrag, gehalten am IX. internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus in Bremen. (14.—19. April 1903.)

Die Rolle, die der Alkohol heutzutage in gewissem Umfange als „Rassenreiniger“ spielt, stützt sich in allererster Linie auf zwei fundamentale Tatsachenreihen, nämlich: einerseits auf seine ausgesprochen lebensfeindliche, giftige Wirkung und andererseits auf die ausgesprochen alkoholfreundlichen Neigungen und Gewohnheiten einer bestimmten Gruppe von Menschen, welche Träger einer größeren oder geringeren Anzahl rassenachteiliger Eigenschaften sind.

Ich setze voraus, daß Sie die schädliche Wirkung des Alkohols — namentlich größerer Dosen — auf Individuen und Keim, also auch Nachkommenschaft als Tatsache anerkennen und versage mir deshalb, Ihnen all die Nachteile zu schildern, welchen ein Trinker sich und seine Nachkommen im Kampf ums Dasein nüchternen Individuen gegenüber, caeteris paribus aussetzen muß.

Die Existenz der zweiten Tatsachenreihe nötigt mich zu einigen Erörterungen, da sie keineswegs allgemein anerkannt und noch viel weniger in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt wird.

Wer als Psychiater, Nervenarzt, Hausarzt, Gefängnisarzt u. s. w. oder auch als mit ätiologischem Spürsinn begabter Laie Persönlichkeit und Vorleben Trunksüchtiger durchmustert, findet in einer recht großen

Zahl von Fällen entweder ein einfaches Zusammentreffen von Defektheit (z. B. Tuberkulose) und Trunk, oder aber, was schwieriger aber doch sehr häufig mit Sicherheit festzustellen ist, er kann die Trunkfälligkeit als direkte oder indirekte Folge krankhafter oder minderwertiger Veranlagung nachweisen.

So steht es fest, daß vielfach Dipsomanie, Epilepsie, Manie, angeborener oder erworbener Schwachsinn, schwere Kopfverletzungen oder sonstige schwere Unfälle, Diabetes oder andere Stoffwechselanomalien, Durchseuchung mit irgend einem Gift, wie Morphium, Syphilis, eine schwere fieberhafte oder sonstige Krankheit u. s. w. u. s. w. der Trunksucht vorangehen oder zu Grunde liegen.

Aber auch die sogenannten unkomplizierten Fälle von Trunksucht, in welchen weder eine Belastung noch ein grober individueller Defektkomplex gefunden wird, zeigen sehr oft eine bei näherem Zusehen pathologische oder minderwertige Grundlage im Vorleben.

Es sind jene Leute, welche, sei es aus zu starken Trieben, sei es wegen zu schwacher Gegenvorstellungen oder zu geringer Intelligenz im allgemeinen, den verschiedenen zahlreichen Versuchungen des Lebens überhaupt nicht die genügenden lebensfördernden Hemmungen entgegen zu stellen vermögen.

Ich meine die wilden, maßlosen, zügellosen Temperamente, die halt- und gleichgewichtslosen schwächlichen Naturen; ferner jene physiologisch und oft auch anatomisch atrophischen Wesen von niederem Typus, die überhaupt nie wissen, was los ist und die nie alle werden; schließlich die bösartigen, verbrecherischen Unsozialen und Desperados ohne Selbstachtung und Selbstbeherrschung, die das Maß ihres Handelns nur in sich selbst oder in noch Schlechteren, als sie sind, finden. Recht häufig sieht man all diese Menschen gleichzeitig, oder als Surrogat für die Trunksucht in anderen Dingen in einem Maße exzedieren, daß es offenkundig wird, daß hier der Alkoholismus nur als ein Symptom einer tiefer liegenden organischen oder physiologischen Minderwertigkeit aufzufassen ist.

Andererseits stellen auch viele Individuen mit zu starken Hemmungen Trunksuchtskandidaten dar. In diesen Fällen aber sind es lebensfeindliche Hemmungen, welche mit Hülfe des Alkohols immer und immer wieder gelöst werden müssen, damit der Kampf ums Dasein vermittelst der in dieser künstlichen Weise entfesselten Energien geführt werden kann.

Hierher gehören alle jene Naturen, denen ohne künstliche hemmungsbeseitigende Mittel, namentlich Alkohol, zahlreiche, fürs Leben notwendige Anknüpfungen mit der Außenwelt erschwert oder gar unmöglich sind.

Zum Teil in dieselbe, zum Teil in eine eigene Gruppe sind jene unterzubringen, welche in größeren oder geringeren Intervallen an Gemütsdepressionen ohne jeglichen oder doch ohne zureichenden äußeren Grund zu leiden haben und welchen der Euphorie erzeugende Alkohol ein Mittel ist, die Depression los zu werden. In den wenigsten Fällen, welche ich hier im Auge habe, kann man dabei von einer bestimmten Krankheit reden.

Selbstverständlich können sich die verschiedensten Defektzustände bei solch unkomplizierten Trinkern miteinander verbinden.

Unentbehrlich ist natürlich für alle die Annahme, daß der Alkohol auf sie eine angenehme Rauschwirkung ausübt, diese oder jene Art von Euphorie, zu deren immer häufigeren Wiederholung die oben genannten Ursachen oder Motive treiben.

Werden nun die geschilderten Eigenschaften für sich allein oder in ihrer Verbindung so mächtig, daß sie ihren Besitzer zum Genuß großer Mengen Alkohols treiben, so kann dieser letztere zu einem wirksamen Hebel der Beseitigung unbrauchbarer Elemente aus der Rasse werden. Tut er dies rasch, d. h. führt sein Gebrauch zu Ehe- oder Kinderlosigkeit der Betroffenen und ist damit nicht zugleich eine erhebliche Schädigung Gesunder verbunden, so denke ich, wird vom Standpunkt des Wohles der Rasse aus der Untergang dieser Gruppe von Menschen und die Unmöglichkeit, ihre minderwertigen Konstitutionen auf eine Nachkommenschaft zu übertragen, nur begrüßt werden können.

Dies ist selbst dann richtig, wenn, wie in vielen Fällen, der Trinker begabt ist. Ich erinnere an Reuter, Grabbe, Poe und andere. Es ist eben zu unterscheiden zwischen kultureller und rassenbiologischer Tüchtigkeit, d. h. zwischen der Fähigkeit, künstlerisch, wissenschaftlich u. s. w. hochstehende Leistungen zu vollbringen und der Fähigkeit, einen Hausstand zu begründen und gesunde Kinder zu zeugen. An einer Menge genialer Trinker und Nicht-Trinker kann man sehen, daß diese zwei recht verschiedenen Dinge schlecht vereinbar sind, ja daß die Lust und Fähigkeit der Kinderzeugung fast immer leiden muß. Trinkt das Talent oder Genie kraft der oben beschriebenen, neben den genialen Zügen vorhandenen Eigenschaften, so wird man dies zwar vom Standpunkt der kulturell schöpferischen Tätigkeit bedauern. Vom Standpunkt der Rasse aber wird man die Zweckmäßigkeit des Fortlebens der Eigenschaften, die zum Trunke führten, sehr bezweifeln müssen.

So wird die Alkohol-Ausjäte zur Geißel für das Individuum, zum Segen für ein Volk.

Ueberall da nun aber, wo die genannten Bedingungen mit ihren Folgen, der Art oder dem Maß nach, nicht vorhanden sind, d. h. wo erstens Individuen, die keine Krankheit oder Minderwertigkeit oder keine solche erheblichen oder konstatierbaren Grades aufweisen, den Wirkungen des Alkohols sich aussetzen oder ausgesetzt werden; wo zweitens die Wegschaffung der Untüchtigen durch das Gift eine langsame ist und sich durch Generationen hinzieht und wo drittens auch Tüchtige durch die Begleiterscheinungen eines selbst rasch wirkenden Ausmerzprozesses der Untauglichen schwer geschädigt werden, erheben sich vom Standpunkt des Wohlergehens einer Rasse die allerschwersten Bedenken.

In der Tat sind die in diesen drei Punkten zusammengefaßten Vorkommnisse leider die allerhäufigsten, ja überwiegenden Erscheinungen des modernen Alkoholismus.

Wir gelangen damit zu der ersten Frage, wie es denn kommt, daß eine so große Zahl auch biologisch tüchtiger Rassenmitglieder sich am Alkohol schädigt? Noch genauer ausgedrückt: Kann man sagen, daß die Eigenschaften, kraft deren diese Mitglieder in einen für sie und ihre Nachkommen schädlichen, wenn auch sogenannt mäßigen

Alkoholgenuß verfallen, an und für sich als biologisch minderwertige zu qualifizieren sind oder daß diese Eigenschaften vielleicht mit anderen kombiniert sich vorfinden, welche zusammengenommen es vielleicht doch wünschenswert erscheinen lassen, daß deren Besitzer im Kampf ums Dasein gegenüber den ganz nüchternen oder wirklich Mäßigen in Nachteil geraten?

Die Frage ist entschieden zu verneinen.

1. Mit eine der wichtigsten hierbei in Betracht kommenden Eigenschaften ist eine gerade bei tüchtigen, namentlich jungen, kräftigen Individuen sich vielfach findende hervorragende subjektive Widerstandskraft (eine Anaesthesie, wenn ich mich so ausdrücken darf) gegen selbst hohe Dosen Alkohol, jene uns im Leben so oft begegnende Tatsache, daß kräftige Naturen lange Zeit ein solch kolossales Maß von Lebensenergie und Regulationskraft gegen Gifte besitzen, daß ihnen während des chronischen Exzesses oder in den Intervallen der akuten Exzesse der durch das Gift gesetzte, mit feineren, objektiven Methoden wohl nachweisbare Ausfall an psychischer und physischer Leistungsfähigkeit gar nicht oder kaum zum Bewußtsein kommt. Beispiele solcher, namentlich kürzere Lebensabschnitte hindurch (Studentenzeit u. s. w.) trinkfester Kraftnaturen kennt jedermann. Daß sie im ganzen durchaus tüchtig sind, beweist sehr häufig ihre spätere Laufbahn und die ihrer Kinder. Daß sie schließlich aber doch zum Teil schwer geschädigt wurden durch die chronischen oder akuten Exzesse, bezeugen uns die objektiv nachweisbaren späteren alkoholischen Krankheiten oder Schäden und die so häufigen retrospektiven bedauernden Betrachtungen derselben Leute.

2. Weiter spielt bei der Schädigung auch Tüchtiger die Unwissenheit, die Unaufgeklärtheit über die Alkoholfolgen eine sehr große Rolle. Bedenken wir doch, wie viele durch den Erfolg im allgemeinen als tüchtig und gesund erwiesene Menschen aller Klassen noch heute überhaupt keine Ahnung von der weittragenden Wirkung des sogenannt mäßigen Genusses haben, geschweige denn, daß sie vertraut sind mit den wissenschaftlichen Ergebnissen über die schädlichen, freilich auf das Individuum wohl beschränkt bleibenden Wirkungen des wirklich mäßigen Genusses. Auch die milde Beurteilung, die der gelegentliche, einfache Rausch oder die Angezechtheit noch immer erfährt, täuscht zu ihrem Schaden eine große Menge von sonst anständigen und tüchtigen Leuten über die schlimmen Folgen, die er haben kann. Erinnert sei als Beispiel nur an die Begünstigung der geschlechtlichen Infektion in der Angezechtheit. Daß infolgedessen auch die Jugend, von deren Stellungnahme schließlich alle idealen Bestrebungen abhängen, in diesen Dingen unwissend bleiben muß, ist selbstverständlich.

3. Ein Faktor von mächtiger Kraft bei der Einspinnung selbst guter Varianten in die Gefahren des Alkoholismus ist ferner die Suggestibilität.

Zwar ist zuzugeben, daß ein hoher Grad von Beeinflußbarkeit entschieden ungeeignet ist, ein Individuum und dessen Kinder im Kampf ums Dasein durchzusetzen. Doch vergessen wir nicht, wie gewaltig gewisse Suggestionen vergangener Jahrhunderte auch ihre tüchtigsten und wenigst suggestiblen Repräsentanten gefangen nahmen und für sie selbst und die Nationen zum Verderben ausschlagen ließen.

Ich erinnere an die rasseschädigenden Wirkungen, welche das Reislaufen, die Eroberungskriege, Kreuzzüge u. s. w. auf viele Völker ausübten.

Eine solch gewaltige, im Laufe der Jahre fast zur Allgegenwart und Allmacht angeschwollene Massensuggestion stellt, wer wollte dies zu leugnen wagen, der heutige in seiner Größe kaum mehr zu überblickende, ganze Trinksitten- und Alkohol-Interessen- und Anpreise-Apparat dar.

Freilich erliegt dieser Suggestion in erster Linie in erhöhtem Maße der Trottel, der überall der Versuchung erliegt, der Dumme, der leicht hinters Licht zu führen und der Süchtige, der ohne das Gift nicht leben kann und mag, also der Schwache, der Untüchtige, derjenige, der schließlich auf diese oder jene Weise doch im Leben verspielen muß.

Doch wer wollte es wagen, alle Individuen, welche dem entschieden schon schädlichen, sogenannt mäßigen, gewohnheitsmäßigen Genusse frönen, in eine dieser Kategorien zu bringen. Ein solcher Versuch würde den Tatsachen doch stracks zuwiderlaufen.

Wer unter der schädlichen Suggestionskraft des Alkoholgenusses, der Trinksitten und des Trinkzwanges am meisten zu leiden hat, sind die Unerwachsenen. Jugendliche Individuen sind ungemein eindrucksfähig, suggestibel und zwar kommt diese Eigenschaft in hohem, bei Erwachsenen nicht zu treffendem Maße auch bei durchaus gesunden, kräftigen, guten Kindern vor. Sie ist ein physiologischer Zug des Kindesalters. Solange wir aber eine so frech und rücksichtslos auftretende Alkohol-Interessenwirtschaft haben, werden gerade die Jugendlichen in steter Gefahr schweben.

4. Auch den Trinkzwang im engeren Sinne dürfen wir nicht unterschätzen. Zwar befindet sich in Kreisen, wo dieser vornehmlich herrscht, bei Alkoholgewerbetreibenden, Handelsreisenden u. s. w. u. s. w. recht viel durchaus minderwertiges Menschenmaterial, und die Tatsache, daß gerade diese Leute erschreckend hohe Mortalitäts- und Morbiditätsziffern aufweisen, muß uns deshalb nicht beunruhigen, namentlich, wenn man diese Opfer auch noch unter dem Gesichtspunkt einer gewissen ausgleichenden Gerechtigkeit betrachtet. Doch befinden sich auch in diesen und ähnlichen Berufskreisen immerhin eine große Menge von durchaus tüchtigen Elementen, die aus irgend einem Grunde, der mit einer Minderwertigkeit nichts zu tun hat, solche Berufsarten ergreifen oder in ihnen verbleiben und in denselben notgedrungen dem herrschenden Trinkzwang zum Opfer fallen.

5. Aber auch auf andere Volksschichten übt der direkte oder indirekte Trinkzwang, ja sogar Kaufzwang, durch das Mittel ökonomischer Abhängigkeit seine tyrannische Macht zum Teil wahllos aus. Wlassak gibt in seiner Schilderung über die Arbeiterverhältnisse in Mährisch-Ostrau hiervon ein besonders treffendes Beispiel. Dort blüht das System der Verbindung des Verkaufs von Lebensmitteln und Schnaps, das sämtliche Arbeiter, natürlich auch die guten Varianten unter denselben, zwangsweise vor die Alternative stellt zu verschnapsen oder zu verhungern. Solche, wenn auch vielleicht nicht so krasse Interessenverquickung, die immer mehr oder weniger verhüllt nichts weiter als einen wahllos wirkenden Kauf- respektive Trinkzwang

bedeutet, findet sich aber ungemein häufig in städtischen, wie ländlichen Distrikten. Ich erinnere nur an die so weitverbreitete, von vielen Parteiführern zwar bedauerte, aber doch übermächtige Konzentration politischer Agitation in den Wirtschaften u. s. w. Sie trifft nicht bloß die Untüchtigen, sondern wenn auch vielleicht in geringerem Maße, auch die tüchtigen Individuen, wirkt also einer vernünftigen Auslese entschieden entgegen. Verschärft wird diese ungünstige Wirkung natürlich noch durch die Tatsache, daß bei unzähligen Arbeitern die selbst bescheidenen Alkoholausgaben doch das eigentliche Ernährungsbudget beschneiden und so eine verhältnismäßige Unterernährung erzeugen.

6. Eine wohl etwas geringere, aber doch nicht zu unterschätzende Rolle spielt das bei einigen Menschen auch unter gewöhnlichen Bedingungen besonders große, bei vielen anderen zu Zeiten aber durch einen bestimmten Beruf stets erhöhte Durstgefühl, respektive Flüssigkeitsbedürfnis. In solchen Fällen muß, namentlich wenn die bereits besprochenen Punkte alle oder zum Teil mitwirken, die Befriedigung desselben mit alkoholhaltigen Getränken verhängnisvoll werden. Und bei der Allgegenwart, Billigkeit und aufdringlichen Empfehlung derselben wird in der Tat auf dem Lande wie in der Stadt unter den genannten Umständen damit nicht gespart.

7. Schließlich wäre als Ursache, welche bei den schädlichen Trinkgewohnheiten auch der Tüchtigen und Gesunden mitwirken kann, noch jene weitverbreitete, bei vielen namentlich innerlich und äußerlich stark beschäftigten Menschen oft zu treffende Harmlosigkeit des Dahinlebens zu nennen, jenes gewollte oder ungewollte Sich-nicht-kümmern um die Frage, ob gewisse Sitten schädlich oder unschädlich. Mit zahllosen anderen, ihrer Ansicht nach besonders wichtigen Dingen beschäftigt, genügt es ihnen zu wissen, daß die meisten etwas tun oder nicht tun, um es auch selbst zu tun oder zu unterlassen. Dazu kommt vielfach noch eine unzureichende Selbstbeobachtung, die sie, bei ungenügender Schulung, Beobachtungsgabe und Aufmerksamkeit, eine schlimme Wirkung des Alkohols auf ihren Organismus nicht oder kaum entdecken läßt.

Soviel möchte ich sagen zu den Gründen, aus welchen auch unzählige durchaus fähige und biologisch vollwertige Menschen tatsächlich zu einem Alkoholverbrauch kommen, welcher sie selbst und ihre Nachkommen schädigt.

Unser zweiter rassenhygienischer Einwand gegen die bestehende Form des Alkoholismus ist das langsame Tempo, in welchem die Ausmerzungswürdigen durch den Alkohol in unzähligen Fällen weggeschafft werden. Ich möchte auch bei Besprechung dieses Punktes nicht mit statistischen Daten aufrücken. Wie unbefriedigend diese für einen kritischen Beobachter sind, dürfte jedem, der über die verwickelten Beziehungen der Zahlenreihen nachgedacht hat, bekannt sein. Dagegen bietet die Kasuistik hier reiche Ausbeute.

Bei Verbrechern, bei Geisteskranken u. s. w. u. s. w. findet man nicht selten schwere Trunksucht in weit zurückliegender Ascendenz, ohne daß man in solchen Fällen die Ueberzeugung gewinnt, daß durch die Trunksucht dieses Ahnen etwas Erkleckliches für die Ausmerze seiner Eigenschaften und alles dessen, was potenziell in ihnen liegt,

geschehen wäre. Haben diese verbrecherischen und geisteskranken Trinkerenkel doch selber wieder Geschwister und Kinder, welche lustig weiter leben und weiter zeugen.

Freilich sind es durchwegs keine Musterstammbäume! Aber, worauf es mir ankommt, die Brut des Säufers lebt doch, immer verschlechtert, manchmal oder meist an Zahl verringert, so und so viele Generationen weiter in Form allerlei degenerierten Volks, worunter leider, bis zum endlichen Aussterben, auch immer wieder kindergesegnetes sich befindet.

Ein krasser derartiger Fall ist der der Familie Juke, der allerdings gewöhnlich in dem meiner Ansicht nach weniger überzeugenden Zusammenhange der degenerierenden Wirkung des Alkohols zitiert wird.

Was der Fall aber beweist, ist dieses: Wie völlig unzureichend die Ausjäte-Rolle des Alkohols sich hier erweist; wie der Alkohol, trotzdem er sogar bei der Stammutter einsetzte, es nicht zu verhindern vermochte, daß ihre eigenen lasterhaften Eigenschaften und womöglich auch die ihres unbekannten Gatten, sich auf viele Generationen forterbten und ein namenloses Elend und unsägliche finanzielle Opfer über die Familie selbst und über ihre gesunde und anständige Umgebung heraufbeschworen. Aehnliche Fälle denkbar langsamer, ja wie es mitunter, namentlich in niederen Volksschichten mit überhaupt tiefer Lebenshaltung den Eindruck macht, beinah versagender Ausmerze durch den Alkohol sind leider nur zu häufig und die unter diesem Gesichtspunkt unternommenen Nachforschungen in Irrenanstalten, Zuchthäusern, Armenhäusern u. s. w. müßten dies aufs schlagendste beweisen. An denjenigen aber, der einwirft, solch klassische Fälle wie die Jukes seien ja doch nicht die Regel, möchte ich statt jeder Antwort die Frage richten: Wie viele solch schauriger Fälle eine Gesellschaft denn überhaupt vertrüge?

Was wirkt denn in solchen Fällen der das Individuum schädigenden, ausjätenden Alkoholwirkung entgegen?

Die Antwort ist nicht schwer: Es ist das völlig oder verhältnismäßig gesunde Blut, das der Trinker selbst oder seine Nachzucht immer wieder als Auffrischungsmittel in den Kreis des Zeugungsgeschäftes einbezieht, sowie andererseits die Tatsache, daß in Kreisen tiefer und tiefster Lebenshaltung und großer seelischer Minderwertigkeit überhaupt den Trinkereigenschaften nicht die negative Wertung zu teil wird, die sie in höher stehenden tüchtigen Schichten erfährt und daß diese Eigenschaften deshalb auch lange nicht in dem Maße zum Hindernis sexueller Annäherung und ehelicher Verbindung werden, wie in gesitteten und mit Voraussicht und Vorbedacht lebenden Kreisen.

Daher die zum großen Teil erschrecklich schleppende Ausjäte durch den Alkohol.

Wo der Trunkenbold, bevor er ein solcher geworden ist, seine Frau heiratet, wo die Trunksucht Formen annimmt, welche dem Befallenen die Salonfähigkeit und äußerliche Tüchtigkeit u. s. w. zur Zeit der Brautwerbung noch nicht geraubt haben, wo ferner der salonfähige Trinker sogar im Besitz hervorragender individueller Eigenschaften sich befindet (man denke an die vielen genialen Trinker), wo schließlich wie in unserer deutschen, französischen, schweizerischen u. s. w. Gesellschaft der sogenannte mäßige Alkoholgenuß in

der öffentlichen Meinung noch nicht das Stigma besitzt, das er verdient, da wird manch tüchtige Frau die Ehe eingehen und so, natürlich unbewußt, zu ihren Ungunsten und zu Ungunsten des disponiblen Stocks fortpflanzungswürdiger Individuen, dem Blut ihres Mannes die Lebenschancen vergrößern.

Im Sinne einer Unterbrechung oder gewaltigen Verzögerung der Alkoholausmerze wirkt auch jene Tatsache, daß Trinkerkinder nicht selten (ich habe das bei Delinquenten und Psychopathen öfter gesehen) aus Gründen einer ausgesprochenen Intoleranz und Abneigung gegen Alkohol diesen fast ganz meiden und so in vielen Fällen dank der Vorteile, die sie aus ihrer Nüchternheit ziehen, es zur Gründung eines Hausstandes und zu Kindern bringen.

Ganz besonders langsam muß die Ausjäte ferner in den Fällen wirken, wo der Trunk des Elters überhaupt erst nach teilweisem oder völligem Abschluß der Zeugungsperiode einsetzt. Leider läßt uns auch hier die Statistik, wie in vielen zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Alkoholkausalzusammenhänge so notwendigen Punkten völlig im Stich.

Der Gründe, die eine rasche, wirksame Ausmerzung verzögern oder illusorisch machen, gibt es noch viele. Ich gebe dabei ohne weiteres zu, daß Trinker und Trinkernachkommen caeteris paribus gegenüber Nicht-Trinkern und ihren Nachkommen immer, ohne Ausnahme, benachteiligt sind. Stets werden sie durch den Alkohol auf ein tieferes soziales, intellektuelles oder körperliches Niveau heruntergedrückt. Doch verbleiben die so Gesunkenen und ihre Nachkommen allzulange im sozialen Körper und spielen hier die Rolle von wüsten Fäulnisherden, welche zwar zu schwach sind, die Gesellschaft ganz zu vernichten, aber doch stark genug, um sie in der verschiedensten Weise schwer zu schädigen.

Der dritte Einwand ist rascher zu erledigen. Soll ich Ihnen schildern, was der Trunk in all seinen Formen (wie normaler Rausch, pathologischer Rausch, dauernd unmäßiges und dauernd sogenannt mäßiges Trinken) der Gesellschaft, d. h. der sie vertretenden Majorität von Gesunden, Tüchtigen und Nüchternen an inneren Widerständen heraufbeschwört?

Ich erinnere nur kurz an die durch den Alkoholismus direkt hervorgerufene Steigerung bestimmter Delikte (namentlich Körperverletzung, Sachbeschädigung, Sittlichkeitsdelikte, Beleidigung, Widerstand, Hausfriedensbruch u. s. w.), an die Vermehrung der Unglücksfälle, an die Störungen, welche der Alkohol in zahlreichen öffentlichen Betrieben, Anstalten und Festen bringt, an die verhängnisvolle Rolle, die er oft bei Ausständen und überhaupt bei allen von der Arbeiterschaft erstrebten Reformen und der Wegschaffung von Schäden und Schädlingen aller Art spielt, schließlich an die enormen finanziellen Lasten, an die Verschwendung von Arbeitskraft, Kapital und Boden, welche direkt oder indirekt durch die Folgen des Alkoholismus entstehen und in letzter Instanz doch nur auf den Schultern der großen Masse der Leistungsfähigen, Tüchtigen und Steuerkräftigen ruhen.

Kurz das Gift wirkt in all diesen Beziehungen wie Sand, den man in das Getriebe einer gehenden Maschine hineinwirft, und auch vom rassenhygienischen Standpunkt aus muß gesagt werden, daß der Alkohol, den man uns von gewisser Seite mit unbegreiflicher Maß-

und Kritiklosigkeit als hauptsächlichen Rassenreiniger hinstellen will (Reid), im Gegenteil in geradezu erschreckendem Maße zum Hindernis wird, eine gegebene Rasse für die Vornahme der allernotwendigsten Rassenreinigungsarbeiten zu begeistern.

Diesen drei Haupteinwänden wären freilich noch einige andere beizufügen, sie sind jedoch von geringerer Bedeutung.

Ich möchte hier nur noch, gegenüber jenen Heißspornen, die wie Reid für den Alkohol fast allein die treibende Kraft des Rassenfortschrittes vindizieren, betonen, daß die ganze Frage der Alkohol-Ausjäte, in dem Umfang, in welchem ihr von uns eine Rechtfertigung zu teil wurde, doch nur von nebensächlicher Bedeutung sein kann gegenüber den eigentlichen Kardinalfragen der Fortpflanzungs-Biotik einer Rasse überhaupt, daß von der Lösung dieser letzteren ausschließlich die Zukunft einer Rasse abhängt und daß in ihrer Lösung auch ein wirksamer Ersatz der Alkoholausmerze inbegriffen ist.

Ich sage dies nicht, um dem Alkohol-Ausjäte-Argument seine Gültigkeit überhaupt völlig zu versagen, sondern nur, um es auf seinen, ihm zukommenden bescheidenen Platz im Gebäude der Rassenhygiene zurück zu verweisen.

Das Alpha und Omega des Wohlergehens einer gegebenen Rasse besteht immer in erster Linie:

1. In der maximalen Vermehrung der gesunden, kräftigen, tüchtigen und ethisch hoch stehenden Menschen innerhalb derselben, wodurch ihre Qualität verbessert, ihr Fortbestand gesichert und zugleich ihre Verteidigung gegen Angriffe durch fremde Völker sicher gestellt wird.

2. Ferner in der möglichsten Fernhaltung von fremdrassigen Mitgliedern, welche weniger entwicklungsfähig sind, also in der Vermeidung ungünstiger Rassenmischungen.

3. Ferner in der Schaffung maximal günstiger äußerer Entwicklungsbedingungen für alle Individuen einer Rasse (Soziale Frage, Alkoholfrage) und Beseitigung aller Einflüsse, welche einem Aufkommen guter Varianten entgegenarbeiten. (Begünstigung guter Ernährung, Wohnung; Beseitigung aller durch den Industrialismus und Kapitalismus erzeugten Uebelstände, Fernhalten des Trinkzwanges und der Trinkgelegenheit und der von den Alkoholinteressenten systematisch betriebenen Verführung von der großen Gesundheits- und Tüchtigkeitsbreite der Rasse.)

4. In der möglichsten Vermeidung einer Vergeudung tüchtiger Varianten, also möglichste Vermeidung von Krieg und Auswanderung, von Unfällen u. s. w.

5. In der energischen Bekämpfung aller der bei geeigneten Maßregeln mit Sicherheit vermeidbaren Krankheiten, welche, ohne daß man ihnen jeglichen selektorischen Wert absprechen könnte, ihrer Natur nach doch eine so starke und fast auf alle Individuen wirkende Infektiosität besitzen (Syphilis, Gonorrhoe, Pocken, Typhus u. s. w.), daß sie, ließe man sie unbekämpft, den Bestand der Rasse auf ein unzureichendes Minimum gesund bleibender herunterdrücken und so die Verteidigungskraft und Fortdauer der Rasse überhaupt ernstlich gefährden würde.

6. Ferner in einem Ausschluß der Schwachen, Kranken, Untüchtigen und Schlechten von der Nachzucht durch künstliche Ausjäte, d. h. in einer stetigen, genügend raschen Beseitigung aller der schlechten Rassevarianten, welche durch ihre Eigenschaften für die ganze Rasse

schädlich werden, z. B. der Delinquenten (durch Todesstrafe, Deportation, Einsperrung oder Verwahrung in Anstalten, welche ihrem Betrieb nach zwischen Gefängnis und Irrenhaus stehen), der Geisteskranken (durch Verwahrung in Krankenanstalten) u. s. w. und in einer Verhinderung der Fortpflanzung derjenigen, in der Freiheit lebenden Varianten, welche mit erblichen Krankheiten oder Defektkomplexen oder mit sonstigen, die Nachkommenschaft gefährdenden Schwächen behaftet sind, durch Belehrung und durch privaten und staatlichen Zwang.

7. Schließlich, wie Dr. Ploetz vorschlägt, in einer zielbewußten Beeinflussung und Auslese der Keime.

Ich meine gegenüber all diesen für das Wohl einer Rasse unbedingt durchzuführenden Bestrebungen, welche leider noch allzusehr im Argen liegen, aber einen unabsehbaren Fortschritt verheißen, wenn sie mit Besonnenheit gefördert werden, muß die mit so vielem unsäglichen Elend Tüchtiger und Untüchtiger verknüpfte, zum Teil langsam, zum Teil wahllos und blind wirkende Alkohol-Ausjäte an Bedeutung für das Rassenwohl sehr zurücktreten, dies um so mehr, als die wirksame und vom Standpunkt des Rassenwohls zu billigende Alkohol-Ausmerze, ja, wie wir noch sehen werden, zum großen Teil durch Reformen ersetzt werden kann, welche in der gleichen Richtung tätig sind.

Freilich liegen die rassenhygienischen Betätigungen noch recht im Argen und wir müssen endlich ernstlich an die fernere Zukunft der Kultur tragenden Rassen denken und entsprechend handeln.

Gleichzeitig aber müssen wir für die Gegenwart und die allernächste Zukunft sorgen.

Wo einerseits, wie heutzutage in unseren trinkfesten Kulturstaaten, durch körperliche und geistige Krankheit, Prostitution, Selbstmord, Verbrechen u. s. w. u. s. w. täglich Tausende von mehr oder minder Untüchtigen aus der Rasse entfernt werden und so ihre numerische Kraft schwächen und wo andererseits durch die immer geringer werdende Vermehrung der Tüchtigen, Fleißigen und Gesunden, durch Kriege, Auswanderung, Unfälle u. s. w. die durch die Ausscheidung der Untüchtigen hervorgerufenen Lücken nur ganz ungenügend (durch minderwertiges zugewandertes Menschenmaterial) oder wie an gewissen Orten gar nicht ausgefüllt werden, da haben wir wahrhaftig allen Grund, mit größter Eifersucht darüber zu wachen, daß der noch bleibende gute Volkskern wenigstens von dem von der Wissenschaft als Gift nun zur Genüge gekennzeichneten Alkohol verschont bleibe.

Zum Schluß sei mir gestattet, kurz die Maßnahmen zu besprechen, welche nach meiner Ansicht geeignet sind, eine der Rasse nützliche Ausjäte durch den Alkohol in wirksamer Weise durch künstliche Ausjäte zu ersetzen; denn ein Korrektiv für die Trinkerrettung muß jetzt schon geschaffen werden.

Das Korrektiv liegt in der Verhütung jeglicher Nachzucht, wobei ich vorausschicken möchte, daß zur Erreichung dieses Zieles die intensivste Aufklärung aller hierbei beteiligten Kreise der eventuellen Anwendung eines Zwanges vorausgehen muß.

Bei notorischen Trinkern, mit denen schon viele vergebliche Heilversuche angestellt wurden, kann man durch langzeitige, dauernde Internierung dieses Ziel erreichen. Manchenorts strebt man mit Recht die Erbauung eigener Anstalten für solche Leute an. Der Begriff des

notorischen, unheilbaren Trinkers müßte aber nach Möglichkeit erweitert werden. Es werden mit solchen Trinkern immer noch allzuviele Versuche in der Freiheit angestellt. Die Resultate sind in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle kläglich. Der Arzt sollte sich auf diesem Gebiet etwas mehr, wie das gebräuchlich, der Pflicht bewußt werden, nicht bloß für den Alkoholkranken, sondern auch für das Wohl der vom Trinker zu erwartenden Kinder und der gesunden Mitmenschen zu sorgen.

Die langzeitige respektive dauernde Internierung sollte auch auf Trinker Anwendung finden, mit denen zwar viele Heilversuche noch nicht angestellt wurden, von denen man aber, gemäß des Studiums ihrer konstitutionellen Grundlagen, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, daß sie immer wieder ins Trinken verfallen werden und daß sie nur durch langzeitige Internierung von der Alkoholsucht befreit und an einer Fortpflanzung verhindert werden.

Für selbstverständlich halte ich es, diese Praxis bei Trinkern mit psychotischer Grundlage durchzuführen. Wir haben ja heutzutage vorbildliche, die allergrößten Freiheiten gewährenden Musteranstalten genug, in denen sich selbst manch Gesunder wohl fühlen dürfte.

Die kurzzeitige Internierung (ich meine damit zirka ein Jahr) sollte nur für diejenigen Trinker Anwendung finden, die aus Gründen zum Trinken gekommen, welche mit einer minderwertigen Konstitution nichts oder wenig zu tun haben und die namentlich vor Beginn der Trunksucht im allgemeinen durchaus tüchtige Menschen waren.

Hier ist große Vorsicht geboten, denn die Fälle, wo vorher fähige und gesunde Menschen Trinker werden, weil sie ganz allmählich einem, vom Trinken unabhängigen, erworbenen Schwachsinn oder einer sonstigen erworbenen Minderwertigkeit anheimfallen (der sogenannten Dementia praecox), sind recht häufig. In diesen Fällen muß selbstverständlich die psychotische Grundlage die Richtschnur der Behandlung abgeben.

In allen Fällen sind die Aufnahmebedingungen in Trinkerheil- und Bewahranstalten mit verantwortlichen sachverständigen abstinenten Leitern, sowie die Entmündigungsverfahren wegen Trunksucht, namentlich was eine wirksame Ausdehnung der Antragsbefugnis anbetrifft, in steigendem Maße zu erleichtern.

Für die Fälle von Trunksucht, wo eine dauernde Internierung nicht durchzuführen, nicht wünschenswert oder nicht notwendig ist, ist die Verhütung einer Nachkommenschaft auf das gesetzliche Eheverbot oder auf die sexuelle Zuchtwahl abzuwälzen.

Das gesetzliche Eheverbot würde ohne Zweifel für viele Fälle von großartiger und völlig ausreichender Wirkung sein.

Leider ist in fast allen Ländern, dem Geiste oder der Praxis nach, die Gesetzgebung noch nicht so weit, den Trinkern das Recht der Kinderzeugung abzusprechen. Doch glaube ich, daß durch eine im Sinne des Schutzes der Nachkommenschaft etwas weitergehende Interpretation der schon bestehenden Gesetze, sowie durch in diesem Sinne vorzunehmende gewiß bei genügender Agitation nicht unmögliche Abänderungen der bestehenden Gesetze, noch recht viel für diese Ziele zu erreichen wäre.

Eventuell würde man einer gewissen Kategorie von Trinkern auch die Heirat gestatten können unter der Bedingung, daß sie vor Eingehung der Ehe auf eigenen Wunsch und mit Wissen der Ehegattin sich der Vornahme einer kleinen Operation (wie Unterbindung der Vasa deferentia oder dergleichen) unterzögen. Freilich müßte auch hier die Gesetzgebung dem im Interesse der Rasse und im Einverständnis mit dem Operierten Handelnden den nötigen Schutz angedeihen lassen.

Die Abwälzung auf die sexuelle Zuchtwahl — und daran knüpfe ich besonders große Hoffnungen — wird dann besonders wirksam werden, wenn durch die wachsende Antialkoholbewegung dem Trinker, auch dem Gewohnheitstrinker, dem sogenannt mäßigen Trinker, das Stigma des Minderwertigen und Heiratsunwürdigen in immer steigendem Maße aufgedrückt wird.

Sie könnte vielleicht — doch wird gerade dieser Vorschlag große Entrüstung hervorrufen, weil er einen teilweisen Bruch des ärztlichen Geheimnisses involviert — unterstützt werden durch einen von Rechts wegen stattfindenden regelmäßigen Meldedienst desjenigen, der den Trinker irgend einmal behandelt hat, an das für die Person zuständige Standesamt u. s. w., welches bei der Verlobung oder vor der Trauung auf Wunsch des dazu autorisierten anderen Ehegatten oder auch ohne denselben, von der stattgehabten Behandlung, frühern Entmündigung wegen Trunksucht u. s. w. Eröffnung zu machen hätte.

Wo weder Internierung, noch Eheverbot, noch sexuelle Zuchtwahl möglich, wünschenswert oder wirksam, da können Präventivmaßregeln beim sexuellen Verkehr gute Dienste zur Verhütung einer degenerierten Nachkommenschaft leisten und wo auch diese versagen, würde der künstliche Abort anzuwenden sein, der bei Vornahme durch einen sachverständigen Arzt fast ohne jegliche Lebensgefahr verläuft und der auch zu keinem Mißbrauch führen würde, vorausgesetzt, daß man nur behördlich ad hoc approbierte Aerzte zur Vornahme des Eingriffes ermächtigt und das Einverständnis der Frau, was meist leicht sein wird, erlangt ist.

Namentlich dürften die Trinkerfrüchte unehelicher Herkunft gerade diesem letzteren behördlich ärztlichen Vorgehen wohl kaum entgehen, da doch die Mutter unter keinen oder doch nur unter den seltensten Umständen ein Interesse daran haben kann, eine uneheliche Trinkerbrut am Leben zu erhalten.

Selbstverständlich müßten alle hemmenden Strafbestimmungen, welche in dieser Richtung noch an manchen Orten bestehen, fallen und es müßte die Straflosigkeit aller derjenigen Maßnahmen oder Unterlassungen zum Prinzip erhoben werden, welche erwiesenermaßen die Verhinderung und Beseitigung von Trinkerfrüchten mit den hier angedeuteten Mitteln zum Ziel haben.

Durch diese künstliche Sperre von rassenfreundlichen Maßnahmen wird in einer Gesellschaft, welche vorher in gehöriger Weise über die Wirkungen des Alkohols und über die Beschaffenheit der schlimmsten Opfer desselben unterrichtet worden ist, kaum die Frucht eines Trinkers oder einer Trinkerin durchkommen.

Sollte dies dennoch der Fall sein, so wird eine weise Gesellschaft auch an derart durchgeschlüpften Trinkerkindern in konsequenter Weise,

je nach der Beschaffenheit derselben, einen der obigen Vorschläge durchführen.

Nach diesen Gesichtspunkten, die im einzelnen natürlich ausgebaut und den Verhältnissen der verschiedenen Länder angepaßt werden müssen, sollten die Alkoholsüchtigen, Gerettete wie nicht Gerettete, meines Erachtens behandelt werden.

Hierbei ist ganz besonders auf die sachverständige Mitwirkung derjenigen Aerzte zu rechnen, deren Lebensberuf die Behandlung der Trinker geworden ist. Diese Behandlung der Trinker ist eine wahre Kunst und wird immer mehr zu einer solchen. Sie erfordert umfassende Spezialkenntnisse und Erfahrung. Sie allein bringt es fertig, die für eine gewisse Kategorie von Trinkern unbedingt erforderliche kurz- oder langzeitige Isolierung unter Umständen durchzuführen, welche ein denkbar kleinstes, zum Schutz der Gesellschaft eben noch ausreichendes Minimum von Härte gegen die Person darstellen.

Doch sollte die Kunst der Trinkerrettung noch weiter gehen und für ihre Pflegebefohlenen dem Grundsatz entsprechend zu handeln versuchen, daß die fruchtbare Ehe jedes ausgesprochen ausjätungswürdigen Trinkers, sei er gerettet oder nicht, eine schwere Natursünde gegen die zu erwartenden Kinder und gegen Gesellschaft und Rasse bedeutet und daß sie daher mit allen zu Gebote stehenden Mitteln privater oder gesetzlicher Art zu verhindern ist.

Der Antialkoholbewegung aber ist der Rat zu erteilen, soweit sie nicht nach den eben genannten Grundsätzen zu handeln vermag, ihre Hand völlig von der Trinkerrettung zu lassen und sich vielmehr mit aller Kraft und Energie durch Aufklärung und Beispiel an die Jugend und an die große Gesundheits- und Tüchtigkeitsbreite der Bevölkerung zu wenden und notwendige gesetzliche Maßnahmen gegen die Kohorte der Alkoholinteressenten durchzusetzen.

Den größten Erfolg in dieser Richtung, das lehrt uns klar die Geschichte, wird die schärfste Tonart aller Antialkoholbestrebungen, die Enthaltsamkeitsbewegung, erreichen.

Sie hauptsächlich wird uns die notwendigen Antialkoholgesetze bringen, sie wird dem landläufigen gewohnheitsmäßigen Genusse und dem Rausch das gebührende Stigma der Schädlichkeit und Unwürde aufdrücken und so dem Einsetzen der sexuellen Zuchtwahl kräftig vorarbeiten.

Diese Tonart erst wird auch den Konsum in nennenswerter Weise herunterdrücken, so die Nachfrage nach Alkohol vermindern, also auch das Angebot erniedrigen und damit die ganze Alkoholinteressen-Wirtschaft in der Rendite ernstlich verkürzen. Die Abstinenzbewegung bringt uns die notwendige Gegensuggestion gegen den Zwang und die Suggestion, die von den Bier-, Wein- und Schnapswirten ausgeht und wird uns schließlich einem gesellschaftlichen Zustand zuführen, in welchem die große Masse der gesunden Bevölkerung nüchtern ist und nur noch Leute ihre Sucht befriedigen können, die zu Grunde zu gehen bestimmt sind.

Ich schließe mit den Worten: Wir müssen vom rassenhygienischen Standpunkt aus den heutigen Alkoholismus mit den schärfsten uns zu Gebote stehenden Waffen bekämpfen, weil er bereits bei einem Grade

angelangt ist, wo der Schade, den er unseren Gesunden und Tüchtigen zufügt, schon lange bedeutend den Nutzen überwiegt, den er uns dadurch bringt, daß er Henkersdienste für eine gewisse Kategorie von Minderwertigen verrichtet.

Ueber das Pathologische bei Nietzsche.

Professor Dr. C. Pelman.

Unter den vielen Schriften, zu denen Nietzsche und seine Werke Veranlassung gegeben haben, wird man dem Buche von P. J. Möbius „Ueber das Pathologische bei Nietzsche"[1]) einen hervorragenden Platz zuerkennen müssen. Möbius ist, seinem eigenen Eingeständnisse zufolge, an seine schwere Aufgabe nur zögernd herangetreten, und wenn er davon spricht, daß er sich die Arbeit nicht leicht gemacht und sich bemüht habe, nicht vom Pfade der Wahrheit abzuweichen und trotzdem so wenig wie möglich zu verletzen, so müssen wir ihm von vornherein das Zeugnis zugestehen, daß er sein Versprechen redlich gehalten hat.

Ueberall redet der erfahrene Arzt, der seine Befähigung für eine solche Untersuchung längst durch seine Arbeiten über Rousseau, Schopenhauer und andere nachgewiesen hat, und der vornehme Schriftsteller, der mit fester, aber zugleich mit sanfter Hand die Wunden berührt, die er aufzudecken genötigt ist.

Die Verhältnisse liegen bei Nietzsche sehr verwickelt. Zu einer angeborenen Anlage zu nervösen Störungen gesellte sich schon früh — mit dem 14. Jahre — eine Migräne, die anfallsweise und mit wechselnder Heftigkeit ungewöhnlich schwer und schmerzhaft eintrat, ihn auf dem ganzen Wege seines Wirkens begleitete und mit halben Jahren gefesselt hielt.

Nietzsche war somit von jeher nicht normal, zudem von großer, aber einseitiger Begabung und in seiner geistigen Beschaffenheit disharmonisch. Sein Wesen war auf Gefühl und Erkenntnis eingestimmt, aber schlecht ausgerüstet für das praktische Leben. Alles, was er ergriff, faßte er möglichst energisch an, maßlos in Liebe und in Haß, und in seiner Maßlosigkeit überschritt er alle Grenzen, um ebenso jäh und unvermittelt in das Gegenteil umzuschlagen.

Die Bestimmung, wann die geistige Störung bei ihm eingesetzt hat, ist daher um so schwieriger, als wir es hier nicht mit einem vorher normalen, sondern mit einem abnormen Menschen zu tun haben. Um hier zu einem Urteile zu gelangen, war es notwendig, nicht nur das ganze Leben, sondern auch die sämtlichen Schriften Nietzsches durchzugehen.

Schon Ziegler hatte auf gleicher Grundlage den Beginn der Erkrankung, die sich später als allgemeine Paralyse erwies, zwischen die Jahre 1882—85 verlegt, und Möbius ist geneigt, die frühere Bestimmung für die richtige zu halten.

---

[1]) Wiesbaden, Verlag von J. G. Bergmann, 1902, 106 S., 2,80 Mark.

Er findet das erste Symptom des hereinbrechenden Unheils in dem Ende des Buches „Fröhliche Wissenschaft", das in den Januar 1882 fällt. Diese Symptome sind die Ankündigung des Zarathustra und die Lehre von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, die Nietzsche mit einem inneren Entsetzen andeutet.

Wahrscheinlich ist auf diese erste Erregung wieder eine ruhige Zeit gefolgt. Auf jeden Fall aber setzte im Januar 1883 ein neuer Zustand der Erregung ein. Nietzsche verlebte Januar und Februar in Rapallo. Ein Nachbericht zu Zarathustra gibt keine Angaben über diese Zeit wieder, und meldet nur, wie er zu jedem der drei ersten Teile des Zarathustra nicht mehr als zehn Tage gebraucht habe.

Wenn auch schon in diesen ersten drei Büchern bedenkliche Stellen vorkommen, die namentlich im Hinblick auf die später deutlicher hervortretende Erkrankung den Verdacht der Geistesstörung nahe legen, so liegt sie im vierten Teile offen zu Tage.

Die Zerstörung der Hemmungen ist fortgeschritten, das Zartgefühl ist mehr geschädigt und zum ersten Male stoßen wir auf Züge von Gemeinheit und Lüsternheit. Dabei ist von einer Herabsetzung der geistigen Fähigkeiten im allgemeinen keine Rede, und wir sehen vielmehr, wie sich in Nietzsche die Gedankenarbeit trotz der Krankheit weiter entwickelt. Aber die Uebel, die schon in den ersten Teilen bemerkbar waren, sind noch gewachsen, und sie treten nach Inhalt und Form deutlicher hervor.

Der erste große Erregungszustand hatte den Zarathustra geliefert, der zweite im Winter von 1887 auf 1888 beginnende ist ebenfalls durch eine wunderbare Produktivität ausgezeichnet. In acht Monaten entstehen nicht weniger als sechs Schriften — der Fall Wagner, Nietzsche contra Wagner, der erste Teil des Willens zur Macht, Götzendämmerung, die Dionysus - Dithyramben und schließlich die autobiographischen Skizzen aus seinem Leben, Ecce homo, genannt. Einzelne von ihnen sind in wenigen Tagen verfaßt worden. In den Dionysus-Dithyramben schwingt sich der kranke Dichter kurz vor seinem Zusammenbruche noch einmal zur Höhe empor. Sie sind im Tone des Zarathustra gehalten, aber es mischen sich neue Töne hinein und eigentümliche Ahnungen tauchen auf. Einzelne Strophen sind von geradezu wunderbarer Schönheit. So war das Leiden von den ersten Andeutungen im Jahre 1881 in Flut und Ebbe seinen Weg gegangen, besonders hoch bei der Niederschrift des vierten Teiles von Zarathustra, wo die Ausschüttung der Hemmungen, das Fehlen des Ermüdungsgefühles, Euphorie im Wechsel mit trauriger und zorniger Verstimmung, Abstumpfung von moralischen und ästhetischen Empfindungen am deutlichsten ist.

Einen zweiten Hochstand erreicht es alsdann mit dem Jahre 1888, an dessen Ende ein auch dem Laien eindringliches Notsignal, der große paralytische Anfall, einsetzt.

Der Tag, an welchem dies geschehen, ist nicht genau bekannt. Nietzsche stürzte plötzlich in Turin vor seiner Wohnung bewußtlos zusammen und hat zwei Tage lang, fast ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Von da ab ist er nicht mehr recht zu sich gekommen, und mit seiner schöpferischen Tätigkeit war es endgültig vorbei.

Er kam erst in die Irrenanstalt zu Basel, und von dort nach Jena, wo er bis zum 24. März 1890 blieb. Als um diese Zeit Beruhigung eintrat, übernahmen die Mutter und später die Schwester die liebevollste Pflege in Naumburg, bis endlich der 25. August 1900 dem Leiden ein Ende machte.

So ungewöhnlich der ganze Verlauf der Erkrankung war, so ist doch an der Richtigkeit der Diagnose kein Zweifel. Es handelte sich von Anfang an um eine organische Erkrankung des Gehirns, die man mit dem Namen der allgemeinen Paralyse bezeichnet, allerdings um eine Paralyse, die in Dauer und Verlauf eigentümlich genug war.

Möbius äußert sich darüber in folgender Weise. Wenn wir uns den Verlauf der Krankheit Nietzsches durch eine Kurve dargestellt denken, so folgt auf die reichlich sieben Jahre dauernde, ansteigende Zeit der Entwicklung ein ganz steiles Aufsteigen, das dem großen Anfalle zu Turin entspricht, und auf der ganz rasch erreichten Höhe bleibt nun die Kurve, nur daß noch kleine, ruckartige Anstiege bis zum Tode folgen. Während der langen Jahre bis Weihnachten 1888 trotzt Nietzsches Geist dem bösen Feinde insofern, als trotz der Störungen des Gefühlslebens, trotz des Nachlasses an geistiger Zügelkraft und der beginnenden Gedächtnisschwäche der Geist hell und kräftig bleibt, scharfe Urteile möglich sind, das dichterische Vermögen nicht vermindert, die Arbeitskraft überraschend groß ist. Man kann das Bild eines Hauses gebrauchen, dessen Grundmauern leise und langsam zerstört werden, bis mit einem Male das noch stattliche Haus zusammenbricht.

Nach den Untersuchungen von Möbius kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Erkrankung weit in die Zeit des Schaffens zurückreicht, und hieraus ergibt sich für uns die weitere Frage, inwiefern die Schriften Nietzsches durch die Gehirnkrankheit an Wert verloren haben.

Möbius antwortet darauf, daß man den dichterischen, den allgemein sprachlichen und endlich den wissenschaftlichen Wert gesondert zu betrachten, aber hier wie da das Urteil sich nur an das Schriftstück selbst zu halten habe. Ein Geisteskranker kann etwas Schönes oder etwas Wahres so gut wie ein anderer schreiben. Ob seine Gedichte, sein Stil, sowie Erörterungen zu billigen seien oder nicht, das ist nach denselben Grundsätzen zu entscheiden, die sonst gelten, und die Gehirnkrankheit kommt dabei nicht in Betracht.

Dies gilt ohne Einschränkung von der Form. Dem Sachlichen gegenüber ist jedoch ein gewisses Mißtrauen gerechtfertigt. Findet man Schwerverständliches oder Unverständliches, so wird der erste Gedanke der sein: gibt dafür nicht die Gehirnkrankheit die Erklärung. Und um das zu beurteilen, muß man wissen, wie die Gehirnkrankheit wirkt, welche Störungen sie in anderen Fällen verursacht, ob die fraglichen Anstöße etwa denen gleichen, die bei gleich Kranken auch sonst beobachtet werden. Wollte jemand sich um solche Erwägungen nicht kümmern, so käme er in Gefahr, nutzlose Arbeit zu machen und seine Zeit zu verlieren. Wenn er sich in den Kopf setzt, es m ü s s e eine sinnvolle Erklärung geben, so kann er sich die Zähne ausbeißen. Besonders wird von vorneherein die Vermutung bestehen, es werde um den Zusammenhang schlecht bestellt sein, denn begreiflicherweise

ist ein Kranker eher imstande, einen guten Einfall zu haben, als seine Gedanken zusammen zu halten und in ein System zu bringen. So liegt die Sache in der Tat bei Nietzsche. Man muß im einzelnen das, was er sagt, unbefangen aufnehmen, es kann wahr sein trotz der Gehirnkrankheit, es könnte unwahr sein ohne solche. Man muß aber davor warnen, dem Ganzen gegenüber so zu verfahren, wie bei einem gesunden Philosophen und den Versuch zu machen, Nietzsches Widersprüche und Uebertreibungen durch Erklärer-Künste auszugleichen, künstlich einen Zusammenhang in das zu bringen, was seiner Natur nach Stückwerk ist. An sich könnte eine solche Arbeit nicht gerade schaden, aber es gibt so viele Gelegenheiten nützliche Arbeit zu tun, daß die Kraft nicht verschwendet werden sollte.

So weit Möbius.

Eine solche nützliche Arbeit hat er in seinem vorliegenden Werke vollbracht. An der Hand der Erörterungen dieses Sachverständigen kann die Beurteilung und der Genuß der Werke des großen Toten nur an Ruhe und damit an Gehalt gewinnen. Dem Andenken des dahingegangenen Genius gegenüber bedeutet es doch in letzter Linie einen Akt der Pietät, wenn Möbius die Schlacken des Werkes, die ihren Ursprung der Krankheit verdanken, von dem Golde trennt, das dem eigenen Geiste entfloß. Alles verstehen heißt alles vergeben, und in dem Verständnisse des Meisters hat uns Möbius ein gut Teil vorwärts gebracht. Darin liegt sein Verdienst, und darum muß sein Buch gerade jenen auf das angelegentlichste empfohlen werden, die sich für Nietzsche und seine Schriften interessieren. Ein Auszug, und wäre er auch noch so treu, kann dem ebenso formvollendeten wie inhaltreichen Buche unmöglich gerecht werden.

Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten.

Dr. Friedrich Otto Hertz.

I.

Den Hauptunterschied zwischen arischem und semitischem Geistesleben findet H. St. Chamberlain[1]) auf religiösem Gebiete. Dem als Beispiel gewählten Indo-Arier, der die religiöse Anlage am höchsten ausgebildet hat, ist die Religion eine innere Erfahrung, im Gegensatz zur äußeren der Semiten. Sie entspricht dem drängenden Bedürfnis des Gemütes nach Vertiefung, dieser Zustand ist unabhängig von dem Fürwahrhalten äußerer historischer Begebenheiten, göttlicher „Offenbarungen“ in Wort, Erscheinung oder Taten. Indische Religion ist also zeitlos, unhistorisch (oder besser antihistorisch), antirationalistisch. „Schon nach dem Zeugnis der ältesten Urkunden sehen wir den Arier beschäftigt, einem dunklen Drange zu folgen, der ihn antreibt, im eigenen Herzen zu forschen.“ (S. 221 ff.) „Sich und die Welt in

---

[1]) H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. München, (zitiert nach der 2. Auflage, 1900).

Einklang zu setzen" und so das große Mysterium des Seins — nicht zu verstehen — nein im wunderbar erhellten Innern zu erleben, das ist der Kern seiner Religiosität.

Die äußeren Formen der inneren Anlage sind dementsprechend rein und edel. Die Götter sind nur Bilder, in denen die schaffende Phantasie das innere Erlebnis nach außen versetzt, ohne zu vergessen, daß jene geschaffen und vergänglich sind. „In keinem Zweig der indoeuropäischen Familie hat es zu irgend einer Zeit Götzendienst gegeben. Die unverfälschten arischen Inder, wie auch die Eranier hatten niemals weder Bild noch Tempel" — Bilderanbetung existierte nicht (S. 230), den Göttern zu Ehren wurden die unzähligen Bildnisse hergestellt, die die Seele mit der lebendigen Vorstellung höherer Wesen erfüllen sollten. — „Nie sind bei den Indoeuropäern die Götter Weltschöpfer", sie sind freundliche und gütige Symbole für das göttliche Eine, das seit den ältesten Zeiten geahnt wurde. (396.) Der — geistige — Monotheismus ist also bei den Ariern schon im Anfange der religiösen Entwicklung vorhanden.

Charakteristische Züge dieser Religiosität sind der mystische Zug, die Auffassung der Erlösung des Menschen durch die Gnade, d. h. nicht durch den plötzlichen Willensakt eines despotischen Gottes, sondern durch das innere Wirken des von Liebe zum Göttlichen erfüllten Herzens. Die Gesinnung ist alles, dagegen fehlt der Gedanke der genauen Vergeltung jeder Tat nach ihrer „Gerechtigkeit", oder nach ihrem äußeren Erfolg, es fehlt das Binden der Sittlichkeit und Frömmigkeit an „Gebote", es fehlt der Ritualismus, das bevorrechtete „heiligere" Priestertum und die von diesem getragene Hierokratie. Ganz im Gegenteil ist der Drang nach religiöser Unabhängigkeit, nach innerer Freiheit eine arische Regung, die insbesondere im Christentum überall durchbricht, wo es auf germanischer Grundlage ruht. Der „Los von Rom"-Drang der Germanen (im weiteren Sinn) zeigt sich in allen religiösen Bewegungen von Arianismus und dem Unabhängigkeitsstreben der slavischen Kirchen bis zur Reformation.

Vor allem aber ist die absoluteste Toleranz ein gemeinarischer Grundzug; niemals lag es in der Natur des Indogermanen, in das Seelenheiligtum eines anderen mit frevler Hand einzugreifen, wo von Ariern Religionsverfolgungen und andere Regungen der Unduldsamkeit vorkamen, ist stets ein fremdes, dem Arier eingeimpftes Gift tätig gewesen. (S. 406/7.)

Mit Religion ist Weltanschauung untrennbar verbunden, es sind eigentlich nur zwei Richtungen des Gemütes, die eine zum Erkennen, die andere zum Glauben. (S. 738.) Der Kern der germanischen Weltanschauung, in der die arische Anlage am glücklichsten ausgebildet ist, ist aber in Goethes Wort vom äußerlich Begrenzten, innerlich Unbegrenzten gegeben, daß Chamberlain im kantischen Sinn auf die Unterscheidung einer äußeren streng mechanischen Welt und einer inneren der absoluten sittlichen Freiheit deutet. Diese Weltanschauung stimmt überein mit der „allen Ariern gemeinsamen und ihnen allein eigentümlichen" (508) freischöpferischen Anlage, die dem Freiheitsbedürfnis und der Befähigung frei zu sein entspricht, und der „unvergleichlichen und durchaus eigenartigen germanischen Treue". (504.) Diese zwei Anlagen, die den Grund jener zweiteiligen Formel germanischer Weltanschauung bilden,

finden auf allen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens ihren Ausdruck.

Der Zweig der Semiten, mit dem Chamberlain sich vorwiegend befaßt, sind die Juden. Doch fällt auch auf die anderen Stämme gerade kein günstiges Licht. Nach Chamberlains Theorie sind übrigens die Juden gar keine echten Semiten, sondern eine Kreuzung unverwandter Rassen. Dieser Frevel gegen die Natur hat in Zusammenhang mit einem historischen Ereignis, das dem Priestertum die Macht in die Hand gab, die ganze unglückliche Entwicklung des jüdischen Geistes verschuldet.

Im Gegensatz zum gemütstiefen, freischöpferisch beanlagten Arier herrscht beim Semiten der auf Kosten aller anderen Anlagen übermäßig entwickelte Wille vor.

Egoismus, Fanatismus, Beschränktheit des Geistes sind die Folge. Beim Arier ist die Einsicht in die strenge Naturgesetzlichkeit vorhanden, selbst die Götter sind ihr unterworfen, der Jude projiziert sein eigenes Bild ins Göttliche und schafft mit starkem Willen einen willkürlich handelnden Tyrannen als Gott, dem gegenüber der Mensch nur als Knecht in Furcht und Zittern erscheint. Eine weitere Folge ist auch die Annahme der Willensfreiheit durch den semitischen Geist, ja Chamberlain geht soweit, hierin eine Art Schibboleth zu erblicken. „Ueberall nun, wo wir Einschränkungen dieses Freiheitsbegriffes begegnen: bei Augustinus, bei Luther, bei Voltaire, bei Kant, bei Goethe — — —, können wir sicher sein, daß hier eine indoeuropäische Reaktion gegen semitischen Geist stattfindet.“ (244.) Hand in Hand damit geht eine Verkümmerung des Rechtsgefühles, eine völlige Mißachtung des Rechtes anderer, die die Semiten von Anfang an zu Zinswucherern bestimmte. (170.) Kennzeichnend für die Juden ist die „absolute Ignoranz und kulturelle Roheit des Volkes, welches auf keinem einzigen Felde menschlichen Wissens oder Schaffens jemals das geringste geleistet hat“. (766.) Zwar schrieb man früher den Juden eine besondere Befähigung für Religion zu, aber diese Fabel ist jetzt endgültig vernichtet. (S. 29.) Ganz im Gegenteil sind gerade die Juden religiös am wenigsten begabt von allen Völkern der Erde, selbst die Neger und Australier überragen sie hierin zuweilen.

Was an religiösen Vorstellungen sich findet, ist ausnahmslos fremden Völkern entlehnt und dabei noch verständnislos auf ein Minimum reduziert. (222.) Vor allem ist den Juden Religion keine innere, sondern eine äußere Erfahrung: sie glauben nicht an das in uns lebende, alles durchdringende Göttliche, sondern sie glauben an einen mächtigen „Götzen“, weil ihre Väter behaupten, er habe einmal von Sinai herunter zu ihnen gesprochen und allerlei wundersame Kunststücke vollbracht. Die Grundlage der Religion bildet der Glaube an die verheißene Weltherrschaft, an die Unterjochung aller Völker. Der Begriff der Erlösung durch Gnade ist dagegen den Juden völlig fremd. Dem Juden fehlt jede metaphysische Anlage, die fragende Wißbegierde geht ihm ab. Selbst sein Monotheismus ist keine metaphysische Erkenntnis, sondern ein politisches Ergebnis, der Jude ist eigentlich Polytheist. Mehrmals (230/1, 396/7) wird betont, die Juden seien die „greulichsten Götzenanbeter gewesen und vielleicht die einzigen Götzenanbeter, von denen die Menschheit zu erzählen weiß.“

Im Gegensatz zur arischen Betonung der Gesinnung herrscht bei den Juden Werkheiligkeit, strenge Gesetzlichkeit, ein Ueberwuchern des ödesten Ritualismus. — Die Tugend geht aus auf irdischen Lohn (573), die Religion verfolgt praktische Zwecke, Herrschaft und Besitz. (400.) Es ist gewissermaßen ein Handelsgeschäft mit einem überweltlichen besonders mächtigen Kaufmann, den man natürlich ebensowenig liebt, wie irgend einen Geschäftspartner, dessen Bedingungen aber genau zu erfüllen sind. „Die sittlichen Gebote wachsen nicht mit innerer Notwendigkeit aus den Tiefen des Menschenherzens empor, sondern sind „Gesetze", die unter bestimmten Bedingungen an bestimmten Tagen erlassen wurden und jeden Augenblick widerrufen werden können." (234.) Daher sieht auch das semitische Gesetz lediglich auf den Erfolg der Handlung, gar nicht auf die Absicht, umgekehrt wie bei den Indoariern. (413.)

Alles dieses wirkt heute noch, nicht bloß im Judentum, sondern vor allem in der katholischen Kirche. Denn das Völkerchaos, durch dessen Hände die reine Lehre Christi[1]) ging, verunstaltete sie mit jüdischem Anstrich, der ihr noch heute anhaftet und unzählige Arier verdorben und „verjudet" hat. — Das schrecklichste aller Danaergeschenke des Judentums aber ist seine Intoleranz und sein Weltherrschaftstraum, die auf die Kirchen — und nicht bloß auf die katholische! — übergegangen sind! — (342 u. s. w.) „Die vielen Millionen, die durch oder für das Christentum hingeschlachtet wurden, sowie die vielen für ihren Glauben gestorbenen Juden sind alle Opfer der Fälschungen des Esra und der großen Synagoge (durch die nach Chamberlain das Judentum begründet wurde. D. V.)." (452.) Im Gegensatz dazu herrscht bei den Ariern aller Stämme stets absoluteste Toleranz und Gewissensfreiheit. (406/7 u. s. w.)

Die jüdische „Religion" ist also historisch, rationalistisch, materialistisch, nationalistisch, egoistisch. Daß den Juden außerdem die schöpferische Kraft, die Treue, Tapferkeit und Vaterlandsliebe, sowie manches noch zu Erwähnende fehlt, erklärt ihr Unvermögen, einen dauernden Staat zu gründen, oder auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft etwas zu leisten.

Was uns an Chamberlains Darstellung besonders auffällt, sind nicht die unzähligen Irrtümer, Entstellungen und Widersprüche im einzelnen, sondern das Fehlen des sozialen Schauens, der Fähigkeit, die Einzeltatsachen der Geschichte in ihrem organischen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung zu begreifen. Freilich ist dies ein notwendiger Fehler aller Rassentheoretiker, dessen psychologische Wurzel wir andern Orts aufdecken wollen. Die Abhängigkeit des individuellen Denkens vom Milieu des Gehirns wird von Chamberlain in schärfster Weise betont, und das Denken der höheren Einheiten, der Völker und Rassen sollte unabhängig sein von dem umgebenden natürlichen und sozialen Milieu? Eine unglückliche — an einem Tage entstandene (S. 424) Idee sollte imstande sein, nicht nur die geistige Richtung ihres Volkes gänzlich umzubiegen, sondern

[1]) Bekanntlich stellt Chamberlain auch die Theorie auf, Jesus (oder wie Chamberlain sagt Christus) sei kein Jude gewesen, seine Lehre sei sogar eine Verneinung des Judentums.

auch durch Jahrtausende Völkern der verschiedensten Rasse und der abweichendsten natürlich-sozialen Lage ein Joch aufzulegen, das ihrem innersten Wesen fremd und verhaßt ist? Bedeutet diese Omnipotenz der Idee nicht den gefährlichsten Angriff auf die Grundlagen der Rassentheorie selbst?

Doch die allgemeinen Erwägungen helfen uns hier nicht weiter. Wir wollen versuchen, aus unserer Kritik der Chamberlainschen Theorie ein positives Beispiel der sozialen Betrachtungsweise zu gestalten, indem wir die geistige Entwicklung der extremen Typen des indoarischen und jüdischen Stammes mit großen Zügen in ihrer sozialen Bedingtheit darstellen.

II.

Boden und Klima[1]) sind Grundfaktoren der Entwicklung, doch ist ihre Wirkung auf verschiedene gesellschaftliche Entwicklungsstufen grundverschieden. Es gibt nichts Törichteres als die einfache Zusammenstellung von Völkern, die unter gleichen Naturbedingungen wohnen, ohne dieselbe Kulturhöhe einzunehmen. Ein beliebtes — ursprünglich von Hegel herrührendes — Beispiel ist die gegenwärtige Lage Griechenlands, die trotz des gleichgebliebenen ewig blauen Himmels sich von der perikleischen Kulturstufe himmelweit entfernt. Nur die Rassenmischung soll imstande sein, diese beispiellose Veränderung zu erklären. An anderer Stelle haben wir die Unhaltbarkeit dieser Erklärung nachgewiesen[2]). Hat sich wirklich nichts in Griechenland geändert als Rasse und Volksgeist? Besteht heute noch die Sklaverei, die Grundlage der antiken Kultur, auf deren Boden die Kalokagathie edler Müßiggänger wuchs? Besteht noch die alte Geschlechterverfassung mit ihrem aristokratischen Sinn, ihrer Vorliebe für Poesie und ritterliche Künste, ihrer Dezentralisation des Geisteslebens in zahllose wetteifernde Gemeinwesen[3]). Das eiserne Zeitalter ist auch über Hellas gekommen. Eine hundertjährige „Barbarenherrschaft" hat tiefe geistige Spuren hinterlassen. Der Nachkomme des edlen Atheners, der auf der Agora herumbummelte und mit Sokrates geistreich konversierte, schanzt heute zwölf Stunden täglich in einer Baumwollspinnerei des Piräus. Anstatt Bundesgenossen auszuplündern und auf Staatskosten ins Theater zu gehen, wird der Hellene heute von schnöden barbarischen Gläubigern bedrängt. Nicht mehr erhebt sich in Delphi aus Marmor und Gold der „Erdnabel", den Zeus selbst als Mittelpunkt der Welt bezeichnete,

[1]) Wenn man die Wirkungen des Klimas richtig beurteilen will, so darf dies nicht in aphoristischer Weise mit vulgärer Verallgemeinerung einiger persönlicher Eindrücke geschehen, sondern auf Grund experimenteller psycho-physiologischer Studien. Leider besitzen wir darüber noch sehr wenig Brauchbares. Doch sei auf die wertvolle Arbeit C. M. Gießlers „Ueber den Einfluß von Wärme und Kälte auf das seelische Funktionieren des Menschen" verwiesen (in der Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie und Soziologie, 1902, S. 319 ff.). — Vergleiche auch H. Spencer, Prinzipien der Soziologie, vol. I, 1877. Zur Bedeutung des Bodens (im weiteren Sinn) vergleiche Ratzel, Anthropogeographie, I. Band, 2. Auflage, 1899.

[2]) Der Niedergang Griechenlands war lange vollendet, bevor die großen Rassenmischungen eintreten, ja die slawische Mischung im 9. Jahrhundert fällt sogar mit einem großen Aufschwung zusammen.

[3]) Die sozialen Grundlagen der antiken Kunstentwicklung sind neuerdings gut beleuchtet worden. Vergleiche Franz Feuerherd, Die Entstehung der Stile aus der politischen Oekonomie, I. Teil, 1902.

der Römer hat ihn nach Westen getragen, der Franke und Sachse nach Norden.

Beinahe ebenso geistreich ist die Gobineausche Frage, warum die Indianer aus Nordamerika keinen Kulturstaat zu machen vermochten. Der ungeheuere Lebensspielraum des amerikanischen Kontinents konnte eben nur durch fremde höherzivilisierte Völker ausgenützt werden, dem Fortschritt der Autochthonen war er tödlich. Nichts ist auf tiefer Stufe stehenden Rassen so schädlich, als eine endlose Fläche, über die sie sich widerstandslos ausbreiten können. Die soziale Reibung fehlt diesen „kampflosen Kontinenten" und damit jeder Ansporn zum Fortschritt. Rußland, Australien, Afrika lassen die Wirkung dieses Gesetzes erkennen[1]).

Es ist der Fehler Buckles, daß er den sozialen Faktor nicht gebührend würdigt. Er sucht zu beweisen, daß die Natur direkt auf den Einzelmenschen mit großer Bildnerkraft einwirkt, während doch das historisch entstandene soziale Milieu dazwischen steht. Deshalb erscheint seine Betrachtungsweise uns, die wir nach Karl Marx leben, oft primitiv, ja sogar naiv. Aber solchen Unsinn, wie Chamberlain ihm zuschreibt, hat Buckle niemals verbrochen[2]).

Der Vergleich des historischen und räumlichen Spielraums der indischen und jüdischen Entwicklung gibt uns schon eine wichtige Lehre. Das heutige englische Vorderindien ist 121 mal größer als das kleine Ländchen Palästina, die Fläche verhält sich also wie ganz Deutschland zu Sachsen-Weimar und Schwarzburg-Rudolstadt zusammengenommen, die Geschichte der Juden als Volk umfaßt etwa ein Jahrtausend, die Indiens mindestens 3000 Jahre. — Die Indoarier standen bei ihrer Einwanderung schon auf einer höheren Stufe primitiver Kultur, die gebirgige Natur des nördlichen Indiens und der Kampf mit den Ureinwohnern gewährten die Möglichkeit einer kräftigen Vorwärtsentwicklung. Es ist natürlich, daß die räumlich und zeitlich größere Entwicklungsbasis auch eine mannigfaltigere Fülle günstiger Variationen hervorbringen mußte, als die beschränkteren Verhältnisse. Niemand wird wohl Sachsen-Weimar vorwerfen, daß es nicht dieselbe Menge großer Männer hervorgebracht hat, wie ganz Deutschland. — Eigentlich müßte die Vergleichung also ein größeres Objekt wählen, als den jüdischen Stamm, was aber unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet.

Mehr noch als die Ausdehnung, fällt die Verschiedenheit der äußeren Natur beider Länder ins Gewicht. In Indien ein unbeschreiblich üppiges Sprossen und Wachsen, eine überquellende Zeugungskraft der Natur, die dem Lebensbedürfnis mit freigiebiger Milde leichte Befriedigung gewährt und die Sinne zum lebhaften Spiel der Phantasie anregt. Freilich wirkte das Klima auch erschlaffend auf die von Nordwesten

[1]) S. W. Bagehot, Ursprung der Nationen, 1874, S. 95. — Jsaieff, Sozialpolitische Essays. 1900, S. 292. Schon der große Seefahrer Cook hat bemerkt, daß die zu leichte Nahrungsgewinnung aus dem Ertrag des Brotfruchtbaumes ein Hauptgrund für die geringe Entwicklung der Kultur in der Südsee sei.

[2]) Chamberlain macht sich über eine angebliche Aeußerung Buckles lustig, die besagen soll, die indische Civilisation verhalte sich zur ägyptischen wie Reis zu Dattel. Tatsächlich sagt Buckle in klaren Worten, daß in Indien der Reis, in Aegypten die Dattel das Hauptnahrungsmittel sei — sonst kein Wort!

her vordringenden arischen Krieger. In den Veden spüren wir noch oft den frischen Hauch des Lebens im Siebenstromland, in den späteren brahmanischen und buddhistischen Werken, die im Kulturgebiet des Ganges entstanden, haben wir eine Widerspiegelung der veränderten psycho-physiologischen Bedingungen[1]). Erst in diesen Sitzen stellte sich die weltabgewandte grüblerische Stimmung der indischen Spekulation, die glühende Erotik und maßlose Phantasie der weltlichen Dichtung ein, die alle den ältesten Denkmälern des indischen Geistes noch ganz ferne liegen.

Nirgends lebte der Mensch voller in der Natur, die ihm in zauberischen Bildern ihre tiefsten Geheimnisse ahnen ließ. — Bartrihari singt: „Früchte hängen an den Bäumen in jedem Wald, die jedermann ohne Mühe pflücken kann. Süßes und kühles Wasser rinnt in den reinen Strömen da und dort. Ein weiches Bett aus den Zweigen schöner Schlingpflanzen steht bereitet. Und doch gibt es elende Menschen, die an den Türen des Reichen leiden“[2]). „Die Stille und Frische des dichten Waldes, die milde Kühle am Wasserrand sind verlockend gegen die erschlaffende Hitze der Häuser und Felder“[3]).

Die soziale Organisation Indiens war, wie wir sehen werden, der vollen Ausnützung dieser günstigen Bedingungen überaus günstig.

Die Natur Palästinas bildet in allen Punkten den schärfsten Gegensatz zu der Indiens. Auf kleinem Raum drängen sich die Gegensätze der Natur, wie die in der Seele seiner Bewohner. Neben alpinen Gegenden, die an die Region des ewigen Schnees heranreichen, finden sich Gegenden mit tropischem Klima, neben Steppe und Wüste von grauenhafter Eintönigkeit und Unfruchtbarkeit Oasen von üppigster Ergiebigkeit. Freilich: ein Ganges, ein Nil existiert nicht, der Jordan ist ein reißender Bergstrom, gewöhnlich unschiffbar und unpassierbar. „Von freiwilliger Fruchtbarkeit war das Land nicht, die Wüste fraß um sich, wo ihr nicht entgegengearbeitet wurde“[4]). Man begreift, wie hier das Wort entstehen konnte: „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen!“ und dieses Wort tat hier auch Wunder. „Die terrassierten Berge waren mit Wein und Oliven bedeckt, die Täler und Ebenen trugen Weizen und Gerste die Fülle.“ (Wellhausen a. a. O.) „Landschaftliche Reize bietet Palästina wenig. Die Berge zeigen keine malerischen Linien; Wald und Wiese gibt es nicht, außer am Karmel, in Galiläa und namentlich auf den rauhen und wasserreichen Höhen Gileads.“ (Derselbe, S. 5.) Doch können wir nicht behaupten, daß Israel die Phantasie fehlte; die großartigen Visionen eines Hesekiel und Jesaia, die lieblichen Bilder der Psalmen, die erhabenen Naturschilderungen des Buches Hiob belehren uns eines besseren[5]). Aber die Phantasie schlug hier eine ganz andere Richtung ein als in Indien. Sie wuchert nicht üppig wie der Urwald und spielt nicht mit den

[1]) Vide Lefmann, Geschichte des alten Indiens, 1890, S. 356, 404, 667.
[2]) Zitiert in Max Müller, India, what can it teach us? (Coll. Works XIII, 1899), S. 96.
[3]) Lefmann, Geschichte des alten Indiens, 1890, S. 667.
[4]) Wellhausen, Israelitische und Jüdische Geschichte, 4. Auflage, 1901, S. 85. Vergleiche auch Stade, Geschichte des Volkes Israel, 1887, I. Band, S. 101, 102.
[5]) Man erinnert sich der schönen Worte Humboldts über das Naturgefühl in der Bibel.

Dingen, wie die heitere Tochter des Zeus, ein strenger und feierlicher Zug zeichnet sie aus, die unendliche Oede der Wüste erzeugt die Gefühle der Unendlichkeit und die Romantik der Monotonie. Vor allem aber befördert die Strenge der Natur den engeren Zusammenschluß der Menschen, das Familienleben und die Richtung auf das soziale Glück. Die äußeren Schicksale und die gesellschaftliche Entwicklung haben dazu geführt, daß alle geistigen Aeußerungen des Volkes Israel eine ausgesprochene ethische Färbung angenommen haben, hier liegt die Größe und die Einseitigkeit dieses Stammes.

Seit den ältesten Zeiten tritt uns Israel als ein Volk harter[1]) und schwer arbeitender Bauern entgegen, dem die Erinnerung an die Nomadenzeit freilich noch lebhaft im Gedächtnis haftet und zu bunter Sagenbildung Anlaß gibt. Diese Tatsache bildet mit der anderen, daß die arischen Stämme überall länger Nomaden geblieben sind, viele der wichtigsten Gegensätze in der Volkspsychologie beider Völkergruppen heraus. Ihering hat diese in geistvoller Weise zu entwickeln begonnen[2]). Der die Flachländer Vorderasiens besiedelnde Semite tritt als Ackerbauer in die Geschichte, der Höhen bewohnende Indoarier als Hirte. „Der Arier hat viele Jahrtausende hindurch mühelos als Hirte seinen Unterhalt gefunden, der Semite im Schweiße seines Angesichtes den Acker bestellen müssen, dort ein Leben ohne Arbeit, hier schwere Arbeit." (Ihering, S. 107.) Die Muße zum Spiel der Phantasie fehlt dem harten Bauer, der seinen Verstand anstrengen muß, um mit dem Boden zu kämpfen, das unnütze Spekulieren verwirft sein praktischer Sinn. Die leidenschaftliche Spielsucht der alten Inder hält dieser für höchst unmoralisch, dort heißt es „Leicht gewonnen, leicht zerronnen", hier aber, das mühsam Errungene beisammen zu halten. Mit scharfem Blick führt Ihering die Folgen der natürlichen Lage an dem Beispiel Babylons und Indiens aus. Die weittragendste Konsequenz ist die verschiedenartige Siedlung: der ackerbauende Semite, in der flachen waldlosen Ebene jedem Ueberfall ausgesetzt, gründet Städte und baut Steinhäuser, beides zum Schutz. Aber das, was „zum Leben" ersonnen wurde, erzeugte bald das „gut leben", nach dem genialen Ausdruck des Aristoteles. Die befestigte Stadt, die Erzeugerin höherer Kultur, entsteht zuerst auf semitischem Boden, sie ist „der entscheidende Wendepunkt im Leben der Völker der alten Welt", um sie bildet sich erst der Staat[3]). Der durch das Gebirge geschützte Arier dagegen bleibt lange beim Holzhaus und der Einzelsiedlung, hier liegt ein Hauptgrund seiner erstaunlich geringen staatenbildenden Kraft wie auch jener sozialen Entwicklung, die seine eigenartige Geistesentwicklung beförderte. Das Steinhaus und die Stadt binden aber an den Boden,

---

[1]) Wie denn die robuste Natur der israelitischen Weiber das Staunen der verzärtelten Aegypter hervorruft. II. Moses, 1, 19.

[2]) Vergleiche R. von Ihering, Vorgeschichte der Indoeuropäer, 1894 (aus dem Nachlaß unvollendet herausgegeben). Der große Rechtshistoriker vergleicht die babylonische mit der indischen Kultur und obwohl sein Werk keine hinlängliche Materialgrundlage hat, so macht es doch der scharfe soziale Blick des Gelehrten zu einer Fundgrube geistvoller Betrachtungen. — Das Resultat Iherings wird formuliert: „Der Boden ist das Volk." (S. 97.) „Die Völker in ihrer Wiege vertauscht und aus den Semiten wären die Arier, aus Ariern die Semiten geworden." (S. 98.) Vergleiche auch S. 188/9.

[3]) Vergleiche Ihering a. a. O., S. 117 ff.

erzwingen die Seßhaftigkeit, was weder das leichte Holzhaus noch der Pflug vermag. — Der Einfluß der Bauarbeit, der Schiffahrt und Wasserwirtschaft auf den Nordsemiten wird von Ihering so vorzüglich dargestellt, daß seine Ausführungen sehr beachtenswert sind. In den letztgenannten Punkten fand Israel andere Entwicklungsbedingungen vor als die Euphratsemiten.

Der Ackerbau blieb Jahrhunderte die Grundlage und einzige Lebensquelle Israels, noch die Propheten zeichnen kein anderes Ideal als das volkstümliche: „Jeder bei seinem Weinstock und im Schatten seines Oelbaumes.“ (I. Kön. 4, 25 und öfters.) Saul pflügt selbst als König noch eigenhändig mit einem Rindergespann (I. Sam. 11, 5) und Fürstensöhne weiden die Herden ihrer Väter. Die soziale Organisation besteht in der Gentilverfassung, der einzelne lebt nur in seinem Stamm, inmitten seiner Angehörigen und eng mit dem Boden verwachsen. Eine gesellschaftliche Arbeitsteilung existiert nicht, weder Handel noch Handwerk lassen sich nachweisen[1]). Dagegen spielt der Krieg, der freilich nicht um hohe Ziele, sondern aus den gewöhnlichen Motiven aller Naturvölker — Raub und Blutrache — geführt wird[2]), eine Hauptrolle in dem Leben jener Zeit. Der Name „Israel“ schon ist ein Feldgeschrei, seine wörtliche Bedeutung ist „Gott streitet“. Das älteste literarische Denkmal Israels, das Deboralied (Richter 5), ein Kriegsgesang von gewaltiger Kraft, schildert, wie Jahwe selbst vom Himmel her für sein Volk kämpft. Die Ueberreste der Heldensagen, die die Bibel noch enthält, erzählen uns von Samgar, dem Sohne Anaths, der 600 Philister mit einem Ochsenstecken schlug (Richter 3, 31), von Jephta, „einem streitbaren Helden“, von Gideon, besonders oft auch von Kämpfen mit Riesen. (Vergleiche das Heldenbuch II. Sam. 23, wo 37 Heroen aufgezählt werden, I. Chro. 21, 4—8, die Goliathsage I. Sam. 17.) Vor allem aber ist es die reizend erzählte Sage von Simson, einem ganz weltlichen Helden voll Kraft und Humor, deren charakteristische Züge in den „biblischen Geschichten“ freilich nicht getreu berichtet werden können, die den Geist jener Zeit widerspiegelt[3]).

In keiner Weise unterscheidet sich in all' diesem das Volk Israel von den übrigen Völkern auf derselben Entwicklungsstufe. Zwei Ereignisse aber auf politischem Gebiet hoben es aus dem Verborgenen heraus und entzündeten das Licht in Juda, das die Welt überstrahlen sollte. Mit dem Königtum beginnt eigentlich erst für Israel die Geschichte, durch das Exil erhält sie ihren wesentlichsten Inhalt.

Die Notwendigkeit einer stärkeren Verteidigung, die mit der steigenden Civilisation eintrat, erzeugte das Königtum als erbliches Heerführeramt. — Das Unterscheidende des israelitischen Königtums aber liegt in seiner von Anfang an demokratischen Art. Der könig-

---

[1]) Ich hätte diese längst feststehenden Dinge nicht wieder aufgefrischt, wenn Chamberlain nicht den unglaublichen Satz aussprechen würde, die Juden seien „seit den ältesten Zeiten Geldwucherer und Roßtäuscher“, hätten niemals Vaterlandsliebe und kriegerischen Sinn gezeigt und dergleichen mehr.

[2]) Bei den Indern hat das Wort gavishti (ursprünglich: „Begehren nach Kühen“) die allgemeine Bedeutung „Kampf“ angenommen. Lassen, Indische Altertumskunde, 1867, S. 963.

[3]) Dies erklärt, wieso das alte Testament auf die alten Germanen und Slaven einen viel größeren Eindruck gemacht hat, als das neue, wie aus den zahlreichen Behandlungen alttestamentarischer Stoffe, der Wahl der Namen u. s. w. erhellt.

liche Absolutismus ist überall erst das Ergebnis einer langen politischen Entwicklung, für die dem Volk Israel nicht Zeit genug gelassen wurde. Die häufigen Dynastiewechsel und das Selbstbewußtsein der wohlhabenden Grundbesitzer, die den König als ihresgleichen betrachteten, verhinderten das Anwachsen der königlichen Hausmacht. — Wellhausen[1]) charakterisiert dies Königtum gut; „Die hergebrachten Begriffe von orientalischem Despotismus leiden auf das israelitische Königtum nur beschränkte Anwendung. Wollte Naboth seinen Acker nicht gutwillig verkaufen, so sah Achab keine Möglichkeit, in den Besitz desselben zu gelangen; man begreift die verwunderte Aeußerung seiner tyrischen Gemahlin: Du willst den König spielen in Israel! Um die Mittel anzuwenden, durch die es dann doch gelang, ihm den Weinberg zu verschaffen, dazu brauchte man nicht König zu sein; daß sie aber der König anwendete, kostete seinem Hause den Thron. Auch persönlich machen die Könige, wenn wir sie näher kennen lernen, im allgemeinen nicht den Eindruck von Despoten; ihre sprichwörtliche Menschlichkeit scheint mehr als Redensart gewesen zu sein.“

Das Exil, der Mittelpunkt der israelitischen Geschichte, ist eine der folgenschwersten Tatsachen der Weltgeschichte; die Lage Palästinas erklärt uns dieses Ereignis. Palästina bildet die große Heerstraße zwischen Vorderasien und Aegypten. Auf der einen Seite die Wüste, auf der anderen das Meer, führt dieses Ländchen wie eine Brücke vom Kulturgebiet des Euphrat zu dem des Nil. Auch war es die einzige Position am Mittelmeer, die die mesopotamischen Herrscher erobern konnten, ohne mit den kleinasiatischen Griechen gefährlichen Streit zu beginnen. Das reiche Phönicien, das Palästina vorgelagert war, reizte den Appetit. Andererseits war der Besitz Palästinas eine fortwährende Drohung gegen Aegypten. So entbrannte denn der Jahrhunderte lange Kampf um den Besitz des Brückenkopfes zwischen diesem Reich und den Weltmächten Vorderasiens. Das kleine Israel, das in diesen Kampf hineingeriet, büßte seine nationale Unabhängigkeit ein, gewann aber reiche geistige Schätze. Wir müssen jedoch vorerst einen Blick auf die vor diesen Ereignissen erreichte Stufe werfen.

Die religiösen Angänge Israels waren genau dieselben, wie die aller anderen Völker: Totemismus (Verehrung einzelner Tierarten), Fetischismus (Verehrung einzelner Objekte, heiliger Bäume, Quellen, Steine u. s. w.), Ahnenkult (Verehrung der dahingeschiedenen Vorfahren). — Furcht und Hülfebedürfnis mit einem Ansatz zur Ehrfurcht waren die ursprünglichen Motive, der Kult ein einfacher Naturdienst auf den Bergen und Höhen. Wie bei allen Völkern der Erde hatte auf dieser Stufe jede Familie, jeder Ort, jeder Stamm seine eigenen Götter, deren Schutz den anderen versagt war. Es war ganz selbstverständlich, daß außerhalb des Stammes, d. h. bei den Feinden, andere Götter existierten, denn wem hätte ein gemeinsamer Gott bei einem feindlichen Zusammentreffen seine Hülfe spenden sollen? Und diese Hülfe — Sieg und Beute zu verschaffen — war doch seine Aufgabe. — Chamberlain erzählt in den „Nachträgen“ (S. 30) hocherfreut, „ein jüngerer Semitist hätte ihm vor kurzem mitgeteilt, daß die neuere Forschung täglich mehr den rein fetischistischen, götzenanbeterischen

[1]) A. a. O., S. 89.

Charakter aller ursprünglichen semitischen Religionsformen aufdecke". Man staunt über die Fülle der Unwissenheit, die dieses kleine Sätzchen offenbart. „Fetischismus" ist ein Ausdruck der Wissenschaft, „Götzenanbetung" ein pfäffisches Schmähwort, das in der Wissenschaft ebensowenig etwas zu suchen hat, als etwa die Anwendung von „Ungläubiger" auf die Moslemin, oder von „Christenhund" auf ihre Gegner. Wenn nun Chamberlain nur eines von den Büchern, die er über Religionswissenschaft zitiert, gelesen hätte, so müßte er auch ohne den jüngeren Semitisten wissen, daß 1. der Fetischismus bei den Semiten längst wissenschaftlich festgestellt ist, 2. daß gar kein Volk existiert, bei dem er nicht die erste Religionsstufe bildete, 3. daß die Semiten infolge günstiger Umstände diese Stufe viel schneller überwunden haben, als andere Völker. Diese Umstände waren vor allem politischer und sozialer Natur.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung des Alphabets.

Dr. Ludwig Wilser.

Eine neue Hypothese über den Ursprung unseres Alphabets ist kürzlich[1]) von Hommel aufgestellt worden. Als bekannt wird „die längst erwiesene Tatsache, daß das griechische und damit auch das lateinische Alphabet, sowie unsere sämtlichen modernen Alphabete vom phönikischen" abstammen, vorausgesetzt. Damit steht und fällt also der neue Lösungsversuch der Schriftfrage. Gerade so hat man früher allen Untersuchungen über die arische Frage die „unumstößliche Tatsache" der asiatischen Wurzel des indogermanischen Sprachstammes zu Grunde gelegt und trotz aller Anstrengung damit keinen den bekannten sprachlichen und geschichtlichen Tatsachen gerecht werdenden Stammbaum der arischen Völker aufzustellen vermocht. Dies wurde erst möglich, nachdem mit wissenschaftlichen Gründen das „unumstößliche" Vorurteil zu Fall gebracht war. Nicht anders verhält es sich mit der Herleitung der alteuropäischen von der „phönikischen" Schrift, die, wie jeder in der vergleichenden Schriftforschung einigermaßen erfahrene Untersucher sofort erkennen muß, keine ursprüngliche ist, sondern eine sehr lange Entwicklungsgeschichte hinter sich hat, denn in der Schriftfrage verkehrt sich die alte Regel „quo simplicius eo antiquius" gerade ins Gegenteil. Von einer Ableitung der altgriechischen von der phönikischen Buchstabenschrift kann man eigentlich, da beide fast gleich sind, nicht reden, aber schon bei den lateinischen Zeichen F und X ergeben sich Schwierigkeiten. Als ganz unmöglich hat sich dagegen trotz aller Aehnlichkeit die entwicklungsgeschichtliche Erklärung der nordeuropäischen Schriftarten, vor allem der germanischen Runen und, wovon die wenigsten eine Ahnung haben, der keltischen, litauischen, slavischen und skythischen Schrift aus einem oder mehreren

[1]) Vortrag in der Münchener Anthropol. Gesellschaft, 13. März 1903. Korrespondenzblatt der deutschen Ges. f. Anthr. u. s. w., XXXIV, 6. — Genaueres wird in dem demnächst erscheinenden „Grundriß der Geschichte und Geographie des alten Orients" (v. Müllers Handb. d. klass. Altertumswiss., III 1) in Aussicht gestellt.

der südeuropäischen Alphabete herausgestellt. Selten ist eine so zuversichtliche Behauptung wie die von Sievers[1]), daß nach den „abschließenden“ Untersuchungen[2]) von Wimmer die römische Quelle der Runen „als sicher gelten“ könne, schneller Lügen gestraft worden. Zahlreiche neue Erklärungsversuche des Runenrätsels sind seitdem aufgetaucht, alle aber als gescheitert zu betrachten; auf dieser Grundlage, das dürfte jetzt klar geworden sein, ist alle Mühe vergebens. So hat denn auch Gundermann, als erster klassischer Philologe und entgegen seinen eigenen früheren Ansichten, sich dazu verstanden, ein „nordeuropäisches Alphabet“ zuzugeben[3]), das vom lateinischen nicht abstammt, sondern nur mit ihm verwandt ist“. Wie aus der nordischen Wurzel der arische Stammbaum fast von selbst herauswächst, so auch mit ihm derjenige der alteuropäischen Schrift. Aber auch abgesehen von der falschen Voraussetzung, ist die Hommelsche Hypothese in jeder Hinsicht unhaltbar; nur das ist als wertvolles Zugeständnis zu begrüßen, daß das phönikische Alphabet, das früher immer in seiner Gesamtheit als Stammalphabet betrachtet wurde, ursprünglich nur aus achtzehn Zeichen bestanden habe und der „zu Grunde liegende Lautbestand nicht der einer semitischen Sprache“ gewesen sei. Die älteste Keilschrift der Sumerier, der Vorgänger und Lehrmeister der Assyrer und Babylonier, soll die Vorlage der phönikischen Schriftzeichen, die „nicht viel später als 2000 v. Chr.“ in Ostarabien, der „Urheimat“ der Semiten, entstanden sei, gewesen sein. Auch diese Voraussetzung ist unzutreffend: die Semiten sind als östliche Ausstrahlung aus der Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus) hervorgegangen, die sich von Europa nach Asien und Afrika verbreitet hat, nicht umgekehrt, während die Sumerier nach bildlichen Darstellungen der nordeuropäischen Rasse angehört und nach den ältesten Götternamen eine arische Sprache gesprochen zu haben scheinen. Wollte man auch die von Hommel behaupteten astronomischen Beziehungen zugeben, so bleibt es doch unbegreiflich, wie aus der gleichen Wurzel, der sumerischen Bilderschrift, hart nebeneinander zwei ganz verschiedene Schriftarten, die schwerfällige und umständliche assyrische Keilschrift und die nahezu vollendete phönikische Buchstabenschrift, sich entwickelt haben sollten. Wie aus den Funden von Tell-el-Amarna hervorgeht, haben sich auch ums Jahr 1500 die Bewohner von Syrien noch ausschließlich der Keilschrift bedient. Später müssen sie, wie die Namen der dem phönikischen Alphabet und der kretisch-mykenischen Schrift gemeinsamen Zeichen, aleph, ajin, cheth, d. h. Ochsenkopf, Auge, Zaun zeigen, eine Zeitlang auch diese gebraucht haben, bis sie als kluge Handelsleute sie wieder mit einer besseren und bequemeren vertauschten. Die kretische

[1]) Grundriß der german. Philologie, 1891. — Auch in der zweiten Auflage hat der Verfasser seinen Standpunkt nicht geändert.

[2]) Die Runenschrift, Berlin, 1887.

[3]) In seiner Antrittsvorlesung in Tübingen, 27. November 1902. — Daß dieses nordeuropäische Alphabet als Kern in der gemeingermanischen Runenreihe enthalten und das Uralphabet, von 18 Zeichen, aller europäischen und kleinasiatischen Schriftarten ist, habe ich zuerst 1888, am 16. Februar, in einer Sitzung des Karlsruher Altertumsvereins nachgewiesen. Vergleiche auch meinen Vortrag „Alter und Ursprung der Runenschrift“, Korrespondenzblatt der deutschen Gesch. und Altertumsvereine, 11/12, 1895, und die Abhandlung „Zur Geschichte der Buchstabenschrift“, Beilage zur Allg. Ztg. 103, 1899.

Schrift, die als vorläufige Welle der noch unentwickelten europäischen[1]) betrachtet werden muß, wird von Hommel nicht im geringsten berücksichtigt, ebensowenig die von Diodor überlieferte Sage der Kreter, nach der Zeus die Buchstaben erfunden und durch die Musen[2]) den Menschen mitgeteilt hat, die Phöniker dagegen nicht als Erfinder, sondern nur als Veränderer dieser auch „pelasgisch" genannten Zeichen galten. Daher ist auch diese neue, aber von der alten falschen Voraussetzung ausgehende Hypothese nichts als ein totgeborenes Kind.

Nachtrag zum Aufsatz über: Das dritte Geschlecht.

Dr. Paul Näcke.

Im Julihefte dieser Zeitschrift habe ich einen Aufsatz über „Das dritte Geschlecht" veröffentlicht, in welchem eine dunkle Stelle einer Erläuterung bedarf. Dort kommt folgender Satz vor: „Freilich ist, phylogenetisch gesprochen, die Heterosexualität die höhere Form der Entwicklung und, wie es scheint, aus Homosexualität erst hervorgegangen. Es würde sich also bei letzterer immerhin um eine Entwicklungshemmung handeln u. s. f." Dieser Passus scheint mehrfach Anstoß erregt zu haben, wie ich einigen schriftlichen Anfragen entnehme, deshalb will ich ihn hier näher begründen. Natürlich bezieht sich das eben Gesagte nur auf die Psychologie, speziell auf das Fühlen. Mit Recht ist wiederholt gesagt worden, daß bevor der Geschlechtstrieb sich unzweideutig kundgibt, bei den meisten — vielleicht sogar bei allen — ein Stadium des undifferenzierten Geschlechtsgefühls eintritt. Daher die vielen „Freundschaften" zwischen Knaben unter sich und dito Mädchen, die sogar unter Umständen zu „Flammen" werden können, d. h. also einen geschlechtlichen, hier speziell einen homosexuellen Anstrich nehmen, ja bis zu homosexuellen Praktiken aller Art gedeihen können, wie man dies nicht so selten in Knaben- und Mädchenpensionaten u. s. w. sieht. Aber das ist meist nur vorübergehend, eine Pseudo-Homosexualität. Bald bricht das entsprechende Geschlechtsgefühl durch und die „Flamme" hört auf. Wo es noch weiter besteht, handelt es sich eben um echte Inversion. Aehnliche „Freundschaften" sieht man auch bei jungen Tieren. In der Tierwelt scheint aber echte Homosexualität nicht zu existieren — wenigstens gibt es hierfür keine einwandfreien Fälle! — wohl aber Pseudo-Homosexualität, wenn die geschlechtliche Befriedigung auf normale Art unmöglich ist. Die Inversion scheint demnach ein spezifisch menschliches Vorkommen zu sein, was einigermaßen gegen die Homosexualität als eine normale

---

[1]) An verschiedenen Orten der Balkanhalbinsel sind die gleichen, aus der Bronzezeit stammenden Schriftzeichen gefunden worden, neuerdings auch in der steinzeitlichen Ansiedelung von Tordos bei Broos in Siebenbürgen. (Vortrag von H. Schmidt in der Berliner Anthr. Gesellsch. vom 21. Februar 1903. Zeitschrift für Ethnologie, XXXV, 2/3.)

[2]) Genau die gleiche Rolle spielen in der nordgermanischen Sage Odin und die Nornen.

Variation sprechen würde. Immerhin glaube ich, daß dies kein erheblicher Einwand ist, da, sintemal der menschliche Geschlechtstrieb einen viel reicheren Inhalt hat, als der tierische, auch der Zustand der geschlechtlichen Indifferenz eine reichere Färbung an sich trägt und so eben leicht in das homosexuelle Fühlen spielen kann. Deshalb glaube ich mit Recht sagen zu können, daß das heterosexuelle vielleicht aus dem homosexuellen Fühlen hervorgegangen ist, letzteres also, wenn es bestehen bleibt, eine Entwicklungshemmung darstellen würde. In parenthesi will ich endlich noch zufügen, daß auch die Homosexualität de facto eine „rudimentäre“ Heterosexualität ist. Denn der Mann liebt nicht einen x-beliebigen Mann u. s. f., sondern nur einen, der die inneren — oft auch nur äußerlichen — Eigenschaften des anderen Geschlechts an sich trägt. Der virile Homosexuelle wird also z. B. den weiblich Angelegten lieben u. s. f. Endlich würde vielleicht auch zum Verständnisse des homosexuellen Fühlens der sogenannte „Narcismus“, d. h. das Sich-berauschen an eigenen Körperteilen, beitragen können.

Der Wormser Anthropologen-Kongreß.

Dr. Edmund Blind.

Die diesjährige Einladung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zur XXXIV. Versammlung in der altehrwürdigen Nibelungenstadt am Rhein hatte allgemein freudigen Widerhall gefunden, und so sandten nicht nur Deutschland, die Schweiz und Oesterreich eine große Anzahl ihrer hervorragendsten Gelehrten — an ihrer Spitze Waldeyer, der nach des großen Virchow Tod den Vorsitz übernommen, Ranke, von Andrian, Schwalbe, Stieda, Andree, von Luschan, Lissauer, Martin und andere mehr — sondern auch Rußland, Holland und selbst Nordamerika und das ferne Japan waren vertreten. Aber die alte Civitas Vangionum, wo fast jeder Spatenstich die Erinnerung an eine vieltausendjährige, bewegte Vergangenheit wachruft, übte auch mit vollem Recht eine ganz besondere Anziehungskraft aus, und es steht auch wohl einzig da — allerdings dank wochenlanger emsiger und sachverständiger Vorbereitungsarbeiten —, wie innerhalb so kurzer Zeit auf engbegrenztem Gebiet derart reiche Grabstätten der verschiedensten Perioden aufgedeckt und in ihrer ursprünglichen Lage in wunderbar scharfem Bilde vorgeführt werden konnten. Hier wurden inmitten eines reichhaltigen Gräberfeldes neben der ebenfalls freigelegten Römerstraße die Deckel einer ganzen Reihe römischer Sarkophage mit herrlichen Beigaben zum ersten Male gelüftet, zahlreiche fränkische Grüfte eröffnet; dort waren Gräber der Bronzezeit, der Hallstattperiode mit prächtig erhaltenen Skeletten und kostbarem Schmuck freigelegt, noch weiter erschien, frisch und sorgfältigst ausgegraben, die neolithische Wohngrube mit den als „Hockerskelett“ vorzüglich erhaltenen Resten ihres einstigen Bewohners, ferner ein neolithisches Hockergrab mit seltenem Zonenbecher als Beigabe.

Aber nicht nur durch die Vorführung dieser herrlichen Schätze und durch den überaus herzlichen Empfang seiner Gäste hat Worms sich ausgezeichnet, sondern auch Zahl und Inhalt der Vorträge, über die hier trotz der Schwierigkeiten eines derartigen kurzen Referats in wenigen Worten berichtet werden soll, erwiesen sich des äußeren Rahmens würdig.

Als Waldeyer in längerer Rede auf des verstorbenen Altmeisters Virchow verdienstvolle Tätigkeit in der von ihm in erster Linie mitbegründeten Gesellschaft hingewiesen und betont hatte, daß gerade durch stetes, unentwegtes Arbeiten dem unvergeßlichen Heimgegangenen der beste Dank gezollt würde, ergriff nach den offiziellen Begrüßungsreden als erster Schwalbe-Straßburg über „Vorschläge zu einer umfassenden Untersuchung der physisch-anthropologischen

Beschaffenheit der Bevölkerung des Deutschen Reiches" das Wort. Er führte aus, wie, der deutschen Anthropologie weit vorauseilend, statistische Erhebungen über die wichtigsten körperlichen Merkmale, wie Körpergröße, Haar- und Augenfarbe, Kopfform u. s. w. für Frankreich (Deniker), Italien (Livi) und Schweden (Retzius) erfolgreich durchgeführt und von Deniker und Ripley kartographisch zu übersichtlicher Darstellung gebracht worden sind, während für Deutschland eine umfassende Zusammenstellung vermißt wird bis auf Bayern (Ranke), Baden (Ammon) und das Elsaß, für welches an dieser Stelle Schwalbes Name mit Fug und Recht genannt werden kann. Um unabhängig von Sprache und Volksstamm die Verbreitung und Mischung der europäischen Rassen auf statistischer Grundlage im Kartenbild darstellen zu können, empfiehlt es sich aus praktischen Gründen, da eine Vereinigung der Erhebungen mit der Volkszählung undurchführbar ist, nach dem Vorgange anderer Länder das reiche Material der Wehrpflichtigen bei der Musterung heranzuziehen, andererseits ist aber auch die Errichtung anthropologischer Forschungsstationen an anatomischen Instituten, etwa nach dem Vorgange von Straßburg, nicht zu vernachlässigen.

Nicht nur der reiche Beifall, der des bewährten Redners Ausführungen und seinen weiteren, praktischen Vorschlägen folgte, nicht nur das lebhafte Interesse, das Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen dem Vortragenden im Laufe des Tages wiederholt ausdrückte, sondern auch die Ernennung einer Kommission zur weiteren Verfolgung der Schwalbeschen Vorschläge bewiesen zur Genüge, daß weiteste Kreise diesen Untersuchungen auf das sympathischste gegenüberstehen, sie für wohl ausführbar halten und für deren baldige Durchführung ihre Kräfte zur Verfügung stellen.

Auf dem Gebiete der somatischen Anthropologie, das auf dem Kongresse im allgemeinen verhältnismäßig spärlich vertreten war, folgten zunächst zwei Vorträge, welchen die Rassenanatomie der Weichteile zu Grunde liegt, von welcher der erste Redner (Birkner-München: Zur Rassenanatomie der Gesichtsweichteile) mit Recht betonte, daß sie ungerechtfertigter Weise zu Gunsten der osteologischen Forschungen vernachlässigt werde. Birkner hat, wie vorgelegte, lehrreiche Mittelwertstabellen beweisen, an einer Reihe von Chinesenköpfen wesentliche Unterscheidungsmerkmale vom Europäer festgestellt, die für eine Differenzierung des mongolischen und europäischen Gesichtstypus von großer Bedeutung sind, so daß Aussicht besteht, durch das Studium der Gesichtsweichteile wichtige Beiträge zur Rassenanatomie zu erzielen; der zweite Redner (Ranke-München: Ueber Hirnhorizontale und Hirnmessungen) konnte ebenfalls über erfreuliche Erfolge berichten, welche Ausgüsse fremder oder prähistorischer Schädel bereits ergeben haben und nach einheitlicher Regelung der Messungen nach bestimmtem Schema voraussichtlich noch zeitigen werden.

Ebenfalls stiefmütterlich behandelt, wenn man an die Ausdehnung der Craniologie denkt, wurde bisher das Extremitätenskelett in seiner Rassenanatomie, und um so interessanter und anregender gestaltete sich daher der Vortrag Fischers-Freiburg über „Vergleichende Osteologie der menschlichen Vorderarmknochen", der an der Hand einer Reihe von Zeichnungen und Indextabellen den Bau des oberen Ulnaendes beim Menschen und Affen mit besonderer Berücksichtigung des Neandertalmenschen betraf; bei letzterem fällt die Struktur der Ulna bemerkenswerterweise noch in die Grenze der Schwankungen — allerdings hart an diese Grenze —, wie der Vortragende sie für den rezenten Menschen festgestellt hat. Fischers weitere Resultate sind jedenfalls mit Spannung zu erwarten.

Im Anschluß an diese neueren Forschungen führte auf technischem Gebiete Martin-Zürich „Einige neuere Hülfsmittel für den anthropologischen Unterricht" vor, wobei er auch die anerkannte Wichtigkeit eines zuverlässigen, die Gewissenhaftigkeit unserer Beobachtungen und damit die Richtigkeit unserer Schlüsse garantierenden Instrumentariums hervorhob. Eine Reihe dieser Instrumente werden sich gewiß rasch einbürgern, denn sie sind berufen, im Laboratorium sowohl als auf Forschungsreisen ersprießliche Dienste zu leisten.

Endlich wären noch Gaupps-Freiburg hochinteressante Ausführungen und Demonstrationen über die Entwicklung des Wirbeltierschädels aus dem Primordialcranium zu erwähnen, sowie Tchepourkowskis, des Sekretärs der Russischen Anthropologischen Gesellschaft, Bemerkungen über „Vererbung des Kopfindex von seiten der Mutter", während Stieda-Königsberg eine Reihe rotgefärbter Knochen aus Südrußland vorlegen konnte, deren Färbung nicht auf nachträgliche Bemalung des Skeletts, sondern auf reichliches Rotschminken der Leiche, vielleicht

auch auf das Bestreuen des Toten mit Farbstoff zurückzuführen sein dürfte — eine Frage, die zu anregender Diskussion führte.

Ueberhaupt war die Ethnologie, zu der wir hiermit übergeleitet werden, in der Reihe der wissenschaftlichen Vorträge reich vertreten, eingeleitet durch zwei vorzügliche Lichtbildervorträge. v. d. Steinen-Berlin sprach dabei „Ueber genealogische Knotenschnüre in der Südsee“, jenes uralte und eigenartige mnemotechnische Hülfsmittel, das den Südseeinsulanern Schrift und genealogische Familientabellen ersetzt, während Seler-Berlin in Bild und Wort die „Ruinen Yukatans“ mit ihrer eigentümlichen Bauart und ihren merkwürdigen Verzierungen vorführte, die zum Kultus des Planeten Venus und anderer, regenspendender oder sturmbringender Gottheiten in inniger Beziehung stehen.

Auf die interessante Ethnologie der Südsee bezogen sich eine Reihe weiterer Vorträge, wobei zunächst Thilenius-Breslau die „Ornamentik von Agomes“ behandelte; zwar seien die Eingeborenen dieser Bismarckarchipelgruppe nahezu ausgestorben, aber zahlreiche, zierlichste Schnitzarbeiten seien gerettet worden, insbesondere eine Sammlung jener zum Betelessen benutzten Spatel: menschliche Figuren mit spitzer Kappe oder aber ein Spiralmotiv bilden den Ausgangspunkt der Verzierungen, letzteres in origineller Weise an Tierformen, wie den Wickelschwanz des Baumbeutlers, die Paddeln der Schildkröte u. s. w. anknüpfend und sich in merkwürdigen Uebergangsformen an die Menschenfigur anschließend. Krämer-Kiel besprach seinerseits unter Zugrundelegung eigener Forschungen „Die Bedeutung der Matten- und Tatauiermuster auf den Marschall-Inseln“, deren eigenartige und hübsche Ornamentik sich mit vorteilhafter und ästhetischer Farbenwirkung vereinige. Die Tatauierung insbesondere wird als eine Gabe der Götter angesehen und unter religiösen Zeremonien ausgeführt, denn sie verdecke die Runzeln des Alters und bilde wie die bunten Schmucklinien der Korallenfische eine der einzigen Gaben, die beim Tode mit ins Jenseits genommen würden.

Karutz-Lübeck wies in seinen „Ethnographischen Wandlungen in Turkestan“ darauf hin, wie im Gegensatz zum chinesischen Osten des Landes Russisch-Westturkestan erst geringe archäologische und ethnologische Beachtung gefunden, während doch veränderte wirtschaftliche und soziale Bedingungen seit der Russifizierung zusehends die heimische Eigenart verwischen, von der der Vortragende reiche Proben anzuführen weiß.

Auf allgemeinem Gebiete bewegten sich die Vorträge zweier ausländischer Gäste. Nieboer-Zwolle beleuchtete die „Bevölkerungsfrage bei den Naturvölkern“, bei denen die absichtliche Beschränkung der Kinderzahl, die so oft als ein Ausfluß der Ueberkultur betrachtet wird, in Form antikonzeptioneller Verstümmelungen, Kindesabtreibung oder Kindermord weit verbreitet sei, sei es aus Gründen wirtschaftlicher Art oder aus individuellem Nahrungsmangel, aus Bequemlichkeit, aus der Absicht, älteren Kindern bessere Ernährung zu sichern u. s. w. Steinmetz-Haag sprach über „Die Aufgaben der sozialen Ethnologie“, indem er auf die zahlreichen Probleme hinwies, die sowohl auf technologisch-ästhetischem Gebiete als in der eigentlichen Sozial-Ethnologie — den beiden Hauptästen — der Lösung harren. Außerordentlich interessant gestaltete sich ein Vortrag von Ehrenreich-Berlin über „Beurteilung und Bewertung ethnographischer Analogien“, ein Thema, dessen Bearbeitung sich auch Thilenius in einer mit Spannung zu erwartenden Arbeit widmet. Der Redner führte aus, wie schroff sich früher die Theorien vom Völkergedanken (Bastian) und von der Entlehnung (Ratzel) gegenüberstanden, man habe aber jetzt erkannt, daß ein einheitlicher Gesichtspunkt nicht haltbar sei, denn manche Verbreitungswege seien viel ausgedehnter als man es vermutete, andere, die man als sicher ansah, erwiesen sich als fehlend. In den „Konvergenzerscheinungen“, deren Begriff auch auf ethnographische Merkmale auszudehnen sei, habe man erkannt, wie verschiedene Grundgedanken zum selben Ziele führen können, wie umgekehrt ähnliche Grundgedanken zu den verschiedensten Ergebnissen gelangen lassen; man habe ferner unter bestimmten Schlagwörtern irrtümlicherweise die heterogensten Dinge zusammengefaßt, wie zahlreiche Beispiele erläutern, so daß komplizierte Probleme in der Beurteilung anscheinender Analogien ihrer Lösung harren.

Auf dem gleichfalls glänzend vertretenen Gebiet der Urgeschichte war es unstreitig der Vortrag von Klaatsch-Heidelberg über „Das Problem der primitivsten Silexartefakte“, der in den Vordergrund des allgemeinen Interesses trat. Klaatsch hatte mehrere Hunderte von Feuersteinstücken aus tertiären und diluvialen Schichten ausgestellt, von denen man eine Bearbeitung durch Menschenhand annimmt und die aus England, Belgien und Frankreich sowohl als aus Deutsch-

land selbst stammen. Die bedeutsame Frage, ob solche Silexstücke tatsächlich für das Vorkommen des Menschen in Mittel- und Westeuropa während der Eiszeit beweisend sind, hat Rutot mit in erster Linie gelöst, indem er eine Reihe untrüglicher Kennzeichen für die Bearbeitung von Steinmaterial durch Menschenhand feststellte. Es sind dies einmal der „Schlaghügel", d. h. jene stärkere Vorwölbung auf der konvexen Seite der muscheligen Bruchfläche dort, wo der Schlag den Steinkern traf, um schalenartige Lamellen von ihm abzusprengen, sodann die sogenannten Retouchen oder Schlagmarken, d. h. scharfe Scharten, die nur durch den Schlag von Stein auf Steinrand durch Lossprengen kleiner Scheiben der entgegengesetzten Seite entstehen können, wie sie weder Temperaturwechsel noch Druckwirkung noch Wasser oder Eis in so regelmäßiger Schartung bewirken können. Ferner finden sich auch wohl „Abnutzungsspuren", und so gewinnen diese Silexstücke als zweifellose Gebrauchsgegenstände des paläolithischen Menschen immer mehr Bedeutung. Klaatsch hat nun außer den älteren Fundstätten Englands, Belgiens, Frankreichs auch in den diluvialen Kiesbrüchen und fluvioglacialen Sanden der Umgebung von Berlin und Magdeburg solche Zeugnisse für die Gegenwart des Menschen während der Eiszeit gefunden, und so war denn wohl der tertiäre Mensch, da auch aus Aegypten reiche Ausbeute an solchen Funden vorliegt, viel weiter verbreitet, als früher angenommen.

In der lebhaften Diskussion über den Vortrag, in der Hagen-Hamburg über Parallelfunde auch aus Dithmarschen berichtete, ergriff zu anerkennendem Urteil ein vorzüglicher Kenner der Paläolithik das Wort, Nuesch-Schaffhausen, der später über seine eigenen Ausgrabungen im Keßlerloch, gewissermaßen eine ergänzende Fortsetzung der bekannten Funde vom Schweizerbild, berichtete. Nuesch hat dort nicht allein über 2000 Gegenstände aus der ältesten Steinzeit zusammengestellt und damit ein vollständiges Kulturbild des Renntierjägers der letzten Eiszeit entworfen, der schon wunderbare Sculpturen und Zeichnungen anzufertigen wußte, sondern in einer 3 m tief gelegenen Herdfeuerstätte zahlreiche angebrannte Knochen von Mammut und Rhinozeros neben Renntier und Wildpferd und damit die sicheren Spuren des Mammutjägers in der Schweiz entdeckt.

Interessant ist es ferner, daß in derselben Höhle Reste eines Pygmäen von zirka 1,20 m Größe sich fanden, wie sie auch aus mehreren benachbarten Ländern von neolithischer Zeit her bekannt wurden. Im weiteren Verlaufe des Kongresses wurde denn auch ein Antrag von Nuesch zur weiteren Lösung der so hochinteressanten Pygmäenfrage mit großem Beifall aufgenommen, dahinzielend, daß an zuständiger Stelle für eine sachverständige Untersuchung der Zwergvölkerreste in den Kolonien Schritte möglichst rasch eingeleitet würden.

Nachdem Seger-Breslau („Schutz vorgeschichtlicher Denkmäler") unter besonderer Berücksichtigung des hessischen Gesetzes über Denkmalschutz, das als die größte Errungenschaft der Vorgeschichtsforschung in Deutschland seit Beginn der neuen Forschungsära bezeichnet wurde, die gesetzlich durchführbaren Maßnahmen gegen die frivole Beraubung und Zerstörung jener wichtigen Dokumente der ältesten Vergangenheit besprochen, nachdem ferner Koehl-Worms interessante Mitteilungen über „Das römische Worms", seine Bauart, seine Straßenanlagen und seine Entwicklung gegeben und Mehlis-Neustadt über neuere Ausgrabungen von „Nekropolen der vorrömischen Metallzeit in der Vorderpfalz", von Tumulis der jüngeren Bronzezeit, Hallstatt- und La-Tène-Periode berichtet hatte, sprach Welter-Lörchingen über „Die lothringischen Maren oder Mardellen", die nicht als natürlich entstanden anzusehen, sondern als künstlich ausgegrabene Wohngruben aufzufassen seien; auf Grund zahlreicher Ausgrabungen schilderte der Redner das Entstehen und Vergehen, die Anlage und den Bau dieser auf die La-Tène-Zeit zurückführbaren, aber bis zur Römerzeit besiedelten primitiven Wohnstätten.

Auf ältere Zeiten führte ein Vortrag Schumachers-Mainz „Ueber die bronzezeitlichen Depotfunde Südwestdeutschlands" zurück. Neben den Resten von Wohn- und Schutzanlagen sowie den Begräbnisstätten unserer vorgeschichtlichen Vorfahren helfen auch Handelsdepots wandernder Hausierer ein kulturgeschichtliches Bild jener entlegenen Zeiten zu entwerfen — Depots, die der Bequemlichkeit oder Sicherheit halber an leicht auffindbaren Stellen, in der Nähe großer oder auffallend geformter Felsen angelegt wurden und bald in großen Tongefäßen, bald in Fellen oder Holzkisten einen Vorrat von Waffen, Werkzeugen und Schmuck in Bronze, seltener in Gold, enthielten. Neben verkaufsfertiger Ware fanden sich abgenutzte, schadhafte, zum Umgießen aufgekaufte oder umgetauschte Stücke, auch wohl die zum Umgießen notwendigen Gerätschaften. Diese eigenartigen Funde lassen nun ganz bestimmte Handelswege erkennen, und es steht

z. B. fest, daß während der älteren Bronzezeit die Einfuhr von dem Donautal her erfolgte, während später die für den Import aus Frankreich, der Schweiz und Oberitalien charakteristischen Stücke vorherrschen. Uralte Straßen, uralte Bergübergänge lassen sich so über weite Gebiete hinweg verfolgen. — Lissauer-Berlin nahm Gelegenheit, auf die Bedeutung der systematischen Sichtung von prähistorischen Fundstücken nach einzelnen Typen hinzuweisen, die eine kartographische Darstellung von der Verbreitung dieser einzelnen Objekte und damit der Handelswege, der Fabrikationszentren u. s. w. gestatten.

Die Frage nach der physischen Beschaffenheit unserer Vorfahren der Steinzeit lag einem Vortrage von Wilser-Heidelberg zu Grunde, der jedoch bei einer Reihe von Anthropologen, Klaatsch an ihrer Spitze, auf lebhaftesten und äußerst scharf zum Ausdruck gebrachten Widerspruch stieß. Ueber die spezielle Frage nach den Rassenverhältnissen der Steinzeit im Elsaß berichtete Blind-Straßburg („Elsässische Steinzeitbevölkerung"). Er wies darauf hin, wie das Elsaß bei seiner historischen Vergangenheit und seiner Lage an einer uralten Hauptheerstraße im Vordergrunde anthropologischen Interesses stehen mußte und wie es im Laufe der letzten Jahre allmählich gelungen sei, die anthropologische Geschichte des Landes seit ältester Zeit zu rekonstruieren: archäologische Forschungen, Messungen an der heutigen Bevölkerung (Schwalbe) und Untersuchungen der mittelalterlichen Beinhäuser des 14.—17. Jahrhunderts (Blind) ergänzten sich gegenseitig in erfreulichster Weise. Aber die physische Beschaffenheit der Steinzeitbevölkerung war bisher bei der Spärlichkeit des osteologischen Materials so gut wie unbekannt. Der Vortragende hat es daher unternommen, alle bekannt gewordenen Fundstücke unter kritischer Beleuchtung zusammenzustellen und zugleich die in den letzten Monaten nach jahrelanger Unterbrechung gewonnenen Skelettreste neolithischen Ursprungs zu untersuchen und ist dabei zu dem auffallenden Ergebnis gelangt, daß eine dichte, fast ausschließlich langköpfige oder eben noch die Grenze der Mesocephalie erreichende Bevölkerung sich über das steinzeitliche Elsaß erstreckte, welche in weit überwiegender Mehrzahl ausgesprochensten Cro-Magnon-Typus aufwies. Kein einziger brachycephaler Neolithiker wurde jemals im Elsaß gefunden. Dieses Resultat tritt aber in um so grelleres Licht, als schon mit dem ersten Auftreten des Metalls ausgesprochen kurzköpfige Schädelformen sich vorfinden und die Kurzköpfigkeit im Lande derart Platz greift, daß trotz der ursprünglichen dolichocephalen Autochthonengruppe und trotz aller späteren Germaneninvasionen die Bevölkerung im Mittelalter zu über 84, heute zu über 75 pCt. der Brachycephalie angehört, daß der Durchschnittsindex im Mittelalter bei 85, heute bei 81—82 liegt! Mit seltener Schärfe läßt sich so der Kontrast zweier aufeinanderfolgender Rassen feststellen, deren erstere derart überflutet wurde, daß sie als Komponente der späteren Bevölkerungszusammensetzung vollkommen in den Hintergrund trat.

Bei einem solchen Programm waren denn die Sitzungen fast überreich an Stoff, aber der Wormser Kongreß wird den Teilnehmern auch als eine der befriedigendsten und anregendsten Versammlungen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft erinnerlich bleiben. Die wertvolle Festgabe des Wormser Altertumsvereins, „Die Bandkeramik der steinzeitlichen Gräberfelder und Wohnplätze in der Umgebung von Worms, von Sanitätsrat Dr. Koehl", die Erinnerung an die wunderbaren Ausgrabungen und an den herzlichen, gastlichen Empfang allein würden schon die schönen Tage gemeinsamer Arbeit und vergnügter Ruhestunden unvergeßlich machen, hätten sie nicht ihre besondere Weihe erhalten durch den Wert der wissenschaftlich hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Berichte.

Biologie.

Die Entstehung der Sexualcharaktere. In der Gesellschaft der Aerzte in Wien führte J. Halban über die Entstehung des Geschlechts folgendes aus: Für die Entstehung der Genitalorgane ist die Existenz von Keimdrüsen nicht notwendig,

da die ersteren schon in der Anlage ein bestimmtes Geschlecht haben müssen. Diese Anlage ist zwar anscheinend hermaphroditisch, sie muß aber bei beiden Geschlechtern Unterschiede aufweisen, welche nur für unsere bisherigen Untersuchungsmethoden nicht nachweisbar sind. Die Keimdrüsen üben auf die Genitalien nur einen wachstumsfördernden Einfluß aus. Die sekundären Geschlechtscharaktere, d. h. alle Attribute, welche einem Geschlechte eigentümlich sind, ohne daß sie mit der Fortpflanzung etwas zu tun hätten, sind ebenfalls schon im Embryo angelegt und entwickeln sich, unbeeinflußt von der Art der Keimdrüse, im Sinne der Anlage weiter. Auch die Psyche weist bei beiden Geschlechtern sekundäre Geschlechtscharaktere auf, welche sich besonders mächtig zur Zeit der Pubertät zu entwickeln beginnen. Die körperlichen und psychischen sekundären Geschlechtscharaktere entwickeln sich meist in einem mit den Keimdrüsen homologen Sinne; findet diese Entwicklung in einem heterologen Sinne statt, so wäre dies als sekundärer Hermaphroditismus zu bezeichnen. — A. Foges bemerkt, daß die Keimdrüsen der Pseudohermaphroditen nicht funktionieren. — S. Exner meint, für den Einfluß der Keimdrüsen auf die sekundären Geschlechtscharaktere spreche der Umstand, daß dieselben sich zur Zeit der Funktionstüchtigkeit der Keimdrüsen bei beiden Geschlechtern in divergentem Sinne entwickeln, während sie in der Kindheit und im Greisenalter beim Manne und beim Weibe einander ähnlich sind. — O. Frankl hat bei seinen Untersuchungen über die Entwicklung der Mamma gefunden, daß dieselbe schon beim Neugebornen Unterschiede aufweist. Bei Mädchen tragen die Drüsenschläuche gut entwickeltes Epithel, bei Knaben ist dieses atrophisch und die Drüsenlumina sind durch colloide Massen ausgedehnt. — A. Kreidl bemerkt, daß durch die Annahme, daß das Geschlecht schon im Ei vorbestimmt sei, nicht das Vorkommen von Hermaphroditismus erklärt werden könne, da sich hier Charaktere beider Geschlechter in einem Ei entwickeln. (Wiener Medizinische Presse, 1903, No. 23.)

Anthropologie.

Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Kassel. Das Programm der Abteilung für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie der vom 20.—26. September zu Kassel tagenden Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte weist folgende Vorträge auf: 1. Achelis, Th. (Bremen): Die Religion als Objekt der Völkerkunde. 2. Alsberg, M. (Kassel): Das erste Auftreten des Menschen in Australien. 3. Blasius, W. (Braunschweig): Megalithische Bauten des nordwestlichen Deutschlands. 4. Blasius, W. (Braunschweig): Vorgeschichtliche Befestigungen im Braunschweigischen und am Harze. 5. Blasius, W. (Braunschweig): Anthropologische Funde in den Harzer Höhlen. 6. Gorjanovic-Kramberger (Agram): Neuer Beitrag zur Osteologie des diluvialen Homo krapinentis. 7. Hagen, B. (Frankfurt a. M.): Ueber Rassenwachstum. 8. Hoops, Joh. (Heidelberg): Die Baumnamen und die Urheimat der Indogermanen. 9. Krause, Carl (Berlin): Ueber den chinesischen Volkscharakter. 10. Mehlis (Dürkheim a. H.): Neue Grabhügeluntersuchungen am Mittelrhein und deren Methode. 11. Schwalbe, G. (Straßburg i. E.): Ueber die Stirnnaht bei den Affen. 12. Stieda, L. (Königsberg): Ueber die Anatomie alter und neuer Weihgeschenke. 13. Wilser, L. (Heidelberg): Ueber die Urheimat des Menschengeschlechts. Die sub 2 und 6 verzeichneten Vorträge dürften den Anthropologen und Ethnologen, sowie den Geologen und Paläontologen ein ganz besonderes Interesse darbieten, da Dr. med. M. Alsberg die kürzlich aus Australien eingetroffenen Gipsabgüsse von Fuß- und Gesäßabdrücken des Menschen im australischen Sandstein (wovon die Photographien auf den Kongressen zu Dortmund und Karlsbad im vorigen Jahre vorgezeigt wurden) vorlegen wird, und da Professor Gorjanovic-Kramberger die neuesten Funde aus dem Diluvium von Krapina, die ihrer Bildung nach genau mit dem Neandertal- und Spymenschen übereinstimmen, demonstrieren wird.

Gab es schon Menschen zur Tertiärzeit? Auf dem internationalen Amerikanisten-Kongreß zu Newyork sprach, wie die N. a. Ztg. mitteilt, Professor Klaatsch die Ansicht aus, daß wahrscheinlich schon zur Tertiärzeit der Mensch gelebt habe. — Daß zur Zeit des Diluvium der Mensch in Europa schon verbreitet war, ist eine längst entschiedene Frage, es handelt sich nun nur darum, herauszufinden, ob er auch schon im Tertiär existiert hat. Klaatsch will das

durch seine Funde von Feuersteingeräten beweisen. — Der primitive Mensch hat sicher zuerst sich des Steines bedient, wie es der Affe tut, der ihn ohne weiteres als Waffe benutzt. Schweinfurth erzählt ja bekanntlich, daß er im Jahre 1891 Paviane beobachtet hat, die eine harte Nuß mit einem Stein, den sie darauf schlugen, öffneten. Doch versuchten die Menschen schon sehr früh, die Steine als Instrumente besser auszunutzen, und sie bearbeiteten dieselben doch immerhin so, daß sie nicht mit Natursteinen verwechselt werden können. Zwei Methoden sind deutlich zu unterscheiden. Entweder wurden knollenförmige Feuersteine mit einer Art Scharten versehen oder man stellte vermittelst Spaltung Splitter her, welche sich bei Wiederholung des Schlages auf eine bestimmte Stelle der Muttersubstanz wie die Blätter einer Zwiebel allseitig ablösen, wobei jede abgeschlagene Lamelle auf der natürlich glatten Muschelbruchfläche unweit der Stelle, wo der Bruch auftraf, jene rundliche Erhebung zeigt, welche man „bulle de percussion" nennt. — Diese dem Ethnographen völlig vertrauten Merkmale findet nun Klaatsch und andere Gelehrte mit ihm an Feuersteininstrumenten, die er in Puy-Courny bei Aurillac gefunden, und zwar in einer Schicht, die von den Geologen unbestritten als Tertiärgestein anerkannt wird, so daß er den naheliegenden und doch außerordentlich gewichtigen Schluß zieht, daß im Tertiär schon der Mensch existiert habe. (Die Umschau, 1903, No. 24.)

Die alpinen Eiszeitbildungen und der prähistorische Mensch. Seitdem die gleichzeitige Existenz des Menschen und der großen ausgestorbenen Säugetiere der Diluvialperiode erkannt ist, herrscht kein Zweifel mehr darüber, daß das Menschengeschlecht Zeuge des Eiszeitalters gewesen ist; wie aber die einzelnen Phasen der menschlichen Entwicklung mit den einzelnen Abschnitten von dessen Verlauf zu parallelisieren sind, das ist eine Frage, die noch recht verschieden beantwortet wird. Von den Engländern wurde die Steinzeit in eine ältere paläolithische und in eine jüngere neolithische Periode gegliedert. Mortillet erkannte in den paläolithischen Werkzeugen drei Haupttypen. In den ältesten Zeiten begnügte man sich, die Gerölle splittriger Steine in freier Hand so zuzuschlagen, daß sie die Form eines ziemlich stattlichen Beiles erhielten, das mit der Faust gehalten wurde. Später machte man die Werkzeuge kleiner; man nahm sie nicht mehr in die geballte Faust, sondern zwischen die Finger, und schlug sie sorgfältiger zu. Schließlich lernte man die beim Behauen der Gerölle abspringenden Scheiben verwenden und sie als Messer, Sägen und Bohrer weiter gestalten. Die prähistorischen Perioden sind in Beziehung zur geologischen Entwicklungslehre zu bringen. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Alpen mehrmals, und zwar mindestens viermal, in großer Ausdehnung vereist und in den Zwischenzeiten gletscherärmer als heute gewesen sind. Wir unterscheiden dementsprechend vier Eiszeiten, die wir der Reihe nach als Günz-, Mindel-, Riß- und Würmzeit bezeichnen. Es hat sich die Möglichkeit geboten, die vier unterschiedenen Eiszeiten und die drei seit der letzten Eiszeit verflossenen Stadien mit der prähistorischen Chronologie in Verbindung zu bringen. Zunächst hat sich erweisen lassen, was eigentlich immer vorausgesetzt worden ist, daß die neolithische Zeit jünger ist als das letzte der genannten Stadien. Als sich an den Alpenseen die steinzeitlichen Pfahlbauern ansiedelten, waren die Gletscher bereits bis tief ins Hochgebirge zurückgezogen, und seither hat die Grenze des ewigen Schnees keine größere Herabsenkung gemacht. Sie ist während der ganzen Bronze- und Eisenzeit nur wenig um ihre heutige Höhenlage geschwankt; in den letzten 7000 Jahren waren die Klimaschwankungen nur unbedeutend. Ausgeschlossen ist die mehrfach vertretene Ansicht, daß die uralten Kulturen Vorderasiens gleichzeitig mit einer Eiszeit gewesen seien. Dem Eiszeitalter entspricht der paläolithische Mensch. Die letzte paläolithische Epoche aber, die Zeit des Magdalénien, von der man bisher immer angenommen hat, daß sie sich unter hocheiszeitlichen Umständen abspielte, hat sich als nicht unwesentlich jünger herausgestellt. Der Renntierjäger Mitteleuropas und Frankreichs existierte nicht gleichzeitig mit den großen, bis weit in das Alpenvorland reichenden Gletschern, sondern besiedelte das Land erst, als sich letztere bis ins Gebirge hinein zurückgezogen hatten. Wir können das Magdalénien de Mortillets mit großer Wahrscheinlichkeit mit unserem Bühlstadium parallelisieren. Viel älter ist das Moustérien; ihm gehören die Lößfunde aus Niederösterreich und dem Elsaß an; der Löß aber ist auf der ganzen Nordseite der Alpen älter als die letzte Vergletscherung; der Mammutjäger Niederösterreichs und Mährens hauste wahrscheinlich zwischen den beiden letzten Eiszeiten; während der Riß-Würm-Interglazialzeit. Noch viel älter ist das Chelléen. Allerdings haben wir im Umkreise der Alpen bisher keine einschlägigen Funde zu verzeichnen. Aber in Nord-Frankreich und Süd-England

vergesellschaften sie sich mit einer Fauna, die wir jedenfalls in eine der beiden ältesten Interglazialzeiten, also in den früheren Teil des Eiszeitalters zu verweisen haben, während nichts dafür spricht, daß diese Fauna, die durch das Auftreten des Nilpferdes im westlichen Europa ein besonderes Gepräge erhält, älter als das Eiszeitalter ist. Wir kennen noch nicht mit Sicherheit die Spuren eines präglazialen Menschen. — In Europa ist der Mensch Zeuge des Eiszeitalters gewesen. Können wir auf Asien blicken als auf den Schauplatz alter historischer Kulturen, so können wir unseren Erdteil feiern als den Schauplatz der ältesten bisher datierbaren prähistorischen Kultur. (Albrecht Penck, Die Zeit, XXXII. Band, No. 417.)

Die anthropologische Geschichte von Elsaß. Die historische Anthropologie ist berufen, die Vergangenheit des Menschen nach rein physischen Gesichtspunkten zu verfolgen. Ihre Erkenntnisse sind, unabhängig vom sozialen Leben, der intellektuellen und politischen Entwicklung, auf anatomische, besonders kraniologische Tatsachen basiert. Sie löst die Frage nach der Bildung und Entwicklung der Rasse und bestätigt in den wichtigsten Punkten die Ergebnisse der archäologischen und historischen Wissenschaft. Die ersten Spuren des Menschen im Elsaß reichen bis zur Diluvialepoche. Seit den ältesten Zeiten findet man zwei genau zu unterscheidende Rassen: die eine zahlreichere umfaßt langschädelige Individuen von Cro-Magnon-Typus, die andere, weniger zahlreiche, setzt sich aus dem Typus von Furfooz zusammen und ist rundköpfig. Diese Mischrasse bildet eine ziemlich dichte Bevölkerung in den unteren Wasgau-Hügeln. In einer späteren Zeit erscheint zugleich mit der Erwerbung der Metalle ein reinrassiger brachycephaler Typus, der den Gebrauch der Bronze kannte, den Boden bestellte, und dessen Reste heute den sogenannten alpinen Typus darstellen. Zur Zeit Cäsars war ein Teil von Unter-Elsaß von einem germanischen Stamm besetzt. Nach der Besiegung des Ariovist zog die römische Kultur im Elsaß ein, aber die ursprüngliche Rasse blieb unverändert bestehen. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts machten die Alemannen der römischen Herrschaft ein Ende. Im Jahre 476 erlag die alemannische Herrschaft den Franken, die sich auf dem linken Rheinufer definitiv niederließen. Die Schädel der Franken und Alemannen zeigen ausgesprochene Langköpfigkeit mit vorspringendem Hinterhaupt. Ihre Knochenreste sind in den sogenannten Reihengräbern zu finden. Die germanischen Sieger bemächtigten sich der Gewerbe und des Ackerbaues, vermischten sich aber nicht mit den unterworfenen Kelten, deren Gebeine in den gewöhnlichen Gräbern gefunden werden. Erst in den späteren Jahrhunderten fand allmählich eine Vermischung statt, ausgenommen in einigen abgelegenen Bezirken, wo sich die alemannische Rasse ganz rein erhalten hat. Es ist eine von Schwalbe, Collignon und Blind erwiesene Tatsache, daß die gegenwärtige Bevölkerung von Elsaß ausgesprochen brachycephal ist. Wie kommt es nun, daß die Form des Schädels im Laufe der Jahrhunderte, trotz der aufeinander folgenden Einwanderung von langschädeligen Menschen, schrittweise kürzer geworden ist? Die Antwort könnte nur die Erforschung der anthropologischen Verhältnisse des Mittelalters geben; aber die wenigen Schädel aus den verschiedenen Perioden des Mittelalters lassen keinen endgültigen Schluß zu. Die überwiegende Zahl dieser Schädel ist brachycephal (84,56 pCt.), mesocephal sind 13,71 pCt., dolichocephal nur 1,7 pCt., so daß die Bevölkerung im Elsaß vor dem 17. Jahrhundert fast ganz aus alpiner Rasse bestand. Die prähistorische Rasse hat sich also trotz aller politischen Schicksale des Landes erhalten. (E. Blind, Histoire anthropologique de l'Alsace, La Revue alsacienne illustrée V, III.)

Deutsches Blut im Burenvolk. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Holländer oder Deutschen im Burenvolk überwiegen. Dr. Colenbrander hat darüber eine genaue Untersuchung angestellt. Man rechnet 1593 Stammväter der Buren; das sind die vom Jahre 1657 bis zum Jahre 1807 in die Kapkolonie eingewanderten Familienoberhäupter. Von diesen Stammvätern sind 842, also mehr als die Hälfte Deutsche. Von den 660 Stammüttern sind indes nur 95 Deutsche. Stammväter und Stammütter zusammen ergaben 950 Deutsche und 942 Holländer, während alle anderen Nationen ihren Anteil nur mit 375 Köpfen berechnen können. Der Anteil des deutschen Blutes ist bisher unterschätzt, und derjenige des holländischen ebenso wie der des französischen überschätzt worden. Das holländische Element war mehr als das deutsche in der Lage, eine geistige Vorherrschaft auszuüben, da wohl die gebildeten Stände der Niederländer mehr als der Deutschen ihre Söhne nach Südafrika sandten. (A. Schowalter, Der Burenfreund, 1903, II, 5.)

Kulturgeschichte.

Bauernfarmen der Steinzeit im Elsaß. Dem Wormser Anthropologen-Kongreß hat Forrer, der unermüdliche Forscher über elsässische Urgeschichte, die in einschlägigen Kreisen mit Ungeduld erwartete, ausführliche Arbeit über prähistorische Ansiedelungen in Achenheim und Stützheim vorgelegt, von deren Entdeckung bereits in einer Besprechung der „Politisch-anthropologischen Revue" (Band I, Heft 2, Fol. 143) Erwähnung geschehen ist. Danach fanden sich tief im Achenheimer Löß deutliche Reste einer paläolithischen Kulturschicht mit Resten von Feuergruben, in denen wohl Kohlen längere Zeit hindurch glimmend erhalten wurden, zahlreiche Kohlenreste, gebrannter Ton, zerschlagene Knochen von Höhlenlöwen, Höhlenbären, Hyäne und Wildpferd, ferner bearbeitete Feuersteinstücke. Darüber, auf einer viel höher gelegenen Lößterrasse, finden sich die Reste der neolithischen, bis in die Römerzeit hinein bewohnten Ansiedlung mit zahlreichen Wohngruben, deren mulden- oder zisternenartige Profile sich scharf von den hellen Lehmschichten abheben; es läßt sich deutlich eine größere, offenbar überdacht gewesene Wohngrube nachweisen, umzäunt von Gräben und Palissaden, daneben ein ebenfalls von Gräben umzogener Pferch für Vieh oder Vorräte. — Noch interessanter gestalteten sich die Verhältnisse im benachbarten Stützheim. Dort befand sich eine 14 m lange Hauptwohngrube, wohl das „Herrenhaus", schützend umgeben von kleineren Arbeiterwohnungen. Abseits ließ sich an der Schwarzfärbung des Bodens die Lage der Düngergrube erkennen, noch weiter entfernt folgten Gruben mit Mahl- und Reibsteinen, Schleifsteinen und Silexfragmenten, also wohl Räume, wo die Verarbeitung des Getreides und die Herstellung von Geräten geschah; noch weitere Gruben ließen intensivste Feuereinwirkung erkennen und stellten wohl Küchen oder Backöfen dar, endlich folgten neun Wohngruben, von denen fünf, im Gegensatz zu allen anderen Gruben, Spinnwirtel enthielten und welche demnach als Frauengelasse gedeutet werden müssen. Zahlreiche, wertvolle Angaben über Bauart, Eingangsrampen und Bedachung dieser Wohnstätten, über ein in der Niederlassung selbst gefundenes Hockerskelett vervollständigen die reichillustrierte Arbeit über die hochinteressante neolithische Farmanlage. (Forrer, Bauernfarmen der Steinzeit von Achenheim und Stützheim im Elsaß u. s. w. Straßburg, 1903.)

Wanderungen der Wandalen. Nachdem gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts Kimbern, Teutonen und Ambronen ihre welterschütternde Heerfahrt angetreten und die Wohnsitze, in denen 250 Jahre vorher der Seefahrer Pytheas sie angetroffen, verlassen hatten, waren weite Strecken fruchtbaren Landes für nachrückende Ansiedler freigeworden. Das Gebiet wurde von den benachbarten Goten in Besitz genommen, die zu Pytheas Zeiten noch jenseits des Sundes saßen, in erster Linie von Burgunden und Wandalen. Letztere ließen sich in Jütland nieder. Ungefähr dritthalb Jahrhunderte, ein Teil des Volkes wohl noch länger, haben die Wandalen diese Länder und, als kühne Seefahrer, auch die benachbarten Meere beherrscht. Gerade in diesen Gegenden, Schleswig und Südküste von Norwegen, sind die ältesten Runeninschriften gefunden worden, und wir dürfen in diesen ehrwürdigen Denkmälern germanischen Schrifttums um so unbedenklicher Spuren wandalischer Herrschaft erblicken, als ihre Sprache zweifellos gotisch ist. Nach Marbods Sturz machten die Goten auf dem Südufer der Ostsee die Wandalen zinspflichtig. Um sich dieser Zinspflicht zu entziehen, schlug der größte Teil des Volkes, dem Lauf der Elbe folgend, den Südweg ein, nach der Lausitz und Schlesien. Dort scheinen sie länger als ein Jahrhundert gewohnt zu haben. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts zogen sie nach Osten, ins Tal der March und in die ungarische Ebene, wo wir die Wandalen um die Mitte des vierten Jahrhunderts an den Flüssen Marosch (Marisia) und Körösch (Grissia) zwischen Goten im Osten und Markomannen im Westen wohnend finden. Der Gotenkönig schlug sie in einer blutigen Schlacht, in welcher der größte Teil des Volkes seinen Tod fand. Sechzig Jahre soll der sich stark vermehrende Rest am Platten- und Neusiedler-See gewohnt haben. Von hier ist Stilicho, einer der größten Staatsmänner und Feldherren der Kaiserzeit, ausgegangen. Dann brachen sie unter König Godegisil 409 nach Spanien auf. Aber kaum zwei Jahrzehnte hielten es die Wandalen in dem schönen Lande aus, das seitdem ihren Namen trägt (Andalusien, Vandalucia). Die Kriegs- und Wanderlust erfaßte sie aufs neue, und teils vor der Uebermacht der Westgoten weichend, setzten sie in Begleitung der Alanen im Jahre 429 nach Afrika über, rissen die römische Provinz mit der Hauptstadt Karthago an sich und gründeten hier das

rasch aufblühende Wandalenreich. Die Wandalen waren eins der edelsten germanischen Völker, von ungewöhnlicher Schönheit und reichen Geistesgaben. Nach hundertjähriger Herrschaft über eins der üppigsten Länder und im Besitz märchenhafter Reichtümer, erlagen auch sie der Verweichlichung. Der Zusammenbruch ihres Reiches war ebenso überraschend wie vollständig. Alle Ueberlebenden, Männer wie Weiber, wurden aus Afrika verschickt; nur wenige zogen sich in unzugängliche Schlupfwinkel des Gebirges zurück. Es ist daher verkehrt, in den vereinzelt vorkommenden hellhaarigen Kabylen Ueberbleibsel der Wandalen sehen zu wollen. Das Volk ist spurlos aus der Geschichte und vom Erdboden verschwunden; selbst die am Plattensee Zurückgebliebenen gingen später vollständig in den nachrückenden stammverwandten Goten unter. (L. Wilser, Deutsche Erde, 1903, 1.)

Der Einfluß der deutschen Kultur auf Ungarn. Die Ausgabe der ungarischen Nationsmatrikel (von 1453—1630) an der Wiener Universität ist eine lehrreiche Quelle zur Geschichte des Einflusses der deutschen Kultur auf Ungarn. An den mittelalterlichen Universitäten spielten die „Nationen", d. h. die Vereinigungen der Universitätsmitglieder nach ihrer nationalen Zusammengehörigkeit eine große Rolle. Es werden 3296 Angehörige der „ungarischen Nation" aufgeführt. Tut man aber einen flüchtigen Blick in die Matrikel, so erstaunt man über die unverhältnismäßig große Zahl von Deutschbürtigen, die sie enthält. Ihr deutscher Name, der deutsche Name ihres Heimatortes verrät sie uns auf den ersten Blick. Von den in der Matrikel Verzeichneten stammten 74 pCt. aus Ungarn, 8 pCt. aus Schlesien, Lausitz und Polen, nicht ganz 2 pCt. aus den übrigen österreichischen Kronländern und Süddeutschland. In der Liste der böhmischen und mährischen Orte bemerkt man fast ausschließlich deutsche Namen, die zum Teil noch heute einen deutschen Charakter tragen. (G. Buchholz, Deutsche Erde, 1903, 2.)

Psychologie.

Rausch und künstlerische Produktion. Das Lustgefühl des Rausches beruht darauf, daß gewisse Zentren im Gehirn, die Hemmungen, betäubt werden und daß infolgedessen die positiven Lebensströme, das Gefühl, der Produktionstrieb, sich ungehindert ergießen können. Die Stimmung des Berauschten ist in mancher Beziehung der künstlerischen ähnlich. Die Meinung, im Rausch lasse sich gut schaffen, ist dadurch zu erklären, daß die Lust zu schaffen, die allerdings im Rausche erhöht ist, gern mit der Fähigkeit des Schaffens verwechselt wird. Der große Künstler empfindet nicht die überschwengliche Trunkenheit, das maßlose Hochgefühl beim Schaffen wie der Halbkünstler. Gerade die Stärke und Helligkeit des Bewußtseins kennzeichnet den Künstler, während das Berauschtsein Merkmal des Dilettanten ist. — Der Rausch, insbesondere der Alkoholrausch, steigert den Produktionstrieb und die Selbstzufriedenheit, so daß der Berauschte zu künstlerischem Schaffen gereizt und von seiner Leistung bald befriedigt wird; diese Leistung gerät aber schwächer, als dem Vermögen des Betreffenden entspricht, weil seine Urteilskraft nicht völlig gegenwärtig ist. Trinken Künstler, um Widerwärtigkeiten des Lebens zu vergessen, so schädigen sie ihren Organismus, ohne etwas anderes zu gewinnen als einige Stunden dumpfen Wohlseins, das mit ihrem künstlerischen Schaffen in keiner Beziehung steht. Je stärker der Künstler als Künstler und Mensch, desto weniger bedarf er der Illusion. Will der Künstler den Rausch, den man eigentlich den dionysischen nennt, der zwar auch das künstlerische Schaffen nicht unmittelbar fördert, aber doch die Kraft des Künstlers im allgemeinen, wenn nicht zu häufig angewandt, erfrischt und nährt, so gibt es Rauschquellen in der Kunst sowohl wie in Natur und Leben, die nicht so schädliche Folgen haben wie die künstlichen Rauschmittel und auch einen andersgearteten, edleren und ungetrübteren Rausch erzeugen. Der Alkohol hat eine Menge mittelmäßiger und schlechter Kunstprodukte verschuldet, hie und da mag ein leidlich gutes oder interessantes trotz seiner entstanden sein, niemals ist seiner Mitwirkung das wahrhaft Schöne und Große zu verdanken. (R. Huch, Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, 1902, 1, 11.)

Rechtswissenschaft.

Psychiatrie und Strafrechtspflege. An dem Fortschritt der Naturwissenschaften hat sowohl Medizin als auch Psychiatrie teilgenommen. Man fand, daß vieles, was man bisher für sittliche Verkehrtheit, für Ungezogenheit und Laune gehalten, eigentlich in das Gebiet der Geisteskrankheiten gehörte und dementsprechend zu bewerten sei. Diesem Fortschritt haben die Juristen nicht recht folgen können, und während die Irrenärzte als Sachverständige immer häufiger vor Gericht geladen wurden, war man nicht immer geneigt, das eigene Urteil ihrer gutachtlichen Aeußerung unterzuordnen. Indes muß das Gutachten des psychiatrischen Sachverständigen von dem des chemischen oder mathematischen unterschieden werden. Denn die Medizin und Psychiatrie ist nicht eine in jeder Hinsicht exakte Wissenschaft. Es liegt in ihnen die Gefahr der individuellen Anschauung und damit die Möglichkeit einer abweichenden Meinung; damit entfällt die Forderung nach einer absoluten Geltung des sachverständigen Gutachtens, die unbedingte Folgepflicht des Richters. Die Aerzte sollten sich damit begnügen, das Beste von dem zu geben, was sie können, dies Beste als Material zur Grundlage eines Urteils, das der ärztlichen Kompetenz glücklicherweise entzogen ist. Der Sachverständige soll nur ein technischer Berater sein. Den Juristen soll volle Freiheit der Entscheidung zugestanden werden, andererseits ist aber die Forderung berechtigt, daß sie den ärztlichen Gutachten ein weitgehenderes Maß des Verständnisses entgegentragen, als dies vielfach der Fall ist. Der über Gemütszustände urteilende Richter muß aus der Masse der Laien heraustreten und imstande sein, den Ausführungen des Psychiaters zu folgen. Eine Entwicklung in dieser Richtung ist zu bemerken. Schon mehren sich die Stimmen unter den Lehrern des Strafrechts, die auf eine durchgreifende Aenderung des Bestehenden hindrängen, und daß diese vor allem auf dem Gebiete des Strafvollzugs einzusetzen habe, darüber besteht eine Meinungsverschiedenheit nicht. Gefängnisse und Zuchthäuser werden sich in Spezialasyle auflösen müssen, wo die heilbaren Verbrecher ihre Gesundung und die unheilbaren eine lebenslängliche Verwahrung finden werden. Aber dies und noch vieles andere mehr wird erst dann zur Wirklichkeit werden, wenn die Ueberzeugung von seiner Notwendigkeit ebenso zum Gemeingute der Juristen geworden ist, wie dies bei den psychiatrischen Sachverständigen der Fall ist. Und da diese Annäherung nur auf dem Wege der naturwissenschaftlichen Forschungen, der Kriminalanthropologie und Soziologie stattfinden kann, so möchte man hoffen, daß dieser Weg zu einem gemeinsamen Verständnisse und zum allgemeinen Heile von seiten der Juristen recht bald und recht intensiv eingeschlagen werde. (K. Pelman, Das Recht, VI, 19.)

Verbot medizinischer Versuche an Menschen. Eine größere Anzahl sächsischer und thüringischer Vereine für Natur- und Volksheilkunde hatten sich in gleichlautenden Petitionen an den Reichstag darüber beschwert, daß die vivisektorischen Versuche an lebenden Tieren neuerdings auf Menschen übertragen worden seien, und verlangten gebieterisch, daß derartige Schädigungen der Mitmenschen an Gesundheit oder Leben strafrechtlich wie jede andere vorsätzliche Körperverletzung oder Gesundheitsschädigung verfolgt würden. Die Petitionskommission des Reichstages hatte auch die gerügten medizinischen Eingriffe sowohl vom wissenschaftlichen, als auch vom moralischen und strafrechtlichen Standpunkte aus auf das entschiedenste verurteilt und beantragt, die Petition dem Reichskanzler zur Erwägung zu überweisen. Im Plenum wurde dem zugestimmt, jedoch das zu weit gehende Gesuch dahin abgeändert, daß medizinische Eingriffe außer zu diagnostischen, Heil- und Immunisierungszwecken, also lediglich zu wissenschaftlichen Versuchen, am Menschen nicht vorgenommen werden dürfen und bei Strafe zu verbieten seien. Diesem Beschluß ist nun der Bundesrat in seiner letzten Sitzung beigetreten. Da gegenwärtig bekanntlich eine allgemeine Revision des Strafrechtes vorbereitet wird, so glaubte sich der Bundesrat der Verpflichtung nicht entziehen zu können, dem in vorstehender Frage vorhandenen reichen Material auch noch den Reichstagsbeschluß hinzuzufügen. Im übrigen war der Bundesrat der Ansicht, daß die bereits früher vom Kultusminister erlassene Verfügung in ausreichender Weise die rechtlichen und sittlichen Voraussetzungen für einen medizinischen Eingriff der in Rede stehenden Art regele.

Erziehung und Unterricht.

Die deutsche Nationalschule in Wertheim a. M. hat in ihrer Entwicklung die Bedenken hinfällig gemacht, welche diesem Unternehmen entgegengebracht wurden. — Die deutsche Nationalschule erstrebt die Anpassung der deutschen Jugendbildung an die allgemeinen Bedürfnisse der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der stets noch wachsenden und bedeutungsvoller werdenden Betätigung Deutscher im Auslande, und zwar einerseits auf kulturellem, vorzugsweise aber auf wirtschaftlichem Gebiete. Die Anstalt will sich zugleich in den Dienst der Erhaltung des Deutschtums im Auslande stellen, indem sie die Söhne von Auslandsdeutschen in sich aufnimmt und ihnen jene gediegene, echt deutsche Ausbildung gewährt, welche sie in ihrer Heimat nicht zu finden vermögen. Aus diesen beiden, auf eine Mithülfe an der Förderung des Wohles des deutschen Volkes gerichteten Bestrebungen hat die Anstalt die Wahl ihres Namens abgeleitet. Zur Erreichung ihrer Aufgaben will die Anstalt neben einem im Stoffe und in der Methode geeigneten Unterricht zur Aneignung entsprechender Kenntnisse und zur Entfaltung der Intelligenz die erziehliche Beeinflussung der Schüler besonders pflegen zu dem erhofften Ziele hin, daß diese sich später überall in der Welt und in jedem Berufe als praktisch tüchtige und moralisch gefestigte Menschen bewähren. Die zum Sitze der Anstalt gewählte kleine Stadt Wertheim a. M. erscheint durch ihre klimatischen Vorzüge, ihre landschaftlich reizvolle Lage und ihre geschichtliche Vergangenheit besonders geeignet, in den Schülern die Liebe zum deutschen Lande und zum deutschen Volkswesen zu entfalten. Bei den älteren Schülern soll daneben das Verständnis für die Eigenart des Deutschtums, für seine kulturellen Aufgaben und für seine Stellung unter den großen Nationen ausgebildet werden. Die Anstalt gliedert sich für jetzt in eine Unter- und eine Mittelstufe mit je dreijährigem Lehrgange. Zur Lösung ihrer höheren Aufgaben ist die spätere Errichtung einer Oberstufe mit dreijährigem Lehrgange vorgesehen. Es wird erwartet, daß die Reife dieser Stufe eine vortreffliche Vorbildung zum Besuche der technischen, landwirtschaftlichen und Handels-Hochschulen in sich schließt.

Gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen. In verschiedenen Ländern werden Versuche über die gemeinsame Erziehung der beiden Geschlechter gemacht. Die Erfahrungen und Beurteilungen weichen voneinander ab. Indes ist die Verschiedenheit der Anlagen und deren Entwicklung beim männlichen und weiblichen Geschlecht so groß, daß eine gemeinsame Erziehung vom zwölften Lebensjahr an für die Bildung der beiden Geschlechter nicht vorteilhaft ist; auch mit Rücksicht auf die spätere Berufsbildung ist eine Trennung von dieser Zeit an geboten. Beim Mädchen wiegt das Gefühlsleben, beim Knaben der Verstand vor; das Mädchen entwickelt sich erst schneller und dann langsamer als der Knabe. Auf Grund einer von den Schulbehörden in Chicago angestellten Untersuchung beträgt die Arbeitsleistung der Mädchen nur 79 pCt. von derjenigen der Knaben und zwar nimmt dieser Unterschied mit dem Alter zu. Wenn auch der Verkehr der Geschlechter bis etwa zum zwölften Lebensjahr ein harmloser ist, so ist er es doch in der folgenden Entwicklungszeit nicht mehr, wo sich der Geschlechtsunterschied gerade entwickelt. Es dürfte sich aus all diesen Gründen für Kindergärten und die Elementarschule (bis zum zwölften Lebensjahr) die gemeine Erziehung beider Geschlechter empfehlen; dann aber ist eine Trennung der Geschlechter für die geistige und sittliche Bildung vorteilhafter. Steht man aber vor der Wahl, weiterhin entweder nach Altersstufen oder nach dem Geschlecht zu trennen, so ist die Trennung nach Altersstufen der nach dem Geschlechte vorzuziehen; denn gleichmäßig entwickelte und vorgebildete Knaben und Mädchen lassen sich erfolgreicher gemeinsam unterrichten als ungleichmäßig entwickelte und vorgebildete Knaben oder Mädchen. (Neue Bahnen, 1903, 6.)

Schuleinrichtungen für nicht normal begabte Kinder. Der Kultusminister hat den königlichen Regierungen eine Uebersicht der in der preußischen Monarchie zur Zeit vorhandenen Schuleinrichtungen für nicht normal begabte, aber unterrichtsfähige Kinder übersandt. Die Entwicklung dieser Art von Schulen hat seit der Aufnahme der letzten Statistik im Jahre 1896 einen erfreulichen Fortschritt gemacht. Seitdem die Bedeutung solcher Anstalten allgemein erkannt und in betreff ihrer Einrichtung und Leitung eine weitgehende Uebereinstimmung der Ansichten zur Geltung gelangt ist, hat die Zahl der Hülfsklassen erheblich zugenommen. Während im Jahre 1894 in 18 Städten 37 Hülfsschulen

mit etwa 700 Kindern und 1896 in 25 Städten 37 derartige Schuleinrichtungen mit zusammen 2017 Kindern bestanden, gibt es jetzt in 42 Städten 91 solcher Anstalten mit zusammen 4728 Schulkindern in 233 Klassen. Die unterrichtlichen Leistungen dieser Klassen sind durchweg genügend, zum nicht geringen Teile sogar recht gut.

Soziale Hygiene.

Die Errichtung von Museen für Hygiene propagiert eifrigst der Professor der Hygiene in Budapest, Dr. Leo Liebermann. Derselbe hat an den Magistrat sämtlicher den Sitz der Komitatsmunizipien bildenden Städte eine Eingabe gerichtet, in welcher er ausführt, die Erfahrung lehre, daß wir, wenn wir gewisse Kenntnisse in möglichst weiten Kreisen zu verbreiten wünschen, vom Unterrichte im schriftlichen Wege oder durch Drucksorten ein verhältnismäßig nur geringes Resultat erwarten können. Besser sei der Weg des mündlichen, am nützlichsten jedoch des auf unmittelbarer Anschauung beruhenden Unterrichtes, einerseits aus dem Grunde, weil sich der Beschauer persönlich von der Wahrheit der Angaben überzeugt, dann auch, weil diese Methode des Unterrichtes eine geringe geistige Anstrengung beansprucht. Professor Liebermann wünscht diese Museen in bescheidenen Räumen, in zwei bis drei Zimmern, unterzubringen, wo z. B. Utensilien zur Reinigung des Trinkwassers, Ventilationsvorrichtungen, Baumaterialien, Pflastermuster, Zimmerfarbwaren, Fußbodenlackproben, Heiz- und Beleuchtungseinrichtungen und die hierzu erforderlichen Materialien, Möbel, Vorrichtungen zur Konservierung von Lebensmitteln, Apparate und Mittel zur Pflege des Körpers, Badeeinrichtungen, Lehrmittel u. s. w. zu sehen wären. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1903, No. 27.)

Alkoholabstinenz und Arbeiterschaft. Während des ersten deutschen Abstinententages fand auch eine Versammlung des deutschen Arbeiter-Abstinentenbundes statt. Zwei Referenten hatten sich in die Aufgabe geteilt, die Frage des Alkoholgenusses und der Alkoholabstinenz von der gesundheitlichen und sozialpolitischen Seite zu beleuchten. Beide kamen zu dem Ergebnis, daß nicht bloße Mäßigkeit im Alkoholgenuß, sondern völlige Enthaltsamkeit von Alkohol zu fordern sei; denn die „Mäßigkeit" sei nur die Vorstufe späterer Unmäßigkeit. Die Alkoholfrage sei von besonderer Bedeutung für die Arbeiterschaft: für die Krankenkassen, denen ein dem Alkohol ergebenes Mitglied gewöhnlich sehr teuer werde, und für den wirtschaftlichen und politischen Kampf der Arbeiterklasse, der gehemmt werde durch die „Sozialnarkose", durch die dem Alkohol entstammende Gemütlichkeit, Zufriedenheit, Gleichgültigkeit, Mittelmäßigkeit und Verdummung. Die Alkoholfrage sei keine Frage von bloß persönlicher, sondern von sozialer Bedeutung, wenn sie auch nicht, wie man gemeint habe, die „soziale Frage" überhaupt sei. Der Alkoholismus sei eine Volkskrankheit, welche die große moderne Kulturbewegung, die Arbeiterbewegung, schädige. Nicht immer sei die Trunksucht eine Folge wirtschaftlichen Elends; oft werde gerade von den besser bezahlten Arbeitern am meisten getrunken. Die Versammlung beschloß folgende Resolution: Die am 10. August 1903 tagende Volksversammlung sieht in dem zunehmenden und das ganze Gesellschaftsleben durchseuchenden Alkoholgenuß eine schwere Gefahr für die körperliche und geistige Entwicklung insbesondere des arbeitenden Volkes. Der Alkohol verschlimmert noch die schweren Schäden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, wird als mitwirkende oder Hauptursache zur Quelle von Verbrechen, Not, Krankheit und Entartung und ist eines der schwersten Hemmnisse im Kampfe um die Befreiung des arbeitenden Volkes. Die kapitalistische Gesellschaft hat sich, aller anerkennenswerten Bestrebungen aufrichtiger Volksfreunde ungeachtet, bisher unfähig gezeigt, diese mit dem ganzen sozialen und geistigen Gefüge des Kapitalismus enge verwachsene Pest des Volkslebens zu überwinden. Es ist daher auch auf diesem Gebiete die Aufgabe der kämpfenden Arbeiterklasse, neben dem Kampfe gegen das ganze kapitalistische System die Bekämpfung dieser, zu seinen schlimmsten Erscheinungsformen zählenden Volkskrankheit zu betreiben, um die Arbeiterklasse immer kampffähiger und bildungsfreudiger zu machen und der höchsten Entfaltung der menschlichen Kultur in der sozialistischen Gesellschaft den Weg zu bahnen. Die Versammlung erwartet daher von der sozialdemokratischen Partei und ihrer Presse, wie von allen der modernen

Arbeiterbewegung nahestehenden Organisationen das Studium der Alkoholfrage und die ernsthafte Bekämpfung des Alkoholismus im öffentlichen und privaten Leben durch Beispiel, Aufklärung über die Gefahren des Alkohols und sozialpolitische Verbesserungen aller Art. Sie betrachtet die völlige Enthaltsamkeit von jeder Art des Alkoholgenusses als das wirksamste und der Arbeiterbewegung würdigste Mittel zur Bekämpfung des Alkoholismus wie zur Stählung der Arbeiterklasse im Kampf um eine bessere Zukunft. (Vorwärts, 1903, No. 186.)

Zur Bekämpfung des Alkoholismus in England hat sich der „No Treating-Verein" gebildet, welcher dem Uebel des gegenseitigen Traktierens in den Schenken durch folgende Satzungen steuern will: In sämtlichen der Gesellschaft angehörenden Wirtshäusern, deren sie mit ihrem Kapital eine Anzahl einzurichten vorhat, muß jeder Kunde selbst für seine Getränke bezahlen und darf sich nicht traktieren lassen. Keine betrunkene Person darf bedient werden; die Verwalter der Wirtschaften aber müssen „teatotalers" sein; an Frauen dürfen keine Getränke verabreicht werden. Nach Abzug von 5 pCt. geht der Ueberschuß des Ertrages an die Vereinskasse, und mit diesem Ueberschusse sollen neue Wirtshäuser mit derselben Hausordnung eingerichtet werden. Den Statistiken zufolge hat England 1902 für Bier, Spirituosen, Weine u. s. w. die stattliche Summe von 3 580 000 000 Mark ausgegeben; auf die Bevölkerung des Vereinigten Königreiches verteilt, beträgt die Ausgabe etwa 100 Mark auf den Kopf. Demnach gäbe England mehr für seine „flüssige Nahrung" aus als jede andere Nation der Welt.

Die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten. Erwacht ist das Bewußtsein von der Notwendigkeit, den Kampf mit den Geschlechtskrankheiten aufzunehmen. Das öffentliche Interesse wird auf die erschreckende Verseuchung der europäischen Kulturvölker gelenkt. Die Erkenntnis von der Verbreitung der venerischen Krankheiten ist dabei von der größten Bedeutung. In einer Großstadt wie Berlin erkranken alljährlich von 1000 jungen Männern zwischen 20 und 30 Jahren fast 200, also beinahe der fünfte Teil an Gonorrhöe und etwa 24 an frischer Syphilis. Von den Männern, die über 30 Jahre alt in die Ehe treten, würde im Durchschnitt jeder zweimal Gonorrhöe gehabt haben und jeder vierte und fünfte syphilitisch sein. Dies läßt mit erschreckender Deutlichkeit erkennen, daß an der zunehmenden Degeneration unserer großstädtischen Bevölkerung die Geschlechtskrankheiten einen wesentlichen Anteil haben müssen. In den verschiedenen Bevölkerungsschichten ist die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten eine ungemein verschiedene. In mäßigen Grenzen halten sie sich bei den Arbeitern (9 pCt.), sehr viel höher ist sie schon bei den jungen Kaufleuten (16 pCt.), am höchsten ist sie bei den Studenten (25 pCt.), von denen der weitaus größte Teil während der Studienzeit ein oder mehrere Male venerisch infiziert wird. Eine der Hauptursachen für die große Verbreitung der Geschlechtskrankheiten besteht darin, daß allerhöchstens erst von 29 Geschlechtskranken einer nur Aufnahme in einem Krankenhause findet, während die übrigen 28 sich mit ambulanter ärztlicher Behandlung begnügen müssen. Die meisten Krankenhäuser nehmen Geschlechtskranke überhaupt nicht auf, oder erst dann, wenn die Abteilungen mit anderen Kranken nicht voll besetzt sind. Daß man in dieser Weise die Geschlechtskranken als Kranke letzter Güte, gewissermaßen als den Ausschuß der Patienten, betrachtet, hat sich bitter gerächt. Außerdem hat der Uebergang der ländlichen Bevölkerung in den Industriestaat und die Zunahme der städtischen Bevölkerung die Möglichkeit einer venerischen Erkrankung vergrößert. Damit erst haben die Geschlechtskrankheiten die ungeheuere Bedeutung für die allgemeine Volksgesundheit erlangt, dadurch rechtfertigt sich das Bestreben aller aufrichtigen Hygieniker und Sozialpolitiker, Mittel und Wege zur Bekämpfung dieser Krankheiten zu suchen. (A. Blaschko, Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, 1902, No. 1 und 2.)

Die sexuelle Frage. Enrico Ferri schreibt in der Beantwortung einer Rundfrage über die sexuelle Frage: Ich nahm während meiner Studienjahre an der Pariser Universität oft mit Schrecken wahr, welch' wüstem Leben sich drei, vier Jahre hindurch eine große Anzahl von Studenten hingab, Söhne des herrlichen, edlen Frankreichs, das auf diese Weise seine führenden Klassen sich völlig neurasthenisieren sah. Und erst Italien! Unsere besten Künstler, Gelehrten und intellektuellen Arbeiter glänzen eine kurze Zeit am geistigen Firmament, um dann infolge von sexuellen Ueberschreitungen zu verlöschen. Die

Unwissenheit, in der man fast immer die jungen Leute in Bezug auf geschlechtliche Physiologie und Hygiene beläßt, macht sie unfähig, das normale, gesunde Liebesbedürfnis von den Erregungen einer krankhaften Sexual-Phantasie zu unterscheiden, die nichts anderes ist als das Resultat einer empfindlich-nervösen Schwäche. Und so geben sie sich einem Leben der Erschöpfung und Vertierung hin, das den Geist trübt und vor allem den Willen lähmt. Die Willensschwäche ist denn auch die verhängnisvolle Erbschaft einer derartigen Lebensführung, und eben diese Willensschwäche setzt uns der siegreichen Konkurrenz der nordischen Völker aus, die kälter, keuscher, demnach willensstärker sind, obgleich sie eine weniger starke Intelligenz besitzen. (??) (Die Waage, V, 48.)

Die venerischen Krankheiten in den warmen Ländern. In Griechenland war Syphilis bis 1821 sehr selten. Zur Zeit der türkischen Invasion herrschte die Seuche stellenweise in besonders schwerer Form. In der Türkei soll die Syphilis erst 1831 Boden gewonnen haben. In Arabien, Persien und den Hochländern nördlich und nordöstlich von Indien ist sie häufig. In Indien erkranken jährlich 15 pCt. der englischen Armee. In Japan fand Scheube, daß von 12093 Kranken in Kioto 565 an Syphilis, 206 an Schanker, 344 an Tripper litten. Beim Europäer verlaufen Syphilis und Tripper schwerer, wenn sie in Ostasien erworben werden. Ganz Südafrika ist durchseucht, anscheinend durch fremde Einwanderung. Im Kamerungebiet ist Syphilis selten. Um so verbreiteter ist der Tripper. In Australien ist ebenfalls Syphilis nur mäßig verbreitet, dagegen Tripper häufig. Ganz fehlen sollen sämtliche venerische Krankheiten bei den Papua auf Neuguinea, deren Frauen vom Verkehr mit Europäern mit äußerster Strenge ferngehalten werden. In der Südsee ist ihre Verbreitung wechselnd; sie sind durch europäische Seeleute im 17. und 18. Jahrhundert eingeführt worden. In Amerika herrscht die Syphilis in Kalifornien, Mexiko allgemein und in einer namentlich für Einwanderer schweren Form. Die indianische Bevölkerung ist frei von der Krankheit. Die Neger erkranken seltener und leichter. Erbliche Syphilis ist bei ihnen besonders oft zu beobachten. (B. Scheube, Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, 1902, 5—7.)

Rassen-Hygiene.

Die Wehrkraft der Stadt- und Landbevölkerung. Für die relativ größere Volks- und Wehrkraft der Landbevölkerung sprechen folgende Tatsachen: a) Die Geburtshäufigkeit der Landbevölkerung im preußischen Staate ist seit den siebziger Jahren auf derselben Höhe, auf etwa 40 pro Tausend, stehen geblieben, während die Geburtsziffer der preußischen Stadtbevölkerung von 41 pro Tausend im Jahrfünft 1876—80 auf 35,5 pCt. in den neunziger Jahren gesunken ist, trotzdem die mittleren Altersklassen in den Städten stärker besetzt sind als auf dem Lande und trotzdem die Heiratsziffer in den Städten eine höhere ist als auf dem Lande. b) Auf je 1000 Frauen im gebärfähigen Alter kamen in den preußischen Landgemeinden 166 Lebendgeborene, in den Klein- und Mittelstädten 130—140, in den Großstädten nur 123 und in Berlin sogar nur 91. c) Die Sterbeziffer der preußischen Stadtbevölkerung ist trotz der stärkeren Besetzung der mittleren Altersklassen nicht niedriger als die der Landbevölkerung, sie betrug 1896—1900 für beide 22 pro Tausend. d) Der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen, das ist der sogenannte Geburtenüberschuß oder die natürliche Vermehrung, betrug 1896—99 in den preußischen Landgemeinden 17,9 pro 1000 Einwohner, in den Städten dagegen nur 13,4, in Berlin 9,6. e) Von je 1000 Lebendgeborenen männlichen Geschlechts erlebten ein Alter von 70 Jahren in den preußischen Großstädten nur 180, in den Kleinstädten 211, in den Landgemeinden 280. f) Von je 1000 erwerbstätigen Personen standen 1895 im Alter von 50 und mehr Jahren in der Landwirtschaft 254, in der Industrie 144 und im Handel und Verkehr 194. g) Von der Bevölkerung der deutschen Großstädte waren am 1. Dezember 1890 im Durchschnitt nur 43,7 pCt. innerhalb der Großstädte geboren, 56,3 pCt. außerhalb derselben. h) Von je 100 abgefertigten Militärpflichtigen der Jahre 1896—1900 wurden ausgehoben: in Ostpreußen 67, in Westpreußen 62, in Posen 60, in Pommern 59, in der Provinz Brandenburg ohne Berlin 53, in den Regierungsbezirken Breslau und Oppeln 46, im Königreich Sachsen 49, und in Berlin nur 32. i) Von je 100 Ab-

gefertigten wurden 1896—97 in Bayern ausgehoben: in den Bezirksämtern 51, in den unmittelbaren Städten 43. k) Von den Gemusterten städtischer Herkunft waren in den Stadtkreisen Halle a. S., Hannover-Land und Linden-Stadt tauglich 59,4 pCt., dagegen von den Gemusterten ländlicher Herkunft in den Landkreisen Saalkreis, Hannover-Land und Uelzen 67,6 pCt. (Dr. Dade, Zeitschrift für Agrarpolitik, 1903, No. 3.)

Der Alkohol im Lebensprozeß der Rasse. Das Leben ist eine Bewegung bestimmter Art von ungeheuerer Dauer, gebunden an hochdifferenzierte Eiweißstoffe. Je nach der Verschiedenheit dieser Eiweißstoffe und also der aus ihnen gebildeten Individuen fließt das Leben in verschiedenen Strömen hin, die minder gut oder besser von einander gesondert werden können als Rassen, Arten, Gattungen, Familien u. s. w. Das Lebendige besteht nicht nur in einzelnen Individuen, sondern in einer Generationsfolge, in einer Entwicklungseinheit. Die Rassenhygiene umfaßt die optimalen Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen der Rasse als Lebenseinheit. In diesem Sinne ist „Rasse" verschieden von dem morphologischen Begriff der Rasse als Varietät; sie ist mehr ein physiologischer Begriff. Was nun den Einfluß des Alkohols auf den Lebensprozeß der Rasse betrifft, so halten ihn die einen für eine der hauptsächlichsten Ursachen der Entartung und erhoffen von einer starken Temperenz- oder Abstinenzbewegung eine allgemeine Erhöhung des Tüchtigkeitsniveaus, die anderen dagegen sehen im Alkohol durch sein Ausmerzen minderwertiger Menschen einen Förderer der Entwicklung. Der Lebens- und Entwicklungsprozeß einer Rasse, oder kurz „der Rassenprozeß" richtet sich vor allem auf die Erhaltung eines gewissen Zahlenbestandes von Individuen, der wiederum durch ihre Lebensleistungen im Kampf ums Dasein gegen die Natur und anderen Rassen bedingt wird, Leistungen, deren Höhe ihrerseits wieder bedingt wird durch die Entwicklung der erblichen körperlichen und geistigen Eigenschaften, d. h. der konstitutionellen Anlagen. Wie wirkt nun der Alkohol auf den Rasseprozeß tatsächlich ein? Man muß dabei unterscheiden zwischen unschädlichem Genuß, dem ganz mäßigen, dem mittelmäßigen und dem übermäßigen Genuß. Bei den höheren Genußgraden tritt zu der stärkeren individuellen Schädigung auch noch die Beeinflussung der Fortpflanzung; sie führen zur Entartung der Nachkommenschaft. Nach Demme steigt die Entartung mit der Zahl der Trinker in der Ascendenz. Wo Vater und Mutter trinken, gibt es unter den Kindern nicht ein einziges Normales. Es muß aber betont werden, daß schon der mittelmäßige Genuß zur Degeneration der Kinder führen kann. Ueber die Verminderung der Fruchtbarkeit ist bei den stärksten Säufern kein Zweifel möglich. Nach den Erfahrungen Sullivans und anderer nimmt die Fruchtbarkeit mit der Dauer der Trinkerehe rapide ab. Simmond fand bei tausend Sektionen männlicher Leichen 125 mal keine Samenfäden, bei chronischen Alkoholisten waren in 60 pCt. der Fälle keine vorhanden. Als Klasse genommen, erreichen die übermäßigen Trinker die volle relative Fortpflanzung, den rassenmäßigen Ersatz oft nicht mehr. Hier liegt also auch ein teilweises oder gänzliches Unterliegen im Kampf ums Dasein, eine Ausmerzung, vor. Namentlich fallen die körperlich Kleinen der Ausmerzung zum Opfer. Die Ausmerzung ist durchaus nicht immer in einer Generation vollendet, sondern zieht sich oft durch mehrere hin; als ein langwieriger, nicht immer erfolgreicher Prozeß. Denn je geringer der Grad der Untüchtigkeit ist, desto weniger bietet sie den Umgebungseinflüssen eine Handhabe für schädigende Wirkungen, und desto weniger leicht wird sie ausgejätet werden. Durch die geringe Entartung wird die Rasse mit einer Menge Minderwertiger überladen. Bei der heutigen Verbreitung der Trinksitten in unserer Kulturwelt wird man zu der Ueberzeugung gedrängt, daß der Alkohol durch seine Tendenz, Vererbung und Variation zu verschlechtern, bedeutend mehr schadet, als er durch seine ausmerzende Tätigkeit nützt. Kurz zusammengefaßt ist also das Resultat der Alkoholwirkung auf den Rassenprozeß ein schlimmes: Verminderung der Geburten, Vermehrung der Krankheiten und Sterbefälle, eine Steigerung der inneren Reibung, eine Herabsetzung der Leistungen, im ganzen Verringerung der Spannkraft der Rasse im Kampf um ihr Dasein. Gerade der mittelmäßige Genuß, der sogenannte „mäßige" des Volkes, schadet der Rasse mehr als das eigentliche Saufen. Vom Standpunkt der Rassenhygiene ist deshalb das völlige Aufhören des Alkoholgenusses das Wünschenswerteste. Der Alkohol ist ein „Rassengift". Wo die Rasse herabsinkt, fehlen nach und nach die großen Mütter und die großen Männer der Wissenschaft und der Kunst, der Politik und des Krieges, das männliche und weibliche Gelichter überwuchert alles; und der Staat, in dem diese entartete Rasse lebt, sinkt langsam aus dem Rat der Völker. Deshalb ist es nicht nur für

den Arzt und Hygieniker, sondern auch für den modernen Staatsmann eine ernste Pflicht, seine Augen gegenüber allen Möglichkeiten der Entartung zu schärfen, also auch gegen den Alkohol. Hinter uns stehen nicht, wie ehedem im alten Rom, noch unverbrauchte, hoch veranlagte Barbaren in Reserve. Keine Rasse von ungebrochener hoher Kraft und Sitte sitzt irgendwo an den Grenzen unserer Kultur. Wir sind das letzte, schon sonst schwer bedrängte Aufgebot; deshalb müssen wir aus der Not unserer Entwicklung heraus die zähen Trinksitten in noch zäherem Kampfe überwinden. (A. Ploetz, Deutsche Worte, 1903, Juni-Heft.)

Alkohol und Entartung. Die moderne „Kultur" wird fälschlich als wichtigste Ursache der Nervosität hingestellt. Täglich sieht man nicht „Regsamkeit", sondern Kraftlosigkeit und Freudlosigkeit. Die „nervösen" Menschen sind krank vom Mutterleib an, und die sogenannten Ursachen der Krankheit sind nur Gelegenheitsursachen, die nichts bewirkt haben würden, wenn sie gesunde Menschen getroffen hätten. An die Stelle des Begriffs der Nervosität tritt derjenige der Entartung. Es ist wahrscheinlich, daß der Alkohol die wichtigste Ursache der ererbten Nervenschwäche ist. Das Individuum leidet offenbar durch den Alkohol weniger als seine Keimstoffe. Nicht nur die Kinder des Säufers, sondern auch des Durchschnittstrinkers entarten. Außer dem Alkohol mögen noch andere Gifte in Betracht kommen. Es ist ersichtlich, daß die Stadt das Volk zu Grunde richtet. Trotz aller Hygiene werden die Stadtleute siech. (J. P. Möbius, Die Zeit, 27. M. 1903.)

Angeborene Tuberkulose. In der Pathological Society of London berichtete Andrewes über einen der außerordentlich seltenen Fälle von angeborener Tuberkulose. Es handelte sich um ein Kind, das sehr bald nach der Geburt starb. Man fand bei ihm die trachealen und bronchialen Lymphdrüsen verkäst und in den Lungen zahllose miliare Herde von Tuberkeln. Diese Veränderungen waren jedenfalls lange Zeit vor der Geburt des Kindes zustande gekommen. Der Autor ist der Meinung, daß die Infektion auf die Weise zustande kam, daß der Fötus Fruchtwasser schluckte, das Tuberkelbazillen, die wahrscheinlich durch eine Läsion der Placenta hineingeraten waren, enthielt. Kongenitale Tuberkulose, beim Menschen überaus selten, wird bei höheren Tieren häufig konstatiert. (Wiener Medizinische Presse, 1903, 14.)

Erblichkeit der Tuberkulose. R. Katholicky beschreibt in seinen Beiträgen zur Diagnose der Heredität der Tuberkulose einen Fall, in welchem bei der Sektion der fünfmonatlichen Frucht einer an Miliartuberkulose verstorbenen Frau in den Organen des Fötus eine parenchymatöse Degeneration gefunden wurde, in vielen Organen war jedoch die Anwesenheit von Tuberkelbazillen zu konstatieren, wie durch den Tierversuch nachgewiesen wurde. Der Fall spricht also dafür, daß Tuberkelbazillen von der Mutter auf den Fötus übergehen können. Bei einer anderen siebenmonatlichen Frucht einer tuberkulosen Mutter fanden sich an den inneren Organen Veränderungen, welche an eine luetische Erkrankung erinnern. In den Föten eines tuberkulösen Meerschweinchens wurden typische Tuberkulose und auch Tuberkelbazillen gefunden. Bei den Sektionen in der tschechischen Findelanstalt und an der tschechischen pädiatrischen Klinik wurde im Verlaufe von acht Jahren unter 1476 Leichen 183 mal Tuberkulose gefunden; von diesen Kindern waren elf bis drei Monate, fünfzehn bis sechs Monate alt. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1903, No. 28.)

Die Tuberkulose in Aegypten und Rassendisposition. Auf dem ersten ägyptischen Kongreß für Medizin in Kairo machte Dr. Ibrahim Pascha interessante Mitteilungen über die Tuberkulose in Aegypten. Das Nilland ist danach keineswegs immun gegen diese Krankheit, sie kommt in den Städten unter denselben unhygienischen Bedingungen vor wie in allen Kulturstaaten. Unter der Landbevölkerung ist sie selten, weil die Leute fast den ganzen Tag im Freien sich aufhalten und so der Infektion aus dem Wege gehen. Schwindsüchtige, welche aus kälteren Regionen kommen, fühlen sich im Klima Aegyptens außerordentlich wohl und werden bei längerem Aufenthalt geheilt. Neger und Einwanderer aus heißen Gegenden werden in ganz mörderischer Weise in Aegypten von der Tuberkulose heimgesucht. 80 Prozent aller Todesfälle der Neger sind hierdurch bedingt. Je dunkler die Haut, um so bösartiger die Tuberkulose. (Wiener Klinische Wochenschrift, 1903, No. 3, Seite 81.)

Sozialpolitik.

Die ökonomische Bedeutung der Familie. Jede gesunde volkswirtschaftliche Praxis muß einen Punkt unverrückbar im Auge behalten: die Frage nach der wirtschaftlichen und damit sozialen Stärkung der Familie, mit der unsere nationale Zukunft steht und fällt. Dieser Maßstab ist auch anzulegen bei einer Kritik der protektionistisch-hochschutzzöllnerischen Politik der Agrarier. Der landwirtschaftliche Großbetrieb schaltet die Bedeutung der Familie des Besitzers fast bis auf ein Minimum aus. Die Berufsstatistik für das Deutsche Reich vom 14. Juni 1895 führt in Tabelle 3 30964 Familienhäupter und andere Selbständige auf, die Betriebe von 100 und mehr Hektar leiten. Haupt- und nebenberuflich sind in den genannten Großgrundbesitzer-Wirtschaften 10800 eigene Kinder beschäftigt, also erst in jeder dritten Wirtschaft ein eigenes Kind. Unter diesen Kindern sind 7541 Söhne. Diese Zahl spricht als Hauptfaktor mit bei der Vererbung des Gutes, auch nicht zuletzt als Wertmesser für die rationelle und sachgemäße Weiterführung des Wirtschaftsbetriebes; denn es ist doch eine bis zum Ueberdruß gegeißelte und wiederum nicht oft genug zu rügende Tatsache, daß auch der Leiter eines landwirtschaftlichen Großbetriebes durch die Schule der Praxis gegangen sein muß, die nichts anderes ersetzen kann, am allerwenigsten der Dienst in irgend einem feudalen Kavallerie-Regiment. Wenn nun auch in der vorhin genannten Zahl von 7541 Söhnen, die im Betriebe der Eltern tätig sind, nicht ganz die Zahl der späteren praktisch erfahrenen Gutserben zum Ausdruck kommt, so kann man aber doch mit aller Sicherheit behaupten, daß nur der dritte bis vierte Teil der landwirtschaftlichen Großbetriebe in direkter Linie vererbt werden kann, ohne gleichzeitig den rationellen Betrieb zu gefährden. Die übrigen ²/₃ bis ³/₄ der deutschen Großbetriebe geraten in landwirtschaftlich unerfahrene Hände, soweit sie in der Familie bleiben, oder sie werden zum Kauf- und Handelsobjekt, das möglichst schnell mit stetig steigernder Profitrate seine Besitzer wechselt. In beiden Richtungen steckt der Wurm der nie rastenden Hochschutzzollschraube. In jedem Falle kann der deutsche Volkswirt und Sozialethiker nur wünschen, daß dieser im Fundament kranke Teil des Großgrundbesitzes zerschlagen werde zugunsten einer gesunden Bauernpolitik. Gegenüber dem Großgrundbesitz beruht die Stärke der deutschen Bauernwirtschaft in der Identität von Familie und Wirtschaftsgemeinschaft. Gerade dieser Umstand ist es, der den Bauer abrücken läßt von der Kornzollfrage und den sonstigen Lieblingsthemen der Agrarier, wie Landflucht der Arbeiter und anderes mehr. Greifen wir an der Hand der Statistik die Klasse von Bauerngütern heraus, die in Ostelbien den Schwerpunkt bildet, die Größe von 10—50 Hektar. Es sind von dieser Größenklasse 686737 Betriebe in Händen von Familienhäuptern und anderen Selbständigen. Beschäftigung finden in diesen Bauernwirtschaften 598992 erwachsene eigene Kinder. Dazu kommen noch 122262 „andere Verwandte“, wozu die Statistik Eltern, Großeltern, Schwiegereltern, Geschwister, Schwager und Schwägerin des Familienhauptes rechnet. Unter diesen Gruppen sind, wie jeder Kenner des platten Landes zugeben muß, noch recht wertvolle Arbeitskräfte und gerade solche, die für die individualisierende Viehzucht der Bauernwirtschaft außerordentlich ins Gewicht fallen. Das Gesamtresultat läuft auf den Schluß hinaus, daß es nur wenig deutsche Bauernhöfe gibt, die einen Knecht oder eine Magd nicht durch eigene Kinder ersetzen könnten. Je höher die menschliche Arbeitskraft im Werte steigt, um so nachdrücklicher wirkt dieser Faktor zu Gunsten der Bauernwirtschaften gegenüber dem landwirtschaftlichen Großbetriebe. Damit ist aber weiter auch die Stabilität des bäuerlichen Besitzers gewährleistet, der nicht zu künstlichen Preissteigerungen von Grund und Boden zu greifen braucht, ja im Interesse des eigenen Fleisches und Blutes nicht greifen darf, wenn er sich nicht selber die Axt an die Wurzel legen will. Den genannten 686737 Bauernwirtschaften stehen 351963 Söhne gegenüber, die im Betriebe der Eltern praktisch tätig sind. Doch kommt im Gegensatz zu den Gepflogenheiten im Großgrundbesitz, wo der Name vererbt werden soll, in Bauernhöfen nicht nur der Sohn als Erbe in Betracht. In Fällen, wo der männliche Erbe fehlt, heiratet sich der nachgeborene Sohn eines anderen Hofes ein. Die bäuerlichen Wirtschaften stellen die größte Ausnutzung und den höchsten effektiven Wert der Familie im landwirtschaftlichen Betriebe dar, im Gegensatz zu den Großbetrieben in der Landwirtschaft. Das beweist auch die Zahl der nicht erwerbend tätigen Familienangehörigen über 14 Jahren in beiden Größenklassen. Sie beträgt auf den Gütern unter den 47804 über 14 Jahre alten Kindern 37004 oder 77,4 pCt., auf den Bauernhöfen von 10—50 Hektar unter 1245987 Kindern 646995 oder 51,9 pCt.

Noch krasser fast wird das Verhältnis unter den Söhnen, wobei die Güter 23,4 pCt. (2296 unter 9837) erreichen, die Bauernhöfe dagegen nur 13,3 pCt. (54 189 unter 406 152). Auch dieser statistische Exkurs dürfte wieder einmal beweisen, wie falsch es ist, deutsche Agrarpolitik nach den Rezepten der Ueberagrarier zu treiben. Das heißt nichts anderes, als Riemen aus der Haut unseres Bauernstandes schneiden. (Danziger Zeitung, 1903, No. 283.)

Bevölkerungsstatistik.

„Rassenmord" bei den Juden. Die Ergebnisse der Volkszählung vom Jahre 1900 in Oesterreich haben die von Dr. A. Ruppin für die Statistik der Juden in Deutschland aufgestellten Schlüsse fast vollinhaltlich bestätigt, insbesondere dahin, daß die früher bestandene große Kinderzahl in den jüdischen Familien bedeutend gesunken ist. Diese Abnahme beschränkt sich auf die „bessere" und vermögendere Klasse. Genußsucht und Egoismus führt zur Unmoralität des Ehelebens durch Einführung des Zweikindersystems, namentlich bei den sich anderen Nationen assimilierenden Juden. Trotz der noch immer günstigen Geburtsziffer bei den orthodoxen und nordostösterreichischen Juden ist, insbesondere durch die Einwirkung der ungünstigen Ziffern in Wien, Prag u. s. w., die jüdische Geburtsziffer in Oesterreich, die bis 1890 höher als die der übrigen Nationen war, um 2,5 pCt. unter den Durchschnitt der übrigen gesunken. Dabei kommt ein Moment zu Tage, das an und für sich interessant ist. Bei den orthodoxen und jüdischvölklichen, meist gleichzeitig ärmeren Familien überwiegt das männliche Geschlecht bei den Geburten. Bei den besser situierten Familien überwiegt dagegen das weibliche Geschlecht. Das läßt sich ziffernmäßig beweisen. In Wien z. B., wo besser situierte jüdische Familien in einem gegenüber Galizien, Bukowina u. s. w. unverhältnismäßig größeren Prozentsatze vorhanden sind, wurden im Jahre 1900 bei Juden 1298 Knaben gegen 1315 Mädchen geboren, während sämtliche christliche Konfessionen ein namhaftes Mehr an Knaben-Geburten ausweisen (Katholiken 16 234 Knaben, 15 592 Mädchen, Protestanten 625 Knaben, 533 Mädchen u. s. w.). Aber selbst das Land Niederösterreich ohne Wien weist dasselbe Verhältnis auf. Während bei den Katholiken im Jahre 1900 19 544 Knaben- und 18 625 Mädchengeburten und bei den Protestanten 138 Knaben- und 131 Mädchengeburten ausgewiesen sind, zählen die Juden bloß 114 Knaben- gegen 128 Mädchengeburten. Die Juden in Galizien und in der Bukowina weisen dagegen 4081 Knaben- gegen 3728 Mädchengeburten, respektive 571 Knaben- gegen 491 Mädchengeburten auf und so fort. Daß dabei nicht das in Galizien geübte Früh-Heiraten in die Wagschale fällt, folgt daraus, daß z. B. in Böhmen und Mähren, am Lande, wo die Juden nicht früher heiraten als z. B. in Wien, Prag oder Brünn, trotzdem bei den Juden die Geburten dasselbe Verhältnis, wie in Galizien zeigen, z. B. in Böhmen 857 Knabengeburten im Jahre 1900 gegen 759 Mädchengeburten und dergleichen. Die Landbevölkerung und die orthodoxe Bevölkerung bei den Juden beeinflußt auch die Schlußziffer in so günstiger Weise, daß im Jahre 1900, trotz Wien, Prag u. s. w., die Juden den höchsten Prozentsatz Knaben-Geburten gegenüber allen übrigen Konfessionen respektive Nationalitäten aufweisen, so daß bei den Juden in Oesterreich auf 1000 Mädchen 1102 Knaben kommen. Doch ist das Totgeburtsverhältnis bei Juden und anderen Nationen hinsichtlich des Geschlechtes das gleiche. Bei allen Nationen in Oesterreich überwiegt bei Totgeburten das männliche Geschlecht, so z. B. 10 345 Knaben gegen bloß 7763 Mädchen bei den katholischen Oesterreichern und 215 Knaben gegen bloß 179 bei den jüdischen Oesterreichern. (Dr. Weisl, Jüdisches Volksblatt, 1903, 18.)

Völker und Politik.

England und Deutschland in Westasien. Es ist die höchste Zeit, daß dem Zank und Hader zwischen den beiden teutonischen Schwesternationen ein Ende gemacht werde, und daß beide, wenngleich nicht vereint, doch friedlich neben-

einander ihre hohe Bildung im Dienste der Menschheit zur Verwertung bringen. Es ist lächerlich zu behaupten, daß Deutschland eine Kolonisation und spätere Eroberung ganz Klein-Asiens, Mesopotamiens und der Westküste des persischen Meerbusens im Schilde führe. Wenn das von unersättlichem Landhunger geplagte Rußland in Deutschlands westasiatischen Bestrebungen Gefahr wittert, so ist das leicht erklärlich. Aber seitens der Engländer ist diese Feindschaft und Mißgunst nicht berechtigt. Der Bau der Bagdad-Bahn wird auch England großen Nutzen bringen. Und Deutschland kann es nur förderlich sein, wenn England seine Machtstellung in Indien behält. Wo der russische Doppeladler sich aufgepflanzt, dort halten Despotismus, Bestechung und Schutzzoll ihren Einzug, ebenso wie Englands Flagge Ordnung, Freiheit und Fortschritt bedeutet, und wie die Handelsstatistik uns zeigt, gedeihen deutsche Handelshäuser in Bombay, Kalkutta und in Singapore viel besser als in Batum, Wladiwostok oder anderen Küstengebieten des Zarenreiches. Deutsche Firmen haben bisher auf dem Kolonialgebiete der englischen Krone in Frieden gelebt, sie haben dem deutschen Handel und Industrie zur Blüte verholfen, und es wäre doch himmelschade, wenn diese Eintracht gestört und wenn aus dem friedlichen Wettkampfe eine den gemeinsamen Interessen der Humanität und Bildung schädliche Gehässigkeit entspringen würde. Aus einem Zusammengehen Englands und Deutschlands in der westlichen Hälfte Asiens würde besonders den Völkern der Türkei und Persiens so mancher Segen ersprießen, denn geradeso wie England bisher auf diesen Gebieten keinen Ländererwerb, sondern nur die Belebung und Förderung seines Handels angestrebt, so wird und kann auch das Deutsche Reich keine anderen Ziele verfolgen, während Rußland bekanntermaßen auf seinem Vormarsche nach dem Süden besagten asiatischen Ländern ein Stück nach dem anderen abgenommen hat, mithin überall im Gewande des Eroberers und Unterdrückers aufgetreten ist. So wie die Fackel des Krieges bisher bei den moslimischen Völkern Westasiens nur Fanatismus und Haß gegen Europa geweckt und den Fortschritt der dortigen Menschheit gehemmt hat, ebenso wird der friedliche Handelserwerb auf die Gemüter beruhigend und ermunternd wirken. Nicht Kanonen, sondern Warenballen sind die besten Lehrer im Oriente, und indem wir die Erzeugnisse unserer Industrie auf den asiatischen Markt bringen, werden wir dem Asiaten und uns selbst den größten Dienst erweisen. (H. Vambery, Die Finanz-Chronik, 1903, 19.)

Beschränkung der Einwanderung in England. Durch die Zeitungen geht folgende Notiz: Die Kommission für Fremdeneinwanderung empfiehlt, daß die Einwanderung gewisser Klassen von Fremden unter staatliche Ueberwachung gestellt werde. Ein Einwanderungsamt soll errichtet werden, um den Zutritt von Personen mit schlechtem Leumund, die dem Staate lästig werden könnten, sowie von solchen, die an ekelerregenden und ansteckenden Krankheiten leiden, zu verhindern. Die Kommission stellt fest, daß die letzte Zunahme der Einwanderung hauptsächlich dem Zufluß russischer und polnischer Juden zuzuschreiben sei und empfiehlt besonders die Ueberwachung der aus dem östlichen Europa kommenden Einwanderer. Die Schiffseigentümer sollen gehalten sein, Einwanderer gegebenenfalls nach dem Einschiffungshafen zurückzubringen. Der Richter soll befugt sein, einen Einwanderer zum Verlassen des Landes anzuhalten, und wenn dieser nicht gehorcht, soll er als Landstreicher bestraft werden.

Der Kampf der Nationalitäten in Ungarn. Eine Karte über die Verteilung der Nationalitäten in Ungarn gehört zu den buntscheckigsten Dingen in der Welt. Die magyarische Nationalität bildet nur in der Mitte des Landes einen ziemlich großen zusammenhängenden Komplex. Sonst sind die Nationalitäten in einem wirren Chaos durcheinander gemengt. Deutsche finden sich in größerer oder geringerer Anzahl im ganzen Lande verstreut, und es gibt wenig Bezirke, in denen nicht wenigstens ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung der deutschen Nationalität angehört. In diesem chaotischen Wirrwarr haben natürlich die verschiedensten Völkermischungen stattgefunden. Die Familien- und Ortsnamen, die Volkstrachten, die Bauart der Städte und die konfessionellen Verhältnisse gestatten manchen Rückschluß auf die Aenderungen, die in der Verteilung der Nationalitäten stattgefunden haben. Es ist nachgerade unmöglich, die fortwährenden Verschiebungen der Sprach- und Nationalitätengrenzen auf feststehende allgemeine Regeln zu untersuchen. Von einer Volkszählung zur anderen wechselt das Bild, das sich auf diesem Gebiete darbietet. Einmal dringt die eine Nationalität vor, dann macht ihr wieder eine andere das eroberte Gebiet streitig. Die größte assimilierende Kraft haben

im Laufe des verflossenen Jahrhunderts die Rumänen bekundet. Sie haben 298 Gemeinden gewonnen. Nächst den Rumänen haben die Slovaken die größte assimilierende Kraft bekundet: sie haben 253 Gemeinden gewonnen und 106 verloren, verzeichnen daher einen Reingewinn von 147 Gemeinden. Die Deutschen haben 168 Gemeinden gewonnen und 116 verloren. Die Deutschen haben die Rolle des städtebildenden und städteerhaltenden Elementes in Ungarn verloren, ziehen sich auf das Land zurück, wo sie sich zusammenhalten und sogar Fortschritte machen. Die Magyaren haben 195 Gemeinden verloren. Die Ruthenen und Serben haben einen bedeutenden Niedergang erfahren. Die Serben haben 87 Gemeinden verloren und nur 8 Orte gewonnen. (G. Betta, Die Zeit, 1903, No. 433—444.)

Geistiges Leben.

Grundzüge der künftigen Religion. Das Wesen des modernen Geisteslebens ist Mangel an einheitlichen Grundanschauungen und Zielen. Alle wichtigen Gebiete des Lebens, die von einerlei Geiste durchweht sein sollten: Wissenschaft, Kunst, Politik, soziales Leben, Religion, das alles steht heute gesondert und fremd sich gegenüber. Intellekt und Wille, Vernunft und Forschung, Lehre und Leben, die einen Quell und ein Ziel haben sollten, gehen geschieden ihren Weg. Es ist ein Irrtum, die Religion nur als den Glauben und die Hoffnung auf ein Jenseits aufzufassen. Eine vernünftige Religion wird sich vor allem mit dem Diesseits auseinandersetzen. Eine vernünftige Ordnung der menschlichen Dinge, ein wirklich soziales Leben bedarf eines führenden Willens. Unser Geschlecht krankt an falschen Begriffen. Es hat die Fähigkeit verloren, die ganze Kette der Wechselwirkungen bis in die ferne Zukunft zu übersehen. Die Menschen, die noch Zukunft in sich tragen, werden sich vor allem loszumachen haben von einer verblendeten Selbstsucht, die in neuerer Zeit unter dem schönen Namen des Individualismus und des Uebermenschentums ihre besonderen Verherrlicher gefunden hat. Solches Streben, alles sozialen Sinnes bar, kann niemals ein Gesamt-Gedeihen verbürgen, niemals den Inhalt einer höheren Lebensordnung, einer Religion ausmachen. Die neue Religion wird die Aufgabe haben, Intellekt, sittlichen Willen und soziales Leben in Einklang zu bringen. Sie muß Idealismus und Realismus in ihrer extremem Einseitigkeit vermeiden. Das menschliche Leben muß ein ethisches und ein ästhetisches Ziel haben, wenn es nicht in einem blinden Ausleben und Austoben wilder Begierden seine Würde verlieren soll. Nur bevorzugte einzelne, Männer mit ungetrübtem sittlichen Bewußtsein können in der Schmiedewerkstatt der Gedanken die Normen für die neue Geistesart und Lebenserfassung prägen. Das Ziel unseres Idealismus liegt durchaus im Diesseits; zu seiner Erreichung bedürfen wir keiner fragwürdigen und phantastischen Jenseits-Wesen. Dieses Ziel ist nur erreichbar durch ein Zusammenwirken aller lebendigen Kräfte, durch einen Gemeingeist, der alle in gleicher Richtung führt. Die materielle Begehrlichkeit des einzelnen, die im Kapitalismus und im Geldwesen sich rücksichtslos durchsetzt, kann den physischen Verfall der Rasse nach sich ziehen. Der Grund und Boden, unser Wohnsitz und Nahrungsspender, muß dem Schacher und Wucher entzogen werden. Er muß Gemeingut der Nation sein, unverkäuflich und unverschuldbar. Die schaffende Arbeit rechtfertigt erst das Leben. Freiwilligen Verzicht leisten wir auf alle Spekulationen betreffs einer übersinnlichen Geisterwelt. Wir haben nicht nötig, eine solche Welt zu leugnen, aber wir können sie entbehren. Die Vernunft und Klugheit gebietet, sich auf das Erreichbare und Gewisse zu beschränken. In dem Bewußtsein, daß nur ein leiblich und geistig tüchtiges Geschlecht die Aufgaben unseres Erdenzieles erfüllen kann, daß nur der Gesunde und Wohlgeartete das Lebensglück zu finden vermag, halten wir strenge Auslese unter den Lebenden. Wir erblicken eine Verirrung der Menschlichkeit darin, alles Schwächliche und Entartete wahllos und mit allen künstlichen Mitteln am Leben zu erhalten — als eine Last für die Gesamtheit und die Leidenden selber. Wir ehren in solchen Fällen den Tod als einen heiligen Erlöser. (Hammer-Flugblätter, 1903, No. 24.)

Bücherbesprechungen.

C. H. Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers. 13. Auflage. Stuttgart 1902. Verlag von Ferd. Enke.

Die naturwissenschaftliche Erforschung der schönen Formen in der organischen Welt und der Ausbau einer physiologischen Theorie der Kunst und Schönheit zieht immer weitere Kreise. So muß die Untersuchung der menschlichen Schönheit nach Geschlecht, Altersstufe und Rasse als ein wichtiges Kapitel in dieser neuen Wissenschaft betrachtet werden. C. H. Stratz, der Verfasser des vorliegenden Buches, ist ein Pionier auf dem Gebiete der ästhetischen Anthropologie, wie auch seine Schriften in kurzer Zeit große Erfolge und allseitige Anerkennung gefunden haben.

Stratz führt uns mit Wort und Bild die lebende Schönheit in Fleisch und Blut vor. „Vollendete Schönheit und vollkommene Gesundheit decken sich." Wir möchten diesem Satze nicht ganz zustimmen. Ist auch die Gesundheit eine unentbehrliche Bedingung vollendeter Schönheit, so ist die Schönheit selbst doch mehr als bloße Gesundheit. Die Gestaltung, Färbung und Bewegung des Körpers hat ihre eigene Gesetzmäßigkeit, die man ebensowenig nach den bloßen Regeln der Gesundheit wie der biologischen Tüchtigkeit und Anpassung allein verstehen kann. Auch kann man eine mathematische Bestimmung der schönen Idealgestalt nur annähernd erreichen. Das eigentliche Wesen der Schönheit läßt sich in letzter Hinsicht nur schauen und fühlen, nicht analysieren.

In den Kapiteln fünf bis acht wird der Einfluß der Lebensweise, vom Geschlecht, Lebensalter, Krankheiten und der Kleider auf die Körperform besprochen. Dabei werden manche Abweichungen von der Normalgestalt als äußerliche durch die Lebensweise und Gewohnheit erworbene Eigenschaften hingestellt, die viel wahrscheinlicher die Folgen von Erblichkeit und Rassenkreuzung sind.

Ist auch die Normalgestalt die Grundlage der weiblichen Schönheit, so bekommt sie ihr charakteristisches Gepräge doch erst durch die individuellen Variationen, die sich freilich nur innerhalb einer gewissen Breite bewegen dürfen. „Jede Frau hat ihre eigene Individualität, die sie von allen anderen Individuen ihrer Art unterscheidet, diese Individualität ist begründet auf gewissen Abweichungen von den allgemeinen Regeln. Diese Abweichungen geben dem Körper sein gewöhnliches Gepräge und sind nicht als Fehler anzusehen, solange sie sich innerhalb der aufgestellten Grenzen der Gesetze über Proportion, symmetrische Entwicklung, gleichmäßige Ausbildung und sekundäre Geschlechtscharaktere halten."

Im zehnten Kapitel werden die einzelnen Körperteile nach den gewonnenen allgemeinen Gesichtspunkten beurteilt, im zwölften die Schönheit der Farbe, im dreizehnten die Schönheit der Bewegung behandelt.

Das Buch ist mit zahlreichen prächtigen Bildern ausgestattet, welche das Verständnis des Textes nicht wenig fördern. Künstlern, Anthropologen und allen denen, welche die Freude an der Schönheit der organischen Naturgebilde mit wissenschaftlicher Erkenntnis verbinden, möchten wir das vorliegende Buch angelegentlich empfehlen. lw.

Dr. S. Tschierschky, Kartell und Trust. Vergleichende Untersuchungen über deren Wesen und Bedeutung. Göttingen, 1903. Vandenhoeck & Ruprecht. 129 Seiten, Preis 2,80 Mark.

Unter den in letzter Zeit erschienenen zahlreichen Kartellschriften verdient die vorliegende deshalb besondere Beachtung, weil sie Trust und Kartell als ganz verschiedene Organisationsformen auffaßt und in ihren verschiedenen Voraussetzungen und Wirkungen kritisch beleuchtet, während die Mehrzahl der das Kartellproblem behandelnden Schriften die Hervorhebung dieses Gegensatzes leider vermissen ließ. Die schrankenlose Bewunderung, die den amerikanischen Trusts speziell von deutscher

Seite vielfach gezollt wird, vermag Verfasser nicht zu teilen. Er wirft die Frage auf, ob nicht ein wesentlicher Teil der von den Trusts erzielten Erfolge auf den natürlichen Reichtum und die günstige wirtschaftliche Lage Amerikas, auf den erwerbsnüchternen Volkscharakter und anderes zurückzuführen sei; er zeigt ferner, daß die Ueberkapitalisation durch zu teuren Ankauf der einzelnen Werke eine große Gefahr, ja eine Art „chronischen Geburtsfehler" darstellte und die Möglichkeit einer billigen Produktion trotz aller sonstigen Vorteile stark einschränke. Auch auf die Gefahren, die der Trust in politischer und sozialpolitischer Beziehung mit sich bringt, weist Verfasser hin und kommt zu dem Ergebnis, daß der Trust wohl auch die Vorzüge, aber in noch höherem Grade die Nachteile des kapitalistischen Großbetriebes in höchster Potenz vereinige, während die Kartelle weit mehr das Bestreben haben, in das der kapitalistischen Wirtschaftsweise eigene hastige Vorwärtsdrängen zügelnd einzugreifen. Tschierschky hält deshalb gerade für die europäischen Industrien die Kartellorganisation einer zukunftsreichen Entwicklung für fähig, übersieht jedoch bei seiner Vorliebe für die Kartelle keineswegs, daß auch diese noch mancherlei Mängel zu beseitigen haben.

Zur Erläuterung herangezogene Beispiele, die auf praktischen Erfahrungen des Verfassers als Geschäftsführer eines großen industriellen Verbandes beruhen, gewähren den theoretischen Untersuchungen besondere Bedeutung und Anschaulichkeit.

Dr. Fr. Flechtner.

Th. Ribot, Die Schöpferkraft der Phantasie. Autorisierte deutsche Ausgabe von W. Mecklenburg. Bonn 1902. Verlag von Emil Strauß. Preis geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark.

Die Phantasie ist bisher selten Gegenstand psychologischer Untersuchungen gewesen. Das liegt in ihrem rein subjektiven Charakter, der sie der experimierenden und induktiven Forschung so schwer zugänglich macht. Und doch ist die Phantasie eine zentrale Tätigkeit des Menschengeistes, die alle anderen Funktionen derselben in stärkerem oder geringerem Grade beherrscht oder begleitet. Diese Lücke in der psychologischen Literatur sucht das Werk Ribots, der sich schon durch andere Arbeiten ähnlichen Inhaltes eine über Frankreich sich weit hinaus erstreckende Anerkennung erworben hat, mit Geschick und Erfolg auszufüllen.

Es sind besonders zwei Grundgedanken, welche Ribots Ausführungen durch das ganze Buch begleiten, nämlich die natürliche Neigung der Vorstellungsbilder sich zu objektivieren, und zwar infolge des den Bildern innewohnenden motorischen Elementes, ferner die bisher wenig betonte Tatsache, daß die Phantasie nicht nur in Kunst, Religion und Aberglauben, sondern auch im praktischen Leben, in mechanischen, militärischen, industriellen und kommerziellen Erfindungen, in sozialen und politischen Instituten eine große Rolle spielt.

Das Buch gliedert sich in drei logisch von einander getrennte Teile. Der erste, analytische Teil zerlegt die Phantasie in ihre einzelnen Elemente, in ihre intellektuellen, affektiven und unbewußten Faktoren. Der zweite, genetische, verfolgt ihre Entwicklung im Tierreich, im Geiste des Kindes, des primitiven Menschen und der höher begabten civilisierten Rassen, der dritte, konkrete Teil behandelt die verschiedenen Erscheinungsformen der Phantasie, ihre Rolle in der Mystik, Wissenschaft, Geschäft und Handel, in den sozialen Utopismen.

In dem Buche liegt uns ein Abschnitt aus der Entwicklungspsychologie vor, in welchem eins der schwierigsten Geistesprobleme mit Scharfsinn und Anmut zugleich zergliedert wird. Besonders dürfte der Kunst- und Schönheitsforscher, der die ästhetischen Probleme auf entwicklungsgeschichtliche Gründe basieren will, viele Anregung und Belehrung finden. Wir wünschen dem Buche, das in flüssiger Uebersetzung sich darbietet, recht viele Leser.

Dr. L. Geislar.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Antonstrasse 9.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 8. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Entwicklungsgeschichtliche Naturphilosophie.

Dr. F. B. Günther.

Die Lehre von der Entwicklung, welche alle organischen Wissenschaften von Grund aus umgestaltet hat, beginnt immer mehr, auch die gesamte Geschichts- und Weltanschauung von innen aus zu reformieren. Sie erschließt uns das Verständnis für eine neue Naturphilosophie, welche das gesamte kosmische, organische und geistige Sein in seiner immanenten Selbstentfaltung einheitlich darstellt. Noch herrscht auf unseren Schulen und Universitäten eine dogmatische Lehre vor, welche auf einer vergangenen, vom menschlichen Intellekt überwundenen Stufe hergebracht wurde. Doch der moderne Mensch verlangt nach einer neuen Orientierung, nach einem Weltbilde, das seinen theoretischen Kenntnissen und seinen praktischen Idealen zugleich entspricht. Ein solches Weltbild bietet uns Naturwissenschaft und Entwicklungslehre; und wenn auch noch mancher Baustein fehlt, um ein vollendetes Gebäude aufzurichten, so ist doch das Fundament gelegt, Grund- und Aufriß sind entworfen, und kühne Forscher und Denker sind damit beschäftigt, einen Tempel der Naturphilosophie aufzurichten, in dem die moderne Seele ihre Andacht halten kann.

Unter diesen philosophischen Forschern müssen Spencer und Häckel in erster Linie genannt werden. Sie sind die hervorragendsten Denker unserer Zeit, welche aus der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre alle Konsequenzen gezogen, am mutigsten die verschlossenen Türen zur Wahrheit gesprengt haben. Man kann ihre Philosophie als entwicklungsgeschichtlichen Monismus bezeichnen, als einen Standpunkt, der in allen Dingen dieselbe Natur und Wirklichkeit und in allen Geschehnissen dasselbe Entwicklungsgesetz erkennt.

Spencers vielbändige „Synthetische Philosophie" enthält ein weitschichtiges Material aufgespeichert, das unter dem Gesichtspunkt der „Entwicklung" verarbeitet worden ist. Entwicklung ist für Spencer „Differenzierung" und nachfolgende „Integrierung", ein stufenmäßiges Abwechseln von Sonderung und Vereinheitlichung der Teile zum Ganzen. Doch ist seine Darstellung allzu schematisch; sie wirkt zu doktrinär; es wird zu viel deduziert, statt die Tatsachen sich selbst

entwickelnd darzustellen. Es fehlt seiner Philosophie an innerem Leben, an Wärme und Enthusiasmus des Gedankens.

Ganz anders philosophiert Häckel. Hier liegt uns kein abgeschlossenes deduziertes System vor. In seinen zoologischen und anthropologischen Büchern, Reden und Vorträgen schlägt aber überall ein mächtiger philosophischer Trieb durch, das innerste Bedürfnis des Gemütes und Verstandes nach einer Weltanschauung, welche der veränderten Erkenntnis von der Stellung des Menschen in der Natur entspricht. Daß wir Häckel als „Philosophen" bezeichnen, wird bei Schülern der strengen, auf den Universitäten dozierten Philosophie ein Lächeln überlegenen Bedauerns erregen. Hat man diesem Gelehrten doch bei Gelegenheit der „Welträtsel" viele Schnitzer und Widersprüche nachgewiesen und plausibel gemacht, daß er von Erkenntnistheorie nicht die Elemente versteht. Nun sind wir weit davon entfernt, diesen Tadel als unberechtigt hinzustellen. Häckel hat in vielen philosophischen Einzelfragen gänzlich versagt, und seine Kritik der Kantischen Philosophie muß als verfehlt betrachtet werden. Doch alles dies hindert uns nicht, in Häckel einen philosophischen Kopf von großer Bedeutung anzuerkennen, der mit genialem Blick den großen und tiefen Zusammenhängen zwischen den neu entdeckten Tatsachen nachspürt und das geistige Auge unverwandt auf das Ganze der Natur richtet. Denn das macht den Philosophen aus: das Kleine und Große, das Einzelne und Ganze denkend zu erfassen.

Kürzlich sind Häckels „Gemeinverständliche Vorträge und Abhandlungen aus dem Gebiete der Entwicklungslehre"[1]) in zweiter vermehrter Auflage erschienen. Sie sind besonders geeignet, uns mit seinen philosophischen Ideen bekannt zu machen, da sie meist zusammenfassende allgemeine Erkenntnisfragen behandeln. In einem Zeitraum von nahezu vierzig Jahren wurden diese Vorträge und Abhandlungen veröffentlicht. Sie sind tatsächlich „im Kampf um die moderne Weltanschauung" entstanden, im Kampf gegen Kirchenreligion und Papismus, gegen rückständige und eigensinnige Gelehrte, wie Virchow, der in fast kindisch zu nennender Weise sich gegen die Lehre und den Siegeszug des Darwinismus auflehnte.

Bezeichnenderweise handelt der älteste der Vorträge „Ueber die Entwicklungstheorie Darwins". Er wurde 1863 in der ersten allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gehalten, und war insofern von großer historischer Bedeutung, als darin zum erstenmal die moderne Entwicklungslehre vor einem Kreise von deutschen Gelehrten zur Sprache gebracht wurde, ein, wie Häckel schreibt, „keineswegs leichter und gefahrloser, aber auch nicht erfolgloser Versuch". Von den anderen Vorträgen sind besonders die über die Entstehung des Menschengeschlechts zu nennen, ferner über Arbeitsteilung in Natur- und Menschenleben, über Zellseelen und Seelenzellen, Ursprung und Entwicklung der Sinneswerkzeuge, freie Wissenschaft und freie Lehre.

Alle Abhandlungen verknüpft ein inneres Band, „der monistische Grundgedanke von der einheitlichen Entwicklung und der mechanischen

---

[1]) E. Häckel, Gemeinverständliche Vorträge und Abhandlungen aus dem Gebiete der Entwicklungslehre. Verlag von Emil Strauß, Bonn. 12 Mark.

Kausalität der Natur". Das chemische Grundgesetz, das Lavoisier die „Erhaltung des Stoffes" nannte, das physikalische Grundgesetz von der „Erhaltung der Kraft", das Meyer und Helmholtz entdeckte, sind unter das universelle Gesetz von der Erhaltung der Substanz zusammen zu fassen. Denn nach monistischer Auffassung sind Kraft und Stoff untrennbar und nur verschiedene Erscheinungen eines einzigen Weltwesens. In der Natur gibt es nur Formveränderungen einer und derselben Substanz. Die Atome sind nicht als tote Massenteilchen vorzustellen, sondern als lebendige, mit der Kraft der Anziehung und Abstoßung ausgestattete elementare Teilchen. Die Formveränderungen in der kosmischen Substanz geschehen aber nicht regellos, sondern eine lückenlose Reihe von gesetzmäßig verlaufenden natürlichen Entwicklungsvorgängen führt den denkenden Menschengeist von einem chaotischen Urzustand des Kosmos zu seiner heutigen „Weltordnung", die geworden ist und wieder vergehen wird.

Das organische Leben ist auf natürlichem Wege entstanden. „Nachdem der glühende Erdball bis auf einen gewissen Grad abgekühlt ist, schlägt auf der erhärteten Kruste seiner Oberfläche tropfbar flüssiges Wasser nieder, die erste Vorbedingung des organischen Lebens. Kohlenstoff-Atome beginnen ihre organogene Tätigkeit und vereinigen sich mit den anderen Elementen zu quellungsfähigen Plasmaverbindungen. Ein kleines Plasmakörnchen überschreitet die Grenze der Kohäsion und des individuellen Wachstums; es zerfällt in zwei gleiche Hälften. In dem homogenen Moneren-Plasma sondert sich ein festerer, zentraler Kern von einer weicheren äußeren Masse; durch diese Differenzierung von Nucleus und Protoplasma entsteht die erste Zelle."

Mit der Zelle ist der organische Ausgangspunkt für alle höher ausgebildeten Tiere und Pflanzen gegeben. Lamarck und Darwin haben die Ursachen und Gesetze enthüllt, durch welche aus niedersten Anfängen die ganze Reihe der organischen Arten entwickelt worden ist; durch einen gemeinsamen Bauplan in ihrer Struktur und durch gemeinsame Abstammung ist die ganze organische Welt miteinander verbunden. Die „Divergenz des Charakters", welche Arbeitsteilung hervorruft, ist die physiologische Quelle neuer Strukturveränderungen. Vererbung und Anpassung, reguliert durch die natürliche Auslese im Kampf ums Dasein, treiben diese Veränderungen in die Richtung fortschreitender Vervollkommnung. Den Beweis für die reale Abstammung erbringen drei Reihen von erforschten Tatsachen: 1. die Paläontologie, welche die mit den Erdperioden stufenweise fortschreitende Organisation nachweist; 2. die vergleichende Anatomie, welche überall die Gleichmäßigkeit der Struktur und die Uebergänge von einer Form der Organe in die andere feststellt; 3. die Ontogenie, welche im biogenetischen Grundgesetz formuliert, daß die Entwicklung des Individuums in großen Zügen die Entwicklung des Stammes wiederholt. Das sind die drei großen „Schöpfungsurkunden", welche Moses endgültig entthronen.

Die bedeutsamste Errungenschaft ist aber, daß der Mensch selbst als ein Naturwesen in den organischen Entwicklungsprozeß eingeordnet werden muß. Die tierische Abstammung des Menschen steht außer Zweifel, wenn auch die verbindenden Zwischenglieder nie gefunden werden sollten. Da die Descendenzlehre ein notwendiges

und allgemeines Induktionsgesetz ist, so ist die Anwendung desselben auf den Menschen ein ebenso notwendiges, besonderes Deduktionsgesetz. Wer seinen Blick auf das Ganze der organischen Welt richtet, dem erscheint die Anwendung auf die tierische Abstammung des Menschen als ein winziger Spezialfall, der keines besonderen Beweises bedarf. Für diejenigen, welche an dieser ganzen Betrachtungsart zweifeln, ist auch der exakte Beweis dafür erbracht worden. Der von Dubois entdeckte Pithekanthropus erectus ist das fehlende Glied, die Verbindung der niedersten Rassen des Menschengeschlechts mit den bekannten Arten der Menschenaffen und der gemeinsamen Stammform der gesamten Gruppe der Anthropomorphen.

Wie die Frage nach der Herkunft des Menschengeschlechts, so löst der entwicklungsgeschichtliche Monismus auch die nach dem Ursprung des Geistes. Die Psychologie wird zu einem Teil der naturwissenschaftlichen Biologie, da die Seelentätigkeit als eine Naturerscheinung wie alle anderen aufzufassen sind. Das entwickelte Bewußtsein ist die Funktion der „Seelenzellen", der hoch organisierten Ganglien im Gehirn. Die physiologische Untersuchung lehrt, daß es ein Differenzierungsprodukt der elementaren psychischen Eigenschaften ist, die in jeder Zelle vorhanden sind. Die „Zellseele" ist daher eine allgemeine, die Seelenzelle eine besondere Erscheinung des organischen Lebens. Eine „Zellseele" müssen wir jeder einzelnen lebenden Zelle zuschreiben; eigentliche Seelenzellen hingegen finden wir nur bei den höheren Tieren, im Zentralnervensystem, und hier vermitteln sie in höherer Form diejenigen Tätigkeiten der Seele, welche ursprünglich in niederer Form von allen Zellen ausgeübt wurden. Aber auch diese höchst entwickelten Seelenzellen stammen ursprünglich von einfachen Zellen niedersten Grades ab, die mit einer gewöhnlichen Zellseele begabt sind.

So gibt es eine Cellular-Psychologie, eine „Phylogenie der Menschenseele", — welche Ausblicke für eine künftige naturwissenschaftliche Seelenkunde! Um die Urwurzeln der seelischen Entwicklung zu finden, müssen wir aber noch tiefer hinabsteigen, hinab bis zu den beseelten Molekülen und Atomen. „Denn alles Seelenleben läßt sich schließlich auf die beiden Elementarfunktionen der Empfindung und Bewegung, auf ihre Wechselwirkung in der Reflexbewegung, zurückführen. Die einfache Empfindung von Lust und Unlust, die einfache Bewegungsform der Anziehung und Abstoßung, das sind die wahren Elemente, aus denen sich in unendlich mannigfaltiger und verwickelter Verbindung alle Seelentätigkeit aufbaut. Der Atome Hassen und Lieben, Anziehung und Abstoßung der Moleküle, Bewegung und Empfindung der Zellen, und der aus Zellen zusammengesetzten Organismen, Gedankenbildung und Bewußtsein des Menschen — das sind nur verschiedene Stufen des universalen psychischen Entwicklungsprozesses."

Alle höheren Geistesfunktionen des Menschen sind in der Tierwelt vorgebildet. Die kompliziertere Organisation des Gehirns, das differenziertere Gesellschaftsleben, die Arbeitsteilung und nicht zum geringsten die natürliche Zuchtwahl im Daseinskampf sind die Faktoren, welche aus primitiven Anfängen die menschliche Kultur hervorgebracht haben. Vererbung und Anpassung beherrschen auch die Kulturgeschichte des Menschengeschlechts, und die sogenannte „Welt-

geschichte" ist nichts als ein Teil der allgemeinen organischen Entwicklungsgeschichte.

Dies sind ungefähr in großen Zügen die Leitgedanken der monistischen Naturphilosophie, in der alte und neue Gedanken zu einer einheitlichen Weltauffassung verknüpft werden. Manches ist in ihr hypothetisch. Wer aber eingesehen hat, daß die Hypothese ein notwendiges Durchgangsstadium menschlicher Erkenntnis ist, wird in den Hypothesen der Naturphilosophie einen viel höheren Wahrheitsgehalt anerkennen, als in den absurden Behauptungen der Theologen und Dogmatiker. Die monistische Naturphilosophie hat einen Anspruch darauf, in den Schulunterricht aufgenommen zu werden. Dafür ist Häckel als ein öffentlicher Geisteskämpfer, deren es leider nur wenige unter den deutschen Gelehrten gibt, immer wieder unerschrocken eingetreten. In dieser Hinsicht hat er sich große Verdienste erworben, und kein Vorurteilsloser wird ihm die Anerkennung versagen, daß er als ein Meister mitgearbeitet hat, den Tempel der natürlichen Weltanschauung auszubauen, zu dem Spinoza, Goethe und Darwin das unerschütterliche Fundament gelegt haben.

Zur Naturgeschichte der talentierten und genialen Familien.

Dr. Albert Reibmayr.

In den frühesten historischen Zeiten war der nationale Staat und die Religion so eng mitsammen verwachsen, daß man sie für einen einheitlichen Organismus halten mußte, wobei der Staat den Körper und die nationale Religion den belebenden Geist darstellte. Diesem organischen Verhältnis entsprach auch die theistische Auffassung jener Zeiten, wonach alles nationale Glück und Unglück von der Gnade und dem Zorn der nationalen Gottheit abhing. Aber frühzeitig haben die Menschen doch auch erkannt, daß neben diesem überwiegenden Einfluß der nationalen Götter auch die Tätigkeit einzelner Männer mit hervorragenden Charakteren ein treibendes Element in der Geschichte der Völker bilde.

Da die Beobachtung stets leicht zu machen war, daß solche hervorragende Charaktere unter Verhältnissen, die eine Aehnlichkeit mit der Züchtung gewisser vorteilhafter Charaktere bei den Haustieren hatten, in Familien erblich waren, so folgte daraus mit Notwendigkeit der hohe Wert, den die alten Völker auf reines Blut und sogenannte edle Abstammung legten. Wir können diesen hohen Wert an allen alten historischen Schriftstellern erkennen, indem kein Name von irgend einer Bedeutung in irgend einem Zweige des menschlichen Kulturfortschrittes genannt wird, ohne daß dabei der Name des Geschlechts, der Name seines Vaters und häufig auch der seiner Mutter erwähnt wird. Ja bei besonders hervorragenden Männern unterlassen es die alten Schriftsteller selten, uns mit ganzen Generationsreihen wenigstens in der väterlichen Linie bekannt zu machen, ein

Beweis, welches Gewicht auf die Vererbung gewisser Charaktere gelegt wurde und wie sehr in der Tradition das Gedächtnis für verdienstvolle Ahnen hochgehalten wurde. Bei gewissen durch außerordentliche Charaktere ausgezeichneten Männern (die wir heute als Genie bezeichnen würden) schien aber auch den Alten, daß hier die gewöhnliche Vererbungstheorie nicht ganz zutreffend sei, indem der Unterschied von Vater und Sohn ein derartiger war, daß er die natürliche Variation in dieser Beziehung weit überschritt. Der theistischen Auffassung jener Zeiten entsprechend, wurden daher solche außerordentliche Naturen zu Söhnen von Göttern gemacht, welche schon bei Lebzeiten als Heroen oder Halbgötter verehrt und im Verlaufe späterer Generationen zu der Würde echter nationaler Götter vorrückten. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, auch hier in den Geist der Gesetze einzudringen, welche für die Züchtung des Talentes und Genies und damit für die kulturelle Bewegung der Völker und ihr naturgeschichtliches Schicksal maßgebend sind. Unter den Faktoren, die hier hauptsächlich wirksam sind, haben wir in erster Linie das Klima, den Kampf ums Dasein und die Blutmischungsverhältnisse kennen und würdigen gelernt, womit die Züchtung der ausschlaggebenden Rassen- und nationalen Charaktere zusammenhängt. Dies gilt besonders für jene Völker, welche den Weg der Kultur betreten und auf demselben Hervorragendes geleistet haben.

Wir wissen heute, daß jeder Kulturfortschritt vorzugsweise der Arbeit einer kleinen Anzahl durch hervorragende Charaktere ausgezeichneter Geister zu verdanken ist, die wir Talente und Genies nennen. Will man also die Naturgesetze erforschen, welche für die Schicksale der Kulturvölker bestimmend sind, so muß man in erster Linie die Gesetze zu erforschen suchen, welche für die Hervorbringung des Talentes und Genies maßgebend sind. Die Frage, auf welche Weise die Natur die höchste Blüte der menschlichen Kultur — das Talent und Genie — hervorbringt, hat schon oft den Forschungstrieb der Menschen beschäftigt. Aber auch hier haben erst die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die Möglichkeit geboten, in dieses geheimnisvolle Dunkel einen aufklärenden Lichtstrahl hinein zu werfen.

Zweifellos ist das Erscheinen eines Talentes und Genies keinem blinden Zufall unterworfen. Dies geht schon aus den statistischen Untersuchungen Galtons und Candolles hervor. Doch konnten diese Forscher mit Hülfe der Statistik allein in diesen tiefen Schacht nicht weit vordringen, da die Statistik hierfür nicht nur zu unverläßlich, sondern auch zu ungenügend sich erweist. Auch darf man nicht nur mit dem Entstehen des individuellen Talentes und Genies sich befassen, sondern man muß neben diesen gleichsam lokalen Gesetzen auch die allgemeinen Gesetze, unter denen die Züchtung des Talentes und Genies vor sich geht, zu ergründen suchen.

Wenn wir die Geschichte des menschlichen Geistes in großen Zügen übersehen, so machen wir die Beobachtung, daß das Auftreten hervorragender Geister bei den einzelnen Kulturvölkern meist an ganz bestimmte Perioden geknüpft ist und daß in solchen Perioden das Talent und Genie oft in einer geradezu auffallenden Zahl zum Vorschein kommt, während es in anderen Zeitperioden fast ganz zu versiegen scheint. Auch fällt es uns auf, daß Völkerstämme gleicher Abkunft,

also ähnlicher Beanlagung, in bezug auf die Hervorbringung genialer Naturen sich sehr verschieden verhalten. Dieses alles kann kein Zufall, sondern muß durch bestimmte Gesetze bedingt sein, deren Ergründung eben unsere Aufgabe ist.

Ehe wir aber daran gehen, die Naturgesetze der Züchtung des Talentes und Genies zu erforschen, ist es notwendig, zuerst den Unterschied etwas genauer zu präzisieren, welcher zwischen diesen beiden Bezeichnungen besteht, da dieselben sehr häufig verwechselt und falsch angewendet werden.

Vergleichsweise möchte ich das Talent als die Blüte, das Genie aber als die reife Frucht des Kulturbaumes bezeichnen. Die naturwissenschaftliche Definition des Talentes aber ist folgende:

Das Hervorragen über das Durchschnittsmaß in bezug auf einen geistigen Charakter in irgend einem Zweige der menschlichen Kultur nennen wir Talent. Diese Bezeichnung ist natürlich stets nur für ein bestimmtes Zeitalter und für eine gewisse Kulturstufe maßgebend, denn was für eine niedere Kulturstufe noch als Talent gilt, ist für die nachfolgende höhere Kulturstufe schon oft nur mehr Mittelmaß. Wie man nun im gewöhnlichen Sprachgebrauch sehr häufig den Virtuosen mit dem Künstler verwechselt, so nennt man auch oft ein besonders hervorragendes Talent ein Genie. Die Ursache dieser Verwechslung liegt darin, daß das Genie das Talent stets in sich schließt, wodurch für den oberflächlichen Beobachter der Grund der Aehnlichkeit gegeben ist. Zwischen Talent und Genie ist aber bei aller Aehnlichkeit doch ein tiefgehender Unterschied, der für die Naturgeschichte des Talentes und Genies von ausschlaggebender Bedeutung ist und in den verschiedenen Blutmischungsverhältnissen seine natürliche Erklärung findet.

Damit ein über das Mittelmaß hervorragender Charakter — also ein Talent — den höchsten Ehrentitel, den die Kulturmenschheit zu verleihen hat, verdient, muß er noch eine Eigenschaft besitzen, die ihm erst den Stempel des Genialen aufprägt. Das Talent muß, um ein Genie genannt zu werden, die Gabe der Erfindung, Entdeckung und Neuschaffung besitzen.

Die naturwissenschaftliche Definition des Talentes und Genies lautet daher: Jeder über das Mittelmaß der geistigen Befähigung seines Zeitalters und seines Kunstzweiges hervorragende Charakter ist ein Talent.

Jedes Talent, welches die Gabe der Erfindung, Neuschaffung in irgend einem Kunstzweige besitzt, ist ein Genie.

Dieser grundlegende Unterschied ist nun, wie wir sehen werden, nicht etwa eine Folge der verschiedenen Erziehung oder des Milieus, sondern wie jeder Charakterzug überhaupt, eine mehr angeborene Eigenschaft. Das Talent und das Genie bringen also wie zwei verschiedene Pflanzenvarietäten ihre differenzierenden Unterschiede schon im Samen mit sich und darum kann aus einem geborenen Talente selbst unter den günstigsten Entwicklungsverhältnissen nie ein Genie werden und umgekehrt wird ein geborenes Genie niemals auch unter ungünstigen Verhältnissen zu einem Talent sich entwickeln, sondern wird den Stempel der genialen Anlage stets — wenn auch oft als sogenanntes verkommenes Genie — deutlich offenbaren.

Die Ursache dieser Verschiedenheit des Talentes und Genies ist, wie gesagt, in der Erbschaftsmasse zu suchen und liegt also in der Blutmischung seiner Ahnen. Daß dieses der Fall ist, haben schon die stets scharf beobachtenden und natürlich denkenden Alten geahnt, nur wurde dieser Gedanke frühzeitig, wie so viele andere, durch die alles beeinflussende theistische Auffassung jener Zeiten auf Abwege geführt. Es ist nun unsere Aufgabe, die genealogischen Blutmischungsverhältnisse des Talentes und Genies im allgemeinen zu erforschen.

In meiner Arbeit über die Inzucht und Vermischung beim Menschen habe ich den Satz aufgestellt, daß ohne Arbeitsteilung und engere Inzucht in einer Kaste es dem Menschen nie möglich gewesen wäre, die schwierigsten ersten Schritte auf dem Wege der Kultur zu tun, denn mit diesen Faktoren hängt eben die Züchtung des Talentes und Genies, also der treibenden Kräfte der Kultur, innig zusammen. Zum besseren Verständnis der Genealogie der talentierten und genialen Familien ist es aber notwendig, daß wir uns die Folgen der Inzucht und Vermischung auf die Züchtung der Charaktere ins Gedächtnis rufen. Vor allem aber ist es notwendig, um Mißverständnisse zu vermeiden, die Begriffe Inzucht und Vermischung näher zu präzisieren.

Das folgende Schema gibt uns die hauptsächlichsten Arten der Inzucht und Vermischung, wie sie beim Menschen vorkommen. Für unsere Frage ist dabei nur an eine Inzucht innerhalb der letzten fünf bis sieben Ahnenreihen gedacht, die vollständig genügt, um bestimmte Charaktere höher zu züchten und in den Inzucht-Familien zu fixieren. Bei den Vermischungen ist stets nur eine Vermischung in den letzten drei bis vier Ahnenreihen gemeint.

Inzucht:		Vermischung:
1. zwischen Angehörigen verwandter Familien	enge Inzucht und Vermischung	1. zwischen Angehörigen verschiedener Kasten gleicher Nation, gleicher Rasse,
2. zwischen Angehörigen einer Kaste		2. zwischen Angehörigen gleicher Kasten verschiedener Nation, gleicher Rasse,
3. zwischen Angehörigen eines Stammes	weite Inzucht und Vermischung	3. zwischen Angehörigen verschiedener Kasten verschiedener Nation gleicher Rasse,
4. zwischen Angehörigen einer Nation.		4. zwischen Angehörigen verschiedener Kasten verschiedener Nation verschiedener Rasse.

Die Kategorien 1. und 2. nenne ich enge Inzucht und Vermischung und die Kategorien 3. und 4. weite Inzucht und Vermischung.

Wichtig für unser vorliegendes Thema ist auch die Frage von der Vererbung erworbener Charaktere. Ob wir die Instinkte und Gefühle als vererbte Gewohnheiten und Fertigkeiten oder als Keimesvariationen ansehen, die durch Selektion gesteigert und befestigt werden, ist heute noch nicht endgültig entschieden. Daß Gefühle und gewisse künstlerische Anlagen vererbt werden, wird niemand leugnen, und daß dabei die Inzucht eine wichtige Rolle spielt, ist ebenso unzweifelhaft; daran wollen wir uns vorderhand halten und den Streit, auf welche Weise die Vererbung zustande kommt, auf sich beruhen lassen.

Es ist einleuchtend, daß in einer Zeit, wo die künstlerische Erbschaftsmasse noch gering und selten war, die enge Inzucht das einzige Mittel bot, um dieselbe sicher in der Familie oder Kaste zu erhalten. Darum sehen wir, daß in den ältesten historischen Zeiten alle Familien, Kasten und Völker, die eine solche höher gezüchtete Erbschaftsmasse in irgend einem Kunstzweige zu konservieren hatten, das Inzuchtprinzip hoch hielten und Vermischungen mit verschiedenem Blute, wodurch natürlich stets ein Rückschlag in der erreichten Zuchthöhe eintreten mußte, sowohl durch Sitte als auch durch Gesetze hintangehalten wurden. Da keine Kultur ohne Züchtung des Talentes und Genies denkbar ist, so bilden die gleichen Grundbedingungen, die zur Bildung eines Kulturstaates notwendig sind, auch die Grundlagen für die Züchtung des Talentes und Genies.

Als solche Grundbedingungen kennen wir heute Seßhaftigkeit, natürlichen oder künstlichen Schutz vor Blutmischung und die Bildung engerer Inzuchtkasten, in denen dann die im Volke gezüchteten Charaktere und Anlagen die künstlerische Hochzüchtung erfahren.

Wenn ich hier von Seßhaftigkeit rede, so meine ich in erster Linie die damit stets verbundene Beschäftigung, den Ackerbau, denn erst durch den Ackerbau wurde es dem Menschen möglich, jene Charaktere zu züchten, die ich geradezu als die Wurzelcharaktere jedes Talentes und Genies bezeichnen möchte. Es sind dies ein energischer, auf ein bestimmtes Ziel gerichteter Sozial-Wille, Ausdauer in der Verfolgung dieses Zieles (Fleiß, Beharrlichkeit), besonders aber eine höhere und intimere Art und Weise der Naturbeobachtung als sie der Nomade besitzt, die wohl scharf, aber auch oberflächlich ist. Aber nicht jede Methode des Ackerbaues züchtet diese wichtigen Wurzelcharaktere des Talentes und Genies. Es liegt ein grundlegender Unterschied in der Auffassung des Ackerbaues zwischen verschiedenen Rassen und darum liegt auch in erster Linie hier die Wurzel des Unterschiedes in der Beanlagung ihrer künstlerischen Charaktere und ihrer diesbezüglichen Betätigung, wie dies z. B. zwischen den zwei Rassen, der arischen und semitischen, der Fall ist. Während die semitischen Stämme, wie die Bibel beweist, den Ackerbau stets als Strafe aufgefaßt, ihn darum verachtet und gewöhnlich nur in der Form des Plantagenbetriebes durch Sklaven sich mit demselben beschäftigt haben, sehen wir bei den arischen Völkern den Ackerbau seit den ältesten historischen Zeiten als den geachtetsten Beruf; jeder führt selbst den Pflug oder gehört er einer höheren Kaste an, so wurzelt er doch mit seinen Ahnen stets im freien Bauernstand und hat in seiner Erbschaftsmasse die Wurzelcharaktere desselben. Diese verschiedene Auffassung des Ackerbaues der beiden für die Züchtung des Talentes und Genies so maßgebenden Rassen hat natürlich, wie jeder Rassencharakter, seine letzte Wurzel in dem Klima und der Natur des Wohnsitzes, wo die Rasse im Verlaufe ungezählter Jahrtausende ihre Ausbildung erfahren hatte.

Nun hat die semitische Rasse stets Länder bewohnt, die vermöge ihres subtropischen Klimas der freien Arbeit immer mehr oder weniger ungünstig waren und wo daher vorwiegend die Zwangsarbeit mit Sklaven und der Großbetrieb herrschte, während die arische Rasse immer ein Klima bewohnte, welches der freien Arbeit des einzelnen zuträglich

war und wo daher stets das Gedeihen der kleinen und mittleren Grundbesitzer von der Natur begünstigt wurde. Nur bei der letzteren Art und Weise des Ackerbaubetriebes können aber jene Wurzelcharaktere in höherer Qualität gezüchtet werden, die stets die wichtigsten Grundtriebfedern jeder nationalen Kunst gewesen sind: die Liebe zum Vaterlande und zur persönlichen und staatlichen Freiheit. Die Liebe zum Vaterlande beruht in letzter Linie doch hauptsächlich in dem Kleben an der selbstbebauten Scholle und das wahre Freiheitsgefühl kann sich auch nur dort bilden, wo der Mensch durch eigenen Fleiß und Arbeit sowohl von der Natur als auch vom Willen anderer sich möglichst unabhängig zu machen imstande ist. Aber die Beschäftigung mit dem Ackerbau in arischer Weise bringt auch Nachteile für die Charakterbildung mit sich, die sich dann für die Züchtung des Talentes und Genies bemerkbar machen. Dieses Kleben an der Scholle, die aus der Art der Beschäftigung hervorgehende Schwerfälligkeit und Langsamkeit des Vorstellungs- und Beobachtungs-Vermögens, verstärkt durch die Wirkung einer exklusiven Inzucht, wie sie regelmäßig im arischen Bauernlande herrscht, bringt einen konservativen, schwerfälligen Charakter hervor, der jedem Fortschritt und jeder Aenderung sich mit großer Zähigkeit entgegenstemmt. Reine Ackerbaustaaten züchten daher in den oberen Ständen wohl ein sehr konservatives charakterfestes Talent, sind aber nicht nur für die Züchtung, sondern auch für das Wirken eines reformatorischen Genies ein ungünstiger Boden.

Den Gegensatz zu diesem Charakter bietet uns eine andere Beschäftigung des Menschen, der sich derselbe auf einer bereits höheren Stufe des Kulturlebens häufig widmet, es ist dies der Seemannsberuf. Auch dieser Beruf züchtet durch den harten Kampf mit der Natur einen energischen Willen, doch bringt es das Wesen dieser Beschäftigung mit sich, daß dieser Wille mehr einen impulsiven Charakter erhält, daß die Entschlußfassung eine rasche ist. Die Beweglichkeit des Geistes ist und muß schon wegen der fortwährenden Aenderung der Situationen und Lebensverhältnisse eine viel größere sein, wozu kommt, daß alle seefahrenden Nationen mehr der Blutmischung ausgesetzt sind als ein seßhaftes, Ackerbau treibendes Volk, wodurch der Geist viel beweglicher und anpassungsfähiger erhalten wird. Während aber die Natur dem Ackerbauer mehr von der freundlichen Seite erscheint und derselbe sich mehr als Herr der Natur fühlt, lernt der Seefahrer die Natur von ihrer fürchterlichsten Seite kennen und der Mensch hat hier niemals das Gefühl, daß er einigermaßen imstande ist, der Herr dieser Macht zu werden. Dieses verschiedene Verhältnis zur Natur und die mehr oder weniger hellen oder grellen Farben, unter denen die Natur dem Beobachter erscheint, wird sich auch in der Phantasie des Ackerbauers und Seemannes zur verschiedenen Geltung bringen und wir können diesen Kontrast besonders in derjenigen Kunst, wo die Phantasie die größte Rolle spielt — in der Religion — erkennen. Die zu große Beweglichkeit des Geistes und die mehr dunkle und grelle Färbung der Phantasie eines nur seefahrenden Volkes hat für die Züchtung des echten künstlerischen Talentes und Genies ebenfalls Nachteile. Dies können wir alles an dem Volke beobachten, welches sich im Altertum fast ausschließlich diesem Beruf gewidmet hat: den Phöniziern.

Die beste Kombination für die Züchtung günstiger Wurzelcharaktere bietet ein Volk, welches den Ackerbau und den Seehandel mitsammen verbindet, wodurch einerseits die Schwerfälligkeit des Willens gemildert, aber die Zähigkeit desselben erhalten bleibt und es der Phantasie ermöglicht wird, sich auch mehr mit der schöneren und lieblicheren Seite der Natur zu beschäftigen, als mit dem Gegenteil.

Da der Bauernstand nicht nur der Nährvater aller anderen Stände und Kasten ist, sondern auch die Blutquelle, aus der nach und nach die oberen Stände sich immer wieder regenerieren, so ist es einleuchtend, daß die im Bauernstande gezüchteten Charaktere für die Hochzüchtung des Talentes und Genies in den oberen Ständen immer von maßgebender Bedeutung sein müssen.

Wie für alle menschlichen, körperlichen sowohl als geistigen Charaktere war auch für die Züchtung des Talentes und Genies die Not und das drängende Bedürfnis die treibende Kraft. So sind auch zuerst stets jene Talente und Genies gezüchtet worden, die zur Gründung eines Staatswesens und zur Erhaltung desselben unbedingt notwendig sind. Ich möchte diese Talente und Genies die primären, die politischen nennen, zum Unterschiede von den sekundären Talenten und Genies, welche erst dann zur Züchtung kommen, wenn das Staatswesen durch die Tätigkeit des politischen Talentes und Genies bereits bis zu einer gewissen Höhe der Kultur gebracht worden ist.

Diese primären politischen Talente sind vor allem das Herrschertalent, das religiöse und kriegerische Talent, ferner das Talent für Rechtsprechung und administrative Ordnung, das ärztliche und das Handelstalent. Diese Talente gleichen den Nähr- und Nutzpflanzen, die zur Erhaltung des Lebens notwendig sind. Wir finden sie daher auch überall, wenn auch oft erst in ihren handwerksmäßigen Anfängen, selbst auf niederer Kulturstufe bereits in Züchtung und wir können gerade bei diesen Künsten die Wichtigkeit der Kastenbildung, d. h. der Inzucht, für die Vererbung der diesbezüglichen künstlerischen Erbschaftsmasse von den frühesten historischen Zeiten an konstatieren. Ja die ältesten historischen Völker treten uns bereits mit Herrscherfamilien, mit Priester- und Kriegerkasten entgegen, deren Anfänge weit in die Dämmerung der prähistorischen Zeiten zurückreichen.

Die sekundären Talente und Genies der sogenannten schönen Künste gleichen den Zierpflanzen; sie sind zur Bildung und Erhaltung der sozialen Gebilde nicht unbedingt notwendig, dienen aber stets zur Verschönerung des Lebens und helfen in einem gewissen Sinn mit, die Tätigkeit der primären Talente und Genies zu unterstützen und wirksamer zu machen.

Sie werden in ihrer höheren künstlerischen Ausbildung regelmäßig erst dann gezüchtet, wenn das Staatswesen bereits fest gegründet und die Kultur eine gewisse Höhe erreicht hat. Wie die feineren Kultur- und Zierpflanzen einer besonderen Pflege und Düngung bedürfen, so können auch die sekundären Talente nur gezüchtet werden, wenn infolge eines vorhandenen höheren Bedürfnisses und durch die Zunahme des Reichtums und Luxus der fette Boden für den Samen dieser Talente vorbereitet ist. Darum herrschen in barbarischen Zeiten, in dem sogenannten Heroenzeitalter, die primären Talente und Genies, während die sekundären Künste wenig geachtet und kaum in ihren

handwerksmäßigen Anfängen vorhanden sind; es ist eben für sie erst ein ganz nebensächliches Bedürfnis vorhanden. In Zeiten hoher Kultur dagegen spielen die sekundären Talente und Genies eine ganz andere Rolle und stehen an Achtung fast höher als die Talente und Genies der primären politischen Künste.

Die sekundären Talente bedürfen, wie die primären, besonders in den ersten so schwierigen Anfängen der Züchtung in Inzuchtfamilien. Das war auch stets und bei allen Kulturvölkern der Fall und es bilden diese Inzuchtfamilien die Anfänge der Zünfte und Innungen, da die schönen Künste sich stets aus dem Handwerk heraus entwickelt haben. Während das primäre Talent seine Ausbildung in den frühesten Zeiten vorwiegend in dem Adel, in der Krieger- und Priesterkaste fand und erst später auch der Mittelstand an der Züchtung dieses Talentes sich beteiligte, war für die Züchtung des sekundären Talentes von vorneherein der Mittelstand die wichtigste Zuchtstätte und konnten daher diese Künste und ihre Talente erst recht zur Blüte kommen, als der Mittelstand in der Städtebildung seinen Hort und seine Inzuchtstätte fand.

Wir haben also konstatiert, daß für die Züchtung sowohl die primären als auch die sekundären Talente besonders in dem Anfangsstadium des Kulturlebens die Inzucht in Kasten, Zünften und Innungen eine unbedingte Notwendigkeit war, weil nur auf diese Weise die im Volke und ihren Wurzeln wohl vorhandenen Charaktere und Gefühle in diesen Inzuchtfamilien auf eine höhere Stufe gebracht, eine künstlerische Erbschaftsmasse gebildet und fixiert werden konnte und in diesen Familien auch für das heranwachsende Talent dann die nötige Erziehung und das Milieu vorhanden war. Je feiner und höherstehend eine künstlerische Erbschaftsmasse im Kulturleben der Menschheit ist, auf eine desto kleinere Zahl von Individuen mußte besonders in den Anfängen des Kulturlebens die Inzucht beschränkt sein, da bei einer größeren Zahl von Individuen die Gefahr der Rückschläge und die Möglichkeit ungünstiger Vermischung eine stets bedrohende war. Auch die Zeitdauer, in der solche künstlerische Anlagen in einer Kaste gezüchtet werden können, hängt immer einigermaßen von der Zahl der Inzuchtindividuen ab. Die engere Inzucht hat aber besonders unter dem Einfluß des höheren Kulturlebens und bei Verhinderung der natürlichen Auslese neben der guten Wirkung der Höherzüchtung der künstlerischen Charaktere auch stets schädliche Folgen. In erster Linie tritt nach einer Reihe von sieben bis zehn Inzuchtgenerationen die Neigung zur Erstarrung der gezüchteten Charaktere ein, wodurch die Anpassungsfähigkeit der Individuen an veränderte Verhältnisse vermindert und ein extrem konservativer Charakter hervorgebracht wird, der jedem geistigen Fortschritt abhold ist. In zweiter Linie wird besonders bei einer zu raschen Züchtung hervorragender geistiger Charaktere, wie sie in solchen talentierten Inzuchtfamilien vorkommt, die Korrelation der körperlichen und geistigen Bildung zu sehr alteriert, wodurch die für die Gesundheit nötige Harmonie der einzelnen Körperteile im Verlaufe der Generationen immer mehr eine konstitutionelle Störung erfährt. Dadurch wird nicht nur der Boden für vererbliche, pathologische Zustände vorbereitet, sondern auch dem stets auf solche Disharmonien in der Natur lauernden Parasitismus Tür und Tor geöffnet, wodurch sich dann die später zu erörternden

perniziösen Folgen für das Leben der talentierten und genialen Familien ergeben. Diese starke Fixation der Charaktere, welche die Folge einer länger dauernden Inzucht und daher dem Talente eigentümlich ist, wäre aber ein Hemmnis für die geistige Tätigkeit der Genies, welche neben dem Vorhandensein hervorragender Charaktere vor allem eine große Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit des Geistes verlangt, ohne die es dem Genie nicht möglich ist, neue Kulturbahnen zu entdecken und dieselben gegen alle Angriffe des Talentes erfolgreich zu verteidigen.

Diese notwendige Beweglichkeit des Geistes kann in einer Inzucht-Erbschaftsmasse nur durch einen Bluteinschlag hervorgebracht werden; sie entsteht stets dann, *wenn ein Inzuchtblut mit hoch gezüchteten Charakteren mit einem anderen Inzuchtblut mit verschiedenen, aber ebenfalls hoch gezüchteten Charakteren sich vermischt* oder mit anderen Worten, wenn zwei Individuen aus verschiedenen Kasten eines Volkes oder zweier stammverwandter Völker, welche beide in der Kultur auf gleicher oder ähnlicher Höhe stehen, sich vereinen. Talentierte Erbschaftsmasse verbunden mit jener Beweglichkeit und Freiheit des Geistes, wie sie stets durch eine solche Blutmischung hervorgerufen wird, ergibt also das, was wir *eine geniale Anlage* nennen. Dieser fremde Bluteinschlag darf schon darum ein in den Charakteren und in der erreichten Kulturhöhe nicht sehr differenter sein, weil sonst in der zweielterlichen Erbschaftsmasse leicht eine gegenseitige Abschwächung oder gar Aufhebung der für das Genie wichtigen Wurzelcharaktere eintreten könnte. Als besonders empfindlich erweisen sich diesbezüglich der energische Wille (Fleiß, Beharrlichkeit), ferner die bessere Gangbarkeit der Vorstellungen (Vorstellungsvermögen) und die ethischen und künstlerischen Gefühle.

Je weiter abstehend, besonders in bezug auf die erreichte Kulturhöhe, je rassen- und darum charakterverschiedener das Mischblut ist, desto mehr wird es den Nachkommen einer solchen Blutmischung bei aller genialen Beweglichkeit des Geistes an dem Faktor fehlen, welchen auch das Genie niemals ganz entbehren kann, weil er das Rückgrat alles geistigen Handelns bildet, nämlich an dem, was man gemeinhin als „Charakter" zu bezeichnen pflegt. Eine kleine Schädigung in bezug auf die Charakterfestigkeit im allgemeinen, im Vergleich zum mehr festgefügten, weil festfixierten und ungemischteren Charakter des Talentes, erfährt zwar das Genie infolge dieses fremden — wenn auch nur Stamm- oder Kasten- — verschiedenen Bluteinschlages unter allen Verhältnissen. Dies ist aber, wie wir sehen können, eine naturgeschichtliche Conditio sine qua non für die geniale Anlage, und es könnte das Genie ohne diese Charaktereigenschaft seiner kulturellen Aufgabe gar nicht gerecht werden. Darin liegt auch die Erklärung, daß das Genie nicht nur der Mitwelt, sondern oft noch unter den späteren Generationen als ein Charakterrätsel erscheint und gewöhnlich im Ansehen eher verliert als gewinnt, wenn man seinen Charakter zu sehr im Detail verfolgt und zergliedert und derselbe mit dem Maßstabe des strammgefügten Charakters des Talentes seiner Zeit verglichen wird. So muß z. B. ein politisches Genie, wenn es etwas dauernd Gutes für den Fortschritt seines Staates schaffen will, stets auf der Grundlage des bisher Geschaffenen fortbauen, also in seiner Anlage

und seiner Natur etwas Konservatives an sich haben. Aber das politische Genie wird durch seine angeborene geistige Beweglichkeit eben auch befähigt sein, dann, wenn es die Zeit und die Umstände verlangen, dem Fortschritt zu huldigen und im reformatorischen und liberalen Sinne zu denken und zu handeln. Darum reklamieren auch infolge dieses Janushauptes des Charakters des politischen Genies beide extremen politischen Parteien dasselbe für sich, und da sie es nie ganz für sich allein in Anspruch nehmen können, so schwankt, wie der Dichter sagt, das Bild eines solchen Genies nicht nur bei Lebzeiten zwischen der Parteien Haß und Gunst hin und her, sondern es bildet auch für die späteren extremen politischen Parteien stets ein Objekt des Streites. Aber nicht bloß in seiner künstlerischen Tätigkeit offenbart sich häufig dieser zwiespaltige, mit seiner Blutmischung und mit der extremen, an das Pathologische grenzenden Züchtung im Zusammenhang stehende Charakter des Genies, sondern auch in seiner ganzen Gemütsstimmung, in seinem ganzen Wesen prägen sich die Folgen dieser extremen Züchtung aus. Und wie das im Naturgesetze, daß sich überall die Extreme berühren, begründet ist, so liegen darum gerade im Genie oft die grellsten Kontraste nebeneinander und schlägt dann häufig das eine Extrem in das andere um. Diesen Wandel der himmelanjauchzenden, bis in den Tod betrübten Stimmung hat schon Aristoteles als ein charakteristisches Zeichen des Genies erwähnt.

Im Altertum, wo das nationale Prinzip, auf der Inzucht der Zugehörigen einer Polis oder eines Stammes beruhend, ein so eminent vorherrschendes war, konnte ein Genie nur dann eine Wirkung auf seine Mitbürger ausüben, wenn es ganz auf nationaler Basis stand, da ihm sonst der auch dem Genie und seiner künstlerischen Tätigkeit nötige Resonanzboden gefehlt hätte. Ist das Talent als das Inzuchtprodukt einer nationalen Kaste oder Zunft schon vermöge seiner Genesis stets national, so ist dies beim Genie nur dann der Fall, wenn dasselbe ein Mischungsprodukt zweier Stände ein und desselben Volkes, oder zweier Völker eines größeren Komplexes von verwandten Volksstämmen, z. B. zweier griechischer oder germanischer Volksstämme ist. Je stärker different das sich mischende Blut in bezug auf seine nationalen und Rassen-Charaktere gewesen ist, einen desto radikalliberaleren Charakter wird das Genie aufweisen; dabei erhält dann die künstlerische Tätigkeit solcher Genies einen mehr internationalen, kosmopolitischen Zug und der kulturelle Nutzen derselben kommt weniger einer Kaste oder einem Volke, dem das Genie der Geburt und der väterlichen Abstammung nach zugehört, zugute, als der Menschheit im allgemeinen. Es ist begreiflich, daß ein solcher Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande, weil eben die genialen Gedanken desselben einen ganz anderen Resonanzboden verlangen, als ihn ein kleiner nationaler Staat bieten kann. Ja, die reformatorischen Gedanken solcher kosmopolitischer Genies wirken für ihr engeres Vaterland nicht selten geradezu zerstörend und schädigend, weil eben der Nutzen der Allgemeinheit, auf den die Tätigkeit solcher Genies zielt, oft nur auf diese Weise zu erreichen ist. Das Erscheinen solcher Genies ist kein blinder Zufall, sondern ihre Züchtungszeit ist gesetzmäßig bedingt durch die Degenerationsperioden der führenden Kasten größerer Völker-

komplexe. Zu solchen Zeiten leitet die Natur von selbst zur Heilung solcher unnatürlicher Kulturzustände eine stärkere Blutmischung der Stände und Völker ein. Je höher der zu dieser Zeit erreichte Kulturzustand ist, je mehr künstlerische Erbschaftsmasse sich in den Inzuchtfamilien der oberen Stände angesammelt hat, je ausgedehnter und großartiger eine solche Vermischungsperiode ist, desto mehr nimmt dann das daraus hervorgehende Genie den internationalen und universellen Charakter an. Eine solche großartige Vermischungsperiode der Inzuchtkasten und -Völker war für die griechische Kultur die Zeit Alexanders des Großen, für die römische die Kaiserzeit. Das Erscheinen der kosmopolitischen Genies in solchen Zeiten ist aber auch das letzte Aufflackern der genialen Produktion einer solchen größeren Kulturepoche vor ihrem endgültigen Verschwinden. Denn es sind dies die Zeitperioden, wo infolge der Degeneration der führenden Kasten und der starken Vermischung derselben die Wurzel aller genialen Produktion, das echte nationale Talent immer seltener wird und die Züchtung desselben endlich in dem charakterlosen Blutchaos dieser Zeiten überhaupt ganz unmöglich zu werden beginnt. Dagegen ist für solche Zeitepochen eine Erscheinung charakteristisch, die eben mit den Degenerationszuständen und den dadurch hervorgerufenen Blutmischungsverhältnissen ihre naturgeschichtliche Erklärung findet; es spricht sich das in einem fast epidemischen Auftreten des pathologischen und verkommenen Genies aus. Es sind dies die Irrlichter, die das tragische Grabgeleite jeder großen Kulturepoche bilden und deren naturgeschichtliche Aufgabe vorzugsweise die Zerstörung des Unhaltbargewordenen und die Beschleunigung des Auflösungsprozesses ist. Wenn nämlich etwas neu geschaffen und gebaut werden soll, so muß zuerst das Alte, Hemmende und den Zeitverhältnissen nicht mehr Angepaßte zerstört und entfernt werden. Auch das ist eine naturgeschichtliche Aufgabe des Genies, zwar eine negative, aber nicht minder wichtige wie die positive der Neuschaffung, weil die letztere ohne die Entfernung des Kulturschotters nicht möglich wäre. Zu dieser negativen Aufgabe des Genies ist nun eine gewisse Spezies des pathologischen Genies und das sogenannte verkommene Genie ganz besonders geeignet, weil es die zur Vollbringung dieser Aufgabe notwendigen Charaktere in hervorragender Weise besitzt: rücksichtslosen Egoismus, absoluten Mangel an Respekt vor allem Hergebrachten und einen impulsiven, vor keiner Macht zurückschreckenden Willen.

Diese Art des pathologischen Genies, wie sie solchen Degenerationszeiten eigentümlich ist, darf aber nicht verwechselt werden mit dem Genie gesunder Epochen, wie dies in neuerer Zeit geschehen ist.

Wir kommen nun zur wichtigen Frage des Anteiles, welchen die beiden Geschlechter an der Züchtung des Talentes und Genies nehmen. Diese Frage hängt vor allem zusammen mit dem Anteil, den die beiden Geschlechter in bezug auf die künstlerische Erbschaftsmasse in die Wagschale des Talents und Genies zu legen vermögen und es ist zu dem Verständnis derselben notwendig, daß wir diese Erbschaftsmasse uns etwas genauer ansehen.

Wir wissen heute, daß aus der Sphäre des Bewußten der Mensch fast nichts Ererbtes mit auf den Lebenspfad erhält und daß die ganze

Erbschaftsmasse aus der Sphäre des Unbewußten, des Instinktiven, Triebartigen stammt.

In erster Linie ist hier zu erwähnen die bessere Gangbarkeit gewisser, durch Generationen in solchen Inzuchtfamilien geübter Bewegungen, speziell des menschlichen Kunstinstrumentes, der Hand. Frühzeitig haben die Menschen die Wichtigkeit dieses Erbschaftskapitals erkannt und auch dasselbe durch die Einrichtung der Erbfolge in allen jenen Beschäftigungen, wo solche technische Fertigkeiten eine bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen notwendig erscheinen lassen, zu sichern verstanden. Das ist eine der naturgeschichtlichen Ursachen der Einführung der Kasten, Zünfte und Innungen für die handwerksmäßigen Betriebe. Es war diese Erbschaft um so wertvoller, je unvollkommener die künstlichen Werkzeuge waren und je mehr der Mensch auf diese angeborene „Geschicklichkeit" seines natürlichen Instrumentes — der Hand — angewiesen war. Auch auf dem Gebiete des Intellektes wissen wir heute, daß es keine angeborenen Vorstellungen gibt, daß aber auch auf diesem Gebiete diese Erbschaft hauptsächlich in einer Verbesserung des intellektuellen Instrumentes — des Gehirns, seiner Bahnen und seiner Zentren — besteht. Wir haben es auch hier mit einer besseren Gangbarkeit des Apperzeptions- und Vorstellungs-Vermögens und des Gedächtnisses zu tun, womit die für die künstlerische Tätigkeit so wichtige Fähigkeit der Naturbeobachtung oder des Orientierungsvermögens und das Spiel der Phantasie innig zusammenhängt. Hierher gehören auch die früher erwähnten Wurzelcharaktere jedes Talentes und Genies, die höher gezüchteten Qualitäten des Willens, des Fleißes, der Ausdauer u. s. w. und die Resultierende aller dieser Eigenschaften, das, was man gemeinhin den Charakter nennt. Das Wichtigste in dieser Erbschaftsmasse sind aber die verschiedenen künstlerischen Gefühle, die bessere Gangbarkeit und feinere Ausbildung auf dem Gebiete der Gefühlsnerven und Zentren.

Alle diese verschiedenen Faktoren der künstlerischen Erbschaftsmasse müssen durch die Uebung einer mehr oder weniger langen Reihe von Ahnen in Inzuchtfamilien nach und nach erworben und fixiert worden sein, sie treten in den verschiedensten Kombinationen, je nach der Gruppierung der Ahnenplasmen, entweder direkt oder atavistisch auf und bilden so das kaleidoskopische Bild der wechselvollen Beanlagungen, wie sie das Talent und Genie darbietet. Bilden die nationalen Wurzelcharaktere gleichsam den festen Unterbau und die künstlerischen Gefühle den zierlichen Oberbau, so sind die in der Tiefe vorhandenen uralten und am festesten fixierten Rassencharaktere die Grundmauern, die stets für das ganze Kunstgebäude und dessen Plan maßgebend sind. Die relative Reinheit des Rassenblutes, der Grad der Inzucht und der Vermischung in den letzten Ahnenreihen, die erreichte Höhe der künstlerischen Beanlagung beiderseits ergibt dann die Resultierende, die in der Erbschaftsmasse eines bestimmten Talentes oder Genies zum Ausdruck kommt.

Zweifellos werden alle diese künstlerischen Erbschaftsqualitäten von beiden Eltern übertragen, aber der Anteil und die Kraft, mit welchem sich die väterliche und mütterliche Erbschaftsmasse dabei beteiligt, ist eine sehr verschiedene und hängt stets von Faktoren ab, die weit zurück in die Genealogie der beiderseitigen Ahnenreihen reichen.

Im Altertum wurde bei der untergeordneten Stellung, die das Weib einnahm, die ganze Vererbung fast stets vorwiegend der väterlichen Seite zugeschoben. Das ist in gewissen Künsten, wie z. B. in der Herrscher- und Kriegskunst, wo die Wurzelcharaktere und der Charakter von ausschlaggebender Bedeutung sind, auch der Fall, wenigstens auf den noch mehr niederen Stufen des Kulturlebens. Im allgemeinen aber sind wir heute in der Lage nachzuweisen, daß für die Züchtung des Talentes und Genies, besonders in allen jenen Künsten, wo das Gefühlsleben eine hervorragende Rolle spielt, die mütterliche Erbschaftsmasse eine größere, ausschlaggebende Rolle spielt als die väterliche. Aber in noch einer anderen Beziehung erweist sich die mütterliche Erbschaftsmasse als die wichtigere. Es betrifft dies nicht so sehr die Züchtung, als die Verbreitung der talentierten und genialen Anlage. Da dem Manne, seitdem das Menschengeschlecht den Weg des geistigen Fortschrittes betreten hat, vorzugsweise der Kampf ums Dasein und die Versorgung der Familie zufiel und diese Aufgabe unter der Steigerung der Konkurrenz und der Vermehrung der Individuen eine immer schwierigere wurde, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auch dem männlichen Gehirn hauptsächlich die Aufgabe zufiel, die in diesem Kampfe wichtigste Waffe, das menschliche Gehirn, auszubilden und die Vermehrung der Kulturganglien und die Höherzüchtung der Gangbarkeit der Nervenbahnen zu besorgen. Daher auch der verhältnismäßig so auffallende stärkere Unterschied in der Ausbildung der männlichen Gehirnmasse im Vergleich zur weiblichen, welche seit dieser Zeit stattgefunden und die in den ältesten Schädeln, welche wir von beiden Geschlechtern besitzen und bei den heutigen Naturvölkern nicht so ausgesprochen zum Vorschein kommt. Wir wissen nun, daß der Mann dieses verbesserte intellektuelle Instrument und seine höher gezüchteten Charakterganglien nicht nur auf seine männliche Descendenz überträgt, sondern in ganz gleicher Weise auch auf seine weibliche, daß aber hier die Fähigkeiten desselben teils wegen Nichtgebrauchs, aber wahrscheinlich aus noch tieferen biologischen Gründen entweder l a t e n t bleiben oder nur in vermindertem Grade zur Entwicklung kommen.

Dagegen hat nun der weibliche Organismus die Fähigkeit, diese von väterlicher Seite ererbten, aber latenten Charaktere in ganz gleicher Stärke oder in vermindertem Grade, je nach dem Grade der Blutmischung, auf seine männliche Descendenz zu übertragen. Die Kraft, mit der solche Charaktere von solchen weiblichen Linien übertragen werden, hängt ab von der Fixiertheit dieser Charaktere, die dieselben in einer Inzuchtkaste, in einem Stamm, je nach der Dauer und Exklusivität der Inzucht, erlangt hat. Darum kommt dieses Gesetz gerade dort auffallend zur Erscheinung, wo wir es mit Inzuchtfamilien mit besonders ausgesprochen stark fixierten Charakteren zu tun haben. Man erinnere sich hier, wie z. B. durch die weibliche Linie der ausgestorbenen Habsburger durch Maria Theresia nicht nur die geistigen Charaktere der Habsburger, sondern sogar untergeordnete körperliche Charaktereigentümlichkeiten, wie die bekannte Habsburger Lippe, vererbt wurden.

Auf einer höheren Stufe der Kultur nimmt auch das weibliche Geschlecht an der Höherzüchtung der für das Talent und Genie

wichtigen Charaktere teil, wobei besonders die feinere Ausbildung der künstlerischen Gefühle von ihm besorgt wird. Doch ist die Hauptaufgabe des weiblichen Geschlechts nicht so sehr die Erwerbung neuer künstlerischer Charaktere, sondern die Verbreitung der bereits von männlicher Seite erworbenen durch die Blutmischung der Kasten, Stämme und Völker, wobei eben das Weib eine viel wichtigere Rolle spielt als der Mann. Wir können diese hochinteressante Rolle des Weibes bei der Züchtung des Talentes und Genies in den großen Zügen der Kulturgeschichte aller Völker und Kasten verfolgen, wir können aber auch in der Geschichte der einzelnen talentierten und genialen Familien den großen Einfluß nachweisen, den gerade die mütterliche Erbschaftsmasse bei der Züchtung des Talentes und Genies fast immer ausübt.

Wenn in den alten historischen Zeiten ein rohes, unkultiviertes Volk ein hoch kultiviertes, talentiertes Volk überrannte und das eroberte Land in Besitz nahm, so wurden die Männer entweder getötet oder in die Sklaverei verkauft, die Frauen aber wurden als Beute unter den Siegern verteilt. Durch die Vermischung der rohen Sieger mit den weiblichen Linien der hoch kultivierten Kasten und Stämme der Besiegten wurden infolge der oben erwähnten Fähigkeit des weiblichen Organismus die Charaktere der talentierten Besiegten auf die Mischrasse übertragen. Wenn auch in den ersten Generationen stets ein starker Rückschlag in der erreichten Kulturhöhe, besonders was die feineren künstlerischen Charaktere und Gefühle betrifft, eintrat, so war die Mischrasse durch diese Uebertragung doch stets in der Lage, im Verlaufe der Generationen eine gewisse Kulturhöhe viel rascher zu ersteigen, als dies dem rohen Naturvolke ohne die Uebertragung einer solchen hoch kultivierten Erbschaftsmasse möglich gewesen wäre. Darum sehen wir nach der großen Völkervermischung am frühesten in Italien und Frankreich die Züchtung des Talentes und Genies wieder im Gange, weil dort die stärkste Mischung der rohen Sieger mit den weiblichen Linien des römischen Talentes stattgefunden hat. Wir sehen aber auch überall dort, wo solche Blutmischungen roher Barbaren mit den weiblichen Linien höher kultivierter Völker stattfinden, daß das beiderseitige Vollblut im Verlaufe der Generationen immer mehr verschwindet und die Mischrasse durchwegs die siegreiche wird, diese Mischrasse aber immer die Tendenz hat, wenigstens in intellektueller, also künstlerischer Hinsicht, mehr den Charakteren der mütterlichen Erbschaftsmasse, also den Charakteren des besiegten Kulturvolkes nachzuschlagen, weil eben altes Kulturblut nicht nur stets sehr fest fixierte Charaktere besitzt, sondern auch die Fähigkeit und die Kraft hat, wie ein Ferment zu wirken und der neuen Charakter-Entwicklung die Direktive zu geben. Aber nicht alle Völkermischungen ergeben das günstige Resultat, daß daraus wieder eine talentierte Mischrasse entsteht. Je näher aber in den nationalen und Rassencharakteren die Völker sich stehen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß aus einer solchen Völkermischung bei nachfolgender Inzucht und nach überwundenem Rückschlage sich wieder ein talentiertes oder genial beanlagtes Kulturvolk herauszüchtet und damit der Anfang einer neuen Kulturepoche gegeben ist. In solchen Zeitperioden einer größeren Völkervermischung gleicht der Kulturboden dann einem frisch gepflügten Acker im Herbste, wo die Natur wohl die Samen neuer nationaler Charaktere, neuer Talente und Genies aus-

streut, welche aber während der Winterstürme einer solchen Zeit gleichsam schlummern, bis nach überstandenem Rückschlag die ersten Schößlinge des neuerwachten Talentes und Genies aus dem latenten Vererbungsschatze der übrig gebliebenen weiblichen Linien des alten Kulturvolkes wieder zum Vorschein kommen.

In solchen Sturm- und Drangperioden des menschlichen Geschlechts können nur zuerst die primären Talente und Genies gedeihen, das Herrschertalent, der geniale Krieger und das religiöse Talent, indem infolge des kulturellen Rückschlages wieder mehr die einfacheren und natürlicheren Wurzelcharaktere, Mut, Tapferkeit, religiöser Sinn u. s. w. zur Geltung kommen und die mit solchen Zeiten verbundene Not höhere Bedürfnisse nicht aufkommen läßt. Das sind die Zeiten, welche die alten Griechen mit dem Namen Heroenzeitalter tauften, weil eben das Herrscher- und kriegerische Genie diesem Zeitalter einen Stempel aufdrücken. Auch in Griechenland fiel diese Zeit mit der dorischen Wanderung und der folgenden Mischungsperiode zusammen, wo im kleinen Maßstabe sich das abspielte, was fast 2000 Jahre später im ganzen Süden und Westen Europas im großen sich vollzog. In diesen großen Völkerkatastrophen gehen nun die männlichen Linien der talentierten und genialen Familien zugrunde, die weiblichen Linien bleiben aber erhalten, vermischen sich nach und nach mit den männlichen Linien der Eroberer und vererben auf ihre gemischten Nachkommen einen größeren oder geringeren Anteil der hoch kultivierten Erbschaftsmasse, die immer latent in den weiblichen Linien eines Kulturvolkes aufgestapelt ist.

Wie dieser Prozeß im großen zwischen den einzelnen Völkern im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte sich abspielt, geht derselbe ebenso im kleinen bei den einzelnen Kulturvölkern unter den Inzuchtkasten und Ständen vor sich, nur daß er sich hier in der Regel viel weniger stürmisch und darum kaum bemerkbar und auch viel schneller im Verlaufe weniger Generationen vollzieht. Es ist, wie ich in einem späteren Artikel nachweisen werde, ein Naturgesetz, daß bei einer gewissen Höhe der Züchtung die männlichen Linien der talentierten und genialen Familien degenerieren und infolgedessen in männlicher Linie aussterben; aber auch immer wieder durch frische männliche Linien mit noch gesunden Wurzelcharakteren, welche aus den unteren Ständen sich emporringen, ersetzt werden. Die weiblichen Linien der talentierten und genialen Familien in allen Ständen und Berufen bleiben aber meistens am Leben und vermischen sich nun mit solchen aufstrebenden Familien.

Auf diese Weise vereinen sich nun neue künstlerische Triebe mit der alten, in vielen Generationen erworbenen künstlerischen Erbschaftsmasse. Häufig sinken aber auch die weiblichen Linien der talentierten und genialen Familien infolge der finanziellen und sozialen Katastrophen, welche durch die Degeneration und das Aussterben der männlichen Linien bedingt werden, in die niederen Stände herab. Hier kann nun diese künstlerische Erbschaftsmasse durch mehrere Generationen latent bleiben und ähnlich dem Samen der Pflanzen und Tiere einem Winterschlafe ausgesetzt sein, um plötzlich nach einigen Generationen bei günstiger Keimkombination gleichsam atavistisch wieder als auffallende talentierte oder geniale Anlage zum Vorschein zu kommen.

Auf diese Weise erklärt sich das Rätsel der plötzlichen Erscheinung von einer genialen Anlage in Familien der niederen Stände, wo man vergebens bei den nächsten Vorfahren nach der künstlerischen Vererbungsmasse forscht. Wäre man aber in der Lage, die mütterliche Ahnenreihe weiter hinauf zu verfolgen, was selten oder niemals bei den weiblichen Linien solcher Familien möglich ist, da würde man unzweifelhaft auf eine talentierte oder geniale Erbschaftsmasse stoßen, die vor mehreren Generationen in einer Familie der mütterlichen Ahnen vorhanden gewesen war, deren männliche Linien ausgestorben und deren weibliche Linien durch widriges Schicksal in niedere Stände verschlagen wurden. Ebenso wie das Erscheinen einer heißen Quelle kein bloßer Zufall ist, und wir dabei immer annehmen müssen, daß die Ursache derselben die Nähe eines neuen oder längst schon erloschenen vulkanischen Herdes ist und die Wärme der Quelle immer aus großen Tiefen zugekommen ist, ebenso müssen wir bei jedem Genie unbedingt an einen Talent-Herd denken, wenn wir denselben auch in den nächsten Ahnenreihen nicht nachweisen können, von dem aus dem Genie auf dem Wege der mütterlichen Ahnenreihen und gleichsam atavistisch die künstlerische Erbschaftsmasse zugekommen ist.

Das erklärt uns auch die Tatsache, daß das Genie so häufig geistig zu seiner Mutter sich besonders hingezogen fühlt und gewöhnlich ein sehr intimes Verhältnis zwischen beiden besteht, weil eben das Genie ganz richtig fühlt, daß die mütterliche Erbschaftsmasse derjenige Stollen ist, aus dem ihm die besten Quellen für sein künstlerisches Handeln und Fühlen zufließen.

Dieser Verpfropfungsprozeß edler hoch kultivierter Reiser auf noch unkultiviertere Stämmlinge geht, wie wir sehen können, teils in den oberen Ständen selbst, meist aber im Mittelstande vor sich, in welchen die mit guten Wurzelcharakteren versehenen besseren Köpfe des Bauernstandes aufsteigen und die weiblichen Linien der finanziell ruinierten oder in männlicher Linie ausgestorbenen talentierten und genialen Familien der oberen Stände herabsinken. Daher spielt der Mittelstand überall für die Züchtung des Talentes und Genies, besonders was diejenigen Künste anlangt, bei welchen eine hoch gezüchtete Erbschaftsmasse mit spezifisch künstlerischen Gefühlen eine conditio sine qua non ist, eine so hervorragende Rolle und haben dieselben überall erst dort ordentlich geblüht, wo ein solcher Mittelstand vorhanden war und gleichsam die Vorzuchtstätte für die talentierten und genialen Familien gebildet hat. Durch diesen soeben geschilderten Verpfropfungsprozeß der weiblichen Linien der oberen talentierten Familien auf die aufstrebenden Familien der unteren Stände wird das Aufsteigen derselben durch die überkommene Erbschaftsmasse außerordentlich abgekürzt und erleichtert.

Das Wichtigste aber ist, daß dadurch eine gewisse Konstanz und Regelmäßigkeit in bezug auf die Züchtung des Talentes und Genies hervorgerufen wird, was für die Lebenskraft eines Staatswesens von höchster Wichtigkeit ist. Es ist auf diese Weise dafür gesorgt, daß trotz des Aussterbens der männlichen Linien des Talentes eine einmal erworbene künstlerische Erbschaftsmasse nie ganz wieder verloren geht und selbst bei degenerativen Prozessen in den oberen Kasten die Regeneration derselben ohne besonderen Rückschlag in der

erstiegenen Kulturhöhe möglich ist. Aber nicht nur in der Uebertragung der künstlerischen Erbschaftsmasse auf die unteren Stände, sondern auch umgekehrt in bezug auf die Regeneration der oberen Stände und Kasten spielen die weiblichen Linien der unteren Stände eine wichtige Rolle, indem es ihnen viel leichter ist als den männlichen Linien, die Inzuchtschranken dieser Kasten zu überspringen und frisches, mit noch gesunden Wurzelcharakteren versehenes Blut in diese bereits erstarrenden oder degenerierenden talentierten Familien dieser Kreise einzuleiten[1]).

Wie für die Entwicklung jedes pflanzlichen und tierischen Organismus der Boden, das Klima, die Nahrung u. s. w., kurz das, was wir Milieu nennen, ein fast ebenso wichtiger Faktor ist, wie die ererbte Anlage, so verhält es sich auch bei der weiteren Entwicklung des Talentes und Genies, nur daß hier neben dem Milieu auch noch der Erziehung eine wichtige Rolle zukommt. Jede Kunst hat gewisse technische Fertigkeiten zur Grundlage, die durch Uebung entweder auf dem Gebiete der motorischen Nervenbahnen oder auf dem Gebiete des Intellektes erworben werden können und in ihrer zeitweilig erreichbaren Höhe das vorstellen, was wir die künstlerische Technik, die Virtuosität nennen. Das Erlernen und die Möglichkeit der Erreichung dieser Virtuosität wird nun beim Talent sowohl als beim Genie außerordentlich beschleunigt und unterstützt durch das, was man die spezifische Beanlagung nennen kann, d. h. durch eine vererbte bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen für Bewegungen oder Vorstellungen einer speziellen Kunst und der dazu gehörigen Gefühle. So bildet z. B. die spezifische Beanlagung zur Musik eine gewisse bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen des Kehlkopfes und der Hand nebst dem Besitze des musikalischen Ohres, d. h. eines feineren Gefühls für die Harmonie der Töne und des Rhythmus, wodurch es dann einem angehenden musikalischen Talente und Genie ermöglicht wird, die technischen Schwierigkeiten in dieser Kunst viel rascher zu überwinden, als dies einem gelingt, der über diese Erbschaftsmasse nicht verfügt. Was nun diese spezifische Erbschaftsmasse betrifft, so gilt hier die Ansicht, daß in dieser Beziehung das Genie dem Talent gewöhnlich überlegen ist. Das ist nun in den meisten Fällen faktisch der Fall, ist aber nicht unbedingt notwendig, ja wir können im Gegenteil nicht selten sehen, daß das Talent dem Genie auf dem technischen Gebiete nicht nur nichts nachgibt, ja es hierin, wenn auch in seltenen Fällen, geradezu übertrifft. Die größten Virtuosen auf allen Gebieten der Künste sind fast nie Genies ersten Ranges und zahlreiche Talente haben über eine Virtuosität der Technik verfügt, dessen Mangel wir gerade bei manchem Genie bedauern müssen. Das Genie hat sogar nicht selten den Fehler, die Virtuosität in der Ausführung der technischen Details als nebensächlich zu sehr zu vernachlässigen, während diese technischen Details beim Talente fast immer die Hauptsache bilden. Was das Genie vom Talente auch hier prinzipiell unterscheidet, ist der Umstand, daß das Genie mit der g l e i c h e n oder oft g e r i n g e r e n s p e z i f i s c h e n Beanlagung doch viel

[1]) Siehe hierüber den Aufsatz im I. Jahrgang No. 7 dieser Revue, Dr. Reibmayr: Zur Naturgeschichte des Herrschertalentes und Genies.

mehr zu bieten imstande ist, weil es über eine freiere Beweglichkeit des Geistes und dadurch über ein besseres Orientierungsvermögen verfügt. Das Genie gleicht eben dem treuen Knecht des neuen Testamentes, welcher mit dem gleichen Talente, welches auch ein anderer erhalten, fünfmal mehr zu wuchern verstanden hat. Diese Fähigkeit muß man im Auge behalten, wenn man das verschiedene Verhalten des Genies und Talentes gegenüber der Erziehung und dem Milieu verstehen will. Denn dadurch wird es bewirkt, daß das Genie von der Erziehung und dem Milieu viel unabhängiger sich erweist, als das Talent. Aber dabei wäre es doch gefehlt, zu behaupten, daß das Genie durch seine geistige Befähigung imstande wäre, bei jeder Art der Erziehung und Milieu sich zu der Höhe aufzuschwingen, auf der wir es treffen. Wir können aus der Naturgeschichte des Genies zwar oft genug ersehen, daß das Genie imstande ist, den Einfluß einer ungünstigen Erziehung und Umgebung zu überwinden, ja wir beobachten sogar, daß solche ungünstige Verhältnisse, wenn sie eine gewisse Grenze nicht überschreiten, einen Sporn bilden, der die geistige Beweglichkeit des Genies erst recht zur künstlerischen Betätigung antreibt. Aber selbst für die größte geniale Beanlagung bedeutet eine ungünstige Erziehung und der Einfluß einer ungünstigen Umgebung eine Schädigung, weil ja gerade für das Genie in erster Linie der Satz des Hippokrates gilt: „vita brevis, ars longa". Auch das beweglichste Genie muß später eine gewisse Zeit, die es besser verwenden könnte, dafür aufbrauchen, um die schädlichen Wirkungen einer ungünstigen Erziehung auszumerzen und zu überwinden. Und häufig gelingt das auch dem Genie nicht mehr ganz und wir können nicht selten an den Werken desselben die schädlichen Einflüsse nachweisen, welche in einer Zeit auf den Geist des heranwachsenden Genies eingewirkt haben, wo die Eindrücke am festesten haften und die größte Wirkung auszuüben imstande sind. Doch in der Regel ist das Genie infolge seiner großen Beweglichkeit des Geistes und seines großen Orientierungsvermögens u. s. w. imstande, aus dem Prokrustesbette einer schlechten schablonenhaften Erziehung ebenso, ohne großen Schaden erlitten zu haben, hervorzugehen, wie es andererseits die Befähigung hat, aus einer guten Erziehung einen viel größeren Nutzen zu ziehen, als das Talent. Vor allem aber befähigt diese Erbschaftsmasse das Genie, sich eigene Wege der Erziehung zu erfinden, wodurch das Genie befähigt ist, sich selbst zu erziehen; das Genie ist daher bis zu einem gewissen Grade stets ein Autodidakt.

Ganz anders verhält sich den Einflüssen der Erziehung und des Milieus gegenüber das Talent. Schon wegen seiner im Vergleich zum Genie in der Regel geringeren künstlerischen Erbschaftsmasse besonders in bezug auf das Orientierungsvermögen ist es mehr auf den Einfluß der Erziehung und des Milieus angewiesen. Der Hauptunterschied liegt aber auch hier in der größeren Gebundenheit des Willens und der daraus resultierenden Schwerfälligkeit des Charakters, in der stärkeren Fixierung der Gefühle beim Talente, wie dies stets die Folge einer längeren Inzucht zwischen den letzten Ahnenreihen ist. Infolge dieser konservativen Schwerfälligkeit fühlt sich das Talent immer nur dann behaglich, wenn es in ausgefahrenen Bahnen sich bewegen kann. Darum ist auch das angehende Talent stets der brave Schüler, der

fast niemals gegen die Schulgesetze revoltiert und immer geneigt ist, auf die verba magistri zu schwören. Infolge dieser größeren Abhängigkeit des Geistes ist das Talent auch nicht fähig, sich selbst zu erziehen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie dies das Genie zu tun imstande ist. Aus diesem Grunde ist auch die Entwicklung des Talentes viel mehr als die des Genies von einer guten Erziehung, von einem günstigen Milieu abhängig. Während das Genie über diesbezügliche Schädlichkeiten infolge seiner geistigen Beweglichkeit triumphiert, verkümmert das Talent unter solchen ungünstigen Verhältnissen und geht häufig zu Grunde. Aber nicht die Schule und das Haus allein sind die eigentlichen Erzieher des Talentes und Genies, sondern das Leben und die Natur werden stets die großen und besten Lehrmeister bleiben.

Ist nach Heraklit der Streit der Vater der Dinge, so kann man die Not, das Bedürfnis die Mutter der Dinge nennen. Um die dem Menschen angeborene Trägheit und Bequemlichkeit zu überwinden, muß die Not, das Bedürfnis mit der Peitsche hinter ihm stehen und ihn anspornen. Besonders ist dies der Fall dort, wo die Anstrengung eine so bedeutende, eine mit so großer Selbstüberwindung verbundene ist, wie dies bei den höheren geistigen Anstrengungen mehr als bei den körperlichen der Fall ist. Aber auch hier sind die Extreme des Milieus gleich schädlich. Wie die Tropen mit ihrer Fruchtbarkeit und großen Hitze lähmend auf die geistige Tätigkeit des Menschen einwirken, so auch das andere Extrem, die polare Kälte.

Wir sehen daher die Züchtung des Talentes und Genies nur dort in günstiger Weise vor sich gehen, wo ein mittleres Klima den Menschen in einer fortwährenden gleichmäßigen Tätigkeit des Körpers und Geistes erhält und die Konkurrenz um den Raum und die verfügbaren Nahrungsmittel als ordentlicher Sporn im Kampfe ums Dasein dient. Wie bei den Völkern, so verhält es sich auch bei den einzelnen Familien und Kasten. Auch hier sind die äußersten Extreme des sozialen Klimas, die größte Not und der größte Reichtum, der Züchtung des Talentes und Genies gleich ungünstig, weil beide Extreme lähmend auf die Züchtung der wichtigsten Wurzelcharaktere wirken und auch der Züchtung der feineren künstlerischen Gefühle ungünstig sind. Auch hier können wir daher beobachten, daß die größte Zahl der Talente und Genies in Familien gezüchtet werden, die von beiden Extremen des sozialen Klimas gleich weit entfernt sind, wobei die Geschichte vieler Genies lehrt, daß besonders für den genialen Willen und für die außerordentlichen Schwierigkeiten, die derselbe zu überwinden hat, nichts gefährlicher ist, als das Capua des Wohllebens, des Luxus und Reichtums und daß dem Sporn einer nicht zu extremen Not und des Bedürfnisses die Menschheit häufig gerade die schönsten Blüten des genialen Geistes zu verdanken hat.

Zu dem natürlichen Milieu, welches für die Züchtung des Talentes und Genies von Wichtigkeit ist, gehört auch der Einfluß der Jahreszeiten. Die tiefsten Wurzeln der künstlerischen Gefühle haben, wie wir heute wissen, ihren Ursprung in den klimatischen Kontrasten und den damit in Zusammenhang stehenden Naturerscheinungen. Auch hier wirken die zu grellen Kontraste und das ewige Einerlei gleich lähmend auf das Gemütsleben, und das schöne künstlerische Halb-

dunkel der Gefühle kann nur dort herrschen, wo die Kontraste nicht zu stark und durch fein abgetönte Uebergänge vermittelt werden. Nur Europa hat eigentlich vier Jahreszeiten mit feinen mäßigen Kontrasten und fein abgetönten Uebergängen und es ist daher kein Zufall, wenn die hier seit jeher hausenden Arier in bezug auf ihre künstlerischen Gefühle das entsprechende Helldunkel gezüchtet haben. Dieser landschaftliche Einfluß, der angenehme Wechsel der Jahreszeiten und der damit in Zusammenhang stehenden Naturerscheinungen hat sich bei jedem Volk zuerst in derjenigen Kunst zum Ausdruck gebracht, wo das Gefühl in erster Linie zur Sprache kam: in der Religion und weiterhin natürlich in allen anderen sekundären Künsten, wo die Gemüts- und Gefühlsseite den vorherrschenden Einfluß üben. Dieser Einfluß des landschaftlichen Milieus ist es, der dem ganzen künstlerischen Charakter der Talente und Genies eines Volkes die Färbung gibt, die man z. B. in einem Gemälde den durchgehenden Ton nennt. Es ist auch mitbestimmend für das Vorherrschen der Dur- oder Moll-Stimmung, wie sie in der musikalischen Seele eines Volkes vorherrscht. Zu den Einflüssen des landschaftlichen und klimatischen Milieus kommt noch der Einfluß des sozialen Milieus, der Einfluß der Familie und der nächsten Umgebung. Die große Wichtigkeit des sozialen Milieus auf die Entwicklung des jungen Talentes und Genies wurde besonders von den künstlerisch hervorragenden Völkern des Altertums, den Griechen und Römern, am besten begriffen und man legte dem Einfluß dieses Milieus nach dem alten Sprichwort „exempla trabunt" mit Recht einen größeren erzieherischen Wert bei, als der Erziehung in der Schule.

Da bei diesen alten Kulturvölkern wegen der vorwiegenden Inzucht der Kasten und der Stände in der Polis und den Munizipien die Abschließung eine sehr strenge war, der soziale Verkehr ganz nach genau bestimmten Sitten und Gebräuchen sich abwickelte, so kam das einheitlichere Milieu, wie es in der Kaste, in der Polis herrschte, viel mehr zur Geltung. Da herrschte überall eine spezifisch künstlerische Atmosphäre, die das junge Talent und Genie von frühester Jugend an beeinflußte und seinen Sinneseindrücken und Gefühlen eine bestimmte, auf ein anzustrebendes Ziel gegebene Richtung anwies. Dieses Ziel war, daß die heranwachsende Jugend in der Regel in derselben Kunst, sei diese nun eine primäre oder sekundäre, tätig sein soll, in der bereits viele Vorfahren sich mehr oder minder hervorgetan haben und wozu sie auch infolgedessen die spezifische Erbschaftsmasse mitbekommen hat. Es war selbstverständlich, daß der Sohn eines Senators, eines Kriegers, eines Priesters ebenso wie der Sohn eines Bildhauers, eines Musikers u. s. w. in der Regel den gleichen Beruf ergriff. War die Atmosphäre, die z. B. auf das junge römische politische Talent einwirkte, wenn es vom Vater mit in die Senatssitzung genommen wurde, gewiß von großem Einfluß, so war das Milieu bei jenen Künsten, wo es auf die Ueberwindung feinerer technischer Schwierigkeiten ankommt, noch wichtiger, weil die Ueberwindung technischer Schwierigkeiten und Aneignung gewisser virtuoser Fertigkeiten immer am leichtesten in frühester Jugend unter dem Einfluß guter Beispiele und Vorbilder vor sich geht und dies um so eher der Fall ist, je besser die Gangbarkeit gewisser, zur betreffenden Kunst gehörigen motorischen Nerven-

bahnen und künstlerischen Vorstellungszentren angeboren und im Verlaufe vieler Generationen durch Uebung gesteigert und fixiert worden war. Diese Schwierigkeiten liegen aber nicht nur auf dem Gebiete des rein handwerksmäßigen der Technik, sondern viel mehr noch auf dem geistigen Gebiete, auf dem Gebiete der künstlerischen Gefühle. So ist z. B. beim jungen musikalischen Talente die Uebung des rhythmischen Gefühls, beim Bildhauer des Gefühls für Proportion, beim Malertalente des Gefühls für Farbenharmonie nicht nur an und für sich von großer Wichtigkeit, es können auch diese Uebungen nicht früh und oft genug vorgenommen werden, was eben nur dann möglich ist, wenn das junge Talent und Genie in einer solchen künstlerischen Atmosphäre aufwächst, wo es fortwährend Gelegenheit hat, diese schwierigen Uebungen und Vergleiche zu machen und die technischen Fertigkeiten in einer Zeit sich anzueignen, wo noch die angeborene bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen und der Vorstellungen die Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten gleichsam in spielender Weise ermöglicht. Ist dies für alle Künste von Wichtigkeit, wo es technische Schwierigkeiten zu überwinden gibt, so ist dies ganz besonders der Fall bei der Musik. Denn während bei allen anderen Künsten die Natur und das Leben die Einwirkung des künstlerischen Milieus in der Familie einigermaßen zu ersetzen vermögen und das junge Talent von überall her seine künstlerischen Eindrücke erhalten kann, ist dies bei der Musik nicht der Fall. Die Musik ist diejenige Kunst, bei der der Mensch ganz auf sich selbst angewiesen ist und wo er, wenn wir vom Vogelgesang absehen, fast gar keine Unterstützung aus der Natur erhält. Darum ist auch die Musik die innerlichste Kunst und in keiner Kunst ist das junge Talent und Genie so abhängig von der bereits erworbenen Erbschaftsmasse, vom musikalischen Ohr und vom Aufwachsen in einem entsprechenden künstlerischen Milieu wie in der Musik. Das wird auch, wie Woltmann nachgewiesen hat[1]), durch die Statistik bestätigt. Selbst heute noch, wo doch die künstlerische Erbschaftsmasse — das musikalische Ohr — bereits eine sehr große Verbreitung hat und für das musikalische öffentliche Milieu auch genug gesorgt ist, erweist sich das Aufwachsen des musikalischen Talentes und Genies in einem musikalischen Hause und die dadurch bedingte frühzeitige Uebung und Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten fast als eine conditio sine qua non.

Daß zur Erziehung des jungen Talentes und Genies auch die körperliche, nicht nur die geistige, die spezifisch künstlerische gehört, hat das künstlerisch begabteste Volk, die Griechen, am besten eingesehen und danach gehandelt. Ganz abgesehen von der Tatsache, daß Körper und Geist stets in Korrelation stehen und der Schaden und Nutzen in der körperlichen Entwicklung stets auch auf dem geistigen Gebiete ebenso zur Geltung kommen, hat die richtige körperliche Erziehung und die richtige Lebensweise immer noch einen großen Einfluß auf das für jeden Künstler wichtige Gebiet des Gemüts und Gefühls. Je natürlicher, je harmonischer das junge Talent und Genie mit der Natur sich fühlt, desto besser wird es auch imstande sein, die Natur zu verstehen und aufzufassen.

[1]) Woltmann, Politische Anthropologie, S. 97.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergeben sich folgende Schlußsätze:

1. Die Grundlage der Züchtung des Talentes und Genies bildet die Seßhaftigkeit verbunden mit Ackerbau und Handel und die damit verbundene Arbeitsteilung.

2. Die talentierte Anlage ist das Produkt der engeren Inzucht in einer Familie, Zunft oder Kaste; die geniale Anlage ist das Produkt der Vermischung zweier Individuen verschiedener Inzuchtfamilien, Kasten oder Stämme. Beide bedürfen zur Ausreifung der kastenmäßigen Erziehung und des künstlerischen Milieus.

3. An der talentierten und genialen Erbschaftsmasse partizipieren beide Ahnenreihen, die väterliche vorwiegend durch die Vererbung der Wurzelcharaktere, die mütterliche vorwiegend durch die Vererbung der künstlerischen Gefühle.

4. Im allgemeinen ist die mütterliche Erbschaftsmasse besonders für die geniale Anlage die wichtigere, da sie meist die latente Trägerin früherer talentierter oder genialer Beanlagungen ist.

5. Die talentierten und genialen Familien sterben alle früher oder später in männlicher Linie aus, während die weiblichen fast regelmäßig erhalten bleiben. Durch das Erhaltenbleiben der weiblichen Linien dieser Familien geht der einmal erworbene Schatz von künstlerischer Beanlagung nie ganz verloren und wird die genealogische Konstanz der Vererbung des Talentes und Genies für eine Kulturperiode sichergestellt. Aber auch nach der Degeneration und dem Zugrundegehen eines Kulturvolkes geht dieser Kulturschatz nicht ganz verloren und es bilden die am Leben bleibenden weiblichen Linien des Talentes und Genies auch weiter die Grundlage, auf der die Züchtung neuer Talente und Genies wieder leichter und schneller vor sich gehen kann, wenn die Blutmischungsverhältnisse günstig sind.

Zuchtwahl und Mutterschaft.

Dr. W. Mensinga.

An anderem Orte in dieser Zeitschrift wurde dargelegt, daß, um eine wirksame Zuchtwahl beim Menschengeschlecht zu ermöglichen, vorerst die Monogamie beseitigt, daß den minderwertigen Individuen das Zeugen verboten, den Auserwählten die Erhaltung und Veredelung der Rasse zur Pflicht gemacht werden müsse. Diese Forderung, wie praktisch und erfolgreich sie sich auch bei der Viehzucht bewährt hat, wo nur das auserlesenste Viehmaterial zur Fortpflanzung verwendet, das übrige sterilisiert wird, würde augenblicklich — in diesem Jahrhundert — ja wahrscheinlich Jahrtausend — nicht verwirklicht werden können, weil die Monogamie, als Sakrament, einen Teil der christlichen Religion darstellt, und diese sich wohl nicht so ohne weiteres wird abstreifen lassen. Die Entartung gehe danach also vorläufig ihren Gang weiter, weiter, bis nichts mehr als Krüppel, geistige und körperliche, erzeugt werden!?

Also zum Nichtstun, zum „laisser aller“ sollten wir verdammt sein?! — mitnichten!!

Wenn auch nicht der vollen Idealität entsprechend, so sind wir, ohne das heutige Sittengesetz, die Monogamie, zu berühren, jetzt schon imstande, der Anforderung der Veredelung die Wege zu bereiten und vorbereitende Schritte zu tun.

Vor allen Dingen ist hier erforderlich zu wissen und genau nachzuweisen, mit welchem Menschenmaterial wir es zu tun haben.

Ich habe an anderem Orte nachgewiesen, daß die Frau für die Erzeugung eines neuen Individuums sowohl der Zeit wie dem Gewichte nach eine so unendlich größere Zubuße zu beschaffen hat, als der Mann, so daß dieser, außer für den Augenblick des Anstoßes zur Zeugung, bei der Fortpflanzung beziehungsweise Entwicklung gar nicht in Berechnung zu ziehen ist.

Das Leben des Weibes ist es also, das einer besonderen Sorgfalt, einem eingehenden Studium zu unterziehen ist, und da sind unsere bisherigen Kenntnisse und Erfahrungstatsachen noch sehr lückenhaft. Vier Fragen sind es, die in dieser Hinsicht zu beantworten sind:

1. Welche soziale Bedeutung hat das Frauen-(Mutter-)leben?
2. Wie lernt man dieses Leben kennen?
3. Welche Gefahren bedrohen dieses Leben?
4. Wie und wodurch beugt man den Gefahren vor?

Zu 1.: Die soziale Bedeutung des Frauenlebens lernt man erst kennen, wenn man genau weiß, welche Ansprüche an dieses gestellt werden.

Schon oben habe ich angedeutet, in welcher Weise das Frauenleben für die Fortpflanzung höher einzuschätzen sei, als das Mannesleben.

Der Zeit nach hat die Frau einen pr. pr. 78400 mal größeren Anteil am neuen Lebewesen als der Mann, dem Gewichte nach einen pr. pr. 700 mal größeren Anteil, also müßte man in der fraglichen Sache auf das Frauenleben ein ebenso vielmal größeres Studium u. s. w. verwenden, als auf das Mannesleben, um gerecht zu sein; im großen ganzen findet man aber, daß die unbedingte Mehrzahl der Männer das Frauenleben kaum als gleichwertig mit dem Mannesleben ansehen, es gar als einfach käufliche Ware betrachten. Bis dahin, daß diese unmoralische Anschauung einer edleren Auffassung Platz macht, hat es freilich noch gute Weile, und es darf niemanden Wunder nehmen, daß diejenigen, welche zur Umkehr in jener bedenklichen Moral ihr bestes daran setzen, und unablässig dafür wirken, mindestens als unbequem empfunden, öffentlich wie heimlich befehdet, als Auswurf der Menschheit gebrandmarkt werden[1]).

Den Beweis für die Bedeutung des Frauenlebens kann man schon leicht in negativer Weise dadurch liefern, — wenn z. B. Kinder, der Mutter beraubt, den Weg ins Leben antreten müssen. — Es bedarf dazu kaum einer statistischen Aufnahme, es ist bekannt genug, wie

[1]) Zur Kennzeichnung dieser letzteren Behauptung führe ich z. B. briefliche Aeußerungen an: „Ihr Denken und spezielles Tun involviert ein Verbrechen, eine schwere Schädigung der Moral, gegen welche der volkswirtschaftliche Nutzen so gut wie gar nicht in Betracht kommt“ — — ferner: „auf Deinen Grabstein wird man setzen: er hat gutes gewollt, aber viel Unheil angerichtet“.

das Kindesleben ohne Mutter gefährdet und der Schutzlosigkeit preisgegeben ist. — Daß diese Gefahren wirklich bestehen, beweist z. B. ein Brauch oder ein Gesetz bei unseren benachbarten Vettern, den Holländern, welche die in Städten durch besonderes Ehrenkleid ausgezeichneten Waisenkinder seit Jahrhunderten dem allgemeinen Schutze des Publikums empfehlen, und ein Verbrechen an ihnen ebenso bestrafen, wie ein Verbrechen am eigenen Blute.

Da aber nun ein Mutterleben, wie aus derartigen Maßnahmen erhellt, nimmer zu ersetzen ist, ist es durchaus erforderlich, demselben einen viel größeren Schutz angedeihen zu lassen, als es bisher Sitte und Brauch war.

Die soziale Bedeutung des Mutterlebens wird genügend dadurch erwiesen, daß es tatsächlich unentbehrlich ist für die rationelle Ernährung des Säuglings, für Beschützung des Laufkindes, für die Erziehung des Schulkindes, für die Leitung der heranwachsenden Jugend, für die Beratung der Geschlechtsreife. Der Grundsatz, daß niemand unentbehrlich, niemand unersetzlich sei, mag sonst im Volksleben seine volle Geltung besitzen, hier in dieser einen Mutterfrage ist der Grundsatz eine leere Phrase, höchstens von unmaßgeblichen Flachköpfen verständnislos hergestammelt. Der Schaden, den ein Kind durch den frühzeitigen Verlust der Mutter erleidet, ist einfach unersetzbar, und niemals wieder gut zu machen.

Es ist wohl überflüssig, solches durch Beispiele zu erhärten; jeder wird mir das auch so glauben. Wie schwer Kinder, besonders weiblichen Geschlechts, unter dem Mangel einer Mutter zu leiden haben, davon habe ich erschütternde Beispiele erlebt. Weiter unten ein einschlägiger Fall.

Die Kraft und die Leistungsfähigkeit des Weibes, die Widerstandsfähigkeit der Mutter nach Körper und Geist ist maßgebend für die Zukunft unseres Geschlechts. Sind wir imstande, jene weiblichen Fähigkeiten und Tugenden regelrecht in voller Blüte, in ungeschwächter Frische zu erhalten, frühzeitiges Verwelken zu verhindern, so wird vermöge der Forterbung die Nachkommenschaft jener auch dieselben Fähigkeiten aufzuweisen haben. Hat das Zeugungsprodukt keine gesunde Vorgeschichte aufzuweisen, so ist es unfehlbar der Entartung, der Verschlechterung, dem Untergang preisgegeben.

Zu 2.: Sind wir nach diesem zu der Einsicht von der sozialen Bedeutung des Mutterlebens gekommen, so müssen wir vor allen Dingen aber auch wissen, wie das Mutterleben beschaffen ist, wodurch seine Existenz bedingt wird. — Da genügt es nicht, daß man durch einen flüchtigen Blick auf eine scheinbare Gesundheit schließe; der Schein trügt, — da muß man nicht nur die ganze Gegenwart kennen, nein, da ist die Vergangenheit, die Vorgeschichte des Individuums von der allergrößten Wichtigkeit. Es ist nun aber unmöglich, von vornherein eine allgemein gültige Schablone für die Kenntnis eines Wesens aufzustellen. Erst wenn man eine große — möglichst große Zahl einzelner Wesen kennen gelernt hat, ist es möglich, aus diesem ganzen sich ein Bild zu machen, das für die Beurteilung jedes folgenden Wesens eine Richtschnur abzugeben vermag. Ich habe seit Jahren es mir zur Aufgabe gemacht, für jedes mir vorkommende weibliche Lebewesen, das berufen erscheint, das Menschengeschlecht fortleben

zu lassen, ein klares, übersichtliches Bild zu entwerfen, das mir auf den ersten Blick angibt, mit welchem Menschengebilde ich es zu tun habe.

Es ist ein großes Oktavblatt, auf der Vorderseite mit einer großen Zahl Feldern versehen (für Jahre und Monate). Durch bestimmte hineingetragene Zeichen ersehe ich zuvörderst eine etwa vorhandene erbliche Belastung, dann den Tag der Hochzeit, Alter (vor oder nach erlangter Geschlechtsreife), erste Empfängnis und Befinden während der Schwangerschaft, Tag der Geburt (Gesundheit des Kindes, ob noch lebend oder tot? wann?), Befinden nach der Geburt, Stillung und deren Dauer, Krankheiten in und nach dem Wochenbett, erneuerte Empfängnis, Gesundheit, Krankheit u. s. w. bis auf den Tag der Aufnahme. Auf der Rückseite desselben Blattes ist (ebenfalls in Rechtecken) die soziale Stellung, das äußere Aussehen, mit Angabe von Gewichtszu- oder -Abnahme in bestimmten Perioden, sodann die Jugendgeschichte bis zur Ehe in bestimmten Zeitabschnitten bemerkt. Nähere Angaben über erbliche Belastung; nun aber, was von größter Wichtigkeit ist, — den Stammbaum der Betreffenden: Eltern und deren Geschwister, Großeltern und deren Geschwister, deren Leben und Tod, Todesursachen, ferner kurzschildernd das Schicksal der Geschwister der Frau, dann den Augenblickszustand ihrer selbst mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der inneren Organe, den Einfluß des bisherigen Lebens auf das allgemeine Befinden und daraus wieder die Schlüsse, welche man aus all dem Gegebenen für die Zukunft mit einiger Sicherheit zu ziehen vermag. Dieser Punkt, die sogenannte Lebensprognose betreffend — erfordert ein umfangreiches eingehendes Studium vieler Lebewesen, um nach Analogie des bisher Gesehenen annähernd das Zutreffende für den neuen Fall feststellen zu können. Oft habe ich danach Gelegenheit gehabt, die Lebensdauer, die noch gewährte Lebensfrist, auf das Jahr feststellen zu können, bei mir bekannten, aber nicht in näherem Konnex stehenden Frauen, die mich als Arzt weiter nicht angingen.

Es dürfte doch jedem einleuchten, daß solche Kenntnis für das lebenerhaltende Streben des Arztes von ungeheuerer Bedeutung und Tragweite sein müsse, weil ein hierauf begründetes rechtzeitiges Einlenken für die bisher geborene Nachkommenschaft von ganz unberechenbarem Werte ist, und ein zweifelhaftes Zeugungsprodukt dadurch vermieden werden kann.

Zu 3.: Aus der obigen Darstellung mit den zahllosen in Betracht kommenden Fragen ersieht man, welche Punkte hauptsächlich für das regelrechte Dasein, für die Weiterführung des Lebens, mit den damit verbundenen Lebensaufgaben in Betracht gezogen werden müssen. Daraus lassen sich nun die Gefahren berechnen, welche dieses oder jenes Leben bedrohen. Nachweislich ist zunächst: daß, so viele edle Organe im Körper es gibt, ebensoviele Gefahren bestehen für die Gesundheit, das Leben der Mutter, ferner: daß Gefahren eintreten können ohne Rücksicht auf irgend ein besonderes Organ. Ueber fast alle diese Punkte besitze ich bestimmte persönliche Erfahrung. Ich will versuchen, in Kürze das Erlebte, tunlichst durch je einen betreffenden Fall, zu skizzieren.

a) Obenan als Organ steht die Lunge. Die Mehrzahl der Fälle, wo Mütter einer Reihe von (sechs bis zehn) Kindern in der Blüte der

Jahre sterben (man sehe auf die täglich in den Zeitungen erscheinenden Todesnachrichten), kommen auf das Konto der Lungen-Tuberkulose. Die Kinder sind dann noch alle klein und gehen einer trüben Zukunft entgegen. Die letztgeborenen Kinder tragen außerdem das verhängnisvolle Kainszeichen der erblichen Belastung. Die Tuberkulose wäre bei der Mutter entschieden nicht eingetreten, wenn die Kinderreihe eine kürzere, eine weniger rasch folgende gewesen.

b) I. Der Magen. Eine sehr blutarme Frau erkrankte vor oder während der dritten Schwangerschaft an Magengeschwür. Nach dem Wochenbette trat eine heftige Blutung ein (ich war Zeuge davon), die ihrem Leben ein Ende machte. Die Kinder dieser sind minderwertig.

b) II. Der Darm. Eine Beamtenfrau erkrankte seiner Zeit in Lothringen an Dysenterie (Ruhr), sie war lange krank und hatte dann eine sehr langsame Rekonvaleszenz. Der Arzt erklärte damals eine fernere Schwangerschaft für bedenklich. Nach längerer Zeit in andere Gegend versetzt, wurde sie wieder schwanger und befand sich soweit wohl. Die Entbindung ging sehr schleppend vor sich, Zeichen von Zerreißung von Narbengewebe der Gedärme traten dabei ein, eine beschleunigte Entbindung konnte sie nicht retten, sie starb an Unterleibsentzündung nach wenigen Tagen.

c) Herz. Eine Mutter von sieben Kindern, 32 Jahre alt, hatte als junges Mädchen von 19 Jahren einen Gelenkrheumatismus durchgemacht, wonach sie einen Herzklappenfehler zurückbehalten. Man hatte ihr geraten, nicht zu stillen, weil „das ja noch mehr schwäche"! Nach meiner Erfahrung schwächt aber die Schwangerschaft eine solche Frau noch viel mehr als die Stillung. Bei der achten Entbindung war ich zugegen. Nach der Schilderung der Angehörigen seien die früheren Entbindungen höchst peinlich gewesen; was ich jetzt sah, spottete aller Beschreibung, es war schauderhaft. Während eines Ohnmachtszustandes konnte ich rasch die Entbindung vollenden. Die Dulderin starb am dritten Tage, das lebensschwache Kind auch. Die Arme hatte mindestens ein Kind zu viel geboren. Die anderen kleinen Kinder hatten ein gesundes Aussehen, die Rasse schien eine gute zu sein, durch den Verlust der Mutter aber mußte sie verschlechtert werden.

d) Leber. In der Familie einer schwach aussehenden Arbeiterfrau (vier Kinder) war ich bei den Kindern ärztlich tätig. Das Aussehen der Frau bestimmte mich, sie vor fernerer Schwangerschaft zu warnen. Vergebens. Längere Zeit danach fand ich während der fünften Schwangerschaft ein schweres Leberleiden; ein halbes Jahr nach der Geburt starb sie daran. Ihr Kindchen war „Gottlob" schon vorher gestorben.

e) Nieren. Bei einer jungen Sergeantengattin mußte die erste Schwangerschaft wegen Eklampsie (Schwangerschaftsniere, Morbus Brightii) künstlich unterbrochen werden. Das Kind war abgestorben. Die Frau erholte sich rasch. Die bald folgende zweite Entbindung zeitigte ungefährdet einen gesunden Knaben. Bald darauf in der dritten Schwangerschaft, vor welcher trotzdem ernstlich gewarnt worden war, starb die Frau an anderem Orte unentbunden an Eklampsie. Ihr Söhnchen mußte Fremden überantwortet werden.

f) Gebärmutter und Eierstock. Es ist mir kaum möglich, aus dem umfangreichen mir vorliegenden Materiale von Lebensgefährdung

durch Mängel und Krankheit der gedachten Organe irgend einen besonderen Fall heraus zu bringen. Es wird jedem einleuchten, daß jede geringste Abweichung von der Norm desjenigen Organs, welches ausschließlich der Fortpflanzung dient, die verhängnisvollsten Folgen mit sich führen muß. In Verbindung mit dieser Abteilung steht die folgende.

g) Gehirn. Einer Handwerkerfrau, Mutter von sieben Kindern, wurde der verblümte Wunsch ausgesprochen, daß sie nicht mehr gebären möge. Es war ein Gebärmutterleiden nach dem letzten Wochenbett zurückgeblieben. In der achten Schwangerschaft erlitt sie einen plötzlichen sogenannten „Herzschlag“, dem der Tod bald folgte. Die Verstopfung einer Gehirnpulsader (Embolie), ausgehend von der kranken Gebärmutter, war die Ursache gewesen. Unter den Folgen der Mutterlosigkeit litt der älteste 14—15jährige Sohn schwer. Er verlor allen Halt. Nach und nach versumpfte er und starb in jugendlichem Alter; auch auf eine Tochter übte der zu frühe Tod der Mutter einen ungünstigen Einfluß.

Eine Arbeiterfrau, Mutter von sieben Kindern, wurde im Wochenbett wahnsinnig und ertränkte sich, indem sie den Kopf in einen vollen Wassereimer zwängte. Im vorletzten Wochenbett soll sie einige Zeit irre geredet haben. Die Kinder kamen ins Armenhaus.

h) Skelett (Knochenbau). Das zu enge Becken (nach englischer Krankheit) bedingt, anstatt natürlicher Entbindung, den Kaiserschnitt, der, wie die Annalen lehren, zum öfteren an derselben Person ausgeführt, durch unvorher berechenbare Zufälle schließlich doch zum Tode führt. Die Nachkommenschaft solcher Frauen ist gewöhnlich minderwertig. Ich habe solche gleich beim ersten Kaiserschnitt sofort unfruchtbar gemacht, um nicht im nächsten Jahre zur abermaligen bedenklichen Operation gezwungen zu sein.

i) Die Ausmergelung tötet auch das allergesündeste Weib. Eine Zeitlang liefert solches gesunde kräftige Kinder, da aber die Ernährung (Nahrungsmittel) eher ab- als zunimmt, die Arbeitsleistung immer mehr wird, kommt der Zeitpunkt, von wo ab wegen der mütterlichen Unfähigkeit das Proliferat nichts mehr taugt.

Eine (der Beschreibung des alten 1888 im Armenhause sitzenden Witwers zufolge) in ihrer Jugend schöne, tadellos gesunde Frau von gesunder Herkunft verheiratete sich nach vollständig erreichter Geschlechtsreife im Alter von 26 Jahren im Jahre 1860. Sie gebar 1861 ein gesundes Kind. Sie hatte so reichliche Brustnahrung, daß sie aus Barmherzigkeit ein zweites Kind weit über das Jahr hinaus gleichzeitig sättigte; im Jahr 1863 gebar sie das zweite Kind, gesund, Stillung über ein Jahr; 1865 das dritte Kind, Stillung ein Jahr; 1867 das vierte Kind. Bis hierher war die kräftige, niemals krank gewesene Frau unaufhörlich für die Fortpflanzung tätig gewesen, also entweder schwanger oder stillend. Im vierten Wochenbett nun war die Widerstandsfähigkeit zunächst der Brüste vernichtet, sie erlitt eine schwere Entzündung der Milchdrüsen, welche für alle Zukunft die Fähigkeit des Stillens vernichtete; dabei blieb die Frau schwach und blutarm, ohne sich vollständig erholen zu können; 1869 gebar sie das fünfte Kind, es bekam die Flasche und starb 1½ Jahr alt. Die Schwäche der Frau blieb dieselbe; 1871 das sechste Kind, bekam die Flasche, blieb im Leben

aber schwächlich. Die Mutter unverändert, gebar 1873 das siebente Kind, das, mit der Flasche ernährt, nur zwei Jahre alt wurde. Die Schwäche der Frau nahm nicht ab, sondern zu; 1875 gebar sie das achte Kind, Flasche, starb ein Jahr alt. Die reizbare Schwäche der Frau nahm so zu, daß sie schon im folgenden Jahre 1876 das neunte Kind gebar. Dieses Kind blieb schwächlich, ich werde weiter unten an diesen Punkt wieder anknüpfen. Wieder im folgenden Jahre gebar die Dulderin, zum letzten Male, das zehnte Kind; Flasche, lebte ¾ Jahre. Am achten Tage im Wochenbett bekam die schwache Mutter einen „Herzschlag", fiel ins Kissen zurück und war tot. (Insufficientia cordis wegen chronischer Anämie.)

Das neunte Kind wurde in dem Alter von zwölf Jahren mir von einer barmherzigen Dame zugeführt, weil das arme Mädchen gänzlich verwahrlost war. Dasselbe war nebenbei die Veranlassung, daß ich die Lebensgeschichte der Mutter von dem im Armenhause sitzenden, an Leib und Seele gebrochenen Vater erfuhr.

Das Kind erholte sich unter meiner Aufsicht durch die angewandte Pflege. (Mit welchem Rechte man in solchen Fällen die Bemühungen des Arztes, der ja auf seinen Unterhalt durch Kranke angewiesen ist, unentgeltlich erwartet? diese Frage habe ich mir öfters vorgelegt, doch nie eine befriedigende Antwort erhalten.)

Zu 4.: Aus den obengenannten Beispielen ersieht man leicht, daß der trübe Ausgang in vielen Fällen lange vorher schon seinen Schatten wirft, zu einer Zeit also, wo demselben mit Erfolg vorgebeugt werden kann. Wer sich mit dieser Materie spezieller befaßt, dieselbe sich zum ernstesten Studium gemacht hat, ist meistens imstande, den Ausgang mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, so daß er jedes Mittel, welches ihm zur Abwehr geeignet erscheint, zu verwenden sich anschickt.

Die Gefahren führen in ihren chamäleonartigen Gestalten, bald langsamer, bald schneller, alle zu einem Ende: zur bleibenden Schwächung des mütterlichen Körpers, so daß derselbe nur mehr unvollkommene Nachkommenschaft erzeugt, oder, ohne den Körper Zeit zu neuer Zeugung zu lassen, zum Tode, wodurch die fernere Erziehung der bisherigen Kinder, wie schon mehrfach betont, einen unüberwindlichen Abbruch erleidet.

Die rationelle Unterdrückung fernerer Zeugung ist diesfalls eine gebieterische Forderung. Ich betone hier ausdrücklich, daß es in so ernsten Dingen, wo das Leben einer oder mehrerer Personen auf dem Spiele steht, nicht genügt, fromme Wünsche zu äußern, sondern, daß der Kompetente — also der Hausarzt — womöglich noch in Uebereinstimmung mit einem Spezialarzte das positive Verbot der Schwangerschaft erlassen und daß demgemäß verfahren werde; ich nenne daher die Mittel:

1. Das zuerst zu nennende Mittel ist geschlechtliche Enthaltsamkeit in der Ehe. Dieses Mittel aber steht, solange es nicht zugleich mit örtlicher Trennung verbunden ist — nur auf dem Papiere; in Wirklichkeit gibt es dieses nicht. Die wüstesten Ehen, wo Haß, Streit, Zank und Prügel an der Tagesordnung sind, sind hierfür die beredtesten Zeugen.

2. Wo im sympathischen Eheverhältnis die Anwendung des Obengenannten doch behauptet werden sollte, braucht man dem keinen Glauben beizumessen, es wird dann eben der „Congressus interuptus“, das „in acht nehmen“ geübt, das man später durch eintretende, besonders nervöse Leiden bei einem oder beiden Eheleuten nachweisen kann. Jenes ist besonders einleuchtend da, wo einer jungen Ehe rasch zwei oder drei Kinder entsprossen sind, die Fortpflanzung dann jahrelang aufhört, bis die Ehefrau in ihren vierziger Jahren, wo man den Eintritt der Wechseljahre erhoffte, aus Unvorsichtigkeit noch einmal schwanger wird. Ich habe viele Beispiele dafür gesammelt.

In Frankreich ist jener Vorgang die Veranlassung zum Sinken der Geburten-, der Bevölkerungszahl. Neuerdings klagt auch der Arzt Engelmann in Boston (Mass., U. S. A.), daß die eingeborenen Amerikaner demselben System nachweislich huldigen, so daß er von irgend welcher Beeinflussung der Zeugung nichts wissen will. In Deutschland hat man derartiges nicht zu fürchten, wenn, wie es den Anschein gewinnt, die berufenen Hygieniker (die Aerzte) sich es angelegen sein lassen, das Steuer zur Zuchtwahl in die Hand zu nehmen; durch Belehrung wie durch Handlung in ihren Kreisen das Augenmerk lediglich auf Erhaltung gesunder Mütter einer gesunden Nachkommenschaft zu richten, beziehungsweise durchzuführen. Es bedarf dazu nur etwas mehr Offenheit und Geradheit unter Beiseitesetzung von lügenhafter Geziertheit und hinterlistiger Vornehmheit.

3. Absolut aufgehoben wird die Fruchtbarkeit durch Entfernung der Eierstöcke. Es werden von vielen Aerzten die dadurch verfrüht eintretenden Wechseljahrwallungen sehr gefürchtet. Die in dieser Beziehung zu meiner Beobachtung gekommenen Fälle hatten nichts Gefahrdrohendes an sich; ein Zustand, der überall früher oder später überwunden werden muß, läßt sich leichter früh ertragen, wenn die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit jenem gegenüber in die Wagschale gelegt werden kann. Mehrere seiner Zeit Schwerkranke sind nach Jahren noch dankesvoll. Die erzielte Genesung war von einem unverkennbar wohltuenden Einfluß auf die Nachkommenschaft.

4. Um jene Wallungen zu umgehen, werden unter Erreichung derselben Ziele bloß die Muttertrompeten entfernt. Es ist gewiß eine ideale Operation. Die Wallungen werden dann für später aufgespart. Ein Einfluß auf die Konstitution, eine Aenderung derselben wird aber dann hierdurch nicht bedingt oder erreicht, was doch in gewissen Fällen wünschenswert wäre. Im übrigen sind meine betreffenden Kranken mit ihrem Geschick sehr zufrieden.

5. Bei messerscheuen Personen erreicht man die Vorteile der Operation unter 4. durch Verödung der Gebärmutterhöhle. Auch hier habe ich zufriedenstellende Resultate aufzuweisen. — Eine mit Recht den Eintritt der Schwindsucht fürchtende zarte, gänzlich nervös erschöpfte Frau (deren Mutter in ihrem vierten Lebensjahre an Tuberkulose starb) mit einer unbeschreiblich kummervollen Jugend im Hause einer harten, gefühllosen, geizigen Muhme (so daß sie mehrere Male im Begriff stand, sich zu ertränken, wenn sie nicht immer wieder eine Stimme vernommen, die ihr zurief: „Gott sieht deine Missetat“), Mutter von fünf Kindern, geboren von ihrem 18. bis zu ihrem 24. Lebensjahre,

d. Z. vollständig erschöpft und am Grabesrande, erklärt sich vollkommen zufrieden mit dem Erreichten. Ihre Beschwerden sind nicht nennenswert, sie ist, was bis zur Geburt des letzten Kindes nicht mehr denkbar war, seit zwei Jahren imstande, ihren Hausstand zu führen, die Kinder zu pflegen! Der eigentümlich melancholische Blick ist verschwunden.

6. Meine eigene als Ausfluß der Not erdachte Methode, nach welcher die Frau — wie in hundert anderen Fällen auch — zwar in ein gewisses, aber niemals drückendes Abhängigkeitsverhältnis zu dem Arzte ihres Vertrauens gerät, sonst aber vollständig unabhängig gemacht wird von der zweifelhaften Gnade des Ehemannes. — Ein bezeichnender Fall. Eine Arbeiterfrau stillte ihren dritten Knaben. Ich wurde gerufen wegen seiner Unruhe. Er wurde nicht mehr satt von der Mutterbrust. Die niedergeschlagene[1]) Mutter zeigte die Symptome einer beginnenden Lungentuberkulose (Spitzenkatarrh).

Ich untersagte zunächst jede körperliche Luxusausgabe, als das weitere Stillen und vor allem verbot ich fernere Schwangerschaft; beugte derselben auf meine Weise vor; unter für Körper und Geist günstigen Verhältnissen erholten sich die Frau, und besonders die Kinder. Der Gatte starb, als der jüngste acht Jahre war. Die mit einem klaren Menschenverstande begabte Mutter hatte die Kraft und den Mut erlangt, die Kinder selber, allein, groß zu ziehen, die Knaben kamen niemals in ärztliche Behandlung, die Söhne waren alle drei schmucke, tadellose Soldaten.

Die Mutter wird wohl zu ihrer Zeit an Tuberkulose sterben, aber erst dann, wenn ihre Söhne sie entbehren können, also nach vollkommen vollführter Lebenspflicht. — (Ein Kabinettsstückchen aus meinem ärztlichen Archiv!)

Ich habe bisher nur Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes geschildert, und werde damit mich begnügen. Mit Erfahrungen anderer werde ich mich nicht weiter befassen. Kollegialischerseits bin ich oft gewarnt worden vor Mißbrauch meiner Methode, persönlich habe ich keine Gelegenheit gehabt, einschlägiges zu beobachten. Drei Kollegen, die zufällig unbeweibt sind, haben behauptet, daß ich die Frauen gebärfaul mache, welcher Vorwurf mir von verheirateten Kollegen niemals geworden ist; ferner, „daß die Frauen der besseren Stände jetzt einfach keine Kinder haben wollen“, weil sie „zu rasch verblühen“ (ein törichter Glaube), „geniert sind“ u. s. w., „was man vom staatlichen Standpunkte aus als großen Uebelstand zu betrachten habe“, daß „ich den französischen Sitten Vorschub geleistet“. Diesem gegenüber habe ich zu bemerken, daß das soeben Gesagte nichts Neues ist, daß ich solche Ansichten und Aeußerungen schon in meinen Studentenjahren vernommen habe, also bevor ich eigene Lebenserfahrung sammeln konnte; ebenso, daß ich damals die französischen Maximen schon habe vortragen hören.

Auf meinen oben erwähnten Ehegeschichtstabellen habe ich noch eine, meines Erachtens wichtige Bemerkung gemacht, nach welcher man die vorliegenden Mutterleben klassifizieren kann, um das Endurteil

---

[1]) Gewaltsam ist der Zwang des Bluts! Mit Qual gebiert das Weib und quält sich fürs Geborene. Schiller, Iphig. in Aulis, IV, 3.

noch positiver gestalten zu können. Es sind die sogenannten Lebensqualitäten der Betreffenden, danach heißt:

I. Qualität: tadellos gesund und stark. Personen dieser Beschaffenheit sind natürlich die vorzüglichst geeignetsten zur Fortpflanzung; selbstverständlich soll aber auch hier Vernunft obwalten. Professor Hegar in Freiburg verlangt, daß jede Frau für jedes Kind $2\frac{1}{2}$ Jahre Zeit haben müsse, um gesund zu bleiben. Ich hatte $2\frac{1}{4}$ Jahr berechnet und gefordert. Nimmt man nun den Fall, daß eine gesunde, normal ernährte und nährende Frau 24 Jahre lang (vom 21. bis 45. Jahre) geschlechtstätig ist, so kann sie reichlich zehn gesunden Kindern mit bester Lebensaussicht ohne eigenen Schaden das Leben geben. Dies ist eine Zahl, womit jeder Staatskundige sich zufrieden geben kann. Die Nachkommenschaft solcher wäre danach, präsumtiver Maßen, als erstklassig zu bezeichnen (eine zu erstrebende Ehrung).

II. Qualität: stark, aber erblich belastet. Auch diese Eigenschaft läßt unter den erforderlichen günstigen Verhältnissen einen kräftigen Volksschlag erwarten, doch hat man auf die Qualität des Produktes genau Rücksicht zu nehmen, weil man immerhin mit schlummernden ererbten üblen Eigenschaften zu rechnen hat, die bei irgend welcher mütterlichen Störung oder momentaner Unterernährung wieder hervorbrechen und von verhängnisvollen Folgen sein können.

III. Qualität: erblich belastet und schwach. Es wäre gar zu hart, wenn man solchem Weibe das hehre Muttergefühl ganz verweigern wollte, da solche meist zart besaitete Seele oft von großem psychischen Werte, leicht niedergedrückt und dadurch unheilvoll beeinflußt werden könnte. Man begnüge sich aber mit der geringsten Leistung solcher und setze das Weib instand, gänzlich unbehindert seine volle Mutterpflicht zu erfüllen, wodurch ein an Zahl zwar geringes, aber doch noch gutes, brauchbares, nicht selten geistig hervorragendes Proliferat hervorgeleitet werden kann.

IV. Qualität: schwach und erschöpft, elend und krank. Es wäre wohl höchst bedenklich, auch nur die geringste Leistung von solchen Personen zu verlangen; sie sind also unbedingt zu sterilisieren, wozu jedes Mittel (zeitweilig oder auf immer), das am passendsten erscheint, recht ist. Das strikte Schwangerschaftsverbot ist hier in allen Konsequenzen durchzuführen. Auch der artifizielle Abort, dem von den Autoren mit der schärfsten Dialektik und genau formulierter Beschränkung das Wort geredet wird, ist diesfalls als Rettungsmittel heranzuziehen, besonders wenn zwei kompetenten Beurteilern das betreffende Leben anvertraut wurde.

Die nach und nach aus der Therapie in die Prophylaxe hineingedrängte medizinische Wissenschaft ist für die Zukunft berufen, den Wachtposten für die individuelle Gesundheit und Lebensfähigkeit abzugeben, ohne die ein Staat, auch der begütertste, unabweislich zugrunde gehen muß.

Die Bedeutung der Germanen in der Weltgeschichte.

Dr. Ludwig Wilser.

(Vortrag im Alldeutschen Verband, Heidelberg.)

Wer unbefangen und offenen Auges ins Leben sieht, muß bald erkennen, daß die Gleichheit aller Menschen ein frommer Wahn ist, daß die Anschauung, der einzelne brauche nur zu wollen, um es allen anderen gleich zu tun, mit den Tatsachen im schroffsten Widerspruch steht. Schon die Willenskraft selbst ist unendlich verschieden, noch mehr aber sind es die leiblichen und geistigen Kräfte. Was dem einen Kinderspiel dünkt, daran muß ein anderer verzweifeln. Woher diese ungleiche Verteilung der Fähigkeiten? Etwa von der Erziehung, die ja aus äußeren Gründen den Menschenkindern in sehr ungleichem Maße zu teil wird? Nach meiner Auffassung der Vererbungsgesetze bin ich weit entfernt, die Bedeutung der Erziehung, die gute Anlagen kräftigen und ausbilden, schlimme dagegen unterdrücken oder doch dämpfen kann, ja sogar den Nachkommen zu gute kommt, zu unterschätzen. Nicht mit Unrecht sagt der Dichter:

> Man könnt' erzogene Kinder gebären,
> Wenn die Eltern erzogen wären,

aber die Mühe auch des besten Erziehers ist vergeblich, wenn die schlechten Anlagen überwiegen, und auch die guten können nur bis zu einem gewissen Maße gesteigert werden, das eben von vornherein durch die Vererbung gegeben ist. Was wir sind und können, verdanken wir der ungezählten Reihe unserer Vorfahren, die in stets fortschreitender Entwicklung, nicht ohne Mühe, sondern in endloser Arbeit, unter Nöten und Gefahren, im Ringen gegen die Naturgewalten aus tierischen Anfängen allmählich zu menschlicher Gesittung emporgestiegen sind, und indem wir unsere angeborenen Fähigkeiten für die Aufgaben des Lebens, für den Kampf ums Dasein ausbilden, schärfen wir gewissermaßen nur ein von den Ahnen überkommenes Schwert und machen das Dichterwort wahr:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.

Alles, was einem Volke gelingt, in Kunst und Wissenschaft, im Handel und Gewerbefleiß oder, wenn es sein muß, auch mit den Waffen, setzt sich zusammen aus Einzelleistungen, und die Anzahl tüchtiger, tapferer, tatkräftiger und erfindungsreicher Männer hängt ab von der Rassenmischung des Volkes, denn die Rassen sind unter sich ebenso verschieden, wie die einzelnen Menschen. Auch die Ungleichheit der Menschenrassen ist eine Folge ihrer natürlichen Entwicklung: diejenige, die die längste und härteste Schule durchgemacht hat, muß alle anderen überflügeln. Nicht oft genug kann es wiederholt werden, daß „Rasse“ und „Volk“ ganz verschiedene Begriffe sind, deren Verwechselung die größte Verwirrung in der Geschichte und Völkerkunde angerichtet hat. Die „Rasse“ wird bestimmt durch leibliche Merkmale und geistige Eigenschaften, die in ungemessenen Zeiträumen unter der Wirkung der Außenwelt erworben, von Geschlechtern

zu Geschlechtern erblich übertragen werden; zur Umschreibung des Begriffs „Volk“ aber sind wir auf die Sprache angewiesen, die nicht ererbt, sondern erlernt wird, und haben auf die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ keine andere Antwort als die des Liedes: „Soweit die deutsche Zunge klingt.“ Wie die Sprache erlernt wird, kann sie aber auch verlernt, vergessen, gewechselt werden wie ein Rock, während aus der Haut, so oft man dies im Aerger auch wünschen mag, noch niemand gefahren ist. In den Vereinigten Staaten soll es jetzt besondere Anstalten zur „Mohrenwäsche“ geben, in denen die Haut gebleicht, das Haar gefärbt und geglättet wird; ihr Erfolg dürfte aber, wie ich fürchte, nur ein mäßiger sein.

Da mit der Volkssprache alle Landsleute sich verständigen können, gilt sie allgemein als Zeichen der Zusammengehörigkeit und gemeinsamen Abstammung und, obgleich Ererbtes und Erlerntes nicht ohne weiteres miteinander verglichen werden darf, so besteht doch, schon weil die Kinder ja meistens die Sprache der Eltern annehmen, auch zwischen Rasse und Sprache ein gewisser Zusammenhang, dessen Ermittelung zu den wichtigsten Aufgaben der Völkerkunde gehört. Das Verbreitungszentrum einer Rasse ist verhältnismäßig leicht zu finden: es kann nur da sein, wo ihre kennzeichnenden Merkmale am häufigsten vereinigt, am reinsten erhalten sind. So einfach ist die Sache bei der in steter Fort- und Umbildung begriffenen Sprache nicht, doch kann man im allgemeinen sagen, daß wir der Wurzel eines Sprachstammes da am nächsten sein müssen, wo die längste Entwicklung stattgefunden hat, d. h. wo wir die jüngsten, nicht, wie man früher glaubte, die altertümlichsten Sprachformen antreffen. Auch wird ja, wie die Geschichte in zahllosen Beispielen lehrt, mit den durch Wachstum und Ausdehnung der Rasse hervorgerufenen Völkerwanderungen zugleich auch die Sprache der jeweiligen Entwicklungsstufe verbreitet.

Wie die naturwissenschaftliche Rassenforschung gezeigt hat, bestehen die meisten europäischen Völker aus zwei oder drei Rassen in den mannigfaltigsten Mischungs- und Kreuzungsverhältnissen, und zwar erstens der nordeuropäischen (Homo europaeus Linné) mit länglichem Schädelbau, blauen Augen, weißer Haut, hellem, langem und weichem Haupthaar, starkem Bart und hohem, kräftigem Wuchs, ganz besonders aber durch hervorragende geistige Eigenschaften, scharfen Verstand, Tatkraft und Wagemut ausgezeichnet; zweitens der südeuropäischen oder Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus), gleichfalls mit Langschädel, aber dunklerer Haut, braunen Augen, schwarzen Haaren, schlanker und zierlicher Gestalt, geistig zwar unter den Nordeuropäern stehend, ihnen aber doch von allen Rassen am nächsten kommend; drittens den Rundköpfen (Homo brachycephalus var. alpina) mit breitem und kurzem Schädel, gelber Haut, braunen Augen, schwarzem, straffem Haar und untersetzter Gestalt. Es ist möglich, daß schon in der Urzeit Uebergänge, wenigstens zwischen den beiden ersten, bestanden haben; jetzt sind in den meisten Ländern unseres Weltteils die Zeichen langdauernder und wiederholter Blutmischung unverkennbar. Völlig rassereine Völker gibt es nicht mehr, doch ist immerhin in einigen Gegenden, trotz dem ins Ungeheuere gesteigerten Weltverkehr, die Mischung noch nicht sehr weit vorgeschritten, so daß sich hier die beiden Begriffe nahezu decken. Zu diesen Ländern gehören im Norden

vor allem die skandinavischen Staaten, im Süden einige Inseln des Mittelmeers und die Spitzen der drei großen Halbinseln; dort hat sich die nord-, hier die südeuropäische Rasse fast rein erhalten. Das Verbreitungszentrum des Homo europaeus ist durch die große, in den letzten Jahren unter Retzius' Leitung durchgeführte Volksuntersuchung ohne jeden Zweifel im mittleren Schweden festgestellt; in einigen Landschaften vereinigt dort nahezu ein Fünftel, im ganzen Königreich etwas mehr als ein Zehntel der Bevölkerung noch heute sämtliche Merkmale der nordischen Rasse. Da seit der ersten Besiedelung des Landes nach der Eiszeit größere Einwanderungen nicht mehr stattgefunden haben, die Auswanderung aller Germanen aus Scandia, Scandinavia, dem „anderen Erdkreis" der Alten, aber, wie ich auf Grund der Monumenta Germaniae im einzelnen nachgewiesen, als geschichtliche Tatsache betrachtet werden darf, so hat der Name „germanische Rasse" eine gewisse Berechtigung; so sehr ich immer vor der Bezeichnung naturwissenschaftlicher Begriffe mit geschichtlichen Völkernamen gewarnt habe, dies ist die einzige Ausnahme, die ich gelten lasse.

Die Knochenfunde altgermanischer Gräber, auch außerhalb der Stammesheimat, bekunden übereinstimmend mit den Schilderungen der Augenzeugen, daß im Beginn der deutschen Geschichte, vor zwei Jahrtausenden, das große, in vier Hauptstämme mit vielen Zweigen gespaltene Volk der Germanen fast durchweg aus reinblütigen Vertretern der langköpfigen und hellfarbigen Rasse bestand. Eine Vergleichung von Schädeln aus Reihengräbern, Grüften, Beinhäusern und Friedhöfen lehrt dagegen, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert, wie durch den Gang der Geschichte begreiflich, die Reinheit des Blutes unserer Vorfahren abgenommen hat. Unsere im vorigen Jahrzehnt abgeschlossene Untersuchung der badischen Bevölkerung hat ergeben, daß diese fast nur noch aus Mischlingen besteht: unter 200 Menschen findet man bei uns kaum noch einen, der in jeder Hinsicht den germanischen Eroberern des Landes gleicht. Eine solche Rassenmischung, wir müssen fast sagen ein solcher Rassenwechsel, kann nicht ohne Einfluß auf Gesinnung und Leistungsfähigkeit eines Volkes bleiben; da jedoch das fremde Blut nur ganz allmählich eingedrungen ist, dürfen wir trotz der Veränderung in der äußeren Erscheinung annehmen, daß im allgemeinen die geistigen Eigenschaften der Herrenrasse mit ihrer Sprache den Sieg behauptet haben.

Diese Rasse, aus der die meisten Kulturvölker alter und neuer Zeit hervorgegangen sind, ist ohne Frage die edelste des gesamten Menschengeschlechts, die schönste Blüte, die reifste Frucht am Stamme des Homo sapiens. Schon ihre äußeren Merkmale lassen erkennen, daß sie das Endglied der langen Kette menschlicher Entwicklung bildet: die hellen Farben, das lange Haupthaar, der starke Bartwuchs, die Rückbildung der Zähne und Kiefer, die durch Verwischung des tierischen Ausdrucks dem Menschenantlitz seinen Adel verleiht, der treffliche Bau des Fußgewölbes, all das gehört zu den jüngsten Errungenschaften der Menschen. Hand in Hand damit ging selbstverständlich die Ausdehnung des Schädels, die Zunahme des Gehirns und die fortschreitende Entwicklung der geistigen Fähigkeiten.

Zuletzt von allen stammverwandten Völkern sind die Germanen, die wir mit Stolz unsere Vorfahren nennen, aus ihrer engen Urheimat

auf die weite Bühne der Weltgeschichte herausgetreten. Sie waren daher am längsten vor Vermischungen mit minderwertigen Rassen geschützt und hatten die meiste Zeit, ihre kennzeichnenden leiblichen und hervorragenden geistigen Eigenschaften auszubilden und, gewissermaßen in Reinzucht, erblich zu befestigen. Was Wunder, daß ihnen die Weltherrschaft zufiel, zu der sie kraft ihrer natürlichen Entwicklung nach dem Recht des Stärkeren oder, wenn Sie wollen — es ist dies nur ein anderer Ausdruck —, von Gottes Gnaden berufen und befähigt waren.

Ich habe, meine Herren, diese naturwissenschaftliche Einleitung, diese Erörterung von Rassenfragen vorausgeschickt, weil ich sie für unumgänglich halte zum richtigen Verständnis der Geschichte, insbesondere der deutschen. Vor vierzig Jahren schon hat es Alexander Ecker, mein verehrter Lehrer, ausgesprochen, daß die Anthropologie die „vornehmste Hülfswissenschaft der Geschichte" werden müsse; sein prophetisches Wort ist in Erfüllung gegangen, sie ist es geworden, für alle wenigstens, die erkannt haben, daß die Urkunden, mögen sie nun in Stein gehauen, in Erz gegraben oder auf Pergament geschrieben sein, nur ein lückenhaftes, durch Gedächtnisfehler entstelltes, von „der Parteien Haß und Gunst verwirrtes" und daher ergänzungsbedürftiges Bild der Vergangenheit geben. Vor kurzem hat man sich hier, bei der Historikerversammlung, über die „Grenzen der Geschichte" gestritten. Ich kenne wohl Grenzen des Gesichtskreises und der Arbeitskraft, nicht aber der sogenannten „Weltgeschichte", die nur einen verschwindend kleinen Teil der Menschheitsgeschichte und als solche den allerletzten Abschnitt der Entwicklungsgeschichte des Lebens auf unserem Erdball bildet, des Lebens, das in den Meeresfluten mit dem ersten Urschleimklümpchen begonnen hat und erlöschen wird, wenn der letzte Mensch, bedrängt von Schnee und Eis, am Gleicher seine Seele aushaucht.

Wie Sie wissen, ist durch eine weitverbreitete Uebersetzung das deutsche Volk mit dem vor einem halben Jahrhundert erschienenen Werk des Grafen Gobineau über „Die Ungleichheit der Menschenrassen" (Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris 1853) bekannt gemacht worden. Da ich schon früher, als einer der ersten in Deutschland, auf diesen eigenartigen, damals fast ganz vergessenen Denker aufmerksam gemacht hatte, kann ich mich darüber nur freuen und wünsche dem Buche recht viele Leser. Nur möchte ich vor Ueberschätzung und der Meinung warnen, dasselbe enthalte, wie man oft hören und lesen kann, eine neue Offenbarung und die lautere Wahrheit. Das ist ein Irrtum: der Hauptinhalt des Werkes, daß nämlich die weiße Rasse an der Spitze der Menschheit stehe und die „Edelrasse" der Germanen allen anderen Völkern überlegen sei, war auch vor fünfzig Jahren nicht neu, sondern schon vorher in ähnlicher Weise von den Deutschen Burdach, List, Klemm, Carus, Lindenschmit, von Wietersheim, den Engländern Harvey und Latham gelehrt worden. Besonders durch die in den Jahren 1843—52 erschienene Kulturgeschichte von Klemm ist Gobineau, der sie auch gelegentlich anführt, entschieden beeinflußt worden, und 1852, also ein Jahr vor ihm, hat von Wietersheim (Zur Vorgeschichte der deutschen Nation) den „germanischen Stamm sowohl durch Uranlage als durch geschichtliche Erziehung" für

vorausbestimmt zur „Weltherrschaft“ erklärt. Dagegen bleibt dem vielseitig gebildeten französischen Edelmann das Verdienst ungeschmälert, seine Lehre mit dem Feuer der Begeisterung verkündet und zur Grundlage einer Weltanschauung gemacht zu haben, für die allerdings die meisten seiner Zeitgenossen noch nicht reif waren. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß sein „Versuch“ neben viel Wahrem auch manche folgenschwere Irrtümer, so das Festhalten an der asiatischen Herkunft der Germanen, enthält, daß er vor allem jeder naturwissenschaftlichen Begründung entbehrt und daher völlig in der Luft schwebt. Der Naturwissenschaft stand Gobineau gleichgültig, ja feindlich gegenüber, die durch Darwins „Entstehung der Arten“ (London 1859) volkstümlich gewordene Entwicklungslehre hat er im Vorwort der zweiten Auflage abgelehnt und jeden Einfluß der Außenwelt auf die Rassenbildung geleugnet. Er mutet damit seinen Lesern zu, an die Ueberlegenheit der Germanen wie an ein unerklärliches Wunder zu glauben.

Die verhängnisvolle Irrlehre von der asiatischen Herkunft der europäischen Völker, für die sich bekanntlich kein einziger wissenschaftlicher Grund anführen läßt, die aber trotzdem von Sprachforschern und Historikern mit wahrer Leidenschaft verteidigt und als „unumstößliche Wahrheit“ hingestellt wurde, war dem Verständnis der deutschen Geschichte besonders hinderlich. Da nämlich die Germanen zuletzt von all ihren Verwandten vom gemeinsamen Grundstock, dem „Kernstamm des Menschengeschlechts“, wie ihn schon vor 60 Jahren der Anatom Burdach genannt hat, sich abgezweigt haben, wäre gerade hier die oft ersehnte Verbindung der Geschichte mit der Vorgeschichte und die Erklärung der einen aus der anderen leicht gewesen, wenn nicht das unselige Vorurteil jede Anknüpfung vereitelt hätte. So aber mußten Geschichtsschreiber wie Mommsen und Leopold von Ranke bekennen, daß „über den germanischen Anfängen“ undurchdringliches Dunkel liege, daß es „ein vergebliches Beginnen“ sei, die Stämme der deutschen Geschichte auf die von Tacitus genannten Völkerschaften zurückzuführen. Stellen wir uns dagegen auf den Boden naturwissenschaftlicher Rassenlehre, dessen Festigkeit und Sicherheit auch durch die älteste geschichtliche Ueberlieferung bezeugt wird, so erhellt sich das Dunkel mit einem Schlage, lassen sich die verwirrten und abgerissenen Fäden mit Leichtigkeit schlichten und verknüpfen. Die „Völkerwanderung“, die nicht erst mit dem Hunnensturm beginnt, gibt sich als unmittelbare Fortsetzung vorgeschichtlicher Vorgänge zu erkennen, die Stammesgliederung der Germanen, der verwandtschaftliche Zusammenhang mit ihren Nachbarn, besonders den Kelten, tritt deutlich zutage.

Man pflegt gewöhnlich den Kimbernzug als Anfang der deutschen Geschichte zu betrachten; die alten Schriftsteller aber waren im Zweifel, ob sie Kimbern, Teutonen, Ambronen zu den Kelten oder den Germanen rechnen sollten, und auch nach dem heutigen Stand der Wissenschaft müssen wir zugeben, diese Völker hatten nach Leibesbeschaffenheit, Tracht, Bewaffnung, Sitte und Sprache gleiches Anrecht auf beide Namen. Der erste, wie zuerst Holtzmann richtig erkannt hat, in keltisch-westgermanischer Lautgebung nichts anderes als „Helden“ bedeutend, umfaßte ja ursprünglich auch einen Teil der Germanen. Dieser Name dagegen war noch für Tacitus „neu und erst vor kurzem

aufgekommen". War der erste Vorstoß von dem westlichsten der Germanenstämme, dem kimbrischen — auch diese Bezeichnung erstreckt sich über keltische und germanische Völker —, ausgegangen, so sehen wir bald darauf den größten, herminonischen, dessen Vormacht die Schwaben waren, vom Ausdehnungsdrang ergriffen. Wenn man die kriegerischen Scharen, die unter dem Heerkönig Ariovist sich im Herzen von Gallien festgesetzt hatten und, ohne Cäsars Dazwischentreten, das Land damals schon schwäbisch gemacht hätten, wie es später fränkisch wurde, nach ihrer Zugehörigkeit zu einem größeren Volke fragte, so konnten sie, da es einen gemeinschaftlichen Namen für alle vier Stämme (den kimbrisch-ingävonischen, den fränkisch-istävonischen, den schwäbisch-herminonischen und den gotisch-vandilischen) nicht gab, nur antworten: „Als Schwaben gehören wir zu den Hermanen (Herminonen)." Das ist in keltischer Aussprache (Carmanus, Garmanus = Hermann) „Germanen", welcher Name „wegen der Furcht" auch auf die übrigen Stämme übertragen wurde; jede andere Deutung unseres alten Volksnamens ist sprachlich unmöglich.

Auch über die Kulturstufe, auf der beim Eintritt in die Geschichte unsere Vorfahren standen, herrschen infolge des erwähnten Vorurteils die verkehrtesten Ansichten. Das Wort „Barbaren", wie alle Nichtrömer oder Nichtgriechen, darunter auch hochgesittete Völker, genannt wurden, beweist selbstverständlich nicht das mindeste; dagegen zeigt der Umstand, daß sie schon bei der ersten Begegnung die Römer mit trefflich geschmiedeten Eisenwaffen bekämpften, also die Steinzeit, in der es schon feste Ansiedelungen, wohnliche Häuser, Ackerbau und Viehzucht gab, das Kupfer- und Erzalter längst hinter sich hatten, wie ungereimt es ist, sie als „Wanderhirten" oder „rohe Natursöhne" zu bezeichnen. Hatte sie auch ein gütiges Geschick in ihren abgelegenen Wohnsitzen vor den übeln Folgen der Ueberfeinerung und Verweichlichung bewahrt, so waren sie bei all ihrer Sitteneinfalt doch keineswegs ungesittet. Sie waren ausgezeichnete Zimmerleute, Schiffbauer und Holzschnitzer; die ihren Gräbern entnommenen Waffen zeugen von ihrer Schmiedekunst, die Schmucksachen von einem eigenartigen künstlerischen Geschmack, einem ausgebildeten Stilgefühl. Ist doch der „romanische" Stil nichts anderes als die germanische Holzbaukunst mit ihrem reizvollen, in unerschöpflicher Abwechselung immer neuen Zierwerk auf Stein übertragen; der „gotische" Bau hat das kunstreiche, die Seitenwände entlastende Sprengwerk des hölzernen Dachstuhls zur Voraussetzung; die „Renaissance" bricht die erstarrten Ordnungen des klassischen Stils und bildet aus einzelnen Teilen desselben in schöpferischer Weise eine neue, vielgestaltige Bauweise und Zierkunst, in der auch manche altgermanische Formen fortleben.

Der kulturgeschichtlich wichtigste Besitz unserer Ahnen aber, bei dem ich deshalb etwas länger verweilen möchte, war ihre uralte Volksschrift, die Runen, die im Frankenreich noch lange im Gebrauch blieben und, auf Holz gemalt, neben den lateinischen Buchstaben und dem Bast der Papyrusstaude zu brieflichen Mitteilungen dienten. „Male nur", schrieb im 6. Jahrhundert der Dichter Fortunatus Venantius an einen Freund,

> Male nur fränkische Runen auf Eschenholz, und es soll gelten
> Statt des papyrenen Briefs mir der geglättete Stab.

Es verstand sich eigentlich von selbst, daß man den nordischen „Barbaren“, diesen „Bärenhäutern“, die alles und jedes der römischen Kultur verdankt haben sollen, die Erfindung ihrer Schriftzeichen nicht zutraute, und da die Aehnlichkeit derselben mit den römischen unbestreitbar ist, so lag es ja auf der Hand: die Germanen haben mit anderen Segnungen der Kultur auch die Schrift von den Römern entlehnt. Es blieb nur die Frage: wann und wie? Nach der deutschen Bearbeitung („Die Runenschrift“, Berlin 1887) des dänischen Runenwerks von Wimmer schien den gelehrten Germanisten die Frage erledigt; durch die „abschließenden Untersuchungen“ des dänischen Forschers, meinte z. B. Sievers im „Grundriß der germanischen Philologie“, könne die römische Herkunft der Runen „jetzt als sicher gelten“. Selten ist eine so zuversichtliche Behauptung schneller Lügen gestraft worden. Die seitdem aufgetauchten neuen Erklärungsversuche, die nicht nur ihr, sondern auch sich gegenseitig widersprechen, sind sämtlich mißlungen und beweisen, daß auf diesem Wege des „Rätsels“ Lösung überhaupt nicht zu finden ist. Schon vor 18 Jahren („Die Herkunft der Deutschen“, Karlsruhe 1885) war ich der Ansicht, daß die Verbreitung der alteuropäischen Schrift als eines Bestandteils „der gemeinsamen arischen Kultur“ in umgekehrter Richtung erfolgt und ihre Erfindung durch die Phöniker ein Märchen ist. Auch auf diesem Gebiete habe ich die Genugtuung erlebt, daß meine entschiedensten Gegner, die Philologen, von ihren so hartnäckig verteidigten zu meinen Anschauungen überzugehen beginnen. Als „erste Schwalbe“ darf ich wohl Gundermann, Professor der klassischen Philologie in Tübingen, begrüßen, der vor einem halben Jahr, in seiner Antrittsvorlesung, den Runen hohes Altertum (mindestens 400 Jahre v. Chr.) zuschrieb und sie für das „Glied eines nordeuropäischen Alphabets“ erklärte, das „vom lateinischen nicht abstammt, sondern mit ihm nur verwandt ist“. Nun, dieses nordeuropäische Uralphabet steckt, wie ich schon vor 15 Jahren (Vortrag im Karlsruher Altertumsverein) nachgewiesen habe, in der gemeingermanischen Runenreihe von 24 Zeichen drin, es läßt sich, indem man offenbare Neubildungen entfernt, wie ein Kern aus derselben herausschälen. Die Mehrzahl dieser 18 Urzeichen, die in Namen und Gestalt noch die Abstammung von einer Bilderschrift erkennen lassen, findet sich in allen alteuropäischen und kleinasiatischen Alphabeten, und zwar überall gleich, während die Erweiterungen, der Sonderentwicklung entsprechend, voneinander abweichen. Uebrigens haben nicht nur die Germanen, sondern auch ihre westlichen und östlichen Nachbarn, Kelten und Keltiberer, Slaven, Litauer und Sarmaten, eine vorrömische, beziehungsweise vorgriechische Schrift besessen. So ist auch die vergleichende Schriftforschung zu einer wertvollen, die naturwissenschaftlichen Ergebnisse bekräftigenden Hülfswissenschaft der Geschichte geworden.

Bei all ihrer ungezügelten Kampflust und wilden Waffenfreude zeigen die Germanen der ersten Jahrhunderte doch einen Adel der Gesinnung und eine Hoheit sittlicher Anschauungen, wie kein anderes Volk. Es ist eine oft gehörte, geschichtlich aber nicht begründete Behauptung, erst durch das Christentum, das übrigens von den meisten germanischen Völkern zuerst in der reinen, jede spätere „Reformation“ überflüssig machenden Gestalt des Arianismus angenommen wurde,

sei ihr Trotz gebrochen, die Roheit ihrer Sitten gemildert worden. Ganz im Gegenteil beobachten wir nach und trotz der Bekehrung bei den im römischen Reiche seßhaft gewordenen Stämmen infolge des bösen Beispiels oft einen auffallenden Niedergang der Sittlichkeit.

Seit Cäsar haben germanische Krieger in stets zunehmender Zahl unter den römischen Adlern gefochten und oft genug in gefährlichen Augenblicken durch ihre unwiderstehliche Tapferkeit den Ausschlag gegeben. In den letzten Jahrhunderten des Kaiserreichs bestanden die römischen Heere fast nur noch aus Germanen, und der Kampf war eigentlich ein Bruderkrieg: auf beiden Seiten flatterte das Drachenbanner, erscholl der gleiche, brausende Schlachtgesang. Während auf dem Thron der Cäsaren fast nur noch Schattenkaiser saßen, lagen die Geschicke des Reiches in den Händen germanischer Staatsmänner und Kriegshelden, wie Arbogast, Stilicho, Rikimer und Belisar. Wiederholt wurden Italiens verödete Fluren durch aufgenommene Teile deutscher Stämme wieder bevölkert und angebaut.

Nachdem die Rasse der alten Römer, die das mächtige Weltreich gegründet hatten, verbraucht und ausgestorben war, konnten die Erbschaft nur die jugendfrischen Germanen antreten, in denen diese Rasse in ihrer ganzen Kraft und Reinheit fortlebte. Auf den Trümmern des zerfallenen Reiches entstanden neue Staaten unter germanischen Fürstengeschlechtern und mit einer aus den Eroberern hervorgegangenen Ritterschaft, so lange mächtig und blühend, als die Rasse ihrer Gründer vorhielt. Spanien und Portugal, jetzt in Ohnmacht versunken, beherrschten vor 400 Jahren infolge des gotischen und schwäbischen Blutes ihrer Bevölkerung noch die Meere und erwarben reiche überseeische Besitzungen. Das Deutsche Reich, in dem die Mehrzahl der germanischen Stämme vereinigt war, wäre wohl immer die erste Macht der Welt, der deutsche Kaiser nicht nur Herr der Christenheit, sondern auch des Erdenrunds geblieben, wenn nicht Sonderbündelei und Stammeshader, die leidigen und verhängnisvollen Erbfehler der Deutschen, immer wieder ihre Kraft gelähmt oder in unseligen Bruderkriegen vergeudet hätten. Wie richtig auch hierin der Römer Tacitus unser Volk beurteilt hat, zeigen seine Worte: „Maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui.“ Das sollte für uns, besonders für die Jugend, auf der unsere Zukunft beruht, die beherzigenswerteste Lehre, die ernsteste Mahnung der Geschichte sein, die fast auf jedem Blatt in Flammenschrift die Worte trägt: Seid einig, einig, einig! Nur durch Zwietracht war es möglich, daß wichtige und wertvolle Teile des Reiches, wie die Schweiz und die Niederlande, abfallen und, wohl für immer, verloren gehen konnten. Die Händel auf dem Festlande und seine günstige, meerumschlungene Lage in kluger Weise ausnutzend, ist England, aus kleinen Splittern germanischer Völker erwachsen, zur Königin der Meere, zu einem den Erdball umspannenden Weltreich geworden.

Zum Glück liegen die trübsten Zeiten der deutschen Geschichte hinter uns, und im neuen, mit Blut und Eisen zusammengeschweißten Reiche, stolz auf unser unvergleichliches Landheer und unsere wachsende Flotte, schauen wir hoffnungsfreudig ins kommende Jahrhundert. Aber unsere lieben Vettern über dem Wasser sind uns in mancher Hinsicht über den Kopf gewachsen, gönnen uns nicht viel Gutes und suchen

eifersüchtig ihre Seeherrschaft zu behaupten. Deutschland hat viel versäumt und noch mehr nachzuholen; der Schwerpunkt der Weltgeschichte hat sich seit Karls des Großen Zeiten verschoben, die Zukunft liegt auf dem Wasser, und wir müssen, wenn wir eine Großmacht sein und bleiben wollen, alle Welthändel mit aufmerksamster Teilnahme verfolgen. Schon so viele Gelegenheiten haben wir verpaßt, daß es nachgerade genug ist. Die allgemeine Wehrpflicht hat zwar eine starke Rüstung geschaffen, legt aber der Gesamtheit wie dem einzelnen so schwere Opfer auf, daß wir, bei aller Friedensliebe, unser Ziel fest im Auge behalten müssen und, wenn Macht und Ehre des Vaterlandes auf dem Spiel stehen, nicht davor zurückschrecken dürfen, unser wuchtiges Schwert in die Wagschale zu werfen. Meistens wird dies schon genügen, muß es aber gezogen werden: Vae victis!

Was von der diplomatischen Vertretung des Reiches abhängt, wie viel kostbares Blut sie unter Umständen sparen kann, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Zugegeben, daß glatte Umgangsformen unentbehrlich, daß Namen von gutem Klang nützlich sind, sollten doch bei der Auswahl unserer Diplomaten nicht rein äußerliche Gründe, sondern hervorragende Fähigkeiten, Verständnis der Geschichte, Sprachkenntnisse den Ausschlag geben. Nach der Volksmeinung ist die Wahl nicht immer eine glückliche zu nennen:

Meteorologen und Diplomaten
Können selten das Wetter erraten,

spottet die „Jugend". Nun, es gibt doch solche, die es können, und glücklicherweise haben wir gerade zu rechter Zeit so einen Wettermacher gehabt. Als Preußens Vertreter am Bundestag, als Gesandter in Petersburg und Paris hat Bismarck die drohenden Wetterwolken am politischen Himmel gründlich beobachtet und so richtig gedeutet, daß er die schönste Ernte, das neue Deutsche Reich, glücklich unter Dach und Fach bringen konnte.

Im Jahre 1862, also schon vor Deutschlands Einigung, schrieb er an den dänischen Ministerpräsidenten Baron Blixen: „Wenn Du es übernehmen willst, Skandinavien zu einem Reich zusammen zu schmieden, so werde ich Deutschland eins werden lassen; wir schließen dann einen skandinavisch-germanischen Bund und werden stark genug, um die ganze Welt beherrschen zu können." Er hat uns damit einen Blick in seine Gedankenwerkstatt tun lassen und einen großen und kühnen Zukunftsplan enthüllt, der seinem Scharfblick alle Ehre macht. Wie aus den anthropologischen Untersuchungen hervorgeht, steckt gerade in den skandinavischen Völkern noch ein guter, unverbrauchter Kern jener Rasse, deren glänzende Eigenschaften die Germanen und ihre Nachkommen von Sieg zu Sieg, sei es mit eisernen, sei es mit geistigen Waffen, geführt haben. Freilich müßten sie, wie Bismarck mit Recht betont hat, erst untereinander einig sein, denn als echte Germanen liegen sie sich selbst in den Haaren. Aber vielleicht könnte gerade die Aussicht, mit dem mächtigen Deutschen Reiche, der gegebenen Vormacht aller germanischen Völker, sich zu verbünden, ihnen die Augen öffnen, und auch wir brauchten, um ein solches Ziel zu erreichen, etwas Nachgiebigkeit und einige Opfer, wie z. B. die Abtretung der dänisch redenden Schleswiger, nicht zu scheuen. Im Bunde mit den

nordischen Brüderstämmen, und vielleicht noch mit den Niederlanden, der Schweiz und Oesterreich, wären wir wirklich die Herren der Welt und könnten uns mit den angelsächsischen Vettern, auf deren Beitritt wohl nicht mehr zu rechnen ist, als Ebenbürtige, wenn nicht als Ueberlegene, auseinandersetzen.

Unser Hochziel muß sein: Erhaltung und Erweiterung der Machtstellung des Deutschen Reiches und ein der Abstammung und Vergangenheit unseres Volkes entsprechender Anteil an der Weltherrschaft. Diesem Ziele können wir auf zwei gleichwertigen Wegen näher kommen, auf dem der inneren und dem der äußeren Politik. Im Innern des Vaterlandes darf durch eine vernünftige, auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Gesetzgebung nichts unversucht gelassen werden, um Volkskraft und Wohlstand zu heben; zur Machtentfaltung nach außen gibt es kein besseres Mittel als der von unserem größten Staatsmann vorausgeahnte, von der „vornehmsten Hülfswissenschaft der Geschichte" empfohlene Staatenbund der Germanen!

Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten.

Dr. Friedrich Otto Hertz.

III.

Ernest Renan hat vor beinahe einem halben Jahrhundert die geistreiche Hypothese aufgestellt, der Monotheismus entspringe aus dem Rassencharakter der Semiten, wie der Polytheismus aus dem der Arier. Sie hat unzählige Nachbeter gefunden, bis die Fortschritte der Keilschriftforschung und der biblischen Wissenschaften sie beseitigten. Heute ist die Rassenhypothese tot und begraben, soviel aber bleibt von Renans Ansicht, daß aus gleichen Anfängen heraus die Semiten eine größere Tendenz zum Monotheismus, die Arier zum Polytheismus aufweisen.

Niemand geringerer als Robertson Smith hat die Erklärung dafür gegeben[1]). Religion und Staat sind im Bewußtsein der Alten untrennbar verbunden. Während nun bei den meisten Ariern infolge der geographisch-sozialen Bedingungen ihres Wohnens (Gebirge) eine mächtige Aristokratie das Königtum entweder besiegte oder gar nicht aufkommen ließ, konnte sich in den wenig geschützten Flachländern Vorderasiens, die von Semiten bewohnt wurden, eine starke Aristokratie nicht bilden, oder sie wurde unter die Oberherrschaft eines mächtigen Herren, der das Königtum errichtete, gebracht.

Der Götterhimmel der Griechen oder Inder mit seinen fast gleich berechtigten Insassen, ihren fortwährenden ritterlichen Fehden, Intrigen, Liebesabenteuern u. s. w. spiegelt genau das Leben und Treiben an den Herrensitzen Griechenlands und Indiens wider[2]).

---

[1]) W. Robertson Smith, Religion der Semiten, übersetzt von Stübe, Freiburg, 1899, S. 51—53. Vergleiche auch Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage, 3. Auflage, 1896, S. 117 ff.

[2]) Pfleiderer a. a. O., S. 178. Daß diese religiösen Anschauungen in Griechenland noch bestanden, nachdem die soziale Grundlage sich längst geändert hat,

Andererseits entsteht in den Despotieen Vorderasiens ein streng monarchisches Götterregiment, in dem der oberste Gott (meist der ursprüngliche Stammgott der siegreichen Dynastie) sich ebenso über die anderen erhebt, wie auf Erden der Großkönig über seine Vasallen und Beamten. Wie wenig Rasseneigentümlichkeiten dabei mitspielen, beweist, daß die Iranier, die den Indern zunächst verwandten Arier, infolge der Natur ihres Landes eine starke Militärmonarchie ausbildeten und auch in der Religion dem Monotheismus von allen Indogermanen am nächsten gekommen sind. Natürlich muß auch der Einfluß der Landesnatur auf die Geistesanlagen selbst in Betracht gezogen werden.

So sehr nun der bunte Götterhimmel Homers dem semitischen Monotheismus an poetischem Reiz überlegen ist, so sehr wird er von diesem an ethischem Gehalt übertroffen, wie ja auch die Monarchie als Hüterin des Friedens nach außen und des Rechts nach innen der Aristokratie überlegen ist. Die alten Monarchieen stützen sich alle auf die Menge, der Unterschied der Stände verblaßt vor dem Angesicht des Großkönigs; während der Grundsatz der kleinen souveränen Raubritter war: „Gewalt geht vor Recht“, und der Niedrige überhaupt kein Recht hatte, sorgten die mächtigen Könige des Orients mit strenger Hand für den Frieden, auch der Geringe konnte bei den königlichen Gerichten Recht finden und die gelegentliche Despotenlaune eines Großkönigs war immer noch nicht so schlimm, als die täglichen Launen von tausend kleinen Herren. Die Griechengötter waren recht lose Gesellen[1]), sie überlisteten und überwältigten einander, trieben Ehebruch und Verführung, revoltierten gegen den Göttervater Zeus, handelten überhaupt nach selbstischen Gesichtspunkten und nach Launen. Wenn sie in die Menschenschicksale eingreifen, geschieht dies stets zugunsten einzelner Schützlinge, oder aus Rache wegen einer Beleidigung, freilich gab es daneben auch eine ernstere Volksreligion, von der Homer nichts berichtet[2]). Die Götterkönige der Semiten dagegen hielten — wenn auch zunächst nur durch Furcht und nicht ohne gelegentliche Launen — Ordnung und Recht im Lande, wie ihre Stellvertreter auf Erden.

So auch Jahwe. Ursprünglich vielleicht der Gott des Stammes Josef, gelangte er bald zur Suprematie. Mitgewirkt hat wohl das starke Zusammengehörigkeitsgefühl, das Israel in gemeinsamer Not des Kampfes erworben hatte, das gemeinsame Geschick erfordert einen gemeinsamen Lenker. Dabei aber ist von reinem Monotheismus noch keine Rede, Jahwe ist überaus tolerant[3]). Er duldet nicht nur Götter

---

erklärt sich aus dem ungeheueren Ansehen Homers, das nur mit dem der Bibel für unsere Zeiten verglichen werden kann. Die Autorität Homers war dem geistig-sittlichen Fortschritt vielleicht noch hinderlicher, als es heute noch die orthodoxe Auffassung der Bibel ist.

[1]) Vergleiche Pfleiderer, S. 183/4.

[2]) Erst bei Hesiod findet sie Ausdruck.

[3]) Man kann den Zusammenhang der politisch-sozialen mit den religiösen Begriffen durch alle Weltteile verfolgen. Die mehr feudal organisierten Mexikaner haben eine reichere Mythologie und Götterwelt, als die zentralistisch-absolutistisch regierten Peruaner, bei denen sogar monotheistische Ansätze vorkommen. Dasselbe Verhältnis herrscht zwischen Babel und Assur. (Pfleiderer, S. 39, 44.) Ueber die sozialen Voraussetzungen des Monotheismus im Islam vergleiche Kremer: Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, 1868. Ein ausgezeichnetes Beispiel ist auch

neben sich, sondern auch sich gegenüber. Er ist eben nur der oberste Gott Israels, andere Völker haben andere Götter, die in ihrem Lande mächtiger sind, als Jahwe, dessen Macht auf die Grenzen Israels beschränkt ist.

Noch die meisten Propheten stehen auf diesem Standpunkte, obwohl spätere Bearbeitungen bemüht waren, ihn zu verwischen.

Das Wesen Jahwes entspricht ganz dem Bilde eines besseren Volkskönigs. Sehr mächtig, obwohl nicht allmächtig, sehr weise und gerecht, obwohl nicht vollkommen, hält er strenge Ordnung in Israel, indem er nach orientalischen Rechtsbegriffen den Frevler mit Kindern und Kindeskindern erwürgt. Der demokratische Zug des israelitischen Königtums drückt sich in seiner häufigen Parteinahme für die Schwachen und Armen, die Witwen, Waisen und Fremdlinge aus.

„Die Sittlichkeit der vorprophetischen Zeit ist volkstümlich beschränkt und durchaus antiker Sittlichkeit ähnlich“[1]). „Die moralische Pflicht war zunächst auf die Familien-, Stammes- und Volksgenossenschaft beschränkt, im ältesten Israel war sie es sogar in noch höherem Maße als bei anderen Völkern, aber eben in dieser Beschränkung hat das alte Israel wie kaum ein anderes Volk des Altertums das Wesen der Moral begriffen und das kam zuletzt auch den Fremden zu gute“[2]).

Gerechtigkeit ist der starke Grundzug der altisraelitischen Moral. Es ist höchst bezeichnend, daß nicht nur an vielen Stellen die Bevorzugung des Reichen und Angesehenen im Gericht verpönt wird, sondern auch zweimal (Ex. 23, 3, Lev. 19, 15) die unbillige Rücksichtnahme auf die Niedrigkeit und Armut des Prozeßführenden. Die Notwendigkeit eines solchen Verbotes kennzeichnet den sozialen Geist der Rechtspflege, dessen Uebermaß freilich dem strengen Rechtsgefühl gefährlich werden konnte[3]).

Schon in jener Zeit bildete ferner ein inniges Familiengefühl einen hervorragenden Zug des Lebens. Juda will lieber selbst als Sklave in Aegypten bleiben, als den Kummer seines Vaters über den Verlust Benjamins ansehen. Die — übrigens auf wirtschaftlichen Gründen

---

Aegypten. Wie wenig die Spekulation gegen die Macht der politischen Organisation bedeutet, beweist der Umstand, daß gerade die späteren Zeiten Aegyptens polytheistischer sind, als die älteren, was mit der fortschreitenden Feudalisierung zusammenhängt. Jede Wiederaufrichtung der Reichsgewalt ist mit einer Kräftigung der monotheistischen Tendenz verbunden. Der stete Kampf zwischen der Rechts- und Friedensgottheit und den Naturgöttern, wie ihn diese soziale Entwicklung bedingt, drückt sich in dem Schwanken der religiösen Vorstellungen zwischen ganz prophetisch-jüdischer Ethik und dem gröbsten Naturalismus aus. Vergleiche der Kürze halber für all dies folgende Belege: Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, 1887, S. 31, 58, 60, 71 ff., 81, 132 ff., 190 ff., 216 ff., 249, 260 ff. u. s. w. Ferner P. le Page Renouf, Vorlesungen über die Religion der alten Aegypter, deutsch 1882, S. 66, 81, 82, 85, 198, 208, 210, 212, 218. Daß die Spekulation ihren Teil bei der Vollendung des ethischen Gottesbegriffes spielen muß, ist selbstverständlich. Wie wenig aber die Spekulation gegen die politisch-soziale Tendenz vermag, beweist das Beispiel der Griechen, wo trotz der geläuterten Vorstellungen großer Männer, das Volksbewußtsein niemals den Monotheismus fassen konnte und auch die theoretische Sittlichkeit unentwickelt blieb.

[1]) Stade a. a. O., Band I, S. 510. Chamberlain behauptet, den Juden sei der heidnische Begriff der Sittlichkeit fremd gewesen!

[2]) Rudolf Smend, Alttestamentliche Theologie, Freiburg, 1899, S. 169.

[3]) Chamberlain behauptet ein völliges Fehlen des Rechtsgefühls bei den Semiten. (70.)

beruhende — Polygamie war nicht häufig, die Lage der Frau und Sklaven durch die Sitte milde gestaltet. Zahlreiche „weise Frauen“ und Prophetinnen wie Deborah, Mirja, Hulda, Abigail und andere beweisen das Ansehen, in dem das weibliche Geschlecht stand. Ehebruch und Unsittlichkeit gegen die Natur werden streng gestraft, wenn auch der Verkehr mit Dirnen dem Manne nicht verwehrt ist. Die Lage der Sklaven war wenig drückend, das Volksrecht schreibt ihre humane Behandlung vor[1]). Friedfertigkeit gegen Stammesgenossen geht Hand in Hand mit Roheit gegen den Feind, doch zeigen sich schon Anfänge eines bemerkenswerten Zartgefühls und Milderung der rohen Sitte selbst gegen jenen. Gastlichkeit, unbefangene Lebensfreude, Vorliebe für Trunk und Gesang sind einige äußere Züge des Bildes, das uns die älteren Bibelteile zeichnen. Die Natur des Menschen wird noch als durchaus gut aufgefaßt. Von einer tieferen Auffassung der Sünde, Sittlichkeit und derartigen Begriffen eines durch Erfahrungen und Leiden geläuterten Bewußtseins ist natürlich keine Rede.

Diese Stufe der jüdischen Entwicklung birgt schon die Keime, die durch die Exilnot und die prophetische Bewegung fortentwickelt und um neue von größter Bedeutung vermehrt wurden, die schließlich im Christentum zur schönsten Blüte gelangten. Ein genaues Verständnis dieser einzigartigen Entwicklung erforderte eine umfassende Darstellung der Prophetie, die man in gelehrten Werken finden kann. Hier kann nur eine flüchtige Skizze Platz finden.

Was sind die Propheten? In erster Linie das nicht, was meistens geglaubt wird: Weissager und Wundertäter. Vor allem sind sie Bußprediger, volkstümliche Gestalten voll Kraft und Wahrheitsliebe, politische Idealisten von weitem Blick. Ihre Weissagungen sind nicht wunderbarerer Art, als man sie heute von scharfsichtigen Männern des öffentlichen Lebens hören kann, die Wundertäterei verwerfen sie sogar. — Die alte Prophetie kann man am besten durch einen Vergleich mit den Derwischen illustrieren, sie bildeten Orden oder Schulen und wurden ihres ekstatischen Wesens wegen vom Volke mit scheuer Bewunderung betrachtet. Die neue Prophetie bedient sich der Ekstase durch künstliche Mittel nicht mehr, auch die Visionen treten zurück gegen die innere Ergriffenheit, die Spekulation über Gottes Ziele und die politische Lage. Das ganze innere Wesen der Propheten wird uns aus den Worten Jeremias klar: „Du hast mich betört, Jahwe, und ich ließ mich betören. Du hast mich erfaßt und überwältigtest mich; zum Gelächter bin ich geworden allezeit; jedermann spottet meiner. — Aber dachte ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen reden, — da ward es in meinem Innern wie loderndes Feuer, das verhalten war in meinen Gebeinen. Ich mühte mich ab, es auszuhalten, aber ich vermochte es nicht.“

Noch hat niemand die Entstehungsgeschichte des Genies ergründet, aber ob wir nun die Tatsache teleologisch oder materialistisch deuten, jedenfalls besteht die Gewißheit, daß große Zeiten große Männer hervorbringen. Die große Zahl bedeutender Individualitäten, die dem

---

[1]) Vergleiche Smend a. a. O., S. 168. Grobe Mißhandlung zieht Verlust des Eigentumsrechtes nach sich, der entlaufene Sklave soll nicht ausgeliefert werden und vieles dergleichen.

Volke Israel in der Stunde seines nationalen Untergangs erstanden und sein geistiges besseres Sein retteten, sind ein deutlicher Beleg. Mit dem Zorn der Liebe geißeln sie die Fehler des Volks, die Jahwes Rache herbeiführen müssen, sie tadeln das Fehlen der inneren Frömmigkeit, die sittliche Entartung und den Leichtsinn des Volkes, mit kühnem Freimut greifen sie die Mächtigen und Reichen an, die das arme Volk drücken und plagen, werfen sie sich zum Sachwalter der Witwen, Waisen und Fremdlinge auf.

Aber auch die verkehrte Diplomatie der Könige, ihr ohnmächtiges Vertrauen auf Aegyptens Hülfe gegen Assyrien, das Treiben falscher (d. h. eine andere Ansicht vertretender) Propheten sind der Gegenstand der prophetischen Predigt, die schon damals auf schriftlichem Wege Verbreitung fand. Und als die Katastrophe eingetreten und ein großer Teil des Volkes (darunter die einflußreichsten Elemente) in das Exil nach Babel abgeführt worden war, benützten sie das Ansehen, das die eingetroffene Prophezeiung ihnen brachte, zur neuerlichen, eindringlichen Bußpredigt, zur tröstenden Ausmalung künftiger Erhöhung, zur Versittlichung der Begriffe von Gott und Leben[1]). Von seinem Standpunkt mit Recht sagt Stade (I. S. 550): „In dieser Bewegung wurzeln im letzten Grunde die höchsten Güter, welche die Menschheit besitzt."

Das Exil war freilich keine Gefangenschaft, sondern eher eine Art Zwangsdomizil. Trotzdem aber ist es bei der engen Verwachsung des antiken Menschen mit dem Heimatsboden natürlich, daß bitterer Schmerz das Herz Israels erfüllte. Der Gedanke an Jerusalem erfüllte sein Dasein. „Vergeß ich dein, Jerusalem", singt der 137. Psalm, „so werde meiner Rechten vergessen, meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich Jerusalem nicht lasse meine höchste Freude sein." „Wie ein Vogel ist", heißt es Sprüche 27, 8, „der aus seinem Neste weicht, also ist der, der von seiner Stätte weicht"[2]). Der Hohn und die Schadenfreude aller Feinde erbitterte die Gedemütigten noch mehr. Rache war der erste, der natürlichste Gedanke. In abschreckend wilder Form kommt er zum Ausdruck, der Untergang der boshaften Feinde, die bevorstehende Erhöhung Israels wird mit orientalischer Phantasie ausgemalt. Die wichtigste Folge war aber ein noch festeres Anklammern an Gott Jahwe, der allein aus dem Verhängnis retten konnte. Es ist ein interessantes Beispiel dafür, wie verschieden ähnliche Lagen auf die Psychologie verschiedener Zeiten wirken, wenn wir uns den Einfluß solcher Ereignisse auf den heutigen Tag vorstellen. Heute würde nationales Unglück eher den Unglauben befördern, wie der Zeitungsbericht von jenen Buren beweist, die beim Friedensschluß entrüstet ihre Bibeln wegwarfen, damals wäre ein Volk ohne Religion einfach nicht zu denken gewesen, alle Kultur, Recht und Moral, Künste und Wissenschaften lagen noch im Schoße der Religion und in der Obhut

---

[1]) Wie kleinliche Gehässigkeit jede Spur kritischer Besonnenheit unterdrücken kann, beweist Chamberlain, indem er die Sündenvorhalte und Bußpredigten der Propheten zur Charakterisierung der gemeinen Richtung des jüdischen Rassengeistes benützt! Mit Recht bemerkt sein Kritiker H. C., es stelle dem Volke ein Ehrenzeugnis aus, daß es die Männer, die in so übertriebener Weise seine Fehler hervorgehoben hatten, unter seine Heiligen zählt.

[2]) Macht nichts: Der Jude hat kein Heimatsgefühl, so will es Chamberlain.

ihrer Pfleger. — Wichtig für die Bewahrung des eigenen Glaubens wurde der Umstand, daß die Ansiedelung in Babylon geschlechterweise erfolgte, so daß der einzelne dem schützenden Einfluß der gentilen Sitte nicht entzogen wurde. Auch ermöglichte dies den engen Zusammenschluß der Volksgenossen gegen die Heiden, erst damals kamen die unterscheidenden Zeichen, Beschneidung und Sabbatfeier obligatorisch in Gebrauch. Wichtig war auch die Loslösung des Volkes vom Boden Palästinas dadurch, daß einesteils die an Wald, Quelle, Bäumen und Steinblöcken haftenden Lokalgötter in Vergessenheit gerieten, anderenteils Jahwe selbst vom Lande gelöst wurde. Wenn er sein Volk auch im Exil schützen, wenn er es zurückführen und erhöhen wollte, mußte ja seine Macht über die Grenzen Palästinas hinausreichen. Wenn er sich der Macht der Heiden bedienen konnte, um sein sündhaftes Volk zu züchtigen, so mußte er wohl über den Heidengöttern stehen, vielleicht auch gar der einzige Gott sein. Für die Ausbildung des Monotheismus wurde so das Exil von ausschlaggebender Bedeutung. Dagegen ist die Behauptung, die auch Chamberlain aufstellt, die Juden hätten anderen Völkern ihre ganzen religiösen und ethischen Begriffe von Wert entlehnt, Unsinn[1]). Gewiß aber hat wenigstens die Berührung mit der vorgeschrittenen babylonischen Kultur und der erweiterte Gesichtskreis anregend auf das jüdische Denken gewirkt.

Die wichtigsten Erziehungsresultate des Exils waren also der Beginn des ethischen Monotheismus, die Auffassung von einer großen Sündenschuld Israels, die die Strafe Gottes herbeigerufen habe, die Ueberzeugung, daß Gott aber keineswegs den Tod des Sünders wolle, sondern seine Bekehrung. Er läutert Israel, wie man Silber im Feuer läutert, denn Gott ist „gnädig, barmherzig und von großer Güte". Das Mittel aber, seine Gnade wieder zu erlangen, besteht in der Heiligung, die bald als äußerliche Enthaltung vom Unreinen und Verbotenen, bald aber — und gerade von den geistig bedeutendsten Propheten — als eine innerliche Umwandlung aufgefaßt wird, zu der das aufrichtige Streben des Menschen und die Gnade Gottes gleicherweise erforderlich sind. An Stelle des alten Bundesverhältnisses zwischen Jahwe und Israel und der Kollektivverantwortlichkeit des Volksganzen tritt jetzt das persönliche Verhältnis des einzelnen zu Gott, jeder verantwortet seine Sünden. Freilich fehlt der Begriff der Unsterblichkeit, weder Himmel noch Hölle kommen in irgend einer Epoche des alttestamentarischen Glaubens deutlich zum Bewußtsein. Der große Gedanke an ein kommendes irdisches Reich beherrscht die Propheten gänzlich, sei es in der exklusiv nationalen Form des Hesekiel oder in der universalistischen des Deutero-Isaia. Schon damals ferner beginnt das Gefühl der sittlichen Ueberlegenheit über die Heiden und ein bedeutungsvoller Bekehrungseifer.

[1]) Entlehnungen religiöser Begriffe kommen zwischen den noch kompakten Gesellschaften des Altertums überhaupt nicht so häufig vor, als unkritische Forscher meinen. Speziell der angerufene ägyptische Einfluß auf jüdische Ethik und Religion wird heute von allen Fachgelehrten nicht einmal einer ernsthaften Diskussion für wert gehalten. Vergleiche Le Page Renonf, Vorlesungen über die Religion der alten Aegypter, 1882, S. 226 ff. Stade, I. Band, S. 129, nennt die Chamberlainsche Behauptung von der Uebertragung des Monotheismus von Aegypten auf Israel „besonders abgeschmackt".

Die politischen Schicksale der Folgezeit sind bekannt: Die Rückkehr der Juden unter Kyros, Esras und Nehemias nationalreligiöse Reform, der Versuch der Theokratie, der Sieg der strengen Gesetzlichkeit. Das Ausbleiben des messianischen Reiches verursacht eine große Enttäuschung, immer wieder muß der Wechsel prolongiert werden. Der Hellenismus dringt ein und zersetzt den alten Glauben. Das Judentum wäre spurlos im Griechentum aufgegangen, wenn nicht die rohe Hand des Antiochos Epiphanes durch das bewährte Mittel der Religionsverfolgung eine neue eifervolle Reaktion zum alten Glauben erweckt hätte. Die Heldentaten der Makkabäer, die erbitterten Parteifehden unter den Hasmonäern, die Römer und schließlich der blutige, aber großartige Herodes leiten zum Beginn einer neuen Weltepoche hin. Diese ganze Zeit hindurch war Israel ein Spielball der großen Weltmächte, des Blutvergießens war kein Ende. — Daß die Juden in diesen Zeiten nicht gänzlich verwilderten, verdanken sie dem Erbe der Propheten und der harten Schule des Exils[1]). Das religiöse Bewußtsein reagierte freilich sehr verschieden auf die verschiedenen Zeiteindrücke. Es ist einer der allergrößten Irrtümer Chamberlains, daß er das ganze nachexilische Judentum als eine in Formelkram und starrer Gesetzlichkeit verknöcherte Theokratie hinstellt. Freilich braucht er dies so, um dann den Unterschied zwischen Juden- und Christentum recht groß aussehen zu lassen. In Wirklichkeit war der Geist der Propheten unter der Hülle des Gesetzes nie erstorben. Von der glaubensinnigen Schwärmerei in den Psalmen bis zur klugen und milden Lebensweisheit des Jesus Sirach, von der fanatischen Beschränktheit des Buches Esther bis zum universalistischen Geist und zur Resignation Hiobs und bis zum schrecklichen Pessimismus und Skeptizismus Koheleths finden sich mannigfaltige Abstufungen. Die pharisäische Veräußerlichung der Religion, gegen die Christus auftritt, ist nicht seit Esra herrschend, wie man nach Chamberlain annehmen müßte, sondern eine Folge des großen Einflusses, den die früher ganz bedeutungslosen Orthodoxen durch die Religionsverfolgungen der letzten Zeit erlangt hatten. Die Wurzeln des Christentums lassen sich in der Stimmung, die in zahlreichen nachexilischen und vorchristlichen Schriften ausgedrückt ist, leicht nachweisen. Vor allem darf man die jüdisch-hellenische Literatur nicht so gänzlich ignorieren, wie Chamberlain es tut. Wenn auch der griechische Einfluß auf Jesus wohl nur sehr gering war, so enthalten jene Ueberreste der großen Literatur aus der jüdischen Diaspora doch wertvolle Bestandteile zur Beurteilung der im offiziellen Judentum nicht ausgedrückten Unterströmungen (z. B. der essenischen Richtung), ferner der eigentümlichen Auffassung und Veredlung des alten Glaubens in freieren jüdischen Geistern (Philo!). — Daß Chamberlain diese wichtigsten Bindeglieder zwischen altem und neuem Testament, diese unmittelbaren Vorfahren des christlichen Geistes gar nicht kennt, wie aus seiner von Unwissenheit strotzenden Beurteilung Philos hervorgeht, macht ihn gänzlich unfähig, die Entstehung des Christentums überhaupt zu begreifen.

Das Leiden des Exils hatte im zähe an der göttlichen Gerechtigkeit hängenden jüdischen Gemüt das Idealbild eines Zukunftsreiches

[1]) Der ganzen Geschichte des Judentums bis Christus könnte man die Worte als Motto voraussetzen: *Ο μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.*

erzeugt, das wie eine Fata morgana den Wanderer durch die Wüste jahrhundertlanger Leiden und Enttäuschungen aufrecht hielt. Gewöhnliche Geister dachten es wohl in keiner anderen Form, als in der einer weltlichen Erhöhung Israels, wofür der Anonymus von Jes. LX ein Beispiel ist. Die großen Seelen aber, die damals Israel in so reicher Fülle erstanden, erträumten ein Reich ewigen Friedens und Glücks, das auf alle Völker sich erstrecken sollte. Dieser Traum blieb unvergessen und erfüllte die Herzen um so mehr, je stärker die Friedenssehnsucht in ihnen wurde.

Kein Volk wird mehr gegen das andere ein Schwert aufheben, sagt Micha (4, 3 ff.), ewiger Friede wird herrschen. Jegliches Volk wird wandeln im Namen seines Gottes und Israel im Namen des Herrn immer und ewiglich. Die Schwerter werden zu Pflugscharen, die Spieße zu Sicheln gemacht werden. Die Tierwelt selbst nimmt einen friedlichen und sanftmütigen Charakter an[1]). Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen, ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen wie Vieh miteinander treiben, Kühe und Bären werden auf der Weide gehen und ihre Jungen beisammen liegen; Löwen werden Stroh essen, wie die Ochsen. Ein Säugling wird mit Schlangen spielen können und seine Hand in die Höhle des Basilisken stecken dürfen. Man wird nirgends verletzen noch verderben auf Gottes heiligem Berg, denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie mit Wasser des Meers bedeckt. Gott wird alle Völker segnen, die im Frieden beisammen leben und sprechen: Gesegnet bist du, Aegypten, mein Volk und du, Assur, meiner Hände Werk, und du Israel, mein Erbe[2]).

Dieselbe Friedenssehnsucht spricht aus der Hoffnung des 85. Psalms, daß der Tag nahe sei, „wo Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue".

Das grundlegende Prinzip — wenn auch nicht die höchste Spitze — der jüdischen Ethik ist der Gedanke des Friedens und der Gerechtigkeit, hervorgegangen aus dem sehnsüchtigen Ringen einer Seele, die beides entbehren mußte. Wie stark die Friedensgrundlage noch den späteren Zeiten erschien, zeigt die denkwürdige Stelle des Talmuds, wo gesagt wird[3]), „wenn Israeliten selbst Götzendienst treiben (also das eine der drei besonders todeswürdigen Verbrechen Götzendienst, Blutvergießen, Blutschande), aber zugleich den Frieden, die friedfertige Einmütigkeit untereinander bewahren, so spricht Gott: ich kann ihnen nichts anhaben, weil Frieden unter ihnen ist"[4]). Von einem Gott, der die Verkörperung des Prinzipes der höchsten Gerechtigkeit ist, erwartet man aber auch einen deutlichen Beweis dieser Eigenschaft in der äußeren Weltregierung. Das Unglück Israels wird als Prüfung, als Läuterung aufgefaßt, ja bei Jesaias erscheint selbst der Gedanke des stellvertretenden Leidens Israels, dessen Frucht auch der Heidenwelt zu gute kommen wird. Gleichzeitig wird dieses Motiv

---

[1]) Jes. 2, 4, 11. 11, 6 ff. 19, 24 ff.

[2]) Jesaias nimmt hier schon an, daß alle Völker sich zum Gott Israel wenden werden, während Micha (vergleiche früher) noch das Gegenteil sagt.

[3]) Vergleiche Lazarus, Ethik des Judentums, 1899, S. 359.

[4]) Vergleiche bes. charakteristisch Spr. 6, 16—19.

der Läuterung durch Leiden auch auf die inneren sozialen Verhältnisse angewendet. Schon haben wir den demokratischen Zug der jüdischen Religion erwähnt. Die Propheten waren meist Leute aus geringem Stande, Landpriester, Bauern, Hirten. Mit größter Schärfe tadeln sie die sozialen Uebelstände, die Bedrückungen der Armen, Waisen, Witwen, Fremdlinge, sie rufen wehe über die, welche den Bauer von Haus und Hof treiben, über die Mächtigen und Fürsten in Israel[1]). Und gleichzeitig wird den Armen und Elenden die tröstliche Botschaft, daß der Herr nach überstandener Prüfung sich ihrer annehmen werde: Kaum eine Sentenz wird in den nachexilischen Stücken des alten Testamentes öfter wiederholt als das: Die Hohen werden erniedrigt, die Niedrigen erhöht werden! das uns fortwährend in immer wechselnden Variationen in den Ohren liegt[2]). Den Armen und Unterdrückten zu helfen wird in zahllosen Sprüchen eingeschärft. Und immer wieder wird betont, daß Werke der Barmherzigkeit aus liebevoller Gesinnung geübt, Gott mehr erfreuen als Opfer.

Der Gottesbegriff selbst paßt sich den Anforderungen an Gott an. Nicht mehr die Attribute der Macht, der strafenden Gerechtigkeit und unermeßlichen Weisheit werden betont, sondern die der Güte und Barmherzigkeit. „Gnädig, barmherzig und von großer Güte“, diese Worte sind es, die immer wieder bei der Anrede Gottes gebraucht werden. Das Bild des guten Hirten, des liebevollen Vaters wird auf ihn angewendet. Das ist nicht mehr der Gott, der über das Unglück der Juden „mit den Händen frohlockt und seinen Zorn gehen läßt“[3]). (Hesek. 21, 17.)

Nicht mehr ist die Fürsorge Gottes auf „sein Volk“ beschränkt: „Eines Menschen Barmherzigkeit“, sagt Sirach 18, 12, „gehet allein über seinen Nächsten; aber Gottes Barmherzigkeit gehet über alle Welt.“ Freilich wollte manchem gesetzestreuen Juden nicht eingehen, warum Gott dieser sündigen Heidenwelt so viel Nachsicht entgegenbringe. Wo aber ist vor Jesus jemals der beschränkte Eifer der strengen Gerechtigkeit in so sinniger Weise und mit so milder Nachsicht gegen den beschämten Kritiker von Gottes Güte abgewiesen worden, wie in der Erzählung von Jona und seinem Kürbis? (Jona 4, 10. 11.) Schön sagt die Weisheit Salomonis (11, 23 ff.) „Du liebest alles, das da ist und hassest nichts, was du gemacht hast; denn du hast ja nichts bereitet, da du Haß zu hättest. Du erbarmest

---

[1]) „Hier wagten es Männer mitten aus dem Volk, die Fürsten dieser Erde als „Diebsgesellen“ zu brandmarken und wehe zu rufen über die Reichen, „die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis daß sie allein das Land besitzen“. Das war eine andere Auffassung des Rechtes als die der Römer, denen nichts heiliger dünkte, als der Besitz.“ (Chamberlain, S. 47.) Kurz darauf sagt derselbe, den Juden habe die moralische Grundlage für die Ausbildung eines Rechtes, wie das römische gefehlt!

[2]) Sprüche 31, 8. 9. „Tue deinen Mund auf für die Stummen und die Sache aller, die verlassen sind, tue deinen Mund auf und richte recht und räche den Elenden und Armen.“ „Wer dem Geringen Gewalt tut, der lästert seinen Schöpfer, aber wer sich der Armen erbarmet, der ehret Gott. (14, 31.) „Wer seine Ohren verstopft vor dem Schreien der Armen, der wird auch rufen und nicht erhöret werden“ u. s. w.

[3]) Sollte diese Stelle übrigens nicht als ein Beweis der Konstanz der Rassenmerkmale verwendet werden können?

dich aller, denn sie sind dein, Herr, du Liebhaber des Lebens und dein unvergänglicher Geist ist in allen."

Leute von engem Geist, die die Vielseitigkeit einer weltgeschichtlichen Entwicklung mit einem Schlagwort decken zu können glauben, finden den Gegensatz zwischen Judentum und Christentum in dem von Furcht und Liebe ausgedrückt. Auch Chamberlain ist weit entfernt, auf derartige bequeme Phrasen zu verzichten. Die Furcht vor Gott sei die Grundlage der ganzen jüdischen Religion (S. 228/229), im neuen Bund sei ein Gott der Barmherzigkeit, im alten einer der Hartherzigkeit gelehrt, auf der einen Seite werde Furcht, auf der anderen Liebe eingeschärft. Daher bestreitet Chamberlain, daß das Christentum eine Fortentwicklung des Judentums darstelle, zwischen beiden besteht vielmehr ein absoluter Gegensatz, ja Chamberlain geht so weit, daraufhin selbst die jüdische Rasse Jesus zu bestreiten.

Es ist selbstverständlich, daß der alte Naturgott Jahwe nichts besonders Liebenswürdiges an sich hatte und auch der strenge Rechts- und Friedensgott der monotheistischen Anfänge und der exilischen Prüfung mehr durch Furcht, als durch Barmherzigkeit wirkte. Das finden wir aber bei allen Göttern dieses Typus — bei allen Völkern, ja hochbegabte Völker sind über diese Stufe infolge ungünstiger Umstände niemals hinausgekommen[1]). Wer aber in bezug auf die vorchristliche Entwicklung des Judentums so gänzlich unwissend ist, wie Chamberlain sich herausstellt (vergleiche später), der sollte lieber schweigen. Schon im Aristeasbrief[2]) heißt es, die Liebe sei der Inbegriff der ganzen Religion. Da antworten nämlich die zum Zwecke der Uebertragung der Bibel ins Griechische nach Alexandria geladenen jüdischen Weisen auf die Frage des Königs, was das Schönste auf Erden sei: „Das sei die Frömmigkeit, denn diese sei die höchste Schönheit selbst. Der Kern der Frömmigkeit aber sei die Liebe. Diese wieder sei ein Geschenk Gottes, ihr Besitz vereinige alle Tugenden." Und der große Alexandriner Philo sagt: „Die Liebe ist jene himmlische Jungfrau, welche als Vermittlerin zwischen Gott und der Seele dient: zwischen Gott, welcher gibt und der Seele, welche empfängt. Das ganze geschriebene Gesetz ist nichts anderes, als das Symbol der Liebe"[3]). Mit Behagen zitiert Chamberlain die Worte des Psalmisten: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang." Warum aber führt er nicht Jesus Sirach (1, 14 ff.) an, wo dieselben Worte stehen, gleich neben ihnen aber das weitere: „Gott lieben, das ist die allerschönste Weisheit." — Der Anfang einer Entwicklung ist eben nicht ihr höchstes.

---

[1]) Gewiß fanden sich auch bei den Griechen Geister, die einer edleren Auffassung der Gottheit fähig waren. Aber es war ungeheuer schwer, sich von der volkstümlichen Meinung zu befreien. Selbst der fromme Herodot sagt „die Gottheit sei völlig mißgünstig und schrecklich". (Vergleiche Herodot I. 31, III. 40, VIII. 10, 46, 56) und Aristoteles meint (Große Ethik II. 11), zwischen Göttern und Menschen könne Liebe und Gegenliebe nicht bestehen, „unpassend wäre es, wenn jemand etwa sagen wollte, er liebe Zeus".

[2]) Aristeas soll im dritten vorchristlichen Jahrhundert gelebt haben, der ihm zugeschriebene Brief stammt aus späterer Zeit. Schürer (Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, 3. Auflage, 1898—1901, II. Band, S. 468 ff.) sucht nachzuweisen, daß er nicht später als etwa 200 v. Chr. entstanden sei.

[3]) Zitiert nach Friedländer, Das Judentum in der vorchristlichen griechischen Welt, 1897, S. 30/1.

Jesus selbst hat gesagt: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen, ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel." — Die einzige mir bekannte Stelle des alten Testaments, die hier vielleicht gemeint sein konnte, ist 5. Mos. 23, 6. Dafür aber finden sich zahlreiche Vorläufer der eigenen Weisung Christi, die deutlich verschiedene Entwicklungsstufen bezeichnen. In den Psalmen wird oft noch das Verderben der Feinde gewünscht, selten aber sind es persönliche Feinde, meist Feinde Gottes, die „Gottlosen", „in deren Blut der Gerechte seine Füße zu baden" wünscht. (Ps. 58, 11.) Im 37. Psalm wird schon gesagt, daß der Aerger über das Glück der Gottlosen sündlich ist, Gott sei besser als Gut. Zahlreich sind die Warnungen, jedermann Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen, denn „Haß erregt Hader, aber Liebe deckt zu alle Uebertretungen". (Spr. 10, 12.)

Der Gedanke: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, findet sich Sirach 28, 1 ff. „Wer sich rächet, an dem wird sich der Herr wieder rächen und wird ihm seine Sünde auch behalten. Vergib deinem Nächsten, was er dir zu Leide getan hat und bitte dann, so werden dir deine Sünden auch vergeben. Ein Mensch hält gegen den anderen den Zorn und will bei dem Herrn Gnade suchen! Es ist nur Fleisch und Blut und hält den Zorn; wer will denn ihm seine Sünden vergeben? Gedenke an das Ende und lass' die Feindschaft fahren" und so fort. —

Die Freude über das Unglück des Feindes wird direkt verboten, anfangs noch mit recht egoistischer Motivierung (Spr. 24, 17—19), alsbald aber aus rein menschlichem Mitgefühl. (Sir. 8, 8. „Freue dich nicht, daß dein Feind stirbt, gedenke, daß wir alle sterben müssen")[1]). Auch Hiob (31, 29) forscht nach der Ursache seines Unglücks mit den Worten: „Habe ich mich gefreut, wenn es meinem Feinde übel ging und habe mich erhoben, weil ihn Unglück betreten hatte?"[2]) Aber auch die Aufforderung zu tätiger Feindesliebe fehlt nicht. Schon eine so alte Stelle, wie 2. Mos. 4, 5, befiehlt: „Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irret, so sollst du ihm denselben wieder zuführen; wenn du des, der dich hasset, Esel unter seiner Last liegen siehest; hüte dich! laß ihn nicht liegen! sondern versäume gerne das Deine um seinetwillen." —

Sprüche 25, 21. 22: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser. Denn du wirst Kohlen auf sein Haupt häufen und der Herr wird dirs vergelten." — Freilich ist diese Entwicklung keine geradlinige, sie ist abhängig von den Wandlungen der Zeiten, von den Vor- und Rückschritten des sittlichen Bewußtseins. Ebensowenig drückt sie immer das sittliche Empfinden der großen Masse aus. Aber in wie vielen von den Millionen Christen ist wirklich das Wort Jesu lebendig geworden?[3]) Wie viele haben

---

[1]) In merkwürdigem Gegensatz hierzu steht Sir. 25, 10.

[2]) Vergleiche einen interessanten historischen Beleg, der zeigt, daß diese Stimmung auch auf weite Volkskreise wirken konnte, bei Stade a. a. O., II. Band, S. 523.

[3]) Man erinnere sich, daß noch bis ins vorige Jahrhundert nicht bloß ein Strandrecht (d. h. ein Recht zur Ausplünderung der Schiffbrüchigen) existierte,

wirklich jene Stufe der Bändigung der natürlichsten Instinkte erreicht, die die Feindesliebe voraussetzt? — Das Angeführte aber dürfte genügen, um zu beweisen, daß jene unüberbrückbare Kluft zwischen Judentum und Christentum zur Zeit ihrer Trennung nur in der Phantasie Chamberlains besteht.

In der hellenistischen Epoche ging auch die entscheidende Wendung der Juden zum städtischen Leben und zum Handel vor sich, den sie im Exil näher kennen gelernt hatten und der aus verschiedenen Gründen später ihr Hauptgebiet bildete. Gewiß hat dieses neue Milieu, gegen das die Sittenlehrer lange ankämpften[1]), sehr zu jener verflachenden Richtung der späteren jüdischen Religiosität beigetragen. Die strenge Buchstabengerechtigkeit, die in der Vorstellung gipfelt, Gott trage jeden kleinsten Verstoß und jedes Verdienst in das himmlische Hauptbuch ein, um am jüngsten Tag jedem Menschen seinen Saldo zu präsentieren, ist ein Anpassungsprodukt mit Bezug auf die neue Lebensrichtung. —

Noch eines bedarf der Erwähnung. Religiöse und philosophische Strömungen sind überall nur für die führenden Kreise ihres Volkes bezeichnend. Niemand wird so weit gehen, jeden schönen oder abstoßenden Gedanken unter Vernachlässigung des individuellen Moments dem Volksgeist zuzuschreiben. Wir haben daher gewiß kein Recht, etwa die Lehren eines Geheimbundes, einer esoterischen Sekte (wie der Essener) auf das Denken aller Juden zu beziehen. Das aber, was in den anerkannten Schriften stand, war gerade bei den Juden in kaum wieder erreichtem Maße den breitesten Volksschichten zugänglich gemacht und zwar durch das Institut der Synagoge. Nicht nur war das fortwährende Studium der heiligen Schriften die höchste Pflicht, die Ausbreitung und Verdeutlichung der Lehre war hier in ein mit Eifer gehandhabtes System gebracht. In der Synagoge herrschte Lehrfreiheit, jeder, der bibelfest war, konnte vortragen und disputieren, ohne nach seiner religiösen Richtung gefragt zu werden. Jesus durchwandert alle Flecken Galiläas und predigt allerorten in den Synagogen[2]), obwohl er der herrschenden pharisäischen Richtung doch sehr unangenehme Wahrheiten zu sagen wußte. Ebenso[3]) die Apostel. Paulus, der als Fremdling nach Antiochien kommt, wird von dem Vorstand der Synagoge freundlichst aufgefordert, über einen eben verlesenen Text zu predigen. — (Ap.-Gesch. XIII, 15.) Man kann sich vorstellen, daß ein solches System die Massen mehr anzog und mit religiösem Interesse erfüllte, als die Aussicht, jeden Feiertag denselben Rabbiner oder Pfarrer die immer gleich bleibenden Floskeln reden zu hören. Gleichzeitig verhütete die Synagoge, solange noch die Zeit einen freien Zug in ihr ermöglichte, das Uebermächtigwerden einer theologischen Doktrin, das Erstarren des lebendigen Geistes. Religion und Ethik haben in der Synagoge ein ebenso mächtiges Mittel der Fortbildung gefunden, wie etwa nur noch das römische Recht im prätorischen Edikt. Beide Male hat eine vortreffliche Institution die Ausscheidung und Ansammlung des Lebenskräftigen aus der anonymen

---

sondern sogar in den Kirchen öffentlich um einen „gesegneten Strand" gebetet wurde, d. h. also um möglichst viel Unglück der Mitmenschen.

[1]) Vergleiche besonders Stellen wie Sirach 26, 28; 27, 1—3; 31, 4—7.

[2]) Math. IX. 33.

[3]) Zahlreiche Zitate bei Friedländer a. a. O., S. 28/9.

Weisheit von Jahrhunderten ermöglicht, beide Male ist ein Unvergleichliches entstanden. Auf rechtlichem Gebiet konnte ein Kreis genialer Juristen das Werk vollenden, auf religiösem Gebiet, wo es sich gerade um das Gegenteil der Kodifizierung, um das Loslösen des Geistes vom Buchstaben, vom Einzelnen, Zufälligen, Beschränkten handelte, mußte freilich auch ein Unvergleichlicher hinzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Geographie.

Professor Thomas Achelis.

Als eine wesentliche Aufgabe für die geographische Untersuchung stellt sich die während der Kulturentwicklung sich vollziehende Veränderung des Erdballs dar, die raumerfüllende Bewegung, mittelst deren der Mensch die Welt beherrscht, wie z. B. schon zu der Phönizier Zeiten der indische Orient durch die Berechnung der raumerfüllenden Bewegungen dem europäischen Hesperien näher gerückt und zu Columbus Zeiten die zweite Hälfte des Erdballs, die längst von der einen geahnt, aber noch unsichtbar und ferner lag als die Mondscheibe, ihr gleichsam angetraut wurde. In diesem Wechsel der physikalischen Verhältnisse des Erdplaneten durch das Element der Geschichte liegt der wesentliche Unterschied der Geographie, als Wissenschaft der Gesamtverhältnisse der tellurischen Seite der Erde von den Teilen der Astronomie, welche bei Erforschung des Weltbaues und unseres Sonnensystems auch den Erdball in der Reihe der Planeten nach den kosmischen oder nach den sich nicht abwandelnden absoluten Raum- und Zeitverhältnissen, nicht aber nach den relativ-tellurischen in ihre Betrachtung einführt.

Mit diesen Worten hat vor etwa fünf Jahrzehnten der große, meist viel zu gering geschätzte R. Ritter die Wechselwirkung der geschichtlichen und geographischen Forschung gefordert, die in ihren einzelnen Bezügen geradezu zur wissenschaftlichen Evidenz gebracht zu haben unter anderem eines der Hauptverdienste Ratzels bildet. Ueberall offenbart sich der weite, umspannende Blick, der das scheinbar verächtlichste Detail in einer höheren Einheit zusammenfaßt, — die echteste Verwertung der induktiven Methode im Dienst psychologischer Erkenntnis. Gerade hier bedurfte es der gar zu allgemeinen Fassung der betreffenden Probleme bei Ritter einer schärferen Zergliederung und Zerlegung in die einzelnen realen Elemente, die irgend einen geographisch-geschichtlichen Vorgang bilden. Dies hat Ratzel in seiner „Politischen Geographie" geleistet[1]). Es kommt für den Verfasser noch ein anderer rühmlicher Vorzug hinzu, nämlich ein auch in der nüchternen Wissenschaft immerhin sehr schätzenswertes pädagogisches Talent; er versteht es vortrefflich, irgend einen Gedanken, irgend eine Schlußfolgerung durch konkretes Material zu veranschaulichen. In dieser Hinsicht spricht er von dem geographischen Sinn, der den praktischen Staatsmännern nie gefehlt habe und auch ganze Nationen auszeichne. Bei ihnen verbirgt er sich unter Namen wie Expansionstrieb, Kolonisationsgabe, angeborener Herrschergeist, und wo man meist von gesundem politischen Instinkt spricht, da meint man meistens die richtige Schätzung der geographischen Grundlagen politischer Macht. Da ich nun glaube, daß dieser geographische Sinn, wenn nicht gelehrt, so doch entwickelt werden kann, und daß er viel zum Verständnis und zur gerechten Beurteilung geschichtlicher und politischer Verhältnisse und Entwicklungen beitragen wird, so hege ich auch die Hoffnung, dieses Buch werde nicht bloß Geographen interessieren. Sollte es zur Annäherung der Staatswissenschaft und der Geschichtswissenschaft an die Geographie beitragen, so würde ich mich reich belohnt fühlen. Die Ueberzeugung würde sich dann vielleicht weiter verbreiten, daß der ganze Komplex der soziologischen Wissenschaften nur auf

[1]) F. Ratzel, Politische Geographie, oder die Geographie der Staaten, des geographischen Verkehrs und des Krieges. Zweite Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1903.

geographischem Grunde recht gedeihen kann; davon aber dürfte man wieder die fruchtbarste Förderung der Geographie als Wissenschaft und als Lehre erwarten. (Vorwort S. V.) Wir können an dieser Stelle natürlich nur einige besonders wichtige Punkte berühren.

Schon in der religiösen und mythologischen Weltanschauung der Völker (ganz besonders anschaulich bei den Iraniern) spiegelt sich der uralte Kampf zwischen Nomadismus und Ackerbau, der selbst noch in der neueren Geschichte mancher Reiche seine Bedeutung nicht verloren hat. Die Grenzgebiete Chinas litten unter den fortwährenden Verwüstungen der räuberischen Hirtenstämme, und in manchen türkischen Provinzen ist es noch heutigestags der Fall. Gewiß ist es eine unabweisbare Forderung der höheren, um sich greifenden Gesittung, diesen Feind ruhiger, friedlicher Entwicklung immer weiter zurück zu drängen und tunlichst unschädlich zu machen. Aber trotzdem warnt Ratzel vor voreiligen Schlüssen: Wo Ackerbau möglich ist, wird auf die Dauer die niedrigere Form der Wirtschaftsform des Hirtenlebens nicht gedeihen.

Es wäre indessen unstatthaft, zu schließen, daß damit der Nomadismus als eine weltgeschichtliche Macht zu streichen sei. In diesem Zeitraume haben allerdings die Nomaden keinen Boden gewonnen, sondern nur verloren, und, was wichtiger, ihre Kulturform, ihre Lebensweise hat sich ohnmächtig gezeigt in der Berührung mit der Kultur der ansässigen Völker; diese hat ihnen die Einfachheit der Sitten, den kriegerischen Charakter genommen, endlich sogar ihre Zahl vermindert. Auf sich allein gestellt, hat der Nomadismus keine Zukunft, aber in dem Dienst großer Kulturmächte, wie Rußland oder China, kann er wieder gewinnen. Das Eingreifen der osteuropäischen Mächte in die Gesamtgeschichte Europas hat in der militärischen Verwendung der Massenaufgebote, des Uebergewichts der berittenen Scharen, der weiten Raumverhältnisse immer etwas Nomadenhaftes gehabt. Wird Asien durch Kultur und Verkehr noch näher an Europa herangezogen, so kann also auf diesem Wege auch der Nomadismus noch einmal eine erneute Bedeutung gewinnen.

Freilich, wie wir hinzufügen möchten, nur vorübergehend, da er ohne Zweifel eben durch die Berührung mit der überlegenen Civilisation zerrieben und aufgesogen werden wird. Dazu kommt, daß mit wachsender Kultur auch eine größere und festere Ansässigkeit der Völker eintritt, während die niedere Gesittung eine stärkere Beweglichkeit der Ansiedelungen gestattet. Nur in der Auswanderung, diesem Sicherheitsventil gegenüber drohenden Krisen und Stockungen des volkswirtschaftlichen Organismus, hat auch die moderne Zeit ein Analogon dieser großen Völkerzüge und -wanderungen bewahrt, ein Vorgang, der übrigens ja auch im Altertum z. B. vom delphischen Orakel gelegentlich angeordnet wurde. Das gilt auch von Europa im großen. Der Bevölkerungszunahme steht seit dem 16. Jahrhundert in allen Ländern unseres Erdteiles ein Abfluß in nahe oder ferne Länder gegenüber, der bei den meisten stetig geworden ist. So wie einst Griechenland die Mittelmeerländer von Massilia bis Alexandria hellenisierte, so hat Europa in allen anderen Teilen der Erde europäisierend gewirkt, wobei nur noch das Klima als entschiedene Schranke zu wirken scheint. Die Wirkung davon ist die Europäisierung aller Teile der Erde. So wie Europa in seiner heutigen Bevölkerungszahl von gegen 400 Millionen der im Vergleiche zum Flächenraum weitaus bevölkertste Erdteil ist, so steht es auch an Wachstum dieser Bevölkerung allen anderen Teilen der Erde voran. Es gibt kein annähernd gleich großes Gebiet mit so stark und stetig wachsenden Bevölkerungen. In dieser völkerzeugenden Kraft Europas liegt der wichtigste Grund seiner hervorragenden Stellung in der Geschichte der Menschheit seit 2000 Jahren. Europa nimmt gegenüber einem großen Teile der Erde die Stellung eines durch Bevölkerungskraft überlegenen, kulturkräftigen Stammlandes ein. Es ist im großen, was einst Rom, als es sein Weltreich gründete, im engeren Rahmen der Mittelmeerländer war. Wenn man von der siegreichen Verbreitung der weißen Rasse über die Erde spricht, sollte man genauer sagen: des europäischen Zweiges der weißen Rasse; denn Perser und Indier haben an diesem Wachstum, dieser Ausbreitung nicht teilgenommen, welche eigentlich recht auch ein Symptom und eine Folge des Hochstandes der europäischen Kultur ist.

Europas Bevölkerungsüberschuß ergießt sich nach den außereuropäischen Ländern, die dadurch kolonisiert, kultiviert, hauptsächlich aber auch europäisiert werden. So tief ist die Wirkung dieses Erdteiles gedrungen, daß die Staaten der Erde je nach dem Maße der von Europa empfangenen Einflüsse und Anregungen in einer Reihe geordnet werden können, in der man sofort als die kulturkräftigsten diejenigen erkennt, welche die meisten europäischen Einwirkungen empfangen haben.

An der Spitze stehen die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Bevölkerung in der nördlichen Hälfte eine fast rein europäische und zwar westeuropäische ist, deren Boden und Klima dem europäischen am nächsten kommt, die endlich durch die verhältnismäßig kleine Meerschranke des Atlantischen Ozeans, die jetzt häufig in acht Tagen durch Dampfschiffe überwunden wird, Europa am nächsten gebracht sind. China ist unter den großen Reichen der Gegenwart das am wenigsten europäisierte, dessen Näherrücken eben deshalb Europa fürchtet.

Es erhellt von selbst, welche wichtige Rolle in diesem fortschreitenden Kulturprozeß die stets sich verbessernde Raumbewältigung spielt, die deshalb auch einen sehr gewichtigen wirtschaftlichen und nationalen Faktor ausmacht. Nicht minder beachtenswert ist, wie allmählich immer mehr in dieser Erweiterung und Vervollkommnung des Verkehrs die Wasserwege die früheren Landwege überholen und dadurch eine völlige Aenderung des Handels verursachen. Daß damit anderseits die weitgreifendsten politischen Konsequenzen verknüpft sind, leuchtet gleichfalls ein. Der Rückgang Venedigs ist das meist angeführte Beispiel, auf einen der Gegenwart weit näher liegenden Fall weist Ratzel hin, wenn er die Wichtigkeit der kleinasiatischen Bahnen betont, besonders der Mekkalinie, die von Damaskus nach dem großen religiösen Verkehrsmittelpunkt der westlichen mohammedanischen Welt zieht. Dadurch würde die durch den Suezkanal geschädigte Türkei wirtschaftlich und strategisch sehr erheblich wieder gestärkt und der russische Plan, den Pontus zum russischen Binnensee zu machen, durchkreuzt. Endlich ist noch ein eigentümlicher Zug einer weit ausschauenden, ferne Räume umspannenden Handelspolitik nicht zu übersehen, der sich von den Tagen Karthagos bis auf das moderne Albion typisch wiederholt, nämlich eine gewisse schlaue Anpassung an die jeweiligen Verhältnisse, ja gelegentlich geradezu eine bedenkliche Unzuverlässigkeit der Haltung. Ratzel schreibt: Zaudern, Abwarten von Gelegenheiten ist ein Element der Politik der Handelsmächte. Die Phönizier vermeiden selbst mit ihren Konkurrenten den Krieg, lassen sich aus Aegypten, Griechenland, Italien, dem östlichen Sizilien fast ohne Widerstand verdrängen. Venedig schließt Verträge mit den Sarazenen unter Anrufung Gottes und Mohammeds und gibt selbst in der Zeit der Kreuzzugbegeisterung seinen gewinnreichen Handel mit diesen Ungläubigen nicht auf. Die Niederlande fügen sich, um den Japanhandel zu monopolisieren, einer wahrhaft schimpflichen Behandlung in Firando und Desima. England hat sich seit den 1846 ruhmlos beendigten Streitigkeiten über die Oregongrenze mehr als einmal vor den Vereinigten Staaten von Amerika zurückgezogen, Polen und Dänemark aufgegeben, indem es vor Rußland und Preußen zurückwich, und die Selbständigmachung Griechenlands und Bulgariens lange hinausgezögert, und als sie nicht mehr rückgängig zu machen war, dafür gesorgt, daß in statu nascenti die Staaten so schlecht wie möglich wurden. (S. 524.) Für den beschränkten Blick des Altertums ist es gewiß nicht zufällig, wenn den verschiedensten Denkern die Beherrschung der See für die wichtige, gleichmäßige politische Entwicklung äußerst bedenklich erschien.

Wie schon anfangs bemerkt, hat der Verfasser es vortrefflich verstanden, die verschiedenen Elemente der Politischen Geographie zu einer solchen Einheit zusammenzufassen, ohne ihrer Selbständigkeit im einzelnen irgendwie zu nahe zu treten. Soziologische und staatswissenschaftliche Schlußfolgerungen und Betrachtungen erwachsen von selbst auf diesem fruchtbaren, nach allen Richtungen gründlich bearbeiteten Boden. Wir sind überzeugt, daß auch in dieser Auflage das übrigens auch verständlich, ja fesselnd geschriebene Werk weit über den Kreis der eigentlichen Fachwissenschaft hinaus Freunde finden wird. Wir schließen diese nur einige Hauptpunkte herausgreifende Skizze mit den Worten Ratzels, in denen er seine Ansicht vom Ursprung des Staates und namentlich seiner induktiven Erklärung andeutet: Eine rechte politische Geographie kann nach Anlage, Methode und Ziel nur eine geographische sein. Aus dieser Auffassung ist dieses Buch entstanden, indem daher die Staaten auf allen Stufen der Entwicklung als Organismen betrachtet werden, die in einem notwendigen Zusammenhange mit dem Boden stehen und deswegen geographisch betrachtet werden müssen. Auf diesem Boden entwickeln sie sich, wie uns die Ethnographie und Geschichte zeigt, indem sie sich immer enger an ihn anschließen und tiefer aus seinen Energiequellen schöpfen. So treten sie als räumlich begrenzte und räumlich gelagerte Gebilde in den Kreis der Erscheinungen, die die Geographie wissenschaftlich beschreibt, mißt, zeichnet und vergleicht. Und zwar reihen sie sich den übrigen Erscheinungen der Verbreitung des Lebens an, als deren Höhepunkt gleichsam uns die Staaten erscheinen.

Die Aussichten des Zionismus.

Dr. Fr. Gernandt.

Ende August fand in Basel unter außerordentlich starker Beteiligung der siebente Zionisten-Kongreß statt, auf welchem jüdische Delegierte aus fast allen Ländern der Welt versammelt waren. Man muß gestehen, die Zionisten haben in wenigen Jahren viel geleistet, viel agitiert und berechtigte Hoffnungen erweckt. Zionistische Gruppen haben sich überall aufgetan und zahlen ihren „Schekel", den jüdischen „Peterspfennig", reichlich in den National-Fonds. Der Zionisten-Kongreß fühlt sich als die nationale und politische Vertretung des Judentums, als die bedeutungsvollste „Versammlung seit der Zerstörung Jerusalems". Muß auch der Antisemitismus als eine der wichtigsten äußeren Ursachen der jüdisch-nationalen Bewegung angesehen werden, so ist doch andererseits der dauernde energische Antrieb zur Agitation und Aktion mehr in der Rasse selbst begründet, in der eigenen Erkenntnis der Juden, daß eine Verschmelzung mit den anderen Völkern gar nicht oder nur in geringem Maße möglich ist. Der Rassegedanken, der immer mehr anfängt, zum Inhalt des modernen Völkerbewußtseins zu werden, hat auch das jüdische Volk ergriffen. Man hat eingesehen, daß die Juden bei anderen Völkern nur geduldet werden, und die Vorgänge in Kischinew, die Austreibung aus Rumänien, die Einwanderungsbeschränkungen von seiten Australiens, Amerikas und neuerdings Englands beweisen, daß die Landfrage für das heimatlose Volk eine akute geworden ist. Die Land- und Heimatfrage bedeutet daher den Zentralpunkt der zionistischen Bewegung. Der Zionismus will das Volk aus der Zerstreuung sammeln; er erstrebt, wie es im Baseler Programm heißt, „für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina", — also eine nationale und politische Wiedergeburt!

Der Zionismus hat bei seinem ersten Auftreten innerhalb und außerhalb der Judenschaft viel Spott erfahren. Trotzdem diese Bewegung in den letzten Jahren stark zugenommen hat, erklärt die Frankfurter Zeitung, daß es sich nur um Utopien und Phantastereien handele. Für sie „gibt es kein jüdisches Volk mehr", sondern nur „Anhänger der jüdischen Religion". Die Juden hätten sich überall in ihren Wohnländern längst assimiliert und seien mit ihnen auch national verwachsen. — Diese optimistische Auffassung ist ganz falsch. Das jüdische Volk ist als physische Rasse erhalten und unverändert geblieben. Die Vermischungen mit anderen Völkern während der Zerstreuung sind nur gering und vorübergehend gewesen. Wo aber eine Mischung nicht immer wieder erneuert wird und durch nachfolgende Inzucht die Typen gefestigt werden, findet sehr leicht eine Entmischung und Ausmerzung der weniger zahlreichen fremden Rassenelemente statt. Das ist eine alte Erfahrung der Tierzüchter und nicht minder eine Lehre der Geschichte.

Die jüdische Rasse stellt allerdings einen Mischtypus dar, der aber schon vor der Zerstörung Jerusalems in Palästina und den angrenzenden Distrikten entstanden sein muß. In diesen Mischungen hat sich, vielleicht infolge der vorherrschenden Rassenpotenz der Hethiter, namentlich in physiognomischer Hinsicht, ein guter Mischtypus herausgebildet, der den spezifischen jüdischen Charakter so leicht erkennen läßt. Ihrer jüdischen Rasseneigenart sind sich die Zionisten bewußt geworden im Gegensatz zu den „Assimilanten", welche in den anderen Völkern aufgehen wollen. „Die Assimilation", sagte ein Redner auf dem Kongreß, „ist aus Gründen der Völkermoral zu verurteilen; sie ist auch unmöglich. Philanthropische Gesellschaften haben alles getan, um die Assimilation durchzusetzen, aber alle Mittel haben bis jetzt ein Resultat nicht gezeitigt."

Daß der Zionismus ein öffentlich-politischer Faktor geworden ist, zeigt sich am klarsten darin, daß Staatsregierungen mit seinen offiziellen Vertretern in Verhandlungen eintreten. Dr. Herzl, der Präsident des zionistischen Komitees, hatte eine Unterredung mit dem russischen Minister von Plehwe. Die russische Regierung kann natürlicherweise eine jüdisch-nationale Bewegung innerhalb Rußlands Grenzen nicht dulden. „Solange jedoch", heißt es in dem Briefe des Ministers, „der Zionismus in dem Willen bestand, einen unabhängigen Staat in Palästina zu schaffen, und solange er die Auswanderung einer gewissen Anzahl jüdischer Untertanen aus Rußland zu organisieren versprach, konnte die russische Regierung ihm sehr wohl günstig sein." Falls das alte Aktionsprogramm aufrecht erhalten bleibe, wolle Rußland die zionistischen Bevollmächtigten bei der ottomanischen Regierung unterstützen. Indes hat der Sultan den zionistischen Forderungen

gegenüber bisher sich ablehnend verhalten. Entgegenkommender war die englische Regierung. Sie bietet den Juden einen Landdistrikt in Ostafrika zur Kolonisation an, und zwar auf dem Boden einer jüdischen Autonomie unter britischer Oberherrschaft. In der Erklärung der englischen Regierung heißt es, daß sie an jedem wohlerwogenen Plan Interesse nehme, der die „Besserung der Lage der jüdischen Rasse bezwecke". Die Einzelheiten des Planes sind: „Gewährung eines ansehnlichen Landstrichs, die Ernennung eines jüdischen Beamten zum Oberhaupt der örtlichen Verwaltungsbehörde und die Gewährleistung voller Bewegungsfreiheit an die Kolonie für Munizipalgesetzgebung und für die Ordnung der religiösen und ausschließlich inneren Verwaltungsangelegenheiten; dieses örtliche Selbstverwaltungsrecht muß indes das Recht der englischen Regierung unberührt lassen, eine allgemeine Oberaufsicht zu üben."

Um das Ostafrika-Projekt entstand auf dem Kongreß ein heißer Redekampf. Die Gegner sahen darin eine Preisgabe des zionistischen Ziels, einen Verstoß gegen das Baseler Programm; die Anhänger des Projekts, welche die Mehrzahl bildeten, wollten damit aber nur eine vorbereitende Hülfe, ein „Nachtasyl" für die ärmsten der Juden, eine Erziehungsstätte für weitere Aktionen auf dem Wege nach Zion schaffen. Aus der Rede Nordaus, der sich für das Projekt erklärte, sind folgende, die allgemeine Lage des Judentums charakterisierende Sätze besonders hervorzuheben: „Wir sind nicht zufrieden, wir halten unsere Lage für eine sehr schlechte, wir empfinden unsere Behandlung als eine unwürdige und unverdiente, wir halten eine grundstürzende Aenderung unserer Lage für eine Lebensnotwendigkeit, nach den demütigenden Erfahrungen, die wir mit den Anähnlichungsversuchen an andere Völker gemacht, haben wir uns auf uns selbst besonnen und wollen uns in unserer Art, in eigenem Recht, auf eigenem Boden ausleben. Wir haben, ich wiederhole es, die Welt in aller Form mit unseren Wünschen befaßt, wir haben als ein Volk, dem Unrecht geschieht und das Gerechtigkeit verlangt, zu den Völkern gesprochen, wir sind vor die Regierungen hingetreten und haben, ohne zu verschleiern und ohne um den Brei zu gehen, etwa dieses gesagt: Wir sind ein altes geschichtliches Volk von fast zwölf Millionen. Wir halten uns für so gut, wie irgend ein anderes Volk auf Erden. (Stürmischer Beifall.) Wenn nötig, wollen wir das begründen. Gleichwohl werden wir, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, von Haß oder doch von Abneigung und Mißtrauen verfolgt. Hier verweigert man uns ausdrücklich die ursprünglichsten Menschenrechte. Dort gewährt man sie uns auf dem Papier, nimmt sie jedoch in der Praxis größtenteils wieder zurück. In dieser Lage wollen wir nicht weiter leben. Zur Liebe können wir niemand zwingen: Gerechtigkeit jedoch dürfen wir fordern, weil wir ein menschliches Antlitz tragen. (Tosender Beifall.) Es ist aber nicht gerecht, daß man uns als Parias, oder bestenfalls als Bürger zweiter Klasse, und überall als widerwillig geduldete, fremde Eindringlinge behandelt. Wir sind keine Parias und wollen uns nicht zu solchen hinabdrücken lassen. Wir wollen in Palästina Bürger erster Klasse (tosender, langandauernder Beifall) mit dem allseitig anerkannten geschichtlichen Rechte von Ureingesessenen sein, und wir bitten die Regierungen, uns zu der Erreichung dieses Zieles behülflich zu sein. Das, ich wiederhole es, mag den Mitlebenden gering scheinen, tatsächlich ist es eine Wendung in der Geschichte des jüdischen Volkes."

Das Afrika-Projekt ist als eine notwendige Durchgangsstufe zur Verwirklichung der zionistischen Ideen zu betrachten. In der Tat ist es von vornherein ausgeschlossen, fast zwölf Millionen Menschen in Palästina unterzubringen. Die Juden werden sich an verschiedenen Stellen der Erde sammeln müssen, um von hier aus allmählich Zion auf dem einen oder anderen Wege zu erobern, sei es durch wirtschaftliche Kolonisation oder durch das Eingreifen der Staatsregierungen beim Zusammenbruch des türkischen Reiches. „Alle unsere Wege", sagte ein Delegierter, „sind nicht die kürzesten, kleinsten, sondern wir müssen sehr oft herumgehen und Umwege machen, um zum Ziele zu kommen. Seit nahezu zweitausend Jahren befinden wir uns auf der Wanderung nach Hause, nach Zion. Wir wandern dorthin durch Amerika, Brasilien, Australien, durch die Steppen Rußlands, durch alle Himmelsstriche. Warum sollten wir nicht auch, wenn es sein müßte, durch Ostafrika nach Zion wandern?"

Kein sachlich denkender Mensch kann der Begeisterung, dem Eifer und Opfermut der Zionisten seine Anerkennung versagen. Wenn ein Volk, wie das jüdische, sich auf sich selbst besinnt, zum nationalen Zusammenschluß und Handeln sich aufrafft, so ist das ein bedeutungsvoller Moment in der Weltgeschichte. Denn

die soziale Rolle, welche die Juden als wirtschaftliches und geistiges Ferment unter den anderen Völkern gespielt haben, würde damit eine Wandlung erfahren, von der man zu hoffen berechtigt ist, daß sie sowohl für die jüdische, wie für die anderen Rassen zum Heil ausschlagen wird. Die Völkergeschichte tritt in das Stadium der „Entmischung", und die Staatsregierungen sollten durch internationale Verhandlungen mitwirken, dem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen, in dem ein großer Teil der Judenschaft sich befindet. Daß diese Hülfe allein in der Trennung, und nicht in der Verschmelzung bestehen kann, dürften Anthropologie und Geschichte hinreichend bewiesen haben.

Zur Kritik an Hentschels „Varuna".

Theodor Fritsch.

Dr. Wilsers Besprechung von Hentschels „Varuna" (No. 5 dieses Jahrgangs) berührt den wesentlichen Inhalt dieses Buches fast gar nicht, sondern befaßt sich nur mit einigen, verhältnismäßig nebensächlichen Kapiteln. Herrn Dr. Wilser als Rassenforscher mußten allerdings die Fragen nach der Entstehung der menschlichen Arten am meisten interessieren; wenn er aber in „Varuna" eine von der seinigen abweichende Anschauung vorfand, so war er deswegen doch wohl nicht berechtigt, über den Gesamtinhalt des Buches den Stab zu brechen, als über ein „nutzloses Machwerk", das keine ernsthafte, „nicht einmal eine verdammende Besprechung verdiene".

Mir scheint, das Gebiet der Rassentheorien ist noch so jung und unfertig, man bewegt sich dort noch so sehr in Hypothesen und Vermutungen, daß es wohl am Platze ist, hier eine gewisse Duldsamkeit gegen einander zu üben und nicht gleich alles in Grund und Boden zu verdammen, was von der eigenen Meinung abweicht. Herr Dr. Wilser hat ja inzwischen auf dem Anthropologen-Kongreß in Worms erfahren müssen, daß auch seine Rassentheorien nicht unbedingte Anerkennung unter den Fachleuten finden.

Der Zweck des Hentschelschen Buches hat ja auch nicht darin bestanden, eine maßgebliche Rassentheorie aufzustellen und die Ursachen der Eiszeit zu erforschen (wie Herr Dr. Wilser anzunehmen scheint), sondern die geistigen und ethischen Zusammenhänge zu ergründen, die in den Kulturproblemen der Völkergeschichte zutage treten. Da Hentschel nun erkannte, daß nicht nur die geistig-sittlichen, sondern selbst die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Prinzipien auf das Rassewesen der Völker zurückführen, so mußten der Schrift auch einige allgemeine Betrachtungen über die menschlichen Rassen vorausgehen — aber doch nur nebenher! Der Kern des Hentschelschen Buches wird gar nicht davon berührt, ob die vorausgeschickten Rassentheorien richtig sind oder nicht! Deshalb konnte eine einseitige Kritik dieser Rassentheorien dem übrigen Inhalt des Buches nicht gerecht werden. Herr Dr. Wilser möchte es freilich deshalb gleich als ein „Unkraut" völlig „ausgerottet" sehen!

Was nun die einzelnen von Dr. Wilser getadelten Punkte betrifft, so ist zunächst zu bemängeln, daß der Kritiker aus einem umfangreichen Werke lediglich einige etwas unklar konstruierte und darum vielleicht mißverständliche Sätze herausgreift, um danach das gesamte Buch in den Schein der Verworrenheit zu rücken. Es mag zugegeben werden, daß Hentschels Sprache zuweilen schwierig ist und Leser von hoher Gedankenreife erfordert. Auch hat der Autor, wie es schließlich jeder geistig selbständige Schriftsteller zu tun pflegt, einige eigene Wortformen geprägt; aber bei einigem guten Willen ist es doch nicht schwer, aus dem Zusammenhang zu verstehen, was unter „Normenzüchtung", „Seelenjustierung", „biologischer Umwertung", „uranischen Lebenshilfen" u. s. w. zu verstehen ist. Nur wer im voraus die Absicht hat, den Autor nicht verstehen zu wollen, wird es ablehnen, auf den Sinn solcher Eigenheiten einzugehen. Jede Züchtung erstrebt bekanntlich gewisse Typen oder Normen, und Hentschel sucht darzutun, daß eine solche menschliche „Normenzüchtung" vor allem auch einer bestimmten geistigen und seelischen Richtung — also einer „Seelenjustierung" bedarf. Ja, er weist überzeugend nach, daß mit der Preisgabe der seelischen und sittlichen Richtungsbestimmung der Kulturtypus — auch der leibliche — verloren geht. Denn durch Aenderung der Lebensprinzipien und Daseinsideale findet im Menschen — individuell

wie sozial — ein Umschwung in der Entwicklungsrichtung statt; es tritt eine „biologische Umwertung“ ein. Hentschel erkannte eben, daß die Lebensgesetze einer menschlichen Rasse nicht bloß auf bestimmten physischen, sondern auch auf psychischen Normen begründet sind, — daß die Erhaltung einer Art gleichsam an ein unerschütterliches Daseinsgesetz geknüpft ist. Das heißt mit anderen Worten: Die menschlichen Rassen beruhen nicht lediglich auf der Vererbung leiblicher und geistiger Fähigkeiten, sondern auch auf einer bestimmt gerichteten seelischen und sittlichen Verfassung. Kurz: Es gibt eine besondere Rassensittlichkeit!

Das ist etwas, das schon die alten Inder erkannten und als die heilige Ordnung des Varuna bezeichneten. Die Wiederaufdeckung solchen arischen Urweistums und seine Anwendung auf moderne Zustände ist das besondere Verdienst des Hentschelschen Buches. Die Heiligachtung solcher unerschütterlicher Lebensregeln und der in ihnen aufgespeicherten vieltausendjährigen Erfahrung zählt er zu den „uranischen Lebenshülfen“. Ich kann nicht finden, daß solche Betrachtungen so ganz überflüssig und nichtig wären und nichts anderes als Hohn und Spott verdienten.

Das Befremdlichste an dem Buche Hentschels wird freilich immer die Hypothese von der Entstehung des Ariers aus dem malayischen Typus bleiben. Das ist eine für die gewohnten Vorstellungen geradezu ungeheuerlich erscheinende Annahme; und Hentschel ist sich dessen wohl bewußt gewesen. Wenn aber der Mensch überhaupt aus einem niederen tierischen Wesen entstehen konnte, warum sollte der Arier nicht auch aus einem Malayen entstehen können? — Ist der eine Weg weiter als der andere? Und bietet der abweichende Schädelindex hier wirklich ein unüberwindliches Hindernis?

Hentschel hatte seine besonderen Gründe für diese Hypothese. Zunächst fiel ihm die außerordentliche Variabilität der malayischen Mischrasse auf. Sie zeigt in der Tat eine wahre Musterkarte von allen nur erdenklichen Menschheitstypen — wenigstens was den Gesichtsschnitt anbelangt. (Man betrachte die Typen von Südsee-Insulanern auf der Farbentafel in Mayers Konversations-Lexikon, 5. Auflage, Band 13.) Es finden sich dort Gesichter, die recht wohl einem deutschen Bauernjungen angehören könnten — abgesehen von der dunklen Färbung. Es ist ja auch andererseits nicht ausgeschlossen, daß — vermöge der von der Tierzüchtung her bekannten Sprungvariationen — bei solcher Rassenmischung gelegentlich Individuen von hellerer Haut- und Haarfärbung entfallen konnten, die dann, unter sich weiter gezüchtet, einen neueren Typus befestigen halfen. (Hentschel nimmt ja allerdings noch eine Ueberwanderung nach neuen Kontinenten und den mächtigen Einfluß der Eiszeit zu Hülfe, um die Entstehung des arischen Typus zu erklären.) Bemerkenswert erschien ihm außerdem der außerordentliche Wandertrieb der malayischen Stämme und das an ihnen seit alters her bekannte Seenomadentum. Das ist ein Punkt, wo sich der Malaye (Wanderer) auffällig mit dem Punier — Wikinger — Normannen berührt.

Aber wie gesagt, das alles ist beiläufige Hypothese, die, wenn sie sich als unhaltbar erweisen sollte, an dem übrigen Inhalte des Buches nichts ändert. Und ebenso steht es mit den Vermutungen über die Eiszeit. Wenn Hentschel die Midgardschlange auf das vorrückende Nordlandseis deutet, so hat diese Annahme mindestens ebensoviel Berechtigung, als die gewöhnliche Deutung auf das Weltmeer. Die schreckhaften Schilderungen, die die Edda von der Midgardschlange als einem einmalig herannahenden Verhängnis entwirft, passen wohl weniger auf das den alten Germanen so vertraute und ewig in sich ruhende Weltmeer als auf die Vereisung der Erde. Thor bekämpft bekanntlich die Midgardschlange; wie und warum sollte der Gott das Weltmeer bekämpfen und am Ende der Zeiten von dem Weltmeer getötet werden? Entspricht es nicht vielmehr auch unserer modernen Ueberzeugung, daß alles Leben schließlich in einer Vereisung der Erde sein Ende finden wird? Und lag es der dichtenden Phantasie nicht nahe, an diese Katastrophe jene sittliche Verwilderung zu knüpfen, über die sich die Edda aus jenem Anlaß verbreitet? —

Warum aber soll das Zeugnis der Edda in dieser Sache so ganz verworfen werden? Mag dieses Stück Ursage auch erst Jahrtausende nach der Eiszeit niedergeschrieben sein, so konnte sich doch die Kunde von dem fürchterlichen Ereignis — in bildlicher Einkleidung — als Sage von Mund zu Mund Jahrtausende hindurch erhalten. Auch die Kunde von der Sintflut ist gewiß nicht in den nächsten Jahren nach derselben niedergeschrieben worden.

Das alles kommt indessen kaum in Betracht gegenüber der Tatsache, daß aus Dr. Wilsers Kritik der wesentliche Inhalt von „Varuna“ kaum erkannt werden

kann. Daß in dem Buche noch von ganz anderen Dingen die Rede ist, mögen einige Kapitelüberschriften bekunden. Wir finden da unter anderem: „Der ägyptische Kultur-Prozeß“, „Die Indo-Eranier und die Rassen-Hygiene“, „Solon, Athen und Sparta“, „Das römische Imperium“, „Der christliche Gedanke“, „Der germanische Rassen-Prozeß“, „Die historischen Grundlagen des deutschen Wirtschaftslebens“, „Der deutsche Industriestaat“, „Der deutsche Gedanke und seine Ziele“. Von solchen Dingen wird man nach der Wilserschen Kritik in dem Buche nichts vermuten.

Da nun aber die „Politisch-anthropologische Revue“ nicht bloß anthropologisch, sondern auch politisch sein will, d. h. auch die mit dem Rassewesen verknüpften sozialen, ethischen und wirtschaftlichen Gebiete in das Reich ihrer Betrachtungen zieht, so ist zu hoffen, daß sich unter den Mitarbeitern des verdienstlichen Blattes auch noch jemand findet, der diese — und damit die wesentlichen — Gedanken des Hentschelschen Buches sachlich und gerecht beleuchtet.

Berichte.

Biologie.

Zuchtwahl und Vollblutzucht. Die große Bedeutung, welche die künstliche Tierzucht für die organische Entwicklungslehre (Darwinismus) und für das Verständnis der Rassengeschichte des Menschengeschlechts hat, veranlaßt uns, auf eine kleine Broschüre von F. W. Dünkelberg hinzuweisen, welche die „Rennkampagne des Jahres 1902 auf Grundlage der Zuchtwahl“ behandelt. Allen, welche sich für genealogische Vererbungsfragen interessieren, und sich mit der physiologischen Naturgeschichte der Talente und Genies beschäftigen, sei dieses Heft, wie auch das größere Werk desselben Autors über das englische Vollblutpferd und seine Zuchtwahl (Braunschweig, 1901) angelegentlichst empfohlen. Danach genügt die nachgewiesene Abstammung, die Statistik der Rennen und die Beurteilung des Exterieurs nicht zu einer biologisch begründeten Zuchtpraxis. Bruce Lowe hat durch sein Zahlensystem die Möglichkeit geschaffen, neben der vollen Würdigung der Ahnen nach ihren äußeren Leistungen einen zweiten wichtigen Faktor zu berücksichtigen, welcher die innere Natur der Blutmischung der einzelnen Individuen erfaßt und auf deren mehr oder minder günstige Wirkung im werdenden Tier schließen läßt. Es kommt hierbei darauf an, das Verhältnis der Blutmischung in leistungsfähigen Renn- und Zuchtpferden erfahrungsgemäß festzustellen und demgemäß die Anpassung der Stuten an die Hengste zu bewirken. Ein näheres Studium dieser Blutströme ergibt, daß mancher kostbare Blutstrom, besonders in den männlichen Linien spurlos verschwindet, während es nur die weiblichen Linien sind, welche unter günstigen Umständen die vererbende Kraft ihrer Vorfahren bewahren und ausschlaggebend die Nachkommenschaft beeinflussen. Nur die Ebenbürtigkeit des Hengstes und der Stute kann die Qualität der Nachkommen nach menschlichem Ermessen sichern. Die Kunst des Züchters gipfelt daher in der richtigen Anpassung der Mutter an die Hengste, und das umgekehrte Verfahren muß daher sehr vorsichtig gehandhabt werden. Nicht nur der Ahnenkultus, sondern zugleich die Vermischung der Blutströme muß als Richtschnur für die Anpassung dienen, weil die Qualität der beiderseitigen Ahnen nur allzuhäufig zu Fehlgriffen verleitet. In diesem Sinne ist rechnerisch festzustellen, welcher dieser beiden Blutströme vorwiegend in Hengst und Stute kreist, und je nachdem die Stute mehr der einen oder anderen Gruppe angehört, muß der Hengst aus der entgegengesetzten Gruppe gewählt und rechnerisch versucht werden, inwieweit beide Gegensätze in den Nachkommen am besten ausgeglichen werden.

Anthropologie.

Ziele und Aufgaben der historischen Anthropologie. Einer der bedeutendsten historischen Anthropologen der Gegenwart ist Carl von Ujfalvy, der in den Jahren 1876—1882 Russisch-Turkestan und die Täler des Himalaja

bereiste, um dort die verschiedenen Rassetypen festzustellen. Beim Studium der Geschichte jener Völker, denen die beobachteten Rassetypen angehörten, oder welche vorher dieselben Länder bewohnt und sich vor ihrem Verschwinden mit den heutigen Bewohnern vermischt hatten, erkannte er, daß das Studium jener Vorfahren oder Vorgänger ein lebhaftes Interesse für die Kenntnis der verschiedenen Uebergangsstufen und des Ursprungs des gegenwärtigen Rassetypus darbietet. Ikonographisches Material, Basreliefs und Steinfiguren, Münzen, geschnittene Steine und alte Miniaturen sind die Mittel, sich über die Vergangenheit der jetzigen Rassenelemente zu unterrichten. Auf die Münzporträts der griechisch-baktrischen und indo-skythischen Königsgeschlechter gestützt, veröffentlichte Ujfalvy im Jahre 1898 zwei Aufsätze: „Les Huns blancs ou Ephthalites de l'Asie Centrale, Huna de l'Inde" und „Anthropologische Betrachtungen über die Porträtköpfe auf den griechisch-baktrischen und indo-skythischen Münzen". Ueber den Typus der alten Iranier und Inder handeln zwei andere Abhandlungen. Die anthropologische Monographie über den physischen Typus Alexanders des Großen ist ein Versuch, auf historischer und ikonographischer Grundlage das Bild eines der größten unter den alten Ariern zu entwerfen. Doch hat die historische Anthropologie noch andere Ziele und Aufgaben. Für die Entwicklung einer Rasse sind Erblichkeit, natürliche und soziale Auslese und Atavismus von großer Bedeutung, während die Theorie von dem allein maßgebenden Einfluß des „Milieu" hinfällig geworden ist. Gobineau, Kraitschek, Reibmayr, Seeck, Lapouge, Ammon, Wilser, Penka, Chamberlain sind die wichtigsten Vertreter auf diesem Felde der Wissenschaft, welche die Naturgeschichte der Menschen im Sinne Darwins reformiert haben. (Archiv für Anthropologie, Neue Folge, I, 1.)

Das Verbreitungszentrum der nordeuropäischen Rasse. Weder zoologische noch botanische und anthropologische Gesichtspunkte rechtfertigen das alte Vorurteil vom östlichen (asiatischen) Ursprung der Indogermanen und ihrer Gesittung. Die älteste Rasse in Europa ist der Neandertalmensch (homo primigenius), der während der ältesten Steinzeit in Westeuropa gelebt hat. Er hatte einen aufrechten Gang, aber einen unentwickelten kleinen Schädel. Die allereinfachsten und rohesten Werkzeuge aus Stein und Bein lassen schließen, daß er kaum die unterste Stufe menschlicher Gesittung betreten hatte, daß wohl auch seine Sprache auf die ersten Anfänge beschränkt war. Diese uralte, wahrscheinlich ältestbekannte Menschenrasse ist kurz nach dem Beginn der Eiszeit aus Mitteleuropa verschwunden, vertilgt, aufgesogen und verdrängt von der viel höher stehenden Cro-Magnon-Rasse (homo priscus). Ein Zweig der ureuropäischen Rasse ist, vor der Kälte zurückweichend, über damals bestehende Landbrücken nach Afrika ausgewandert. Reste von ihr hat man in einer Höhle bei Mentone gefunden, die zugleich die unverkennbaren Merkmale tiefstehender Negerrassen, insonderheit der Australier, an sich tragen. Die Rasse der Renntierjäger mit ihren bedeutend verbesserten Werkzeugen und den vielversprechenden Anfängen bildnerischer Kunst stammt höchstwahrscheinlich aus unbewohnbar gewordenen, jetzt von ewigem Eis oder Meeresfluten bedeckten Gebieten, der sogenannten Arktogäa. Diese hochbegabte Rasse darf als Trägerin einer Kultur aufgefaßt werden, und zwar der ältesten auf Erden, denn damals können am Nil und im Zweistromland nur negerähnliche, auf der Entwicklungsstufe des homo primigenius stehende Menschen gestanden haben. Sie hat die Eiszeit überdauert und die Keime menschlicher Gesittung zu immer schönerer Blüte entfaltet. Ihr Blut lebt fort in den Kulturvölkern der Neuzeit. Vor mindestens zehntausend Jahren ist der homo priscus nach Skandinavien gekommen und zur Stammrasse des nordischen homo europäus geworden. Die Ausbildung, Reinzüchtung und erbliche Befestigung der die nordische Rasse kennzeichnenden Farbenbleichung ist erst auf der meerumschlungenen Halbinsel erfolgt. Der hohe Wuchs blieb der gleiche, ebenso die längliche Gestalt und die Geräumigkeit des Schädels; nur die Gesichtsbildung verfeinerte sich etwas mit der fortschreitenden Gesittung. So wurde der homo priscus zur Rasse der europäischen Kulturvölker, zum homo europäus. (L. Wilser, Globus, 1903, No. 21.)

Schädelform der städtischen, ländlichen und Gebirgsbevölkerung im Elsaß. Entsprechend seiner reichen geschichtlichen Vergangenheit — die Spuren des Menschen reichen bis zur Diluvialzeit zurück — bietet Elsaß vom anthropologisch-historischen Standpunkt aus weitgehendste Interessen dar: seit uralter Zeit bildete es die Heerstraße, wo Völker mannigfachster Art in Berührung treten mußten, während es andererseits ein Streitgebiet war und blieb,

wo sich die verschiedenartigsten Stämme und Rassen in der Herrschaft ablösten und vermischen mußten. Die neuere elsässische Bevölkerung ist aus zwei verschiedenen Komponenten hervorgegangen; einmal sind es Vertreter der kurzköpfigen „alpinen Rasse“, die schon zu Cäsars Zeit sich mit römischem Blut in den Städten und germanischen Elementen auf dem Lande (Triboker) vermischt hatten, so daß die rein gebliebene Bevölkerung im wesentlichen auf die gebirgigen Teile des Landes beschränkt blieb. Daneben kommen als zweiter Hauptfaktor infolge der verschiedenen fremden Invasionen rein germanische, langschädelige Elemente in Betracht, die Alemannen und im Norden des Landes die Franken. Das Schädelmaterial aus Beinhäusern der ländlichen Bevölkerung am Fuße der Vogesentäler hat auf die ältere Bevölkerung ein aufklärendes Licht geworfen. Unter 700 Schädeln waren fast alle durchweg rein alpiner Art mit einem mittleren Schädelindex von 85, mit flachem fast senkrecht abfallenden Hinterhaupt, hohem Gesicht, mit breiter, nur wenig hoher Nasen- und runder Augenhöhlen-Oeffnung. Dieses Ergebnis läßt darauf schließen, daß schon im späteren Mittelalter am Rande der Vogesen eine überwiegend kurzköpfige Bevölkerung saß und daß schon zur gallo-römischen Zeit die von fremden Beimischungen verschont gebliebene breitere Bevölkerungsschicht am und im Gebirge ähnliche Beschaffenheit darbot. Trotz aller Beimischungen hat sich die Brachycephalie im Elsaß seit der Zeit, in welche die Gründung der Beinhäuser fällt, außerordentlich rein erhalten. Wo die Vermischung mit fremden Elementen die größte Intensität erreichen mußte, in der Stadt, sinkt der Index, wie an elsässischen Studenten der Straßburger Universität festgestellt wurde, bis auf 81,0, um für das flache Land auf 82,3, für die gebirgigen Kantone auf 85 und endlich mit 87,5 sein Maximum in den reinsten Resten jener uralten Vogesenbevölkerung zu erreichen, deren schwarzhaarige, dunkeläugige, klein gebaute Vertreter mit dem eigentümlichen fremdartigen Patois eine dem Untergang geweihte Kolonie in der eigenen Heimat bilden. (E. Blind, Globus, 1903, No. 2 und 7.)

Entdeckung eines neuen Menschenstammes. Durch die Zeitungen geht folgende Notiz, deren Original uns nicht zugänglich war, die wir aber ihres merkwürdigen Inhaltes wegen hier anführen möchten: Der Regierungsverwalter von Britisch-Neuguinea hat, wie dem Daily Chronicle aus Melbourne gemeldet wird, einen Bericht über die Entdeckung eines außerordentlichen Menschenstammes eingereicht, der im Marschlandgebiet der Insel wohnt. Die Gegend ist derartig, daß ein Gebrauch der Beine fast ausgeschlossen ist. Der Boden ist zu morastig, als daß man darauf gehen könnte, und andererseits machen die tropischen Wassergewächse in den weiten überschwemmten Strecken den Gebrauch von Kähnen oder Flößen unmöglich. Die Eingeborenen wohnen in Hütten, die sie über dem Wasser in Bäumen angelegt haben. Infolge der Naturverhältnisse, unter denen dieser Stamm sich aufhält, haben die Eingeborenen vollständig verlernt, ihre unteren Gliedmaßen zu gebrauchen. Als man einige von ihnen auf harten Boden brachte, machte ihnen dies offenbar viele Schmerzen und ihre Füße fingen an zu bluten. Die Körpergestalt der Leute ist ganz außergewöhnlich. Der Rumpf ist mächtig entwickelt, während Hüften, Beine und Füße zurückgeblieben sind. In Gestalt und Benehmen gleichen die Leute den Affen. Die Anthropologen sind über die neue Entdeckung in große Erregung geraten. Die Regierung hat versprochen, daß sie die Bräuche und die körperlichen Eigenschaften des entdeckten Stammes wissenschaftlich erforschen will.

Kulturgeschichte.

Die Hindu-Invasion im Malayischen Archipel. In seinen „Malayischen Reisebriefen“ schildert E. Häckel die gigantischen Bauwerke von Boro-Budur und bemerkt dabei (S. 164) über die einstigen Erbauer derselben folgendes: Von den genialen Schöpfern dieser und vieler anderer Tempel in Java, von den zahllosen Künstlern, welche ihre sorgfältige Ausschmückung in jahrelanger Arbeit bewirkten, wissen wir so gut wie gar nichts. Nur das steht fest und ist auf den ersten Blick klar, daß wir in diesen buddhistischen Kunstwerken keine Arbeit der eingeborenen Malayen vor uns haben, sondern der arischen Bewohner von Vorderindien, welche schon vor dem 8. Jahrhundert n. Chr. den malayischen Archipel überfluteten

und nicht nur in Java, sondern auch in Borneo, Sumatra, Lombok und vielen kleineren Inseln Kolonien gründeten und Stätten für den Buddha-Kultus errichteten. Aber auch von dieser merkwürdigen Hindu-Invasion wissen wir nur sehr wenig; keine indischen Geschichtsbücher und Chroniken klären uns darüber auf. Nur einzelne Inschriften belehren uns — außer den stummen Zeugen der indischen Künste —, daß zu jener Zeit die eingedrungenen Hinduvölker einen hohen Grad von Kultur unter der wilden Bevölkerung der malayischen Urbewohner eingeführt haben müssen. Es scheint aber, daß diese Blüteperiode nicht lange gedauert hat, und daß die Hindu bald wieder den Besitz der Smaragdinseln aufgaben — vielleicht aus Furcht vor den häufigen, zum Teil verheerenden Erdbeben, oder auch überwunden durch den dauernden Widerstand der unterjochten Malayen. Wenn sie durch Vermischung mit den letzteren in dieser Rasse aufgegangen sind, und wenn ein großer Teil der heutigen Bevölkerung wirklich einen Teil Hindublut in seinen Adern führt, so war jedenfalls bei dieser Rassenmischung das niedere malayische Element stärker, als das höhere arische. Auf der Insel Lombok und in einigen Ortschaften von Java — besonders auch in den höheren Familien des alten Mataramreiches — soll noch heute der indogermanische Charakter in der Physiognomie deutlich ausgeprägt sein. Von dem hohen Kunstsinn der arischen Vorfahren ist aber in dem heutigen Mischvolk wenig übrig geblieben; die Malayen der Gegenwart staunen die kunstreichen Tempelruinen der Hindu als die Erzeugnisse unheimlicher Geister an und können nicht glauben, daß Menschenhände dergleichen hervorgebracht haben.

Die Germanen zur Römerzeit und ihre Kultur. Einer der gewaltigsten historischen Vorgänge, welche die Weltgeschichte kennt, ist der Zusammenstoß der römischen Weltmacht mit dem Germanentum. Auf der einen Seite ein auf dem Gipfel seiner Macht stehendes Reich, eine hochentwickelte glänzende Kultur, in der sich aber schon die Anzeichen eines beginnenden Verfalls bemerkbar machen — auf der anderen Seite eine jugendfrische, kräftig aufstrebende Bevölkerung, welche im Begriff steht, mit kühnem Sprunge aus der Abgeschiedenheit eines prähistorischen Daseins heraus auf die Weltbühne zu treten, um hier bald die führende Rolle zu übernehmen und bis auf den heutigen Tag zu behalten. Damals beginnt der noch heute fortdauernde Kampf zwischen dem Romanentum und dem Germanentum um die Weltherrschaft. Die literarischen Quellen über die Beschaffenheit der damaligen germanischen Kultur sind geringfügig und widerspruchsvoll. Dagegen lassen Waffen, Schmucksachen, Tracht, Geräte über die materiellen Verhältnisse, Technik, Handelsverbindungen bis zu einem gewissen Grade auch über religiöse und geistige Anschauungen Schlüsse zu. Im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stand Mitteleuropa im Zeichen der La Tène-Kultur, deren Hauptträger, die Kelten, im westlichen Europa, in Süddeutschland, Böhmen, in den Alpen und in Oberitalien saßen. Diese Kultur strahlt stark nach Norden aus und verdrängt bei den in Nordeuropa sitzenden Germanen die letzten Ueberreste der Kultur der Bronzezeit. Am Beginn unserer Zeitrechnung kam ein neues Kulturelement, das römische, an den Grenzen Germaniens zur Geltung, und zwar scheinen die frühesten Einwirkungen des Römertums vom Rheinlande ausgegangen zu sein. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts drang ein Kulturstrom aus den von Ostgermanen besiedelten Gebieten in Südrußland nach dem Norden vor und erreichte die alten Stammlande zunächst in den östlichen Provinzen Ost- und Westpreußen, um von hier aus nach Skandinavien sich weiter auszubreiten und später bis nach Mitteldeutschland hinein bemerkbar zu werden. Ueber Waffen, Sporen, Kleidung, Hausgeräte, Ackergeräte, Werkzeuge, Töpferei u. s. w. werden wir aus den Funden hinreichend unterrichtet. Besonders lassen sie keinen Zweifel darüber, daß die Seßhaftigkeit der Grundzug germanischer Lebensweise war. Ohne diese wären die ausgedehnten Gräberfelder, die Entwicklung der Technik, namentlich die Töpferei und Landwirtschaft, gar nicht möglich. (A. Götze, die Umschau, 1903, 37—38.)

Rasse und Sitten der Albanesen. Die Albanesen, welche in den nächsten, auf die Dauer unausbleiblichen blutigen Auseinandersetzungen auf der Balkanhalbinsel eine große Rolle spielen dürften, stellen der Rasse nach ein Volk von abgesonderter Stellung unter den Indogermanen dar. Nach vielen Wechselfällen im Laufe der Geschichte haben sie sich mit gutem Erfolg gegen die Einflüsse des Slaventums und später auch gegen das Uebergewicht der Macht Venedigs behauptet. Auch den Türken sind sie lange Zeit gefährliche Gegner gewesen. Der Albanese

ist nach Haltung und Wuchs eine prächtige Erscheinung, die ebenso wie Sitten, Bräuche und Kleidung, stark an die althellenische Abstammung erinnert. Die Sprache, welche in zahlreiche Dialekte zerfällt, nähert sich mehr dem Lateinischen als dem Griechischen; eine Literatur hat das Albanervolk ebensowenig wie ein Alphabet. In Friedenszeit bleibt jeder Stamm, der in Clans, Paos oder Djetas zerfällt, für sich isoliert im Gebirge. Die Clans haben Selbstverwaltung; ihre Organisation ist äußerst einfach; die Entscheidungen liegen bei den Aeltesten. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht. Die Sitten und Gebräuche sind ihre Gesetze und werden streng beobachtet. Das Eigentum bleibt beinahe unveräußerlich innerhalb des Clans. Der Albanese kauft sich seine Frau, wenn er nicht, wie das bei manchen Stämmen der Fall ist, vorzieht, sie zu rauben. Die Albanesen haben einen starken Wanderungstrieb. Es herrscht Blutrache zwischen den verschiedenen Clans. Die Albanesen sind überaus abergläubisch. Besondere Verehrung zollt er den Quellen. Auch spielen die Schlangen eine große Rolle in ihren Sagen. Man würde dem Bilde der Albanesen einen wesentlichen Zug nehmen, wenn man nicht an ihre außergewöhnliche Tapferkeit erinnern wollte. Das beweist ihre Geschichte. Dem Charakter dieser abgeschlossenen Söhne der Berge gemäß werden sie aber im Völkerleben wohl nie eine bedeutsame, ausschlaggebende Rolle spielen; wohl aber dürften sie in den Kämpfen, die auf der Balkanhalbinsel unausbleiblich sein werden, einen hervorragenden, wenn nicht entscheidenden Anteil haben. (J. Wiese, Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, 1903, 15.)

Psychologie.

Experimentelle Untersuchungen über den Traum. Von Interesse sind diesbezüglich von Vaschide in der Pariser Akademie der Wissenschaften erstattete Mitteilungen, welche die Frage des Traumes vom experimentellen Standpunkte aus, sowie insbesondere die Beziehungen zwischen der Tiefe des Schlafes und der Beschaffenheit der Träume behandelt. Es besteht tatsächlich eine innige Beziehung zwischen der Natur, beziehungsweise Struktur der Träume und der Tiefe des Schlafes, welche bei nahezu fünfhundert einschlägigen Versuchen sich konstant nachweisen ließ. Bei tiefem Schlafe beziehen sich die Träume durchwegs auf latente Erinnerungen, auf Tatsachen und Handlungen, die einer weit zurückliegenden Vergangenheit angehören und mit dem gegenwärtigen Leben des Träumenden, wenigstens dem Anscheine nach, in keinerlei Beziehungen stehen. Je tiefer der Schlaf ist, desto weiter liegen die im Traume auftauchenden Erinnerungen in der Vergangenheit. Je leichter und oberflächlicher dagegen der Schlaf ist, um so mehr beziehen sich die Träume auf Ereignisse des gegenwärtigen Lebens, selbst auf solche, welche unmittelbar vor dem Einschlafen aufgetreten sind, oder es werden die Träume direkt durch während des Schlafes einwirkende äußere Reize hervorgerufen. Der echte Schlaf ist allein erquickend; zur Aufrechterhaltung dieses Ruhezustandes scheint es notwendig, daß das Traumbewußtsein latente Erinnerungen, alte Indeenverbindungen, zu deren Wiederbelebung nur eine geringe Anstrengung notwendig ist, in seinen Bereich zieht. Bei psychopathischen und neurotischen Individuen — mit Ausnahme der Epileptiker — sind diese Tatsachen von großer Wichtigkeit, weil sie auf die Quellen des Tagesbewußtseins bei diesen hinweisen. Solche Individuen haben so gut wie niemals einen tiefen Schlaf, man kann eher bei ihnen von einem gewissen Grade der Betäubung sprechen. Daher sind ihre Träume eine Fortsetzung des Tagesbewußtseins, sie können sich auch hier nicht von ihren präokkupierenden Ideen und Obsessionen losreißen, indem der Traum immer wieder den Inhalt des Tagesbewußtseins aufleben läßt. Vom Standpunkte der Psychotherapie ist dieses Verhalten namentlich bei Paranoia und Neurasthenie von Wichtigkeit, indem die Patienten in ihrem leichten, oberflächlichen Schlaf die Phobien, Delirien und Impulsionen und Obsessionen, von denen sie tagsüber beherrscht werden, gleichsam fortkultivieren. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1903, 34.)

Rassen-Hygiene.

Die Entartung der englischen Rasse. Die Frage der Dekadenz des englischen Volkes wurde vor kurzem durch den Jahresbericht des englischen Generalinspektors für Rekrutierung aufs Tapet gebracht. Aus dem Bericht war ersichtlich, daß von fünf Männern, die sich vom Rekrutierungssergeanten anwerben lassen, nach zwei Jahren nur zwei als brauchbare Soldaten sich erweisen — mit anderen Worten, daß nur 40 Prozent aller zum Militärdienst willigen Leute wirklich für den Militärdienst tauglich sind. Dieser Prozentsatz bedeutet einen wesentlichen Rückgang gegen frühere Jahre, woraus zu schließen ist, daß die Bevölkerungsschicht, welche die Rekruten für die englische Armee stellt, heute körperlich minderwertiger ist. Allgemeine Schlüsse auf den physischen Rückgang des ganzen Volkes wird man jedoch aus der obigen Rekrutierungs-Statistik nicht ohne weiteres ziehen dürfen. Derartige Schlüsse werden nur dann berechtigt sein, wenn sie noch durch andere statistische Tatsachen erhärtet werden, die gleichfalls auf den physischen Rückgang des englischen Volkes hindeuten. Diese anderen statistischen Nachweise sind nun erbracht. Der Präsident der Britischen Medizinischen Gesellschaft teilte mit, daß sich innerhalb der letzten drei Dezennien die Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre um 2 pCt. vermehrt hat, während in derselben Zeit die Geburtenziffer von 3,6 auf 2,7 pCt. herabgesunken ist. Das zeigt deutlich, daß der Boden, aus dem der englische Volksstamm seine Kraft saugt, erschöpft zu werden anfängt, und daß der Stamm allmählich vertrocknen muß, sofern nicht dem Boden seine ursprüngliche Kraft wiedergegeben wird. Unter solchen Umständen ist es nicht erstaunlich, daß die physische Entartung des englischen Volkes, die in den Großstädten begann, sich aufs Land ausgedehnt hat, jedenfalls auf einige Teile des Landes. Mit der physischen geht eine psychische Entartung Hand in Hand. Die letzten Wahnsinnsstatistiken für England und Wales zeigen, daß im Jahre 1859, wo zuverlässige Statistiken begannen, 37 000 Personen irrsinnig waren, im Jahre 1903 dagegen 114 000 Personen. Dem Prozentsatz der Bevölkerung nach macht das für das Jahr 1859 je eine irrsinnige Person unter 536, und für das Jahr 1903 je eine irrsinnige Person unter 293. Im Jahre 1902 wurden 500 Personen jede Woche wahnsinnig. Erblich belastet sind 19 pCt. unter den Männern und 25 pCt. unter den Frauen. Die Zunahme des Wahnsinns fällt fast ausschließlich auf die ärmere Bevölkerung. (Hamburger Nachrichten, 1903, No. 367.)

Hygiene und Rassenentartung. Auf der Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene erörterte Professor M. Gruber-München die Frage, ob die Hygiene die Entartung der Rasse bewirken könne. An der Hand von interessanten Beispielen aus dem sozialen Leben führte der Vortragende aus, daß es einen Kampf ums Dasein gebe, der nicht auslesend zur Besserung der Rasse wirke, der selbst den Stärksten überwinden müsse. Auch eine hohe Kindersterblichkeit wirke nicht immer, wie von einigen Seiten behauptet wird, auslesend für die Rasse. Im allgemeinen könne man feststellen, daß sich die Kulturmenschheit körperlich im Aufsteigen befinde; so nehme in einigen Staaten die Körperlänge stets zu, wie dies die Daten über die militärischen Aushebungen beweisen. Leute mit höherer Bildung, Wohlhabende sind in höherem Maße militärtauglich als Minderbemittelte. Nirgends finde man jedoch eine nachweisbare Spur, daß die Schärfe der Auslese eine bessere Rasse schaffe. Wir könnten, indem wir die äußeren Hindernisse einer gesunden körperlichen und geistigen Entwicklung beseitigen und den Kampf ums Dasein durch eine vernunftgemäße Zuchtwahl ersetzen, ungeheuere Fortschritte anbahnen. (Wiener Medizinische Presse, 1903, 34.)

Zunahme der Herzkranken in Deutschland. Die deutschen Militärbehörden haben bei den Stellungspflichtigen und den Soldaten eine Zunahme der Zahl der Herzkranken festgestellt und diesen Befund in einer Denkschrift niedergelegt, die vor kurzem von der Medizinalverwaltung des preußischen Kultusministeriums veröffentlicht worden ist. Während der Zugang von Herzkrankheiten in den Jahren 1881—1886 1,5 pro Mille der Kopfstärke betrug, war er im Jahre 1898 auf 14,4 pro Mille gestiegen. Eine daraufhin von der Medizinalabteilung veranstaltete Enquete hat sich mit der Beantwortung der Gründe dieser erschreckenden Krankheitszunahme beschäftigt und erklärt dieselbe teils aus der zunehmenden Degeneration und Nervosität der Jugend, teils aus dem Auftreten der epidemischen Grippe in der Armee. Zum Zwecke der Verbesserung der so traurigen Erscheinung wird die fortgesetzte besondere Ausbildung der Militärärzte in der

Diagnostik der Herzkrankheiten gefordert und der Umstand betont, daß bei der Aushebung das militärärztliche Urteil als bestimmend berücksichtigt werde, was bisher allerdings nicht immer in zureichendem Maße geschehen ist. (Wiener Medizinische Presse, 1903, 35.)

Kindersterblichkeit bei den Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika. 1. Die Kindersterblichkeit ist bei den Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas eine ungeheuer hohe, und zwar gilt dies ganz besonders für die ersten vier Lebensjahre. 2. In allen denjenigen Gegenden, in welchen Malaria endemisch herrscht, ist letztere Krankheit eine Hauptursache für diese hohe Kindersterblichkeit. 3. Die (übrigens durchaus nicht absolute) Immunität des erwachsenen Negers gegen Malaria wird nur unter unverhältnismäßig hohen Sterblichkeitsverlusten der Kinder erworben. 4. Die Eingeborenen von Deutsch-Ostafrika befinden sich demnach der Malaria gegenüber hinsichtlich der Erwerbung von Immunität durchaus nicht in einer idealen Lage. 5. Eine Besserung in dieser Beziehung, welche indirekt auch den im Lande ansässigen Europäern zugute kommen würde, ist vorläufig nur auf dem von Koch gewiesenen Wege zu erhoffen, d. h. durch systematische Vernichtung des Malariagiftes innerhalb des menschlichen Körpers mittels Chinin. (Dr. Steuber, Deutsche Medizinische Wochenschrift.)

Die Verminderung der Geburten in Berlin, die im vorigen Jahre so beträchtlich gewesen war, daß die Jahressumme der Neugeborenen um rund 1100 hinter der vom vorvorigen Jahre zurückblieb, hat in dem laufenden Jahre bisher in derselben Stärke fortgedauert. Aus dem ersten Halbjahr 1903 sind nur 25 158 Geburten (einschließlich 879 Totgeburten) gemeldet worden, während aus dem ersten Halbjahr 1902 noch 25 695 Geburten (einschließlich 947 Totgeburten) zur Meldung gekommen waren. Die sechs Monate Januar bis Juni des laufenden Jahres haben hiernach gegenüber denselben sechs Monaten des Vorjahres eine weitere Verminderung der Geburten um 537 (d. h. um 2 pCt.) gebracht. Da die Zahl der Sterbefälle bei Einschluß der Totgeburten nicht gleichfalls abgenommen hat, sondern in der ersten Hälfte dieses Jahres mit 16 758 (einschließlich die 879 Totgeburten) zufällig genau ebenso groß gewesen ist, wie sie mit 16 758 (einschließlich die 947 Totgeburten) in der ersten Hälfte des vorigen Jahres gewesen war, so fällt die eingetretene weitere Geburtenverminderung diesmal für den Geburtenüberschuß voll ins Gewicht. Der Geburtenüberschuß der Monate Januar bis Juni hatte im vorigen Jahre 8937 betragen: diesmal aber war er nur 8400, also um 6 pCt. niedriger. (Vorwärts, 1903, No. 193.)

Soziale Hygiene.

Körperleistungen und Alkoholismus. Es gibt eine Reihe von Tatsachen, welche gestatten, dieser Frage objektiv näher zu treten. Die Untersuchungen von Destrée, Guilbaut u. s. w. haben ergeben, daß unmittelbar nach dem Genusse von mäßigen Mengen Alkohol von 15—20 Gramm eine meist schnell vorübergehende Steigerung der Leistung eintrat, daß aber nach etwa einer halben Stunde die Leistung wieder zurückging und dann oft durch neue Zufuhr nur schwer wieder gehoben werden konnte. Der Alkohol betäubt das Ermüdungsgefühl, wirkt also wie eine Peitsche auf das ermüdete Pferd ein. Für Handfertigkeiten und mechanische Arbeiten, bei denen Aufmerksamkeit und Exaktheit in Betracht kommt, z. B. bei Setzern und Schreibern, haben Aschaffenburg und Fränkel eine Zunahme der Fehler nach Alkoholgenuß beobachtet. Bei denjenigen Fertigkeiten, bei deren Ausführung das Schicksal vom Menschen abhängt, wie bei der Führung eines Dampfschiffes oder einer Lokomotive, muß der Alkoholgebrauch die schwersten Bedenken erwecken und viele Zusammenstöße von Schiffen und viele Eisenbahnunfälle sind sicher nur der Trunkenheit des Personals zuzuschreiben. Von Sportsleuten, Radfahrern, Reitern wird meist der Alkohol gemieden. Aber auch bei schwerer Athletik ist der Alkohol im allgemeinen nicht vorteilhaft. Der Tropenreisende wird bei seinen Märschen und Jagden gut tun, sich des Alkohols ganz zu enthalten oder ihn doch nur als Medizin in Reserve zu halten. Bei den englischen Feldzügen in den Tropen wurde die Enthaltung von Alkohol als nützlich erwiesen. Nach allen genaueren Versuchen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Alkohol bei einzelnen Menschen in nicht

zu großen Gaben und bei geeigneten Außenverhältnissen auf die Arbeit keine schädliche Wirkung hat. Dies ist um so wichtiger zu betonen, weil auch Kaffee, Tee, Fleischextrakt und Zucker in großen Mengen ganz ähnliche gefährliche Zustände hervorrufen können wie der Alkohol. Die nährenden Eigenschaften des Alkohols sind sehr schwankend und kommen daher kaum in Betracht. Sind wir aber imstande, unsere Ernährung quantitativ und qualitativ genügend zu gestalten und können wir nach der Arbeit für ausreichende Ruhe sorgen, so werden gelegentlich Fälle eintreten können, in denen ein Reizmittel bei körperlichen Anstrengungen am Platze ist, nämlich wenn es gilt, irgend ein wichtiges Ziel um jeden Preis zu erreichen. Bei einem richtigen und vernünftigen Betrieb von Körperübungen in Turnen, Sport und Spiel ist Alkoholgenuß etwas vollständig Ueberflüssiges. Körperübungen und Spiele sind deshalb ein wichtiges Mittel, um die Trinkunsitten zu bekämpfen und unseren Volksfesten wieder eine ideale Seite zu schaffen, die mehr und mehr abhanden gekommen ist, weil unsere Feste entartet und bloße Sauf- und Rauffeste geworden sind. Ohne Körperübungen verkommt ein Volk körperlich und sittlich. (Ferd. Hueppe, Vortrag auf dem IX. Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus. (Berlin, 1903, Verlag von A. Hirschwald.)

Blinde und Taubstumme in Preußen. Die durch die Zählkarten gewonnenen statistischen Nachweise entsprechen nicht völlig den Tatsachen, da manche Zählkarten nicht ganz zweckentsprechend ausgefüllt werden, geben aber immerhin ein annäherndes Bild. An Blinden waren in Preußen vorhanden:

1871:	11 066	Männer und	11 912	Frauen d. i.	9,1 ‰	resp.	9,3 ‰	der Bevölkerung,
1880:	11 343	„ „	11 334	„ „	8,5 ‰	„	8,2 ‰	„ „
1895:	11 238	„ „	10 204	„ „	7,2 ‰	„	6,3 ‰	„ „
1900:	11 168	„ „	10 403	„ „	6,6 ‰	„	5,9 ‰	„ „

Von diesen Blinden des Jahres 1900 waren von Jugend auf blind 25 %, später blind geworden 75 %. Ob sich dies Verhältnis in den letzten Jahren wirklich gebessert hat und zwar infolge der Credéschen Augenbehandlung Neugeborener, ist noch nicht erwiesen. Möglicherweise spielt auch der Schutz, welchen die Arbeiterschutzgesetzgebung gewährt, eine Rolle; 1897 z. B. betrafen 63,19 % aller Unfälle Augenverletzungen. Jedenfalls ist bei der Abnahme der Gesamtzahl von Blinden die ärztliche Fürsorge wichtig. In Anstalten untergebracht waren 1901 nur 7,4 % der Blinden. — Auf die einzelnen Provinzen respektive Regierungsbezirke verteilen sich die Blinden folgendermaßen: Regierungsbezirk Aachen 10,3 ‰ (der Einwohner), Gumbinnen 9,3 ‰, Königsberg 9,1 ‰, Westpreußen, Posen, Pommern, Merseburg, Hannover 8,9—7,0 ‰, Düsseldorf 4,6 ‰, Arnsberg 4,4 ‰, Stade 4,2 ‰, Münster 4,1 ‰. Wichtige Faktoren sind jedenfalls die Kulturstufe, Reichtum, Möglichkeit ärztlicher Hülfe, sowie die Verbreitung des Trachoms.

An Taubstummen waren vorhanden:

1871:	13 118	Männer und	11 197	Frauen d. i.	10,8	und	9,0 ‰	der Bevölkerung,
1880:	15 168	„ „	12 626	„ „	11,3	„	9,1 ‰	„ „
1895:	15 699	„ „	12 849	„ „	10,0	„	7,9 ‰	„ „
1900:	16 975	„ „	14 303	„ „	10,0	„	8,2 ‰	„ „

Von diesen waren von frühester Jugend an taubstumm 23 510 = 83 %, später geworden 4679 = 17 %. Das weibliche Geschlecht ist in geringerem Grade vertreten. Auffallend ist, daß fast dieselben Landesteile bevorzugt sind, wie bei den Blinden. Provinz Preußen 19,6—16,6 ‰, Posen 15 ‰, Köslin 13,5 ‰, Oppeln 12,3 ‰, Stettin, Frankfurt, Kassel 10,6—9,1 ‰, Hannover, Arnsberg, Düsseldorf 5,0 ‰, Münster 5,2 ‰, Lüneburg 5,0 ‰. Von der Gesamtzahl waren 1900 in Anstalten respektive Schulen 4071 = 13,1 %. — Es wäre zu erstreben, daß bei diesen statistischen Untersuchungen die Aerzte mehr beteiligt wären, zumal die Infektionskrankheiten eine wichtige ätiologische Rolle spielen. (Heimann, Deutsche Medizinische Wochenschrift, 1903, No. 23.)

Die Identität menschlicher und Tiertuberkulose ist noch längst nicht erwiesen. Nach Untersuchungen im Reichsgesundheitsamte, die mit subkutaner Injektion gezüchteter Tuberkelbazillen, entnommen den Organen menschlicher Leichen, gemacht wurden, zeigten sich in neunzehn Fällen keine Krankheitserscheinungen bei den geimpften Tieren, in neun Fällen waren nach vier Monaten minimale Infektionsherde in den Lymphdrüsen, nur in sieben Fällen traten stärkere Erscheinungen auf, ohne daß es zur Aussaat der Bazillen im Körper kam. Indessen machte sich bei vier von Kindern stammenden Fällen (Miliar- und Darmtuberkulose) eine weiter

gehende Erkrankung der Rinder bemerkbar. Doch waren die Kulturen nicht so virulent als Kulturen, die von Rindern und Schweinen stammen. (Reichs-Medizinal-Anzeiger, 1903, 18.)

Tuberkulosenstatistik für Europa. Nach der Darstellung der Internationalen Vereinigung zur Bekämpfung der Tuberkulose ist durch Tuberkulose am stärksten Rußland betroffen, wo auf eine Million Menschen 4000 Tuberkulöse entfallen. Dann kommt Frankreich mit 3000 Tuberkulösen auf eine Million Menschen, Oesterreich-Ungarn, Deutsches Reich, Schweden, Irland und die Schweiz rechnen 2000 Tuberkulöse, England, Belgien, Schottland, Holland, Italien und Norwegen 1000 Tuberkulöse auf eine Million Menschen.

Die Bekämpfung der Tuberkulose in Nordamerika zeigt in den verschiedenen Staaten abweichende Fortschritte. In drei Staaten und vier Städten ist die Anzeige von Tuberkulose-Erkrankungen obligatorisch, in fünf Staaten und fünf Städten nur fakultativ. Zwei Staaten besitzen allgemeine Gesetze gegen das Ausspucken, in fünf Staaten begnügt man sich mit Gesetzen dieser Art für bestimmte Orte, in dreizehn Städten mit solchen für bestimmte Personen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat zwei Sanatorien für Tuberkulöse eingerichtet, fünf Sanatorien gehören einzelnen Staaten, in neun weiteren Staaten sind Sanatorien projektiert, während zwei Staaten ihre Schwindsüchtigen in Zeltkolonien unterbringen. Eigene Tuberkulosespitäler bestehen nur in drei Städten (Newyork, Chicago, Buffalo), zwei andere Städte bringen ihre Tuberkulosen in Privatinstituten unter. In einer Stadt befindet sich ein besonderes Tuberkulöse-Dispensarium, in elf Staaten bestehen insgesamt 42 private Unternehmungen zur Bekämpfung der Tuberkulose, von denen einige durch private Wohltätigkeit, einige durch sich selbst und andere durch Bezahlung seitens der Patienten erhalten werden. Fünf Staaten haben staatliche Vereinigungen, fünf Städte städtische Vereinigungen zur Verhütung der Tuberkulose, darunter Newyork mit einem Spezialkomitee. In 20 Staaten bestehen Gesetze zur Bekämpfung der Rindertuberkulose, zwölf Städte haben außerdem ihre eigenen hierauf bezüglichen Gesetze, Gesundheitsämter (Board of health) fehlen in drei Staaten. 20 Staaten haben zur Bekämpfung weder der Tier- noch der Menschentuberkulose etwas getan, in sechs Staaten ist man nur gegen die Menschentuberkulose, in acht Staaten nur gegen die Tiertuberkulose vorgegangen. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1903, No. 17.)

Kampf gegen die Tuberkulose in Frankreich. Eine Kommission zur Unterdrückung der Tuberkulose hat der Ministerpräsident ins Leben gerufen. Dieselbe soll der Regierung an die Hand gehen, alle Mittel aufzubieten, um die Tuberkulose einzudämmen. Sie soll in Erfüllung ihres Zweckes der Regierung administrative und legislative Maßregeln vorschlagen, welche geeignet wären, die Tuberkulose, die auch in Frankreich scharenweise ihre Opfer fordert, einzuschränken. Die Kommission hat die Befugnis, initiativ vorzugehen. Präsident der Kommission ist Kammerpräsident Bourgeois, Vizepräsidenten sind die Professoren Debove und Grancher, ferner der Deputierte Millerand. Unter den Mitgliedern der Kommission finden sich die glänzendsten Namen unter den französischen Aerzten.

Bekämpfung der Tuberkulose in Rußland. Betreffs der Bekämpfung der Tuberkulose hat die von der ärztlichen Gesellschaft in Moskau zum Andenken an Pirogow eingesetzte Kommission für das Studium und die Bekämpfung der Tuberkulose in ihrer letzten Sitzung beschlossen, die Eröffnung von Abteilungen für Tuberkulöse bei den Krankenhäusern und die Anlage von Sanatorien zu befürworten und den Vorstand des Pirogow-Kongresses zu ersuchen, für die Veranstaltung eines allrussischen Tuberkulose-Kongresses Sorge zu tragen.

Rechtswissenschaft.

Die Kosten einer Großstadt für ihre Verbrecher. Folgende interessante Notizen entstammen dem Journal of Mental Pathology, vol. IV., No. 1—3, 1903, pag. 82. Newyork mit $3^1/_2$ Millionen Einwohnern unterhält ein Heer von fast 35000 Verbrechern. Auf den Kopf der Einwohner kommt durchschnittlich 10 Dollars gleich 40 Mark Unterhaltungskosten für die Verbrecher, während für Erziehung, Reinigung der Strassen, Feuerwehr, Bibliothek, Parkanlagen, Sanitätsvorrichtungen

zusammen viel weniger verausgabt wird. Allein die Polizei kostet der Stadt mehr denn elf Millionen Dollars jährlich. Hier sind 7000 Personen angestellt, jährlich geschehen fast 100000 Arrestationen und fast 10000 Verbrecher werden in Gefängnissen unterhalten. Jährlich werden außerdem fünf Millionen Dollars an Geld oder Geldeswert gestohlen und zwei Millionen an Eigentum und durch Brandstiftung zerstört. Außer dem Polizeipersonale gibt es noch 2000 „watchmen" und Hunderte von Privatdetektivs. Eine Million Dollars werden für Verbrechen bekämpfende Gesellschaften ausgegeben; vier Millionen für Geldschränke (safes); drei Millionen für Advokatenkosten; eine Million für Schlösser und mehrere Millionen außerdem für andere Schutzmittel. Und trotzdem wird die Stadt in ewiger Furcht vor Verbrechen gehalten. Das sind mächtig sprechende Zahlen, die die ganze soziale Gefahr des Verbrechertums in das hellste Licht setzen. Gegenüber diesen ungeheueren Kosten und dem relativ so geringen Erfolge wird man immer mehr an die Notwendigkeit der Reformen im Straf- und Gefängnissystem erinnert und energisch muß man sich gegen die Gefühlsduselei wenden, die immer mehr das Heim der Verbrecher verschönen und ihr Dasein daselbst so angenehm als möglich gestalten will, mit möglichst guter Kost u. s. w., während Tausende von ehrlichen Leuten draußen am Hungertuche nagen. (P. Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie, 1903, 4.)

Die Trunksucht als Krankheit und die Entmündigung von Trunksüchtigen. Auf dem IX. Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus sprach Professor Cramer über Entmündigung wegen Trunksucht. Der Trunksüchtige ist ein Gegenstand pathologischer Beobachtungen. Die Trunksucht ist entweder angeboren oder erworben. Sie ist eine Krankheit, deren Unheilbarkeit dann vorliegt, wenn nach einer halbjährigen abstinenten Behandlung in einer Anstalt keine Besserung eintritt. Der unheilbare Trunksüchtige ist geisteskrank und geistesschwach im juristischen Sinne. Um eine frühzeitige Behandlung zu ermöglichen, ist rechtzeitige Entmündigung notwendig. Professor Endemann sieht in der Entmündigung kein taugliches Mittel zur Rettung der Trunksüchtigen oder zur Bekämpfung der Trunksucht. Für die Heilfürsorge kommt die Entmündigung zu spät. Erziehung und Gesetzgebung müssen vorbeugende Maßregeln treffen. Das kann aber nur mit äußerster Vorsicht geschehen. Gegenüber jahrhundertelangem Mißbrauch kann nur schrittweise die Erziehung des Volkes erfolgen und darauf hin können die Volksvertretung und die Gesetzgebung die weiteren Schritte unternehmen. Zu empfehlen ist zwangsweise Unterbringung: a) des entmündigten Trunksüchtigen; b) wer infolge von Trunksucht in einen Zustand gerät, der die Gefahr begründet, daß zu seinem Unterhalte die öffentliche Armenunterstützung in Anspruch genommen werden muß; c) wer wegen einer gefährlichen Körperverletzung oder eines Sittlichkeitsverbrechens bestraft oder, weil er unzurechnungsfähig war, freigesprochen worden ist, kann durch Urteil des erkennenden Strafgerichtes neben oder statt der Strafe einer öffentlichen Heilanstalt für Trunksüchtige bis zur Heilung, höchstens auf zwei Jahre, überwiesen werden. Antragberechtigt sind: Staatsanwalt, Polizei, Angehörige, das Strafgericht von Amts wegen.

Zwangsweise Internierung von Alkoholikern in Rußland. Betreffs zwangsweiser Internierung von Alkoholikern hat die beim Reichsrat eingesetzte besondere Konferenz zur Revision des neuen Kriminalkodex in Uebereinstimmung mit einem Gesuch der bei der russischen Gesellschaft zur Wahrung der Volksgesundheit bestehenden Alkoholkommission beschlossen, dem Justizminister die Erwägung anheimzustellen, ob der neue Kodex nicht durch die Bestimmung zu ergänzen wäre, daß die Gerichtsbehörden, falls es sich herausstellt, daß ein Vergehen infolge von Gewohnheitstrinken verübt worden ist, dahin erkennen, daß der Verurteilte unmittelbar nach Abbüßung seiner Strafe für die zur Kur notwendige Zeit in einer Spezialheilanstalt für Alkoholiker interniert werde.

Erziehung und Unterricht.

Die Stellung der Sozialdemokratie zu den höheren Schulen. Im Programm der Sozialdemokratie wird verlangt: Unentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lehrmittel und der Verpflegung in den öffentlichen Volksschulen, sowie in den

höheren Bildungsanstalten für diejenigen Schüler und Schülerinnen, die kraft ihrer Fähigkeiten zur weiteren Ausbildung geeignet erachtet werden. Viele Anhänger der Sozialdemokratie sind geneigt, die höheren Schulen als einen zu bekämpfenden oder doch die Arbeiterklasse nicht interessierenden Luxus zu betrachten. Aber es ist nicht wahr, daß die höheren Schulen lediglich Schulen der Reichen sind. Das trifft wenigstens bei den sechsklassigen lateinlosen Realschulen nicht zu. Freilich wird die Volksschule gegenüber den höheren vielfach vernachlässigt. Aber läßt man sich die dauernde Hebung dieser letzteren angelegen sein, so kann in der Förderung des höheren Schulwesens nichts gefunden werden, was den Interessen der Arbeiter zuwiderläuft. Gewiß ist es wahr, daß die höhere Geisteskultur zunächst und unmittelbar denen zugute kommt, die sie pflegen, also den Angehörigen der besser situierten Klassen. Aber an den Früchten dieser Kultur nimmt das gesamte Volk teil. Denn bei aller Gegensätzlichkeit der verschiedenen Bevölkerungsklassen ist in bezug auf die Förderung der Bildung das Interesse der gesamten Nation ein einheitliches. Namentlich muß eine vollkommene Umgestaltung des Freistellenwesens erstrebt werden, die heute etwas von dem unangenehmen Charakter der Armenunterstützung haben. Marx hat darauf hingewiesen, daß in der heutigen Gesellschaft die Erziehung für alle Klassen nicht die gleiche sein kann, da die Volksschule allein mit den ökonomischen Verhältnissen der Lohnarbeiter und Bauern verträglich sei. Ein Weg zum Fortschritt besteht allein in der Schaffung eines einheitlichen Schulorganismus; nämlich einer allgemeinen Volksschule mit obligatorischem Besuch der Unterklassen für sämtliche Kinder, organische Angliederung der höheren und Fachschulen an die Volksschule. Damit würde der Aufstieg der befähigten Schüler von wenig bemittelten Eltern erleichtert; andererseits würden die höheren Schulen von dem Ballast wenig befähigter Kinder reicher Eltern befreit werden, welche das gedeihliche Fortschreiten des Unterrichts auf das schlimmste hemmen. (Br. Borchardt, Sozialistische Monatshefte, 1903, 3.)

Die Nebenklassen in der Volksschule. In Berlin gibt es zur Zeit 88 Nebenklassen, d. h. Klassen für geistig zurückgebliebene Kinder, die ein selbständiges Schulsystem mit fünf aufsteigenden Stufen bilden. Die Schüler dieser Nebenklassen rekrutieren sich zum großen Teile aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung. In vielen Fällen sind, wie von den überwachenden Aerzten nachgewiesen ist, die traurigen häuslichen Verhältnisse schuld an dem geistigen Rückstand der Kinder. So wurden z. B. von 108 Schülern der genannten Schule 45 als ungenügend genährt bezeichnet. Verhältnismäßig groß ist die Zahl der Waisen und der Kinder eheverlassener Frauen unter den Schülern der Nebenklassen (etwa 163). Dazu kommt die große Zahl derjenigen, die erblich belastet sind, besonders durch Alkoholismus, Lues, Tuberkulose, Nervenkrankheiten u. s. w. (von 108 Kindern 55). Andere haben eine schwere Krankheit durchgemacht, die auch lähmend auf die geistige Entwicklung einwirkte. Aller dieser Kinder haben sich die Lehrer an den Nebenklassen anzunehmen. So erwächst ihnen neben ihrer pädagogischen Tätigkeit ein reiches Gebiet sozialer Fürsorge. (Tägliche Rundschau, 1903, No. 415.)

Abstinenten-Bund an deutschen Schulen. Wenn den Erwachsenen, sagt Medizinalrat Stumpf in München, an dem Gedeihen der jungen Generation irgend etwas liegt, so müssen sie auch helfen, daß die Jugend dem Menschenmörder Alkohol entrissen und der Totalenthaltsamkeit gewonnen werde. In dieser Hinsicht ist es freudig zu begrüßen, daß sich in letzter Zeit ein „Abstinenten-Bund Germania an deutschen Schulen“ gebildet hat, welcher sich zum Ziele setzt, auf der Grundlage der Abstinenz gesunde, kräftige und lebensfrohe Jünglinge heranzubilden. Im Verlaufe von ³/₄ Jahren sind neun Ortsgruppen mit nahezu 180 Mitgliedern entstanden. Auch gibt der Bund ein als Manuskript gedrucktes offizielles Organ heraus, das über den Stand der Bewegung und über die einschlägigen Ereignisse und Belehrungen berichtet. In einem Flugblatt wendet sich der Bund an die Lehrer, seine Bestrebungen zu unterstützen, da die Lehrer und Erzieher selbst ein Interesse daran haben müßten, daß ihre Schüler geistig und körperlich gesund sind.

Sozialpolitik.

Mutterschaftsversicherung und Krankenkassen. Es ist allgemein bekannt und einleuchtend, daß die eheliche Erwerbsarbeit das Familienleben der Arbeiterklasse untergräbt und daß die Arbeit verheirateter Frauen auf die geschlechtlichen Funktionen des Weibes und auf die physische Entwicklung der jungen Generation einen schädigenden Einfluß ausübt. Die Errungenschaften auf dem Gebiete des Mutterschutzes sind bis jetzt sehr geringfügige gewesen und die Reformvorschläge datieren fast alle erst aus der jüngsten Zeit. Eine kritische Betrachtung der Bestrebungen zugunsten der Versicherung der Mutterschaft führt zu dem Ergebnis, daß die Rücksicht auf einen möglichst ausgedehnten Schutz für Mutter und Kind mit der Rücksicht auf eine möglichst geringe Beeinträchtigung der Frauenarbeit Hand in Hand gehen muß. Reform der Gewerbeordnung und das Versicherungswesen der Krankenkassen müssen zusammen wirken. Die Krankenkassen haben auch die Aufgabe, Krankheiten zu verhüten, daher gehört auch die Mutterschaftsversicherung in ihr Gebiet. Die Mittel dazu müssen durch Staatszuschuß gesichert werden, der am gerechtesten aus einer progressiven Einkommensteuer des gesamten Volkes zu gewinnen wäre. Selbst im Interesse der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung hat diese Forderung nichts Utopisches; ihre Existenz beruht mit auf leistungsfähigen Arbeitern und kräftigen Soldaten. Allein die Jahr um Jahr schlechteren Ergebnisse der Rekrutenaushebungen sollten zu eingreifenden Maßregeln den Anlaß geben, und die folgenreichste wäre ohne Zweifel die Fürsorge für die Mütter und Säuglinge. Die Versicherung müßte vor allem sämtlichen schwangeren Arbeiterinnen und Wöchnerinnen auf die Dauer von vier Monaten eine Unterstützung zukommen lassen, die stets die volle Höhe des Lohnes erreichen muß; denn die Geburt eines Kindes und die für die Schwangere und die Wöchnerin nötige bessere Ernährung setzt gesteigerte Ausgaben voraus. Für Mütter, die fähig und willens sind, ihr Kind zu ernähren, sollte die Auszahlung von Prämien in bestimmter Höhe seitens der Krankenkassen vorgesehen werden. Damit aber nicht Tausende und Abertausende Bedürftiger von den Segnungen der Mutterschaftsversicherung ausgeschlossen bleiben, ist es notwendig, die zwangsweise Versicherung auf alle Arbeiterinnen auszudehnen, namentlich auf alle Landarbeiterinnen. (L. Braun, Sozialistische Monatshefte, 1903, No. 4.)

Bevölkerungsstatistik.

Der Zug vom Lande. Aus den Ergebnissen einer Untersuchung, die den Austausch und die Verschmelzung der preußischen Bevölkerung nach Stadt- und Land-, Ackerbau- und Industrie-, deutschen und gemischtsprachigen, sowie dünn- und dichtbesiedelten Kreisen während der Jahre 1895—1900 zum Gegenstand hat, teilt die Statistische Korrespondenz (No. 28) nachstehendes mit: In 416 ländlichen Kreisen von zusammen 489, d. h. 85 vom Hundert, hat die Mehrabwanderung 1895—1900 nicht weniger als über eine Million Menschen betragen. — Die allgemeine Landflucht fand in einer teilweise nachhaltigen Besiedelung des platten Landes ein Gegengewicht. Es bestanden im letzten Volkszählungsjahrfünft 73 ländliche Kreise mit einem Wandergewinne von über 485 000 Personen. — Im allgemeinen kann man als Grundsatz hinstellen: Je weiter von dem großen mittleren Zuwanderungsgebiete der Landeshauptstadt nach dem Osten, desto stärker die Abwanderung, und je weiter nach dem Westen, desto nachhaltiger die Zuwanderung, das letztere allerdings mit gewissen Einschränkungen. — In den Ackerbaukreisen ist auch der Abfluß der Bevölkerung am höchsten. Insbesondere stellte sich im Osten die Abwanderungsziffer um so höher, je mehr die Landwirtschaft treibende Bevölkerung überwog. (Das Land, 1903, 22.)

Religionswechsel der Juden in Ungarn. In den letzten sechs Jahren haben 2158 Juden ihren Glauben gewechselt, und zwar 1097 männliche und 1061 weibliche durch Eintritt in die evangelische Kirche, sowie in die römisch- und griechisch-katholische Kirche. In demselben Zeitraum sind 363 Katholiken zum Judentum übergetreten. (Jüdisches Volksblatt, 1903, 23.)

Völker und Politik.

Die Massai am Viktoria-Nyanza. Wohl der einzige deutsch-ostafrikanische Negerstamm, der als nicht unterworfen gelten kann, und der nach wie vor in zügellosester Ungebundenheit dem deutschen Recht und Gesetz Hohn sprechend alten Traditionen anhängend und natürlichen Neigungen folgend seine ganze Existenz nur auf den Raub stützt, sind die Massai. Allerdings ist es der Kaiserlichen Schutztruppe gelungen, durch eine Reihe von für die Massai höchst verlustreichen Kämpfen und strenge Bestrafungen einiger unbotmäßigen Häuptlinge einen kleinen Teil derselben, vor allem südlich des Kilimandscharo und Meruberges, zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit zu zwingen und sie zu friedlichen Viehzüchtern, ja stellenweise auch zu fleißigen Arbeitern zu erziehen, der weitaus größte Teil jenes jegliche Arbeit scheuenden, nur von Fleisch und Milch sich nährenden Volkes aber haust, ohne daß man ihm bisher beizukommen vermochte, in dem weiten Steppengebiet zwischen Viktoria-Nyanza und Kilimandscharo, durch welches die deutsch-englische Grenze führt, hütet sein Vieh, schmiedet und schleift seine Speere und Schlachtmesser und fällt je nach Bedarf und Laune bei den friedlichen Nachbarstämmen ein, um deren Vieh zu rauben und bei der Gelegenheit auch seinen Mordgelüsten zu frönen. Wie man den Massai am besten und nachhaltigsten wird beizukommen vermögen, bleibt nun die noch zu beantwortende Hauptfrage, die Anlage eines starken Offizierpostens an der deutsch-englischen Grenze, auf halbem Wege zwischen Viktoria-See und dem Kilimandscharo und die Verstärkung des Postens in Ikoma, die schon zum Schutze der Schürf- und Bergbauarbeiten dortselbst bedingt ist, erscheinen zunächst als das Nächstliegende und Wichtigste, um der Lösung jener Aufgabe näher zu kommen. Ob es dann jedoch gelingen wird, der Massai Herr zu werden, vor allem aber sie zu friedlichen viehzucht- und ackerbautreibenden, steuerzahlenden Eingeborenen zu erziehen, ist auch noch nicht sicher, daran zweifeln selbst Leute, welche jahrzehntelang Gelegenheit gehabt haben, die Massai und deren Charakter kennen zu lernen, ja sogar der erste Vertreter der Missionen am Viktoria-See, Bischof Hirth, ist der Meinung, daß die große Masse der Massai niemals zu rauben aufhören und sich auch niemals zu einer friedlichen Beschäftigung bekehren lassen würde, rückhaltlos hat sich jener hohe Geistliche öffentlich dahin geäußert, daß erst dann Ruhe ins Land kommt, wenn der letzte Massai ausgerottet ist — eine auf den ersten Augenblick unmoralisch klingende Ansicht, doch ein Mittel, welches zwecks Pazifikation eines Landes von vielen Kulturnationen im äußersten Notfall, wie z. B. von den Vereinigten Staaten gegenüber den Sioux-Indianern mit Erfolg angewendet worden ist. (Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, 1903, 30.)

Die Samoaner als Arbeiter. Bei Gelegenheit eines Abschiedsvortrags von Professor Wohltmann vor den Europäern in Apia nahm auch der Gouverneur Dr. Solf das Wort und kam auf die Erziehung der Samoaner zur Arbeit zu sprechen. Er führte in Uebereinstimmung mit Wohltmann folgendes aus: Was die oft besprochene Frage der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit anbetrifft, so gestehe ich offen ein — ich tue es ungern und mit Bedauern —, daß ich zeitweilig den Mut völlig aufgegeben habe, nach dieser Richtung irgendwie einen bessernden Einfluß auf die Eingeborenen zu gewinnen. Diese Ueberzeugung war ja auch maßgebend dafür, daß das Gouvernement trotz der geltend gemachten und meines Erachtens noch bei weitem nicht überwundenen Bedenken gegen die Einfuhr von Chinesen, den Angehörigen der gelben Rasse, die Tore des Schutzgebiets geöffnet hat. Als ich auf meiner letzten Rundreise um die Insel Savaii durch den Distrikt Lealatele ritt, zwei Stunden auf vortrefflichen Wegen, wie durch einen Garten oder durch eine tropische Parkanlage, wie ich die Einwohner dort mit Axt, Schaufel und Buschmesser auf ihren eigenen Plantagen habe arbeiten sehen, da, meine Herren, habe ich in dem Gefühl aufrichtiger Freude meine pessimistischen Ansichten über die Samoaner doch wieder zu ihren Gunsten modifizieren müssen. Ich werde versuchen, ob die fast aufgegebene Hoffnung doch noch in Erfüllung gehe. Ich habe mit den Bewohnern von Lealatele bereits den Anfang gemacht und habe ihnen zur Ermutigung für den Kakaobau allerlei Werkzeug kostenlos verabfolgen lassen. (Deutsche Kolonialzeitung, 1903, 28.)

Rassenkriege in Nordamerika. Das Berliner Tageblatt berichtet (1903, No. 420): Man kann augenblicklich keine Zeitung in die Hand nehmen, ohne irgend etwas über Aufruhr und Lynchgerichte zu lesen. Früher wurden nur Neger gelyncht, die sich an weißen Frauen vergriffen hatten, aber jetzt genügt irgend ein Vorwand,

ja selbst ein Verdacht. In Evansville, Indiana, nahmen die Unruhen solche Dimensionen an, daß sechshundert Soldaten der Miliz einberufen wurden und noch mehr folgen sollen. Ueber 35 Personen wurden schwer verwundet, fünf oder sechs getötet, und zwar meistens Kinder, die aus Neugierde mitgelaufen waren und durch die Schüsse der Soldaten, die angegriffen waren, niedergestreckt wurden. Hunderte von Negern verließen die Stadt, und die anderen trauen sich nicht auf die Straße. In einer Negervereinigung, die großes Ansehen genießt, sprach man davon, an die „christlichen Mächte Europas“ appellieren zu wollen. Es wäre tragikomisch, wenn zur selben Zeit eine russische Protestnote „im Namen der Menschlichkeit“ nach Washington abginge, wenn die amerikanische Petition an den Zaren wegen der Greuel von Kischinew nach Petersburg geht. Die Anzeichen eines kommenden Rassenkrieges werden immer bedrohlicher. Auch der Norden steht den Negern weniger freundlich gegenüber.

Eine Union des lateinischen Amerika. Eine Anzahl bedeutender Zeitungen Argentiniens und Brasiliens hatte seit Beginn der venezolanischen Angelegenheit mit steigendem Nachdruck gefordert, die Republiken Mittel- und Südamerikas müßten sich eng verbinden, um alle Angriffe auf ihre Unabhängigkeit und Souveränitätsrechte, mögen diese von Europa oder von den Vereinigten Staaten ausgehen, gemeinsam mit den Waffen zurückweisen zu können. Besonders Chile wurde aufgefordert, einem derartigen Bündnisse zwischen Argentinien und Brasilien beizutreten. Hierauf hat nun eine der ältesten und bedeutendsten Zeitungen Chiles, die halboffiziöse Union von Valparaiso, in einer sehr verständigen Weise geantwortet, die auch für europäische Politiker von Interesse sein dürfte. Danach ist eine militärisch-politische Union aussichtslos, solange nicht eine handelspolitische Vereinigung geschaffen sei, welche sich namentlich einen zollfreien Austausch der Rohprodukte und wichtigsten Nahrungsmittel zum Ziele setze. (Südamerikanische Rundschau, 1903, 3.)

Geistiges Leben.

Ueber den sittlichen Fortschritt der Menschheit. Die Frage, ob die Menschheit sich sittlich bessere, gehört zu denen, an deren befriedigender Beantwortung man verzweifeln möchte; gleichwohl aber kann der denkende Verstand nicht umhin, sie immer von neuem aufzuwerfen. Nach der religiösen Auffassung sind die Frommen die Guten, ihnen ist das Heil beschieden. Die rationalistische Aufklärung meint, daß die Vernunft den Menschen bessere, daß das Gute in ihm immer mehr Oberhand gewinne. Lessing, Kant, Herder sind Vertreter des sittlichen Fortschrittes der Menschheit, der als ein subjektiver Prozeß der Entwicklung von innen nach außen aufgefaßt wird. Im allgemeinen herrscht die Ansicht vor, daß Erkenntnis sich in Tugend umsetzen müsse. Der Staat spielt dabei eine geringe Rolle; denn alle Regierungen sind nur aus Not entstanden und um dieser fortwährenden Not willen da. Namentlich ist Herder von einem unverwüstlichen Optimismus betreffs des geistigen und sittlichen Fortschrittes der Menschheit beseelt. A. Comte suchte ein Gesetz für die Entwicklung der Menschheit aufzustellen, indem er drei Zeitalter, das theologische, das metaphysische und das Zeitalter der Vollendung, des Positivismus aufstellt, die sich im Dasein der Einzelpersönlichkeit, der Völker, wie auch der Menschheit ablösen. Im Liberalismus und Sozialismus hat sich die Vorstellung vom unendlichen Fortschritt der Menschheit zu den überschwänglichsten Utopien verdichtet. Diese idealistische und rationalistische Auffassung bedarf einer doppelten Korrektur durch die sittliche Wertung des geschichtlich gewordenen Staates und der Rasse. Treitschke zeigte, daß im Staat die Arbeit von Geschlechtern verkörpert sei, daß der Mensch nicht nur als Glied einer eingebildeten „Gesellschaft“, sondern auch als Bürger eines Staates, der wirklich vorhanden ist, gewertet werden muß. Was die Menschenrasse in der Geschichte bedeutet, hat Gobineau nachgewiesen. Er führt aus, erstens, daß die Rassen von Haus aus und dauernd verschiedenartig sind und daß die weiße und in ihr besonders die arische Rasse der eigentliche Kulturbringer ist, zweitens, daß eine Abschließung der reinen Art immer zu einer Verfeinerung und Vergeistigung der typischen auszeichnenden Eigenschaften führe, drittens, daß eine Blutmischung mit verwandten Elementen allerdings zur

Erhöhung der Widerstandskraft förderlich sein kann, aber doch stets zunächst eine Vergröberung der Anlagen mit sich bringt, und endlich, daß aus der Mischung der bevorzugten Rasse mit fremden Volkskörpern nur ein minderwertiges Gebilde hervorgehen kann. Die Gesamtauffassung Gobineaus vom Verlauf der Geschichte läßt einen endlichen Rückgang voraussehen. Rocholls Schlußkatastrophe ist nur eine phantastische Widerspiegelung dieser Anschauungsweise. Mit Gobineaus Rassetheorie berührt sich Nietzsches Lehre vom Herrenmenschentum. Nur der Tüchtige, Freie und Furchtlose führt zu der Menschheit Höhen. Das Gemeinsame ihrer Lehre ist, daß ein gedeihlicher Fortschritt der Menschen von der Zucht, Erhaltung und Pflege der edlen und tüchtigen Art abhängt. Der Fortschritt vollzieht sich nicht in gerader Richtung, sondern stufenweise, in einer oft schwer übersichtlichen Wellenbewegung. Man muß sich hüten, ihn voreilig durch ein Gesetz kennzeichnen zu wollen, denn immer wieder macht sich innerhalb des Völkerlebens das Recht der Persönlichkeit geltend, die nach Freiheitsgesetzen handelt. Dabei ist die äußere Form der Gesellschaft nicht gleichgültig. Es ist die Kraft eines Volkes, welche Staaten schafft und erhält. Ein Staat, auf dessen Untergrund eine eigene, selbständige Kultur erblüht, muß immer ein Nationalstaat sein. Eine Ueberspannung des Nationalen kann indes auflösend wirken. Diese Gefahr kann aber erst eintreten, wenn im Volkskörper selbst das natürliche Gleichgewicht verloren gegangen ist und eine Zersetzung der Gesellschaft begonnen hat. (R. Goette, Der Türmer, 1903, 12.)

Bücherbesprechungen.

R. von Wettstein, Der Neo-Lamarckismus und seine Beziehungen zum Darwinismus. Vortrag, gehalten bei der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Karlsbad, mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben. Jena, G. Fischer, 1903.

Bei der großen Wichtigkeit der Vererbungsfragen nicht nur theoretisch für den Ausbau der Entwicklungslehre, sondern auch praktisch für den Gärtner, Forstmann, Land- und Volkswirt, Züchter, Arzt bedeutet jeder Beitrag, der uns einen Schritt vorwärts, der endgültigen Lösung näher bringt, eine wertvolle Errungenschaft. Als solchen dürfen wir den Vortrag begrüßen, den der Wiener Botaniker von Wettstein bei der letzten Naturforscherversammlung in Karlsbad gehalten und durch vorliegenden Sonderdruck „weiteren Kreisen von Fachkollegen leichter zugänglich" gemacht hat. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß „zwar die Ueberzeugung von dem entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang der Organismen Gemeingut aller naturwissenschaftlich Denkenden geworden ist", ein „abschließendes Urteil" über die Vorgänge im einzelnen, über Ursachen und Wirkungen aber zur Zeit noch nicht abgegeben werden kann, und sieht in der Ermittelung und Prüfung dieser letzteren die Hauptaufgabe der Naturforschung im neuen Jahrhundert. Ohne jede Einseitigkeit und Voreingenommenheit wird die Möglichkeit zugegeben, „alle Vorgänge der Formenentwicklung auf dieselbe Art zu erklären", und eingeräumt, „daß lamarckistische und darwinistische Anschauungen sich nicht ausschließen, sondern nebeneinander ihre Berechtigung haben". Dabei spricht der Redner selbstverständlich als Botaniker und stützt sich hauptsächlich auf Tatsachen aus seinem Wissensgebiet, die er glaubt „beurteilen zu können". Wenn er besonders für Lamarck eintritt, so geschieht dies nicht, um gegen Darwin Stellung zu nehmen, sondern weil die Lehre des ersten, seiner Zeit weit vorausgeeilten Forschers „heute noch viele Gegner und nur wenige überzeugte Anhänger hat". Gerade „unter den Botanikern" aber gewinnen „lamarckistische Anschauungen immer mehr an Verbreitung", bricht sich „mit zwingender Gewalt die Ueberzeugung" Bahn, daß neben der Auslese noch etwas anderes auf die Lebewesen „umgestaltend wirkt". Aus vielen Beobachtungen und den Versuchen von Bonnier, Schübeler, Cieslar, Hansen und anderen geht nämlich unzweifelhaft hervor, daß im Pflanzenreich unmittelbare Anpassung „die größte Rolle" spielt, daß, den Verhältnissen entsprechend, „zweckmäßige Veränderungen" entstehen und „die so erworbenen Eigenschaften vererbt" werden. Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft muß „nicht nur die erste Voraussetzung des Lamarckismus, die Anpassungsfähigkeit des Individuums, sondern auch die zweite, die Fähigkeit des Organismus, die durch

direkte Anpassung erworbenen Eigentümlichkeiten zu vererben", als „zutreffend" und „feststehend" bezeichnet werden. Dabei sind die dem Verfasser etwas ferner liegenden, aber hochwichtigen und zu dem gleichen Ergebnis führenden Züchtungsversuche von Standfuß an Schmetterlingen noch nicht einmal in Betracht gezogen. Den von de Vries besonders hervorgehobenen sprungweisen Veränderungen, Mutationen, wird vielleicht eine zu große Bedeutung beigemessen; sie scheinen nur im Pflanzenreich vorzukommen und müssen, um sich ohne künstliche Zuchtwahl erhalten zu können, jedenfalls in größerer Anzahl, d. h. nicht ohne tiefer liegende Ursache auftreten. Weil es dem Vortragenden zunächst nur darum zu tun war, „an einer streng sachlichen und objektiven Begründung einer auch von ihm vertretenen naturwissenschaftlichen Anschauung mitzuwirken", sieht er vorläufig davon ab, die „Tragweite der lamarckistischen Anschauungen für die verschiedenen Gebiete des menschlichen Tuns und Denkens zu erörtern"; sie ist aber zweifellos sehr groß.

Ludwig Wilser.

M. Hirschfeld, Der urnische Mensch. Leipzig 1903. Verlag von Max Spohr.

Die Literatur über das Geschlechtsleben und seine Verirrungen nimmt nachgerade eine große Dimension an. Ist es einerseits die immer mehr vordringende Erkenntnis, daß das Geschlechtsleben der physiologische Quell der meisten geistigen Betätigungen des Menschen ist oder zum mindesten einen großen Einfluß darauf ausübt, so ist es andererseits ein juristisches Problem, eine Art Kampf ums Recht, der namentlich in Deutschland die Ursache zu einer sich breit machenden unerfreulichen Popularliteratur geworden ist, da in Deutschland lächerlicher Weise der homosexuelle Verkehr Erwachsener mit Einsperren bedroht wird. Ist dieser Strafgesetzparagraph geschwunden, so wird auch diese unerquickliche Popularliteratur von der Bildfläche zurücktreten und die rein wissenschaftliche Betrachtung mehr Platz greifen. — Hirschfeld ist einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter der Lehre von dem Angeborensein und dem physiologischen Charakter der Homosexualität. Einwandfreie Beweise dafür bringt er reichlich im vorliegenden Buche. Es gibt eine Menge „Zwischenstufen" zwischen dem Vollmensch und Vollweib sowohl in körperlicher als psychischer Hinsicht. Die Fortpflanzung ist ein wichtiger, wenn auch nicht der höchste Zweck des Menschen, wenigstens nicht aller Menschen. Die Homosexualität ist meistens weder eine Krankheit noch eine Entartung, sondern eine dem physiologischen Prozeß immanente Varietät des Geschlechtslebens, die für die psychische Kulturentwicklung von zweckmäßiger Bedeutung ist. Gewiß gibt es unter den Homosexuellen Wüstlinge und verworfene Charaktere, aber gegenüber den Widernatürlichkeiten, die im legalen und „natürlichen" Verkehr der Geschlechter vorkommen, sind die der urnischen Menschen fast bedeutungslos. Verirrungen des Geschlechtslebens gibt es auf allen Stufen der Kultur und sind unausrottbar. Am allerwenigsten kann das Strafgesetz hierin eine Besserung erzielen. Die Wichtigtuerei mancher Homosexueller und die sensationelle Ausnutzung dieser an sich unerquicklichen Dinge für die Tagesliteratur dürfte aber bald aufhören, wenn jener törichte Gesetzesparagraph aufgehoben oder mindestens reformiert ist.

W. Sch.

August Forel, Morale hypothétique et morale humaine théorétique et pratique. Conférence donnée pour la Ligue pour l'action morale à la Maison du Peuple de Lausanne le 5. décembre 1902. — Lausanne, E. Payot & Co. (32 Seiten.)

Ziel der Moral, so führt Forel aus, ist die soziale Wohlfahrt. Bei den Tieren findet ein natürlicher ererbter Instinkt die richtige Mitte zwischen Egoismus und Altruismus. Auch dem (normalen) Menschen fehlt ein solcher Instinkt nicht, aber er ist unvollkommen und erhält daher ein Korrigens in Gestalt der Sittengesetze. Diese Gesetze sind Erzeugnisse menschlichen Geistes, nicht Offenbarungen eines außerweltlichen Gottes. Deshalb gibt es auch keine absolute Moral. Was die Gläubigen Sünde nennen, ist nichts anderes, als mangelhafte Anpassung der egoistischen Instinkte an das soziale Leben. Das religiöse Gefühl stellt kein Ursprüngliches und Instruktives dar, sondern ein Kunstprodukt und ein verfehltes dazu: nur schwache Naturen bedürfen als Triebkraft edler Taten der Aussicht auf eine Belohnung im Jenseits, der starke Freidenker sucht seinen Lohn auf Erden und tröstet sich, wenn er ihn nicht findet, mit der Hoffnung auf eine zukünftige bessere Menschheit.

Dennoch können Gläubige und Ungläubige recht wohl zusammenstehen, denn sie haben ein gemeinsames Arbeitsfeld — die Erfüllung altruistischer Pflichten und einen gemeinsamen Feind — die Egoisten und Indifferenten. Und worin besteht die wahre Moral? „L'harmonie à établir peu à peu entre les besoins et les élans individuels, une saine sélection dans le sens altruiste, les besoins de travail et de lutte, la paix sociale, la solidarité et le progrès du oral, est le grand problème social de l'avenir." Zum Ziele aber gelangen wir nicht durch Lehren und Lernen schöner Sittenregeln, sondern durch tätige Tüchtigkeit, geübt im Leben Tag für Tag. Denn die Moral ist „die unaufhörliche Negation der Faulheit, der Unwissenheit, der Gleichgültigkeit, der Schlaffheit und des Egoismus". Wer so sein Leben führt, der dient anderen und sich selbst zugleich; in der Arbeit findet er Genuß und verlangt nicht nach den schalen Vergnügungen der modernen Gesellschaft. „Ein wenig Amerikanismus, aber einen uneigennützigen Amerikanismus, den brauchen wir."

Forels Kunst der klaren und eindringlichen Redeweise verleugnet sich auch in diesem Vortrage nicht. Aber ob er recht hat? Ob eine gemeinsame Arbeit, so wie er sie sich denkt, möglich ist und jemals sein wird? Unsere Hauptgegner seien die Egoisten und Indifferenten, meint er. Ja, wenn die Resultate der Wissenschaft, auf die er seine Moral bauen will, gesichert und eindeutig und der Weg zum Ziel nicht zu verfehlen wäre, dann möchte es stimmen. Aber quot capita tot sensus! Auf Schritt und Tritt gibt uns die Sozialhygiene und Sozialethik Rätsel auf. Ist z. B. die Degeneration ein Prozeß, den wir aufhalten oder unterstützen müssen? Hat die Wissenschaft schon endgültig darüber entschieden? Will Forel das Gebot der Nächstenliebe zu Gunsten oder Ungunsten der Lungenheilstättenbewegung angewandt wissen? Ist er im Interesse der Allgemeinheit und der zukünftigen Generation für oder gegen die Rettung notorischer Trinker? Glaubt er an Spencer oder Nietzsche? U. s. w. u. s. w. Solange das Für und Wider nicht geklärt ist, bleibt es ein übel Ding mit der gemeinsamen Arbeit. Wohin wir blicken, alles ist im Fluß, uns fehlt ein festes, unkritisiertes Moralprinzip und ich bezweifle, daß das in Zukunft anders werden wird. So steuern wir unser Schiff ohne Kompaß und Karten. Forel will nun von diesem Pessimismus nichts wissen, und es wäre allerdings trostlos, wollten wir resigniert die Hände in den Schoß legen. Aber sein Beispiel des Arztes, der, der Diagnose ungewiß, doch den Kranken nicht im Stiche läßt, hat einen Haken. An dem sozialen Krankenbett steht nicht ein Arzt, sondern deren viele, jeder kuriert nach seiner Methode und rümpft über den Kollegen die Nase. Nein, helfen wollen wir alle gern und freudig, indes ich fürchte, aus einer Zusammenarbeit kann höchstens auf einem engbegrenzten Gebiete etwas werden. Der Alkoholgegnerkongreß in Bremen mit seinem erbitterten Streit der Mäßigen und Abstinenten liegt noch kein Vierteljahr hinter uns.

Dr. Scholz (Waldbröl).

Dr. Heberlin, Der habituelle Schwachsinn des Mannes. Zoologisch-soziale Studie. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Preis 2 Mark.

Es ist Mode, vom physiologischen Schwachsinn des Weibes zu reden und seine geistige Minderwertigkeit auf seine physische Organisation zurückzuführen. In dieser Anschauung liegt zweifellos viel Wahres. Sollten aber nicht beim Manne ähnliche Erscheinungen zu beobachten sein? Wenigstens macht es der Verfasser des vorliegenden Buches sehr wahrscheinlich, daß es bei den Durchschnittsmännern eine Reihe von auffallenden Erscheinungen gibt, die einen „artschädigenden habituellen Schwachsinn" andeuten. Es gibt keinen absoluten „Sinnmesser", an dem man einen Normalpunkt festgelegt hat: was darüber ist, stellt Stärke, was darunter ist, stellt Schwäche vor. Der Begriff des Schwachsinns ist durchaus relativ. In seiner Aufgabe als Erzeuger, Ernährer und Erzieher, in der Rassenhygiene, in den sozialen Beziehungen zeigt der Durchschnittsmann Erscheinungen, welche die biologische und geistige Arterhaltung schädigen. Der Beweisversuch der weiblichen Inferiorität, meint der Verfasser, sei gänzlich mißlungen und kehre sich zu einem vollwichtigen Argument männlicher Schwachheit um. So weit möchten wir nicht gehen, müssen aber dem Verfasser darin beipflichten, daß auch der „Herr der Schöpfung" seine Fehler und Mängel hat, was ihn in der Beurteilung des anderen Geschlechts gerechter machen sollte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische
II. 9. Revue 1903.
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben
der Völker.

Ein Lehrbuch der Völkerkunde.

Dr. A. M. Hubertz.

Heinrich Schurtz, einer der jüngeren ethnologischen Forscher, der anthropologische und kulturgeschichtliche Gesichtspunkte mit seinen Fachstudien in höchst anziehender Weise zu verbinden verstand, der seiner wissenschaftlichen Laufbahn durch schwere Krankheit und Tod allzu früh entrissen wurde, hat eine kürzlich erschienene „Völkerkunde" hinterlassen, die wir namentlich den Lesern dieser Zeitschrift als ein vorzüglich orientierendes Lehrbuch der Völkerkunde zum Studium empfehlen möchten[1]).

Was dieses Buch besonders auszeichnet, ist der Umstand, daß hier die Völkerkunde im weitesten Sinne aufgefaßt wird, indem alle Zweige der Wissenschaft vom Menschen zu besserer Erkenntnis der Völkerverhältnisse herangezogen werden. Was in der Geschichte und Kultur schaffend und wirkend auftritt, das sind die geschlossenen Massen und Gebilde der Völker, die teils sich selbst genügend, teils in Wechselwirkung mit der umgebenden Natur und anderen Völkern ihren Lebensgang vollenden. Die Kulturgeschichte hat deshalb das „Völkerproblem" in erster Linie zu berücksichtigen, die Menschen als natürliche Erzeugnisse und Glieder gesellschaftlicher Gruppen aufzufassen und von hier aus die Anfänge, die Entwicklung und den Verfall der materiellen und geistigen Kultur zu erklären.

In diesem Geiste ist das Buch von Schurtz entworfen. Ausgangspunkt der Völkerkunde bildet die physische Anthropologie der Rassen, welche die anatomischen Rassenmerkmale, wie Knochengerüst, Gesichtsbildung, Haut, Haare, Augen, Gehirngewicht, Darmlänge u. s. w. untersucht. Ebenso zeigen die Rassen im physiologischen Sinne Besonderheiten, die sich am auffallendsten in der verschiedenen Widerstandskraft gegen klimatische Einflüsse und Krankheiten äußern. Endlich pflegen die Angehörigen einer Rasse auch in Temperament, Charakter und allgemeiner Begabung einigermaßen über-

[1]) Heinrich Schurtz, Völkerkunde. Mit 24 Abbildungen im Text. Leipzig und Wien, 1903, Franz Deutikes Verlag. Preis 7,— Mark.

einzustimmen. Die Rassenpsychologie ist ein zukunftsreicher, aber noch wenig bearbeiteter Zweig der anthropologischen Forschung.

Eine klare Einteilung der Menschheit wird, wie Schurtz ausführt, dadurch erschwert, daß die Rassen in beständiger Mischung und Umbildung begriffen sind. Es mag eine Anzahl Urrassen geben, auf die alle gegenwärtigen zurückgehen, aber die Urgeschichte ist noch lange nicht imstande, über die ältesten Rassenformen genaue Auskunft zu geben, um so weniger, als ja in der Hauptsache nur Knochenreste erhalten geblieben sind. Zweifellos sind alte, einst weit verbreitete Rassen fast ganz verschwunden oder durch Mischung in anderen aufgegangen; dafür haben sich durch Kreuzung, Wanderung und Isolierung unter dem Einfluß geographischer Bedingungen neue eigenartige Menschengruppen gebildet, die man wohl als Rassen bezeichnen kann. Fast alle Völker der Erde sind aus der Kreuzung verschiedener älterer Rassen entstanden und so finden sich in ihnen neben den verschiedensten Mischformen auch echte alte Rassetypen; gleiche Sprache, gleiche Lebensgewohnheiten und klimatische Einflüsse geben dann wieder der ganzen Gruppe einen gemeinsamen Zug.

Wichtig ist für die Erforschung der Rassenkreuzungen, daß die Rassenmerkmale sich nicht gleichmäßig vererben. Die Hautfarbe der Kinder zeigt bei der Mischung heller und dunkler Rassen meist einen mittleren Ton; mischen sich dagegen z. B. Lang- und Kurzschädel, so haben die Kinder nicht durchweg eine mittlere Schädellänge, sondern es finden sich unter ihnen wieder ausgeprägte Lang- und Kurzschädelige. Ebenso sind die Kinder eines blonden Vaters und einer schwarzhaarigen Mutter in der Regel nicht sämtlich braunhaarig, sondern wieder zum Teil blond und schwarz. Aus diesem Grunde bleiben manche Rassenmerkmale trotz aller Mischung dauernd erhalten.

Außer dieser physiologischen Entmischung gibt es eine für die Kulturgeschichte noch besonders bedeutungsvolle Sonderung der Rassetypen, welche dadurch zustande kommt, daß bei Mischvölkern die einzelnen Typen oft infolge einer Art natürlicher Auslese sich voneinander trennen, indem sie durch ihre natürliche Anlage bestimmten Berufen zugeführt werden und sogar ganze Gewerbe monopolisieren.

Die erstgenannte Form der Entmischung ist für die „historische Anthropologie", die letztere für die „soziale Anthropologie" von größter Wichtigkeit.

Da Natur- und Kulturvölker, Urgeschichte und Geschichte durch die neueren Forschungen in engsten Zusammenhang gebracht worden sind, kann nur ein natürlich-historisches System der Menschenrassen einer wissenschaftlichen Völkerkunde genügen. Im Anschluß an Keane, Stratz und andere unterscheidet Schurtz alte Rassen, Hauptrassen (nordisch-mittelländische Rasse, Mongolen, Nigritier und Amerikaner) und mehrere Mischrassen. Zu den Urrassen rechnet er die „Paläasiaten" (Altasiaten), die äthiopische Rasse und die Zwergrassen. Unter Paläasiaten sind nach Schrenck die nichtmongolischen nordasiatischen Völker zu verstehen. In Wahrheit bilden diese Völker nur Reste einer einst über ganz Nordeuropa und Nordasien verbreiteten Rasse, deren Hauptkennzeichen Langköpfigkeit, reichlicher dunkler Haar-

und Bartwuchs und gelbliche oder bräunliche Hautfarbe gewesen sein dürfte. Die reinsten Vertreter dieser Rasse sind die bärtigen Aino auf Jeso und Sachalin. Wie Bälz nachgewiesen hat, kehrt der Ainotypus bei vielen Europäern, besonders Russen, noch ganz erkennbar wieder. Die meisten Nordasiaten dürften aus Mischungen der Paläasiaten mit mongolenähnlichen Völkern entstanden sein. Selbst bei den Tibetanern und manchen Südostasiaten ist paläasiatische Zumischung wahrscheinlich.

Auf diese Weise ist es erklärlich, warum die traditionellen „Mongolen“ nicht alle brachycephal sind, sondern auch langköpfige Elemente enthalten und manchmal „europäischen“ Gesichtsschnitt zeigen. Wir möchten jedoch in diesen Paläasiaten nicht eine „Urrasse“, sondern Verwandte des homo mediterraneus sehen, der sich von den Mittelmeerländern durch Rußland bis nach Ostasien, vielleicht in seinen letzten Ausläufen bis nach Amerika erstreckt, worauf der Inkatypus, das Lockenhaar, die Langköpfigkeit und die Schmalnasigkeit mancher Indianer hinweisen. Doch hat auch die nordische und teilweise die Negerrasse, wenn schon in viel geringerem Maße, den homo brachycephalicus asiaticus verändert.

Wir haben hier die Rassenideen von Schurtz näher dargelegt, weil sie imstande sind, manches aufklärende Licht in die verwickelten Probleme der historischen Anthropologie zu bringen. Von dieser Grundlage aus untersucht dann der Verfasser die sogenannten „anthropogeographischen“ Probleme, den Einfluß des Klimas, der Höhenlage, des Meeres, der Wanderungen u. s. w. auf die Völker und Staaten. Lehrreich sind auch die Ausführungen über den Ursprung der Sprache, über die Beziehung von Sprache und Volk, die Einteilung der Menschheit nach der Sprache, die Entstehung und Arten der Schriftzeichen. Der zweite Hauptteil des Buches gibt eine Uebersicht über „Vergleichende Völkerkunde“, die sich in Gesellschaftslehre (Ursprung der Gesellschaft, Sitte, Rechtspflege), Wirtschafts- und Kulturlehre gliedert. Der dritte Hauptteil schildert die „Völker der Erde“, ihre Rassenzusammensetzung, ihre Sprache und die Entwicklung ihrer materiellen und geistigen Kultur, von den Indogermanen herab bis zu den primitiven Zuständen der Papuas und Melanesier.

H. Schurtz führt in einem nicht umfangreichen, aber übersichtlichen und farbenreichen Gemälde das Ganze der Völkerkunde, naturwissenschaftlich und historisch zugleich erfaßt, vor unser geistiges Auge. Wir haben selten ein „Lehrbuch“ mit solchem Genuß gelesen, wie die vorliegende Völkerkunde. Gerade dieses Buch bringt es uns wieder so stark zum Bewußtsein, wie sehr der völkerkundliche Unterricht auf unseren Schulen im Argen liegt; es zeigt uns aber auch, daß die Völkerkunde heute dasjenige Maß von Gewißheit und Sicherheit ihrer Erkenntnisse erreicht hat, um in den elementaren Unterricht unserer Volksschulen, noch mehr unserer höheren Schulen, als selbständiger Lehrgegenstand aufgenommen zu werden. Dann erst bekommt der geographische und historische Unterricht Interesse und Bedeutung.

Die Menschenrassen Europas.

Dr. Gustav Kraitschek.

Die slavischen Völker.

Die Anthropologie des westlichen Europa steht heute in ihren Hauptzügen fest. Die zukünftige Forschung wird uns zwar noch tiefere Einsichten über Rassenkreuzung und Ausleseerscheinungen bringen, wird uns vielleicht innerhalb der großen Rassengruppen feinere Unterschiede erkennen lassen, die wesentlichen Züge des Bildes werden aber dadurch wohl kaum mehr verändert werden. Anders steht es im Osten. Hier ist das vorliegende Material noch recht spärlich und die genauer durchforschten Gebiete werden durch weite in anthropologischer Beziehung fast unbekannte Landstriche von einander getrennt[1]). Dazu kommt noch, daß die vorhandene Literatur meist Sprachen angehört, die im westlichen Europa wenig bekannt sind und daher vielfach gar nicht benutzt werden kann. Auch Verfasser dieses Artikels muß bekennen, daß er bei Schilderung der osteuropäischen Verhältnisse größtenteils auf Referate angewiesen war.

Die richtige Einsicht in die Anthropologie der slavischen Völker wird erst dann möglich sein, wenn zwei Vorfragen gelöst sind. Zunächst handelt es sich darum, ob alle in den slavischen Kurganen gefundenen dolichocephalen Schädel wirklich nur einer Rasse angehören, oder ob hier neben der hellen nordischen auch eine dunkle langköpfige Rasse vertreten war. Die zweite Frage ist die nach Beschaffenheit und Herkunft der finnischen Völker, die ja einen wesentlichen Bestandteil des russischen Volkes bilden.

Beide Fragen dürften gegenwärtig noch nicht mit Bestimmtheit lösbar sein. Im ersten Teile wurde darauf hingewiesen, daß manche Anzeichen dafür sprechen, daß die langköpfigen Kurganenerbauer nicht einheitlicher Rasse gewesen seien (I, pag. 20). Für diese Annahme sprechen auch die Resultate der im südwestlichen Teile Wolhyniens vorgenommenen Ausgrabungen, welche aus Gräbern von slavischem Typus dolichocephale Schädel mit mäßig breitem Gesichte und niedrigen Augenhöhlen zutage förderten. Diese Eigenschaften erinnern an die breitgesichtige Form des mittelländischen Typus. Da hervorgehoben wird, daß sie in hohem Grade mit den in Kiew gefundenen slavischen Schädeln, sowie mit denen der Drewljanen (im Pripetgebiet) übereinstimmen, so würde das für eine weite Verbreitung des fraglichen Schädeltypus sprechen[2]). (Bericht über den XI. russischen archäologischen Kongreß zu Kiew, Zentralblatt, 1900, pag. 376.) Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß auch im Kaukasus lang-

[1]) Anutschin drückt dieses Verhältnis in seiner im Globus, 80, Heft 16 und 17 erschienenen Uebersicht der anthropologischen Verhältnisse Rußlands auf folgende Weise aus: Die anthropologische Erforschung Rußlands hat so unlängst begonnen und ist noch so wenig vorgeschritten, daß selbst die der Beobachtung leicht zugänglichen Merkmale der verschiedenen Typen in vielen Gebieten noch ganz unerforscht blieben; noch weniger sind die anatomischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Bevölkerungsgruppen klargelegt.

[2]) Auch Anutschin nimmt an, daß ein ziemlich großwüchsiger, dolichocephaler und dunkelhaariger Typus zu den Stammtypen der mittelrussischen Bevölkerung gerechnet werden müsse (Globus, pag. 271).

köpfige, dunkelpigmentierte Stämme existieren (Pontjuchow, Rassen des Kaukasus, Referat, Zentralblatt, 1901, pag. 83).

Die **Finnenfrage** gehört zu den schwierigsten ethnologischen Problemen und noch stehen sich hier die verschiedensten Anschauungen schroff gegenüber. Ein Teil der Forscher hält die Urfinnen für Angehörige der nordischen Rasse, ihre Sprache für eine frühere Entwicklungsstufe der indogermanischen Sprachen, so daß die Finnen also als zurückgebliebene Brüder der Indogermanen zu betrachten wären. Die Vertreter dieser Ansicht berufen sich darauf, daß in den alten Gräbern eines großen Teiles jenes Gebietes, das nach dem Zeugnis der historischen Ueberlieferungen und der Ortsnamenkunde einst von Finnen bewohnt war, überwiegend dolichocephale Schädel gefunden wurden, daß unter den heutigen Finnen helle Farbenmerkmale und Langköpfigkeit nicht selten sind, daß ferner die finnischen Sprachen im Wortschatz, doch auch in ihrem Formensystem manche Verwandtschaft mit den indogermanischen zeigen[1]. Für die Gelehrten der anderen Richtung sind die ursprünglichen Träger der finnischen Sprachen kleine, dunkelhaarige, rundköpfige Menschen von mongoloidem Gesichtstypus, denen sich allerdings schon in sehr früher Zeit das nordische Element beigesellte, ohne jedoch seine sprachliche Eigenart zu bewahren. Immerhin sollen ihm die finnischen Sprachen die zahlreichen Anklänge an die indogermanischen verdanken[2]. Die wichtigste Stütze dieser Auffassung ist die Tatsache, daß die übrigen Völker des uralaltaischen Sprachstammes, die Samojeden, die Turko-Tataren, die eigentlichen Mongolen[3] und die Tungusen überwiegend dem dunklen, brachycephalen Typus angehören und nur einige von ihnen geringe Spuren der nordischen Rasse aufweisen. Es erscheint unter solchen Umständen in der Tat die an zweiter Stelle angeführte Ansicht als die wahrscheinlichere.

Die heute lebenden Finnenstämme[4] sind von sehr verschiedener Beschaffenheit, sowohl bezüglich des Schädelbaues, als auch bezüglich der Färbung. Es gibt finnische Stämme, bei denen dolicho- und mesocephale Kopfformen vorherrschen und wieder solche, die hochgradig brachycephal sind, bei einigen überwiegen helle, bei anderen dunkle Haar- und Augenfarben. Volle Klarheit über die Beschaffenheit dieser Völker zu erlangen, ist jedoch sehr schwierig, da sie von verschiedenen Autoren sehr verschiedenartig geschildert werden. Nehmen wir z. B. die Ostjaken: Pallas sagte in seinem großen Werke über die Völker Rußlands von den Ostjaken, daß sie gemeiniglich rötliche oder ins Helle fallende Haare hätten. Diese Angabe ging in die anthropologische Literatur über und die Ostjaken galten von nun ab als ein hellpigmentiertes Volk mit rötlichen Haaren. Nun macht

---

[1]) Vertreter dieser Anschauung sind Zaborowski, Ripley und Lapouge, welch letzterer die Meinung ausspricht, daß die Finnen auch in physischer Beziehung auf einer früheren Entwicklungsstufe stehen als die Arier, indem bei ihnen die Depigmentierung nicht zu wirklicher Blondheit, sondern nur zum Rotwerden der Haare gediehen sei (L'Arien).

[2]) Diese Ansicht vertritt z. B. Penka, Origines und Herkunft der Arier.

[3]) Ueber diese orientiert ein Aufsatz Iwanowskis im Archiv für Anthropologie, 1897, pag. 65.

[4]) Die Angaben über finnische Stämme, die nicht durch ein besonderes Zitat belegt sind, wurden meist Penkas Origines und Herkunft der Arier entlehnt.

aber Sommier[1]) darauf aufmerksam, daß Pallas die Ostjaken selbst nie gesehen hat, sondern sie nach dem Berichte eines anderen Beobachters schilderte. Die Grundlage seiner Schilderung scheint eine recht vage. Sommier nun hat die Ostjaken selbst besucht und exakte anthropologische Beobachtungen vorgenommen. Es stellte sich heraus, daß dieses Volk weder zu den hellpigmentierten gehört, noch sich durch besondere Häufigkeit roter Haarfarbe auszeichnet. Von 104 Männern waren 79 dunkelhaarig, der Rest besaß heller gefärbte Haare, doch waren nur 13 eigentlich blond, einen rötlichbraunen Ton fand er nur in drei Fällen. Unter 31 Weibern waren gar 28 mehr oder minder dunkelhaarig. Aehnliches zeigte die Augenfarbe. Von den Männern hatten die Hälfte, von den Weibern mehr als zwei Drittel dunkle Augen, während die rein hellen (graue und blaue) bei ersteren mit weniger als einem Drittel, bei letzteren nur mit einem Sechstel vertreten waren.

Die helle Pigmentierung findet sich übrigens, wie Sommier hervorhebt, nicht bei allen Zweigen des ostjakischen Volkes in gleichmäßiger Häufigkeit. Sie tritt öfter auf bei den mittleren Stämmen, seltener bei den nördlichen und südlichen. Die Erklärung dürfte darin liegen, daß erstere häufig mit den heller pigmentierten Syrjänen zusammentreffen, wodurch Gelegenheit zur Blutmischung geboten wird. Die von diesem fremden Einflusse nicht berührten Ostjaken sind also noch dunkler, als aus den oben mitgeteilten Zahlen entnommen werden kann. So werden sie uns auch von verschiedenen Reisenden geschildert. Brehm z. B. sagt in seinem Reisewerke „Vom Nordpol zum Aequator“, daß das Haar der Ostjaken meist schwarz oder tiefbraun, selten lichtbraun und sehr selten blond sei. Finsch erklärt, dunkle Haare und Augen herrschten bei ihnen vor und auch Mainow bezeichnet sie als schwarzhaarig.

Die, wie eben gezeigt wurde, falsche Annahme von der hellen Komplexion der Ostjaken hat im Zusammenhalt mit der bei ihnen vorherrschenden Langköpfigkeit einige Forscher zu der Annahme verleitet, dieses Volk gehöre zur nordischen Rasse, wie ein Teil der an der Ostseeküste wohnenden Finnen. Daß die Langköpfigkeit bei den Ostjaken wirklich die Regel ist, darüber kann nach den Beobachtungen Sommiers gar kein Zweifel sein. Unter 137 von ihm gemessenen Individuen hatten 79 einen Index unter 80, doch auch unter den übrigen waren subbrachycephale Köpfe viel häufiger als eigentlich brachycephale. Das Mittel betrug zirka 79. Auch aus ostjakischen Gräbern stammende Schädel erwiesen sich größtenteils als dolichocephal. Doch das bloße Merkmal der Dolichocephalie berechtigt uns noch nicht, diese Schädel mit denen von nordischem Typus zu identifizieren. Wir werden uns um so mehr davor hüten müssen, als Mantegazza (bei Sommier) ausdrücklich hervorhebt, daß die Gesamtform der Ostjakenschädel von jedem europäischen Typus verschieden sei. Auch die Kapazität dieser Schädel ist ziemlich gering (133,2 cm im Mittel)[2]), wodurch sie sich ebenfalls von denen des nordischen Typus unterscheiden. Ganz abweichend ist auch die Gesichtsbildung. Die Stirn verjüngt sich nach oben. Die Backenknochen springen ziemlich stark vor, die Augen

---

[1]) Archivio per l'antropol., 1887, pag. 71.
[2]) Diese Eigenschaft hängt freilich zum Teil von der geringen Körperhöhe ab.

sind geschlitzt und ein wenig schräg gestellt, die Nase ist kurz und sehr konkav, welch letztere Eigenschaft allerdings nach Sommiers Auffassung pathologischer Natur ist. Neben diesem ostjakischen Normaltypus gibt es noch einen anderen, der an den der nordamerikanischen Indianer erinnert. Jeder Anklang an den Gesichtstypus der nordischen Rasse scheint zu fehlen. Die Körperhöhe ist sehr gering (Männer 156,3 cm, Weiber 144 cm).

Aehnlich wie die Ostjaken werden die ihnen sprachlich sehr nahestehenden Wogulen geschildert. Ihr mittlerer Index beträgt 78 (nach Ripley). Ratzel schildert sie in seiner Völkerkunde als gelbhäutig und dunkelhaarig, nach Ahlquist haben sie im allgemeinen dunkelbraune Haare, oft jedoch auch helle, die südlichen Stämme aber sollen pechschwarze Haare besitzen.

Aus alledem geht hervor, daß die Dolichocephalie der Ostjaken-Wogulen nicht von der nordischen Rasse herrührt, sondern einen anderen Ursprung haben muß. Es handelt sich hier um eine tiefstehende, langköpfige Rasse, die vielleicht mit langköpfigen, kleinwüchsigen nordsibirischen Stämmen zusammenhängt, wie solche z. B. als ein Bestandteil der Tungusen nachgewiesen worden sind. Diese dunkle, langköpfige Rasse vermischte sich mit einer ebenfalls dunklen rundköpfigen, wodurch subbrachycephale Mischlinge entstanden. Diesem dunkel pigmentierten Volke wurde dann eine geringe Menge vom Blute der nordischen Rasse beigemischt, doch nicht durch den Einfluß der reinen nordischen Rasse, sondern durch die Vermittlung der Syrjänen, bei denen diese selbst nur mehr in stark modifizierter Form vorhanden ist. Da die Ostjaken und Wogulen, die Jugra, einst viel weiter über Rußland ausgebreitet waren, ferner dasselbe dolichocephale Element vielleicht auch in anderen Finnenstämmen vorhanden ist, die sich mit den Russen mischten, so wird man annehmen dürfen, daß es auch einen Bestandteil des russischen Volkes bildet. (Siehe auch Anutschin, a. a. O.)

Zu den langköpfigen Finnen zählen auch noch die Tschuwaschen, deren mittlerer Index nach Ripley 79 beträgt. Zograf[1]) schildert sie jedoch als dunkel von Haut, Haar und Augen, was auf eine ähnliche Zusammensetzung schließen ließe, wie wir sie bei den Ostjaken angenommen haben.

Einen ganz anderen Typus repräsentieren die Mordwinen. Sie sind brachycephal (83), ihr Gesicht ist flach und breit. Ueber ihre Komplexion herrscht keine Uebereinstimmung. Während sie einerseits als meist blondhaarig geschildert werden, behauptet Mainow, daß sie häufiger dunkelhaarig seien und schreibt ihnen Zograf überhaupt dunkle Haare zu. Helle Augen herrschen jedoch bei ihnen vor, wodurch sie sich der nordischen Rasse weit mehr nähern als die Ostjaken. Ihnen gleicht nach Zograf ein Teil der Tscheremissen, während ein anderer rein mongolisch aussehen und vollständig dunkle Komplexion besitzen soll. Sommier[2]) fand bei 54 Tscheremissen beiderlei Geschlechts mittlere Indices von 79—80, helle und dunkle (dunkelbraun und schwarz) Haarfarben, helle und dunkle Augenfarben fast gleich stark vertreten; das Gesicht ist breit, die Augen sind schmal und zuweilen etwas schief

[1]) Les peuples de la Russie, 1892.
[2]) Archivio per l'antropol., 1888, pag. 247.

gestellt, die Nasen meist klein und niedrig. Sollte nicht auch hier dasselbe langköpfige Element im Spiele sein, wie bei den Ostjaken?

Die von Sommier beobachteten Syrjänen[1]) vom unteren Ob stehen in auffallendem Gegensatze zu den Wogulen und Ostjaken jener Gegend. Diesen gegenüber erscheinen sie groß (163 cm beim Manne), relativ blond, ihre Haut ist weiß und die jungen Leute haben frischrote Backen. Der Kopf ist mäßig brachycephal (Index 82—83), die Gesichter sind zum Teil mongoloid, zuweilen jedoch oval mit langer hoher Nase ausgestattet, so daß man an skandinavische Typen erinnert wird. Sie sind in physischer und moralischer Hinsicht den Ostjaken und Wogulen bedeutend überlegen. Mit dieser Schilderung stimmt die Darstellung Zografs nicht überein, der die Syrjänen als braun- und schwarzhaarig und ziemlich dunkelhäutig schildert. Wahrscheinlich erklärt sich dieser Unterschied dadurch, daß Sommier einen anderen Teil des Volkes kennen lernte als Zograf oder seine Gewährsmänner. Auf diese Weise werden überhaupt die mannigfachen Widersprüche bei der Beschreibung der finnischen Völker zu erklären sein.

Noch mehr als Syrjänen und Mordwinen sind die meisten Westfinnen von der nordischen Rasse beeinflußt. Im eigentlichen Finnland sollen zwei Haupttypen vorkommen: Die hellhaarigen und helläugigen Tavasten mit breiten, eckigen Gesichtern, langsam und schwerfällig in ihrem Wesen, ferner die dunkler pigmentierten Karelen, die jedoch längliches Gesicht und feinere Züge besitzen und sich von den Tavasten durch lebhafteres Wesen unterscheiden. Die ersteren sind häufiger im Süden vertreten, die letzteren herrschen im Osten und Norden vor. Nach Denikers Indexkarte finden sich in allen Landesteilen Brachycephale und Dolichocephale, doch scheint die Dolichocephalie bei den Karelen häufiger zu sein als bei den Tavasten. Die häufigere Kombination hellerer Farben mit Brachycephalie und Breitgesichtigkeit, dunklerer aber mit dem Schädel- und Gesichtstypus der nordischen Rasse ist wohl auf eine Verschränkung der Merkmale zurückzuführen, wie sie ähnlich Ammon in Baden konstatiert hat. Die Esthen sollen nach Zograf mehr den Tavasten[2]), die Liven aber den Kareliern gleichen.

In Finnland findet man übrigens neben den oben erwähnten beiden Haupttypen auch verschiedene andere, wie die bei Ripley, pag. 346/47 reproduzierten Bilder (Finnen von der Westküste) zeigen. Es handelt sich hier um verschiedene Mischformen des nordischen Typus mit dem brachycephalen. Während No. 150 einen fast reinen Vertreter des ersteren darstellt, sehen wir in No. 149 einen ausgesprochenen Brachycephalen (Index 84), der aber infolge seiner hellen Pigmentierung und seines Gesichtstypus trotzdem der nordischen Rasse sehr nahe steht, viel näher z. B. als die Tavasten, welche in Zografs Werke (Tafel IV) abgebildet sind. Aehnliche Typen mit breiten, plumpen Gesichtern, dabei aber blonder Komplexion waren auf den vor einigen Jahren in Wien ausgestellten Bildern finnischer Meister zu sehen.

Weit dunkler pigmentiert erscheinen die Lappen, die auch, besonders in Skandinavien, von hochgradiger Kurzköpfigkeit sind

[1]) Archivio, 1887, pag. 56.

[2]) Nach den in der Zeitschrift für Ethnologie, 1903, pag. 382, erschienenen Studien Weinbergs über die Esthen ist diese Annahme im allgemeinen zutreffend, doch neigen die Esthen mehr zur Langköpfigkeit (Index 79).

(Index 86—87), dabei breite Gesichter und geringe Körperhöhe besitzen. Schwarze Haare kommen aber auch bei ihnen nicht häufig vor, doch findet man zuweilen blonde Haare und helle Augen. Wir haben es hier mit einer Mischung von verhältnismäßig jungem Datum zu tun, da noch Linné die Lappen als schwarzhaarig charakterisiert. Richtig bemerkt Sommier[1]), daß die Beimischung blonder Elemente nicht auf Skandinavier zurückzuführen sei, sondern auf die immer weiter nach Norden vordringenden Finnen, die die Lappen in ähnlicher Weise beeinflussen, wie die Syrjänen die Wogulen.

Zum Schlusse dieser Erörterungen über die Finnenfrage seien die allerdings teilweise noch hypothetischen Resultate zusammengefaßt:

1. Die ursprünglichen Träger der finnischen Sprachen sind dunkel pigmentierte, mongoloide Brachycephale.

2. Diesem Elemente sind noch zwei dolichocephale beigemischt: das nordische blonde und ein dunkel pigmentiertes, kleinwüchsiges.

3. Je nach dem Ueberwiegen des einen oder des anderen Bestandteiles sind die Finnenstämme sehr verschieden.

4. Aus der Kreuzung der drei Rassen sind allerlei Mischformen entstanden, die noch näher zu untersuchen sind.

Im Anschlusse soll noch das Wenige angeführt werden, das wir über die physische Beschaffenheit der Magyaren wissen, die man ebenfalls den Finnen zuzählt. In sprachlicher Beziehung werden sie mit Ostjaken und Wogulen in eine Gruppe, die ugrische, zusammengefaßt. Nach allem, was über die körperlichen Merkmale der Magyaren bekannt ist, stehen sie jedoch diesen ihren nächsten Sprachverwandten nicht sehr nahe. Besonders unterscheiden sie sich durch weit größere Brachycephalie. Unter 207 von Semayer, Jankó und Lásár untersuchten Magyaren aus dem westlichen Siebenbürgen (Sprachinseln in den Komitaten Klausenburg, Torda-Aranyos und Alsó-Feher) befanden sich lauter Hyperbrachycephale mit breiten Gesichtern. Die Hälfte etwa besaß braune Haare und Augen, die übrigen hatten blonde oder braune Haare, kombiniert mit grauen und blauen Augen[2]). Auch sie neigen also mehr zum dunklen als zum hellen Typus.

Anthropologische Untersuchungen wurden auch in der Umgebung des Plattensees durch J. Jankó vorgenommen. Publiziert wurde vorläufig nur ein geringer Teil des Materiales[3]). Auch hier herrscht Brachycephalie unbedingt vor. Unter 50 Individuen finden sich nur zwei Langköpfe, fast die Hälfte besteht aus Hyperbrachycephalen. Die Gesichter sind meist breit, die Backenknochen oft stark entwickelt, die Nasen aber meist gerade und vorspringend. Bezüglich der Färbung überwiegt der dunkle Typus (braune Haare und Augen) weit den rein blonden. Die Haarfarbe ist meist braun, sehr selten blond, helle Augen sind aber häufiger vertreten als dunkle, wobei es auffällt, daß das blaue Auge verhältnismäßig oft vorkommt. Zuweilen, doch nicht in der Regel, ist der Bart bei braunhaarigen Individuen blond oder rötlich.

---

[1]) Archivio per l'Antropologia, 1886, pag. 111 ff.

[2]) Referat im Intern. Zentralblatt, 1902, pag. 28.

[3]) Magyarische Typen, I. Serie: Die Umgebung des Balaton, Budapest, 1900. Die Publikation enthält 50 Typen in je zwei photographischen Aufnahmen mit kurzer Angabe der wichtigsten anthropologischen Merkmale.

Ueber das Magyarentum des Alföldes (zwischen Donau und Theiß) liegen zwar keine exakten Aufnahmen vor, doch gibt H. Winkler in der Zeitschrift für Ethnologie, 1901 (das Finnentum der Magyaren) seine Wahrnehmungen darüber bekannt. Er findet, daß die in dieser Gegend wohnenden Magyaren außerordentliche Aehnlichkeit mit den Finnenstämmen Nordeuropas besitzen. Obwohl auch indogermanische Gesichtsformen nicht fehlen, sind die Gesichter doch meist mongoloid, zuweilen sogar hypermongolisch, die Schädel meist brachycephal. Die Haare sind meist hell, ebenso die Augen, die Hautfarbe aber ist gelblich, bräunlich, ja selbst schwärzlich, die Körpergröße gering.

Mit diesen wenigen Mitteilungen über die Magyaren müssen wir uns vorläufig begnügen. Es steht jedoch zu hoffen, daß die bereits in Angriff genommene systematische Durchforschung des Landes bald reichlicheres Material zutage fördern wird.

Nunmehr wenden wir uns der Betrachtung der **letto-slavischen Völker** zu. Wie die mitteleuropäischen Völker, dürften auch die Letto-Slaven im wesentlichen aus einer Mischung des nordischen Typus mit dunklen Brachycephalen entstanden sein, doch werden hier die Verhältnisse sehr kompliziert durch das Hinzutreten anderer Elemente. In einem großen Teile Rußlands kommt, wie schon erwähnt, wahrscheinlich noch eine dunkle langköpfige Rasse in Betracht, deren Verbreitungsgebiet sich wohl auch in die alte Slavenheimat erstreckte, ferner das finnische Element, das selbst wieder eine komplizierte, gegenwärtig noch nicht genügend bekannte anthropologische Zusammensetzung besitzt. Dazu kommen noch Völker türkischer und mongolischer Abkunft.

Daß auch bei den Letto-Slaven das blonde Rassenelement von den Ostseegegenden aus nach Süden und Osten zu immer seltener wird, wurde schon früher hervorgehoben. Daß es sich auch hier um die nordische Rasse handelt, geht daraus hervor, daß, wie Ripleys Karte (pag. 340) zeigt, die niedrigsten Indices mit dem Bereiche größter Blondheit zusammenfallen (Letten), binnenwärts aber sowohl Schädelindex als auch dunkle Pigmentierung zunehmen. Bei den brachycephaleren Weißrussen z. B. sind dunkle Haarfarben schon im Uebergewicht[1]). Im Kreise Roslawl des Gouvernements Smolensk fanden sich sogar 70 pCt. Dunkelhaarige.

Die Richtigkeit unserer Anschauung wird auch bestätigt durch die Untersuchungen Zografs in den Regierungsbezirken Wladimir, Jaroslaw und Kostroma[2]).

Die von Zograf entworfene Kurve der Körperhöhe ergab drei Gipfel: bei 161—162 cm, bei 165—166 cm und bei 168—169 cm. Durch diese auffallende Erscheinung wurde in ihm der Gedanke wachgerufen, daß es sich hier um Rassenunterschiede handle. Wirklich ergaben genauere Erhebungen, daß mit hoher Gestalt meist geringere Brachycephalie oder Langköpfigkeit und schmales Gesicht, mit niederer Gestalt meist hochgradige Kurzköpfigkeit und Breitgesichtigkeit, fast nie Langköpfigkeit verbunden sind. Vergleicht man ferner die Gebiete vorherrschend hoher Körpergestalt und geringer Brachycephalie mit jenen geringer Größe und hochgradiger Brachycephalie bezüglich der

[1]) Jantschuk, Ref. L'Anthrop., 1891, pag. 82. Dunkelhaarige 52 pCt. Leider ist das Material wenig zahlreich.

[2]) Zograf, Rassenmerkmale der Großrussen, Globus, 1892.

Farbenmerkmale, so erscheint die Bevölkerung in ersteren weit hellhaariger als in letzteren. Es ist somit der Beweis erbracht, daß es sich hier um die Mischung der nordischen Rasse mit einer dunklen, brachycephalen handelt. Relativ rein finden sich die beiden Rassen im Westen und im Osten des Beobachtungsgebietes. Im westlichen Teile Jaroslaws sind die Leute subbrachycephal mit Spuren von Dolichocephalie, haben längliche Gesichter, ziemlich schmale Nasen, sind hochgewachsen, blond- oder hellbraunhaarig. Die Bevölkerung des nordöstlichen Kostroma ist von alledem das Gegenteil. Sie ist hochgradig brachycephal (Index 85), die Gesichter sind breit, die Körperhöhe ist gering, die Haare sind braun oder dunkelbraun. In den meisten übrigen Teilen des Gebietes herrschen Mischtypen ohne hervorstechende Eigenschaften vor, denen der mittlere Gipfel der Größenkurve entspricht.

Halten wir nun weiter Umblick, wo die beiden reinen Typen noch vertreten sind, so finden wir den hohen, subbrachycephalen, blonden besonders in der Umgebung von Nowgorod, von wo aus der russische Staat der Warägerfürsten seinen Anfang nahm. Auch in Nordrußland findet er sich wieder, das zum großen Teil von Großrussen aus dieser Gegend besiedelt wurde. Ihre Nachkommen werden als groß, kräftig, blond oder braunhaarig mit großen blonden oder rötlichen Bärten geschildert[1]).

Der dunkle rundköpfige Typus von Kostroma hat seine Analogien in dem Syrjänenbezirke von Wologda und bei den Wotjaken von Wjatka, also bei Völkern der finnischen Gruppe.

In den übrigen Teilen Großrußlands scheint der nordische Typus sich weniger gut erhalten zu haben als im Westen und Norden. Auch über die südlich von dem Forschungsbereiche Zografs gelegenen Bezirke Moskau und Rjasan liegen einige Angaben vor. Eine Untersuchung von Schulkindern in Volksschulen des Regierungsbezirks Moskau ergab für den Kreis Sserpuchow das Resultat, daß alle Untersuchten durchweg wahre Brachycephale waren (Wassiljew, Ref. Zentralblatt, 1901, pag. 28). In Rjasan scheint nach Worobjoff (Ref. Zentralblatt, 1901, pag. 41) die Brachycephalie wieder geringer zu sein (81,5). Helle und dunkle Augen halten sich hier die Wage. Häufig erscheint ein hochgewachsener brachycephaler dunkler Typus, den der Autor, sicher mit Unrecht, für den urslavischen hält (siehe I. Teil)[2]).

Nach der von Anutschin gegebenen Uebersicht finden sich bei den Großrussen im allgemeinen dunkle Haarnuancen zu 51 bis 57 pCt., der durchschnittliche Kopfindex aber beträgt nur 81,5 bis 82,5. Die Körpergröße ist nicht bedeutend. Weite Gebiete der von Anutschin entworfenen Karte der Körperhöhe (bei Ripley, pag. 348) zeigen nur eine Durchschnittsgröße von 163 cm. Auch in den Landstrichen mit höher gewachsener Bevölkerung steigt die Durchschnittsgröße meist nicht über 165 cm.

Weit dunkler als die Großrussen sind die Kleinrussen, bei denen der Prozentsatz dunkler Haare von 55 pCt. bei den kubanischen Kosaken bis zu 70 pCt. in Poltawa schwankt. Die Körpergröße ist jedoch bei den Kleinrussen im allgemeinen bedeutender, besonders in Südrußland.

---

[1]) Zograf, les peuples de la Russie.

[2]) Die Beweise für die Zugehörigkeit der alten Slaven zum nordischen Typus finden sich auch zusammengestellt in dem ersten der über Böhmen handelnden Bände der österr.-ungar. Monarchie.

Der Kopfindex scheint bei den Kleinrussen, soweit man nach den wenigen Angaben urteilen kann, höher zu sein als in den meisten großrussischen Gebieten. Unter der rein kleinrussischen Bevölkerung der Umgebung Charkows fanden sich nur 5 pCt. Langköpfe (unter Index 80), während die meisten Individuen Indices von 82 bis 88 besaßen (Krassnow, Ref. Zentralblatt, 1901, pag. 285). Für die ebenfalls den Kleinrussen zuzurechnenden Ruthenen Galiziens fanden Majer und Kopernicki einen Durchschnittsindex von 83,3. Die Gesichter erwiesen sich meist als breit, ohne daß lange Formen gänzlich gefehlt hätten. Die Nasen sind meist gerade, sehr selten gebogen, viel öfter abgeplattet oder aufgestülpt. Die Körpergröße bleibt unter Mittel (164 cm); Blonde sind häufiger als Schwarzhaarige (32 pCt. und 14 pCt.), helle Augen kommen ungefähr den dunklen an Zahl gleich (39 pCt.). Sehr verbreitet sind dunklere Nuancen der Hautfarbe[1]). Der Zusammenhang zwischen relativer Langköpfigkeit, hohem Wuchs und heller Färbung läßt sich auch bei den Ruthenen nachweisen. Die Bewohner der Ebene sind heller pigmentiert, subbrachycephal (Index 83), besitzen längere Gesichter, sind höher gewachsen[2]), mit einem Worte, stehen dem nordischen Typus viel näher als die Bergbewohner, bei denen der mittlere Index auf 84,8 bis 85 steigt, die Breitgesichter viel häufiger sind und die dunklen Farbenmerkmale so sehr vorschlagen, daß z. B. bei den Huzulen von Bohorodczany nicht eine Person den hellen Typus zeigte. Auch die Größe ist in den südlichen Strichen Ostgaliziens viel geringer als im Norden[3]).

Die Weißrussen hielt man früher für besonders hellhaarig, so daß Poesche auf den Gedanken kommen konnte, die Heimat seiner blonden Rasse nach Weißrußland zu verlegen und die Rokitnosümpfe für die Depigmentierung verantwortlich zu machen. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß auch bei den Weißrussen dunkle Haarfarben recht häufig vorkommen; die Augen allerdings sind bei ihnen viel häufiger hell als bei Groß- und Kleinrussen. Der mittlere Index ist nach verschiedenen Beobachtungen nicht bedeutend (81, 82), steigt aber im Pripetgebiet viel höher. Auch Langköpfigkeit kommt nicht selten vor. Den Weißrussen stehen die Litauer sehr nahe, doch scheinen bei ihnen helle Farbenmerkmale etwas häufiger zu sein[4]).

Betrachtet man die bei Zograf (les peuples de la Russie) abgebildeten Typen der verschiedenen russischen Stämme, so fällt eine eigentümliche Tatsache auf. Trotz geringer durchschnittlicher Brachycephalie zeigen die Gesichter meist Züge, die vom nordischen Typus weit abweichen. Man betrachte z. B. nur die Weißrussen auf Tafel IX. Welcher Unterschied gegenüber Süddeutschland, wo die Gesichtsform trotz zum Teil höherer Brachycephalie doch viel indogermanischer ist. Dem nordischen Typus stehen in der Gesichtsform wirklich nahe doch nur die Letten,

[1]) Referat im Archivio per l'antropol., VII, pag. 391. Wie die blonde Haarfarbe in dieser Arbeit abgegrenzt wurde, ist mir nicht bekannt.

[2]) Besonders im Flußgebiete des Bug und Styr.

[3]) Oesterr.-Ungar. Monarchie in Wort und Bild, Band Galizien, phys. Beschaffenheit der Bewohner von Majer.

[4]) Anutschin, a. a. O., Eichholz, Material z. Anthr. d. Weißrussen, Ref. Archiv f. A. 1900; Ikoff, Ref. l'Anthropol., 1891, pag. 79; Litauer, Jantschouk, Ref. l'Anthropol., 1892, pag. 475; Olechnowicz, Ref. l'Anthropol., 1896, pag. 350. Leider ist das Material an Zahl viel zu gering.

zum Teil die Litauer und die Großrussen des Westens und Nordens. Man ersieht auch hieraus wieder, wie kompliziert die anthropologischen Verhältnisse Rußlands sind und wie unmöglich es ist, die für Westeuropa nachgewiesenen Verhältnisse ohne weiteres auch in Rußland vorauszusetzen. Hier heißt es abwarten und mit einem endgültigen Urteil zurückhalten, bis weitere Beobachtungen vorliegen.

Genauer orientiert als über die Russen sind wir über die Polen. Das gilt allerdings nur für die Polen Galiziens, denn von dem Ergebnis der Untersuchung einiger hundert Warschauer Fabrikarbeiter auf die Beschaffenheit der gesamten Bevölkerung von Russisch-Polen zu schließen, wäre doch etwas zu gewagt[1]). Es sei nur angeführt, daß hier mäßige Brachycephalie herrscht (Index zirka 81), die Körpergröße gering ist (164 cm bei den Männern), dunkle Haare (nach Anutschin) mit 78 pCt. vertreten sind, der helle Typus aber trotzdem, wenigstens bei den Männern, den dunklen übertrifft. Es sind das Angaben, die erst in einem größeren Zusammenhang ihre wahre Bedeutung gewinnen werden; vorläufig kann man nichts Rechtes mit ihnen anfangen.

Auf viel breiterer Basis ist die Arbeit von Majer und Kopernicki über die Polen Galiziens aufgebaut. Nach diesen Untersuchungen erscheinen die Polen Galiziens viel kleiner als die Ruthenen (162 cm), die Brachycephalie ist bedeutender (84,4). Auch bei den Polen herrscht das Breitgesicht vor, ist aber noch häufiger vertreten als unter jenen, ebenso besitzen sie etwas öfter aufgestülpte Nasen, kurz, sie stehen in ihrem Körperbau der kleinen brachycephalen Rasse näher als die Ruthenen. Blonde Haare jedoch sind bei den galizischen Polen viel häufiger als bei den Ruthenen (45 pCt. und 32 pCt.), schwarze viel seltener (5,5 pCt. und 14 pCt.), auch besitzen sie viel mehr helle Augen (58 pCt.) und weniger dunkle (29 pCt.), repräsentieren also einen viel helleren Typus als die Ruthenen.

Die letzteren sind also öfter langköpfig, weniger breitgesichtig und größer, jedoch dunkler pigmentiert als die Polen.

Im übrigen gilt für die Polen dasselbe wie für die Ruthenen. Die Gebirgsbewohner (Goralen) sind dunkler, rundköpfiger und haben öfter breitere Gesichter, als die Bewohner des Vorlandes (Lachen).

Ueber die **Tschechen** Böhmens und Mährens liegen ausgedehntere Untersuchungen Erwachsener nicht vor, doch wurde das Ergebnis der Schulstatistik, wenigstens für Böhmen, von Schneider nach dem Gesichtspunkte nationaler Unterschiede bearbeitet. (Verh. der Berliner Gesellsch. für Anthr., 1885, pag. 339.) Es geht daraus hervor, daß die Tschechen im allgemeinen viel dunkler sind als die im Lande wohnenden Deutschen.

In den deutschen Bezirken steigt die Zahl der blondhaarigen Kinder auf 66 pCt. (Tepl) und sinkt nur wenig unter 50 pCt., während die meisten tschechischen Bezirke weniger als 40 pCt. Blonder aufweisen und bis 30 pCt. (Münchengrätz) herabsinken. Unter den Dunkelhaarigen sind in tschechischen Bezirken viel mehr Schwarzhaarige als in deutschen. Sehr auffallend ist auch der Unterschied in der Hautfarbe. Während in den deutschen Bezirken durchschnittlich 87 pCt. der Schulkinder mit weißer Haut gefunden wurden, waren in

[1]) Elkind, Referat im Zentralblatt, 1898, pag. 124.

den tschechischen deren nur 76 pCt. Das Maximum fand sich im deutschen Bezirke Gabel (92 pCt.), das Minimum im tschechischen Bezirke Laun (69 pCt.).

Höchst sonderbar ist es, daß sich der Unterschied, der sich in der Haar- und Hautfarbe so deutlich ausspricht, in der Augenfarbe nicht bemerkbar macht. Die Zahl der Helläugigen ist bei beiden Völkern ungefähr gleich, ja blaue Augen sind sogar in tschechischen Bezirken häufiger als in deutschen[1]).

Die wahrscheinlich auf Grund der Arbeiten Matjegkas und Niederles entworfenen Karten Ripleys und Denikers erweisen die tschechische Bevölkerung Böhmens und Mährens als hochgradig brachycephal (84—86). Die Gesichter sind, je nach der Gegend, sehr verschieden gestaltet, doch herrscht in manchen Strichen das ausgesprochene Breitgesicht, nicht selten in typischer Form mit extrem ausgebogenen Wangenbeinen und flacher oder aufgestülpter Nase vor. In Gegenden mit germanisierter Bevölkerung findet man zuweilen diesen Typus auch bei den Deutschen. Eine systematische Durchforschung der Sudetenländer in anthropologischer Beziehung wäre sehr erwünscht, da sich sowohl bei jeder der beiden diese Gebiete bewohnenden Nationen regionale Unterschiede beobachten lassen, als auch die gegenseitige Beeinflussung in manchen Gegenden zu interessanten Ergebnissen geführt haben muß. Gegenwärtig stehen wir erst am Beginne dieser Forschungen und besonders über die Deutschen ist noch sehr wenig gearbeitet worden[2]).

Ueber die mit den Tschechen sprachlich nahe verwandten Slowaken Oberungarns sind mir anthropologische Forschungen nicht bekannt. Nach Denikers Karte sind auch sie hochgradig brachycephal[3]). Die Beobachtung der als Erntearbeiter oder Drahtbinder außerhalb ihrer Heimat tätigen Slowaken läßt deutlich zwei Typen erkennen. Bei dem einen ist das Gesicht länglich, die Backenknochen springen nicht vor, die Nase ist lang, hoch und schmal. Der andere ist, wenn extrem entwickelt, ganz mongoloid. Die Extreme sind durch Uebergänge miteinander verbunden.

Aus der bisherigen Darstellung geht hervor, daß die nordslavischen Völker in ihrer physischen Beschaffenheit sehr bedeutend voneinander abweichen. Dasselbe gilt auch von den Südslaven.

Die sprachlich einander nahestehenden und räumlich sich berührenden **Slovenen** und **Serbo-Kroaten** stehen sich in anthropologischer

---

[1]) Diese Häufigkeit blauer Augen bei einer sonst mehr dunklen und brachycephalen Bevölkerung findet ihr Analogon im westlichen Norwegen, in der Bretagne und bei den Slovenen.

[2]) Eine Uebersicht über die anthropologischen Forschungen in Böhmen findet sich im Bande „Böhmen" (1) der Oesterr.-Ungar. Monarchie aus der Feder L. Niederles. Die dort ausgesprochene Ansicht, daß kein Unterschied zwischen Deutschen und Tschechen in anthropologischer Beziehung sei, bedarf erst des Beweises.

[3]) Wie L. Gumplowicz (Politisch-anthr. Rev. I, pag. 125) auf den Gedanken kommen konnte, die von Weisbach nachgewiesene relative Langköpfigkeit der Wiener auf die Einwanderung nordslavischer Elemente zurückzuführen, ist unverständlich. Ein Blick auf Denikers oder Ripleys Karte des Schädelindex genügt, um erkennen zu lassen, daß eine solche Einwanderung diesen Erfolg ganz gewiß nicht hervorrufen kann. Abgesehen davon wurde das Material, wie in der Arbeit über die Niederösterreicher, pag. 6, zu lesen ist, so gesiebt, daß nichtdeutscher Einfluß so gut als ausgeschlossen erscheint.

Beziehung ziemlich ferne. Beiden Völkern sind allerdings ausgesprochene Brachycephalie sowie hoher Wuchs eigen, doch bildet die relativ helle Pigmentierung der ersteren einen entschiedenen Gegensatz zu der überwiegend dunklen Komplexion der letzteren.

Die Slovenen stehen bezüglich des Vorkommens heller Haarfarben (blond, hellbraun, rot) den ostalpinen Deutschen ziemlich gleich (51 pCt.), auch helle Augen kommen bei ihnen eben so häufig vor, wie bei jenen (53 pCt.); bei den Augen fällt ein starkes Vorschlagen der reinen Farben blau und braun (je 31 pCt.) und ein Zurücktreten der Mischfarben auf. Der hohe Prozentsatz dunkler Augen wird nur in Niederösterreich ebenfalls erreicht, die übrigen deutschen Kronländer bleiben zum Teil recht bedeutend unter dieser Zahl. Die Menge der Schwarzhaarigen ist bei den Slovenen viel bedeutender (6,4 pCt.), als in den meisten deutschen Kronländern, nur die Steirer kommen ihnen mit ihren 6 pCt. ziemlich nahe.

Der mittlere Kopfindex beträgt 84,3; die Slovenen stimmen in dieser Hinsicht mit den galizischen Polen vollständig überein, unterscheiden sich aber von diesen durch einen weit höheren Wuchs. Weisbach fand an einem Materiale von 2481 Mann die Durchschnittsgröße von 168 cm, allerdings handelt es sich hier wie bei allen Weisbachschen Beobachtungen um Soldaten, nicht um Stellungspflichtige, so daß die Mindermäßigen nicht zur Geltung kommen. Trotzdem sind die Slovenen sicher weit größer als die genannten nordslavischen Völker.

Langköpfe (unter Index 80) sind nur mit 13,4 pCt. vertreten. Doch sind in dieser Beziehung auffallende regionale Unterschiede zu bemerken. In Krain ist ihre Zahl verschwindend klein (7 pCt.), während sie in Kärnten und Steiermark noch die recht beträchtliche Zahl von 20 pCt. und 15 pCt. erreichen[1]). Ob es sich hier um deutschen Einfluß handelt, möge vorläufig dahingestellt sein.

Die Untersuchungen Zuckerkandels haben ergeben, daß unter den Slovenen die hyperbrachycephale Schädelform viel häufiger auftritt als unter den Deutschen Innerösterreichs. Das Gesicht ist bei diesen meist lang und schmal, selten breit, bei den Slovenen ist das Umgekehrte der Fall, 61 pCt. des untersuchten Schädelmateriales zeigten breite Gesichtsformen. Etwa in einem Zehntel der Fälle kam eine typische Gesichtsform vor: Breitgesicht, niedere Augenhöhlen, Nase mit sattelförmig vertieftem Rücken, weite Nasenöffnung, kurz, eine Form, die den Beobachter an mongolische Typen erinnerte. Einzelne mongoloide Merkmale fanden sich häufig in atypischen Fällen[2]).

Auch die Serbo-Kroaten[3]) in Kroatien und Slavonien, Istrien, Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina zeichnen sich durch sehr bedeutende Körperhöhe aus. Die Durchschnittsgröße beträgt hier 170 cm und darüber, die Zahl der Großen mehr als die Hälfte der Bevölkerung. Wir finden also hier im Nordwesten der Balkanhalbinsel

---

[1]) Weisbach, Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, 1903, pag. 234.

[2]) Oesterr.-Ungar. Monarchie, Band Kärnten und Krain.

[3]) Weisbach: Serbo-Kroaten d. adriat. Küstenl., Zeitschr. f. Ethnol., 1883, Suppl.; Herzegowiner, Mitt. d. anthr. Ges. in Wien, 1889, Suppl.; Bosnier, Mitt. d. anthr. Ges., 1895. Ferner wurden die betreffenden Artikel der Oesterr.-Ungar. Monarchie in Wort und Bild benützt.

und ihren Nachbargebieten ein Zentrum sehr großwüchsiger Bevölkerung, das um so auffallender ist, als es sich um eine hochgradig brachycephale und recht dunkle Bevölkerung handelt. Ob wir es hier mit dem Durchschlagen einer hochgewachsenen brachycephalen Grundrasse zu tun haben oder ob es sich um eine annähernd konstant gewordene Mischform handelt, ist vorläufig noch nicht zu entscheiden. Daß auch diese Südslaven keine reine Rasse sind, geht daraus hervor, daß sowohl in der Pigmentierung als auch im Schädelindex bedeutende Schwankungen bemerkbar sind. In Istrien und dem ungarischen Litorale besitzen die Serbo-Kroaten etwas häufiger helle Haar- und Augenfarben (30 bis 35 pCt. helle Haare und 40 bis 42 pCt. helle Augen), in Bosnien und Dalmatien treten die hellen Farben stark zurück und in letzterem Lande sind sie sehr selten (22 pCt. und 27 pCt.). Merkwürdigerweise werden sie in Bosnien gegen Süden zu wieder häufiger, die Herzegowiner besitzen sogar wieder mehr helle Haare und Augen als die Istrianer (35 pCt. und 42 pCt.). Diese Zunahme heller Pigmentierung setzt sich wahrscheinlich weiter nach Süden fort, um, wie schon erwähnt, bei den Südalbanesen ihr Maximum zu erreichen. Eigentliche Schwarzhaarige sind im ganzen Gebiete nicht häufig. Ihre Zahl beträgt in Bosnien z. B. 18 pCt., womit sie also hinter den Hellhaarigen zurückbleiben. Bei den in Wien garnisonierenden bosnischen Soldaten kann man nicht selten blonde oder ins Blonde spielende Bärte beobachten. Die Hautfarbe ist bei den Bosniaken meist bräunlich, die Serbo-Kroaten der adriatischen Küstenländer besitzen trotz ihrer im übrigen dunkleren Färbung hellere Hautfarbe. Man sieht, daß es sich hier offenbar um lokale Mischtypen handelt.

Die Schädelform ist in allen bisher anthropologisch erforschten Teilen des serbo-kroatischen Sprachgebietes vorherrschend hochgradig brachycephal. Weisbach gibt für die Herzegowiner Index 87, für Bosniaken fast 86 an. Langköpfe (unter 80) finden sich bei den letzteren nur 6 pCt., womit sie den Krainer Slovenen sehr nahe stehen. Am häufigsten sind die Indices 85 und 86 vertreten.

Der Gesichtstypus ist sehr variabel. Der mongoloide Typus, der z. B. die Tschitschen in Istrien charakterisiert und nicht selten bei den Slovenen vorkommt, ist bei den Serbo-Kroaten spärlich vertreten. Bei den Bosniaken herrschen mittellange Gesichtsformen mit meist gerader, oft leicht konkaver, zuweilen konvexer Nase vor, während die Serbo-Kroaten der adriatischen Küstenländer meist breite Gesichter, doch gerade und lange Nasen besitzen.

Die **Bulgaren** weichen von den Serbo-Kroaten in ihren physischen Merkmalen sehr bedeutend ab, sind aber ihrerseits wieder von recht bunter Zusammensetzung. In Westbulgarien haben die Forschungen von Bassanovič einen mittleren Index von 85 ergeben (nach Ripley, pag. 426), während in Ostbulgarien und Ostrumelien der mittlere Index unter 80 zu bleiben scheint. Diese Langköpfigkeit auf den Einfluß der nordischen Rasse zurückzuführen, geht nicht an, da die von Wateff (Ref. Anthr.-pol. Rev., I, pag. 651) vorgenommene Untersuchung von Schulkindern ein sehr starkes Vorherrschen des dunklen Typus ergeben hat. Neben dunklen Dolichocephalen kommen blonde jedoch auch vor, wie Obedenare (Bull. de la soc. d'Anthr., 1877) hervorhebt. Er beschreibt drei Typen, die in Nordbulgarien ziemlich gleich stark

vertreten sein sollen. Es sind der nordische und zwei einander sehr nahestehende hochgradig brachycephale, mongoloide Typen. Die Körpergröße der Bulgaren ist nach Bassanovič (bei Ripley) recht gering (164 cm).

Wie man sieht, ist unsere Kenntnis des bulgarischen Volkes noch eine recht unzureichende, doch scheint sich in diesem Lande ein reges Streben auf anthropologischem Gebiete zu entwickeln, das uns hoffentlich bald neue Aufschlüsse bringen wird.

Die Slavo-Letten, als Ganzes betrachtet, stehen hinsichtlich der Farbenmerkmale zwischen Germanen und Romanen. Die am hellsten pigmentierten Völker der slavo-lettischen Gruppe bleiben doch in dieser Beziehung noch hinter den nördlichen Germanenstämmen zurück, während die dunklen Südslaven doch wieder an Häufigkeit dunkler Farbenmerkmale nicht den Südromanen gleichkommen. Die Schädelform ist vorwiegend brachycephal, besonders hochgradig bei den Tschechen und den Serbo-Kroaten. Bei einigen Slavenstämmen findet sich häufig ein mongoloider brachycephaler Typus, der wie bei den Finnen, nicht selten mit helleren Farbenmerkmalen kombiniert erscheint. Der reine nordische Typus ist sehr selten und kommt wohl nur in den der Ostsee nahen Gebieten öfter vor. Wie schon im I. Teile hervorgehoben wurde, war jedoch auch bei den slavischen Völkern der nordische Typus der ursprüngliche Träger der arischen Sprache, der sich aber wahrscheinlich schon in der Heimat der Slaven, d. h. in dem Gebiete, wo sich die Entwicklung der Slaven zu einem gesonderten Zweige der Indogermanen vollzogen hat, mit anderen Elementen, hauptsächlich mit Brachycephalen vermischt hat. Die große Verschiedenheit der von dort ausgewanderten Völker erklärt sich teils aus den Mischungen, den sie in ihrer neuen Heimat ausgesetzt waren, teils aus dem Umstande, daß sie aus verschiedenen Gegenden des gemeinsamen Heimatlandes kamen; aus einem Mischvolke können auf diese Weise die verschiedenartigsten Neukombinationen entstehen. Auch das Klima dürfte nicht ohne Bedeutung sein, besonders hinsichtlich der Farbenmerkmale, indem vielleicht bei Mischungen in wärmeren Klimaten die dunkleren, in kühleren die hellen Farben ceteris paribus mehr Aussicht auf Erhaltung haben.

Schlußbemerkungen.

Wir haben uns mit den zuletzt ausgesprochenen Gedanken wieder auf den schwankenden Boden der Hypothese begeben. Beobachtungsmaterial über die Resultate der Kreuzung menschlicher Typen liegt noch sehr wenig vor. Hier hat die anthropologische Forschung noch eine große Aufgabe zu erfüllen. Die Beobachtung wird sich allerdings recht schwierig gestalten, da es ja fast durchwegs Mischlinge verschiedenen Grades sind, die sich wieder miteinander verbinden. Freilich werden sich oft genug auch Fälle finden, wo Personen von annähernd reinem, aber verschiedenem Typus sich verbinden und solche Fälle wären besonderer Aufmerksamkeit wert. Die Beobachtung müßte dann aber, und darin liegt hauptsächlich die Schwierigkeit, durch mehrere Generationen fortgesetzt werden. Ein dankbares Feld für derartige Studien bilden auch die europäischen Kolonien, in denen unter den verschiedenartigsten äußeren Umständen fortwährend Vermischungen

zwischen Europäern verschiedener Rassen und Eingeborenen stattfinden. Diese Fälle würden, genau studiert, manchen Fingerzeig für die Entstehung der europäischen Mischvölker geben.

Ein weiteres Erfordernis für die vollständige Klarlegung der anthropologischen Verhältnisse Europas ist ferner, daß sich die statistischen Erhebungen auch auf die Gesichts- und Nasenform erstrecken. Wir müssen in die Lage kommen, auch für die Verbreitung dieser so außerordentlich wichtigen Merkmale Karten zu entwerfen wie für Kopfindex und Körpergröße. Einseitige Bevorzugung nur weniger Merkmale kann leicht zu falschen Schlüssen führen. Auch die Hautfarbe sollte nicht, wie das jetzt zuweilen angeregt wird, vernachlässigt werden.

Es wäre ferner dringend zu wünschen, daß bei der Erhebung der Haar- und Augenfarben mehr Uebereinstimmung herrschte bezüglich der Bezeichnung und der Abgrenzung der Gruppen. Was nützen uns alle Prozentangaben, wenn der eine braun heißt, was bei dem anderen blond ist u. s. w. Isolierte Angaben haben doch wenig Wert, erst durch den Vergleich mit anderen bekommen sie ihre wahre Bedeutung und ein solcher ist leider in vielen Fällen nicht möglich. Wie der Verfasser sich geholfen hat, wurde früher ausgeführt. Leider hat der Versuch zu keinem vollkommenen befriedigenden Resultat geführt. Wäre es nicht möglich, um derartigen Schwierigkeiten in Zukunft vorzubeugen, eine internationale Vereinbarung in dieser Frage zu erzielen oder wenigstens, wenn schon die einzelnen Beobachter auf ihre Methoden nicht verzichten wollen, eine Verständigung über das gegenseitige Verhältnis derselben herbeizuführen, ähnlich wie es der Verfasser für einige Länder versucht hat?

In der bisherigen Darstellung wurde nur die rein physische Seite der europäischen Rassenfrage ins Auge gefaßt. Wie schon in der Einleitung angedeutet, besitzt sie aber auch noch eine psychologische, die zum Schlusse noch kurz berührt werden soll. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß jeder der großen europäischen Rassengruppen eine besondere psychische Veranlagung eigen ist, die sich trotz des nivellierenden Einflusses der Civilisation bis in die Gegenwart behauptet hat. In der Mischzone brachycephaler Bevölkerung wird sich ein einheitlicher Zug wohl am schwersten entdecken lassen, da hier die verschiedenen Rassen so sehr miteinander vermischt sind, daß auch eine Kreuzung der Charaktere eingetreten sein muß, bei der bald die eine, bald die andere Rasse das Uebergewicht erlangte. Versuche einer Psychologie der europäischen Rassen wurden schon gemacht. Der erste, der sich mit dieser Frage beschäftigte, war Linné. Er charakterisiert den homo europaeus, unseren nordischen Typus, als: levis, argutus, inventor; den homo alpinus, d. h. den mitteleuropäischen Brachycephalen, als: parvus, agilis, timidus. Wie wenig diese Charakteristik auf einen großen Teil der mitteleuropäischen Brachycephalen paßt, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Mit derselben Frage haben sich auch Penka, Ammon, Wilser und Lapouge beschäftigt. Auch Chamberlains Grundlagen sind hier zu nennen[1]). Alle diese Autoren sind darin einig, daß der nordischen

[1]) Gobineau hat zwar keine naturwissenschaftlich begründete Vorstellung von Rasse, muß aber trotzdem in diesem Zusammenhange auch genannt werden. (Siehe I. Teil.)

Rasse der Vorrang unter den europäischen Rassen gebühre. Ihre Ueberlegenheit scheint jedoch weniger auf höherer geistiger Begabung überhaupt, als auf einer größeren physischen und psychischen Energie zu beruhen. Es erwächst daraus jener vielseitige Tätigkeitsdrang auf allen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens, der für die europäischen Nordländer in der alten Heimat wie in der neuen Welt so charakteristisch ist. Bei aller Anerkennung der trefflichen Eigenschaften der reinen nordischen Rasse darf man jedoch nicht in die Einseitigkeit verfallen, dieser alle Großtaten der europäischen Kulturentwicklung zuschreiben zu wollen, wie das nicht selten geschieht. Es läßt sich sogar der strikte Nachweis erbringen, daß eine Anzahl der führenden Geister Europas nicht der reinen nordischen Rasse angehörten. Unter den europäischen Geisteshelden wäre hier z. B. Goethe zu nennen. Seinem Gesichts- und Schädelbau, sowie seiner hohen Gestalt nach gehört er zweifellos der nordischen Rasse an, die Haare aber waren schwarz, die Augen braun. Dasselbe finden wir bei Dante. Immanuel Kant, gewiß einer der tiefsten und unerschrockensten Denker, war ein ausgesprochener Rundkopf. Auch der geniale Physiker Helmholtz war brachycephal, dasselbe gilt von dem Altmeister der französischen Anthropologie, von Broca. Freilich weisen diese Männer wieder andere Merkmale auf, die sie als Mischlinge der nordischen Rasse erscheinen lassen. Auf dem Gebiete der Musik kann man nur vielleicht Wagner als reinen Repräsentanten des nordischen Typus gelten lassen, Haydn und Schubert waren, allerdings nicht hochgradig, brachycephal (Schädelindex 80 und 81), Beethoven zeigt wieder in seinem Gesichtsbau wenig Aehnlichkeit mit dem nordischen Typus. Unter den Staatsmännern wäre Bismarck hervorzuheben. Stellen ihn auch seine hohe Gestalt, sein helles Auge, sein blondes Haar und mancher Zug seines Antlitzes der reinen nordischen Rasse sehr nahe, so läßt doch sein Kopfindex von 80 auf Beimischung fremden Blutes schließen. Diese Beispiele mögen genügen. Sind sie auch nur wenig zahlreich, so sind sie um so gewichtiger.

Der Einfluß der Rasse auf die psychischen Anlagen soll durchaus nicht bestritten werden; die Ansicht von der Minderwertigkeit der Mischlinge ist aber in ihrer allgemeinen Fassung falsch. Daß ein Einschlag andersrassigen Blutes, er mag sich nun in der Schädelform oder in der Färbung zeigen, kein Hindernis für die höchsten Leistungen im Sinne edelster arischer Kultur ist, beweisen die oben angeführten Beispiele unwiderleglich. Es handelt sich nur darum, daß die von verschiedenen Rassen herstammenden Eigenschaften einander nicht widersprechen. Ist die Kombination eine harmonische, so kann der Mischling eventuell dem Menschen von reiner Rasse geistig überlegen sein.

Die Rassenpsychologie befindet sich gegenwärtig erst in ihren Anfängen. Auch sie wird, will sie zu befriedigenden Erfolgen gelangen, induktiv vorgehen müssen. Aus der Untersuchung des geistigen, moralischen, staatlichen und materiellen Lebens der Völker in Gegenwart und Vergangenheit, natürlich unter steter Berücksichtigung der jeweiligen Rassenverhältnisse[1]), aus der Analyse des Geisteslebens

[1]) Ein Versuch dieser Art liegt z. B. vor in A. M. Hansens Norwegischer Volkspsychologie (norweg.), Christiania, 1899.

großer Männer, deren Rassenzugehörigkeit möglichst genau festgestellt wurde[1]), aus der Kombination anthropologischer und psychologischer Beobachtungen an Schulkindern und aus ähnlichen Untersuchungen wird sich nach und nach eine vollständige Rassenpsychologie entwickeln lassen. Auch das ist eine wichtige Aufgabe der anthropologischen Forschung, deren Schwierigkeit jedoch nicht gering anzuschlagen ist.

Das Studium der Menschenrassen Europas hat also, wie wir gesehen haben, schon zu recht beachtenswerten Resultaten geführt, zahlreich aber sind noch die Probleme, deren Lösung wir von der Zukunft erwarten.

Inzuchtserscheinungen bei den Karaiten in Halicz.

Dr. Arthur Ruppin.

Für die Frage, ob und in welchem Umfange die Ehen zwischen Verwandten für die Nachkommenschaft schädliche Folgen aufweisen, ist es von Wichtigkeit, kleinere Bevölkerungsgruppen mit ausschließlichen oder vorwiegenden Heiraten innerhalb des engeren Kreises zu studieren. In der Literatur werden in dieser Beziehung hauptsächlich zwei Fälle angeführt: die Bevölkerung der Gemeinde Batz, welche auf einer Halbinsel nördlich von der Loire-Mündung gelegen ist und 1864 von Voisin untersucht wurde, und die Bevölkerung der Insel Schokland im Zuidersee, die 1859 geräumt und vorher von Dr. Poljin Büchner erforscht wurde. In beiden Fällen sind die Beobachter zu dem Schlusse gelangt, daß trotz häufigen Vorkommens von Verwandtenehen der Gesundheitszustand der Kinder nichts zu wünschen übrig läßt.

Während es sich in diesen beiden Fällen um Bevölkerungsgruppen handelt, welche durch ihre isolierte natürliche Lage zu Heiraten im eigenen Kreise gedrängt werden, kann ich über einen Fall berichten, in dem sich eine kleine Bevölkerungsgruppe aus sozialen, nämlich religiösen Gründen, von der umwohnenden Bevölkerung absondert und fast ausschließlich unter sich heiratet. Es handelt sich um die Karaitengemeinde, welche in Halicz — jetzt ein kleines Städtchen, ehemals die Hauptstadt Galiziens, zwischen Lemberg und Czernowitz gelegen — besteht. Die Karaiten sind eine religiöse Sekte, die ihre Tradition bis zu den Sadduzäern zu Beginn unserer Zeitrechnung zurückführt und noch heute in der Türkei und in der Krim sehr zahlreich ist. Ihre Religion unterscheidet sich von der jüdischen Mutterreligion dadurch, daß sie nur die im Alten Testament schriftlich niedergelegten Satzungen, dagegen nicht die im Judentum so bedeutsame Ueberlieferung, die erst später zur Aufzeichnung gelangte, anerkennen.

Die Gemeinde in Halicz ist uralt, sie will Dokumente aus dem 14. oder 15. Jahrhundert besitzen. Sie ist die einzige karaitische Gemeinde,

---

[1]) Ein Beispiel einer derartigen Untersuchung ist Ujfalvys Monographie über den Typus Alexanders des Großen; eine Besprechung derselben wird demnächst in dieser Zeitschrift erscheinen.

die sich von den früher zahlreichen Gemeinden in Galizien noch erhalten hat, und ist also von ihren Glaubensgenossen in der Krim und Türkei durch eine weite Entfernung getrennt. Die Karaiten in Halicz sind durchweg Ackerbauer, daneben zum Teil auch noch Handwerker, und sind nüchterne, arbeitsame, redliche Leute. Sie sprechen ein durch viele polnische, deutsche und hebräische Worte verdorbenes Türkisch, halten an ihrem Glauben mit größter Zähigkeit fest und sondern sich von Juden und Christen aufs strengste ab. Seit Menschengedenken ist kaum ein Fall vorgekommen, daß ein Mitglied der Gemeinde seinen Glauben aufgegeben oder sich mit einem Nichtkaraiten verheiratet hätte.

Infolge dieser scharfen Absonderung von den Andersgläubigen und der weiten Entfernung anderer karaitischer Gemeinden ist es natürlich, daß die Karaiten von Halicz hauptsächlich untereinander heiraten und dies sicherlich schon Generationen hindurch getan haben. Bei meiner Anwesenheit in Halicz (im Juni 1903) stellte ich durch Befragen fest, daß die Gemeinde 52 Familien mit 190 Seelen zählt. Von den Ehefrauen waren nur drei von auswärts (aus der Krim und der Türkei) gebürtig, die anderen waren in Halicz geboren und standen infolgedessen zu ihren Männern sehr häufig in dem Verhältnis von Cousine und Cousin, Tante und Neffe, Nichte und Onkel oder in einem entfernteren verwandtschaftlichen Verhältnisse. Es war mir leider nicht möglich, das verwandtschaftliche Verhältnis in jeder einzelnen Familie genau festzustellen, da die Gemeindemitglieder sich sehr mißtrauisch zeigten und mir die Einsicht in das Personenstandsregister der Gemeinde nicht gestattet wurde. Es ist auch zweifelhaft, ob sich viel genauere Ergebnisse hätten gewinnen lassen, da die in ärmlichen Verhältnissen lebende, geistig nicht allzu hoch stehende Bevölkerung ihren Stammbaum sicherlich nicht viele Generationen hinauf verfolgen kann und sich das Verwandtschaftsverhältnis deshalb in vielen Fällen überhaupt kaum feststellen läßt. Ich mußte mich also mit der allgemeinen Angabe, die mir von den Karaiten selbst und zuverlässigen anderen Personen am Orte gemacht wurden, zufrieden geben, daß Verwandtenehen unter den Karaiten sehr häufig sind, wie dies unter den oben geschilderten Verhältnissen und bei der geringen Seelenzahl der Gemeinde auch nicht anders sein kann.

Die Folgen dieser Inzucht sind nun im Gegensatz zu den Beobachtungen auf Batz und Schokland in Halicz entschieden schädliche. Die Karaiten sind, obwohl sie als Ackerbauer in viel gesünderen äußeren Verhältnissen leben als die Handel treibenden Juden, in weit höherem Grade Krankheiten aller Art (insbesondere Skrophulose und Tuberkulose) unterworfen. Sie sind geistig den Juden, mit denen sie der Rasse nach unzweifelhaft ganz nahe verwandt sind, bei weitem nicht ebenbürtig; die karaitischen Kinder bleiben in der Schule hinter den jüdischen wie hinter den christlichen Kindern zurück und ein nicht geringer Teil von ihnen muß sogar direkt als schwachsinnig bezeichnet werden. Organische Fehler sind bei ihnen häufig.

Diese mir von zuverlässiger ärztlicher und behördlicher Seite gemachten Angaben, die ich durch eigene Beobachtungen ergänzte, lassen sich wohl kaum anders als durch die häufigen Verwandtenehen erklären. Wenigstens scheint mir, da Rasse und soziale Verhältnisse

nach dem vorhin Erwähnten durch den Vergleich mit den Juden nicht die Ursache der häufigeren Krankheiten u. s. w. sein können, daß ein wahrscheinlicherer Grund als die Verwandtenheiraten für jene physiologischen Schäden nicht geltend gemacht werden kann.

Monogamische Entwicklungsaussichten.

Professor Dr. Christian von Ehrenfels.

Dem ursprünglichen Plane dieser Untersuchungen gemäß, soll erst die Reihe der Vorfragen erledigt und zwar insbesondere hier ermittelt werden, welche Aussichten sich für die konstitutive Entwicklung des Menschen im Falle der Beibehaltung der Monogamie eröffnen würden — ehe an die positiven Vorschläge zur sexualen Reform herangeschritten wird. — Verschiedene Mißverständnisse und Antizipationen bei den Lesern lassen es jedoch als rätlich erscheinen, schon jetzt auf den wesentlichen Kern jener vorbehaltenen Ausführungen hinzuweisen.

Man deutet meine Absichten vollkommen falsch, wenn man meint, ich wolle hier einer künstlichen Zuchtwahl des Menschen am Menschen selbst das Wort reden, ähnlich wie wir sie an Haustieren, etwa im Gestüte, vollziehen. Dies erforderte die Installierung einer leitenden Korporation für Zeugungsangelegenheiten; und die Unterordnung des Sexuallebens unter die Machtsprüche jener Korporation wäre nur in einem von zwei Fällen denkbar, entweder bei sklavischer Unterwürfigkeit der Regierten (ähnlich wie der Indianer im einstigen südamerikanischen Jesuitenstaate), oder bei ausgesprochenem Vorwiegen der ethisch-rationalistischen, auf das Abstraktum „Rasseveredelung" gerichteten Motive gegenüber allen anderen, welche das Sexualleben des Menschen beherrschen. Ich stimme vollauf bei, wenn man behauptet, die Erfüllung dieser Bedingungen sei unmöglich, und wäre, wenn selbst möglich, jedenfalls nicht durchaus wünschenswert. Auch dies ist richtig, daß unsere Biologie noch lange nicht soweit vorgeschritten sein wird, als zur hinlänglichen Autorisierung jener Machtsprüche einer obersten Züchtungsinstanz erforderlich wäre.

Die Zuchtwahl, wie ich sie für die Zukunft des Menschengeschlechtes erhoffe, gleicht viel mehr der in der Natur herrschenden, als der künstlichen Auslese, und die sexuale Reform, wie ich sie denke, besteht nicht in einer Versklavung des Sexuallebens, sondern in einer Befreiung jener Kräfte, welche zum Kampf, und durch ihn zur Auslese der Höherwertigen führen. Nur darf allerdings dieser Kampf nicht in Anarchie ausarten, sondern muß diszipliniert werden, nach dem Ideal der konstitutiven Entwicklung und mit Ausschluß aller Mittel und Formen, welche die Kultur, den Bestand und die Funktionen des gesellschaftlichen Organismus, gefährden würden. Wie solches gedacht wird, und daß es keine Utopie, sondern durchführbar sei, möge hier nur durch den Hinweis auf ein lebendiges Beispiel erläutert werden. Die Disziplinierung der menschlichen Zeugungsvorgänge nach ethischen Idealen, welche darum doch nicht die vorherrschenden unter den

treibenden Kräften des Sexuallebens zu sein brauchen, ist nicht anders vorzustellen, als die Disziplinierung des wirtschaftlichen Lebens nach dem Ideal des Gemeinwohles, welche wir in allen Kulturstaaten bis zu erheblichem Maße schon durchgeführt haben. — Niemand wird bestreiten, daß der Erwerbstrieb, das Streben des Einzelnen nach Vermehrung seines persönlichen Besitzes, das Hauptmotiv des wirtschaftlichen Lebens ausmacht. Rücksicht auf das Gemeinwohl wirkt ihm gegenüber im ganzen nur mit einem geringen Bruchteil an Motivationskraft. Der Erwerbstrieb der Einzelnen drängt zum rücksichtslosen Kampf. Dennoch ist es gelungen, diesen Kampf vielfach nach den Erfordernissen des Gemeinwohles zu modifizieren, d. h. Kampfmittel und Kampfformen auszuschließen, welche dem Gemeinwohl in hervorragender Weise schädlich wären, so daß der Effekt in einer wesentlichen Steigerung des Gemeinwohles zutage tritt. Bleibt hier auch noch vieles zu tun übrig, so kann man doch heute schon mit gutem Recht eine Disziplinierung des wirtschaftlichen Erwerbslebens nach dem Ideal des Gemeinwohles anerkennen.

Aehnlich kann auch das Sexualleben nach dem Ideal der konstitutiven Entwicklung (welches ja selbst nur in der konsequenten Erweiterung des Gemeinwohlideales besteht) diszipliniert werden, ohne daß darum seine Hauptmotive entkräftet zu werden brauchen. Die Feststellung dieser Disziplin durch Umbildungen auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens und der Sitte ist das Problem der sexualen Reform — eine gewaltige Aufgabe gewiß, welche nur schrittweise wird bewältigt werden können — aber keine unlösbare. — Nach dieser Richtung hin also bitte ich die Leser ihre Blicke zu lenken, falls sie sich angeregt finden sollten, meinen Ausführungen selbsttätig voran zu eilen.

Bei dem speziellen Thema des vorliegenden Aufsatzes nun wird es von Vorteil sein, erst den Einfluß der Monogamie auf die Zuchtwahl oder Auslese in noch umfassenderer und eingehenderer Weise zu betrachten, als es bereits geschehen ist, und hierauf jene Faktoren der konstitutiven Entwicklung zu würdigen, welche auch ohne Auslese wirksam werden können.

An früherer Stelle[1]) wurde gezeigt, daß in unseren Kulturstaaten die Verbindung von Humanität und Hygiene eine weitgehende Schwächung der vitalen Auslese bedingen, so daß das Schwergewicht einer wirksamen Auslese in ihren sexualen Teil verlegt werden müßte — daß aber hingegen wieder die Monogamie jede kräftigere sexuale Auslese unterbinde, weil sie erstens den „virilen Auslesefaktor" paralysiert, zweitens auch die Fruktifizierung der noch übrigen auslesenden Kräfte verhindert. Und zwar ergibt sich letzteres aus folgenden Erwägungen: Unter den Zeugungsfähigen, welche bei Herrschaft der monogamischen Sitte ohne Nachkommen bleiben, befindet sich allerdings immer ein Bruchteil, welcher wegen seiner Minderwertigkeit nicht zur Ehe gelangt. Auch erfolgt eine relative Ausjätung minderwertigen Menschenmateriales durch die geringere Fortpflanzung der ins Proletariat Herabgedrückten. Diesen progressiven Auslesetendenzen stehen aber annähernd gleich starke regressive gegenüber in der geringeren Fortpflanzung Höherwertiger, bedingt erstens durch freiwilligen Zölibat oder spätere

[1]) „Zuchtwahl und Monogamie", I. Jahrgang, 8. und 9. Heft dieser Zeitschrift.

Verheiratung, zweitens durch absichtliche Kinderbeschränkung aus Erziehungs- und Erbrücksichten. — Die ersten Thesen dieser Darlegungen bedürfen keiner weiteren Begründung. Handelt es sich um Feststellung der monogamischen Entwicklungsaussichten auch für die Zukunft, so könnte höchstens gefragt werden, ob die letzterwähnten regressiv wirkenden Tendenzen mit der monogamischen Sitte in unlösbarer, organischer Verbindung stehen, oder ob sie nicht durch geeignete Vorkehrungen aufgehoben werden könnten, so daß die Monogamie mindestens jenes Maß an sexualer Auslese gestattete, welches nach Ausschaltung des virilen Faktors noch erreichbar ist.

Der freiwillige Ausschluß höherwertiger Männer von der Ehe erfolgt vor allem deswegen, weil die Monogamie dem höherwertigen Manne kein Wirkungsfeld eröffnet, auf welchem der Erfolg in Proportion zu seiner höheren Begabung stünde. Das aber ist wohl die erste Forderung, welche er an seinen Lebensberuf stellt. Seine höhere Begabung muß in größerer Wirksamkeit zum Ausdruck gelangen. Keiner, der im Bewußtsein höherer Fähigkeiten lebt, wird sich eine Lebensaufgabe aussuchen, in der er auch besten Falles nicht erheblich mehr zu leisten imstande ist, als Freund Simpel an seiner Seite — ja, wenn der Zufall will, von diesem sogar an Leistungen leicht überboten werden kann. Ob ein Mann in der Monogamie zu Familienglück gelangt, ob und wie viel erfreuliche Kinder er aufzieht, das ist vor allem eine Sache nicht der Voraussicht, sondern des Zufalls. Auch der erfahrenste Menschenkenner kann sich jener Erfolge durch die Wahl der Gattin nicht versichern. Und trifft er es selbst günstig, so leistet er in dieser Richtung doch nicht erheblich mehr, als der gleichfalls vom Zufall begünstigte Mittelmäßige, ja mitunter sogar Minderwertige. — Kein Höherwertiger kann also die Gründung einer monogamen Familie als seinen eigentlichen Lebensberuf betrachten. Dennoch wird die Kraft und Aktionsfreiheit des Höherwertigen durch die Ehe nicht minder belastet als die aller anderen. Darum verschieben so viele höherwertige Männer die Heirat bis nach Erreichung eines bestimmten Zieles auf der zur eigentlichen Betätigung erkorenen Laufbahn. Späte Heirat aber bedingt im Durchschnitt eine geringere Zahl von Kindern. Und oft bleibt die verschobene Heirat auch ganz aus. — Besäße der Mann die moralische Möglichkeit, im Verhältnis zu seinen hervorragenderen persönlichen Eigenschaften, seinem kräftigeren Werben, seiner größeren wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Liebe von Frauen zu erringen und Kinder in die Welt zu setzen und groß zu ziehen, so würden zwar nicht alle, aber doch die meisten höherwertigen Männer dies als eigentliche Lebensaufgabe erwählen, und ihre Kraft, welche sich gegenwärtig vielfach in kulturellen und politischen Velleitäten verausgabt, zu fremdem und eigenem Schaden überschäumt oder sich in die allgemeine Hetze der Genuß- und Erwerbsucht hereinziehen läßt, gelangte zu lebenzeugender und rasseveredelnder Wirksamkeit.

Ein zweiter Grund für den freiwilligen Zölibat höherwertiger Männer besteht darin, daß bei ihnen meist die polygamen Bedürfnisse stärker entwickelt sind und sie daher außerstande bleiben oder doch längere Zeit brauchen, ihre Natur auf die Forderungen der Monogamie einzustimmen, als die Minderwertigen. Die wahre, nicht durch vermeintliche Schönfärberei der Biographen entstellte Psychologie der

großen und bedeutenden Männer gibt hierfür den besten Beleg. — Allerdings geschieht es, daß trotz heftig widerstreitender Neigungen das monogamische Gelöbnis doch abgelegt wird, wenn die moralische Not der Ehelosigkeit und starke Liebesleidenschaft zusammenwirken. Auf solche Weise entstehen dann schlechte Ehen, und das Uebel äußert sich weniger in minderzähliger Nachkommenschaft, als in deren schlechter Erziehung.

Betrafen die beiden angeführten Gründe hauptsächlich Männer, so beziehen sich die folgenden in gleicher Weise auf beide Geschlechter.

Es ist schon oft bemerkt und gesagt worden, daß gegenseitige Kenntnis der Brautleute in dem Maße, als die Tragweite des monogamischen Eheschlusses sie verlangte, ein Ding der Unmöglichkeit sei. Eine Heirat auf Probe wäre das einzige Mittel, welches aber dem Geist der monogamischen Moral direkt widerstritte. Jeder monogamische Eheschluß ist daher ein Sprung ins Ungewisse, vielleicht Bodenlose. Die Monogamie verlangt eine Grundverfassung des Menschen, welche das Leben als Schicksal hinnimmt, nicht es frei und eigenkräftig gestaltet. Solcher Grundverfassung widerstreben gerade die Höherwertigen beider Geschlechter am hartnäckigsten, und manche gelangen überhaupt nicht dazu, sich in ihre Forderungen zu schicken.

Endlich erfordert die Monogamie, soll sie nicht zum Unglück führen, ein seltenes Harmonieren der Individuen, so daß die Wahl oft spät erst erfolgt und sich häufig nicht mit der Gunst der übrigen zum Eheschluß erforderlichen Lebensverhältnisse deckt. — Minderwertige stellen in dieser Hinsicht viel geringere Anforderungen und sind außerdem viel mehr bereit, das Fehlende durch Autosuggestion zu ersetzen und sich einzureden, sie hätten ihr „Ideal" gefunden — wenn nur „im übrigen alles stimmt". — Man erwidere nicht, daß Höherwertige unter allen Umständen schwerer einen sexuellen Gegenpart finden werden. Ihre Ansprüche für den sexualen Verkehr sind zwar größer, dafür aber auch ihre Anziehung auf das andere Geschlecht. Ihre spezifische Schwierigkeit liegt darin, den Lebensgefährten zu finden, mit dem sie „Ein Leib und Eine Seele" werden können, oder doch erwarten können, es zu werden.

Die angeführten vier Motive der Ehebeschränkung Höherwertiger wurzeln sämtlich in der Institution der Monogamie selbst und könnten nur mit dieser Institution aufgehoben werden. Ja, es steht zu erwarten, daß mit der fortschreitenden Popularpsychologie und Aufklärung über die Suggestionen der monogamischen Moral („Enthüllungsliteratur"! —), sowie mit der wachsenden Fähigkeit und dem wachsenden Bedürfnisse der Menschen, ihr Leben weit vorausschauend selbsttätig zu gestalten, die Wirksamkeit jener Motive sich nicht verringern, sondern vermehren wird.

Der zweitgenannte regressive Auslesefaktor, die absichtliche Kinderbeschränkung aus Erziehungs- und Erbrücksichten, wirkt durch die Kombination zweier Momente. — Erstens verlangt jede die konstitutive Entwicklung bestimmende Auslese, daß die Träger der zu entwickelnden Variation zur Zeugung der jeweilig folgenden Generation in einem ihre eigene Verhältniszahl überragenden Maße beitragen. Wenn also die Träger irgend einer Variation in der ersten Generation beispielsweise zehn Prozent ausmachen, so findet eine Auslese nach der Richtung

dieser Variation nur in dem Maße statt, als diese Variierten mehr als zehn Prozent der nächstfolgenden Generation in die Welt setzen. Uebersteigt ihre überlebende Leibesfrucht nicht zehn Prozent der gesamten überlebenden Nachkommenschaft, so erfolgt keine Auslese; bleibt sie hinter zehn Prozent zurück, so ergibt sich negative Auslese, d. h. Ausjätung der betreffenden Variation. — Dies das erste Moment. — Das zweite besteht in der sogenannten sozialen Auslese, d. h. der Besetzung der sozial und wirtschaftlich leitenden und bevorzugten Stellen durch höherwertige Individuen. Möglichst vollkommene soziale Auslese ist ein Ziel aller kulturellen Organisationen; und wenn die Ausführung hinter dem Ideal auch noch so weit zurückbleibt, so wird doch wohl in allen Kulturstaaten so viel erreicht, daß der Durchschnittstypus der Herrschenden den der Beherrschten an Wertigkeit mindestens um etwas überragt. Ein bedeutender Teil der Höherwertigen wird daher immer den herrschenden Ständen angehören und ihre Lebensführung mitmachen.

Zur Auslese der Höherwertigen wäre also ein prozentuales Ueberwiegen an Fortpflanzung auch der Angehörigen der höheren Stände erforderlich. Hierzu aber werden diese bei monogamischer Sexualverfassung niemals zu motivieren sein, — was leicht eingesehen werden kann: — Wenn die höheren Stände ein prozentuales Uebergewicht an Nachkommen in die Welt setzten, so müßte, da die Verhältniszahl der sozial Höhergestellten konstant bleibt, immer ein Teil ihrer Nachkommen in niedrigere soziale Stellungen herabgedrückt werden. Diesem Ausblick aber widerstrebt mit vollem Recht in entschiedenster Weise die monogamische Familienmoral. Engste Lebensgemeinschaft zwischen Eltern und Kindern ist der Lebensnerv der Monogamie. Für den monogamischen Familienvater haben nur die Lebensgenüsse einen Wert, die er mit Frau und Kindern teilen darf. Daher werden die monogamischen Kinder stets auf der Höhe der Lebenshaltung — des standard of life — ihrer Eltern erzogen. Zu einer niedrigeren als der von Kind auf gewohnten Lebenshaltung überzugehen, wird von den Betroffenen stets schmerzlich, oft als Unglück empfunden, und führt nicht selten zum Herabsinken ins Proletariat. Die Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder zunächst und jedenfalls immer mehr am Herzen liegen wird, als die konstitutive Entwicklung der Rasse, werden stets bestrebt sein, ihre Kinder durch möglichst sorgfältige Erziehung und Hinterlassung eines entsprechenden Erbteils vor dem drohenden Gespenst der Deklassierung zu schützen. Und dann werden sie sich vor ein einfaches Rechenexempel gestellt sehen und entscheiden: „Lieber weniger Kinder mit gesicherter Existenz, als viele mit solcher Gefahr vor Augen. Lieber gar keine Enkel, als vielleicht einen Proletarier zum Enkel!“ Der praktische Ausdruck dieses Werturteils ist die absichtliche Kinderbeschränkung aus Erziehungs- und Erbrücksichten, welche für einen erheblichen Teil der Höherwertigen unvermeidlich ist, solange die Monogamie herrscht und soziale Auslese am Werk bleibt. Und zwar zeigt die Erfahrung, daß die Schätzung dann gewöhnlich zu kurz ausfällt, in dem Sinne, daß der Teil der Bevölkerung, welcher das System der absichtlichen Kinderbeschränkung angenommen hat, an Vermehrung nicht nur die übrigen nicht überholt, sondern hinter ihnen zurückbleibt und einer relativen Ausjätung verfällt. Darum liegt hier nicht nur ein

Hindernis der progressiven Auslese vor, sondern direkt ein Motiv zur regressiven.

Gegenwärtig steht dieses Motiv noch nicht auf der Höhe seiner Wirksamkeit, weil die soziale Auslese noch sehr unvollkommen fungiert, und die technischen Mittel zur Verhütung der Konzeption mindestens bei manchen Völkern noch wenig bekannt sind und abergläubischem Mißtrauen begegnen. Beides aber, die Vervollkommnung der sozialen Auslese, wie die Beseitigung jener Unkenntnis und abergläubischen Vorstellungen, liegt auf dem unumgänglichen Wege des kulturellen Fortschrittes; und darum ist vorauszusehen, daß zukünftig auch das in Rede stehende zweite regressive Auslesemotiv in seinen Wirkungen nicht abnehmen, sondern anwachsen werde.

Durch besondere Vorkehrungen, etwa Gewährung von staatlichen Erziehungsbeiträgen an höhere Angestellte nach Maßgabe ihrer Kinderzahl, könnte einige Abhülfe geschaffen werden; niemals aber, da kein sozialer Organismus die Verhältniszahl der Herrschenden konstant zu vermehren vermag, bis zur Umkehrung, ja nicht einmal bis zur Aufhebung der regressiven Tendenz, und zwar deswegen nicht, weil, solange Monogamie herrscht, auch in irgend einer Form der Kapitalismus herrschen wird, und die staatlich Angestellten nur einen Teil der sozial höher Situierten ausmachen werden, welche zudem nicht alle öffentlichen Aemter für ihre Kinder in Beschlag nehmen können.

Ebensowenig können Eheverbote für die notorisch Siechen und Imbezillen an dem Sachverhalte Wesentliches ändern, da sie sich stets auf einen kleinen Prozentsatz der Zeugungsfähigen beschränken müssen. Kein Volk wird den Eheausschluß von 20 bis 30 Prozent der Zeugungsfähigen durch staatliche Organe erdulden. Die zu Beginn dieses Aufsatzes gegen die Möglichkeit des „Menschengestütes" geltend gemachten und zugestandenen Einwände wären solchen Perspektiven gegenüber einfach zu wiederholen. — Man mißverstehe mich nicht. — Der Segen staatlicher Eheverbote gegen Syphilitische und Alkoholiker, wie sie in dieser Zeitschrift wiederholt empfohlen und neuester Zeit auch praktisch angeregt wurden, soll keineswegs bestritten werden. Solche Gesetze wären mit größtem Beifall zu begrüßen, um ihrer negativen Wirkungen, des Unheils willen, das sie direkt verhüteten, und vielleicht noch mehr wegen ihrer indirekten, positiven, erzieherischen Erfolge, durch öffentliche Sanktionierung des Züchtungsprinzipes. Durchaus utopisch wäre es aber, von ihnen die Installierung einer progressiven Auslese, oder auch nur die Paralysierung der regressiven Auslesetendenzen zu erwarten, welche in der freiwilligen Ehe- und in der absichtlichen Kinderbeschränkung Höherwertiger am Tag liegen, und von denen nun gezeigt wurde, daß sie auf breitester Basis und untrennbar mit der Monogamie selbst verwachsen sind. — Nochmals sei hervorgehoben: Der freiwilligen Ehebeschränkung Höherwertiger steht ein natürlicher Eheausschluß Allerminderwertigster, der absichtlichen Kinderbeschränkung der sozial Höhergestellten eine relative Ausjätung der ins Proletariat Herabgedrückten gegenüber. Niemand kann angeben, welches von diesen direkt oppositionell wirkenden Kräftepaaren gegenwärtig überwiegt und in Zukunft überwiegen wird. Wohl aber läßt sich aus dem Vorhandensein jener einander strikte entgegenarbeitenden Tendenzen mit voller Bestimmtheit erschließen, daß eine ausgiebige progressive

Auslese auf dem Boden der monogamischen Sexualordnung für alle absehbare Zukunft undurchführbar bleiben muß.

Hiermit ist der erste Teil dieser Ausführungen beschlossen, und haben wir uns nun der Frage zuzuwenden, was von den auch ohne Auslese wirkenden Faktoren der konstitutiven Entwicklung für die Zukunft des Menschengeschlechtes zu erwarten sei. — An derartigen Faktoren werden von den Theoretikern namhaft gemacht 1. die Veränderung der Lebensbedingungen, und zwar a) zu vermehrtem Gebrauch oder Nichtgebrauch einzelner Organe, b) als Klimawechsel, c) als Veränderung in der Ernährung und Hygiene; 2. die Kreuzung; 3. eine immanente Entwicklungstendenz des Organischen.

Die Erblichkeit der Veränderungen durch Gebrauch und Nichtgebrauch einzelner Organe ist noch immer ein biologisches Streitproblem. Wir setzen den für die Monogamie günstigeren Fall der Möglichkeit einer Vererbung voraus und fragen, was dann für die Entwicklung zu erwarten wäre. Die Antwort ist sehr einfach: Verstärkung gebrauchter und Schwächung, eventuell Verlust nichtgebrauchter — niemals aber Bildung neuer Organe, d. h. fortschreitende Differentiation oder aufsteigende Entwicklung. Durch Gebrauch und Nichtgebrauch kann ein bestehender Typus veränderten Lebensbedingungen angepaßt und hierbei in seinen Proportionen umgeformt oder in seiner Organisation herabgesetzt werden (Vögel können die Flügel, Lurche die Augen verlieren) — niemals aber kann die Organisation um eine Stufe gehoben werden — man müßte denn annehmen, daß durch vermehrten Gebrauch eine latente Vervollkommnungstendenz des Organismus ausgelöst werde, wodurch aber der an letzter Stelle erwähnte und zu besprechende Entwicklungsfaktor eingeführt würde. — Durch Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe läßt sich für die Rasse so viel und so wenig erreichen, wie durch Erziehung für das Individuum. Man kann durch Erziehung ein Negerkind zum civilisierten Menschen machen, vielleicht sind vorwiegend durch Erziehung Wölfe zu Hunden gemacht worden; man kann aber durch Erziehung keine höhere Art erwecken. Hiermit sind die Entwicklungsaussichten für diesen Faktor gekennzeichnet. — Zu erwähnen ist noch, daß auch bei phylogenetischen Entwicklungen durch Gebrauch und Nichtgebrauch die Auslese nicht gleichgültig bleibt, indem die betreffende Veränderung immer an gewissen Individuen stärker auftritt und der Prozeß somit durch Auslese dieser stärker Variierten beschleunigt werden kann.

Klimawechsel und Kreuzung sind einmalige, nicht kontinuierliche Eingriffe oder Veränderungen. Wenn durch dieselben auch progressive Variationsschritte bewirkt werden könnten — wofür der Nachweis noch aussteht — so wären es doch nur einzelne Vorstöße, keine stetige Entwicklung. — Daß Verbesserung der Nahrung und Hygiene in Verbindung mit entsprechender Auslese Anlaß zu progressiver Entwicklung geben könne, wurde bereits hervorgehoben, ebenso daß diese Begünstigungen ohne Auslese vielmehr eine Verschlechterung der Konstitution zur Folge haben[1]).

Alle Hoffnungen auf progressive Entwicklung mit Beibehaltung der Monogamie, d. h. ohne wirksame Auslese, konzentrieren sich somit

[1]) „Die aufsteigende Entwicklung des Menschen", II. Jahrgang, 1. Heft dieser Zeitschrift.

auf die von manchen Biologen behauptete, dem Organischen als solchem innewohnende Vervollkommnungstendenz, welche aus dem relativ undifferenzierten Protoplasma der Urorganismen die ganze organische Wunderwelt der Gegenwart hervorgetrieben habe und auch ohne alle Auslese hervorgetrieben haben würde, wie etwa das Huhn aus dem Ei. — Diese Auffassung wird in ihrer extremen Form, d. h. insofern sie die Wirksamkeit der Auslese leugnet und somit hier in Betracht kommt, widerlegt durch die Erfolge der künstlichen Zuchtwahl, welche zeigen, daß je nach Richtung der Auslese eine Stammform in die verschiedensten Bildungen übergeführt werden kann, und durch den direkten Nachweis einer wirksamen Auslese in der Natur[1]. — Die theoretische Frage, ob durch die Lehre von der Auslese im Kampf ums Dasein die Annahme eines Vervollkommnungsprinzipes entbehrlich gemacht sei oder nicht, berührt in keiner Weise unsere lediglich praktischen Erwägungen.

Zusammenfassend läßt sich somit feststellen, daß wir keinerlei berechtigten Grund zur Hoffnung auf eine progressive Einwirkung ohne Eingreifen einer wirksamen Auslese, und somit auch nicht mit Beibehaltung der monogamen Sexualordnung besitzen.

Hiermit ist der vorgesteckte Teil unserer Aufgabe erfüllt. — Doch blieben diese Ausführungen unvollständig, wenn sie sich auf die Darlegung der im Inneren einer monogamen Gesellschaft wirkenden Auslesetendenzen beschränkten, und nicht außerdem auf die Gefahr hinwiesen, welche den monogam lebenden im Kampf ums Dasein mit den polygamen Völkerstämmen droht.

Indem wir uns nun der Betrachtung dieser letzteren zuwenden, soll zunächst eine Frage erwogen werden, deren Beantwortung zwar nicht auf der geraden Linie der gegenwärtigen Spezialuntersuchung gelegen ist, wohl aber mit ihrem Hauptthema und Endziel in engem Zusammenhange steht: die Frage, wieso es mit der Lehre von der ausschlaggebenden Wichtigkeit der Auslese zu vereinbaren sei, daß der polygam lebende Teil der Menschheit, bei welchem die Bedingungen für wirksame sexuale Auslese doch sicherlich vorliegen, den monogam lebenden an Höhe der Konstitution nicht nur nicht überrage, sondern sogar um ein Beträchtliches hinter ihm zurückstehe.

Dieses anscheinend paradoxe Verhältnis erklärt sich zur Genüge schon daraus, daß die gegenwärtig monogam lebenden Stämme, als sie von der polygamen Eheform — polygam in bezug auf das bestimmende Moment der Kinderzeugung[2] — zur gegenwärtigen übergingen, gegenüber den bei der Polygamie verbleibenden bereits einen mächtigen Vorsprung an Höhe der Organisation voraus hatten, so daß in der relativ kurzen Zeit von weniger als 50 Generationen auch die wirksamste Auslese unter den Polygamen den Unterschied nicht auszugleichen vermocht hätte. Die Faktoren, durch welche jener Vorsprung gewonnen wurde, entziehen sich, als prähistorisch, unserer näheren Kenntnis. Jedenfalls aber war hierbei kräftige sexuale Auslese mit am Werk.

[1] Hierüber handeln meine „Beiträge zur Selektionstheorie", Annalen der Naturphilosophie, 3. Band.

[2] Vergleiche meine „Berichtigung zur Monogamie der Germanen", II. Jahrgang, 3. Heft dieser Zeitschrift.

Außerdem ist die Polygamie bei den meisten Völkern, welche sie heute noch zu Recht anerkennen, schon seit Generationen auf die Vornehmsten beschränkt (wie z. B. fast im ganzen Reiche des Islam), so daß eine merkliche sexuale Auslese dort gar nicht stattfindet. Das gilt freilich nicht überall, besonders nicht für die 400 Millionen Einwohner des chinesischen Reiches, wo nicht nur der Vornehme, sondern schon der Mann des Mittelstandes mehrere Frauen nimmt — wogegen dann natürlich ein entsprechender Teil der Vermögenslosen leer ausgeht. Da zudem die Polygamie nicht allein als sexuales Genußmittel, sondern mit Absicht und Bewußtsein zur Erzeugung zahlreicher Nachkommenschaft erstrebt wird, ist sexuale Auslese dort zweifellos tätig. Dennoch läßt der seit Generationen obwaltende Stillstand aller kulturellen Produktivität auf das Gegenteil einer progressiven Entwicklung in den Fähigkeiten der Rasse schließen. — Wie ist das zu erklären? — Ist hier nicht eine lebendige Widerlegung unserer Theorie von der Bedeutung der Auslese gegeben? —

Mich dünkt, die Erklärung liegt darin, daß hier die sozialen Lebensbedingungen des Individuums der Auslese die Richtung nicht nach aufwärts, sondern nach abwärts erteilen. — Fast im ganzen Gebiete des chinesischen Reiches herrscht Uebervölkerung, d. h. die Volksdichte ist auf eine solche Höhe hinaufgetrieben, daß hierdurch die durchschnittliche Lebenshaltung des Volkes, der standard of life, auf ein Minimum herabgedrückt wird. Aeußerste Sparsamkeit in der Verwendung aller Produktionsmittel verbindet sich deshalb mit äußerstem Arbeitsaufwand zur Gewinnung des nötigen Lebensunterhaltes. Bekannt ist die Bedürfnislosigkeit des chinesischen Kuli, der vom Leben nicht mehr verlangt als Stillung des Hungers, ein Erdloch als Schlafstätte und die Freuden der Sexualität, oder zeitweilig eines Opiumrausches — und für diesen Preis Erstaunliches an Arbeit leistet. Aber auch die Ansprüche des Mittelstandes an Freiheit der Lebensregung sind auf einen für uns Kaukasier kaum begreiflichen Tiefstand herabgedrückt. — Welche Veranlagung unter solchen Daseinsbedingungen die zur Selbstbehauptung und zu möglichst hoher Fortpflanzung tauglichste sein müsse, scheint nicht länger zweifelhaft. Nicht die hohe, reiche, differenzierte Natur mit mannigfaltigen Fähigkeiten und daher auch Bedürfnissen, sondern der genügsame, sparsame, relativ arm veranlagte Menschentypus. Nach der Richtung dieses Typus hin dürfte somit schon seit vielen Generationen unter den chinesischen Volksstämmen die Auslese wirken. Und somit dürfte in dem Stillstande der chinesischen Kultur kein Argument gegen die Bedeutung der Auslese zu erblicken sein, sondern vielmehr ein Beweis für die schon an früherer Stelle[1]) dargelegte Tatsache, daß Auslese allein noch keine progressive Entwicklung bedingt — sowie eine neuerliche Warnung für Reformvorschläge, nicht etwa Auslese um jeden Preis schon als genügend zu erachten.

Stellt nun die mongolische Rasse den Ariern gegenüber auch zweifellos einen minderwertigen Menschentypus dar, so besitzt sie doch eine große Tüchtigkeit zum Kampf ums Dasein und zur Ver-

---

[1]) „Die aufsteigende Entwicklung des Menschen", II. Jahrgang, 1. Heft dieser Zeitschrift.

mehrung ihrer Individuenzahl. Und hierin liegt die Gefahr, auf welche noch hingewiesen werden muß.

Die bisherigen Erfahrungen scheinen bei oberflächlicher Betrachtung die Monogamie als ein vollkommen taugliches Instrument zur Volksvermehrung zu qualifizieren. Der Zuwachs an Bevölkerung ist in den letzten Dezennien in manchen Staaten ein enormer gewesen. Bei näherem Zusehen ergibt sich aber, daß diese Erscheinung ganz und gar der durch die Verbesserung der Hygiene bedingten Abnahme der Sterblichkeit zuzuschreiben sei, und die Geburtenrate nicht nur nicht zunimmt, sondern fast überall in konstanter, wenn auch geringer Abnahme begriffen ist. Von diesen beiden Prozessen, Abnahme der Sterberate und Abnahme der Geburtenrate, kann der erste sich nur bis zu einer natürlichen Grenze, der zweite (der Möglichkeit nach) ins Unbegrenzte, d. h. bis zur Null, jedenfalls aber bis an oder unter die natürliche Grenze der Sterberate fortsetzen, und das ergäbe die Verhältnisse, wie sie gegenwärtig schon im ganzen Frankreich und anderenorts partiell (so unter den Yankees von Nordamerika, den Siebenbürger Sachsen) zur Realität geworden sind. Das statistische Prognostikon über die Fortpflanzungsleistungen der Monogamie ist also durchaus kein in jeder Beziehung beruhigendes. Und ebensowenig ist es das der psychologischen Erwägung. Man darf nur nicht vergessen, daß die Mittel zur schmerz- und gefahrlosen künstlichen Verhütung der Konzeption ohne wesentliche Beeinträchtigung des Sexualgenusses Erfindungen relativ jungen Datums sind, deren Verbreitung in der Masse des Volkes jedenfalls nur in langsamstem Tempo vor sich gehen kann. Mehr als sittliche Bedenken stehen ihr vielfach Gewohnheit, Unkenntnis und abergläubische Furcht im Wege. Das Entfallen der letzteren Motive ist, wie schon erwähnt, nur eine Frage der Zeit. Der Gebrauch der Mittel ist in steter Zunahme begriffen, und noch lange nicht ist wohl sein Gipfelpunkt erreicht. — Wo dagegen der Wunsch nach zahlreicher Nachkommenschaft sich zweckbewußt geltend zu machen sucht, dort wirkt die monogamische Sexualordnung äußerlich und innerlich hemmend und lähmend, wie „Schlittschuhe an den Füßen eines Bergsteigers“[1]). Kinder gehören zwar für den normal Fühlenden zum unentbehrlichen Bestandteil des Eheglückes — aber sicherlich nicht viele Kinder. Die Motive der Kinderbeschränkung aus Erziehungsrücksichten wirken schließlich nicht nur auf den Angehörigen höherer Stände, der für seine Kinder Deklassierung fürchtet, sondern auch auf den Mann des Mittelstandes und den Proletarier, der für sie Aufsteigen in eine höhere Klasse erhofft, sowie auf alle Eltern, die hierdurch sich selbst das Leben leichter zu machen wünschen. Die monogamische Moral besitzt keine Schutzwehr gegen das Zweikindersystem und die damit verbundene Gefahr der Entvölkerung. Diese Gefahr dürfte nach einigen Generationen in der ganzen monogamischen Welt akut werden. Und bis dahin dürfte uns auch die Mongolenfrage an den Leib rücken.

Der Einbruch der Mongolen in die abendländische Kultur wurde von Schwarzsehern als eine moderne Reprise der Tatarenzüge, als eine kriegerische Völkerüberschwemmung von Osten, nur mit dem Hinter-

---

[1]) Vergleiche „Zuchtwahl und Monogamie“, I. Jahrgang, 9. Heft, Seite 690 dieser Zeitschrift.

lader als Waffe statt mit Bogen und Pfeil, und auf Eisenschienen statt auf Rossesrücken, geweissagt. Indessen hat sich seine erste Etappe in möglichst kontrastierender Form tatsächlich vollzogen. Nicht auf dem Landwege von Osten her, sondern über die Wasserwüste des Stillen Ozeans im fernsten Westen hat der gelbe Mann seinen Einzug in die arische Kultur gehalten, nicht mit dem Hinterlader, sondern mit dem Spaten bewehrt, nicht als stolzer Krieger, sondern als niedrigster Taglöhner. Dennoch aber war das Debüt ein so viel versprechendes, daß das stolze, freie Amerika erschreckt zu Ausnahmsgesetzen seine Zuflucht nahm und die Einwanderung der gelben Arbeiter, gegen deren Konkurrenz die weißen schlechterdings nicht aufzukommen vermochten, kurzer Hand untersagte. Hiermit war nun allerdings die Gefahr vorläufig beseitigt. Zwar landet noch immer ab und zu dem Gesetze zum Trotz an der kalifornischen Küste ein Schiff mit der unwillkommenen lebendigen Fracht; das Haupttor für die chinesische Einwanderung jedoch bleibt gesperrt. — Aber — „aufgeschoben ist nicht aufgehoben“ — lautet die Devise, die, wenn irgendwo, hier am Platze ist. Es ist gar nicht zu denken, daß eine Volksmasse von 400 Millionen, deren drückender Ueberschuß mit der Waffe der Unterbietung in Arbeitslöhnen kämpft, auf die Dauer aus dem Organismus unseres Erwerbslebens könnte ausgeschlossen bleiben. Notwendige Funktionen des Organismus fallen den Organen zu, welche sie am billigsten leisten. Gegen die Macht dieses biologischen Gesetzes wird keine Ausnahmsverfügung aufkommen. Bei den Funktionen des Erdarbeiters, des Maschinenheizers, des Tintenkulis fühlt sich der Arier entwürdigt und unglücklich. Der Mongole wünscht sich nichts Besseres als den schönen Lohn dieser einträglichen Anstellungen. Die Logik, daß wir Arier die Mongolen von diesen Tätigkeiten auszusperren haben, um sie selbst mit Haß und Unmut zu verrichten, wird auf die Dauer keinem Volke einleuchten. Der gelbe Mann wird uns die leidigsten Arbeiten aus der Hand nehmen, und wir — werden ihm nicht länger die Tür weisen. — Diese für uns leidigen Arbeiten aber reichen in der sozialen Stufenleiter weit hinan, — bis in die Schreibstube des Subalternbeamten. Nun denke man sich eine soziale Gemeinschaft, deren niedrige Verrichtungen sämtlich durch die Rasse mit der unheimlichen Fruchtbarkeit besorgt würden, und die Weißen, hinaufgedrängt in die Lebenssphäre der höheren Stände, biologisch gehemmt durch Monogamie und Erbrücksichten! — Der Erfolg könnte nicht zweifelhaft sein, selbst wenn ihn uns die Weltgeschichte nicht schon an so vielen Beispielen vordemonstriert hätte.

Zwar kann man nicht wissen, wie das Bekanntwerden mit den Prohibitivmitteln auf die Chinesen einwirken wird. Als Grund für ihr gegenwärtiges Streben nach zahlreicher Nachkommenschaft wird häufig der religiöse Glaube angeführt, der das Seelenheil des Mannes von dem frommen Ahnenkult seiner Nachkommen abhängig macht. — Ob diese Erklärung zutrifft? — Ob der Glaube nicht viel eher denn als Ursache, als Wirkung jenes Wunsches zu deuten sei, als Ausdruck einer Rasseveranlagung, welche bestehen bleibt, auch wenn das religiöse Dogma schon längst der Aufklärung zum Opfer gefallen sein wird? — Der Chinese, dem sein erstes Weib keine Kinder mehr gebiert, nimmt ein zweites ins Haus, und würde den groß ansehen, der ihm weis-

machen wollte, daß das unmoralisch sei. — Daß eine Rasse mit dieser Moral mehr Widerstände gegen den prohibitiven Geschlechtsverkehr besitzt, als eine monogamisch fühlende, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Und der Erfolg wäre dann schrittweise Verdrängung der Herrschenden durch die Beherrschten. — Der Boden historischer Prophezeiungen ist ein gefährlicher. Ich behaupte nicht: es wird so kommen — um so weniger, als ich ja hoffe, daß die Voraussetzung dieses Zukunftsbildes, das Festhalten unserer Nachkommen an der Monogamie, eine fiktive sei. Die drohende Gefahr aber kann nicht bestritten werden. Und vielleicht wird der Arier den Antrieb zur sexualen Reform erst dann empfangen, bis die Woge der mongolischen Hochflut ihm an den Hals reicht.

Mag man so weit vorgreifende Betrachtungen aber auch abweisen: vor der Einsicht dürfen wir uns keinesfalls verschließen, daß der stets wachsende Verkehr und die Ausbreitung der wirtschaftlichen Organisation über die ganze Erde ein hochgradiges Durcheinanderfluten der weißen und gelben Rassenelemente und daher weitgehende Blutsvermischung mit sich bringen werde. Verdrängung durch die gelbe Rasse ist die mögliche, Vermischung mit ihr die sichere Gefahr, der wir entgegengehen.

Nun ist es allerdings richtig (was in dieser Zeitschrift schon wiederholt hervorgehoben wurde), daß man sich die Ergebnisse der Blutsvermischung nicht so zu denken braucht, wie die der Vermischung zweier verschieden gefärbter Flüssigkeiten, wo die Farbe des Gemengsels immer zum Verhältnis seiner Bestandteile in Proportion steht. Man kann bei Blutsvermischung, bildlich gesprochen, reiner weißer Milch beträchtliche Mengen „schwarzen" Kaffees zugießen und nach mehreren Generationen doch die reinste weiße Milch erzielen, oder es können Milch und Kaffee trotz vielen Durcheinanderrüttelns sich wie Oel und Wasser immer wieder ungemischt übereinander lagern — dann nämlich, wenn mit der Mischung auch eine kräftige Auslese einsetzt, welche die „schwarzen" Bestandteile oder die Mischprodukte beharrlich beseitigt. So erhält oder befestigt sich in der Natur der Rassencharakter trotz vielfältiger Kreuzungen — so könnten im gesellschaftlichen Organismus auch zwei oder mehrere Menschenrassen, jede unter den Auslesebedingungen ihrer eigentümlichen Arbeitsleistung, nebeneinander wohnen, ohne daß die Blutsreinheit durch drakonische Verbote geschützt zu werden brauchte: die Mischprodukte würden als untauglich zum Kampf ums Dasein, „nicht Fisch und nicht Fleisch", weder für die eine noch für die andere der differenzierten Arbeitsleistungen geeignet, von selbst ausgeschieden werden.

All das hat aber Auslese — und zwar sehr kräftige — zur Voraussetzung — eine Auslese, wie sie bei monogamischer Sexualordnung niemals Platz greifen kann. Wird diese Ordnung festgehalten, so bleiben dagegen die physikalischen Mischungsgesetze auch für die Ergebnisse der Blutsmischung in Kraft. Ein fremder Beisatz kann dann zwar durch Hinzufügung genügender Quantitäten reiner Flüssigkeit beliebig verdünnt, niemals aber wieder ausgeschieden werden.

Nach diesen Erkenntnissen modifizieren sich darum auch konsequenter Weise die Züchtungsbestrebungen der Anhänger der Monogamie. Auf möglichste Vermeidung der Blutsvermischung, Reinerhaltung der

höheren Rassen, Ausbreitung derselben, d. h. Vermehrung ihrer Individuenzahl, bei gleichzeitiger möglichster Beschränkung der niederen Rassen, sind sie gerichtet. Und wenn schließlich die lokalen Scheidewände sinken, und (man blicke auf Nordamerika! —) die Mischung doch eintritt, oder bei selbst andauernder lokaler Trennung doch an den Grenzen fortwährende Schlammbäche in die klaren Wogen des arischen Gebirgsstromes einmünden — so steht immerhin zu hoffen, daß die kompakte Masse der höheren Rassen noch durch lange Zeit jene verunreinigenden Elemente, ohne hierbei selbst allzu großen Schaden zu nehmen, assimilieren werde.

Statt des stolzen Ausblicks auf eine ungemessene Bahn des Höhersteigens — die bescheidene Hoffnung, den unvermeidlichen Niedergang noch durch recht lange Zeit auf ein gewisses Maß einzuschränken: so weit müßten wir in der Tat die Ziele der Menschheit herabsetzen, wollten wir in unbeugsamem Starrsinn an dem Sittengebot der monogamen Sexualordnung festhalten.

Naturwissenschaft und Altertumsforschung.

Dr. med. Walther Nic. Clemm.

Im vorigen Jahre hielt der Leiter des Instituts für Pharmakologie und physiologische Chemie der Universität Rostock, Professor Dr. Rudolf Kobert, vor der Naturforschenden Gesellschaft an dieser Hochschule einen Vortrag, welchen er später in den „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften" der weiteren Oeffentlichkeit zugängig machte.

Es handelte sich hierbei um Mitteilung von Forschungsergebnissen, welche unter den Aerzten nur die Naturwissenschaftler und die wenigen Historiographen eingehender zu fesseln vermochten, welche aber auch für jeden Geschichtsfreund und jeden gebildeten Laien das höchste Interesse darbieten.

Denn es ist wohl noch niemals seit jenen Aufsehen erregenden Entdeckungen, daß Pflanzensamen aus Mumiengräbern nach Jahrtausenden uns Aufschluß gaben über die Getreidezucht, über Feld- und Gemüsebau beim Volke der alten Pharaonen, — es ist seit jenen Untersuchungen noch niemals mit solcher Gründlichkeit, mit solchem Geschick und Glück aus Resten einer längst entschwundenen Vorwelt ein klares kulturgeschichtliches Bild entrollt worden, wie es dem vielseitigen Gelehrten hierbei geglückt ist.

Es handelte sich um Ausgrabungsergebnisse, welche die Brüder Körte, Professor G. und A. Körte in Rostock, in Phrygien gewonnen und Professor Kobert zur Untersuchung vorgelegt hatten. Ueber ihre Ausgrabungen haben die beiden Altertumsforscher im Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts 1901 berichtet.

Die deutschen Forscher leiteten vom 8. Mai bis 26. August 1900 bei dem Dorfe Pebi in Phrygien Ausgrabungen und vermuten, hierbei auf die Reste des alten Gordion, der Stadt des historischen Knotens,

welchem einst ein frischer Schwertschlag des jugendlichen Alexander ein jähes Ende bereitete, gestoßen zu sein. Und aus den im dritten der eröffneten Grabhügel gemachten archäologischen Funden schließt Professor G. Körte, daß dieselben in die Regierungszeit jenes mächtigen Herrschers zurückweisen, von dem der Sage nach das Schilf sich flüsternd erzählte, „König Midas hat Eselsohren", als zur Zeit der gemütlichen alten Götter den Menschen noch solche äußere Ehrenzeichen zum Lohne für ihre Eselstreiche verliehen zu werden pflegten. Heute ists anders: Manch Kurzohr verbirgt ein mächtiges Langohr unter sich!

Insgesamt wurden fünf tumuli untersucht. Während in den übrigen Tongefäße griechischer oder kleinasiatisch-griechischer Arbeit neben der Art der Bestattungsweise: in den zwei ersten Erdbeisetzung, in den zwei letzten (unter griechischem Einfluß) Aschenreste, ihre Zeit entsprechend bestimmen ließen, fehlten diese Hinweise auf hellenische Einflüsse gänzlich im dritten Hügel. Der Boden einer 1,5 bis 2 m tiefen Grube war mit einer starken Schicht kleiner Steine bedeckt; hierauf erhob sich ein 3,70 m langer, 3,10 m breiter und 1,90 m hoher Balkenbau mit 0,60 bis 0,70 m dicken, innen sorgfältig bearbeiteten Wänden. Darauf ruhte eine doppelte Balkendecke, deren obere Lage quer, die untere längs verlief, und welche in der Mitte eingebrochen war durch den Druck der um und auf den Bau gepackten Stein- und Lehmmassen. Das Innere der Grabkammer zeigte deutlich die Einwirkung von Wasser, welches des überliegenden Lehmes halber nicht von oben, sondern von unten her als Grundwasser eingedrungen war. Von dem Sarkophag wie von der oberirdisch beigesetzten Leiche fanden sich durch diese Wassereinflüsse nur noch geringe Reste, doch konnten die Sargmaße noch mit 2 m auf 0,80 m festgestellt werden. Dagegen fanden sich von der Gewandung des Toten noch Leinwandstücke verschiedener Feinheit, gefärbtes Leinengewebe, Reste eines mit Bronze beschlagenen Waffenrockes, 42 Gewandnadeln (Fibeln) und zwei Barren Eisen, welche in jener eisenarmen Zeit wohl als besonderer Schatz dem Toten mit ins Schattenreich gegeben worden sein mögen. Der Sarg war mit kupfernen Nägeln und Nieten beschlagen und mit einem Leintuche umhüllt, wie aus den Fetzen eines solchen, welche an den Nagelköpfen hängen geblieben waren, von Professor Körte geschlossen wurde.

Weiterhin fand sich in der Beisetzung neben anderen Tongefäßen eine fußlose, flachbodige große Amphora mit dicken Wänden aus grauem, nur schwach gebranntem Ton von 0,70 m Höhe und 1,70 m größtem Umfang. Durch die durchlässigen Wände derselben war von unten her das Grundwasser, durch die obere Oeffnung bei dem Deckeneinbruch nachstürzende Lehmerde eingedrungen.

Die auffallend genaue Zeitbestimmung dieses Grabes hat Professor G. Körte in der Weise begründet, daß der Mangel griechischen Einflusses und der Hinweis auf kyprischen Einfluß hinsichtlich der Tonwaren wie der auf phönikische Einfuhr gefärbter Linnenstoffe es vor das Jahr 600 v. Chr. bestimmt. Während der Eroberung durch die barbarischen Kimmerier, anläßlich derer sich König Midas 696 den Tod gab, ist eine so reiche Grabausstattung nach Körte kaum denkbar, so daß also dieser tumulus in die Regierungszeit dieses gewaltigen klein-

asiatischen Herrschers, der von 728—696 sein Reich mächtig ausdehnte und gegen assyrische Oberhoheit fast selbständig machte, fallen dürfte.

So weit sind wir dem Scharfsinn und der staunenswerten Schlußsicherheit des Archäologen gefolgt. Nun treten die naturwissenschaftlichen Untersuchungsverfahren hervor, um auf weitere Fragen Antwort zu geben, wie: Aus welcher Art Holz war die Grabkammer gezimmert, was enthielt die Amphora und andere Gefäße, ist der gefundene Stoff wirklich Leinwand, mit welchem Farbstoff war derselbe gefärbt, ist die Färbung im Stück oder im Faden vor dem Weben vorgenommen worden, ist der alte Recke etwa im Kampfe erschlagen worden (worauf ein scheinbarer Blutfleck in einem Hemdfetzen hinzuweisen schien) und dergleichen? Und auf all diese Fragen vermochte nach 2600 Jahren durch Untersuchung ganz kleiner Proben Professor Kobert Antwort zu geben! Wer vor 100, ja vor wenig mehr als 50 Jahren all diese Forderungen zu stellen gewagt hätte, der wäre ob seiner übertriebenen Neugierde zu den Narren gezählt worden. Nun zu den Antworten:

Aus welchem Holz bestand das Grabgebäude? Sein Ursprung aus Nadelwäldern ist mit Bestimmtheit nachgewiesen; Professor Körte nahm daher auch an, daß der noch heute dort wachsende Baumwacholder, Juniperus excelsa, der Nachkomme sei jener Bäume, welche zu König Midas Zeiten dem Zimmermann ihr Holz gaben. Dagegen wendet jedoch Professor Kobert ein, daß die Balken aus der Totenkammer ihm zu mächtig für diese Pflanze erscheinen. Vielleicht ließe sich bei genauerer Nachforschung da noch eine Spur einer zu jener Zeit blühenden Holzflößerei nach dem alten Phrygien hin entdecken.

Ein schmutzig-braun verfärbtes Gewebestück erweckte bei Professor Körte die Vermutung, daß es mit Blut getränkt gewesen sei. So hätten wir vielleicht eines jener alten Recken Reste vor uns, welche, um ihren König geschart, dem eingedrungenen Feinde die Brust boten und den Todesstreich empfingen. Aber Professor Kobert hat gezeigt, daß nicht auf alle braunen Flecken sich Heldenlieder singen lassen.

Im Auszug des Farbstoffes, welchen Professor Kobert mit Wasser und mit verdünnter Sodalösung anfertigte, wurde mittels des Farbenzerstreuungsbildes (Spektrum) nachgewiesen, daß weder Blutfarbstoff oder seine nächsten Abkömmlinge, ja nicht einmal, daß Eiweißkörper darin enthalten waren.

Mittels Cyankaliumlösung wurde dargetan, daß auch der eisenhaltige Farbstoff, welcher, an Eiweiß gebunden, den Blutfarbstoff bildet, und welcher in alten Blutflecken sich stets findet, nicht vorhanden war.

Mit einer dritten Probe wurde ebenfalls die Abwesenheit von Blutfarbstoff erhärtet. Dagegen gab schwefelsaurer und salpetersaurer Auszug des Farbfleckes alle Reaktionen von Kupfer, keine von Eisen (gelbes Blutlaugensalz ergab kein Berliner Blau, wie die Cyanverbindung des Eisens heißt, sondern das rotbraune Ferrocyankupfer; Ammoniak färbte die schwefelsaure Lösung blau, was für Kupfervitriol kennzeichnend ist) und eine Reihe anderer Reaktionen bewiesen, daß jener Flecken nicht von im Kampfe verspritztem Heldenblut, sondern von Kupferrost herrührte, daß an dieser Stelle der kupferbeschlagene Koller auf dem linnenen Waffenhemde aufgelegen und dasselbe mit gelöstem Metall durchtränkt hatte. Die

Gewebefaser wurde für diesen Hemdenstoff wie für den Sargbehang und das gefärbte Gewebe, wohl den Ziermantel des Kriegers, als Leinenfaser unter dem Mikroskope erkannt, Wolle, Seide oder Baumwolle als Material ausgeschlossen.

Das farbige, als Leinengewebe nach der Faser erkannte Zeug gab seinen Farbstoff weder an Weingeist, noch an Salmiakgeist oder Salz- oder Schwefelsäure, nur wenig davon an Aether ab; dagegen zog Chloroform, besonders in der Hitze, die Farbe aus und ließ sie beim Verdunsten als blaue, regelmäßig und unregelmäßig-viereckige Kristalle ausscheiden. Im Lichtzerstreuungsbild trat zwischen den Frauenhoferschen Linien C und D (beim Uebergange von Rot in Gelb) der für Indigo charakteristische scharfe Schatten auf und nach Behandlung der Kristalle mit unverdünnter Schwefelsäure und Natronlauge wurde endlich eine wässerige Traubenzuckerlösung zugesetzt und hierauf über der Flamme erhitzt, wobei die blaue Farbe verschwand: Es ist dies die Reaktion auf blaues indigschwefelsaures Natron, welches von Traubenzucker unter Sauerstoffabgabe entfärbt wird. Damit war der Beweis erbracht, daß diese Leinwand vor 2600 Jahren mit Indigo gefärbt war. Die Längsfäden des ungemein zartfädigen Gewebes waren reinblau, die Querfäden rötlichblau, mithin vor der Verwebung gefärbt. Auch der rötliche Farbstoff wurde als Indigo-Abkömmling erwiesen.

Weiterhin kam eine dunkle krümelige Masse zur Untersuchung, welche in einem weithalsigen Gefäße sich fand und von Professor Körte als Blut angesprochen wurde. Eine Reihe von verschiedenen damit angestellten Proben zeigte aber, daß kein Blut vorlag, dagegen ergab die mikroskopische Untersuchung, daß es sich um zerkleinerte Hölzer und Beimengung von Metallsalzbröckelchen handelte, welch letztere als kohlensaures Kupfer erkannt wurden. Dieses war durch Zerfall der Bronzewände des Gefäßes hineingeraten; eines der zerstoßenen Hölzer zeigte sich aber als künstlich rot gefärbt, wohl um dem Ganzen eine schöne Farbe zu verleihen, während ein anderes Holz von einer harzreichen Kiefernart stammte nach dem Baue ihrer gehöften Tüpfelzellen. Es handelt sich also nicht um Blut, sondern um ein künstlich gefärbtes Gemisch harziger Hölzer zu Räucherzwecken. — Stücke eines Lederkollers wurden untersucht und daran nachgewiesen, daß weder Eiweiß darin sich befand — die Haut war also unzweifelhaft künstlich präpariert — noch daß Gerbstoff darin enthalten war. — Das Fell war also nicht mit Gerbsäure gegerbt, wenigstens mit aller Wahrscheinlichkeit nicht, sondern mit Salzen behandelt, welche vom Wasser allmählich wieder ausgelaugt worden waren. Beide Bereitungsweisen — das Gerben mit verschiedenen Baumrinden, Eicheln, Galläpfeln, Akazienschoten (bei den Aegyptern), wie das Präparieren der Felle mit Alaun und Kochsalz — waren im grauen Altertume schon bekannt; aber es ist wunderbar, daß im dritten Jahrtausend nach der Anfertigung jenes Kollers aus zermürbten Lederstückchen das Zubereitungsverfahren jenes alten Handwerkers noch mit aller Wahrscheinlichkeit festgestellt werden konnte.

Professor Körte übergab endlich eine bräunliche, krümelige Masse Professor Kobert zur Untersuchung mit dem Bemerken, daß er Mehl in ihr vor sich zu haben vermute.

Es fanden sich aber weder Zucker- noch Klebersubstanzen darin; auch unveränderte Stärke war auf keine Weise nachweisbar. Einzelne undeutliche Nadeln fanden sich darin, an Wasser gab die Substanz nichts ab, beim Anzünden aber brannte sie mit stark rußender Flamme unter Verbreitung eines Geruches nach Stearin.

Die weiße Asche bestand aus kohlensaurem Kalk, welcher durch Schwefelsäure in schöne Gipsnadeln, durch Oxalsäure in die für die Calciumverbindung dieser Säure typischen Kristalle verwandelt werden konnte.

An Aether gab die Substanz viel von ihrem Bestand ab; nach Abdunsten des Aethers erstarrte daraus ein Rückstand weißer Nadeln, welche sich in siedendem Weingeist wieder lösten. Beim Abkühlen fiel aus dem Alkohol die Hauptmasse wieder in Form schneeweißer Kristalle aus, deren Struktur konzentrische Anordnung von Nadeln aufwies.

Damit war die Substanz in die Gruppe der Fette eingereiht, und zwar als ein Gemisch von verschiedenen Fettsäuren, organisch fettsauren Salzen und aus fettsaurem Kalk, welcher sich auf dem Rückstand der zur Aetherauslaugung verwendeten Patronen fand. Aus letzterem, dem fettsauern Kalk, besteht seiner Hauptmasse nach das Leichenwachs (Adipocire). Das Kalksalz besitzt die Eigenschaft, in wässeriger Lösung von essigsaurem Kupfer sich schön grün zu färben. Auch diese Reaktion stellte Professor Kobert mit jener Substanz an und fand alsdann tiefgrüne Stellen in derselben. Jene Masse war also ein teilweise in Leichenwachs übergegangenes Fettgemenge, welches mit einem in Alkalien gelblich-braun löslichen Farbstoffe, den Professor Kobert ebenfalls isolierte, gefärbt war. Die Natur desselben festzustellen, gelang jedoch nicht. Der vielgebrauchte Saffian ließ sich nicht darin erkennen.

Welche Bedeutung kam nun jenem Fettgemische zu? Dasselbe war in jener schlechtgebrannten Urne verwahrt gewesen und durch das eindringende Grundwasser teilweise in Leichenwachs verwandelt worden. Genau wie das Fett einer Leiche, die in nassem Boden oder im Wasser liegt, unter der Einwirkung des Wassers in Fettsäuren und Glyzerin zerlegt wird, letzteres dann vom Wasser mit fortgeschwemmt und erstere an Kalk, welcher im Wasser enthalten ist, zu Leichenwachs gebunden werden, so hat das Grundwasser auf den Inhalt jener Amphora eingewirkt. Da das Gefüge der Masse bröckelig war, während zu Salbe ausgeschmolzener Talg ein festes Ganzes bildet, so kommt nach Professor Kobert nur die als „Kuhquark" von Hippokrates beschriebene Butter, *βούτυρον*, der asiatischen Völker, insonderheit der Phrygier in Betracht. Und da der Tote der Nahrung ja auch im Schattenreiche nicht mehr bedurfte, so war die Butter ihm zu Salbzwecken durch Farbzusatz geschmückt worden. Es handelte sich bei dieser Untersuchung also wohl, wie Professor Rudolf Kobert mit berechtigtem Stolze sagt, um die älteste Butter der Welt.

Daß Fette sich tatsächlich so lange zu halten vermögen, das belegt Professor Kobert an der Tatsache, daß er aus Rizinussamen aus altägyptischen Gräbern noch das nur wenig ranzig im Laufe der Jahrtausende gewordene Rizinusöl darzustellen vermochte, während der von ihm entdeckte furchtbare Giftstoff der Samen, das Ricin, längst

durch die Zerstörung, welcher Eiweißstoffe — ein solcher ist dies Gift — unterliegen, vernichtet war.

Ueberblickt man die Dienste, welche im vorstehend geschilderten Fall die Naturwissenschaft der Geschichtsforschung geleistet hat, so ergibt sich für die Totenehrung zu König Midas Zeiten, daß der Verstorbene in seinem Fest- und Kriegsgewand beigesetzt wurde; im linnenen Hemde mit kupferbeschlagenem Lederkoller darüber und feinstoffigem farbigen Mantel. Dem Toten wurden, um an Hades Thron nicht mit leeren Händen erscheinen zu müssen, Räucherwerk und Salbbutter mitgegeben neben den Eisenbarren, welche er wohl ebenfalls als Geschenke zu den Füßen des Beherrschers der Schatten niederzulegen hatte. — Auf der gebutterten Haut haftete der Räucherduft fester, ohne sie zu schädigen. Daß wir über die Fellbehandlung — denn ein Leder in unserem gewöhnlichen Sinne trug jener Recke ja nach dem Gesagten wohl nicht —, daß wir über die Verwebung verschieden gefärbter Faden, daß wir über die Natur des dazu verwendeten Farbstoffes nach 2600 Jahren noch uns Gewißheit verschaffen können — das ist eine von jenen Errungenschaften der Wissenschaft, welche beweisen, welche Siegeslaufbahn unser Forschen und Können bereits zurückgelegt hat.

Schule und Auslese.

Dr. L. Bornemann.

Auf der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen 1899 hat Professor Hornemann Schule und Schulreform in den anthropologischen Gesichtswinkel der Auslese gerückt (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum und für Pädagogik III, 1900). Die zugehörige und allgemeinere, politische Betrachtungsweise ist dabei nur ganz beiläufig zu Wort gekommen, indem der Bauernstand als Basis der ganzen modernen Gesellschaft bezeichnet wird, der den städtischen Ständen durch den Bevölkerungsstrom das Menschenmaterial liefere. Hier hat Hornemann, da es ihm einzig um das Gymnasium zu tun war, seinen Hauptgewährsmann Otto Ammon verlassen, der doch gerade den sogenannten Bevölkerungsstrom für den wichtigsten Faktor der natürlichen Auslese in neuerer Zeit hält. Es wird demgegenüber erforderlich sein, auch auf diese Seite der Sache gleichermaßen den Finger zu legen.

Dabei möchte ich freilich nicht Ammon als Führer benutzen, sondern seinen Vorgänger Georg Hansen, den Pfadfinder auf diesem Gebiet, den Urheber der Theorie vom Bevölkerungsstrom (Die drei Bevölkerungsstufen, ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen. München, 1889). Für schulpolitische Ueberlegungen erscheint er als doppelt willkommener Führer, da er das geistige Niveau der Bevölkerungsstufen, den Ertrag der geistigen Arbeit und dergleichen mit besonderem Nachdruck betont, ja als Mittelstand geradezu den Stand der geistigen Arbeit betrachtet, im Gegensatz

zu dem Ertrage der Natur für die erste Bevölkerungsstufe, dem der Arbeit der Hände für die dritte. Eine hauptsächlich gegen ihn gerichtete Monographie werden wir unten zu prüfen haben; dagegen ist von vornherein belanglos die Schulschrift von Schulze (Programm des französischen Gymnasiums zu Berlin, 1895), dessen Gliederung der städtischen Gesellschaft in den Stand des Gymnasiums, den zweiten der Realschule, den dritten der Bürgerschule Hornemann allzu höflich „tiefer und klarer“ nennt als Ammons Darlegung.

Die Frage der Auslese durch die Schule ist von elementarer und praktischer Bedeutung, im letzten Grunde so alt, wie die Ungleichheiten der Begabung und des Erfolgs, aber eine Frage so verwickelter Art, daß man von irgend welchen klaren Prinzipien noch weitab ist. Ein Zeitalter jedoch, das zu einer wissenschaftlichen Wetterkunde Hand anzulegen gewagt hat, sollte auch auf jene Strömungen, von denen die Entwicklung des Menschen und der Bevölkerung vorwärtsgetragen wird, ein Augenmerk haben, um so eifriger, da deren Kräfte, Antriebe und Störungen weit zugänglicher für unsere Untersuchung sind als die Elemente des Luftmeeres.

Auch Hornemanns Ausgangspunkt billige ich durchaus; läßt sich doch unsere bevölkerungspolitische Frage gerade durch das darwinistische Prinzip ganz natürlich beleuchten, weil dieses selber aus der Bevölkerungstheorie von Malthus entsprungen ist. Freilich mag der Umstand sofort Bedenken erregen, daß Hansen, der dem Darwinschen Prinzip huldigt, zum Verteidiger des hergebrachten Gymnasiums wird, Ammon dagegen dem Schulreformverein und seinem gemeinsamen Unterbau Vorschub leistet, daß drittens der Bremer Redner mit jenem Prinzip für sein modernisiertes Einheitsgymnasium plädieren will und daß ich selber endlich für die allgemeine Volksschule mit verzweigtem Oberbau interessiert bin, wiewohl ich den griechischen Unterricht mit Hansen und Hornemann nicht nur retten, sondern gehoben sehen möchte. Wir wollen also recht behutsam sein in der praktischen Deutung; aber das Prinzip selber soll für unsere Untersuchung in demselben Sinne feststehen, wie es etwa Friedrich Albert Lange als einer der ersten auf das Gebiet der sozialen Mechanik zurückverpflanzt hat, sei es nun, daß wir inmitten des Kampfes ums Dasein mit dem Gedanken des dadurch herbeizuführenden Fortschritts uns trösten, sei es, daß wir auf praktische Versuche sinnen, um den starren Egoismus — des Einzelnen und der Gesellschaft — zu besiegen, ohne die abstrakte Theorie selber aufzuheben. Dann werden wir nicht utopische Ideale verfolgen, sondern solche, deren Kern in der Wirklichkeit stand hält.

Ob nun praktische Eingriffe (dies sei Hornemann gegenüber noch vorausgeschickt) vorsichtig und behutsam geschehen müssen oder ob die Reform vielleicht gar revolutionär sich vollzieht, hängt von der abstrakten Theorie nicht ab, sondern von der Kraft, die der jüngeren Daseinsform einwohnt, und von dem Grade der Gegensätzlichkeit, deren sie sich bewußt ist. Denn das geschichtlich Gegebene hat auf dem großen Kampfplatz, außer seinem eigenen Gehalt, keineswegs als geschichtlich Gewordenes ein verdoppeltes Daseinsrecht; schon genug, daß es durch seine Einrichtungen und Gewohnheiten das Andere und Neue hemmt und zurückhält, bis dieses schließlich

eben durch diese Hemmnisse übermächtig geworden, das Unverbesserliche zertrümmert. Aus diesem Grunde scheide ich alles, was Hornemann geschichtliche Betrachtung nennt, bei unserer jetzigen Untersuchung aus und will nur noch, während ich vieles davon gern unterschreibe, ausdrücklich bekennen, daß ich es nicht wie jener als höchsten Wunsch ansehen kann, es möchte wenigstens ein umfassend gebildeter Mann in jedem Lehrerkollegium zu finden sein, ein ebenso vielseitig wie gründlich gebildeter Mann und tüchtiger Historiker, der imstande wäre, mit weitem, viele Wissensgebiete umspannendem Blick einen guten „Geschichts“-Unterricht zu geben.

I.

Der Auslesemechanismus des Gymnasiums und die Talente.

Hornemann und seine Freunde werden sich zweifelsohne willig der vorgeschlagenen Führung Hansens anvertrauen und auf Ammon verzichten, wenn sie überblicken, was Hansen S. 184 ff. über die auslesende Tätigkeit des Gymnasiums geschrieben hat. Was Ammon hinstellt, sind demgegenüber recht allgemeine Betrachtungen, weder für die Reformschule beweiskräftig, wie er selber es möchte, noch für die Stellung, die Hornemann festzuhalten sucht. Daß Schule überhaupt, als eine Art Vor- und Abbild des Lebens, den Befähigten dem Unbefähigten vorzieht, nämlich durch „Zensieren“, „Lozieren“ und (wenns einem Spaß macht) durch „Zertieren“, das sieht jeder leicht ein; auch daß „höhere“ Schulen in Auslese mehr leisten, weil durch das feinere Sieb nur die feineren Köpfe gehen. Auch die Volksschule bewirkt, was Ammon in Frage zieht, längst eine ähnliche Auslese, und sie ist neuerdings gar auf dem besten Wege, nach unten hin, in die sogenannten Hülfsschulen, eine schon allzu große Menge minder geeigneter Schüler ihrerseits abzustoßen; umgekehrt aber ist der Lehrplan der höheren Schulen keineswegs „nach dem Fassungsvermögen der höheren Schüler zugeschnitten“, wie das bei Ammon durchklingt.

Freilich wird, wer auf Ammons Ideen verzichtet, damit zwei Momente preisgeben müssen, die ihm doch wertvoll erscheinen könnten. Wenn z. B. Hornemann die Ausführungen Ammons über Vererbung dahin wendet, daß „diejenigen Familien, welche bereits zu dem Kreise der akademisch Gebildeten gehören, eben dadurch ihre Befähigung zum Studium bewiesen haben“, so ist das eine Meinung, die weder Hansen in jenem Zusammenhange noch die alltägliche Beobachtung wahr haben will. Um meine Stellung zu dieser Frage zu skizzieren, so wird ein geistiger Habitus beziehungsweise Vorzug doch wohl nur dann die Möglichkeit der Vererbung aufweisen, wenn er mit den übrigen Eigenschaften zu einem in sich übereinstimmenden, durch diese Harmonie gefestigten Typus zusammengewachsen ist; auf die Dauer aber hält sich das sehr feine Instrument des Geistes nicht leicht in der überlieferten Stimmung, da es zufälligen Störungen von allen Seiten her ganz anders ausgesetzt ist als etwa eine vererbte Hasenscharte oder ein überzähliger Finger.

Ammons Messungen in badischen Gymnasien, welche eine Ueberzahl von braunhaarigen (gleich still fleißigen) Langköpfen (gleich Jünglingen mit stürmischen Geistesgaben) festgestellt haben wollen, nimmt

Hornemann, formell mit Fug und Recht, für den Auslesemechanismus des Gymnasiums und nicht der Reformschule in Anspruch, um mit Ammon daran zu erkennen, „daß in unserer studierenden Jugend auch der alte angestammte Idealismus lebt". Allein — um von der Kleinheit des Beobachtungsgebietes und anderem zu schweigen — wollen wir denn wirklich unsere Meinung über den unter unseren Studenten lebenden oder nicht lebenden Idealismus auf diesem Wege uns bilden? Da wäre mir denn doch der andere, von Hornemann beigefügte Versuch, die Richtigkeit der bisherigen Gymnasialauslese zu erweisen, jedenfalls sympathischer, nämlich der Hinweis auf den Aufschwung deutschen Lebens im letzten Menschenalter, nur schade, daß dessen Zusammenhang mit den Studierenden nicht klar aufgezeigt ist und überdies jene nachdenklichen Idealisten vom Schlage Paul de Lagardes sofort dreinreden, etwas Trostloseres als die vaterländische Geschichte der Jahre 1871—1890 gebe es gar nicht! (Ueber die von Herrn Paul Güßfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien. Göttingen, 1890, S. 10.) Oder um lieber bei Hornemanns eigenen Darlegungen zu verbleiben: wenn S. 5 der Mangel an Weite des Horizonts, an ursprünglicher schöpferischer Kraft, an Achtung der ewigen Wahrheiten, an schlichter Einfalt mit Eucken beklagt wird, so sind dabei doch unsere gymnasial und akademisch Gebildeten schwerlich auszunehmen. Ist also wirklich die bisherige Auslese die beste gewesen?

Nicht einmal das ist zuzugeben, daß die „im allgemeinen unbewußt ausgeübte" natürliche Auslese der Schule, wie Ammon sagt, oder gar, wie Hornemann es zu fassen scheint, die der natürlichen Entwicklung überlegene „zielbewußte" Weiterbildung des Menschen wirklich zu sichereren Ergebnissen führt als etwa der gewerbliche Wettbewerb, wobei nach Ammon Schlauheit, Rücksichtslosigkeit und Zufall eine ausgedehnte Rolle spielen. Hansens gegenteilige Auffassung S. 181 ist auch die meinige. Allerdings wo nur Brutalität im Kampf der Gesellschaft herrscht, ist das Resultat natürlicher Auslese ein brutales, kein geistig ergiebiges; anders, wo der bewußte Geist mit Vernunft und Freiheit bereits ein maßgebendes, in gewissem Sinne natürliches Moment des Gesellschaftszustandes geworden ist. Wir wollen jedoch die Ergebnisse der Schule wie der menschlichen Eingriffe überhaupt nicht überschätzen und jedenfalls dahin streben, daß unsere willkürlichen Eingriffe nicht allzu weit abirren von der aussichtsvollen Linie der richtig verstandenen natürlichen Entwicklung.

Von Ammons wichtigen Sätzen bleibt nunmehr nur der eine, daß das Große und Bedeutende nur reife im Wettbewerb mit seinesgleichen und in der Absonderung vom Gewöhnlichen. Diesen näher zu belegen, mag an Ammons Statt ein Aufsatz von S. Schwarz dienen, der kurz vor der Bremer Philologenversammlung in den Preußischen Jahrbüchern erschien (1899, S. 499—507: „Der Schul-Ballast"). Was Hornemann von der Reformschule sagt, ihr Schülermaterial werde „minder gesichtet" sein und „der mit Recht beklagte übergroße Zudrang zum Studium würde nicht vermindert, sondern weiter gesteigert werden", das etwa liest Schwarz aus statistischen Zusammenstellungen heraus. Minderwertige Schüler, minderwertige Lehrer, ja zuletzt in schlechten Zeiten auch der äußere Bankerott wird in Aussicht gestellt, wenn man, wie es jetzt unausbleiblich scheine, den Unterbau des alten

Gymnasiums reformiere. Ideal ist ihm das großstädtische Elite-Gymnasium alten Stiles. Zu seiner Blüte sollen die verschiedensten Momente beitragen: zwischen den mancherlei minderwertigen Schulen der Großstadt ragt es schon durch seine bloße Existenz hervor, wie Saul unter allem Volk; durch das höhere Schulgeld werden die bescheideneren Seelen entmutigt und in Verbindung damit — dies setze ich meinerseits hinzu — durch aristokratische Allüren; ein „energischer“ Direktor und sein — dies setze ich wieder hinzu — gutsituiertes, auserwähltes Kollegium führt „die gewünschte Reinigung“ vollends herbei. Dazu, d. h. zum Abstoßen zweifelhaften Materials, kann in erster Linie die stetig angezogene Versetzungsschraube benutzt werden; aber auch schon bei der Aufnahme der Neunjährigen läßt sich das dichteste Sieb herbeilangen, denn wirklich dies „Sieb der Aufnahmeprüfung“ (für Sexta) erscheint dem Verfasser erwünschter als die Versetzung aus einer mit dem Gymnasium verbundenen Vorschule, aus der „mancher in die Sexta hineinschlüpfen mag“.

Diese Gedanken werden in den Preußischen Jahrbüchern zwar nicht in dieser scharfen Zusammenstellung, aber doch in derartigem Sinne entwickelt, und das beigegebene Zahlenmaterial zeigt, daß der Ballast wächst, je niedriger die lehrplanmäßigen Anforderungen der Schularten sind. Ideal bleibt das großstädtische Elite-Gymnasium.

Manche sich aufdrängende Einwendung fällt außerhalb unseres Zusammenhanges. Vor allem die Frage, wie weit der „Schulballast“ oder vielmehr der Ballast an Schülern wachse mit dem Ballast der Lehrstoffe, die man anschleppt, und mit der gleichgültigen, ballastmäßigen Behandlung selbst des wertvollsten Stoffes; oder die andere Einwendung, daß, wie Hornemann selbst hervorhebt, viele von den Nichtgymnasiasten ja „von vornherein“ dazu ausersehen sind, „möglichst früh ins Erwerbsleben überzutreten“. Aber schon den Begriff „Ballast“ würde Hornemann von seinem Standpunkt aus durch eine freundlichere Anschauung zu beseitigen geneigt sein. Denn wenn es nur „früh genug“ geschieht, ist ihm das „Abstoßen der ungeeigneten Elemente“ etwas „Günstiges“, eine Leistung eben der „auslesenden Tätigkeit des Gymnasiums“, und so könnte man (unter der soeben gestellten Vorbedingung, die aus dem Zahlenmaterial bei Schwarz nicht zu kontrollieren ist) die großen Ballastziffern gerade der Realschulen als einen glänzenden Beweis ihrer Auslesefähigkeit preisen. Aber wir verweilen noch etwas bei dem großstädtischen Elite-Gymnasium.

Hornemann ist Professor am Lyceum I zu Hannover, das ich wohl im besten Sinne als ein solches bezeichnen darf. Es wird uns von ihm selber mit einigen einschlägigen Zahlenangaben geschildert, die ich, so gut es ging, in die Rechnungsart der Preußischen Jahrbücher zu übertragen versucht habe. Betreffs der letzteren sei vorausgeschickt, daß „die eigentümlichen Verhältnisse der großen und kleinen Orte“ für mich aus den Zahlen von Schwarz nicht hervortreten; es handelt sich nur um eine Deutung, die Schwarz, wie er S. 503 eigens sagt, „vermutet“. Eher ergibt sich aus jenen Zahlen der ohne Begründung zurückgewiesene Einfluß der alten Sprachen, also des „humanistischen oder ganz oder halb realistischen“ Charakters der verschiedenen Anstalten neben ihrem Charakter als Halb- beziehungs-

weise Voll-Anstalten; denn im Gymnasium beträgt nach ihm der Ballast etwas über 30 pCt., im Realgymnasium gegen 40 pCt., im Realprogymnasium, Progymnasium und Oberrealschule zirka 50 pCt., in der Realschule über 60 pCt. Nun die Zahlen des großstädtischen Lyceums. Diese wären im Sinne von Schwarz nicht „ziemlich günstig", sondern ungünstig; denn was Schwarz Ballast nennt, die Menge der nicht zur „Abschlußprüfung" (vor Obersekunda) kommenden Schüler, würde in Hannover gar 37,8 pCt. des Gesamtabganges betragen. Betrachten wir dagegen die drei Oberklassen und führen im entsprechenden Sinne den Begriff „Ober-Ballast" ein, einschließlich der mit dem Einjährigenzeugnis abgehenden, so beläuft sich dieser nach der Gesamtstatistik bei Schwarz auf 30 pCt., im hannoverschen Lyceum nur auf $8^1/_4 + 13^1/_3 = 21^7/_{12}$ pCt., und das würde die Deutung nahelegen, daß die Oberklassen der Gymnasien durchschnittlich mehr mangelhaftes Material mitschleppen als jenes Lyceum, also daß dieses günstig und die Gymnasien insgesamt ungünstig stehen.

Daß aber die Ausscheidung im Lyceum gerade sehr früh erfolge, ergeben Hornemanns Zahlen, soviel ich sehe, nicht. Ich hätte sie längst in meiner Umrechnung vorführen sollen. Auf den Gesamtabgang bezogen, wovon nach Hornemann 59 pCt. ohne Reifezeugnis bleiben, sagen seine Zahlen aus, daß in den drei Unterklassen $24^3/_{10}$ pCt. dieser Abgestoßenen, in den drei Mittelklassen $21^1/_4$ pCt., in den drei Oberklassen $13^1/_3$ pCt. verschwinden, während das Stadium der Militärberechtigung allein (innerhalb jener $21^1/_4$ pCt.) $8^1/_4$ pCt. ausscheidet. Diese Prozentsätze sind vom Gesamtabgang oder der Gesamtfrequenz berechnet (die Ausscheidung der Gestorbenen und der auf andere höhere Schulen Abgegangenen, wie bei Schwarz, ermöglichen Hornemanns Angaben nicht, während die ergänzende Zahl der von anderen Anstalten Zugezogenen auch bei jenem fehlt); auf die Frequenz der Klassengruppen, also auf die jeweilige Schülerzahl der Klassen bezogen, die ich mit 50 in den Unterklassen, 40 in den Mittelklassen, 30 in den Oberklassen einsetze, ändern sich die Resultate in 19,44 beziehungsweise 21,25 und 17,78 pCt. Verteilen wir diese Resultate nun gleichmäßig unter jene drei Einzelklassen (das ist willkürlich, in Ermangelung von Einzelheiten), so erhalten wir: Abgang in den Unterklassen zirka $6^1/_2$ pCt. der Schülerzahl jeder Klasse, in den Mittelklassen $7^1/_{12}$ pCt. (doch so, daß auf die Tertien $6^1/_2$ pCt., auf die Untersekunda jene $8^1/_4$ pCt. fallen), endlich in den Oberklassen 6 pCt. Also geschieht die Ausscheidung nicht hauptsächlich unten („früh genug"), sondern ziemlich gleichmäßig im ganzen Verlaufe der Schule: der durchschnittlich zu erwartende Abgang von $6^2/_3$ pCt. (nämlich 59 pCt. : 9) wird im Stadium der Einjährigenberechtigung auf dem Lyceum überschritten (ich gebe gern zu, nicht in krankhafter Weise, aber doch deutlich genug) und infolgedessen späterhin nicht ganz wieder erreicht. Auch dies immerhin oberflächliche Kalkül mag man zu Gunsten des Lyceums dahin deuten, daß es dort nicht Gewohnheit ist, unten mit möglichst offenen Armen Schüler willkommen zu heißen, denen oben der Atem ausgeht (womit durchaus nicht immer Begabung gemeint ist); aber eine möglichst „frühe" Auslese, im Interesse anderweitiger abgerundeter Ausbildung, wird man selbst von Hornemanns Lyceum nicht aussagen können. Möglich ist sogar, daß diese ganze sorgsame Statistik nichts

weiter zu bedeuten hat als das ganz Selbstverständliche, daß man in einer vollbesetzten Anstalt, um von einer angeordneten Schülerzahl von 50 in den Unterklassen zu einer solchen von 40 abfallen zu können, im Laufe der drei Jahre je $\frac{50-40}{3} = 3^1/_3$ Schüler oder $6^2/_3$ pCt. ausscheiden muß. Ob jene Klassen in diesem Sinne vollbesetzt sind, weiß ich nicht; aber die als Gesamtsumme der Sextaner für zehn Jahre angegebene Zahl 495 läßt es mich vermuten. Dann würde die sogenannte Auslese sich auf die Einhaltung der behördlich vorgeschriebenen Maximalzahl reduzieren und keine echte Auslese sein.

Es bliebe nur noch festzustellen, wie fein das Sieb der ersten Aufnahmeprüfung ist, worauf Schwarz sichtlich am meisten ankommt; aber darüber sagen die Zahlen bei keinem von beiden etwas aus, und der bloße allgemeine Eindruck, den Schwarz erwähnt, als wäre das großstädtische Gymnasium „heute in den untersten Klassen schon eine Art Elite-Schule“, kann leicht auf Täuschung beruhen. Ich verstehe den Ausdruck „Elite-Schule“ jetzt natürlich nur im Sinne geistiger Tüchtigkeit und erinnere daran, daß Kinder bevorzugten Standes in jungen Jahren an Beweglichkeit und Vielseitigkeit weit voraus sind, also den Eindruck eines besonders erfreulichen Materials machen, aber hernach abfallen, weil die Nachhaltigkeit, Tiefe und Schärfe ihnen abgeht, oder um es mit Herbarts Worten kurz zu bezeichnen: sie zeigen viel Oberfläche.

Und so hat uns die Weisheit der Zahlen im Stiche gelassen.

Um gute Zahlen zuwege zu bringen, könnte man ja nun zu resoluter Praxis greifen. Wer das Griechische besonders hoch einschätzt und mit Hornemann dem Latein wesentlich nur formale, das ist auslesende, Kraft zuspricht, der könnte etwa, Herbartsche Ideen aufnehmend, den neunjährigen oder noch jüngeren Knaben mit dem Griechischen vor den Kopf springen. Andere dagegen könnten darauf dringen, daß man in die Elite-Schule nur lateinische Talente zulasse wie jenes Wunderkind, das an der Mutterbrust lateinische Reden hielt und — bei der Entwöhnung starb, mit der Erkenntnis: „vita nostra fumus“.

Ludwig Gurlitt, der in seiner vielgelesenen Schrift (Der Deutsche und sein Vaterland. Berlin, 1902) einen „geistigen Aderlaß“ als Heilmittel für Deutschlands Schulen verlangt, bringt S. 59 die ethische Begründung für hohe Anforderungen, die das Ministerium einst vorgebracht, in Erinnerung, „daß den die Gymnasien besuchenden jungen Leuten ihr Vorhaben nicht leicht gemacht, ihnen vielmehr schon in der Schule und mittelst derselben die Beschwerden, Mühseligkeiten und Aufopferungen, welche die unvermeidlichen Bedingungen eines erfolgreichen, dem Dienst der Wissenschaft, des Staats und der Kirche gewidmeten Lebens seien, vergegenwärtigt würden“. Die Idee des gymnasium illustre als Elite-Schule erinnert an Großvaterzeit, wo jener friedliche und klare Humanismus möglich war. Beklagen wir es, daß die deutsche Gegenwart anders beschaffen ist, wir Freunde des Griechentums? Aus der Beschaulichkeit sind die Deutschen zur Tat erwacht, und ein Bevölkerungsstrom ist in Bewegung gekommen, in dessen Ablauf, wie Hansen gezeigt hat, den geistigen Potenzen eine wichtige Rolle zufällt. Gerade die großstädtische Elite-Schule, wo sie es wirklich

ist, mit ihren ausgewählten und hoffentlich nachhaltigen Leistungen, mag als eine Szene aus diesem Vordringen geistig überlegener Elemente gelten. Aber darüber wollen wir nicht außer Augen lassen, weder woher eigentlich diese Elemente stetig nachströmen, noch andererseits wohin zuletzt der Bevölkerungsstrom sich verläuft; die politische Frage bleibt durchaus zu Rechte bestehen, ob die einseitige Förderung jener Elite-Schulen wirklich so wertvoll ist wie der offenbare Nutzen eines gleichmäßigen, verständig geleiteten Bevölkerungsstromes. Sollten nicht die bedenklichen Zahlen, die Schwarz beibringt, ebenfalls vielmehr dahin weisen, daß eine verständige Schulpolitik gerade für die kleineren Orte alles mögliche zu tun hat?

Hansen selbst, der viel vom Gymnasium hält und zuerst dessen Auslese in diese politischen Fragen hineinbezogen hat, gibt uns wichtige Erwägungen an die Hand. Ich erinnere an seine Wertung des Landlebens im Gegensatz zur Stadt (S. 163 f.). Wo er von den Gymnasien spricht, fordert er dringend ihre Verminderung in den großen Städten, ihre Vermehrung auf dem platten Lande oder in kleinen Orten (S. 187). Die Ueberbürdungsklagen, sagt er, stammten „in der Regel“ aus Beamtenkreisen und seien „am häufigsten“ in den großen Städten. Ferner ist nicht zu übersehen, daß Hansen in bayerischen Verhältnissen lebt, also als Grundlage der Gymnasialbildung die allgemeine Volksschule vor Augen hat, wobei theoretisch ziemlich gleichgültig ist, ob diese, wie dort, über vier Schuljahre oder über fünf sich erstreckt, was ich vorziehen möchte. Das dritte Kapitel seines dritten Buches handelt am Schluß von der volkswirtschaftlichen Bedeutung jener württembergischen Institution, die als eine besonders geeignete Auslese („Rekrutierung“) sich bewährt hat, das Landexamen nach vollendetem 14. Lebensjahre, wodurch vor allem Kinder von Landpfarrern und Bauernsöhne ausgehoben werden. Im Gymnasium selber schätzt Hansen neben allem klassischen Sprachunterricht den deutschen Aufsatz (zwar etwas übertrieben) als „das einzige, aber auch untrügliche Mittel, durch das man die angeborenen Fähigkeiten eines Schülers sicher zu erkennen vermag“, und entzieht dem Geiste des gerühmten württembergischen Schulwesens etwas von dem gespendeten Lobe (S. 190). Endlich ist Hansen weitblickend genug, um den geistigen Wert nicht bloß nach den Kenntnissen und intellektuellen Fähigkeiten einzuschätzen, sondern auch nach den Fertigkeiten und den Charaktereigenschaften (S. 66), was vom Gymnasium gewöhnlichen Stiles vielfach vergessen wird; auch wirtschaftlichen Sinn, Fleiß, Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit rühmt er als Ergebnisse der ländlichen Erziehung den Städten gegenüber (S. 223); über Kirchlichkeit freilich hat er seine besondere, wohlbegründete Meinung (S. 195). Man vergleicht unwillkürlich die Worte Chamberlains bei Gurlitt (S. 67 f.) und wünscht den Lehrern der Volksschule, die allerorten die Bedeutung des Wissens für das Volkswohl als Vereinsthema verhandeln, diese richtigere Abmessung und Wertschätzung des gesteigerten Wissens. Endlich gehört in unsern Zusammenhang, was Hansen S. 187 ff. gegen die Reglementierung des Studentenlebens sagt, sofern damit nämlich erstens die Frage hervortritt, ob denn nicht auch im Rahmen der höheren Schule ein gutes Stück Natur, Leben und Freiheit höchst vonnöten sei, ganz anders wie bisher, und ob nicht zweitens gerade das auslesende und

somit überbürdende Verfahren des Gymnasiums daran schuld ist, wenn eine Menge Jünglinge im besten Alter aufs Faulenzen verfallen (Gurlitt S. 101).

Mit dem Grundton meiner Ansicht über den Auslesemechanismus des Gymnasiums steht übrigens ein offiziöser und zugleich gewichtiger Ausspruch völlig im Einklang. Ich meine, was Geheimrat Waetzoldt vom preußischen Kultusministerium in seinem Dezembervortrag 1901 gesagt hat, daß wir (zunächst wurde es für die Mädchen ausgesprochen) einen Weg brauchen, der uns eine Auslese der Tüchtigsten bringe, aber nicht den künstlichen Weg durch Gymnasialsexten. In dieser Richtung bewegte sich bereits das kultusministerielle Gutachten vom 23. Februar 1899 (Zentralblatt, 1899, S. 400 ff.), und es gewinnt den Anschein, als wäre die gegenwärtige Aktion für Mädchenbildung dazu angetan, unsere Anschauungen über die gymnasiale Auslese zu berichtigen. Diese Stellungnahme des preußischen Kultusministeriums in den Mädchenbildungsfragen befugt uns nahezu, in den von Schwarz beigebrachten Zahlen den Mißerfolg des bisherigen Systems dargestellt zu sehen, das in einer abgestuften Folge getrennter Lehranstalten keine einzige konstruiert hat, deren einheitlich gedachter Gesamtplan durchschnittlich von der Hälfte der Schüler absolviert wäre. Daß „die Zahl der Verbildeten zunimmt und die Bildungsfähigen immer weniger zu ihrem Recht kommen“, wäre dann die Folge dieses Systems, das mit der Schule äußere Rechte verknüpfte; und wenn einmal, wie die letzte Wendung von Schwarz besagt, „manche Gemeinde durch ihre höhere Schule an den Rand des Bankerottes kommen wird“, so wird das nicht das Resultat des vereinfachten Unterbaues, sondern der vervielfachten Berechtigungen sein. Das Wesentliche, die Auslese der Tüchtigsten, ist verabsäumt.

Ueber alle diese Fragen würden wir mit größerer Gewißheit urteilen und vieles würde bereits praktischer ausgestaltet sein, wenn wir jene „innere“ Schulstatistik begonnen und durchgeführt hätten, die Friedrich Albert Lange schon 1858 gefordert hat (Rezension von Thaulows Pädagogik in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Band 78, S. 509). Ich nenne aus jener Reihe innerstatistischer Fragen, welche der gewandte Geist jenes vielseitigen Mannes auf hundert zu vermehren sich erbot, nur die, ob sich städtische und ländliche Abkunft in Neigungen zu verschiedenen Fächern verrate, und die andere, welches Verhältnis sich zwischen dem Schulzeugnis und den Lebenserfolgen herausgestellt habe. So würde es eine lehrreiche und förderliche Arbeit abgeben, wenn jemand von den im letzten Jahrzehnt verstorbenen tüchtigen Männern die Schulabgangszeugnisse mit ihrer Bewährung im Leben vergliche, wobei freilich der Begriff „tüchtig“ richtig zu umschreiben und die bildenden Einflüsse des späteren Lebens möglichst festzuhalten sind, wie sie z. B. bei Lange selbst sehr mächtig gewesen sind.

Aber einige allgemeine Bemerkungen ergeben sich auch ohnedies. Warum muß sich denn Auslese durchaus nur negativ, das ist durch Abstoßung der Schwachen vollziehen? Warum nicht lieber positiv durch Hervorziehung der Talentvollen? Man glorifiziert die aus der Mehrzahl minderwertiger Lehranstalten herausgehobene Elite-

Schule der Großstadt: warum nicht statt dessen überall die begabten Einzelnen ähnlich emporheben? Und warum durchaus eine providentielle Auslese für sechs und neun oder (mit der Vorschulzeit) zwölf, ja einschließlich des Studiums sechzehn Lebensjahre, voll von Mißgriffen und verfehlten Existenzen, statt exakter Ueberweisung der jedesmal Reifen auf kurz bemessene und zugleich möglichst abgeschlossene höhere Stufen? Vollzieht sich doch auch im natürlichen Kampfe ums Dasein die Auslese weder im Anfangsstadium noch (was damit zusammenhängt) durch fremden Eingriff allein; vielmehr die eingeborene Ueberlegenheit bewährt sich stufenweise im Entwicklungskampf. Als ein staatlicher Versuch dieser Art bietet sich der neueste dänische Gesetzentwurf betreffend Almenskoler an, selbstverständlich auf demokratischer Grundlage (Deutsche Schule, 1903, Februarheft), und ich sehe darin auch für den Humanismus einen Segen, vorausgesetzt, daß es dem Staat und der Pädagogik wirklich gelingt, die Entscheidung über die zur klassisch-sprachlichen Linie zuzulassenden Schüler richtig, d. h. von Nebenrücksichten frei zu treffen.

Zu „möglichst früher“ Auslese — jetzt positiv der Befähigten — würde ich dann auch nicht raten; sie sind als Ferment, wie der Berliner Schulrat Bertram sich ausdrückte, zwischen den anderen festzuhalten, denn im Interesse gleichmäßigen und starken Bevölkerungsstromes liegt uns an Hebung des allgemeinen Niveaus. Nur daß dann mit der herkömmlichen Auffassung gebrochen werden muß, als wäre die Arbeit der ersten Schuljahre eine ganz mechanische. Liegt dort für die Auslese die erste Entscheidung, zu einer Zeit, wo die Fähigkeiten und Neigungen noch minder deutlich erwiesen sind, so gehören sicher in die beteiligten Stellen weitblickende Pädagogen, und es kann nicht mehr im Schwarzschen Sinne von Verschwendung der besten Kräfte die Rede sein, die „den Gymnasien entzogen werden und an . . . den ballastbeschwertesten Schulen wirken“. Diese meinethalben formale, aber wichtige Bedeutung der „Grundschule“ ist nicht ihre einzige. „Wir haben noch die alte, tiefe Kluft zwischen Lateingelehrten und der tiudisken Menge“, heißt es bei Gurlitt S. 119, „und man kann nicht leugnen, daß gerade Gymnasien und Hochschulen einen guten Teil der Schuld an der Uneinigkeit unserer Kultur mit unserm Volksleben zu tragen haben.“

Aber ich höre längst die ungeduldige Frage, ob denn wirklich „das Große und Bedeutende“ ausgeschlossen werden soll vom „Wettbewerb mit seinesgleichen“. Oder um mit Schwarz zu sprechen: sollen auch fernerhin die Hochbegabten in den Stunden fortfahren zu träumen und bei den Hausaufgaben die gefährliche Kunst üben, mit halber Kraft zum Ziele zu kommen? Isolierung des „Großen“, Absonderung von allem seinesgleichen, Ausstoßung der Konkurrenzfähigen haben wir doch wirklich nicht befürwortet; und inmitten der größeren Zahl Geringwertiger dem Talentvollen gerecht zu werden, dies offenbare Bedürfnis ist von Schwarz richtig gezeichnet. Die offizielle Pädagogik der Zukunft, Lehrpläne und Schulmeister würden diesem Bedürfnis genügen lernen müssen, selbst wenn die Fürsorge für die Schwächsten über ihre Kräfte ginge: kein Prokrustesbett darf die Schule bleiben und ihr Wert nicht nach den Prozenten derer gelten, die das mittelmäßige Ziel erreichen.

Andererseits bleibt wahr, was Emerson tiefsinnig sagt (Gurlitt S. 101): „Es gibt nichts Ordinäreres als Eile." Die Gefahren der Frühreife statt weiser Zurückhaltung und Ruhe haben sich an Wunderkindern gezeigt; Hornemann selbst gesteht, daß man im allgemeinen bis zum 17. Lebensjahre mit seinem Urteil warten muß, und Ammon erwähnt, wie spät manches einzelne Talent hervortrete infolge homochroner Vererbung nach Darwins Bezeichnung. Nicht einseitige Talente oder gar Genies, nicht Spezialitäten darf die Allgemeinschule züchten wollen; gerade dem verstandesmäßig Bevorzugten kann gründliche Bildung der Sinne und der Hände förderlich sein, und statt bloßer Kraftentwicklung schlechthin (im Interesse von Volkszahl, Arbeitskraft und Reichtum) anerkennt die neuere Pädagogik — in der Theorie wenigstens — das Streben nach Harmonie der Kräfte (Friedrich Albert Lange, Vorlesungen über Pädagogik, in dieser Revue, I, 636).

So muß denn der Lehrplan die nötige Beweglichkeit haben (auch Hornemann hofft ja auf die versprochene Freiheit im Lehrplan), damit der Lehrer in pädagogischer Freiheit den Schwachen ein Schwacher, den Starken ein Starker sein kann; im einzelnen Fach kann das durch mancherlei Fürsorge, im Ganzen des Schulplans durch Wahlfreiheit gewisser Fächer zum Ausdruck kommen. Ferner bietet die Rückkehr zu zweijährigen Klassenkursen, die heute als altväterisch gelten, vielseitigen Nutzen an (F. W. Dörpfeld, Zwei pädagogische Gutachten. Gesammelte Schriften, VIII, 3): für den Begabten und Auszulesenden nicht in erster Linie den, daß ihm vielleicht die Erledigung des Pensums in einem Jahre möglich wird, sondern vielmehr den andern, daß er zu seinem und seiner Gefährten Vorteil den Schwächeren helfen lernt. Zum Regieren berufen, lernt er es durch Dienen. „Regieren bedeutet dienen", sagt Lagarde, und „Wir müssen den Accent statt auf Staats-, mehr auf das Wort -diener legen", sagt in seinem Sinne L. Gurlitt. „Deshalb sollte die Schule vor allen die Pflichten gegen den Mitmenschen üben, nicht allein mit Worten, sondern dadurch, daß sie die Schwächeren dem Schutze der Stärkeren überweist, anstatt wie bisher durch das homerische *αἰὲν ἀριστεύειν* häßlichen Ehrgeiz und Streberei zu kultivieren. ... Die alte Regel der deutschen Ordensritter lautete: Dir ist befohlen der arme Mann." (S. 106, 133.)

Aber nun will ich Hornemanns besonderem Gedankenkreise nochmals näher treten. Er verlangt einen Lehrstoff, der das Denken in Zucht nimmt, zugleich einen „Prüfstein kindlicher Denkkraft", und glaubt ihn im Lateinischen zu finden. Ich bekenne, daß ich wenigstens „die Sprache an sich", wie Rückert sagt, in diesem Sinne schätze und Hornemanns Bemühen um begriffliche Durchbearbeitung grammatischen Stoffes, um Durchführung jedes Faches bis an die Pforten der Philosophie durchaus würdige. Nur so entfliehen wir der Treibhausluft. Aber was jener anderswo sucht, finde ich in der Muttersprache vor und hoffe, daß meine jüngste Schrift über anschauliche Sprachdenklehre (bei Bertelsmann, Gütersloh, unter der Presse) wenigstens die Möglichkeit aufweist, Denkkraft und rechtzeitige Auslese auf dem Wege muttersprachlicher Grammatik zu erzielen.

Zuletzt freilich bleibt immerhin ein offenes Geständnis: öffentlicher Unterricht ist stets eine Art Massenwirkung; was Oberfläche zeigt, zieht der Staat hervor, und zugleich wächst mit seinem Betriebe

das geistige Proletariat, wie mit der Kultur überhaupt die Zahl der Dutzendmenschen; Schulbegabung endlich — das hebt Schwarz deutlich genug hervor — ist nicht identisch mit Tüchtigkeit fürs Leben, und mancher verworfene ist zum Eckstein geworden.

Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten.

Dr. Friedrich Otto Hertz.

IV.

Die Entwicklung des indischen Geistes ging unter dem Einfluß bestimmter Naturtatsachen vor sich. Das feuchtwarme Klima im Stromgebiet des Ganges machte aus dem kriegerischen Hirtenvolk des Siebenstromlandes eine Menschenart, deren Ziel nicht im lebendigen Betätigen der Kraft, sondern in ungestörter Ruhe, im Fernhalten von Leidenschaften und Veränderung lag. Der tausendjährige Friede, dessen sich der Indoarier nach einem leichten Sieg über einen unebenbürtigen Feind[1]) erfreute und die Freigiebigkeit des fruchtbaren Bodens trugen zur Erschlaffung des Willens bei, während die üppige Natur eine lebhafte Phantasie zum Ersatz der äußeren Betätigung schuf. — „Das Nachdenken über die Natur tritt frühe bei den Indern ein und bildet die Grundlage der kontemplativen Richtung, die so eigentümlich mit der ältesten indischen Poesie verwebt ist. Die sorgenlose Leichtigkeit des äußeren Daseins kam dieser Richtung fördernd entgegen: wer konnte sich ungestörter und inniger der Betrachtung hingeben, als der alte indische Büßer, der in der Laubhütte des Waldes von seinen Quellen, Wurzeln, Früchten und der Rinde seiner Bäume sich nährend und kleidend, einsam und sorgenlos leben konnte und kein anderes Geschäft noch hatte, als über Leben, Tod, das zukünftige Leben und das Göttliche nachzudenken und die Schüler darüber zu belehren? Die Schulen der waldbewohnenden Brahmanen, die in der alten Zeit so bedeutsam hervortreten, bilden eine der eigentümlichsten Erscheinungen des indischen Lebens und haben auf seine geistige Entwicklung den größten Einfluß geübt. Ihre äußerlichen Bedingungen waren aufs engste mit der eigentümlichen Natur des Landes verknüpft“[2]).

Das zweite Grundmoment des indischen Geistes ist die soziale Organisation. Leider sind wir über ihre historische Entwicklung viel schlechter unterrichtet als über die Israels. Der Grund ist der völlige Mangel des historischen Sinns infolge der Unveränderlichkeit des Kastenwesens, des beschaulichen, dem Ewigen zugewandten Lebens, des das lebhafte Streben verabscheuenden Fatalismus, des Ueberwucherns des Wunderbaren und Mythologischen, wovon die Geschichtserzählungen ganz durchsetzt sind. Schließlich hat auch das Fehlen

---

[1]) Von Oldenberg hervorgehoben.

[2]) Lassen, Indische Altertumskunde, 2. Auflage, 1867, Band I, S. 493. Dort (S. 491—494) Näheres über den Zug zur absoluten Ruhe als höchstes Ziel und die Einwirkung des Klimas.

größerer Reiche das Aufkommen des Nationalismus, der die Geschichtsschreibung erzeugt, verhindert. „Der Indische Staat löst sich bekanntlich in eine Unzahl von einzelnen Dorfschaften auf, die für sich bestehen und sich um das allgemeine Schicksal des Landes nicht weiter kümmern, wenn keine Neuerung in der Steuerverfassung ihnen aufgedrängt wird. Es konnte sich daher nicht die Idee des Vaterlandes bei ihnen ausbilden, jeder Kaste war die Kaste das Vaterland"[1]. Hierin liegt auch der Grund der außerordentlichen politischen Schwäche Indiens, das seit Jahrtausenden jedem Feind, ob nun Skythe, Araber, Mongole, Holländer oder Engländer, eine leichte Beute war und sich widerstandslos beherrschen ließ.

Mannigfache Umstände, die Gliederung des Landes, das Fehlen mächtiger Feinde, der große Abstand der unterworfenen Rassen haben die politische und soziale Zersplitterung des Landes, das Feudalwesen und das Kastensystem begünstigt, die bei den vedischen Hirten noch völlig fehlten.

Diese Zerklüftung der Gesellschaft hat nun auch eine weitgehende Verschiedenheit in den religiösen Anschauungen erzeugt. Die von jeder materiellen Sorge befreite, in ungeheuerem Ansehen stehende Brahmanenkaste brachte Denker hervor[2], deren weltabgewandte Spekulation die tiefsten Fragen des Seins mit kaum erreichter Gedankenschärfe behandelte. In vielen Punkten gelangte der kühne Blick und die großartige Phantasie dieser Weisen zu Resultaten, die unser methodisches Forschen und der die Summe einer tausendjährigen Gedankenarbeit beherrschende Geist der Neuzeit zu den neuesten Errungenschaften zählt. Aber diese Möglichkeit verdankten sie nicht ihrer Rasse, sondern ihrem einzigartigen Milieu. Der beste Beweis hierfür ist der Tiefstand des Denkens und Glaubens bei der großen Masse der Stammesgenossen, die jenes Milieu nicht berührte und die von ihren größten Geistern weit mehr überragt wird, als jemals ein Volk[3], und schließlich auch das viel weltlichere Streben zahlreicher Mitglieder derselben Kaste.

Die ältesten Religionsformen der Inder waren genau dieselben, wie die anderer Völker, Totemismus, Fetischismus, Ahnenkult in systemlosem Gemenge[4]. Das Eigentümliche der indischen Entwicklung ist nur, daß trotz der Höhe der religiös-philosophischen Spekulation, trotz der unzähligen von reinster Absicht getragenen Reformationen, die regelmäßig eine neue Sekte hervorriefen, die große Menge der arischen Inder stets auf den Niederungen des religiösen Denkens verharrte oder aber nach einer Wendung zum Besseren bald wieder zum dicksten Aberglauben (vom Standpunkt der vorher innegehabten Stufe) zurückkehrte.

Es ist ein ungeheuerer Betrug, der von manchen Schriftstellern versucht wird, die Gedanken der Upanishaden oder selbst nur vereinzelter Stellen der Veden, die einen höheren Aufschwung nehmen,

---

[1] Lassen a. a. O., Band II, 1874, S. 5.
[2] Womit nicht behauptet werden soll, alle indischen Weisen seien Brahmanen gewesen, aber die weitaus meisten waren es.
[3] Lefmann, Geschichte des alten Indiens, 1890, S. 62.
[4] Hardy, Indische Religionsgeschichte, 1898, S. 20, 28, 36. Vergleiche ein beliebiges Lehrbuch der Religionsgeschichte; ferner Spencer, Prinzipien der Soziologie, 1877, Band I, S. 355, 546 ff.

als indisches Gemeingut auszugeben. Die Upanishads waren stets nur Besitz eines kleinen Kreises brahmanischer Denker, aber auch die Kenntnis der Veden war gesetzlich auf die oberen Kasten durch grausame Strafen beschränkt.

Die Veden sind ein Kunstprodukt priesterlicher Poesie und Theologie. Nur der Rigveda erhebt sich zeitweilig auf eine höhere Stufe, die drei anderen — insbesondere der Atharvaveda — sind angefüllt mit rituellen und Zauberformeln, denen wir keinen Geschmack abgewinnen. An Stelle umfangreicher Zitate aus den Veden selbst will ich die Stimmen einiger hervorragender Forscher anführen. Lehmann[1]) sagt: „Von Schönheit ist in den heiligen Büchern der Inder nicht viel zu finden, selbst von den vedischen Hymnen gehören die dichterisch wertvollen zu den Ausnahmen.“ „Der größte Teil der so hochgepriesenen vedischen Dichtungen ist formell und dürr, gedankenarm und gesucht und selbst für den Inder schwerfällig und dunkel.“ Whitney urteilt, ein großer Teil der Rigveda sei rein mechanische Poesie künstlichen Ursprungs, voll von Gemeinplätzen und absichtlichem Mystizismus u. s. w. Regnaud nennt[2]) den Rigveda „das monotonste der Bücher“ und sagt, die 10000 Verse der Rigveda können vielleicht als ebensoviele Varianten eines und desselben malerischen Gedankens betrachtet werden: „Das heilige Feuer entzündet sich trotz aller Hindernisse auf dem Altar, wenn die nährende Spende ihm von den Opferern dargebracht wird. Bringen wir sie dar.“ — Ein ähnliches Urteil fällen Oldenberg und die übrigen Forscher.

Der Inhalt der vedischen Religion besteht in der Anrufung und Verehrung zahlreicher Götter, unter denen fast jeder gelegentlich als Höchster bezeichnet wird, immerhin bewahrt Indra eine gewisse Suprematie. Der ethische Charakter fehlt, wie in allen aristokratischen Religionen, den Göttern. Indra wird geschildert als stierstarker, heftiger aber gutmütiger und freigiebiger Gott, als Trinker und Dreinschläger, lärmend, Staub aufwirbelnd, alles kurz und klein schlagend, aber auch wieder gnädiger Natur, wenn ihm reichliche Opfer gebracht werden[3]). Oft wird von seiner Betrunkenheit geredet und ein Lied schildert sie recht humorvoll[4]). Auch die Liebesabenteuer fehlen natürlich nicht[5]). Die Hauptsache aber ist das reichliche Opfer und die entsprechende Gegengabe. „Die vedische Religion ist in erster und letzter Linie eine Opferreligion.“ (Lehmann.) Das Opfer hat den Charakter eines freundlichen Gastmahles für die Götter, die dabei freilich die Rolle wichtiger Geschäftsfreunde spielen. Die Absicht ist eine rein geschäftsmäßige, auf materielle Güter gerichtet, von ethischen ist keine Rede. „Es wird

---

[1]) Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, 2. Auflage, 1897, Band II, S. 6/7, 10 ff.

[2]) Regnaud, le Rig Veda in der Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris, 1900, X. vol. S. 183 ff.

[3]) Vergleiche Oldenberg a. a. O., S. 174.

[4]) Vergleiche Rig Veda X, 119, besonders charakteristisch von Oldenberg, S. 171, übersetzt.

[5]) Vergleiche die schamlos obscöne Geschichte von Indras Frau und seinem Lieblingsaffen Vrishakapi (Rig Veda X, 86, Graßmanns Uebersetzung, Band II, S. 484. Erklärung bei Oldenberg, S. 173). — Die bekannte homerische Netzgeschichte ist dagegen eine unschuldige Kinderfabel. Offenbar ist dies ein frivoles Zotenlied eines aristokratischen Hofpfaffen.

erwartet oder geradezu gefordert. Ich dir — du mir; do ut des ist die kurze Formel des vedischen Opfers. „Hier ist die Butter — wo sind Deine Gaben?“ und ganz wie bei einem Geschäft wird aufgezählt, wie viele Leistungen die Götter als Entgelt zu liefern haben.“ „Die Gebete sind selten von Frömmigkeit oder Inbrunst, nie von Demut getragen, sie gehen auf die Erhaltung äußerer Güter oder Abwehr von Gefahren aus, von Dankbarkeit sind wenig Spuren zu finden; das Wort „danken“ fehlt überhaupt in der vedischen Sprache[1]). — In einer jüngeren Formel heißt es z. B.: „Gib mir, ich gebe Dir. Lege hin für mich, ich lege hin für Dich. Darbietung bietest Du mir, Darbietung ich Dir u. s. w.“ — Die Götter sind vom Opfer abhängig, es ist ihre Nahrung. Indra geht zu Susravas und sagt: „Opfere mir, ich habe Hunger“[2]). Die sogenannte Suktavakaformel sagt: „Gott N. N. nahm dies Opfer an; er ist erstarkt; er hat sich höhere Macht verschafft.“ „Möge dem Sieg des Gottes N. N. folgend auch ich siegen.“ — Ja, diese Vorstellung geht so weit, daß dem Opfer schließlich zwingende Macht über die Götter zugesprochen wird, es unterscheidet sich vom Zauber eigentlich nur dadurch, daß letzterer sich auf die kleinen Dämonen, ersterer auf die anerkannten Götter bezieht. Das tadellos verrichtete Opfer zwingt die Götter. „Die Andacht“ heißt es, „herrscht über die Götter“, ja noch plumper „der Opferer jagt den Indra wie ein Wildbret“, er ruft den Indra zum Opfer wie die Kuh zum Melken, oder er macht den Gott wie eine Quelle von Reichtum fließen[3]).

Man kann nicht mehr sagen, daß dies nur die naive Religion eines primitiven Hirtenvolkes ist, vielmehr ist dies theologische Arithmetik zauberkundiger Priester, denen schließlich der Hauptvorteil des reichlichen Opfers wurde. Oldenberg urteilt von den späteren Veden „man kann sagen, daß für die Anschauung des Atharvaveda der Schwerpunkt verdienstlichen Tuns sich geradezu vom Kultus der Götter auf die Beschenkung, Speisung, Ehrung der Brahmanen verschoben hat“[4]).

Der Ausgangspunkt der Brahmanenmacht lag in der Stellung des königlichen Opferpriesters, der allmählich eine den merowingischen Hausmeiern ähnliche Macht erhielt[5]). Auf dieser Grundlage erhob sich eine Priestergewalt, die kaum je bei einem anderen Volk erreicht wurde. Die Zersplitterung der Staaten und der Kulte machte aber allerdings die Entstehung einer einheitlichen Kirche unmöglich, wie sie sich auf dem Fundament des Römerreiches erheben konnte. Aber was tatsächliche Macht anbelangt, haben die Brahmanen die Zweischwertertheorie ganz anders durchgeführt, als das Papsttum. Die Sage enthält die (historische?) Erinnerung an einen Kampf zwischen der Kriegerkaste und den Brahmanen, der mit dem Siege der Priester endete. Dem Priester Kacjapa wurde sogar die ganze Erde geschenkt, die Held Râma den Fürsten abgenommen hatte (Lippert, S. 383, 396). Da aber

[1]) Lehmann a. a. O., S. 32.
[2]) Oldenberg a. a. O., S. 309, 311 ff.
[3]) Oldenberg a. a. O., S. 311.
[4]) Vergleiche auch Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte, 1899, S. 444.
[5]) Vergleiche Lippert, Allgemeine Geschichte des Priestertums, 1884, Band II, S. 362—419. Dort finden sich zahlreiche Beispiele und Quellenstellen für das im folgenden Skizzierte.

die Brahmanen die Ordnung selbst nicht hätten erhalten können, wäre sie von diesen den Königen gewissermaßen zum Lehen gegeben worden. Das Gesetzbuch stellt die vollkommene Unterwürfigkeit der Könige unter die Brahmanenmacht dar (S. 403), die er schon durch sein stets bescheidenes Benehmen den Priestern gegenüber zu beweisen hat. Die erste Pflicht der Könige und überhaupt aller Menschen ist reichliche Beschenkung der Priester, die Glück und Segen nach sich zieht. Der Geizige aber wird mit Unglück bedroht und dem, der sich gar an Priestergut oder Priestermacht vergreifen wollte, werden die fürchterlichsten Flüche und Höllenstrafen in Aussicht gestellt (vergleiche besonders S. 404). Das mußte unter anderen König Nachusha erfahren, der so gerecht und tapfer war, daß selbst die Götter ihm nicht widerstehen konnten. Als er aber den Priestern eine Steuer[1]) auferlegte und gar den Brahman Agastja mit dem Fuße stieß, da verfluchte ihn dieser, 10000 Jahre auf der Erde als Schlange zu leben. Und des Priesters Rache brachte zustande, was selbst den Göttern nicht gelungen war. Wer der Brahmanen Speise ißt, verschlingt einen hundertfachen Widerhaken, der ihn erstickt, wer eines Brahmanen Kuh kocht und zum Speisen gibt, der verbreitet Unglück, wohin immer ein Stückchen von ihr kommt, „so weit vernichtet sie den Glanz des Königreichs, kein zeugender Mann wird dort geboren". Wer dagegen Brahmanen eine Kuh gegeben hat, „der erlangt die sämtlichen Welten". „Indra hilft dem, der reichlich schenkt und opfert; eine heilige Handlung hat keine Wirkung, wenn die entsprechende Dakshina (Opferlohn) nicht gereicht wird."

Daß der Brahmane unter solchen Umständen kein Freund der Armen ist, versteht sich. Die Armut macht in seinen Augen schlecht; auch „Indra wendet sich ab von Dürftigkeit und Hunger". Ueber „Werkfeindliche" und „Opferlose" ergießen sich Fluten von Verwünschungen. „Böse" ist nur der Kultverweigerer, „gottlos", der „nicht Opfernde". Er ist dafür rechtlos, sein Besitz den „Frommen" preisgegeben. Von einem ethischen Charakter des „Gut" und „Böse" ist keine Spur. (Lippert.) Die Religion trägt da natürlich einen ganz äußerlichen formalen Charakter. Das rechte Handeln und Opfern entscheidet, die Gesinnung ist meist Nebensache. Daher wird die Sünde ganz mechanisch durch „Abwaschungen" und Reinigungen getilgt[2]). Die Moral hat einen formellen unbiegsamen Charakter, das „moralische Walten der Götter ist viel eher polizeiliche Aufsicht oder richterliche Ahndung als väterliche Fürsorge". (Edward Lehmann, S. 40.) Hoffnung auf materielle Genüsse im Jenseits für diejenigen, die den Priestern reichlich spenden, und Furcht vor den Höllenstrafen derjenigen, die ihnen Uebles tun, sind Hauptmotive[3]).

---

[1]) Dies gilt in allen priesterlichen Religionsbüchern (auch im alten Testament) als besonders gottlos.

[2]) Die Buddhisten spotten daher über diese Wasserbußen der Brahmanen: „Da müßten ja alle Frösche und Schildkröten in den Himmel kommen, die Wasserschlangen und Delphine und was sonst im Wasser lebt." Vergleiche Oldenberg, Buddha, 3. Auflage, 1897, S. 195. Auch in den späteren hinduistischen Religionen spielen diese äußerlichen Reinigungen eine große Rolle. „Keine Sünde ist so häßlich, keine Seele so schwarz, das Wasser des Ganges gibt die Reinheit wieder." (Lehmann, S. 139.)

[3]) Oldenberg a. a. O., S. 543.

Wie dieselbe katholische Kirche einen Pedro Arbuez und einen Franz von Asisi umfaßt, so wäre auch das Brahmanentum nicht charakterisiert, ohne wenigstens ein Wort über die erhabene Religionsphilosophie zu sprechen, die in der Vedanta enthalten ist und für die Wort für Wort das Gegenteil des Gesagten gilt[1]). Ueber die Richtung dieser Lehren haben populäre Schriften genügend Aufklärung verbreitet, ihr letztes Ziel ist die Erlösung durch Erkenntnis, die die höchste sittliche Reinheit und die höchste Seligkeit einschließt. Aber wir dürfen sie ebensowenig als „die“ indische Religion ausgeben, wie dies Chamberlain tut, als wir wagen dürfen, die Jesuslehre als „die“ jüdische Gesinnung schlechtweg hinzustellen. Der Vergleich paßt um so besser, als auch in Indien die fernere religiöse Entwicklung immer weiter sich von jenem hohen Standpunkt entfernte. Bei aller Gedankentiefe fehlt aber doch selbst den vornehmsten Erzeugnissen des indischen Geistes der Zug lebenswarmer Liebe, der die Jesusreden durchströmt und den die edle Ruhe des brahmanischen Gemüts nicht zu ersetzen vermag. Wie alle aus dem Judentum hervorgegangene Moral Sozialethik ist, so jede auf indischem Boden gewachsene Individualethik. Die eine wird von dem Streben beherrscht, die Welt besser zu gestalten, die andere von dem, sich von der Welt zu befreien. Das eifervolle Mitleid mit den vom Schicksal Geschlagenen, die Gerechtigkeitsforderung der prophetischen Predigt: „die Niedrigen müssen erhöht, die Hohen erniedrigt werden“, ist dem indischen Geist fremd geblieben; die eigene Vervollkommnung bleibt das höchste Ziel jedes Strebens. Der Glaube an die Seelenwanderung findet seinen Kernpunkt darin, daß jede Seele je nach ihrem Verdienst in einer höheren oder niedrigeren Kaste wiedergeboren wird. Wozu also Mitleid mit dem Armen und Verachteten, der ja mit seinem Elend nur die Sünden eines früheren Lebens büßt? Im Gegensatz zur Grundforderung des Evangeliums fordert die aristokratische Tendenz der indischen Religion eine strenge Sonderung der Stände schon durch äußere Kennzeichen und Ehren, verbietet jeden näheren Verkehr mit den unteren Kasten und verwehrt diesen mit grausamer Strenge selbst den Versuch eines geistigen Aufschwunges. Buckle hat eine Anzahl von Illustrationsfällen zur Lage der unteren Kaste zusammengestellt[2]). „Wenn einer aus dieser verachteten Klasse sich herausnahm, denselben Sitz einzunehmen, wie seine Oberen, so sollte er entweder verbannt werden oder eine schmerzliche und schmachvolle Strafe erleiden. Wenn er verächtlich von ihnen sprach, so sollte ihm der Mund verbrannt werden; wenn er ihn wirklich beleidigte, so sollte ihm die Zunge aufgeschlitzt werden; wenn er einen Brahminen belästigte, sollte er mit dem Tode bestraft werden; wenn er sich mit einem Brahminen auf demselben Teppich niederließ, so sollte er für immer gelähmt werden; wenn er aus Lernbegierde auch nur ein heiliges Buch vorlesen hörte,

[1]) Nur bemerkt kann werden, daß sich in der Veda schon Ansätze und Uebergänge zu dieser Richtung finden, wenn auch in geringer Zahl. Vergleiche Deussen, Geschichte der Philosophie, Band I, Abt. I, 1894, S. 105—127. Deussen vergleicht (Band I, Abt. II, S. 44) das Verhältnis des Veda zu den Upanishas mit dem des alten zum neuen Testament, wobei das alte Testament den Veden überlegen sei infolge seiner größeren ethischen Tendenz gegenüber der rituellen des Veda.

[2]) H. Th. Buckle, Geschichte der Civilisation in England, übersetzt von Ruge, 1860, I, 1, S. 69/70. Dort die eingehenden Belege.

so sollte siedendes Oel in seine Ohren gegossen werden; wenn er sie aber gar auswendig lernte, so sollte er getötet werden; wenn er eines Verbrechens schuldig war, so wurde er härter dafür bestraft als die höher Stehenden; sollte er aber selbst ermordet werden, so war die Strafe die nämliche, wie für die Tötung eines Hundes, einer Katze oder einer Krähe. Sollte er seine Tochter an einen Brahminen verheiraten, so war keine Vergeltung, die ihm in dieser Welt auferlegt werden konnte, hinreichend; es wurde daher verordnet, daß der Brahmine zur Hölle fahren müsse, weil er durch ein Frauenzimmer, das so unermeßlich unter ihm stehe, befleckt sei. Ja, es wurde verordnet, daß der bloße Name eines Arbeiters verächtlich sein solle, damit die ihm gebührende Stellung unmittelbar anerkannt sei. Und als wenn dies noch nicht genug wäre, die Unterordnung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, wurde es ausdrücklich zum Gesetz gemacht, daß kein Arbeiter Reichtum erwerben dürfe; während eine andere Klausel erklärte, selbst wenn sein Herr ihm die Freiheit geben sollte, so bliebe er in Wahrheit doch ein Sklave; denn, „sagt der Gesetzgeber, — durch wen kann er eines Standes, der ihm natürlich ist, entkleidet werden"? —

Eine ganz andere Richtung schlug nun der Buddhismus ein. Sein Hauptziel ist die Erlösung vom Leiden, durch Erlösung vom Willen, dessen Bewegung stets Leiden hervorruft und die Erreichung einer gleichmütig willenlosen Seligkeit schon zu Lebzeiten. In vielen Punkten knüpft der Buddhismus an Vorhandenes an, aber neuartig klingt uns die Mahnung zur Milde und Güte gegen alles Geschaffene, die eine großartige Wohltätigkeitspflege hervorgerufen hat. Buddha ist nicht als Sozialreformer aufgetreten — dies hätte ja dem Grundstreben widersprochen — er rührte nicht an den Bestand der Kasten außerhalb des Ordens[1]), aber doch ist seine Bewegung eine entschieden volkstümliche, gleichzeitig eine Reaktion gegen die hochmütige Brahmanenaristokratie. Aber die drei Parzen des indischen Geistes: Die äußere Natur, die soziale Verfassung und das Fehlen der willenserziehenden, nationenbildenden Macht der gemeinsamen Not ließen auch den Buddhismus nicht über die dem indischen Denken gezogenen Grenzen gelangen. Die buddhistische Ethik reicht nicht an das Wort und Beispiel Jesu heran, sie ist eine Vernünftigkeitsmoral, die zu Güte und Freundlichkeit auch gegen die Tierwelt anleitet, das Vergeben der Feindschaft gutheißt — aber stets aus Gründen der Verständigkeit und mit Hinblick auf Lohn und Strafen, d. h. Leiden oder Erlösung. Die begeisterte Liebe, die Poesie der Hingabe, das selbst- und grundlose Streben, ohne die selbst der mit allem Glauben und Wissen Begabte nur ein tönend Erz oder eine klingende Schelle ist, all das kennt der Buddhismus nicht. Im Gegenteil lehrt er[2]): „Alle Schmerzen und Klagen, alle Leiden in der Welt von mancherlei Gestalt, sie kommen durch das, was einem lieb ist; wo es nichts Liebes gibt, entstehen

[1]) Vergleiche Lassen a. a. O., Band II, S. 439 ff. Es wird sogar gelehrt, daß der Buddha nur in den beiden obersten Klassen wiedergeboren werden kann, wie überhaupt die Vergeltungslehre diesbezüglich beibehalten wurde. Innerhalb des Buddhaordens aber war der Kastenunterschied bedeutungslos. —

[2]) Herrmann Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, 3. Auflage, 1897, S. 336.

auch sie nicht. Darum sind freudenreich und von Schmerz frei, die nichts Liebes in der Welt haben. Darum möge, wer dahin strebt, wo es nicht Schmerz noch Unreinheit gibt, nichts in der Welt sich lieb sein lassen." Oldenberg setzt hinzu: „So ist die Güte des Buddhisten weit entfernt von der grundlos rätselhaften Selbsthingabe des Liebens; das treibende Moment in ihr ist reflektierende Verständigkeit, die Ueberzeugung, daß es so für alle das Beste ist, nicht zum mindesten aber die Erwartung, daß an gütiges Handeln das Naturgesetz der Vergeltung den reichsten Lohn knüpft[1]). Das wahre, heilige Leben ist das Mönchsleben. Auch die Mahnung zur Wohltätigkeit geht zunächst nicht auf die Armen und Elenden, sondern auf Mönche, Geistliche und Weise. „Die Grundforderung aber für den Mönch heißt nicht: du sollst in dieser Welt leben und diese Welt gestalten zu einer solchen, die des Lebens wert ist — sondern sie heißt: du sollst dich von dieser Welt lösen." — Im speziellen äußert sich dies in der Geringschätzung der Arbeit, der Frau[2]) — als Verführerin zur Lust — und aller Bedingungen des sozialen Lebens. —

Indien ist nicht mehr das Land des Buddhismus, sein Schwerpunkt liegt bei den mongolischen Völkern des Nordens. Wie die Verdrängung des Buddhatums aus Indien vor sich ging, ist nicht bekannt. Der indische Geist hat noch zahllose Sekten hervorgebracht, unter denen die der hinduistischen Richtung angehörenden am stärksten sind und heute die eigentliche indische Religion bilden. Der nie rastende religiöse Drang hat noch viele schöne Blüten hervorgebracht[3]), trotzdem hat die Metaphysik nie mehr die Höhe der Vedanta überschritten, ist die Ethik nicht über den Buddhismus hinausgelangt. Das Gesamtresultat ist eher ein Verfall als ein Fortschritt. Die Religion ist sehr äußerlich, eine wüste Phantasie gefällt sich in der Ausmalung abschreckender Bilder, besonders in Höllenschilderungen, grausame und unsittliche Kulte wuchern im geheimen, wo die europäische Herrschaft sie aus der Oeffentlichkeit verdrängt hat, selbst das Menschenopfer soll heute noch nicht ganz unterdrückt sein.

Die indische Entwicklung ist der beste Beweis für die Abhängigkeit der Religionen von dem natürlichen und sozialen Niveau. Zum Schluß sei eine sehr interessante Hypothese erwähnt, die wir Pfleiderer[4]) entlehnen. Es findet sich in den Veden ein Götterkreis, an deren Spitze Varuna steht und der wahrscheinlich älter ist als der des Indra.

---

[1]) Vergleiche besonders auch Edward Lehmann in Chantepie de la Saussaye, Religionsgeschichte, 1897, Band II, S. 96—98.

[2]) Zwar gibt es Nonnenorden und fromme Buddhistinnen. Aber lange hat man sich dagegen gesträubt und schließlich die Frauen in allem niedriger gestellt als die Männer. So hat eine Nonne, selbst wenn sie hundert Jahre dem Orden angehören sollte, den jüngsten Mönch zuerst zu grüßen und vor ihm aufzustehen.

[3]) Von den hinduistischen Lobliedern (Stotras) sagt Lehmann, sie stünden „an religiösem Wert unvergleichbar höher als die viel gepriesenen Vedahymnen". (A. a. O., S. 138.)

[4]) Otto Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage, 3. Auflage, 1896, S. 126/7. Dieses Werk nimmt auf die sozialen Beziehungen der Religion überall gebührend Rücksicht. Es ist ein trauriges Zeichen für das Verständnis unseres Publikums, daß dieses vortreffliche Werk, das den Gegenstand nicht nur in gediegenster Weise, sondern auch in einer edlen und anziehenden Art behandelt, in 25 Jahren nicht so viel Auflagen erreicht hat, als das Chamberlainsche Machwerk trotz doppelten Preises in drei Jahren.

Die ganze Gestalt Varunas ist in der Richtung zum ethischen Monotheismus hin gezeichnet, das gerechte und gütige Walten des Gottes erstreckt sich über Menschen, Natur und Götter und bildet einen scharfen Kontrast zu Indra, dessen moralische Anlage sehr zweifelhaft erscheint. Der Grund der Verdrängung des ethischen Götterkönigs durch den naturalistischen Helden und Säufer Indra scheint in dem Sieg der Aristokratie über ein älteres Volkskönigtum zu liegen, wovon bei der Mangelhaftigkeit der indischen Geschichtsquellen freilich keine Nachrichten sich erhalten haben.

Wie wenig Rasseneigentümlichkeiten die Religion gegenüber dem Milieu zu bestimmen vermag, zeigt ein vergleichender Blick auf die persische Entwicklung. Die Perser sind die nächsten Verwandten der Inder, möglicherweise ist ihre Trennung erst in historischer Zeit erfolgt. Leider liegt die indische und altpersische Tradition so im argen, daß die Hypothesen einen großen Raum einnehmen. Es ist nun interessant, wie grundverschieden derselbe Stamm sich unter verschiedenen Bedingungen entwickelt hat[1]). Die üppige Natur Indiens fehlt und mit ihr die Phantasie und die Schwäche des Willens. Die iranische Hochebene war die Wiege eines der größten Weltreiche. Die Naturverhältnisse Irans zeigen einen scharf ausgeprägten Dualismus, der Kontrast zwischen Sommer und Winter, Tag und Nacht, wüster und fruchtbarer Natur ist größer als irgendwo. Die Bewältigung der feindlichen Naturmächte ist eine Existenzbedingung. Dies erklärt den Charakter der altpersischen Religion, den eigenartigen Dualismus zwischen Ahuramazda, der die gute Natur und Ahriman, der die üblen Dinge, schlechtes Land und Klima, giftige Insekten, böse Lüste u. s. w. geschaffen hat[2]). Im Gegensatz zu Indien trägt die persische Religion einen nüchternen, aber dabei von gesundem ethischen Streben zeugenden Typus. Von allen arischen Völkern ist dies dem ethischen Monotheismus am nächsten gekommen, was durch die politische Entwicklung leicht erklärt wird (vergleiche oben). Ahuramazda ist der oberste Götterkönig, Heiligkeit, Reinheit, Gerechtigkeit sind sein Wesen. Er liegt im steten Kampf mit dem bösen Prinzip Ahriman und es ist die höchste Pflicht seiner treuen Anhänger, ihn darin zu unterstützen, heilige und gerechte Gesinnung und die Vollbringung von Kulturwerken (Vertilgung böser Tiere, Landbau u. s. w.) zu fördern. Die Würde der Frau, das Ansehen der Arbeit, die Kinderzeugung, das Eigentum werden höher gestellt, als bei den Indern. Aber auch die Tugenden der Demut, Wohltätigkeit und Barmherzigkeit (nur gegen Glaubensgenossen) werden gepriesen. Freilich finden sich, wie in jeder orientalischen Religion, ein ungemein kompliziertes Ritual[3])

---

[1]) Wir folgen im nachstehenden hauptsächlich Edward Lehmann und Otto Pfleiderer.

[2]) Aehnlich ist in Aegypten der Gegensatz zwischen dem Wüstengott Set und dem segenspendenden Râ.

[3]) „Das Gesetz über religiös Unreines und über die Zeremonien seiner Beseitigung ist im Avesta ebenso oder noch peinlicher ins kleinste Detail ausgeführt, wie in Indien oder im Judentum." „Sehen wir auf die Form, die sie (die Zarathustra-Religion) in dem eben besprochenen Ritualgesetz angenommen hat, so könnten wir sie nur in gleiche Linie mit dem pharisäischen oder talmudischen Judentum stellen: ein kleinlicher und harter Formalismus, der jedes religiösen Schwunges bar, seine albernen und rohen Satzungen gleichwohl auf direkte göttliche Offenbarung zurück-

und starke priesterliche Vorrechte, aber bei jenem sind doch die ethischen Grundlagen nicht zu übersehen und die Priester spielen eine viel würdigere Rolle, als die Brahmanen. Die Opfergabenbettelei der Veden fehlt und die Götter sind überhaupt weniger vom Opfer abhängig. Die Moral betont die sozialen Pflichten und erinnert stark an die des alten Testaments, z. B. in der Wertung der Kindespflicht: „Das Kind ist den Eltern unbedingten Gehorsam schuldig. Antwortet er seinem Vater oder seiner Mutter dreimal ohne zu gehorchen, so ist es des Todes schuldig.“ Die indische Moral weiß viel weniger von Kindespflicht und Elternliebe[1]). Auch das Preisen des Fleißes und der Arbeitsamkeit findet dort kein Gegenstück.

Sehr bemerkenswert ist der eigentümliche Gegensatz zwischen iranischen und indischen Religionsbezeichnungen. Der Name der indischen Götter (Daevas) ist in Iran zur Bezeichnung der Dämonen geworden, Indra erscheint als „Dämon der Dämonen“, wie in der Veda als „Gott der Götter“. Andererseits ist der iranische Gottesname Ahura — in der älteren vedischen Religion noch ein Ehrenname der hohen Götter, besonders Varunas, — in den späteren vedischen Teilen zum Namen der widergöttlichen Wesen (asuras) geworden. Derselbe Parallelismus kehrt auch in anderen Bezeichnungen wieder[2]).

Es ist nun höchstwahrscheinlich, daß bei der Seßhaftwerdung eines Teiles der Iranier eine religiöse Reform sich vollzog. Die nomadischen Raubfürsten behielten die naturalistischen Gewaltgötter, Indra an der Spitze, bei, während die friedlichen Bauern sich die Herrschaft des Rechtsgottes Ahuramazda wählten, dessen Stellvertreter auf Erden ihnen seinen königlichen Schutz gegen die Nomaden gewährte und die alten Götter, die dem Feind halfen, zu Dämonen stempelten. In Iran führt der Volkskönig Vishtaspa und der Priester Zarathustra den Sieg des Rechts über die Gewalt auf Erden und im Himmel herbei, in Indien fehlten solche Männer zur kritischen Zeit, um den Sieg Indras über Varuna zu verhindern.

Volkstum und Weltmacht in der Geschichte.

Dr. M. Heinrich Hartung.

Unter den jüngeren Forschern, die historische und politische Untersuchungen mit Rassefragen in Verbindung bringen, nimmt A. Wirth eine hervorragende Stellung ein. Wenn auch nicht Anthropologe von Fach, so hat er doch einen scharfen Blick und ein tiefes Verständnis für die psychologischen Eigenarten der Nationen, die sich aus dem Studium ihrer Geschichte und ihrer Beziehungen zu anderen Völkern ergeben. Die ursprüngliche einseitig nationale Geschichtsschreibung hat den Blick der Historiker bisher eingeengt. Vorurteil und Eitelkeit verschlossen ihnen eine genaue Kenntnis und eine gerechte Beurteilung der Fähigkeiten und Leistungen anderer Völker. Das ist mit der neueren rassenhaften Geschichts-

zuführen wagt u. s. w. (Vergleiche Pfleiderer S. 168, 169), vergleiche auch Orelli a. a. O. S. 558.

[1]) Oft wird in der indischen Literatur betont, daß der Lehrer über den Eltern stehe, denn diese hätten nur den Leib, jener den Geist gebildet.

[2]) Pfleiderer, S. 156.

auffassung anders geworden. Obgleich auch sie den Begriff der Rasse, der Nation, des Volkstums in den Vordergrund stellt, so folgt sie dabei nicht mehr einer nationalen Voreingenommenheit, sondern der Methode der Naturwissenschaft, die in vergleichender und genetischer Betrachtung den Blick auf die Gesamtheit der Erscheinungen richtet. Trotzdem ist diese naturwissenschaftliche Betrachtung nicht frei von Wertungen und Beurteilungen; denn die Geschichte ist mehr als ein kausales Geschehen, sie ist eine Entwicklung und selbst eine Schöpfung von Werten und Urteilen. Die Rasseneinschätzung der neueren Geschichtsschreibung beruht jedoch auf einer objektiven Analyse der Kulturleistungen; und wenn sie auch nur langsam sich von den nationalen Vorurteilen befreit, aus denen sie anfänglich herausgewachsen ist, so kommt sie doch nicht selten zu Erkenntnissen, welche die alten Vorurteile nur bestätigen.

Aehnliche Erwägungen und Ausgangspunkte liegen A. Wirths „Volkstum und Weltmacht in der Geschichte" zugrunde[1]). Namentlich ist es das Problem der höheren und niederen, der jüngeren und älteren Kultur, der Kulturentlehnung und Kulturschöpfung der Rassen, das ihn beschäftigt. Im Werdegang der Menschheit gibt es „eine Oberströmung der Rassen und eine Unterströmung der Kulturen". Ihre Beziehungen und Wechselwirkungen in Form einer weltgeschichtlichen Betrachtung zu erforschen, ist das Ziel des Buches, dessen Gedankengang wir dem Leser kurz vorführen möchten.

Die Träger des geschichtlichen Verlaufes sind Rasse und Kultur. Die Rasse ist etwas Veränderliches und schwer Faßbares. Sie kann hundertfach umgegossen werden, aber der innerste Kern wird dadurch nicht berührt. Die körperlichen Eigenschaften sind wandelbar, die Sprache kann verloren gehen, während Gemüt und Charakter sich höchst selten ändern. Rasse wird gezüchtet. Sie entsteht durch Zusammensetzung und Mischung.

Kraft ihrer geistigen Anlage schafft sich die Rasse eine eigene Formenwelt: Formen des Hauses, der Waffen und Kleider, der Geräte. Das ist der Inhalt der Civilisation. Zugleich schafft die Rasse eine Vorstellungs- und Gedankenwelt, eine Kultur. Zwischen beiden steht die Sprache. Civilisation kann ohne weiteres an Fremde übermittelt werden; so unsere Gewänder, Schiffe und Eisenbahnen. Sprache geht gleichfalls leicht auf andere über, allein bloß die Worte, nicht aber die Aussprache, nicht der Sprachgeist. Civilisation kann mithin ganz, Sprache nur halb von Fremden aufgenommen werden. Kultur aber ist, außer durch Blutmischung, schlechthin unübertragbar.

Die Rassen zerfallen in Unterrassen. Aus der Vermählung von Unterrasse und dauerndem Landerwerb geht das Volkstum hervor. Volkstum entsteht durch geschichtliche Taten. Der Besitz gemeinsamer Geschichte, gemeinsamer Anschauungen und gemeinsamer Sprache, nicht aber gemeinsamer Abstammung macht das Volkstum aus. Aus dem Volkstum geht der Staat hervor durch eine oder eine Reihe von persönlichen Taten. Aus der Wechselwirkung von Boden, Volkstum und Staat entspringt die Geschichte.

Die Urzeit der Menschheit ist unrassenhaft. Es ist unmöglich, die Völker selbst der späteren Eiszeit einer bestimmten Rasse zuzuweisen. Die Urzeit ist ferner unpersönlich. Wir wissen von keinen Individuen, nicht einmal von Namen. Die Urzeit ist endlich staatenlos; höchstens, daß Sippen oder Horden sich gebildet haben. Dagegen hat die Urzeit bereits eine gewisse Civilisation. Eine neue Epoche, die „historische" Zeit, hebt mit dem Auftreten der Kultur an. Abgeschlossene Kunst- und Gedankenwelten entstehen am Euphrat und Nil. Diese mesopotamisch-ägyptische Zeit dauert bis etwa 1300 v. Chr. Um diese Zeit wird die Geschichte dramatischer und die Persönlichkeiten werden lebhafter. Die Beziehungen zwischen Euphrat und Mittelmeer werden reger. Neue Rassen treten auf. Die Reiche der Assyrer und Aegypter werden gestürzt. Vier arische Welten entstehen: die indische, die persische, die griechische und römische; zwei semitische: die phönizische und jüdische; zwei turanische: die der Chinesen und Etrusker. Um 224 n. Chr. beginnt ein neuer

---

[1]) Albrecht Wirth, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. München 1901. Verlagsanstalt von T. Bruckmann. — Einige besondere Seiten der Rassen- und Kulturprobleme behandelt A. Wirth auch in seinem kürzlich erschienenen Buche: „Aus Uebersee und Europa" (Gose und Tetzlaff, Berlin 1902). Wir machen namentlich auf folgende Abschnitte aufmerksam: Deutschtum in Amerika, Entwicklung und Ausbreitung der Chinesen, die Rassen Japans, Eigenart in der Geschichtsschreibung, die Rassen Europas.

Abschnitt, die Bildung der Weltreiche der Germanen, Araber und Mongolen. Aus ihnen entwickelt sich der neuzeitliche Nationalstaat. Seit dem 14. Jahrhundert zerspalten sich die Weltreiche in Volkstumsreiche, die Weltkulturen in Nationalkulturen. Diese Entwicklung dauert bis zur Gegenwart.

In fünf großen Abschnitten schildert A. Wirth die hier gekennzeichneten Rassenperioden der Geschichte, die Entstehung der einzelnen Volkstümer und ihre Entwicklung zu Weltmächten. Seine Darstellung auch nur in großen Zügen wiederzugeben, ist wegen der Fülle des Stoffes und der Ideen in diesem engen Rahmen eines Berichtes unmöglich. Nur wenige Einzelheiten seien hervorgehoben. Die Schöpfer des geistigen Individualismus sind die Griechen und Hebräer. Die begabteste Rasse der Erde ist die der Arier, die durch den schrankenlosen Reichtum ihrer Anlagen zu Herrschaft und Bedeutung gelangt. Ganz besonders ragt die hellenische Rasse hervor. Die Fernwirkungen des Hellenismus reichen bis an den Busen von Bengal, wo Hunter die Spuren griechischen Schauspiels und griechischer Bildnerei erspähte, bis Tibet, wo Blanc Erzeugnisse hellenistischen Gewerbes fand, ja bis China und Japan, wo Hirth dem hellenistischen Traubenornament nachging und andere die Spuren griechischer Bühne und Baukunst erkennen wollen. Die indische Rasse und Kultur wirkte bis zu den Malayen und Polynesiern, während andererseits mongolische und chinesische Einflüsse bis nach Vorderasien nachzuweisen sind. Was die Leistung der Araber betrifft, so sind es mehr die persisch-iranischen Elemente, die zum Träger der ganzen frühislamischen Kultur wurden. Iranier schrieben die Jahrbücher der Khalifen und woben ihnen ihre Teppiche; iranische Märchen bildeten den Kern der Erzählungen von 1001 Nacht. Nicht minder wichtig war die Einwirkung der griechischen Welt. Von ihr nahmen die Araber ihre Muster für beträchtliche Teile der Wissenschaft, Literatur und Baukunst. Die arabische Philosophie geht wesentlich auf Aristoteles, der Stil der Moscheen auf byzantinische Vorbilder zurück.

Diese Beispiele mögen zeigen, wie Wirth das Nacheinander und Nebeneinander, die ursächliche Verschlingung der Rassen- und Kulturelemente erforscht und darstellt.

Nicht weniger interessant ist der Abschnitt über „Ergebnisse und Ausführungen". Gibt es Gesetze in der Geschichte? Insofern sie sich auf das Geschehene beziehen, lassen sich relative Gesetzmäßigkeiten feststellen. Aber die Geschichte ist auch ein noch zu vollziehendes Tun, und hier gibt es Möglichkeiten und Freiheiten, die relativ unberechenbar sind. Denn in der Rassenanlage schlummern Naturfaktoren, über welche erst ihre Entwicklung entscheiden kann. Die Eroberungs- und Widerstandskraft des aus ihr hervorwachsenden Volkstums beruht auf drei Dingen: Der Zahl seiner Träger; der eingeborenen durch Kultur und Klima gesteigerten oder geschwächten Tüchtigkeit; endlich darauf, ob es an verwandten Rassen und Kulturen einen Rückhalt findet. Zwei Lebensideale haben ferner von jeher bestimmend auf die Geschicke der Völker eingewirkt: Erwerb, um zu genießen, und Erwerb, um sich zu vervollkommnen. Durch einseitig betriebenen Erwerb kann das Volkstum geschädigt werden. Das Sinken und Zerfallen der Staaten wird gewöhnlich einem natürlichen Gesetze des Blühens, Reifens und Verwelkens zugeschrieben, aber die Geschichte kennt nicht nur das Natur-, sondern auch das Sittengesetz. Wie durch eigene Schuld jemand mit 30 Jahren schon zum Greis, so kann auch ein junges Volk durch eigene Schuld vor der Zeit untergehen oder aber durch Willenskraft gegen das Schicksal sein Leben verlängern.

Was den Fortschritt in der Geschichte betrifft, so hat eine ansteigende Bewegung der äußeren Kultur stattgefunden. Ferner hat die Erkenntnis zugenommen. Dagegen ist ein Steigen oder überhaupt eine merkliche Entwicklung der seelischen Kräfte nicht wahrzunehmen oder kann wenigstens in keine Formel gebannt werden. Seele ist die Quintessenz der Rasse und Rasse ist in ihrem Urgrund unveränderlich.

So sympathisch uns Wirths Buch sowohl im Grundgedanken, wie in vielen Einzelheiten ist, so müssen wir doch auf einige Punkte hinweisen, mit denen wir uns nicht einverstanden erklären können.

Erstens ist der Begriff der Rasse nicht scharf genug umschrieben. Der Autor verwechselt die Rasse als morphologischen Begriff der Zoologen und Anthropologen mit dem physiologischen Begriff der Tierzüchter. Im ersteren Sinne ist sie innerhalb der „historischen" Zeit relativ konstant, im letzteren ist sie jedoch mannigfachen Veränderungen zugänglich.

Zweitens gelingt es den Urgeschichtsforschern immer mehr, auch den prähistorischen Stufen eine anthropologische Grundlage zu geben und sie sowohl nach der Seite der Rassen- wie Kulturelemente mit der historischen Zeit zu verknüpfen.

Drittens scheint mir der Unterschied von Civilisation und Kultur willkürlich und geeignet, Verwirrungen herbeizuführen. Unter Civilisation versteht man gemeinhin eine Stufe der Kultur im Gegensatz zu Wildheit und Barbarei, die man als kulturarm, aber nicht als kulturlos bezeichnen kann. Zweckmäßiger ist es, die alte Bezeichnung von materieller und geistiger Kultur beizubehalten, und da ist es in der Tat eine Erfahrung der Geschichte, daß äußere Kultur leicht, aber innere nur schwer auf andere Rassen übertragen werden kann, es sei denn, daß sie ein verwandtes kongeniales Blut besitzen oder daß Blutmischung vorausgeht.

A. Wirths gedanken- und inhaltreiches Buch bedeutet einen wichtigen Beitrag zu den neueren Versuchen einer anthropologischen Kulturgeschichte. In ihm kommt das wissenschaftliche Ziel derselben klar zum Ausdruck: in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts nach den ersten Anfängen der Kulturformen und nach den ersten Erzeugern und Trägern zu forschen und festzustellen, ob gleichartige Bildungen aus einer ähnlichen Naturanlage, aus einer physiologischen Rassenvermischung oder einer psychologischen Entlehnung hervorgegangen sind.

Berichte.

Biologie.

Entstehung der Arten durch physiologische Isolierung. Seit einiger Zeit werden in der systematischen Entomologie in besonders schweren Fällen zur Unterscheidung nahe verwandter, sonst schwer zu trennender Arten von Gliedertieren die äußeren Sexualapparate herangezogen, welche oft so verschieden sind, daß eine Hybridation (Kreuzungspaarung) unmöglich ist. Diese Erscheinung hat eine große Bedeutung: die Formverschiedenheit in den Generationsorganen kann Veranlassung zur Bildung einer neuen Gruppe von Individuen werden, die wir den verwandten Gruppen gegenüber als „neue Art“ bezeichnen. Bei den Schmetterlingen z. B. zeigen gewisse Formengruppen größere Neigung zum Variieren. Treten vergesellschaftet mit einer Variante der Generationsorgane zugleich andere Charaktere auf, die morphologisch die neue Gruppe von der Stammform trennen, so haben wir eine „gute Art“, denn die Trennung ist jetzt eine morphologische und physiologische. So ist die Entstehung einer Art durch physiologische Isolierung zu denken. Dabei können in der neugebildeten Art morphologische Charaktere in der Färbung, Zeichnung u. s. w. auftreten, die an sich gar keinen Selektionswert besitzen. Außerdem erkennen sich bei vielen Arten und Varietäten die beiden Geschlechter durch Duftstoffe. Wenn nun innerhalb der Stammart eine Individuengruppe auf Grundlage allgemeiner idioplasmatischer Variabilität, oder auf einem anderen Wege, einen neuen Duftstoff erwirbt, der diese Gruppe von einer Vermischung mit der Stammart ausschließt, so vermag auch hier physiologische Isolierung in Wirkung zu treten. Dieses kann aber, wenn gleichzeitig damit eine Summe anderer neuer oder in der Stammart nur sporadisch auftretender Merkmale sich erblich konsolidiert, zur Bildung einer neuen Art führen, z. B. wenn Raupen auf eine neue Nahrungspflanze übergehen und dadurch zur Produktion eines neuen Duftstoffes veranlaßt werden. Dadurch würde auch die Tatsache erklärlich, daß wir unter den Schmetterlingen streng monophage Arten haben, die sich von den nahe verwandten Arten durch oft sehr geringfügige, aber dafür sehr konstante morphologische Merkmale unterscheiden. Von vielen neuauftretenden Charakteren kann oft von einem Selektionswert gar keine Rede sein, so daß die Naturzüchtung im Sinne Darwins allein sicher nicht die neue Art zustande bringen konnte; denn Artunterschiede bestehen oft in ganz nebensächlichen Merkmalen, die auf obige Weise entstanden sein könnten. Als dritter Punkt, der für die physiologische Isolierung von Bedeutung sein könnte, ist die Tatsache zu nennen, daß bei nahe verwandten Arten die Spermatozoen und die Mikropyle (Eingangspforte) des Eis derartige Größenunterschiede zeigen, daß eine Bastardierung mechanisch ausgeschlossen ist, und zwar ist dies schon innerhalb so verschiedener Typen wie Wirbeltiere und Arthropoden nachgewiesen. Dieses deutet darauf hin, daß jene Erscheinung eine allgemeine ist und nur noch des Nachweises bei anderen Tieren

und auch im Pflanzenreich harrt. Ist auch der Wert und die Bedeutung der natürlichen Auslese durchaus nicht herabzusetzen, so kann sie aber bei der Bildung neuer Arten nicht in allen Fällen für ausreichend gehalten werden. Die indifferenten Merkmale, soweit sie die einzigen Abweichungen von der Stammform repräsentieren, finden weder durch die natürliche Auslese Darwins noch durch das Lamarcksche Prinzip eine genügende Erklärung. Wohl aber können wir uns den Vorgang erklären, wenn die physiologische Abtrennung gleichzeitig mit der morphologischen oder früher als dieselbe, d. h. wenn physiologische Isolierung auftritt. (W. Petersen, Biologisches Zentralblatt, 1903, No. 13.)

Anthropologie.

Archiv für Anthropologie. Mit dem soeben beginnenden 29. Bande eröffnet das als Organ der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte erscheinende Archiv für Anthropologie eine neue Folge, welche eine Anzahl erheblicher Neuerungen aufweist. Das Archiv erscheint fortan in zwanglosen Heften; je 40 Bogen werden einen Band bilden, der unabhängig vom Kalenderjahr bleibt und zu einem festen Preise von 24 Mark zu beziehen ist. Die neue Folge wird Arbeiten aus dem Gesamtgebiet der Anthropologie, einschließlich der Urgeschichte, Ethnologie und Volkskunde offen stehen. Die bisher dem Bande eingefügten Referate werden mit Ausnahme der skandinavischen und slavischen Literatur von den Originalartikeln getrennt und anderweitig gesondert erscheinen. Dagegen werden Besprechungen von eingesandten Büchern und Schriften und das Literaturverzeichnis beibehalten. Die Geschäfte der Redaktion werden von dem bisherigen alleinigen Herausgeber, Professor Dr. J. Ranke in München, gemeinsam mit Professor Dr. G. Thilenius in Breslau geführt, welcher als Mitherausgeber in die Leitung des Archivs für Anthropologie eingetreten ist.

Die Urheimat der Arier. In seinem verdienstvollen Buch: „Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung" hat M. Much die Begriffe „Heimat" und „Urheimat" nicht scharf genug unterschieden. Much sieht die Heimat der Indogermanen in den Küstenländern und Inseln der westlichen Ostsee und rechnet darin auch Dänemark ein. Indes kann nur Skandinavien, das Land nördlich des Sund, als die Urheimat aufgefaßt werden. Der Ursprung der Steinkultur, die auch nach den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung die urarische ist, kann nur da gesucht werden, wo zugleich die ältesten, die schönsten und am meisten entwickelten, endlich die zahlreichsten Steinwerkzeuge sich finden. Die Entwicklung aus den roh behauenen Geräten der alten (paläolithischen) Steinzeit ist im Norden weiter fortgeschritten als im übrigen Europa. Nirgends in der Welt finden sich Steinbeile, die, obschon geschliffen, doch in ihrer ganzen Gestaltung den behauenen noch so gleichen, wie in Schonen, dort hat dieser Typus eine Bedeutung und Vollkommenheit erlangt wie sonst nirgends. Daher ist die schwedische Landschaft Schonen (Scania) der Schauplatz des lückenlosen Ueberganges der alten in die neue Steinzeit, d. h. das Geburtsland der altarischen Kultur. Von hier aus hat sie sich über die benachbarten Landschaften Blekinge, Halland, Bohuslän und über den Sund auf die dänischen Inseln, von wo die ersten, noch auf der von Torell „mesolithisch" genannten Uebergangsstufe stehenden Einwanderer gekommen waren, verbreitet, und in diesem Gebiete hat sich die Steinkultur durch Geschick und Begabung der Bewohner, wie infolge des Ueberflusses an ausgezeichnetem Feuerstein, auf eine Stufe der Vollendung erhoben, wie in keinem anderen Teile von Europa. Auf diese Länder waren auch vor dritthalbtausend Jahren, als Pytheas an der jütischen und norwegischen Küste entlang segelte, noch die Germanen, die letzten Arier von reiner nordeuropäischer Rasse, beschränkt. Daß die Urheimat der Germanen auch die aller übrigen Arier sein muß, ist eine unabweisbare Schlußfolgerung, sonst wäre die trotz mehrtausendjähriger Trennung noch so deutliche Sprachverwandtschaft unerklärlich, sonst wäre insbesondere der innige und unmittelbare Zusammenhang der Kelten mit den Westgermanen unmöglich. Daß Schweden die Urheimat der Arier sein muß, beweist auch die anthropologische Tatsache, daß das schwedische

Volk seit der Urzeit, während des Stein-, Erz- und Eisenalters seine Schädelgestalt und andere Rassenmerkmale kaum geändert hat. (Dr. L. Wilser, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXXII, 1902.)

Die Zunahme der Körpergröße bei den Italienern. In einem Referate des Internationalen Zentralblattes für Anthropologie (1903, 5) wird berichtet, daß aus den italienischen Rekrutierungslisten von 1874 bis 1898 der Nachweis der interessanten Tatsache zu führen gesucht wird, wie die Körpergröße der Italiener von 20 Jahren ständig zugenommen hat. Erklärt wird diese Tatsache aus der Verbesserung der politischen und sozialen Lage. Ueber eine Million Angaben liegen dieser äußerst mühsamen Untersuchung zugrunde. Danach wäre es also die bessere Ernährung, welche die Zunahme der Körpergröße verursacht. Dr. Bartels macht den Hinweis, daß dieses Ergebnis nur ein scheinbares sein könnte, weil die Zahl der Zurückgestellten zunehme, die in einem höheren Alter, also mit einer größeren Körperlänge, in die Statistik gelangen. — Wir möchten diese Tatsache nicht auf eine Zunahme der Körpergröße, sondern auf eine Beschleunigung des Wachstums zurückführen, die infolge der besseren Ernährung und der schnelleren Entwicklung in den Städten eintritt, so daß das Endergebnis des Wachstums das gleiche bleibt. Ob die Körpergröße faktisch zugenommen hat, darüber kann nur eine vergleichende Statistik der Erwachsenen aus den verschiedenen Jahrgängen entscheiden.

Die Urbewohner von Japan. Die Forschungen über die Ureinwohner Japans haben in der letzten Zeit große unerwartete Fortschritte gemacht. Das japanische Reich ist bekanntlich sehr reich an Resten aus der Steinzeit. Das Verbreitungsgebiet derselben erstreckt sich vom Norden der Kurilen bis zum Süden Formosas. Es fragt sich, ob die Menschen, welche die Reste der Steinzeit hinterlassen haben, eine einzige Rasse gewesen sind oder ob es deren mehrere waren; ferner, ob die Reste den Vorfahren der Aino oder einem anderen prä-ainonischen Volke zuzuschreiben sind. Ist ein Zusammenhang mit der Lebensweise der Aino auf direkte oder indirekte Weise nachzuweisen oder nicht? — S. Tsuboi, Professor der Anthropologie zu Tokio, suchte auf Grund langjähriger prähistorisch-archäologischer Studien darzulegen, daß zwischen den Urhebern der Steinzeitreste und den gegenwärtigen Aino kein Zusammenhang nachzuweisen sei. Er stützt sich dabei auf zahlreiche Unterschiede im Körperbau, Gerätschaften, Ornamenten u. s. w., die zwischen den Aino und den Steinzeitresten bestehen. Er nimmt ein anderes, den Eskimo verwandtes Volk als Träger derselben an. Der Meinung von Tsuboi schließen sich einige andere Forscher an, wie Yagi, Shimomura und Miyake. Andererseits sind aber viele Forscher der Ansicht, daß alle Reste aus der Steinzeit von den Vorfahren der Aino herrühren. Die körperlichen Unterschiede sind nicht so groß, daß sie gegen die Aino-Hypothese entscheidend sein könnten. Es gibt keine triftigen Gründe für die Annahme eines den Aino vorhergehenden Volkes. Der Zusammenhang der prähistorischen Reste mit den gegenwärtigen Aino scheint noch nicht ganz erloschen zu sein. Das japanische Reich war einst ein Aino-Reich. (Dr. Koganei, Globus, 1903, 7 und 8.)

Zur Schädelkunde der alten Liven. Die Männerschädel sind ausgesprochen groß, bis zu 1600 ccm. Sie zeigen ausgesprochene Hinneigung zur Dolichocephalie, sind eher dolichocephal als mesocephal zu nennen, im großen und ganzen schmalgesichtig. Der Durchschnitt ist schmalnasig (mesorrhin); doch fand sich ein Fall von extremer Plattnasigkeit, ein anderer von extremer Septorrhinie. Der Kopf des modernen Liven ist dagegen in der Regel mäßig lang und dabei ziemlich breit. Sein Gesicht ist lang und schmal ohne stark vorspringende Backenknochen. (R. Weinberg, Biologisches Zentralblatt, 1903, 9.)

Kulturgeschichte.

Beharrung der psychischen Rassenmerkmale. P. Weisengrün äußert bei Gelegenheit einer Besprechung von A. Sandlers „Anthropologie und Zionismus“ folgende bemerkenswerte Gedanken über die Beharrung der psychischen Rassenmerkmale in der Kulturgeschichte: Das unmittelbar Gegebene, das Anschauliche,

das Elementarwirkende bei einem Volksganzen sind nicht somatische Eigenschaften, sondern psychische Gemeinsamkeitsmerkmale. Halten wir uns an zwei Tatsachen. Die erste lautet: Eine jede Rasse hat, wenn auch hie und da veränderliche, fluktuierende, aber doch leicht bestimmbare, psychische, rein geistige Merkmale aufzuweisen, die dem Gros der Volksgenossen eigentümlich sind. Durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende erhalten sich viele dieser Grundeigenschaften ganz rein. Die Gallier waren eitel schon zu Cäsars Zeiten. Die Südslaven melancholisch, halb sentimental in Jahrhunderte alten Volksliedern. Selbst ganz dekadente Völker behalten eine Grundeigenschaft der Rassen. Noch heute besitzen die entarteten Neugriechen etwas von der dialektischen Schärfe und spekulativen Kraft der alten Hellenen. Die zweite Tatsache besteht darin, daß kein Volk der Erde diese psychologischen Gemeinsamkeitsmerkmale so ausgebildet hat, wie gerade die Juden. Bis die Anthropologie in Jahrhunderte langem emsigen Streben zu einer befestigten Wissenschaft werden wird, möge die richtige Beleuchtung und Wertung dieser Grundtatsachen dem Politiker praktisch genügen. (Jüdisches Volksblatt, 1903, 39.)

Alte Kulturbeziehungen zwischen Orient und Abendland. Im asiatischen Saal des britischen Museums ist eine Sammlung von zentralasiatischen Altertümern untergebracht worden, die einen besonderen Wert dadurch erhalten, daß sie auf alte Kulturbeziehungen zwischen der Welt des Ostens und der des Abendlandes neues Licht werfen. Durch diese von Dr. Stein gemachten Entdeckungen ist ein neues Kapitel in der Geschichte der orientalischen Kunst eröffnet worden. Man bekommt einen Begriff von der Macht der buddhistischen Religion über die wilden Rassen Zentralasiens, und auch davon, wie tief die indische Kunst der damaligen Zeit sich als das buddhistische Ideal eingeprägt hatte. Nicht nur in streng religiösen Skulpturen wird die Aehnlichkeit gefunden. Selbst in dem geschnitzten Blattwerk auf turkestanischen Möbeln ist die Aehnlichkeit mit den Holzschnitzereien an der Nordwestgrenze gleich bemerkbar. Diese Tatsache, sowie der ständige Gebrauch der indischen Sprache in einem großen Teil der Manuskripte bestätigt die Geschichte Hiuen Tsiangs, daß diese Gegend um 200 v. Chr. von einem indischen Heer von Pendschab erobert wurde. Am interessantesten war die Erforschung von Niya am gleichnamigen Fluß, am Ostende der Taklamakan-Wüste. Dr. Stein fand eine Menge beschriebener Täfelchen in den Sanddünen und in den ausgegrabenen Häusern. Das Merkwürdigste an ihnen ist die Tatsache, daß die gebrauchten Siegel in vielen Fällen gute griechische Arbeit sind und so diese in anderer Hinsicht völlig orientalischen Ueberreste in die Sphäre der abendländischen Archäologen rücken. Eine so unerwartete archäologische Entdeckung an einem so entfernten Treffpunkt sehr verschiedener Rassen und Glaubensbekenntnisse zwingt dazu, Anschauungen zu revidieren, die man lange für endgültige gehalten hat. Man hat die verschiedensten Vermutungen aufgestellt, um den Gebrauch des griechischen Ornaments in China und im alten Mexiko zu erklären. Hier zeigt sich ein Weg, auf dem es nach dem fernen Osten gekommen sein kann. (Unterhaltungsblatt des Vorwärts, 1903, No. 208.)

Die Deutschen in Ungarn. Die Frankfurter Zeitung schreibt hinsichtlich der Lage in Ungarn, in Anknüpfung an einen Satz Bismarcks, daß die Magyaren und Deutschen in Ungarn zum Kampf gegen die Slawen aufeinander angewiesen seien: Fürst Bismarck stellt Magyaren und Deutsche einander völlig gleich; sie sind die gleichwertigen Säulen eines kraftvollen und gedeihenden Ungarn. Zwischen ihnen und den anderen Nationalitäten bestehen tiefe Unterschiede nicht nur der Rasse und der Kultur, sondern auch der politischen und staatsrechtlichen Stellung. Alle anderen Nationalitäten haben ihren Schwerpunkt außerhalb Ungarns: die Walachen in Rumänien, die Serben im Königreich Serbien, die Ruthenen in Galizien und in Rußland, die Slowaken im allgemeinen Slawentum. Die Schwaben und Sachsen dagegen haben stets offen erklärt und ihre ganze Vergangenheit wie ihre gegenwärtige Haltung stimmt darin überein, daß sie in Ungarn ihr Vaterland erblicken und ehren und nur innerhalb desselben ihrer nationalen Eigenart treu bleiben wollen. Die Deutschen haben Ungarn kultiviert, die Deutschen haben Ungarns Schlachten geschlagen, die Deutschen sind auch jetzt noch der kräftigste Kitt der Selbständigkeit und der Wohlfahrt Ungarns. — Die Magyaren wissen die Organe der öffentlichen Meinung Europas ganz vortrefflich zu ihren Gunsten zu beeinflussen, aber allmählich dringt doch die Wahrheit durch und die Magyaren haben sich schon mehrfach nicht bloß aus

Deutschland, sondern auch aus England und namentlich aus Frankreich recht bittere Wahrheiten sagen lassen müssen. So hat erst kürzlich der gelehrte Professor Louis Leger sich sehr scharf gegen die Sprachenpolitik der Magyaren ausgesprochen. Er war während der Pariser Weltausstellung Mitglied des Preisgerichts für Gegenstände der Erziehung und des Unterrichts. Schon damals sprach er dem Vertreter der ungarischen Regierung sein Erstaunen und Befremden darüber aus, daß die ungarische Lehrmittelausstellung eine rein magyarische war; als ob es neben den Magyaren in Ungarn keine anderen Nationalitäten gäbe! Die ungarische Regierung konnte darauf keine Antwort geben. Jetzt hat die neueste Entwicklung der Lage in Ungarn dem Professor Leger Veranlassung gegeben, über die Magyarisierungspolitik den Stab zu brechen. Das Deutsche, führt er aus, sei eine Weltsprache, mit der das Magyarische sich nicht messen könne. Die magyarische Sprache, weit entfernt davon, die Völker, denen sie aufgedrängt werde, der europäischen Kultur zu nähern, entferne sie dieser vielmehr. Das magyarisch-nationalistische Bemühen, die übrigen Nationalitäten zu unterdrücken und aufzusaugen, werde schließlich doch erfolglos bleiben und für die Magyaren werde es einst ein schreckliches Erwachen geben.

Der Einfluß der deutschen Kultur auf die Letten. Die Gesamtzahl der Deutschen in Livland und Kurland beträgt etwa 180000. Die ursprünglichen Bewohner sind lettische Stämme, die bis zur Meeresküste und zum finnischen Meerbusen hin gewohnt haben, ein ackerbautreibendes friedliches Volk. Finnische Stämme, durch die Völkerwanderung gedrängt, besetzten den jetzigen estnischen Teil und die Küste südlich hinunter bis Windau. Die Letten wurden aber auch von Osten her durch die Russen bedrängt, denen die livländischen Letten zinspflichtig wurden. Nach der Ankunft der Deutschen schlossen sich die Letten denselben zum Kampf gegen die Liven, Esten und Russen bereitwilligst an. Nur dadurch wurde verhindert, daß sie in dem russischen Volk aufgingen. Die Letten verdanken es also den Deutschen, daß sie als Volk erhalten geblieben sind. Die Deutschen haben ihnen das Christentum gebracht, die lettische Sprache zur Schriftsprache gemacht und ihnen eine Literatur gegeben. Die geistige Bildung, welche die Letten empfangen haben, ist überhaupt ganz deutsch. Ihre Schullehrer sind alle teils Deutsche gewesen, teils von Deutschen ausgebildet worden. Trotz dieses großen Einflusses ist aber die deutsche Sprache nie bei den Letten in allgemeinen Gebrauch gekommen. Viele lernten sie in der Schule, gebrauchten sie im Handel und Wandel, jedoch war die Zahl derer, die nicht deutsch verstanden, immer überwiegend. Zu bedauern ist der gegenwärtige nationale Haß, der unter den Letten gegen die Deutschen geschürt wird. Zweck ist, die Deutschen aus den Berufsstellen zu verdrängen, die sie bisher durch ihre Bildung erlangten, wie Aerzte, Prediger u. s. w. Edler wäre es da, durch größere geistige Leistung den Wettbewerb zu überwinden als durch Haß und Verunglimpfung. (Ph. Doebner, Deutsche Erde, 1903, 1.)

Psychologie.

Zur Psychologie der Todesstunde. Es ist auffallend, daß wir bezüglich der letzten Vorgänge in der Todesstunde eines Menschen so wenig Genaues wissen. Nur bei einer einzigen Klasse von Menschen sind wir über die letzten Augenblicke, besonders in psychologischer Hinsicht, ziemlich gut unterrichtet: das sind die Hingerichteten. Doch ist hier sowohl das Individuum oft ein abnormes als auch die Todesstunde eine künstlich herbeigeführte, also mit normalen Verhältnissen schwer vergleichbar. In die eigentliche letzte Stunde fällt ganz oder teilweise der „Todeskampf“, der aber einerseits sich ziemlich lang ausdehnen, andererseits auch einmal ganz fehlen und in verschiedener Stärke auftreten kann. Von den Sinnesempfindungen bleibt das Gehör am längsten erhalten, wo schon umflortes Bewußtsein besteht, aber auf starkes Anrufen bei bereits halb verloschenen Augen doch noch auf Fragen sinngemäße Bewegungen mit dem Kopf, den Lippen, den Händen erfolgen oder gar vernünftige Worte. Die Gesichtswahrnehmung schwindet meist früher. Was den Zustand der Psyche in der Todesstunde betrifft, so sind nur zwei Fälle denkbar: Klarheit des Geistes bis zum letzten Atemzuge und mehr

oder minder starke Trübung des Bewußtseins kürzere oder längere Zeit vor dem Tode. Ersteres ist selten, manchmal tritt Klarheit des Geistes nach starker Trübung momentan wieder auf. Die Trübung des Bewußtseins kann entweder eine Art Traumzustand sein oder der Sterbende redet irre, träumt laut scheinbar Unzusammenhängendes, in unbewußtem oder halbbewußtem Zustand. Bei leichtem Umflortsein des Geistes gelangt der Sterbende wohl öfters auf sehr kurze Zeit zur vollen Klarheit und man hört dann oft Reden, welche die Anwesenden in Erstaunen setzen und die Sterbenden bisweilen geradezu in den Geruch der Prophetie gebracht haben. Meist wird von Sterbenden nur Unbedeutendes und Gleichgültiges gesprochen, was die Bedeutung der so fälschlich in den Himmel gehobenen „letzten Worte“ zu Schanden werden läßt. Das anscheinend so überaus seltene Rekapitulieren der ganzen Jugendzeit oder einzelner Abschnitte daraus in der Todesstunde wird auch öfters von Erhängten, Ertränkten und Abgestürzten berichtet, die noch mit dem Leben wegkommen. Doch sind die Nachrichten und Aussagen darüber recht kritisch aufzunehmen. Es wird öfters berichtet, daß das Gesicht Sterbender zuletzt sich förmlich verklärt, was gewöhnlich auf Gottseligkeit bezogen wird. Eine andere Erklärung liegt aber näher. Wenn nach schwerem Todeskampf mit etwa vorhergehenden physischen oder psychischen Schmerzen, der dem Gesicht den Stempel höchster Angst aufdrückt, ein sanfter, ja verklärter Ausdruck auf den Gesichtszügen lagert, so wird dies durch das Nachlassen des Muskeltonus erklärlich. Dies wird bei solchen mit vorher durchgeistigtem Gesicht noch deutlicher; die kurz vorher noch verzerrten Muskeln kehren in die alte Lage zurück, um freilich in der Totenstarre bald wieder sich zu verändern. Die physiologischen und psychologischen Erscheinungen der Sterbestunde sind bei Geisteskranken und Geistesgesunden sehr ähnliche. Die sogenannte Todesfurcht ist vorwiegend ein Produkt der Kultur. Wilde und ungebildete Völker kennen sie wenig oder nicht, ebenso die Kinder. Auch können religiöse Motive die Todesfurcht unterdrücken. Mit der Kultur wächst zweifelsohne der Selbsterhaltungstrieb und die Liebe zum Leben, weil das Leben selbst einen reicheren Inhalt gewinnt und somit mehr Wert erhält. Es ist daher ein schlechtes Zeichen einer Zeitperiode, wenn dieser Trieb sich abschwächt und die Selbstmorde sich häufen. Im allgemeinen hingen die Germanen mehr am Leben als die weniger gebildeten Südromanen oder gar die Slawen. Doch spielt hier die Rasse die größte Rolle. — Ist aber der Tod schmerzhaft und ist er deshalb zu fürchten? Wenn auch das Leiden, das zum Tode führte, es war, so kann man wohl mit absoluter Sicherheit sagen, daß bei eingetretener Bewußtlosigkeit nichts mehr gefühlt wird, der eigentliche Tod also schmerzlos sein muß. (Dr. P. Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie, 1903, 4.)

Rassen-Hygiene.

Zur Degeneration des englischen Volkes. Am 6. Juli d. J. war im Hause der Lords darauf aufmerksam gemacht worden, daß in der körperlichen Beschaffenheit gewisser Volkskreise eine auffallende Degeneration zu erkennen sei. Die Rekrutierungsbureaus hatten schon längst die unliebsame Entdeckung gemacht, daß nur ein kleiner Teil der dienstlustigen Leute für den Dienst im Heere stark genug war, und es wurde auch von anderer Seite festgestellt, daß die Arbeiterbevölkerung der Großstädte, und vor allen Dingen Londons, körperlich immer mehr zurückgeht, während die jungen Leute der besseren Klassen im Gegensatz dazu eine bessere körperliche Entwicklung zeigen als in früheren Generationen. Daraus schließt man, daß wahrscheinlich schlechte und ungenügende Nahrung an dem körperlichen Verfall der Arbeiterbevölkerung die Hauptschuld trägt, in zweiter Linie aber auch der Aufenthalt der Arbeiter in ungesunden Wohnungen und mangelhaften Arbeitsstätten. Der Herzog von Devonshire hat nunmehr eine Kommission eingesetzt, die sich über die Gründe des Rückganges der körperlichen Entwicklung informieren und über geeignete Abhülfemaßnahmen äußern soll. Die Mitglieder der Kommission sind meistens Männer, die durch den Rekrutierungsdienst oder durch Erfahrungen auf dem Gebiete des Schulwesens Verständnis über die Sache, über die sie urteilen sollen, gewonnen haben. (Hamburger Nachrichten, 1903, No. 418.)

Rückgang des französischen Rekrutenkontingents. Das französische Rekrutenkontingent für 1904 beläuft sich auf 196000 Mann gegen 232000 Mann im Jahre 1903. Die Verringerung der Rekrutenzahl rührt zum Teil daher, daß das Kriegsministerium den Aushebungskommissionen eine strengere Auswahl aufgetragen hat. In den letzten Jahren hatten nämlich die Aushebungsbehörden in dem Bestreben, dem Heere recht zahlreiche Rekruten zuzuführen, immer mehr Leute mit körperlichen Fehlern für tauglich erklärt, was für den Dienstbetrieb innerhalb der Truppenteile viele peinliche Störungen im Gefolge hatte. Auffällig bleibt trotz der ministeriellen Verfügung, daß der Unterschied zwischen dem diesjährigen und dem letzten Kontingent so bedeutend ist; der Betrag für 1904 bleibt sogar hinter dem von 1899 noch um 10000 Mann zurück. Die Hauptschuld liegt offenbar an dem Stillstand und teilweisen Rückgang der natürlichen Volksvermehrung, der in Frankreich schon seit langer Zeit beklagt wird, sowie an einer neuerdings beobachteten Entartung der Rasse in gewissen Landesteilen. (Berliner Lokalanzeiger, 1903, No. 451.)

Die Alkoholentartung in Frankreich. Die Gefahren der ungeheueren Zunahme des Alkoholismus in Frankreich sowohl für die einzelnen Individuen als für die ganze Nation, für ihre Tüchtigkeit auf allen Gebieten, für ihre Militärkraft und ihren Einfluß in der Welt, haben seit Jahren zahlreiche Politiker wie Gelehrte zu ernsten Warnrufen und zu mannigfaltigen Vorschlägen bezüglich der Eindämmung des immer weiter um sich greifenden Krebsschadens veranlaßt. Alle diese Zusammenstellungen und Vorhaltungen werden von dem bei diesem Kampfe mit im Vordergrunde stehenden Dr. Daremberg sehr klar und eindringlich im Journal des Débats den öffentlichen Gewalten und dem Volke vorgehalten. Danach hat Frankreich die traurige Ehre, an erster Stelle von allen Ländern in bezug auf den Alkoholkonsum zu stehen. Der Alkoholismus wütet besonders in den an den nordfranzösischen Küsten gelegenen Departements, in der Bretagne und in der Normandie, vor allem unter der seemännischen Bevölkerung selbst. Die Folgen sind: Abnahme der Bevölkerung wegen größerer Sterblichkeit, besonders der Neugeborenen, Verkümmerung der Rasse in physischer, moralischer und intellektueller Hinsicht, Zunahme der Verbrechen und Abnahme des jährlichen Militärkontingentes. Dr. Daremberg erinnert an den Ausspruch Charcots: „Ein Blutstropfen eines Alkoholikers enthält im Keim alle Arten der Neuropathie. Hysteriker, Epileptiker, Wahnsinnige, Idioten, Dummköpfe, Entartete — das sind die Erzeugnisse, die der Alkoholismus in Umlauf setzt. Ein Alkoholiker braucht sich nicht mit der Frage zu quälen: Was soll ich aus meinen Söhnen machen? Die Zukunft der Seinigen ist von vornherein sicher: Hospital oder Irrenhaus, wenn nicht gar Zuchthaus." — In dem Departement Eure, in dem die Trunksucht besonders erschreckend um sich gegriffen hat, hat sich die Zahl der Verbrecher in den letzten dreißig Jahren verdoppelt, die der Selbstmorde vervierfacht, während die Bevölkerungsziffer die gleiche geblieben ist. Der Mißbrauch mit geistigen Getränken hat in Frankreich besonders die Leber- und Nierenkrankheiten entwickelt. Dr. Daremberg erklärt, daß er keinesfalls für die absolute Abstinenz eintrete, sondern nur für die Beschränkung des Genusses geistiger Getränke, die, wie besonders das Beispiel Schwedens zeige, die wahre Wiedergeburt einer Nation herbeiführen könne. (Frankfurter Zeitung, 1903, No. 260.)

Alkohol und Langlebigkeit. Eine sehr interessante statistische Studie über den Einfluß des Alkohols auf die Dauer des Lebens veröffentlicht Mr. Laurence Irwell auf Grund einer Anzahl Berechnungen verschiedener Lebensversicherungs-Gesellschaften. Bekanntlich berechnen die Lebensversicherungen auf Grund von jahrelangen Erfahrungen und Tabellen die durchschnittliche Lebensdauer, welche eine Person von bestimmtem Alter, die sich versichern lassen will, noch zu leben hat. Für eine große Anzahl eines Jahrganges trifft diese Berechnung annähernd zu, der einzelne Fall zeigt natürlich Abweichungen. Nun haben die englischen Gesellschaften die Gewohnheit, die versicherten Mitglieder in zwei Klassen zu teilen, diejenigen, welche sich einem mäßigen Alkoholgenuß hingeben, und die, welche vollkommen abstinent sind, keinerlei alkoholische Getränke zu sich nehmen. Innerhalb 37 Jahre hatte die United Kingdom and General Provident Institution auf Grund ihrer Sterblichkeitstabellen für die Klasse der mäßigen Trinker die Auszahlung von 2815518 Pfund Sterling vorgesehen, tatsächlich hatte sie aber 13832 Pfund Sterling weniger zu bezahlen gehabt; für die Klasse der Abstinenten hatte sie 2217606 Pfund Sterling vorgesehen, hier hatte sie aber 692837 Pfund Sterling weniger verausgabt.

Die Zahl der zu erwartenden Todesfälle in der ersten Klasse war auf 12166 angenommen worden. Die Wirklichkeit blieb in dieser Klasse nur um 512 hinter der Annahme zurück, während bei den Abstinenten statt der erwarteten 9236 Todesfälle nur 6625 eintrafen, d. h. ein Minus von 2611. Eben dieselben Resultate liefern die Policen einer anderen englischen Gesellschaft, der Sceptre Life Association. Für die Dauer von 18 Jahren, die mit dem Jahre 1901 schloß, betrug für die mäßigen Trinker die wahrscheinliche Sterblichkeit 2081, die tatsächliche 1625, bei den Abstinenten 1221 und 673. Die wirkliche Sterblichkeitsziffer beträgt also in der ersten Klasse 80 vom Hundert, in der zweiten Klasse aber nur 55 vom Hundert der Berechnung. Schlagender läßt sich wohl kaum der schädigende Einfluß, welchen der Alkohol ausübt, nachweisen als durch diese Zahlen. (Berliner Lokalanzeiger, 18. September, 1903.)

Das Aussterben der eingeborenen Bevölkerung Sibiriens wird von den dortigen Beobachtern auf die furchtbar grassierende Syphilis zurückgeführt. Nach der „Irkutskija Wed“ ist nicht nur mehr als zwei Drittel der erwachsenen Bevölkerung, sondern ein mindestens ebenso großer Prozentsatz der Kinder von dieser unheilvollen Krankheit befallen. Zu Hunderten, ja Tausenden kann man ja sogar Säuglinge finden, deren Gesicht und Körper derart mit widrigen Geschwüren bedeckt ist, daß oft kein gesundes Fleckchen am Leibe zu sehen ist. (Globus, 1903, 15.)

Soziale Hygiene.

Zeitschrift für soziale Medizin. Im Verlag von G. Fischer (Jena) erscheint seit dem 1. Oktober d. J. eine „Monatsschrift für soziale Medizin“, herausgegeben von Dr. M. Fürst und Dr. K. Jaffé. Ueber die Ziele der Zeitschrift orientieren folgende Programmpunkte: Die soziale Medizin behandelt diejenige Seite der ärztlichen Tätigkeit, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, die allgemeine Wohlfahrt, die Gesundheit der breiten Masse zu heben. — Will sie auf der einen Seite in ärztlichen Kreisen das Interesse für die allgemeinen sozialen Aufgaben wecken und kräftigen, so ist es andererseits ihr Bestreben, den Nichtärzten vorzuführen, was innerhalb der ärztlichen Wissenschaft und Praxis für die Verwirklichung des sozialen Gedankens geschieht. — Es werden also folgende Kapitel in dieser Zeitschrift bearbeitet: Soziale Prophylaxis (Rassenhygiene); Soziale Krankenpflege, d. h. die ärztliche Tätigkeit in Krankenhäusern, Heilstätten und im Samariter- und Rettungswesen, Armen-Krankenpflege (Kinderfürsorge); Aerztliche Tätigkeit in Beziehung zur Kranken-, Unfall- und Invaliditäts-Gesetzgebung; Aerztliche Beaufsichtigung der Prostitution; Tätigkeit des beamteten Arztes; Hafen- und Schiffshygiene, Wohnungshygiene, Gefängnishygiene, Schulhygiene, Hygiene der Ernährung; Aerztliche Standesangelegenheiten, insbesondere auch alles, was sich auf Bekämpfung der Krebskrankheit, des Alkoholismus, der Tuberkulose und der Geschlechtskrankheiten bezieht; Uebersicht über diejenigen Punkte der Volkswirtschaft, die für den Arzt von grundlegender Bedeutung sind.

Merkblatt der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. 1. Enthaltsamkeit im geschlechtlichen Verkehr ist nach dem übereinstimmenden Urteil der Aerzte im Gegensatz zu einem viel verbreiteten Vorurteil in der Regel nicht gesundheitsschädlich. 2. Die sogenannten „venerischen“ oder „Geschlechtskrankheiten“ sind in allen Kreisen der Bevölkerung sehr verbreitet. Die wichtigsten sind Tripper (Gonorrhoe) und Syphilis. Der Tripper beginnt einige Tage bis selbst Wochen nach der Ansteckungsgelegenheit mit Ausfluß aus der Harnröhre des Mannes, respektive aus den Geschlechtsteilen der Frau, oft mit, oft aber auch ohne Schmerzen, Brennen oder Jucken. Er kann besonders bei Frauen ganz unbemerkt bleiben und führt in vielen Fällen zu sehr verschiedenen, manchmal schweren Folgekrankheiten. Er kann auch dann noch vorhanden und ansteckend sein, wenn die Patienten sich schon längst ganz gesund glauben. Sie können dann unwissentlich die Krankheit auf andere übertragen. Sehr häufig werden auf diese Weise die Frauen in der Ehe angesteckt — viele und schwere Frauenkrankheiten, die Kinderlosigkeit mancher Ehe sind auf Tripper zurückzuführen. Auch neugeborene Kinder können durch die oft ganz verborgen gebliebene Krankheit der Mütter

angesteckt und dadurch blind werden. Die Syphilis beginnt mit einer kleinen Abschürfung, einem Knötchen oder einem Geschwür oft erst mehrere Wochen nach der Ansteckung. Sie kann einige Jahre hindurch, in manchen Fällen sogar noch viel länger wiederholt die verschiedensten Krankheitserscheinungen in allen möglichen Organen bedingen. Sie kann lange Zeit hindurch ansteckungsfähig bleiben und auf die Nachkommenschaft übertragen werden, auch wenn die Kranken selbst gar nichts mehr bemerken. 3. Die — direkte oder indirekte — Hauptquelle der venerischen Krankheiten ist der Verkehr mit den Prostituierten, d. h. mit denjenigen, welche sich für Geld mehreren Männern hingeben. Diese Mädchen werden meist nach kurzer Zeit mit Tripper oder Syphilis, oder mit beiden Krankheiten angesteckt und verbreiten sie dann weiter. Selbst die ärztliche Untersuchung der Prostituierten — inner- und außerhalb der Bordelle — schützt nicht mit Sicherheit; namentlich die jungen Prostituierten sind oft ansteckend. Aber auch Frauen, welche sich nicht prostituieren, sind, wenn sie einen irgendwie ungeregelten Geschlechtsverkehr pflegen, der Ansteckungsgefahr ausgesetzt und daher sehr oft ansteckend. Auch sie können — wie die Männer — krank sein, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben. 4. Jede, auch die scheinbar unbedeutendste Wunde, Entzündung, Schleimabsonderung an den Geschlechtsteilen kann hochgradig ansteckend sein. Wer solche an sich trägt, darf selbstverständlich unter keiner Bedingung geschlechtlich verkehren, sondern soll sich sofort durch einen staatlich anerkannten Arzt (nicht Kurpfuscher, Naturarzt u. s. w.) untersuchen lassen. Durch frühzeitige Erkennung und Behandlung kann schweren Leiden oft vorgebeugt werden. Die Gefahr der venerischen Krankheiten, welche vielfach unter- und vielfach überschätzt wird, kann durch sachgemäße ärztliche Hülfe wesentlich eingeschränkt werden. Die allermeisten Fälle sind, wenn auch oft erst in langer Zeit, vollständig heilbar. 5. Der Tripper- oder Syphiliskranke selbst kann nicht erkennen, ob er wirklich geheilt ist oder nicht. Jeder sachverständige Arzt ist gezwungen, Geschlechtskranke oft durch viele Monate oder Jahre immer wieder zu untersuchen, um den Verlauf der Krankheit zu verfolgen und sie im richtigen Augenblick wieder zu behandeln. Man lasse sich nicht durch die in den Anzeigen der Kurpfuscher und Naturheilkundigen enthaltenen Warnungen von der Quecksilberbehandlung bei der Syphilis abschrecken. Diese ist nach allgemeinem ärztlichen Urteil notwendig, außerordentlich heilsam und kann in der Hand eines sachverständigen Arztes niemals schaden. Wer daher, ohne seinen Arzt ausdrücklich zu befragen, Behandlung oder Beobachtung unterbricht, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er (oft erst nach langer Zeit!) wieder von Krankheitserscheinungen befallen wird. Durch eine solche Vernachlässigung schädigt er aber nicht bloß sich selbst, sondern sehr häufig auch andere Menschen. Wer vor oder nach scheinbarem Ablauf einer venerischen Krankheit, ehe er von seinem Arzte als nicht mehr gefährlich erklärt ist, einen anderen Menschen ansteckt oder auch nur der Ansteckungsgefahr aussetzt, macht sich eines, unter Umständen civil- und strafrechtlich zu ahndenden schweren Vergehens schuldig. Dieses Vergehen ist selbstverständlich nicht weniger schwer, wenn es Prostituierten gegenüber begangen wird. Ganz besonders muß jeder, der Tripper oder Syphilis gehabt hat, sich hüten, zu heiraten, oder, wenn er schon verheiratet ist, den ehelichen Verkehr wieder aufzunehmen, ohne daß ihm der Arzt das ausdrücklich als unbedenklich bezeichnet hat. Zahllose schwere Erkrankungen unschuldiger Frauen und Kinder kommen durch Leichtsinn und Unkenntnis der Männer zustande. Wer sich der Gefahr einer venerischen Ansteckung ausgesetzt hat, muß bedenken, daß eine Erkrankung noch innerhalb eines Zeitraumes von 4 bis 6 Wochen ausbrechen und daß er auch innerhalb dieser Zeit die Krankheit übertragen kann, ohne Erscheinungen an sich bemerkt zu haben. 6. Wer einmal eine venerische Krankheit gehabt hat, soll allen ihn später behandelnden Aerzten davon offen Mitteilung machen; es kann das für seine Gesundheit von wesentlicher Bedeutung sein. 7. Wirklich sicher wirkende Schutzmittel gegen die Ansteckung mit venerischen Krankheiten gibt es nicht; jeder außereheliche Geschlechtsverkehr kann auch bei der Befolgung von Vorsichtsmaßregeln gefährlich sein. Immerhin ist es zweckmäßig, sich solcher Mittel (über die nur der Arzt ein sachverständiges Urteil abgeben kann) zu bedienen. 8. Eine außerordentlich große Anzahl von venerischen Ansteckungen kommt im Rausch zustande; viele werden durch Alkoholgenuß verschlimmert. Auch dadurch richtet der Alkoholismus viel Unheil an. 9. Da viele speziell syphilitische Ansteckungen auch ohne Geschlechtsverkehr zustande kommen, ist es für jeden Menschen notwendig, intimere Berührung mit Unbekannten und mit allen möglichen Gebrauchsgegenständen zu vermeiden. Durch Küsse, durch unsaubere Eßgeräte, Pfeifen, Rasierpinsel u. s. w. entstehen zahlreiche Erkrankungen.

Auch das Säugen und Päppeln ärztlich nicht untersuchter Kinder ist unbedingt zu unterlassen. Andererseits sind alle venerisch Kranken zur sorgfältigsten Reinhaltung ihres Körpers verpflichtet, und besonders die Syphilitischen müssen sich immer bewußt bleiben, daß sie auch ohne geschlechtlichen Verkehr ihre Krankheit durch Unachtsamkeit verbreiten können.

Warnung der studierenden Jugend vor Geschlechtskrankheiten. Folgenden Erlaß über Warnung der Studierenden vor den Gefahren der Geschlechtskrankheiten hat der preußische Kultusminister an die Universitätskuratorien gerichtet: Die Gefahren der Geschlechtskrankheiten für die Gesundheit und die Verbreitung, welche die Erkrankungen glaubwürdigen Nachrichten zufolge unter der studierenden Jugend erlangt haben, lassen es in hohem Grade erwünscht erscheinen, daß die Studierenden in größerer Ausdehnung als bisher vor diesen Gefahren gewarnt und mit den Maßregeln zu ihrer Bekämpfung in eindringlicher und gemeinverständlicher Weise bekannt gemacht, wie auch auf die ethische Seite der Frage nachdrücklich hingewiesen werden. Dies hätte am zweckmäßigsten in kurzen öffentlichen Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten zu geschehen, wobei neben Dozenten der medizinischen Fakultät auch geeignete Vertreter der Philosophie oder Theologie beteiligt werden könnten. Euer Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst um baldige Vorschläge zu einer möglichst zweckentsprechenden Gestaltung dieser Vorkehrungen.

Zur Bekämpfung des Alkoholgenusses hat die preußische Regierung dem Bundesrat eine Novelle zur Gewerbeordnung vorgelegt. Nach derselben soll unter anderem den Landesbehörden die Befugnis eingeräumt werden, zu bestimmen, daß den Schankwirten durch die Konzessionsbehörden aufgelegt werden kann, bestimmte kalte Speisen und bestimmte nichtgeistige Getränke zur Verabfolgung an die Gäste bereit zu halten. Ferner soll die Landesregierung befugt sein, zu bestimmen, daß die Erlaubnis zum Betriebe der Schankwirtschaft unter Bedingungen erteilt werden kann, welche die Aufnahme weiblichen Hülfs- und Arbeitspersonals beschränkt oder aufhebt. Die Schankwirte dürfen den Gästen Getränke, von Notfällen abgesehen, zum Genuß auf der Stelle nicht auf Borg verabreichen. Die Forderungen für Getränke, die den vorstehenden Vorschriften zuwider verabfolgt worden sind, sollen weder eingeklagt noch in sonstiger Weise geltend gemacht werden können.

Keine Zunahme der Krebskrankheit. Professor Bollinger hat die Fälle von Carcinom (Krebs), welche in den letzten Jahren im pathologischen Institut zu München zur Sektion kamen, zusammengestellt; dabei zeigt sich zwar, daß die Häufigkeit verhältnismäßig zunahm, bei den Männern von 5,5 auf 8 pCt., bei den Weibern von 9,4 auf 18 pCt. Das Material ist für München selbst nicht zutreffend, da im Krankenhause viele Auswärtige sterben, die zur Operation dorthin kommen. Die Zunahme ist nur eine scheinbare, weil viele andere Krankheiten sich enorm vermindert haben, so Typhus, die septischen Erkrankungen und die Tuberkulose. Wenn man die Zahlen der Carcinomtodesfälle in der Stadt betrachtet, so sind diese nur im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme gewachsen. Jedenfalls kann man sagen, daß eine Zunahme der Carcinomtodesfälle nicht nachzuweisen ist. (Deutsche Medizinische Wochenschrift, 1903, 38.)

Die Geisteskrankheiten in den Irrenanstalten Preußens. Seit 1875 wird die Irrenstatistik in den preußischen Irrenheil- und Pflegeanstalten mittels Zählkarten erhoben. Die Zahl der Anstalten ist von 118 auf 249 im Jahre 1900 gestiegen; während im ersten Jahre 18761 Fälle von Geisteskrankheit in den Irrenanstalten zur Behandlung gelangten, waren es 1900 deren bereits 76342. Unter 100 Geisteskranken, welche 1900 in den preußischen Irrenanstalten Aufnahme fanden, befanden sich wie 1875: 58 Männer und 42 Frauen. (Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus, 1903, 3.)

Erziehung und Unterricht.

Der biologische Unterricht in den höheren Schulen. Auf der diesjährigen Naturforscher-Versammlung in Kassel wurde über die Verbesserung des biologischen Unterrichts in den höheren Schulen verhandelt. Schon auf der Hamburger

Naturforscher-Versammlung wurde ein Komitee eingesetzt, das dieser wichtigen Unterrichtsfrage näher treten sollte. Das Komitee hat nunmehr neun Thesen aufgestellt, welche der Diskussion zugrunde gelegt wurden. Sie sprechen als Hauptgrundsätze aus: 1. Die Biologie ist eine Erfahrungswissenschaft, die zwar bis zur jeweiligen Grenze des sicheren Naturerkennens geht, aber dieselbe nicht überschreitet. Für metaphysische Spekulationen hat die Biologie als solche keine Verantwortung und die Schule keine Verwendung. 2. In formaler Hinsicht bildet der naturwissenschaftliche Unterricht eine notwendige Erziehung der abstrakten Lehrfächer. Im besonderen lehrt die Biologie die sonst so vernachlässigte Kunst des Beobachtens an konkreten, durch den Lebensprozeß ständigem Wechsel unterworfenen Gegenständen und schreitet wie die Physik und Chemie induktiv von der Beobachtung der Eigenschaften und Vorgänge zur logischen Begriffsbildung vor. 3. Sachlich hat der naturgeschichtliche Unterricht die Aufgabe, die heranwachsende Jugend mit den wesentlichsten Formen der organischen Welt bekannt zu machen, die Erscheinungen des Lebens in ihrer Mannigfaltigkeit zu erörtern, die Beziehungen der Organismen zur unorganischen Natur, zu einander und zum Menschen darzulegen und einen Ueberblick über die wichtigsten Perioden der Erdgeschichte zu geben. Besonderer Berücksichtigung bedarf auf der Grundlage der gewonnenen biologischen Kenntnisse die Lehre von der Einrichtung des menschlichen Körpers und der Funktion seiner Organe, einschließlich der wichtigsten Punkte aus der allgemeinen Gesundheitslehre. 4. In ethischer Beziehung weckt der biologische Unterricht die Achtung vor den Gebilden der organischen Welt, das Empfinden der Schönheit und Vollkommenheit des Naturganzen, und wird so zu einer Quelle reinsten, von den praktischen Interessen des Lebens unberührten Lebensgenusses. Gleichzeitig führt die Beschäftigung mit den Erscheinungen der lebenden Natur zur Einsicht von der Unvollkommenheit menschlichen Wissens und somit zu innerer Bescheidenheit. 5. Eine solche Kenntnis der organischen Welt muß als notwendiger Bestandteil einer zeitgemäßen allgemeinen Bildung betrachtet werden. Sie kommt nicht etwa nur dem zukünftigen Naturforscher und Arzt zugute, dem sie den Eintritt in sein Fachstudium erleichtert, sondern sie ist in gleichem Maße für diejenigen Abiturienten der höheren Schulen von Wichtigkeit, denen ihr späterer Beruf keinen direkten Anlaß zum Studium der Natur bietet. 6. Der gegenwärtige naturgeschichtliche Unterricht kann dieses Ziel nicht erreichen, weil er von der Oberstufe ausgeschlossen ist, und weil die Lehre von den Lebensvorgängen und den Beziehungen der Organismen zur umgebenden Welt erfahrungsgemäß nur von Schülern reiferen Alters verstanden wird, denen die physikalischen und chemischen Grundlehren bereits bekannt sind. 7. Aus diesen Gründen ist es dringend notwendig, daß der biologische Unterricht an den höheren Lehranstalten — mit etwa zwei Stunden wöchentlich — durch alle Klassen geführt werde, wie es früher am Realgymnasium der Fall war. 8. Am Realgymnasium und der Oberrealschule dürfte sich die erforderliche Zeit voraussichtlich durch eine geeignete Verteilung der für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht vorgesehenen Stundenzahl, eventuell durch Abgabe einer sprachlichen Stunde, gewinnen lassen. 9. Der jetzt bestehende Mangel geeigneter Lehrkräfte wird verschwinden, sobald sich den Studierenden die Aussicht eröffnet, die für Oberklassen erworbene facultas docendi in den beschreibenden Naturwissenschaften in ihrem späteren Lehramte auch wirklich ausnützen zu können.

Sozialpolitik.

Klassenkampf und Kulturfortschritt. Für F. Lassalle bedeutete die Befreiung der Arbeiterklasse zugleich die Befreiung der schaffenden Kulturarbeit überhaupt, die Befreiung der Arbeit in der Fabrik und in der Werkstatt des Geistes. Seit ihrem Bestehen hat sich die deutsche Sozialdemokratie eine hohe Vorstellung von ihrer Kulturmission gebildet und glühende Begeisterung für die freie forschende Wissenschaft gezeigt. Mit der Einsicht, daß eine allseitige Erforschung der Kräfte und Gesetze der Natur und eine planmäßige Anwendung dieser Kräfte die materiellen Grundlagen für eine neue Kultur schaffen können, mußte sich notwendig eine Untersuchung über die Triebfedern dieser Erforschung und Benutzung der Naturkräfte verbinden. Sozialdemokratische Theoretiker glaubten nun, im Klassenkampf den Motor des kulturellen Fortschrittes gefunden zu haben. Gewiß kann

nur Unwissenheit die Existenz gesellschaftlicher Klassen und den Kampf dieser Klassen leugnen. Aber selbst bei diesem Eingeständnis stürmen doch zahlreiche Fragen auf uns ein: Füllten die Klassenkämpfe die ganze bisherige Geschichte aus, tobten sie immer mit der gleichen nachhaltigen, das Denken der Menschen bestimmenden Intensität? Sind sie die eigentlichen Triebkräfte der menschlichen Kultur? — *Die Geschichte umfaßt mehr, als nur eine Geschichte der Klassenkämpfe.* In dem großen Jahrtausende umspannenden Leben des Menschengeschlechts ist der Klassenkampf uns eine *Episode* gewesen. In allen Zeiten wirkt jedoch *ein* Moment, und dieses verknüpft einheitlich alle Kulturphasen der Menschheit miteinander: *die Steigerung der Produktivkräfte*, welche immer und überall die großen Revolutionäre gewesen sind. Die Klassenkämpfe sind nur Begleiterscheinungen der schöpferischen Umwälzung der Technik, die stets neues soziales Leben weckt. Die Triebfeder der ganzen kulturellen Entwicklung ist eine ununterbrochene Reihe von *Erfindungen* zur Umformung der Produktionsmittel, der *erfinderische Geist*, der in der technischen Entwicklung sich materialisiert, und da er in zahlreichen Produktionsmitteln niedergeschlagen ist, so faßt man die ökonomische Entwicklung als etwas schlechtweg Materielles auf und stellt sie dem Geiste gegenüber. Das Zusammenwirken der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Kräfte hat besonders die riesigen Erfolge der Gegenwart geschaffen. Indem die Sozialdemokratie die planmäßige Verbindung der Wissenschaft mit der Wirtschaft erstrebt, erhebt sie sich über den eigenen Rahmen der Klassenpartei und des Klassenkampfes hinaus zu einer Partei der planmäßigen Hebung menschlicher Kultur. In der Erfüllung ihrer Kulturmission hat sie alle internationalen Elemente zu übernehmen, die eine Vereinigung der Kulturnationen erstreben, welcher einer Vereinheitlichung der wirtschaftlichen und geistigen Bestrebungen vorausgehen muß. Eine solche internationale Politik ist eine wirkliche *Kulturpolitik*. Innerhalb der Nationen macht sich eine fortschreitende Verstaatlichung bestimmter Produktions-, Verkehrs- und Bildungsmittel geltend, die nicht nur zum Programm der sozialdemokratischen, sondern auch anderer Parteien gehört. Aber trotzdem muß die Sozialdemokratie ihre selbständige Organisation bewahren. Sie muß auf alles gerüstet sein: auf den erbittertsten, leidenschaftlichsten Klassenkampf und auf ein planmäßiges Zusammenwirken mit anderen Klassen zur Verwirklichung drängender Sozialreformen. Mit dem zunehmenden Verfall des Liberalismus in Deutschland wird ihr die Verbreitung und Vertiefung der geistigen und sittlichen Kultur unseres Volkes mehr und mehr zufallen. Eine weitsichtige, die großen Lebens- und Zeitfragen unserer Nation erfassende Politik der Sozialdemokratie kann die größte Partei Deutschlands zur mächtigsten Partei, zur führenden Kulturpartei unserer Nation machen. (P. Kampffmeyer, Sozialistische Monatshefte, 1903, No. 9.)

Staats- und Parteipolitik.

Die intellektuellen und industriellen Klassen und die Wahlreform. Einen unerfreulichen Anblick bietet der kontinentale Parlamentarismus in seiner jetzigen Phase jedem Freunde einer fortschreitenden demokratischen Entwicklung dar. Zweifel an dem Werte dieser Institution und Parlamentsverdrossenheit sind weit verbreitet. Die Repräsentativ-Verfassung bezweckt eine Volksvertretung, über deren Wert die Art entscheidet, wie sie gewählt wird. Welche Wirkung übt nun die Tatsache auf den Parlamentarismus aus, daß die Vertretungskörper nach *Majoritätswahlen* gebildet werden, und welche Mittel gibt es, diese üblen Folgen durch eine *Vertretung der Minderheiten* auszuschließen? — Bei dem jetzigen Wahlmodus sind die Wahlbezirke willkürlich eingeteilt; Parteibildung und Wahlsitten werden schädlich beeinflußt. Es entsteht eine sprunghafte Entwicklung des Parteilebens, Fähigkeit und Zerrissenheit in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Zweckmäßig ist nur das Wahlsystem, das die Tendenz hat, die Parteien so in der Vertretung wiederzugeben, wie sie die Zeit und der kulturelle Zustand der Bevölkerung selbst gebiert. Denn weder die einzelne Person, noch der Bezirk, noch die Mehrheit soll vertreten sein. *Der Mehrheit falle die Herrschaft, der Minderheit die Kontrolle zu!* Subjekt der Vertretung ist die Bevölkerung in ihren *organisierten* und *summierten* Meinungen, d. h. die

politische Partei. Das Wahlsystem hat keine andere Aufgabe als die automatische möglichst genaue Wiedergabe der Parteistärke. Das gesamte Wahlgeschäft hat nur dann für den Staat einen Wert, wenn es die automatische Selbstregistratur der öffentlichen Meinung und des politischen Wollens der Bevölkerung darstellt. Denn es gibt kein Regieren ohne die zuverlässige Kenntnis dieses Meinens und Wollens, ohne dessen Nutzbarmachung für das Gemeinwesen. Diese massenpsychischen Faktoren sind unmöglich zu erfassen an ihrer Quelle, in der Seele des einzelnen, sondern in ihrem festen konstanten Flußbett, in ihrer ausgereiften, sozialen Form als gruppenweises Denken und Streben, als Parteiprogramm und Parteianhang. Diese sind heute die zu registrierenden Elemente und nicht Individuen, Territorien, Stände und Berufe. Nicht mehr die örtlichen Interessen allein bewegen die Menschen, sondern Klassen-, Berufs-, Bildungs- und Kulturinteressen; der Mensch ist von der Scholle gelöst und verbindet sich mit Menschen. Der freie, wechselnde Verband der Gleichgesinnten, die Partei, ist unleugbar zum Träger der Volksvertretung und des öffentlichen Lebens geworden. Die Gefahren der Majoritätsherrschaft werden durch das System der Verhältniswahl herabgemindert, ohne die Parteibildung zu unterbinden. Von diesem Verfahren gibt es in Theorie und Praxis die verschiedensten Formen. Die Proportionalwahl liegt aber im Interesse des Staates, vor allem im Interesse der intellektuellen und industriellen Klassen der Gesellschaft, und zwar auf Grundlage des gleichen Wahlrechts, denn Bedeutung, Ansehen, die entscheidende Macht im Staate gewinnt die Intelligenz nur in demokratischen Gemeinwesen. Bürgertum und Arbeiterschaft sollten ihre Macht vereinigen zur Aufrichtung eines demokratischen, vollkommenen, gerechten, zeitgemäßen Wahlsystems, das niemanden ausschließt, niemanden majorisiert, das alle Klassen in ihrer verhältnismäßigen Macht und Bedeutung zur Teilnahme an der Gesetzgebung beruft, zur Aufrichtung der verhältnismäßigen Volksvertretung. (R. Springer, Deutsche Worte, 1903, 7 und 8.)

Völker und Politik.

Das nationale Erwachen der Ruthenen. Seit einiger Zeit macht sich in den Gebieten der galizischen und russischen Ruthenen eine starke nationale Bewegung bemerkbar, die namentlich auf die Geltendmachung und öffentliche Stärkung der ruthenischen Sprache hinzielt. Ein offizielles Organ hat sich diese Bewegung in der halbmonatlich erscheinenden „Ruthenischen Revue" geschaffen, in welcher wir einen interessanten Bericht über „Die ruthenische Nationalfeier in Poltawa" finden, welche der Enthüllung des Denkmals Iwan Kotlarewskyjs, des Stifters der neuen Periode der ruthenischen Literatur, geweiht war. Es war ein allgemeines ruthenisches Fest, was bisher in Rußland nicht gestattet wurde. Seit der Schlacht bei Poltawa, in welcher Peter der Große über Karl XII. und Mazepa einen Sieg davon trug, war ein bedenklicher Stillstand im politischen und nationalen Leben der Ruthenen eingetreten; die ruthenische Nationalliteratur starb ab, die hervorragendsten ruthenischen Schriftsteller schrieben russisch und dachten nicht an die Wiedergeburt ihres Volkstums. Vor 134 Jahren wurde in Poltawa Iwan Kotlarewskyj, der Schöpfer der neuen ruthenischen Nationalliteratur, geboren; sein Auftreten war epochemachend. Die russische Regierung, die nach der Aufhebung der Autonomie Ukrainas, nach der Vernichtung der ruthenischen Miliz der Russifizierung der ruthenischen Länder sicher war, erblickte anfangs in dem Schaffen Kotlarewskyjs und seiner Nachfolger keine Gefahr für ihre Russifizierungspläne. Als jedoch die nationale Wiederbelebung Ukrainas konkrete Formen annahm, wurde 1876 ein Ukas erlassen, der nicht nur das Drucken ruthenischer Bücher, sondern auch öffentliche Vorträge in ruthenischer Sprache verbot. Bei der Enthüllung des Denkmals waren große Volksmassen und zahlreiche Delegierte der ukrainischen Städte anwesend. Die Reden mußten in russischer Sprache gehalten werden, mit Ausnahme der Adressen der galizischen und bukowiner Ruthenen. Aber der Jahrhunderte lange unmenschliche Druck hat nicht vermocht, die Russen und die Ukrainer in eins zusammen zu schweißen. Die Poltawer Festtage werden zweifellos bedeutenden Einfluß auf den weiteren Gang der Dinge haben. Sobald die russische Regierung das Denkmal bewilligte, sobald der Stifter der neuen Periode der ruthenischen Literatur offiziell als solcher gefeiert werden konnte, scheint man sich mit der Wiedergeburt der ruthenischen National-

literatur doch abgefunden zu haben und das unsinnige Verbot in bezug auf die ruthenische Sprache wird sich hoffentlich auch nicht mehr lange halten. (J. Karenko, Ruthenische Revue, 1903, 10.)

Die Deutschvölkische Vereinigung, welche im Jahre 1902 in Stuttgart gegründet wurde, versendet ein Programm, dessen Leitsätze im wesentlichen folgende sind. Die Deutschvölkische Vereinigung betrachtet als ihre grundlegende Aufgabe die Pflege und Vertiefung deutschen Wesens und Volkstums, überall und in jeder Beziehung, sowie den Ausbau des Deutschen Reiches nach innen und außen. Sie tritt daher ein für: 1. Reines Deutschtum in Art und Sitte, in Glaube, Kunst und Recht, in Schrift und Sprache. Deshalb fordert sie völkische Erziehung in Schule und Haus, sowie im öffentlichen Leben. (Tüchtige Körperausbildung und einheitliche lebensvolle Bildung des Geistes und Herzens.) 2. Pflege des alldeutschen Gedankens durch Aufklärung über die Lage unserer Volksgenossen außerhalb der Reichsgrenzen, durch Erweckung des Gefühls der Zusammengehörigkeit und Gemeinbürgschaft aller Deutschen, sowie durch Stärkung des deutschen Volksbewußtseins. — Zur Durchführung dieser Aufgaben ist die Bekämpfung und Beseitigung jeglichen fremden Einflusses, insbesondere des jüdischen und römischen, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unerläßlich. Ferner nimmt die Vereinigung rücksichtslos Stellung gegen alle Fremdsüchtelei, deutschfeindlichen Umtriebe und schädliche Sondertümelei. Nicht minder wichtig erscheint ihr endlich die Aufgabe, unser Volk vor den ihm von außen drohenden Gefahren, z. B. der slawischen, rechtzeitig und eindringlich zu warnen.

Zionismus und Kosmopolitismus. Alle Nationen sind ihrem Wesen nach egoistisch und vor allen Dingen bemüht, ihr eigenes Los so gut wie möglich zu bessern, ohne viel an den „Nur-Menschen" zu denken. Die Kosmopoliten unter den Juden verlangen vollständige Verschmelzung mit den anderen Nationen, da das Endziel der Menschheit der „Nur-Mensch" sei und die Separation der Juden direkt gegen dieses Ideal der Menschheit verstoße. Solange die Lebensbedingungen auf der Erde verschieden sind, und das werden sie immer sein, wird es auch nationale Verschiedenheiten geben. Die Zahl der Völkerschaften hat sich während des 19. Jahrhunderts nicht nur nicht verringert, sondern im Gegenteil vergrößert und jedes Jahrzehnt schenkt uns eine neu erstandene Nation. Mit einem Worte, wir bemerken nicht den Prozeß einer Verschmelzung, sondern einer Differenzierung, welche immer intensiver wird. Und ob dies zu bedauern ist, bezweifeln wir sehr. Bis jetzt hat noch keine Nation begriffen, wie notwendig das Vorhandensein anderer Nationen ist. Die fortschreitende Kultur eröffnet uns nicht nur die Eigenheiten der verschiedenen Nationen, sondern gibt auch den einzelnen Völkern eine große Möglichkeit, die allgemeine Entwicklung mit ihrem eigenartigen Beitrage zu bereichern. Gerade so wie die Familie das Verbindungsglied zwischen den einzelnen Individuen und dem Staate ist, verbinden die einzelnen Nationalitäten die Individuen mit dem ganzen menschlichen Geschlechte. Dieser Umstand stört die menschheitliche Entwicklung durchaus nicht. Im Gegenteil, er macht diese Entwicklung nur noch inhaltsreicher und vielseitiger. Ebensowenig wie die Verschmelzung kann die Brüderlichkeit unter den Völkern das Ziel der Geschichte sein. In der Existenz verschiedenartiger Nationen liegt die Bürgschaft des Fortschrittes und die Erhaltung der jüdischen Nation, der die menschliche Kultur so viel schuldet, steht keineswegs im Widerspruch zum Fortschritt. Man muß im Gegenteil den Zionismus als lichtvollste Erscheinung unserer Zeit begrüßen, denn er ist ein lebendiger Protest gegen die Vernichtung einer der ältesten und kulturreichsten Nationen. (J. B. Sapir, Die Welt, 1903, No. 34.)

Zur kolonialen Arbeiterfrage. Die Grundlage der klassischen Staaten bildete die Arbeit der Sklaven. Von der Sklaverei ist der Entwicklungsgang der Arbeitsverhältnisse über die Hörigkeit hinweg zu dem jetzigen Lohnarbeitersystem mit seiner persönlichen Freiheit geschritten. Vergleicht man nun unsere jetzigen kolonialen Verhältnisse mit der Entwicklung der Dinge in den alten Kulturländern, so bemerkt man, daß hier das Bindeglied zwischen dem Sklaven und seiner Arbeit und der persönlichen Freiheit und Lohnarbeit vollständig übersprungen wird. Nirgends trifft man längere Zeit dauernde Verhältnisse, die sich mit der Hörigkeit und dem Frondienst in Parallele stellen lassen, sondern überall vollzieht sich der Uebergang von einem zum andern äußerst rasch, und die Hörigkeit, eine Institution, zu deren Ueberwindung die Kulturwelt Jahr-

hunderte gebraucht, wird einfach übergangen. Daß dadurch Unzuträglichkeiten hervorgerufen werden, ist leicht erklärlich, aber dennoch wird es niemand beklagen, daß der weite große Umweg über die Hörigkeit hinweg vermieden wird, aber es wird auch niemand die Notwendigkeit von Maßregeln in Abrede stellen, welche geeignet wären, diese Unzuträglichkeiten abzustellen. Eine solche Maßregel wäre vielleicht analog der heimischen Wehrpflicht eine den besonderen kolonialen Verhältnissen angepaßte Arbeiterdienstpflicht. Die gegenwärtige Gegenleistung des Negers für die ihm dargebotenen Vorteile der Kultur genügen nicht, und sich mit schönen idealistischen Träumen von Menschenbeglückung zufrieden zu geben, ist auch verfehlt, denn abgesehen davon, daß doch alle kulturellen Missionen im letzten Grunde um des materiellen Vorteils willen übernommen werden, ist es noch lange keine Menschenbeglückung, den Neger auf der Stufe der Kinder zu lassen, ihn zu verhätscheln und zu verziehen, ihn gar nicht oder nur wenig zur Bestreitung der staatlichen Anforderungen heranzuziehen und auf eigenen Füßen stehen zu lehren. (Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, 1903, 26.)

Geistiges Leben.

Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften auf die Weltanschauung sprach Professor Ladenburg in der ersten öffentlichen Sitzung des 75. Deutschen Naturforscher- und Aerztetages. Anknüpfend an die Schöpfungsgeschichte, die Weltanschauung der Griechen und das in Unwissenheit und Aberglauben versunkene Mittelalter besprach der Redner die Entstehung des Humanismus und feierte dann Christoph Columbus als den geistigen Vater der modernen Naturwissenschaften; er gedachte der großen Tat des Copernikus, der Persönlichkeit Kepplers und Newtons, des Begründers der mathematischen Physik. Das von diesen Denkern geschaffene Bild des Weltsystems hat die neue Auffassung von der Stellung des Menschen in der Natur begründet. Von einem Wesen, das diese Welt geschaffen hat, vermögen wir uns keine Vorstellung zu machen. Uns steht nur an, Bewunderung zu fühlen für diese Schöpfung, Dank zu zollen denjenigen, die uns zu deren Erkenntnis geführt haben, und uns bescheiden in die Rolle zu finden, die uns in dieser Unendlichkeit zugedacht ist. Der Schöpfungsbericht im alten Testament ist das Werk unwissender phantasiereicher Menschen. Lange hat es gedauert, bis sich diese naturwissenschaftliche Erkenntnisse Bahn gebrochen haben, denn bis heute ist der Prozeß noch nicht beendet. Die katholische wie die protestantische Kirche lehnen andauernd die Anerkennung der ungeheueren Fortschritte in der Naturerkenntnis ab. Aber die Gesetze der Gravitation, der Unzerstörbarkeit der Materie und der Erhaltung der Energie lassen den Wunderglauben in nichts zerfallen. Niemals ist ein „Wunder" geschehen, noch kann ein solches geschehen. Die Vorstellung eines persönlichen allmächtigen Gottes ist mit der Ansicht von dem gesetzmäßigen Verlauf aller Erscheinungen nicht vereinbar. Irgendwo und irgendwann müßte seine Allmacht in die Erscheinung treten. Wenn wir auch zugeben müssen, daß wir von der Entstehung der Welt nur eine unklare Vorstellung haben, wenn wir auch nicht verstehen können, woher die weltbeherrschenden Gesetze kommen können, wenn wir auch immer noch berechtigt sind, uns einen Weltenschöpfer zu denken, so kann dieser doch nicht über den Gesetzen stehen, wir müssen ihn als die Verkörperung dieser Gesetze denken, wenn uns das zu denken überhaupt möglich ist. Es ist aber befremdend, daß diese wichtigsten Fragen auf den Schulen nach ganz bestimmten Normen und vorgezeichneten Schemata behandelt werden und jeder in seiner Jugend geradezu gezwungen wird, sich für ein solches Schema zu entscheiden. Gerade hier gibt es noch viel zu reformieren. Die allgemeine Bildung muß auf die Kenntnis der Natur und ihre Gesetze aufgebaut werden. Dazu gehört auch das Studium der organisierten Materie. Die Biologie, Physiologie und Psychologie haben hervorragende Resultate gezeitigt. Befruchtend und reformierend hat auf das ganze Gebiet der Biologie Darwins Theorie von der Entstehung der Arten und der Abstammung des Menschengeschlechts gewirkt. Es ergibt sich daraus die Bedeutung des Menschen auf der Erde. Und auch hier zeigt sich wieder, welche übertriebene Vorstellung von der Stellung des Menschen in der Natur die früheren Jahrhunderte besaßen. An dem Seelenleben

der Tiere können wir nicht zweifeln. Diese Erkenntnis ist aber von größter Wichtigkeit für die Frage der persönlichen Unsterblichkeit. Wir kennen keine besondere Substanz der Seele. Die Aufgabe jenseitiger noch so schöner und trostreicher Hoffnungen muß dazu führen, das Diesseits besser zu verstehen und besser zu gestalten. Aus der wissenschaftlichen Aufklärung entsprang die Erklärung der Menschenrechte. Aber auch alle Bestrebungen, das soziale Elend zu verringern, entsprangen denselben Quellen. Die naturwissenschaftliche Auffassung der Welt führt zu einem Geiste der Toleranz, der Brüderlichkeit und der Friedensliebe, und wir müssen es als eine ernste Pflicht betrachten, den Armen und Elenden in dieser Welt beizustehen, ihr Schicksal zu erleichtern und sie nicht auf ein ungewisses Jenseits zu vertrösten. Werktätige Menschenliebe sei deshalb unser Wahlspruch! (Die Rede ist im Verlag von Veit & Co., Leipzig, erschienen.)

Bücherbesprechungen.

H. Kurella, Die Grenzen der Zurechnungsfähigkeit und die Kriminal-Anthropologie. Halle a. S. 1903. Verlag von Gebauer-Schwetschke. Preis 3 Mark.

In Deutschland ist eine starke Bewegung zugunsten einer Reform des Strafrechts, des Strafrechtsprozesses und Strafvollzuges bemerkbar. Juristen und Psychiater sind dabei zu Worte gekommen, viel weniger die Kriminal-Anthropologen. Unsere offizielle, auf Universitäten dozierte Anthropologie, erstarrt in den Traditionen Virchows, fängt erst langsam an, die Anthropologie für Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft fruchtbar zu machen. Am allerwenigsten hat sie sich mit den kriminalanthropologischen Fragen beschäftigt. Hier ist fast alles Lombroso und seiner Schule überlassen geblieben.

Die vorliegende Schrift unternimmt es, den gegenwärtigen Stand der Kriminal-Anthropologie zu skizzieren und zugleich eine Kritik ihrer Beobachtungen und Ideen zu geben. Das Resultat ist eine Bestätigung und glänzende Rechtfertigung der Lombrososchen Ideen in ihren wesentlichsten Punkten. Namentlich ist Kurellas Arbeit geeignet, viele törichte Mißverständnisse und Vorurteile zu zerstören, die aus Unwissenheit und Oberflächlichkeit den kriminal-anthropologischen Bestrebungen entgegengebracht werden. Darum muß die Schrift allen Juristen, Aerzten und gebildeten Laien angelegentlichst empfohlen werden, besonders aber jenen Gelehrten und Gesetzgebern, die berufen sind, die bevorstehende Reform des Strafgesetzbuches vorzunehmen.

Die Absicht des Buches ist, zu zeigen, daß die jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen über die Zurechnungsfähigkeit zu Widersprüchen in der Theorie und zu Unzweckmäßigkeiten in der Praxis führen müssen. Außer einer Einleitung, welche die Aufgaben der gerichtlichen Psychiatrie und die quantitative Fassung des Zurechnungsbegriffs zergliedert, enthält die Schrift sieben Kapitel, welche die Anomalien des Geschlechtsgefühls, impulsives und unbewußtes Handeln, die ersten Kriminal-Anthropologen, die kriminal-anthropologischen Tatsachen, die gerichtsärztliche Beurteilung des geborenen Verbrechers, Rück- und Ausblick behandeln.

Der Kernpunkt des Buches ist der Nachweis, daß es geborene Verbrecher gibt, d. h. Individuen, die in den körperlichen Grundlagen ihrer Triebe und Gefühle so geartet sind, daß sie notwendigerweise unter allen sozialen Verhältnissen zum Verbrecher werden müssen. Ergänzt wird diese Grund-These durch den Satz, daß die Verbrechernatur bestimmte, anthropometrisch, anatomisch, physiologisch und psychologisch nachweisbare Merkmale besitzt, welche teils als atavistische Rückschläge, teils als krankhafte Veränderungen aufzufassen sind.

Soviel genüge zu einer vorläufigen Anzeige dieses Buches, auf das wir in anderem Zusammenhange noch ausführlich zurückkommen werden, und das in außerordentlichem Maße geeignet ist, für die kriminal-anthropologischen Fragen erneutes Interesse zu erwecken.

lw.

E. Morselli und **S. de Sanctis,** Biografia di un bandito; Giuseppe Musolino di fronte alla psichiatria ed alla sociologia. Mailand, 1903. Verlag Treves. 424 S. Gr. Oktav. Preis 5 Franken.

Zu einer eingehenden und umfassenden Monographie, gleich der vorliegenden, konnte die Kriminalanthropologie erst kommen, nachdem sie über ihr erstes Stadium hinaus war, während dessen sie sich vor allem die Feststellung und Wertung der Anomalien im verbrecherischen Individuum zur Aufgabe gemacht hatte. Sie mußte über die Physis und Psyche des einzelnen hinausgehen, und die Einflüsse des Milieus in Betracht ziehen, ehe sie in der detaillierten Einzelbehandlung eines Verbrechers ein Teil der notwendigen Vorarbeit erkennen konnte, für die von ihr erstrebte wissenschaftliche Erkenntnis des Verbrechens.

Die oben angeführte Arbeit entstammt der Feder zweier bekannten Irrenärzte, die als Sachverständige zu dem Prozeß Musolino zugezogen waren. Beide haben Gelegenheit gehabt, den Banditen monatelang zu beobachten und ihn verschiedenen Experimenten zu unterwerfen, denen er sich bereitwillig unterzog. Sie haben auch an seinem Geburtsort wie in den Strafanstalten, wo Musolino interniert war, Nachforschungen über ihn angestellt.

Ehe wir die Ergebnisse wiedergeben, seien kurz die wichtigsten biographischen Angaben skizziert. Der Bandit wurde 1876 in Santo Stefano di Aspromonte in Kalabrien als Sohn eines wenig begüterten Holzhändlers geboren. Er besuchte zwei Jahre lang die Schule und wird schon als Knabe als Taugenichts bezeichnet. Im Alter von 21 Jahren wird er zuerst wegen Beleidigung und Bedrohung, später wegen Körperverletzung verurteilt, bei welchen Vergehen das Motiv in einer unerwiderten Leidenschaft zu suchen ist. Eines Mordanschlags gegen Vincenzo Zoccoli, seinen persönlichen Feind, verdächtigt, flieht er im Oktober 1897, wird nach einhalbjährigem Banditenleben gefangen und auf Grund von Zeugenaussagen zu 21 Jahren 2 Monaten und 14 Tagen Zuchthaus verurteilt. Musolino hat immer behauptet, daß er an dem Mordanschlag unbeteiligt war, und verschiedene Umstände lassen dies in der Tat als wahrscheinlich erscheinen. Im Januar 1899 gelang es ihm, mit drei Gefährten aus dem Gefängnis zu entfliehen. Während des darauf folgenden fast dreijährigen Banditenlebens tötete er sieben Personen und verwundete fünf, sowohl solche, die als Zeugen gegen ihn aufgetreten waren, als andere, die ihn ausspionierten. Am 19. Oktober 1901 wurde er bei Acqualagna in den Marken gefangen genommen und am 11. Juni 1902 zu lebenslänglichem Kerker verurteilt.

Trotz einer derartigen, geradezu verheerenden Verbrecherlaufbahn zeigt Musolino nur geringe somatische und funktionelle Anomalien.

Er ist regelmäßig gebaut, aber schmal und wenig muskulös, 1,75 m hoch, wiegt (unbekleidet) 62 Kilo; Schädelindex 74,93, Schädelumfang 55 cm; das Gesicht ist verhältnismäßig groß, die Stirn zurückweichend, aber ziemlich hoch, Backenknochen stark, Zähne regelmäßig, Ohrläppchen klein und angewachsen; Darwinsches Knötchen; Gesicht und Schädel zeigen leichte Asymmetrie. Der Körper ist wenig behaart, die Arme lang und schlank, der Fuß gewölbt, ohne Greifzehen.

In den den vegetativen Prozessen dienenden Funktionen stellten die Autoren keine nennenswerten Anomalien fest, außer einer großen Erschöpfbarkeit der Herzinnervation. Bewegungsfunktionen und Reflexe normal. Muskelkraft der Körperbeschaffenheit entsprechend, doch bedeutender auf der linken Seite. Die physische Sensibilität ist fast normal; für thermische Reize besteht Hyperästhesie auf der linken Seite, auch die Schmerzempfindlichkeit ist leicht gesteigert, der Geschmacksinn ist stumpf, alle übrigen Sinne sehr scharf.

Was die Epilepsie Musolinos betrifft, so halten die Autoren sie für traumatischen Ursprungs. Die Anfälle sind selten und scheinen nur partiell zu sein. Weder die Intelligenz noch die Emotivität des Banditen ist, nach Morselli und de Sanctis, durch die Epilepsie beeinflußt; das Gutachten der Psychiater Bianchi, Patrizi und Cristiani erklärt dagegen den Gesamtcharakter Musolinos für ausgesprochen epileptisch.

Auch die psychischen Funktionen zeigen nicht jene Abweichungen, die man nach den Handlungen voraussetzen sollte.

Musolino ist intelligent, voll Wissensdurst (bei großer Unwissenheit), mit starker Fähigkeit, seine Aufmerksamkeit zu konzentrieren; er hat ausgesprochenen Familiensinn, ist sehr abergläubisch, eitel, herrschsüchtig, rachsüchtig und heftig. Die Fähigkeit der Selbstbeherrschung ist höher entwickelt, als das im Durchschnitt bei normalen Menschen der Fall ist. Er ist weder geschlechtlich, noch in Trunk oder Spiel je ausschweifend gewesen, hat starken Rechtssinn, aber eine absolut individualistische Auffassung der Rechtspflege.

Auf dieser anatomischen und physiologischen Basis hat sich nur durch die Einflüsse eines die Verbrecherlaufbahn begünstigenden Milieu und eigenartiger Lebenszufälle das Verbrechertum Musolinos aufbauen können. Der Bandit ist Kalabrese und trägt in Leib und Seele den Stempel dieser seiner regionalen Zugehörigkeit. Durch eine Reihe von Umständen, unter denen wohl der Bodenbeschaffenheit und der wirtschaftlichen Lage die erste Stelle gebührt, hat Kalabrien eine ungeheuere Frequenz der Verbrechen gegen das Leben. Im Triennium 1895/97 kamen im Jahresdurchschnitt auf 100000 Einwohner in ganz Italien 12,7 Verbrechen des Mords und Totschlags, in Kalabrien 22,6; Körperverletzungen 283 im ganzen Land, 603 in Kalabrien. Die Verurteilung der Bluttaten durch die öffentliche Meinung besteht also in den kalabrischen Bergen nur in sehr schwacher Form. Man betrachtet dort ein erlittenes Unrecht, auch wenn es in den Bereich des Strafgesetzes fiele, als eine Privatsache, die zwischen Schädiger und Geschädigten zu erledigen ist. Die soziale Solidarität wird in Kalabrien nur in ihrer barbarischen Form, als Familiensolidarität empfunden. Es fehlt jedes Vertrauen auf öffentliche Rechtspflege und damit geht Hand in Hand eine bittere Verachtung für jeden, der der Justiz in die Hand arbeitet. Fügt man hinzu, daß die Armut und Rückständigkeit der Landschaft ihrer relativ dichten Bevölkerung keine Tätigkeitssphäre bietet, daß die Undurchdringlichkeit ihrer Berge das Banditentum sehr begünstigt, die Volksbildung auf der allertiefsten Stufe steht, so versteht man, daß das Milieu ein guter Nährboden für die Deliquenz à la Musolino ist. Daß die erste schwere Verurteilung, die, auch wenn Musolino den Mordanschlag begangen hatte (was zweifelhaft ist), sehr hoch war, sowie das wilde Leben nach der Flucht, die antisozialen Instinkte aufstacheln mußte, liegt auf der Hand.

In ihrem Gutachten sprechen die Sachverständigen die Ueberzeugung aus, daß Musolino voll verantwortlich sei im Sinne des Gesetzes. Seine Psyche weist keine krankhaften oder degenerativen Erscheinungen auf, trägt aber die Merkmale eines niederen Kulturzustandes. Nach den Kriterien der Kriminalanthropologie ist er ein „delinquente primitivo criminaloide“, den die Umstände zum Berufsverbrecher machten.

In dem Werke, das übrigens nicht gerade einheitlich durchgearbeitet und organisch geordnet ist, finden sich zahlreiche interessante Beobachtungen. Wenn es an vielen Punkten die Kritik herausfordert, so ist es als Ganzes, besonders durch die Fülle des Materials und die unleugbare Kompetenz des Autoren, wertvoll und die von ihm gewählte monographische Behandlungsart nachahmenswert. ag.

A. Forel et A. Mahaim, Crime et anomalies mentales constitutionelles, la plaie sociale des déséquilibrés à responsabilité diminueé. Genève, H. Kündig édit, 1902, 302 Seiten.

Was Forel, der den größten Teil des Buches geschrieben hat, am Herzen liegt, ist die Entscheidung der Frage, ob man dem alten Strafrechte noch ferner eine Berechtigung zum Leben zugestehen könne, und ob es der Wahrheit und den Bedürfnissen der Gesellschaft entspreche. Er und mit ihm jeder von uns, der nur einen Tropfen naturwissenschaftlichen Blutes in seinen Adern hat, wird dies verneinen, und der Widerstand und der absolute Mangel an Verständnis auf seiten der alten Schule sind wohl dazu angetan, den Vorkämpfern für eine geläuterte Anschauung die Feder in die Hand zu drücken und dem altersschwachen Gegner seine Fehler vorzuhalten.

Forel tut dies gründlich und er nimmt kein Blatt vor den Mund. Die Strafrechtspflege, wie sie zur Zeit gehandhabt wird, ist tatsächlich zurückgeblieben und nach wie vor trägt sie vor den Augen eine Binde. Die Naturwissenschaften dagegen sind vorangeschritten. Mit ihnen die Kenntnis des Menschen und somit auch des verbrecherischen Menschen. Wir wissen jetzt, daß die berühmte Willensfreiheit in der Fähigkeit besteht, unser Handeln nach Motiven zu entscheiden und daß diese wiederum von der Befähigung abhängt, sich in die äußeren Umstände zu schicken. Alles dieses aber ist Sache des Gehirns und die mehr oder minder normale Beschaffenheit dieses Organes muß sich mit Naturnotwendigkeit in seinen Funktionen äußern.

Eine Tatsache verständlich zu machen heißt aber nicht, sie zu leugnen, und die Begriffe von Pflicht, Verantwortlichkeit und Freiheit bleiben bestehen, ob man

sie nun so oder so erklärt. Nichts ist verkehrter, als der von der Wissenschaft aufgestellten Forderung des Determinismus den Vorwurf einer materialistischen Weltanschauung zu machen, und daß eine ideale Auffassung damit sehr gut vereinbar ist, dafür gibt Forel das beste Beispiel ab. Immer aber werden wir die Forderung so lange in den Vordergrund stellen und nicht davon ablassen, bis das Studium des Menschen auch für den Juristen das ausschlaggebende geworden ist, das ihn bei der Beurteilung der Straffähigkeit eines Verbrechers leitet und zu anderen Anschauungen führt.

In diesem Sinne hat Forel hier einige besonders bemerkenswerte Fälle zusammengetragen und einer ausführlichen Besprechung unterzogen. So behandelt er unter anderem die Anarchisten und Luccheni, den Mörder der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, Querulanten, Charlatane und Alkoholisten.

Es sind vortreffliche Schilderungen, die seine gewandte Hand uns vorführt, und die alte Schule muß sich manches bittere Wort gefallen lassen. Aber Forel räumt nicht nur mit den alten Anschauungen über Strafe, Sühne und dergleichen auf, er bietet auch neues und rollt insbesondere den Plan einer neuen Anstalt auf, wo jene zahllosen Zwischenstufen zwischen Verbrechern und Geisteskranken auch dann Aufnahme finden sollten, bevor sie ein Verbrechen begangen haben. Möchte der Tod der armen Elisabeth den Anfang besserer Zeiten herbeiführen und der falschen Humanität endlich ein Ende machen, damit die gefährdete Gesellschaft zur Ruhe kommt und nicht stets die Rechnung bezahlen muß! Das Referat kann nur ein mangelhaftes Bild von alledem geben, was an Schönem und Beachtenswertem in dem Buche enthalten ist. Es muß daher um so mehr darauf verwiesen werden, als es das Temperament des Verfassers in jeder Zeile widerspiegelt.

Professor C. Pelman.

Augusto Bosco, La delinquenza in vari stati di Europa. Roma 1903.

Der Verfasser, Professor der Statistik an der Universität Rom, hat sich in dieser fleißigen und gründlichen, durch viele Tabellen erläuterten Arbeit bemüht, die Häufigkeit des Verbrechens und seine Ursachen in verschiedenen europäischen Staaten, Italien, Frankreich, Spanien, Oesterreich, Deutschland, Großbritannien, auf Grund der amtlichen Veröffentlichungen festzustellen und zu vergleichen. Er gibt selbst zu, daß „die Statistik nur einen unvollkommenen Anzeiger der Bedingungen und Veränderungen des Verbrechens“ bildet, daß sie nur einige Grundzüge der so verwickelten Verhältnisse enthüllen kann; auch sind die Ursachen des Verbrechens „sehr zahlreich und verschieden“ und haben zum Teil „tiefe, in der Vergangenheit liegende Wurzeln“. Doch geht aus allem hervor, daß im allgemeinen überall die Straftaten zugenommen haben, aber mehr die „künstlichen“, durch Vermehrung und Aenderung von Verordnungen und Polizeivorschriften hervorgerufenen Vergehen als die eigentlichen Verbrechen; die Zahl der schwersten Verbrechen zeigt sogar einen Stillstand oder teilweisen Rückgang. Die meisten derselben werden von den untersten Volksschichten begangen, denen „die Sicherheit der Heimat und Arbeit“ abgeht; jede Hebung des Volkswohls wird daher auch günstigen Einfluß auf die Zahl und Schwere der Verbrechen ausüben. Dr. Ludwig Wilser.

R. Schmölder, Die Geldstrafe. Verlag von E. Griebsch, Hamm i. W.

Die brennendste Tagesfrage auf dem Gebiet der Rechtspflege ist die Reform des Strafgesetzbuches. Diese Reform muß beginnen bei dem System der Strafmittel. Hier herrscht fast ausschließlich die Freiheitsstrafe. Die Folge dieser Einseitigkeit aber ist, daß die Gefängnismauern für weite Kreise ihre kriminalpolitische Bedeutung verloren haben. Wandel kann hier nur der Ausbau der Geldstrafe schaffen. Der Geldstrafe gebührt die alleinige Herrschaft bei den geringfügigsten Rechtsbrüchen. Sie muß aber den Vermögenden empfindlich treffen und bei dem Unvermögenden auch wirklich als Geldstrafe zur Vollstreckung kommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 10. 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Rasse und Genie.

Dr. Ludwig Woltmann.

In den Schlußbemerkungen zu seinem ausgezeichneten Aufsatz über „Die Menschenrassen Europas" kommt Dr. G. Kraitschek auch auf die psychologische und kulturgeschichtliche Seite der Rassefragen zu sprechen. Er vertritt dabei eine Auffassung, der ich im wesentlichen zustimme, die aber in der Art der Formulierung und Begründung einigen Widerspruch hervorrufen dürfte. Es sei mir darum gestattet, etliche ergänzende Bemerkungen daran zu knüpfen, zumal ich die Frage nach der rassenhaften Bedingtheit des Genies zum besonderen Gegenstand anthropologisch-historischer Studien gemacht habe.

Nach Kraitscheks Ansicht scheint die Ueberlegenheit der nordischen Rasse weniger auf höherer geistiger Begabung als auf einer größeren physischen und psychischen Energie zu beruhen. Auf Grund meiner Untersuchungen bin ich aber zu der schon anderswo ausgedrückten Ueberzeugung gekommen, daß die nordische Rasse an sich eine höhere geistige Begabung besitzt als die alpine und mediterrane Rasse, von denen die letztere der nordischen am nächsten steht. Sie ist die geniale Rasse par excellence, welcher andere Rassen und geniale Mischlinge die höhere geistige Begabung verdanken. Mir ist z. B. unter den Trägern der italienischen Renaissance-Kultur nicht ein einziger von Bedeutung bekannt, welcher der reinen alpinen oder mediterranen Rasse angehörte. Die meisten von ihnen sind Glieder der nordischen Rasse oder zeigen in verschiedenem Grade Merkmale einer Beimischung des dunklen Elementes.

Man kann eine anthropologisch-statistische Karte Italiens entwerfen, auf welcher sich zahlenmäßig ablesen läßt, daß mit dem größeren Anteil der nordischen Rasse an der Zusammensetzung der Bevölkerung die Anzahl der Talente schrittweise zunimmt. Manches kleine Städtchen Oberitaliens, in der Lombardei und in Toscana hat mehr und bedeutendere Talente hervorgebracht als die großen Städte des Südens, wie Rom, Neapel und Palermo, wo es an Bildungs- und Entwicklungsbedingungen wahrlich nicht fehlte. Die Ursache ist eine anthropologische, denn in der Lombardei, in Toscana und in den angrenzenden Bezirken haben sich die Germanen, Goten, Langobarden und Teile anderer Stämme zahlreich niedergelassen und angesiedelt, während sie in Süditalien nur in verstreuten Kolonien oder als Besatzungen sich an der Zusammensetzung der Bevölkerung beteiligten. In den entscheidenden Kämpfen um die Herrschaft in Italien sind die Goten als Rasse nur teilweise untergegangen. Unter-

gegangen ist nur ihr Staat und ihre Sprache. Die Langobarden lassen sich aber, rein historisch betrachtet, bis in die Renaissance verfolgen, und man kann beweisen, daß sie es vornehmlich waren, welche die Wiedergeburt des politischen Lebens, der Künste und Wissenschaften hervorriefen.

Die Rassenmischung ist keineswegs eine physiologische Vorbedingung höherer Geistesbegabung. Sie ist nur eine Verbreiterin der Kultur und Rassenverbesserin, falls eine höhere sich mit einer niederen vermischt. Da ich aber nicht die Absicht habe, hier ausführlich über das Verhältnis von Rasse und Genie zu schreiben, will ich nur zwei Bemerkungen dem Gesagten hinzufügen.

Kraitschek weist auf die „Rundköpfigkeit" mehrerer Genies hin, während doch die echte nordische Rasse dolichocephal ist. Indes bedarf letzteres Kennzeichen einer Korrektur, die sich aus den veränderten Bedingungen der kulturellen Auslese ergibt. Es handelt sich dabei zum Teil um pathologische Veränderungen des Schädels, die ihn auch ohne Mischung mit dem brachycephalen Typus breiter und kürzer machen können. Von den Genies, deren Schädel durch einen hohen Index charakterisiert wird, ist eine ganze Reihe nicht brachycephal, sondern eurycephal, d. h. ihr Schädel ist absolut lang, aber zugleich verbreitert. Viele andere sind aber als pathologisch aufzufassen, denn gewisse Knochenerkrankungen (namentlich rachitische) pflegen den Schädel kürzer und breiter zu machen. Rachitis hatten Kant und Beethoven. Wasserköpfig, was oft mit Rachitis verbunden ist, waren Rubinstein und Cuvier, Paracelsus, W. von Humboldt u. s. w. Schiller und Kant hatten außerdem einen asymmetrischen Schädel. Dantes Schädel war unregelmäßig infolge einseitiger Nahtverknöcherung. Helmholtz hatte einen Index von 85,25, war also brachycephal. Wenn man nicht aus seinem eigenen Munde wüßte, daß er in seiner Jugend einen Hydrocephalus (Wasserkopf) gehabt hätte, dessen letzte Reste bei der Sektion noch gefunden wurden, so könnte man aus seiner Brachycephalie, wie aus derjenigen der anderen geistig hervorragenden Männer, vermeintliche Schlüsse gegen die Theorie von der Ueberlegenheit der nordischen Rasse ziehen. Wie gefährlich es aber unter Umständen ist, aus dem bloßen Index auf die Rasse zu schließen, mögen diese Beispiele ins hellste Licht stellen.

Ein anderes oft wiederholtes Argument gegen die Rassenüberlegenheit der nordischen Gruppe des Menschengeschlechts besteht in dem Hinweis auf die Skandinavier, welche trotz der relativ größten Rassereinheit nicht den höchsten Gipfel menschlicher Kultur hervorgebracht haben. Indes haben die Skandinavier seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage eine einheitlich fortschreitende Kultur geschaffen, welche sie in den Kreis der civilisierten Staaten ebenbürtig einordnet. Ferner haben alle Zweige der indogermanischen Rasse in relativ kurzer Zeit die oberste Stufe der Kultur erreicht, was man von den Mittelländern nur teilweise, von den Mongolen noch weniger, von den Negern überhaupt nicht sagen kann. Zeit und Gelegenheit hatten sie genug. Ferner habe ich nie bestritten, daß geographisches Milieu, Tradition, Entlehnung für die Rassenentfaltung von größter Bedeutung ist. Daß diese Bedingungen aber in Skandinavien ungünstige sind, darüber kann kein Zweifel bestehen. Aus diesem Grunde zogen die nordischen Scharen seit urältesten Zeiten bis auf unsere Tage in die fremde Welt, um günstigere Entwicklungsbedingungen zu suchen und zu erobern. Noch heute wandern die Skandinavier in großen Scharen nach dem modernen Betätigungsfeld höherer geistiger Energie, nach Nordamerika, wo sie ein sehr willkommenes Element der Bevölkerung darstellen, das in der gesellschaftlichen Rangordnung direkt hinter Yankees und Engländern marschiert, während die Einwanderer aus den Ländern mit vorwiegend brünetter Bevölkerung viel tiefer eingeschätzt werden, — nicht etwa aus Vorurteil, sondern weil sie sich weniger bewähren.

Und dann muß man bedenken, daß durch jahrtausendlange Wanderungsauslese die Rasse in Skandinavien selbst verschlechtert worden ist, auch ohne Mischung leiden mußte, weil natürlich die tüchtigsten, mutigsten und begabtesten Stämme und Individuen in die Fremde strebten.

Das Ergebnis meiner bisherigen anthropologisch-historischen Untersuchungen der Kulturvölker und Genies ist, daß die nordische Rasse der Zahl und Art nach die größten Genies hervorgebracht hat. Unter den anderen Menschenfamilien ist nur wenigen Zweigen und Individuen der mediterranen Rasse eine vielleicht ähnliche Begabung zuzuschreiben, obgleich es höchst wahrscheinlich ist, daß auch hier der Einschlag nordischen Blutes veredelnd eingewirkt hat.

Ergebnisse der neueren Lebensforschung.

Dr. Hans Driesch.

Das experimentelle Studium der organischen Formbildung, der jüngste Zweig der exakten Physiologie überhaupt, ist dem gebildeten Publikum, auch wenn es sich für naturwissenschaftliche Fragen interessiert, gegenwärtig noch das am meisten verschlossene Gebiet biologischer Forschung.

Von den verschiedenen spekulativen Theorien der Formbildung, oder wie meist nicht ganz korrekt gesagt wird, der „Vererbung", dringt wohl von Zeit zu Zeit einiges in weitere Kreise, aber daß es seit etwa 20 Jahren auch eine biologische Forschungsrichtung gibt, welche es anstrebt, mit Hülfe des Versuches die Prozesse der Formgestaltung, wie sie sich in der Entwicklungsgeschichte des Individuums (Ontogenie, Embryologie) oder bei Regenerationen abspielen, exakt zu analysieren und das Analysierte begrifflich zu einem theoretischen System zu verarbeiten, ebenso wie die Physik und die Chemie sich aus Experiment und Begriffsbildung ihre theoretischen Systeme schaffen, das ist gegenwärtig einem größeren Publikum noch ganz oder doch beinahe ganz unbekannt.

Den Grund für diese Sachlage aufzufinden, ist nicht schwer: einmal setzt das Studium der entwicklungsphysiologischen Originalliteratur eine große Fülle von Kenntnissen aus der beschreibenden Biologie, ja auch aus den Wissenschaften vom Anorganischen voraus, zum anderen aber hat die Physiologie der Formbildung im Kreise der Biologen selbst gegenwärtig noch energisch um ihre Anerkennung zu ringen; sie zählt viele der bekanntesten Vertreter jener Wissenschaft nicht gerade zu ihren Freunden, und so kommt es denn, daß alles das, was ab und zu weiteren Kreisen in leichter verständlicher Form biologisch geboten wird, die Existenz entwicklungsphysiologischer Forscher und Forschung meist nicht einmal erwähnt.

Ich will nun im folgenden versuchen, das Wesentlichste aus demjenigen Gebiete entwicklungsphysiologischer Forschung, auf dem sich meine eigenen Arbeiten bewegen, in möglichst leicht verständlicher Form darzustellen, und zwar soll es mein Bestreben sein, besonders klar zur Einsicht zu bringen, daß die Ergebnisse experimentell-morpho-

logischer Wissenschaft, mögen sie sich scheinbar noch so sehr in Einzelheiten bewegen, doch unmittelbar an die Fundamentalfragen der Lehre vom Leben überhaupt hinanreichen, an jene Frage namentlich, welche als die Frage des „Vitalismus" bezeichnet zu werden pflegt, an das Problem, ob die Lebensvorgänge nur eine Kombination chemisch-physikalischer Vorgänge seien oder ob es eine vitale Eigengesetzlichkeit gäbe. —

Jede neue Wissenschaftsdisziplin hat ihre Vorläufer, unter denjenigen der zoo-biologischen[1]) Entwicklungsphysiologie seien hier besonders His, Goette und Pflüger namhaft gemacht; derjenige Forscher, welcher zuerst bewußtermaßen und konsequent (seit etwa 1881) Entwicklungsphysiologie — er selbst nennt es „Entwicklungsmechanik" — trieb, ist Wilhelm Roux in Halle. Meinungsverschiedenheiten über geringfügige, ja selbst über bedeutsame Punkte dürfen nicht die hervorragende Bedeutung der Arbeiten dieses Forschers verkennen lassen[2]).

Wenn ich nun daran gehe, verschiedene Experimente über Formbildungsvorgänge zu schildern, welche, wie sich zeigen wird, trotz weitgehender äußerer Verschiedenheiten alle demselben theoretischen Ziele zuweisen, so wird es nicht wohl zu umgehen sein, jedem einzelnen Versuche einige kurze Vorbemerkungen beschreibender Art vorauszuschicken, denn diese Versuche betreffen Objekte und Phänomene, deren Kenntnis weiteren Kreisen nichts weniger als geläufig zu sein pflegt.

Das Froschei ist wohl noch einer der am wenigsten unbekannten Gegenstände unseres Gebietes; es stellt sich dem bloßen Auge als bräunlichweiße, in eine Gallerte eingeschlossene Kugel dar. Man weiß: es ist eine „Zelle", d. h. ein protoplasmatisches Gebilde mit einem „Kern". Nach erfolgter Befruchtung ist der als erster eintretende Entwicklungsvorgang die Teilung des Kernes in zwei Kerne, welche voneinander fortrücken, worauf eine Teilung des protoplasmatischen Eileibes in zwei Hälften folgt, so daß der junge Froschkeim also aus zwei Zellen besteht. Jede dieser Zellen ist halbkugelförmig und liegt der anderen mit ihrer ebenen Fläche an. Der weitere Verlauf der mit dieser Zweiteilung des Eies begonnenen sogenannten „Furchung" führt zur Bildung einer großen Anzahl sehr kleiner Zellen, welche gemeinsam als Wandung einen Hohlraum umschließen.

---

[1]) In der Botanik hat sich eine physiologische Auffassung der Formbildung schon viel früher Bahn gebrochen, wie denn überhaupt in dieser Disziplin der Gegensatz von „Morphologie" und „Physiologie" nie so scharf ausgesprochen gewesen ist wie im Zoologischen. Wir werden in unserer Darlegung das Botanische nur gelegentlich berücksichtigen.

[2]) Für weitere Kreise wohl größtenteils verständlich ist Roux' Rede: „Die Entwicklungsmechanik der Organismen, eine anatomische Wissenschaft der Zukunft", Wien, 1890; sie gibt gut seine allgemeine Anschauung wieder. Ferner vergleiche man: Zeitschrift für Biologie, Band 21, 1885, S. 411 ff. — Von neueren zusammenfassenden Darstellungen entwicklungsphysiologischer Probleme ist für einigermaßen vorgebildete Leser (z. B. Aerzte, nichtbiologische Naturforscher) wohl größtenteils verständlich die Schrift von Herbst: „Formative Reize in der tierischen Ontogenese", Leipzig, 1901, und das Buch von Morgan: „Regeneration", Newyork und London, 1901. Von meinen eigenen Schriften kommen die „Analytische Theorie der organischen Entwicklung", Leipzig, 1894, und die „Organischen Regulationen", Leipzig, 1901, in Betracht.

Es bestand nun der Fundamentalversuch Roux' darin, eine der beiden ersten Furchungszellen des Froscheies mit einer heißen Nadel abzutöten, um zu sehen, was sich aus der überlebenden Hälfte entwickeln werde. Ein halber, d. h. ein „linker" oder ein „rechter" Froschembryo war das Ergebnis des Versuches. In der Tat zeigen die Abbildungen Roux' und auch späterer Nachuntersucher eine Formgestaltung, welche aussieht, als habe man zuerst das Froschei sich bis zu einem gewissen Embryonalstadium entwickeln lassen und dann in der Mittellinie des Körpers durchschnitten; nur, daß der lebenden Keimeshälfte die abgestorbene Eihälfte noch als unentwickelte Halbkugel ansaß.

Das geschilderte Experimentalergebnis paßte zu gewissen theoretischen Vorstellungen über Embryonalentwicklung, wie sie zumal von Weismann und von Roux selbst aufgestellt worden waren: man sah alle Formbildung als die Folge einer Zerlegung einer komplizierten hypothetischen Substanz, des sogenannten „Keimplasmas" oder „Idioplasmas" an. Mit dieser „Zerlegungstheorie" harmonierte der halbe Froschembryo offenbar vortrefflich.

Im Jahre 1891 beschloß ich den Versuch von Roux an einem anderen Ei, demjenigen der Seeigel nämlich, das als leicht beschaffbar und sehr zählebig bekannt war, auszuführen. Das Seeigelei ist sehr viel kleiner als das Ei des Frosches: es ist mit bloßem Auge gerade als weißer Punkt erkennbar; die Versuchsmethode mußte daher eine andere sein, und zwar gelang es durch starkes Schütteln der in zwei Zellen geteilten Eier bei vielen derselben die eine Zelle abzutöten und somit die andere allein lebend zu erhalten.

Ich war nun im höchsten Grade überrascht, aus den isolierten Furchungszellen des Seeigeleies nicht etwa halbe Embryonen, sondern durchaus ganz organisierte, munter schwimmende Seeigellarven sich entwickeln zu sehen, welche sich nur durch ihre geringere Größe von normalen Larven unterschieden.

Das Rouxsche Ergebnis erschien damit als ein Spezialfall und durchaus nicht geeignet, der sogenannten Zerlegungstheorie des Keimplasmas als Stütze zu dienen, wenn anders wenigstens man forderte, daß eine Entwicklungstheorie alle Einzelerscheinungen umfassen sollte. Theoretisch „wußte" man also auf Grund meiner Versuche zunächst eigentlich weniger als vorher.

Durch Zufall wurde ich nach Vollendung meiner Experimente mit einer wenig gelesenen Arbeit eines französischen Forschers, Chabry, bekannt, in welcher ebenfalls Versuche an isolierten Furchungszellen, und zwar vom Ei einer Ascidie, geschildert waren. Chabry redet in seinem Text zwar immer von Halbindividuen („demi-individus"), die er als Entwicklungsresultate erhalten habe; eine genaue Analyse seiner Figuren ergab mir jedoch, daß er dasselbe Resultat wie ich, nämlich ganze Embryonen von halber Größe erhalten haben mußte, und eine spätere experimentelle Nachprüfung zeigte mir, daß ich in dieser Deutung recht gehabt.

Dadurch stand das Rouxsche Versuchsresultat noch isolierter da. Spätere Untersuchungen, an denen sich vornehmlich italienische und amerikanische Forscher beteiligten, haben nun allgemein gelehrt,

daß zwar die Eier der meisten Tiere sich wie das Seeigelei verhalten, also aus ihren einzelnen Furchungszellen ganze kleine Organismen erstehen lassen, daß es aber auch gewisse Objekte gibt, für welche das Rouxsche Ergebnis seine Analogien findet.

Es zeigte sich ferner im Verlaufe der neueren Forschung, daß auch bei Experimentalergebnissen, wie dem Rouxschen — von allgemeinen Gründen abgesehen — keine Rede von einer „Zerlegung“ des im Kern der Zellen enthalten gedachten „Keimplasmas“ die Rede sein kann.

Nicht nur wurden halbe Larven, wie beim Frosch, aufgezogen aus Eiern von gewissen Meeresquallen (Ctenophoren), denen vor der Furchung, als sie also nur den einen Eikern besaßen, etwa die Hälfte der Eiprotoplasmamasse abgeschnitten war; es wurde für das Froschei selbst sogar gezeigt, daß man aus einer seiner ersten Furchungszellen einen ganzen Frosch verkleinerten Maßstabes erhalten kann, wenn man dem Protoplasma derselben Gelegenheit gibt, sich in bestimmter Weise umzuordnen: beim Froschei hat es also der Experimentator geradezu in der Hand, ob er ganze oder halbe Embryonen aus isolierten Furchungszellen erziehen will.

Doch seien diese in ihrer weiteren Verfolgung schwierigen Verhältnisse hier nur andeutungsweise und gleichsam als Exkurs behandelt.

Wir kehren zur Betrachtung der Versuche am Seeigelei zurück und verfolgen ihre weitere logische Entwicklung.

Es lag zunächst nahe zu fragen, wie weit denn das Vermögen der einzelnen Furchungszellen kleiner Embryonen von ganzer Organisation gehen möge: bekanntlich schreitet der oben kurz geschilderte Prozeß der Furchung sukzessive fort, bis eine große Anzahl — bei Seeigeln gegen 1000 — sogenannter „Furchungszellen“ („Blastomeren“) geliefert ist, welche zusammen einen Hohlraum, die „Furchungshöhle“ umschließen. Die Möglichkeit, Furchungszellen jeden beliebigen Stadiums zu isolieren, was mit Hülfe des Schüttelns schwerlich möglich gewesen wäre, war gegeben durch eine Entdeckung von Herbst, daß sich nämlich im Seewasser, dem der Kalk fehlt, Furchungsstadien von Keimen von selbst in ihre einzelnen Zellen auflösen.

Mit Hülfe dieser Methode ließ sich zeigen, daß nicht nur die beiden ersten Stellen des Zweizellenstadiums, sondern sogar die vier Zellen des Vierzellenstadiums des Seeigelkeimes je für sich einen kleinen vollständigen Larvenorganismus erzeugen können; ja, „ganze“ Larven liefern sogar noch die einzelnen Zellen des 8-, 16- und 32zelligen Stadiums der Furchung, wenn schon hier die Entwicklung über eine gewisse Grenze (Gastrula mit gegliedertem Darm und Skelettrudiment) nicht hinausgeht; aber was da ist, das ist „ganz“ da. Besonders hervorgehoben zu werden verdient wohl, daß auch drei Viertel des vierzelligen Furchungsstadiums zusammen, also ein Vierzellenstadium, dem ein Viertel genommen ist, eine in jeder Hinsicht ganze normale Larve liefert.

An diese Zerteilungsversuche schließen sich nun zwei andere Versuchsserien an: Wenn man den Seeigelkeim nach beendeter Furchung, wenn er also eine von gegen 1000 Zellen umschlossene Hohlkugel,

die sogenannte „Blastula“, darstellt, mit Hülfe einer Schere beliebig[1]) in zwei Hälften trennt, so schließt sich jede derselben zu einer neuen, kleinen, ganzen Kugelblase und entwickelt sich zu einem ganzen kleinen Organismus.

Von einer noch anderen Seite lehren die Verlagerungsversuche die „Indifferenz“ der Furchungszellen, wie wir jetzt wohl schon vorwegnehmend sagen können, kennen: es gelingt, die Furchungszellen, etwa des 16zelligen Stadiums, durchgreifend[2]) zu verlagern, und es resultiert aus so verlagerten Keimen eine normale Larve.

Doch nun ist es an der Zeit, zu Schlußfolgerungen aus dem mitgeteilten experimentell gewonnenen Tatsachenmateriale überzugehen.

Was folgt daraus, daß die einzelnen Furchungszellen für sich den ganzen Organismus produzieren können, und daß auch ein ganzer, normaler Organismus entsteht, wenn man, durch Zerschneidung oder Zellenverlagerung bereits abgefurchter Keime, die einzelnen Elemente in abnorme Lagebeziehungen zu einander bringt?

Zunächst folgt daraus wohl allgemein dieses, daß von einer festen Spezifikation der einzelnen Furchungszellen, von einer Prädetermination, einer Vorausbestimmung derselben für ganz bestimmte Teile des künftigen Organismus keine Rede sein kann.

Bei genauerer Ueberlegung aber ergibt sich nicht nur diese allgemeine negative, sondern ergeben sich auch zwei sehr wichtige besondere positive Folgerungen:

Auf Grund der Isolierungsversuche kann erstens der in Furchung begriffene Keim der Seeigel (und vieler anderen Tiere) bezeichnet werden als ein Gebilde, das zusammengesetzt ist aus Elementen, von denen jedes gleichermaßen eine ganze komplizierte Gestaltungsleistung vollbringen kann („komplex-aequipotentielles System“).

Zum anderen aber lehren die Verlagerungsversuche und auch jene Versuche, in denen die Entnahme beliebiger Zellen des schon vielzelligen Keimes normale Entwicklung nicht hinderte, daß die einzelnen Furchungszellen nicht nur je für sich in geringerem oder höherem Grade je das Ganze, sondern daß sie auch — was sie ja bei normaler ungestörter Entwicklung tun — jeweils Einzelnes im Ganzen leisten können, dieses Einzelne aber derart, daß es nicht irgendwie vorausbestimmt ist, daß es vielmehr abhängt von den Lagebeziehungen der einzelnen Zellen im „Ganzen“ des Keimes.

Was dieses „Ganze“ des Keimes ist, vermögen wir leider zur Zeit noch nicht genauer anzugeben: an vielen Eiern sieht man eine

---

[1]) Voraussetzung für das Gelingen dieses Versuches ist allerdings, daß jede der Hälften einen gewissen Anteil der „vegetativen“, bei manchen Arten im Gegensatz zur anderen, deutlich gefärbten Eihälfte mitbekommt, sonst bleibt sie auf dem Stadium der kleinen Kugelblase stehen, ohne sich weiter zu entwickeln. Praktisch wird dieses zum Gelingen des Versuches erforderliche Verhalten fast stets erfüllt sein.

[2]) Freilich müssen die Zellen desjenigen Eipoles, von dem später die Darmbildung ausgeht, bei einander bleiben, sonst erhält die Larve zwei Därme. — In diesem Zusammenhang wäre auch noch der Verschmelzungsversuche zu gedenken: unter gewissen Umständen gelingt es, zwei abgefurchte Keime der Seeigel zur Verwachsung zu bringen; sie bilden dann eine große Kugel. Waren bei der Verschmelzung die Achsen beider Eier gleichgerichtet, so resultiert eine große durchaus normale Larve, waren sie nicht gleichgerichtet, so erhält die Larve zwei Därme und oft auch zwei Skelette.

gewisse „polare“, d. h. in Richtung zweier Eikugel-„Pole“ verschiedene Färbung oder Struktur; es muß auch wohl eine „bilaterale“ Struktur vorhanden sein, sonst wäre es nicht zu verstehen, wie aus dem Ei ein Organismus entstehen könnte, an dem es „rechts und links“, „oben und unten“, „vorn und hinten“ gibt.

Kurz, wir wissen über alle diese Dinge nichts, müssen aber aus allgemeinen Gründen eine solche Struktur des Eies, die sich nur auf die allgemeinsten Richtungen bezieht, postulieren, und können dann sagen: was aus einer beliebigen Zelle des in Furchung begriffenen Keimes im Einzelnen wird, das hängt von der Lage ab, die sie gerade in dem nur durch die allgemeinsten Richtungen gekennzeichneten „Ganzen“ des Keimes einnimmt.

Ihr Vermögen (ihre „Potenz“) ist allgemein und nicht vorherbestimmt, ihr Schicksal (ihre „prospektive Bedeutung“) hängt ab von ihrer Lage (ist eine „Funktion“ ihrer Lage).

Der in Furchung begriffene Keim vieler Eier ist also nicht nur ein Gebilde, in welchem jedes Element das Ganze leisten kann („komplex-aequipotentielles System“), sondern es stellt sich auch als ein Gebilde dar, in welchem jedes Element je nach seiner Lage jedes beliebige Einzelne leisten kann, wobei jeweils alles geleistete Einzelne zusammen ein „Ganzes“ ausmacht, also zu einander in „Harmonie“ steht („harmonisch-aequipotentielles System“).

Ich bezweifle nicht, daß die klare Erfassung der hier geschilderten Sachlage dem Leser, zumal wenn er naturwissenschaftlichem Denken ferner steht, einige Schwierigkeiten bereiten wird. Die Natur selbst geht hier nicht gerade einfach und leicht durchschaubar vor. Wir tasten hier an ihren höchsten Geheimnissen herum.

Eben wegen dieser nicht zu bestreitenden Schwierigkeiten des Behandelten wird es am Platze sein, einige ganz anders geartete Reihen entwicklungsphysiologischer Versuche mitzuteilen, ehe zu Folgerungen letzter und prinzipieller Art geschritten wird.

Das Allgemeine ist immer leichter zu erfassen, wenn es an recht verschiedenem Einzelnen gesehen und erkannt wird.

Die Tubularia ist ein im Meer außerordentlich häufiger sogenannter Hydroidpolyp, der manchem wohl bekannten Hydra unserer süßen Gewässer einigermaßen ähnlich, aber größer. Da der Leser wohl einmal eine sogenannte „Seerose“ in einem Aquarium gesehen haben wird, kann er sich eine gute, äußerlich ziemlich zutreffende Vorstellung von der Tubularia machen, wenn er sich die Seerose nach unten in einen langen Stiel verlängert und dann das Ganze erheblich verkleinert vorstellt.

Tubularia besteht also aus einem mit zwei Kreisen von Fangfäden besetzten „Kopf“ und einem bis zu mehreren Centimetern langen, etwa 1—2 Millimeter dicken „Stiel“; dieser Stiel ist von einem zarten hornigen Skelett umgeben.

Es ist nun schon seit etwa hundert Jahren bekannt, daß die Tubularia ihren Kopf erneuert, wenn er abgeschnitten oder irgendwie abgerissen wird. Man hielt diese Erscheinung für einen Fall der von anderen Wesen, z. B. dem Regenwurm, dem Salamander, ja wohlbekannten sogenannten „Regeneration“.

Aber vor etwa zehn Jahren konnte eine amerikanische Forscherin zeigen, daß hier die Zuordnung des Geschehens zum üblichen Begriffe der „Regeneration“ nicht recht am Platze ist: bei der echten Regeneration wird der fehlende Teil, z. B. der Fuß eines Salamanders, von der Wundfläche aus ersetzt; von ihr aus geschehen Wucherungsprozesse, welche sukzessive den Organismus wieder vervollständigen. Davon ist bei Tubularia gar keine Rede: an der Wundfläche selbst geschieht hier nach Abschneiden des Kopfes, abgesehen von einer einfachen Ueberhäutung, gar nichts. Ganz andere Vorgänge sind es vielmehr, welche hier das Fehlende wieder herstellen.

Im Inneren des Stieles treten in bestimmten Abständen von der Wundfläche zwei rötliche, aus etwa 20 den Stielumfang umziehenden Längsstreifen bestehende Ringe auf: sie sind das erste Zeichen der beginnenden Wiederherstellung des Kopfes. Die Längsstreifung wird immer deutlicher, bald sieht man sich stark herauswölbende Längswülste, diese schnüren sich von der Seite, welche dem früheren Kopf zu gelegen ist, aus langsam von der Stielmasse ab, bis sie ihr nur noch in beschränktem Bezirke ansitzen. Man erkennt deutlich, daß es die beiden Kränze von Fangfäden sind, welche hier, aber nicht von der Wundfläche aus, wieder hergestellt wurden. Jetzt ist nur noch ein Prozeß nötig, um den fertigen Kopf wieder erstehen zu lassen: bisher lag alles noch innerhalb des zarten, den ganzen Stiel umhüllenden Skelettes; ein kräftiger Wachstumsprozeß findet jetzt in der Stielmasse unterhalb der fertig gestellten Fangfäden statt, er treibt alles oberhalb Gelegene aus der Skelettröhre hinaus und wenn das geschehen ist, so besitzt die Tubularia einen neuen normalen Kopf.

An die vorstehend geschilderten Tatsachen sind nun eine Reihe wichtiger analysierender Experimente angeknüpft worden; zwei davon sollen hier kurz vorgeführt werden, und zwar ist es uns jetzt, wo der Leser durch die Schilderung der Versuche am Seeigelkeim mit der Art unserer Begriffsbildung schon etwas vertraut geworden ist, wohl erlaubt, der Schilderung jedes Versuches gleich die Erörterung einiger sich aus ihm ergebender Folgerungen anzureihen:

Ich kann Tubularien den Kopf nebst einem Teil des Stieles in ganz beliebiger Höhe des letzteren abschneiden, immer restaurieren sie ihn; ich kann mir also auch vorstellen, daß ich einer bestimmten Tubularia, welcher ich den Kopf nebst 3 mm Stiel genommen habe, anstatt dieser 3 mm 10 mm abgeschnitten hätte; sie würde auch dann einen neuen Kopf erhalten haben. Was aber heißt das, angesichts der seltsamen Phänomene, durch welche die Neubildung des Kopfes bei unserem Objekt erfolgt?

Es geht, wie wir sahen, die Neubildung des Kopfes so vor sich, daß eine erhebliche Strecke der Masse des Stieles sich an ihr beteiligt und zwar so, daß jedem durch den Stiel gelegten Querschnitt dabei eine ganz bestimmte Leistung zufällt. Wenn nun der operative Schnitt anders hätte fallen können, und gleichwohl ein Kopf gebildet worden wäre, so folgt daraus ohne weiteres, daß die einzelnen Teile (Querschnitte) des Stieles nicht zu bestimmten Leistungen prädestiniert, vorausbestimmt sind, daß vielmehr jeder dieser Teile jedes Einzelne des Ganzen leisten kann, daß, was er leistet, von seiner „Lage“, nämlich von seinem Abstand von der willkürlich bestimmten Wundfläche, abhängt,

und daß alles geleistete Einzelne zu einander in „Harmonie“ steht, indem es zusammen „ein Ganzes“ ausmacht („harmonisch-aequipotentielles System“).

Sind das aber nicht ganz dieselben Schlüsse, die sich uns aus der Analyse der Versuche am Seeigelkeim ergeben haben?

Noch evidenter wird das Gesagte durch folgenden analytischen Versuch:

Diejenige Strecke des Stieles, welche von Stämmen der Tubularia, wie sie sich in der Natur finden, zur Neubildung eines abgetrennten Kopfes verwendet zu werden pflegt, macht gegen 2 mm aus. Es fragt sich nun: wie wird sich ein Stammstückchen behelfen, dem man, durch Abtrennen an beiden Enden, willkürlich eine Länge gibt, die weit unter der normalen liegt, ja die wohl gar noch kleiner ist, als die normalerweise zur Neubildung des Kopfes verwendete Strecke?

Daß die Tubularia unter diesen künstlichen Umständen sehr wohl zu einem neuen Kopfe kommt, ergab der Versuch sofort; er zeitigte aber noch mehr, denn er ließ die Einsicht gewinnen, daß abnorm kleine Stücke des Tubulariastieles, in außerordentlich „praktischer“ Weise, auch nur einen abnorm kleinen Anteil ihrer selbst für die Bildung des neuen Kopfes verwerten, so daß sie nach Fertigstellung desselben immer noch Stielmaterial übrig behalten.

Aus diesem allen aber ergibt sich wieder dieses: w ä r e ein willkürlich zurechtgeschnittenes sehr kleines Stück des Stieles ein Teil eines größeren Stieles geblieben, so w ä r e n seinen einzelnen Teilen (Querschnitten) bei der Neubildung eines Kopfes jeweils ganz andere Einzelaufgaben zugefallen, als ihm jetzt zugefallen sind. Es ist also ein einzelner Stielteil für gar keine bestimmte Einzelaufgabe vorausbestimmt, er kann deren jede überhaupt mögliche leisten, ja die Aufgabe selbst kann sogar, wenigstens quantitativ, den Maßen nach, je nach der Masse des zur Verfügung stehenden Materials, nämlich der Länge des zur Verfügung stehenden Stielstückes, modifiziert werden.

Und nun zum dritten und letzten unserer Beispiele für dasselbe Allgemeine:

Es handelt sich um Versuche an einem ziemlich hoch organisierten Tier, einer A s c i d i e (Clavellina lepadiformis), das freilich dem Leser, falls er nicht eines der großen Seeaquarien besucht hat, kaum aus eigner Anschauung bekannt sein dürfte. Die Clavellina ist etwa 2—3 cm lang; ihr Körper gliedert sich in drei Abschnitte: den obersten bildet die außerordentlich große korbartige Kieme, mit einer Ein- und einer Ausflußöffnung für das Wasser versehen, dann folgt ein verbindender schmaler Körperteil, welcher den Vorder- und Enddarm birgt und zu unterst sehen wir den sogenannten Eingeweidesack mit Magen, Darm, Herz, Fortpflanzungsorganen (die Tiere sind Zwitter) u. s. w.

Zerschneidet man den Körper einer Clavellina in der Höhe des Verbindungsteiles, so daß man also den Kiemenkorb und den Eingeweidesack isoliert vor sich hat, so kann sich jeder dieser beiden Teile in drei bis vier Tagen zu einem ganzen Organismus vervollständigen, indem durch echte, von der Wundfläche aus geschehende „Regeneration“ der Kiemenkorb sich einen Eingeweidesack, der Eingeweidesack einen Kiemenkorb verschafft. Diese Verhältnisse sind an und für sich sehr interessant und zeitigen manche theoretische Fragen.

Für unseren hier verfolgten Gedankengang kommen sie aber nicht eigentlich in Betracht. Andere Dinge sind es, die uns hier angehen:

Nicht alle isolierten Kiemenkörbe der Clavellina verhalten sich wie eben geschildert: etwa die Hälfte derselben, namentlich solche, die von kleineren Individuen stammen, kommen auch zwar zur Bildung eines neuen „Ganzen“, aber auf ganz anderem Wege.

Sie beginnen nicht mit einer Neu-, sondern mit einer Rückbildung. Die Organisation des Kiemenkorbes, seine wimpernden Spalten, seine Oeffnungen u. s. w. schwinden allmählich; nach fünf bis sechs Tagen ist gar keine Organisation mehr an den Gebilden zu erkennen, sie erscheinen als gleichförmige weiße Kugeln; ja, als ich diese rückgebildeten Stücke zuerst vor mir sah, hielt ich sie geradezu für im Absterben begriffen oder schon abgestorben. Aber sie sind es nicht. Zwei bis drei Wochen können sie in diesem reduzierten Zustand verharren, dann beginnen sie eines Tages sich aufzuhellen und zu strecken und nach zwei bis drei weiteren Tagen ist wieder eine ganze Ascidie mit Kiemenkorb und Eingeweidesack da. Es ist dies ein durchaus neuer Organismus, der mit dem alten keine Organisationsteile, sondern nur das Organisationsmaterial gemeinsam hat; sein Kiemenkorb ist nicht etwa der abgeschnittene alte: er ist viel, viel kleiner, hat viel weniger Oeffnungsreihen und viel weniger und kleinere Oeffnungen. Es ist gleichsam die alte Organisation des isolierten Kiemenkorbes zu einem indifferenten Gebilde eingeschmolzen worden, und aus diesem ist, wie in der Embryonalentwicklung, ein ganzer kleiner Organismus neu erstanden. Mit dem Mikrotom ausgeführte Schnitte durch die rückgebildeten Kugeln zeigten, daß in der Tat die „Entdifferenzierung“ der Organisation außerordentlich weitgegangen war[1]).

Nun kommen wir aber zu dem wichtigsten Punkte, den die Versuche an isolierten Kiemenkörben der Clavellina ergeben haben: nicht nur der isolierte Kiemenkorb, so wie er einmal ist, kann sich durch Rückbildung und Wiederauffrischung zu einer kleinen, neuen Ascidie umgestalten: man kann auch den isolierten Kiemenkorb beliebig durchschneiden, entweder in eine obere und untere, oder in eine rechte und linke, oder in eine vordere und hintere Hälfte; auch die so gewonnenen Teilstücke bilden ihre Organisation zurück und frischen sich dann zu einer ihrer Organisation nach durchaus „ganzen“ kleinen Ascidie auf.

Das ist gewiß ein äußerst seltsames Phänomen im Gebiete organischer Formgestaltung.

Sehen wir aber einmal von den Vorgängen der „Entdifferenzierung“, der Rückbildung, ab, die eine Problemreihe für sich bilden, so erkennen wir bei tieferem Nachdenken, daß uns aus den Geschehnissen an Clavellina doch wieder dasselbe Allgemeine hervorleuchtet, was wir unserer Kenntnis schon aus den Versuchen am Keime des Seeigeleies und an der Tubularia gewonnen haben:

Wie steht es mit der formbildenden Leistungsfähigkeit des zur indifferenten Kugel rückgebildeten Kiemenkorbes?

---

[1]) Auch an Tubularia ist eine hier nicht mitgeteilte Versuchsreihe ausgeführt worden, bei welcher Rückbildungen eine seltsame regulatorische Rolle spielen. Entsprechendes wurde auch an Hydra und an niederen Würmern entdeckt.

Da er beliebig zerschnitten werden kann und doch stets ein „Ganzes“ produziert, so kann von einer Vorbestimmung der einzelnen Zellen desselben für bestimmte einzelne Leistungen am neuen Ganzen nicht die Rede sein. Jedes Element hat offenbar das Vermögen, sich an jeder[1]) Einzelleistung bei Gestaltung des Neuen zu beteiligen; woran es sich beteiligt, das hängt von seiner „Lage“ im Ganzen ab; alle Einzelleistungen aber stehen in „Harmonie“ zu einander.

Diese Kennzeichnungen eines organischen Gebildes bezüglich seiner formbildenden Fähigkeiten aber sind uns nichts Neues mehr: mit der Benennung „harmonisch-aequipotentielles System“ haben wir für derartige Gebilde schon früher einen kurzen handlichen Ausdruck geschaffen.

Etwas prinzipiell Neues in Hinsicht der Verteilung formbildender Fähigkeiten würden wir nun auch nicht gewinnen, wenn wir uns noch mit der Schilderung anderer an Tubularia und Clavellina ausgeführter Versuche, oder mit der Darstellung von Experimenten an gewissen Würmern (Planaria), oder Infusorien (Stentor), oder Larven von Seesternen befassen wollten. „Harmonisch-aequipotentielle, oder teilweise verdeutscht: harmonisch-gleichvermögliche Formbildungssysteme treten uns überall entgegen. Nur bilden die an Infusorien ausgeführten Versuche insofern eine, zu bedeutsamen Folgerungen berechtigende Ausnahme von allem übrigen, als die „jeweils zu jedem“ vermöglichen Elemente hier keine „Zellen“, sondern *Teile einer* Zelle sind, denn das ganze Infusorium ist *eine* „Zelle“. Doch würde uns eine Weiterverfolgung dieses Gedankens wieder zu weit von unserem Hauptthema ab und in Sonderprobleme anderer Art hinein führen.

Wir wollen bei unserem Thema, bei unserem Gedankengang bleiben, aber wir wollen diesen Gedankengang jetzt eine erhebliche Stufe weiterführen, besser vielleicht gesagt: wir wollen ihn vertiefen.

Stellen wir uns einmal die Frage, *wovon es denn nun eigentlich abhängt*, was aus einer bestimmten Zelle der von uns studierten organischen Gebilde *wird*, nachdem wir eingesehen haben, daß aus jeder dieser Zellen jedes werden *kann*. Wir sagten bisher immer, daß es von ihrer „Lage“ im Ganzen abhinge. Genügte das? Ist das eine genügend vertiefte Einsicht? Oder läßt sich die logische Zergliederung des Tatsächlichen hier noch weiter treiben? Und was heißt es, wenn sie sich *nicht* weiter treiben läßt?

Wenden wir diese allgemeine Frage zunächst einmal etwas anders, etwas realer. Läßt sich wohl für *jedes einzelne* formbildende Geschehnis an unseren „harmonisch-aequipotentiellen Systemen“, also am Seeigelkeim nach der Furchung, am Stiel der Tubularia, an der rückgebildeten Kugel der Clavellina irgend eine äußere *Ursache*, irgend ein äußerer Faktor namhaft machen, von dem es abhängt, daß nun gerade diese Organeinzelheit entsteht, und daß sie gerade *hier*, an *diesem* Orte des Ganzen und nicht *dort* an *jenem*, auftritt?

Für manche organische Bildungen sind solche „äußere Ursachen“ ihrer Entstehung und zumal der *Oertlichkeit* ihrer Entstehung wohl-

[1]) Die Schilderung ist hier absichtlich in sehr allgemeinen Zügen gehalten: es bleiben bei den Rückbildungsprozessen wahrscheinlich die sogenannten „Keimblätter“ in ihrer Sonderheit gewahrt und unsere Aussprüche beziehen sich also in Strenge wohl nur auf jeweils ein „Keimblatt“.

bekannt. So gibt es z. B. viele Pflanzen[1]), bei denen die Entstehung von Wurzeln durch die Richtung der Schwerkraft hervorgerufen, genauer gesprochen: in der Oertlichkeit ihrer Entstehung bestimmt wird, derart, daß Wurzeln stets an der nach unten, nach der Erde zu gewendeten Seite der Pflanze ihren Ursprung nehmen. Bei anderen Pflanzen, auch bei gewissen niederen Tieren (Hydroïden) ruft das Licht gewisse Formbildungen hervor, bei anderen die Feuchtigkeit. Bekannt sind ferner die sogenannten „Gallen", z. B. auf den Blättern der Eiche und der Buche, welche durch einen chemischen Stoff, der von den Gallwespen ausgeschieden wird, veranlaßt und in ihrer Oertlichkeit bestimmt werden.

Ja auch manche Organe höherer Tiere werden in jeder individuellen Entwicklungsgeschichte (Ontogenie) durch solche „formative Reize", wie man sie genannt hat, hervorgerufen, wobei gewissermaßen ein Teil des werdenden Organismus anderen Teilen gegenüber sich als Stück der Außenwelt verhält und benimmt; es ist z. B. höchst wahrscheinlich, daß die „Linse" des Auges der Wirbeltiere stets dort entsteht, wo im Laufe der Entwicklung die sogenannten Augenblasen der äußeren Haut sich anlegen, und daß sie nur dann entsteht, wenn das der Fall und nicht etwa durch krankhafte Prozesse verhindert ist.

Aber alle die skizzierten und noch viele andere Arten „formativer Reize" nützen uns zum Verständnis des formbildenden Geschehens an den Objekten unserer Versuche nichts: weder Licht noch Schwerkraft, noch Berührung haben auf die Entstehung irgend einer Bildung an unseren „harmonisch-aequipotentiellen Systemen", am Stiel der Tubularia oder am Seeigelkeim, oder aus der Clavellina einen Einfluß. Das ist direkt nachgewiesen.

Es wäre nun aber etwas anderes denkbar: man könnte wohl annehmen, daß im Stiel der Tubularia, im Seeigelkeim, in den Geweben der zur Kugel rückgebildeten Clavellina eine äußerst komplizierte, mit unseren heutigen Hülfsmitteln noch nicht sichtbare „Struktur" vorhanden wäre, eine Maschinerie gleichsam, aus den verschiedensten physikalischen und chemischen Faktoren zusammengesetzt, welche so geartet wäre, daß aus ihr die Bildung des vollendeten Organismus sich als notwendige Folge ergeben müßte, so daß also auch in jener Maschinerie die Ursache für jede einzelne Bildung an dem vollendeten Organismus und für ihre Oertlichkeit gegeben sei.

Ist das wirklich „denkbar"? Kann man das wirklich „annehmen"?

Man kann es nicht.

Es ist ja gerade das Hauptkennzeichen der von uns untersuchten organischen Gebilde, daß sie immer durch Harmonie in allen Einzelleistungen das Ganze leisten, gleichgültig, welche Größe man ihnen gibt, gleichgültig, welche Teile man ihnen nimmt, gleichgültig, wie man ihre Teile verlagert. Was müßte das für eine „komplizierte Struktur", was für eine „komplizierte Maschinerie" sein, mit der man das anstellen könnte und die dabei doch dieselbe ganze bliebe?! Was da mit den Versuchsobjekten gemacht werden kann, ohne ihre Normalleistung zu stören, das widerspricht aufs allerschärfste der Denkmöglichkeit, daß eine komplizierte Maschinerie die Grundlage des Geschehens an ihnen sei.

---

[1]) Näheres bei Herbst, Biologisches Centralblatt, Band 15, Seite 721 ff., 1895.

Aber was ist denn die Grundlage dieses Geschehens? Was ist denn die Ursache für jede einzelne Bildung an unseren Objekten und für deren Oertlichkeit?

Hier stehen wir nun vor der letzten und höchsten Folgerung aus unseren Versuchen, vor einer Folgerung von prinzipieller Bedeutung für die Biologie, ja für die Naturwissenschaft überhaupt!

Die übliche, leider recht dogmatisch eingewurzelte Auffassung der Biologen nimmt an, daß sich alle Lebensvorgänge einst müßten restlos in physikalische und chemische Vorgänge auflösen lassen, derart, daß jeder lebende Organismus, also auch der Keim, auch das Ei, eine komplizierte Maschine sei, auf Grund deren sich alle sogenannten Lebensprozesse abspielen. Man kann diese Auffassung passend als „Maschinentheorie des Lebens" bezeichnen[1].

Wir glauben auf Grund der Analyse unserer Versuche aussprechen zu können, daß diese dogmatisch ausgesprochene Maschinentheorie des Lebens falsch ist.

Es gibt zum mindesten eine große Kategorie von Lebensvorgängen, nämlich die Ausgestaltung der „harmonisch-aequipotentiellen Systeme", für welche jede Form der Maschinentheorie logisch versagt.

Hier tritt uns keine Kombination von physikalischen und chemischen Vorgängen vor Augen, sondern — eben etwas anderes, ein wahrer, elementarer, nicht weiter auflösbarer Vorgang, ein „Lebens"-Vorgang.

Wir stellen mit solcher Folgerung die Biologie überhaupt nicht unter die Physik und Chemie, sondern neben diese Disziplinen, als ebenbürtige Elementarwissenschaft. Die Lebensvorgänge haben ihre Eigengesetzlichkeit („Autonomie"); für gewisse Lebensvorgänge wenigstens ist das bewiesen.

Es ist klar, daß eine solche Wendung der Sachlage in allgemeinster Hinsicht eine Rückkehr zu Anschauungen des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutet, die den Namen „Vitalismus" trugen. Wir lieben es nicht, diesen Namen anzuwenden, da, wie wir denken, die exakte Begründung unsere Auffassung von jenem „Vitalismus" unterscheidet.

Was heißt es nun, daß die Lebensvorgänge einer „Eigengesetzlichkeit" („Autonomie") folgen, und was ergibt sich alles daraus? Es ist leider im Rahmen dieses Aufsatzes unmöglich, darauf einzugehen[2]: wir würden damit tief in die Theorie der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, ja tief in die eigentliche Philosophie geführt werden. Nur das eine mag gesagt sein, daß sich ein Begriff der alten griechischen Philosophie, der „Entelechie"-Begriff des Aristoteles nämlich, hier mit neuem klaren Inhalt hat füllen lassen.

Verzichten wir also hier auf eigentliche philosophische Exkurse und beschließen wir diese Skizze lieber durch zwei andere Gedankenreihen:

Es hat sich ganz dieselbe prinzipielle Folgerung, zu welcher das analytische Studium der „harmonisch-aequipotentiellen Systeme" zwang, auch aus einem ganz anderen Zusammenhang ergeben: vergegen-

[1]) Näheres in einem Aufsatz von mir im Biologischen Centralblatt, Band 16, S. 353, 1896.

[2]) Näheres in meinen „Organischen Regulationen", sowie auch in meiner Schrift: „Die ›Seele‹ als elementarer Naturfaktor", Leipzig, 1903.

wärtigen wir uns einmal die Tatsache, daß viele Tiere, z. B. Frösche, doch außerordentlich viele Eier produzieren. Die Eier sind der Ausgang eines ungeheuer komplizierten formgestaltenden Geschehens; jedes Ei möchte also wohl als kleine, jenseits der Grenze der Sichtbarkeit existierende, äußerst komplizierte Maschinerie gedacht werden können. Nun sind aber im Laufe der individuellen Entwicklungsgeschichte alle Eier durch Teilung von einer Zelle her entstanden. Wie kann eine „komplizierte Maschinerie“ sich fortgesetzt teilen und doch immer ganz bleiben? Das eben kann sie nicht[1]) und darum ist auch auf diesem Gebiete die Maschinentheorie widerlegt.

Es darf wohl als gutes Zeichen gelten, daß zwei Gedankenreihen hier zum gleichen Ziele führen.

Durch die „Autonomielehre“, durch die Lehre von der Eigengesetzlichkeit des Lebendigen, wird die Biologie erst zu einer wirklich selbständigen, vorurteilslosen Wissenschaft. Diese Lehre aber ist gewonnen worden im strengsten Anschluß an das Experiment, an eine exakte Behandlung biologischer Fragen.

Der exakten Methode also haben wir hier so viel zu verdanken. Diese Methode wird sich auch noch auf anderen Gebieten biologischer Forschung als nur dem entwicklungsphysiologischen bewähren. Ich denke hier zumal an die Probleme der sogenannten „Descendenztheorie“. Daß diese Theorie im wesentlichen richtig ist, glauben wir auch, nur wissen wir leider hier gar nichts in dem Sinne des „Wissens“, den strenge Wissenschaft fordert.

Die exakte, unvoreingenommene Methode wird auch hier, wenn schon vielleicht nur langsam, Licht, d. h. wirkliches Wissen bringen.

Zur anthropologischen Geschichte Indiens.

Carl von Ujfalvy.

Die anthropologische Vergangenheit Indiens ist sehr schwer festzustellen, denn in jenem merkwürdigen Lande hat es nie jemand der Mühe wert gefunden, die Geschichte seines Volkes oder seine eigene Lebensbeschreibung aufzuzeichnen. Die Meinung über das hohe Alter der indischen Gesittung, von denen uns „weithin tönende Legenden und phantastische Heldengedichte“ berichten, beruht auf gar keiner wissenschaftlichen Grundlage. Nach de Lapouges Anschauung kann man die Loslösung der irano-indischen Sippe vom arischen Grundstock nicht höher hinauf als 4000 Jahre v. Chr. setzen. De Morgan glaubt, im russischen Lenkoran unweit der südwestlichen Küsten des kaspischen Meeres die Stelle gefunden zu haben, wo die Irano-Indier noch vereinigt gelebt hatten, ungefähr 1500 Jahre v. Chr. Als die Arier in Indien einbrachen, waren sie kaum auf der Stufe eines ackerbau-

[1]) Wenigstens nicht, wenn sie nach den drei Achsen des Raumes typisch verschieden gebaut ist. Solches wäre aber für eine „Entwicklungsmaschine“ zu fordern, da doch der erwachsene Organismus typisch verschiedene Spezifizierung nach den drei Richtungen des Raumes aufweist.

treibenden Volkes angelangt. Erst im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung finden wir im Fünfstromlande, das bekanntlich die am weitesten vorgeschrittene Gegend Indiens war, die ersten Keime einer höheren Gesittung. Zur Zeit des Darius, 521 v. Chr., gehörte das Fünfstromland zum persischen Reiche, doch der Einfluß der Achämeniden äußerte sich durch das schwache Auftreten einer Gesittung, die sich erst nach der Ankunft der Griechen und besonders nach den Eroberungen Alexanders entwickelte und verbreitete.

Wenn wir daher die anthropologische Vergangenheit Indiens erforschen wollen, so müssen wir zuvörderst die Autoren des Altertums zu Rate ziehen; doch jene spärlichen Quellen sind kaum imstande, uns irgend eine Vorstellung vom Aussehen der alten Indier zu geben. Glücklicherweise besitzen wir andere Behelfe und dank den ikonographischen Forschungen, welche sich mit dem Studium der alten indischen Baudenkmäler befassen, sind wir in die Lage versetzt, uns wenigstens eine annähernde Vorstellung von dem somatischen Typus der Indier seit den letzten Jahrhunderten der alten Zeitrechnung bis auf unsere Tage zu machen. Alle diese Baudenkmäler von den nordwestlichen Grenzen Indiens bis ins Herz des Landes sind mit Reliefbildern, Figuren, ja sogar mit herrlichen Freskomalereien geschmückt, die uns über die stete Umwandlung des physischen Typus der Indier hinreichende Aufschlüsse bieten.

Wir wollen vorerst die uns von den alten Autoren gebotenen Quellen prüfen und dann Rundschau halten unter den Reliefbildern von Gandhara, deren Glanzpunkt ins vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt; ferner die Tempel von Santschi, von Bharhut, von Buddha-Gaja und Amrawati, die unter dem großen König Açoka begonnen wurden, vom ikonographischen Standpunkte aus aufmerksam betrachten; schließlich die herrlichen Wandmalereien der Höhlentempel von Adschanta durchforschen, welche uns über Haut-, Haar- und Augenfarbe der damaligen Indier positive Aufschlüsse geben. Auf diese Art sind wir in die Lage versetzt, einen Zeitraum von 2500 Jahren zu umfassen und Vergleiche zwischen dem Indier, der unter Xerxes in der Schlacht bei Platea gedient und demjenigen, den uns seine eigenen Künstler in Stein oder auf Freskobildern dargestellt, anzustellen.

Auf der berühmten Inschrift von Behistun, die wir bekanntlich dem großen Darius verdanken, begegnen wir zum ersten Male dem Namen der Indier. Leider befindet sich unter den in Felsen geschnittenen Porträtbildern der unterworfenen Rebellen kein Indier. Herodot gibt uns einige spärliche Aufschlüsse; nicht nur über die Indier der nordwestlichen Bergländer, sondern auch über diejenigen der Gangestiefebene. Er sagt von letzteren, „daß ihre Hautfarbe sich derjenigen der Aetiopier näherte“[1]). Hippokrates, sowie später Galienus geben sich die Mühe, uns zu erklären, warum die Indier so dunkel sind[2]).

Strabo ist schon viel bestimmter als seine Vorgänger. Er unterscheidet die nördlichen Indier von den südlichen. Die nördlichen, sagt er, unterscheiden sich wesentlich von den südlichen, ihre Hautfarbe ist gleich derjenigen der Aegypter, aber sie besitzen von diesen

[1]) Herodot, III, 98.
[2]) Nach de Lapouge, L'Aryen, S. 255.

letzteren weder die Gesichtsbildung noch das gekrauste, wollige Haar[1]). Arianus berichtet uns nach Nearchos, daß die Indier sich den Bart zu färben pflegten, die einen weiß, die anderen rot, einige endlich grün[2]).

Die lateinischen Autoren liefern uns ebenso spärliche Aufschlüsse. Manlius, ein Zeitgenosse des Augustus, sagt uns, daß die Indier weniger abgebrannt wären als die Aetiopier[3]). Solinius behauptet, daß die Indier langes Haar mit blauem oder gelbem Schimmer zu tragen pflegten[4]). Avinius, der unter Theodosius lebte, sagt uns, daß die Farbe der Indier eine sehr häßliche wäre. Sie trügen ihr Haar immer frei flatternd und seine Farbe mahne an diejenige des Hyacinth[5]). Curtius endlich berichtet uns, daß die Indier eine besondere Sorgfalt auf die Pflege ihrer Haare verwenden[6]). Alle diese Auskünfte sind äußerst ungenügend.

Dem Scharfsinne eines jungen deutschen Gelehrten ist es gelungen, einige ikonographische Dokumente zu entdecken, die aus den letzten Jahren des Altertums stammen und welche es versuchen, uns ein Bild der damaligen Indier zu geben. In der Bibliothek zu Sankt Gallen existiert ein Manuskript aus dem neunten Jahrhundert, auf dessen Einband sich zwei kleine geschnittene Elfenbeinplatten befinden, die bis zum dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufreichen. Auf diesen Platten, die ursprünglich eine andere Bestimmung hatten, erblicken wir Szenen aus dem Feldzuge des Bachus in Indien[7]). Die auf diesen kleinen Plättchen abgebildeten Indier würden uns infolge der Abnützung des Elfenbeins gar kein Interesse bieten, wenn nicht die verschiedenen Figuren einen von Hörnern beschatteten Kopfputz trügen. Diese merkwürdige Darstellung steht nicht vereinzelt da. Das Museum von Konstantinopel besitzt eine Schale aus emailliertem Silber, auf der wir ebenfalls eine Frau, vielleicht die Personifizierung Indiens und zwei Männer, die wilde Tiere an der Leine halten, erblicken, deren Kopfputz auch von Hörnern überragt erscheint. Das Louvre-Museum endlich enthält gleichfalls ein kleines Basrelief aus Elfenbein aus dem vierten Jahrhundert, aus der Barberinischen Bibliothek in Rom stammend. Auf diesem Basrelief erblicken wir desgleichen zwei Indier mit gekrümmten Hörnern auf dem Kopfe, deren scharfmarkierte Züge wir genügend zu unterscheiden imstande sind. Es ist interessant, zu erwähnen, daß die Weiber in Kafiristan noch heutigen Tages mächtige Hörner auf dem Haupte tragen und die Ephthaliten oder weißen Hunnen, die bekanntlich der Vielmännerei huldigten, schmückten ihre Köpfe mit so viel Hörnern, wie sie Männer besaßen. Es ist demnach möglich, daß die Alten, die es nur mit indischen Grenzvölkern zu tun hatten, bei ihren kriegerischen Einfällen die Weiber mit den Männern verwechselten, was um so leichter geschehen konnte, als erstere, wie heute noch, bei Verteidigung ihres Landes ihren Männern wacker beistanden.

[1]) Strabo, XV, 4.
[2]) Arian., XVI, 4.
[3]) Manlius, Astr., IV, 709.
[4]) Solinius, collectan., LII, 18.
[5]) Avinius, descr. orbis, I, 311.
[6]) Quintus Curtius, VIII, 1.
[7]) Hans Gräven, Die Darstellungen der Indier in antiken Kunstwerken. Jahrbuch des k. deutschen archäologischen Instituts. 1900. Band XV, 4. Heft, S. 190.

Als die Arier 1500 Jahre v. Chr. im Fünfstromlande einbrachen, stießen sie auf eine gelbe Bevölkerung, welche man unrichtig Skythen zu nennen pflegt[1]) und die Fergusson mit dem Namen Naga bezeichnet, während sie von anderen englischen Gelehrten Turanier genannt werden. Diese letztere Benennung ist jeder wissenschaftlichen Bedeutung bar und so haltlos, daß wir ihr was immer für eine andere vorziehen[2]). Jene Nagas, die allem Anschein nach durch die nordwestlichen Pässe des Hindukusch eingebrochen waren, welche später ebenfalls von den Ariern benützt wurden, scheinen zweifellos derselben Rasse angehört zu haben, wie die 2000 Jahre später auftretenden Indo-Skythen. Es ist höchst wahrscheinlich, wenn nicht gewiß, daß jene angetroffenen Nagas das Fünfstromland bei ihrem Erscheinen ebenfalls nicht unbewohnt vorgefunden hatten. Dasselbe war längs der Flüsse von einer langköpfigen Bevölkerung von dunkler Hautfarbe, geringer Körpergröße, tückischer Sinnesart und rohen Sitten besetzt, die sich von ungekochten Fischen nährte. Fergusson nennt diese schwarze Urbevölkerung Dassius, um sie von den gelben Nagas zu unterscheiden und umfaßt unter diesem Namen auch die Drawidier. Es scheint erwiesen, daß diese dunkelhäutige Urbevölkerung aus sehr verschiedenartigen Elementen bestand, daß aber keines derselben den afrikanischen oder australischen Negern glich. Diese Urbevölkerung hat sich fast überall mit den neu angelangten Eroberern vermischt und ihre Reinheit nur in gewissen bergigen Gegenden des nordwestlichen, mittleren und südlichen Indien bewahrt. Die Nagas drängten diese Urbevölkerung aus dem Pendschab gegen Norden und Osten zurück und heute noch begegnen wir ihren Spuren in den verschlossenen Tälern des westlichen Himalaja, ja im geheimnisvollen Kafiristan, wo die unsauberen Pressuns ihre letzten unvermischten Vertreter zu sein scheinen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Arier die Begründer des indischen Kulturlebens sind. Sie mögen durch Jahrhunderte die Reinheit ihrer Sippe gewahrt haben, nichtsdestoweniger war ihre Zahl nicht groß genug, um bei ihrem beständigen Fortschreiten in jenen unermeßlichen Landstrichen die zahllosen Eingeborenen zu absorbieren. Es ist außer Zweifel, daß sie schließlich von letzteren aufgesogen wurden. Muß man zwischen den Drawidiern, die, wie behauptet wird, vom Süden kamen und den schwarzen Urbewohnern des Nordens und Zentralindiens unterscheiden? Die Beantwortung dieser Frage ist eine äußerst heikle. Wenn man mit Recht den Unterschied zwischen den Drawidiern und den Kolariern, der sich nur auf sprachliche Eigentümlichkeiten stützte, und anthropologisch unhaltbar war, aufgab[3]), so darf man andererseits nicht aus den Augen verlieren, daß jene schwarze

[1]) W. Crooke, The North-Western Provinces of India; their history, ethnology and Administration. London, 1897, pag. 195.

[2]) Ich bin mir wohl bewußt, daß der Name Turanier anthropologisch gar nichts bedeutet. Wenn ich ihn anwende, so geschieht dies nur der englischen Autoren wegen, die sich desselben bedienen. Der Turanier ist demnach das Produkt der Kreuzung zwischen homo asiaticus brachycephalus und homo europaeus. Es ist sehr möglich, daß Schwärme der Irano-Indier vor der Trennung bis nach dem östlichen Zentralasien vorgedrungen waren. Die Turanier haben meist den Gehirnschädel des Mongolen und sehr häufig den Gesichtsschädel des homo europaeus.

[3]) W. Crooke, loc. sit., S. 198.

Bevölkerungsmasse, die anfänglich die indische Halbinsel besetzt hielt, die große Mehrzahl der Einwohner ausmachte.

Als die Arier das Fünfstromland verließen und in der bengalischen Tiefebene, d. h. im eigentlichen Hindustan, einbrachen, folgten sie den Südabhängen des Himalaja, denn die Flußufer waren mit dichten Wäldern bedeckt, und stießen auf dieselben Nagas, die sie seinerzeit verdrängt und deren Name Abkömmlinge des Drachen bedeutet[1]). Jene Nagas beteten die Bäume und die Schlangen an und besaßen eine gewisse Gesittung, denn die arischen Legenden berichten uns von den Reichtümern ihrer Städte und der Kostbarkeit ihres Schmuckes. Höchstwahrscheinlich begann schon damals das vollkommene Aufsaugen der Arier durch jene weit zahlreicheren gelben Nagas und es ergab sich diese eigentümliche Hautfarbe der jetzigen lichthäutigen Indier, die in ihrer hellgelben Nüance reifen Kornkörnern gleicht. Auf den Freskomalereien von Adschanta erblicken wir hier und da tiefgelbe Gestalten, die uns höchstwahrscheinlich die letzten Nachkömmlinge der echten Nagas vergegenwärtigen. Es kann mit ebenso vielem Recht angenommen werden, daß dieselben gelben Elemente die Schöpfer der echten national indischen Kunst waren, die sich besonders durch Holzschnitzwerke und Goldschmiedearbeiten auszeichnete und nie über die Schranken einer Kleinkunst hinausreichte.

Im Norden und Nordosten Indiens begegnen wir mongolischen Elementen, die höchstwahrscheinlich vor der Ankunft der Arier in der bengalischen Ebene, sich dort festgesetzt hatten. Jene mongolischen Elemente sind nicht die Ueberreste einer Einwanderung, sie verdanken vielmehr ihren Ursprung einer Durchsickerung durch die Pässe des mittleren und östlichen Himalaja. Jene Mongolen, wahrscheinlich Tibetaner, sind niemals bis zur Talsohle des Ganges hinabgestiegen. Sie verblieben in den bergigen Gegenden, wo sie sich mit den schwarzen Eingeborenen vermischten und ihnen einige charakteristische Merkmale ihres physischen Typus übermittelten.

Die siegreichen Arier eroberten hierauf die ganze indische Halbinsel und drangen bis auf die Insel Ceylon vor. Es ist selbstverständlich, daß sie bei ihrer geringen Zahl, je weiter sie gegen Süden vorschritten, um so schneller von den einheimischen Elementen aufgesogen wurden. Dieser Umstand erklärt die unendlichen Unterschiede zwischen der Hautfarbe der Bewohner Indiens vom Becken des Indus bis zur Mündung des Ganges, von der dekanischen Hochebene bis nach Mysore und Ceylon.

Wir dürfen nicht vergessen, daß wohl selten eine Staatsreligion eine so große Rolle gespielt, als der Buddhismus in Indien. Von ihrem Gründer ursprünglich seiner arischen Umgebung bestimmt, fand diese Religion der Gleichheit ihre treuesten Anhänger unter jenen niederen Kasten, die aus Nagas und Ureinwohnern bestanden und ihr Erscheinen mit lebhaftem Jubel begrüßt hatten. Dem Buddhismus verdanken wir die Baudenkmäler des großen Königs Açoka, die Tempel und Klöster von Gandhara, sowie die Höhlentempel von Adschanta. Ohne den Buddhismus wären wir über das alte Indien jeder authentischen Nachricht bar. Andererseits kann man zugeben, daß bis zum Erscheinen des

[1]) W. Crooke, loc. sit., S. 196.

Buddhismus das Kastenwesen zwischen den verschiedenen ethnischen Elementen scharfe Grenzen zog. Wahrscheinlich war bis zum sechsten Jahrhundert v. Chr. in Indien Inzucht die Regel und Vermischung eine Ausnahme. Kaste heißt auf Sanscrit Warna, was gleichzeitig Farbe bedeutet und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Arier, solange sie es vermochten, sich energisch sträubten, sich mit den verhaßten andersfarbigen Elementen zu vermischen. Doch mit dem Erscheinen des Buddhismus ward mit alledem ein Ende und die Arier wurden bald fast gänzlich von den gelben und dunkelhäutigen Elementen überflutet. Es ist wahrscheinlich, daß nach der Ankunft der Arier ihnen gleichrassige Elemente nachzogen, aber man kann mit ebensoviel Recht annehmen, daß sie bei ihrem Einbruche im Fünfstromlande nicht unvermischt waren und selbst andersartige Elemente mit sich führten.

Wie oben erwähnt, war die Herrschaft der Achämeniden über den äußersten Nordwesten Indiens mehr eine nominelle als eine tatsächliche, aber erst mit Alexanders Feldzügen tritt Indien in die Weltgeschichte ein. Die Gelehrten, welche den großen König auf seinen Zügen begleiteten, liefern uns erschöpfende Berichte über das Land und seine Reichtümer, aber leider nicht über seine Bewohner. Kurze Zeit nach Alexanders Tode gründet der Abenteurer Tschandragupta (315—291) nach Louis Russelet ein Turanier?, ein mächtiges Reich, das unter seinem Enkel Açoka seinen Glanzpunkt erreicht. Im dritten Jahrhundert vor Christi läßt der indische König Sophytes Münzen mit dem Bildnis Alexanders prägen und 250 v. Chr. beginnt Açoka die berühmten Baudenkmäler von Adschanta, Santschi, Bharhut, Buddha-Gaja und Amrawati.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir Fergussons Spuren folgend, die verschiedenen indischen Dynastien aufzählen, deren Geschichte übrigens meist in Dunkel gehüllt ist. Wir wollen eine Ausnahme zugunsten griechischer und turanischer Eindringlinge machen, die kurz vor Christi Geburt den Paropamisus überschritten und ephemere Reiche im Indusbecken gründeten. Wichtig sind diese Einbrüche vom anthropologischen Standpunkte aus, denn sie führten den Bewohnern des Fünfstromlandes frische und neue Blutwellen zu. Nachdem die aus Baktrien kommenden Griechen im Kabultale zahlreiche kleine Königreiche gegründet hatten, die allein der fromme Menandros momentan zu vereinigen wußte, folgten ihnen rasch die turanischen Yué-tschi, deren Herrschaft fast 500 Jahre dauerte. Fast gleichzeitig mit ihnen gründete das Reitervolk der Sakas im östlichen Pendschab ebenfalls ein vergängliches Reich. Im fünften Jahrhundert endlich erschienen die Ephthaliten oder weißen Hunnen auf dem Schauplatze, eroberten die Reiche der Yué-tschis und der Sakas, bis sie selbst kurze Zeit darauf einer Koalition einheimischer indischer Fürsten unterlagen. Wir besitzen wohlgeprägte Porträtmünzen der griechisch-baktrischen und indo-skythischen Fürsten und in verschiedenen Arbeiten habe ich mich bemüht, auf die Wichtigkeit des Studiums dieser Münzen aufmerksam zu machen. Ich habe nachgewiesen, wie die anfänglich dolichocephalen griechischen Könige Baktriens und Indiens vor ihrem Verschwinden physisch verkümmerten und sich fast in brachycephale umwandelten. Ich habe gezeigt, daß die indo-skythischen Fürsten echte Turko-Tartaren waren, und ihre harten schroffen Züge ihrer

kriegerischen Sinnesart entsprachen. Ich habe endlich darauf hingewiesen, daß die Hunafürsten (dies ist der Name, welchen die Ephthaliten in Indien führten) nicht nur in ihren eigentümlichen Sitten, sondern auch in ihrem physischen Typus, der entschieden ein semitisches Gepräge hat, unter verschiedenen Bergvölkern des westlichen Himalaja heute noch fortleben[1]).

Wenn wir über das Aussehen der alten Indier des Fünfstromlandes nähere Aufschlüsse haben wollen, so genügt es, die Tempeltrümmer von Gandhara aufmerksam in Augenschein zu nehmen. Höchst wohlerhaltene Muster dieser Trümmer finden wir nicht nur an Ort und Stelle, sondern auch in den Museen von Lahore, London und Berlin. Wenn wir nun diese verschiedenen Steinfiguren näher betrachten, so sind wir sofort in der Lage, festzustellen, daß die Künstler jener entfernten Zeit den Mächtigen des Tages huldigend, trotz griechischer Beeinflussung, sehr ähnliche Typen der damals im nordwestlichen Indien herrschenden Rassen schufen. Der verdienstvolle englische Forscher Burgeß[2]) hat die wichtigsten dieser Typen in einer mustergültigen Veröffentlichung zusammengestellt. Die Wahl wird uns schwer, die charakteristischsten unter ihnen zu bezeichnen. Ein mächtiger steinerner Kuvera erinnert mit seinem Kurzschädel und seinen schroffen rohen Zügen an den Hunafürsten Mihirakula, dem Mo-hi-lo-kiu-lo der chinesischen Pilger. Die auf diesen Steinskulpturen dargestellten Personen haben mit den heutigen Indiern nichts gemein. Auf einem Basrelief des Museums zu Lahore, welches die feierliche Einsetzung des Buddha darstellt und das nach Burgeß zu den besten Werken der Gandharaschule gehört, erblicken wir einen jugendlichen, wohlgestalteten Buddha, welcher mit seinem kurzen viereckigen Antlitz und seinen schiefgeschlitzten Augen ganz entschieden vom indischen Typus abweicht. Auch die beschnurrbarteten Buddhafiguren des Berliner Museums, deren Kenntnis ich meinem Freunde von Luschan verdanke, erinnern an den Buddha im Kloster von Nathu, Distrikte Yusufzai. Sie haben alle ein echt turko-tartarisches Aussehen und man wäre versucht, sie für Yué-tschi-Fürsten zu halten. Die Gandharaskulpturen entsprechen ganz der Geschichte des Fünfstromlandes und vergegenwärtigen uns die verschiedenen Rassen, die dort geherrscht. Es genügt, sie mit den Porträtmünzen der indo-skythischen Könige zu vergleichen, um sich von der Richtigkeit des Gesagten zu überzeugen. Ganz anders verhält es sich mit den Bildwerken von Santschi, Amrawati, Buddha-Gaja und Bharhut. Unter allen Baudenkmälern Indiens dürfte der Tempel von Santschi mit den herrlichen Basreliefs seiner Railings das älteste sein und bis in das Jahr 250 v. Chr. zurückreichen. Die Steinpfeiler des südlichen Tores der Einfriedung sind mit solcher Sorgfalt gearbeitet, daß man im ersten Augenblicke glaubt, Holzschnitzwerke vor sich zu haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das

---

[1]) Siehe meine anthropologischen Betrachtungen über die Porträtköpfe auf den griechisch-baktrischen und indo-skythischen Münzen. Sonder-Abdruck aus dem Archiv für Anthropologie, XXVI. Band, 1. Heft. Braunschweig 1899 und Mémoire sur les Huns Blancs u. s. w. (Extrait des nos 3 et 4 de l'Anthropologie, Mai-Juin et Juillet-Août.) Paris, 1898.

[2]) Burgeß, The Journal of Indian Art and Industry. The Gandhara sculptures, Band 7, Juli and August 1898, Heft 62 und 63, S. 23.

Rohmaterial dieser Bearbeitung nicht entspricht und daß die Künstler jener entfernten Zeit, was sie in Holz zu schnitzen gewohnt waren, auf die Meißelung des Steines übertrugen. Fergusson behauptet mit Recht, daß der echte indische Stil frei von jeder fremdartigen Beimischung sich während des Zeitraumes von 250 v. Chr. bis 400 n. Chr. entwickelt hatte und er fügt mit ebensoviel Recht hinzu, daß die Arier niemals die Erbauer dieser Denkmäler gewesen, die wir einheimischen Naga-Händen verdanken[1]). Trotz ihrer bewundernswerten Technik ist die Kunst dieser Nagas und ihrer Mischlinge nichts weiter, als eine Kleinkunst und steht hinter dem Schwunge der arischen Kunstauffassung weit zurück. Santschi war ein kolossales Bauwerk, es bestand aus 69 Klöstern und einer großen Zahl von Stupas (Tempeln), deren größter von einem, durch vier Tore unterbrochenen Steinzaun umgeben war. Diese mit Basreliefs bedeckten Tore (Railings) ziehen unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Der rechte Pfeiler des nördlichen Tores ist mit zwei Reliefbildern geschmückt, deren eines wir zu erklären versuchen wollen. Das Bild stellt eine höchst merkwürdige Szene dar, auf welcher zwei Affen eine hervorragende Rolle zu spielen scheinen. Am Fuße des heiligen Baumes (ficus religiosa) erhebt sich ein kleiner Altar, vor dem zwei Frauen und ein Kind auf den Knien liegen, rechts rückwärts hinter den beiden Affen, von denen ersterer eine Opferschale trägt, erblicken wir zwei Männer von hohem Wuchs, mit gefalteten Händen, die nach ihrem Kopfputze zu schließen einer edlen Kaste angehören, noch weiter rückwärts stehen zwei Frauen, deren eine Opfergaben trägt. Englische Autoren haben in diesen beiden hochgewachsenen Männern und den zwei Frauen Arier zu erkennen geglaubt, die, ohne an der Zeremonie teilzunehmen, die Anbetung des heiligen Baumes gut zu heißen scheinen. Die zwei Männer sind in der Tat kräftig gebaut, sie haben pausbackige Gesichter und unterscheiden sich diesbezüglich in ihrer Plumpheit von der anmutigen Schlankheit der heutigen Indier. Dabei muß noch bemerkt werden, daß nach Fergussons Photographien zu schließen, die Reliefbilder sehr abgenützt sein dürften, was jene Annahme als höchst gewagt erscheinen läßt, um so mehr, als bei Anfertigung dieser Skulpturen beiläufig 140 v. Chr. es in der Gegend von Santschi schon seit langer Zeit keine reinen Arier mehr gab.

Auf demselben Pfeiler erblicken wir noch eine andere Darstellung, welche in der Beziehung merkwürdig erscheint, als auf derselben bärtige, untersetzte Figuren mit breiten Habichtsnasen und dicken Lippen vorkommen; auch sie haben gar nichts Arisches. Der kräftige Körperbau ist allen in Santschi dargestellten Persönlichkeiten gemein und nirgends begegnen wir den schmächtigen Armen und Beinen der heutigen Indier.

Die Steinbilder von Amrawati unterscheiden sich vollständig von denjenigen von Santschi, denen sie künstlerisch weit überlegen sind. Auf einer Tempelfriese erblicken wir mehrere schmalgesichtige und schmalnasige Gestalten, deren mit Hörnern geschmückter Kopfputz an die von Gräven veröffentlichten Elfenbeinplatten von Sankt Gallen und die emaillierte Schale von Konstantinopel mahnen. Auch in Amrawati

---

[1]) Fergusson, Tree and Serpent worship. London, 1873. S. 85.

begegnen wir bärtigen Gestalten, doch haben sie durchwegs schmächtige Arme und Beine. Die bartlosen Figuren dieser Reliefbilder scheinen größer, schlanker und langgesichtiger. Unter allen Umständen gehören die in Amrawati dargestellten Individuen einer anderen Rasse an, als die von Santschi, doch sind es Einheimische, bei denen das arische Blut sichtbarer durchschlägt, als bei den plumpen Gestalten von Santschi.

Unter den kolossalen Yakshas, welche die höchst interessante Stupa von Bharhut schmücken, sind einige noch ganz gut erhalten. Sie haben ein kurzes, breites, flaches Gesicht, die Nase, welche auf einer breiten Basis ruht, ist etwas gekrümmt, das Kinn geradezu viereckig. Es ist dies wohl der Idealtypus des indischen Ureinwohners jener entfernten Zeit[1]).

Der große Tempel von Buddha-Gaja endlich, der sich im Mittelpunkte des Reiches erhebt, wo seinerzeit Çakyamuni zum Buddha wurde, enthält die hieratische Figur des Gründers des Buddhismus mit ihrer langen, breiten, herabfallenden Nase, den wulstigen Unterlippen und den ungeheueren Ohrlappen[2]).

Auch hier begegnen wir zwei scharf geschiedenen Typen. Der eine schmalgesichtig und schmalnasig, der andere hie und da plattnasig. Nichtsdestoweniger hat letzterer mit dem Negroidentypus nichts zu schaffen.

Doch unter allen ikonographischen Darstellungen der alten Indier befinden sich die weitaus interessantesten in den Höhlentempeln von Adschanta, deren Wände mit herrlichen Freskogemälden geschmückt sind. Diese Bilder umfassen einen Zeitraum von 700 Jahren und die ältesten unter ihnen stammen nach Grünwedel aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. aus der Regierung des Königs Açoka[3]). Griffiths im Gegenteil behauptet, daß die ältesten dieser Höhlentempel aus dem ersten oder zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen[4]). Die 27 Höhlentempel Adschantas enthalten zahllose Freskogemälde von höchster anthropologischer Bedeutung, da sie uns über die Haut-, Haar- und Augenfarbe der Indier jener entfernten Zeiten überraschende Aufschlüsse geben. Leider hat Griffiths in seiner prachtvollen Publikation nur einige wenige Tafeln in Farbendruck gegeben. Ueberdies beschränken sich diese Tafeln ausschließlich auf das sechste und siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Es ist nichtsdestoweniger schon sehr erfreulich, über das wirkliche Aussehen der Indier vor mehr als 1000 Jahren befriedigend unterrichtet zu sein. Die älteren Fresken, denen der Farbendruck fehlt, sind mit großer Sorgfalt dargestellt und in ihrer Art ebenfalls hochinteressant. Die Frauen auf diesen alten Bildern erscheinen mit breiten Gesichtern, verhältnismäßig kurzen Nasen und sinnlichen Lippen. Ihr Aussehen ist wie jenes der Männer, einfach aber edel. Es hat nichts von der Ziererei der auf den späteren Fresken dargestellten Persönlichkeiten, deren Bewegungen gesucht erscheinen.

---

[1]) Cunningham, Bharhut u. s. w. Tafel XXII, Fig. 2.
[2]) Cunningham Mahâbodhi or the great Buddhist temple u. s. w., pl. XV, London, 1892.
[3]) A. Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien. Zweite Auflage. 1900. S. XIV.
[4]) J. Griffiths, The Paintings in the Buddhist cave temples of Adjanta. London, 1896.

Unter den Männern, deren Antlitz weit länger ist, als das der Frauen, kann man zwei Typen unterscheiden. Der eine ist hellhäutiger, schmalnasiger, schlanker und wohlgebildeter, der andere hat ein rundes Gesicht, dicke Lippen und ist von untersetztem Körperbau. Der 17. Höhlentempel enthält eine Wandmalerei von seltenem Realismus. Die indischen Bergbewohner jagen zwei Bären. Dem einen dieser Tiere ist es gelungen, einen seiner Verfolger mit seinen mächtigen Tatzen zu erfassen, die er um den Leib seines Opfers geklammert hält; dieser letztere zieht ganz besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich durch die Helle seiner Haut und sein europäisches Aussehen. Sein Antlitz mit der niederen Stirn, den stark hervorspringenden Augenbrauenwülsten, den tief in ihren Höhlen liegenden Augen, der gekrümmten Nase, dem willenskräftigen Kinn, gleicht in keiner Weise dem heutigen Indier, noch demjenigen des sechsten Jahrhunderts. Seine glatten Haare sind nach rückwärts geworfen, die Wangen sind knochig, die fleischigen Lippen von einem kleinen Schnurrbart beschattet. Auch der kräftige Körper hat nichts von der Schmächtigkeit seiner Stammesgenossen. Besonders auffallend aber ist die Weiße der Haut. Doch dieses Beispiel dürfte genügen und es würde uns zu weit führen, wollten wir alle für die anthropologischen Studien interessanten Freskogemälde näher beschreiben. Eine einzige Ausnahme sei gemacht zugunsten des interessantesten unter diesen Bildern, welches glücklicherweise auch das am besten erhaltene unter ihnen ist. Dieses Bild, welches dem ersten Höhlentempel entlehnt ist, stellt uns den Empfang der persischen Gesandtschaft Chosroës II. durch den indischen König Pulikesi II. vor, gegen 625. Diese schöne Freske vergegenwärtigt uns jedenfalls das trefflichste ikonographische Dokument, das wir über das Aussehen der Indier vor fast 15 Jahrhunderten besitzen. In der Mitte des Bildes erblicken wir den jungen König von seinem Hofstaate umringt. Das Gesicht des Fürsten ist leider gänzlich verwischt. Wir unterscheiden nur einen Teil der Stirne und des Kinnes. Der Fürst sitzt auf einem mit Kissen bedeckten Thronschemel, der den noch heute in Indien gebräuchlichen Tscharpais gleicht. Drei Iranier, an ihrer kegelförmigen Kopfbedeckung und ihrer Kleidung leicht erkenntlich, schreiten auf den König zu, die Hände mit Geschenken beladen. Der erste unter ihnen hat eine verhältnismäßig dunkle Haut und dunkle Haare, der zweite ist hellhäutig, trägt einen Schnurrbart und einen blonden Bart, er hat blaue Augen; der dritte endlich hat eine fast dunkle Haut, aber dabei hellblaue Augen und blonden Bart. Die drei Iranier sind langgesichtig und schmalnasig. Sie unterscheiden sich wesentlich von den auf derselben Freske abgebildeten Indiern. Hinter den drei Gesandten erblicken wir die hohe Gestalt eines Palastwächters, der einen langen Stab in der Hand, den nachdringenden Indiern den Eintritt verwehrt. Etwas oberhalb sehen wir zwei andere Iranier, welche die Schwelle derselben Pforte überschritten. Der erstere, ein mächtiges Schwert an der Seite, hat ein langes bartloses Gesicht mit hellen Augen, seine Stirn ist hervorspringend, seine Nase von sehr feinem Umriß, seine Unterlippe etwas wulstig und sein Haar gelockt. Der zweite, wahrscheinlich ein Diener, ist sehr spärlich gekleidet. Er hat einen blonden Schnurrbart, hellblaue Augen und eine sehr weiße Hautfarbe.

Es ist geradezu unmöglich, die zahllosen Persönlichkeiten dieses Bildes beschreiben zu wollen; beschränken wir uns auf einige wenige Ausnahmen. Unweit des Königs steht ein Mann, welchen Griffiths als den Zeremonienmeister bezeichnet, er hält einen langen grünen Stab mit beiden Händen und zeichnet sich durch seine Schmalgesichtigkeit, Schmalnasigkeit und Weiße der Haut aus. Sein Körper ist weit schmächtiger, als der der vorher beschriebenen Iranier. Zur Rechten des Königs sitzt eine Frau mit ziemlich dunkler Hautfarbe, welche Griffiths für die Königin ansieht. Sie hat verhältnismäßig dicke Lippen, aber ein ziemlich ovales Antlitz und hellblaue Augen.

Vom anthropologischen Standpunkte aus ist dieses Gemälde ein höchst wichtiges Dokument. Die Hautfarbe ist in ihren zahlreichen Nuancen treu wiedergegeben und wir konstatieren sofort den großen Unterschied, der zwischen den dunkelfarbigsten Iraniern und den hellfarbigsten Indiern besteht. Was diese letzteren anbetrifft, so sind wir imstande, auf dem Bilde die reiche Farbenskala ihrer Haut von ihren hellsten Tönen bis ins tiefste Schwarz zu verfolgen. Die Haut des Königs und des Zeremonienmeisters ist sehr hell, schon etwas weniger hell ist die der Königin und zweier anmutiger Frauen, die ihr Kühlung zufächeln. Verhältnismäßig hell ist die Haut von zwei Indiern, die im Vordergrunde sitzend miteinander sprechen. Fast rötlich ist diejenige ihrer beiden Diener, die in der Betrachtung ihrer Herren versunken scheinen und tiefbraunrot diejenige des Türhüters. Zur Linken der Königin sitzt eine reichgeschmückte Zwergin mit besonders dunkler, braunroter Haut und über ihr erblicken wir eine blauäugige Frau von hellgelber Farbe, die an eine Malaiin erinnert. Es sei noch bemerkt, wie zahlreich die blauen Augen bei den Indiern vorkommen; wenigstens zwölf unter ihnen haben hellblaue Augen.

Die Physiognomie der Indier unterscheidet sich wesentlich von der der Iranier; das Oval ihres Antlitzes ist länger, besonders bei den hellhäutigen, die Augenbrauenwülste sind weniger hervorspringend, die Einsattelung zwischen der Nasenwurzel und der Glabella ist unbedeutend, ihre Nase ruht auf einer breiten Basis, sie sind weniger schmalnasig als die Iranier. Alle sind bartlos. Der Mund ist klein, aber meist mit fleischigen Lippen. Die Frauen haben besonders wulstige Lippen. Ihr Körperbau unterscheidet sich auch von demjenigen der Iranier, der Hals ist weniger kräftig, die Gliedmaßen sind länger und schmächtiger, die Schultern schmäler, die Taille länger und schlanker. Sie scheinen den Iraniern an Körpergröße überlegen. Unter allen Umständen sind die meisten Charaktere der Arier verschwunden. Allein die Schmalgesichtigkeit, die Schmalnasigkeit, die relative Helle der Haut, die Höhe des Wuchses, vielleicht auch die Langköpfigkeit und teilweise auch die blaue Färbung der Iris sind erhalten geblieben. Dieses Gemälde lehrt uns, daß die Inder des siebenten Jahrhunderts ihren heutigen Nachkommen bereits sehr ähnlich sahen, mit alleiniger Ausnahme der blauen Färbung der Iris, die heute fast gänzlich verschwunden ist[1]).

[1]) Der berühmte englische Anthropologe Beddoe macht mich darauf aufmerksam, daß blaue Augen heute noch im nordwestlichen Indien vorkommen. Es ist schade, daß wir diesbezüglich weder bei Risley noch bei Crooke Aufschlüsse finden.

Die Gemälde der Höhlentempel von Adschanta spiegeln sich in den zahlreichen Miniaturbildern der letzten drei Jahrhunderte wider. Sie sind sehr sorgfältig gemalt und erinnern oft an die Illustrationen der alten Gebet- und Meßbücher des Mittelalters. Natürlicherweise sind die Miniaturbilder des 19. Jahrhunderts die am wenigst realistischen, da sie wie alle anderen Kunstrichtungen in Britisch-Indien von der englischen Kunstauffassung beeinflußt sind. Wir besitzen z. B. ein Miniaturbild aus Süd-Indien, welches wassertragende Mädchen um einen Brunnen versammelt darstellt. Die reiche Farbenskala der Pulikesi-Freske fehlt, nur die beiden Hauptfarben sind deutlich angegeben. Fünf Wasserträgerinnen sind hellhäutig, d. h. die Farbe ihrer Haut gleicht der eines reifen Weizenkornes, fünf sind dunkelhäutig, d. h. grauschwarz. Die Physiognomie ist bei allen dieselbe. Natürlich findet man auf diesen Miniaturbildern oft atavistische Erscheinungen. So besitzen wir ein Porträt des berühmten Sultans Tipoo-Sahib, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte und von den Engländern als ein gefährlicher Feind betrachtet wurde. Der Fürst ist mit seiner Gattin dargestellt; beide sind schöne, edle Erscheinungen, wie man solchen in Süd-Italien oft begegnet.

Es ist unmöglich, von der Vergangenheit Indiens zu sprechen, ohne Lassens Werk zu erwähnen. Heute noch ist das Buch des deutschen Altertumsforschers eine wahre Fundgrube. Natürlicherweise findet man nur wenig Anthropologisches darin und die Reisenden, die er anführt, haben uns fast alle nur wenig Erhebliches über den physischen Typus der Indier gebracht.

Vor ungefähr 30 Jahren veröffentlichte der englische Oberst Dalton[1]) seine beschreibende Ethnologie von Bengalen; ein kostbares Werk vom ethnographischen und soziologischen Standpunkte aus, aber ohne jede anthropologische Grundlage. Der Bilderatlas, den Dalton seinem Werke beigefügt, ist hochinteressant, denn die verschiedenen Typen sind alle en face und im Profil dargestellt. Etwas später hat der französische Reisende Rousselet uns sehr bemerkenswerte anthropologische Aufschlüsse über die heutigen Bewohner Indiens geliefert und noch etwas später hat der berühmte italienische Anthropologe Paolo Mantegazza seine Studien über die Ethnologie Indiens veröffentlicht, in denen er mit seinem gewohnten geistvollen Skeptizismus die Herkunft der Inder behandelt[2]). In seinen Betrachtungen liegt viel Wahres und zweifellos hat er vollkommen recht, die größte Vorsicht bei der Behandlung einer so heiklen Frage anzuempfehlen. Nichtsdestoweniger ist eben die Frage der Herkunft diejenige, die den Forscher am meisten fesselt und es ist wohl gestattet, dieselbe, auf wissenschaftlicher Grundlage fußend, zu untersuchen. Wir selbst haben den westlichen Himalaja bereist und bei dieser Gelegenheit zahlreiche Messungen bei eben jenen indischen Bergvölkern angestellt, die wenigstens quantitativ am meisten arisches Blut besitzen, wenn sie auch qualitativ nichts mehr von der arischen Gesittung haben.

Das Bedürfnis nach zahlreichen auf anthropologische Messungen gestützte Beobachtungen machte sich fühlbar und der hochverdiente

[1]) T. Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal. Calcutta, 1872.
[2]) Paolo Mantegazza, Studi sulla Ethnologia dell' India. Firenze, 1886.

englische Gelehrte Risley bot der wissenschaftlichen Welt die anthropologischen Resultate von an 6000 Individuen vorgenommenen Messungen. Er veröffentlichte 1891 und 1892 die Ergebnisse seiner Forschungen[1]). Der Autor erklärt, daß wir es in Indien gegenwärtig mit zwei Typen zu tun haben: der arische und der drawidische. Ersterer ist langköpfig, schmalnasig, schmalgesichtig, die Stirne ist gut entwickelt, die Gesichtszüge sind regelmäßig, der Gesichtswinkel bedeutend, die Körpergröße schwankt zwischen 1,656 mm und 1,716 mm, das Gesamtaussehen des Körpers ist wohl proportioniert und eher schlank als untersetzt. Die Hautfarbe ist hellbraun und gleicht derjenigen reifer Weizenkörner. Sie ist bedeutend heller als diejenige der unteren Volksschichten. Die Farbenskala ist übrigens so ausgedehnt, daß es nicht möglich ist, sie genau zu fixieren.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir sofort bemerken, daß weder Risley noch sein Gegner Crooke, von dem bald die Rede sein wird, uns mit der Haar- und Augenfarbe der Indier vertraut machen. Bedeutet dieses Stillschweigen, daß alle Indier ohne Ausnahme dunkles Haar und dunkle Augen haben? Beddoe gibt darauf eine verneinende Antwort.

Die Drawidier sind nach Risley im allgemeinen ebenfalls langköpfig, aber sie unterscheiden sich von den Ariern durch alle anderen typischen Charaktere. Sie haben eine dicke, auf breiter Basis ruhende Nase, sie sind breitnasiger als was immer für eine andere Rasse. Der Gesichtswinkel ist gering, sie haben dicke Lippen, ein breites und volles Gesicht, grobe und unregelmäßige Züge. Ihre Körpergröße schwankt zwischen 1,562 mm und 1,621 mm. Ihr Körper ist untersetzt und die Gliedmaßen kräftig. Die Hautfarbe variiert zwischen einem sehr dunklen Braun und einer Nuance, die sich dem Schwarz nähert. Wir wollen dem Autor bei seinen historischen Abschweifungen nicht folgen. Es genüge zu bemerken, daß seine geschichtlichen Auffassungen über Rasse und Kaste im großen und ganzen richtig sind. Nur darf man nicht vergessen, daß die arische Vergangenheit in weiter Ferne liegt und daß die Arier infolge ihres Abscheues gegen Vermischung mit den schwarzen Ureinwohnern, solange als es überhaupt möglich war, der Inzucht pflogen, während dem in Europa sie sich rasch mit den turanischen, d. h. alpinen Elementen kreuzten. Auf diese Behauptung Risleys habe ich folgendes zu erwidern: Die Vermischung in Europa vollzog sich wahrscheinlich in einer weit älteren Vergangenheit und zu einer Zeit, wo Arier und Turanier auf einer weit tieferen Kulturstufe standen. In Indien begann die Vermischung viele tausend Jahre später und natürlich noch später in Bengalen, wo sie erst im siebenten Jahrhundert v. Chr. an Intensität zunahm und sich sogar auf die schwarzen Ureinwohner erstreckte. Die Wandmalereien von Adschanta haben uns gelehrt, daß es den turanischen Frauen und Mädchen durchaus nicht an Reiz gebrach; andererseits erzählen uns die arischen Legenden vom Reichtum der Städte der Nagas, deren Einwohner prachtvolle Schmuckgegenstände verfertigten. Diese Turanier besaßen demnach unleugbar eine gewisse Kultur. Die großartigen Tempelbauten von

[1]) H. H. Risley. The Tribes and Castes of Bengal Antropometric Data. 2 Bände. Calcutta, 1891. — The Tribes and Castes of Bengal Ethnografic Glossary. 2 Bände. Calcutta, 1891.

Santschi zeugen zugunsten dieser Anschauung und die heutigen Indierinnen haben von den Nagafrauen nicht nur den zierlichen Körperbau und die Anmut der Bewegung, sondern auch die Liebe für Schmuck und Geschmeide geerbt. Risley selbst gibt zu, daß die vierte Kaste, die der Sudras, sich stets unter den Drawidiern rekrutiert. Von den Turaniern oder Nagas spricht Risley gar nicht, ein Beweis dafür, daß er sie mit den arischen Elementen für verschmolzen erachtet.

Crooke[1]) widerspricht Risley in fast allen seinen Auffassungen. Er betrachtet die Kasten als eine gewerbliche Institution, welche nichts Anthropologisches, sondern vielmehr nur soziologische Eigenheiten darbietet. Die ursprünglichen vier Kasten entsprechen keinen anthropologischen Unterabteilungen, die einzige wissenschaftliche Basis, auf der die Kenntnis der physischen Charaktere der Indier aufgebaut werden muß, ist nach Crooke die Anthropometrie. Diese letztere Behauptung klingt besonders ganz schön und dürfte jedweden Anthropologen erfreuen. Doch leider werden wir sofort sehen, daß Crooke selbst sie mehr als zu oft im Stiche läßt. Auch Crooke liefert uns 4906 Messungen an Lebenden und gibt uns den Nasenindex, den Breitenindex und den Gesichtswinkel. Er teilt die Indier in drei Gruppen: Arier, Drawidier und eine Mittelgruppe. Die Drawidier selbst bestehen aus hinduisierten Drawidiern und aborigenen Drawidiern. Diese verschiedenen Unterabteilungen tragen nicht wenig dazu bei, das Verständnis zu erschweren und erhöhen unter allen Umständen die schon herrschende Verwirrung der ethnischen Namen. Es wäre leicht nachzuweisen, daß trotz Crookes widersprechender Auffassung die Arier auf diesen Tabellen sowohl was den Nasenindex, den Breitenindex, den Gesichtswinkel, die Körpergröße u. s. w. anbetrifft, stets vom Urtypus weniger abweichen als die anderen Rassen, doch fehlt den Crookeschen Tabellen die wahre wissenschaftliche Basis. Die reichlichen Messungen, die er dem englischen Militärarzte Drake Brockman entlehnt, geben uns nur die Mittelzahlen, während dem die Kitts, die er ebenfalls anführt, nur wenig zahlreiche Serien umfassen und den Nasenindex, der für die Differenzierung der indischen Bevölkerung so wichtig ist, ganz übergehen. Man muß bei anthropologischen Untersuchungen die Analyse der Synthese beifügen. Die Mittelzahlen führen uns leicht zur Synthese, aber auf diese alleinigen Grundlagen gestützt, ist diese letztere oft unvollständig, wenn nicht absolut falsch, während dem die Analyse uns gestattet, die verschiedenen Elemente einer Serie zu sichten; und wenn wir diese Elemente mittels graphischer Linien aufzeichnen, so erhalten wir Bilder, die geologischen Schichten gleich uns weit besser über die Vergangenheit und den Ursprung einer Rasse aufklären als die Mittelzahlen. Daher keine Synthese ohne Analyse. Risley hat dies sehr wohl begriffen und liefert uns erschöpfende Messungen zu anthropologischen Forschungen.

Interessant sind Nesfields Anschauungen über das Kastensystem. Risley und Crooke haben es für nötig erachtet, dieselben aufzuzeichnen und wir wollen es versuchen, in Kürze dasselbe zu tun. Der Autor ist Crookes Anschauung und der Meinung, daß die Kaste gewerblichen Ursprungs sei und nichts mit Religion und Rasse zu schaffen habe.

[1]) W. Crooke, The Tribes and Castes u. s. w. 4 Bände. Calcutta, 1896.

Die Arier wurden seiner Ansicht gemäß von der Urbevölkerung rasch aufgesogen, so daß alle typischen Kennzeichen der siegreichen Einwanderer gegenwärtig verschwunden sind und die heutigen Indier uns einen einheitlichen Typus bieten. Sie wurden aufgesogen, sagt Nesfield[1]), wie später die Longobarden von den Italienern, die Franken von den Galliern, die Römer Rumäniens von den Slawen, die Griechen Alexandriens von den Aegyptern, die Normannen von den Franzosen, die Mauren Spaniens von den Spaniern, die Norweger, Deutsche u. s. w. von den Engländern der Vereinigten Staaten und die Portugiesen Indiens von den Indiern und weiter heißt es beim selben Autor, daß die physiologische Gleichheit, welche zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung besteht, von der höchsten bis zur niedersten, ein unwiderlegbarer Beweis dafür ist, daß es keine Rassenunterschiede mehr gibt und noch weiter schreibt Nesfield, daß der arische Bruder weit mehr dem Gebiete des Mythus angehört, als Rama und Krischna und andere Helden der volkstümlichen, indischen Tradition. Die beiden Rassen haben sich schon im Fünfstromlande gekreuzt. Als sie die Gangestiefebene beschritten, waren sie schon Indier und keine Arier mehr; nur ihre sozialen und religiösen Einrichtungen überlebten die Vermischung. Je nach ihrer Befähigung erhoben sie die Einheimischen bis zur Priester- und Kriegerkaste und gestatteten den andern die soziale Stufenleiter, je nach ihrer Intelligenz, hinauf oder hinab zu steigen. Weiterhin behauptet Nesfield, daß die große Mehrzahl der Brahmanen weder hellhäutiger, noch von edlerem Körperbau, als die anderen indischen Kasten sind und ein Besucher der Sanskritschule von Benares, fügt er hinzu, ist nicht imstande, einen Unterschied zwischen den Schülern dieser Anstalt und dem ersten besten Straßenkehrer zu machen.

Wir wollen uns darauf beschränken, mit Risley, Nesfield darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn die Identität des heutigen indischen Typus, für die er so leidenschaftlich eintritt, eine Wirklichkeit wäre, man den Ursprung der Kasten in ein so graues Altertum zurückversetzen müßte, daß alle diesbezüglichen Untersuchungen als überflüssig erschienen. Auch seinen anderen Behauptungen möchte ich nicht blindlings beipflichten. Gewissen typischen Merkmalen der alten Longobarden, wie das blonde Haar und die blauen Augen, begegnet man heute noch häufig in der Lombardei.

Was die Bewohner Frankreichs anbetrifft, so hat seinerzeit Broca nachgewiesen, daß der keltische Typus zwischen der Marne und der Garonne zu suchen wäre und daß außerhalb dieser Grenzen ganz verschiedene Typen existierten. „Der Kastenkampf entspricht dem Rassenkampf“, sagt der französische Anthropologe R. Collignon und die Worte Michelets, daß die französische Revolution die Empörung der Gallier gegen die Franken gewesen, sind kein leerer Wahn.

Der maurische Typus in Spanien und selbst in Südfrankreich tritt heute noch atavistisch auf und wir kennen persönlich den Vertreter einer alten südfranzösischen Familie, der den reinsten semitisch-

[1]) Nesfield, Brief View of the Caste Systeme of the North-Western Provinces and Oudh u. s. w.

arabischen Typus aufweist. Es scheint mir gewagt, den gegenwärtigen amerikanischen Typus mit dem englischen geradezu zu identifizieren. Es gibt gewisse bartlose und knochige Yankeegesichter, die vielmehr an Rothäute als an die Söhne Albions erinnern. Wenn die Portugiesen endlich in der indischen Flut untergegangen, so ist dies die Folge einer maßlosen Vermischung. Die Engländer sind viel zu vorsichtig, um einem ähnlichen Schicksale zu verfallen. Sie bilden über allen anderen Kasten eine höchste Kaste. Alles was Half-cast ist, wird von ihnen unerbittlich verpönt. Doch ein Beispiel dürfte noch einleuchtender sein. Die Parsen, die vor mehr als 1000 Jahren nach Indien kamen, haben, dank einer strengen Inzucht, ihren ursprünglichen somatischen Typus in seiner vollen Reinheit bewahrt.

Was nun den Ausspruch Nesfields betrifft, daß ein junger Brahmane von einem Straßenkehrer nicht zu unterscheiden wäre, so erscheint er uns übertrieben und wird von den meisten Indienreisenden nicht gebilligt. Wer zuviel beweisen will, sagt der Franzose, beweist nichts. Zu diesem Behufe genügt es, einen Blick auf die Illustrationen des Werkes Crookes zu werfen, der zu den leidenschaftlichsten Parteigängern Nesfields gehört. In diesem Werke sind Brahmanen und andere Indier abgebildet und der augenscheinliche Unterschied zwischen ihnen ist so groß, daß bei alleiniger Betrachtung dieser Bilder Nesfields Behauptung hinfällig wird.

O. Ammon schrieb seinerzeit einen Aufsatz: „Zur Theorie der reinen Rassentypen", in welchem er wie A plus B nachweist, daß es überhaupt heutigen Tages nur mehr Mischlinge gibt. Dies würde freilich Nesfields und Crookes Anschauungen nicht unwesentlich bekräftigen. Wie Ammon selbst zugibt, ist dies nur in der Theorie wahr und in der Wirklichkeit übt die Inzucht und der Ahnenverlust einen großen Einfluß auf die Erhaltung des physischen Typus aus, abgesehen davon, daß die hauptsächlichsten Charaktere der Urrasse bei den Mischlingen mehr oder weniger zahlreich vertreten sind und daß es infolge des Atavismus sogar Individuen geben kann, welche die meisten dieser Grundcharaktere in sich vereinigen, denn die Langköpfigkeit, der hohe Wuchs, die relativ helle Haut, die Leptoprosopie und die Schmalnasigkeit existieren noch jetzt bei einem großen Teil der Indier. Ja ich gehe noch weiter, ich bin während meines Aufenthaltes in Kaschmir Panditen (so bezeichnet man die Brahmanen in jenem Lande) begegnet, die noch alle sieben arischen Charaktere besaßen und in ihrer Art sich dreist neben die schönsten Exemplare der Menschheit stellen konnten. Freilich war ihr moralischer Zustand ein sehr tiefer, doch wir haben uns hier mit der psychischen Frage nicht zu befassen, um so mehr als in dieser Richtung das nötige Material fehlt. Es ist selbstverständlich, daß die Vererbung der sieben arischen Charaktere von der natürlichen Auslese, der Variabilität und von biologischen Einflüssen bedingt war. Es scheint erwiesen, daß die Inzucht auch in Indien eine große Rolle gespielt und daß sie allein imstande ist, die hohe Kulturstufe zu erklären, auf der die alten Indier angelangt waren, und möchte ich diesbezüglich Nesfield und Crooke das Studium von Reibmayrs Buch über „Inzucht und Vermischung beim Menschen" anempfehlen. Es ist voll von Grundsätzen, die auf alle Zeiten und auf alle Völker passen.

Doch unter allen Fachmännern, die über die Anthropologie Indiens geschrieben, scheinen mir Emil Schmidts Arbeiten die begründetsten[1]). Er ist der einzige, der von allen indischen Legenden und Epen absieht und sich ausschließlich auf einen rein anthropologischen, d. h. naturwissenschaftlichen Standpunkt stellt. Ich will es daher nicht versäumen, seine prägnantesten Beobachtungen aufzuzeichnen. Gleich zu Anfang seines Aufsatzes hat er den Mut, zu behaupten, daß bei der anthropologischen Beurteilung Indiens „vorgefaßte Meinungen schädigend mitwirken, wie z. B. die Vorstellung, daß in Indien viel sogenanntes arisches Blut eingedrungen sei u. s. w.“ Schmidt bemerkt ganz richtig, daß Risleys verdienstvolle Untersuchungen auf breiter, anthropologischer Basis fußend, uns nur über einen Teil Indiens erschöpfende Aufschlüsse geben. In diesem Teile, d. h. in Bengalen und den zunächst angrenzenden Provinzen, scheint die gesellschaftliche und anthropologische Entwicklung gleichmäßig vor sich gegangen zu sein. Ganz anders verhält es sich mit dem Süden Indiens, wo die Brahmanen auch die höchste gesellschaftliche Stellung einnehmen, aber oft so dunkel sind und so breite Nasen haben, wie sie irgend bei den niedersten Kasten oder den kastenlosen Bergstämmen vorkommen. Weiterhin bespricht Schmidt den Einfluß, welchen die Gründung des Reiches des Groß-Mogul, das zu seiner Blütezeit die Hälfte der ganzen Halbinsel umfaßte, auf die Rassenverhältnisse Indiens ausgeübt und er konstatiert dabei, daß trotz wiederholter gleichrassiger Nachschübe alle diese Mongolen spurlos verschwunden seien. In dieser Beziehung teile ich Schmidts Ansichten nicht. Der Nachkomme Tamerlands, Baber, von dem wir Porträts besitzen (ich selbst habe eines), war kein Mongole, sondern ein Turanier, oder besser gesagt ein Turko-Tartare[2]). Sein sehr wenig zahlreiches Gefolge bestand aus denselben Elementen. Unter den Nachschüben mag es möglicherweise auch Mongolen gegeben haben, aber zweifellos in sehr geringer Zahl. Dies ist nicht nur meine Meinung, sondern war auch diejenige meines unvergeßlichen Freundes Pavet de Courteille, dem wir das lehrreiche Buch über Sultan Baber verdanken. Der Gründer des großmogulischen Reiches gehörte derselben Rasse an, wie seinerzeit die Saka und Yuétschi, deren Spuren wir heute noch unter den Bergvölkern des nordwestlichen Indiens vorfinden, wie ich es schon oben erwähnt.

„Das Innere Indiens zeigt uns verhältnismäßig eine sehr große Homogenität seiner Rassen.“ An den Küsten aber finden wir, wie an derjenigen von Coromandel und in Ceylon, Spuren von hinterindischer und malaiischer Mischung, wenn auch nur in geringem Maße. Die fremden Elemente sind „an dem kürzeren, runden Schädel, dem mehr prognaten großen Munde, der Flachgesichtigkeit und dem strafferen schwarzen Haar erkennbar“. An der Westküste von Malabar finden wir Spuren des Verkehrs mit Persien, Arabien und Afrika. Schmidt meint, daß die Guinea- oder Kongo-Soldaten der Holländer und Portugiesen sich Weiber aus den eingeborenen Stämmen genommen und

[1]) E. Schmidt, Die Anthropologie Indiens. Globus, Band LXI, No. 2, S. 17 bis 20 und 38—43. Braunschweig, 1892.

[2]) Wir besitzen vier sehr schöne indische Miniaturen aus dem 18. Jahrhundert, welche Babers, Akbars, Humajuns und Aureng-Zebs wahrheitsgetreue Porträts vorstellen.

negerartige Abkömmlinge hinterlassen haben. Aus Arabien und der Euphrat-Niederung haben kompakte semitische Einwanderungen in der Umgegend von Bombay und in Cochin zum Dasein geschlossener, jüdischer Gruppen geführt. Heute gibt es dort weiße und schwarze Juden.

Nirgends sind die Juden Indiens so zusammengedrängt, wie die weißen und schwarzen Juden von Cochin. Erstere, nach ihrer eigenen Tradition direkt nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem durch Titus nach der Malabarküste ausgewandert, haben, so lange sie dort wohnen, fortwährend frischen europäischen und vorderasiatischen Zuzug erhalten; ich konnte in der ganzen weißen Judenkolonie Cochins nicht eine einzige Familie auffinden, die auch nur zwei Generationen weit zurückreichte, ohne daß eines ihrer Mitglieder nicht ein von außen her eingewanderter spanischer, polnischer, holländischer, syrischer u. s. w. Jude gewesen wäre. Die Hautfarbe der sogenannten weißen Juden ist ganz weiß, dem an die dunkle Hautfarbe der Südindier gewöhnten Auge erscheinen sie sogar oft übertrieben, krankhaft weiß; die besonderen Körpermerkmale des Semiten sind bei ihnen in so intensivem Maße vereinigt, wie nur bei irgend einer Gruppe von Juden in Europa.

Gleichfalls stark semitisch durchsetzt sind die von den weißen Juden als niedere Kaste angesehenen, wenig geachteten „schwarzen Juden" Cochins, wahrscheinlich die Nachkommen der ursprünglich den weißen Juden zugefallenen Ländereisklaven, die zu Juden gemacht wurden und deren Töchtern die weißen Judenjünglinge etwas weniger Verachtung entgegengebracht zu haben scheinen als ihren männlichen Mitgliedern. So sieht man, während wohl die Mehrzahl derselben die Merkmale der dunkleren Rasse Südindiens besitzt, doch oft genug bei ganz dunkler Haut die ganz besonderen Formen am Auge, an der Nase und am Mund, welche sofort die Beimischung semitischen Blutes verraten[1]).

Aus Persien sind vor langen Jahrhunderten zahlreiche Elemente eingewandert und die heutigen Parsen sind infolge der gepflogenen Inzucht das getreue Ebenbild ihrer Vorfahren. Schmidt unterscheidet wie Mantegazza[2]) zwei Typen bei den Parsen: „beide sind kurzköpfig, von mittlerer Statur und ziemlich heller Hautfarbe", doch während dem der eine sich durch die Feinheit und den Adel seiner Gesichtszüge auszeichnet, ist der andere plumper, trägt ein semitisches Gepräge und mahnt „an die alten assyrischen Gesichter auf den Denkmälern von Niniveh und Babylon". „Es spricht alles dafür, daß wir es bei dem ersten dieser beiden Parsentypen mit den Nachkommen der aus den Hochlanden Asiens (?) herabgewanderten Arier, bei dem anderen mit Assyro-Babyloniern zu tun haben"[3]).

Doch alle diese Rasseneinflüsse stammen aus verhältnismäßig neuer Zeit. Die Perser sind nach dem siebenten Jahrhundert eingewandert, die Juden wenig früher. Doch scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß sich semitische Elemente weit früher mit den Eingeborenen mischten; denn man findet ihre Spuren sogar im Innern Indiens vor. Die von Mantegazza so ausführlich besprochenen Todas[4])

[1]) Emil Schmidt, loc. cit., S. 21.
[2]) Paolo Mantegazza, loc. cit., S. 22.
[3]) E. Schmidt, loc. cit., S. 22.
[4]) Paolo Mantegazza, loc. cit., S. 71 und Folge.

sind ein bemerkenswertes Beispiel dafür. Was die schwarzen Portugiesen anbetrifft, so sind dieselben wohl nicht die Nachkommen der Gefährten Vasco de Gamas, sondern diejenigen von Mischlingen und mancher Stammbaum eines sogenannten schwarzen Portugiesen dürfte wohl zuletzt nicht auf einen Europäer, sondern nur auf den schwarzen Sklaven eines solchen zurückzuführen sein, der den Glauben und den Namen seines Herrn angenommen hatte[1]). Die Eurasier endlich, welche von der Verbindung der Holländer mit eingeborenen Weibern herstammen, sind ein schlaffes, unfähiges Geschlecht, körperlich wenig leistungsfähig und geistig nicht hervorragend[2]). Wenn man nun von anderen, wahrscheinlich fremden Beimischungen absieht, so gelangt man zu denselben Schlußfolgerungen wie Risley und konstatiert den Gegensatz zweier verschiedener Rassenelemente, eines hellen und eines dunklen, die durch beständige Kreuzungen eine große Menge verbindender Mittel formen, hervorgebracht haben. „Beide Rassen haben gewisse gemeinsame Merkmale. Beide sind durch andere somatische Eigentümlichkeiten voneinander getrennt“[3]).

Betrachten wir zuerst die gemeinsamen Merkmale. Nach Schmidt sind es folgende: Eine gewisse Schlankheit des Körperbaues, ich möchte hinzusetzen, hie und da fast Schmächtigkeit, eine mäßige Fettentwicklung, ein immer dunkles, reichliches Haar, einen meist spärlichen Bartwuchs und spärliches Körperhaar (die Radschputen, Todas und Kotas sind eine Ausnahme, welche die Regel bestätigen), regelmäßig braune Augen, ohne jemals eine Depression des inneren Augenwinkels aufzuweisen, mäßige Langköpfe von mittlerer Höhe, eine verhältnismäßig kleine Hirnkapsel, eine gewöhnlich schmale Stirn, ein günstiges Verhältnis zwischen Gesicht und Gehirnschädel, ein wenig hervorspringendes Kinn.

Dies sind nach Schmidt die gemeinschaftlichen Eigentümlichkeiten.

Die Verschiedenheiten sind folgende: Vorerst der Wuchs, von den großen, hellhäutigen Stämmen des Nordens bis zu den kleinen, dunklen verkümmerten Bewohnern Zentral- und Süd-Indiens. In zweiter Linie die Hautfarbe mit noch größeren Gegensätzen von den helleren Bewohnern des Gangesbeckens bis zu den dunklen Menschen Dekhans mit unendlich zahlreichen Uebergangsformen, die Farbe der unvermischten Hellen ist kaum dunkler als die der stärker pigmentierten Südeuropäer. „Die Mischungen haben eine reich abgestufte Farbenskala hervorgebracht.“ Schmidt gibt uns ein treffendes Beispiel, indem er die verschiedenen Stufen dieser Skala mit den verschiedenen quantitativen Mischungen von Milch und starkem Kaffee vergleicht. „An dem einen Endpunkte steht die nur leicht gelbbräunlich gefärbte Milch, die Farbe der hellhäutigen Rasse Indiens, auf dem anderen Endpunkte der ganz unvermischte Kaffee, die Farbe der stärker pigmentierten Individuen der dunklen, südindischen Rasse.“ Der Bau des Gesichtes ist ein weiterer Punkt, „bei welchem recht bedeutende und charakteristische Verschiedenheiten bei der Bevölkerung Indiens hervortreten“. „Am schärfsten und bestimmtesten äußert sich dieser Unterschied im Bau der

[1]) E. Schmidt, loc. cit., S. 22.
[2]) E. Schmidt, loc. cit., S. 22.
[3]) E. Schmidt, loc. cit., S. 38.

Nase. Leptorrhinie und Platyrrhinie gehen parallel mit der allgemeinen Schmalheit oder Breite des Gesichts"[1]).

Indem nun Schmidt die bedeutendsten Unterschiede, d. h. die der Hautfarbe und des Nasenbaues zusammenstellt, gelangt er a priori zu folgenden vier Kombinationen:

Erstens: schmalnasige hellhäutige Indier.
Zweitens: breitnasige hellhäutige Indier.
Drittens: schmalnasige dunkelhäutige Indier.
Viertens: breitnasige dunkelhäutige Indier.

Die drei ersten dieser Gruppen existieren wirklich. Die vierte ist so sporadisch vertreten, daß Schmidt mit Recht in ihnen keine besondere Unterrasse, sondern nur eine Mischform zu erkennen glaubt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die schmalnasigen, hellhäutigen Indier, die gleichzeitig auch meist schmalgesichtig und von hohem Wuchse sind, auf das Vorhandensein einer hellhäutigen Urrasse (homo europaeus) als bildendes Element hinweisen. Was die dunkelhäutige Rasse anbetrifft, so unterscheiden sich die beiden Unterrassen scharf von einander. Die plattnasigen, dunkelhäutigen Indier sind weitaus die zahlreicheren, doch unterscheiden sie sich wesentlich durch bestimmte Merkmale (Kiefer, Lippen, Obergesicht und Stirn) sowohl vom afrikanischen als vom Australneger.

Die schmalnasigen, dunkelhäutigen Indier kommen in geschlossenen Gruppen vor und man muß sie um so mehr als eine eigene Rasse betrachten, als sie nach Schmidts Meinung und wie er es beweist, durchaus nicht das Resultat einer Mischung der Hellhäutigen mit den Dunkelhäutigen sind. Der eigentliche Ursprung dieser auffallend schönen Rasse, auf deren Bestehen schon Mantegazza hingewiesen[2]), muß demnach bis auf weiteres dahingestellt bleiben.

Aus allem Gesagten geht hervor, daß, als die Arier in Indien einbrachen, sie auf eine gelbe Bevölkerung stießen, die turanischen Nagas, welche selbst zu unbekannten Zeiten eingewandert waren und die dunkle Urbevölkerung, zu deren heterogenen Elementen auch die Drawidier gehörten, unterjocht hatten.

Als Indien mit dem Westen in Berührung kam, gab es schon lange keine reinen Arier mehr. Von den sieben Hauptmerkmalen der Rasse, die wir oben aufgezählt, sind drei gänzlich verschwunden (weiße Haut, blonde Haare, blaue Augen), während die anderen bei den höheren Kasten des nördlichen Indiens fortbestehen. Kein Zweifel, daß die Farbenmerkmale durch den Lauf der Jahrhunderte sporadisch vorkamen. Die Bildwerke von Gandhara bieten uns den indischen Typus mit turanischem Blute versetzt, welche Vermischung schon beim Einbruche der Arier im Fünfstromlande begann und später nach der Ankunft der Indo-Skythen und weißen Hunnen an Intensität zunahm.

Die Bauwerke von Santschi und Bharhut scheinen von einer hochbegabten Rasse errichtet worden zu sein, die mit den turanischen Nagas eng verwandt war. Die Typen, welche in Amrawati und Buddha Gaja dargestellt sind, unterscheiden sich wenig von dem

[1]) E. Schmidt, loc. cit., S. 42.
[2]) Mantegazza, loc. cit., S. 21.

heutigen Indier und nähern sich denjenigen der Miniaturbilder der letzten drei Jahrhunderte.

Ganz anders verhält es sich mit den Wandmalereien von Adschanta. Sie sind das Ergebnis langer Jahrhunderte und bieten uns das beste Gesamtbild aller indischen Typen, vom hellsten bis zum dunkelsten, vom schmalgesichtigsten und schmalnasigsten bis zum breitgesichtigsten und breitnasigsten, vom größten bis zum kleinsten, vom kräftigsten bis zum schmächtigsten.

Wir sind demnach in der Lage, zu behaupten, daß der indische Typus seit 2000 Jahren sich nur wenig verändert hat. Alle ikonographischen Dokumente sprechen zugunsten dieser Anschauung.

Aus dem Gebiete der gerichtlichen Psychiatrie.

Professor Dr. L. Kuhlenbeck.

Das Bedürfnis einer Verständigung zwischen dem Psychiater und dem Juristen sowohl de lege lata wie de lege ferenda wird zur Zeit bei den Juristen in weit höherem Grade verkannt, als bei den Psychiatern. Den meisten Juristen fehlt eine zureichende psychologische Bildung (wenigstens im Sinne der modernen autonomen Erfahrungspsychologie), um ein psychiatrisches Gutachten in seiner Begründung und Tragweite angemessen würdigen oder gar, was noch wichtiger ist, im einzelnen Falle gar die Anregung zu einem solchen zu geben. Andererseits geht unsere moderne Civil- und Strafgesetzgebung, fast ausschließlich von Laien und Juristen ohne Zuziehung psychiatrischer Sachverständigen redigiert, noch von einer laienhaften Auffassung des krankhaften Seelenlebens aus, die den Psychiater bei seiner Tätigkeit als Sachverständiger nötigt, seine wissenschaftliche Anschauung bis zu einem gewissen Grade der aus der Laienauffassung erwachsenen gesetzlichen Terminologie anzupassen, zugleich aber auch bei der Abfassung seiner Gutachten in jedem einzelnen Falle nach Möglichkeit aufklärend auf den Juristen, noch mehr unter Umständen auf den in Ansehung des fraglichen Grenzgebietes zwischen Medizin und Recht noch rückständigeren Geschworenen einzuwirken. Diesem Bedürfnisse ist neuerdings eine gesteigerte literarische Tätigkeit forensisch in Anspruch genommener Psychiater entsprungen, aus der wir im folgenden einige, zum Teil als Sonderabdrücke aus den medizinischen Fachzeitschriften weiterer Verbreitung zumal auch bei Juristen zu empfehlende Arbeiten erwähnen wollen.

An die Spitze stellen wir die im Verlag von Carl Marhold (Halle a. S., 1902) erschienenen „Wichtigen Entscheidungen auf dem Gebiete der gerichtlichen Psychiatrie“, aus der juristischen Fachliteratur des Jahres 1901 zusammengestellt von Dr. Ernst Schultze (Andernach). Von demselben Verfasser liegt uns ein Sonderdruck einer Reihe besonders interessanter psychiatrischer Gutachten vor, die zuerst im Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik veröffentlicht worden sind. Ein über das rein forensische Gebiet hinausgehendes

Interesse ferner beansprucht der Sonderabdruck aus dem Archiv für Psychiatrie (Band 36, Heft 3): „Stirnersche Ideen in einem paranoischen Wahnsystem“ von demselben Verfasser.

Das Stirnersche Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum“ ist in dem letzten Jahrzehnt zum großen Teil wohl durch seine Aufnahme in die billige Reklamsche Ausgabe, teils aber auch durch die Nietzsche Strömung bekannter geworden, als vordem. Ebenso wie bei Nietzsche erhebt sich nun auch bei Stirner die Frage, ob dessen schriftstellerische Tätigkeit nicht bereits zum großen Teil als ein Ausfluß krankhaft gestörten Denkens zu deuten ist. Der Verfasser wagt mangels genügender anamnestischer Momente kein entschiedenes Urteil abzugeben. Sicher ist aber, daß gerade in der Neuzeit philosophische Schriften, wie diejenigen Nietzsches oder Stirners, einen großen Einfluß auf die besondere Gestaltung paranoischer Gedankengänge gebildeter, vor allem halbgebildeter, d. h. viel belesener Geisteskranker ausüben, daß also zum mindesten eine gewisse Wahlverwandtschaft nicht zu verkennen ist, die ihren Hauptgrund wohl in dem unzweifelhaften Defekt der sittlichen Gefühlstöne bei diesen Autoren hat.

Ueber die rein rechtliche, aber den ärztlichen Sachverständigen materiell interessierende Frage der Gebührenliquidation im Entmündigungsverfahren stellt Dr. Schultze in der Aerztlichen Sachverständigen-Zeitung Erörterungen an; das Bestehen dieser Zeitschrift, die inzwischen den achten Jahrgang erreicht hat, beweist am deutlichsten, in welchem ehedem ungeahnten Umfange der ärztliche Praktiker inzwischen als Sachverständiger, d. h. als wissenschaftlicher Gehülfe des Richters Bedeutung und Einfluß erlangt hat. Auf keinem Gebiete aber bietet diese Berührungsfläche zweier gleichermaßen im umfassenderen Sinne soziologischer Wissenschaften und Berufsarten zurzeit noch mehr Reibungswiderstand als auf dem der Psychiatrie. Eine allmähliche größere Annäherung und Verständigung ist unabweislich und wird vielleicht doch noch zur Schaffung eines gemeinsamen, weit über das allzusehr fachlich im Sinne bloßer Kreisphysikatspraxis begrenzte Gebiet der gerichtlichen Medizin hinausgreifenden Organs führen. Zum Schluß erwähnen wir noch neben dem kleinen Aufsatz Dr. Kornfelds über die Frage: Unter welchen Voraussetzungen Geistesgesunde in Irrenanstalten aufgenommen werden dürfen (§ 81 der St.-P.-O.) die Monographie von Medizinalrat Dr. P. Näcke (Halle, Marholds Verlag, 1902): „Die Unterbringung geisteskranker Verbrecher“. Beide Arbeiten treten sowohl vom juristischen wie vom medizinischen Standpunkte für die Errichtung von geeigneten Adnexen (Krankenstationen) unserer Gefängnisse ein, in denen sowohl Straf- wie Untersuchungsgefangene, die wegen Fluchtverdachts nicht provisorisch — in häusliche oder Krankenhausbeobachtung — entlassen werden können, zum Zwecke der Beobachtung beziehungsweise geeigneten Behandlung zu überführen wären.

Eine inzwischen mir noch zur Ansicht gekommene sehr gründliche Monographie „Die Entmündigung Geisteskranker“ von Dr. Otto Levis, Amtsrichter in Pforzheim, will nicht zugeben, daß das Entmündigungsrecht zurzeit einer umfassenden Reform bedürftig oder auch nur fähig wäre. Der Verfasser vertritt aber in seiner Schrift

einen sehr einseitigen formal-juristischen Standpunkt; die Unterbringung gemeingefährlicher Geisteskranker bedarf um so mehr einer gesetzlichen Regelung, als gerade der Verfasser von seiner Auslegung des Gesetzes aus grundsätzlich in der Bedrohung der öffentlichen Sicherheit keinen Entmündigungsgrund finden zu können glaubt. Der rein „diskretionären" Polizeigewalt kann doch eine so wichtige Frage des Persönlichkeitsrechts nicht anheimgestellt bleiben.

Schule und Auslese.

Dr. L. Bornemann.

II.

Die größere Auslese und ihre Komplemente.

Wir haben bisher nur von Auslese aus dem zweiten Stande gesprochen. Wenn aber wirklich die drei Bevölkerungsklassen nicht selbständig nebeneinander stehen, sondern durch den Bevölkerungsstrom in Verbindung erhalten und erneuert werden, so hat der Staat auch diesen Vorgang der „größeren" Auslese zu beachten, ihren Ablauf zu befördern und gefährliche Stockungen zu verhüten.

Aber es ist an der Zeit, daß wir uns über diese Grundanschauung Hansens selbst und speziell über den Zuzug vom Lande etwas näher orientieren. Dazu wird nötig sein, den Aufstellungen einer gegen ihn gerichteten detailstatistischen Arbeit einige Aufmerksamkeit zu widmen. In der Conradschen Sammlung national-ökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. S. ist als 30. Band, 1901, eine Arbeit von Allendorf erschienen, betitelt „Der Zuzug in die Städte". Ohne zu einer energischen Abwehr gegen Hansen sich aufzuraffen, spricht doch der Verfasser recht abwägig über dessen Bevölkerungstheorie. Erblicken wir in dieser nicht völlig sicheren Haltung des Verfassers ein Bemühen um Objektivität, so fordern zwei Reihen von Urteilen doch den entschiedensten Widerspruch heraus: erstens allerlei Meinungsäußerungen, die Allendorf nicht so leichthin hätte vorbringen sollen, zweitens aber sehr bedenkliche rechnungsmäßige Irrtümer in seinem erläuternden Text. Jedenfalls wollen wir uns weder pro noch contra mit der allgemeinen Angabe Allendorfs abfinden lassen, die Hansensche Lehre habe „zum Teil sehr begeisterte, aber ebenso kritiklose Zustimmung gefunden, nicht zum wenigsten von bedeutenden Agrarpolitikern wie Buchenberger, Lotz und Adolf Wagner".

Der Wert der fleißigen und mühsamen Statistik über die „Zuzugsverhältnisse der Stadt Halle a. S. im Jahre 1899" soll nicht geschmälert werden, wenn ich zuerst die Irrtümer im Text aufdecke. Sie stehen gerade in den grundlegenden Seiten 25—28. In erster Linie ist es laut Allendorfs eigenem statistischen Material ein grober Irrtum, wenn S. 28 gesagt wird, es seien „überhaupt geboren in Städten 71,2 pCt., auf dem Lande 28,8 pCt. des Gesamtzuzuges"; vielmehr waren auf

dem Lande geboren 43 pCt. Auch die Verteilung auf die beiden Geschlechter, S. 25, mit 4675 und 4589 Personen ergibt nicht die richtige Summe der ländlichen Zuzügler 7192; da aber diese Scheidung für unseren allgemeineren Zusammenhang nicht wichtig ist, sollen die angeschlossenen Prozentberechnungen nicht weiter nachgerechnet werden. Dagegen muß ich wieder der für uns sehr interessanten Tabelle S. 28 näher treten, welche in den senkrechten Spalten die Gebürtigkeit in Prozenten der Zugewanderten ergibt, während in den wagerechten Reihen die Herkunft gegeben wird, und zwar geordnet nach der Größe der Orte. Mit a bezeichne ich die unter 2000 Einwohner, b bis 5000 Einwohner, c bis 20000 Einwohner, d bis 100000 Einwohner, e größere; dazu H für die in Halle geborenen Zuzügler.

Um die Richtigkeit der Allendorfschen Ziffern zu prüfen, multipliziere ich sie mit den bezüglichen Prozentzahlen der Gebürtigkeit für den Gesamtzuzug, berechnet von mir für a 43 (47) pCt., b 15 (16) pCt., c 19 (21) pCt., d 6 (7) pCt., e 8 (9) pCt. — die in Klammern gestellten Werte ergeben sich, wenn man die in Halle geborenen Zuzügler ausscheidet — und müßte nun rechts als Gesamtsumme jeder Zeile eine Zahl erhalten, aus der sich die prozentuale Beteiligung der fünf Herkunftsgebiete ergibt. Da ich indessen statt der aus Tabelle A, S. 48 f., berechneten Herkunftsprozente (a 31, b 14, c 27, d 9, e 19) durch dieses Kalkül vielmehr erhalte a 27, b 13 (bei Einrechnung der Hallenser in die Gesamtsumme 12), c 28, d 11, e 22, so müssen die Allendorfschen Zahlen irrig sein.

Beiläufig stellt sich ein von Allendorf nicht beachtetes, aber in seiner Einfachheit ganz lehrreiches Bild der Wanderungstendenz heraus, wenn man die Prozente der Herkunft von denen der Gebürtigkeit für die fünf Ortsklassen abzieht; dann erhalten wir:

	Gebürtigkeit	Herkunft	Differenz
a	43 (47) pCt.	31 pCt.	+ 12 (+ 16) pCt.
b	15 (16) „	14 „	+ 1 (+ 2) „
c	19 (21) „	27 „	— 8 (— 6) „
d	6 (7) „	9 „	— 3 (— 2) „
e	8 (9) „	19 „	— 11 (— 10) „

Der ländliche Zufluß tritt deutlich hervor, und nur bei Differenz d wird die folgerichtige Strombewegung unterbrochen, während in den beiden vorausgeschickten Prozentreihen die numerische Schwäche von b auffällt. Diese Erscheinung führt uns auf einige von Allendorf nicht vorgetragene allgemeine Bemerkungen, die zum richtigen Verständnis der ganzen Detailstatistik erforderlich sind.

Es ist nämlich dabei als Wahrscheinlichkeitsfaktor die Bevölkerungssumme jeder der fünf Ortsklassen im Umkreis von Halle zu erwägen, und zwar in umgekehrtem quadratischen Verhältnis der Entfernung: einfach gesagt, es kommt sehr darauf an, wieviel „Land", wieviel „Großstadt" u. s. w. im erreichbaren Umkreise liegen. Um München her, worauf Hansen basiert, gestaltet sich der Charakter des Umkreises wesentlich anders als um Halle; ja man könnte letztere Stadt geradezu als wenigst geeignet für die Frage vom ländlichen Zuzug bezeichnen, teils wegen der (auch in obigen Ziffern hervortretenden) Großstadt-Abwanderungen, teils wegen der hoch entwickelten ländlichen Industrie, die den Bevölkerungsquell langsamer sprudeln macht. Ein Kreis um

München mit dem Radius von 40 Meilen reicht nicht ganz bis Prag, Frankfurt a. M., Basel, Graz und schließt nur Zürich, Stuttgart, Nürnberg ein, letzteres erst nach 1871 „Großstadt" geworden; um Halle dagegen liegen innerhalb des entsprechenden Kreises Stettin, Prag, Nürnberg, Frankfurt, Bremen, Hamburg und näher heran Berlin nebst einer Menge „Großstädte", dicht außer der Peripherie Dortmund und Elberfeld. Ein 20 Meilen-Kreis um München her schließt keine „Großstadt" ein, um Halle her noch Braunschweig, Magdeburg, Dresden, Chemnitz, Leipzig, während an der Peripherie Berlin liegt. Und trotz alledem jene Zuzugsresultate für Halle! (Statistisch liegt dies Bild in der von Allendorf, S. 25, erwähnten Bleicherschen Rechnung vor, wonach aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden von je 100000 Einwohnern 93 stadtgeborene und 62 landgeborene Zuzügler nach Frankfurt kamen, dagegen aus dem mehr ländlichen Regierungsbezirk Kassel 31 stadtgeborene und 39 landgeborene.)

Hierzu kommt, daß „Industrie- und Großstädte" an sich nicht reine Belege für den Zufluß vom Lande sind, sondern „durch eine größere Vermehrung aus eigenen Kräften" sich erhalten. Das konnte Allendorf bei Hansen, S. 39, deutlich vorgetragen finden, und so sind auch Hansens von Berlin und Leipzig entnommene Zahlenangaben für ihn selbst von vornherein minder günstig, also in gewissem Sinne um so beweiskräftiger. Auch die Fünfklasseneinteilung der Orte ist teils an sich mechanisch, was Allendorf erwähnt, teils verschiebt sich dabei das Bild etwas zu Ungunsten des Landes, weil viele Geburtsorte vor 10, 30, 50 Jahren einer niederen Ortsklasse angehörten. Andererseits ist nun freilich nicht zu vergessen, daß in der Fünfteilung der Orte das „Land" mit seinen Ziffern zu günstig erscheint, da es für Deutschland nicht etwa ein Fünftel = 20 pCt., sondern (1871) 64 pCt. bis (1890) 53 pCt. der Gesamtbevölkerung besaß. Für den Umkreis von Halle ist natürlich diese Differenz wesentlich geringer; trotzdem mag diese Ueberlegung uns Anlaß bieten, am Schluß der folgenden Uebersichten einmal die Gruppen b + c + d + e der Gruppe a allein gegenüberzustellen.

Diese Uebersichten sind auf Grund von Allendorfs Statistik, Tabelle B, S. 51, berechnet und zwar nach jenem Muster, S. 28, wovon wir handeln. Die Ausscheidung der Hallenser erscheint mir dabei durchaus der Beachtung wert, da der Zuzug geborener Hallenser nach Halle durch allzu gewichtige und eigenartige Motive gefördert wird, um ohne weiteres mit dem sonstigen Zuzug aus der gleichen Ortsklasse zusammengeworfen zu werden.

1. Ohne „Hallenser":

	Gebürtigkeit						
	a	b	c	d	e	Summe	Mittel
Herkunft a	5216	530	559	123	169	6597	1319
Herkunft b	895	1427	313	101	107	2843	569
Herkunft c	1777	634	2340	296	280	5327	1065
Herkunft d	593	217	323	566	177	1876	375
Herkunft e	1102	430	677	316	1126	3651	730
	9583	3238	4212	1402	1859	20294	4058

Dies ergibt im Vergleich zum Mittel folgende Prozentwerte:

Herkunft	a	b	c	d	e
	Gebürtigkeit				
a	+ 295 pCt.	— 60 pCt.	— 58 pCt.	— 91 pCt.	— 87 pCt.
b	+ 57 „	+ 151 „	— 45 „	— 82 „	— 81 „
c	+ 67 „	— 40 „	+ 119 „	— 72 „	— 74 „
d	+ 59 „	— 43 „	— 14 „	+ 52 „	— 54 „
e	+ 51 „	— 41 „	— 7 „	— 57 „	+ 54 „
	+ 529 pCt.	— 33 pCt.	— 5 pCt.	— 250 pCt.	— 242 pCt.

2. Mit den „Hallensern“:

Herkunft	Gebürtigkeit H	a	b	c	d	e	Summe	Mittel
a	518	5216	530	559	123	169	7115	1423
b	270	895	1427	313	101	187	3113	623
c	686	1777	634	2340	296	280	6013	1203
d	209	593	217	323	566	177	2085	417
e	491	1102	430	677	316	1126	4242	828
	2174	9583	3238	4212	1402	1859	22468	4494

Also im Vergleich zum Mittel in Prozent:

Herkunft	a	b	c	d + H	e
	Gebürtigkeit				
a	+ 267 pCt.	— 63 pCt.	— 61 pCt.	— 55 pCt.	— 88 pCt.
b	+ 44 „	+ 129 „	— 50 „	— 40 „	— 83 „
c	+ 46 „	— 47 „	+ 96 „	— 18 „	— 77 „
d	+ 42 „	— 48 „	— 23 „	+ 86 „	— 58 „
e	+ 33 „	— 48 „	— 18 „	— 3 „	+ 36 „
	+ 432 pCt.	— 77 pCt.	— 56 pCt.	— 30 pCt.	— 270 pCt.

3. Aus beiden vorigen Tafeln ergibt sich, wenn a („Land“) den vier anderen Ortsgrößen gegenübergestellt wird, also unter der gewiß für a ungünstigen Annahme eines Wahrscheinlichkeitsfaktors von 50 pCt. gegen 50 pCt.:

a) ohne „Hallenser“:

Herkunft	Gebürtigkeit Land	Nichtland	Summe	Mittel
Land	5216	1381	6597	3299
Nichtland	4367	9330	13697	6849
	9583	10731	20294	10148

oder in Prozenten über dem Mittel:

+ 58 pCt.	— 58 pCt.
— 36 „	+ 36 „
+ 22 pCt.	— 22 pCt.

b) mit den „Hallensern“:

		Gebürtigkeit			
		Land	Nichtland	Summe	Mittel
Her-	Land	5216	1899	7115	3558
kunft	Nichtland	4367	10986	15353	7677
		9583	12885	22468	11235

oder in Prozenten über dem Mittel:

+ 47 pCt.	— 47 pCt.
— 43 „	+ 43 „
+ 4 pCt.	— 4 pCt.

Eine andere statistische Frage, nämlich die Deutung des Geburtenüberschusses der Städte, wobei Allendorf, S. 57 und 70, mit Hansen, S. 29, zu vergleichen ist, übergehe ich hier, sowie auch die Polemik gegen Hansens Ansicht, daß die Stadtbevölkerung sich innerhalb zweier Generationen verzehre. Dagegen muß durchaus Allendorfs oft wiederholte Angabe berichtigt werden, als hätte Hansen „behauptet, was von außerhalb komme, trete in den Mittelstand ein“, — Allendorf fügt hinzu: „eine Behauptung, mit deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit seine ganze Theorie eigentlich steht und fällt“. Dies ist eine flüchtige und irrige Wiedergabe von Hansens Ansicht, die höchstens durch eine abgekürzte Darstellung in dessen Vorwort zu belegen wäre. Auch was angeblich ein Beweis jener angeblichen These sein soll, nämlich Hansens Erörterungen über Groß- und Industriestädte, S. 15 ff., bekämpft Allendorf ganz unglücklich, indem er einerseits geringe Seßhaftigkeit von solchen Orten wie Ansbach und Aschaffenburg blindlings behauptet, zugleich aber, wo Hansen mit der „ortsanwesenden“ Bevölkerung rechnete, auf dessen Zahlen der „Geburtsbevölkerung“ greift und dann gegen Hansen einwendet, daß die Städte mit großer Zunahme „den geringsten Prozentsatz der Ortsgebürtigen“ zeigten. Hier mußte Allendorf erstens deutlicher statt „Ortsgebürtige“ sagen „Geburtsbevölkerung“, um deren Verhältnis zur Zählbevölkerung es sich handelt; zweitens der Prozentsatz jener Städte ist keineswegs der „geringste“, sondern ein geringer; drittens Hansen wußte recht wohl, warum er sich auf die Geburtsbevölkerung nicht einließ, deren Verhältniszahl sowohl bei starkem Zuzuge als auch bei großem eigenen Wachstum der Städte sinken muß, also die vorliegende Frage nicht aufhellt.

Noch ist Allendorfs Angriff gegen Hansens Einkommentheorie zu erwähnen, „auf welcher (sagt Allendorf) im Grunde seine ganze Lehre fußt“. Dies führe ihn z. B. „zu der auf den ersten Blick als falsch zu erkennenden Behauptung, daß die bäuerliche Bevölkerung nicht nur physisch, sondern auch geistig eine höhere Leistungsfähigkeit (woher dieser Ausdruck?) besitze“, während nach Allendorf städtisches Volk viel angeregter, durch bessere Schulen und Bildungsmittel bevorzugt, durch Vererbung der Anlagen gefördert sein soll. Vielleicht denkt der junge Gelehrte, der übrigens in demselben Atem, S. 9, „die geistige und physische Tätigkeit des Landwirts“ gegen Hansen ausspielen möchte, künftig einmal anders über das, was „Bildung“ heißt.

Was Hansen über die geistigen Vorzüge des Landlebens, S. 161—165, im Anschluß an Adam Smith geschrieben hat, sollte vielmehr recht weite Verbreitung, z. B. in städtischen Lesebüchern finden, ganz wie die Darstellung, welche, S. 49—59, im Gegensatz zu demselben Adam Smith, über die Entwicklung des Einkommens in den einfachsten Verhältnissen gegeben ist. Der Vollständigkeit wegen konstatiere ich, daß Allendorf (ebenfalls S. 25) als „größten Fehler in den Ausführungen Hansens“ die Anlehnung an das Malthussche Bevölkerungsgesetz bezeichnet, das nach Allendorf „heutzutage in seinem Kern als unhaltbar anzusehen“ sein soll.

Ich weiß recht wohl, daß der Mißerfolg einer solchen unter angesehener Flagge verfrachteten Erstlingsarbeit kein positiver Beweis für die angegriffene Bevölkerungstheorie ist. Immerhin werden wir mit neuem Vertrauen auf unsern Führer zu unsern schulpolitischen Ueberlegungen zurückkehren.

„Der große soziale Kampf konzentriert sich um die Position des Mittelstandes“ (Hansen, S. 58), und die jeweilig in ihrem Besitz Befindlichen haben das Streben „sich dauernd zu machen“ (4. Buch, I, 1). Als geschichtlichen Typus dieses Bestrebens und seiner Folgen zeichnet Hansen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aber der Staat als solcher sollte über dem Antagonismus der Gesellschaft stehen: den ländlichen Stand vor Gefährdung behüten, das geistige Niveau des zweiten Standes heben, seinen Ballast zu rechter Zeit in die dritte Bevölkerungsstufe hinüberführen (S. 342). Also vor allem, wo ein Stromhindernis ist, eine Stockung entsteht, Achtung! Materialschaden und demnächst gewaltsamer Durchbruch wäre die Strafe für Leichtfertigkeit an solchen Stellen. Auch die Schulpolitik hat dabei einzugreifen.

Hornemann hält es ebenfalls für „unabweisbare soziale Pflicht, das Ideal einer guten Gesellschaftsordnung (durch die Schule) aufrecht zu erhalten, in der jeder möglichst den Platz erhält, der ihm nach dem Maße seiner geistigen Kräfte gebührt“. Und ehrliche soziale Gesinnung auf der einen Seite, Begeisterung für den Humanismus auf der anderen gibt seiner Feder den Satz ein: „Wir wollen niemand von dem Höchsten ausschließen, was die Gesellschaft bieten kann; aber das Höchste würde aufhören eben das Höchste zu sein, wenn es nicht der Preis für Leistungen wäre, die nur die Höchstbegabten ausführen können.“ Ja, wenn dies das Schibboleth der Mittelstandspolitik wäre!

Aber gerade auf dem Gebiete der Schule hat die einseitige Politik der Besitzenden Stromhindernisse künstlich geschaffen; wer hindurchfahren möchte, dem werden Schiffermären von Scylla und Charybdis, von Symplegaden und Säulen des Herakles aufgebunden. Nur im Vorübergehen erwähne ich die sehr ernste Frage, wieweit denn unsere Besitzenden jene ideale Auffassung humanistischer Bildung sich zu eigen machen oder auch nur ahnend nachempfinden, die wir mit Hornemanns Freunden im Herzen tragen. Ich ziehe vielmehr jenen wunden Punkt hervor, worüber eine Einigung eher zu erzielen sein dürfte, als über den Segen der an die Vollanstalten geknüpften Rechte. Ich meine die schwarz-weißen Schnüre.

Ammon spricht beiläufig davon, wie „Nebenrücksichten . . . oder das Verlangen nach dem Zeugnis für den einjährigen Militärdienst das

Bild (der natürlichen Auslese) trüben"; Schwarz wiederholt die Klage, daß viele „nur um des Einjährigenscheins willen die Bänke (des Gymnasiums) drücken", und fragt im Sinne seiner Ausführungen: „züchten wir vielleicht zum studierten Proletariat auf unseren Realschulen das der Einjährigen?" Ausführlicher geht Hansen, S. 186, auf die „ungerechte Bevorzugung der wohlhabenden Klassen gegenüber den unbemittelten ein", die in der Verquickung der Militärberechtigung mit unserer Schule liegt; ein Jahr später, auf der Berliner Schulkonferenz, hat Kropatscheck (Verhandlungen, S. 747) in ähnlichem Sinne und mindestens ebenso scharfem Ton ihre Gefahren für Schule, Militär und Volk hervorgehoben; der bayerische Kriegsminister hat 1899 offen erklärt, die Militärverwaltung habe an diesem Institut „absolut kein Interesse", es bestehe nur aus „Rücksicht auf soziale Verhältnisse", und als ich meinerseits 1900 allerlei Gedanken über diese Frage in der „Christlichen Welt" niederlegte, da hat man mir lebhaft zugestimmt; ganz neuerdings endlich gibt Ludwig Gurlitt, S. 100, beifallend wieder, was bald darauf der Geheime Oberschulrat Herman Schiller im ersten Heft seiner „Aufsätze über die Schulreform" geschrieben hatte. Da haben wir Urteile von Sozialpolitikern, Militärs, Pädagogen. Ganz wie der hohe Schutzzoll der Vereinigten Staaten und der Ankauf des anbaufähigen Landes durch große Gesellschaften, so wirkt bei uns — und noch viel bedenklicher — die Militärberechtigung der Schule. Auf die dadurch verursachte Stockung in den Säften der Schule, des Volks, des Heeres soll der Volksfreund hinweisen, bis das einzige resolute Mittel zur Anwendung kommt; hier nur von „Trübung" der natürlichen Auslese zu reden, wie Ammon tut, ist Mißbrauch der Sprache.

Ich wüßte ein ganz anderes Mittel, mit der rechten Auslese zugleich der Selbsterhaltung des Mittelstandes nach Möglichkeit zu dienen. Was Hansen, S. 219 ff., in gedrängter Kürze über „das Weib im Bevölkerungsstrom" gesagt hat, weckt im Leser das Verlangen nach einer ausführlicheren Darstellung von ihm. Wir sehen, wie das durch wirtschaftliche Tüchtigkeit empfohlene Mädchen innerhalb des Bevölkerungsstromes vorwärts gebracht und emporgehoben wird. Das naheliegende Bemühen, diese Tüchtigkeit zu erhöhen, und zwar auch für die besitzende Klasse, tritt uns an vielen Orten in erfreulichem Maße entgegen; aber ich wüßte nicht, warum nicht in demselben Zusammenhange das Verlangen nach besserer geistiger Ausbildung der Frau, nach verständigem Schulunterricht anerkannt werden sollte. Am meisten kommt dabei die Möglichkeit einer mit dem männlichen Geschlecht weithin gemeinsamen Schulbildung in Frage, damit von Jugend auf der Mann sich gewöhne, das Weib nicht nach seinen Reizen, sondern nach seinen Werten einzuschätzen, damit ferner die Gattin den menschlichen Interessen des Gatten nicht allzufern stehe, damit endlich die heranwachsenden Knaben an der Mutter, die oft leider allein die Last der Erziehung trägt, eine Führerin finden, die sich nicht bloß auf ihre Liebe und ihr Feingefühl, sondern auch auf ihre Erfahrung und ihr Verständnis verlassen kann. Mit der Auslese der Tüchtigen des weiblichen Geschlechts wäre somit die beste Aussicht für den Mittelstand verbunden, sein geistiges Niveau gehoben und erhalten zu sehen.

Indessen wir erwarten vom Staat als Vernunftwesen noch weitergehende Voraussicht. Da der Mittelstand trotz allem nicht stabil ist,

sondern vom Lande her stetig ersetzt wird, so gilt für den Staat im Gegensatz zur Gesellschaft die Räson: „Wer das Land gewinnt, dem fallen die Städte von selber zu“ (Hansen, S. 38). Auf dem Lande ist die Auslese der Zukunft zu suchen; was Hansen von Landpfarrer-Söhnen, Lehrlingen und Hausknechten vom Lande ausführt, gründet sich auf bekannte Beobachtungen. So sollten auch Landpfarrer das Jammern um ihre Kinder lassen, wenn sie inmitten der allgemeinen Bildungsmisere vor allerlei Schwierigkeiten in deren Ausbildung gestellt werden; sie sollten sich und ihre Kinder vielmehr glücklich preisen, als „Wunderselige, welche der Stadt entflohn“, und ihrer Aufgabe für das Volksleben frohbewußt sich widmen. Und die Landräte in ihrem zukunftsreichen Amt sollten sich endlich einmal als Schulberater fühlen, nicht bloß als die Vorsitzenden der Schulkommissionen. Das soll natürlich nicht besagen, sie müßten das, was man heutzutage als beste Schule preist, aufs Land verpflanzen; klingt doch vielmehr durch die städtische Schule bereits vielerwärts der Ruf: „Zurück zur Natur!“ Nicht Ueberfütterung ist hier am Platze, aber eine wohlüberlegte Schulung, die neben den einfach-soliden Elementen auf naturwissenschaftliche Beobachtung und Raumlehre, auf Bürger- und Hauskunde eingehen könnte; die tüchtigsten, bestgestellten Lehrer gehören dahin, und die Schülerzahl sollte mindestens die Grenze nicht überschreiten, die man unter städtischen Massen für normal ansieht. Ich habe einmal, ohne an die Gedankengänge über Auslese und Bevölkerungsstrom anzuknüpfen, von pädagogischen Ueberlegungen aus das Lob der „Einklassigen“ gesungen, will sagen: ihre Bedeutung für Schule und Leben herausgestellt (Monatsbl. des ev. Lehrerbundes, 1901/2, Heft 7) und finde keinen Anlaß, etwas davon zurückzunehmen.

Wie hoch beziffert sich das Interesse einer Stadt, z. B. Leipzig, an der Schulbildung der Landbewohner und in diesem Sinne an der Fortbildungsschule? Versuchen wir, die von Hansen vertretenen Anschauungen mit Hülfe seiner statistischen Angaben, S. 22 f., zu spezialisieren!

Wir führen folgende Berechnungen aus. Von der Bevölkerung waren $^{1}/_{3}$ (genauer $^{463}/_{1274}$) geborene Leipziger, davon gut die Hälfte (52 pCt.) Kinder (0—15 Jahre), schulpflichtig fast $^{1}/_{4}$ (23,72 pCt.), — mithin betrug die Zahl der ortsgebürtigen Schulkinder 0,087 oder $^{1}/_{12}$ der Gesamtbevölkerung. Wir stellen daneben diejenigen Zugezogenen, die sich damals im Alter von 15—30 Jahren, im Jünglingsalter, befanden: von der Gesamtzahl der Fremden ($^{2}/_{3}$, genauer $^{81}/_{127}$ der Bevölkerung) waren es 47,15 pCt., mithin von der Gesamtbevölkerung $^{3}/_{10}$. Da von ihnen aber bereits etwa 7 pCt. in Leipzig die Schule besucht hatten (nämlich im Beginn der Schulpflicht 3 pCt., am Schluß 10,2 pCt.), so beträgt die Zahl der auswärts zur Schule gegangenen 15—30jährigen $^{28}/_{100}$ der Gesamtbevölkerung, oder etwa $3^{1}/_{3}$ mal soviel, wie die ortsbürtigen Schulkinder. Und selbst wenn man mit Hansens Schätzung, S. 27, ein Drittel der Fremden nur als vorübergehend anwesend ansieht, ein zweites Drittel als Zuzug aus Städten betrachtet, so steht die Zahl der auf dem Lande geschulten Fremden noch immer der ortsbürtigen Schulbevölkerung gleich. Ebenso groß (9 vom Hundert) war die Zahl der 15—30jährigen Leipziger. Die gesamte Schülerzahl, Ortsbürtige und Auswärtsgeborene, ist $8,7 + 5 = 13,7$ vom Hundert; endlich

die jüngeren, noch nicht schulpflichtigen Kinder 13 + 2 = 15 vom Hundert.

Bei dieser ganzen Berechnung muß man überdies festhalten, daß auch der Begriff des ortsbürtigen Leipzigers kein reiner und an sich fester ist, sondern daß viele Ortsbürtige wiederum Kinder von Zugezogenen sind.

Jedoch wir haben bereits gehört, daß, auch nach Hansen, die heutigen Groß- und Industriestädte sich durch Vermehrung aus eigenen Kräften erhalten; von Industriestädten führt Allendorf Ziffern an, für Hamburg setzte sich im letzten Lustrum die Zunahme der Bevölkerung aus dem Geburtenüberschuß zu $^3/_5$ und aus der Zuwanderung zu $^2/_5$ zusammen. Schulpolitik, die für die Auslese der Zukunft Verständnis hat, muß zugleich diesem ständigen (sei es bleibenden, sei es fortgesetzt erneuerten) Komponenten der Groß- und Industriestädte Beachtung schenken, selbst wenn sie mit Hansen vor Ueberschätzung der Arbeit der Hände auf der einen Seite, des bloßen Kapitals auf der anderen Seite sich fernhält. Kinderfürsorge in den Jahren vor der Schulpflicht, Volksheime für die Herangewachsenen liegen außerhalb unseres Zusammenhanges, sowie das große Ganze der Arbeiterfrage überhaupt. Begabten auch aus dieser dritten Bevölkerungsstufe ein Aufsteigen zu ermöglichen — nicht bloß zum eigenen Vorteil dieser wenigen —, sollte die Volksschule sachdienlich eingerichtet sein, aber im Gesamtaufbau und speziell im Wissensstoff enge, solide Grenzen einhalten. Was in der Welt nützt ein großartig lockendes Lehrziel auf dem Papier, das ein großer Teil nicht erreicht und ein anderer Teil im Leben nicht zu verwenden weiß? Fortbildung freilich und organisierte Selbsthülfe sollte man fördern, vor allem jedoch die beiden letzten Jahre der Schulzeit richtig anwenden. Man lese nach, was in dieser Revue, I, 628 ff., aus Vorlesungen jenes trefflichen Pädagogen wiedergegeben ist, zu dessen Büchlein über die „Arbeiterfrage" man noch immer mit Bewunderung zurückkehrt.

Poesie, Gesang und Turnen sind hier wertvolle, vielfach vernachlässigte Stücke, denen neuerdings die Vereinigungen für Körperpflege und für künstlerische Bildung mit Erfolg das Wort reden. Was Hansen, S. 350 ff., über den finsteren Zug unseres Kapitalismus und seine ästhetische Ueberwindung sagt, sind ganz Langesche Ideen. Ich verweile noch einen Augenblick beim Gesang, teils um an diesem Beispiel zu verdeutlichen, was ich meine, teils um nochmals vor allzu früher Auslese zu warnen. Aus unserem sangesberühmten Bruderland ist mir ein lehrreicher Aufsatz bekannt geworden, den ein Stockholmer Privatschulvorsteher K. E. Palmgren verfaßt hat (ausführlicher in der „Deutschen Privatschule", 1902, S. 1—7). Palmgren beklagt die Schädigung der Sangeslust durch übermäßigen Betrieb des mehrstimmigen Gesanges. Die sogenannte bessere Jugend habe die Lust zum Singen verloren; sie schweigt lieber, als daß sie ein mittelmäßiges Lied mit mittelmäßigen Stimmen hören ließe. Was wir im Singen leisten, muß ausgezeichnet sein, muß auf Lob und Preis von anderen, zumal Fremden, berechnet werden; selten oder nie singen wir um unserer und der unsrigen Freude willen, selten oder nie fürs Haus. Die Aussonderung der angeblich Unfähigen schädigt den einzelnen und die Gemeinschaft; denn auch die Kurzsichtigen haben ein Recht, sich in ihrer Art an der

schönen Landschaft zu freuen. Pflege des einstimmigen Gesanges wird die herrlichen Volksweisen wieder beleben; mögen sie mit ihren seelenvollen, oft rührenden Tönen nicht immer für Bravourleistungen öffentlicher Künstler sich eignen, so sind sie für die kleine Stimme, für das Heim geschaffen, und solche Demokratisierung des Gesangs ist weit besser, als daß man die Gipfel der Gesangskunst bewundert. Endlich wäre auch unserem Soldatenleben eine bessere Pflege des Gesanges, etwa in hellenischem Sinne, zu empfehlen u. s. w.

Eine solche Hebung des allgemeinen Niveaus und selbst der Unfähigen liegt — das gestehe ich — bereits jenseits des Staatsbetriebes. Laut Staatsräson muß man die scheinbar hartherzige Meinung bestehen lassen, die Hansen, S. 216, über die Rettung von Vagabunden in den Arbeiterkolonien ausgesprochen hat. Mag aber die Staatsvernunft auf Auslese der Befähigten drängen, so muß sie anderseits verständig genug sein, um alles, was Liebe und Freiheit unternimmt, zu schonen. Diese Bemerkung gilt allgemein, ganz besonders aber von dem, was die Familie für ihre an Körper oder an Geist Schwachen tun will. Nicht bloß spartanischbrutal, sondern im Erfolg gemeinschädlich wäre es gewesen, wenn man Individuen wie Schleiermacher und Philipp Reis, Krupp und Borsig, Liebig und Eddison, Blücher und Wrangel, Gauß und Helmholtz, auch Darwin selber als minderwertig ausgestoßen hätte. Auch die Politik hat oft die Aufgabe, mit menschlicher Umsicht einzuhelfen, wo die Natur uns im Stiche läßt, und umgekehrt hat die Familie gerechten, vielerwärts gesetzlich festgelegten Anspruch darauf, im öffentlichen Schulwesen mitzuwirken (vergleiche des Verfassers „Schule, Familie, Freiheit“, Hamburg, 1900).

Was ist leichter? die staatsseitig zu ordnende allgemeine Schulfürsorge auf Grund der großen Zahlen, oder die Entwicklung des einzelnen Kindes, gar des schwächlichen? Liebevoll verständige Fürsorge für Taubstumme, Blinde, Krüppel und dergleichen trägt ihre Früchte für Schätzung des Individuums überhaupt, für Ausbildung der Erziehungskunst, für Pflege der Talentvollen. Die dänischen Blinden sind einmal von einem ihrer Landsleute um ihre Schulausbildung beneidet, „in unserm Lande (setzt er hinzu), wo mancher Vollsinnige durch die Schulausbildung geistig erblindet“; ebenso könnte, wer die geistige Vagabondage unserer Jugend beklagt, auf jene Besserungsanstalten neidvoll hinweisen, wo der Wert resoluter Arbeit eingeprägt wird.

Diese Andeutungen über die Wichtigkeit der Anormalen, die sich hier nicht ausführen lassen, gehen keineswegs über das Maß hinaus. Wer sich darüber belehren will, was wir den Anormalen verdanken, der lese den Aufsatz von Enrico Ferri in der Revue des Revues (im Auszug deutschen Lesern zugänglicher durch Trüpers Vortrag „Die Anfänge der abnormen Erscheinungen im kindlichen Seelenleben“, Altenburg, 1902). Auslese und Schule ist ein Thema ohne Ende, weil die Meinung, Menschen machen zu müssen und machen zu können, das ganze normale Schulsystem durchzieht.

Ihr staunt, wenn außer der Umzäunung Schranke
Der, den ihr warft hinweg als taube Nuß,
Derweil im Park verkrummte Hölzer kranken,
Aufstrebt, ein Eichenschaft, in stolzem Schuß.

Man lese die ganze Schilderung der „Gescheutigkeitsfabrik“ in Sallets Laienevangelium (Abschnitt „Aus was für Macht tust du das?“).

Ohne Freiheit, Weitblick und Kraft kommt die Schule nimmer über ihr unsicheres Tasten hinaus. So sollte mindestens der Staat unnütze Fesseln und Monopole fallen lassen, um sich allerlei Täuschungen zu ersparen und um das vorwärtsdrängende Gesunde auch vorwärtskommen zu lassen. Wo Hansen auf die gymnasiale Auslese kommt, spricht er ausdrücklich nur von denen, „die einen festen Gehalt beziehen und dafür verpflichtet sind, ihre ganze Arbeitskraft dem Staat oder der Gemeinde zu widmen“ (S. 182), d. h. von den Beamten. Aber das Gymnasium mit seinem Lehrplan und seiner Reifeprüfung ist mehr als Auslese für den Beamtenstand. Für diese wäre Lagardes Vorschlag zweckmäßiger, der Staat solle doch Civil-Kadettenhäuser schaffen; er kann diese dann noch viel uniformer anlegen, ganz wie es der beständige Umzug der Beamten im Widerspruch mit dem örtlichen Bedürfnisse und der Heimatspflege fordert. Aber darüber hinaus bedürfen wir Leben, Freiheit, Laienteilnahme. Nicht auf Schulung an sich beruht die Blüte der Auslese, auch nicht auf Minderzahl allein. „Es zeigt sich zwischen dem allgemeinen Fortschritt und dem pädagogischen nur ein begrenztes und relatives Abhängigkeitsverhältnis. Die Erziehung steigt und fällt mit der Erhebung oder Erschlaffung des Volkslebens. Dabei scheint sich herauszustellen, daß der erste Anstoß zu einer Erhebung zunächst wohl nie von der Erziehung ausgeht, daß dies aber, wenn sie ihrerseits von anderen Lebensgebieten — den religiösen, politischen, literarischen — den Anstoß empfangen hat, zur Verallgemeinerung und Befestigung der Errungenschaften am meisten beiträgt. Luther ist älter als Sturm und Michael Neander; Kant und Lessing wurden nicht in Dessau gebildet, Schiller und Goethe nicht in Iferten. Es ist auch zum pädagogischen Fortschritt nicht genügend, daß tüchtige Lehrer da sind: alle Schichten des Volkes müssen von dem Geiste des Lebens ergriffen sein.“ (F. A. Lange in Schmids Enzyklopädie.) Für das Schulwesen aber ist „Freiheit der Entwicklung, plastisches Hervortreten der verschiedenen Richtungen, selbst auf die Gefahr momentaner Verwirrung hin, das einzige, was retten kann. Wir wünschen nicht, daß die Leitung des Schulwesens indessen, wie der Reiter dem Maultier auf schwindlichem Pfade die Zügel über den Hals wirft, um Gott und die Natur walten zu lassen, sich zagender Untätigkeit hingebe. Die Zeit stellt den administrativen Behörden eine höhere Aufgabe. Nicht etwa nur, weil die Beförderung der Disziplin in den Schulen, der Ordnung, Geschlossenheit und würdevollen Stellung des Lehrerstandes von der Freiheit der Methoden und Richtungen des Unterrichts unabhängig dastehen, sondern weil jetzt die Zeit ist, nicht zu uniformieren, sondern zu vergleichen, zu zählen, zu konstatieren, — mit einem Wort, der Administration der Schule einen Boden zu schaffen, wie ihn die Rechtspflege und die Staatswissenschaft besitzen — innere Schulstatistik, einen Hauptteil der positiven Pädagogik“. (F. A. Lange in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 1858, S. 519.)

Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten.

Dr. Friedrich Otto Hertz.

V.

Chamberlain stellt die Theorie auf, daß der Religion als „innerer Erfahrung" des Ariers die Religion der „äußeren Erfahrung" des Semiten gegenüber steht. Diese geistreich klingende Entgegensetzung ist aber ganz unbrauchbar. Religion ist ein viel zu kompliziertes Gebilde, als daß zwei Etiketten ausreichen würden, sie zu bestimmen. Man kann fast behaupten, daß das ganze Seelenleben des ursprünglichen Menschen, das sich über die Triebbefriedigung erhebt, Religion sei, freilich nicht im Chamberlainschen Sinn. Alle Affekte zwischen den beiden Polen der Furcht und Liebe auf ein Außer- oder Uebermenschliches gerichtet, bilden in mannigfacher Mischung die Grundlage des religiösen Gefühls, wobei freilich selbst heute noch der weitaus größte Teil der Menschheit der Furcht weit näher steht. Die Auffassung der Religion als „innerer Erfahrung der frommen Seele" bildet die berühmte Tat Schleiermachers, den Chamberlain merkwürdigerweise ganz ignoriert[1]), wie er dies überhaupt gegen seine Vorgänger zu tun liebt. Daß aber diese fromme Seele durch zahlreiche äußere Erfahrungen erst geworden ist, fällt der Religionswissenschaft nicht ein zu leugnen. Freilich mag schon in der furchtgetränkten Scheu, mit der der Naturmensch die klugen Augen seines Schlangenfetisch betrachtet, etwas wie innere Erfahrung liegen; aber selbst Jesus beruft sich oft genug auf das Gesetz und auch der von jeder historischen Religion Gelöste, der nur aus dem Streben seines eigenen Herzens dem Glauben an die fortschreitende Menschheit schöpft, bedarf doch der Unterstützung durch die „äußere Erfahrung" der Weltgeschichte. Die äußere Erfahrung ist die große Erzieherin der inneren.

Wenn aber die Einteilung Chamberlains falsch ist, so sind es historische Belege noch viel mehr. Es ist unmöglich, daß ein in der Religionsgeschichte auch nur oberflächlich Bewanderter solche Behauptungen im ehrlichen Glauben aufstellt: „In keinem Zweig der indoeuropäischen Familie hat es zu irgend einer Zeit Götzendienst (Chamberlains Ausdruck für Fetischismus d. V.) gegeben", Bilderanbetung habe nie existiert, nie seien die arischen Götter Weltschöpfer, der Monotheismus werde schon seit den ältesten Zeiten von den Indoeuropäern geahnt u. s. w. (vergleiche S. 230, 397 u. s. f.). Die Wissenschaft hat vielmehr mit absoluter Gewißheit festgestellt, daß die primitiven Formen der Religion, Fetischismus, Totemismus, Ahnenkult bei Ariern und Semiten und überhaupt bei allen Völkern der Welt sich in gleicher Weise, oft mit überraschender Aehnlichkeit vorfinden. Wie es heute noch in Indien damit bestellt ist, haben wir ja gesehen.

Ebenso verhält es sich mit der Chamberlainschen Auffassung, die indoarischen Götter seien nur freundliche und gütige Symbole für das göttliche Eine, deren Bilder die Seele mit der lebendigen Vorstellung höherer Wesen füllen sollten. Das paßt zum Beispiel wunderbar auf

---

[1]) Nach dem Index wird er nur einmal (S. 875) ganz im Vorübergehen zitiert.

den großen Shiva, den die orthodox-brahmanische Sekte der Shivaiten als höchsten Gott verehrt und der an die Stelle des alten Rudra getreten ist. Schon der Atharaveda beschreibt diesen: „blauschwarz ist sein Bauch, rot sein Rücken" —, nach der Umwandlung bemächtigte sich eine wüste Phantasie der Gestalt[1]). Um seinen Nacken sieht man Totenschädel baumeln, er hat drei Augen im Gesicht und je 1000 Köpfe, Arme, Beine u. s. w. Seine Verehrung war später mit den rohesten Ausschweifungen verbunden[2]). Der Religionshistoriker betrachtet solche Erscheinungen ganz gelassen; über die bildliche Form, die in unkultivierten und überkultivierten Gehirnen die Idee der zerstörenden Naturkraft angenommen hat, zu moralisieren, wäre abgeschmackt, aber falsche Verhimmelungen von tief unter unserer Stufe stehenden Kulturerscheinungen brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen.

Ebenso unwissenschaftlich sind aber die übrigen Belege dieses Schriftstellers. An vielen Orten mag übrigens seine soziologische Ignoranz als mildernder Umstand gelten. Ueberaus komisch ist z. B. die Behauptung, „der Götterglaube Homers sei die erhabenste und geläutertste Erscheinung griechischer Religion", das Spätere aber Verfall! Diese homerischen Götter voll List und Trug, Gewalttätigkeit und recht losen geschlechtlichen Sitten hält Chamberlain für die Gestalten des Volksglaubens, obwohl in Büchern, die er selbst zitiert, mit Sicherheit nachgewiesen wird, daß sie der primitiven Aristokratie jener Zeit angehören, deren Lebensführung sie widerspiegeln[3]), während die viel ernstere Volksreligion erst bei Hesiod zum Ausdruck kommt. Ueberhaupt nimmt Chamberlain aus Büchern immer nur das, was ihm paßt, so zitiert er triumphierend Robertson Smiths grundlegendes Werk, worin nachgewiesen werde, daß der gerühmte semitische Monotheismus nur ein politisches Ergebnis sei; daß aber an derselben Stelle auch der Zusammenhang zwischen dem arischen Polytheismus und der sozialpolitischen Struktur gezeigt wird, findet er gut zu verschweigen, obwohl doch die Ehre der arischen Religiosität dadurch nicht berührt werden dürfte.

Die Religion der Semiten im allgemeinen und der Juden im besonderen ist nach Chamberlain religiöser Materialismus, was ihm gleichbedeutend ist mit Werkheiligkeit, Fehlen frommer Gesinnung, Abhängigmachung der Gottesverehrung von irdischem Lohn oder Bedingtheit derselben durch Furcht vor Strafe, Fehlen der Idee der Gnade und Erlösung (als inneres Erlebnis) u. s. w.

Für einzelne Stufen der jüdischen Entwicklung stimmt das gewiß, aber es heißt große Voreingenommenheit besitzen, wenn man die Tatsache übersieht, daß einerseits der Judaismus weit über diese Etappe hinausgelangt ist, andererseits alle diese Dinge bei allen arischen Völkern sich oft sogar in viel schärferer Ausprägung vorfanden. Nirgends finden wir in der Bibel solche entwürdigende Betteleien und sogar Drohungen des irdischen Reichtums wegen, wie in der Veda, nirgends faßt das alte Testament Jahwe in so roh materialistischer Weise vom

[1]) Vergleiche E. Hardy, Indische Religionsgeschichte, 1898, S. 89.
[2]) Vergleiche Hardy a. a. O., S. 117.
[3]) Die zahlreichen Liebesabenteuer der Griechengötter verdanken übrigens hauptsächlich der Eitelkeit der Adelsfamilien ihre Entstehung, die, wenn nicht in „legitimer", so doch wenigstens in „illegitimer" Weise von Göttern abstammen wollten.

Opfer abhängig, wie der Brahmane seinen rauschfrohen Indra, die leere Geschwätzigkeit, der öde Ritualismus und das Fehlen der Frömmigkeit bei den Brahmanen erregte den gerechten Spott der Buddhisten und selbst vereinzelter vedischer Stellen, von Demut war bei den stolzen Brahmanen, die sich ihrer Heiligkeit bewußt, über die Götter stellten, wenig zu finden.

Auf der ganzen Welt sei Religion eine idealistische Regung, sagt Chamberlain auf S. 400, einzig bei den Semiten sei sie krasser Materialismus, verfolge sie durchaus praktische Zwecke, vor allem „Herrschaft und Besitz“ in dieser Welt und Wohlergehen in der jenseitigen. Dazu einige illustrative Bibelstellen[1]), Psalm 42: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ Psalm 73: Der Sänger verwirft die Rede des „Pöbels“, der da sagt „Siehe das sind die Gottlosen, die sind glückselig in der Welt und werden reich. Soll es denn umsonst sein, daß mein Herz unsträflich lebet und ich meine Hände in Unschuld wasche?“ sein Bekenntnis lautet: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ — Sprüche 30, 7—8: „Zweierlei bitte ich von dir, die wollest du mir nicht weigern, ehe denn ich sterbe: Abgötterei und Lügen laß ferne von mir sein; Armut und Reichtum gib mir nicht; laß mich aber mein bescheidenes Teil Speise dahin nehmen. Ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: Wer ist der Herr? Oder wo ich zu arm würde, möchte ich stehlen und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen“[2]). Es muß geradezu wundernehmen, wie wenig begehrliche Stellen aus alter Zeit in den Bibeltext gerettet wurden. Es wird wohl als lehrhaftes Beispiel angeführt, daß Gott den Gerechten auch mit irdischen Gütern lohnt, ja es wird sogar erwartet, daß Gott als Bestätigung seiner Zufriedenheit mit rechtem Wandel den Frommen segnet, aber höchst selten finden sich in den späteren Teilen direkte Bitten um Belohnung oder gar Forderungen, wie etwa das vedische: Lege hin für mich, ich lege hin für dich. In den ganzen Psalmen ist mir nur die Stelle 144, 13—14, aufgefallen, wo aber Gottes Segen auch nur als Folge rechter Gesinnung hingestellt wird.

Ebensowenig kann wohl die Jenseitshoffnung viel ausgemacht haben, da Chamberlain selbst ausführt, daß das alte Testament kein Jenseits in unserem Sinn kennt.

Die Vorstellung der Hölle nennt Chamberlain den „eigentlichen Schandfleck der kirchlichen Lehre“, sie sowohl als die Gestalt des Teufels sollen jüdische Erfindungen sein, denen das arische Bewußtsein heftig widerstrebt. Nun kennt das biblische Judentum überhaupt keine Vergeltung im Jenseits, die Guten und Bösen kommen ohne

---

[1]) Wir zitieren absichtlich nur Stellen aus nachexilischer, späterer Zeit, in der nach Chamberlain die frischen Triebe des Prophetenglaubens schon in härtestem Formalismus und Materialismus erstarrt wären.

[2]) Solcher Stellen lassen sich viele anführen, man lese nur noch die eine 1. Könige 3, 9—12 (Salomos Gebet).

Unterschied in den Scheol, der ganz nach Art des griechischen Hades vorgestellt wird. Von Lohn und Strafe ist keine Rede. Die große Menge des Volkes hat wohl immer die Vergeltung im Diesseits erwartet, die in älterer Zeit noch auf das ganze Volk Israel, nicht auf den einzelnen bezogen wurde. Freilich blieb das Problem: Wie kommt es, daß der Gute leidet und der Böse blüht? Die Propheten haben das Leiden auf Erden als pädagogisches Mittel Gottes betrachtet, als Strafe und Prüfung mit dem Ziel der Läuterung. Das Judentum hat, besonders nachdem der Unsterblichkeitsglaube schon begründet war, geradezu Enthusiasmus für das Leiden entwickelt. Im Talmud heißt es, daß, wer 40 Tage ohne Leiden bleibe, an seiner Seligkeit verzweifeln solle, da Gott ihn offenbar der Läuterung für unwert halte[1]). Erst in vorchristlicher Zeit finden wir unklare Ansätze zu einem Vergeltungsglauben mit Aussicht ins Jenseits, die Gerechten werden auferstehen, die Ungerechten aber tot bleiben. Die Pharisäer vertraten die Unsterblichkeit gegen die Sadduzäer und siegten über diese. Die Evangelien aber beweisen, wie wenig noch die Entwicklung im Judentum zu einem Abschluß gediehen war. Erst der Talmud kennt einen Himmel, der bald rein geistig, bald mehr materiell gedacht wird und eine Hölle (Gehinnom) für die Bösen, die dort zwölf Monate gepeinigt werden (sechs Monate durch Hitze, sechs Monate durch Kälte sagen die Talmudweisen), worauf ihre gänzliche Vernichtung erfolgt[2]). Jedenfalls eine barmherzigere Vorstellung, als die des katholischen Dogmas, das heute noch — unter Androhung der Hölle — dem Gläubigen an die Ewigkeit der Qualen im Höllenfeuer zu glauben befiehlt.

Hölle und Himmel fehlen aber auch im entwickelten Glauben der Inder keineswegs und werden recht materiell vorgestellt[3]). Hardy schreibt: „Bezeichnend für diese Epoche ist die Wollust im Ausmalen der Höllenstrafen. Es genügt eine Hölle nicht mehr, man erdenkt deren mehrere und stattet sie auf die raffinierteste Weise mit Marterwerkzeugen aus, wofern man nicht in der „Hölle auf Erden“, einem neuen Dasein in niederen Existenzen (Würmern und dergleichen), die Bösen noch besser quälen zu können hofft.“ Der Seelenwanderungsglaube der Inder ist ja tatsächlich eine recht rohe Form des Vergeltungsglaubens und dazu noch eine, die der Entwicklung tätiger Sittlichkeit nicht günstig ist[4]).

„Die starke Betonung der „Gerechtigkeit“ im weltlichen Sinne des Wortes, d. h. also des gesetzmäßigen und moralischen Handelns und der Werkheiligkeit im Gegensatz zu jedem Versuch innerer Umwandlung und zur Erlösung durch methaphysische Einsicht oder durch göttliche Gnade“, sind in Chamberlains eigener Zusammenfassung weitere Er-

---

[1]) Ferdinand Weber, Jüdische Theologie, 2. Auflage, 1897, S. 322.
[2]) Weber a. a. O.
[3]) Hardy a. a. O., S. 96.
[4]) Die Vergeltung im Jenseits kann doch wenigstens in geistiger Weise vorgestellt werden, als Lohn Anschauung Gottes, als Strafe Entziehung dieses geistigen Genusses. Die bedeutendsten Kirchenlehrer haben selbst die Höllenstrafen geistig erklärt als Behinderung der Seele an freier Bewegung (Thomas Aquinas) u. s. w. — Wenn aber Lohn und Strafe nur als eine höhere oder niedere Wiedergeburt, also in irdisch-materieller Weise in Aussicht stehen, muß die Sehnsucht nach Ruhe, nach Erlösung von dem ewigen Rade der Wiedergeburt erwachen, die man durch Aufgabe jedes Strebens — ob gut oder böse — zu erreichen hoffte.

scheinungen, die überall, wo semitisches Blut oder semitische Ideen (also nicht nur jüdische! d. V.) eingedrungen sind, sich vorfinden. Dann müssen die arischesten der Arier, die vedischen Brahmanen und die alten Iranier, recht viel semitisches Blut aufgenommen haben, nach dem, was wir über ihren Formalismus und Ritualismus gehört haben[1]). Es ist dies eben ein ganz natürliches Entwicklungsstadium jeder Religion. Daß aber die angeblich indogermanische Betonung der Gesinnung und der Erleuchtung durch Gnade dem Judentum nicht fremd geblieben sind, bezeugen zahlreiche Bibelstellen. Unaufhörlich mahnen die Propheten, daß Gott nicht auf die Opfer sehe, sondern auf das Herz, auf die Gesinnung des Menschen; nicht Ochsen und Schafe, sondern Liebeswerke (die mit denen der Bergpredigt übereinstimmend aufgezählt werden) erfreuen ihn, nicht schwere Buße, sondern Sinnesänderung und Reue verschaffe seine Gnade, die Werke sollen aber nicht öffentlich vor den Augen der Menschen, sondern im geheimen vollbracht werden. Und nicht nur die Propheten, auch die ganze nachexilische Literatur wiederholt diese Gedanken in mannigfacher Weise, besonders die Psalmen[2]). Im gänzlichen Gegensatz zu Chamberlains Behauptung fehlt auch die Erkenntnis menschlicher Schwäche und der Notwendigkeit der inneren Umwandlung durch Gnade keineswegs. Der 130. Psalm fragt: So du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Die Antwort lautet: Vor Gott ist kein Lebendiger gerecht (Psalm 143, 2; Hiob 14, 4; 15, 14; 25, 5—6; Sprüche 20, 9). Aber Gott richtet nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Barmherzigkeit[3]). Als höchste Gnade aber verheißt er seinen Kindern ein neues Herz und einen neuen Geist (Hesekiel 11, 19 und 32, 26), seinen heiligen Geist, wie der 51. Psalm (Vers 12, 13) sagt. Nirgends finden wir in der Bibel mehr die Vorstellung von der Zauberkraft gewisser Formeln und Handlungen ohne gleichzeitige gottgefällige Gesinnung, ja es kommen bedeutungsvolle Stimmen vor, die das Opfer überhaupt anzweifeln und seine Abschaffung ahnen lassen. Im talmudischen Judentum findet zwar eine Rückbildung zur neuerlichen Betonung der Werkgerechtigkeit statt, der Formalismus wächst ins Ungeheure. Gleichzeitig aber wird der Gedanke aufs nachdrücklichste hervorgehoben, daß allen Geboten nur insoweit Bedeutung zukommt, als sie dem Gehorsam Israels als Prüfstein dienen, also eine ethische Motivierung von nicht zu unterschätzender Bedeutung[4].) Stets wird überdies den ethischen Geboten vor den rein rituellen der Vorrang

---

[1]) Die Sprache der Avesta kennt überhaupt keinen Unterschied zwischen Gesetz und Religion. Beides = daêna (Gesetz). — Besonders groß ist die Werkheiligkeit und der Formalismus in der altrömischen Religion, die mit größter Nüchternheit ausschließlich ein Geschäftsverhältnis mit den Göttern darstellt. Immerhin hat das diszipliniertere soziale Leben der römischen Bauernsoldaten eine vom moralischen Standpunkt viel ehrenwertere Götterwelt hervorgebracht als die Griechen.

[2]) Vergleiche z. B. Jesaias 1, 11—18; 29, 13; 33, 15; 58, 2—7; 66, 3; Hesekiel 18, 22 ff.; 33, 11; Hosea 6, 6; Joel 2, 12—13; Micha 6, 7—8; Amos 5, 21—24; Psalmen 4, 6—7; 40, 7—9; 50, 8—13, 23; 51, 18—19; 69, 32 ff. 141, 2 und viele andere.

[3]) Nach dem Talmud betet Gott täglich: Es sei der Wille bei mir, daß meine Barmherzigkeit meinen Zorn überwinde und meine Barmherzigkeit alle meine Eigenschaften umhülle, daß ich mit meinen Kindern verfahre nach Barmherzigkeit und ihnen nicht begegne nach dem strengen Recht (Weber, a. a. O., S. 159).

[4]) Vergleiche Lazarus, Ethik des Judentums, 1899, S. 189, 225.

eingeräumt[1]). Chamberlain illustriert die Gesetzesknechtschaft des Judentums mit der bekannten Tatsache der 613 Gebote und Verbote, die das Tun Israels in der Bibel regeln. Ein hervorragender talmudischer Gelehrter, Rabbi Simlai, lehrte hierüber: „613 Gesetze (Gebote und Verbote) sind im mosaischen Gesetzbuch enthalten; da kam David und brachte sie auf elf (die im 15. Psalm enthaltenen, die angeführt und erläutert werden); dann kam Jesaias und stellte sie auf sechs (Jesaias 33, 15), „wer da wandelt in Gerechtigkeit und Wahrheit spricht, wer Gewinn durch Uebervorteilung verschmäht, wessen Hand sich weigert, Bestechung zu nehmen, wer sein Ohr verstopft, nicht zu hören den Blutrat und seine Augen schließt, nicht zu schauen das Böse“, — dann kam Micha und reduzierte sie auf drei (Micha 6, 8): „Es ist dir verkündet Mensch, was gut ist, und was Gott von dir verlangt: nur Rechttun, liebevolles Wohlwollen und demütigen Wandel vor deinem Gott“, — wiederum Jesaias auf zwei (Jesaias 56, 1: „Haltet auf Recht und übet Gerechtigkeit“) und Amos und Habakuk (Amos 5, 3: „Suchet mich und lebet“; Habakuk 2, 4: „Der Fromme lebt in seiner Treue“) und stellten sie auf eins. Das Hochbedeutsame in dieser Zurückführung der biblischen Lehren auf wenige Grundsätze ist nun, daß diese ohne Ausnahme rein ethischer Natur sind und gar kein Hinweis auf das bloß Rituelle sich findet. Der ethische Grundzug der jüdischen Glaubenslehre kann nicht deutlicher hervortreten.

Nun behauptet aber Chamberlain, die jüdische Ethik sei rein äußerlich. „Die sittlichen Gebote wachsen nicht mit innerer Notwendigkeit aus den Tiefen des Menschenherzens empor, sondern sind Gesetze, die unter bestimmten Bedingungen an bestimmten Tagen erlassen wurden und jeden Augenblick widerrufen werden können (234). Daher ist dem Juden „der heidnische Begriff der Sittlichkeit und Heiligkeit fremd“ (239). Nun stellt die Bibel allerdings kein System der Ethik auf, dies würde ja ihrem Wesen widersprechen. Die Moral wird kasuistisch entwickelt, wie überall. Trotzdem ist Chamberlains Behauptung unbegründet. An unzähligen Stellen heißt es, daß Gott das Gute liebt und das Böse haßt, womit die Selbständigkeit dieser Begriffe ausgesprochen wird. In der vorchristlichen Zeit findet sich eine eigentümliche Entwicklung des Begriffes „Weisheit“. Ursprünglich bedeutet dieses Wort nicht mehr als „Lebensklugheit“[2]), die Kunst, glücklich zu werden. Später nimmt es eine immer ausgesprochenere religiös-ethische Färbung an. Es gewinnt die Bedeutung „individuell angewandter Religion“, und zwar auf Grundlage der allen Völkern gemeinsamen religiösen Moral. Dann wird die Weisheit als Ausfluß Gottes hingestellt und geradezu mit seinem sittlichen Wesen identifiziert. Diese Weisheit, wie sie in der durch allegorische Deutung dem modernen Bewußtsein versöhnten Thora ausgedrückt ist, wird dann sogar über Gott gestellt. Anfangs zwar habe Gott die Thora geschaffen, noch vor der Weltschöpfung, bezüglich derer er sich mit ihr beriet. Sie

[1]) Nach dem Talmud wird Gott beim jüngsten Gericht die Heiden nur daraufhin prüfen, ob sie die sieben noachidischen Gebote, die reine Sittenregeln sind, gehalten haben und ihnen, da sie dies nicht nachweisen können, noch einmal eine leichte Gehorsamsprobe aufgeben, die sie aber wiederum nicht bestehen.

[2]) Vergleiche Smend, Alttestamentliche Theologie, 1898, S. 483—493.

wird als ein Stück seines Wesens, als „Tochter Gottes“ hingestellt, dessen Aenderung natürlich nicht seiner Willkür unterliegt. Ja, schließlich befolgt Gott selbst die Thora bis ins kleinste, studiert drei Stunden täglich in ihr, und was dergleichen phantastische Ausschmückungen mehr sind[1]). Die Gebote aber, die nicht direkt Forderungen der Sittlichkeit sind, dienen doch sittlichen Zwecken, nämlich der Selbstzucht des Menschen.

Die ganze ethische Richtung des Gesetzes und seine schließliche Vergötterung machen es möglich, die Brücke zu unserer modernen, auf Kant fußenden Moralanschauung zu schlagen. Die Heteronomie der von Gott gebotenen Moral verblaßt vor der Tatsache, daß Gott nur das geoffenbart hat, was schon in ihm und uns als ein Teil unseres Wesens lag.

Schon im 5. Buch Moses (30, 11—14) wird dies kräftig und zweifelfrei ausgedrückt: „Das Gesetz, das ich dir heute gebiete, ist nicht entrückt, noch fern von dir. Es ist nicht im Himmel, daß du sagen möchtest, wer will für uns in den Himmel hinaufsteigen, daß er es uns hole und uns hören lasse, auf daß wir es tun. Es ist auch nicht jenseits des Meeres, daß du sagen möchtest, wer will für uns über das Meer hinüberfahren u. s. w.“ „Sondern es ist das Wort dir sehr nahe in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es tuest.“ Das göttliche Gebot hat also hier den Charakter einer pädagogischen Weisung. Wie ein Vater seine Kinder über Recht und Unrecht belehrt und die Belehrung eventuell auch mit der Rute oder einer süßen Belohnung unterstützt, so hat das Sittengesetz der Thora Gott zum Weiser, aber nicht zum Schöpfer, so kann auch Lohn und Strafe die Selbständigkeit der moralischen Pflicht nicht antasten. Professor Lazarus hat in seiner „Ethik des Judentums“ auf Grund eines großen Materials die Uebereinstimmung der talmudischen und Kantischen Sittenlehre zu beweisen unternommen. Nun kann man bekanntlich aus dem Talmud jede Sache samt ihrem Gegenteil nachweisen. Wenn auch der Lohn nicht zur Bedingung der Sittlichkeit gemacht wird, so wird er doch vom gewöhnlichen Bewußtsein in der Regel erwartet, sei es selbst nur als Beweis der Zufriedenheit Gottes. Um diese wesentlichste Klippe, den offenen und ausdrücklichen Verzicht auf Lohn, die Ablehnung des Vergeltungsgedankens in jeder Form, ist das Judentum ebensowenig herumgekommen, wie irgend eine religiöse Ethik. Aber die innerhalb einer solchen möglichen Ansätze zur Ueberwindung dieser Stufe hat Lazarus recht überzeugend nachgewiesen. Die ausschließliche Richtung des jüdischen Geistes auf die soziale Moral hat wesentlich beigetragen, ihn von der Beschäftigung mit der Natur und metaphysischen Fragen, die daraus hervorgehen und einen so großen Bestandteil der indischen Religion bilden, abzulenken. Die ganze Natur wird nicht objektiv als Selbstzweck, sondern, subjektiv, ethisch auf die sittlichen Zwecke des Menschen bezogen aufgefaßt. Immerfort werden die Tugenden der Tiere den Menschen als Vorbild hingestellt, Naturvorgänge als Symbole sozial-ethischer Beziehungen erklärt. Die ganze Natur scheint ein großes Lehrbuch der Ethik zu sein.

---

[1]) Vergleiche Weber, a. a. O., S. 14 ff., S. 157 ff.

Daraus erklärt sich leicht das Fehlen metaphysischer Spekulationen. „Wer über vier Punkte philosophiert: was über dem Himmel und was unter der Erde, was vor der Welt war und was nach der Welt sein dürfte, der wäre glücklicher, nicht geboren worden zu sein“, sagt die Mischna. — Eine Rassenanlage ist es nicht, sondern ein weltgeschichtliches Erziehungsresultat. (Schluß folgt.)

Reformtracht oder Normaltracht?

Professor Dr. Gustav Fritsch.

Wie haben wir es doch so herrlich weit gebracht in unserer reformwütigen Zeit! Da ist zuerst die Reform des Einkommensteuergesetzes von Miquel unseligen Angedenkens mit ihrer ausgleichenden Ungerechtigkeit und den diskretionären Gewalten strebsamer Assessoren, die Reform der Börse, welche ihre Bedeutung mit einem Schlage vernichtete, die Reform der Altersversicherung, das Klebegesetz, die Reform der Sonntagsheiligung, durch die selbst die Automaten zur Frömmigkeit bekehrt wurden, während die Hausfrauen Sonntags vor den verschlossenen Quellen ihrer häuslichen Behaglichkeit händeringend umherirren u. s. w. Alle diese Errungenschaften haben sich der Seele unserer Mitmenschen so lebhaft und angenehm eingeprägt, daß sie das Wort „Reform“ nicht wohl hören können, ohne daß ihnen ein leichter Schauder über den Rücken läuft.

Möchte man es daher nicht beklagen, daß die Bestrebungen, die Mängel unserer heutigen Frauentracht zu beseitigen oder zu mildern, unter derselben gefürchteten Flagge segeln? Ist doch schon dadurch allein der Erfolg der Bestrebungen in Frage gestellt, wird ihnen Widerstand entgegengesetzt, wo sie glaubten, auf Sympathieen rechnen zu können. Auch diejenigen, welche trotzdem der Neuerung wohlwollend gegenüberstehen, können die Notwendigkeit nicht einsehen, dafür gerade die Bezeichnung „Reformtracht“ zu wählen, da der Ausdruck „Normaltracht“ ohne Zweifel erheblich einwandfreier wäre.

Man sage nicht, darauf käme es doch gewiß nicht an, wie die Sache bezeichnet würde, weil das Wesen derselben dadurch nicht berührt werde. Es ist der Zweck dieser Zeilen, zu zeigen, daß in der Tat die angefochtene Bezeichnung leider nur zu eng mit dem Wesen der Neuerung verknüpft ist, und daß es sich hier keineswegs um einen Wortstreit handelt.

Wenn in den jetzigen Zeitläuften „Reformbestrebungen“ vielfach so übel beleumundet sind, so liegt dies in dem revolutionären oder richtiger fanatischen Vorgehen ihrer Urheber, wodurch leider häufig die besten Absichten, die auf durchaus richtige Anschauungen gegründet wurden, sich in das Gegenteil des Gewollten verkehrten. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“ ... u. s. w.

Solcher Fanatismus scheint auch der Reform unserer Frauentracht verhängnisvoll werden zu sollen, wenn die Bestrebungen nicht rechtzeitig in ruhigeres Fahrwasser einlenken. Auch unser verdienstvollster Autor in diesem Gebiet, Paul Schultze-Naumburg[1]), ist nicht frei davon und fordert dadurch zum Widerspruch heraus, wo man viel lieber von ganzem Herzen zustimmen möchte. Der Autor hat die naturgemäße Grundlage aller solcher Bestrebungen, nämlich die normale

---

[1]) Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung. Verlag von Eug. Diederichs, Leipzig, 1902.

Gestaltung des Körpers selbst als allein maßgebend richtig erkannt und scharf ins Auge gefaßt. Aber auch da, wo ihm genügende anatomische Kenntnisse zur Verfügung standen, ist öfters der Reformer mit dem Anatomen durchgegangen und er hat dann im Feuereifer für die gute Sache die Objektivität der Beurteilung aufgegeben.

C. H. Stratz[1]), welcher den gleichen Gegenstand behandelte, ist doch viel kühler und vorsichtiger in seinen Ausführungen vorgegangen, zumal durch die eingehende Würdigung des zweiten, bei der Anordnung der Tracht in Frage kommenden Prinzips, nämlich der Belastung des Körpers, ein Gebiet, das von P. Schultze nicht sehr glücklich behandelt wurde.

Bei jeder Belastung, gleichviel ob es sich um einen menschlichen Körper, oder um irgend ein totes Objekt handelt, ist die statische Verteilung der Last die Grundfrage, wenn man möglichst große Belastung unter möglichst geringen Störungen bewältigen will. Dies Prinzip muß auch bei der Frauentracht eingehende Berücksichtigung finden.

Was zunächst die normale Gestaltung des Körpers anlangt, so hat der Fanatismus Herrn Schultze auf einen extremen Standpunkt geführt, gegen den der Anatom notgedrungen Widerspruch erheben muß. Der Autor ist felsenfest davon überzeugt, daß der weibliche Körper von normaler Beschaffenheit absolut keine Taille habe, und diese Ueberzeugung zieht sich wie ein roter Faden durch den ganzen ersten Teil seines Buches. In der Tat, fällt diese Behauptung, so fällt damit gleichzeitig ein großer Teil der einschneidendsten Schlußfolgerungen. Dadurch, daß der Verfasser glaubt, ihre Richtigkeit haarklein bewiesen zu haben, wird die Sache nicht besser, sondern geradezu verhängnisvoll, weil die urteilslose Menge Angaben, welche mit solcher Ueberzeugungstreue vorgebracht werden, ohne eigenes Nachdenken annimmt.

Betrachten wir zunächst die anatomische Grundlage der fraglichen Behauptung, soweit dieselbe als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf. Der obere Teil des Rumpfes, welcher speziell zur Aufnahme der Respirations- und Zirkulationsorgane bestimmt ist, trägt in seiner Wandung knöcherne Spangen, die Rippen, deren Aufgabe es ist, den für die Ausdehnung der Lungen nötigen Binnenraum zu schaffen und zu erhalten. Durch solche Ausstattung der Wandung mit festen Stützpunkten ist dafür gesorgt, daß auch im Stadium der tiefsten Ausatmung dieselbe nicht unter ein bestimmtes Maß eingezogen werden kann.

Diese Stützpunkte hören am unteren Ende des Brustkorbes plötzlich auf und Weichteile, Muskeln und Bänder treten an ihre Stelle. Die flach ausgebreiteten, muskulösen Organe, besonders der Musculus transversus abdominis, umspannen die nachgiebigen inneren Organe und üben durch die ihnen innewohnende Spannung, den sogenannten Muskeltonus, einen gewissen Druck auf sie aus. Es wäre anatomisch durchaus unverständlich, daß sich dieser Druck normalerweise nicht äußerlich sollte bemerkbar machen.

Es kommt hinzu, daß abwärts von dem nur durch Weichteile begrenzten Abdomen sich der Beckenabschnitt des Skelettes mit einer gewissen Plötzlichkeit anfügt und als fester Träger der mächtigsten Muskeln des Körpers sofort einen erheblichen Umfang gewinnt, der im normalen Zustande durch die Einlagerung der Oberschenkelknochen mit ihren großen Rollhügeln nach abwärts alsbald eine weitere Verbreiterung erfährt.

So ist durch den Wechsel von Wandungen mit knöchernen Stützpunkten und solchen, die derselben entbehren, der Rumpf von der Natur tatsächlich „in zwei

[1]) Mehrere Vorträge über Frauenkleidung, gehalten in Holland: Over vrouwen kleeding. Eerste Voordracht te 's-Gravenhage, Amsterdam, 1899.

Teile zerrissen“, daran wird keine Reformtracht etwas ändern, gleichviel, ob man dies Merkmal des Menschen ästhetisch findet oder nicht.

Die Gegner dürften einwenden, daß es auf diese ja unzweifelhafte anatomische Unterlage nicht ankomme, sondern daß sie für die vorliegende Frage irrelevant sei, weil sie in dem Umriß des Körpers nicht zum Ausdruck käme.

Wäre dies wirklich der Fall, was tatsächlich eine irrtümliche Annahme ist, so dürfte bei allen hygienischen Fragen doch ein derartig bedeutungsvoller Unterschied gewiß nicht ohne Berücksichtigung bleiben und soll es ja auch im Sinne der Reformer selbst nicht; im Gegenteil gerade, im Hinblick auf diese anatomische Taille sind die wichtigsten Erörterungen der Gesundheitspflege und weitgehende Vorschläge für Verbesserung derselben ergangen.

Hier zeigt sich somit schon ein gewisser innerer Widerspruch in den Ausführungen, der nicht ohne schädlichen Einfluß auf die Beweiskraft derselben bleiben kann, worauf weiter hinten näher eingegangen werden soll.

Wie steht es nun mit der Unterbrechung des Umrisses bei der Betrachtung von vorn, welche gemeinhin als „Taille“, richtiger wohl als Tailleneinsenkung bezeichnet werden sollte, da ein Taillenabschnitt doch nun einmal nicht geleugnet werden kann.

Auch in diesem Punkte hat Uebereifer P. Schultze zu weit geführt. Dem Laienpublikum, welches an den Anblick der durch Schnüren verunstalteten Taille gewöhnt ist, wird die normale Einsenkung natürlich nicht imponieren, aber einem Künstler sollte man doch wohl soviel Formensinn und Feinheit des Gefühls für die Schönheit einer Linie zutrauen, um die dem normalen weiblichen Körper eigene Gliederung des Rumpfes durch die zarte Tailleneinsenkung nicht zu übersehen. Es ist ein Irrtum, daß die beigebrachten Beispiele „absolut nichts“ davon hatten, höchstens kann man zugeben, daß manche derselben durch ungeeignete Stellung und Haltung nichts davon zeigen. So hat „unsere liebe Frau von Milo“, wie sie Heine zu nennen pflegte, unzweifelhaft eine deutliche Tailleneinsenkung, so oft auch das Gegenteil im Brustton der Ueberzeugung ausgesprochen wird; so hat die Venus anadyomene des französischen Malers Bouguereau, welchem ein besonders feines Verständnis für die Schönheit der Linie des weiblichen Körpers eigen ist, die Tailllengliederung in zartester Form, während sie an Böcklins entsprechendem Bilde allerdings in roher Weise ausgelöscht wurde. Auch die in meinem Buche: „Die Gestalt des Menschen“ als Beispiele benutzten Abbildungen zweier weiblichen Modelle, welche nie Korsett getragen haben, lassen die Gliederung besonders in der Rückenansicht unzweifelhaft erkennen.

C. H. Stratz[1]) soll angeblich irgendwo gesagt haben, die Tailleneinsenkung am normalen Körper sei ein Vorzug der europäischen Rasse; ein Blick in sein Buch: „Die Rassenschönheit des Weibes“ zeigt an Reihen von schlagenden Beispielen, daß die Mädchen und Frauen auch solcher außereuropäischen Rassen, welche im ganzen Leben kein Korsett gesehen haben, bei edlem, selbst schönem Körperbau oft eine bemerkenswert tiefe Tailleneinsenkung erkennen lassen, so z. B. die Javaninnen, Fellahinnen, Singalesinnen, Samoanerinnen u. s. w.; bei manchen unschönen Rassen, wie z. B. den Hottentottinnen, wird die enge Taille durch die unnormale Hüftbreite direkt zur Karikatur. Sehr bemerkenswert ist, daß gerade Eingeborene desselben

[1]) Er sagt S. 39, wo er von dem „Ueberbieten der natürlichen Reize“ spricht: „Aus demselben Grunde .... schnürt die Mittelländerin, zu deren größten Reizen die über den breiteren Hüften leicht eingezogene Taille gehört, dieselbe noch stärker ein.“ Indem er also die Tailleneinsenkung ausdrücklich als ein normales Merkmal des europäischen Weibes anerkennt, fällt ihm nicht ein zu sagen, daß es diesem allein zukommt. Vergleiche auch die Abbildungen S. 177—182.

Landes, die nigritischen Stämme, in der Tat fast allgemein ohne eine Tailleneinsenkung sind; die steil und gerade abfallenden Seiten des Thorax, welche so in die relativ schmalen Hüften übergehen, sind für die Nigritier in beiden Geschlechtern besonders charakteristisch.

„Wer Augen hat zu sehen, der sehe!" Vorgefaßte Meinungen können uns nicht weiter bringen.

Ist die Gliederung des weiblichen Körpers durch die Tailleneinsenkung eine unbestreitbare Tatsache, und soll der normale Bau desselben auch für die Tracht maßgebend sein, so fragen wir verwundert: „Ja warum wird denn diese normale Einteilung des Rumpfes plötzlich in Acht und Bann getan? Warum soll sie sich am bekleideten Körper nicht wenigstens in derselben Weise geltend machen, wie am unbekleideten?

Nur die Annahme einer verhängnisvollen Reformwut kann es erklärlich machen, daß man behauptet, der in einen einfachen Sack gesteckte Körper präsentiere sich in dieser Form am besten. Da ist uns ja die Straßentracht der persischen Damen bereits weit vorausgeeilt, die öffentlich als Pakete in blaue Packleinwand eingewickelt, mit aufgehefteter weißer Adresse erscheinen: diese Tracht drückt ganz gewiß nirgends, hier wird der Rumpf nicht „in zwei Teile zerrissen, sondern der ganze Körper erscheint in einer bewunderungswürdigen Einfachheit der Form".

Ueber Geschmack ist ja eben bekanntlich nicht zu streiten, doch ist es jedenfalls ein Glück, daß er verschieden ist. Dabei können wir uns wohl auch beruhigen und die erheblich wichtigere Seite der Frage, die gesundheitliche, etwas ins Auge fassen. Dieselbe kann gar nicht ernst genug behandelt werden, und hier hat P. Schultze-Naumburg, auch wenn er gelegentlich über das Ziel hinausschießt, sich durch seine eindringlichen Warnungen ein großes Verdienst erworben. Gewiß hat der Dichter recht, wenn er sagt: „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!" Und so wird sich auch die Eitelkeit, welche das unvernünftige Schnüren veranlaßt, mehr oder weniger an den Sünderinnen rächen, aber wenn die Sache so dargestellt wird, als sei das Korsett eigentlich die einzige Ursache, daß die Frauen krank werden, so geht dies doch zu weit.

Sowie das Kind den mütterlichen Schoß verlassen hat, eilt es dem Grabe zu; zunächst allerdings auf dem aufsteigenden Ast seines Lebensbaumes, aber wie früh es sein Lebenslauf auf den absteigenden Ast hinüberleitet, darüber läßt sich von vornherein nichts Bestimmtes aussagen. Soviel ist indessen sicher, daß keine Reformtracht und keine Normaltracht es davon zurückhalten kann, alt zu werden; das einzige Mittel dagegen ist bekanntlich der vorzeitige Tod.

Der normale ansteigende, sowie der absteigende Entwicklungsgang des Körpers beeinflußt seine äußere Form in sehr wechselnder Weise, und wenn sich darüber auch gewisse Normen aufstellen lassen, so sind die individuellen Besonderheiten doch von so schwerwiegendem Einfluß, daß es äußerst gewagt erscheint, unfertige Bildungen als Beispiele zu benutzen; wer möchte sich darüber wundern, daß ein kugelrundes Kind sich zur hochaufgeschossenen, schlanken Jungfrau auswächst! Viel verwunderlicher ist es schon zu sehen, wie eine auffallend schlanke Figur in unglaublich kurzer Zeit das Bild eines vollen, üppigen Weibes annimmt, und doch läßt sich solche Veränderung täglich ohne Schwierigkeit konstatieren. So hat C. H. Stratz in seinem bereits oben zitierten Werk, S. 324 und 325, zwei Abbildungen desselben Modelles gegeben, zwischen denen nur ein Zeitraum von drei Jahren liegt, und doch würde ohne die Notiz kaum jemand wagen, die Identität der Person zu behaupten; ähnliche Beispiele habe ich selbst zahlreich in meiner Kollektion und konnte gelegentlich die Veränderung selbst verfolgen, sonst hätte ich sie kaum für möglich gehalten.

In gleicher Weise tragen eine ganze Anzahl der Modelle, welche P. Schultze benutzt, um die angebliche Taillenlosigkeit des normalen weiblichen Körpers zu beweisen, noch den Charakter des Unfertigen in ihrer Erscheinung an sich, was sich besonders durch das dürftigere Ausladen der Schultern und Schmalheit des Thorax bemerkbar macht; solchen Merkmalen gegenüber kann die Tailleneinsenkung begreiflicherweise nur wenig oder gar nicht auffallen. Man darf überzeugt sein, daß der Autor verschiedene seiner Freundinnen nach ein paar Jahren auch sehr anders hätte darstellen müssen.

Anderseits ist wiederum die Ausdehnung und der Füllungszustand der Unterleibsorgane so wechselnd und von physiologischen Vorgängen so abhängig, daß die Grenzlinien und die Hervorwölbung des Abdomen notwendigerweise in weiten Grenzen schwankend sein müssen. Unzweifelhaft ist aber, wie es P. Schultze auch ausdrücklich betont, eine geschlossene, wenig vordrängende Begrenzung dieser Körperregion für das Schönheitsideal unerläßlich und darf auch als ein normales Merkmal eines frischen, jugendlichen Körpers betrachtet werden.

Beim Manne ist sie bekanntlich als sogenannte klassische Beckenlinie besonders scharf markiert und durch einen einspringenden Winkel, welcher die Sehnenanheftungen der breiten Baummuskeln an den vorderen oberen Dornfortsatz des Darmbeines markiert, in anmutiger Schweifung unterbrochen. Daß diese klassische Beckenlinie durchaus nicht auf der Erfindung griechischer Künstler beruht, sondern auch heute noch vorkommt, habe ich an einem noch lebenden Beispiel in meinem Buche „Die Gestalt des Menschen" nachgewiesen.

Dem weiblichen Geschlecht fehlt dieses Merkmal aus verschiedenen Gründen, nämlich wegen der stärkeren Schweifung der Darmbeinschaufeln, der im allgemeinen geringeren Entwicklung der Knochenvorsprünge als Ansatzpunkte für die Muskeln und wegen der weniger mächtigen Entwicklung der Muskeln überhaupt[1]).

Nimmt man hinzu die durch Schwangerschaften bewirkte mechanische Ausdehnung der Bauchdecken, welche sich nie ganz vollständig zurückbildet, so begreift sich leicht, daß unter allen Umständen die Schönheitslinie des Unterleibes bei der reifen Frau gewiß in Gefahr ist, frühzeitig verloren zu gehen. Unzweifelhaft wird ein unverständiges Zusammenschnüren des Brustkorbes, wie P. Schultze hervorhebt, ein Abwärtsdrängen und damit gleichzeitig ein Hervortreten der unteren Regionen bewirken.

Aber sollte man diese üblen Einflüsse nicht durch künstliche Mittel zurückhalten können? Das kann man nicht nur, sondern es geschieht bekanntlich ganz regelmäßig, indem man durch festes Wickeln des Leibes nach überstandener Niederkunft den erschlafften Bauchdecken die Ruhe schafft, um sich normalerweise zurück zu bilden. Diese Behandlung ist eine wahre Wohltat für die Frauen, hält den Leibesumfang in gebührlichen Grenzen und schädigt die Gesundheit in keiner Weise. Allerdings ist die brutale Tyrannin, die Mode, auch damit nicht zufrieden, sondern es ist öffentliches Geheimnis, daß hochgestellte Personen schon im Wochenbett selbst, um der Mode den schuldigen Tribut zu bringen, das Korsett wieder anlegen. Dies hat mit einer vernünftigen, wohltätigen Einwicklung nichts zu tun.

Ich glaube nicht, daß jemand diese Tatsache mit Erfolg bestreiten kann, doch könnte eingewendet werden, daß die Schwangerschaftsverhältnisse, weil nur vorübergehend, nicht als maßgebend betrachtet werden dürften. Auch das kann nicht

---

[1]) Die Verhältnisse des Beckens im Hinblick auf den Verlauf der Geburt sind bereits durch Professor Schauta richtig gewürdigt worden. Derselbe Autor hat auch die Tailleneinsenkung als normales Merkmal unserer Rasse mit Recht betont. (Vergleiche: Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung in „Die Zeit", Band XXXIII, No. 422, Wien, 1902, S. 58.)

zugegeben werden; denn abgesehen davon, daß die Mutterschaft doch zum normalen Entwicklungsgange des Weibes gehört, so sind auch unter anderen Verhältnissen die tieferen Unterleibsorgane gegen Druck von außen, an den sie gleichsam durch den Tonus der lebendigen Muskulatur gewöhnt sind, viel unempfindlicher, als die Organe, welche die Natur durch die knöchernen Einlagerungen in die Thoraxwandungen ausdrücklich gegen solchen Druck geschützt hat. Zu den letzteren gehört natürlich auch die empfindliche Leber, Magen und Milz.

Es liegt aus diesem Grunde gar keine Veranlassung vor, einen äußeren Druck auf die Weichteile des Abdomens so ängstlich zu vermeiden, als eine gewaltsame Einengung des Brustkorbes, und eine vernunftgemäße Bekleidung des Körpers kann sehr wohl auf diesen Umstand Bezug nehmen.

Leidet denn das männliche Geschlecht nachweislich unter der Einschnürung des Unterleibes, wie sie bewirkt wird durch das Koppel bei den Militärpersonen, den festen Hosengurt als Ersatz der Hosenträger, den besonders die Engländer lieben, durch die Hungerriemen bei uncivilisierten Völkern, die den Leib damit häufig in wahrhaft schreckenerregender Weise einschnüren?

Somit muß sich die Stimme des Warners vornehmlich gegen das freiwillig angenommene Marterwerkzeug unserer Damen richten, welches ihnen die Mode ohne Widerrede aufzwingt. Wie viel ist nicht schon von berufener und unberufener Seite gegen das Schnürmieder geschrieben und gesprochen worden, ohne daß die eingehendsten Erörterungen, gestützt durch unleugbare Tatsachen, mehr als einen vorübergehenden Achtungserfolg zu erzielen vermochten. Es ist hier nicht der Ort, alle die Schädigungen der Leistungsfähigkeit, der Gesundheit und Schönheit des Körpers wiederum aufzuzählen, welche das unvernünftige Schnüren bei dem weiblichen Geschlecht zur Folge hat; dieselben liegen so sehr auf der Hand, wenn man sich versucht vorzustellen, wie die verschiedenen voluminösen Organe Lunge, Leber, Magen und Milz in dem einzigen ihnen durch die Mode zugewiesenen Raum Platz finden müssen, daß es unnötig scheint, sie im einzelnen zu begründen. Wäre die Mode überhaupt vernünftigen Erwägungen zugänglich, so wäre das Korsett gewiß längst abgeschafft.

Wenn sich zurzeit durch die „Reformtracht" ein neuer und wie es scheint aussichtsvollerer Sturm gegen dieses Volksübel anbahnt, so gilt es vor allen Dingen, denselben in Bahnen zu leiten, welche eine nachhaltigere Wirkung gewährleisten können, als die früheren im Sande verlaufenen. Dazu wird es auch in diesem wichtigsten Punkte erforderlich sein, die volle Objektivität zu bewahren und den verblendeten Freundinnen ihres Marterwerkzeuges nicht selbst die Waffen zu einem erfolgreichen Widerstand in die Hand zu geben.

Das tut man aber nach meiner Ueberzeugung, wenn man dem Korsett Verbrechen nachsagt, die es wohl oder übel sicherlich nicht begangen hat. So soll es nach P. Schultze-Naumburg die Schuld tragen an dem frühzeitigen Welken und Heruntersinken der Brüste, was ihm sicherlich nicht nur alle Frauen, sondern jedenfalls auch die meisten Anatomen und Physiologen bestreiten werden. Wie es scheint, hat der Autor niemals Gelegenheit gehabt zu sehen, wie eine Hottentottin das auf dem Rücken getragene Kind säugt, indem es ihm die Brust unter dem Arm hindurch oder über die Schulter hinweg reicht. Ob diese Damen doch heimlicherweise ein Korsett tragen? Bei allen diesen Völkern gilt die heruntersinkende Brust als das Wahrzeichen der verheirateten Frau, weshalb man der Natur z. B. bei den Kaffernfrauen durch Herunterbinden der Brüste zu Hülfe kommt.

Umgekehrt wird natürlich ein Heraufbinden der Brüste dem Heruntersinken entgegen arbeiten; diesen Nebenzweck hat bekanntlich das Korsett zu erfüllen. Es ist nicht nur eine physiologische, sondern ganz allgemein geltende physikalische

Tatsache, daß elastische Gewebe durch ihre eigene Schwere allmählich sinken, und daß man dieses Sinken verhindert, indem man dem Zug der Schwerkraft entgegenarbeitet. So werden die Brüste im Wochenbett bei Frauen, welche das Nähren ihrer Kinder nicht übernehmen, eingepackt und hochgebunden, um sie in ihren früheren, der jungfräulichen Form mehr entsprechenden Zustand zurückzubringen, dabei verkürzt sich das elastische Bindegewebe und die Brust wird wieder straffer, während sich die Milchgänge zurückbilden. Durch die in diesem Punkte unbegründete Anschuldigung des Korsetts wird also, wie mir scheint, zum Schaden der Sache über das Ziel hinausgeschossen, da sie unvermeidlich heftigen Widerspruch erwecken muß.

Viel schwieriger ist die Widerlegung eines anderen Bedenkens, welches man sehr allgemein auch von ganz verständigen Frauen gegen das Ablegen des Schnürmieders vorbringen hört. Es wird von ihnen mit vollster Ueberzeugung behauptet, daß sie ohne diesen Panzer gar nicht die genügende Kraft hätten, sich gerade aufrecht zu halten und alsbald heftige Rückenschmerzen bekämen. Mit Recht macht P. Schultze-Naumburg darauf aufmerksam, daß ein solches Schwächegefühl eben schon eine Folge der unvernünftigen Einschnürung sei und rechtzeitige Beseitigung des schädlichen Panzers auch den Erscheinungen von Schwäche und Haltlosigkeit vorbeugen würde. Nur darf man sich eine solche Umgewöhnung nicht allzu leicht vorstellen und wird bestrebt sein müssen, den fehlenden Halt durch unschädliche Mittel zu ersetzen, wo sich ernstliche Uebelstände einstellen.

Dadurch wird natürlich die weitergehende Anforderung nicht berührt, die Mädchen überhaupt ohne Korsett aufwachsen zu lassen. Beispiele für solche, aus Ueberzeugung angenommene Erziehungsweise sind ja bereits nicht gar so selten; indessen läßt sich nicht behaupten, daß die Resultate durchweg erfreuliche gewesen wären. Vielfach nehmen die Figuren dabei etwas Ungeschicktes an und die Haltung wird nachlässig. Genügende Aufmerksamkeit und vernunftgemäße Pflege des Körpers wird geeignet sein, diesem Sichgehenlassen, wie man es wohl nennt, entgegen zu arbeiten und eine normale Entwicklung des Körpers zu erzielen, so daß derartige üble Erfahrungen keinen stichhaltigen Grund gegen die Beseitigung der gesundheitsschädlichen Verschnürung abgeben sollten.

Werfen wir noch einen Blick auf die unteren Abschnitte des Körpers, so ist hier besonders ein Punkt zu erörtern, der durchaus nicht unwichtig für die Gesundheitspflege ist, obwohl ihn P. Schultze in seinem mehrfach zitierten Werk mit Stillschweigen übergeht, das ist die Einschnürung der oberen Wade durch feste Strumpfbänder. Hier bildet sich erfahrungsgemäß ebensowohl eine Schnürfurche wie in der Tailleneinsenkung, welche die sanftgeschwungene Linie eines wohlgebildeten Unterschenkels in höchst unschöner Weise unterbricht, was viele auf Eleganz haltende Frauen veranlaßt, die Strümpfe oberhalb des Knies zu befestigen. Aber nicht nur die Schönheit leidet durch die Wadenverschnürung, sondern die besonders beim weiblichen Geschlecht große Gefahr, durch Blutstockung der unteren Extremitäten Venenerweiterungen, sogenannte Krampfadern, im späteren Leben zu bekommen, wird dadurch erheblich vergrößert. Solche Venenerweiterungen schwächen die Muskelkraft, beeinträchtigen dadurch die Leistungsfähigkeit und werden häufig die Veranlassung zu Blutungen und chronischen Geschwüren. Die einschnürenden Strumpfbänder gehören daher ebensowohl auf die Proskriptionsliste, wie die Schnürmieder.

Eine eingehende Behandlung findet in P. Schultzes Werk wiederum die Fußbekleidung, wobei die Torheit der Mode treffend von dem Autor gegeißelt wird. Ein Punkt darf hierbei aber nicht aus den Augen gelassen werden, nämlich, daß

der Mensch von der Naturanlage aus ein richtiger Sohlengänger ist. Diese unzweifelhafte, anatomische Tatsache äußert sich bei den dauernd barfuß gehenden Nationen in sehr auffallender Weise dadurch, daß die Personen alle mehr oder weniger ausgesprochene Plattfüße haben, welche nicht nur häßlich sind, sondern auch die Leistungsfähigkeit verringern. Das auf den Fuß gearbeitete Schuhwerk mit gewölbter Sohle wirkt einer übermäßigen Ausdehnung der Bänder in der Sohle entgegen und unterstützt die schöne und vorteilhafte Wölbung derselben.

Gewiß mit Recht entrüstet sich der Autor über die törichte und unschöne Mode, das Schuhwerk in einen mittleren, vorspringenden Schnabel, wie die Schnauze eines Sterlet, zu verlängern, welcher übrigens häufig tatsächlich nur als Schönheitsattribut (?) beigegeben wird und nicht die große Zehe bis in seine Spitze aufnimmt. Beim weiblichen Geschlecht, wo auf die Kleinheit des Fußes stärkeres Gewicht gelegt wird, muß sich die große Zehe allerdings wohl meistens mit diesem ungeeigneten Gehäuse zufrieden geben und aus ihrer normalen Stellung abweichen. Dadurch entsteht außer der Verunstaltung eine Schwächung des Fußes, stärkere Exposition des Ballens der großen Zehe, Hühneraugen, Frostbeulen, Verkrümmung der zweiten Zehe und ähnliche angenehme Folgen des Modezwanges.

Uebrigens ist die Opposition gegen diese Modetorheit wohl nie ganz unterdrückt worden; es gibt noch immer bei uns verständige Schuhmacher für die oberen Klassen, welche der großen Zehe ihr Recht und normale Stellung belassen, wenn auch die Fabrikware fast ausschließlich das Schuhwerk mit Sterletschnuten liefert. Ich selbst z. B. habe mir nie eine derartige unvernünftige Fußbekleidung machen lassen, auch finden sich zurzeit in großen deutschen Schuhgeschäften in der Friedrichstraße vernünftige Formen ausgestellt.

Ueberblicken wir die Ergebnisse der vorstehenden Betrachtungen über die Beziehungen der normalen Körpergestalt zur Bekleidung, so kann es nicht wohl einem Zweifel unterliegen, daß die sogenannte Reformtracht in ihrer üblichen Gestaltung den Anforderungen des Körpers nur unvollkommen gerecht wird und der von weiten Kreisen dagegen geleistete Widerstand erklärlich erscheint. Man muß bestreiten, daß sie die normale Gestaltung der Figur und ihre Gliederung zu einem würdigen, ästhetischen Ausdruck bringt und damit wankt auch das ganze Fundament, auf dem sie sich aufbaut.

Gliedert sich der Rumpf tatsächlich durch das Einsinken der Weichen unter dem festeren Brustkorb, so ist gar kein Grund abzusehen, warum dies schöne Verhältnis nicht in der Bekleidung äußerlich kenntlich werden sollte, wie bereits oben angedeutet wurde.

Es ist ferner physiologisch unrichtig, die Schultern allein zu Trägern der ganzen Kleiderlast zu machen, sondern es muß das Streben einer normalen Tracht darauf gerichtet sein, die Kleiderlast zu verteilen.

Der üble Einfluß der konzentrierten Belastung macht sich deutlich bemerklich durch die große Neigung der mit Reformtracht bekleideten Personen, eine schlechte Haltung anzunehmen, besonders die Schultern nach vorn sinken zu lassen, während der von unten in keiner Weise gestützte Busen durch die Kleiderlast noch mehr nach abwärts gedrängt wird. Daraus ergibt sich, daß nur solche Frauen, welche besonders gut gewachsen und kräftig genug sind, um eine feste Haltung zu bewahren, einigermaßen erträglich in Reformtracht erscheinen.

Ich habe es im verflossenen Jahre selbst erlebt, daß eine anständige, liebenswürdige junge Dame aus einem Kreise von Leuten, welche auf Bildung Anspruch machten, als hätte sie ein unverzeihliches Unrecht begangen, aus der Herde ausgestoßen wurde, weil sie durch ihre Reformtracht unangenehm auffiel. Der Widerstand maßgebender Kreise gegen so gekleidete Damen in der großen Gesellschaft

ist daher wohl begreiflich. Es kommt hinzu, daß der lockeren Gewänder wegen beim Umfassen der Damen, wie es beim Tanz unvermeidlich ist, die Formen des Körpers in ungewohnter Weise der angelegten Hand fühlbar werden; auch dieser Umstand wird aus Anstandsrücksichten bemängelt, obwohl offenbar nur das Ungewohnte dabei den anstößigen Eindruck hervorrufen kann, da schließlich die Berührung der bekleideten Taille der Dame doch nicht unpassender erscheinen sollte, als diejenige von ebenfalls nicht dichter eingepackten Körperteilen des Herrn durch die Dame.

Die mancherlei Bedenken, seien sie berechtigt oder unberechtigt, welche von verschiedenen Seiten erhoben werden, fallen größtenteils in sich zusammen, wenn man das Grundprinzip, den normalen Körper in seiner Gestaltung als Ausgangspunkt für die Bekleidungsfrage zu benützen, auch wirklich zur Ausführung bringt. Dann wird man als das naturgemäße Kleidungsstück für den Rumpf eine Umhüllung ansehen müssen, welche seinen normalen Umrissen sich anlegt, ohne ihn einzupressen oder gar zu verunstalten, wie es das Schnürmieder tut. Solchen Anforderungen entspricht das sogenannte Leibchen in richtiger Form und passendem Material hergestellt in durchaus genügender Weise. Durch nach vorn näher zusammenlaufende Achselbänder bekommen die Schultern den ihnen gebührenden Teil der Kleiderlast, während die Brüste links und rechts von den Bändern den erforderlichen Spielraum finden, so daß sich das Leibchen ohne Schwierigkeit als sogenannter „Büstenhalter" ausbilden läßt. Selbstverständlich ohne jede Schnüreinrichtung wird es je nach Bedarf doch eine genügend feste Form erhalten können, um schwächlichen oder durch das Schnürmieder verwöhnten Frauen den gewünschten Halt zu geben. Daß ein solches Kleidungsstück, wenn es weit genug ist, um auch die tiefste Einatmung zu gestatten, den inneren Organen durch Druck schädlich werden sollte, ist ganz unerfindlich.

Dagegen gewinnt man durch die Anlagerung des Leibchens an die Tailleneinsenkung, beziehungsweise die widerstandsfähigen Weichen, günstige Haltpunkte, um die Bekleidung der unteren Körperhälfte zu befestigen, wobei selbst ein über der resistenten Unterlage angebrachter Kleidergurt, der P. Schultze-Naumburg allerdings ebenso verhaßt ist als das Schnürmieder, mit Nutzen Verwendung finden kann. Man darf dem Autor ohne weiteres zugeben, daß jahrelanges Tragen eines festen Kleidergurtes ebenfalls sichtbare Spuren als Schnürfurche am Körper zurückläßt, und daß die Schönheitslinie dadurch unangenehm gestört wird; aber ernstere Bedenken hat diese wesentlich auf lokaler Rückbildung des Fettpolsters der Haut beruhende Furche nicht im Gefolge, und dürfte der Nachweis irgend welcher dadurch bewirkter Veränderungen innerer Organe sicher mißglücken. Wenn manche Frauen, der Landessitte folgend, wie z. B. in der Schwalm und manchen Dörfern Schlesiens, um mit ihrem Reichtum zu prunken, den ganzen Besitz von Unterröcken übereinander anziehen und um die Taille festbinden, so darf man solche Verhältnisse vernünftigen Anschauungen gegenüber doch nicht als Regel aufstellen.

Offenbar ist aber die richtigste und normalste Bekleidung der unteren Körperhälfte zurzeit noch kaum spruchreif; macht hier die Körperform selbst nicht besondere Ansprüche geltend, so gilt dies um so mehr von der Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit und allgemeine Hygiene. Augenblicklich gilt wohl die leichte, geschlossene Hose als das geeignetste Untergewand, ob sie aber gesundheitsgemäßer ist als das früher übliche geschlitzte Beinkleid, ist recht zweifelhaft.

Es unterliegt für mich vom medizinischen Standpunkt keinem Zweifel, daß gerade die unteren Regionen des Körpers durch ungenügende Ableitung der Ausdünstungen und mangelhafte Zufuhr frischer Luft häufig viel mehr leiden als selbst die Aerzte geneigt sind anzunehmen; dies gilt vom männlichen Geschlecht ebenso

wie vom weiblichen. Hämorrhoidalleiden, Varicocelen und Hautaffektionen würden eine so große Verbreitung nicht haben, wenn den Organen der erfrischende Einfluß der Luft nicht so andauernd entzogen würde; ähnlich liegen die Verhältnisse auch beim weiblichen Geschlecht.

Bei manchen spielt hier ein gewiß lobenswertes Prinzip, die Reinlichkeit, eine verhängnisvolle Rolle, d. h. die Befürchtung, der Körper könne mit Staub oder ähnlichen harmlosen Sachen in zu nahe Berührung kommen, veranlaßt die hermetische Absperrung. Nun, man sollte doch nicht vergessen, daß es auch reinlichen D...k gibt — man verzeihe das harte Wort —, den Wasser und Seife in durchaus befriedigender Weise wieder zu beseitigen vermögen, und daß wir doch auch aus Reinlichkeit die Zimmer lüften, obwohl dabei ganz gewiß reichlicher Staub durch die Fenster hineinzieht.

Solche Erwägungen sollten bei der Gestaltung einer normalen Unterkleidung nicht unberücksichtigt bleiben und haben wohl auch gelegentlich schon Berücksichtigung gefunden. Ueberhaupt ist in diesem Gebiet aus naheliegenden, geschäftlichen Interessen so viel bereits konstruiert und empfohlen worden, daß man es sich versagen muß, darauf im einzelnen einzugehen; nur darauf möchte ich doch noch hinweisen, daß auch die oben berührte Strumpfbänderfrage durch die Einführung eines mit Taillenschluß sitzenden Kleidungsstückes in einfachster Weise gelöst wurde, indem man die Strümpfe ohne jede Einschnürung des Beines oberhalb oder unterhalb des Knies durch Bänder an diesem Halt befestigte.

Wenn sich die Grundsätze für eine vernünftige Ausbildung der Tracht für das weibliche Geschlecht in der besprochenen Weise an die normale Gestalt des Körpers anlehnen, so wird das Ergebnis gewiß nicht in so schreiendem Widerspruch mit der natürlichen Anmut desselben zu stehen brauchen, wie es bei der jetzigen sogenannten „Reformtracht" der Fall ist.

Wenn das schöne Geschlecht dabei nur so viel Taille zeigt, als es unsere angeblich taillenlose liebe Frau von Milo aufweist, so wäre das gewiß kein Fehler. Erinnert es uns in mehr oder weniger ausgesprochener Weise an dieses holde Vorbild, so werden wir gewiß bald genug das Vergnügen an der Betrachtung einer Frau in dem mittelalterlichen weiblichen Panzer, dem Schnürmieder, aus unserer Erinnerung verlieren.

Alsdann wird das jetzt noch leider oft genug ausgesprochene ketzerische Wort: „Die Venus von Milo sei gar nicht mehr unser Schönheitsideal!" auf den verbrecherischen Urheber hoffentlich den Ingrimm der beleidigten Menschheit herabbeschwören.

Eine schöne Frau in der jetzigen Reformtracht hat aber wohl noch niemand für eine Venus von Milo gehalten.

Darum Respekt vor der natürlichen Gestaltung und Gliederung des Körpers! Dieser muß sich auch in der Form der zu wählenden Bekleidung äußern und tut dies die einseitig entwickelte Reformtracht nicht, so ersetze man dieselbe durch eine den normalen Körperformen besser angepaßte Normaltracht!

Tatsächlich tragen schon heute notorisch viele Frauen, die sich als Anhängerinnen der Reformtracht gerieren, in Wahrheit Normaltracht, insofern sie unter dem modernen Reformkleid eine feste Bekleidung des Körpers führen, leider nicht selten sogar das mit Recht proskribierte Korsett.

Wo bleibt da die Reform?

Zur Abwehr.

Im Archiv für Kriminalanthropologie (1903, 3. Heft) macht Dr. P. Näcke unter der Ueberschrift „Vorsicht bei Hypothesen" einige Bemerkungen, die offenbar nur den Zweck haben, mir eins auszuwischen. Wer wie ich im Kampfe um die Wahrheit genötigt war, viele herrschende, auf berühmte Namen sich stützende Lehrmeinungen anzugreifen, darf sich auf kräftige Gegenstöße gefaßt machen, muß gegen solche gewappnet sein. Da nur aus dem Widerstreit der Meinungen, wenn alle Gründe für und gegen ins Treffen geführt werden, die Wahrheit hervorgehen kann, habe ich selbst seit mehr als zwei Jahrzehnten die Anhänger anderer Ansichten immer und immer wieder aufgefordert, mit ihren Gegengründen nicht hinter dem Berge zu halten, sondern alles vorzubringen, was ihnen mit meinen Lehren unvereinbar scheint. Trotzdem ist es bisher noch niemand gelungen, auch nur den geringsten Teil derselben, sei es auf naturwissenschaftlichem, geschichtlichem, sprachlichem oder archäologischem Gebiet, mit sachlichen und stichhaltigen Gründen zu widerlegen. „Hypothesen" habe ich niemals aufgestellt, noch weniger „Phantastereien", nichts ohne wissenschaftliche Gründe behauptet. Gegen die Zusammenstellung mit Lombroso, der neben Zutreffendem auch manches Ungereimte geschrieben hat, muß ich Verwahrung einlegen und auch gegen Ammon habe ich, obwohl von der badischen Volksuntersuchung her durch langjährige Mitarbeiterschaft mit ihm befreundet, immer meine eigenen, von den seinen oft sehr wesentlich abweichenden Ansichten geltend gemacht. Ein „Theorie-Fanatiker" bin ich am allerwenigsten, nur ein redlicher Sucher der Wahrheit, der sachlichen Gründen noch niemals Auge und Ohr verschlossen hat.

Was Klaatsch anlangt, den ich keineswegs als eine „der ersten Größen" auf anthropologischem Gebiet anerkennen kann und von dem kürzlich der französische Paläontologe Boule geurteilt hat (L'Anthropologie, XIV, pag. 615), daß er „remplace les arguments par des injures" und daß seine Veröffentlichung „lourde, indigeste et remplie de banalites" ist, so war dessen Angriff auf der Wormser Anthropologen-Versammlung, obwohl vom Beifall seiner Freunde begleitet, durch den Unmut über meine Besprechung der den urteilslosen Leser vielfach irreführenden Darstellung in „Weltall und Menschheit" zwar erklärlich, sachlich aber durchaus ungerechtfertigt. Denn, wie ich im Globus (LXXXIV, 19) schon mitgeteilt habe, wußte er auf die Aufforderung, eine einzige der mir vorgeworfenen „Fülle von Unrichtigkeiten" zu nennen, nichts vorzubringen, als daß der Schädel von Galley-Hill, unstreitig einer der ältesten in Europa, nach seiner Ansicht nicht zur „Neandertalrasse" (homo primigenius ist ein weiterer Begriff) gehöre.

Auch sei bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß die Deutsche Anthropologische Gesellschaft schon mehrere solcher Ablehnungen meiner Lehren (1882 und 1885, als es sich um die arische Frage und die Stammrasse der Germanen handelte; die Wahrheit war, wie die weitere Entwicklung der Wissenschaft gezeigt hat, damals auf meiner Seite) auf dem Gewissen hat, daß Klaatschs eigene Ausführungen 1899 in Lindau von dem Generalsekretär Ranke, und zwar zum Teil mit Recht, „Phantasien, nicht Wissenschaft" genannt wurden.

Die Ergebnisse der großen schwedischen Volksuntersuchung, die ich zuerst in Deutschland bekannt gemacht habe und mindestens ebenso genau kenne, wie der „berühmte Ranke", haben meine Anschauungen und Voraussagen in glänzendster Weise bestätigt. Im ganzen Königreich vereinigt zwar nur etwas mehr als ein Zehntel, in manchen vor dem Weltverkehr geschützten Landschaften aber noch nahezu ein Fünftel der Einwohner sämtliche Merkmale des homo europaeus, der Stammrasse der Germanen. Im übrigen gibt es kein Volk der Erde, das das Bild dieser Rasse reiner bewahrt hat, als die Schweden, und wenn Dr. Näcke nichts anderes gegen mich vorzubringen weiß, täte er besser daran, zu schweigen. Ich vermute, daß Dr. Näcke meine Schriften nur zum geringsten Teil gelesen hat. Wer aber öffentlich ein solches herabwürdigendes Urteil über einen Autor ausspricht, sollte sich vorher gründlich unterrichten. Wer es nicht tut, hat kein Recht, zur „Vorsicht bei Hypothesen" zu mahnen!

Ludwig Wilser.

Berichte.

Biologie.

Die Folgen der Kastration beim Menschen. Der Genfer Anthropologe Eugene Pittard, durch seine verdienstvollen kraniologischen Arbeiten über die Rumänen wohl bekannt, veröffentlicht einen höchst interessanten Aufsatz über die bedeutenden anatomischen und physiologischen Veränderungen, welche die Kastrierung beim Menschen zur Folge hat. Pittard liefert uns vor allem historische Auskünfte über das Entstehen der höchst merkwürdigen Sekte der Skoptzen, die bekanntlich gegen Mitte des 18. Jahrhunderts aus der Sekte der Chlisti oder Geißler hervorgegangen ist. Diese naturwidrige Gemeinde fand nicht nur in Rußland einen günstigen Boden, sondern wir treffen sie ebenfalls in Rumänien, wo sie in den großen Städten wie Bukarest und Jassi verhältnismäßig zahlreich vertreten ist und deren Mitglieder gewöhnlich das Gewerbe der Kutscher wählen. Ueber den Kultus der Skoptzen finden wir reichliche Aufschlüsse in dem Werke von Dr. Pelikan: „Geschichtlich medizinische Untersuchungen über das Skoptzentum in Rußland", welches auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist (1876). — Außer der Verstümmelung der Geschlechtsorgane gibt es Skoptzen, welche Wundmale und Brandmale auf dem Unterleib, in den Achselhöhlen u. s. w. aufweisen. Durch lange Zeit, besonders zur Mitte des 19. Jahrhunderts, wurden die Skoptzen von der russischen Regierung eifrig verfolgt. Sie wurden nach Sibirien deportiert, zur Zwangsarbeit verurteilt u. s. w. Heutigen Tages werden sie fast geduldet. Wir wissen, daß sie auf das Aussterben der Menschheit bedacht, sich verschneiden lassen, entweder vollkommen oder nur teilweise. Was die Frauen anbetrifft, so ist die Verstümmelung meist nur eine teilweise und dehnt sich auch auf die Abnahme einer oder beider Brüste aus. Pittard beobachtete eine Skoptzen-Gemeinde, die in der rumänischen Provinz Dobrudscha, im Dorfe Duë Mai, in der Nähe von Mangalia, auf einige Kilometer von der bulgarischen Grenze entfernt, sich befindet. Die Skoptzen dieses Dorfes beschäftigen sich mit Ackerbau, besorgen Fuhren oder begeben sich nach Jassi, wo sie als Kutscher Verwendung finden. Sie sind leicht erkenntlich an ihren dicken bartlosen Gesichtern und Frauenstimmen. Sie besitzen gewöhnlich die besten Pferde. Wenn sie auf dem Kutschbock sitzen, ahnt man nicht die Höhe ihrer Statur. Pittard, der sie in den Jahren 1901—1902 beobachtete, unterscheidet drei Kategorien. Folgende Eigentümlichkeiten fielen dem Beobachter besonders auf: Ein hoher Wuchs, ein bartloses Puppengesicht, eine Frauenstimme, eine weiche, frische, glatte Haut, die aber mit dem Alter schnell runzlig wird. Sie hatten alle lange, dunkelbraune, glatte Haare. Die 30 Individuen, welche Pittard anthropometrisch maß, waren alle Erwachsene mit Ausnahme eines Einzigen, der nur 18 Jahre zählte. Einige unter ihnen trugen Schnurr- und Backenbart. Es sind wahrscheinlich diejenigen, welche, den Kinderschuhen entwachsen, nach dem Erscheinen der Mannbarkeit kastriert wurden. Pittard nennt sie Behaarte, um sie von den Unbehaarten zu unterscheiden. Erstere zählten 10, letztere 20. Vielleicht sind die Behaarten unvollständige Anhänger, Eingeweihte, die aus irgend einem Grund dem Operiermesser noch nicht zum Opfer gefallen sind. Unter allen Umständen, wenn sie auch kastriert sind, so wurden sie es erst nach eingetretener Mannbarkeit. Die Gelehrten, die sich mit den Verschnittenen des Orients beschäftigt haben, haben festgestellt, daß, wenn die Entmannung nach eingetretener Mannbarkeit geschieht, ihr Bart zwar spärlicher wird, aber nicht vollkommen verschwindet. — Pittard untersuchte die Skoptzen zuförderst in bezug auf ihre Körpergröße, Rumpfhöhe und Länge der oberen und unteren Gliedmaßen und schließt aus seinen Untersuchungen, daß die Kastrierung die Statur erhöht und die entmannten Individuen größer sind als ihre normalen Volksgenossen. Im Gegenteil ist der Rumpf kleiner und gar nicht im Verhältnis mit der Länge der unteren Gliedmaßen, was den Beobachtungen an normalen Individuen gänzlich widerspricht. Was die Armbreite anbetrifft, so ist sie verhältnismäßig größer bei den Haarlosen von niedriger Statur, als bei denjenigen von hohem Wuchs. Sie ist im allgemeinen geringer bei den Haarlosen als bei den Behaarten. Hierauf untersucht Pittard den horizontalen Durchmesser des Schädels, sowie den Breitenindex. Wenn man die kleinen Individuen mit den

großen vergleicht, so bemerkt man, daß der Längendurchmesser des Schädels nicht mit der Höhe des Wuchses zunimmt. Die Behaarten besitzen den größten Längendurchmesser und unter den Unbehaarten sind es die Kleinen, bei denen dieser Durchmesser ebenfalls größer ist als bei den Großen. Dasselbe merkwürdige Verhältnis wiederholt sich bei Untersuchung des Breitendurchmessers. Dieser ist weit bedeutender bei den Behaarten als bei den Unbehaarten, was normalen Beobachtungen widerspricht. Was die Stirn und Schädelhöhe anbetrifft, so hat Pittard beobachtet, daß die Unbehaarten einen geringeren Frontalindex besitzen als die Behaarten und wenn man die gemessenen Skoptzen mit ihren rumänischen Landsleuten vergleicht, so konstatiert man sofort, daß bei gleicher Körperhöhe der Frontalindex bei ersteren weniger entwickelt ist als bei letzteren. Es scheint, daß die Entmannung auf die Höhenentwicklung des Schädels wirkt, da sie ihn beschränkt. Sie verändert ebenfalls die Beziehungen dieser Entwicklung, da sie sie mit zunehmender Körpergröße verringert. Dieser Stillstand im Wachstum des Schädels ist von hohem Interesse. Wenn uns der Schädel auch keine näheren Aufschlüsse über das Wachstum des Gehirns liefert, so gestattet er doch, uns von der allgemeinen Form und der Größe desselben eine Vorstellung zu machen. Es ist eine alltägliche Redensart, zu behaupten, daß ein kleiner Schädel ein kleines Gehirn enthält oder ein kleines Gehirn sich in der Regel in einem kleinen Schädel befindet. Indem bei den Skoptzen die drei Hauptdurchmesser ihres Schädels sich verringern, verkleinert sich ebenfalls der Umfang ihres Gehirns. — Huschke hat bekanntlich diesbezüglich höchst interessante Untersuchungen über den Stillstand der Gehirnentwicklung bei kastrierten Tieren gemacht. Was die verschiedenen Gesichtsdurchmesser anbetrifft, so hat Pittard konstatiert, daß die Modifizierungen sich bei Entmannten auf den Unterkiefer konzentrieren. Dieser ist demnach bei den Haarlosen weniger entwickelt als bei den Behaarten. Die Kastrierung, bemerkt Pittard, verzögert die Entwicklung des Durchmessers der Wangenbeine, sowie der Jochbögen und bewirkt demnach einen Stillstand in der lateralen Entwicklung des Gesichts, während die Längenentwicklung weniger von ihr zu leiden hat. Ebenso interessant sind Pittards Beobachtungen über die Nasenlänge und den Nasenindex. Bei normalen Individuen steht die Nasenlänge im Verhältnis zur Körpergröße. Bei den Skoptzen hingegen bewahrheitet sich diese Erscheinung nicht. Man beobachtet einen Stillstand in der Entwicklung der Nasenlänge, während die Körpergröße fortfährt, zuzunehmen. Nachdem Pittard noch den Ohrenindex und die Breite des Mundes u. s. w. besprochen, gelangt er zu höchst interessanten Schlußfolgerungen, die er in 20 Paragraphen formuliert. Wir wollen uns darauf beschränken, auf zwei Punkte aufmerksam zu machen, zu denen Pittards Forschungen geführt haben und die von hohem anthropologischen Interesse sind. Erstens: „Die Kastrierung verringert, verzögert oder beschränkt das absolute und relative Wachstum des Rumpfes, des Schädels in seinen drei hauptsächlichen Richtungen, der Stirn, des Gesichts, in lateraler und Längenrichtung.“ Zweitens: „Sie vermehrt oder beschleunigt das absolute und relative Wachstum der Körpergröße in ihrer Gesamtheit, diejenige der unteren und oberen Gliedmaßen und wahrscheinlich diejenige der Ohren.“ (Referiert von C. von Ujfalvy nach L'Anthropologie, 1903, 4—5.)

Künstliche Befruchtung bei Säugetieren. Ueber die künstliche Befruchtung von Säugetieren berichtet Iwanoff in einer russischen Zeitschrift. Die Versuche von Iwanoff stellen die Möglichkeit fest, Säugetiere mit Samenfäden in künstlichem Medium bei vollkommener Abwesenheit des Sekretes der geschlechtlichen Nebendrüsen zu befruchten. Er hat die überaus günstigen Resultate seiner vielfachen Experimente bereits für die Zwecke der Viehzucht nutzbar zu machen gesucht. Zu diesem Behufe wurden zuerst an zahlreichen kleineren Tieren (Meerschweinchen, Kaninchen, Hunden), sodann an Pferden und Kühen, schließlich an Schafen, Mäusen und (im zoologischen Laboratorium der Akademie der Wissenschaften) an Vögeln Versuche vorgenommen. Auf Grund seiner mannigfachen Untersuchungen kommt der Autor zu folgenden Schlüssen: Der psychische Zustand des Muttertieres und der Grad der mit dem geschlechtlichen Akte verbundenen Erregung haben weder auf das Gelingen der Konzeption noch auf das Geschlecht der Nachkommenschaft irgend welchen Einfluß. Die künstliche Befruchtung kann im Vergleich mit der natürlichen sogar einen höheren Prozentsatz an erfolgreichen Konzeptionen liefern, wenn die Versuche systematisch ohne Unterbrechungen und unter den günstigsten Bedingungen der Brunstperiode ausgeführt werden (Erfolg in 100 pCt. bei Pferden im Frühjahr 1901). Angesichts dieses Umstandes repräsentiert die künstliche Befruchtung unbedingt ein mächtiges Mittel im Kampfe gegen die Sterilität,

um so mehr, als die erzielte Nachkommenschaft absolut lebensfähig ist. Für das Gelingen der Konzeption genügt unter Umständen auch die vaginale Injektion der Samenfäden. (Wiener Medizinische Presse, 1903, 43.)

Anthropologie.

Die physisch-anthropologische Beschaffenheit der Deutschen. Es gibt noch keine umfassende statistische Untersuchung der anthropologischen Charaktere für alle Gebiete des Deutschen Reiches. Bisher stand die physische Anthropologie unter dem Banne der Sprachforschung und Völkerkunde. Wir müssen aber Nation, Volk und Rasse unterscheiden lernen. Nur die Rasse zeichnet sich durch gemeinsame physische Merkmale aus, und hier kommt besonders Pigment, Kopfform und Körpergröße in Betracht. Eine derartige Untersuchung würde also zunächst Auskunft über die Verteilung der anthropologischen Charaktere Deutschlands geben, und darüber belehren, welche physisch-anthropologische Rassen die Bevölkerung Deutschlands bilden, in welcher Verteilung und in welchen Mischungen. Daß eine solche Feststellung aber noch einen höheren Wert besitzt, daß eine physische Rasse auch mit besonderer Eigenart des Denkens und Handelns ausgerüstet ist, tritt immer mehr in den Vordergrund für die, welche das geschichtliche Geschehen verstehen lernen wollen, nicht minder für diejenigen, welche über die Ursachen der sozialen Schichtung innerhalb ein und desselben Landes sich Aufklärung verschaffen wollen. Dies ist nicht nur für den Anthropologen, sondern auch für den Historiker, den Politiker und Staatsmann von großer Bedeutung. Solche Untersuchungen sollten gemacht werden in den anatomischen Anstalten, bei der Untersuchung der Wehrpflichtigen und, nach einem Vorschlage von Luschan, bei der Volkszählung. Denn es muß die Zeit kommen, wo bei jeder umfassenden Volkszählung auch die wichtigsten anthropologischen Merkmale für jedes Individuum ermittelt und in die Zählkarten eingetragen werden. Dieser Weg würde uns mit einem Schlage über die so wichtigen Beziehungen zwischen Rasse und sozialem Aufbau der Bevölkerung unterrichten. Auf diese Weise könnte man auch im Laufe der Zeit die lokalen Veränderungen in den anthropologischen Charakteren bestimmter Bevölkerungsschichten feststellen, was in sozialpolitischer Hinsicht nicht minder wichtig erscheint. (G. Schwalbe, Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1903, No. 9.)

Rassen und Stände in Japan. Die Frage nach dem Ursprung der Japaner und ihrer Rassenzusammensetzung ist bis jetzt weder von den Weisen des Ostens noch den Gelehrten Europas in befriedigender Weise gelöst worden. In Japan gab es zwei Urrassen, die wohlbekannten Ainos im Norden und eine andere, schwer zu bestimmende Rasse im Süden. Nach Dr. Edkins, einem der ersten lebenden Sinologen, soll die Urheimat der Japaner am oberen Amur gewesen sein. In den japanischen Chroniken werden zweimal die Einfälle schwarzer Männer vom Süden her erwähnt. Von Formosa aus und dem gegenüberliegenden Festlande, möglicherweise auch weiter noch von Süden, von den Philippinen und Cambodja aus, kamen die Scharen der dunklen Malaien. Die einzelnen Rassen haben sich nur unvollkommen miteinander vermischt. Die Ainos sind bis auf unbedeutende Reste im Norden aus dem Hauptlande Nippon verdrängt; bei den aus ihnen hervorgegangenen Mischlingen zeigt sich starker Bartwuchs, der ja bei den Ainos so außerordentlich ist. Im mittleren Japan ist der Bart viel spärlicher, während er im Süden wieder stärker auftritt. Spuren der südlichen Urrasse dürften schwer zu finden sein. Man könnte einen Typus dafür ansprechen, der etwa den Kalmücken gleicht, bronzefarben, mit tiefem Ausdruck der Augen, breites Gesicht mit stark vorspringenden Backenknochen, platt eingedrückter Nase. Die Nachkommen der sibirischen Tartarenrasse sind verhältnismäßig groß, etwa 1,65 im Durchschnitt, haben ein regelmäßiges, oft schönes Gesicht mit fast geradestehenden braunen Augen, schlichte Haare, hohe Stirn und Langschädel, und haben ein würdiges ruhig abgemessenes Wesen. Der Schnurrbart und Kinnbart sind langsträhnig und wohlgebildet, die Wangen sind meist bartlos. Bei einzelnen, besonders im Norden von Nippon, trifft man erstaunlich helle Hautfarbe und braune, gelegentlich ins Rötliche übergehende Haare. Dieser Tartarenrasse gehören wohl zwei Drittel des Adels und der

Intelligenz an. Das Malaienblut äußert sich in mindestens drei verschiedenen Formen. Eine Art erinnert entschieden an die Semiten, eine andere an die Südeuropäer, eine dritte an die Suahelineger. Außer den Ureinwohnern, Tartaren und Malaien sind noch Koreaner und Chinesen eingewandert. Nach einigen japanischen Gelehrten soll ein Drittel des Volkes aus Chinesenblut bestehen, während vielleicht ein Zehntel richtiger ist. (A. Wirth, Aus Uebersee und Europa, Berlin, 1902.)

Zur Vorgeschichte des Menschen. Zu dem Aufsatze Dr. Zimmermanns (No. 5, II. Jahrgang) über die Urheimat des Menschengeschlechtes sendet uns Dr. Eduard Zirm in Olmütz eine Notiz, in welcher er der Ansicht Zimmermanns, daß die Befreiung vom Drucke des abgestreiften Haarkleides die aufrechte Haltung des werdenden Menschen bewirkte, entgegentritt. Nach Zirm ist die dauernde aufrechte Haltung aus dem zunehmenden Gebrauch der vorderen Extremitäten zu immer komplizierteren Verrichtungen, wie sie die steigende Entwicklung des Anthropoiden mit sich brachte, hervorgegangen. Je mehr das vordere Fußpaar zum Tasten, Greifen und Halten verwendet wurde, erfuhr es tiefgreifende Veränderungen in seinem anatomischen Bau und wurde dadurch immer ungeeigneter als Organ der Fortbewegung. Dadurch mußte sich als unabwendbare Notwendigkeit das hintere Beinpaar mehr und mehr zum ausschließlichen Träger der Körperlast und Bewegungsorgan umgestalten, und der aufrechte Gang auf zwei Beinen entstehen, wie auch z. B. die Vögel auf zwei Beinen gehen, weil die Vorderbeine zum Fliegen oder Schwimmen umgestaltet, zum Laufen nicht mehr zu brauchen sind. Von Einfluß war bei diesem Entwicklungsgang zweifellos auch der in der Aufrichtung gelegene Vorteil, im Kampfe mit Feinden und Mitwerbern bei der Liebeswahl, in der dadurch bewirkten Erweiterung des Gesichtskreises zur Erspähung und Vermeidung von gefährlichen Gegnern u. s. w. Hierdurch ward allmählich, also durch den Vorteil im Kampfe ums Dasein, natürliche Auslese, Anpassung der Extremitätenpaare an ihre geänderte Bestimmung der aufrechte Gang fixiert.

Kulturgeschichte.

Forschungen auf dem Gebiete der Personen- und Familiengeschichte. Wiederholt ist in den letzten Jahren in den Kreisen der Genealogen und Familiengeschichtsforscher der Gedanke angeregt worden, die großen Schwierigkeiten, welche die ungeheuere Zersplitterung des Materials ihren Arbeiten in den Weg legt, dadurch zu überwinden, daß die in Urkundenbüchern, Universitätsmatrikeln, Bürgerlisten und anderen gedruckten und ungedruckten Quellen zerstreuten Angaben planmäßig gesammelt und an einer Stelle der Benutzung weiterer Kreise zugänglich gemacht werden. Es ist dabei meist ausschließlich an freiwillige Betätigung der zahlreichen Interessenten gedacht worden, und wenn auch heute schon eine Reihe von Vereinigungen besteht, die ihren Mitgliedern solche Forschungen zu erleichtern suchen, so fehlt es doch noch immer an einem Mittel, um jedem Fragenden über alle tatsächlich angestellten Ermittelungen Auskunft zu geben. — Das erstrebte Ziel, die Begründung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte kann nur erreicht werden, wenn zu der freiwilligen Arbeit der Interessenten, auf die gerade in einem solchen Falle gar nicht verzichtet werden kann, die Mitarbeit historisch geschulter Arbeitskräfte tritt, deren es vor allem bedarf zur systematischen Durcharbeitung des schon gedruckt vorliegenden Quellenmaterials, um das Material zu ergänzen und auszubauen, das der einzelne freiwillige Mitarbeiter seiner Neigung oder seinem Berufe gemäß bearbeitet. Zur Beschaffung der Mittel für die zunächst nötigen Bücher, Schreibmaterialien und Zettelkästen, sowie für die nötigen Arbeitskräfte, hat man beschlossen, einen Verein zur Begründung und Erhaltung einer solchen Zentralstelle ins Leben zu rufen, dessen Mitglieder durch einen regelmäßigen Jahresbeitrag und nach Kräften durch Einsendung korrekt ausgefüllter Zettel in dem bezeichneten Zwecke mitwirken sollen. Sie richten deshalb an alle Freunde familiengeschichtlicher Forschung die Bitte, das Zustandekommen des Unternehmens durch den Beitritt zu diesem Verein zu unterstützen. Als Grundlage einer solchen Zentralstelle soll dann ein alphabetisch geordneter Zettelkatalog geschaffen werden, dessen einzelne Zettel enthalten sollen: Geburts- beziehungsweise Taufzeit und Ort, Todeszeit und Ort, Angaben über

Wohnort und Lebensstellung, Verheiratung, Eltern und Kinder unter genauen Angaben der Quellen und bei Zetteln, die von Mitgliedern eingesandt sind, die Angabe des Einsenders. Ausgeschlossen sollen alle die Personen sein, über welche bereits genaue biographische Angaben in allgemein zugänglichen gedruckten Werken vorhanden sind, die Zentralstelle würde aber für solche Personen die gedruckte Literatur nachweisen, auf Anfragen Auskunft erteilen und gegen geringes Honorar Abschriften des in ihren Zetteln vorhandenen Materials liefern. Es ist nicht zu leugnen, daß eine so ausgestattete Zentralstelle nicht nur für die Familien- und Personengeschichte, sondern auch für die Orts- und Namensforschung, die Geschichte der inneren Wanderungen und der Stämme von größter Wichtigkeit sein würde. Die Schwierigkeiten, die dem Unternehmen entgegenstehen, sind nicht zu verkennen, aber man kann darauf hinweisen, daß eine ähnliche Einrichtung kleineren Maßstabes besteht bei der „Commission de l'histoire des églises wallonnes" in Leyden (Holland), die Kirchenbuchauszüge französisch-reformierter Gemeinden in Belgien, Holland, Deutschland u. s. w. besitzt und davon gegen geringe Gebühr Abschriften liefert. Als jährlicher Mindest-Beitrag sind fünf Mark festgesetzt worden. Zuschriften und Sendungen werden erbeten an Rechtsanwalt Dr. Breymann, Leipzig, Neumarkt 29.

Rasse und Kultur. In seiner Broschüre über den Kampf gegen den Alkoholismus, worin er gewisse Uebertreibungen der antialkoholistischen Bewegung kritisiert, kommt Professor F. Hueppe auf den Zusammenhang von Rasse und Kultur in folgenden Sätzen zu sprechen: Nie hat die Welt eine größere Abstinenzbewegung gesehen, als sie Mohammed ins Leben rief! Ist nun etwa die mohammedanische Welt physisch leistungsfähiger als die unserige? Davon war nie die Rede und das Türkentum hat seine besten Kräfte immer arischen Ueberläufern oder gewaltsam Gepreßten zu verdanken und das, was man euphemistisch die arabische Kultur nennt, ist entweder nur das Erhalten früherer Vermittelungen arischer und semitischer Herkunft oder es ist, wie die berühmte Architektur, nur Schöpfung der übernommenen arischen Elemente der Mittelmeerländer. Damit ist für jeden, der sehen will, längst der Beweis geliefert, daß trotz des besten Willens, zu einer höheren Kultur zu gelangen, der sich nach den ersten Stürmen des Fanatismus einstellte, die Abstinenz von Alkohol an sich so gut wie nichts beiträgt. Die Rasse mit ihren Anlagen und Besonderheiten überwiegt bei weitem alles andere, und was die arische Rasse geleistet hat bei, mit oder trotz dem angefeindeten Alkohol, steht so turmhoch über der abstinenten Kultur des Mohammedanismus, daß wir eher das Recht hätten uns zu fragen, ob wir darüber nicht einige Auswüchse übersehen oder milder beurteilen dürfen. Aber so weit will ich nicht gehen, weil ich als Hygieniker erkenne, daß wir die uns mögliche Höhe in der Masse noch lange nicht erreicht haben, daß wir unser Volk viel kräftiger und leistungsfähiger machen können, ohne unsere ganze Entwicklung zu verdammen. — Professor Forel findet, daß die Narkotika — der Alkohol bei uns genau so wie das Opium bei den Chinesen — die größten Feinde des Glückes der Menschen und die Totengräber der Gesundheit sind und meinte, überall, wo ein Volk die Kraft hätte, in seiner Mehrheit sich zur Abstinenz zu bekehren, sei ein gewaltiger Aufschwung und hoffnungsvolles Aufstreben zu verzeichnen. Leider hat er nicht ausgeführt, wo das der Fall war. Bei den Mohammedanern sicher nicht. Der ganze Kulturaufschwung der Menschheit ist seit dem Niedergange von Rom der germanischen Rasse zu verdanken, und wo wir bei nichtgermanischen Völkern einen Aufschwung in der Renaissance oder in großen Einzelerscheinungen sehen, finden wir fast ausnahmslos überall als Träger Germanen oder ihnen sehr nahestehende Mischlinge, d. h. Glieder einer Rasse, welche in allen Zweigen den Alkoholgenuß nie zu den Todsünden rechnete.

Psychologie.

Anstalten für angewandte Psychologie. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, der praktischen Kultur zu dienen und ihr nützlich zu sein. Seit einigen Jahrzehnten beginnt auch die Psychologie in die Reihe dieser praktischen Forderungen zu treten. So ist die Psychologie des Verbrechers eine unumgängliche Vorbedingung

für eine zeitgemäße Umgestaltung des Strafrechts und Strafprozesses. Nun wird auch der Versuch gemacht, jene seelischen Phänomene zu erforschen, die sich um die Aussage über früher Erlebtes gruppieren und die für den Lehrer und Richter von besonderer Wichtigkeit sind. Es muß hier eine Vertiefung der psychologischen Bildung gefordert werden, Verständnis für die großen Gesetzmäßigkeiten und die typischen Differenzierungen, Verknüpfungen und Komplikationen des seelischen Lebens und sodann die Einsicht, daß in Organisations- und Reformfragen die psychologische Forschung gefragt und gehört werden muß. Dabei muß vor einer Uebertreibung des „Psychologismus" gewarnt werden, vor der Meinung, als wenn die Psychologie die Grundlage aller Natur- und Geisteswissenschaft wie praktischen Kultur sein müsse. Die Anwendungsmöglichkeit der Psychologie reicht gerade so weit, wie die sachliche Betrachtungsmöglichkeit des menschlichen Geisteslebens reicht. Sie liefert die Hülfsmittel, persönliche Werte zu beurteilen und wertvolle Zwecke durch geeignete Handlungsweisen zu fördern, indem sie das Optimum in dem Verhältnis von Mittel und Zweck herstellt. Sie lehrt die Mittel so verwerten und gestalten, daß sie einerseits in möglichst ökonomischer Weise ausgenutzt werden, daß sie andererseits die größtmögliche Annäherung an das erstrebte Ziel bewirken. Gewiß sind Intuition und Praxis große Lehrmeisterinnen in der Beurteilung und Behandlung von Menschen, aber das theoretische Experiment ist doch geeignet, vielen Fehlern und Belästigungen vorzubeugen. Die angewandte Psychologie beschäftigt sich ferner mit den Typen, Gradabstufungen, Stadien im Seelenleben, mit den individuellen Unterschieden. Sie bedarf dazu eines Massenmaterials, um festzustellen, welche verschiedenen Typen des Gedächtnisses oder welche verschiedenen Grade der Suggestibilität es gibt, in welcher Häufigkeit der eine oder andere Typ auftritt, wie groß die Breite des Normalen ist und wo das Abnorme anfängt; denn erst bei einer großen Anzahl von Prüfungen beginnt das Recht zu der Annahme, daß die gefundenen Differenzierungen und ihre Verteilung ein einigermaßen zutreffendes Abbild der gesamten in Betracht kommenden psychischen Varietätenbildung liefern. Soll aber die Arbeitsorganisation, deren die praktische Psychologie bedarf, zu einer wirklich systematischen und fruchtbaren werden, so muß für sie eine Zentralstätte geschaffen werden: wir brauchen ein Institut für angewandte Psychologie. Dadurch nur wird die bisherige Arbeitszersplitterung auf diesem Gebiete vermieden. Ganz anders liegt die Sache aber, wenn ein Institut existiert, das unter psychologischer Oberleitung von Fachmännern der verschiedenen in Betracht kommenden Gebiete Arbeitspläne und Versuchsanordnungen ausarbeiten läßt, als Mitarbeiter erwirbt und anleitet, mit den Behörden behufs Ueberlassung der nötigen Versuchsindividuen aus Schulen, Kasernen, Krankenhäusern, Gefängnisanstalten u. s. w. amtlich verhandelt, das Instrumentarium für die Experimente liefert, die Resultate sammelt und nach einheitlichen Gesichtspunkten statistisch verarbeiten läßt. (W. Stern, Beiträge zur Psychologie der Aussage, 1903, 1.)

Rassen-Hygiene.

Verwandtenehe und Geisteskrankheiten. Professor Mayet hat geprüft, was die Statistik mit Bezug auf die Beziehungen der Verwandtenehe zur Geistesstörung ergibt. Er fand, daß der Prozentsatz der Verwandtenehen unter der Gesamtbevölkerung ziemlich genau mit dem Prozentsatz der Sprößlinge aus Verwandtenehen unter den Geisteskranken übereinstimmt. Angenommen nun, daß die Verwandtenehen ebenso fruchtbar sind, wie die Ehen ohne Blutsverwandtschaft der Gatten, so widerlegt die Statistik die Meinung, daß Blutsverwandtschaft der Eltern an sich die geistige Gesundheit der Abkömmlinge gefährde. Bewiesen ist es aber bisher statistisch nicht, daß die Kinderzahl der blutsverwandten Gatten durchschnittlich geringer ist als die der übrigen Ehen. Eine Ausnahme von dem obigen Prozentverhältnis findet jedoch mit Bezug auf Schwachsinn und Idiotie statt. Hier übersteigt der Prozentsatz der Sprößlinge Blutsverwandter denjenigen der blutsverwandten Ehen unter der Gesamtbevölkerung um das Doppelte. Diese angeborenen Geistesmängel scheinen also durch die Verwandtenehen entschieden befördert zu werden. Noch deutlicher tritt dieser Unterschied zutage, wenn man unter den Geisteskranken die erblich Belasteten von den nicht belasteten Sprößlingen blutsverwandter Ehen trennt. Dann bleiben die nicht belasteten

mit Ausnahme der Schwachsinnigen und Idioten weit hinter dem erstgenannten Durchschnitt zurück, die belasteten schnellen hoch darüber empor. Es zeigt sich also hier aufs deutlichste die Wirkung gehäufter Vererbung von krankhaften Anlagen infolge der Verwandtenehe. (Jahrbuch der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft, Band VI und VII.)

Degenerationserscheinungen bei den Kosaken. Eine merkwürdige Degenerationserscheinung wird, dem Russischen Regierungs-Anzeiger zufolge, an den Kosaken des Transbaikalgebietes beobachtet und hat um so mehr Aufsehen erregt, als sie die jungen Kosaken zum Militärdienst untauglich macht. Der kürzlich zu wissenschaftlichen Zwecken ins Transbaikalgebiet abkommandierte Dr. Beck hat in der örtlichen Kosakenbevölkerung eine eigenartige Endemie beobachtet. Aus dem europäischen Rußland waren einst hierher durchaus normale und gesunde Kosaken übergesiedelt; ihre Kinder aber begannen, unter dem Einfluß noch unerforschter Faktoren, an merkwürdigen Veränderungen im Knochenbau und Gelenkerkrankungen zu leiden. Fast die Hälfte der jungen Generation (es sind zirka 1000 Mann registriert worden) weisen einen vom Kopf bis zum Gürtel normalen Körper auf, dagegen sind die Beine unausgewachsen und erinnern an die Beine 13—14 jähriger Knaben. Auch die Arme sind bedeutend verkürzt und mit Kinderhänden und -Fingern versehen. Im übrigen sind diese jungen Kosaken physisch völlig gesund. Infolge dieser kraß ausgedehnten Degenerationserscheinung sind nunmehr, auf Verfügung des Kriegsministers, fünf junge Kosaken nach Petersburg in die orthopädische Klinik der Militärmedizinischen Akademie gebracht worden, wo sie mit Hülfe von Röntgenstrahlen untersucht wurden.

Alkoholismus und Sterblichkeit. Das sanitarisch-demographische Wochenbulletin der Schweiz gibt über die Sterblichkeit infolge Alkoholgenusses in den größeren Städten der Schweiz interessanten Aufschluß. Es sind im vergangenen Jahre in den 18 Städten der Schweiz, welche mehr als 10000 Einwohner zählen, 4236 Sterbefälle unter der männlichen und 4384 unter der weiblichen Bevölkerung im Alter von über 20 Jahren vorgekommen. Davon sind 522 Todesfälle auf Rechnung des Alkohols zu setzen und zwar 481 bei Männern und 81 bei Frauen, also 10,4 pCt. der gesamten Todesfälle für die Männer und 1,8 pCt. für die Frauen. Im Alter von 20—39 Jahren ist der Alkoholismus die Ursache von 9,9 pCt. der Todesfälle unter den Männern. Zwischen dem 40. bis 59. Jahre steigert sich die Zahl auf 15,1 pCt., also mehr als ein Siebentel aller Todesfälle. (Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, 1903, 9.)

Rückgang der Geburtenziffer in Preußen. Ein erheblicher Rückgang der Geburtenziffer hat nach den neuesten statistischen Feststellungen der Medizinalabteilung des preußischen Kultusministeriums seit dem Jahre 1876 in Preußen stattgefunden. Diese betrug 1876 für Preußen noch 40,9 pM., ist 1900 auf 36,98 pM. zurückgegangen und betrug 1901 nur 36,52 pM. Berlin hatte 1876 noch eine Geburtenziffer von 46 pM., sie betrug 1901 nur noch 26,68 pM. Von 1896—1901 zeigen 339 Regierungskreise eine Abnahme, 210 eine Zunahme der Geburtenzahl. Letztere betrifft fast ausschließlich das platte Land und vorwiegend den Westen. Die Medizinalabteilung ist geneigt, diese unerfreuliche Erscheinung auf die Einbürgerung künstlicher Mittel zur Verhütung der Konzeption und zur Unterbrechung der Schwangerschaft in den größeren Städten zurückzuführen.

Soziale Hygiene.

Ueber die Folgen der sexuellen Abstinenz. Wir stehen noch im allerersten Anfang unserer Bestrebungen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, wir tasten noch unsicher herum nach den besten Mitteln und Methoden zur Bekämpfung dieser Geißel der Menschheit und wir müssen noch sehr viel Beobachtungsmaterial sammeln, sehr viele Erfahrungen sicher stellen, ehe wir eine einigermaßen vertrauenswerte Basis für unser gesamtes Handeln gewinnen werden. Dabei ist es eine wichtige Frage, ob die absolute sexuelle Enthaltsamkeit vollkommen unschädlich sei oder nicht. Neuerdings wird immer häufiger und mit größerer Bestimmtheit

behauptet, daß Enthaltsamkeit „im allgemeinen" unschädlich sei. Die Natur hat die Erhaltung der menschlichen Gattung dadurch gesichert, daß sie die Menschen mit einem mächtigen Triebe ausgestattet hat, dessen Erwachen, Bestehen, Betätigung und Befriedigung einerseits mit den stärksten körperlichen Lustgefühlen verbunden ist, und andererseits die schönsten Blüten geistiger Entwicklung im Menschen zeitigt. Die Ausübung dieses Triebes ist ein angeborenes Recht. Die Menschen sind aber mit einer verschiedenen Stärke des Geschlechtstriebes ausgestattet. Für die kalten Naturen ist die Enthaltsamkeit außerordentlich leicht. Aber wie wirkt dieselbe auf gesunde Menschen mit mittlerem bis sehr starkem Geschlechtstrieb? oder auf krankhaft disponierte, nervöse, erregbare oder bereits kränkliche und kranke Personen? Es ist kaum zweifelhaft, daß gesunde Männer mit regem Geschlechtstrieb durch die Enthaltsamkeit in ihrem Nervensystem geschädigt werden können. In noch höherem Grade gilt dasselbe für neuropathisch belastete Individuen. Gewiß wäre die geschlechtliche Enthaltsamkeit bis zur Ehe ein radikales Mittel, die Geschlechtskrankheiten auf ein Minimum zu reduzieren; und diesem unendlichen Gewinn gegenüber würden die unzweifelhaften, wenn auch im ganzen relativ seltenen und geringen Gesundheitsschädigungen durch die Enthaltsamkeit nicht ins Gewicht fallen; eher noch die dadurch herbeigeführte Minderung an Lebensglück, Frische, körperlicher und geistiger Befriedigung. Aber diese Enthaltsamkeit bei den heutigen sozialen Zuständen, bei der erschwerten, verspäteten, oft ganz unmöglichen Eheschließung auch nur fordern zu wollen, ist angesichts der realen Verhältnisse eine totale Unmöglichkeit. In der Frage, wie weit der Geschlechtsverkehr vor der Ehe und außer der Ehe zu gestatten oder zu empfehlen sei, von welcher Altersgrenze an derselbe als unschädlich zu erachten und bis zu welchem Maße er erlaubt sei, hat zweifellos der Arzt mitzureden. Es ist ohne weiteres klar, daß die Bewahrung der Keuschheit für das Weib von ganz anderer Bedeutung ist als für den Mann, da dem Weib eine viel größere Rolle in der Erhaltung der Gattung auferlegt ist. Wir können diese ungleiche Rollenverteilung beklagen, aber nicht ändern. Es sind in letzter Zeit viele Vorschläge zur sexualen Reform gemacht worden. Die von R. Bré in Aussicht genommenen Reformen, die sich auf die Erziehung der Jugend für die Ehe, die Herbeiführung und Gestattung einer freien monogamen Ehe, die Besserstellung der unehelichen Kinder, die Aenderung des Erbschafts- und Ehescheidungsrechtes beziehen, verdienen gewiß eingehende Beachtung. Hoffentlich gelingt es, allmählich eine weitgehende Besserung der heutigen, vielfach veralteten und unhaltbaren Zustände herbeizuführen. (W. Erb, Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, 1903, 1.)

Deutscher Arbeiter-Abstinentenbund. Der Kampf gegen den Alkoholismus regt sich auch immer mehr in der Arbeiterschaft. Der Arbeiter-Abstinentenbund hat nun ein eigenes Organ herausgegeben: „Der abstinente Arbeiter", dessen erste Nummer folgenden Aufruf enthält: Wir verzichten darauf, an die Spitze dieser ersten Nummer einen jener üblichen Artikel zu stellen, die von guten Vorsätzen und schönklingenden Versprechungen überfließen. In vielen, in den meisten Fällen wird wenig oder garnichts von all den guten Vorsätzen, all den schönen Versprechungen zur Wirklichkeit. Wir hoffen, sehr bald durch die Tat zu beweisen, daß mit der Schaffung dieses Organs sich endlich der alte Wunsch, der alte hoffnungsvolle Traum erfüllt hat: Den abstinenten Arbeitern und Arbeiterinnen ein Blatt, welches fühlt, wie sie fühlen, welches denkt, wie sie denken, welches spricht, wie sie sprechen! Gleichsam als Leitmotiv wird ein Ausspruch von Forel zitiert: Der mäßige Alkoholgenuß führt, wenn er zur Sitte des Volkes wird, mit mathematischer Sicherheit zur Unmäßigkeit und dadurch zur langsamen Vergiftung und zur langsamen leiblichen und sittlichen Entartung der Nation. Wir bekämpfen den Alkohol als soziales Gift, das die Sitten und Gesundheit des Volkes ruiniert.

Zahnpflege im deutschen Heere. Betreffs der Zahnpflege im deutschen Heere hat kürzlich das bayerische Kriegsministerium in einem Erlasse angeordnet, daß die Soldaten jährlich nach der Rekruteneinstellung durch Sanitätspersonen über die Zahn- und Mundpflege zu unterrichten sind. Seitens der Truppe ist in geeigneter Weise auf die praktische Durchführung der Mund- und Zahnpflege der Mannschaften, insbesondere auch auf abendliche Ausspülung des Mundes und Reinigung der Zähne mittels Zahnbürste nach Möglichkeit hinzuwirken. Ebenso ist auf die Schädlichkeiten hinzuweisen, welche sich bei der Behandlung von Zahnkrankheiten durch Kurpfuscher, Barbiere u. s. w. ergeben können. Die Sanitätsoffiziere haben bei der Einstellung der Mannschaften und später bei den regelmäßigen Gesundheitsbesichtigungen dem

Zustande der Kauwerkzeuge besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die Sanitätsämter haben — zunächst versuchsweise — tunlichst für jeden Standort zur Ausführung militärärztlicherseits angeordneter spezialistisch-zahnärztlicher Behandlung einen zuverlässigen, im Gebiete des Deutschen Reiches approbierten Zahnarzt vertraglich zu verpflichten. Uebt ein Sanitätsoffizier die zahnärztliche Behandlung der Soldaten aus, so ist ihm hierfür ein geeignetes Zimmer im Garnisonlazarett zur Verfügung zu stellen. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1903, 41.)

Alkoholismus und Branntweinmonopol. Daß das Branntweinmonopol die weitere Ausbreitung des Alkoholismus zu begünstigen scheint, zeigte in einer Sitzung der Gesellschaft russischer Aerzte in Moskau unlängst Dr. P. A. Preobrashenski an einem umfangreichen Zahlenmaterial. Besonders in der Altersklasse von 36—40 Jahren wurde eine Zunahme der Alkoholiker seit Einführung des Branntweinmonopols in Rußland beobachtet. Auch der Charakter des Alkoholismus hat sich seitdem geändert, und es hat sich gezeigt, daß der nun eingetretene erhöhte Biergenuß ihn keineswegs verringerte. In den Krankenhäusern findet man häufig jetzt Leute mit Anzeichen von Säuferwahnsinn infolge ihres Biergenusses.

Rechtswissenschaft.

Die gerichtliche Bedeutung der Hypnose. Im ärztlichen Verein in Halle a. S. hielt Professor Aschaffenburg einen Vortrag über die forensische Bedeutung der Hypnose. — Suggestion nennen wir die Beeinflussung fremder Vorstellungen durch Erweckung bestimmter Vorstellungen; sie gelingt um so leichter, je mehr die wachgerufene Vorstellung dem Bewußtseinsinhalt entspricht. Hypnose nennt Aschaffenburg einen Zustand gesteigerter Suggestibilität, der seinerseits durch Erweckung dahinzielender Vorstellungen auf dem Wege der Suggestion durch eine zweite Person hervorgerufen wird. Durch diese Definition werden die nicht zur Hypnose, sondern zur Hysterie gehörigen Zustände von Autohypnose aus der Betrachtung ausgeschieden. Die Zurückführung der hypnotischen Wirkung auf die Suggestion nimmt ihr den mystischen Beigeschmack. Die Erweckung der Schlafvorstellung gelingt bei genügender Konzentrationsfähigkeit fast stets; dagegen glaubt Aschaffenburg nicht an die Möglichkeit, gegen den Willen einer gesunden Person die Hypnose erreichen zu können. Massenhypnosen bei Schaustellern (Hansen) erleichtern die Herbeiführung des Schlafzustandes und wirken suggestiv auch auf Personen, die scheinbar widerstreben. Das Widerstreben ist aber nur scheinbar, der Anblick der schnellen Wirkung bei anderen bricht den Widerstand. Theoretisch sind Verbrechen, durch Hypnotisierte begangen, und solche an Hypnotisierten möglich. Die Einschränkung der Wahrnehmungen der Außenwelt, die Abschwächung kritischer Einwände gegenüber den erteilten Suggestionen steigern die Suggestibilität in einem Grade, der es gestattet, therapeutische Erfolge zu erreichen. Diese versagen bei Geisteskranken, weil die affektiven und intellektuellen Störungen mächtiger sind als die suggerierten Vorstellungen. Daraus ergibt sich, daß die Suggestion dann scheitert, wenn sie der gesamten Veranlagung des Hypnotisierten widerspricht. Zur Entscheidung, ob ein gesunder Mensch in der Hypnose oder posthypnotisch zu einem Verbrechen veranlaßt werden kann, sind zwei Wege möglich: das Experiment und die Erfahrung. Vortragender erörtert, daß Laboratoriumsexperimente nur gelingen, wenn sie harmlos sind oder wenn der Hypnotisierte aus den äußeren Umständen ersehen kann, daß es sich nicht um ein ernstes Attentat, sondern nur um eine Komödie handelt. Wichtiger ist die Tatsache, daß bisher noch kein Fall bekannt geworden ist, in dem ein Verbrechen mit Bestimmtheit auf die Hypnose zurückgeführt werden konnte. Die wenigen Fälle, in denen sich ein Verbrecher durch die Behauptung der hypnotischen Suggestion herauszureden versuchte, halten einer strengen Kritik nicht stand. Leichter möglich wäre ein Verbrechen an Hypnotisierten, da es sich dabei nicht um ein aktives Handeln, sondern um passives Erdulden handelt. Im wesentlichen kommen nur sexuelle Verbrechen in Betracht. Zwei Gründe machen die Beurteilung schwer: die fließende Grenze zwischen der hypnotischen und der Wachsuggestion, sowie die Möglichkeit bewußter und unbewußter falscher Anschuldigung. Die Kasuistik derartiger Verbrechen ist im höchsten Grade dürftig. Die

meisten veröffentlichten Fälle sind in hohem Grade fraglich oder die betreffenden Opfer sind wegen Schwachsinnes oder Hysterie nicht als normale Individuen zu betrachten. All solchen Anschuldigungen gegenüber muß der Sachverständige wie der Richter sehr vorsichtig sein. (Wiener Medizinische Presse, 1903, No. 36.)

Erziehung und Unterricht.

Angeborene Intelligenz und Erziehung. Auf Grund mühsamer, eine längere Reihe von Jahren hindurch fortgesetzter Nachforschungen ist *Karl Pearson* zu dem Ergebnisse gelangt, daß *die intellektuellen gerade so wie die körperlichen Eigenschaften vererbt werden.* Die geistige Tüchtigkeit eines Menschen hängt der Hauptsache nach von der Intelligenz seiner Vorfahren und nur in ganz geringem Maße von seiner Erziehung ab; die letztere ist überhaupt nur dann von Nutzen, wenn der zu Erziehende angeborene Intelligenz besitzt. Am Schlusse des Huxley Memorial-Vortrages, in dem er diese Anschauungen entwickelt hat, bemerkt Pearson, auf die britischen Verhältnisse Bezug nehmend, folgendes: Unsere Kaufleute sagen uns, daß wir mit den Deutschen und Amerikanern nicht konkurrieren können. Unsere Politiker sind von der allgemein verbreiteten Sorge um unsere Zukunft erfüllt und fassen heroische Entschlüsse, um den gefürchteten Niedergang des britischen Reiches hintanzuhalten. Vom Standpunkte des Anthropologen aus leidenschaftslos urteilend, finde ich, daß uns in der Tat in der Wissenschaft, in den Künsten, im Handel, ja selbst in der Politik Führer von hervorragender Intelligenz fehlen, und es scheint mir überhaupt bei den britischen Gebildeten und bei den britischen Arbeitern ein Mangel an Intelligenz bemerkbar zu sein. Ich glaube jedoch nicht, daß diese Uebelstände durch die Nachahmung ausländischer Erziehungsmethoden und die Ausbreitung des Gewerbeschulwesens beseitigt werden können. Ich denke, es fehlt uns gegenwärtig wirklich an gut Befähigten, um uns zu führen, und an hinreichend Befähigten, um geführt zu werden. Die einzige Ursache, die wir auf Grund der Tatsachen hierfür angeben können, ist die, *daß wir als Nation aufgehört haben, angeborene Intelligenz in dem Maße wie vor fünfzig oder hundert Jahren zu erzeugen.* Das einzige Mittel, um dem zu begegnen, wäre — wenn es überhaupt ein solches gibt — *die relative Fruchtbarkeit der intelligenteren und minder intelligenten Familien* in unserem Gemeinwesen zugunsten der ersteren abzuändern. Wir stehen, fürchte ich, am Anfange einer durch Spärlichkeit der Intelligenz gekennzeichneten Periode. Wir haben es versäumt, darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Intelligenz die Waffe ist, mit der der moderne Konkurrenzkampf zwischen den Nationen geführt wird und *daß diese nicht durch Erziehung, sondern nur durch Züchtung hervorgebracht werden kann.* Während der letzten vierzig Jahre haben die intelligenten Klassen unseres Gemeinwesens, entnervt durch Reichtum und Genußsucht, oft auch in dem irrtümlichen Streben nach einer gewissen Stellung in der Gesellschaft, aufgehört, uns Männer zu geben, die dazu taugen, die immer wachsende Arbeit unseres Reiches zu verrichten und bei dem an Heftigkeit stetig zunehmenden Wettstreite der Nationen in der vordersten Reihe zu kämpfen. Das Mittel gegen diese Uebel besteht darin, den intelligenten Teil der Nation zu der Erkenntnis zu bringen, daß die Intelligenz wohl unterstützt und geübt, daß sie aber durch keine Unterstützung und Uebung hervorgebracht werden kann. Sie muß gezüchtet werden. Das ist die für die Sozialpolitik wichtige Folgerung aus der Tatsache, daß die geistigen ebenso wie die körperlichen Eigenschaften vererbt werden. (Die Waage, 1903, 45.)

Schulorganisation und Schülerbegabung. An der Spitze einer Schulreform nach den Anforderungen der Schülerbegabungen steht Mannheim. Hier ist die starre Einförmigkeit des großstädtischen Volksschulbetriebs seit zwei Jahren durch die Existenz einer Reihe von *Sonderklassen* unterbrochen, die eine weitgehende *Individualisierung des differenzierten Schülermaterials* gestattet. Veranlaßt durch die Tatsache, daß alljährlich 70—80 pCt. der Kinder die Volksschule verlassen, ohne die obersten Klassen zu erreichen, strebte man nach *einer Organisation auf Grund der Leistungsfähigkeit der Schüler.* Dr. Sickinger, der Leiter des Mannheimer Volksschulwesens, verlangte eine *Dreiteilung der Schulklassen:* 1. einen Unterrichtsgang für die krankhaft schwach begabten, 2. einen

Unterrichtsgang für mittelmäßig leistungsfähige und 3. einen Unterrichtsgang für die besser befähigten Schüler. Im Anschluß daran wurden von der Schulbehörde Hülfsklassen für die krankhaft schwach begabten Schüler errichtet, ferner Wiederholungsklassen für Schülerelemente von geringerer Förderungsfähigkeit, die gleich im ersten Schuljahr oder in den drei folgenden Jahren soweit zurückbleiben, daß sie am Schluß des Schuljahres nicht versetzungsfähig sind, schließlich Abschlußklassen für solche Kinder, die nach Erfüllung der Schulpflicht entlassen werden müssen, ohne das normale Schulziel erreicht zu haben. Ueber diese Versuchs- und teilweise Einführung des neuen Gliederungsprinzipes liegen nunmehr nach zweijähriger Bestandzeit wichtige praktische Erfahrungen vor, welche die Einrichtung nur empfehlen und rechtfertigen. Die Entscheidung darüber, welchem der drei Unterrichtsgänge das einzelne Kind am besten angehöre, steht allein der Schule zu; denn diese hat die umfassendste Kenntnis von den Leistungen und infolgedessen auch das zuverlässigste Urteil über die Leistungsfähigkeit der Kinder. In keinem einzigen Falle erfolgte gegen die Einschulung seitens der Eltern ein Widerspruch, vielmehr haben die Eltern häufig ihre Zufriedenheit mit der Zuweisung ihrer Kinder in die Sonderklassen bezeugt. Außer den genannten Einrichtungen bestehen noch Vorbereitungsklassen für die höheren Schulen. In den letzten drei Jahren werden diejenigen Knaben der Volksschule, die später in eine höhere Schule überzutreten beabsichtigen und nach zweijährigem Schulbesuch nach Fähigkeit, Fleiß und Leistungen für den Besuch einer höheren Schule geeignet erscheinen, auf der dritten und vierten Klassenstufe in besondere Parallelklassen zusammengefaßt; sie erhielten hier eine ihrer höheren Leistungs- und Arbeitskraft entsprechende, den Bedürfnissen der höheren Schulen angepaßte Ausbildung. So wird also in der Volksschule nicht bloß den Schwachen und den aus äußeren Gründen (längere Krankheit, Uebersiedelung aus mangelhaften Schulverhältnissen) Zurückgekommenen, sondern auch den Begabten und den besonderen Zielen Zustrebenden eine den natürlichen Voraussetzungen entsprechende Uebung und Ausbildung der geistigen Kräfte ermöglicht. (M. Lutz, Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht, 1903, 5.)

Völker und Politik.

Bildung eines alldeutschen Wehrschatzes. Der Alldeutsche Verband erläßt folgenden Aufruf: Zweiunddreißig Jahre sind seit der Gründung des Reiches verflossen. Sind die Hoffnungen, denen sich damals die Nation hingab, in Erfüllung gegangen? Mit Sorge und Scham sehen wir, daß das deutsche Volk über dem Trieb nach Gut und Geld seine heiligsten Güter verkommen ließ, daß der opferfreudige nationale Gedanke in der breiten Masse immer mehr erstarb. In demselben Maße aber, wie die Widerstandskraft des deutschen Volkes erlahmte, nahm die Stärke der kleinen Völker, die teils in den Grenzgebieten des Reiches wohnen, teils in Oesterreich ansässig sind, zu. Mit Staunen mußten wir erkennen, wie Völker, auf die der deutsche Spießbürger nur mit Verachtung herabsah, plötzlich erwachten, wie der alles beherrschende nationale Geist die ganzen Völkerschaften ergriff, wie das Volk dadurch geistig, sittlich und wirtschaftlich neu erstand und wie es, durch den nationalen Gedanken geeint, dem Deutschtum, das in alter Schlaffheit gar nicht mehr an Kampf und Sieg dachte, entgegentrat und ihm Jahr für Jahr die schwersten Wunden beibrachte. Was können wir tun, um zunächst dem vordringenden slavischen Ansturm einen festen Wall entgegenzusetzen? Die Organisationen wären hierzu vorhanden, aber was bringen sie fertig? Werfen wir einen Blick auf die nationale Tätigkeit von Polen und Tschechen, so sehen wir staunend, daß diese kleinen verachteten Völker das Zehnfache leisten, wie das große Deutsche Reich. Der Marcinkowski-Verein hat ein Vermögen von zwei Millionen, er unterstützt jährlich 500 junge Leute, denen er gute Bildung verschafft, er hilft Kaufleuten, sich in bedrohten Orten anzusiedeln, er unterstützt Schulen, Büchereien, Zeitungen, kauft Grundstücke, sammelt bei jedem Anlaß für nationale Zwecke und durchdringt damit die ganze Nation mit einem Geiste, der sich zu betätigen trachtet, der nicht in der Verteidigung, sondern im Angriff seinen größten Stolz erblickt und darum auch stets siegt. Wie können wir nun die Mittel flüssig machen, um den Kampf erfolgreich aufzunehmen? Wir müssen den Grundsatz der Selbstbesteuerung nach unserem Einkommen aufstellen und alles aufbieten und dafür sorgen, daß das Beispiel, das

wir hier geben, im Volke immer tiefere Wurzeln schlägt. Wir hoffen, daß, was anfangs vielleicht ohne innere Freude geschieht, später, wenn es sich erst zeigt, wieviel Segen durch unser Geld gestiftet wird, mit Vergnügen geschehen wird, und daß die Beiträge oft erhöht werden. Zunächst müßte sich eine größere Anzahl von Mitgliedern verpflichten, behufs Bildung eines alldeutschen Wehrschatzes einen halben Prozent ihres Einkommens, einen Prozent von Erbschaften und ähnlichem Vermögenszuwachs, tunlichst auch einen Prozent beim Todesfall von ihrem Nachlaß zu opfern. Diese Beiträge sind nicht zu verwenden zu den Betriebs- und Verwaltungskosten der Geschäftsführung des Alldeutschen Verbandes, vielmehr sollen sie ausschließlich deutsch-nationalen Bestrebungen unmittelbar zugeführt werden. Zum Beispiel sollen sie verwendet werden: zur Kräftigung und Festigung des Deutschtums an den Sprachgrenzen und im Auslande, durch Unterstützung von Ansiedlern, Studierenden, Schulen, Büchereien, Zeitungen und wirtschaftlichen Unternehmungen, Unterbringung von Waisenkindern im Osten, sowie auch zur Besiedlung unserer Kolonien über See. Nur so wird der Verband zu einer Macht heranwachsen und endlich in die Lage kommen, seine Aufgaben in vollem Umfange zu erfüllen. Vor allem wird durch die erzieherische Wirkung dieses Vorgehens unendlicher Segen gestiftet und zur Kräftigung von Volk und Reich wesentlich beigetragen werden.

Der Deutschenhaß in Rußland. Da irgend welche Rachegedanken für Rußland nicht in Betracht kommen, im Gegenteil, das Land seit zwei Jahrhunderten den Deutschen sehr viel verdankt in bezug auf seine militärische Ausbildung, seinen wirtschaftlichen Aufschwung, sowie geistige Kultur, ja selbst in bezug auf die syntaktische Ausarbeitung seiner Sprache, so scheint man vor einem psychologischen Rätsel zu stehen gegenüber der Popularität, welcher jede Deutschenhetze sich in Rußland erfreut. Bei tieferem Eindringen in die Frage findet man jedoch bald erklärende Momente. Die Ganz- und Halbdeutschen zählen in Rußland nach Millionen, durchsetzen alle Schichten des Volkes und alle Zweige des staatlichen Lebens. Sie erscheinen dem Volk als die Fremden schlechtweg, als Träger westeuropäischer Lebensauffassung, fremder ethischer Begriffe und anderer Lebensart. Der Deutsche ist überall: in den Städten im Großhandel, in Haut-Finance, Kleinhandel, Handwerk; auf dem Lande als Bauer, Pächter und Gutsbesitzer; im Heer; in allen Grenzen der Verwaltung und des Schulwesens; am Hof und in der Diplomatie. Der Neid ist darum eine der Ursachen des Deutschenhasses, und wird geweckt durch die großen Erfolge, welche der Deutsche seiner Tüchtigkeit, Ausdauer, Nüchternheit und seinem Fleiß verdankt. Die Repräsentanten des Deutschtums zerfallen in drei Kategorien. Abgesehen von der Hansa und deren kaufmännischen Pionieren, sowie einigen Gelehrten, Baumeistern und Instrukteuren von Katharina der Großen, sind es 1. die Balten, 2. die südrussischen Kolonisten, 3. die später Eingewanderten, zumeist den städtischen Berufen Angehörenden. Namentlich die letzteren erregen speziell Mißstimmung gegen das Deutschtum. Sie erscheinen manchen bürgerlichen Kreisen als Eindringlinge, welche durch ihre Betriebsamkeit über den angestammten Schlendrian hinweg große Erfolge erzielen. Die Kolonistenbevölkerung zählt etwa 600 000 unter den 1 000 000 „erklärten" Deutschen. Sie gilt dem niederen Volke als der typische Deutsche. Sie spielt eine höchst unerwünschte Rolle im ländlichen Wirtschaftsleben, indem sie ihre Ueberlegenheit zu skrupelloser Ausbeutung mißbraucht. Die Ueberlegenheit der Stammbevölkerung gegenüber ist enorm, aber nicht so ganz allein der Kolonisten Verdienst. Es ist nicht zu vergessen, daß ihr Ausgangspunkt ein ungleich günstigerer war. Während die russische Bauernschaft, mit den magersten Landlosen bedacht, erst 1861 aus der Leibeigenschaft entlassen wurde, wurden die seit 1768 allmählich nach Rußland berufenen Colonen nicht nur mit sechs- bis neunmal größerem Areal pro Kopf ausgestattet, sondern auch mit Steuerfreiheiten und landwirtschaftlichem Inventar. Während der Kolonist in den untersten Schichten, denen er leider als Typus des Deutschen gilt, leidenschaftlichen Haß erregt, so hat der Balte auf die obersten Schichten des Russentums in ähnlicher Weise gewirkt. Seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts lieferte der deutsche Adel dem russischen Reich eine große Menge der tüchtigsten Militärs und Beamten. Ihre Zuverlässigkeit und Gründlichkeit fand willige Anerkennung, führte aber unter manchen Herrschern zu sehr auffälliger Bevorzugung, so daß bei Hofe und in manchen Regimentern mehr als die Hälfte Deutsche sich befanden. Heute mag in allen diesen Zweigen wieder die Parität eingetreten sein. (National-Zeitung, 1903, No. 574.)

Der Zionismus und das Ostafrika-Projekt. Der Zionismus steht und fällt nicht mit Palästina, wenn auch Palästina vorläufig zurücktreten muß. Der Zionismus ist nicht allein der schwärmerischen Sehnsucht nach dem Ahnenlande entsprungen, sondern der Erkenntnis von der dringenden Notwendigkeit, den jüdischen Massen eine Heimstätte zu schaffen. Gelingt es dort, eine jüdische Kultur zu schaffen, ein jüdisches Gemeinwesen zur Blüte zu bringen, dann werden wir auch größer und stärker sein, als heute, dann wird Zion-Palästina immer jenes Ideal sein, das der Seele der Nation Schwungkraft und Hoffnung gibt, dann wird auch unter den heißen Strahlen in Ostafrika ein neuer Zionismus entstehen, ungleich schöner und edler als der heutige, weil er im Geiste und im Herzen eines freien, gesunden und kräftigen Volkes erblühen wird, weil dann der Zionismus nicht die Lösung einer Judenfrage, nicht die immerhin mißliche Lösung einer Magenfrage sein wird, sondern das stolze, kräftige Bestreben, einer der ältesten Nationen das historisch ehrwürdige Vaterhaus wieder zu geben. (Jüdisches Volksblatt, 1903, 37.)

Jüdische Kolonialfrage. Die etwas erstarrte Bewegung hinsichtlich der Kolonisation von Palästina ist neuerdings wieder in Fluß gekommen, zumal die letzten Nachrichten über die Entwicklung der Kolonien in Palästina außerordentlich ermunternd sind. Dr. Nossig, ein Gegner des Ostafrika-Projektes, ist der Ansicht, daß das bisherige Ansiedelungswerk in Palästina sich vorzüglich bewährt habe, daß der Weg der langsamen wirtschaftlichen Kolonisation, die nach und nach zu einer Großkolonisation mit politischem Endzweck heranwachse, durch die geschichtliche Erfahrung und die Volkswirtschaftslehre empfohlen werde. Er warnt vor der politischen Massenkolonisation, die mit Elend und Epidemien enden muß. Das Ansiedelungswerk selbst ist in eine neue Phase getreten. Heute sehen wir ein, daß wir auch in den Nebenländern Palästinas kolonisieren müssen, weil Palästina zu klein und vorläufig verschlossen ist. Die Kolonisation muß auch städtischer und industrieller Natur sein und die Juden müssen im Orient alle Berufe treiben. (Jüdisches Volksblatt, 1903, 44.)

Geistiges Leben.

Die Aufgaben der deutschen Universitäten. Wie jedes andere soziale Gebilde, so vermögen sich auch die Universitäten der Gesamtentwicklung des Gesellschaftskörpers nicht zu entziehen. Die Universitäten haben drei Entwicklungsstufen durchgemacht: die mittelalterliche Universität, diejenige des Territorialstaates und die moderne nationalstaatliche Universität. Ueber die politischen und konfessionellen Schranken hinweg schufen die deutschen Hochschulen ein großes einheitliches Gebiet freien geistigen Verkehrs und Wettbewerbs, innerhalb dessen die Einheit aller höheren nationalen Bildung zu einer zusammenfassenden Macht emporwuchs. Ist heute der nationale Einheitsgedanke verwirklicht, so gebührt den deutschen Universitäten ein nicht geringer Teil des Verdienstes. Doch darf nicht übersehen werden, daß schon seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts die deutsche Universität dem Bedürfnis der Nation nach wissenschaftlicher Berufsbildung nicht mehr ganz zu entsprechen vermochte. Die ökonomisch-technische Entwicklung rief einen Kranz von Hochschulen hervor, die zunächst bloß höheres Fachwissen vermitteln wollten, mehr und mehr aber der Universität sich auch darin genähert haben, daß sie sich ihr Lebensprinzip, die Verbindung selbständiger wissenschaftlicher Forschung mit der Anleitung zum wissenschaftlichen Arbeiten, zu eigen machte. In erster Linie sind hier die technischen Hochschulen zu nennen für die Ausbildung von Ingenieuren, Architekten, Maschinenbauern, Fabrikchemikern, die Bergakademien, die forst- und landwirtschaftlichen Hochschulen, neuerdings die Handelshochschulen. Früher wurden diese Fächer als Kameralwissenschaft auf den Universitäten gelehrt. Jene Anstalten haben sich nun mit innerer Notwendigkeit den Universitäten genähert. Sie haben sich die Forschungsmethoden der biologischen Wissenschaften, der Chemie, Physik zu eigen gemacht; sie haben mit der Mathematik Fühlung genommen und sie haben durch die Ergebnisse der auf ihren Spezialgebieten durchgeführten Beobachtungen wieder befruchtend auf die genannten Universitätsdisziplinen zurückgewirkt, denen sie mit neuen Problemstellungen entgegentreten. Es ist notwendig, daß die Universitäten mit diesen Spezialhochschulen eine innigere Fühlung und Verbindung gewinnen. Sie

müssen insofern eine Reform erfahren, als sie mehr als bisher den neuen Bedürfnissen in der Staatsverwaltung und der verantwortlichen Leitung privatwirtschaftlicher Unternehmungen dienen müssen. Namentlich hat in letzterem Bereiche ein neuer Mittelstand sich gebildet, der nicht minder wertvoll ist als der alte. Der wirtschaftliche Unternehmer läßt sich zwar nur vom Eigennutz leiten, aber er vollbringt dabei Taten und schafft Organisationen, die von außerordentlichem Talente zeugen. Aber allzu leicht verliert er das ethische Feingefühl, das Bewußtsein der sozialen Verantwortlichkeit. Indem aber aus diesen Kreisen mehr Persönlichkeiten dem geistigen Leben der Universität zugeführt werden, wird hier ein Ausgleich stattfinden. Gerade heute, wo die Wege der Mittelschulbildung so weit auseinandergehen, weist ein dringendes Staatsinteresse darauf hin, die Ausbildung der führenden Klassen der Nation an einer Stelle sich vollziehen zu lassen, alle ihre Glieder mit dem gleichen Geiste strenger Wissenschaftlichkeit zu erfüllen und sie insgesamt zu einem edleren Menschentum zu erziehen. Das ganze moderne Leben fordert Unterordnung des Individuums unter höhere Gemeinschaftszwecke. Ueberall wird ein immer steigendes Maß individueller Tüchtigkeit erfordert, denn die ganze Kulturkraft eines Volkes beruht schließlich auf der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Individuen, und jede Aristokratie, auch die Aristokratie des Geistes, muß unrettbar sinken, wenn sie diese Eigenschaften verliert. (Karl Bücher, Rektoratsrede, Leipzig, Universitäts-Buchdruckerei.)

Bücherbesprechungen.

Dr. G. Zepler, Ueber die Notwendigkeit einer Krankenunterstützung für Prostituierte und einige andere Maßnahmen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Verlag von Oscar Coblenz, Berlin W., 1903.

Die Gründung der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ hat außer vielen anderen Segnungen vor allem den Vorteil, daß gewisse Dinge den ihnen anhaftenden Schein von Unsittlichkeit verlieren und dafür die Berechtigung gewinnen, als etwas Natürliches betrachtet und behandelt zu werden. Auch wird sie viele zur praktischen Betätigung anregen, die bisher zwar Interesse für diese wichtigen Fragen hatten, jedoch die Zeit nicht für günstig hielten, mit ihren Gedanken und Vorschlägen hervorzutreten. In diese Kategorie gehört der Verfasser vorliegender Schrift, die ursprünglich in der Medizinischen Reform erschienen, dann auf vielseitige Anregung hin umgearbeitet und vermehrt als Sonderdruck herausgegeben worden ist. Sie soll eine Anregung sein, die — wenn auch nicht augenblicklich ausführbar — so doch vielleicht später einmal Früchte tragen kann.

Jede Untersuchung über Geschlechtskrankheiten erfordert zunächst eine eingehende Beschäftigung mit der Frage der Prostitution, da diese den Hauptherd der Infektion bildet. Verfasser hält deshalb einen gewissen Kampf gegen die Prostitution für wünschenswert, d. h. eine Beschränkung derselben, die sich nicht etwa in Gewaltmitteln oder schönen Reden äußert, sondern durch möglichste Hebung der ökonomischen Verhältnisse, durch Aufklärung, Hebung der Sittlichkeit, Beschränkung der Unzucht in Lokalen und auf der Straße herbeigeführt werden soll. Alle diese Mittel werden die Prostitution vorläufig nicht ausrotten. Es bleibt daher innerhalb der gegenwärtigen Verhältnisse nichts anderes übrig, als die Geschlechtskrankheiten unter den Prostituierten energisch zu bekämpfen.

Woher kommt es, daß die bisher angewendeten Methoden, die Reglementierung und die zwangsweise ärztliche Behandlung von so geringem Erfolg gekrönt sind?

Verfasser glaubt den Hauptgrund dafür in der materiellen Lage der Prostituierten zu finden, die sie fürchten läßt, bei bestehender Krankheit ihr Gewerbe längere Zeit hindurch nicht ausüben zu können, und die sie veranlaßt, sich der Kontrolle zu entziehen, um nicht ihres Lebensunterhaltes beraubt zu werden.

Aus dieser Anschauung heraus stellt Verfasser zwei Forderungen auf: 1. Unterstützung der Prostituierten während ihrer venerischen oder anderen Erkrankungen; 2. Verhinderung ihrer Ausbeutung und Erleichterung ihrer Wohnungsverhältnisse durch Aenderung der betreffenden Gesetze.

Zur Erfüllung der ersten Forderung hält Verfasser die Gründung von **obligaten Krankenkassen** für nötig. Die Hauptschwierigkeit, welche sich der Verwirklichung dieser Idee entgegenstellt, ist die Geldfrage. Es würde sich naturgemäß um große Summen handeln, wenn die Unterstützung ausreichend sein soll, die Prostituierten von der Ausübung ihres Gewerbes fern zu halten.

Um die hohen Beiträge für diese obligate Sparkasse zu erschwingen, müßten die Mädchen zunächst vor den Ausbeutungen ihrer Obdachgeber geschützt werden, was sich zum Teil durch die gleichzeitig anzustrebende Aufhebung des Kuppeleiparagraphen in bezug auf die Vermietung an Prostituierte erreichen ließe.

Sollten sich die Mädchen der Zahlung entziehen, so haben die Behörden die gesetzliche Macht, die **Beiträge zwangsweise einzufordern**. Das Geld müßte an bestimmten Geschäftsstellen, durch Boten oder durch die Logiswirte erhoben werden. Bei böswilliger Verweigerung der Zahlung könnte man nächst der Zwangseinziehung Geld- und Haftstrafen anwenden oder der Schuldigen die Ausübung der Prostitution untersagen. Werden die nötigen Mittel trotzdem nicht erreicht, so müßten die Kommunen, einige Wohlfahrtsbestrebungen und die Gesellschaft zur Bekämpfung der venerischen Krankheiten zur Deckung der Kosten mit herangezogen werden. Auch könnten sich die Mädchen während ihrer Krankheit mit industriellen Arbeiten beschäftigen, deren Ertrag entweder ihnen selbst oder der Institution zugute käme.

An das Aufheben der Reglementierung denkt Verfasser vorläufig noch nicht, hofft aber für spätere Zeiten einen Ersatz durch zweckmäßigere Einrichtungen. Wie sich jede Krankenversicherung und jede Staatseinrichtung einer obrigkeitlichen Aufsicht fügen muß, so könnte zunächst auch bei der Krankenversicherung der Prostituierten neben der geschäftlichen Kontrolle die ärztliche fortbestehen. Dieselbe läßt sich sogar durch sozial-ethische Gründe rechtfertigen. Jeder Arbeitgeber, jede Klinik, jeder Dichter muß sich einer polizeilichen (gewerblichen) Oberaufsicht fügen, warum also nicht eine Prostituierte, die so unendlich viel Schaden anrichten kann?

Solange die Reglementierung besteht, ist die Handhabung der Krankenkasse nicht schwierig. Jede Prostituierte erhält ein Krankenbuch und hat an eine kommunale Behörde wöchentliche Beiträge zu zahlen, deren Höhe sich nach den äußeren Verhältnissen (Gegend, Wohnung u. s. w.) richtet. Fällt die Reglementierung fort, so müßte jede Prostituierte gesetzlich verpflichtet sein, der Kasse beizutreten, respektive ihr Gewerbe anzumelden, analog den Verpflichtungen jedes Gewerbetreibenden. Unterbliebene Anmeldung wäre strafbar, womit aber nicht gesagt ist, daß die Bestrafung der geheimen Prostitution eine Anerkennung der öffentlichen bedeutet. Die Strafe gelte nur der Verletzung gesetzlicher hygienischer Vorschriften und ist nach dem Gesetz der vorsätzlichen oder fahrlässigen Körperverletzung zu rechtfertigen.

Die drohende Bestrafung würde vielleicht erzieherisch wirken und manches Mädchen von der Prostitution — besonders der geheimen — fernhalten. Dies wäre bei der großen Gefährlichkeit der geheimen Prostitution von ganz besonderem Wert. Sind diese Anschauungen genügend in das Publikum gedrungen, so werden vorsichtige Männer einen Nachweis (etwa das Krankenkassenbuch) fordern, daß die Betreffenden regelmäßig untersucht sind, woraus sich für die Mädchen die Notwendigkeit ergibt, einer Krankenkasse anzugehören.

Weitere Forderungen des Verfassers: Aenderung des Kuppeleiparagraphen, Beaufsichtigung der Logiswirte, Aufklärung der Prostituierten in der Prophylaxe gegen Ansteckung sind bereits von vielen Seiten gestellt worden und bedeuten nur die Ergänzung der Hauptidee. G. L.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische
II. 11. Revue 1904.
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben
der Völker.

Ueber den Einfluß der Rassenmischung auf die Sprache.

Dr. Curt M. Bühring.

A. Reibmayr hat in dieser Zeitschrift in mehreren Aufsätzen den Einfluß der Rassenkreuzungen auf den politischen Charakter einer Bevölkerung und auf die Züchtung genialer Begabungen in höchst anziehender Weise behandelt. Man könnte aber dieses Problem noch weiter ausdehnen und versuchen, auch andere historische und geistige Vorgänge in der menschlichen Gesellschaft unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Ich meine die Einwirkung der Rassenmischung auf die Veränderungen der Nationalität, der Religion, der Sitte und Sprache der Völker. Was den letzteren Punkt betrifft, so möchte ich hier auf die Gedanken einiger Autoren hinweisen, die in evidenter Weise dartun, daß auch die Sprachforschung von der Anthropologie vieles lernen kann. Zwar ist die vor nicht allzu langer Zeit noch herrschende Richtung in der vergleichenden Sprachwissenschaft, aus der Sprache ohne weiteres auf die Rasse zu schließen, nun glücklicherweise überwunden, da man gelernt hat, daß Rassen ihre eigene Sprache verlieren und eine solche reden können, die einem anderen oder gar einem ausgestorbenen Volke angehört haben mag; aber trotzdem bleiben der Anthropologie und Sprachforschung noch viele gemeinsame Probleme, unter denen die Einwirkung der Rassenmischung auf die Sprachbildung eines der interessantesten und wichtigsten ist.

Der erste, der auf diesen Zusammenhang hinwies, war Gobineau. In seinem Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen ist ein Kapitel überschrieben: „Die Sprachen, untereinander ungleich, stehen in vollkommener Uebereinstimmung mit dem relativen Wert der Rassen." (I. Band, 15. Kapitel.) — Ohne näher auf den Inhalt desselben einzugehen, sei nur erwähnt, daß nach seiner Ansicht die Umgestaltungen der Sprachformen, in einer höchst augenscheinlichen Parallelbewegung, durch die Umwälzungen herbeigeführt werden, welche die Rasse der einander folgenden Geschlechter erleidet, ferner, daß die Sprachveränderungen aus Sprachmischungen, diese aber aus Rassenmischungen hervorgehen; daß ihre Eigenschaften und Vorzüge, ganz wie das Blut der Rassen, bei einer zu starken Ueber-

flutung durch fremdartige Elemente verschlungen werden und verschwinden, und daß endlich, wenn eine Sprache höheren Ranges sich bei einer ihr nicht würdigen Menschengruppe findet, sie unfehlbar verfällt und verstümmelt wird. In einer Reihe von Beispielen aus der asiatischen und europäischen Völkergeschichte werden diese Thesen bewiesen, die einen der am wenigsten angreifbaren Teile des Gobineauschen Werkes bilden.

Wohl ganz unabhängig von Gobineau hat später C. von Czoernig in seinem Werk über „Die alten Völker Oberitaliens" (1885) die Bedeutung der Rassenmischung für die Entstehung der Sprachidiome erörtert. Wenn ein fremdes Volk, schreibt er, in ein Gebiet einfällt und die dort ansässige Bevölkerung besiegt, so wurde vielfach angenommen, daß das neuere Volk das Gebiet ausschließend besetzt hielt, die frühere Bevölkerung aber verdrängt wurde oder allmählich verschwunden ist. Es ist dies eine irrige Auffassung, denn wenn auch bei dem Einfall eines neueren Volkes die wehrhafte Mannschaft des älteren zum Teil getötet, zum Teil aus dem Lande verdrängt wird, so bleiben doch jedenfalls größeren Teils die Greise, Weiber und Kinder im Lande zurück und werden den Eroberern untertänig und dienstpflichtig. „Dadurch bildet sich eine Vermischung der früheren mit der späteren Bevölkerung, und es geht aus beiden ein neues Mischvolk hervor, in welchem der Anteil eines jeden der beiden früheren Völker noch lange bemerkbar bleibt. Diese Vermischung wirkt auf die sprachlichen Verhältnisse zurück. Es entsteht eine neue Mischsprache, zu welcher jedes der beiden Völker einen Beitrag liefert, welcher nach den Umständen verschieden ist. Es wirkt auf den Umfang aber nicht sowohl, wie man glauben möchte, der Umstand ein, daß das erobernde oder das zahlreichere Volk den Hauptanteil daran nimmt, sondern vielmehr der Grad der Kultur des einen oder des anderen Volkes. Das mehr kultivierte Volk wird mit den neuen, dem anderen Volke bisher unbekannten Begriffen auch die denselben entsprechenden neuen Worte einführen, und die größere Ausbildung der Sprache dem anderen, in der Kultur zurückgebliebenen Naturvolke mitteilen. Letzteres wird aber die Worte für die ihm früher geläufigen Begriffe, für die Erscheinungen der Natur, für Haus und Hof beibehalten. Am entscheidendsten dabei wirkt jedoch, daß das Naturvolk die alte herkömmliche Aussprache für die ihm eigentümlichen Worte beibehält und dieselben auch auf die neu gewonnenen Worte überträgt, sowie sich auch das Kulturvolk allmählich an diese Aussprache gewöhnt. Kurz ausgedrückt: in der Mischsprache wird das Kulturvolk den Wortschatz, das Naturvolk das phonetische Element liefern."

Diese Regel abstrahierte Czoernig aus der Untersuchung der oberitalischen Dialekte, wo er feststellte, daß die Veneter sowohl im Altertum als auch noch heute in der venetianischen Mundart des Italienischen einen dem Griechischen ähnlichen Accent haben. Er schließt daraus (zugleich noch aus anderen Gründen), daß die Veneter dem gräko-illyrischen Stamme angehört haben müssen. Aehnlich wirkt in den lombardischen Dialekten die Sprache der einstmals eingewanderten Kelten nach.

Für die Sprachentwicklung sind auch örtliche und räumliche Verhältnisse von Wichtigkeit. Czoernig bemerkt darüber: „Die Aus-

sprache hängt zunächst von der physiologischen Eigenart eines Volkes ab, von der Bildung der Zunge, der Lippen, des Gaumens und der Nase, überhaupt von dem Mechanismus der menschlichen Stimme, Eigenschaften, die dem Volke verbleiben, wenn es auch die etymologischen Elemente seiner Sprache ändert. Sodann hat aber auch die topographische Lage der Wohnorte hierauf Einfluß. Es ist bekannt, daß die Bergbewohner, welche ihre Stimme weithin erschallen lassen müssen, eine starke Aspiration in ihrer Aussprache anwenden, während die Bewohner des flachen Landes, namentlich in südlichen Gegenden, eine weichere, die harten Mitlaute möglichst vermeidende Redeweise sich aneignen."

Neuerdings hat A. Wirth in seinem Buch über „Volkstum in Weltmacht und Geschichte" wieder auf die anthropologische Sprachforschung hingewiesen: „Sprache geht leicht auf andere Rassen über, allein bloß die Worte, nicht aber die Aussprache, die von physiologischen Dingen abhängt, und nicht die Grammatik, nicht der Sprachgeist. Die nordamerikanischen Neger reden englisch, aber sagen nach Afrikanerart: I done went, I done eat, und lassen das r weg, das dem afrikanischen Gaumen unerträglich ist." — Danach ist wohl zu unterscheiden, ob eine Sprache nur äußerlich übertragen und mechanisch aufgezwungen wird oder ob eine physiologische Verschmelzung der Rassen stattfindet.

Außer der physiologischen Eigenart und dem Kulturgrad ist es das Zahlenverhältnis der sich mischenden Rassen, sowie eine gewisse Nachgiebigkeit oder Anpassungsfähigkeit, die für das Schicksal einer Sprache von großer Bedeutung ist. So zeigen z. B. die Serben sich schwach und nachgiebig gegenüber der rumänischen Sprache. So sind die Germanen und besonders die Deutschen leicht geneigt, die eigene Sprache aufzugeben und eine fremde anzunehmen, und es ist bekannt, wie schnell und leicht die Einwanderer in Nordamerika ihr Deutschtum vergessen.

Die Herkunft der Japaner.

Dr. Albrecht Wirth.

Wenige Völker eignen sich so gut dazu, den Nutzen der Rassenforschung für Geschichte und Politik darzutun wie die Japaner. Je nach der Rasse, der man die Bewohner des Inselreiches zuteilt, wird man nicht nur ihre frühere Entwicklung, sondern auch ihre jetzige Europäisierung und ihre Zukunft verschieden beurteilen. Die Bedeutung, die Japan für ganz Asien hat, steht außer Verhältnis zu der immerhin beträchtlichen Ausdehnung des Landes und der Großbritannien übertreffenden Kopfzahl seiner Bewohner. Infolgedessen ist es für das Verständnis aller asiatischen Verhältnisse von dem größten Belang, wie die Frage der Abstammung der Japaner gelöst wird.

Gewöhnlich werden nach dem Vorgange von Bälz nur zwei Typen bei dem Inselvolke angenommen, ein feiner der herrschenden

Klasse oder Schoschutypus, ein grober der niederen Schichten oder Satsumatypus. Das ist eine anthropologisch doch recht unvollkommene Einteilung, deren Durchführbarkeit außerdem zweifelhaft ist. Der Marquis de la Mazelière unterscheidet in seinem Essay sur l'Histoire du Japon[1]) drei Rassen: die Ainu, die „Uralier", die um 800 v. Chr. von Nordasien gekommen seien, und die Malaien, die zur selben Zeit Kiuschu besiedelt und sich später mit den Uraliern gegen die eingeborenen Ainu verbündet hätten. Ich schätze das Werk von Mazelière am höchsten von allen Geschichten Japans, aber seine Urgeschichte ist die reinste Phantasie. Weder Zeit noch nähere Umstände der ältesten Einwanderung stehen fest. Ebensowenig kann die Ansicht Mazelières bewiesen werden, daß seine Uralier den Adel geliefert hätten, wie die Normannen den britischen Inseln, und die Malaien die mittlere Klasse, wie die Angelsachsen in England. Dagegen können die drei Rassen Mazelières allerdings als die wesentlichsten gelten, aber diese Erkenntnis ist nicht mehr neu. Es käme darauf an, die alten Behauptungen besser zu begründen, die uraltaiische und malaiische Heimat genauer festzulegen, die Herkunft der Ainu zu bestimmen und das Ergebnis der Mischung darzulegen.

Ich unterscheide mindestens sechs Rassen in Japan. Der einheimischen Ueberlieferung zufolge waren zuerst die Ko-bito oder „kleinen Männer", also Zwerge im Lande. Sie wurden auch Erdspinnen genannt, weil sie in ovalen Erdgruben, die mit Zweigen überdeckt wurden, lebten. Das Vorhandensein von Pygmäen auf den Japanischen Inseln wird zwar von Kennern, wie A. Meyer, bestritten. Daß man jetzt die Zwergrasse nicht mehr rein antrifft, kann nicht verwundern. Allein auf den benachbarten Liukiu sind noch heutigen Tages unverkennbare Zwerge anzutreffen. Meyer will zwar auch dies nicht anerkennen, aber ich lasse mir nicht abstreiten, was ich selber gesehen. Jeder, der in den Straßen von Okinawa nur die Augen auftut, kann zu Dutzenden kleine Wichte, die einem unterwüchsigen Europäer nur bis an den Hals reichen, und Frauen, die unter 1,35 m messen, erschauen. Auch zeigt der Okinawaschlag genau die Merkmale, die wir sonst von Zwergrassen gewöhnt sind, Faltenreichtum der Haut, alte Züge auch bei jüngeren Individuen. Die Farbe der kleinen Lutschuaner ist rotbraun. In dem Pigment japanischer Individuen wollen indes französische Aerzte negroide Spuren entdeckt haben. Das würde auf Negrito weisen, wie sie noch auf Nordluzon und im südlichen Innern Formosas (die Quihoe) leben. Es scheint, daß die Erdspinnen schon eine gewisse Organisation hatten. Wenigstens hat man die beiläufig fünf Meter hohen Türme, die noch jetzt vereinzelt in Jesso und Nord-Nippon aufragen, für Wohnungen ihrer Fürsten erklärt. Es wäre das zugleich ein bemerkenswerter Hinweis dafür, daß die megalithischen Denkmäler durchaus nicht unbedingt, wie es neuerdings Mode wird, einer arischen, nordeuropäischen Rasse zugeschrieben zu werden brauchen. Die Tatsache einer zwerghaften Unterschicht als der Urheberin einer Urkultur hat im übrigen nichts Befremdendes. Laut Houssaye und de Morgan waren Negrito, von denen, wie ich aus eigener Anschauung bezeugen kann, noch heute Spuren in

[1]) Paris, 1899.

dem Blute der Bahrainbewohner und ihrer Nachbarn dauern, die Schöpfer der ältesten mesopotamischen Kultur gewesen. In China sind ebenfalls von der ältesten Zeit bis in das 17. Jahrhundert Zwerge bezeugt. Heinrich Schurtz ist denn auch der Ansicht, daß eine kleinwüchsige, brachycephale Rasse — offenbar die kunstfertigen fleißigen Zwerge unserer Märchen — die erste Trägerin unserer Kultur gewesen.

Nach den Ko-bito kamen die Ainu. Es ist merkwürdig, wie schwer es fällt, über ein Volk, das bis in die Gegenwart hineinragt, dessen Vertreter noch im Fleische wandeln und jederzeit besucht werden können, einheitliche Urteile in der Forschung zu erzielen. Es gibt eine recht umfangreiche Literatur bereits über das seltsame Volk, eine Literatur, die auf wohl siebzig Nummern von Büchern und Zeitschriftaufsätzen geschätzt werden mag[1]) und doch sind wir noch recht ungenügend über die Ainu unterrichtet. Ihre Sprache ist noch nicht eingereiht und über ihre Stammeszugehörigkeit herrscht großer Streit. Bälz[2]) hält sie für Kaukasier und zwar für engere Verwandte der Slawen. Die Ainurasse habe einst ganz Nordasien eingenommen. Ebenso gelten den russischen Schriftstellern die Ainu als slawische Brüder, die vom japanischen Joche zu befreien sind. Friedrich Müller zählt das haarige Volk den Hyperboräern zu. Französische Anthropologen, ich glaube zuerst Hamy, suchten nach Verwandtschaften in Sumatra, wo bei einigen Horden auffallende Behaarung auftritt, und bei den südindischen Toda, nicht-drawidischen[3]), sehr niedrig stehenden Hinterwäldlern der Nilgiriberge. Bastian und ein Mitglied der missions étrangères in Hakodate (ich habe leider seinen Namen nicht gemerkt) wiesen die weitgehendste Uebereinstimmung zwischen dem Bärenkult der Ainu und der Bärenverehrungsformel der Gijaken nach, worauf dann Verwandtschaftsschlüsse gebaut wurden. Die Frauen der Ainu erinnerten viele Besucher an den mongolischen Typus[4]).

Die äußeren Merkmale der Ainu-Spezies hat zuletzt Bälz zusammengestellt. Es ist zu seinen Ausführungen nur das Eine zu bemerken, daß er sie ungerechtfertigter Weise für klein erklärt.

Ich war zufällig dabei, als Dr. Bälz nach Japan zurückkehrte und, noch ganz erfüllt von seinen Entdeckungen, das Gespräch auf die Ainu brachte. Ebenso zufällig waren damals gerade drei andere Herren da, die gleich mir die Kleinheit der Ainu bestritten, da auch sie auf Jesso ganz stattliche Exemplare des rätselhaften Volkes gesehen hatten. Später traf ich noch einen Japaner, der auf Sachalin gewesen, und der einem dortigen Ainustamm eine Größe von 1,80 m zuschrieb. Die gleiche Verschiedenheit im Wuchse ist auch bei anderen Arktikern beobachtet worden. Die Eskimo sind im allgemeinen, namentlich in Grönland, unter Mittelgröße. Sie wurden daher auch von den Normannen als Skrälinge, als Kümmermenschen, verachtet. Nansen aber spricht in seinem „Eskimoleben" von einem Stamme — er sagt

[1]) Literatur bei Chamberlain, das wichtigste seitdem Howard, With, Transsiberian, Sawages. Neues ist von der amerikanischen Expedition und von dem Deutschen Lauffer zu erwarten.

[2]) Bälz, Mitt. der Deutschen Ges. für Ostasien, VIII, 2, 232.

[3]) Sayce, Science of languages, führte allerdings die Toda unter den Drawidiern an, doch halte ich das nicht für richtig.

[4]) Bälz, a. a. O.

leider nicht wo? — der Eskimo, die 1,80 m erreichten. Dr. Bälz betont in dem berührten Aufsatze sehr stark den Wert, den der Blick für völkerkundliche Fragen habe und er führt ein Beispiel von sich an, wie er in einer Dorfschule ohne weiteres eine säuberliche Scheidung zwischen den ihm vorgestellten japanischen und Ainukindern vorgenommen habe. Er stellt ferner Tolstoi und einen alten Ainu zusammen, und ich darf hier erwähnen, daß eine Dame, die früher nie von Ainu gehört hatte, und der ich das Bild eines Greises von Jesso zeigte, sofort ausrief: ach das ist ja Tolstoi. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß der Blick allein etwas außerordentlich Trügerisches ist, subjektiver Willkür Tür und Tor öffnend. Ich selbst bin auch von meinem Blick recht überzeugt und könnte ebenfalls merkwürdige Beispiele anführen, wie ich seltsame Verwandtschaften und Herkünfte erraten, aber mein Blick will in den Ainu indische Einflüsse erkennen. Auch andere haben schon, wie berichtet, an die südindischen Toda gedacht und an haarverbrämte Stämme auf Sumatra erinnert. Eines hat auch bereits Dr. Bälz herausgebracht, nämlich, daß Lutschuaner den Ainu gleichen — der Doktor maß dreihundert Rekruten von ihnen — und ich selbst habe bereits darauf hingewiesen[1]), daß Ainuspuren sich auf den Liukiu und Formosa finden und daß Hainan Anklänge an Ainu-Worte liefert. Die Wanderung unseres Rätselvolkes nach Süden rückverfolgend, stieß ich auf eine bloß von Batchelor erwähnte Sage von Jesso, der zufolge die Sonne einstens im Westen auf, und im Osten unterging. „J was never more taken aback in my life", sagt dazu der amerikanische Forscher und kein Mensch hat bisher die Sache erklärt. Ich will eine Erklärung versuchen und dadurch in früheren Schriften Gegebenes verbessern. In sämtlichen ostasiatischen Sprachen ist links gleichbedeutend mit Osten und rechts mit Westen. Daraus geht hervor, daß bei der Bestimmung der Himmelsgegend das Angesicht der Ostasiaten der Sonne zu und dem Pole abgekehrt ist. Wenn nun einem sich derartig Orientierenden die Sonne verkehrt, d. h. zur Rechten aufgehen soll, so muß ein solcher Mensch südlich des Wendekreises stehen. Daraus ist unmittelbar der Schluß zu ziehen, daß die Ainu einst südlich von 23½ Grad gewohnt haben. Das ist vorläufig noch eine recht ungenaue Bestimmung. Vielleicht bringt uns aber folgende Erwägung weiter. Die Chinesen legen den Ainu den Namen Mao bei[2]). Nun lebte ein Stamm der Mao, der anscheinend zu den Miao gehörte, einige Jahrhunderte vor Christi ungefähr im jetzigen Jünnan. Nördlich von den Mao lebten die Inschan[3]), an eso, insan[4]), was im Ainu Mensch heißt, erinnernd, lebten weiter die Sitschon und die Sischun. Seltsamerweise heißen Sitscham oder Sisam oder fure (rot) Sischam die Japaner bei den Ainu[5]). Der Schluß liegt nahe, daß beide Völker schon in grauer Vorzeit benachbart waren und daß die Japaner auf der Suche nach einer neuen Heimat lediglich den Ainu folgten. Es wäre allerdings auch eine andere Erklärung möglich. Die Russen heißen bei benachbarten

[1]) Geschichte Formosas, 1898.
[2]) Siebold, Nippon II, S. 235.
[3]) Jakinth, Geschichte Tibets I, 13.
[4]) Jakinth, a. a. O.
[5]) Das wurde von einem französischen Sendling erzählt, der lange in Hakodate gewesen war, und von einem Japaner bestätigt.

finnischen Stämmen noch heute Goten, da die ersten Erinnerungen der Finnen an überlegene Eroberer sich auf die Goten bezogen. Die Italiener nennen jeden Fremden einen Inglese. So wäre nicht ausgeschlossen, daß der Name der Sischam (wörtlich West-Scham) ursprünglich sich auf einen Erobererstamm der tibetischen Scham oder Tschampa bezogen hätte, und erst nachträglich auf die Japaner übertragen wäre.

Die Miao-tse sind bis zum unteren Jangzse gekommen[1]). Man könnte daher ohne Zwang annehmen, daß von hier aus die Mao oder Ainu den Seeweg gewählt haben. Einmal nach Nippon und Jesso, sowie der Gegend des heutigen Wladiwostok gekommen, vermischten sie sich dort mit nordasiatischen Rassen. Daß eine sehr starke Vermischung stattgefunden hat, zeigt ohne Widerrede die Sprache, die bei verschiedenen Ainustämmen ja innerhalb des Gebietes eines kleinen Inselchens für denselben Begriff die abweichendsten Worte bietet. So erklärt sich der ihnen mit Tungusen und Samojeden gemeinsame Bärenkultus nebst anderen gemeinsamen Eigentümlichkeiten und erklärt sich, vielleicht durch entfernte finnische Blutvermittelung, die Aehnlichkeit mit dem Grafen Tolstoi.

Bei den Chinesen heißen, wie erwähnt, die Ainu Mao oder Mo[2]), was an die Moistämme des Irawaddi erinnert. Sich selbst nennen sie Ainu = Menschen oder Eso, daher auch ihr jetziges Hauptland Jesso genannt wird. Eine andere Form des Wortes ist Inssu[3]). Man kann dabei an die berührten Inschan, an das Gebirge Inso in der mittleren Nordwestmongolei denken oder an esthnisch inaset und an das osmanische insan Mann. Die Türken haben eine ganze Reihe nordasiatischer Urworte für Mensch in ihrer Sprache bewahrt. Nach Hirth ist die Urheimat der Türken Südchina.

Weitere Anhaltspunkte, um die Urheimat der Ainu zu erfahren, gibt ihre Sprache. Auf der Insel Tschoka findet sich pi, peh Wasser, pet Fluß, apto Regen = gemeinmalaiisch bata Fluß, kotan, toi Erde erinnert an tana Malaiu, aber auch an tun Erde des Orontschen. koka Unterschenkel = gemeinmalaiisch kok.

Für mehrere der gangbarsten Dinge des gewöhnlichen Lebens, wie Wasser und Feuer, finden sich bei den Ainu drei bis vier völlig abweichende Wörter. Unser Material hierüber ist nur klein, aber es reicht doch aus, um diese bezeichnende Tatsache sonder Zweifel zu erkennen. Man vergleiche nur die Vokabularien, die Langsdorf vor hundert Jahren gegeben hat, mit denen der Gegenwart. Es weist das auf Rassenmischung hin. Virchow erklärte schon verzweifelnd, von den ihm zugeschickten Ainuschädeln sei nicht einer gleich dem andern. Selbst wenn daher, woran ich nicht glaube, „kelto-slavisches Blut", wie Bälz sagt, in den Ainu stecken sollte, so gälte das doch nur für einen Bestandteil des Volkes. Auch hat man bislang doch wohl allzu einseitig das somatische Element in den Vordergrund gestellt. Daß Abstammung und Sprache sich nicht decken, ist bekannt genug. Allein woher in aller Welt haben denn die Ainu ihre Sprache? Woher ihre

[1]) Conrady, Beilage zur Allgem. Ztg., 20. November 1893, S. 2.
[2]) Vergleiche Siebold, Werke II, 251.
[3]) Langsdorf, Reise um die Welt (mit Krusenstern) 1803—1807, Frankfurt, 301.

von den Slaven so abweichenden Sitten? Die Sprache kann doch schlechterdings nur auf ein Volk zurückgeleitet werden, das mit den Slaven von Haut und Haar nichts zu tun hatte. Zugestanden kann nur werden, daß möglicher- oder wahrscheinlicherweise eine Kreuzung verschiedener Rassen stattgefunden hat, wobei die Sprache der einen Rasse verloren ging. Ein inneres Rassenmerkmal von Belang ist die Scheu der Ainu vor Entblößung, eine Scheu, die sich so gar nicht bei Japanern, Indern und den Eskimos[1]) findet, wohl aber bei den Bewohnern des kontinentalen Ost- und Nordasien. Auch sticht die Sittenstrenge der Ainu von der Lockerheit inselasiatischer Anschauungen erheblich ab; die Strenge findet sich jedoch bei primitiven Gebirgsbewohnern Inselasiens, wie auf Formosa und Ceylon, und Indiens, wie namentlich bei den Urstämmen des Dekhan. Vielleicht darf man dieser Strenge die feste, gemessene Schönheit und die Zähigkeit einer Rasse zuschreiben, die sich gegen die überlegenen Bronze- und Eisenwaffen der Japaner Jahrtausende hindurch gehalten hat. Der Leibesadel der Ainu ist von hoher Art. Was, meist im Anschluß an japanische Karikaturen, von der Häßlichkeit der Ainu gesagt wird, ist Fabelei. Das Gegenteil ist wahr. Daß natürlich das harte Klima und die äußerst ungünstigen Lebensbedingungen, unter denen der heutige Rest der Ainu lebt, den Rassetypus nicht haben verbessern können, liegt auf der Hand. Wegen der starken Behaarung des Volkes, die gewöhnlich sehr übertrieben wird, verweise ich auf unsere arischen Nachbarn, die Russen, denen scheinbar die üppige Behaarung einen Schutz gegen die Kälte gewährt. Wenn die Frauen nicht der Unsitte huldigten, sich einen blauschwarzen Schnurrbart auf die Oberlippe zu tätowieren, so könnte sich keine gewöhnliche Japanerin an Schönheit mit ihnen messen. Auch die Tatsache allein, daß die Mannen des Mikado ein volles Jahrtausend gebraucht haben, um nur einigermaßen, und zwar oftmals nicht durch Waffengewalt, sondern durch List und schnöden Verrat, der Ainu Herr zu werden, sie sollte zu denken geben.

Ich gehe zu dem ural-altaischen Elemente über. Hier liegt meines Wissens noch kein anthropologisches Material vor, das direkte somatische Vergleiche ermöglichen würde[2]). Auch würde eine derartige Vergleichung durch die weitgehende Mischung, die eingestandenermaßen im Mikadoreiche erfolgt ist, erschwert werden. Unglücklicherweise fließen auch die geschichtlichen Quellen über die kontinental-asiatische Einwanderung in Japan sehr spärlich. So viel ich sehe, gibt es sechs Nachrichten darüber, mit denen jedoch wenig anzufangen ist.

Chinesische Chroniken berichten, daß im Jahre 1192 v. Chr. Japan von chinesischen Flüchtlingen kolonisiert worden ist. Das ist an und für sich durchaus möglich, da auch Formosa, Tonkin, das alte Tatarenreich Kansu und Korea, sowie einer sagenhaften Ueberlieferung zufolge das Hunnenreich von chinesischen émigrés die ersten Kulturanregungen empfangen hat[3]). Japanische Häuptlinge brachten dem chinesischen Prokonsul in der Südmandschurei Tribut im ersten Jahr-

---

[1]) Siehe Nansens „Eskimoleben".

[2]) Ich sehe nachträglich, daß Heinrich Winckler (Japaner und Altaier, 1900) solches Material gesammelt hat und daraus den Schluß zieht, daß Samojaden, Ungarn und Japaner verwandt.

[3]) Vergleiche Parker, A. Thousand Years of the Tartars, 3.

hundert n. Chr.[1]). Es wird ferner erzählt, daß der erste Tungusenkaiser T'an-shi-hwai um 180 n. Chr. Japan erobert habe[2]). Er siedelte über tausend japanische Familien an einem See der Ostmongolei an, um seine Tafel mit Fischen zu versehen. Zu diesem Zwecke habe er eine Invasion nach Japan ins Werk gesetzt. Diese seltsame Geschichte wird „very positively" erzählt[3]). Die Fischer, die als „Kümmermenschen" oder „Zwerge" beschrieben werden, und Wo genannt werden — der Name, den noch heute die Chinesen den Japanern geben, den sich aber die in Peking beglaubigten Vertreter des Mikado ausdrücklich verbeten haben — blieben bis zum fünften Jahrhundert. Das ganze Ereignis zeigt das Vorhandensein früher Beziehungen Japans zur Mandschurei. Die dritte Nachricht ist sagenhafter Natur. Es ist die bekannte Legende von der japanischen Abstammung Tschingis Khans. Die Legende muß als wertlos verworfen werden. Die vierte Nachricht ist in dem späten Sammelwerk des weitblickenden Bürgermeisters von Amsterdam, Witten, enthalten, der in seiner Noord en Oost-Tartarie (1609) einer alten Tradition erwähnt, der zufolge die Japaner einst das ganze Gebiet der Jakuten beherrscht hätten. Die fünfte Nachricht oder vielmehr ein System von Nachrichten bezieht sich auf das Verhältnis zu Korea; wir können jedoch daraus nur entnehmen, daß die Japaner in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten Wikingerzüge nach Südkorea ausgeführt haben. Die spätere Auswanderung koreanischer Gelehrter, Künstler und Handwerker nach dem Inselreiche kommt zahlenmäßig wenig in Betracht. An letzter Stelle nenne ich die Einfälle, die Fremde in Japan gemacht haben. Im Jahre 782 oder 788 kamen barbarische Eindringlinge, unbekannt woher, nach Japan und versuchten sich festzusetzen. Es dauerte 18 Jahre, bis sie aus dem Lande wieder herausgeschlagen waren[4]). Im Jahre 1000 oder nach koreanischer Quelle[5]) 1010, berannten die mandschurischen Katai die Küsten Kiuschus. Den letzten derartigen Angriff stellen die zwei Versuche der Mongolen unter Kublai-Khan dar. Alle Versuche ermangelten des Erfolges.

Wie man sieht, ist aus direkten historischen Nachrichten wenig oder nichts zu holen. Wir sind einzig auf indirekte Indizien, auf archäologische und linguistische Vergleichungen hingewiesen. Leider sind die Vergleichungen noch im Anfangsstadium begriffen. Aston, Parker, Chamberlain, Edkins, Hulbert haben herausgebracht, daß die koreanische Grammatik in ihren Grundzügen der japanischen gleiche. Damit sind wir aber noch nicht viel weiter, denn wer und woher sind die Koreaner? Sie sind offenbar aus mehreren Bestandteilen gemischt, genau wie ihre Nachbarn auf den Inseln. Gemischt, wie nach den eindringenden Untersuchungen Hulberts jetzt wohl als sicher angenommen werden kann, aus Drawida und Tungusen. Auch die Japaner haben sicher viele Tropfen tungusischen Blutes in ihren Adern. Nur sind gerade in der japanischen Sprache die tungusischen Spuren äußerst spärlich oder sind wenigstens bis jetzt noch nicht genügend aufgedeckt. Ich gebe jedoch zu, daß auch für den oberflächlichsten Beobachter

[1]) Parker, 127.
[2]) Parker, 130 ff.
[3]) Parker, 134.
[4]) Siehe mein „Ostasien in der Weltgeschichte", S. 33.
[5]) Hulbert, History of Corea.

ein anthropologischer Zusammenhang mit den Tungusen ganz unverkennbar ist und erinnere daran, daß die Chinesen allein bei ihren tungusischen Nachbarn „wachsende Gedanken" antrafen, und ihnen in Intelligenz und Kriegskunst einen höheren Rang als den Hunnen zuerteilten[1]). Auch die berühmten vornehmen und gemeinen Typen der Japaner kann man genau so noch bei den heutigen Tungusen vorfinden.

Ich glaube unter den Tungusen[2]) sogar drei Typen unterscheiden zu können. Einen schmalen, dünnwangigen, spitzovalen, grünlich blassen mit bräunlichem Haar und Adlernase; einen gelblichen, plumpen, dicken, fast runden mit stumpfer oder konkaver Nase; einen breiten, viereckigen, lebhaft sinnlichen mit gerader Nase, glänzend schwarzem Haar und blühender Hautfarbe. Den schmalen Typus fand ich besonders bei Golden und Giljaken, den runden in der Gegend von Albasin und bei Mandschuleuten, den viereckigen westlich bis zum Baikal. Ich denke, der viereckige Typus ist durch Einströmen türkischen, der runde durch solches mongolischen Blutes entstanden. Die reinste tungusische Art, die sonst nirgends nachzuweisen, wird jedenfalls durch den Schmalkopf dargestellt.

Jenes hocheigentümliche, aus anscheinender Ueberlegenheit und tatsächlicher Verlegenheit gemischte, dummdreiste Lächeln grausamer Augen, das jeder Besucher Japans so gut kennt und das ihn so unsäglich ärgert und herausfordert, ich habe es nur bei dem dünnwangigen Tungusentypus auf der ganzen Erde wiedergefunden.

Wie gesagt, linguistisch läßt sich über die Tungusenfrage nichts entscheiden. Japanisch weist auf ganz andere Verwandtschaften hin, vor allem auf finnisch und türkisch. Das wird wohl viele überraschen, daß die Inselleute des fernen Ostens mit den Esthen der Ostseeprovinzen und den Magyaren einer Rasse sein sollen. Das hat in der Tat bisher noch niemand behauptet. Als ich zum erstenmal nach Japan kam, erinnerte mich der Klang, der Tonfall der dortigen Sprache an das Ungarische[3]). Ich verglich darauf und fand, daß viele der wichtigsten Wörter auf finnisch und japanisch ähnlich lauten.

Jap.	mids	Wasser	= vis ungarisch,
„	idji	acht	= hetj ungarisch,
„	oba	die Muhme	= Obi, der Fluß, von den Samojeden Mütterchen genannt,
„	tayo	Sonne	= taio Himmel esthnisch.

Wie groß war meine Genugtuung, als ich sechs Jahre, nachdem ich auf die finnischen Verwandtschaften aufmerksam geworden, von Carl Florenz, Professor der Sprachwissenschaften in Tokio und Uebersetzer des Nihongi, erfuhr, daß auch seine Forschungen eine weitgehende Einheit zwischen japanischen und finnischen Wurzeln wahrscheinlich machten. Im Vertrauen auf die umfangreichen Zusammenstellungen, die von Florenz zu erwarten sind, will ich mich, obgleich

[1]) Parker, 135.

[2]) Die Tungusen haben sich nur in der Mandschurei rein erhalten und auch dort nur in sehr geringem Maße, dergestalt, daß jetzt höchstens 5 pCt. der Bevölkerung sich rein tungusischen Blutes rühmen können; in den übrigen Ländern, in Kuldscha, am Kokonov, in Korea und Japan kommt die Rasse nur in fremder Mischung vor.

[3]) Vergleiche mein Buch „Aus Uebersee und Europa", S. 261.

ich längst ähnliche Sammlungen angelegt, bei den finnischen Wörtern nicht weiter aufhalten und nur darauf hinweisen, daß noch jetzt die Kaibal und andere finnische Reste unweit des Altai wohnen[1]). Von da nach den Ufern des Stillen Meeres ist der Weg nicht schwer. So haben die Türken im siebenten Jahrhundert einen Streifzug vom Altai bis nach Schantung unternommen. Wenn es sehr auffällt, daß einige Japaner und eine ziemliche Menge von Koreanern Haar und noch häufiger Bart von rotbrauner Farbe haben — die Farbe ist im Mikadoreiche schwer zu beobachten, da die Haare oft geflissentlich schwarz gefärbt werden — so wäre dies durch den Einfluß finnischen Blutes leicht zu erklären, da bekanntermaßen die Finnen den größten Prozentsatz von rothaarigen Individuen auf der ganzen Erde aufweisen. Ich habe einmal an einem Tage zwei Syrianen und einen Esthen auf der sibirischen Bahn getroffen; alle drei waren ausgesprochen, sozusagen aggressiv rothaarig. Die lokale Urheimat der Japaner ist Jama-to (to = Provinz, Gegend). Sollte das mit jamai, einem Urnamen der Finnen, zusammenhängen?[2]) Auch sonst läßt sich ein Zusammenhang selbst zwischen den westlichen Finnen und dem nordöstlichen Asien aufspüren. So kehrt der alte Name des Ladogasees bei Petersburg, Aldoga, in dem Aldan wieder, dem rechten Nebenfluß der Lena. Der finnische Stamm der Biraren kehrt in dem gleichlautenden Namen eines tungusischen Stammes wieder. Nicht unmöglich wäre es, daß sogar die Lappen oder Lop-ari, d. i. die Lappmänner mit den Lop-se oder Lop-nor zusammenhängen. Die Samojeden nennen sich selber Manzi. Nun erwähnen japanische Ueberlieferungen einer Riesenrasse, der Sekki-manzi, die einst in Kiuschu gehaust. Vielleicht waren es derartige Enakskinder, durch deren Einfluß einige Ainuhorden zu so beträchtlichem Wuchse gelangten. Natürlich hat die Sage die Größe der Riesenkinder übertrieben. Sie spricht von Rüstungen, die Leuten von drei Meter Länge gehört haben mußten. Ein Name für jene rätselhafte Rasse war Nangai-hitzo oder Langbeine; auch heißen sie Ja-so-akeru = die acht Wilden Stämme. Tatsächlich gibt es, namentlich im Satsumalande, vereinzelte Goliathe, die hoch über das gewöhnliche Volk emporragen. Gerade in der Satsuma-Grafschaft werden denn auch die Seki-manzi, die, vielleicht nach ihren Steinwaffen, als Steinleute in der Sage auftreten, lokalisiert. Gelegentlich habe ich Japaner der oberen Klassen gesehen, deren Größe sich auf etwa 1,85 bis 1,91 m belaufen mochte. Auch hierzu fehlt es nicht an beweiskräftigen Analogien. In Jambara, der Nordspitze von Okinawa, der größten Insel der Liukiu, soll ein Riesenvolk gehaust haben, dessen letzte Vertreter erst vor zweihundert Jahren ausgestorben seien. Das hat mir Fürst Matsuyama, der Sohn des letzten Königs der Liukiu, selbst erzählt. Und ein französischer Missionar, Ferrier auf Oschima, der Kiuschu nächsten größeren Liuku-Insel, sprach von einem Haufen von Skeletten, die im Norden der Insel in einer großen Grotte lägen: die Maße der Skelette ließen auf einen durchschnittlichen Wuchs von 1,90 m schließen. Nähere Daten über diesen wichtigen Fund hat eine

[1]) Castrén, Ethnographische Vorlesungen; Radloff, Aus Sibirien; Encyclopedia Britania „Uraltaic Languages".

[2]) Jamai schon bei Hekatonis; jumi (vergleiche Jumala) war der Stammvater der Suomi, der Finnen. Jemen ist ein finnischer Stamm bei Nestor.

von reichen Bürgern Philadelphias ausgerüstete Expedition gebracht. Die amerikanischen Forscher reden von mehreren Hunderten von Skeletten. Ihre Mitteilungen, die in einer wissenschaftlichen Zeitschrift der Vereinigten Staaten veröffentlicht wurden, sind mir jedoch jetzt nicht zugänglich. Daß eine Berührung des Riesenvolkes mit den Ainu stattfand, ist aus der oben erwähnten Verbreitung der Ainu bis nach den Liukiu und Formosa ohne weiteres zu erschließen[1]). Jedenfalls geht aus diesen Daten hervor, daß wir erst in den Anfängen einer richtigen Anthropologie Japans stecken und daß es mit der gewöhnlichen Bausch- und Bogenteilung in eine feine und eine grobe Rasse mitnichten getan ist.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Magyaren türkisierte Finnen sind. Der türkische Einschlag wird von dem einen Forscher mehr, von dem anderen weniger betont. Auch steht fest, daß andere finnische Stämme vom türkischen Einfluß betroffen wurden, so die Tschuwachen und die Meschtscherjaken im südwestlichen Ural, so mehrere Stämme im Norden des Altai. Es liegt daher nahe, auch für Japan türkische Berührungen anzunehmen. Tatsächlich ist eine derartige Annahme bereits von Edmund Naumann aufgestellt worden[2]). Ich bin in der Lage, die Berührung sprachlich im einzelnen nachzuweisen. Man vergleiche selber![3])

Japanisch		Osmanisch
azu	= Sommer	= jaz
oia	= schlafen	= uju
jo	= Arbeit	= ish
tarra	= Weg	= rah
ashi	= Fuß	= ajak
usui	= billig	= udschuz
takusan	= viel	= tschok
peke	= schlecht, häßlich	= fena
takai	= hoch	= jüksek
djozu	= geschickt	= hazük
adsui	= heiß	= ssüdschak
ke	= Haar	= qül
i	= gut	= ej
hara	= Bauch	= qaru
kuchi	= Mund	= aghuz
baua	= Nase	= burun
ko	= der Sohn	= ogul
kai	= schreiben	= jaz
naroi	= lernen	= öjren
jom	= lesen	= oqu
koko(n)	= neun	= toqus
momo	= Hundert = 10×10	= on = 10
kori	= Eis	= qar

Japanisch		Osmanisch
hito	= Mann (gesprochen shto)	= zat Person
kio	= schneiden	= qûr zerbrechen
hosoi	= dünn	= indsche
odori	= Tanz	= ojun gaukeln, Schauspiel
kura	= der Sattel	= ejer
netoko	= die Ratte	= jataq
ishi	= Stein	= tash
tadaima	= sogleich	= héman
qu, onago	= Weib	= qûs Mädchen, qarû Frau, chamim Frau
hiza	= Knie	= diz
dji	= Erde	= jer
saiwei	= glücklich	= sewin sich freuen
siroi	= weiß	= sarü gelb
osoi	= langsam	= jawash
jagamashi	= Lärm	= shamata
oshira	= hinter	= achür der Letzte
betsu	= verschieden	= bashqa
yoko	= weit	= utsaq

Die Anfänge des türkischen Einflusses auf die Rassenmischung bei den Japanern möchte ich auf die Zeit zurückführen, da sich das

[1]) Vergleiche auch meine Geschichte Formosas.

[2]) Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat, 1893.

[3]) Ich schreibe das Japanisch so hin, wie ich es nach dem Klang, ohne Bücher, gelernt habe. Erweist sich mein Gedanke als richtig, so wird es später für einen Phonetiker leicht sein, eine akkurate Vergleichung nach wissenschaftlichen Normen durchzuführen. Auch weiß ich wohl, daß Osmanisch eine sehr späte und verderbte Form des Türkischen darstellt.

Hunnenreich bildete. Das war ungefähr 200 v. Chr. Die Erstarkung der türkischen Hunnen bewirkte eine Umwälzung im Abendland; die Wellen dieser Bewegung mögen im Osten bis über die Mandschurei hinausgegangen sein. Von den Hunnen wurde ein Teil der Tungusen unterworfen, den Tungusen aber gaben die Chinesen denselben Namen, wie den Japanern, nämlich Wo oder U. Einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen türkischer und japanischer Sitte beweisen folgende zwei Uebereinstimmungen. Die Grundlage, sozusagen die Keimzelle der türkischen Staatsverfassung bildet das üj, die Jurte. Wir würden sagen das Haus oder die Sippe. Genau so ist in Japan nicht nur dieselbe Geschlechterverfassung, wie bei den Nomaden Hochasiens, sondern auch dasselbe Wort Uji (Familie), das von einheimischen Etymologen von Uchi = Haus abgeleitet wird, während das bis jetzt unerklärte japanische Kabane, Clan, Geschlecht mit türkisch chane zusammenhängen mag. Bei den Hiungnu war ferner die Einrichtung eines Marschalls zur Linken und eines Marschalls zur Rechten, Würdenträger, die der Krone am nächsten standen: ebenso treffen wir in Japan einen Sa-daijin und einen U-daijin, einen Minister zur Linken und zur Rechten. Daß der Name des ersten Mikado Jin-mu einem zentralasiatischen Titel Shenwu entlehnt, hat schon Parker vermutet. Ich möchte auch kambaku, den Höchstkommandierenden, auf das türkische Khan Beg zurückführen. Auf weitere Zusammenhänge mit Mongolen und Türken deutet der spitze Hut der japanischen Kuli, der genau so in der Mongolei im Gebrauche ist, sodann die Sitte, aus den Schulterblättern der Opfertiere zu weissagen, ferner gemeinsame Töpfereien, Ornamente u. s. w. Die Unterwelt ist oft bei Naturvölkern gleichbedeutend mit der Urheimat. Nun heißt die japanische Unterwelt Soko[1]). Soko nennen sich selber die Jakuten, auch heißt Soko ein Stamm im nördlichen Altai; Sok-pa (pa ist Pluralzeichen) heißen tibetisch die Mongolen.

Mit den nördlichen Elementen des Inselreiches hat sich eine von Süden kommende Rasse gemischt oder eine Anzahl verschiedener Südrassen. Percival Lowell suchte die Urheimat der Japaner in Birma. Die grammatische Verwandtschaft des Japanischen mit dem Koreanischen würde eine drawidische Urschicht für das Inselreich wahrscheinlich machen. Gewöhnlich werden die Malaien als Vorfahren für die Hälfte des japanischen Volkes in Anspruch genommen; der deutsche Arzt Wernich suchte das malaiische Element aus anthropologischen Messungen zu erweisen. Der britische Gesandte Satow stellte einen lautlichen Einfluß eines Malaiischen fest, das er dem Maori von Neuseeland verwandt glaubte. In Haus und Sitte sind ebenfalls schon oft malaiische Einwirkungen nachgewiesen worden. Hierher gehören die lasciven Tänze, die an das Hulla-Hulla von Hawai erinnern, die ungemeine Lust am Baden, die völlige Abwesenheit von Prüderie, die so sehr von den Anschauungen des kontinentalen Asiens absticht; die Festesfreude, die Umzüge bei Festen mit Tänzerinnen, die Gelage, die Zweikämpfe und ritterlichen Uebungen. Ferner der Holzbau, dessen Erdgeschoß mehr oder weniger hoch über dem Boden erhaben ist, die charakteristische Anlage der Abtritte, das Theater, das sich nicht aus

[1]) Florenz, Japanische Mythologie.

Nachahmung, sondern bodenständig entwickelt hat. Nun aber, wer sind die Malaien? Das ist eine der ungelösten Fragen der Ethnologie. Es ist möglich, daß die Malaien einerseits Hinduelemente aufgenommen haben und daß sie andererseits den Hochasiaten verwandt sind. Hodgson fand Aehnlichkeit zwischen osttibetischen Mundarten und dem Tagalisch der Philippinen. Die Tschampa, die ältesten Bewohner Kambodschas, sollen Malaien gewesen sein; wir haben oben gesehen, daß bei den Ainu die Japaner Si-tscham heißen. So könnte eine Brücke zwischen den Ansichten, die im kontinentalen Südasien einen Ausgangspunkt der Japaner annehmen, zu der Malaienhypothese geschlagen werden, die die Kinder der aufgehenden Sonne mit den Bewohnern der Südsee in Verbindung setzt. Ich habe versucht, eine ziemliche Anzahl malaiischer Worte im Japanischen nachzuweisen[1]). Wie oft aber hat Florenz, als ich ihn mündlich auf die malaiische Wurzel eines japanischen Ausdruckes hinwies, erklärt: das ist ja nordasiatisch! Hypothetisch ist schon öfter eine Urverwandtschaft von Turaniern und Malaien angenommen worden. Das türkische tengri, Himmel, das tingirra der Sumerier[2]) taucht in Borneo und auf den Karolinen wieder auf[3]). Wie schwer es ist, bei diesen verwickelten Verhältnissen bestimmte linguistische Entscheidungen zu treffen, zeigt z. B. die Etymologie von Amaterasu. Auf drei verschiedene Arten hat man den Namen der japanischen Sonnengöttin zu erklären versucht, und jede Erklärung ist an und für sich einwandfrei. Der Name kann einheimisch sein von Ama Himmel und terasu erhellend; malaiisch von mate Auge und rasu Tag — so heißt ganz gewöhnlich die Sonne in Sumatra — malaiisch mata-hari Auge des Tages — endlich von Mitras, was wohl manchem höchst sonderbar vorkommen wird, aber gar nicht so absurd ist, da erwiesenermaßen laut den französischen Sinologen Devèria und Chavannes Priester Zarathustras seit 620 n. Chr. nach China kamen und der Kult der Amaterasu zum erstenmal um 700 bezeugt ist. Daß der persische Feuerdienst und persische Mythologie gerade bei den Nordasiaten großen Anklang fand, hat Blochet dargetan[4]).

Unsere umständliche Untersuchung hat, wenn sie auch nicht überall volles Tageslicht verbreiten konnte, so doch hoffentlich das Eine jedermann klar gemacht, daß die Anzahl der Rassenelemente, aus deren Mischung das japanische Volk hervorging, weit größer ist, als von bisherigen Forschern angenommen wurde. Im Grunde wußte man nicht mehr, als daß die Japaner Ostasiaten sind. Das kann man auf jedem Schulatlas sehen. Auch bringt uns die Entdeckung von Dr. Bälz nicht weiter, das Auffinden der blauen Flecken an der Sakralgegend Neugeborener. Es ist das eine Entdeckung ersten Ranges, da sie zum erstenmal ein allgemein gültiges Merkmal eruiert hat, das Arier und Turanier trennt. Da aber die blauen Flecken allen Asiaten, und wenn eine Zeitungsnachricht über die jüngsten Bälzschen Forschungen richtig, auch den Indianern und Negern gemeinsam sind, so helfen uns für unsere Frage die Flecken nicht viel. Immerhin beweist ihr Vorhandensein, daß, wenn arische Tropfen in den Adern der Japaner

[1]) Zeitschrift für ozeanische und afrikanische Sprachen, 1900.
[2]) Hommel, Geschichte des alten Orients.
[3]) Meine Geschichte Formosas.
[4]) Revue de l'Hist. des Religions, 1899.

flossen — slavische Verwandtschaft der Ainu, Hinduführer bei den Malaien — diese Tropfen in der Flut turanischen Blutes untergegangen sind. Wenn das Volk der Morgensonne sich arischer Kultur zugänglich erwiesen hat, so haben seine Verwandten, die im Herzen Europas sitzenden Magyaren, dasselbe getan. Wenn es aber darauf ankommen sollte, arischer Macht und Kultur feindlich zu begegnen, so zeigen andere Vettern des Inselvolkes, die Osmanen, daß sie so manchen Sieg über die Arier erfochten. Wenn endlich die Schöpferkraft der Japaner angezweifelt wird, so schützt ihr malaiischer Teilursprung sie vor sklavischer Nachahmung. Das Inkommensurable aber der Inselleute entspringt der verwirrenden Buntheit ihrer Rassenzusammensetzung. Diese ist noch komplizierter als bei den Briten, deren Sprache aus Angelsächsisch und Romanisch und einigen keltischen Brocken zusammengebraut ist, oder bei den Buren, deren Sprache außer den germanischen Bestandteilen portugiesische, malaiische, französische und hottentottische Wörter aufweist. Auch die Buren sind schwer zu berechnen. In dem Kriege waren die einen Feiglinge und Verräter, die anderen ausdauernde Helden. Aehnlich die Japaner. Man kann nie wissen, was bei ihnen in einem bestimmten Falle überwiegen werde: das vulkanhafte Aufbrausen der Malaien, der magyarenähnliche Chauvinismus oder die geduldige Passivität der Drawida und die zähe Besonnenheit der Türken.

Der physische Typus Alexanders des Großen.

Dr. O. Kraitschek.

Seitdem sich die Ueberzeugung immer mehr Bahn bricht, daß die Rasse ein wichtiger Faktor der historischen Entwicklung ist, muß die Frage nach der Rassenzugehörigkeit jener Personen von höchstem Interesse sein, die in maßgebender Weise auf die politische und kulturelle Entwicklung der Völker eingewirkt haben.

Eine solche Persönlichkeit ist zweifellos der große Makedonierkönig, dessen physische Beschaffenheit Ujfalvy zum Gegenstand einer eingehenden Monographie machte[1]). Ujfalvy ist wohl die zur Durchführung dieser Untersuchung berufenste Persönlichkeit, da er sich schon seit längerer Zeit mit der Anthropologie der Makedonier beschäftigt und auf Grund der Münzbilder den physischen Typus der gräko-makedonischen Könige nachalexandrinischer Zeit zu ermitteln versuchte.

Bevor wir zu unserem Thema übergehen, sei kurz die Stellung Ujfalvys zu der für die Ethnologie Europas so wichtigen Arierfrage gekennzeichnet. Ujfalvy war ursprünglich ein Anhänger der Theorie vom zentralasiatischen Ursprung der Indogermanen, erkannte aber dann infolge der Ergebnisse seiner eigenen anthropologischen Forschungen im Inneren Asiens die Unhaltbarkeit dieser Annahme. Er trug kein Bedenken, seine früher ausgesprochenen Anschauungen zu widerrufen

[1]) Charles de Ujfalvy, Le type physique d'Alexandre le Grand, Paris 1902.

und sich vollkommen den von ihm früher bekämpften Gelehrten anzuschließen. Sowohl in dem Werke „Les Aryens au Nord et au Sud de l'Hindou-Kouch" als auch in der Alexandermonographie hebt er ausdrücklich hervor, daß er mit Penka, Wilser und Lapouge von der ursprünglichen blonden Komplexion, Langköpfigkeit und nordischen Herkunft der Arier überzeugt sei. Die vorliegende Arbeit kann als eine neue Stütze dieser Theorie betrachtet werden.

Die Untersuchung des körperlichen Typus Alexanders des Großen ist auf einem sehr reichlichen Materiale aufgebaut. Der erste Abschnitt ist hauptsächlich der Prüfung der antiken Ueberlieferung gewidmet, während im zweiten die aus dem Altertum auf uns gekommenen bildlichen Darstellungen Alexanders — es sind ihrer sehr viele — einer eingehenden Untersuchung bezüglich ihres ikonographischen Wertes unterzogen werden. Eine große Anzahl ausgezeichneter Abbildungen unterstützt das Studium des Werkes.

Ohne uns mit archäologischen Einzelheiten aufzuhalten, wollen wir sofort zu der Schilderung der Persönlichkeit des großen Eroberers übergehen, wie sie sich auf Grund der Forschungen Ujfalvys darstellt.

Alexander war ein langgesichtiger Dolichocephaler (der Kopf war sicher absolut lang, wahrscheinlich aber auch relativ) mit leptorrhiner, leicht gebogener Nase und weiten (megasemen) Augenhöhlen. Besonders charakteristisch erscheint die leicht fliehende Stirn mit den mächtigen Augenbrauenbogen, ebenso das energisch vorspringende Kinn. Er war nur mittelgroß, doch lassen die erhaltenen Bildwerke einen kräftigen, eleganten Körper mit harmonisch ausgebildeter Muskulatur erkennen. Ueber der freien, breiten Stirn wallte eine reichliche Fülle rötlicher Locken, die zu beiden Seiten des Antlitzes herabfallend, besonders in Momenten zorniger Erregung dem König etwas Löwenartiges verlieh. Die tiefliegenden Augen sollen nach einer wenig verbürgten Nachricht verschiedenfarbig (blau und dunkel) gewesen sein, doch neigt Ujfalvy zu der Ansicht, daß sie beide dunkelblau gewesen seien. Wie fast alle Blonden und Rothaarigen besaß auch Alexander eine sehr weiße, an den Wangen jedoch rosige Hautfarbe. Das Gesicht war schön und einnehmend, der Mund fein geschnitten, doch etwas sinnlich, die leichte Linksneigung des Kopfes gab dem Antlitz den Charakter einer gewissen Melancholie. Im Zorn veränderten sich seine Züge vollständig und der Ausdruck des Gesichtes, vornehmlich der Augen, war dann furchtbar. Ueber das Dämonische im Wesen des erzürnten Königs erzählt Plutarch eine bezeichnende Anekdote: König Kassander ergriff, als er einst in Delphi unversehens vor die Bildsäule Alexanders geriet, in Erinnerung an einen Auftritt, den er mit dem König gehabt hatte, eine solche schreckhafte Aufregung, daß sich sein Haar sträubte und er sich lange nicht beruhigen konnte. Das im Zorne furchtbare Auge ist überhaupt eine Eigenschaft des nordischen Typus und auch bei den Germanen wird die torvitas oculorum hervorgehoben. Im Auge spiegeln sich die starken Affekte kraftvoller Persönlichkeiten; erhöht wird der drohende Ausdruck noch durch die mächtigen, die Augen überschattenden Brauenbogen.

Wie die Münzbilder hellenistischer Könige beweisen, hatten alle Makedonier der höheren Stände denselben Typus wie Alexander, bei allen fallen die starken Brauenbogen, das energische Kinn und die

leicht gebogene Nase auf. Auch bezüglich der Färbung scheinen sie ihm geglichen zu haben. Bei König Pyrrhos, der Alexander von allen Königen seiner Zeit am ähnlichsten gewesen sein soll, deutet schon der Name auf rötliches Haar hin, Theokrit nennt einen Ptolemäer blondhaarig und auf dem Alexandersarkophag erscheinen die Haare der Makedonier in verschiedenen Abstufungen von rötlichbraun bis blond. Die Konstatierung des nordischen Typus bei dem makedonischen Adel ist um so wichtiger, als dieser und wohl auch ein Teil des Volkes hellenischer Abkunft war und wir so eine Stütze für die Annahme gewinnen, daß auch bei den Griechen die höheren Stände diesen Typus besaßen. Der Amerikaner Ide-Wheeler hebt, wie wir Ujfalvys Buch entnehmen, hervor, daß dieselben Eigenschaften auch bei den Spartanern geherrscht und sich dort lange erhalten hätten, was bei der strengen Abschließung der herrschenden Dorier gegen Periöken und Heloten wohl begreiflich erscheint.

Das vorliegende Werk liefert einen sehr wertvollen Beitrag zur Paläoethnologie sowie zur Anthropologie genialer Persönlichkeiten, und es wäre nur dringend zu wünschen, daß Ujfalvy mit seinen Bestrebungen Schule machte und bald Nachahmer fände.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

Dr. Ludwig Woltmann.

Das Wiedererwachen der Kultur in Italien während des 15. und 16. Jahrhunderts verführte die damaligen Träger der Macht und Bildung zu dem Glauben, daß sie die späten Abkömmlinge der alten Römer seien. Dante z. B. hatte die Vorstellung, Florenz sei als römische Kolonie gegründet worden und das neue Leben und Wissen sei das Wiedererwachen der unter Schutt und „Mist" verborgenen Reste des Altertums. Viele Familien suchten sogar ihre Herkunft von berühmten römischen Geschlechtern mit den fadenscheinigsten Gründen nachzuweisen: so wollten die Massimi von Q. F. Maximus, die Cornari von den Corneliern abstammen.

Die neueren Geschichtsschreiber sind meistens einem ähnlichen Irrtum verfallen. Noch J. Burckhardt spricht von „zwei weit auseinander liegenden Kulturepochen desselben Volkes". Doch gesteht er gelegentlich zu, daß der „inzwischen anders gewordene Volksgeist der germanisch-langobardischen Staatseinrichtungen" zur Entstehung der neueren italienischen Kultur beigetragen habe, ohne freilich ihrem anthropologischen Ursprung näher nachzuforschen.

Die Frage, wie dieser Volksgeist entstand, woher die neuen Kräfte des Denkens und Handelns, die schöpferischen Triebe des politischen und künstlerischen Geistes ihren Ursprung nahmen, diese Frage haben die Historiker bisher noch nicht aufgeworfen, geschweige beantwortet. Nur der eine Gibbon hat vor mehr als hundert Jahren darauf hingewiesen, daß die Germanen es gewesen sind, welche die Wieder-

geburt der Freiheit, sowie der Künste und Wissenschaften hervorgerufen haben. Seitdem ist diese Auffassung öfter wiederholt worden, ohne daß jedoch jemand versucht hätte, außer allgemeinen Andeutungen auch positive Beweise dafür zu erbringen.

Der Untergang der römischen Kultur ist von Bossuet, Montesquieu, Gibbon, Sismondi und neuerdings von O. Seeck besonders eindrucksvoll geschildert worden. Nicht etwa die germanischen Barbaren haben dieses Reich zerstört, sondern es stürzte, innerlich ausgelebt und entnervt, von selbst zusammen. Eine tausendjährige hohe Civilisation, innere und äußere Kriege, Kolonisationen, hatten die kulturschaffende Rasse vollständig erschöpft. Körperlich und geistig war die organische Struktur der Bevölkerung verändert und verschlechtert. Die blonden Elemente der Latiner, Umbrer, Sabeller, Toskaner, Gallier und Veneter, sämtlich Zweige der großen indogermanischen Familie, deren Einwanderung in Italien etwa um 1800 v. Chr. begann, waren ausgestorben oder sehr stark gelichtet. Uebrig geblieben war die brünette Urbevölkerung und diese drängte nach, um die Lücken auszufüllen: im Norden die Ligurer, die zur brünetten rundköpfigen Rasse gehören, und im Süden die dunklen Langköpfe, zu denen die alten Japyger, Messapier, Sikaner u. s. w. zu rechnen sind. Diese Rassen haben die nordischen Einwanderer überdauert.

In den meisten Geschichtsbüchern wird immer wieder davon geredet, daß die germanischen Stämme in Italien „untergegangen", ja, daß sie „spurlos" verschwunden seien. Dieser eine Ausdruck von dem „spurlosen Verschwinden" ist ein hart anklagendes Zeugnis für die beschränkte und einseitige Art unserer überlieferten und noch üblichen Geschichtsschreibung. Sie sieht nur die Formen des *Staates* und der *Sprache*; sie hat keine Ahnung von den inneren Naturkräften und Naturgesetzen, welche die Hervorbringung einer Kultur, ihren Verfall und Untergang beherrschen; sie kennt nicht die *Menschen* und die natürlichen Eigenschaften und Beziehungen der Menschen, welche die Kultur schaffen und genießen.

Nur die *Rassengeschichte* Italiens kann daher die Kulturgeschichte Italiens erklären. Zweitausend Jahre waren verflossen, seitdem die ersten blonden Scharen in die apeninnische Halbinsel eingeströmt waren; da begann, nachdem jene der Geschichte ihr Opfer gebracht hatten, eine neue Einwanderung, welche anfangs nur vereinzelt und langsam sich vollzog, in den Einfällen der Goten und Langobarden ihren Höhepunkt erreichte, dann durch die Einwanderungen von Franken und Alemannen, sowie durch die Eroberungen der Normannen etwa nach tausend Jahren zum Stillstand kam. Diese Einwanderungen haben die italische Bevölkerung „regeneriert", ein Ausdruck, der an sich sehr irreführend ist, denn nicht die „regenerierte" Rasse der Ligurer und Mittelländer hat die neue Kultur geschaffen, sondern vom frühen Mittelalter an bis auf unsere Tage ist es die *germanische Rasse* gewesen, welche die politische und geistige Civilisation in Italien hervorgebracht hat.

In den folgenden Ausführungen will ich den anthropologischen und historischen Beweis für diese Behauptung erbringen. Indem ich aber die Einzelheiten, die besonderen Argumente und Quellen einer später zu veröffentlichenden größeren Arbeit überlasse, werde ich hier

nur in großen Zügen die Ergebnisse meiner anthropologisch-historischen Untersuchungen darlegen, die an sich schon geeignet sein dürften, den tiefsten Eindruck auf den historischen Forscher und Denker zu machen.

O. Seeck hat den trefflichen Ausspruch getan: „Indem die Germanen sich selbst romanisierten, germanisierten sie das Reich." Es ist eine ungemein reizvolle anthropologisch-historische Aufgabe, diesen Prozeß der Rassenveränderung in der italienischen Bevölkerung im einzelnen zu verfolgen. Die alten Schriftsteller berichten, daß die Bevölkerung zur Kaiserzeit im Sinken begriffen war. Schon zur Zeit des Augustus gab es Germanen im römischen Heere, und sicher sind manche von ihnen in den Militärkolonien mit angesiedelt worden. Unter Marc Aurel wurden Markomannen nach der Gegend von Ravenna verpflanzt, und in den Jahren 370—377 Alemannen und Thaifalen in den Pogegenden und in der Nähe von Mutina, Regium und Parma angesiedelt. Die Söldnerscharen Odoakars nahmen zum ersten Male eine Teilung Italiens vor und erhielten ein Drittel des Bodens, die sogenannten sortes Herulorum, die über das ganze Land zerstreut lagen. Die Ansiedelung der Goten erfolgte hauptsächlich in Oberitalien bis nach Toskana, das besonders stark von ihnen besetzt wurde. In Süditalien gab es nur einzelne Ansiedelungen, dagegen zahlreiche Besatzungen in den Städten. In diesen Grenzen hielten sich auch im wesentlichen die Ansiedelungen der Langobarden, doch mit dem Unterschied, daß dieselben von Anfang an zahlreich in den Städten wohnten. Nach der Vernichtung des langobardischen Staates durch Karl den Großen wanderten zahlreiche Franken ein. Dann beginnt anderthalb Jahrhunderte später die Eroberung von Sizilien und Kalabrien durch die Normannen. Aber damit ist der Prozeß noch nicht abgeschlossen. In Oberitalien wandern in den nächsten Jahrhunderten noch Alemannen und Bajuvaren ein, namentlich in Friaul und Venetien. In Friaul bestand fast der ganze Adel aus Deutschen. Die Patriarchen von Aquileja entstammten durch mehr als zwei Jahrhunderte (1019—1250) fast ohne Ausnahme deutschen Familien. Schließlich sind noch im späteren Mittelalter und selbst in der Renaissancezeit viele deutsche Künstler und Handwerker nachzuweisen, die in Oberitalien tätig waren.

In den Kämpfen der Germanen untereinander und mit den Byzantinern um die Vorherrschaft in Italien haben die Heruler und Goten zweifellos große Verluste erlitten. Aber die Goten sind nicht „spurlos" verschwunden. Schon bei der Sammlung ihrer Heere zu den Entscheidungsschlachten waren nicht alle beteiligt, da sie untereinander nicht einig waren. Außerdem sind fast alle Kinder und Weiber übrig geblieben, die für die Rassenerhaltung natürlich ebenso wichtig sind. Die übrig gebliebenen Goten gingen wohl in ein Kolonatsverhältnis über. Aber manche Goten haben sich in vollem Besitz ihrer Güter behauptet. Auch gotische Namen sind erhalten geblieben. Der größte Dichter Italiens Dante Alighieri heißt z. B. wie ein alter Gotenführer: Aliger oder Aldiger. Die Mutter des größten italienischen Philosophen Giordano Bruno trägt, wie er selbst, einen gotischen Namen: Fraulissa Savolina (gotisch: savil = Sonne).

Vergleicht man mit dieser Siedelungsgeschichte Italiens die anthropologisch-statistischen Untersuchungen, so ist heute noch fest-

zustellen, daß dort die meisten germanischen Typen oder solche mit Merkmalen germanischer Mischung vorkommen, wo die Goten und Langobarden sich in großer Anzahl niederließen. In der Lombardei, Toskana, Venetien sind blonde Haare, helle Augen, große Körperstatur fünf- bis zehnmal häufiger vertreten als in Süditalien und Sizilien. In kleineren Bezirken, wo die Langobarden sich dichter ansiedelten, wie in der Brianza, sieht man fast nur germanische Typen; und der Wanderer ist nicht wenig erstaunt, wenn er in manchen Städten, wie Pavia, Bologna, Modena in nicht geringer Menge Gestalten begegnet, die ihn an die nordische Heimat erinnern.

Der Staat der Langobarden ging zwar zugrunde. Ihre Sprache wurde aber teilweise bis ans Ende des 9. Jahrhunderts gebraucht, und ihre Personen- und Familiennamen erhielten sich sogar bis in das 15. und 16. Jahrhundert; erst von diesem Zeitpunkt an beginnen sie zurück zu treten. Das langobardische Recht blieb bis in das 11. und 12. Jahrhundert wirksam, und die Vorfahren vieler berühmter italienischer Adelsgeschlechter haben in dieser Zeit nach langobardischem Recht gelebt.

Was die Germanen als Mitgift in die Völkerehe brachten, das war urwüchsige physische und geistige Energie, reiche intellektuelle Begabung und sittliche Tatkraft. Als sie in die römischen Provinzen einbrachen, waren sie im wahren Sinne des Wortes keine „Barbaren" mehr, sondern hatten sie einen, wenn auch niederen Grad der Civilisation erreicht. „Von Geburt ein Gote, aber hoch begabt", hieß es in Spanien. Die große Anpassungsfähigkeit erleichterte ihnen die Aufnahme der antiken Kulturelemente und das Aufsteigen zu hohen Stellungen. Schon früh finden wir sie in hervorragenden politischen und militärischen Aemtern, sowie im geistlichen Berufe. Auch der Schriftstellerei wandten sie sich bald zu. Aber zur Entfaltung einer neuen und höheren Kultur gehörte eine neue soziale Organisation, und diese schufen sie sich in der Form der städtischen Freiheit und des feudalen Landadels. Die oberen Stände in den Städten, der feudale Adel auf dem Lande, die höheren geistlichen Stellen findet man im Mittelalter und in der Renaissance durchweg von Germanen und germanischen Mischlingen gebildet. In diesen Schichten sind die lebendigen Keime und Wurzeln für die neue Kultur zu suchen, die man mit Unrecht als eine Renaissance des Altertums bezeichnet, sondern die in Wirklichkeit ein eigenartiges, bisher nicht dagewesenes Leben darstellt, das als eine eigene Geistesepoche der germanischen Rasse aufgefaßt werden muß.

Die meisten italienischen Adelsgeschlechter, die Dogen und die kleinen „Tyrannen", deren Höfe für die Kunstentwicklung von so großer Bedeutung wurden, tragen germanische Namen, wie die Strozzi, Gonzaga, Aldrobandini, Uberti, Arcimbaldi, Pico, Gaddi, Guicciardini, Rangoni, Foscari, Tiepoli, Gozzadini, Sinibaldi, Ugolini, Ghilini, Grimanni, Erizzi, Lamberti, Cantelmi, Smedi, Frescobaldi, Alberighi, Grimaldi, Mozzi, Bardi, Guidi u. s. w. Viele andere, die romanische Namen führen, stammen nachweislich von germanischen Vorfahren, so die Sanvitale von Ugo, die Castiglioni von Corrado, die Visconti von Eriprando, die Da Camino von Guido, die Cavalcabó von Corrado, die Scaligeri von Sigiberto, die Da Corregio von Frogerio, die Carraresi

von Gumberto, die D'Este, Malaspina und Pallavicino von Adalberto, die Fogliani von Azzo, die Tornabuoni von Tieri, die Navagero von Rocco, die Acquaviva von Rinaldo u. s. w. Meist sind diese romanischen Namen von Kastellen, Städten und Landstrichen genommen, wo jene Geschlechter herrschten, oder sie verdanken sonst einem äußerlichen Umstande ihre Entstehung. So nannte sich z. B. Alberto, der Stammvater der Familie Ariosto, aus welcher der berühmte Dichter hervorging, nach einem Orte bei Bologna: Alberto da Riosto, ein Name, der später in Ariosto umgewandelt wurde.

Es kann kein Zweifel sein, daß in den germanischen Adel auch senatorische Familien aus dem alten römischen Provinzialadel aufgenommen wurden. Aber sie waren nur wenig zahlreich, und durch Heiraten mit den germanischen Geschlechtern wurden sie bald selbst in ihrer Rasse umgewandelt. Adelsgeschlechter, die nachweislich romanischen Ursprungs sind, wie die Massimi und Giustiniani, sind diesem Schicksal nicht entgangen. Auch die Medici verloren durch Heiraten mit germanischen Familien von Generation zu Generation ihren alten Mischtypus und wurden blond und blauäugig.

Auf dem Grunde dieser anthropologischen Struktur der neuen Gesellschaft erblühte das freie und schöpferische Geistesleben, das in der dichtenden und bildenden Kunst klassische Muster der Humanität und Schönheit schuf. Die Grammatiker und Chronisten des Mittelalters, die Minnesänger (Trovatori) in Oberitalien und Sizilien haben fast alle germanische Namen. Was die Malerei betrifft, so ist der erste Maler Italiens, Giovanni Cimabue, aus dem edlen Geschlecht der Gualtieri (= Walther), so trägt der größte Vorläufer der Renaissance, Giotto, einen deutschen Familiennamen: Bondone; ebenfalls viele seiner Schüler, wie Guido da Siena, Gaddi, Gozzoli, Daddi, Guariento u. s. w. Andrea Pisano, der Sohn des Ugolino Nini, führte den größten Fortschritt in der toskanischen Plastik herbei. Der Dom von Pisa wurde von Rainaldus und Busketus erbaut. Arnolfo di Cambio (= Campe, Kämpfe) war der erste Werkmeister am Dome von Florenz. Der für die Malerei so bedeutende Masaccio hieß eigentlich Guidi. Deutsche Namen trugen die für die Entwicklung der Renaissance so wichtigen Künstler Brunellesco, Giov. Battista Alberti, Lorenzo Ghiberti und Donatello Bardi. Aber auch die Namen der größten Künstler der Hoch-Renaissance sind für die germanische Sprache in Anspruch zu nehmen. Raffael Santi oder Sanzio hat einen Namen, der germanisch Sando, Sande, Sanzi lautet und in vielen zusammengesetzten Namen vorkommt, z. B. in Sandebert, Sandheri. Auch sonst ist im Mittelalter nicht selten Santi als Vorname zu finden, z. B. Santi Sforza, Sante Veniero (= Wandheri). Michelangelo trägt den Familiennamen Buonoroto, was gleich Buono-Hrodo ist. Hrodo = Rothe, Rohde im Neuhochdeutschen. Der Stammvater der Buonaroti hieß Bernardo und hatte zwei Söhne: Berlinghieri und Buonoroto. Ein Sohn des ersteren hieß ebenfalls Buonoroto, und von ihm hat die Familie ihren Namen erhalten. Zusammensetzungen des lateinischen bonus = buono (gut) mit deutschen Namen waren damals nicht selten. Tiziano Vecellios Familienname kommt von dem germanischen Wezilo, Wecello, das in mittelalterlich-italienischer Schreibweise Guecello lautet und dem deutschen Wetzel entspricht. Torquato Tassos Familien-

name ist deutsch (Taso, Tasio, Tassilo). Sein Vater hatte auch deutschen Vornamen: Bernardo Tasso. Paolo Veronese hieß Caliari = Chaldihari, Cadelhari; und Leonardo da Vinci würde sich auf gut Deutsch Leonhardt von Vincke genannt haben. Sodoma hieß eigentlich Bazzi, und Fra Angelicos Vor- und Familienname lautete Santi Tosini (von Tozo, Tozin). Beide Namen sind germanischen Ursprungs.

Nun wird man den Einwurf machen, daß der Name keineswegs die Rasse verbürgt, und in der Tat kann der Name allein nicht beweiskräftig sein, wenigstens nicht für den einzelnen Fall. Aber wo diese deutschen Namen so zahlreich auftreten, da können sie nicht bloßer Zufall sein: für die gesamte Gruppe sind sie beweiskräftig. Doch wollen wir in diesem Umstande nur ein Hülfsargument erblicken und noch andere Gesichtspunkte und Beobachtungen geltend machen. Auf jeden Fall ist aber der Name um so beweiskräftiger für die Rasse, je weiter rückwärts in der Zeit sein Träger auftritt. Der Umstand, ob er aus dem städtischen oder ländlichen Adel hervorgeht, ist nicht minder ein positives Kennzeichen für die germanische Abstammung.

Ausschlaggebend und vollständig eindeutig kann natürlich nur der anthropologische Beweis sein. Dieser kann einmal für die ganze Gruppe, und dann für die Familie und das Individuum geführt werden. Erst beide zusammen ergeben im Verein mit den sprachlichen und genealogischen Untersuchungen den vollgültigen Beweis für unsere Behauptung.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so kann ich hier nur wiederholen, was ich bei einer anderen Gelegenheit schon gesagt habe, daß man eine anthropologisch-statistische Karte Italiens entwerfen kann, welche beweist, daß die Zahl der Talente in diesem Lande zunimmt mit dem Anteil der germanischen Rasse an der Zusammensetzung der Bevölkerung, daß manches kleine Städtchen Oberitaliens mehr und größere Talente hervorgebracht hat, als die großen Städte des Südens, Rom, Neapel und Palermo, obgleich es hier an Anregungen der verschiedensten Art sicherlich nicht fehlte.

J. Burckhardt führt den Umstand, „daß Rom auf allen geistigen Gebieten keine einheimischen Celebritäten aufzuweisen hat, auf die Malaria und die starken Schwankungen der Bevölkerung gerade in den entscheidenden Kunstzeiten zurück", zum größten Teil aber auf „den von Jugend an gewohnten Anblick des häufigen Parvenierens durch Protektion". Florenz hätte dagegen eine gesunde, nicht einschläfernde Luft und eine große Stetigkeit gerade in denjenigen Familien gehabt, welche die großen Künstler erzeugten; auch wäre man dort von Jugend an gewohnt gewesen, den Genius und die Willenskraft siegen zu sehen. Gewiß haben dergleichen äußeren Umstände mitgewirkt, namentlich ist „die Stetigkeit in den Familien" eine physiologische und soziale Voraussetzung höherer Kultur, aber ausschlaggebend ist immer die Rasse. Nach Rom sind nur relativ wenige Germanen gekommen; am ehesten lassen sie sich in mittelalterlichen Adelsfamilien nachweisen. Seit der Renaissancezeit ist aber in Rom Stetigkeit eingekehrt, die Malaria ist zurückgewichen, aber noch heute ist Oberitalien Träger der italienischen Politik und Kultur. Von Oberitalien aus ist das neue Italien geschaffen worden, und die führenden Männer dieser Zeit:

Garibaldi, Mazzini, Goldoni, Manzoni, Alfieri u. s. w. tragen deutsche Namen, und der Graf Cavour stammte aus einem deutschen Adelsgeschlecht, das unter Kaiser Barbarossa nach Piemont gekommen war. Garibaldi hatte rötliches Haar und rötlichen Bart; goldblonde Locken umwallten Alfieris schmalen Kopf, in dem zwei große blaue Augen leuchteten, und von Cavour heißt es, daß helle Haut und blonde Haare in ihm den Nordländer verrieten.

Süditalien und Sizilien, wo einst die blonden Hellenen ihr „Großgriechenland" gründeten, hat nichts Bedeutendes in der neueren Zeit und in der Renaissance-Kultur geleistet. Die wenigen Talente, die es hervorgebracht, waren meist nordischen Ursprungs. Giordano Bruno z. B. war wahrscheinlich gotischer, Filangieri normannischer Abkunft (= Filius Angari).

Hinsichtlich des physischen Individualtypus der Renaissance-Menschen kann ich hier nur andeuten, was ich auf Grund meiner biographischen Studien und der Untersuchungen von Porträts, Büsten, Medaillen u. s. w. schon früher angegeben habe: daß die Träger der Renaissancekultur der germanischen Rasse angehören oder in verschiedenem Grade Merkmale einer Mischung mit dem brünetten Typus aufweisen. Diese Merkmale bestehen fast durchgehend in einer Verdunkelung des Pigments, besonders der hellen Haare, die bekanntlich bei der Mischung der blonden Rasse besonders schnell untergehen, während das blaue oder helle Auge und die Form des Gesichtes sich viel besser erhält.

Aus meinen zahlreichen Untersuchungen will ich nur einige besonders hervorheben. Leonardo da Vinci, der in seinem Geist einen Michelangelo und Raffael vereinigte, war von großer Gestalt, weißrosiger Hautfarbe; Kopf und Gesicht waren schmal, goldblonde Locken umwallten die Schläfen und verstärkten den blonden Bart. Die Augen waren tiefblau. Nur trägt das rechte einen bräunlichen Fleck. — Aus den Biographien von Galilei erfährt man, daß er über mittelgroß war, weiße Haut und rötliche Haare hatte. Die Porträts in den Uffizien zeigen außerdem kindlich treue, hellblaue Augen. — J. Sansovino, dessen Familie in Wirklichkeit den altlangobardischen Namen Tatti trug, war groß, hatte blonden Bart und blaue Augen und, wie Vasari berichtet, weiße Hautfarbe. Blaue Augen hatten Tiziano, Luca Signorelli, Botticelli, Guido Reni, Filippo Lippi, V. Giorgione, Giov. Bellini, Bassano, Jacopo Robusti, Gio. Bocaccio, Fra Angelico, Lomazzo, Ceruti, Cambiosa, Contarini, Zamp. Domenico u.s.w. Viele haben graue oder graublaue Augen, wie A. del Sarto, Paolo Veronese, Torquato Tasso. Seltener sind die Mischlinge mit braunen Augen, die aber sonst unverkennbare Merkmale der nordischen Rasse haben. Raffael Santi z. B. hatte vermutlich hellbraune Augen, dagegen eine zarte weiße Haut und braunrötliche Haare, die in der Jugend hell waren, wie es bei Mischlingen meist zu sein pflegt[1]). Das-

[1]) Von Rumohr und Grimm halten ein anderes Bildnis für das Porträt Raffaels, auf dem die Augen blau und die Haare hellblond sind. Obige Angaben sind nach einem Porträt in den Uffizien (Florenz) gemacht, das allgemein als Darstellung Raffaels angesehen wird. Ich gestehe, daß ich in dieser Sache noch nicht zu einem völlig sicheren Urteil gelangt bin.

selbe ist von Dante zu sagen, der selbst in einem Gedicht erwähnt, daß in der Jugend seine Haare gelb gewesen seien. Vasari berichtet von Michelangelo, daß seine Augen dunkel waren und blaue und gelbe Flecken zeigten. Das ist nicht ganz richtig. Es gibt in der Galleria Buonaroti in Florenz ein Jugendbildnis von der Hand Bugiardinis, das in jedem Pinselstrich eine genaue und peinliche Darstellung verrät; auf diesem Porträt sind die inneren zwei Drittel der Iris blaugrau mit gelblichen Streifen, die nach dem Rande hin dunkler werden. Condivi beschreibt daher seine Augen richtiger als hornfarben und veränderlich: ausgesprochene Mischlingsaugen. Nach demselben Autor war seine Hautfarbe immer gesund, d. h. wohl rosig-weiß.

In der Villa Borghese hängt ein Familienbildnis von Lic. Pordenone, dem Nebenbuhler Tizians, der eigentlich Sacchiense hieß (vom germanischen Sacco, Saccho) und auf demselben sich und seine Familie darstellte. Er selbst hat blaue Augen, dunkelblondes Haar, hellen Bart und langes Gesicht; die Mutter ebenfalls blaue Augen und blonde Haare. Alle sieben Kinder zeigen blaue Augen und blonde Haare, die bei den jüngeren ausgesprochen gelbweiß sind. Es ist die Darstellung einer echt germanischen Familie, die den reinen Typus unvermischt erhalten hat.

Ich will keine weiteren Einzelheiten aufzählen. Aus alledem ergibt sich mit unzweifelhafter Gewißheit, daß nicht die dunkelfarbigen Rund- und Langköpfe, die Vertreter der Urbevölkerung, sondern die eingewanderten nordischen Stämme die Erzeuger und Träger der ganzen nachrömischen Kulturentwicklung Italiens gewesen sind. Aus ihrer Rasse sind die meisten und größten politischen und intellektuellen Talente hervorgegangen, die entweder reine Vertreter des germanischen Typus sind, wie die größten italienischen Genies Leonardo und Galileo, oder solche Mischlinge, welche jenem ihre Begabung verdanken.

Die Kultur der Renaissance ist nicht eine Epoche der Geschichte „eines und desselben Volkes“, wohl aber einer und derselben Rasse. Es war ein anderer Zweig der nordischen Menschenfamilie, der Schwert und Griffel aus der sinkenden Hand des Römers empfing. Es war ein verwandter Geist, der den Germanen aus Hellas und Rom vertraut entgegenkam, und eine kongeniale Rasse, die diesen Geist innerlich begriff und zu neuen Lebensformen der Freiheit und Schönheit führte.

Nur wer die biologische und anthropologische Geschichte der Völker erforscht, ist imstande, die Triebkräfte der Geschichte zu verstehen und ihre Wandlungen zu deuten; und nicht mehr ferne ist der Tag, wo die Theorien eines Klemm und Gobineau im wesentlichen bestätigt und gerechtfertigt sein werden.

Ich gedenke demnächst in ähnlicher Weise vorläufige Mitteilungen über die anthropologischen Wurzeln der französischen Kultur zu machen. Auch sie ist ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse: der Goten, Franken, Burgunden und Normannen.

Zur Psychologie der Geschichtsschreibung.

Professor Dr. Ludwig Gumplowicz.

I.

Geschichtsforschung, die bemüht ist, die wirklichen Tatsachen festzustellen, ist die treue Bundesgenossin aller Wissenschaften. Geschichtsschreibung, die immer entweder Politik oder Poesie ist, mag momentan den einzelnen Parteien Nutzen oder Genuß verschaffen, sie ist aber kein Förderungsmittel geistiger Erkenntnis und ein Stein des Anstoßes für jede wahre Wissenschaft. Daher gähnt eine Kluft zwischen Geschichtsschreibung und Soziologie, welche letztere der Geschichtsforschung bedarf, der Geschichtsschreibung aber den Rang einer Wissenschaft abspricht.

Denn weder Politik noch Poesie sind Wissenschaft: erstere strebt Nutzen an per fas et nefas; letztere verschafft uns geistigen Genuß, versetzt uns in gehobene Stimmung, ergreift und rührt uns, doch alles dieses ohne sich an irgend welche Tatsächlichkeiten zu binden. Mögen obige Behauptungen hier durch einige Beispiele illustriert werden.

Die meist in Dunkel gehüllten Anfänge der Staaten müssen sich im Laufe der Jahrhunderte von den Historikern eine Darstellung gefallen lassen, wie sie den jedesmaligen Anschauungen über Recht und Unrecht, über edel und gemein, über den Vorzug des Einheimischen oder des Fremden, über Freiheit und Herrschaft und dergleichen entspricht. Ja, sogar historisch beglaubigte Tatsachen der Vergangenheit müssen sich je nach diesen wechselnden Anschauungen eine mehr oder minder gewaltsame Verdrehung seitens der Geschichtsschreibung gefallen lassen. — Es war eine unzweifelhaft beglaubigte historische Tatsache, daß die Franken, ein landfremder Kriegerstamm, in Frankreich eingebrochen waren, die einheimische Bevölkerung Frankreichs unterwarfen und Frankreich gründeten. Als aber im 16. Jahrhundert Frankreich zu einem nationalen Staate erwuchs und als solcher dem Ausland, namentlich Deutschland gegenüber, auf sein Galliertum stolz zu sein begann, da ward den Historikern in ihrer nationalen Beschränktheit die Tatsache unangenehm, daß die Gründer Frankreichs keine Gallier, sondern Fremde, am Ende gar noch Deutsche gewesen sein sollten. Das durfte absolut nicht sein! Nun, historische Tatsachen zu verschleiern oder auch zu verdrehen, davor schreckte Geschichtsschreibung nie zurück. Französische Historiker des 16. Jahrhunderts (Bodin, Forcadel[1]) und andere) nahmen keinen Anstand, den Beweis zu führen, daß Franken, die den französischen Staat gründeten — aus Frankreich stammten. Eine Notiz Julius Cäsars, wonach einmal ein Haufe Gallier Gallien verließ und über den Rhein gezogen war, mußte herhalten, um die Franken als die Nachkommen jener gallischen Auswanderer erscheinen zu lassen. So war das Vaterland gerettet und der Stolz der Franzosen befriedigt. Auf eine Lüge mehr oder weniger kam es den Geschichtsschreibern nie an.

Die Zeiten änderten sich aber. In der französischen Revolution hat das französische Volk den herrschenden Klassen Jahrhunderte alte

[1]) Jean Bodin in dem Werke: Methodus ad facilem historiarum cognitionem 1566 und Etienne Forcadel in der Abhandlung: de Gallorum imperio 1569.

Vergewaltigungen blutig heimgezahlt und ein Nachkomme der Franken, ein Bourbone, sühnte am Schafott die Gewalttaten seiner Vorfahren. Da sprach Napoleon I. das charakteristische Urteil über die große Revolution: die Gallier hätten da die Franken besiegt! Nun brauchten sich die Franzosen nicht mehr zu schämen, daß sie von „Fremden" unterworfen wurden — ja! Die Grausamkeiten der Revolution erschienen auf diese Weise im milderen Lichte einer Revanche. Da brauchte auch die „nationale" Geschichtsschreibung jene historische Tatsache nicht mehr zu verschleiern. Diesem Stimmungswechsel verdankt Augustin Thierry seine Größe als Historiker. Die Stimmung seines Volkes machte es ihm möglich, die Wahrheit zu sagen: „Fast alle Völker Europas", so lautet seine denkwürdige Erklärung, „haben in ihrem heutigen Bestande etwas, was aus einer Eroberung im Mittelalter herstammt ... Die höheren und niederen Klassen der Gesellschaft, die heute mit Mißtrauen einander beobachten, sind in vielen Ländern nichts anderes, als die Eroberungsstämme und die Unterjochten einer vergangenen Zeit. Die Rasse der Sieger blieb eine privilegierte Klasse, seitdem sie aufhörte, eine besondere Nation zu sein. Sie bildete einen kriegerischen Adel, der, um nicht unterzugehen, sich stets durch allerhand Ehrgeizige und Abenteuerer ergänzte und das arbeitende und friedliche Volk beherrschte, solange die militärische von der Eroberung noch herdatierende Regierung dauerte. Die Rasse der Unterjochten, des Eigentums an Grund und Boden beraubt, ohne Anteil an der Herrschaft und ohne Freiheit bildete eine besondere, der kriegerischen Erobererklasse untergeordnete Gesellschaft."

Als August Thierry im Jahre 1825 in der Einleitung zu seiner Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen, obige Worte schrieb, da dachte er keineswegs an die Formulierung eines allgemein gültigen historischen Gesetzes. Als gewissenhafter Geschichtsforscher, der gründlich nur die Geschichte Westeuropas kannte, war er weit entfernt von einer Generalisierung der Eroberungstheorie und spricht vorsichtig davon, daß: „beinahe alle Völker Europas" (presque tous les peuples de l'Europe) etwas von Eroberungen in ihrer Geschichte haben und daß „die Mehrzahl von ihnen" (la plupart) ihre geographischen Grenzen der Eroberung verdanken.

Wenn nun auch der Eindruck der Thierryschen Schriften seinerzeit ein ungewöhnlich großer war und dieselben auf die gesamte europäische Geschichtsschreibung den allergrößten Einfluß übten, so waren doch die Historiker des östlich von Frankreich gelegenen Europas so festgewurzelt in den nationalen Anschauungen und Tendenzen ihrer Völker, daß es damals keinem von ihnen einfiel, daß Thierrys Beobachtungen bezüglich „beinahe aller" und der „Mehrzahl" der europäischen Völker sich vielleicht auch auf die Völker Mittel- und Ost-Europas beziehen können.

Nein! So was konnten die nationalen Historiker Mittel- und Ost-Europas damals gar nicht ahnen — denn für diese Völker war der Zeitpunkt der Erkenntnis noch nicht gekommen. Sie lasen mit Verwunderung und Staunen die sonderbare Märe von den europäischen Weststaaten, die mit der Erbsünde der Eroberung belastet sind und dachten dabei in patriotischer Befangenheit: Gott sei Dank, daß wir

nicht sind, so wie jene, daß unsere Nation mit einer solchen Erbsünde nicht belastet ist!

Ja, es gab im äußersten Osten Europas, in Rußland, einen großen nationalen Historiker, Pogodin, der sich schadenfroh die Hände rieb, als Thierry diese fatale Entdeckung über das bemakelte Vorleben der westeuropäischen Völker der staunenden Welt zum besten gab und der flugs diese pikante Neuigkeit ad maiorem gloriam Rußlands fruktifizierte, indem er in einem Vortrag an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1846) den tiefen Gegensatz zwischen der Geschichte Europas und Rußlands hervorhob, der darin besteht: daß die Staaten Europas auf dem Prinzip der Eroberung, während Rußland auf dem Prinzip freiwilliger Uebereinkunft beruhe!

„Die Geschichte Rußlands", ruft Pogodin, „weist nicht eine einzige jener Erscheinungen auf, welche die Geschichte des Westens charakterisiert. Bei uns gibt es weder gewaltsame Landteilungen, weder Feudalität, weder städtische Zufluchtsorte, weder Sklaverei, weder Adelshochmut, noch Kampf ... Woher dieser Unterschied? Denn der russische Staat begann nicht mit Eroberung, sondern mit einer — freiwilligen Berufung!" Damit spielte Pogodin auf die bekannte Notiz des russischen Annalisten Nestor an, worin dieser vorsichtige Kiewer Mönch berichtet, die Slawen hätten eine Abordnung an die Waräger übers Meer geschickt mit der Bitte, daß sie ins Land kommen und die Slawen beherrschen mögen! Nun, seither haben sich ja die Ansichten der Historiker über diese freiwillige „Berufung" der Waräger gründlich geläutert und man spricht heute nur mehr von einer „Unterjochung" der Slawen Rußlands durch nordische Waräger (die „schwedischen Rodsen" nach Kunig). Uebrigens hat der polnische Historiker Wojciechowski die richtige Bemerkung gemacht, daß der Annalist Nestor einige Zeilen vor jener Notiz über die „Berufung" der Waräger erzählt, daß „die Waräger übers Meer her Einfälle machten und Finnen und Slawen brandschatzten"; darnach ist wohl die „freiwillige" Berufung von Räubern und Plünderern offenbar nur ein durchsichtiger Euphemismus des frommen und furchtsamen Annalisten. Wie denn auch derselbe Annalist als erste Tat der angekommenen Waräger unter den Slawen die „Erbauung fester Burgen" verzeichnet: nun, unter friedlicher Bevölkerung, auf deren Wunsch man ins Land kam, braucht man nicht vor allem feste Burgen zu bauen. Das taten aber überall die Konquistadoren. Es hat nach Pogodin lange Streitigkeiten unter den Historikern Rußlands gegeben, von denen die einen, wenn sie schon Unterjochung zugeben mußten, wenigstens die fremde Herkunft der Eroberer abstreiten wollten: das waren die gegen die „Normannomanen" in unzähligen Streitschriften sich auflehnenden „Slawomanen". Und doch! All' der Liebe Müh' war umsonst; kein halbwegs in der russischen Geschichte Bewanderter zweifelt heute daran, daß der russische Staat durch nordische Waräger als Eroberer ebenso gegründet wurde, wie Frankreich durch die Franken, England durch die Normannen, Spanien durch die Westgoten.

Daran hat ja Pogodins Zeitgenosse, der ausgezeichnete polnische Historiker Lelewel, keinen Augenblick gezweifelt; Lelewel, der auch Augustin Thierrys Werke kannte und über die hervorragende Rolle,

welche allerhand „räuberische Banden" in der sogenannten Völkerwanderung spielten, sich keinerlei Täuschung hingab[1]).

Und dennoch — der Geschichtsforscher Lelewel war auch Geschichtsschreiber und als solcher verfiel er dem Verhängnis aller nationalen Geschichtsschreibung. In einer Abhandlung: „Wie das polnische Landvolk seine staatsbürgerliche Freiheit verlor", führt er folgendes aus: „Es darf nicht bestritten werden, daß die christliche Civilisation dem polnischen Landvolke den Verlust seiner bürgerlichen Freiheit brachte . . ., denn das Land zwischen Weichsel und Warte, die Wiege Polens, besaß zwei Bevölkerungsklassen: Lechen und Kmeten (Bauern). Ich beabsichtige nicht, die Anfänge dieser Spaltung zu erforschen, auch nicht zu untersuchen, wie dieselbe entstand, denn das verliert sich im Dunkel einer längst vergangenen Vorzeit . . . Dieser Klassenunterschied beruhte auf der verschiedenen Natur des Grundbesitzes und der aus derselben fließenden Rechte (terra libera und illibera). Eigentum war nämlich unbekannt; man besaß Grund und Boden, der als Nationaleigentum betrachtet wurde, unter der Bedingung der Pflichterfüllung; der Besitz war Nutznießung . . . Diese erhielt sich ja bis ans Ende." (Lelewel spielt hier auf die bekannten Verleihungen der Krongüter in Polen an.) „Die Lechitischen Besitzungen waren verschieden; teilbar ins Unendliche; vererblich auf Kinder, namentlich Söhne; mangelte es an solchen, dann fiel der Besitz zurück an die Nation. Erhielt ein Kmet (Bauer) einen solchen Besitz, dann wurde er ein Lechite . . . Die Besitzungen der Kmeten waren klein und unteilbar; wer sie erhielt, ward Kmete (Bauer)." Daraufhin schildert Lelewel, wie von diesen zwei ursprünglich ganz gleich freien und gleichberechtigten Volksklassen allmählich unter dem Einfluß des Christentums die Kmeten ihre Freiheit verloren und von den Lechiten unterdrückt und ihrer Freiheit beraubt wurden.

Was bedeutet diese ganze Darstellung Lelewels? Es ist offenbar nichts anderes, als eine, in löblicher, patriotischer und demokratischer Tendenz ganz unbewußt vorgenommene Verschleierung historischer Tatsachen.

Während aber noch der greise Lelewel in Brüssel in seinem ärmlichen Dachstübchen darbte, schrieb bereits in Lemberg der polnische Augustin Thierry, — Karl Szajnocha, über historischem Studium erblindet, wie sein französisches Vorbild, — an seinem „Lechitischen Anfang Polens". In diesem epochemachenden Werke stellt Szajnocha dar, wie der Staat Polen begründet wurde durch normännische Wikinger, die das Land einnahmen, die slawische Bevölkerung unterjochten und als Adel über dieselbe ihre Herrschaft aufrichteten, das Land unter sich verteilten und das Volk versklavten. Das war ein großer Brand, den Szajnocha auf dem Gebiete polnischer Geschichtsforschung entfachte. Augustin Thierry hätte seine Freude an dem Werke seines polnischen Nachfolgers. Hier aber eilte bald eine ganze Schar Beschwichtigungshofräte, um den entfachten Brand zu löschen. Man zeterte über „Normannomanie" und demonstrierte mit viel Eifer und wenig Witz, daß doch ein Adel nicht durchaus aus einem Erobererstamm entstehen müsse; es sei ja ebensowohl denkbar, daß durch Erhebung der

[1]) Vergleiche sein Werk: Die Völkerstämme auf slawischem Boden vor der Entstehung Polens.

Tapfersten und Besten aus dem Volke in den Adelstand ein solcher allmählich entstehe. Nun! Diese Ansicht herrscht noch in den Lehrbüchern mit samt einer Anzahl anderer konventioneller Entstellungen der Tatsachen. Die Geschichtsforschung ist sich über die Sache schon klar: nordische Eroberer gründeten den Staat Polen, wie sie in Frankreich, England und Rußland ihre Herrschaft „mit Blut und Eisen“ gegründet haben, nur die patriotische Geschichtsschreibung macht noch einen letzten verzweifelten Versuch, das Vaterland wenigstens von den fremden Eroberern ex-post zu retten, indem sie, wenn sie schon die soziologisch begründete Tatsache der Eroberung und Landnahme zugeben muß, die Eroberer wenigstens zu Blutsverwandten macht. Das tut z. B. der Krakauer Professor und Akademiker Piekosiński. Er gibt die Gründung des polnischen Staates durch Landnahme seitens eines Erobererstammes zu. Doch sind diese Eroberer keine Fremden; es sind Blutsverwandte der Slawen an der Oder und Warte. Sie wohnen östlich von diesen Slawen an der Elbe, nördlich bis an die Eider und als Nachbarn der skandinavischen Lachen, hießen sie Po-lachen (das heißt die Neben-Lachen) und daher der Name Polacken. Sie waren kühne Eroberer, drangen über die Oder, nahmen das Land an der Warte, das Poznische und Gnesensche Land ein, unterjochten die dort siedelnden blutsverwandten Slawen und gründeten an dieser Stelle den polnischen Staat. Allerdings zeigt sich in ihren Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen viel Normännisches, das Szajnocha richtig entdeckt hat. Doch das komme nur daher, weil sie an der Eider an Normannen grenzten, an skandinavische Lachen, von denen sie alles das annahmen, was Szajnocha (und vor ihm Czacki) Skandinavisches bei dem polnischen Adel entdeckt hat. Auf diese ingeniöse Weise rettet Piekosiński das Vaterland von den „fremden“ Eroberern. Wenn schon Eroberung und Landnahme, dachte sich Piekosiński, erwiesen ist, so seien es doch wenigstens Slawen, welche das polnische Volk unterjocht haben. Er macht die Eroberer, die den polnischen Staat gründeten, ganz so zu Slawen, wie einst Bodin und Forcadel die Franken zu Galliern machten. Auch erntete er denselben Erfolg, wie einst jene beiden Franzosen: allgemeiner Beifall und Zustimmung; sein Werk wurde von der Krakauer Akademie preisgekrönt. Zum mindesten wird also auch von nationalen Historikern die Eroberungs- und Landnahme-Theorie nicht mehr angefochten, nur daß hie und da noch die „Blutsverwandtschaft“ der Eroberer mit den Unterjochten behauptet wird. Dieser problematische Rettungsversuch hält nicht stand. Nüchterne Geschichtsforscher scheuen sich nicht, die historischen Tatsachen zu konstatieren. So schreibt z. B. mit Bezug auf den polnischen Adel Graf Adalbert Dzieduszycki:

„Der polnische Adel stammt von den skandinavischen Horden Ruryks, den litauischen Genossen Gedymins, von getauften Tataren, aus ihrer Heimat vertriebenen Armeniern und allerhand Abenteurern aus dem Westen und Süden“ (Abhandlungen der Krakauer Akademie, XIX, 1887, S. 143). Die historischen Tatsachen der Staatsgründung durch fremde Eroberer können heute um so weniger angezweifelt werden, da mittlerweile zwei neue in den letzten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts zu mächtigem Aufschwung gelangte Wissenschaften, die Soziologie und die Anthropologie (auch politische

Geographie genannt), der Erkenntnis Bahn gebrochen haben, daß der Staat als eine Organisation der Herrschaft ausnahmslos immer und überall nur durch Unterjochung einer landsässigen Bevölkerung durch eine land- und blutsfremde Kriegerschar entstehen konnte. Zu dieser Erkenntnis gelangte zuerst die Soziologie durch die Betrachtung der inneren sozialen Struktur der Staaten, in denen die weite Kluft zwischen Groß- und Kleingrundbesitz, zwischen Freiheit des ersteren und Unabhängigkeit des letzteren gar keine andere Entstehungsart dieser Rechtsordnung als Ueberwältigung und Zwang seitens eines fremden Elementes möglich erscheinen läßt. Unabhängig von der Soziologie ist die politische Geographie zu derselben Erkenntnis gelangt, was die Richtigkeit derselben um so mehr gewährleistet. Friedrich Ratzel formuliert dieselbe in folgender Weise:

„So weit unsere Kenntnis der Staaten der Naturvölker reicht, ist das Wachstum nie ohne fremden Einfluß weitergeschritten." Man könnte ihnen allen die unbefangene Beobachtung eines Afrikaforschers zum Leitwort setzen: „fremde Völker bringen Kultur und Leben in die träge Masse der Schwarzen ..." „Dem Einheimischen", fährt Ratzel fort, „den immer nur der enge Horizont seines Staates umgab, ist der Fremde immer schon überlegen, der ja mindestens zwei Staaten kennt ... Und wo wir auf den Inseln des Stillen Ozeans größere Staaten finden, sind sie das Werk Fremder ... Der Gegensatz von Herrschenden und Unterworfenen führt auf den kriegerischen Ursprung der Staaten zurück"[1]. Damit hat Ratzel aus seiner reichen Erfahrung und Beobachtung der Staaten überseeischer Weltteile eine These formuliert, welche dem auf historischer Grundlage gebildeten, allgemeinen Gesetze der Soziologie über Staatenentstehung die mächtigste Unterstützung leiht.

Wenn wir nun aber dieses von Soziologie und politischer Geographie gefundene allgemeine Gesetz der Staatenentstehung dem von uns oben geschilderten Verhalten nationaler Geschichtsschreibung in West- und Osteuropa gegenüberstellen, so drängt sich uns eine interessante Beobachtung auf über die Psyche, wenn man so sagen darf, der nationalen Geschichtsschreibung; ja, ein interessanter Beitrag zur Psychologie der Geschichtsschreibung überhaupt.

Wir sehen nämlich, daß alle nationale Geschichtsschreibung sich bemüht, die wahren Tatsachen, die zur Entstehung des eigenen Staates führten, namentlich die durch einen landfremden kriegerischen Stamm erfolgte Unterjochung und Unterwerfung der einheimischen Bevölkerung, zu vertuschen und zwar je nach vorhandener Möglichkeit, entweder die fremden Konquistadoren als Einheimische (Bodin, Forcadel) oder die gewaltsame Landnahme seitens derselben als einen freiwilligen Vertrag mit der einheimischen Bevölkerung darzustellen (Pogodin). Diese Verschleierung beziehungsweise Verdrehung der Tatsachen erfolgt seitens der Historiker aus patriotischen Beweggründen, allerdings auf Kosten der Wahrheit und zum Schaden der Wissenschaft.

II.

Nachdem wir nun einerseits das durch Soziologie und politische Geographie formulierte allgemeine Gesetz der Staatenbildung, anderer-

[1]) Politische Geographie, 1. Auflage, 1897, S. 216.

seits das Verhalten west- und osteuropäischer Geschichtsschreibung diesen Tatsachen der Staatengründung gegenüber betrachtet haben, stellen wir uns jetzt die Frage: wie verhält sich in dieser Beziehung die deutsche Geschichtsschreibung?

Nun, ebenso wie anzunehmen ist, daß die Staatengründung in Deutschland denselben allgemeinen Gesetzen folgte, wie auf der ganzen Welt, ebenso ist es klar, daß die nationale Geschichtsschreibung sich in Deutschland aus denselben psychologischen Gründen wie anderwärts diesen Tatsachen gegenüber ganz so stellt und verhält wie überall. Betrachten wir zuerst die Tatsachen.

Die Staatengründungen in Deutschland gehen seit dem vierten und fünften Jahrhundert aus von landfremden in Deutschland eingedrungenen Eroberern. Da sind zuerst die Alemannen, ein fremder, wahrscheinlich keltischer Stamm, der im vierten Jahrhundert in die Süd-Westecke Deutschlands zwischen Rhein, Donau und Main eindringt, das Land sich unterwirft und nach mannigfachen Kämpfen mit den Römern seine Herrschaft über die dort ansässigen deutschen Stämme begründet. Dem Lande und dem Volke, welche sie ihrer Herrschaft unterwarfen, gaben sie auch ihren Namen: Alamannia und Alamannen. Der alte Cluverius in seiner „Germania antiqua“ sagt es noch ganz unbefangen, daß es „aus den Schriftstellern des Altertums klar hervorgehe, daß die Alamannen nicht von deutscher Herkunft waren“ (III, 9). Im Jahre 496 endete die Herrlichkeit der Alamannen bei Zülpich, wo sie von den Franken besiegt wurden. Diese Franken waren ebenfalls landfremde Eroberer, die weit vom Osten Europas her, wahrscheinlich von der Südküste des Baltischen Meeres, aus Ost-Elbien her, in die unteren Rheinlande eindrangen, die einheimische Bevölkerung brandschatzten und unterwarfen und unter Chlodwig das Frankenreich gründeten.

Daß übrigens die Franken in den Rheinlanden fremde Eroberer waren, geht ja schon daraus hervor, daß sie wie wilde Räuberhorden am Rhein hausten, die Rheinstädte mit Feuer und Schwert verwüsteten, überall plünderten, raubten und mordeten. So treten doch Einheimische nirgends auf! Ihr Vorgehen in den Rheinlanden erinnert vielmehr ganz an das Treiben anderer nordischer Kriegerstämme, wie der Goten, Vandalen, Burgunder, Rugen, die weithin die östlichen und südlichen Länder Europas als Plünderer und Mordbrenner durchzogen, Länder einnahmen, die Bevölkerungen durch grausamsten Terrorismus sich unterwarfen und wo es ihnen glückte, Staaten gründeten. Warum nun gerade die Franken aus anderem Holze geschnitzt sein sollten, als diese notorisch baltischen Stämme, ist nicht abzusehen, zumal sie doch in ihrem ganzen Vorgehen und Gebaren diesen anderen nordischen Kriegerscharen auf ein Haar gleichen bis auf den Punkt, daß jenen ihre Staatengründungen in Ost-, Süd- und Süd-West-Europa und endlich in Afrika (Vandalen), während den Franken ihre Staatengründung durch dieselben Mittel und auf denselben Grundlagen in Mitteleuropa gelungen ist. Was damals, als die Macht des weströmischen Reiches gebrochen war, auf dem gesamten einst von Rom beherrschten Gebiet vorging, war überall dasselbe: landfremde, vom Norden und Osten Europas über die früheren römischen Provinzen hereinbrechende Kriegerbanden (welche von den Römern als Barbaren, aber auch als Germanen

bezeichnet wurden), unterwarfen sich die früher römischen Gebiete samt der auf demselben ansässigen Bevölkerung, plünderten und raubten zunächst alles gründlich aus, eigneten sich das Land an, verteilten es unter sich, unterwarfen sich die Bevölkerung, gründeten sodann mit Hülfe der römischen Kirche die neuen Staaten, in denen sie nun die herrschende Adelsklasse wurden. Von allen diesen in Mitteleuropa fremden und dasselbe überflutenden Kriegerhorden schreibt ein gleichzeitiger, glaubwürdiger Zeuge, der h. Hieronymus, im Jahre 409 folgendes: „Unzählige und wilde Völker haben ganz Gallien in Besitz genommen. Alles Land, das zwischen den Alpen und Pyrenäen liegt und vom Ozean und dem Rheinstrom umflossen wird, haben Quaden, Vandalen, Sarmaten, Alanen, Gepiden, Heruler, Sachsen, Burgundionen, Alamannen und feindliche Pannonier verheert." Mainz und Worms haben sie vernichtet. „Das mächtige Rheims, Amiens, Arras, das am äußersten Ende wohnende Volk der Moriner, Tournay, Speyer, Straßburg sind eine Beute der Germanen geworden." Daß in obigen Worten des h. Hieronymus auch die Rede von den Franken ist, geht aus dem Umstande hervor, daß er von der Einnahme der Städte Amiens und Arras und der Unterwerfung der Moriner spricht, von denen wir wissen, daß sie eine Beute der Franken geworden sind; daß aber die Franken hier nur als „feindliche Pannonier" erwähnt werden, hat seinen Grund darin, daß man die Franken, wie das Gregor von Tours ausdrücklich sagt (II, 9), für Pannonier hielt, woran möglicherweise insofern etwas Wahres war, da die meisten dieser „wilden Völker" ihren Weg nach Deutschland und dem südwestlichen Europa über Pannonien nahmen. Jedenfalls ist es Tatsache, was auch Giesebrecht in den Anmerkungen zu Gregor von Tours konstatiert, daß man noch zu Gregor von Tours Zeiten, also im sechsten Jahrhundert, „die Franken als Fremde, als Barbaren bezeichnete" (Noten zu Gregor von Tours, III, 15), was auch ganz richtig und den Tatsachen vollkommen entsprechend war.

Wie verhält sich nun dieser unzweifelhaften Tatsache gegenüber, daß die Franken als landfremde Eroberer sich die Rheinlande unterwarfen und ihre Fremdherrschaft hier begründeten, die deutsche Geschichtsschreibung?

Darüber kann, wie gesagt, im vornhinein kein Zweifel sein. Denn ebenso wie die Staatengründung in Deutschland nach denselben Naturgesetzen sich vollzog wie allerwärts — welcher Monist kann daran zweifeln? — ebenso mußte der psychologische Prozeß der Auffassung dieser Tatsachen durch die nationale Geschichtsschreibung, der doch auch ein Naturprozeß ist, sich ganz so vollziehen, wie allerwärts. Da der nationalen Geschichtsschreibung auf einem gewissen Stadium ihrer Entwicklung die Tatsache, daß der nationale Staat von Fremden gegründet wurde, ein Gefühl von Unlust verursacht, so sucht sie — es ist eine pure Reflexbewegung — diese Tatsache aus der Welt zu schaffen. Dazu bieten sich ihr lediglich zwei Wege. Entweder sie sagt, daß jene Fremden Einheimische waren und sucht diese Behauptung so gut oder so schlecht es geht zu beweisen, oder sie dehnt durch irgend welche gelehrte anthropologische Konstruktionen den Begriff der einheimischen Nationalität territorial soweit aus, daß er auch jene Fremden umfaßt und dieselben daher in den Kreis der Einheimischen

einbezieht. Solche gelehrte anthropologische Konstruktionen sind ja bekanntlich ins Unendliche dehnbar, wie der Gobineausche Begriff der „weißen Rasse“ und der allerneueste Begriff der „Arier“ beweist. Nun, die nationale deutsche Geschichtsschreibung hat beide obigen Wege eingeschlagen. Sie hat einerseits die fremden Eroberer, die im vierten und fünften Jahrhundert mit ganz neuen, uns aus Tacitus „Germania“ unbekannten Namen auftreten, mit den alten uns aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. durch Tacitus bekannt gewordenen Stämmen Deutschlands identifiziert; andererseits hat sie den Begriff „Germania“ weit über die Grenzen Deutschlands hinaus nach dem skandinavischen Norden und dem überelbischen Osteuropa, ja bis zum Kaukasus hin ausgedehnt[1]) und somit auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die „Blutsverwandtschaft“ zwischen den Deutschen am Rhein und all den „Barbaren“ vom baltischen Meere, von Skythien, Pannonien und von woher sie immer kamen, hergestellt. Auf diese Weise gelangte die nationale deutsche Geschichtsschreibung dazu, die „Fremden“ aus den deutschen Staatengründungen zu eliminieren und eine kontinuierlich-einheitlich-nationale Entwicklung seit Cäsar und Tacitus bis zum römischen Reiche deutscher Nation herzustellen.

Schon der alte Cluverus (Germania antiqua, 1616) hat seine liebe Not mit den Franken. Er kann das Dunkel, das über ihrer Herkunft schwebt, nicht erhellen; schließlich nimmt er Zuflucht zu einer „conjectatio“, die ihm nicht ganz eitel (haud vana) scheint und zwar, daß „sehr viele Völker (nationes) in einen Bund (corpus) sich vereinigten und sich einen neuen Namen gaben, wonach sie später allgemein Franken genannt wurden“. Damit hat Cluver jenen Weg der nationalen Geschichtsschreibung eingeschlagen, auf dem man die notorisch Fremden einfach zu Einheimischen macht; alle die alten Quellenzeugnisse aber, wonach sie von den äußersten Landstrichen der Barbarei hergeschwemmt wurden, „ab ultimis Barbariae litoribus avulsas“ (Eumenius) erklärt er rundweg als — falsch! Was also die Quellen bezeugen, nimmt er als falsch an; was aber nirgends bezeugt ist, sondern sein nationales Gefühl ihm suggeriert, das scheint ihm „nicht eitel“ zu sein.

Daß Cluver mit dieser „Konjunktur“ Glück hatte, ist selbstverständlich. Sie entsprach dem nationalen Gefühl und wurde von der deutschen Geschichtsschreibung acceptiert. Allerdings wie überall gab es auch in Deutschland einzelne rücksichtslose Forscher, die sich von den Instinkten und Gefühlen der Nation unabhängig zu erhalten wußten und die auch in dieser heiklen Frage dem nationalen Gefühl keine Konzessionen machten. In Deutschland war das kein Geringerer als Leibnitz. Unabhängig in der Philosophie, war er es auch in der Geschichtsforschung. Es fällt ihm nicht ein, Tatsachen verschleiern oder auch nur verschönern zu wollen. „Die alten Sitze der Franken“, schreibt er, „sind an der Küste des Baltischen Meeres zu suchen, wie das der anonyme Ravennatische Geograph bezeugt“[2]). „Die Franken bewohnten das Land zwischen dem Baltischen Meere und der Elbe.“ „Von dort gingen die Kriegerscharen aus, um neue Sitze und ihr Glück

[1]) Pfister nennt die Alanen „ein teutsches Volk vom Kaukasus her“.
[2]) Bei Eccard Leges Francorum, 1720.

zu suchen." Und als er wegen dieser Ansicht angegriffen wird, verteidigt er sich in einer französischen Epistel, in der er seine Ansicht begründet und den, den Franken später beigelegten Namen der Sigambern ganz richtig davon herleitet, daß sie die alten Sigambern am Rhein sich unterworfen hatten und vom eroberten Lande und beherrschten Volke, wie das so häufig vorkommt, den Zunamen Sigambern erhielten.

Diese entschiedene Ablehnung der Identität der Franken mit den deutschen Stämmen am unteren Rhein durch Leibnitz übte einige Zeit ihre Wirkung auf die deutsche Geschichtsschreibung. Der nächste große deutsche Geschichtsschreiber Mascov (Geschichte der Deutschen, 1726—1737) folgt in diesem Punkte Leibnitzens Ansicht. „Die Meinung derer, so geglaubet, die Franken wären kein neues Volk, sondern verschiedene Teutsche Völker als Chamavi, Bructeri u. s. w., die seit undenklichen Zeiten zur Rechten des Rheins gewohnt hätten, in dieser Zeit sich verbunden, die Freiheit gegen die Römer zu behaupten und daher den Namen der Franken angenommen, beruht auf gar schlechten Mutmaßungen, so gegen die klaren Zeugnisse alter und insonderheit fränkischer Geschichtsschreiber (Eumenes Rhetor) nicht Stich halten, aus welchem erhellet, daß sie von anders woher gekommen."

Doch tröstet sich Mascov damit, daß die Franken, wenn sie auch am Rhein landfremd, nichtsdestoweniger „ein teutsches Volk gewesen", was „ihre Sprache und alles, was wir von ihrem Gottesdienst, Art zu kriegen, Sitten und ganzer Lebensart, teils in Historie, in ihren ältesten Gesetzen antrafen, deutlich an den Tag legen". Nun, welche Sprache die Franken gesprochen haben, das wissen wir bis heutzutage nicht, denn ihre „Malbergische Glosse" zur Lex Salica verstehen wir bis heute nicht; übrigens wäre es für die geplünderten, gebrandschatzten Einwohner der Rheinstädte, für die versklavte Landbevölkerung des Rheinlandes ein schwacher Trost gewesen, wenn ihnen auch moderne Linguisten bewiesen hätten, daß die Sprache der Räuber und Mordbrenner, die ihnen ihr Hab und Gut und ihre Freiheit raubten, auch wenn sie ihnen ganz unverständlich sei, dennoch einen Zweig des großen germanischen Sprachstammes bilde. Für die nationale Geschichtsschreibung der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts blieb das allerdings der einzige Trost, weil damit wenigstens „die Heldentaten" der Franken dem nationalen Ruhmestempel erhalten blieben! — Aber schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts genügte dem allmählich wachsenden nationalen Gefühl (Schiller!) diese ferne Verwandtschaft der Franken mit den Deutschen nicht mehr; die Franken mußten ganze und echte Deutsche werden, und zwar einheimische, nicht fremdländische. Diese begeisterte nationale Strömung, die die Geschichtsschreibung mit sich fortreißt, kommt bekanntlich bei Möser (Osnabrückische Geschichte) zum reinsten Ausdruck. Er will denn auch von einer Einwanderung der Franken nach Deutschland überhaupt nichts wissen. Er klammert sich an die Bedeutung, welche das Wort („frank und frei") im Deutschen erlangt hat, nimmt diese Bedeutung als ursprünglich an und deutet danach den Namen Franken einfach als Bezeichnung derjenigen Deutschen, die sich vom römischen Joch befreiten[1]).

---

[1]) Osnabrückische Geschichte, 1780, S. 167. Welche Verkehrtheit darin steckt, der Bezeichnung Franken die Bedeutung von Freien unterzuschieben, das merkt der

Die Willkürlichkeit dieser Erklärung, namentlich gegenüber der bezeugten Tatsache, daß die Franken sich selbst als Landesfremde betrachteten und von den Zeitgenossen als solche angesehen wurden, springt in die Augen.

Nichtsdestoweniger aber fand diese Ansicht mit der steigenden Flut nationaler Begeisterung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer weitere Verbreitung. Denn diese Stimmung bringt immer und überall die Tendenz mit sich, alles Fremde aus der nationalen Vergangenheit auszumerzen und den ganzen Kulturertrag der nationalen Geschichte, mit Ausschluß all und jeden fremden Einflusses, dem eigenen „Volke“ zu vindizieren.

Diese Tendenz kommt zum glänzendsten Ausdruck bei Jacob Grimm. Und zwar betritt dieser scharfsinnige Gelehrte und große Patriot beide Wege, die wir oben als diejenigen bezeichneten, auf denen die nationale Geschichtsschreibung die fremden Einflüsse in die nationale Geschichte, zu nationalisieren bemüht ist, nämlich der Verheimatlichung des vorgefundenen Fremden und der Ausdehnung der Heimat in die weiteste Fremde. So sind denn auch für Grimm die Franken einerseits ein einheimischer Stamm Deutschlands, andererseits dehnt er den Begriff der „Deutschheit“ weithin über alle skythischen Völker und umfaßt mit demselben sogar die an der unteren Donau wohnenden „Geten“.

Bezüglich der Franken schreibt er: „Vom dritten Jahrhundert an treten sie mit dem vorher unerhörten, vielleicht aber lange bestandenen (?) Gesamtnamen der Franken auf, dessen Ruhm noch heute die Geschichte erfüllt.“ „Nichts ist dawider, daß nicht auch schon zu Cäsars Tagen die Benennung Franken, d. i. freie Männer, erschollen sein sollte“[1]. (!)

Daß alles das historische Romantik oder, wenn man will, patriotische Geschichtsschreibung ist, braucht wohl heute nicht erst gesagt zu werden. Uebrigens war sich Jacob Grimm vollkommen bewußt, daß er, indem er eine dunkle Lücke zwischen den Taciteischen Germanen und den mehr als 200 Jahre später auftauchenden Franken auf solche Weise ausfüllte, nicht Geschichtsforscher, sondern phantasievoller Geschichtsschreiber sei.

Er selbst äußert sich nämlich über diese Verknüpfung der Taciteischen Germanen mit den „Barbaren“ des vierten und fünften Jahrhunderts folgendermaßen: „Will man diese Anknüpfung Phantasie nennen, so habe ich nichts dawider und ich möchte in solchem Sinne phantasielos weder Rechtsaltertümer geschrieben haben noch Grammatik“[2]. Ebenso weiß er sehr gut, daß es „vermessen scheint“, daß er in den Geten deutsche „Goten ahnt“, und daß ihm „in dämmernder Nacht unseres Altertums die Geten als ein weißer Stein entgegenschimmern“[3]. Er bemüht sich nichtsdestoweniger, durch allerhand

gute Möser gar nicht. Weil die Franken als Sieger und herrschende Klasse frei waren, während die unterjochte Bevölkerung unfrei wurde, kam die Redensart „frank und frei“ in Gebrauch, wodurch dann die Bedeutung frei auf das Wort frank überging. Von Haus aus aber hat das Wort Frank mit der „Freiheit“ nichts zu tun.

[1]) Geschichte der deutschen Sprache, S. 512.

[2]) Rechtsaltertümer, VIII. Buch.

[3]) Geschichte der deutschen Sprache, S. 178.

linguistische Kunststücke die „Deutschheit“ jenes Skythenvolkes an der unteren Donau zu beweisen.

Wenn sich ein so kritischer und scharfsinniger Forscher wie Jacob Grimm aus nationalen Motiven solchen Täuschungen hingab, um wie viel mehr mußte das der Fall sein bei einem zu Schwärmerei ohnehin neigenden Geiste wie Kaspar Zeuß, dessen Werk: „Die Deutschen und die Nachbarstämme“ (1837), eine Frucht staunenswerten Fleißes, zugleich eine große patriotische Tat war. Alle die nationalen Tendenzen der Verheimatlichung der fremden Elemente, die einst zum Aufbau Deutschlands beitrugen und der Ausdehnung des Begriffes des Deutschtums weit über die Grenzen des wirklichen Deutschlands, finden in Zeuß einen begeisterten Vertreter. Zu Hülfe kam ihm dabei die damals herrschende Ansicht, daß die Sprache der sicherste Beweis der Einheit des Blutes ist und daß daher „Verwandtschaft der Sprache“ der sicherste Beweis der „Blutsverwandtschaft“ sei. „Man kann daher unbedenklich“, sagt Zeuß, „die Behauptung aufstellen, Sprachenkunde sei die Leuchte der Völkergeschichte, der Geschichte des Altertums . . .“ „Die Sprache gibt sicheres Zeugnis, irrt nicht, während eine alte Nachricht wohl irren kann und der sicherste Leitstern durch das Altertum, wo mangelhafte, sich widersprechende oder irrige Nachrichten es dunkel lassen, ist Sprachenkunde“[1]). Und wie handhabt Zeuß diese Sprachenkunde? „Der Name Franken bezeichnet ja erwiesenermaßen (!) einen Verein von Völkern, der sich erst seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts am Niederrhein aus den schon lange dort zusammenwohnenden Völkern gebildet hat. Dieser Verein, dessen Entstehen am Rhein wir geschichtlich wissen (?), kann nicht schon vorher an der Elbe gesucht werden, eher vielleicht ein einzelnes Volk derselben, etwa die berühmtesten, die salischen Franken. Nun aber hießen diese salischen Franken früher (zu Cäsars Zeiten) Sigambern.“ Also auf Grund der Sprachenkunde (frank und frei) wird jene Mösersche „patriotische Phantasie“, daß Franken die vom römischen Joch befreiten bedeutet, zu einer historischen Tatsache gemacht und die Herkunft der salischen Franken von der Elbe damit widerlegt, daß sie doch früher zu Cäsars Zeiten Sigambern geheißen haben! Und dieselbe Methode der Verheimatlichung der fremden Eroberer wird sodann auf die selbstverständlich auch ihrer „Herkunft nach unbekannten“ Bajuvaren angewendet, um aus ihnen gute einheimische Deutsche zu machen.

(Schluß folgt.)

Einwanderung in die Vereinigten Staaten.

Hans Fehlinger.

In der neuesten Ausgabe des „Annual Report of the U. St. Commission General of Immigration“ finden wir eine Reihe von Mitteilungen, die auch in Deutschland weitere Kreise in mancher Hinsicht interessieren dürften.

---

[1]) Zeuß, Die Herkunft der Bayern, 1857, S. IV.

Im abgelaufenen Berichtsjahre, vom 1. Juli 1902 bis 30. Juni 1903, hat die Einwanderung in die Vereinigten Staaten im Vergleich zu allen vorhergehenden Jahren beträchtlich zugenommen. Insgesamt sind aus überseeischen Ländern während dieser Zeit 921 315 Fremde in den Vereinigten Staaten angekommen; davon waren 857 046 Zwischendeckreisende, d. i. um 32 pCt. mehr als in 1901/02. Aus Europa kamen von den Einwanderern der letztgenannten Kategorie 814 507, aus Asien 29 966, aus den übrigen Erdteilen 12 573. Die meisten dieser Einwanderer stammten aus Ost- und Südeuropa; von da kamen 610 813 Personen, oder um 130 482 mehr als im Vorjahre. Hingegen waren aus West- und Nordeuropa nur 203 689 Personen eingewandert, d. i. um 64 989 mehr als im vorhergehenden Berichtsjahre. Im letzten Jahrzehnt ist in der Nationalität der Einwanderer in die Vereinigten Staaten ein auffallender Wechsel eingetreten. Während früher der große Teil der neuen Ansiedler aus dem westlichen Europa, vornehmlich dem Vereinigten Königreich (Großbritannien und Irland) und Deutschland stammte, hat der Zustrom nord- und westeuropäischer Völker nachgelassen, dagegen jener des kulturell minderwertigen Elements aus Ost- und Südeuropa überhandgenommen. Unter den Herkunftsländern der Personen, welche im Jahre 1902/03 in die Vereinigten Staaten einwanderten, steht Italien mit 235 552 an erster Stelle; hierauf folgen Oesterreich-Ungarn (209 293 Einwanderer) und Rußland (138 330 Einwanderer). Mehr als zwei Drittel aller überseeischen Einwanderer stammten aus diesen drei Staaten. Die Einwanderung aus dem Deutschen Reich und dem Vereinigten Königreich ist, wohl infolge der wirtschaftlichen Depression, im abgelaufenen Berichtsjahre wieder merklich gestiegen. Aus Deutschland kamen 40 086 Zwischendeckreisende (gegen 28 304 im vorigen Berichtsjahre), aus dem Vereinigten Königreich 68 647 (gegen 46 036 im Vorjahre) nach den Vereinigten Staaten; die Zahl der Kajütenpassagiere aus Deutschland belief sich in 1902/03 auf 10 936, während aus dem Vereinigten Königreich im selben Jahre 23 013 Reisende dieser Kategorie in den Häfen der Vereinigten Staaten landeten. Aus früheren Perioden liegen diesbezüglich keine Daten vor. Die Einwanderung hat im Berichtsjahre aus allen Ländern, mit Ausnahme von Mexiko, zugenommen.

Von den gelandeten Zwischendeckreisenden waren 613 146 männlichen und 243 900 weiblichen Geschlechtes. 102 431 waren weniger als 14 Jahre, 714 053 14 bis 45 Jahre und 40 562 über 45 Jahre alt. Von allen eingewanderten Personen im Alter von 14 Jahren und darüber waren 189 008 Analphabeten. In dieser Erscheinung, welche mit der zunehmenden Einwanderung süd- und osteuropäischer Nationalitäten im engsten Zusammenhang steht, erblicken die Amerikaner eine Gefährdung des hohen Kulturniveaus der Vereinigten Staaten; dieser Umstand läßt es auch begreiflich erscheinen, daß man mit Entschiedenheit der Ueberflutung Nordamerikas durch slawische und romanische Völker vorzubeugen sucht. Bereits im vorigen Jahre wurde dem Zentralparlament in Washington ein Gesetzentwurf vorgelegt, welcher das Verbot der Einwanderung von Analphabeten enthielt. Damals ist es nicht gelungen, diesem Entwurf Gesetzeskraft zu sichern. Derselbe wird jedoch in der Session 1903/04 abermals beiden Häusern der Legislatur vorgelegt und es ist sehr wahrscheinlich, daß er auch angenommen wird. Der Commissioner-General der Einwanderung spricht sich entschieden dafür aus.

Die Fälle der Zurückweisung von Einwanderern in den Häfen der Vereinigten Staaten waren im Verwaltungsjahre 1902/03 viel zahlreicher als jemals vorher; 8796 aus überseeischen Ländern kommenden Personen wurde zufolge den bestehenden Gesetzen die Landung verweigert; hierunter waren 24 Geisteskranke, 5812 Mittellose (Paupers), 1773 mit ansteckenden Krankheiten behaftete Personen, 51 Verbrecher, 1086 unter Kontrakt eingewanderte Arbeiter; der Rest

waren Prostituierte, Polygamisten und solche, denen das Reisegeld von dritten Personen bezahlt worden war. Außerdem wurde an den Grenzen von Kanada und Mexiko noch 9922 Personen das Betreten des Bodens der Vereinigten Staaten verwehrt; es waren unter diesen 30 Geisteskranke, 1516 mit übertragbaren Krankheiten behaftete Personen, sowie 6539 Mittellose; bei den anderen lagen der Zurückweisung verschiedene Ursachen zugrunde. Im vorhergehenden Berichtsjahre wurden in den Hafenplätzen nur 4974 Personen zurückgewiesen.

Die Bewachung der kanadischen Grenze wurde erst im abgelaufenen Jahre effektiv durchgeführt; auch an der Grenze gegen Mexiko wird in Zukunft ein strenger Ueberwachungsdienst aller Zureisenden organisiert werden. Der Commissioner-General schlägt unter anderem noch vor, allen über 60 Jahre alten Personen die Einwanderung in die Vereinigten Staaten zu verbieten, ausgenommen in dem Fall, wenn diese dort ansässige Kinder haben. Weiter sollen nach den europäischen Einschiffungsplätzen Bevollmächtigte des Einwanderungsamtes gesandt werden, um die Aufnahme kranker Reisender zu verhindern. Es wird der Vorschlag gemacht, in den Häfen der Union Agenturen zu errichten, welche die Verteilung der Ankömmlinge — soweit dies tunlich — nach jenen Landesteilen zu besorgen haben, wo Arbeitskräfte vonnöten sind. Insbesondere soll der Strom der Einwanderung von den großen Städten abgelenkt werden. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß der Vorschlag gemacht wird, bei der Verleihung des Bürgerrechtes der Vereinigten Staaten an Fremde einschränkende Maßregeln zu ergreifen, damit einer Degradation der Wählerschaft, in deren Hände die freiheitlichen Institutionen der Vereinigten Staaten gelegt sind, vorgebeugt werde. Ob gerade diese Politik die richtige ist, ist zumindest zu bezweifeln.

Ueber Herkunft und Zukunft des Parlamentarismus.

Gustav Ratzenhofer.

Nach einem Vortrage im „Niederösterreichischen Gewerbverein" in Wien, gehalten am 26. November 1902.

Die Geschichte des modernen Staatswesens lehrt, daß sich seine Funktionen ursprünglich im Schutze seiner Bevölkerung gegen innere und äußere Feinde erschöpften. Das Heer zum Schutz und Trutz nach außen und das Gericht zur Wahrung des Rechtes im Innern sind eigentlich das Um und Auf der staatlichen Tätigkeit, und dabei wird auch das Gericht vorwiegend auf patrimoniale und klerikale Instanzen überwälzt. Die Volkswirtschaft erfüllt sich, was das offene Land betrifft, als Landwirtschaft und Hausindustrie ganz von selbst, und das Gewerbeleben der Städte erfüllt sich in zünftigen Organisationen. Den Staat interessieren sie nur insofern, als sie ein Objekt der Besteuerung sind. Ganz anders ist dies im heutigen Staat, und wenn einerseits viele Regierende sich so gebärden, als wäre die Volkswirtschaft wegen der Steuer da, und anderseits auch manche Staatsbürger nicht wissen, was der Staat für sie bedeutet und glauben, er sei nur eine große Schröpfmaschine, so sind dies eben Rückständigkeiten, die in überwundenen Zuständen wurzeln, die aber darum für Herrschende, für Volk und Staat von Schaden sind, weil in solchen Meinungen

unvernünftiges Gebahren in den verschiedensten Richtungen seinen Ursprung hat.

Der moderne Staat erhält seinen Charakter durch den Verkehr, welcher einerseits die meisten öffentlichen Angelegenheiten den volkswirtschaftlichen Interessen unterworfen hat und anderseits die früheren Hauptangelegenheiten des Staates, dessen Verteidigung und territoriale Entwicklung, wesentlich in den Hintergrund treten ließ. Alles, was wir heute als die großartigen Erscheinungen unserer Zeit ansehen, die riesigen Wertsummen, welche für wirtschaftliche und institutive Zwecke zur Verfügung stehen, die gewaltige Produktion auf allen Gebieten der Industrie, die unaufhaltsame Freizügigkeit der Menschen, ja ganzer Massen, und auch die riesigen Heere und Flotten sind im Grunde genommen nur aus dem Schnell- und Massenverkehr der Gegenwart verständlich. Diese Erscheinungen haben aber die Funktionen des Staates im geraden Verhältnis mit der Großartigkeit des Verkehrs und seinen wirtschaftlichen Konsequenzen vermehrt und bedeutungsvoll gemacht. Alle jene sozialen Forderungen, welche den Staat überhaupt zu einer unentbehrlichen Institution gemacht haben, wurden durch den modernen Verkehr höchst kompliziert, empfindlich und tiefgreifend. Die wirtschaftlichen Wirkungen des Verkehrs sind uns sozusagen über den Kopf gewachsen, und wir müssen uns bemühen, einzusehen, daß wir längst jenseits der Periode der Selbstentwicklung und der regelnden Wirkung freier Kräfte stehen, wie es einst von Theoretikern gelehrt wurde. Wo nicht der Staat eingreift, dort greift das Unternehmertum durch Kartelle, Trusts und dergleichen mächtig ein; und schon ist auch der Staat zur Stelle, wie uns Nordamerika in seinem Kampfe gegen Morgan zeigt, auch diese Konzentrierung des Kapitals zu regeln. Der Staat und seine Gesellschaft sind mit ihren rechtlichen und praktischen Institutionen eine maschinenartige Organisation geworden, für deren wohltätige oder nachteilige Wirkung es darauf ankommt, daß alle Teile der Maschine korrekt funktionieren, und daß besonders die einheitliche Leitung des Betriebes eine zweckvolle Tätigkeit des Ganzen verbürgt. Ist diese Maschine irgendwie funktionsunfähig, so krankt alsbald das Staatswesen an sich und diese Krankheit verbreitet nach allen Richtungen des wirtschaftlichen Lebens Keime der Entartung und des Zerfalles, gegenüber welchen die Betroffenen oft gar nicht wissen, woher das Unheil stammt.

Diesen Schwierigkeiten gegenüber, die äußerst komplizierte Staatsmaschine in korrekter Funktion zu erhalten, macht sich in den letzten Dezennien immer häufiger das offizielle Organ des Volkes und seiner Interessen, das Parlament, als störendes Element geltend. Einmal in London, dann in Paris, Rom oder Budapest, neuerer Zeit in geradezu chronischer Weise in Wien und endlich allerneuestens in Berlin — von den Duodez-Parlamenten zu schweigen — wird der ordnungsmäßige Verlauf der Geschäfte längere Zeit unmöglich, so daß die Gesetzgebung stille steht. Das Parlament zeigt sich, statt der mächtigste Förderer des wirtschaftlichen Gedeihens zu sein, in solchen Fällen als ein Hindernis hierfür, so daß sich teils ausgesprochen, teils empfunden die Meinung geltend macht, der Parlamentarismus habe sich überlebt. Wie viele gibt es, die im geheimen alle Volksvertretungen dahin wünschen, woher kein Wiederkommen ist.

Diesen in breiten Schichten der Gewerbswelt herrschenden Meinungen und Empfindungen gegenüber stellen sich bei dem Denkenden mehrere Fragen ein, die er sich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes gewissenhaft beantworten muß: Ist der Parlamentarismus eine vorübergehende Erscheinung im Leben der civilisierten Völker, so daß man billigerweise sagen kann, auch unser Parlamentarismus wird vorübergehen, und zwar je früher desto besser? — Liegt es im Wesen des Parlamentarismus, daß er eine so unfruchtbare Gestalt annimmt, wie z. B. oft in Wien? — Welches sind überhaupt die Bürgschaften eines gesunden Parlamentarismus, und welches die markantesten Gefahren für denselben?

Die tieferen Ursachen, welche in einem konkreten Staat den Parlamentarismus gefährden, müssen auch für jeden Staat im besonderen beantwortet werden. Hier will ich aber versuchen, über die geschichtliche und formelle Seite dieser Fragen wenige Streiflichter zu werfen.

Ueberall, wo die arische Rasse ihre politischen Gemeinschaften über den patriarchalischen Zustand hinaus entwickelte und nicht eine rein theokratische Autorität an deren Spitze hatte, wie z. B. im Kirchenstaat, fand sich das Bedürfnis der regierenden Autorität, d. i. dem Fürsten, überhaupt der Exekutive in den verschiedensten Formen, eine soziale Autorität, d. i. eine Manifestation des Machtwillens im Volke gegenüber zu stellen[1]). Es ist eben die Charakteristik der Civilisation, daß sich diese nur entwickeln kann, wenn Staat und Gesellschaft aus Zweckinteressen heraus zusammenwirken. Die kulturelle und politische Ueberlegenheit dieser Völker über die anderen Rassen hing daher stets davon ab, inwiefern dieses Zusammenwirken von Regierung und Volk zustande kam.

Schon im frühesten Griechentum standen in diesem Sinne dem Könige in Kleinasien die Geronten, in Sparta die Gerusia und die beschließende Volksversammlung gegenüber; Solons Verfassung stellte dem Archontat die Prytanen zur Seite und begründete die Volksversammlungen (Ekklesia), worin alle freien Bürger über 20 Jahre über die Gesetze abstimmten. Wir sehen in Rom den Königen den Senat zur Seite und Volksversammlungen (comitia curiata, später auch die comitia centuriata) gegenüberstehend. Unter dem Konsulat bilden der Senat mit den comitia tributa und dem centuriat-comitien die Legislative. Als unter den Cäsaren die soziale Autorität zum Schweigen kam, war dies nicht eine Aufhebung der Verfassung, sondern es übernahmen die Cäsaren sukzessive und im Einverständnisse mit den bezüglichen Körperschaften deren Aufgabe; im Grunde genommen waren aber die Legionen, welche die Imperatoren ausriefen, absetzten und ermordeten, die soziale Autorität, weil die römische Gesellschaft, gänzlich entnervt und sittlich verkommen, nicht mehr befähigt war, eine Autorität zu äußern. Doch wissen wir, daß selbst in dem lasterhaften Byzanz den oströmischen Kaisern oft höchst empfindlich der Zirkus mit seinen „Gelben und Grünen“ als soziale Autorität gegenüberstand.

Diesem Drang, sich in der Staatsverwaltung zur Geltung zu bringen und an dem eigenen Schicksale bestimmend mitzuwirken,

[1]) G. Ratzenhofer „Wesen und Zweck der Politik“ (drei Bände, Leipzig, 1893). 72. Abschnitt.

begegnen wir auch bei allen germanischen Völkern und ihren romanisierten Spielarten, ferner bei den slavischen, insofern sie mit germanischem Blute durchsetzt sind, wie die Tschechen und Polen. Den Heerkönigen stehen Volks- und Gerichtsversammlungen gegenüber. Weil aber zur Zeit der Völkerwanderung die ganze germanische Welt im Kriegsstande lebte, so wurde ihre Verfassung ein Vasallentum, durch welches die Feudalen die soziale Autorität an sich rissen, der mitwirkend die kirchliche zur Seite stand. Unter solchen Umständen erhielt die soziale Autorität im ganzen Bereich des europäischen Kulturkreises eine ständische Grundlage; die Stände, das sind die Interessenkreise, welche politische Macht hatten, also Kirche, Adel, freie Städte, Zünfte und dergleichen schoben sich zwischen die Masse des Volkes und die Krone ein, jene von der Macht fern haltend, dieser die Macht beschränkend. Es ist dies beiläufig der Grundzug der Verfassungen, wie sie in allen Staaten Europas, ausgenommen den äußersten Osten, im Mittelalter bis zur neuesten Zeit mit mehr oder weniger Unterbrechung und in verschiedener Form herrschend waren. Deutschland hatte seinen Reichstag mit drei ständischen Kollegien. Die einzelnen Reichsgebiete einschließlich der Habsburgschen Erbländer hatten ständische Landtage, Ratskollegien, Magistrate und dergleichen. Spanien hatte die ständischen Cortes und einen Gerichtshof, welche die Rechte des Volkes gegenüber der Krone sichern sollten. Frankreich hatte seine Etats généraux, nämlich Parlamente, welche hauptsächlich Gerichtshöfe sind, innerhalb welcher das Parlament in Paris eine Art Führung besitzt und durch die Protokollierung der Gesetze deren Rechtskraft anerkennt oder verweigert. Ungarn hat von jeher seinen Reichstag auf ständischer Grundlage, welchem die berittene Versammlung aller Wehrmänner auf dem Rakós zu Grunde lag. Aehnlichen Ursprungs ist die polnische Verfassung. Im gleichen Sinne wirkte die soziale Autorität in den skandinavischen Ländern und auf den britischen Inseln. England ist nun jener Staat, in welchem sich das Ständewesen zu jener Form entwickelte, welche als der Typus des Parlamentarismus angesehen wird.

So sehen wir, daß die Gegenüberstellung der sozialen und regierenden Autorität keineswegs eine auffällige Erscheinung unserer Zeit ist, sondern innerhalb der civilisierten Völker seit geschichtlicher Kenntnis in den durch die Bedürfnisse verschiedensten Formen bestanden hat. Wenn diese Vorstellung bei Geschichtsunkundigen getrübt ist, so beruht dies gewöhnlich auf der Uebergangsstufe des Absolutismus, welcher in vielen Staaten während des 18. und 19. Jahrhunderts herrschte. Dieser Absolutismus ist nämlich nur dadurch entstanden, daß die regierende Autorität, also die Krone, die soziale Autorität, das sind die Stände, besonders Kirche und Adel, überwanden, während die Masse des Volkes noch nicht zu jener Macht gelangt war, welche der sozialen Autorität notwendig ist, um mit der regierenden zusammen wirken zu können. Dort, wo das Volk im allgemeinen seine Macht bereits entwickelt hatte, wie in Großbritannien oder in Ungarn, vermochte der Absolutismus überhaupt nicht zur vollen Herrschaft zu gelangen oder er unterlag, wie in den Niederlanden oder in der Schweiz, nach kurzem Ringen. Also nicht der Parlamentarismus oder, richtiger, das Mitwirken der sozialen Autorität im Staatsgeschäfte, sondern der Absolutismus war das Vorübergehende.

Die soziale Autorität kommt bei den Germanen und bei den mit ihnen verwandten Volksstämmen in frühester Zeit in den freien Ansammlungen der Wehrmänner ebenso zum Ausdrucke, als in den bestehenden Gesetzgebungen; der Unterschied ist nur derjenige, welcher allen rechtlichen Einrichtungen von damals und von heute eigen ist. Damals war es ein Gewohnheitsrecht und heute ist es ein geschriebenes Recht. Ob die alten Germanen mit den Schwertern auf die Schilde schlugen oder ob man heute mit den Pultdeckeln klappert, dem Wesen nach ist es dasselbe.

Welche Wesenheit kommt nun dieser sozialen Autorität zu und welche Aufgabe erfüllt sie? — Sie ist der Ausdruck der politischen Machtfaktoren außerhalb der regierenden Autorität oder Exekutive. Da in ihr die natürlichen Machtfaktoren des Volkes zum Ausdrucke kommen, stellt sie auch die wirkliche Machtgrundlage des Volkes dar; denn die regierende Autorität ist als Institution bloß ein künstliches Gebilde, welches nur insofern Macht hat, als die soziale Autorität mit ihr in Uebereinstimmung steht oder als ihr ein Berufsheer angehört. Die Aufgabe dieser sozialen Autorität ist, der regierenden die Bedürfnisse des Volkes zur Kenntnis zu bringen und mit ihr zusammen zu wirken, daß jenen Bedürfnissen formell und essentiell entsprochen werde. In dem Maße, als daher die Bedeutung der Volkswirtschaft wuchs, verstärkten sich jene Faktoren im Parlament, welche der Volkswirtschaft nahe stehen; es ist dies jene Bewegung, welche in England das Unterhaus schuf und überhaupt allerwärts die erste Kammer an Bedeutung hinter das Volkshaus zurücktreten ließ.

Regierung und Parlament sollen sich also nicht feindlich gegenüberstehen, sondern gegenseitig ergänzen, und zwar die soziale Autorität durch die Prüfung der Gesetze, Kontrolle der Exekutive und Belehrung des Volkes, die regierende Autorität durch die Handhabung des Gesetzes und durch die Zusammenfassung der Machtmittel des Volkes im Interesse des Staates. Diesem Gedanken entspricht das konstitutionelle Prinzip, wonach die Regierung aus der Mehrheit des Parlamentes hervorgeht.

Wenn wir die Genesis des Parlamentarismus mit dessen Wesen und Aufgabe zusammenhalten, so kommen wir zu dem Schlusse, daß sich derselbe keineswegs überlebt hat, sondern daß er eine im Wesen der europäischen Kultur und herrschenden Rasse liegende Institution ist, von deren gesunder Entwicklung die Zukunft der betreffenden Staaten und Völker abgehängt hat und abhängen wird. Wenn daher die Parlamente heute zu Besorgnissen Anlaß geben, so ist dies nicht ein Beweis, daß sie als Institution entbehrlich sind, sondern daß gewisse Umstände vorliegen müssen, welche die nützliche Seite dieser Institution nicht zur Geltung kommen lassen. Daß diese Umstände überwiegend außerhalb des Parlamentes liegen, ist selbstverständlich, denn dasselbe ist nur Ausdruck der herrschenden Mächte in der Gesellschaft und kann sich nie von denselben loslösen. Doch wird unsere Untersuchung zeigen, daß auch jedem einzelnen Parlamentsmitglied und der ganzen Körperschaft eine gewisse Schuld zufällt, wenn die soziale Autorität fruchtlos bleibt. Diese nachteiligen Umstände finden sich teils in der Anwendungsweise der parlamentarischen Geschäftsform, teils in der Auffassung der parlamentarischen Pflichten.

Seit jeher stellte sich als Konsequenz des Parlamentarismus die Notwendigkeit heraus, daß die soziale Autorität, in welcher Form sie immer auftreten mochte, befähigt sei, jederzeit einen bestimmten Beschluß zu fassen. Es ist dies eine formelle Forderung, welche mit dem Wesen der Autorität einerseits, und mit ihrem Zweck, Recht zu schaffen, andererseits untrennbar verbunden ist. Es gibt weder eine Gewohnheits- noch eine geschriebene Verfassung, welche dieser Forderung nicht in dem Maße Rechnung tragen würde, als man zur Zeit ihrer Schöpfung die Möglichkeiten voraussah, welche die Beschlußfassung verhindern könnten. Es ist dies der formelle Kernpunkt jedes Parlaments. Wie schon mein historischer Rückblick auf die Erscheinungsformen der sozialen Autorität zeigte, hieß dasselbe nicht immer oder überall Parlament, und es ist sehr zu bedauern, daß heute dieser Ausdruck von England, als Stätte der entwickeltsten Volksvertretung, allerwärts übernommen wurde. Durch den Namen Parlament wird nämlich die Meinung erweckt, daß Reden der Kernpunkt des Parlamentes sei; derselbe war jedoch in jeder gesunden Volksvertretung das Beschließen. Ein Parlament, nicht jeden Augenblick bereit, seinen Willen zu äußern, ist ohnmächtig und zwecklos. Da diese Beschlußfähigkeit im Wesen des Parlamentarismus begründet ist, so liegt sie jeder Verfassung implicite zugrunde, auch wenn sie in ihr gar nicht ausgesprochen wird. Mag die Geschäftsordnung eines Parlamentes diese Beschlußfähigkeit noch so unzulänglich schützen, es macht sich des schwersten Verfassungsbruches schuldig, den sich ein Parlamentarier in formeller Hinsicht zu schulden kommen lassen kann, wer die Beschlußfähigkeit unterbindet. Alle Machinationen, welche den Zweck haben, das Parlament nicht zur Aeußerung eines Beschlusses kommen zu lassen, sind Abweichungen von der obersten Pflicht eines Parlamentsmitgliedes, welche in der organisierten Obstruktion den Charakter eines Verbrechens am Staate annimmt, das wohl heute ungesühnt bleibt, aber doch ein Verbrechen ist, und zwar nicht bloß vom sittlichen Standpunkt, sondern auch materiell, weil es die Rechtsordnung im offenen Widerspruche mit dem Zwecke des Gesetzes bricht. Daß man die Hinziehung parlamentarischer Beschlüsse auf Grund einer veralteten Geschäftsordnung zugibt, wurzelt in einem ebenso veralteten juristischen Geiste, welcher es als der Weisheit höchsten Erfolg ansieht, dem Rechte mit dem Wortlaute des Gesetzes ein Schnippchen zu schlagen. Wenn der Jurist über den Wert einer Gesetzesstelle im unklaren ist, so sucht er im Wege der Motivenberichte, Erläuterungen, Kommentare und Präzedenzfälle die Unklarheit zu beheben. Ich glaube nicht, daß man in irgend einem solchen Behelfe den Nachweis finden könnte, daß z. B. Dringlichkeitsanträge oder Debatten dazu eingerichtet wurden, um das Parlament beschlußunfähig zu machen. Es ist ein juridischer Nonsens, daß eine Gesetzesstelle so ausgelegt werden darf, daß der Zweck des Gesetzes, das gewollte Recht, unverwirklicht bleibt.

In der Tat gibt es nur ein Parlament in der Welt, welches die völlige Beschlußverhinderung mit dem vollen Bewußtsein des großen Schadens für das Volk schwächlich hinnimmt, das ist das österreichische; ferner gibt es nur ein Parlament, wo man die Obstruktion mit dem geheimen Hintergedanken toleriert, ihre Ausüber erfüllen den Willen

der Nation, das ist das ungarische. In den meisten Parlamenten werden diese Machinationen als mit der Würde der sozialen Autorität unvereinbar und mit einer instinktiven Scheu vor ihren Gefahren für Gesellschaft und Staat zurückgewiesen. Schlecht steht es um jenen Staat, wo der Mut fehlt, diesem schweren Uebel beim ersten Erscheinen energisch, aber korrekt entgegen zu treten. Da stimmt der Vergleich mit dem Krebsgeschwür, welches nicht im Keime zerstört, den Körper nach aller Voraussicht tötet.

Alle Beeinträchtigungen der Beschlußfähigkeit der Parlamente wurzeln darin, den Willen einer Minorität über jenen der Mehrheit zu setzen. Es ist dies die Frage nach dem „Rechte der Minoritäten", welche seit jeher in die Geschichte der Staaten tiefe, unheilvolle Furchen gezogen hat. Wie ich bereits darlegte, ist es die Charakteristik des Parlaments, daß es jederzeit beschlußfähig sei; denn es handelt sich erfahrungsgemäß im Leben der Staaten darum, daß etwas geschehe und daß diese Taten aus dem Gesichtspunkte des Ganzen erfließen. So lange Menschen denken, konnte aber der Wille einer Versammlung nie anders zum Ausdrucke gebracht werden, als durch den Beschluß der Majorität. Es wird auch allen Staatskünstlern der Zukunft nichts Anderes, Haltbares einfallen.

Es ist nun seit jeher ein Zeichen öffentlichen Niederganges, wenn dieser Mehrheitswille in den Parlamenten die Anerkennung verliert. In dem Maße als nämlich die Aufopferungsfähigkeit für gemeinnützige Ziele in der Gesellschaft abnimmt, drängen sich die Sonderinteressen der Teile und schließlich sogar einzelner in den Vordergrund. Man klagt in diesem Falle über Vergewaltigung, während es sich bloß um Pflichten gegenüber dem Ganzen handelt. In solchen Fällen ist viel von Rechten die Rede, was dazu führt, daß schließlich die Rechte aller konfisziert werden, und zwar gerade von denjenigen, welche die Menschenrechte proklamieren, wie uns typisch die große französische Revolution lehrt. Hinsichtlich der Verklausulierungen der Mehrheitsbeschlüsse ist das Veto der römischen Volkstribunen bekannt, welcher verfassungsmäßigen Einrichtung in ihren weiteren Konsequenzen der Untergang der römischen Republik zuzuschreiben ist. In diesem Falle handelte es sich doch noch immer um das Sonderrecht eines ganzen Volksteiles. Wozu aber die Entwicklung des Gedankens vom Rechte der Minorität führen kann, lehrt uns die polnische Geschichte, wo aus dem allgemeinen Verfall des Rechtsbewußtseins das berüchtigte liberum veto hervorging, wonach jedes Mitglied des Reichstages denselben sprengen und alle seine Beschlüsse zu nichte machen konnte. Der Untergang Polens schöpfte seine wirksamsten Anstöße aus dieser Einrichtung.

Die Obstruktion ist auch so eine Abart des Bemühens, Minoritäten wenigstens das Recht zu wahren, die Beschlußfähigkeit der Mehrheit zu sistieren. Sie ist nun gleich allen ähnlichen Erscheinungen in der Geschichte ein Symptom sittlichen und politischen Verfalls. Man hört heute nur von Protesten, Wahrung von Rechten und sieht den eigennützigen Gedanken, daß eine Partei auf Kosten des Ganzen gedeihen will, als das Ziel des politischen Lebens an. Die bravsten Männer leben heute bis über die Ohren in der Idee versenkt, daß es sich nur um den Kampf für Rechte handelt; während doch die Rechte

aller unbedroht wären, wenn jedermann seine Pflicht täte. Mir sind die sogenannten Friedensfreunde, mit Bertha Suttner an der Spitze, stets sonderbar erschienen, daß sie ihre Bemühungen gegen den Krieg von Staats wegen richten, für den verderblichen Streit der Völker unter sich, welcher die eigentliche Quelle künftiger Kriege ist, blind und gleichgültig sind. Würden sie dem Fluch sozialer und nationaler Leidenschaft entgegentreten, so hätten sie sich um den ewigen Frieden mehr Verdienste erworben, als mit ihren Phantasien auf dem Gebiete der internationalen Politik. —

Je mehr das Staatsgefühl an Stelle des Partei- und Fraktionsgeistes, der Sinn für den Gemeinnutz an Stelle des Eigennutzes auf Kosten seines Mitbürgers hervortreten, wenn große regierungsfähige Parteien im Parlament sich zusammenschließen und eine für die regierende Autorität richtunggebende Politik einschlagen, dann ist der Schutz der Minoritäten besser gewährleistet als durch die gröbste Tonart. Dem steten Nachdruck auf vermeintliche Rechte, gestern dem geschriebenen, heute dem historischen und morgen dem, das mit uns geboren sein soll, entwächst die Politik der Gewalttätigkeit, des Terrorismus, bei welcher der skrupelloseste Politiker die Herrschaft in der öffentlichen Stimmung erhält, weil es stets des gescheiten, ehrlichen und gewissenhaften Politikers Schwäche bleibt, über Bedenken, welche ihm sein Rechtsbewußtsein auferlegen, gegenüber jenem zu kurz zu kommen. Dem Skrupellosen wendet sich sofort der sittenloseste Teil des Volkes zu und verdutzt steht die Mehrheit des Volkes einer Sachlage gegenüber, bei welcher sie nicht weiß, was Recht und Unrecht, Vernunft und Unsinn ist, bis sie endlich, unter dem Eindrucke des Terrorismus und der Verlockungen des Eigennutzes, der Sackpfeife des politischen Rattenfängers folgt und an dem allgemeinen Mißstande mitschuldig wird. Da haben wir dann das Recht der Minorität, nämlich einige Männer mit weitem Gewissen haben die Macht, und das Wohl der Mehrheit, was sage ich, nahezu aller geht in die Brüche. Das sind die Folgen, wenn die soziale Autorität nicht identisch ist mit der intellektuellen und sittlichen Autorität im ganzen Volke, wenn das Volk seine sozialen Pflichten unrealisierbaren Versprechungen opfert.

Das Merkwürdige bei dieser Erscheinung ist aber, daß die Träger der sozialen Autorität nicht etwa sagen, daß die von ihnen verfochtenen Meinungen auch ihre eigene beste Ueberzeugung sei; gerade diese Volksvertreter, welche ihre zerstörenden Meinungen den Massen mit allen Mitteln des Terrorismus, mit Alkohol, Prügel, wirtschaftlichem Boykott und dergleichen aufzwingen, stellen sich als die Mandatare ihrer Wähler hin, deren „heiligen" Willen sie zu vertreten vorgeben. Die Volksvertreter idealistischen Zeitgeistes, welche ihre Wahl vorwiegend der Achtung und dem Vertrauen ihrer Mitbürger verdanken und gewöhnlich wirklich die Meinung der Allgemeinheit schätzen, erklären viel eher, nur ihrer rechtlichen Ueberzeugung folgen zu dürfen als jene Vorkämpfer der Masseninteressen. Und mit dieser Beobachtung bin ich bei einer weiteren Frage über die Wesenheit des Parlamentarismus angelangt: Ist ein Volksvertreter ein Beauftragter seiner Wähler oder ein Auserwählter unter seinen Mitbürgern? —

Wir haben das Parlament als den Repräsentanten der sozialen Autorität erkannt, d. i. eine Versammlung von Männern, die über das,

was des Volkes Bedürfnis ist, Bescheid weiß und die Tatkraft besitzt, diese Bedürfnisse im Zusammenwirken mit der Regierung zu befriedigen. Woher weiß nun der Abgeordnete die Bedürfnisse des Volkes? Sagt ihm das Volk dieselben? — Ich habe das nie beobachtet und auch der Geschichte nicht entnommen. Ich habe nur immer gehört, daß die Kandidaten den Wählern sagen, was sie sich denken, und daß die Wähler diesem Programme in dem Maße zustimmen, als er ihnen, im politischen Sinne, zum Brote eine Wurst und vielleicht auch noch ein Glas Bier verspricht. Der Volksvertreter ist daher unter allen Umständen der Schöpfer seines Programmes und nicht die Wähler. Er weiß und soll das öffentliche Bedürfnis wissen; jede Beauftragung ist eine Fiktion. Es ist einer der beliebtesten Lockrufe der Volksverführer, die Menge glauben zu machen, daß sie wisse, was ihr frommt, um so gestützt auf die Eitelkeit der Massen, seinen persönlichen Interessen nachzujagen. In dem Maße als das öffentliche Leben kompliziert wird, wächst die Schwierigkeit, bei den gesetzgebenden Entscheidungen das Richtige vom Trügerischen zu unterscheiden. Die elementarsten Meinungen auf wirtschaftlichem Gebiet sind umstritten und die erfahrensten und gelehrtesten Männer schreiben Bücher im gegensätzlichen Sinne; und nun soll die Menge, der Mann einseitigen Berufes, wissen, was not tut? Welch verhängnisvoller Irrtum! — Die scheinbar einfache Brotfrage, welche allen so nahe geht, ist im Rahmen der Gesetzgebung, wie jeder Denkende weiß, höchst schwer zu erfassen. Die Massen fühlen ihre Bedürfnisse; mit einem gewissen Instinkt unterscheiden sie auch, ob man es mit ihnen gut meine oder ob man sie prelle; aber schon letzteres ist nur bei sehr klaren Verhältnissen der Fall, da wir doch aus der Geschichte wissen, daß oft der ärgste Betrug von der Menge nicht erkannt wird. Die Stimmungen wechseln im Volke unglaublich. So frug ich einen Ungarn über die Volksstimmung in Angelegenheit der Zollgemeinschaft, weil mir die Sachlage gegenüber dem notorisch gesund denkenden Magyaren des Volkes in vielfacher Hinsicht unverständlich war; er meinte: „Ja wissen Sie, das kommt auf die Umstände an; fragen sie den einzelnen oder auch mehrere vor dem zweiten Frühstück, so sind sie für die Zollgemeinschaft, fragen sie aber einzelne und schon gar mehrere nach dieser Mahlzeit — dann sind sie für die Zolltrennung!“ — Da nun die Magyaren gerne frühstücken, so haben sie auch eine schwer besiegbare Sympathie für die Zolltrennung und die Unabhängigkeitspartei.

Kurz, die Masse der Menschen hat auf dem Gebiete der Politik keine Ahnung von dem, was ihr Bestes ist, woraus folgt, daß der Volksvertreter selber wissen muß, was zum Besten seiner Wähler dient. Derselbe kann daher nicht ihr Beauftragter, d. i. das Organ ihrer ausgesprochenen Wünsche sein, sondern er ist ihr Auserwählter, d. i. derjenige Mann, in den sie wegen seiner geistigen und Charakter-Qualitäten das Vertrauen setzen, daß er nicht bloß weiß, sondern auch verficht, was das öffentliche Wohl verlangt.

Die Geschichte des Parlamentarismus lehrt, daß die Frage, ob der Volksvertreter der Ablegat oder ein Mandatar seiner Wähler sei, erst in neuester Zeit Schwankungen unterworfen ist. Ursprünglich nahm das Volk, wie in Athen, direkt an der Abstimmung teil und hierdurch ergab sich, daß diejenigen, welche überhaupt den Markt

besuchten, die Vertrauensmänner des Volkes waren. Aehnliches sehen wir in der germanischen Ordnung des öffentlichen Rechtes. Die Thane und Gemeinfreien erschienen nach Gefallen mehr oder weniger zahlreich bei den Versammlungen. Dort wo ein Patriziat herrschte, waren die Patrizier eigentlich von Haus aus nach Würde, Macht und Erfahrung die Vertrauenspersonen des Volkes. In dem Maße, als dieses Vertrauen schwand, treten neue Faktoren des Volkes auf, wie das Tribunat in Rom oder wie der wachsende Anteil der Commoners im englischen Parlament. Als mit der Vermehrung des Volkes bei gleichzeitigem Wachsen des englischen Staatskörpers das Wahlverfahren notwendig wurde, konnte sich die Wahl der Abgesandten nur auf das Vertrauen in die Person stützen, da die Einzelheiten der Parlamentsversammlungen mangels einer Presse nicht ausreichend bekannt waren. So wählten in England die Grafschaftsversammlungen (comty court), welche jeder „angesehenen Person" zugänglich waren, auf Antrag des Sheriffs einen Deputierten. Die Wahlmißbräuche und Wahlunterlassungen drängten nun zu einer Regelung der Wahlen, bei welcher allerseits auf Vertrauenswürdigkeit des Abgesandten gesehen wird, weil auch im Parlament nur „angesehene Personen" Anträge zu stellen berufen waren. Wir sehen in England und noch mehr am Kontinent, wo die soziale Autorität alsbald einen oligarchischen Charakter annahm, allenthalben das Gewicht auf den persönlichen Wert des Repräsentanten gelegt; nirgends macht sich die Beauftragung von Seite der Wähler geltend. Nur in Ungarn ergab sich aus dem Wesen der Komitatsverfassung, daß die Ablegaten mit einem vorgezeichneten Auftrag im Reichstag erschienen. Wir sehen das Prinzip der Vertrauenswürdigkeit in den meisten Verfassungen betont, sowie auch das Grundgesetz über die österreichische Reichsvertretung vom 21. Dezember 1867, § 16, festsetzt, daß die Abgeordneten von ihren Wählern keine Instruktionen anzunehmen haben.

In diese moralische Grundlage der Volksvertretung brachte nun das mißverstandene Prinzip der Volkssouveränität und die Ausgestaltung aller Wahlmittel, wenn auch nicht gesetzlich, doch gebräuchlich, einen Wandel. Da durch Umschreibung des Wahlzensus und durch die Matrikelführung die Person des Wahlbürgers sichergestellt wurde, so sahen sich auch die Kandidaten immer mehr genötigt, um die Gunst dieser Wahlbürger zu werben. Hiermit stellte sich der Mißbrauch ein, daß der Kandidat den Wahlbürgern das sagte, was sie hören wollten, wodurch die Wahlbürger immer mehr sich befugt erachteten, den Abgeordneten als ihren Beauftragten anzusehen. Wir erfahren sogar oft, daß dem Abgeordneten das Mißtrauen ausgesprochen wird, oder daß er zur Niederlegung des Mandates aufgefordert, oder ein bestimmtes Verhalten für eine Angelegenheit verlangt wird. Es gibt sodann auch Abgeordnete, welche in Verkennung ihrer Würde positive Aufträge von den Wählern erbitten, Rechenschaftsberichte statt Belehrungen über die politische Sachlage erteilen und vor der Wählerschaft genau so kriechen, wie man es gewohnt ist, schmeichlerischen Höflingen als Sünde nachzusagen.

Damit ist aber das Wesen der Volksvertretung in seiner Grundlage entstellt worden. Der Abgeordnete ist nicht mehr ein Mitglied einer sozialen Autorität, sondern in seiner Ueberzeugung gebunden;

man kann ihm aus einer charaktervollen Gesinnung einen Vorwurf machen. Er wird der Sklave eines Schlagwortes, das die gedankenunfähige Menge beherrscht. Die Eindrücke von der Fehlbarkeit des bisherigen Vorganges mögen seine Ueberzeugung noch so sehr bestürmen, er bleibt mit Unterdrückung seines politischen Gewissens bei dem alten Irrtum. Man konnte z. B. diese Tatsache an den Gewissensqualen vieler österreichischer Abgeordneter gegenüber der Obstruktion beobachten. Je gewissenhafter der Volksvertreter ist, desto unglücklicher wird er sich unter der Last der Verpflichtung fühlen, nach seiner Ueberzeugung das gemeinnützige Beste anzustreben und anderseits dem einmütigen Willen der Wähler entsprechen zu sollen: Alle höheren und edleren Gesichtspunkte gehen verloren.

Das sind jene Erscheinungen, welche die sittlich hochstehendsten und arbeitsfähigsten Männer aus der Bahn der Volksvertretung vertreiben und an deren Stelle jene Bierbankpolitiker bringen, die sich mit dem Heldenmute brüsten, ein Parteischlagwort, sei es noch so unheilvoll, durch dick und dünn zu verfechten.

Dadurch aber, daß sich in den Wählern die Meinung festsetzt, daß eigentlich von ihnen die Leitung der Politik ausgeht, worin sie von Professionspolitikern und von der Parteipresse bestärkt werden, breitet sich im Volke der politische Hader immer mehr aus; er schont dann kein Gebiet. Und dieser Hader herrscht auf Grund von Partei-Schlagworten, die mit Allmacht Wähler und Gewählte tyrannisieren und verhindern, daß die gesunde Vernunft zu Worte kommt. Im Partei-Schlagwort finden wir die vierte Krankheitserscheinung des heutigen Parlamentarismus.

Das 19. Jahrhundert, welches so stolz war auf seine wirtschaftliche Teilung der Arbeit, erlebt bei seinem Ausgange, daß das Werk der organisatorischen Arbeitsteilung auf politischem Gebiete mancherorts zusammenbricht; viele Körperschaften kümmern sich weniger um ihre Bestimmung als um den großen Parteikampf. Bei den meisten Lokal-Vertretungen werden Beleuchtung, Straßenbau, Wasserversorgung, Kanalisierung, Schulwesen und so fort vom Partei-Standpunkt behandelt. Die sachliche Erörterung tritt allenthalben zurück; das Parteigift frißt alles an, am meisten aber die Tasche der Steuerträger.

Alles will vom Staat etwas und sieht gar nicht, daß, während er ihnen in Hellern etwas gibt, er es ihnen infolge der Gleichgültigkeit für das Gedeihen des Ganzen kronenweise wieder wegnimmt. Denn das ist das Merkwürdigste an diesem Parlamentarismus, der nur die Wünsche der Wähler beachtet, und fortwährend von Rechten spricht, daß unter ihm die Regierungen den freiesten Spielraum haben und machen, was sie wollen, nur nichts rationell Wohltätiges, denn das könnte einem solchen Parlamente nicht recht sein.

Die Beschlußunfähigkeit des Parlamentes, das Recht der Minoritäten, die Beauftragung durch die Wähler, und die Allmacht des Partei-Schlagwortes, das sind jene Erscheinungen, welche die Stimmung von dem Ueberlebtsein des Parlamentarismus hervorruft; man vertauscht dann die Ursachen mit den Wirkungen und glaubt, der Parlamentarismus hat sich überlebt, während sich in der Tat nicht diese Institution als Ausdruck der sozialen Autorität, sondern der Geist überlebt hat, welcher sie regiert. —

Ich habe versucht kurz anzudeuten, wie der Parlamentarismus innerhalb der civilisierten Rassen aus der Dämmerung der Urgeschichte in die Gegenwart herüberragt; daß er also mit der Civilisation selbst entstand und mit ihr untrennbar verknüpft ist. Ich mußte aber auch andeuten, wie in untergegangenen Staaten der Parlamentarismus erstarb, weil sich die Selbstsucht an Stelle des Gemeinnutzes breit gemacht hatte. Die Geschichte — besonders die englische — zeigt, daß in dem Verhalten der Völker zu ihrer politischen Pflicht, das Ganze über den Teil zu setzen, Schwankungen vorkommen können. Ob nun ein solcher Niedergang überwunden werden kann, wie in Großbritannien, oder ob er das Ende des betreffenden Staates erkennen läßt, wie es für Polen zutraf, dies zu erwägen, bildet ein Studium für sich. Ob solche Krisen überwunden werden, vermögen wir an nichts besser zu erkennen als daran, daß sich im Parlamente selbst Männer finden, welche den Mut haben, dem unheilvollen Zug der Auflösung entgegen zu treten.

Beachten wir, daß sich die Zustände, wie sie sich in den österreichisch-ungarischen Parlamenten darstellen, und wie sie mehr oder weniger alle Parlamente bedrohen, eine natürliche Fortsetzung jener geschichtlichen Entwicklung zu sein scheinen, welcher die Befreiung der Völker vom Absolutismus zuzuschreiben ist. Wer daher heute der allgemeinen Bewegung entgegentritt, hat den Vorwurf der Demagogen zu fürchten, er sei reaktionär. Die Furcht vor diesem Vorwurf charakterisiert sich dadurch, daß keine Partei regierungsfähig sein will, der ärgste politische Unsinn, den die Geschichte kennt, und daß in manchen Parlamenten überwiegend Gegner jeder Regierung anzutreffen sind, während die in ihrer Interessenstellung wurzelnden Anhänger der Autorität des Staates schweigen. Nun ist es aber unwahr, daß das, was wir z. B. in den letzten Jahren in vielen Parlamenten beobachten, noch als eine fortschrittliche Entwicklung dieses Institutes und daher auch der Civilisation gelten kann. Das Gleiche ist nicht dasselbe, wenn es nach seinem Maß verändert und durch äußere Umstände beeinflußt wird. Auflösung ist nicht mehr Befreiung; Anarchie ist die größte Knechtschaft der Massen; das höchste Recht einzelner ist das höchste Unrecht für alle; die Achtung vor der Größe des Volkes schließt die Unterwerfung unter den Willen seiner Teile oder gar einzelner aus; der Mißachtung des gültigen Rechtes kann keine Anerkennung eines angestrebten Rechtes entspringen u. s. w. Solche Erfahrungssätze zwingt uns der heutige Parlamentarismus auf; sie lehren uns, daß einige Parlamente die Bahn der Entwicklung und des Fortschrittes längst verlassen haben und sich auf derjenigen des unheilvollsten Rückschrittes befinden, die sich denken läßt auf der Bahn der Selbstvernichtung. Aus dieser Tatsache kann wohl jeder Mann mit Rechtsbewußtsein die Kraft schöpfen, sich dieser Bewegung mutvoll entgegen zu stellen und sich den Vorwurf der Rückschrittlichkeit oder der Regierungsfreundlichkeit, und wie sie da heißen die Verdächtigungen einer vergangenen Periode, gefallen lassen. Die Losung aller, die bewußt in den Rassen wurzeln, welchen die europäischen Nationen angehören, muß heißen: „Scheinbare Umkehr zum wirklichen Fortschritt.“ — Denn all' die Bedürfnisse, welche uns die soziologische Erkenntnis mit jedem Tage mehr und mehr als

dringend zur Errettung vor allgemeinem Verfall erscheinen läßt, liegen in entgegengesetzter Richtung von jenen Bestrebungen, wie sie dem Rassen-Gemengsel unserer Großstädte und den östlichen Staaten überhaupt eigen sind, wie sie besonders von jenen rassefremden Elementen gepriesen werden, die heute an der Erzeugung der öffentlichen Stimmung geschäftsmäßig beteiligt sind. Nicht die Auflösung aller Bande und Niederwerfung aller Autorität frommt der Gesellschaft, sondern die Errichtung und Anerkennung solcher, wie sie die Wissenschaft über die menschlichen Wechselbeziehungen als notwendig erkannt hat.

Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten.

Dr. Friedrich Otto Hertz.

VI.

Ein Hauptunterschied zwischen Indogermanen und Semiten soll nach Chamberlains oft und lebhaft wiederholter Behauptung in Sachen der Toleranz bestehen. Der Semite prinzipiell intolerant und fanatisch gegen jede freie Gedankenregung, der Arier von weitherzigster Duldsamkeit. Erklärt wird dies mit der engen Geistessphäre des Semiten, in der der Wille herrscht und zwar wie Chamberlain unbedenklich sagt, der egoistische Wille[1]). Zwar wird der gewöhnliche Verstand sofort verwundert auf die fanatische Intoleranz katholischer und protestantischer Indogermanen hinweisen, die Chamberlain selbst wiederholt hervorhebt. Aber Chamberlain hat die Antwort bereit, daß gerade diese Erscheinung auf semitischem Einfluß beruht, alle die Millionen von Menschenleben, die die Kirchen auf dem Gewissen haben, sind Opfer des alten Testaments und des jüdischen Geistes im Christentum[2]).

---

[1]) Chamberlain, S. 385, 406/7, 415.

[2]) Auch die Intoleranz der Spanier führt Chamberlain auf Beimischung semitischen (arabischen) Blutes zurück. Leider heben aber alle Geschichtswerke gerade die Toleranz der Araber gegenüber der Intoleranz und dem Fanatismus der Westgoten und Spanier hervor. (Vergleiche z. B. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien, 1865, Band II, S. 308, 309 und jede beliebige Weltgeschichte.) — Es ist interessant, die wirklichen Gründe der spanischen Intoleranz in sozialen Verhältnissen zu finden. Bereits der Westgotenstaat war derart fanatisch, daß Felix Dahn meint, „nicht der ehemalige Kirchenstaat, höchstens der Staat der Jesuiten in Paraguay gewähre so völlig das Bild einer Priesterherrschaft". In dem durch seine Gebirge partikularistisch gebauten Spanien entwickelte sich frühzeitig der Feudalismus und ein mächtiges Vasallentum, das ununterbrochen mit den Königen im Kampf lag. So blieb den Königen nichts übrig, als sich dadurch die Hülfe der Kirche zu sichern, daß sie sich in ihre gänzliche Knechtschaft begaben und fußfällig, unter Tränen die Gebote der Priester empfingen. Auch der politische Gegensatz der arianischen Westgoten zu den katholischen Römern und später der Kampf gegen die Araber haben den religiösen Fanatismus gefördert. Schon König Kindila (636—640) hatte den bündigen Grundsatz aufgestellt: „in meinem Reiche darf niemand leben, der nicht katholisch ist". So wurde das Volk durch Jahrhunderte zum Fanatismus gezüchtet, höchstwahrscheinlich kommt das Wort „bigott" von „Visigoth" (Westgote). — Wo findet man in der Geschichte semitischen Fanatismus, der dem dieses Germanenstaates gleichkäme? (Vergleiche die genauen Belege bei Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, Band I, 1881, S. 372, 386, 388, 394, 399, 501, 517.) Eine interessante Parallele bietet Tirol. Hier lag der Brennerpaß, die

Diese paradoxen Sätze Chamberlains haben viel Widerhall gefunden, merkwürdigerweise auch in vielen Kreisen Glauben. Trotzdem sind sie geradezu Muster der Unfähigkeit dieses Autors zu sozialer und historischer Betrachtung.

Vor allem wird trotz der Weitschweifigkeit der Darstellung nicht klar, was Chamberlain eigentlich unter Toleranz und ihrem Gegenteil versteht. Einmal scheint es als ob der jüdische Rassenhochmut das Ziel seines Angriffes sei, ein anderes Mal wieder das angebliche Streben der Juden nach der Weltherrschaft, die Gott ihnen als Lohn der Gesetzerfüllung verheißen habe, dann wieder ihre gänzliche Negation fremder Götter und Religionen u. s. w. Eine knappe historische Darlegung wird den Knäuel von Widersprüchen am sichersten entwirren. Der alte Naturgott Jahwe war überaus tolerant[1]), er duldete zahlreiche Götter neben sich, außerhalb Israels hatte er überhaupt keine Kompetenz, dort herrschten die Götter der anderen Völker, denen auch der frömmste Israelit diente, wenn er außer Landes ging. Salomo baut schon den Göttern der von ihm unterworfenen Völker Tempel, Ahab dem Gott der verbündeten Tyrier u. s. w., ein Zeichen zunehmenden Verkehrs, der sich auch auf die Götter erstreckte. Von Exklusivität ist keine Rede, dies beweisen die überaus zahlreichen Mischehen und die harmlose Art, in der mit Fremden verkehrt wird. Die Absperrung der Aegypter vor Fremden erregt das Staunen der Israeliten. Selbst Moses heiratet die Tochter eines midianitischen Priesters, der andere Götter verehrte und verkehrt mit ihm in freundschaftlichster Weise. Von Weltherrschaft konnte natürlich bei einem Volk, dessen Horizont mit den Landesgrenzen zusammenfiel, nicht die Rede sein. Kurz, wir finden ein genaues Beispiel der Auffassung, die bei allen Völkern herrschte, die über die Stufe der Naturreligion nicht entschieden hinauskamen. Die Götter sind eben Naturgestalten, mit denen sich zunächst jene abzufinden haben, die ihnen lokal oder durch Stammesverwandtschaft zunächst sind, der Gedanke der Propaganda wäre jenen Menschen unverständlich gewesen. Was geht die anderen Völker unser Jahwe an, der auf seinem Berg sitzt und den Nachbarn fruchtbringenden Regen sendet oder manchmal mit dem Blitz dreinschlägt? Was war der Nil den Römern, ein römischer Waldgott den Aegyptern oder den Bewohnern des baumlosen Mesopotamien? Die meisten Völker des Altertums sind über diesen Standpunkt nicht hinausgekommen, jede Stadt, ja jedes Geschlecht und jedes Haus hatte seine Götter, die der Fremde zu respektieren hatte, wogegen er die Verehrung seiner Götter als Privatsache ruhig betreiben konnte.

Heerstraße der deutschen Könige für ihre Italienfahrten. Unmöglich durfte der König dulden, daß Vasallen hier sich einnisteten, die mit einer Handvoll Leuten die Felsenpässe sperren und den König zwingen konnten. Aus diesem Grunde verliehen die deutschen Könige das Gebiet treuergebenen Bischöfen, die ja keine Dynastie gründen konnten. So wurde die geistliche Herrschaft über Tirol gebreitet und das Volk in die Pfaffenschule geschickt, bis es auf das spanische Niveau herabsank. — Beide Fälle zeigen recht deutlich die Unzulänglichkeit der Rassenerklärung gegenüber der Milieutheorie. Uebrigens ist sowohl in Spanien, als in Tirol noch in Betracht zu ziehen, daß schon das bloße Leben in den einsamen weltabgeschiedenen Gebirgstälern mit ihren mannigfachen Gefahren Aberglauben und Bigotterie befördert.

[1]) Vergleiche zahlreiche Belege bei Smend, a. a. O., S. 155 ff. Stade, a. a. O., Band I, S. 508.

Dies ändert sich mit der Stufe der ethischen Religion, mit dem Gedanken, daß Gott oder die Götter sittliche Wesen sind, nicht Naturgewalten, deren Macht so weit reicht, wie das menschliche Sittengesetz.

Der Anhänger des ethischen Gottes fühlt sich selbst als ein Stück höherer Art, er blickt mitleidig oder verachtungsvoll auf den „Götzendiener" herab, dessen niedere Moral den Launen seines „Götzen" entspricht. Oft bildet auch der Gegensatz der sittlichen Anschauungen einen Gegensatz der Existenzbedingungen, der nur im Kampfe gelöst werden kann. Moral ist aggressiv.

In Indien war die Religion metaphysisch auf den höchsten Stufen, materialistisch — wie überall — auf den niederen, von aktiver Ethik finden wir auf beiden nicht viel, was uns die soziale Verfassung Indiens erklärt. Zwischen den zahlreichen Schulen und Sekten bestand genug Streit, Haß und Geringschätzung, aber doch wohl mehr persönlicher Art. Die Fragen um das Wesen des Seins und dergleichen, die den Gegenstand der indischen Spekulation ausmachten, sind keine solchen, die Fanatismus erwecken könnten. Die Behauptung Chamberlains von der Toleranz der indischen Religiosität könnte ebensogut auf das Verhältnis der Philosophenschulen in unserer Zeit angewandt werden, höchstens daß Professor A den Professor X für einen Esel hält und umgekehrt. Intoleranz wird man dies kaum nennen. Die einzige Bewegung, die im großen Maßstab ethische Bedeutung besaß, war der Buddhismus. Aber er lehrte nicht die soziale Auflehnung, sondern die Lösung von der Welt, sein Prinzip war der bestehenden Ordnung nicht feindlich. Trotzdem genügte die Geringschätzung, die er dem eitlen Brahmanentum entgegenbrachte, um dieses zu erbittern. Die gegenseitigen Schmähungen der Sekten bezeugen dies Gefühl. Die Ketzer kommen nicht in den Himmel. Das Manugesetz, das eine Reaktion der Brahmanenmacht gegen den Buddhismus darstellt, befiehlt ketzerisches Volk aus der Stadt zu treiben[1]). Aber das Brahmanentum war viel zu zersplittert, um die jugendkräftige Bewegung, die auch oft die Fürstengunst erlangte, unterdrücken zu können. Der einzige mir bekannte Versuch einer gewaltsamen Bekämpfung ist der des Königs Pushpamitra, der, von den Brahmanen zur Unterdrückung des Buddhismus aufgehetzt, ein Kloster zerstörte, alle Insassen ermordete, auf das Haupt jedes Buddhisten hundert Goldstücke setzte und alle ihre Heiligen im Lande erschlagen ließ[2]). Ob die Verdrängung des Buddhismus aus Indien auf friedlichem Wege geschah, wissen wir infolge des Mangels an Geschichtsquellen nicht, doch ist es wahrscheinlich.

Ein anderer Geist beseelt die persische Religion, aktive Sittlichkeit ist ihr höchstes Gebot. Ahuramazda haßt das Böse und seine Anhänger, ihre Bekämpfung ist heilige Pflicht. Zwischen der Moral der friedlichen Bauern und der der Indra verehrenden Nomaden, denen Gewalt über Recht ging, gab es einen Gegensatz, der nur durch Unterwerfung oder durch Schädeleinschlagen gelöst werden konnte. Toleranz liegt der kräftigen Religion der Friedens- und Rechtsordnung ganz ferne. „Laß den Erleuchteten allein sprechen zum Erleuchteten! Laß nicht den Unwissenden ferner uns täuschen! Laßt keinen Mann unter

---

[1]) Oldenberg, a. a. O., S. 195, 198—200.
[2]) Lassen, a. a. O., Band II, S. 363, 445.

euch (der gläubigen Gemeinde) ein Ohr leihen dem Spruch oder Gesetz jenes Sünders oder Unwissenden, denn Haus und Hof und Gau und Provinz würde er dem Tod und Verderben überliefern, sondern greift zu den Waffen und schlagt sie nieder! (die Ungläubigen oder Indifferenten). Ihr Los soll in dem Dunkel sein und Fäulnis ihr Mahl u. s. w.[1]). Pfleiderer fügt hinzu: „Es ist zu bemerken, daß Ahuramazdas Reich, weil es die sittliche Weltordnung ist, sich nicht auf die nationalen Grenzen der Iranier beschränkt, sondern auch fremde Volksangehörige unter seine Bekenner aufnimmt —", wofür das Beispiel turanischer Stämme angeführt wird. Das Wesen der ethischen Religion erfordert also Intoleranz und Propaganda, wie die Naturreligion es geradezu ausschließt.

So sehen wir auch, daß gerade die besten römischen Kaiser die heftigsten Christenverfolger waren, der Gegensatz der moralischen und sozialen Prinzipien war nicht zu überwinden. Intolerant waren aber nicht die Cäsaren, die die Christen den Bestien vorwarfen, um nicht den Bestand des Staates dem Zorn der Götter auszusetzen und um die gefährlichen sozialen Lehren[2]) zu unterdrücken, sondern die Christen waren es und mit vollem Recht. Ohne die Intoleranz des sittlichen Fortschritts wäre die Welt nicht zu verbessern. —

Von dieser notwendigen positiven Intoleranz der ethischen Religionen, die gerade oft aus Menschenliebe dem anderen die eigene bessere Art aufzudrängen sucht[3]), ist jene Intoleranz zu unterscheiden, die sich auch in naturalistischen Religionen findet, die auf die Abwehr beschränkt bleibt und aus Furcht vor der Rache beleidigter Götter entspringt. Niemals hätte der Athener daran gedacht, einem Korinther oder Perser seine Götter oder seinen Kult aufzudrängen. Wehe aber, wenn etwa ein Philosoph Dinge lehrte, die die heimischen Götter verletzten oder gar ihre Existenz verneinten. Der Vorwurf der Asebeia war tödlich. Das humane Athen hat nicht nur Sokrates zum Giftbecher verdammt, auch Aristoteles, Protagoras, Anaxagoras, Theodorus, Diogenes von Apollonia und viele andere wurden von ihm aus religiösen Gründen verfolgt[4]). Diese negative, defensive Intoleranz bezeichnet eine niedrige religiöse Stufe.

Israel erhielt durch das Exil und die Prophetie den Anstoß zur Ueberwindung des religiösen Naturalismus. Gleichzeitig sehen wir das Steigen des Selbstbewußtseins. Die Heidengötter werden bekämpft

---

[1]) Yasna, 31, 17. 22 citiert nach Pfleiderer, a. a. O., S. 164. Man erinnere sich der fanatischen Intoleranz und barbarischen Grausamkeit der Perser gegen das Christentum (Lehmann, S. 208/9). Sollten die arischen Iranier auch jüdisch infiziert worden sein? —

[2]) Vergleiche Brentano, Die wirtschaftlichen Lehren des christlichen Altertums. (Sitzungsberichte der königlich bayrischen Akademie, phil. hist., Klasse 1902. — Heft 2, S. 141 ff. — und Gibbon History of the Decline and fall [passim].)

[3]) Man erinnere sich, daß vornehmlich ein Wort Christi Anlaß zum Bekehrungseifer mit Gewaltanwendung gegeben hat. Siehe Lukas 14, 23; wo der Gastgeber seinen Knechten sagt: „Nötige sie hereinzukommen." —

[4]) Lange hat die Tatsachen des religiös orthodoxen Fanatismus bei den Griechen in einem interessanten Exkurs behandelt. Vergleiche Lange, Geschichte des Materialismus, 5. Auflage, 1896, Band I, S. 4, 124—126. Erst nach Abschluß dieser Arbeit erschien die wertvolle Studie von Scheichl, das Griechentum und die Duldung, 1903, deren Resultate mit meinen völlig übereinstimmen und andernorts gewürdigt werden sollen.

nicht wegen der „angeborenen" semitischen Intoleranz, sondern mit ausdrücklichem Hinweis auf die niedrige sittliche Stufe ihrer Verehrung und Verehrer, die Kinderopfer, religiöse Unzucht, die Härte und Grausamkeit ihrer Gesetze u. s. w. Die Juden werden von da an nicht müde, ihre eigene Ueberlegenheit, die Erhabenheit ihres Gottesbegriffes, die „Humanität" ihres Gesetzes, die Versunkenheit der heidnischen Moral hervorzuheben[1]). Aber auch den schlechten Elementen im eigenen Volk gilt die strafende Predigt. Wenn man bedenkt, welche Heidenwelt die Juden in Babylon, den großen ägyptischen und kleinasiatischen Seestädten vorfanden, begreift man wohl diese Stimmung. Erst der Hellenismus trat dem Judentum als gleichwertiger Kulturfaktor entgegen. Der jüdische Geist wurde von ihm aufs stärkste beeinflußt. Griechisches und jüdisches Wesen durchdrangen sich völlig. Wie weit man ging, möge die Tatsache beweisen, daß selbst ein jüdischer Hoherpriester Jesus sich den griechischen Namen Jason beilegte und dem Herakles Opfer brachte. Der strenggläubige alexandrinische Philosoph Philo[2]),

---

[1]) Schon im Deuteronomion 4. 6—8, 32, 33 heißt es, die von Gott gegebenen Gebote und Satzungen würden ob ihrer Vortrefflichkeit den Ruhm Israels bilden, so daß die Leute sprechen: „Ei, welche weise und verständige Leute sind das und ein herrliches Volk." „Und wo ist so ein herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe, als alles dies Gesetz u. s. w." Und bald darauf (V. Moses 7. 7) ertönt schon der unerbittliche Tadel des Moralisten, dem die Ueberhebung aus dem Bewußtsein eigener Vortrefflichkeit gefährlich dünkt. „Nicht weil ihr mehr als andere Völker seid, hat Gott euch erwählt, denn ihr seid das geringste unter den Völkern", sondern nur seiner eigenen Treue wegen. — Ein Volk, dem man bereits dieses sagen durfte, bewies wohl schon dadurch, daß es moralisch nicht mehr zu den Geringsten zählte. —

[2]) Die ganze Voreingenommenheit Chamberlains zeigt sich schon darin, daß er Philo für einen irreligiösen Freidenker, „der an Jahwe so wenig glaubte, wie an Jupiter", hält!! (S. 143.) Daß bei dieser Gelegenheit das Antisemitenmärchen von der jüdischerseits angezettelten Christenverfolgung durch Nero auftaucht, ist nicht verwunderlich. Es muß aber folgendes ausdrücklich erwähnt werden. Chamberlain bringt mehrere Male (wenigstens viermal, S. 223, 224, 328, 411) als besonderen Beweis jüdischen Rassenhochmuts vor, selbst der freisinnige Jude Philo habe erklärt, „einzig die Israeliten seien Menschen im wahren Sinne", wobei er sich auf Graetz beruft. Selbstverständlich liegt hier ein Irrtum vor, zu der Chamberlain durch die leichtfertige Art seiner Benutzung fremder Zitate verleitet wurde. Die Stelle steht Philo: De sacrificantibus M. 257. Wir setzen sie aus dem schwülstigen Griechisch des Alexandriners hierher: Gott, sagt Philo, verlange keine schweren und lästigen Dinge, sondern nur Liebe. Gegen die Einwendung, was denn Gott an der Liebe der Menschen gelegen sei, da er ja alles Leibliche und Geistige besitze, fährt er fort: „Und doch hat Gott aus dem ganzen Menschengeschlecht wahre Menschen nach ihrer edlen Art erwählt und sie seiner ganzen Fürsorge gewürdigt, indem er die ewig strömende Quelle der Sittlichkeit zu seinem Dienst berief und aus ihr auch die anderen Tugenden sprießen ließ (wörtlich: sie bewässerte) und jene zum besten Genuß erhob — besser als Nektar, ja ein wahrlich unsterblich machender Trank: bemitleidenswert und elend sind aber die, die an der Mühe der Tugend nicht Anteil erhalten und als Unselige gelebt haben, die gar nicht der Kalokagathie genossen haben, obwohl es ihnen freistand, sich ihrer zu erfreuen und zu schwelgen in Gerechtigkeit und Billigkeit" u. s. w. — Ob hier unter den „wahren Menschen" die Israeliten gemeint sind, ist sehr zweifelhaft (Quelle der Sittlichkeit, Kalokagathie u. s. w. . . .). Es sei aber, da Graetz — Chamberlains Gewährsmann — es meint. Wo aber steht „einzig" die Juden seien es, wie Chamberlain zitiert? Philo hat für den Ausdruck „wahrer Mensch" eine besondere Vorliebe. (Vergleiche z. B. de Abrahamo § 2, wo Philo den auf Gott Hoffenden einen „wahren Menschen" nennt und dem Verzweifelnden diesen Titel abspricht, da die Hoffnung das Beste in der Seele sei.) Ja in dem Fragment seiner Schrift de providentia sagt er sogar: „einzig Hellas bringe wahre Menschen hervor, indem es das

der die jüdisch-hellenische Richtung am besten repräsentiert, erklärt sogar, daß nur der Boden von Hellas wirkliche Menschen hervorbringe. Nach seiner Ansicht stimmt die griechische Weltweisheit mit der jüdischen Offenbarung zusammen, ja, er erkennt sogar den heidnischen Religionen einen gewissen Wahrheitsgehalt zu, indem er die Verfluchung der heidnischen Götter untersagt und lehrt, daß die göttliche Vorsehung die Verletzung heidnischer Heiligtümer bestrafe. Plato ist ihm „der große und heiligste Mann", er redet von der heiligen Gemeinde der Pythagoräer, von dem heiligen Verein der göttlichen Männer eines Parmenides, Empedokles u. s. w. Die Sittlichkeit läßt sich nach Philo in zwei Sätze zusammenfassen, dieselben, die Jesus lehrte: Verehrung gegen Gott und Liebe und Gerechtigkeit gegen die Menschen.

Ein so geläutertes Judentum macht uns den ungeheueren Erfolg begreiflich, den die jüdische Propaganda in der Heidenwelt erzielte und der seine Träger mit gerechtem Stolz erfüllte. Lange schien es zweifelhaft, ob die Welt christlich oder jüdisch sein werde. Jedenfalls hat die jüdische Mission dem Christentum unendlich vorgearbeitet. Im Konkurrenzkampf mit dem Christentum und noch später inmitten wenig civilisierter christlicher Völker, die mit Verwunderung und argwöhnischem Haß auf die sonderbaren Gestalten aus dem Morgenland herabblickten, wuchs der Stolz des älteren Kulturvolkes zum borniertesten Eigendünkel heran. Und je trauriger sich im Mittelalter die Lage der Juden gestaltete, desto verzweifelter klammerten sie sich an das eine Erbe aus großen Tagen, die Ueberzeugung der eigenen Ueberlegenheit. Es ist oft der Fall, daß ein gealtertes Volk die Träume der Jugend auffrischt und ins Maßlose verzerrt, so wird auch ein herabgekommenes Adelsgeschlecht immer hochmütiger, je weniger dies seiner Lage entspricht. Man weiß aus Mommsen, wie die Griechen der Dekadenz mit grenzenloser Verachtung auf die römischen Sieger herabblickten. Doch sind die Juden durch den lebendigen Schatz der Prophetie stets vor dem Aeußersten bewahrt worden. Es ist eine der vielen Chamberlainschen Verleumdungen, daß nach der überwiegenden rabbinischen Meinung alle Nichtjuden vom Anteil an der zukünftigen Welt ausgeschlossen seien. Der bedeutendste christliche Darsteller der jüdischen Theologie, auf den sich Chamberlain zum Beweise seiner Behauptung bezieht, indem er ihn ohne eigene Kenntnis aus zweiter Hand zitiert, sagt vielmehr, daß das gesamte spätere Judentum annimmt, daß nur die gottlosen „Heiden" in die Hölle kommen, die anderen aber sich zu Gott wenden und der Seligkeit teilhaftig werden[1]). Kommen wir nun zur „Weltherrschaft". Ganz im Stil der sensations-

---

himmlische Gewächs den weisen Verstand erzeugt" u. s. w. (Vergleiche Wendland, Philos Schrift über die Vorsehung, 1892, S. 81.) — Mag Philo hier in hellenistischer Begeisterung übertreiben — keinesfalls kann jemand, der die geringste Ahnung von seiner Richtung hat, ihm solchen Unsinn zuschreiben, wie Chamberlain es tut. Das entscheidende Wort ist von Chamberlain frei erfunden. Dies beweist aber weiter, daß Chamberlain von dem größten Repräsentanten des vorchristlichen hellenistischen Judentums keine Kenntnis hat, obwohl er ihn später ganz verständnislos beschimpft. (S. 569.) Und mit solcher Vorbildung wagt es Chamberlain, über die Entstehungszeit des Christentums zu schreiben und sein Urteil über das der bedeutendsten Fachgelehrten zu setzen? — (Ueber Philo vergleiche besonders Zeller, Philosophie der Griechen, 1881, III, 2, S. 338 ff.)

[1]) Weber, a. a. O., S. 392.

lüsternen Antisemitenpresse teilt uns Chamberlain mit, daß die Juden stets auf eine ihnen von Gott verheißene Weltherrschaft mit gleichzeitiger Knechtung aller „Heiden" hingestrebt hätten und sie noch jetzt im Auge hätten, wozu ihm die fälschende Auslegung des Wortes eines Zionisten dienen muß. Nun finden wir in den bekannten Verheißungen Gottes in der Thora nirgends etwas von Weltherrschaft, sondern überall wird den Juden bloß der Besitz Kanaans versprochen und dies — ein Beweis der späteren Abfassung! — überall ethisch motiviert: wegen der Sünden der früheren Bewohner, ihrer Menschenopfer, ihres feindlichen Verhaltens gegen das friedliche Israel u. s. w. solle ihnen das Land genommen und an Israel gegeben werden[1]). Als Hauptbeweis führt Chamberlain die bekannte Stelle Jesaias LX an, wo die Herrlichkeit des zukünftigen Jerusalems geschildert wird, Könige würden kommen und „Israel die Füße lecken", die Heiden ihre Schätze bringen, diejenigen Könige aber, die nicht dienen wollen, würden umkommen u. s. w. Daß die ganze Stelle eine orientalische Gefühlshyperbel ist, die den Kontrast gegen das Exilselend deutlich machen soll, erhellt schon daraus, daß eben dort unter anderem behauptet wird, Sonne und Mond würden aufhören zu scheinen und Gott allein auf wunderbare Art für die Beleuchtung sorgen. Es ist wohl nicht nötig, solchen Absurditäten weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

Hesekiel hat nach Chamberlain „das spezifische Judentum gegründet", auf ihn geht alles Beschränkte und Bösartige dieser Religion zurück, auch die jüdische Welttheokratie. (S. 428.)

Gerade Hesekiel hat aber die Grenzen des Landes, das Gott Israel zum Wohnen geben wird, geographisch auf das genaueste fixiert und beschränkt. (Vergleiche Hesekiel 47, 13—20, Stade, Band II, S. 55.) Danach verzichtet er sogar auf das ganze Ostjordanland, das schon früher von Israel besessen worden war, während er im Süden die alte Landesgrenze beibehält und im Norden einige syrische Landstriche in Anspruch nimmt. Von Weltherrschaft kein Wort!

Im Talmud finden sich dann aus den erwähnten Motiven heraus, insbesondere als Vorstellung einer Belohnung für das geduldige Ertragen der gehäuften Leiden, genug Erwartungen, die über die biblische Vorstellung hinausgehen[2]). Danach soll ein Messias die Juden nach Palästina zurück bringen, wo sie in vollster Gesetzlichkeit und Reinheit leben würden, die in Palästina wohnenden Heiden sollten ihre Hörigen sein, die außer Palästina wohnenden behalten ihre Religionen und Staatsformen, werden aber verhalten, das den Juden Geraubte zurückzuerstatten und Tribute zu zahlen. Die Wunderkraft des Messiasreiches äußert sich auch darin, daß die Juden vom Tod befreit werden und die Heiden wenigstens das Leben auf hundert Jahre verlängert erhalten, Rabbi Josua ben Levi lehrt überdies, daß

[1]) Vergleiche V. Moses 9, 5; 18, 10—12; 25, 17; Richter 11, 15; II. Könige 16, 4. Mit einiger Geduld kann man wohl noch Stellen finden, in denen Israel eine große Herrschaft prophezeit wird, so V. Moses 28, wo es als höchstes unter den Völkern gepriesen wird. Aber wo gibt es eine Nationalliteratur, in der das gar nicht vorkommt? Bekanntlich haben alle orientalischen Herrscher vom kleinsten indischen Fürsten bis zum ägyptischen Großkönig sich selbst als „Herren der Welt", „Könige der Könige", „Sonne unter den Fürsten" u. s. w. bezeichnet. Soll dies beweisen, daß sie wirklich alle die Weltherrschaft angestrebt haben?

[2]) Vergleiche Weber, a. a. O., S. 385 ff.

auch die Heiden dann unsterbliches Dasein auf Erden gewinnen würden. Irgend welchen praktischen Einfluß hat diese Phantasie wohl nie geübt[1]).

Das Aergste, was eigentlich die Welt dem Judentum verdankt, ist die Idee der Kirche, die mit weltlicher Macht ausgestattete Organisation zur Beherrschung geistiger Regungen, die jedem Zwang widerstreben. Die Intoleranz, Werkheiligkeit, Herrschsucht, Feindschaft gegen alles Germanische hat die römische Kirche vom Judentum. Das Leitmotiv vom „innerlich Begrenzten, äußerlich Unbegrenzten" als Ziel der antigermanischen universalistischen Mächte wird in verschiedenen Variationen[2]) vorgetragen. Im Gegensatz zu diesem Streben ringt das Wesen des Germanentums bei äußerlicher Begrenzung seiner Eigenart gegen Störendes und Fremdes nach innerer Freiheit und unbeschränkter Bewegung. Alle „Los von Rom"-Strebungen, alle Bemühungen um geistige Selbständigkeit werden daher von Chamberlain sofort als Regungen des germanischen Geistes reklamiert. Wo aber Intoleranz, Fanatismus u. s. w. herrscht, da sind die Antigermanen am Werk. Trifft es sich, daß die germanische Abkunft der handelnden Personen zweifellos ist[3]), dann haben sie unter dem korrumpierenden Einfluß des jüdischen Geistes gehandelt. Chamberlain findet es dann jedesmal „höchst bedeutungsvoll", daß der Betreffende einmal ein jüdisches Buch gelesen hat, oder mit einem getauften Juden freundschaftlich verkehrte oder dergleichen mehr.

Wie so oft, haben wir auch hier Gelegenheit, das gänzliche Fehlen sozialer Gesichtspunkte bei Chamberlain hervorzuheben. Alles wird ohne weiteres auf Rassengrundkräfte zurückgeführt, selbst wo dies die Zeitumstände gar nicht erlauben. Die Kirche ist jüdischen Ursprungs, sie ist die Fortsetzung der jüdischen Theokratie unter Anpassung an die Formen des römischen Weltreiches. Priesterherrschaft widerstrebt dem arischen Geist, Sektenbildung, geistliche Freiheit sind ihm gemäß. So hebt er hervor, daß „die Germanen kein berufsmäßiges Priestertum besaßen, jegliche Theokratie ihnen folglich fremd war". (S. 626.) Diese Behauptung ist völlig falsch[4]). Nicht nur den Germanen, sondern auch vielen anderen arischen Völkern war keines von beiden fremd. Wie ausgebildet in Indien und Persien die Priestermacht war, haben wir ja gesehen. Nach Chamberlains eigener Theorie sind Gallier und

---

[1]) Daß Chamberlain die Rede eines harmlosen Zionisten benützt, um zu behaupten, die Juden (oder wenigstens die Zionisten) hingen noch heute diesen „Plänen" nach, soll uns weiter nicht Wunder nehmen. (Vergleiche Chamberlain, S. 328.)

[2]) In rein scholastischer Weise wendet Chamberlain dieses Prinzip auf Kapitalismus, Sozialismus, Kartelle, Kirche u. s. w. an, wobei jede Rücksicht auf die Zeittatsachen außer acht bleibt. Offenbar „arischer Dogmendrang".

[3]) Thomas Aquinas, Karl der Große (Hinrichtung der 4000 Sachsen) u. s. w.

[4]) Bei den Sueben bestand nach Tacitus (Germ. 39) geradezu eine Theokratie (alles sei dem Gott untertänig und hörig, sagt er). Bei vielen Stämmen (Burgundern, Goten u. s. w.) standen die Oberpriester über den Königen. — Höchst rätselhaft ist der Satz Chamberlains (S. 90) „Bei den Germanen dekretiert der König, was sein Volk glauben soll", das cuius regio illius religio sei „ein von alters her bestehender Rechtszustand gewesen"!! Woher diese historischen Entdeckungen? Wo bleibt da die germanische Toleranz und die von den Semiten eingeschleppte Intoleranz? Daß das Christentum bei den Germanen geradezu das Entstehen der Theokratie gehemmt hat, erwähnt Seek, Untergang der antiken Welt. 1. Auflage, Band I, S. 211.

Germanen in nichts unterschieden gewesen. Von dem mächtigen gallischen Druidentum, demgegenüber nach Cäsar die große Masse des Volkes in fast sklavischer Lage sich befand, wird wohl selbst Chamberlain gehört haben.

Die Arianer faßt Chamberlain als eine Art Vorläufer des Protestantismus auf. Der Begründer der modernen kirchengeschichtlichen Forschung charakterisiert diese Richtung folgendermaßen[1]: „Der Arianismus ist in seiner letzten Konsequenz der entschiedenste Rationalismus, welcher in seinen abstrakten Verstandsbegriffen und Kategorien das objektive Wesen der Dinge selbst zu haben glaubt. Die Religion ist ihm daher vor allem ein bloßes Wissen und es muß für ihn alles, was sich auf das Verhältnis Gottes und des Menschen bezieht, klar und durchsichtig sein. Er ist der Feind von allem Mystischen und Transzendenten, von allem, was sich nicht dialektisch definieren und auf bestimmte Begriffe bringen läßt. Da es für ihn keine reale Gemeinschaft Gottes und des Menschen gibt, Gott und Mensch dem Wesen nach dualistisch voneinander getrennt sind, so kann der Inhalt der Religion, soweit er nicht rein theoretisch ist, nur darin bestehen, daß der Mensch den Willen Gottes kennt und befolgt." — Wort für Wort glaubt man Chamberlain seine Auffassung vom Wesen semitischer Religion vortragen zu hören. — Und doch soll es sich hier um eine germanischer Art besser als der römischen zusagende Richtung handeln?

Höchst eigentümlich sind die Entdeckungen „altarischen Stammgutes", die Chamberlain im Gebiete der Kirchengeschichte macht. Die Dogmatik verdankt ihr Dasein dem „arischen Drang, Dogmen zu bilden"!![2]). In welchem tieferen Zusammenhang steht dieser Drang mit der allgemeinen Anlage des Ariers, von der Chamberlain so viel zu erzählen weiß? — Kein Wort darüber; wir müssen Chamberlain einfach glauben, daß ein solcher „Drang" vorhanden ist. In der Dreieinigkeit findet Chamberlain ebenfalls den Ausfluß einer altarischen Neigung, die Dreizahl symbolisch zu gebrauchen. (S. 554/5.) Zum Vergleich bringt er die indische Lehre von der Dreieinigkeit (Trimurti), die „mehrere Jahrhunderte vor Christus" ausgebildet worden sei. Leider stimmt die gesamte gelehrte Forschung[3]) darin überein, daß diese indische Lehre sehr späten Datums ist, niemals populär geworden ist und keine Bedeutung im indischen Denken erlangt hat. Sehr merkwürdig ist auch die Wendung Chamberlains: schon vor dem Auftreten des „Slavokeltogermanentums" habe es „protestantische Gesinnung" gegeben (S. 609), das ganze Urchristentum sei von „größtmöglicher Innerlichkeit" und Toleranz (610), aber im germanischen Norden waren es ganze Nationen, die einheitlich dachten und fühlten, während es im Süden, „unten im Chaos ein Zufall der Geburt war, wenn ein einzelner

[1]) Vergleiche Ferd. Baur, Geschichte der christlichen Kirche, 2. Ausgabe, 1863, Band II, S. 99.

[2]) Chamberlain, 406, 572. Ich will nicht bestreiten, daß die indischen und griechischen Philosophen gerne Dogmen aufgestellt haben, aber das lag doch nicht in der Rasse, sondern in dem noch recht unkritischen Optimismus betreffend die Macht der Deduktion!

[3]) Vergleiche Hardy, a. a. O., S. 108. Wahrscheinlich stammt jene Formel erst aus dem siebenten oder achten nachchristlichen Jahrhundert.

Freiheit liebend und innerlich religiös zur Welt kam". — Ja, waren die Urchristen etwa lauter versprengte Arier? Chamberlain scheint gelegentlich derartiges anzudeuten. Jedenfalls ist aber die Erklärung der Toleranzforderung der Kirchenväter in den ersten Jahrhunderten viel einfacher in dem Umstand zu suchen, daß die Christen damals noch stark in der Minorität waren und überdies noch keine Macht und Herrschaftsorganisation ausgebildet hatten. Die Kirche aber ist ebensowenig ein „Rassengedanke" als das Dogma. Beide hat das Christentum als notwendige Organe im Kampf sich angebildet. Daß es vorher keine Kirche gab, erklärt sich höchst einfach daraus, daß Kirche und Staat noch identisch waren, wenigstens der Gewaltbefugnis nach[1]). Der Organisationsform nach konnte die antike Religion keine einzige Kirche bilden infolge der riesigen Zersplitterung der Götter und Kulte und infolge des Fehlens des religiösen Kampfes, das die unethische Natur der antiken Religion bedingte. Die christliche Religion aber wäre unter dem zersetzenden Einfluß der griechischen Philosophie und Mystik, orientalischen Aberglaubens und aller möglichen Sonderinteressen zugrunde gegangen, wenn es nicht den großen Vätern und Lehrern der Kirche gelungen wäre, eine feste Organisation zu schaffen und den Streit um unlösbare Fragen damit zu beenden, daß man „Lösungen" zu glauben befahl, die so unsinnig waren, daß der Verstand eingeschüchtert überhaupt sich nicht mehr zum Worte traute und die famose Doktrin entstehen konnte: credo quia absurdum est. — Was befohlen wurde, ist ziemlich gleichgültig, daß befohlen wurde aber war eine weltgeschichtliche Notwendigkeit. Chamberlain selbst hat gelegentlich eine flüchtige Ahnung dieser Zusammenhänge (S. 572, 605), aber seine Rassenmonomanie läßt ihn sofort wieder jede historische Besonnenheit verlieren.

Von woher nun diese Umbildung am meisten beeinflußt worden ist, ob von jüdischer oder arischer Seite, ist nicht von besonderer Bedeutung. Unstreitig hat man vielfach das alte Testament zugrunde gelegt. Aber beweist das, daß jene aus den Zeitverhältnissen selbst entspringenden Vorgänge nicht notwendig stattgefunden hätten, wenn das alte Testament etwa nicht existiert hätte, oder für aufgehoben erklärt worden wäre? Jede Zeit hat das aus der Bibel herausgelesen, was sie brauchte; anläßlich der Sklavenemanzipation wurde die Bibel für und gegen den göttlichen Ursprung der Sklaverei ausgenützt. Hasbach hat nachgewiesen[2]), wie die Grundlehren der individualistischen Gesellschaftsauffassung direkt auf antike Quellen zurückweisen. Haben deshalb die Stoiker den modernen Kapitalismus verschuldet? Chamberlain spendet Edwin Hatch für seine Schrift über den griechischen Einfluß auf das Christentum das höchste Lob. Mit vollem Recht. Das Hauptergebnis dieser vortrefflichen Arbeit ist aber, daß das meiste von dem, was Chamberlain auf Einflüsse des Semitentums oder des Chaos zurückführt, eigentlich griechisch ist und zwar direkt aus dem eigentlichsten Wesen des ausgebildeten Griechentums abgeleitet, nicht

[1]) Vergleiche Scheichl a. a. O. über die Verfolgung der Atheisten und Freigeister durch den griechischen Staat. S. 38—56. — Vergleiche auch Treitschke, Politik, 1897, Band I, S. 321, 329 ff.

[2]) Vergleiche Wilh. Hasbach, Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von Smith und Quesnay begründeten politischen Oekonomie, 1890.

etwa als Verfallsprodukt. „Das Griechentum, sagt er[1]), lebt noch: es führt nicht nur ein Scheinleben in den Hörsälen der Universitäten, sondern viel frischer und mächtiger in den christlichen Kirchen." „Ihre Ethik, die mehr von Recht und Pflicht, weniger von Liebe und Selbstaufopferung redet, ihre Theologie, der Gott mehr metaphysisch als geistig ist, dessen Wesenheit zu definieren, wichtig ist; ihre Herausbildung einer Klasse von Menschen, deren Hauptpflicht im Leben darin besteht, anderen ethische Mahnungen zu erteilen und deren Aeußerungen nicht die spontanen Ergüsse einer Prophetenseele, sondern die künstlichen Perioden eines Redners sind; ihr religiöses Zeremonial mit Dunkelheit und Licht, der Weihe und dem Vorspiel eines symbolischen Dramas; ihre Auffassung von der verstandsmäßigen Zustimmung zu einem Satz, weniger dem sittlichen Ernst, als der Grundlage der religiösen Gemeinschaft — in all dem und den zugrunde liegenden Ideen lebt das Griechentum noch fort!" — Wer aber wollte so töricht sein zu behaupten, die Verflachung des Christentums gehe auf griechischen, also „arischen" Volksgeist zurück? Hat nicht Harnak recht, daß das Urchristentum untergehen mußte, damit das Evangelium lebe?

Es wäre verlockend, die Weiterbildung der hier skizzierten Anfänge zu verfolgen. Das Thema würde damit überschritten werden. Chamberlain hat ja in der Behandlung des Katholizismus auch recht Fragwürdiges geäußert. Wer ihm hierin auf die Hände sehen will, darf es jedenfalls nicht so machen, wie Professor Ehrhard, der seine Kirche in höchst matter Weise zu verteidigen unternommen hat[2]). Stets finden wir denselben Mangel der Chamberlainschen Denkart, das Fehlen jeden sozialen Blickes. Es ist z. B. unglaublich, daß man die Reformation heute noch zu behandeln wagt, ohne ihre wirtschaftlich-sozialen Triebkräfte zu berücksichtigen. Nur die Tatsache, daß in Frankreich von 1300—1500 eine großartige Bauernbefreiung stattgefunden hat und später der König, gestützt auf Bauer und Bürger, den Provinzialfeudalismus völlig entwurzelte, hat es ermöglicht, daß Frankreich katholisch blieb, während in Deutschland die soziale Revolution und die Usurpation der übermächtig gewordenen Landesherren die Grundlage für eine gänzlich andere Entwicklung schufen. Die Rasse hat dabei gar nichts gewirkt.

Wer freilich mit unnachahmlicher Naivität versichert, daß „nichts auf der Welt (sic!) schwerer ist, als über allgemeine wirtschaftliche Fragen zu sprechen, ohne Unsinn zu reden —" (Chamberlain, S. 735), dem können wir in voller Würdigung seiner schwierigen Situation nicht zumuten, über die vulgäre Geschichtsphilosophie des „Gut" und „Böse" hinaus zu gelangen.

Fassen wir unsere Ergebnisse zusammen:

1. Die religiösen Anfänge sind bei allen näher erforschten Rassen ganz gleich, wie in diesem Aufsatz speziell für Arier und Semiten gezeigt wurde.

---

[1]) E. Hatch, Griechentum und Christentum, deutsch von Preuschen, 1892, S. 259/60.

[2]) Chamberlain empfiehlt die Broschüre Ehrhards sogar den Lesern der 3. Auflage. Ich hoffe, daß mir so etwas nicht passieren wird.

2. Ganz nah verwandte Rassen (Inder — Iranier) weisen unter Umständen eine gänzlich entgegengesetzte religiöse Entwicklung auf.

3. Nach gewöhnlicher Annahme nichtverwandte Rassen weisen bei gleicher politisch-sozialer Grundlage eine sehr übereinstimmende religiöse Entwicklung auf.

4. Jene religiöse Spekulation, die unabhängig von diesen Grundlagen besteht, zeitigt keine für den Volksgeist typischen Resultate, doch müßte sich gerade hier eine in der Rasse liegende Schranke zeigen.

5. Weder nach oben, noch nach unten bildet die Rasse eine Schranke für die religiöse Entwicklung, wie unser Vergleich indischer und jüdischer Religion zeigt.

Berichte.

Biologie.

Die Wahrheit der Selektionstheorie. Bei vielen Biologen der Gegenwart macht sich ein Umschwung in der Beurteilung der Darwinschen Lehre bemerkbar. Man redet von einer Krisis des Darwinismus, speziell der Selektionstheorie. Aus mancherlei Gründen ist dieser Umschwung begreiflich. Manche Anhänger Darwins waren der Meinung, nunmehr seien alle Wunder der organischen Welt erklärt, ja, die Welträtsel einer Lösung nahe gebracht. Dagegen machte sich eine berechtigte Opposition geltend. Ein zweites Motiv ist die in unserer Zeit immer noch obwaltende Ueberschätzung der Detailarbeit und der handgreiflichen Erfahrung. Ein dritter Grund liegt darin, daß Darwin in den wichtigsten Definitionen nicht formal-korrekt gewesen ist. Eine nicht zu unterschätzende Partei hält aber an der Selektionshypothese als der besten, zur Erklärung der organischen Entwicklung heranzuziehenden, fest. Hierbei ist besonders auf das grundlegende Problem des Selektions- und Eliminationswertes zu achten, da von den meisten Gegnern Darwins der Einwand erhoben wird, daß die tatsächlich vorkommenden Abänderungen keinen Auslesewert besäßen, um über Sein und Nichtsein der betreffenden Individuen oder ihrer Nachkommen den Ausschlag zu geben. Nun hat aber Darwin nie von „unendlich kleinen" Abänderungen gesprochen, wie man ihm häufig vorwirft, sondern vielmehr von „kleinen" oder „sehr kleinen" Variationen. Tatsächlich ist es aber so, daß morphologisch unmerkliche Verschiedenheiten einen biologischen Wert besitzen können. Andere Gegner bestreiten zwar nicht den verschiedenen biologischen Nutzeffekt der Variationen, sprechen ihm aber den Selektionswert ab, da normalerweise Artgenossen sich nicht in gegenseitigem Kampf ums Dasein, das heißt in Konkurrenz oder Rivalität um die Lebensbedingungen befänden. Das Gegenteil läßt sich aber auf Grund breitester Erfahrung und eines absolut zwingenden Räsonnements nachweisen. Denn mit dem Wachsen der Besiedelungsdichte über das Normalmaß ist an sich eine Verringerung, mit dem Sinken eine Vermehrung der Fortpflanzungschancen gegeben, und die Artgenossen leben normalerweise im Zustande gegenseitiger Konkurrenz oder Rivalität um die Lebens- und Fortpflanzungsbedingungen. Dieser Kampf führt aber zu einer „natürlichen Auslese" der Tüchtigeren. Sie wird unterstützt durch die „sexuale Auslese". Eine dritte Art der Auslese aber, obgleich mit ihr verwandt, hat in der Natur noch eine viel größere Tragweite, — diese dritte Art von Auslese vollzieht sich zunächst darin, daß die besser organisierten Individuen irgend einer Tier- und Pflanzenart gegenüber den schlechter organisierten einen blühenderen Kräftezustand erlangen. Folge davon ist aber in der ganzen organischen Welt normalerweise Hebung der Fortpflanzungsfähigkeit, und zwar sowohl in bezug auf die Zahl wie auf die Qualität der Nachkommen. In der relativen Hebung des Fortpflanzungskoeffizienten liegt jene dritte, wirkungsvollste, bisher unbekannte Art der Auslese. Es sind also folgende Vorgänge zu unterscheiden: Die sogenannte natürliche Auslese, welche

besser als die vitale zu bezeichnen wäre, wirkt durch direkte oder indirekte Tötung der minder Tauglichen vor Erreichung oder Vollendung des zeugungsfähigen Alters, und mithin durch Ueberleben der Tauglicheren. Die sexuale Auslese wirkt durch Ausschließung der Untauglicheren und Zulassung der Tauglicheren zum Begattungsakt. Sie ist, insofern die geringere Tauglichkeit zum Begattungsakt nicht in der geringeren Ausbildung spezieller Organe der Fortpflanzung oder des Wettbewerbs, sondern in allgemein schlechterem Körperzustand besteht, ein spezieller Fall der dritten Art von Auslese, welche man passend als die fecundative Auslese bezeichnen kann. Diese wirkt dadurch, daß die Tauglicheren zunächst einen blühenderen Kräftezustand, und hierdurch dann einen höheren Fortpflanzungskoeffizienten erlangen, als die minder Tauglichen. Der Fehler der Selektionisten bestand darin, daß sie sich die Eigenart der fecundativen Auslese nicht klar zum Bewußtsein brachten, sie unbenannt ließen und ihre Wirkungen nur gelegentlich erwähnten, womit eine weitgehende Unterschätzung oder völlige Vernachlässigung ihrer Tragweite verbunden war. (Chr. von Ehrenfels, Annalen der Naturphilosophie, Band III.)

Anthropologie.

Die Vorgeschichte des Menschen. Trotz ihrer Gliederung in scheinbar sehr verschieden gestaltete Rassen sind die jetzt lebenden Menschen als eine einheitliche Art anzusehen, welche in ihrer Rassengliederung und zwar weit zurück bis in die fernsten Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung zu verfolgen ist, aber sich weder hier noch in den prähistorischen Zeiten, welche als die neuere Steinzeit oder neolithische Periode bezeichnet werden, von den jetzt lebenden Menschen wesentlich verschieden zeigt. Bis in diese ferne vorgeschichtliche Zeit, ja noch bis in die jüngeren Perioden der diluvialen Erdepoche finden wir, was die körperliche Entwicklung betrifft, Menschen, die uns gleich sind, keiner niedrigeren tierischen Stufe der Entwicklung entsprechen. In der älteren Diluvialzeit ändert sich das Bild. Anstatt der Menschen unserer Körperbildung, die wir unter dem Linnéschen Speciesnamen Homo sapiens zusammenfassen können, erscheint eine ungleich niedriger organisierte Form, deren echte Reste im Neandertal bei Düsseldorf 1856 gefunden worden sind. Reste dieser primitiven Menschenart, des Homo primigenius, sind ferner in Spy, Krapina, la Naulette, Schipka, Malarnaud u. s. w. gefunden worden. Dieses Material gestattet uns, die spezifischen Merkmale des Vormenschen scharf zu zeichnen. Namentlich in der Bildung des Schädels zeigt sich diese niedere Menschenart von jetzt lebenden Menschen durch eine tiefe Kluft geschieden. Der Unterkiefer ist durch mangelnde Kinnbildung ausgezeichnet. Die Verbreitung des Homo primigenius erstreckte sich über ganz Mitteleuropa. In anderen Erdteilen ist er bis jetzt noch nicht nachgewiesen. Die Frage, ob der Mensch schon in tertiärer Zeit existiert habe, bleibt noch eine offene. Der jüngeren Tertiärzeit gehört der von Dubois 1890 in Java entdeckte Pithekanthropus erectus an. Es bezeichnet die Reihe Pithekanthropus—Homo primigenius—Homo sapiens eine mächtig aufsteigende Entwicklung des Schädels und somit des Gehirns. Was die Abstammung des Pithekanthropus anbetrifft, so kommen nur die menschenähnlichen Affen in Betracht, die sogenannten Anthropomorphen. Für diese ist durch das physiologische Experiment eine wahre „Blutsverwandtschaft" nachgewiesen. Blutkörperchen des Menschen werden, wie Friedenthal gefunden hat, nicht durch das Blutserum des Orang gelöst und umgekehrt, was nur bei verwandten Tieren vorkommt. Trotzdem sind dieselben nicht als direkte Vorfahren aufzufassen. Mehr in Betracht kommt der ausgestorbene große Dryopithecus Fontani. Eine vergleichende Betrachtung derselben mit Pithekanthropus ist zurzeit noch nicht allseitig möglich, so daß ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse noch nicht näher begründet werden können. Die von Kollmann aufgestellte Hypothese, daß die vielfach noch jetzt existierenden menschlichen Zwergrassen, die Pygmäen, als Ausgangsformen für alle Menschenrassen angesehen werden müßten, begegnet der Schwierigkeit, daß Pygmäen bisher rückwärts nur bis in die jüngere Steinzeit, nie in der diluvialen Periode gefunden sind. Anatomisch unterscheidet der wie beim Homo sapiens hochgewölbte, wohlgebildete Schädel die Pygmäen vollkommen von dem Homo primigenius oder Urmenschen. (G. Schwalbe, Die Umschau, 1903, 40.)

Die Urheimat des Menschengeschlechts. Zwei Fragen sind es besonders, welche unser Interesse in Anspruch nehmen müssen, der Ursprung des Menschen und die „arische Frage“. Nach den Ergebnissen der schwedischen Volksuntersuchung darf diese wohl als gelöst betrachtet werden, über die erstere aber herrschen noch sehr verworrene und widersprechende Ansichten. Nur so weit haben sich die Meinungen geklärt, daß man die Großaffen nicht mehr als unsere unmittelbaren Vorfahren, sondern als unsere nächsten Seitenverwandten betrachtet. Wie die gemeinsamen Vorfahren beschaffen waren, läßt sich, da sie fossil noch nicht gefunden sind, nur vermuten; doch müssen wir ihnen notwendigerweise solche Eigenschaften zuschreiben, die sich ebensowohl zu menschlichen wie zu äffischen entwickeln konnten. Auf welchem Schauplatz aber haben sich diese Umgestaltungen, Anpassungen und Neuerwerbungen abgespielt? Man kann von vornherein sagen, daß da, wo fossile Knochen ausgestorbener Großaffen und niederer Menschenrassen zusammen vorkommen, beider Ursprungsland nahe sein muß. Das trifft nur für Europa zu, und hier ist wahrscheinlich die heute in Meeresfluten oder ewigem Eise bedeckte „Arktogäa“ das gemeinsame Vererbungszentrum für Großaffen und Menschen. Der Pithekanthropus erectus gehört einer vorläufigen Wanderungswelle an, die mit der sie begleitenden Tierwelt in Java ausgestorben ist. Sein Fundort ist jünger als die des europäischen Urmenschen. Als der Vormensch den Aequator erreichte, gab es in Europa schon wahre, wenn auch noch tiefstehende Menschen. (L. Wilser, Naturwissenschaftliche Wochenschrift, 1903, 5.)

Neuentdeckte Zwergvölker in Britisch-Neuguinea. Ueber die in Neuguinea entdeckten, bisher völlig unbekannten Menschenstämme wird dem Daily Chronicle einiges aus zwei Berichten mitgeteilt, die der frühere Verwalter von Britisch-Neuguinea, Sir Francis Winter, und der augenblickliche Verwalter, Robinson, an den Premierminister erstattet haben. Diese Berichte beschäftigen sich mit den merkwürdigen Bewohnern im Innern der Marschen, die von den genannten Beamten während einer Forschungsreise entdeckt wurden. — Wir haben schon mehrfach diese Menschen erwähnt; jetzt scheint endlich eine zuverlässige Schilderung vorzuliegen. Der Bericht des Sir Francis Winter ist ausführlicher und beschäftigt sich mit dem Zwergstamm Ahgai-Ambo, der in den Marschen lebt. Sir Francis schreibt über den Stamm, der in der Nähe des Musaflusses, zwischen dem Fluß Mambara und Kap Nelson entdeckt wurde, wie folgt: „Als wir den dichten Wald am Musaflusse durchschritten hatten, kamen wir in eine flache, mit Schilfgras und Ried bewachsene Ebene und stießen schon nach wenigen hundert Metern auf eine weit ausgedehnte, flache Wasseransammlung. Ganz in der Nähe dieses Wassers lag, dicht von Ried und Wasserlilien umgeben, ein kleines Dorf von dem Zwergstamme der Ahgai-Ambo. Nachdem wir lange gerufen hatten, kamen ein Mann und eine Frau zu uns herüber. Jeder von ihnen saß in einem kleinen Kanoe, das mit einem langen Stocke getrieben wurde. Die Ahgai-Ambo wohnen länger, als die Ueberlieferung der Eingeborenen reicht, in diesem Sumpfland. Sie verlassen niemals den Morast, und die Barugi versicherten uns, daß sie auf festem Boden nicht ordentlich gehen könnten, und daß ihre Füße bei einem solchen Versuche bald zu bluten anfingen. Der Mann, der zu uns kam, stand in mittlerem Alter. Seine Füße waren kurz, breit und dabei außerordentlich dünn und flach. Sie hatten schwach aussehende Zehen, wie man sie sonst beim Eingeborenen nicht findet. Dies trat bei der Frau noch deutlicher hervor. Ihre Zehen waren lang und dünn und standen starr aus dem Fuße heraus, als besäßen sie keine Gelenke. Die Füße der beiden Leute standen auf dem Boden auf, wie etwa Holzfüße. Die Haut oberhalb der Kniee hing beim Manne in lockeren Falten und die Sehnen und Muskeln um die Kniee waren schlecht entwickelt. Ich konnte unseren Gast, der mir seine Seitenansicht zeigte, gut beobachten. In Gestalt und Haltung sah er affenähnlicher aus als irgend ein anderes menschliches Wesen, das mir jemals zu Gesicht kam.“ — An einer anderen Stelle seines Berichtes erzählt Sir Francis von einem zweiten Zwergstamme, dem Stamme der Korobala, dessen Häuptling nur 4 Fuß 3 Zoll hoch war und einen Brustumfang von 26 Zoll hatte. Dieser kleine Fürst wohnt mit seinem Stamme am oberen Flußlaufe des Kumusi. Man sagt, er sei ein starker Anhänger der Regierung. — Der Vortrupp der Forschungsfahrt Robinsons stieß auf eine bisher ganz unbekannte Art Menschen. Der Mann, den er mitbrachte, war ein kleines dünnes Männchen. Er trug das Haar in lange, steife Zöpfe gebunden und hatte auf dem Kopfe eine hohe, spitze Zipfelmütze aus offenbar selbst verfertigtem Stoff, deren oberstes Ende nach hinten zurückfiel. Ueberall, wo die Expedition auf einen Pfad der Eingeborenen stieß, fand sie sehr geschickt verborgene

Fallgruben von 6 Fuß Tiefe, auf deren Boden Speere befestigt waren, die ihre Spitzen nach oben richteten, und die den unvorsichtigen Reisenden, der in die Grube fiel, unbedingt durchbohrt haben würden. Die Eingeborenen sind zu ihrer Verteidigung auch noch auf die Idee verfallen, kleine Speere in den Boden einzugraben, so daß sie ihre Spitzen in die Richtung des Weges richten. Sie legen dann etwas Laub darüber, und der harmlose Wanderer hat die beste Gelegenheit, sich diese Speere in den Fuß zu rennen. Im allgemeinen waren die Eingeborenen gut gebaut und machten sogar einen kriegerischen Eindruck. Metallene Werkzeuge fand man bei ihnen nicht, aber sie hatten riesig lange Speere und Schilde und Streitäxte. (Tägliche Rundschau, 1903, No. 489.)

Die Indianer in Südmexiko. Aus einem Bericht über „Physical charakters of the Indians of southern Mexiko" von Fr. Starr entnehmen wir, daß die Hautfarben nach sieben Normalproben zu differenzieren sind, daß mongoloide Schlitzaugen zwar vorkommen, aber nicht das Gewöhnliche sind. Was die Körperlänge anbetrifft, so gehören 19 der untersuchten 23 Stämme zu den kleinwüchsigen Typen unter 160 cm; kein Stamm ist über mittelgroß; Frauen sind häufig unverhältnismäßig kleiner als Männer. Der Arm ist im Verhältnis zur Gesamthöhe lang, doch sind die individuellen Schwankungen beträchtlich. Der Längenbreitenindex des Kopfes schwankt von 76,8--85,9. Die höchsten Grade der Brachycephalie weisen die Waga und Totonaken auf. Sprachverwandte Stämme zeigen mehrfach große Differenzen. Die Form der Nase variiert sehr von den schmalen Adlernasen der Juaves zu den breiten flachen der Triqui, von denen aber nur die Hälfte der Gemessenen als platyrrhin zu bezeichnen ist. (Internationales Zentralblatt für Anthropologie, 1903, 3, S. 173.)

Die Körpergröße der Finnen. Die anthropologische Untersuchung der Finnenstämme hinsichtlich der Körpergröße führt zu dem überraschenden Ergebnis, daß nicht Gleichartigkeit, sondern wesentliche Unterschiede bei verschiedenen finnischen Volksstämmen hervortreten. Es gibt großwüchsige und kleine Finnenstämme, und die Wogulen sind anscheinend die kleinsten unter ihnen. Nach den umfassenden Untersuchungen von Retzius sind die Karelen die größten. Zwischen beiden Extremen — 1500 bis 1750 mm — bilden Otjaken, Mordwinen, Lappen und die übrige Sippe der Fenno-Ugrier eine lange Kette von Uebergängen. In dem Problem des Ursprungs und der Zusammensetzung der Finnenrasse spielen die Esten eine hervorragende Rolle als Objekt wissenschaftlicher Forschung. Während der letzten Jahre ist man bemüht gewesen, zu einer anthropologischen Beschreibung und Darstellung des Estenstammes möglichst ausreichende tatsächliche Grundlagen zu gewinnen, zunächst in bezug auf die an Rekruten ausgeführten Körpermessungen. Unter 6965 Individuen wurden 0,4 pCt. ganz kleine Leute, unter 150 cm Körpergröße festgestellt. Im Norden des Estenlandes kommen so kleine Leute überhaupt nicht vor. Der kleinste dort gemessene war immer noch über 150 cm hoch. Im Norden finden sich sehr große Individuen mit über 180 cm Körperhöhe zu 3,23 pCt., im Süden zu 2,08 pCt. Das Hauptkontingent der Ausgehobenen, 56,44 pCt., also mehr als die Hälfte, entspricht einer Körperhöhe von 160 bis 170 cm. 32 pCt. sind über 170 cm. Als das durchschnittlich arithmetische Mittel ist 166 bis 168 cm anzusehen. (R. Weinberg, Vaterländisch-anthropologische Studien, Sonderdruck aus dem Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft.)

Kulturgeschichte.

Wirtschafts- und Kulturstufen des Menschengeschlechts. Die Unterscheidung von Wirtschaftsstufen hat ihre Bedeutung darin, daß sie 1. uns die geschichtliche Entwicklung der Wirtschaft erkennen lassen, uns zeigen, welche Stufen die höchsten wirtschaftenden Menschengruppen durchwandert haben, um in die Höhe zu kommen; daraus erhellt dann allgemein die Tendenz des Fortschritts; 2. liegt die Bedeutung von Wirtschaftsstufen darin, daß sie uns die heutigen Wirtschaften der Erde nach der Höhe zu klassifizieren erlauben; für eine übersichtliche Darstellung der Wirtschaftsverhältnisse der Erde, z. B. in Handbüchern der Wirtschaftsgeographie, bedarf es eines Schemas der Wirtschaftshöhe der Völker, um mit wenigen Worten

die Stellung jeder Wirtschaftsgruppe in diesem Schema bezeichnen zu können. — Die ältesten Versuche, Wirtschaftsstufen aufzustellen, gingen von den Objekten der Wirtschaft aus und unterschieden Jäger, Viehzüchter, Ackerbauer u. s. w. Man hat aber eingesehen, daß nicht von einer Unterscheidung der Objekte, sondern von der Art der Bearbeitung derselben auszugehen ist, wenn man nach der Höhe der Wirtschaft fragt. Hildebrand unterscheidet Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, Kreditwirtschaft; K. Bücher: Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft, Volkswirtschaft; W. Sombart: Individualwirtschaft, Uebergangswirtschaft, Gesellschaftswirtschaft. Diese Wirtschaftsstufen erschließen aber nicht das ganze Wirtschaftsleben. Der Wirtschaftsgeograph muß nach Allgemeinverständnis der Wirtschaftshöhe streben; in allen Wirtschaftsgebieten, in Jagd und Fischerei, in Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Industrie, Land- und Seeverkehr u. s. w. muß sich offenbar dieselbe Entwicklung nach oben zeigen. Welches soll nun das Entwicklungsprinzip sein? Alle Naturbegebenheiten, die für die Wirtschaft in Betracht kommen, also Verteilung von Land und Wasser, Lage, Bodenumriß, Bodenform, Bodenbeschaffenheit und Mineralreichtum des Bodens, Breitenlage und Klima, Pflanzen und Tiere, sind an jedem Orte bestimmt gegeben und stehen der Wirtschaft des Menschen als nach Ort und Zeit, Menge und Qualität von Natur begrenzte Faktoren gegenüber, als Material, aus dem er seine Bedürfnisse zu befriedigen hat, aber auch als ein vielgestaltiger Naturzwang, mit dem der Mensch zu ringen hat. Die Stellung nun, die der Mensch diesem Naturzwang gegenüber einnimmt, muß für die Wirtschaftsstufen das Einteilungsprinzip abgeben, oder mit anderen Worten: Welchen Abstand von dem Naturzwang hat eine Wirtschaftsgruppe in ihrer Wirtschaft erreicht, in welchem Maße hat sie ihre Bedürfnisbefriedigung von dem Zwang der Natur befreit? Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, können wir die erste Wirtschaftsstufe passend als Stufe der tierischen Wirtschaft oder die Wirtschaftsstufe des Sammelns bezeichnen. Die Viehzucht bezeichnet die Stufe des Instinktes, die dritte die der Tradition, die vierte die der Wissenschaft. Alle diese Stufen bezeichnen Fortschritte der Befreiung von dem Naturzwang des Ortes, der Zeit, der Menge und der Qualität. Sie entsprechen Vierkandts vier Kulturformen der unsteten Völker, Naturvölker, Halbkulturvölker, Vollkulturvölker und zeigen, daß das Maß der äußerlichen, in der Wirtschaft sich vollziehenden Befreiung der Bedürfnisbefriedigung vom Naturzwang ein getreues Abbild des inneren Zustandes des Menschen ist. Genau so weit, wie der Mensch in sich den Körper durch den Geist überwunden hat, wie sich der Geist von dem Naturzwang des Körpers befreit hat, gelingt es dem Menschen, den äußeren Naturzwang mit dem Geiste zu überwinden. (E. Friedrich, Einige kartographische Aufgaben in der Wirtschaftsgeographie. Globus, 1903, No. 5 und 6.)

Die Bildungsfähigkeit der Neger. In dem Vorwort zu einer Selbstbiographie des Negermischlings B. T. Washington schreibt der Konsul A. Vohsen, er habe in zehnjährigem Verkehr mit Afrikanern die Ueberzeugung gewonnen, daß der Neger sich von dem Europäer im wesentlichen nur in der Farbe unterscheide. Demgegenüber schreibt ein Rezensent in der Deutschen Kolonialzeitung (1903, No. 44): Die Tatsache, daß es Booker gelungen ist, die wirtschaftliche und kulturelle Lage der amerikanischen Neger zu heben, liefert den Beweis dafür, daß die schwarze Rasse durchaus bildungsfähig ist; nicht nur in Amerika, sondern auch in unseren afrikanischen Kolonien. Hier bestätigen die großartigen Erfolge unserer Regierungs- und Missionsschulen, daß die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und die rezeptive geistige Fähigkeit der Neger außerordentlich gesteigert werden kann. Es erscheint aber durchaus nicht begründet, daraus den Schluß zu ziehen, daß auch die produktiven geistigen Fähigkeiten der schwarzen Rasse einer unbegrenzten Entwicklung fähig seien. Der Beweis müßte erst durch die Erfahrung erbracht werden. Die Geschichte hat aber bewiesen, daß die Neger einer selbständigen Fortentwicklung der Kultur nicht fähig gewesen sind, und wo ihr kulturelles Niveau sich gehoben hat, wie bei den Schülern der Anstalt zu Tuskegee, da hat die Umgebung, die Kultur des Volkes, welches die politische Herrschaft im Lande ausübt, einen bestimmenden Einfluß auf die kulturelle Entwicklung der Neger gehabt. Auch in unseren Kolonien werden die Neger als freie Männer doch stets Sklaven unserer Kultur bleiben, weil sie selber eine andere höhere oder auch nur gleichwertige Kultur nicht schaffen können, sondern stets nur so viel von unserer Kultur in sich aufnehmen werden, als wir ihnen zukommen lassen wollen. Daß wir in unseren Kolonien die geistige und wirtschaftliche Hebung der schwarzen Rasse zu fördern unausgesetzt bemüht sind, in der aus-

gesprochenen Absicht, damit die wirtschaftliche Entwicklung des ganzen Landes zu fördern, wird niemand bestreiten. Wir teilen daher die Ansicht vollkommen, welche Konsul Vohsen in seinem Vorwort zu dem besprochenen Werke ausgesprochen hat, nämlich, daß dem Neger alle die erforderlichen Eigenschaften innewohnen, um mit und neben dem Europäer die wirtschaftliche Erschließung der tropischen Gebiete Afrikas zu bewirken. Wenn aber Vohsen weiterhin erklärt, er habe in zehnjährigem Verkehr mit Afrikanern die Ueberzeugung gewonnen, daß der Neger sich von dem Europäer im wesentlichen nur in der Farbe unterscheidet, und wenn er daher eine Gleichberechtigung des Negers mit dem Deutschen befürwortet, so möchten wir annehmen, daß er von der Voraussetzung ausgeht, der Beweis für die Möglichkeit einer unbegrenzten Entwicklung auch der produktiven geistigen Fähigkeiten der schwarzen Rasse sei erbracht. Aber selbst in diesem Falle möchten wir seinen Schlußfolgerungen nicht in vollem Umfange beistimmen. Denn es hieße die Grundlagen unserer Herrschaft in unseren afrikanischen Kolonien untergraben, wollten wir dem Neger volle politische Gleichberechtigung mit den Angehörigen unserer Rasse gewähren. Abgesehen davon, daß er sich in seinen Anschauungen, Sitten und Rechtsgewohnheiten durchaus von den Europäern unterscheidet, neigt er da, wo er gleichberechtigt ist mit der herrschenden Klasse, stets zu Uebergriffen gegen die Angehörigen der fremden Rasse. Er hat eben ein stärker ausgeprägtes Rassegefühl als die von modernen weltstaatlichen Ideen durchtränkten Angehörigen der großen Kulturstaaten. Ist hingegen der Neger nicht gleichberechtigt, so erkennt er, wie früher in Transvaal und im Oranjefreistaat, und heute in unseren und den holländischen Kolonien, die herrschende Macht rückhaltslos an und ist ein brauchbarer Untertan. Es ist deshalb zu wünschen, daß die Eingeborenen unter der Voraussetzung einer gerechten Behandlung und einer Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage in unseren Kolonien stets Schutzgebietsangehörige, also lediglich Untertanen des Reiches bleiben mögen, daß man ihnen aber nicht mit der Reichsangehörigkeit die politische Gleichstellung mit unserer Rasse verleiht, wie dies leider im Schutzgebietsgesetz vorgesehen ist.

Zur Psychologie der Japaner. Sehr viele Schriftsteller überschütten die Japaner mit Schmeicheleien und Lobeserhebungen. Aber man muß als Arzt und Ethnologe die Wahrheit sagen und gestehen, daß sie viele unerfreuliche Charakterzüge besitzen. In Japan hat man nur geringes Verständnis von den Grundideen der westlichen Kultur. Man glaubt, sie sei eine Art Maschine, die im Jahr so und so viel Arbeit leistet und die man ohne weiteres anderswohin transportieren und arbeiten lassen könne. Man begnügt sich, wie Bälz sagt, die neuesten Ergebnisse der Wissenschaften zu übernehmen, anstatt den Geist zu studieren, der diese neuen Ergebnisse liefert. Das gilt ebensogut für die japanische Auffassung der modernen Rechtswissenschaft als für die Naturwissenschaften, um von der Philosophie gar nicht zu reden. Dr. Stratz scheint in dieser Beziehung einer günstigeren Meinung zugetan zu sein. Hätte dieser Forscher etwas länger in Japan verweilt und einen besseren Einblick in die dortigen Verhältnisse bekommen, so hätte er wohl eingestehen müssen, daß von einem tiefgreifenden Einfluß und von einer gründlichen Assimilation bei der Hauptmasse des Volkes gar keine Rede sein kann. Die Erfahrungen auf Java und China bestätigen, daß einige seelische Züge der Japaner der ganzen mongolischen Rasse überhaupt eigen sind, wie widerspruchsvolle Eigenschaften, pseudo-stupuröse Zustände, mangelhafte Ideenassoziation. Je mehr man sich bemüht, die Charakterologie der Ostasiaten und ihrer insularen Verwandten zu erforschen, desto mehr wird man überzeugt, daß hier tiefe Unterschiede zwischen ihrer Psyche und derjenigen der kaukasischen Rassen zugrunde liegen. Dieses wird auch bewiesen durch die Darstellungen der japanischen Kunst. Trotz des hoch entwickelten ästhetischen Gefühls liegt dabei eine andere Auffassung als unsere zugrunde, wie Stratz dargetan hat, daß der Japaner dem nackten menschlichen Körper gegenüber den Standpunkt des Naturmenschen bewahrt hat und daß er die klassisch-hellenische Auffassung von der Schönheit des Nackten nicht kennt und nicht versteht. (Dr. H. ten Kate, Globus, Band 84, No. 1.)

Rassen-Hygiene.

Körperlicher Niedergang des britischen Volkes. Den Gradmesser für den Stand der Volkskraft, schreibt K. von Bruchhausen im „Tag", bilden die Zahl der Geburten und die Ergebnisse der Rekrutierung für das Heer. Was

erstere betrifft, so kamen im Vereinigten Königreiche 1838 — man will darin die Nachwirkung der napoleonischen Kriege sehen — auf 1000 Einwohner nur 30 Geburten. Dann stieg die Zahl gleichzeitig mit wachsendem Wohlstand infolge blühenden Handels allmählich, bis sie 1876 mit 36,4 den höchsten Stand erreichte; im Jahre 1901 aber war sie bis auf 28,3 gesunken. Und was das Bedenklichste ist: in den Kolonien, die man doch, wo nicht die Fortpflanzung schädigende klimatische Einflüsse in Frage kommen, als kraftstrotzende Menschenhervorbringer zum Besten der Mother-Country ansehen sollte, zeigte sich der gleiche Niedergang. Aber die Stärke der Nationen, und nicht nur die militärische, sondern auch die wirtschaftliche, beruht nicht zum geringsten Teile auf ihrer Kopfzahl. Für die Wehrkraft eines Landes ist der Niedergang hierin um so bedenklicher, wenn gleichzeitig die körperliche Leistungsfähigkeit der waffenfähigen männlichen Jugend sinkt. Und das ist auf Grund der bei der Rekrutierung gemachten Erfahrungen der Fall. Längst schon konnte man aus der Tatsache, daß zeitweilig das früher streng verpönte Tragen von Brillen gestattet, und über mangelhafte Gebisse hinweggesehen wurde, auch Zahnärzte bei der Truppe dauernd angestellt werden mußten, erkennen, daß das Rekrutenmaterial körperlich zurückging. Dieser Rückgang trifft freilich nicht gleichmäßig das ganze Volk, sondern nur dessen untere Schichten. Stark abgeschwächt wird das Bedrohliche der Erscheinung dadurch freilich nicht, denn diese Schichten bilden nach den allgemeinen Entwicklungsgesetzen der Völker überall das große Reservoir für die mittleren und oberen Klassen wie für die Wehrkraft des Landes. Im Juli vergangenen Jahres hat im Oberhause der Earl of Meath seine warnende Stimme wegen der offenbaren „deterioration of the national physique" erhoben und der Herzog von Devonshire hat dieser Mahnung Rechnung getragen, indem er Anfang September einen zumeist aus Sachverständigen bestehenden Ausschuß zur Prüfung der Frage einsetzte. Durch zwei Urkunden ist England aus seiner selbstzufriedenen Beschaulichkeit aufgestört worden: durch einen Bericht des im Kriegsministerium beschäftigten Generalmajors Sir Frederick Maurice über Rekrutierungsergebnisse, dem durch den Herzog von Wellington — Vorsitzenden der National Service League — die größte Verbreitung gegeben ist; und dann durch eine als parlamentarisches Aktenstück veröffentlichte Denkschrift des Generaldirektors des Militärsanitätswesens. Auf Grund des ersteren Berichtes schrieb vor kurzem ein englisches Militärblatt: „Wir dürfen uns nicht länger gegenüber der unerfreulichen Tatsache blind stellen, daß eine Verschlechterung unserer Rasse einzutreten droht; ja, schon begonnen hat." Was die Engländer an diesem Berichte am meisten wurmt, ist der Vergleich, den er mit deutschen Verhältnissen zieht. In Deutschland beträgt ihm zufolge die durchschnittliche Größe der Rekruten 5 Fuß 5,75 Zoll; in England nur 5 Fuß 5,4 Zoll. Das durchschnittliche Gewicht des deutschen Rekruten beläuft sich auf 143,3 (englische) Pfund, das des englischen auf nur 124. Hierzu bleibt noch, was der englische Bericht unterläßt hervorzuheben, daß bei einer deutschen Bevölkerung von 57000000 und einer englischen von 42000000 Köpfen Deutschland seines um mehr als das Doppelte stärkeren Friedensstandes, sowie der kürzeren Dienstzeit wegen alljährlich das Vier- bis Fünffache an Rekruten (England braucht nur 50000 pro Jahr) aufzubringen hat, und daß sein Mindestmaß um ein paar Centimeter unter dem englischen bleibt. Trotzdem haben die deutschen Rekruten im Durchschnitt ein höheres Maß und schwereres Gewicht! Was in England besonders verstimmt hat, ist, daß trotz der geradezu üppigen materiellen Fürsorge für seine Soldaten (der Tommy ist der teuerste Soldat von der Welt) in seinem Heere Krankheiten und Sterblichkeit um ein ganz Erhebliches größer sind als im deutschen. Kommen hier (nach englischer Statistik) auf 1000 Mann 2,4 Todesfälle, so dort 6,62; fallen hier durchschnittlich pro 1000 Mann infolge von Erkrankung 10,4 aus dem Dienst, so in England 34,85. Die erwähnte Denkschrift ergänzt diese „melancholischen" Zahlen. Sie hebt auf Grund der ärztlichen Untersuchungen der Eintrittslustigen hervor, daß sich unter der männlichen Jugend der ärmeren Volksklassen befremdlich viele Dienstuntaugliche finden. In den 10 Jahren 1893 bis 1902 mußten von den sich Meldenden nicht weniger als 235000 d. i. 34,6 v. H. als unbrauchbar zurückgewiesen werden, wobei — was der englische Bericht zu betonen vergißt — nicht außer acht gelassen werden darf, daß alle, die sich einfanden, sich auch für tauglich hielten, also Krüppel und dergleichen von vornherein zu Hause blieben. Auf drei sich Meldende kam also mehr als ein körperlich Untauglicher, wobei laut der Denkschrift alle die, die auf den ersten Blick als unbrauchbar erkannt und gar nicht erst ärztlich untersucht wurden, keine Berücksichtigung gefunden haben.

Geisteskrankheiten bei den Juden. Bekanntlich macht sich bei den Juden im Verhältnisse zu anderen Rassen eine gesteigerte Prädisposition zu Erkrankungen des Nervensystems bemerkbar. Dies ist auch bei den russischen Juden der Fall. Nur wissen wir fast gar nichts Sicheres über die Ursachen dieser Eigentümlichkeit. Manche Beobachter glauben an einen unmittelbaren Einfluß der Rassenorganisation. Von anderen werden soziale Einflüsse geltend gemacht, so im vorliegenden Falle für die Verhältnisse in Rußland, und zwar 1. Armut, ungünstige Ernährungsverhältnisse, schlechte Wohnungen u. ä. m.; 2. zu frühzeitiger Schulbesuch — gewiß ein wichtiger Faktor, der in früheren Darstellungen fast gar nicht beachtet wurde; 3. die rituelle Beschneidung durch unerfahrene Operateure; starke Blutungen mit schädlicher Beeinflussung des Gehirnwachstumes sollen dabei sehr häufig sein, doch ist dieser Punkt kaum von allgemeiner Bedeutung, denn meist oder immer sind jene Operateure, von denen hier die Rede, wohl sehr erfahrene Leute, die ihre Sache aus dem ff kennen und schon im Interesse ihres Ansehens sich vor groben Kunstfehlern in acht nehmen. (Rajasanski, Aerztliche Zeitung, 1902, No. 19.) — R. W.

Kritische Bemerkungen über Alkoholismus und Rasse hinsichtlich des Aufsatzes von Dr. E. Rüdin (Politisch-anthropologische Revue, 1903, 7) sendet uns Dr. A. Blumenthal. Er schreibt: Bei der Besprechung der Maßnahmen einer künstlichen Ausjäte macht Dr. Rüdin ganz eigenartige, ja ungeheuerliche Vorschläge. So schlägt Verfasser z. B. vor, eine gewisse Kategorie von Trinkern solle vor Eingehung der Ehe auf eigenen Wunsch und mit Wissen der Ehegattin sich der Vornahme einer kleinen Operation unterziehen, wie Unterbindung der Vasa deferentia oder dergleichen. — Ich möchte dazu folgendes bemerken: Gestattet man schon „einer gewissen Kategorie von Trinkern" (und damit können doch nur die sogenannten mäßigen Trinker gemeint sein), das Heiraten, so wäre es doch im Eifer für die gute Sache zu weit gegangen, zu verlangen, daß sich die Leute der Kastration, einer Verstümmlung ihres Körpers, unterziehen sollen, die dazu noch ein so wichtiges Organ betrifft. — Abgesehen davon, daß auch selbst diese „kleine Operation" mit einer gewissen Gefahr verknüpft ist, ist sie doch nur ein roher Akt, wie er in ähnlicher Weise in einer Zeit des Niedergangs bei manchen Völkern geübt wurde und wird. Die Vornahme dieser kleinen Operation führt zur Atrophie der beiden Hoden. (Die Unterbindung der Vasa deferentia wird übrigens von den Chirurgen bei der Vornahme der Kastration meist vermieden wegen der dabei beobachteten starken Schmerzen und Krämpfe.) Daß ferner im Laufe der Zeit bei Kastrierten psychische und physische Störungen auftreten, ist eine bekannte Tatsache. Ist die Ehe gestattet, warum soll diesem Trinker die Aussicht auf Besserung unter dem Einfluß einer vernünftigen Frau abgesprochen und er von vorneherein zur Impotenz verdammt sein? Es liegt doch etwas Entwürdigendes in dieser Maßregel, wenn sich der Betreffende sagen muß: Du bist nicht wert, Dich fortzupflanzen, deshalb wird Dir der Vorschlag der Kastration gemacht. Ob derartige Aussichten für den Betreffenden bessernd wirken, überlasse ich dem Verfasser zur Beurteilung. — Bessert sich der Trinker aber tatsächlich, so kann er doch ganz ruhig Kinder erzeugen, denn immer betrunken wird er wohl auch nicht sein. Welche Frau würde sich ohne weiteres dazu verstehen, ganz kinderlos zu bleiben? Eine echte Frau ersehnt ja förmlich Kinder. Des weiteren kommt in Betracht, daß die Bestimmung der Frau verloren geht, wenn die Ehe nur Mittel zur Befriedigung sein soll, ohne den hohen Zweck der Fortpflanzung. Und im Falle der vorgeschlagenen Maßregel wäre die Befriedigung nicht mal vollständig. Die Folgen davon sind dann wesentlich psychische und können den Frieden der Ehe stören; sie können beim Mann und Weib den Grund geben zu dauernden geistigen und nervösen Störungen. Unterbleibt der Orgasmus oder ist er unvollkommen, so kann die vorhergehende Fluxion und Stauung im Genitalapparat leicht dauernd werden und aus ihr entstehen dann allerlei Unterleibsstörungen. Ich erinnere nur an die Parametritis chronica atrophicans (Freund) als Folge sexueller Insulte. Zu diesen gehört auch der Coitus ohne Ejaculatio und dies stelle ich einer mutuellen Masturbation ziemlich gleich, die nach Freund einer der hauptsächlichsten ätiologischen Faktoren sind bei der Entstehung der genannten Erkrankung. — Auf den Vorschlag der Meldung des den Trinker behandelnden Arztes an das Standesamt einzugehen, ist undenkbar, da die heutige Auffassung vom Berufsgeheimnis des Arztes ein absolutes Hindernis bietet. — Betreffs des Vorschlages, den künstlichen Abort behördlich anzuwenden, möchte ich dem Verfasser entgegenhalten, daß es doch kein so harmloser Eingriff ist, auch wenn er von einem „sachverständigen behördlich hierzu approbierten Arzte" vor-

genommen wird. — Welcher Mißbrauch übrigens damit getrieben würde von männlicher wie von weiblicher Seite, läßt sich gar nicht übersehen. Ein Heer von Simulanten würde auftauchen, nur um eine unbequeme Nachkommenschaft wegzubekommen und wer könnte da eine genaue Kontrolle ausüben? Warum Verfasser „die unehelichen Trinkerfrüchte" besonders klassifiziert, ist absolut nicht ersichtlich. — Bei diesen Vorschlägen vermißt man einen Raum für Besserung. Der Verfasser ist mit seinen „rassenfreundlichen Maßnahmen" entschieden zu weit gegangen, denn diese würden zu den tollsten Ueberschreitungen führen. Sind auch strenge Maßnahmen sicher oft am Platze, so darf man sich doch nicht im löblichen Eifer zu weit fortreißen lassen.

Alkohol und Körperwachstum. Durch direkte Ursache und zwar mittelst systematischer Alkoholisierung von Kaninchen läßt sich der Beweis erbringen, daß chronischer Alkoholgenuß bei jugendlichen Individuen die Entwicklung des Gehirns und der übrigen Körperorgane sehr merklich aufhält. Frühzeitiger Alkoholismus wirkt deletärer, als später Alkoholismus. Das Körpergewicht nimmt um 35 pCt. ab, und zwar ist der Gewichtsverlust um so hochgradiger, je frühzeitiger die Alkoholaufnahme begann. Auch die inneren Organe bleiben an Masse und Gewicht zurück, bei früher Alkoholisation um 35 pCt., bei späterer um 25 pCt. Nur die Milz nimmt sowohl an Gewicht, wie an Umfang zu, und zwar um volle 30 pCt. Das Längenwachstum der Röhrenknochen bleibt auffallend zurück. Das Dickenwachstum der Knochen vermindert sich um 19 pCt., was besonders bei frühem Alkoholismus schnell eintritt. Große Gefahren erwachsen für das junge, noch in der Entwicklung begriffene Gehirn. Die allgemeine Gehirnmasse verringert sich durch Alkoholgenuß um 10—20 pCt., wobei wiederum früher Alkoholismus am allerdeletärsten sich geltend macht. Auch die Durchmesser des Gehirns gehen unter die Norm herab, besonders der quere, weniger der Längsdurchmesser; die Abnahme beträgt durchschnittlich 8—12 pCt. Chronische Alkoholisierung hat endlich Atrophie der Haut und der Muskeln zur Folge, die mit der Zeit immer lebhafter hervortritt (Liwanow, Einfluß der chronischen Alkoholvergiftung auf die Körper- und Gehirnentwicklung, 1902.) — R. W.

Erbliche Mißbildungen der Hände und Füße. H. Lorenz stellte in der ärztlichen Gesellschaft zu Wien zwei Brüder mit gleichen Mißbildungen der Hände und Füße vor. An den ersteren sitzt nur je ein Finger, die Füße besitzen nur die große und die kleine Zehe, trotzdem ist das Fußgewölbe normal gebildet und die Patienten können weite Märsche ohne Ermüdung zurücklegen, ebenso vermögen sie mit den Händen die verschiedensten Hantierungen mit ziemlicher Kraft auszuführen. In der Familie findet sich die gleiche Mißbildung noch bei einem Bruder, ferner bei der Mutter und ihren vier Brüdern.

Künstliche Entbindungen in Bayern. Nach Feststellung der Standesämter betrug die Zahl der im Jahre 1901 im Königreich Bayern in Betracht kommenden gebärenden Frauen 231 930. Von diesen wurden künstlich entbunden 5,7 pCt. Von den künstlich entbundenen Frauen sind gestorben 3 pCt., von den künstlich entbundenen Kindern sind gestorben 26,4 pCt. Die Gesamtsumme der künstlich Entbundenen betrug 13 116 mit 396 Todesfällen bei den Müttern und 2615 Todesfällen bei den Kindern. — Es wäre interessant, damit die Zahlen vergangener Jahre vergleichen und feststellen zu können, ob die Zahl der künstlichen Entbindungen etwa zugenommen hat. (Münchener Medizinische Wochenschrift, 1903, 32.)

Soziale Hygiene.

Die sozialpolitische Bedeutung der Volkshygiene beleuchtete ein Vortrag von Professor Dr. Breitung, Coburg, im deutschen Verein für Volkshygiene. Der Staat ist nicht imstande, durch die Gesetzgebung allein die Volkshygiene durchzuführen. Dazu gehört Freiheit und freiwilliger Entschluß aller Beteiligten. Erkenntnis und Aufklärung muß in alle Kreise des Volkes getragen werden. Die Pflege der Volkshygiene ist vom Kultusministerium abzutrennen. Sie erfordert ein eigenes Ministerium, vielleicht in Anlehnung an das Reichsgesundheitsamt, an dessen Spitze ein Mediziner und nicht ein Jurist treten muß. Die Volksgesundheit ist der

Motor für die gesamte Entwicklung des Volkes, die Hauptbedingung für gedeihlichen Fortschritt. Und hier haben die Aerzte in erster Linie zu wirken. Leider scheint der Idealismus der Aerzte jetzt vielfach durch die materiellen Interessen absorbiert zu sein. Es ist zu hoffen, daß das vorübergeht. Wenn man Arzt wird, soll man sich klar sein, daß man eine ideale Laufbahn einschlägt und wer für Ideale nicht schwärmt, was man ja dem einzelnen nicht übel nehmen kann, der soll Bierbrauer werden und nicht Arzt. Die Zeit ist da, um das Erbe der wissenschaftlichen Hygiene in das Volk hineinzutragen. Eine wissenschaftliche Hygiene, die in den Bibliotheken bleibt, ist ein totgeborenes Kind und wenn ja das Wort von dem dringenden Bedürfnis eine Berechtigung hat, so ist es hier.

Verein abstinenter deutscher Aerzte. Der Zweck des Vereins ist: 1. Der Verein abstinenter Aerzte des deutschen Sprachgebietes ist zu dem Zwecke gegründet, dem Alkoholmißbrauch in jeglicher Form entgegenzuarbeiten. Er gibt deshalb das Beispiel völliger Abstinenz und hat sich die Aufgabe gestellt, die Alkoholwirkung auf physiologischem und psychologischem Gebiete zu erforschen, die erworbenen Kenntnisse zur Aufklärung und Belehrung zu verwerten, angemessene gesetzliche Bestimmungen gegen die Trunksucht und ihre Folgen zu erwirken und für die Schaffung von Trinkerasylen Sorge zu tragen. Auch die Erforschung der Fragen, welche Getränke als Genußmittel für das Volk vom gesundheitlichen Standpunkt vorwiegend zu empfehlen sind, liegt innerhalb der Vereinsaufgaben. Die gleichen Bestrebungen gelten dem Mißbrauch von Aether, Morphium und ähnlicher Mittel, deren gewohnheitsmäßiger Gebrauch zu großer Gefahr für die Volksgesundheit werden kann. — 2. Die vorübergehende Verschreibung von Alkohol als Arznei soll der Ueberzeugung und dem Gewissen eines jedes Arztes überlassen werden.

Alkoholgenuß bei Kindern. Ein erschreckendes Bild von dem Umfange des Alkoholgenusses bei den Kindern der Volksschulen gibt der Bericht des Geraer Schularztes über seine Tätigkeit im Schuljahre 1902/3. Die Untersuchung hinsichtlich des Alkoholgenusses sowie einer Reihe anderer Dinge erstreckte sich auf 515 Knaben und 554 Mädchen aus zwei oberen, zwei mittleren und zwei unteren Klassen der drei hiesigen Bezirksschulen. Von diesen hatten nur 4 Knaben und 8 Mädchen überhaupt noch keinen Alkohol genossen. Schnaps hatten 250 Knaben und 270 Mädchen, Wein 235 Knaben und 237 Mädchen getrunken. Bier tranken täglich 109 Knaben und 130 Mädchen. Die Untersuchung erstreckte sich auf wiederholten, nicht einmaligen Genuß oder „kosten". Selbst die Kleinsten in der 7. Klasse kannten bereits eine stattliche Anzahl von verschiedenen Schnäpsen. Warmes Frühstück vor dem Antritt des Schulganges erhielten die meisten. Die Verhältnisse liegen hier besser als in vielen anderen Städten. Von den 1069 Untersuchten erhielten nur 3 Mädchen früh ein kaltes und 5 Knaben und 3 Mädchen überhaupt kein Frühstück. Die Körperkonstitution war bei 65 Knaben und 87 Mädchen gut, bei 325 Knaben und 406 Mädchen mittel, bei 127 Knaben und 61 Mädchen schlecht. 57 Knaben und 56 Mädchen hatten gute, 133 Knaben und 141 Mädchen mittlere, 322 Knaben und 357 Mädchen schlechte Zähne. Die Kinder mit schlechter Körperkonstitution fanden sich in der Mehrzahl in der 7. Klasse, also im 1. Schul- und 7. Lebensjahre, und zwar bei Knaben mehr als bei Mädchen. Trotzdem die meisten Kinder eine Zahnbürste besitzen, wird sie von den meisten nicht und nur von einigen täglich benutzt. Auffällig viele Kinder waren schwach- oder kurzsichtig, die größte Zahl der Kurzsichtigen fand sich in den oberen Mädchenklassen — nach Ansicht des Schularztes zweifellos eine Folge des vierstündigen Handarbeitsunterrichts. Im Gegensatz zu dem Berichte des Schularztes hat sich in den Bezirksschulen eine Abnahme der Schulbäder herausgestellt. In den meisten Fällen wird den Kindern das Baden in der Schule durch die Eltern verboten. Bei den Mädchen wurde allgemein eine Scheu beobachtet, sich in Gegenwart der Kameradinnen zu entkleiden. (Deutsche Krankenkasse-Zeitung, 1903, 52.)

Selbstmord im Kindesalter. Auf Grundlage ausgedehnter Statistiken kommt Gordon (Gesellschaft für Volksgesundheit, Petersburg) zu dem Schluß, daß Selbstmord im Kindesalter in allen Ländern von Jahr zu Jahr an Häufigkeit zunimmt. Nach Ansicht des Verfassers sind hier zwei große Gruppen von Ursachen zu unterscheiden: persönliche und allgemeine Faktoren. In ersterer Hinsicht sind zu nennen: Geisteskrankheiten (1—1½ pCt. aller Selbstmorde), erbliche Belastung, vor allem Alkoholismus (25—30 pCt.) und lebhafte Affekterregbarkeit. Zu den allgemeinen Ursachen, die einen überaus großen Prozentsatz von Selbstmorden

bedingen, rechnet Verfasser Armut und materielle Entbehrungen der Kinder, zumal der arbeitenden Klassen und der Fabrikbevölkerung (10 pCt.), ungenügende Erziehung in Familie und Schule, geistige Uebermüdung beim Schulunterricht und rauhe Behandlung durch die Lehrer. Das Gros der kindlichen Selbstmorde (gegen 40 pCt.) ist hervorgerufen durch schlechte Behandlung der Kinder seitens ihrer Lehrmeister und Brotgeber in den verschiedenen Handwerken. Eine gewisse Bedeutung spielt aber auch einfache Nachahmung, also spontane psychische Ansteckung, oder unmittelbare Suggestion durch Erwachsene, oder auch Rache für erlittene Unbilden. Der größte Prozentsatz kindlicher Selbstmorde fällt auf das Alter zwischen 12 und 14 Jahren. Ob ein geschlechtliches Ueberwiegen vorkommt, läßt sich nicht sagen. Als Mittel zur Abhülfe schlägt Verfasser vor: Kampf gegen Alkoholismus, Abänderung der herrschenden Erziehungssysteme in Haus und Schule, staatliche Beschützung des Kindesalters gegenüber unzulässiger Exploitierung und schlechter Behandlung durch Brotgeber und Lehrmeister. — R. W.

Krankenkassen und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Bezüglich der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat die in Breslau vor kurzem abgehaltene Jahresversammlung des Zentralverbandes der Ortskrankenkassen im Deutschen Reiche folgende Resolution angenommen: Der Ortskrankenkassentag in Breslau sieht den Mitteilungszwang der Kassenärzte an die Krankenkassen als unbedingt notwendig an, wenn in eine wirksame Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten seitens der Krankenkassen eingetreten werden soll. Er beauftragt daher den Zentralverband, an maßgebender Stelle dahin vorstellig zu werden, daß die Aerzte gegenüber den Krankenkassen von der Wahrung des Berufsgeheimnisses entbunden werden, daß dagegen die Strafbestimmung des § 300 des Strafgesetzbuches auf die Kassenorgane im Interesse der Versicherten ausgedehnt werde.

Zur Erforschung der Krebskrankheit ist vor mehreren Jahren unter dem Vorsitz des Professors v. Leyden in Berlin ein Komitee zusammengetreten, welchem außer Aerzten auch Botaniker, Zoologen und Verwaltungsbeamte angehören. Als erste Aufgabe hat man eine Sammelforschung angeregt, welche den Zweck haben solle, die Zahl der in Deutschland vorhandenen Krebskranken, sowie das Vorkommen der Krankheit an den verschiedenen Orten festzustellen und von den Aerzten möglichst ausführliche Angaben über eine vermutete Ansteckung oder Erblichkeit zu erhalten. Der Bericht über die Ergebnisse dieser Sammelforschung und die statistische Bearbeitung des erhaltenen Materials ist nun von dem Komitee vor kurzer Zeit veröffentlicht worden. Trotz der sehr erheblichen Anzahl von einzelnen Krebsfällen, nämlich von mehr als 12000, betrachtet man die einzelnen Resultate noch als keine definitiven Antworten auf alle Fragen auf dem Gebiete der Krebsforschung, wohl aber geben sie höchst wertvolle Fingerzeige für die weiter einzuschlagenden Schritte. Durch das Material wurde vor allem die Tatsache bestätigt, daß der Krebs eine Krankheit des höheren Lebensalters ist, und daß jüngere Personen fast vollständig von ihm verschont bleiben. Von den beobachteten Fällen kam ein erheblich größerer Teil auf das weibliche Geschlecht. Man kannte bisher schon gewisse Orte in Deutschland, in denen der Krebs besonders häufig auftritt, durch die Sammelforschung ist die Zahl solcher Krebsherde noch vermehrt worden. Daß der Krebs dagegen besondere Berufsarten stärker befällt, wie das bisher vielfach angenommen worden ist, hat sich aus der Statistik nicht ergeben.

Erste Lungenheilstätte in Dänemark. Das erste dänische Volkssanatorium für Lungenkranke ist vor kurzem bei Silkeborg eröffnet worden. Es ist von dem dänischen Nationalverein zur Bekämpfung der Tuberkulose erbaut und für 122 Patienten berechnet. Die Zimmer enthalten 2—6 Betten mit 900 Kubikfuß Raum für jeden Kranken.

Rechtswissenschaft.

Kritik der Lombrososchen Theorie. Die anfängliche Begeisterung für Lombrosos Lehren hat immer mehr abgenommen. Was Lombroso neues brachte, war die Untersuchung des Verbrechers und nicht des Verbrechens, was entschieden sein Hauptverdienst ist. Aber das meiste, was er in seinem Buch über

den „Uomo delinquente“ und über das Genie geschrieben hat, ist widerlegt worden. Neuerdings hat er nun die Hypothese ausgesprochen, in der mittleren Hinterhauptsgrube, verbunden mit einem übergroßen Wachstum des „Wurms“, den spezifischen Sitz der Verbrecherneigung zu finden. Zurzeit steht aber nur so viel fest, daß diese Grube bei Wilden, Normalen und Verbrechern in sehr verschiedener Häufigkeit gefunden wird, daß sie aber bei Geisteskranken, Idioten und Epileptikern keineswegs besonders häufig vorkommt. Lombroso sieht in der genannten Grube einen Atavismus, was indes viele bestreiten. Das bisherige Ergebnis ist, daß wir trotz der Ausführungen Lombrosos noch ebensoweit davon entfernt sind, den eigentlichen anatomischen Sitz der Verbrecherneigung gefunden zu haben, wie vorher. Trotz aller Kritik hängt L. seiner Idee nach, den geborenen Verbrecher und den moralisch Schwachsinnigen unter ein klinisches Bild gebracht zu haben, das sehr gut durch Anomalien am Schädel, Gesicht, in Empfindung, Stoffwechsel, Sinnes- und Seelenfunktionen ausgeprägt ist. An den „geborenen“ Verbrecher glauben in Deutschland nur ganz wenige. Wohl gibt es bei einer kleinen Klasse eine mehr oder weniger große Prädisposition zum Verbrecher, wie manche Gewohnheitsverbrecher speziell und viele Gewalttätigkeits-Verbrecher. Aber darum müssen sie noch lange keine Verbrecher werden, sondern das hängt vom Milieu ab. Bei der Mehrzahl der Verbrecher ist aber der äußere Faktor größer als der innere. Dahin gehören die meisten Gewohnheits-, Gelegenheits- und Affektverbrecher. Die Geisteskranken und Irren, die man ziemlich oft unter den Verbrechern findet, sind hauptsächlich unter den Gewohnheitsverbrechern anzutreffen. Ein Unsinn ist es aber, ohne weiteres jeden Verbrecher als krank zu bezeichnen. Nur ein kleiner Teil ist es; der größere sicher nicht, will man den Krankheitsbegriff nicht ins Ungemessene ausdehnen. Auch der „Verbrechertypus“, der absolut nicht charakteristisch ist, wird von den meisten mit Recht abgelehnt. Ein Typus, der nach Lombrosos eigenem Zeugnis nur bei etwa einem Viertel aller Verbrecher sich findet, ist höchstens ein Typus, aber nicht der Typus. Baer und andere haben nachgewiesen, daß auch obiger Typus sogar ziemlich selten ist. Lombroso berücksichtigt ferner gar nicht die ethnischen Verhältnisse. Auch die Psychologie des Verbrechers ist noch ganz wenig bekannt, wie besonders Aschaffenburg neuerdings betont. Dabei sollen Lombrosos Verdienste ungeschmälert bleiben. Er brachte das ganze neuere System der Kriminalanthropologie in Fluß, er betonte die Untersuchung des Verbrechers und nicht des Verbrechens, besonders aber die wichtige Rolle des endogenen Elements dabei, die er freilich überschätzte, während er die des Milieus unterschätzte, und wies auf die Wichtigkeit der Entartungszeichen hin, die er gleichfalls sehr überschätzte. Auch daß er durch seine Arbeiten das Studium der Psychopathen, Prostituierten, Anarchisten, Genialen u. s. w. neu belebte, soll ihm nie vergessen sein. Sein Hauptverdienst liegt aber in der Anwendung dieser Lehren auf das praktische Leben. Er fordert mit Recht Abschaffung des Strafmaßes und statt Strafe den Begriff des sozialen Schutzes. (P. Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie und Statistik, 1903, 2 und 3.)

Erziehung und Unterricht.

Volksbibliotheken und Lesehallen. Die Volksbibliotheken und Lesehallen nehmen unter den Veranstaltungen der Stadt Berlin, die der Fortbildung der weniger bemittelten Bevölkerungsklasse dienen, heute eine wichtige Stelle ein. Sie haben sich im Etatsjahr 1902/3 in erfreulicher Weise weiter entwickelt. Der Jahresbericht, der vom Kuratorium erstattet worden ist und vom Magistrat jetzt veröffentlicht wird, darf aufs neue feststellen, daß auf diesem Arbeitsgebiet der städtischen Verwaltung Fortschritte gemacht worden sind. Der gewaltige Aufschwung, den das städtische Volksbibliothekswesen genommen hat, seit mit der Einführung täglichen Betriebes begonnen wurde, fällt besonders auf, wenn man um zehn Jahre rückwärts blickt. Im Etatsjahr 1892/93 wurden 363155 Bände ausgeliehen — im Etatsjahr 1902/03 war die Ausleiheziffer über dreimal so groß. Und diese Zunahme ist nicht etwa dem bloßen Unterhaltungsbedürfnis zugute gekommen. Wenn die schöne Literatur Deutschlands und des Auslandes samt den Jugendschriften sowie die Zeitschriften und Sammelwerke zur „Unterhaltungslektüre“ gerechnet werden, so stieg bei dieser die Ausleiheziffer in zehn Jahren von 312713 auf 1001735, also auf

das Dreifache. Dagegen ist bei der wissenschaftlichen Lektüre, d. h. Naturwissenschaften und Technik, Staats- und Rechtswissenschaft, Geschichte und Geographie, Philosophie, Kunst u. s. w. u. s. w., die Ausleihezíffer von 50462 auf auf 196187, also auf das Vierfache gestiegen.

Die Ziele der Handelshochschulen. Die ersten Handelshochschulen wurden vor etwa zwanzig Jahren in Nordamerika gegründet. Handelshochschulen sind dann auch in England und Frankreich eingerichtet worden. Verhältnismäßig spät haben diese Bestrebungen in Deutschland eingesetzt. Die erste Hochschule für kaufmännische Wissenschaften wurde in Leipzig begründet und der Universität äußerlich angegliedert. Ganz selbständig ist diejenige in Köln. Alle Vorlesungen sind den Bedürfnissen des Kaufmanns angepaßt. Oft wird daher über das an anderen Hochschulen übliche Maß hinausgegriffen, oft dahinter zurückgeblieben. So sollen die auf Handel und Verkehr sich beziehenden Teile der Volkswirtschaftslehre in einer Ausdehnung hier behandelt werden, wie es an einer deutschen Hochschule bisher noch nicht geschehen ist; so soll ferner beispielsweise das Recht der kaufmännischen Gesellschaften, sowie Seerecht, Gewerberecht, Versicherungsrecht, Patentrecht, Markenschutz u. s. w. besonders eingehend hier gepflegt werden. Umgekehrt bleiben andere Vorlesungen natürlich weit zurück hinter dem, was auf anderen Hochschulen erstrebt werden muß; es soll nur das Verständnis geweckt werden für juristische und technische Fragen; nicht sollen Juristen und Techniker herangebildet werden. — Je mehr die Länder und Völker durch erleichterte Verkehrsmittel und den elektrischen Draht einander näher gerückt wurden und der Wettbewerb sich unter ihnen gesteigert hat, je mehr wir ein Industriestaat geworden und für unsere stets steigende Einwohnerzahl auf eine ständige Gewinnung von neuen Absatzgebieten in der ganzen Welt angewiesen sind, desto größer werden auch fortgesetzt die Anforderungen, welche an den Handelsstand gestellt werden. Für den Kaufmann und Großindustriellen reicht eine noch so genaue technische Kenntnis seines Faches nicht mehr, sondern es muß eine wissenschaftliche Ausbildung und durch dieselbe eine Vertiefung der technischen Kenntnisse hinzukommen, welche das geistige Niveau des Kaufmannsstandes hebt und ihn im öffentlichen Leben den anderen gebildeten Ständen ebenbürtig macht. (Die städtische Handelshochschule in Köln. Berlin, Verlag von J. Springer.)

Reform des Prüfungswesens. Auf dem diesjährigen deutsch-österreichischen Mittelschultage machte ein Referent den Vorschlag, daß auch in Oesterreich, wie in einigen Teilen Deutschlands, bei der Reifeprüfung das System der Kompensationen ausgeübt werde, das darin besteht, daß eine ungenügende Leistung in einem Gegenstande durch gute Leistungen in den übrigen Fächern ausgeglichen werden kann. Jeder erfahrene und verständige Schulmann weiß, daß nicht jeder Schüler für das bunte Vielerlei unserer Lehrpläne die gleiche Neigung oder Begabung mitbringt und daß es schon auf der Mittelschule Mathematiker, Physiker und Historiker gibt, daß mancher Schüler trotz mangelnder Kenntnisse in der Physik oder Mathematik oder in Sprachen doch ein tüchtiges Glied der bürgerlichen Gesellschaft werden kann, das seinen Platz entsprechend auszufüllen imstande sein wird. Und darauf kommt es doch wohl an und nicht auf Einzelkenntnisse, die sich in allerhand Regeln, Formeln und Daten auflösen und die im Leben selbst, wenn noch von der Schulzeit vorhanden, selten von richtunggebender Wichtigkeit oder Notwendigkeit sind. Auch die Unterrichtsverwaltung geht von dieser Ansicht aus, indem sie vorschreibt: Bei der Vornahme der Prüfung ist das Hauptgewicht nicht auf die einzelnen Kenntnisse der Schüler, sondern einzig und allein auf die erreichte allgemeine Bildung, auf den gewonnenen geistigen Gesichtskreis und auf die formale Schulung des Geistes zu legen. Hier ist der Punkt, an welchem das System der Kompensationen erfolgreich einsetzen könnte; denn nur auf diesem Wege kann der Forderung der Prüfungsvorschrift in vollem Umfange entsprochen werden; fordert doch diese Vorschrift die Prüfungskommission förmlich auf, eine minder gute Leistung in einem anderen Gegenstande die Gewähr schafft, daß der Schüler doch reif sei, reif im allgemeinen für selbständiges, wissenschaftliches Studium, wie es die Hochschule verlangt, reif in Hinsicht auf seine Intelligenz, seine Denk- und Urteilsfähigkeit, reif bezüglich dessen, was man unter allgemeiner Bildung zu verstehen übereingekommen ist. Dabei ist namentlich auf mangelndes Sprachtalent zu achten. Die einzelnen Unterrichtsgegenstände müssen mehr ineinander greifen. Eine derartige Reform unseres Prüfungs- und Klassifikationssystems würde aber auch den Ergebnissen der psycholo-

gischen Forschung entsprechen, der zufolge jede Begabung in einem Fache durch Verkümmerung eines anderen Vermögens aufgewogen wird; es werden daher nach einer bestimmten Richtung besser Veranlagte in anderen Richtungen unter der normalen Leistungsfähigkeit bleiben. Darauf soll die Schule Rücksicht nehmen und vom einzelnen kein universelles Wissen verlangen, sondern sich damit bescheiden, daß er geistig reif ist. (L. Fleischner, Das System der Kompensationen. Die Wage, 1903, 34.)

Sozialpolitik.

Ueber die Landflucht in Frankreich. Wie bei uns in Deutschland, so hat man auch in Frankreich die Erfahrung gemacht, daß junge Leute vom Lande, die bereits zwei Jahre im Dienste der Industrie gestanden haben, für landwirtschaftliche Arbeit fast nicht mehr zu gebrauchen sind und erst recht nicht zur Wiedergeburt eines absterbenden ländlichen Gemeinwesens. Für Frankreich mit seiner geringen Geburtsziffer hat die Landflucht natürlich eine noch weit schlimmere Bedeutung als für Länder mit einem starken Ueberschuß an Geburten. In seinem Buche: „Agglomerations urbaines dans l'Europe contemporaine" bemerkt Meuriot, die beständige und absolute Verminderung der ländlichen Bevölkerung Frankreichs vermehre unaufhörlich die Zahl der ganz kleinen ländlichen Gemeinwesen. Die Kommunen mit weniger als 300 Seelen hätten sich in den beiden Jahrzehnten von 1876—1896 um fast 2000 vermehrt, die mit 100—200 Seelen um ein Viertel ihrer früheren Zahl und die mit weniger als 100 um ein Drittel. Es handle sich dabei nicht allein um eine Verminderung der Landbevölkerung, sondern um eine wahre Vernichtung, und man könne fast den Tag voraussehen, wo eine große Anzahl von Dörfern vom französischen Boden verschwunden sein würden. In Ober-Savoyen sagte ein alter Dorfpfarrer zu einem Fremden, den er durch sein verödetes Dorf führte, die jungen Mädchen ließen sich von Paris wie Lerchen von einem funkelnden Spiegel anlocken; indem er auf die stillstehenden halbverfallenen Wassermühlen zeigte, fügte er wehmütig hinzu, auch die jungen Männer ließen die Heimat im Stich, so daß zur Bebauung der Felder fast nur alte zurückgeblieben wären. Vor zehn Jahren habe seine Gemeinde noch 700 Seelen gezählt, jetzt sei die Bevölkerungszahl unter 300 herabgesunken. Gerade das junge Geschlecht, durch das sich allein das Leben ergänzen kann, wendet der heimatlichen Scholle den Rücken zu, und von denen, die durch Reue oder ungünstige industrielle Arbeitsverhältnisse vorübergehend zurückgetrieben werden, ist nicht mehr viel Gutes zu erwarten. (Illustrierte Landw. Zeitung, 1903, 78.)

Das Wohnungselend in den Großstädten. Die Wohnungsstatistiken der Großstädte zeigen teilweise eine große Ueberfüllung. Dabei ist es nicht zu verwundern, daß Alkoholismus, Prostitution, Geschlechtskrankheiten, moralischer und seelischer Verfall nicht selten an der Schwelle der unfreundlichen, ungesunden und überfüllten Wohnung beginnt. Sittenfördernd kann es nicht sein, wenn erwachsene Söhne und Töchter u. s. w. dieselbe Lagerstätte teilen müssen, und von hoher Warte herab ist es leichter gegen Unsittlichkeit zu donnern, als in dumpfen engen Wohnungen, in Not und Entbehrungen, allen Verlockungen zu widerstehen. Und gerade die Aermsten müssen bekanntlich die höchsten Mieten zahlen: der Quadratmeter bewohnbare Fläche kostet ihnen nicht selten 8—10 und mehr Mark. Wie viel bleibt einer Arbeiterfamilie zum Leben übrig, wenn sie von 900 Mark 250 für die Wohnung aufbringen muß. Die Vermietungen und Aftermietungen sollen einen Beitrag liefern, und dann schreitet der Uebelstand heran mit allen seinen traurigen Konsequenzen. Es besteht eine natürliche Verbindung zwischen dem Wohnungselend der Großstädte und der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten. Mietskaserne sehen wir an Mietskaserne sich erheben. In kahlen düsteren Räumen wächst ein blutleeres Geschlecht auf, das von der gewaltigen Größe und der lichten Schönheit der Natur so gar nichts weiß. Aber nicht nur Tausende und Abertausende von Menschenkindern sterben in diesen Kasernen frühzeitig dahin, sondern noch zahlreichere verderben dort schon in zarter Jugend an Leib und Seele. Die Ortskrankenkasse der Berliner Kaufleute ermittelte wiederholt, daß zehn und mehr Prozent erkrankter Personen nicht ein Bett zu alleiniger Verfügung hatten. Besonders gefahr-

voll ist das Schlafstellenwesen, da es auf die Familien demoralisierend einwirkt. Die Reform der großstädtischen Wohnungsverhältnisse dieser Klasse ist eine Pflicht von Staat und Gesellschaft. Wir müssen Wohnungspolitik treiben. Es müssen kommunale, staatliche und genossenschaftliche Logierhäuser zur Beseitigung des Schlafgängerwesens errichtet werden. Einer großen Gruppe von unverehelichten Elementen kommen wir mit dieser Maßnahme nicht bei. Das ist die Gruppe der Geschlechtskranken. Eine regelmäßige ärztliche Kontrolle derselben in ihrer Wohnung müßte im Interesse der Einschränkung venerischer Krankheiten einsetzen. Um die gesundheitsgefährliche Tätigkeit der Prostituierten in die denkbar engsten Schranken zu bannen, muß man sich zur Organisation der sanitären Wohnungskontrolle der Prostituierten entschließen. Der Ueberfüllung der Wohnräume ist vorzubeugen: 1. durch eine einschneidende Wohnungsgesetzgebung, die an die Benutzung der Räume zum Wohnen bestimmte Minimalforderungen vom sanitären und moralischen Standpunkte aus stellt, 2. durch eine direkte kommunale und staatliche Wohnungsproduktion oder wenigstens durch eine Förderung der genossenschaftlichen und gemeinnützigen Wohnungsproduktion, 3. durch den direkten staatlichen und kommunalen Bau von Logierhäusern oder wenigstens durch eine Unterstützung der gemeinnützigen Einrichtung derartiger Häuser. (Pfeiffer und Kampffmeyer, Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, 1903, 2.)

Die Leistungen der deutschen Krankenversicherung. Den Aufzeichnungen des statistischen Amtes über den Umfang der deutschen Krankenversicherung im Jahre 1900 entnehmen wir unter anderem folgendes: Die Mitgliederzahl betrug Ende 1900 9520763, wozu noch 635749 Mitglieder der Knappschaftskassen zu rechnen sind. Es unterstanden 18 pCt. der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches der Krankenversicherung. Erkrankungsfälle waren 3679285 mit 64916807 Krankengeldtagen; für ärztliche Behandlung wurden ausgegeben 34331368 Mk., im Jahre 1890 wurden 2,55 Mk. pro Mitglied ausgegeben, im Jahre 1900 3,60 Mk. In dieser Zahl sind aber die Leistungen an Nichtärzte, Zahnärzte, Heilgehülfen, sowie die Fuhrkosten inbegriffen. Die Verwaltungskosten betrugen durchschnittlich nicht weniger als 1,76 Mk. pro Kopf. Die Zahl der Aerzte stieg von 1885 bis 1900 von 15764 auf 27374, die Zunahme betrug um 31 pCt. mehr als die Zunahme der Bevölkerung des Reiches. Der freien Klientel verbleiben derzeit noch 1362,4 Einwohner pro Arzt. Das Gesamtvermögen der Kassen betrug Ende 1901 163013163 Mk.

Bevölkerungsstatistik.

Zahl der Juden in den Hauptstädten Europas. Einem vom Rabbiner Serri in Casale herausgegebenen Kalender entnehmen wir die nachfolgend abgedruckten Zahlen der in allen Hauptstädten Europas lebenden jüdischen Einwohner. Daraus ist zu ersehen, daß in den betreffenden 15 Städten mit rund 15 Millionen Seelen etwa 720000 Juden, also 4⁴/₅ pCt. Juden wohnen, und zwar zählen London, Wien, Pest je über 100000; ebenso leben in Amsterdam, Paris und Berlin mehr als je 50000. Dann folgt Konstantinopel, das auf etwa 900000 Einwohner ungefähr 40000 Israeliten zählt, während Bukarest ihrer nur 9600, Rom 7600 und Kopenhagen 3500 zählt. Weniger als 3000 Juden weisen nur 5 Städte, darunter aber merkwürdigerweise auch die Hauptstadt desjenigen Reiches auf, das fast die Hälfte aller Juden der ganzen Welt beherbergt. Petersburg zählt nämlich gegenwärtig unter seinen 1036000 Einwohnern nur 2800 Juden, während Brüssel, Madrid und Lissabon nur 2000, 300 resp. 250 Juden aufweisen können. Auch Athen, die Hauptstadt Griechenlands, besitzt nur 300 Juden. Absolut und relativ die größte Judenzahl weist Budapest auf, welche unter ihren 492000 Einwohnern nicht weniger als 166000 Juden, gleich 33,9 pCt. zählt. Gleich hinter Budapest rangiert Wien mit 10,3 pCt. oder 149000 Juden. Nicht weit hinter Wien marschiert London mit 120000 Juden, welche aber nur 2,7 pCt. der Bevölkerung ausmachen. Relativ größer, wenn auch absolut geringer, ist die Zahl der Juden in Paris, wo sie mit ihren 75000 Personen beinahe 3 pCt. und in Berlin, wo ihre 88000 Seelen gar 5 pCt. der Bevölkerung bilden. Stark sind die Juden auch in Amsterdam vertreten, wo sie mit 56000 Seelen 12,3 pCt. der Bevölkerung ausmachen. Zu hoch ist die Zahl der Juden in Berlin angegeben, da das statistische Jahrbuch des Deutschen Reiches ihre Zahl für das Jahr 1900 nicht

mit 88000, sondern mit 79000 bewertet. Dagegen fehlt in dieser Statistik die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Polen, Warschau, das auf 600000 Einwohner rund 200000 Juden zählt. Warschau ist nach New-York die größte jüdische Gemeinde auf Erden und die absolut größte in Europa. (Jüdisches Volksblatt, 1903, 46).

Völker und Politik.

Sozialdemokratie und Völkerverbrüderung. Das politische Programm der australischen Arbeiterbewegung wurde vor etwa einem Jahre auf der ordentlichen Arbeiterkonferenz in Sidney ausgearbeitet. Es stellt als erste Forderung die Aufrechterhaltung eines weißen Australiens auf. Der „Vorwärts" bemerkt dazu (1903, No. 298): Diese Forderung nach einem weißen Australien ist selbstredend gegen die Einwanderung der gelben und schwarzen Rassen gerichtet, die sonst jeden sozialpolitischen Fortschritt unmöglich machen würden. — Wo bleibt da die Völkerverbrüderung? — das stolze Wort: Proletarier aller Länder vereinigt euch? — die Forderung des Erfurter Programms: Gleiche Rechte und gleiche Pflichten für alle, unabhängig von Rasse, Klasse und Geschlecht?

Die rechtliche Stellung der Farbigen in den Kolonien. Vor kurzem erschien ein Flugblatt des Deutschen Kolonial-Bundes, in welchem in rückhaltloser Weise die in den Kolonien zu betätigenden Reformen besprochen werden. Zunächst läßt es sich über die Farbigen als Zeugen vor Gericht aus. Es sei unzweckmäßig, daß die Aussagen Eingeborener als vollgültige Zeugnisse gegen Europäer angenommen werden. Nach den Anschauungen der meisten praktischen Kenner unserer Kolonien ist eine solche Gleichberechtigung des Zeugnisses durchaus ungerechtfertigt, die Autorität der Europäer schädigend und der moralischen und geistigen Entwicklung der weißen Rasse in keiner Weise Rechnung tragend zu betrachten. Es ist allen Kennern uncivilisierter Völker, speziell der Neger, Malaien und Australneger, eine bekannte Tatsache, daß die Angehörigen dieser Rassen den Begriff des Unmoralischen und Ehrwürdigen bei Abgabe eines falschen Zeugnisses oder dem Aussagen der Unwahrheit durchaus nicht kennen, sondern in ihren Antworten und Aussagen sich stets von anderen Motiven leiten lassen, die den augenblicklichen Verhältnissen entspringen, wie z. B. Furcht, Rachsucht, Aussicht auf einen Vorteil und dergleichen. Unter diesen Umständen muß man den Gesetzesparagraph, der in Niederländisch-Indien in Geltung ist, für sehr zweckmäßig erachten, daß nämlich bei Gegenüberstellung der Zeugenaussagen von Europäern und Eingeborenen erst die übereinstimmende Aussage eines einzigen Europäers vor Gericht gleich zu achten ist. Ebenso muß die Disziplinargewalt des Privatmannes gegenüber seinen farbigen Untertanen verstärkt werden, wenn auch hin und wieder ein Mißbrauch von seiten der Beamten vorgekommen ist. Nur dadurch kann die Ueberlegenheit des Europäers in den Kolonien gewahrt bleiben. Ob man als Disziplinarstrafmittel dem Privatmanne die Anwendung körperlicher Strafen oder die Auferlegung von Geldstrafen oder beides zugleich zugestehen soll, hängt natürlich ganz von der Rasse der eingeborenen Untergebenen ab und muß für die einzelnen Gruppen derselben besonders festgesetzt werden; so wird man im allgemeinen Bantu-Neger körperlich, Hamiten und Hindus nur mit Geld und Chinesen eventuell mit beidem bestrafen können. Daß indessen den Privatleuten in unseren Kolonien eine gewisse Strafgewalt über ihre farbigen Untergebenen eingeräumt beziehungsweise, daß eine solche erweitert werden muß, halten wir im Interesse der wirtschaftlichen Arbeit, wie auch der Aufrechterhaltung des Ansehens des weißen Mannes in den Kolonien für durchaus erforderlich.

Fremden-Einwanderung in England. In England ist eine Kommission zur Untersuchung der Fremden-Einwanderung eingerichtet worden. Dieses Problem betrifft in erster Linie das Londoner Ost-End. Doch außer London sind auch die Städte Birmingham, Manchester, Liverpool, Sheffield, Leeds, Cardiff, Reading und ein Teil des schottischen Grubenbezirks durch die unbeschränkte Fremden-Einwanderung in Mitleidenschaft gezogen, und in diesem Sinne ist das Fremden-Problem nicht bloß ein lokales, sondern ein nationales Problem. Akut geworden ist das

Problem innerhalb der letzten zwanzig Jahre, während welcher eine viel stärkere Einwanderung in England stattgefunden hat, als in früheren Jahren. Die Einwanderer setzen sich, wie bereits von uns hervorgehoben wurde, zum größten Teil aus russischen, polnischen und rumänischen Juden zusammen, die teils aus ihrer Heimat vertrieben wurden, teils sich aus ökonomischen Gründen zur Auswanderung entschlossen. Die Fremden, die ausgeschlossen werden sollen, sind lediglich die sogenannten „undesirables“ oder „unerwünschten“ Einwanderer. Als „unerwünschte“ Einwanderer bezeichnet der Kommissions-Bericht die Verbrecher und die Individuen von notorisch schlechtem Charakter, die Prostituierten, die Kuppler und Zuhälter, die Schwachsinnigen und Verrückten, die mit ansteckenden oder ekelerregenden Krankheiten behafteten Leute, und alle diejenigen, die wahrscheinlich der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen würden. Woran man die Einwanderer, die der letzten Rubrik angehören, erkennen soll, ist nicht gesagt. Wollte man völlige Mittellosigkeit als Kennzeichen wählen, so müßte man die meisten der in England einwandernden Juden ausschließen; denn in der Regel besitzen sie keinen roten Heller; gleichwohl fallen sie fast nie der öffentlichen Armenpflege zur Last. (Jüdisches Volksblatt, 1903, 34.)

Die Chinesen in Südafrika. Die Morning Post erfährt aus Pretoria, daß die „weiße Liga“ am 4. Dezember vorigen Jahres unter dem Vorsitz des Obersten Warren eine Sitzung abhielt, in der auf das ausdrücklichste verlangt wurde, daß die Regierung die gesetzlichen Paragraphen in bezug auf die Zulassung von Asiaten in Anwendung bringe. Nach diesen Bestimmungen muß jeder Asiate bei seiner Ankunft registriert und nach dem für ihn vorgeschriebenen Aufenthaltsorte gebracht werden. Jeder Chinese hat außerdem einen Eintrittszoll von 25 Pfund Sterling zu entrichten. Diese Bestimmungen hat man nach Ansicht der Liga nicht zur Durchführung gebracht und dadurch den Kapitalisten in Johannesburg bereits jetzt ein Geldgeschenk gemacht, das sich bei weiterer Nichtberücksichtigung des Gesetzes und Einführung von 100000 Chinesen auf die hübsche Summe von 2500000 Lstr. belaufen würde. Ein anderer Redner erklärte, daß die Chinesen heute bereits zu einer Pest für das Land würden. Vor dem Burenkriege seien nur sechshundert in Transvaal ansässig gewesen, während sich heute bereits viertausend unregistriert mit der anderen Bevölkerung mischten! (Südafrika, 1903, No. 12.)

Ausführung von Eingeborenen. Am 24. September vorigen Jahres erfolgte von Swakopmund die Ausfuhr von 212 Eingeborenen nach den Johannesburger Minen. Auf eine Eingabe des Bezirksvereins Windhuk vom 30. Januar vorigen Jahres, in der gebeten wurde, die Ausfuhr Eingeborener des Schutzgebietes für den britischen Minenbetrieb in Südwestafrika nicht zuzulassen und etwa vorliegende bezügliche Verträge nicht zu vollziehen, hatte das Gouvernement im April vorigen Jahres mitgeteilt, daß der Antrag erledigt und nicht mehr nötig sei, da die Verträge nicht vollzogen seien und auch wahrscheinlich nicht vollzogen werden würden. Der Bezirksverein hat nunmehr Veranlassung genommen, über die gleichwohl geschehene Ausfuhr, in der er eine wirtschaftliche Schädigung der Kolonie erblickt, Beschwerde zu führen und gleichzeitig seinem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß die Ausfuhrkonzession gegen den Willen des damals in Deutschland weilenden Gouverneurs habe erteilt werden können. (Deutsche Kolonialzeitung, 1903, 48.)

Anwerbung und Ausführung von Eingeborenen. Eine Verordnung des Bezirksamtmanns der Westkarolinen und Pelau, welche im amtlichen Kolonialblatt vom 1. November vorigen Jahres veröffentlicht wird, verfügt, daß es zur Anwerbung von Eingeborenen, die im Bezirk bleiben, keiner Genehmigung bedarf. Zum Zwecke der Ausführung aus dem Bezirk ist vorher ein begründeter Antrag bei dem Bezirksamt zu stellen, welches im Falle der Genehmigung die Bedingungen festsetzt. Nur ausreichend körperlich entwickelte und augenscheinlich gesunde Personen dürfen angeworben werden. Für jeden Angeworbenen ist ein Konto über geleistete Zahlungen anzulegen. Das Bezirksamt ist berechtigt, das Konto einzusehen und die Bezahlung zu überwachen. Die Ausführung von Eingeborenen zur öffentlichen Schaustellung ist verboten.

Geistiges Leben.

Die Gründung einer Kant-Gesellschaft. An die Freunde der Kantischen Philosophie ergeht ein Aufruf zur Begründung einer „Kant-Gesellschaft", sowie zur Errichtung einer „Kant-Stiftung" zum hundertjährigen Todestage des Philosophen. Am 12. Februar 1904 werden es hundert Jahre, daß Immanuel Kant, der Begründer einer neuen Aera in der Philosophie, sein Leben beendet hat. Zur Erinnerung an diesen Tag werden Bücher und Festartikel in Hülle und Fülle erscheinen, werden akademische Festreden gehalten werden, auch die „Kantstudien" bereiten ein eigenes größeres Festheft vor mit Beiträgen hervorragender Autoren. Aber es wäre wünschenswert, daß dieser Tag nicht vorüberginge, ohne ein dauerndes Andenken zu hinterlassen, das Zeugnis ablegt von der Dankbarkeit, die wir dem großen Genius der Philosophie zollen. Die „Kantstudien" haben an ihrem Teil dazu beigetragen, diese dankbare Erinnerung an Kant lebendig zu erhalten. Es kann ja an sich keine bessere Ehrung eines Philosophen gedacht werden, als daß eine eigene Zeitschrift ausschließlich dazu dient, seine Ideen zu verbreiten, seine Lehren zu diskutieren, seine Gedanken weiter zu bilden. — Die „Kantstudien" haben demgemäß auch in Deutschland und im Ausland sich viele Freunde erworben. Aber die Zahl der Abonnenten hat doch nicht dazu hingereicht, um sämtliche Kosten ganz zu decken, und so haben, speziell zur Ermöglichung der Heranziehung tüchtiger und hervorragender Mitarbeiter, wohlhabende Freunde der „Kantstudien" schon mehrfach namhafte Beiträge zu diesem Zweck gespendet. Allein es ist wünschenswert, daß die Existenz der Zeitschrift nicht auf solche günstige Zufälle gestellt bleibe, die nur persönlichen Beziehungen des jetzigen Herausgebers verdankt werden. Ein fester Fonds sollte vorhanden sein, der die Zeitschrift auf Jahre hinaus sichert, auch ganz unabhängig von der Person des Herausgebers. In England und Amerika sind mehrfach gerade philosophische Zeitschriften in solcher Weise sicher fundiert worden. — Der Zuschuß, den die „Kantstudien" erfordern, betrug in den letzten Jahren durchschnittlich pro Jahr 500—600 Mark. Um diesen Zuschuß für eine Reihe von Jahren hinaus zu sichern, schlägt der derzeitige Herausgeber der „Kantstudien" nach eingehender Beratung mit gleichgesinnten Freunden die Gründung einer Kant-Gesellschaft vor, nach Analogie der Goethe-Gesellschaft, der Comenius-Gesellschaft, der Mind-Association (Gesellschaft zur Erhaltung der philosophischen Zeitschrift „Mind") und ähnlicher Gesellschaften. — Die Gesellschaft wird gegründet zunächst zum Zweck der Erhaltung und Förderung der „Kantstudien", speziell um die Heranziehung hervorragender Autoren und überhaupt die Beschaffung geeigneter Beiträge (z. B. auch die Reproduktion von Kantbildern) zu ermöglichen, sodann um auch sonstige das Studium der Kantischen Philosophie überhaupt fördernde Zwecke zu realisieren, z. B. Veranstaltung von Preisausschreiben, Unterstützung wissenschaftlicher Publikationen und dergleichen. (Näheres ist von Professor Dr. Vaihinger in Halle zu erfahren.)

Bücherbesprechungen.

Herrenmoral. Eine Entlobungsgeschichte in Originalbriefen. Von * * *. Verlag von O. V. Böhmert, Dresden, 1903.

Der Zufall wollte es, daß mir wenige Tage nach Beendigung meines Aufsatzes „Sexuales Ober- und Unterbewußtsein" von der Redaktion der „Revue" die oben benannte Schrift zur Rezension eingeschickt wurde. Eine sprechendere Illustration zu dem, was ich als Spaltung unseres sexualen Bewußtseins zu definieren und zu erklären versucht hatte — einen deutlicheren Beleg hierfür als jene „Entlobungsgeschichte" hätte ich mir gar nicht wünschen können. — Das Büchlein enthält eine Sammlung von Briefen — Originalbriefen, wie behauptet wird —, in denen sich die Geschichte der Lösung einer Verlobung, veranlaßt durch einen ethischen Konflikt, frei von allem störenden Detail, gleichsam als isoliertes ethisch-psychologisches Experiment, darbietet. — Mag die Tatsächlichkeit des Erlebnisses auch vielleicht jenen erlaubten Fiktionen angehören, nach welchen die Erzähler aller Zeiten durch die Versicherung, „wahre Geschichten" zu berichten, das Interesse ihrer Zuhörer zu kaptivieren liebten: die Anerkennung kann dem Verfasser — oder —

ich würde hier viel eher auf eine Verfasserin optieren — die Anerkennung kann ihr also keineswegs versagt werden, daß sie sich mit Intuition in das Seelenleben des Paares einzufühlen und dem Vorgang auch im sprachlichen — brieflichen — Ausdruck den vollen Schein der Realität zu verleihen wußte. Zwar spielt der Mann neben dem Mädchen eine etwas klägliche Rolle. In der Verteidigung seines Standpunktes scheint er, mit seiner Partnerin verglichen, ziemlich plump, unbeholfen und gedankenarm. — Aber — warum soll nicht auch einmal ein geistig höherstehendes Mädchen einen inferioren, aber jüngeren Mann mit aller Inbrunst geliebt haben — warum soll ein solches Verhältnis nicht an dem Aussprechen ethischer Prinzipien in die Brüche gegangen sein? — Ein Vorwurf könnte der Verfasserin hieraus nur dann erhoben werden, wenn sie für ihre Gestalten typische Gültigkeit beanspruchte. Dieser Anspruch ist aber nirgends geltend gemacht, als vielleicht in dem Motto der Schrift. In diesem allein nimmt die Verfasserin auch Stellung zu dem ethischen Problem. Aber gerade weil sie es tut und sich hiermit als Partei bekennt, ist die psychologische Objektivität der Darstellung des Spezialfalles doppelt hoch anzuschlagen.

Der Konflikt des Paares folgt aus der Diskussion jenes ethischen Prinzipes, welches — in jüngster Zeit, namentlich durch Björnsons Initiative vielfach umstritten — von dem Manne beim Eintritt in die Ehe gleiche Unberührtheit fordert wie von der Jungfrau. — Die Braut bringt diese Forderung ihrem Verlobten gegenüber zur Sprache, verlangt seine „objektive Meinung" hierüber zu erfahren, erschrickt über seinen Widerstand, seine Bekenntnisse, empört sich gegen seine Anschauungen, durchlebt Wochen äußerster Seelenqual. Da er aber, ohne auf ihre ethischen Emotionen und Reflexionen einzugehen, bei seinem ziemlich stumpfsinnigen Refrain „Der Mensch ist nicht nur Mensch, sondern auch Tier, und es ist natürlich so, wie es die Männer halten", mit männlicher Standhaftigkeit beharrt und die Sache überdies von allem Anfang an nicht objektiv, sondern persönlich nimmt, so wird das heiß liebende und nicht mehr junge Mädchen, ohne im Prinzip nachzugeben, doch immer duldsamer und zaghafter in seinen persönlichen Forderungen. Doch nun zeigt sich, daß in dem Verhältnis der beiden ein unbekanntes Etwas zugrunde gegangen ist —, daß es zwischen ihnen „nicht wieder so werden kann, wie früher". Dem Manne geht diese „Erkenntnis" auf. Von ihm aus erfolgt, wenn auch nicht formell, die Lösung des Verlöbnisses. — Beide stehen zum Schluß vor etwas Unbegreiflichem oder doch Unbegriffenem, er in dumpfer Apathie, sie mit gebrochenem Herzen. „Wer hilft mir das Entsetzliche verstehen und tragen." — Dies die Herzensgeschichte, zu der die Verfasserin nur dadurch Stellung nimmt, daß sie ihr als Motto die bekannten Worte Mephistos: „Der kleine Gott der Welt" — — — bis — — — „Er nennts Vernunft und brauchts allein, Nur tierischer als jedes Tier zu sein" voraussetzt.

Nicht in der mitunter sehr beredten Verteidigung der „Reinheitsforderung" an den Bräutigam jedoch liegt das Hauptverdienst der Schrift. Was das Mädchen hier sagt, muß sich jeder selbst sagen, der das monogamische Moralprinzip mit einiger Innerlichkeit und Gefühlsphantasie erfaßt hat. Das Verdienst der Schrift liegt in der Motivierung der „Entlobung" und in ihrer Wirkung auf die Beteiligten. Nicht der Widerstreit der Prinzipien ist es, der das Paar auseinander bringt. Dieser Gegensatz könnte überbrückt oder doch verwunden werden. Die Ursache des Bruches liegt darin, daß die beiden in ehrlicher Wahrhaftigkeit ans Tageslicht gezerrt haben, was besser in der Sphäre des Verschwiegenen, Uneingestandenen, im sexualen Unter- oder Nachtbewußtsein verblieben wäre. Als eingestandene, nicht mehr wegzuleugnende Tatsachen können jene Dinge von dem Oberbewußtsein eines nach monogamischen Prinzipien vereinigten Brautpaares nicht assimiliert werden. Die einzige Art, wie unsere monogame Moral sich mit den gekennzeichneten Realitäten aus dem Leben der Männer abzufinden vermag, besteht darin, sie in ein dissoziiertes Unter- oder Nachtbewußtsein zu verbannen. — Für die Gültigkeit dieses vielsagenden Satzes hat die Autorin der Schrift ein wahrhaft geniales, weil gegen ihr eigenes Glaubensbekenntnis verstoßendes, intuitives Zeugnis abgelegt.

Das Beispiel wäre nachahmenswert. Sexuale Erlebnisse von ähnlicher Tiefe, in entweder wirklichen oder mit gleicher Fähigkeit fingierten Originalberichten vorgetragen, würden unser Wissen um bedeutsamste Regungen unserer Psyche unschätzbar bereichern. Professor Christian von Ehrenfels.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

II. 12. 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Bedeutung des Darwinschen Selektionsprinzipes.

Dr. F. P. Hartel.

Die natürliche Abstammung der vollkommeneren Arten und Rassen von vorhergehenden einfacheren Formen ist als eine Tatsache zu betrachten, an der heute kein ernst zu nehmender Forscher mehr zweifelt, obschon in bezug auf die Faktoren und Gesetzmäßigkeiten dieser Entwicklung große Meinungsverschiedenheiten bestehen. Diese haben in weiten Kreisen leider zu der Annahme geführt, als ob die natürliche Entwicklungslehre überhaupt auf schwachen Füßen stehe und speziell der Darwinismus eine überwundene Hypothese sei. Die Geschichte der Naturforschung zeigt aber, daß eine wissenschaftliche Diskussion leicht zu extremen Gegensätzen führen kann, wenn sich Spezialgelehrte gegenüberstehen, die irgend ein kleines Gebiet ihrer Wissenschaft peinlich genau bearbeiten und die hier gefundenen Regeln zu einer Gesamtauffassung ausweiten wollen. Dies macht uns die einseitige Stellungnahme mancher Forscher hinsichtlich des Darwinismus verständlich. Hier ist es die mangelhafte biologische Allgemeinbildung und die fehlende Uebersicht über das ganze Tatsachengebiet des organischen Lebens, die zu so vielen widerspruchsvollen und verwirrenden Erörterungen geführt haben. Bei einem solchen Stande der Wissenschaft sind zusammenfassende kritische Schriften von besonders großem Wert, indem sie einmal die auseinanderstrebenden Größen sammeln, andererseits aber den Fernstehenden die Orientierung erleichtern.

Zu solchen nützlichen Arbeiten gehört zweifellos eine Schrift von L. Plate: „Ueber die Bedeutung des Darwinischen Selektionsprinzipes und die Probleme der Artbildung", welcher ursprünglich ein auf der Jahresversammlung der deutschen zoologischen Gesellschaft (1899) gehaltenes Referat zugrunde liegt und die nunmehr in zweiter Auflage vorliegt (Leipzig, Verlag von Engelmann). Plate versteht es, die Angriffe, welche gegen den Darwinismus, insbesondere gegen die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Daseinskampf gemacht worden sind, in ebenso geschickter wie sachlicher Weise zu beleuchten und zum großen Teil zu widerlegen. Dabei ist er keineswegs ein fanatischer Anhänger der Theorie von der „Allmacht der Naturzüchtung",

denn er gibt unumwunden zu, daß manche Merkmale und Funktionen der Organismen durch die Zuchtwahl nicht erklärt werden können und daß hierfür andere Ursachen geltend gemacht werden müssen. Trotz dieser einzelnen Bedenken kommt er jedoch zu dem Ergebnis, daß für die Harmonie, welche zwischen den Existenzverhältnissen der Organismen und ihren morphologischen und physiologischen Eigenschaften besteht, es zur Zeit keine andere naturwissenschaftliche Erklärung gebe als das Selektionsprinzip.

Die Hauptfragen der natürlichen Entwicklungslehre betreffen die Ursachen der zweckmäßigen Organisation und der Wandlung der Arten. Unter organischer Zweckmäßigkeit ist die Einheitlichkeit der Teile, die Anpassung der Struktur an die Funktion und äußere Umgebung, Regeneration u. s. w. zu verstehen. Nun haben manche Gelehrte, wie Kölliker und Nägeli, behauptet, daß die Zweckmäßigkeit in den Einrichtungen der Organismen überhaupt kein Gegenstand exakter Forschung sei. Indes ist es ein großer Unterschied, ob man in der Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit irgend eine unbekannte mystisch wirksame Kraft annimmt oder die werdende und gewordene Zweckmäßigkeit in ihrem allmählichen Stufengang verfolgt und die einzelnen Ursachen aufzudecken sucht. Dies hat der Darwinismus unbestreitbar mit großem Erfolg geleistet.

Andere werfen dem Darwinismus vor, daß er nicht den Ursprung der Variationen, sondern nur das Ueberleben der nützlichen Abänderungen erklären könne. Es sei ferner unmöglich, die natürliche Zuchtwahl durch die künstliche zu begründen. Manche zusammengesetzte Organe und verwickelte Anpassungen könnten nur sprungweise erreicht werden, während die Selektionstheorie nur kleine allmählich aufeinander folgende Stufen der Vervollkommnung voraussetze. Diese und ähnliche Einwände werden von Plate ausführlich besprochen und dabei ihre Argumente als unwesentlich zurückgewiesen.

Was das Problem der Variation betrifft, so rechnet der Darwinismus in der Tat mit kleinen Verschiedenheiten in der Struktur und Funktion der Organe. Der Darwinismus, sagen die Gegner, erklärt aber nicht die Fortbildung der noch nicht nützlichen Anfangsstadien vieler Organe. Wer vermag aber darüber zu entscheiden, ob ein Anfangsstadium nützlich ist oder nicht und wo der Selektionswert beginnt, wenn man bedenkt, wie kompliziert die inneren Beziehungen der Organe untereinander und die äußeren Anpassungen sind! Indes gibt es nachweisbar eine große Menge von Beispielen, in denen kleine Differenzen schon einen Selektionswert besitzen. In der Schärfe der Sinnesorgane, der Muskelkraft und der Stärke der Konstitution können kleine Unterschiede physischer oder psychischer Art entscheidend sein. Dodel-Port hat z. B. nachgewiesen, daß mikroskopisch kleine Härchen imstande sind, Blattläuse von Pflanzen abzuhalten, und daß geringe Differenzen im spezifischen Gewicht darüber zu entscheiden vermögen, ob die Samen einer Wasserpflanze zu Boden sinken und keimen oder nicht. Die sogenannten indifferenten Merkmale können außerdem durch Korrelation, Funktionswechsel, bei veränderter Lebensweise einen Selektionswert erlangen und für die Artbildung von wesentlicher Bedeutung werden. Gewiß gibt es auch zuweilen plötzliche und

sprungweise Variationen, sowie „Habitusänderungen“ im Sinne der Lehre von H. de Vries, aber sie spielen in der Evolution der Arten nicht jene große Rolle, wie die Anhäufung und Progression kleiner Differenzen durch natürliche Auslese.

Der ganze Zuchtwahlprozeß ist aber nicht zu verstehen, ohne nähere Berücksichtigung der Gesetze der Variabilität und Vererbung. Gibt es tatsächlich eine innere, der plasmatischen Substanz innewohnende bestimmte Richtung der Abänderung und Gestaltung, eine sogenannte Orthogenesis, so ist eine natürliche Auslese, eine Anpassung an das Milieu überflüssig, wie manche Forscher, Haacke, Eimer angenommen haben. Von einer solchen unfehlbar zweckmäßigen immanenten Entwicklungstendenz ist aber in der Natur nichts zu beobachten. Die Organismen variieren in den verschiedensten Richtungen, ohne jedoch absolut gesetzlos und zufällig aufzutreten. Sie geschehen innerhalb einer relativ bestimmt gerichteten Progression und Variationsbreite, die bald enger, bald weiter gezogen ist, ja in manchen Fällen nur in einer Richtung. Das hängt von der Höhe der Organisation ab. Eine Amöbe kann z. B. viel richtungsloser variieren als ein Polyp. Je komplizierter und gefestigter die differenten Teile eines Organismus sind, um so spezifischer werden die Variationen. Die fortschreitende Variationstendenz ist also von den Organismen phylogenetisch erworben worden, und zwar durch natürliche Auslese, durch Orthoselektion, wie Plate diesen Vorgang nennt, indem die Selektion nach einer bestimmten Richtung durch Generationen hindurch die begünstigsten Individuen auswählt, den Rest eliminiert und so langsam die betreffende Anpassung „züchtet“. Daher schließen sich bestimmt gerichtete Variationen und Selektionen keineswegs aus. Onthogenese erleichtert sogar in vielen Fällen das Eingreifen der natürlichen Zuchtwahl, indem sie die ersten Stadien von Bildungen allmählich auf eine solche Höhe hebt, daß sie Selektionswert erhalten.

Können wir auch dem Autor in den erörterten Fragen bedingungslos zustimmen, so ist das viel weniger der Fall bezüglich seiner Auffassung der Vererbungslehre und seiner Kritik an Weismanns Theorie der Panmixie und der Germinalselektion.

Was das Vererbungsproblem anbetrifft, so steht Plate der Lamarckschen Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften sehr nahe, während Weismann dieselbe bekanntlich leugnet und nur blastogene d. h. im Keime erworbene Veränderungen für erbliche Faktoren der Entwicklung ansieht. Bei der Frage, ob erworbene Eigenschaften sich vererben oder nicht, kommt alles darauf an, festzustellen, was man unter dem Begriff der „Erwerbung“ versteht, und daß ferner Gebrauchs- und Milieuwirkungen streng unterschieden werden.

Direkt beweisen, meint Plate, läßt sich zurzeit weder, daß Gebrauchswirkungen im Laufe der Generationen erblich werden, noch daß dies nicht möglich sei. Ob nun möglich oder nicht möglich, — Tatsache ist, daß die Wirkungen des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs eines Organes auf die Nachkommen nicht vererbt werden. Mir ist bisher kein einwandfreier Fall bekannt geworden. Sowohl die Erfahrungen über die Vererbung beim Menschen als in der Tier- und Pflanzenzucht sprechen gegen eine solche Hypothese. Wenn dieser Lamarcksche

Faktor in der Evolution wirklich eine so große Rolle spielt, dann müßte er doch handgreiflich und täglich beobachtet werden können.

Anders verhält es sich mit den Milieuwirkungen flüssiger, gasförmiger, thermischer Art, denn hier handelt es sich um gleichzeitige (simultane) Reize, die Organismus und Keim in gleicher Weise treffen und unter Umständen gleichsinnige Veränderungen in Organismus und Keim hervorrufen können, aber nicht hervorrufen brauchen. Dies hängt auch wieder von der Stufe der Organisation ab. Wenn bei einem niederen Organismus die innere und äußere Oberfläche und die an der Peripherie gelegenen Keimzellen denselben Flüssigkeitswirkungen ausgesetzt sind, so können hier gleichartige Veränderungen hervorgerufen werden. Aber dies ist in bezug auf den Vererbungsprozeß nur zufällig und erweckt scheinbar die Vorstellung, als ob es sich um Uebertragung einer im Organismus erworbenen Eigenschaft auf den Keim und seine Deszendenten handele. Von Wichtigkeit ist nur, daß der Keim diese Abänderung durch das Milieu erfährt, und es ist klar, daß die Uebereinstimmung in den Abänderungen des Organismus und des Keims um so geringer wird, je komplizierter die Struktur des Lebewesens ist.

Ganz verfehlt und aller physiologischen Erfahrung widersprechend ist Plates Ansicht, daß alle Reize, auch die funktionellen und mechanischen, „unter Umständen" einen simultanen Charakter annehmen und einer erblichen Uebertragung fähig sein können. Diese „Umstände" sind gänzlich unbekannt, und könnten nach unserer Ansicht nur höchst selten eintreffen, also für die wichtigsten Vererbungserscheinungen unwesentlich sein. Daß „unter Umständen" allgemeine Wirkungen von funktionellen, nutritiven und mechanischen Ursachen auf die Keime ausgeübt werden können, haben Weismann und seine Anhänger nie geleugnet. Aber dies ist etwas ganz anderes als der Lamarcksche Faktor, der spezifische und analoge Wirkungen voraussetzt, falls er in der Entwicklung eine Rolle spielen soll.

Trotzdem sind Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe, sowie die Milieuwirkungen auf den Organismus von großer Bedeutung für die zweckmäßige Organisation und Umwandlung der Arten. An ihnen offenbart sich der Selektionswert der Organismen und ihrer mehr oder minder gleichsinnig veranlagten Keime. Durch fortwährende Steigerung dieses Selektionswertes im Daseinskampf werden die Keime immer mehr in Uebereinstimmung mit ihren Organismen gebracht und so eine neue Art im Keime herangezüchtet. Daraus geht hervor, daß die Keimauslese (Germinalselektion) eine große Bedeutung für die organische Entwicklung hat, und daß erst durch die Wechselwirkung von Personal- und Keimauslese der Zuchtwahlprozeß zustande kommt. Ebenso hoch ist die Panmixie d. h. der Mangel und das Nachlassen in der Kontrolle der Naturzüchtung für die Rückbildung der Organe einzuschätzen; denn eine direkte Vererbung der Nichtgebrauchswirkungen ist noch nie und nirgends festgestellt worden.

Der Darwinismus ist alles eher als ein überwundener Standpunkt. Die natürliche Zuchtwahl im Daseinskampf ist ein unentbehrlicher, gewaltiger Faktor in der natürlichen Evolution der Pflanzen, Tiere und Menschen. Sie hat, wie Plate bemerkt, eine extensive Wirkung, indem

sie die Arten zwingt, sich immer weiter auszubreiten, neues Terrain für sich zu erobern und die Lebensweise nach den verschiedensten Richtungen zu ändern. Sie merzt alle krankhaften und minderwertigen Individuen aus und hält den Rest auf der ganzen Höhe der Anpassung, welche von den jeweiligen Existenzbedingungen gefordert wird. Sie richtet den Strom des Lebens in bestimmte Bahnen und vervollkommnet den Grad der Anpassung. Sie schafft die organische Zweckmäßigkeit in der Wechselwirkung des Milieus und der im Organismus gelegenen Kräfte der Selbstentfaltung und Selbstregulierung. Es gibt keine imanente absolute Zweckmäßigkeit in den Organismen, sondern nur eine relative und werdende, welche immer wieder von der natürlichen Auslese kontrolliert und in bestimmte Richtungen geleitet werden muß.

Insofern ist das Selektionsprinzip ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis organischer Zweckmäßigkeit und Formenbildung. Der Forschung steht aber noch eine andere und größere Aufgabe zu, nämlich die Ursachen und Gesetzmäßigkeiten in der Selbstgestaltung und Selbstregulierung der Organismen zu erklären, jene architektonischen Gesetze in der Technik und Schönheit der organischen Struktur, welche die natürliche Zuchtwahl nicht schafft, sondern nur soweit kontrolliert, wie sie für die Erhaltung der Art nützlich oder schädlich sind. Hier eröffnet sich ein weites und interessantes Gebiet der Forschung, auf welchem in den letzten Jahren die experimentelle Entwicklungsphysiologie erfreuliche und aussichtsreiche Erfolge erzielt hat, die namentlich im „Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen" bekannt gemacht worden sind.

Eine gewisse Sorte von Gelehrten sollte aber endlich mit dem dummen und irreführenden Gerede von der „Ueberwindung" und dem „Zusammenbruch" des Darwinismus aufhören. In den Köpfen von Laien und schriftstellernden Laien hat dieses Wort schon genug Verwirrung angerichtet. Man lese z. B., was der sonst so gescheite K. Jentsch immer und immer wieder über den „Darwinismus" orakelt. Auch die theologisch Rückständigen haben schon genug Kapital daraus geschlagen und so das Ansehen der Naturwissenschaft geschädigt.

Herbert Spencer und sein letztes Buch.

Dr. J. G. Weiß.

Unter dem Titel „Facts and Comments" (Tatsachen und Randbemerkungen)[1]) erschien vor etwa einem Jahre ein Werk Herbert Spencers, das der damals 82jährige Philosoph selbst als sein letztes bezeichnete, und mit dem er gewissermaßen Abschied nahm von einem Schauplatze, auf dem er einer der hervorragendsten Kämpfer gewesen ist. Es ist dabei geblieben. Am 8. Dezember 1903 hat Spencer die Augen für immer geschlossen.

Der Tod des hervorragenden Denkers scheint in der deutschen Presse und im deutschen Publikum verhältnismäßig wenig Beachtung gefunden zu haben, und

[1]) Facts and Comments by Herbert Spencer. London, William and Norgate, 1902.

ich muß gestehen, daß mich das nicht so ganz überrascht hat. Denn obwohl Spencer Jahrzehnte hindurch der unbestritten bedeutendste Philosoph der angelsächsischen Rasse gewesen ist und auch auf die deutsche Gelehrtenwelt und durch sie auf die deutsche Laienwelt einen kaum zu überschätzenden Einfluß geübt hat, ist sein Name heute noch in weiten Kreisen des gebildeten deutschen Laienpublikums wenig bekannt; kaum bekannt selbst solchen, denen seine Lehren längst in Fleisch und Blut übergegangen sind. Diese eigentümliche Erscheinung hat wohl verschiedene Ursachen. Die erste ist die, daß die Lehren Spencers dem deutschen Publikum durch so viele verschiedene Kanäle zuflossen, daß man vergaß, nach der eigentlichen Quelle zu fragen. Eine zweite Ursache mag darin zu suchen sein, daß man fälschlich in der Spencerschen Entwicklungsphilosophie nur eine Verallgemeinerung der in Deutschland rasch bekannt gewordenen und eifrig erörterten Darwinschen Lehre erblickte, obwohl sie doch tatsächlich viel tiefer greift und durch das gleichzeitige Auftreten Darwins nur auf einem ihrer wichtigsten Spezialgebiete eine glänzende Bestätigung gefunden hat. Was endlich in den letzten zwei Jahrzehnten einer Zunahme der Popularität Spencers in Deutschland im Wege gestanden haben mag, das ist der Umstand, daß wir unbeschadet unserer Uebereinstimmung mit seinen Grundlehren heute in der Praxis des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens auf Wegen wandeln, die oft weit ab liegen von denen, die er gewiesen hat.

Spencer war geboren zu Derby am 20. April 1820 als Sohn eines Lehrers und Besitzers einer Privatschule. Früh schon seinen eigenen Gedanken nachgehend, machte er seinen Lehrern wenig Freude, und auch als er später zu seinem Oheim, einem Geistlichen, kam, der nicht ohne Einfluß auf ihn war und unter dessen Obhut er sich auf die Universität vorbereiten sollte, zeichnete er sich nur einseitig in den mathematischen Fächern aus, für die er eine Vorliebe hatte, während er insbesondere für die alten Sprachen sehr wenig Eifer entfaltete. Statt auf die Universität, die ihn ohnehin nicht anzog, führte ihn dann ein Zufall in die Laufbahn eines Eisenbahningenieurs, in der er mehrere Jahre tätig war, allerdings mit wiederholten Unterbrechungen, die er fleißig benutzte, um sich — scheinbar planlos — auf den verschiedensten Gebieten weiter zu bilden. Literarisch versuchte er sich zuerst auf dem politischen Gebiete mit der Schrift „The proper Sphere of Government", die 1842 erschien und in der er der Staatstätigkeit ihre Grenzen zu weisen suchte. Im Jahre 1850 folgte das Werk „Social Statics" und in den nächsten Jahren, in denen er sich immer mehr der Wissenschaft zuwendete, begann jene Reihe von scharfsinnigen Essays, deren Entstehung sich über mehrere Jahrzehnte verteilt und die schließlich in drei Bänden vereinigt wurden. Sie erstrecken sich mehr oder weniger über alle Wissensgebiete. Vier Aufsätze über Erziehung, die wohl auf dem Kontinent am meisten bekannt geworden sind, finden sich in einem besonderen Werkchen zusammengefaßt.

Den Plan zu seinem Lebenswerk, dem zehnbändigen System einer synthetischen Philosophie, veröffentlichte er 1860. Der erste Band behandelt die allgemeinen Grundlagen des Systems, die weiteren befassen sich mit den einzelnen Gebieten der Biologie, der Psychologie, der Soziologie und der Moral.

Aeußerlich bietet Spencers Leben wenig Bemerkenswertes. Er blieb Junggeselle und verbrachte sein Leben fast ausschließlich in London, dem geselligen Verkehr nicht abhold, aber ihn aus Gesundheitsrücksichten nur mit Maß genießend. Während der letzten Jahre hatte er sich nach Brighton zurückgezogen, von wo auch sein letztes Buch datiert ist.

Ohne Uebertreibung darf man Spencer den Retter der beim gesunden Menschenverstand in Mißkredit gekommenen Philosophie nennen. Er hat die Philosophie gerettet, indem er sie in ihre richtigen Grenzen gewiesen und indem

er den innerhalb dieser Grenzen liegenden Teil des Weltgeschehens in einer Weise erklärt hat, die mit den Erfahrungen der Menschheit, insbesondere mit den Feststellungen der exakten Wissenschaften, nirgends in Widerspruch gerät.

Die Grenzen der Philosophie fallen nach Spencer zusammen mit den Grenzen möglicher Erfahrung. Das haben andere vor ihm behauptet, aber sie haben nicht hindern können, daß der Apriorismus immer wieder sein Haupt erhob und darauf hinwies, daß es Elemente unserer Erkenntnis gibt, die nicht auf individueller Erfahrung beruhen. Diese Elemente erklärt Spencer in überzeugender Weise aus der Gattungserfahrung, die nicht nur von Generation zu Generation durch Erziehung übermittelt wird, sondern auch in den natürlichen Anlagen der Gattungsangehörigen mehr und mehr sich geltend machen muß, nach dem Erfahrungssatze, daß jede nachfolgende Bewegung in einer gegebenen Richtung leichter vor sich geht, als eine vorangegangene.

Wenn Spencer jenseits möglicher Erfahrung kein Wissen anerkennt und zugleich den Satz aufstellt, daß das in unserer möglichen Reichweite liegende Wissen das einzige sei, das uns von Nutzen sein könne, so will er doch niemanden hindern, das Reich des Unwißbaren mit irgend einem Glauben auszufüllen. Er verlangt nur, daß solcher Glaube sich nicht als Wissen aufspiele und daß er sich hüte, in das Reich des Wißbaren überzugreifen und dort mit Erfahrungstatsachen in Widerspruch zu geraten.

Soweit nun das Weltgeschehen unserer Erkenntnis und Erklärung zugänglich ist, stellt es sich dar als eine fortwährende Veränderung in der Verteilung von Materie und Bewegung, zweier unzerstörbaren Wirklichkeiten, die ihrerseits aber auch wieder nur Aeußerungen einer höheren Einheit sind, für die Spencer Mangels einer besseren Bezeichnung das Wort „Kraft" („force" — ziemlich sich deckend mit dem, was Ostwald später unter dem Namen „Energie" als höchste erkennbare Einheit definierte) anwendet. Diese Verteilungsänderung vollzieht sich in Raum und Zeit, die nach Spencer auch nicht lediglich unsere Anschauungsformen, sondern Wirklichkeiten sind, und sie ist „Entwicklung", wenn sie in einer Zusammenziehung, beziehungsweise Aufnahme von Materie und einer Ausgabe von Bewegung besteht, bei der die Materie aus einer formlosen Menge selbständiger gleichartiger Teilchen in ein bestimmtes Gebilde mit ungleichartigen voneinander abhängigen Teilen übergeht und die zurückbehaltene Bewegung eine ähnliche Wanderung erfährt. „Auflösung" ist der umgekehrte Prozeß, Entwicklung und Auflösung lösen einander ab, verlaufen aber auch nebeneinander und durchkreuzen sich und bringen in der unendlichen Vervielfältigung ihrer Wirkungen alle diejenigen Erscheinungen hervor, die das Weltgeschehen uns aufzeigt.

Auf diesen Grundlagen fußend und mit Hülfe einer ungewöhnlichen Kenntnis der seitherigen Resultate der Einzelwissenschaften einerseits, einer eigenen außergewöhnlichen Beobachtungsgabe andererseits, hat uns Spencer, besonders in seinem Hauptwerke, eine in sich widerspruchslose Erklärung gegeben für den Aufbau unseres Kosmos und der unorganischen Welt, nicht minder des organischen Lebens in physischer und psychischer Beziehung und des von ihm sogenannten superorganischen Lebens, d. h. des sozialen im weitesten Sinne des Wortes.

Mag nun im einzelnen so manche Hypothese, die Spencer als provisorisches Bindeglied in sein System aufgenommen hat, durch eine bessere zu ersetzen sein, mag selbst dies und jenes, was er als wissenschaftlich feststehend angenommen hat, besserem Wissen den Platz räumen müssen; so viel steht fest, daß der Grundgedanke seiner Lehre Gemeingut geworden ist und Bestand haben wird und daß jede künftige Philosophie, die den Anspruch macht, ernst genommen zu werden, Evolutionsphilosophie sein muß. Damit ist ausgesprochen, daß der Einfluß Spencers

auf die Philosophie und durch sie auf das Leben der Menschheit unabsehbar fortwirken wird.

Spencers letztes Buch beansprucht nicht einen selbständigen Platz neben seinen früheren Werken. Es ist eine in einzelnen Aufsätzen niedergelegte Nachlese von Gedanken, die zu verschiedenen früheren Schriften in Beziehung stehen und die der Verfasser etwaiger neuen Auflagen der letzteren zum Teil noch inkorporiert haben würde, wenn sich Gelegenheit dazu geboten hätte. Ausdrücklich bemerkt er dies bezüglich einiger Aufsätze, die sich auf Einzelheiten seines philosophischen Systems beziehen.

Aus den letzteren geht hervor, daß er auch im hohen Alter sich treu geblieben ist; daß die durch Jahrtausende im Menschen herangewachsene und herangezüchtete Sehnsucht, die individuelle Existenz über den Tod hinaus verlängert zu sehen, die so viele Forscher im Greisenalter zum Wanken gebracht hat, auf seine wissenschaftliche Ueberzeugung einen Einfluß nicht gehabt hat. Die Rätsel, die dem Menschen am Lebensabend sich besonders aufzudrängen pflegen, haben auch ihn in den letzten Jahren in verstärktem Maße beschäftigt, wie namentlich seine Ausführungen über das Problem des Raumes zeigen. Aber hier wie überall begnügt er sich, die Grenzen möglicher Erkenntnis aufzuweisen, ohne über sie hinaus zu wollen. In seinem „System" hat er ja dem Glauben das Recht vindiziert, das Reich des nicht Erkennbaren in irgend einer Weise auszufüllen und er verwahrt sich dagegen, über die auf diesem Gebiete gegebenen Möglichkeiten nicht nachgedacht zu haben. Aber mit seinen Resultaten bleibt er dicht an den Grenzen des Erkennbaren. So sagt er bezüglich der Auflösung des Individuums, er wisse keine andere Erklärung, als das Aufgehen der einzelnen Kraftäußerungen, deren Konstellation das Individuum ausmacht, in der unendlichen und ewigen Energie, deren Erscheinungsformen sie sind. Nicht uninteressant ist Spencers Antwort auf die im Zusammenhang mit diesem Problem erörterte Frage, was der Skeptiker dem Gläubigen zu antworten habe. Hinsichtlich des Einflusses auf das sittliche Verhalten des Menschen weiß er weder der Aufklärung noch dem Glauben mit Entschiedenheit die Palme zuzuerkennen, ja er schätzt diesen Einfluß beider — wie in anderem Zusammenhang noch zu berühren sein wird — ziemlich nieder ein. So sieht er im allgemeinen keinen Grund für den Agnostiker, mit seiner Ueberzeugung hinter dem Berge zu halten. Geradezu geboten hält er die Aufklärung denen gegenüber, die durch übertriebenes Bangemachen vor ewigen Strafen niedergedrückt und flügellahm geworden sind. Ihnen, meint er, könne füglich gezeigt werden, daß in dem unerbittlichen Wirken der unbekannten Kraft, die dem Weltprozeß zugrunde liegt, etwas wie Rache keinen Platz habe, und daß es Lästerung sei, dieser Kraft, die sich in fünfzig Millionen Sonnen und ihren Trabanten offenbare, Eigenschaften unterzulegen, die uns bei einem Menschen mit Abscheu erfüllen würden. Umgekehrt aber meint er, man solle den Glauben derer schonen, die ein Leben des Elends führen und ihren Halt finden in der Hoffnung auf eine Entschädigung nach dem Tode. Dazu wäre wohl die Randbemerkung zu machen, daß unter diesen letzteren immerhin einzelne sich finden werden, deren Elend daher kommt, daß sie in der Hoffnung auf eine künftige Welt schwelgen und darüber vergessen, in der gegenwärtigen ihre Schuldigkeit zu tun. Leigh-Hunt hat für diesen Zustand das Wort „Other-worldliness" gemünzt. Solchen Leuten könnte eine Erschütterung ihrer Hoffnungen unter Umständen ganz dienlich sein.

Unter den sonstigen Ausführungen, die auf Spencers System Bezug haben, mögen noch diejenigen über die regressive Vervielfältigung der Ursachen und über Vererbung erworbener Eigenschaften hervorgehoben werden. Der Aufsatz, der ersteres Thema behandelt, bildet ein Gegenstück zu dem Kapitel über die Verviel-

fältigung der Wirkungen im ersten Bande der synthetischen Philosophie; derjenige über das letztere knüpft an des Verfassers Fehde mit Weismann an, welch letzterer bekanntlich die Vererbung erworbener Eigenschaften in Abrede stellt. Der Streit ist von um so größerer Bedeutung, als wichtige Teile der Spencerschen Lehre in der Vererbung erworbener Eigenschaften eine ihrer hauptsächlichsten Stützen finden, so insbesondere seine Erkenntnistheorie, insofern — wie oben schon bemerkt — die Elemente der Erkenntnis, die in keiner Weise aus der Erfahrung des Individuums abgeleitet werden können, aus einer Gattungserfahrung erklärt werden. Entschieden wird die Frage — wenn überhaupt — ja nur werden an der Hand einer langen Reihe von sorgfältigen und umfangreichen Beobachtungen. Einstweilen hat der Leser zum mindesten den Eindruck, daß die Anschauung Spencers durch Weismann noch keineswegs entkräftet ist. Und Weismann ist hier ja wohl den Beweis schuldig, da sein Standpunkt der herkömmlichen Laienauffassung widerspricht, die sich sicherlich auf unwillkürliche Beobachtungen stützt, Beobachtungen, die ja qualitativ den Forschungen Weismanns nicht an die Seite gestellt werden dürfen, aber den Vorteil der großen Zahl für sich haben. Mit Recht bemerkt übrigens Spencer, daß die Teile seines Systems, für die die Vererbung erworbener Eigenschaften die wichtigste Stütze ist, doch keineswegs von dieser allein abhängen, und es wäre nur vielleicht dankenswert gewesen, wenn er das noch näher ausgeführt hätte.

Eine Reihe von Aufsätzen aus den Gebieten der Einzelwissenschaften, der Kunst und der Praxis des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens soll hier nur flüchtig erwähnt werden, zumal ein Teil ihres Inhaltes unter einem besonderen Gesichtspunkte unten doch noch zu behandeln sein wird. Einen verhältnismäßig breiten Rahmen nehmen — unter verschiedenen Titeln — Fragen der Erziehung ein. Aus vielem Beachtenswerten möchten wir da die mit praktischen Winken verknüpfte Anregung herausgreifen, daß man mehr Wert auf die Erziehung zur Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit legen möchte. Gegen Sprachunarten wenden sich verschiedene Bemerkungen, so unter anderen gegen den leidigen Gebrauch, in Superlativen zu reden, der ja auch uns in Deutschland nicht fremd ist. Die Aufsätze über Kunst sind größtenteils der Musik gewidmet. Für diese wie für andere Kunstgebiete will er vor allem der Auffassung wieder zu ihrem Rechte verhelfen, daß die Künste sich nicht an den Verstand wenden und Belehrung erteilen sollen, sondern daß sie auf das Gemüt wirken sollen. Er hat recht. Es fallen uns da die trefflichen Verse der Fliegenden Blätter ein:

Sonst war's des Schönen Eigenschaft,
Daß es uns packt mit Riesenkraft;
Ganz anders mit dem heut'gen Schönen:
Man muß sich erst daran gewöhnen.

Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß diese Gewöhnung oft sehr leicht eintritt, und daß dann das Gemüt oft sehr entschieden angesprochen wird von Kunstwerken, die ihm der Verstand erst näher rücken mußte. In solchen Fällen erhebt sich dann doch die Frage, ob der Verstand das Gemüt irre geführt oder ob er ihm nur eine Binde von den Augen genommen hat.

Doch genug mit diesen Andeutungen über einzelnes, die ja doch die Lektüre des Buches nicht ersetzen können. Wir haben noch eine Tendenz des letzteren zu würdigen, die uns fast in allen Aufsätzen entgegentritt und die gerade in unseren Tagen vielfach Widerspruch erregen wird. „Facts and Comments" scheint großenteils geschrieben, um der Welt zu sagen, daß sie weit abgewichen sei von den Lebensregeln, die sie aus der Entwicklungslehre hätte schöpfen sollen. An einer Stelle klagt der Verfasser sogar: „Wir haben umsonst gearbeitet und unsere Kraft für Nichts ausgegeben!"

Es ist auf den ersten Blick natürlich, daß der Philosoph, der gelehrt hat, daß alles gewachsen und geworden, nichts rein willkürlich geschaffen sei, jedes Hineinregieren des Staates und anderer Machthaber in den natürlichen Gang der Dinge übel ansehen, daß er ein entschiedener Verteidiger des „laissez-faire" werden mußte, wie er es in der Tat sein Leben lang gewesen ist. Und nicht minder natürlich scheint es da, daß ihm die heutige Zeit, die von dem laissez-faire so weit sich entfernt hat, ein tiefes Mißfallen erregt.

Aber es drängt sich uns doch der Gedanke auf, daß gerade nach Spencers Grundlehren das freie Spiel der Kräfte sich überhaupt nicht ausschalten läßt, daß es eine Willkür im strengen Sinne nicht gibt, und daß der Wille einer Regierung oder eines sonstigen Machthabers eben doch auch nichts anderes ist, als ein Produkt einer unendlichen Kette von natürlichen Ursachen, ebenso wie jede andere Erscheinung im Weltgeschehen. Wir dürfen nicht annehmen, daß Spencer dies außer acht läßt, und wir dürfen ihn danach nur so verstehen, daß er in den heutigen Zuständen eine Phase der menschlichen Entwicklung erblickt, die nach allem Vorangegangenen zwar folgerichtig eintreten mußte, deren Eintritt ihn aber enttäuscht hat und ihm auf eine weniger glückliche Entwicklung der Menschheit hinzudeuten scheint, als er sie einst erwartet hatte.

Dies vorausgeschickt, können wir immerhin im nachstehenden — wie auch Spencer selbst es tut — dem üblichen Sprachgebrauch folgen und von willkürlichen und künstlichen Eingriffen in den natürlichen Gang der Dinge reden.

Die Sucht, der natürlichen Entwicklung vorzugreifen, gewisse — oft falsche — Ideale unvermittelt in die Wirklichkeit zu übersetzen, das ist es, was er als die Krankheit unserer Zeit auf Schritt und Tritt zu tadeln findet. Die wichtigsten unter den Begleiterscheinungen, die er aufzuweisen sucht, bestehen in der Neigung zur Anwendung von Gewalt zur Erreichung vorgesetzter Zwecke, sowie in einer zunehmenden geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Unfreiheit des Individuums.

Er findet die von ihm beklagte Zeitströmung schon in dem äußeren Auftreten der Nationen, und es ist vorweg das derzeitige Verhalten seines eigenen Volkes, das ihn mit solchem Unwillen erfüllt, daß er es nicht scheuen würde, wegen seiner Ansichten unpatriotisch genannt zu werden. Das England, das schon frühe die Leibeigenschaft abschaffte, das frühe verhältnismäßig freie Institutionen entwickelte, das den Sklavenhandel mit einer gewaltigen Machtentfaltung und großen Geldopfern niederwarf, das politischen Flüchtlingen aller Länder Schutz und Obdach gewährte und das kleinen Staaten, die um ihre Existenz kämpften, seine Hülfe lieh, das schien ihm der Bewunderung wert. Aber das England, das nach dem Grundsatz „Our country, right or wrong" handelt, das England, das in neuerer Zeit mehr als achtzig neue Besitzungen mit mehr oder weniger Gewalt sich unterworfen hat, scheint ihm bitteren Tadel zu verdienen. Daß sein Tadel die Ausdehnungsgelüste anderer Nationen gleicherweise trifft, versteht sich von selbst. Es ist nicht die Tendenz nach Vereinigung kleinerer Staatswesen zu wenigen großen Staatengebilden, die er bekämpft; er verwirft nur die offene wie die bemäntelte Gewalt als Mittel zum Zweck und hält freiwillige Zusammengliederung für den einzig richtigen Weg. Grundsätzlich hat er gewiß nicht unrecht und was die gegenwärtige Haltung Englands in den letzten Jahren betrifft, so mag auch zugegeben werden, daß der Imperialismus Chamberlains den Tadel Spencers in gewissem Umfang verdiente. Allein es unterliegt keinem Zweifel, daß England und andere Nationen viele ihrer Gebietserwerbungen nur unter dem Druck zwingender Notwendigkeit vollzogen haben und ohne besondere Freude an dem Zuwachs schwer zu behandelnder Untertanen. Eine kolonisierende Nation mit weitverzweigten Handelsinteressen wird auch gegen ihren Willen mitunter in die Lage kommen, kleinere und namentlich tieferstehende Völkerschaften,

die ihre Interessen kränken, mit Gewalt zur Respektierung derselben zu zwingen. Und wo doch einmal Gewalt erforderlich wird, da ist die größte Härte oft die beste Milde.

Sehen wir nun weiter, wie sich nach Spencer die Zeitströmung im Innern der Staaten geltend macht. Der Militarismus, der notwendige Begleiter des Imperialismus, ist überall im Zunehmen begriffen. Abgesehen von der gewaltigen Last, die er einem Volke auflegt, hält er in demselben die Neigung zu kriegerischen Unternehmungen wach, die Neigung selbst, das Unrecht mit Gewalt zu verteidigen. So gewinnen aggressive Gelüste der Machthaber Popularität und Unterstützung. Aber mehr noch! Der Militarismus erzieht den Menschen zur Unselbständigkeit, zur Gewöhnung an den Gedanken, in allem nach festen Vorschriften und Befehlen handeln zu müssen. So ist der Boden gegeben für eine fast militärische Disziplin in den Parteien der Parlamente, die den Volkswillen verfälscht, indem sie an seine Stelle den Willen weniger Parteihäupter setzt. Es ist ferner der Boden gegeben für eine staatliche Bevormundung des Menschen auf allen Lebensgebieten. Ja, da die Bevormundung noch nicht hinreicht, um alles in die gewünschte Form zu gießen, zieht der Staat große Arbeitsgebiete, die früher der Privattätigkeit überlassen waren, selbst an sich und die Kommunen tun es ihm nach. Das erfordert ein großes, stets wachsendes Beamtenheer, dessen erste Sorge es ist, sich wichtig zu machen und das Uebergreifen der Staats- und Kommunaltätigkeit auf immer weitere Gebiete herbei zu führen.

Versuchen wir, diese Anklagen zu prüfen, so müssen wir zunächst zugestehen, daß der Militarismus eine Riesenlast für die Völker der Erde bedeutet und daß man, kühl und vernünftig urteilend, sich jedenfalls nicht für ihn begeistern kann. Aber Spencer selbst gibt die Notwendigkeit eines Heeres für die Landesverteidigung zu und ein Heer, das eingestandenermaßen der Offensive dienen soll, wird es kaum geben. Es handelt sich also um etwas an sich Notwendiges, von dem man nicht einmal im einzelnen Fall sagen kann, daß es über den notwendigen Rahmen hinausgewachsen ist. Denn jede Nation muß suchen, ihren möglichen Angreifern gewachsen zu bleiben. Eine plötzliche Abrüstung nach dem Rezept des Zaren wird gerade demjenigen, der gesunden Fortschritt nur auf dem Wege der allmählichen Entwicklung erwartet, am wenigsten möglich scheinen. — Daß das Bewußtsein, ein schlagfertiges Heer zu besitzen, dem Chauvinismus Vorschub leiste, kann nicht ganz bestritten werden; wo dies Heer aber, wie in Deutschland, ein eigentliches Volksheer ist, da wirkt doch ausgleichend, daß im Kriegsfalle fast für jede Familie das Leben von Personen auf dem Spiel steht, die ihr nahestehen, oder von denen sie gar abhängt. — Auch der Einfluß der militärischen Disziplin auf den Volkscharakter ist von Spencer nur einseitig geschildert. Gegenüber den Nachteilen, die er uns zeigt, steht wenigstens nach deutscher Erfahrung eine wertvolle Stärkung des Pflichtgefühls und des Sinnes für Pünktlichkeit.

Es bleibt noch das vielgeschäftige Eingreifen des Staates in alle Lebensgebiete zu betrachten, das allerdings zweifellos mit der imperialistischen und militaristischen Zeitrichtung in einem gewissen Zusammenhang steht. Um hier zu einem gerechten Urteil zu gelangen, werden wir wohl zunächst einiges ausscheiden müssen, was nur scheinbar eine Ueberschreitung der vom Standpunkte des „laissez-faire" der Staats- und Kommunaltätigkeit zugemessenen Grenzen involviert.

Da gibt es zunächst Fälle, die uns Spencers Aufsatz über „spontane Reform" nahe legt. Er findet es dort sonderbar, daß man jetzt nach gesetzlichen Maßregeln gegen Trunksucht rufe, wo diese — wie er zutreffend nachweist — ganz von selbst gegen früher bedeutend abgenommen habe. Wir dürfen darin gar nichts so Sonderbares finden. Es ist vielleicht nicht nötig, aber doch auch nicht gerade tadelnswert,

wenn die Gesetzgebung es festnagelt und einzelnen Uebertretern gegenüber ausspricht, daß wir auf dem Wege der natürlichen Entwicklung dazu gekommen sind, einen Grad der Völlerei, der eine Zeitlang als erlaubt galt, jetzt verwerflich und selbst für das Gemeinwohl nachteilig zu finden. Absurd wäre es nur, wenn der Staat sich nachher das Verdienst beimessen wollte, die Völlerei beseitigt zu haben. So besiegelt manches Gesetz nur das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung und wir vermögen etwas Tadelnswertes darin nicht zu finden. Ja, die ganze staatliche Rechtsordnung beruht darauf, daß der Staat es unternimmt, die Rechtsanschauungen des Volkes nach ihrem jeweiligen Entwicklungsstand zu verkünden und sie solange zu verteidigen, bis andere Anschauungen sich entwickelt und die Oberhand gewonnen haben. Das Gebiet des Rechtsschutzes im weitesten Sinne, also die Aufgabe, das Individuum wie die Allgemeinheit vor willkürlichen und fahrlässigen Schädigungen und Belästigungen zu schützen, macht aber Spencer selbst dem Staate nicht streitig.

Auch daß die Allgemeinheit gewisser Arbeitsgebiete sich selbst annimmt, ist mit dem Grundsatze des „laissez-faire“ nicht völlig unvereinbar. Das wird freilich weniger für den Staat als für Gemeinden und sonstige kleinere Verbände zutreffen. Wo die Bürgerschaft einer Gemeinde einhellig beschließt, ein Gaswerk, oder ein Elektrizitätswerk, oder irgend ein anderes derartiges Unternehmen in die Hand zu nehmen, ist das doch kaum anders zu betrachten, als wenn die Bürger zu einer Privatgesellschaft zusammengetreten wären. Und wenn nun die kommunale Unternehmung durch gute Bedienung des Publikums eine Privatkonkurrenz praktisch unmöglich macht, so handelt sie immer noch nur wie ein vernünftiger Privatunternehmer. Erst wenn sie kraft einer gesetzlich ihr zustehenden Autorität den Privatkonkurrenten fern hält, gerät sie mit dem „laissez-faire“ in Widerspruch.

Aber auch dasjenige, was sich mit dem Prinzip des „laissez-faire“ nicht wohl vereinbaren läßt, ist nicht allgemein zu verdammen.

Was zunächst das Gebiet der Gesetzgebung betrifft, so soll diese sich nicht scheuen, einzugreifen, und kräftig einzugreifen, wo gewaltsame oder krankhafte Störungen der Entwicklung des Gemeinwesens auftreten und Gefahr im Verzug ist. Im kleinen gilt dies auch für die im Rahmen der Gesetze geübte Verwaltungstätigkeit staatlicher und kommunaler Organe. Nur muß dabei nach dem Muster des vernünftigen Arztes verfahren werden, der es von vornherein darauf anlegt, den Körper der Arznei, die nun einmal gegeben werden mußte, baldigst wieder zu entwöhnen. Auch Eingriffe, die denen des Chirurgen gleichen, können unvermeidlich werden; beispielsweise da, wo frühere fehlerhafte Gesetzgebung Zustände geschaffen hat, die ohne Hülfe der Gesetzgebung nicht wieder beseitigt werden können.

Und hinsichtlich der faktischen oder gesetzlichen Monopolisierung gewisser Arbeitsgebiete durch den Staat oder die Gemeinde wird sich sagen lassen, daß auch für diese unter Umständen recht gewichtige Gründe bestehen können. Spencer selbst erkennt an, daß die Unterhaltung städtischer Straßen, Kanäle u. s. w. als öffentliche Angelegenheit betrachtet werden müsse, wiewohl er ein Beispiel einer im Wege des Privatunternehmens durchgeführten Stadtkanalisierung anzuführen weiß. Mir scheint insbesondere, daß Arbeitsgebiete, auf denen zur Verhütung von Gefahren für Leben und Eigentum der Volksgenossen ein umfangreicher Verwaltungsapparat von der Pünktlichkeit eines Uhrwerkes erforderlich ist, und bei denen dieser Gesichtspunkt wichtig genug ist, um alle anderen dagegen zurücktreten zu lassen, sich weniger für den Privatbetrieb eignen, als für den Staatsbetrieb. Es rechnen dahin Eisenbahn, Post, Telegraphie und dergleichen. Es ist über allen Zweifel erhaben, daß da, wo diese Verkehrsunternehmungen in Privathänden sich befinden, ihre Handhabung weniger zuverlässig ist. Auch gewisse Versicherungszweige eignen sich zur Verstaatlichung, wiewohl unsere deutsche sozialpolitische Versicherung

leider in so komplizierte Formen gegossen worden ist, daß sie die Fähigkeit des Staates auf diesem Gebiet nicht ins beste Licht setzt. Daß ein Staatsbetrieb nicht allzu fiskalisch und bureaukratisch gehandhabt werde, ist freilich wichtig, und es muß dafür gesorgt werden, indem man nicht nur der Volksvertretung, sondern auch den einzelnen Interessentengruppen einen gewissen Einfluß gesetzlich sichert.

Man kann einwenden, daß nach den hier ausgeführten Grundsätzen sich schließlich jegliches Uebergreifen des Staates in die Sphären des Individuums rechtfertigen ließe. Mit einiger Dehnung derselben gewiß! Aber gerade das, daß man heutzutage zu einer solchen Dehnung allzu leicht geneigt ist, scheint der berechtigte Kern in den Anklagen Spencers zu sein. Was in jedem einzelnen Fall zu rechtfertigen oder doch zu entschuldigen ist, kann gefährlich werden, wenn es zur beständigen und allgemeinen Uebung wird. Ein Uebermaß der Staatsfürsorge lähmt die Tatkraft des Individuums, und das träge gewordene Individuum ruft nach immer weiterer Staatsfürsorge. Ein circulus vitiosus, der weitergeht, solange der Aberglaube dauert, daß dasjenige, was das Ergebnis eines langewährenden Zusammenwirkens vieler Faktoren wäre, ebensogut durch einen Willensakt des Staates plötzlich hervorgezaubert werden könne.

Es ist nicht möglich, hier im einzelnen auf alle die Gebiete einzugehen, auf denen Spencer ein Uebermaß der Staatstätigkeit zu erkennen glaubt. In vielem können wir ihm beipflichten, in manchem nicht. Herausgreifen möchte ich nur ein Gebiet, dem er selbst verhältnismäßig viel Aufmerksamkeit gewidmet hat und das auch in den mannigfachsten Beziehungen zu anderen Gebieten steht, nämlich das der Erziehung.

Unter den Gründen, die er gegen die Verstaatlichung des Schulwesens anführt, berührt etwas eigentümlich der, daß er anzweifelt, ob es gut sei, die Zunahme des Wissens mit Gewalt zu beschleunigen. Er meint, man vergesse, daß im Menschen die Emotionen die Herrschaft führen und der Verstand ihr Diener sei, und er fürchtet, daß durch den Schulzwang nur denjenigen, die von niederen Emotionen beherrscht sind, und deren Wollen somit auf niedriger Stufe steht, in künstlich aufgepfropftem Wissen ein Werkzeug zum Schlechten gegeben werde, während eine erhebliche Veredlung der Emotionen selbst durch die Erziehung kaum zu erzielen sei. Er bezieht sich dabei auf gewisse „barbarische" Neigungen, die dem Kulturmenschen trotz tausendjährigen Predigens christlicher Nächstenliebe immer noch anhaften, ja die er gerade gegenwärtig in neuer Stärke zum Durchbruche kommen sieht. Nun ist es freilich richtig, daß das Christentum nicht vermocht hat, die Barbarei zu besiegen, richtig auch, daß die moderne Wissenschaft sie noch nicht ausgerottet hat und selbst Rückfälle in scheinbar schon überwundene Roheiten nicht unmöglich gemacht hat. Wenn wir aber gerecht sein wollen, können wir höchstens sagen, daß der gemachte Fortschritt uns nicht befriedigt, doch wir können weder bestreiten, daß er sehr erheblich ist, noch daß er in sehr erheblichem Maße einer Einwirkung besseren Wissens auf das Gefühl zu verdanken ist. Daß Faktoren tätig sind, die mehr oder weniger unabhängig von der Mehrung des Wissens eine Verfeinerung des menschlichen Gefühlslebens befördern, wollen wir nicht in Abrede stellen, aber es gibt auch eklatante Beispiele für eine ganz unmittelbare Mitwirkung des Wissens. Es sei nur daran erinnert, wie viel Barbarei die Besiegung des Hexenglaubens aus der Welt geschafft hat und wie fremd uns in der Folge — in verhältnismäßig kurzer Zeit — die Gefühle geworden sind, aus denen heraus im Namen der Gerechtigkeit die größten Scheußlichkeiten verübt wurden.

Spencer wird natürlich nicht daran denken, dies alles zu bestreiten und er betont auch, daß es ihm fern liege, der Ausbreitung des Wissens in den unteren Bevölkerungsschichten entgegen zu sein. Er meint nur, man solle das Wissen sich

weiter ausbreiten lassen, wie es ehedem sich ausgebreitet habe, indem man auch auf diesem Gebiete Angebot und Nachfrage gewähren lasse. Dann würden diejenigen, die die Tüchtigsten und Fürsorglichsten seien, und deren Kinder folglich die Vermutung ähnlicher Eigenschaften für sich haben, nach wie vor besorgt sein, ihren Kindern eine gute Ausbildung und ein gutes Fortkommen zu sichern, die Untüchtigen und Unfürsorglichen aber würden zurück bleiben, und so würde das Resultat eine Vermehrung der Brauchbarsten statt einer Vermehrung der Unbrauchbaren sein. Das ist im Prinzip gewiß richtig. Aber es wäre mehr eine Entwicklung im Sinne Nietzsches als eine solche im Sinne Spencers, die sich ergeben würde. Unter den Tüchtigen, Fürsorglichen finden sich vorweg die Harten, Selbstsüchtigen, und diejenigen, in denen die von Spencer so hoch geschätzten altruistischen Gefühle vorwalten, gehören oft gerade zu den Unfürsorglichen. Wenn nun diesen letzteren durch den staatlichen Schulzwang dasjenige Minimum von Wissen beigebracht wird, dessen sie bedürfen, um sich unter den heutigen Verhältnissen über Wasser zu halten, so wird damit nicht ein ausschließlich schlechtes Bevölkerungselement gestärkt. Ueberdies wirkt eine Vermehrung des Wissens der unteren Schichten zweifellos als Ansporn zur Vermehrung des Wissens aller über ihnen Stehenden, die ihren Vorrang nicht einbüßen wollen.

Wichtiger und richtiger sind die Bedenken, die Spencer gegen die Schablonisierung der Bildung durch die Staatserziehung erhebt. Er meint, in unsern Tagen, in denen es erwiesen worden sei, daß der Fortschritt alles Lebens nur ermöglicht wurde durch unaufhörliche Variationen und daß Uniformität einen im Tode sein Ziel findenden Stillstand bedeute, habe man erwarten dürfen, daß die Tendenz dahin gehen werde, die Variation, wo nicht zu fördern, so doch jedenfalls nicht zu hindern. Statt dieser Tendenz findet er aber im Schulwesen die entgegengesetzte, die dahin geht, den Unterricht immer mehr zu uniformieren. Daß er diese Tendenz für unheilvoll hält, ist um so begreiflicher, als er selbst bekanntlich in seiner Jugend sich der Schablone der Schule nicht fügen wollte und es teils trotzdem, teils eben deshalb zu einem erstaunlichen Wissen gebracht hat. Mit einer kleinen Einschränkung wird man ihm wohl recht geben müssen. Das einfachste Handwerkszeug des Wissens sollte doch wohl allen Volksgenossen gemeinsam sein, damit es nicht zu schwierig wird, sich gegenseitig zu verstehen. Deshalb empfiehlt sich auf den untersten Stufen des Unterrichts eine nur durch staatlichen Zwang zu erreichende Uniformität selbst dann, wenn dadurch der eine oder andere vorübergehend in seiner eigenartigen Entwicklung gehemmt wird. Aber auf den höheren Stufen des Unterrichts ist die Schablone vom Uebel, zumal wenn, wie in Deutschland, durch ein starres Berechtigungswesen die Durchbrechung der Schablone mit der hoffnungslosen Ausschließung von allen höheren Berufen bestraft wird. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Berechtigungswesen, je strammer es ausgebildet wird, je gleichmäßiger es seine Anforderungen stellt, um so mehr dazu führt, das Genie zu unterdrücken und die Mittelmäßigkeit in den Vordergrund zu bringen. Denn das Genie ist meist einseitig, und wo je einmal ein Universalgenie auftritt, pflegt es erst recht mit der Schablone in Konflikt zu kommen, wie eben Spencer zeigt. Erfreulicherweise scheint es übrigens, daß gerade in Deutschland jetzt eine freiere Richtung sich wieder Geltung verschaffen will. Denn während einerseits von oben her an dem Berechtigungswesen noch lustig weiter gebaut wird, hat auf der anderen Seite die Alleinherrschaft des humanistischen Gymnasiums, die von den tüchtigsten Elementen des Volkes längst verurteilt wurde, ihr Ende gefunden. Mit der Erweiterung der Berechtigungen des Realgymnasiums und der Oberrealschule ist immerhin einer größeren Mannigfaltigkeit in der Vorbildung für die höheren Berufe die Tür geöffnet, und man kann nicht wissen, ob damit nicht ein Weg

beschritten ist, auf dem sich dereinst noch weiter gehen läßt. Die Zukunft wäre um so aussichtsvoller, wenn der stets wachsende Zudrang zu den Prüfungen für die verschiedenen Berufe einmal nicht mehr durch fortwährendes Hinaufschrauben der Anforderungen an die Summe der Kenntnisse beantwortet würde. Die Prüfung könnte dann werden, was sie eigentlich sein sollte: eine Untersuchung darüber, ob der Kandidat das Minimum der für den betreffenden Beruf notwendigen Kenntnisse besitzt. Dem Leben bliebe es dann vorbehalten, darüber zu entscheiden, wer für das Leben brauchbar ist, und es würde erbarmungslos denjenigen ausscheiden, der sich nur zum Examen hinaufgeochst hat, um später desto bequemer faulenzen zu können.

Es versteht sich von selbst, daß Spencer Ausflüsse der Zeitströmung, die im staatlichen Leben derzeit die Oberhand hat, auch auf allen anderen Lebensgebieten findet. Die schon erwähnten Aufsätze über Kunst, besonders Musik, lassen dies am deutlichsten hervortreten, aber auch die Wissenschaft sieht er berührt, das häusliche und geschäftliche Leben und nicht zum wenigsten den Sport. Er findet hier überall das Wiederaufleben von Ansichten und Neigungen barbarischer Art, die ehemals im Gefolge des Imperialismus und Militarismus sich breit machten und heute im gleichen Zusammenhang wieder auftauchen. Und nicht minder findet er auch hier wieder, wie im Staatsleben, ein Verkennen des natürlichen Zusammenhanges der Dinge und eine Sucht, ohne Rücksicht auf diesen Zusammenhang einzelne oft falsche, mindestens fragwürdige Ideale unmittelbar zu verwirklichen. Wir können auch hier seinen Tadel nicht in jedem Punkte unterschreiben; aber wir können nicht bestreiten, daß die vom Verfasser aufgezeigten Erscheinungen und Tendenzen vorhanden sind und daß ein weiteres Anwachsen derselben wenig erfreulich wäre.

Sollen wir nun den Pessimismus teilen, der aus dem Spencerschen Buche spricht? Sollen wir es anerkennen, daß wir in unserer Entwicklung auf einen Abweg geraten sind, der einen gesunden Fortgang derselben unwahrscheinlich macht?

Spencers eigene Lehre gibt uns einen Trost. Er lehrt — und wiederholt es gelegentlich eben in seinem neuesten Buche — daß alle Bewegung rhythmisch ist. Auf die Hebung folgt die Senkung und umgekehrt. So wechseln auch im Fortschreiten der Entwicklung der Menschheit Perioden überschäumenden Freiheitsdranges mit solchen der Hingabe an die Staatsomnipotenz. Der Uebergang aus der einen Periode in die andere bedeutet aber niemals einen Rückschritt, wenn auch Erscheinungen aus einer früheren ähnlichen Periode sich wiederholen. Immer wird gegenüber jener ein Fortschritt zu konstatieren sein, bis endlich der Rhythmus schwächer wird mit der schwächer werdenden Bewegung und das Gleichgewicht eintritt, der Stillstand, dem die beginnende Auflösung folgt. Solange aber das Hin- und Herfluten so stark ist, wie es im Wechsel zwischen der Zeit des „laissez-faire“ und der des Staatssozialismus sich gezeigt hat, brauchen wir nicht zu fürchten, daß wir schon dem Gleichgewicht nahen, das den Tod bedeutet.

Das ist nun Optimismus. Wir wissen ja wohl, daß Früchte, in denen ein Wurm nagt, oft vorschnell zur Reife gelangen — als Krüppel. Wir wissen, daß ungesunde Faktoren in der Entwicklung der Menschheit Aehnliches bewirken können. Aber wir dürfen gerade von der naturnotwendig, wenn auch langsam, sich ausbreitenden Anerkennung der Entwicklungslehre eine Heilung so mancher krankhaften Tendenz erhoffen, deren Wirksamkeit heute zu beklagen ist. Man schelte nicht über solchen Optimismus. Der Optimismus selbst ist ein Faktor des Fortschritts!

Zeitliche und räumliche Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte der Menschheit.

(Vorläufige Veröffentlichung.)

* * *

II.

Die erste Hauptgliederung und Hauptregel in der Menschheitsgeschichte ist eine zeitliche[1]), die jetzt vorzutragende eine räumliche. Der „Raum" der Menschheitsgeschichte ist die Erdoberfläche oder genauer der von der Gattung homo bewohnte Teil von ihr, also die anthropologische Oekumene. An Versuchen, diese anthropologische Oekumene in wenige große Hauptabschnitte zu gliedern, fehlt es keineswegs. Schon die schulgeographische Unterscheidung der fünf, richtiger (weil die unabweisliche Zweigliederung Amerikas anerkennend) der sechs „Erdteile" gehört hierher. Aber dieser Einteilung fehlt (ganz ähnlich wie der schulhistorischen Gliederung der „Weltgeschichte" in Altertum, Mittelalter und Neuzeit) das Nötigste: ein durchgehender Einteilungsgrundsatz. (Vergleiche aber S. 944.)

Viel besser ist die Einteilung der Oekumene (d. h. der von der Gattung, also in unserem Falle von der Menschheit bewohnte Teil der Erdoberfläche) in „morphologische Provinzen". Der Gothaer Geograph Supan, welcher eine solche Einteilung vorgenommen hat, geht für die Alte Welt von der Bemerkung aus, daß der bekannte, völkertrennende „altweltliche Hochlandgürtel", der vom Atlas und den Pyrenäen über den Himalaja bis an den pacifischen Ozean reicht, im Osten fächer- oder gabelförmig auseinander ginge, indem er teils nach NO. zur Behringsstraße, teils nach SO. bis über Neuguinea hin strebe. Supan betrachtet ferner die große „Wüstentafel" (Nordafrika-Arabien) als ein ebenfalls völkertrennendes Anhängsel zum Hochlandgürtel und konstruiert so im Innern der Alten Welt eine einheitliche, gabelförmige Schranke. Das Gebiet nördlich von ihr bezeichnet er als die „mitternächtige Provinz", das Gebiet südlich als die „mittägige Provinz" und schließlich das Gebiet im Osten, zwischen den Zinken der Gabel, als die „pacifische Randzone". So weit ist der Geograph in seinem guten Rechte, denn jede dieser Provinzen hat erdmorphologisch, d. h. rein auf seine geographischen Eigenschaften hin betrachtet, einen besonderen Charakter.

Nun identifiziert Supan aber jede seiner drei altweltlichen „Provinzen" mit einem großen historischen Schauplatze, indem er behauptet: „In jedem hat sich eine eigenartige Kultur entwickelt: die antik-christliche, die indische und die chinesische!"[2]) Danach scheint es, als ob der große „Gebirgsgürtel" und die „Wüstentafel" nichts anderes gewesen sind, als unfruchtbare Schranken zwischen den drei altweltlichen Kulturen. Tatsächlich aber bilden sie selbst große weite Gebiete, innerhalb deren, wie in einzelnen Nestern, mit die wichtigsten Kulturen auf unserer Erde gewohnt haben. Zum Hochlandgürtel, so wie ihn Supan auf seiner Tafel II angibt, gehören nämlich u. a. Iran und

[1]) Vergleiche den ersten Aufsatz dieser Serie in Jahrgang II, No. 6.
[2]) „Grundzüge der physischen Erdkunde", III. Auflage, 1903, S. 34.

Babylonien, Griechenland und Italien! Und innerhalb der „Wüstentafel" ist die ägyptische Kultur und der Islam emporgeblüht! Aus diesem Grunde ist die Einteilung der anthropologischen Oekumene in „morphologische Provinzen" meines Erachtens für eine Systematik der Menschheitsgeschichte unbrauchbar.

Da die Erde sich im Verhältnis zur Menschheit nur unendlich langsam entwickelt, so kann die Erdmorphologie nur die bleibenden oder wenigstens immer wiederkehrenden Seiten der Kulturgeschichte erläutern. Aber das eigentlich historische Problem ist doch gerade die Bewegung, also im Verhältnis zur Erdkunde die räumliche Bewegung, welche übrigens auch in der Pflanzen- und Tier-Geographie dieselbe wichtige Rolle spielt, wie in der anthropologischen Erdkunde.

Methodologisch viel ähnlicher ist das historische Raumproblem den Aufgaben der Witterungskunde. Denn beide Male handelt es sich um das Hinwegziehen von Maxima und Minima über Länder und Gewässer, nur daß in der Geschichtsgeographie erst lange „Zeitglieder" und „Weltalter" (vergleiche den ersten Aufsatz!) das bewirken, was in der Witterungsgeographie (Meteorologie) schon Stunden und Tage verändern können. Allerdings ergeben sich in beiden Fällen leicht Prädilektionsstellen, Lieblingsplätze für das Einnisten der Maxima und Minima, z. B. Mesopotamien für die kulturellen Maxima, die Sahara für die kulturelle Minima. In solchen Fällen ist die Erdmorphologie entscheidend. Wäre sie aber immer allem ausschlaggebend, so dürften sich die kulturellen Maxima und Minima nur dann fortbewegen, wenn sich die Erdmorphologie ändern würde. Es macht sich also daneben irgend ein dynamischer, erdmorphologisch nicht zu erklärender Faktor geltend. Aber ehe die Geschichtsgeographie, die noch in den Kinderschuhen steckt, diesen dynamischen Faktor sicher erkennen kann, muß sie (ähnlich der Witterungskunde) auf übersichtliche Messung und Registratur ihrer Erscheinungen bedacht sein.

Messung und Registratur sind in die Geschichtsgeographie von einem Manne eingeführt worden, der leider andere, geradezu astrologische Gedanken damit verquickt hat, so daß jede Wirkung auf die historisch-geographische Wissenschaft bisher ausgeblieben ist. Ich meine den Statistiker Ernst Sasse, der unter anderem einen „Plan zu einer allgemeinen Statistik der Weltgeschichte" geschrieben hat[1]). Es gelang ihm darin, festzustellen, daß die verschiedenen Kulturen Asiens und Europas sich in gleichmäßigen Abständen über die halbe Erdperipherie hinziehen. Diesen Satz und nur diesen habe ich mir zu eigen machen können aus den mannigfaltigen neuen und überraschenden Gedanken, welche Sasse vorgetragen hat. Sasse hat sich wohl durch die formalen Aehnlichkeiten zwischen den Bewegungen der kulturellen Maxima und Minima mit den meteorologischen verleiten lassen, auch sachlich die Geschichtsgeographie nach dem Vorbilde der Witterungskunde einzurichten, oder mit anderen Worten: er hat die Kultur-Wellen nicht nur gemessen und registriert, sondern er hat sie auf bestimmte geographische Kräfte, insbesondere auf eine 2000jährige Periode in der Drehung des Erdkernes, welcher

[1]) In der „Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus", 1879. — Vergleiche auch Sasses „Zahlengesetz in der Völkerreizbarkeit" (Brandenburg, 1877).

entsprechend eine Reizbarkeit des gerade darüber wohnenden Volkes auslösen sollte, zurückgeführt. Um es gleich zu sagen: ich glaube weder an diese noch an irgend welche anderen geographischen oder kosmischen Kräfte als unmittelbare Ursachen der Kulturbewegungen. Das Aufblühen und das Verwelken der einzelnen nationalen oder internationalen Kulturen würde ich vielmehr, so weit die Naturwissenschaft dabei in Frage kommt, lediglich auf anthropologische Ursachen zurückzuführen suchen, wie das schon Klemm, Gobineau und andere erstrebt haben. Die innerhalb der Menschheitsgeschichte als wesentlich konstant anzusehende Erdoberfläche ist nur die Bühne, auf der die Menschheit die Akte ihres Dramas spielt. Aber diese Bühne ist von so eigentümlichem Bau, daß der Szenenverlauf sich ihr aufs engste anpassen muß. Dies eine nur halte ich von Sasses Annahmen für richtig, aber auch für sehr bedeutend, daß die Erdbühne aus einzelnen gleichlangen[1]) Abschnitten besteht, und daß die Akte des Dramas, d. h. ihre „Weltalter" und „Zeitglieder", bald auf diesem, bald auf jenem Abschnitte spielen und sich in jedem einzelnen Falle natürlich nach dem morphologischen Aufbau des Abschnittes richten müssen.

Die Moderne[2]) wie die römische Cäsarik[2]) gehört zu den Expansionszeiten der Menschheitsgeschichte, d. h. solchen Zeiten, in denen bis dahin abgeschlossene, ausgereifte Kulturen sich — nicht in einzelnen Kriegszügen oder Entdeckerfahrten, sondern im breiten Zuge der Massenkolonisation oder Massenbekehrung — über fremde Erdglieder ausbreiten. In solchen Zeiten sind die geographisch festen Grenzen der Erdglieder schwer zu studieren, da gerade ihre Verwischung der Eigenart der Expansion entspricht. — Das gerade Gegenteil hierzu bildet eine Zeit, wie z. B. die um 1000 n. Chr. Damals war im römischen Katholizismus gewissermaßen ein fester Reifen um eine Völkergesellschaft von wesentlich einheitlicher Kultur gelegt. In einem ähnlichen Stadium der Geschlossenheit befand sich die griechisch-römische Kultur, bevor man an die Kolonisation Galliens ging u. s. w. Nur die Geschlossenheitsstadien sind bei der folgenden Grenzbestimmung berücksichtigt.

Die polwärts gerichtete Grenze einer wesentlichen Kultur überhaupt ist nach Supan[3]) identisch mit der „10°-Isotherme des wärmsten Monats". Zu den Eigentümlichkeiten der Geschlossenheitsstadien gehört es aber, daß sich während ihrer Dauer nordwärts eines Gürtels der für jedes Erdglied höchsten Kultur ein zweiter Gürtel relativ geringer Kultur hinzieht. Um das zu belegen, weise ich für das Mittelalter auf die Gegensätze zwischen Südgermanen und Nordgermanen, Byzantinern und Slawen, Arabo-Persern und Turkvölkern, Indo-Tibetanern und Mongolen, Chinesen und Mandschuren, Japanern und Ainos hin. Als Grenze dieser jeweiligen Gegensätze, also als polare Grenze geschlossener Vollkulturen[4]) fand ich die „0°-Isotherme des

[1]) Im Sinne der „geographischen Länge" gesprochen, also westöstlich betrachtet.

[2]) Vergleiche II. Jahrgang, S. 480 dieser Zeitschrift.

[3]) In der dritten Auflage der „Grundzüge der phys. Geographie" (S. 89) im Gegensatz zu einer früheren Ansicht vorgetragen.

[4]) Dies Wort wird hier stets in einem zeitlich und räumlich relativen Sinne genommen, nicht etwa im absoluten Vierkandts („Naturvölker und Kulturvölker", Leipzig, 1896, S. 287 ff.).

kältesten Monats". Diese läuft nämlich durch Schleswig-Holstein, durch das Nordufer des Schwarzen Meeres, durch den Pamirknoten, durch das Tarimbecken und schließlich nordwärts der Insel Nippon, also ganz so, wie es die soeben aufgestellte Scheidung zwischen den zwei Kulturzonen verlangt. Geht also die Kultur überhaupt auch bei strenger Winterkälte so weit nach Norden hinauf, als sie noch eine genügende Sommerwärme findet, so vermeidet die jeweilig höhere Kultur (gleich vielen Nutzpflanzen) auch bei hoher Sommertemperatur die Zone eines zu strengen Winters. Aber in beiden Fällen ist es das Klima, welches die Grenzen zieht, sei es durch seine unmittelbare Wirkung auf den Menschen, sei es auf dem Umwege des Einflusses auf die Tier- und namentlich Pflanzenwelt. Dabei kann dieser mittelbare oder unmittelbare klimatische Einfluß sowohl Glieder derselben Rasse zu verschieden hoher oder wenigstens verschieden schneller Entwicklung treiben, oder er kann durch seine verschieden starke Anziehungskraft auf verschiedene Rassen sondernd wirken.

Aber schon für die Südgrenze dieser über die nördliche Halbkugel hinziehenden Vollkultur-Zone läßt sich keinerlei klimatische Linie angeben. Schon hier war der eigentümliche Verlauf der Geschichte selbst maßgebend.

Aber hier zeigt es sich, wie die Menschheitsgeschichte doch rein räumlich von der Bühne abhängig ist, auf der sie spielt. Scheidet man nämlich zunächst Südarabien (d. h. den Herd des Islams), Aegypten und Peru aus, so besitzen die übrigen geschlossenen Vollkulturen eine sehr interessante Südgrenze, nämlich in jenem größten Kugelkreise, welcher lauter geographisch hochwichtige Punkte berührt, nämlich Panama, Gibraltar und Suez[1]). Sie ist wesentlich identisch mit der den Geologen und Geographen wohlbekannten Bruchzone der drei Mittelmeere, nämlich des amerikanischen, des im engeren Sinne so genannten europäisch-afrikanischen und des australisch-asiatischen, von der z. B. Ratzel mit Recht bemerkt: „Die Reihe der Mittelmeere wird durch Gebiete vulkanischer Tätigkeit und Senkungsgebiete im mittleren Atlantischen und Stillen Ozean fortgesetzt"[2]). — Nur habe ich, um einen mathematisch richtigen größten Kugelkreis zu erhalten, ihn nicht mitten durch, sondern an die Südgrenze, also an die eine Abschußkante der Bruchzone gelegt; er läuft deshalb zwar parallel zu Sumatra-Java, aber etwa ebenso weit südlich davon entlang, als er im Antillenmeer südlich von Yukatan-Cuba und im eigentlichen Mittelmeer südlich von Italien-Kleinasien liegt. Durch diese Verschiebung wird auch jener Mangel in der üblichen Darstellung der Bruchzone vermieden, welcher darin besteht, daß man sie mitten durch die einheitliche und wichtige vorderindische Halbinsel legt, während sie bei mir an ihrer Spitze zierlich vorbei streicht.

Geschichtsgeographisch bedeutet sie nach dem Gesagten die Nordgrenze der urislamitischen, der ägyptischen und der peruanischen und die Südgrenze aller übrigen Kulturen während der jeweiligen

---

[1]) Der Leser möge statt der leicht irreführenden Karten einen Globus zur Hand nehmen. Vorteilhaft für das Verständnis wird es sein, die angegebenen größten Kugelkreise durch dünne Bindfaden zu markieren, die man vorher am Aequator angepaßt und graduiert hat.

[2]) „Die Erde und das Leben", Band I, S. 280.

Geschlossenheitsstadien. Nunmehr gilt es noch, die westöstlichen Grenzen der einzelnen Kulturkreise festzulegen, wobei ich mich aber der Kürze halber auf die Alte Welt beschränken will.

Es gibt eine Leitlinie auf unserer Erde, die mich von Jugend auf beschäftigt hat, wenn nur immer ich einen Globus oder eine Weltkarte betrachtet habe. Das ist jene von NO. nach SW. ziehende Gerade, in welcher das wie eine riesenhafte, zinnenbekrönte Festung aufgebaute Hochasien nach Sibirien und zur westasiatischen Steppe wallartig abstürzt. Legt man durch diesen auf der ganzen Erde einzigartigen Absturz auch einen größten Kugelkreis, so hat dieser die auffallendsten Eigenschaften: er teilt nicht nur ganz Asien von der Behringssee bis zum arabischen Meere mit fast mathematischer Exaktheit in zwei sowohl erdmorphologisch, als geschichtsgeographisch entgegengesetzte Teile, er geht auch durch die Ostspitze Arabiens und bildet dann in einer merkwürdig genauen Weise die Ostgrenze ganz Afrikas bis zur Südspitze herunter. — Es war eine glückliche Stunde für mich, als ich bemerkte, daß diese afrik-asiatische Leitlinie, wie ich sie nennen will, auf dem oben beschriebenen westöstlichen Kugelkreise genau senkrecht steht. Allerdings ist dieser Gedanke nicht mehr ganz neu. Denn geologische Gründe sprechen ja dafür, daß der Nordpol unseres Planeten, der noch jetzt, wie die internationalen Polhöhen-Messungen von 1892/93 ergaben, nicht ganz fixiert ist, in irgend einer uralten Zeit südlich von der Behringsstraße gelegen hat. Zu diesem „alten Nordpole" gehört aber, wie der amerikanische Geologe Emerson[1]) mit Recht betont, ein „alter Aequator". Lege ich nun den „alten Nordpol" auf einen bestimmten Punkt der afrik-asiatischen Leitlinie[2]) und konstruiere mit mathematischer Genauigkeit den zugehörigen „alten Aequator", so erhalte ich den oben beschriebenen westöstlichen Kugelkreis. Diesen darf ich daher jetzt als Archäquator bezeichnen.

Der Archäquator teilt Nordamerika genau von Südamerika und Europa-Asien von Afrika. Er gibt also wenigstens den drei „Kontinenten" Nordamerika, Südamerika und Afrika die in üblicher Darstellung fehlende grundsätzliche Sonderung. Das in jeder Beziehung rätselhafte Australien verliert dagegen seine Berechtigung als gleichwertiger Erdteil. Europa-Asien aber entspricht allerdings zwei „Kontinenten", oder, wie ich lieber sagen will, zwei Hauptteilen der Erde, nur daß die Grenze keineswegs durch den Ural zu legen ist, sondern so, daß die Landmasse fast genau halbiert wird. Man beachte nämlich das Folgende!

Die afrik-asiatische Leitlinie verhält sich zum Archäquator, wie ein gegenwärtiger Meridian zum gegenwärtigen Aequator, nur daß die großen Leitlinien jener alten geologischen Periode im Gegensatze zu den jetzigen Leitlinien auf dem noch plastischeren Erdkörper ihre Spuren eingedrückt haben. Die afrikanische Leitlinie ist also ein

[1]) „The tetrahedrat Earth and Zone of the intercontinental Seas" Bull. of the Geological Society of America 1900. — Emerson verknüpfte allerdings mit dem oben skizzierten Gedanken die geistreiche und neuerdings viel vertretene, aber doch wohl unhaltbare Hypothese Greens, daß die Gestalt der Erde sich nicht einer Kugel, sondern der Form eines Tetraeder-Kristalls angenähert habe.

[2]) Nach meiner Berechnung etwa 55° N. 170 ö. Gr. — Der „alte Nordpol" braucht übrigens kein wirklicher Drehungspol gewesen zu sein, sondern könnte sich zu diesem auch so verhalten haben, wie in der Gegenwart etwa der Magnetische Pol.

Archimeridian. Ich kann nun auch den Archäquator in 360 „alte Längengrade" einteilen und dann zunächst diejenigen drei Archimeridiane ziehen, welche vom afrik-asiatischen um 90, 180 und 270 „alte Längengrade" abstehen. Ihre zum Teil sehr markanten Lageverhältnisse hier zu schildern, muß ich mir versagen. Bemerkt sei nur, daß zwei von ihnen die beiden amerikanischen Kontinente wie in einer kühngeworfenen Schlinge einfassen.

Diese vier Archimeridiane teilen nun zusammen mit dem Archäquator die Erdoberfläche in acht gleichgroße Hauptteile, vier (im Sinne der alten Periode) „nördliche" und vier „südliche". Von den vier „südlichen" enthalten zwei nur Inseln, die übrigen zwei dagegen Afrika (mit Einschluß Südarabiens[1]), aber mit Ausschluß des geologisch wie biogeographisch nach Osten weisenden Madagaskars) und Südamerika. Von den vier nördlichen Hauptteilen ist nur einer ozeanisch, der zweite enthält Nordamerika, der dritte, der vom atlantischen Ozean bis zur afrik-asiatischen Leitlinie, also bis zur Schwelle Indiens und Hochasiens reicht, Europa-Vorderasien, der vierte endlich Ostasien, das bis nach Australien hin ausstrahlt. Die Erdgliederung in diese fünf wesentlich[2]) kontinentalen und in die drei fast rein ozeanischen Hauptteile dürfte die denkbar beste sein, weil sie allein einerseits auf mathematischer Teilung beruht und andererseits doch die natürliche Gliederung des Landes klar zum Ausdruck bringt. Aber die größten Vorzüge zeigt sie doch erst, wenn man sie in den Dienst der Anthropologie und der Kulturgeschichte stellt.

Der Anthropologe nämlich wird nach ihr die Zentren oder Hauptverbreitungsgebiete der drei Urrassen oder Arten der menschlichen Gattung aufs leichteste orientieren können. Er betrachte auf einem Globus die sogenannte Alte Welt! Sie zerfällt durch die afrikasiatische Linie in eine rechte und eine linke Hälfte. Nun wohl: rechts liegen die Zentren der Kurzköpfe, links die der Langköpfe. Aber weiter! Die rechte Hälfte enthält (wenigstens in der geologischen Gegenwart) nur nördlich vom Archäquator einen Kontinent, die linke dagegen auch südlich von ihm. Dementsprechend gibt es (sicher wenigstens in der Alten Welt) unter den Kurzköpfen nur eine einzige Urrasse, die mongoloide, unter den Langköpfen dagegen deren zwei, die negroide Afrika und die sogenannte kaukasische, besser germanoide Europa-Vorderasiens. Jede dieser drei Arten scheint dann wieder in Varietäten zu zerfallen, wobei Klima und Selektion zusammenwirkten, ohne daß man schon an Mischung zu denken braucht. Die Negroiden Afrika zerfallen nämlich in die tropischen Neger (Sudan- und Bantu-Rasse) einerseits und in die kleineren und helleren, offenbar durch eine verschlechternde Auslese entstandenen Südafrikaner (Buschmänner, Hottentotten und Zwergvölker) andererseits. In den beiden nördlichen Hauptteilen übernahm vielleicht der eingangs erwähnte altweltliche Gebirgsgürtel die Trennung. Wenigstens zerfallen die Germanoiden durch ihn in die große blonde nordische Varietät (Ur-Kelten, Germanen, Ur-Slawen, Ur-Hellenen, Skythen, vielleicht

[1]) Südarabien wird von den Tiergeographen schon jetzt mit Afrika zur „äthiopischen Provinz" zusammengefaßt.

[2]) D. h. zu einem wesentlichen Anteile, welcher zwischen 25 pCt. und 50 pCt. liegt, während in den ozeanischen Hauptteilen das Land nur etwa 2 pCt. ausmacht.

auch Ur-Sibirier u. s. w.) und die kleinere, brünette mediterrane Varietät Südeuropa und wahrscheinlich des südlichen Vorderasiens. Zu diesen reinen Varietäten kommen dann noch die zu neuen konstanten Charakteren gewordenen Mischvarietäten, nämlich die negroid-germanoide (Hamiten und Semiten) und die germanoid-mongoloide (Finnen, Alpinier, u. s. w.). Erstere dürfte am Archäquator, letztere am afrik-asiatischen Archimeridian entstanden sein. Alles dies läßt sich aus der neuen mathematischen Einteilung der Alten Welt als fast selbstverständlich ablesen. Nur die Negroiden Asiens und Australiens und die Malaien bilden noch ein besonderes, hier nicht zu behandelndes Problem, um von Amerika ganz zu schweigen.

Und der Kulturhistoriker beachte zunächst ebenfalls die afrik-asiatische Leitlinie. Sofort zeigt sich: rechts liegt die Ostkultur der Inder, Chinesen, Japaner und Malaien (auch auf Madagaskar gemäß dem Lauf des Archimeridians!); links liegt die Westkultur der Babylonier, Aegypter, Griechen und Germanen, jene Westkultur, die im letzten Weltalter in Europa-Vorderasien das Christentum und in Afrika-Südeuropa den Islam erzeugte. Der afrik-asiatische Archimeridian trennt also die zwei Großkulturkreise der Alten Welt, dort das Reich des Brahma und Buddha, hier das Reich des Jehova und Allah! Jeder von ihnen verdankt einem der durch die vier Archimeridiane entstandenen Erd-Vierteln seine Ausbildung. Das dritte (amerikanische) Viertel aber sah einen dritten Großkulturkreis von gleicher Selbständigkeit, wenn auch nicht von gleicher Höhe und gleicher Dauer, die Anden-Kultur der Indianer. Und nur das vierte Viertel erzeugte keinen Großkulturkreis, — weil es keinen Kontinent besitzt.

So erhöhen die vier Archimeridiane dem Kulturhistoriker nicht minder wie dem Anthropologen das Verständnis für seine Urprobleme. Und doch bilden sie nur den ersten Anfang der Resultate, zu denen mich einfache Messung und Registrierung der biogeographischen und geschichtsgeographischen Tatsachen geführt haben, ohne daß ich schon das Bedürfnis gefühlt hätte, mir Gedanken über die letzten Gründe dieser Tatsachen zu machen. Leider muß ich mich hier auf wenige Andeutungen begnügen.

Als ich die vier Erdviertel durch weitere vier Archimeridiane jeweilig halbierte, bekam ich Linien von fast überall markanten geographischen Eigenschaften (darunter z. B. jene zierliche Festlandsgrenze Ostasiens, welche mit mathematischer Sicherheit durch die hervorstehendsten Küsten Hinterindiens und Chinas und durch die Spitzen von Korea und Kamtschatka geht). Am wichtigsten ist jedoch, daß dies diejenigen Linien sind, über welchen in allen drei Großkulturkreisen beim Wechsel des vorletzten zum letzten Weltalter (vergleiche Aufsatz I!) ein kulturelles Maximum hinwegzog, nämlich an den Anden von den Maya in Zentralamerika zu den Nahna in Mexiko, im Osten von den Chinesen zu den Japanern, im Westen vom westsemitisch-griechischen zum kelto-germanischen Völkerkreise. Es handelt sich z. B. in Europa um jene Linie, welche West- und Osteuropa oder, wie ich, da es sich um keine genaue Himmelsrichtung handelt, lieber sagen will, Vorder- und Hintereuropa schneidet. Sie trennt nämlich genau die Skandinavier von den Finnen, die geschlossene Siedelung der Deutschen (z. B. Brandenburg, Baiern)

vom deutsch-slawischen Kriegsschauplatze; sie läuft westlich von Liegnitz und Wien, jenen Stätten, an denen einst die Mongolen- und die Türken-Einfälle Halt machen mußten, durch Venedig, das in der Zeit des Geschlossenheitstadiums das Auge des Occidents nach dem Osten hin war; sie teilt die Apeninnhalbinsel in zwei Teile, in das nordwestliche Vorderitalien, welches in unserem Weltalter allein an der abendländischen Kultur schöpferischen Anteil genommen hat, während der Rest der Halbinsel die Beziehungen zu Byzanz aufrecht erhielt[1]), und in eben diesem südöstlichen Rest, Hinteritalien, welches im vorigen Weltalter allein eine gräko-italische Bevölkerung und eine maximale Kultur besessen hat, während in Vorderitalien damals Etrusker und Gallier wohnten. Unfern der Trennungslinie aber liegt Rom, das darum zwei Weltaltern angehören und füglich zur „ewigen Stadt" werden konnte, und liegt Karthago, welches ein zweites Rom geworden wäre, wenn es nicht zugleich auch nahe dem Archäquator gelegen wäre, und also des europäischen Hinterlandes mit seinem germanoiden Menschenmateriale hätte entbehren müssen.

Endlich halbierte ich die Abschnitte noch ein zweites Mal, d. h. ich zog je in der Mitte der bisherigen acht weitere Archimeridiane. Hierbei erhielt ich Linien, von denen wenigstens einige sich dadurch auszeichneten, daß beim Wechsel des drittletzten zum vorletzten Weltalter ein kulturelles Maximum über sie hinwegglitt.

Nach dieser letzten Einteilung zerfällt z. B. der Hauptteil Europa-Vorderasien in folgende vier Erdglieder: 1. Vorderasien (einschließlich Sibiriens) im drittletzten Weltalter mit dem Sitze der babylonischen Kultur. 2. Hintereuropa (einschließlich Kleinasiens, Palästinas und den über den Archäquator gerade herausreichenden Städten Alexandrien, Kyrene und Karthago) im vorletzten Weltalter blühend. 3. Vordereuropa[2]) (einschließlich Islands, das als Nährboden der Edda zum geschlossenen germanischen Völkerkreise gehört) in unserem letzten Weltalter blühend. 4. Nordatlantik mit Grönland, das als alte Ruhmesstätte germanischen Wikingermutes zwar nicht zum geschlossenen Germanentume, wohl aber zur Westkultur überhaupt und nicht etwa zu Amerika gehört.

Schritt in Europa-Vorderasien die maximale Kultur in jedem Weltalter um ein Erdglied nach Westen, so kann sie sich ebensogut zurück oder nach beiden Seiten hin ausbreiten. Man denke daran, daß gleichzeitig mit Karl dem Großen ein Harun al Raschid regierte, und daß man in Bagdad nicht weniger von den toten Griechen Hintereuropas lernte, als in Aachen.

Indem nun auch der ostasiatische Hauptteil in Erdglieder, nämlich: Mittelasien (d. h. Vorderindien und Hochasien), Hinterasien (besonders China), Inselasien (besonders Japan) u. s. w. zerfällt, hat die archimeridionale Gliederung der Alten Welt den wertvollsten Gedanken Sasses auf einer ganz anderen methodologischen Grundlage in sich aufgenommen.

---

[1]) Vergleiche hierzu Jacob Burckhardt, „Der Cicerone", VI. Auflage, Band II, S. 500 und „Die Geschichte der Ren. in Italien", § 16, S. 21 (in Durms „Handbuch der Architektur", IV. Teil, I. Halbband).

[2]) Infolge eines Versehens ist der vordereuropäische Völkerkreis im ersten Aufsatze (S. 479) falsch angegeben worden. Es muß heißen auf Zeile 16: „Schotten und Iren" statt „Finnen, Esthen und Westslawen" und auf Zeile 17: „Finnen, Esthen, Magyaren und Slawen" statt „Iren, Schotten, Russen".

Nur ist die Kultur keineswegs von China nach dem Westen gewandert, wie Sasse glaubt. Vielmehr dürfte sie in den vorgeschichtlichen Weltaltern in der begabtesten Rasse zuerst aufgeblüht sein, also doch wohl im Zentrum der Germanoiden, in Europa. Sie muß dann nach Osten gewandert sein, denn wir finden für das viertletzte Weltalter ihr Maximum unter den noch rätselhaften, aber doch wohl wesentlich germanoid zu denkenden Sumerern Vorderasiens (vielleicht nördlich vom Hindukusch). Beim Wechsel zum drittletzten Weltalter wurden dann sicher die südlicheren Babylonier derselben Region, wahrscheinlich auch die nach von Richthofens Theorie damals noch in Hochasien (also im mittelasiatischen Erdgliede) lebenden Ur-Chinesen anthropologisch, sozial und geistig befruchtet. Da nun in diesem drittletzten Weltalter auch der Süden des mittelasiatischen Erdgliedes, nämlich Vorderindien, unter germanoider Rasse und Kultur wunderbar aufblühte, so kann man sagen: das drittletzte Weltalter hatte seine kulturellen Maxima sowohl im westlichsten Erdgliede von Ostasien, als im östlichsten Erdgliede von Europa-Vorderasien. Die Trennung der altweltlichen Kultur in die zwei Hauptkulturkreise war erfolgt. Von da an aber schritt die Kultur auf beiden Seiten der gemeinsamen Rückenlinie von Weltalter zu Weltalter um je ein Erdglied nach Osten und nach Westen auseinander. Die gemeinsame Rückenlinie aber ist der afrik-asiatische Archimeridian, der Skelett-Teil einer Erde, wie sie dereinst vor Aeonen lebte. (Ein Schlußaufsatz folgt.)

Der Einfluß von Rasse und Freiheit auf das Genie.

Professor Dr. Cesare Lombroso.

Ich habe mich mit den Ursachen der genialen Begabung eingehend beschäftigt und kann die Auffassung von Dr. Woltmann, der aus dem Genie eine germanische Spezialität macht, nicht gelten lassen. Da das Genie das Produkt der Degeneration ist, so kann es nicht nur in allen Rassen, sondern selbst bei Tieren vorkommen, nur daß sein Auftreten inmitten barbarischer Rassen nicht bemerkt wird, wie es wahrscheinlich auch im alten Germanien der Fall war, wo die Geschichte jahrhundertelang keinem Genie begegnet. Es ist eine Tatsache, daß in denjenigen Bezirken Italiens, wo die Langobarden zahlreicher wohnten, wie z. B. in Pavia, das noch die Schädelformen und die Straßennamen von ihnen bewahrt, in Benevento und Guardia Lombarda in Süditalien, wo durch germanischen Einfluß die Statur plötzlich höher, das Haar blond wird und die Kriminalität sich verringert, keine, oder fast keine Genies entstanden sind. Es ist wahr, daß vornehmlich mittelländische Völker, wie die Sarden, keine Genies hatten, doch findet man im Gegensatz dazu eine große Anzahl bei den Juden. Es genügt Christus, Marx, Heine, Jakobs, Kronecker, Sylvester, Traube, Ascoli, Spinoza zu nennen, und Jakobs hat gezeigt, daß bei den englischen Juden auf 1½ Millionen Einwohner 29 Genies kommen,

bei den katholischen Engländern dagegen nur 22. Die Juden haben zwar keinen Darwin und Spencer hervorgebracht, aber bevor man von Newton bis Darwin kam, vergingen in England 180 Jahre.

Von bedeutendem Einfluß auf das Genie ist die Vermischung der Rassen. Auf Inseln, wo solche selten war, wie Sardinien z. B., fehlt das Genie, während aus Sizilien, dessen vorwiegend jüdische Bevölkerung mit Griechen und Normannen stark durchsetzt war, zahlreiche Genies hervorgingen und noch hervorgehen, weit mehr als aus dem gesamten neapolitanischen Reich. Florenz und Athen, zwei der größten Mittelpunkte menschlicher Genialität, hatten eine besonders stark gemischte Rasse, denn in Florenz vereinigten sich Latiner, Etrusker und Germanen; die Jonier, welche Athen bevölkerten, waren mit Lydiern und Persern vermischt und hatten in den Kolonien Klein-Asiens einen zweifachen Einfluß von Rasse-Kreuzungen und Klima erlitten. Dies ist auch der Grund, weshalb die großen Städte wie Mailand, Bologna und Paris, in welchen viele Handelsstraßen zusammentreffen und folglich sich viele Rassen kreuzen, zahlreiche Genies hervorgebracht haben. Andere geniale Rassen, wie die Ebräer, vermischten sich nicht viel mit anderen, doch wurde dies durch den Umstand ersetzt, daß sie blutschänderische Ehen schlossen, und andererseits durch den Einfluß klimatischer Veränderungen. Auch die Dorier, die in Griechenland arm an Genies waren, produzierten eine große Zahl, als sie Italien kolonisierten.

Vor allem aber wird das Genie durch die Freiheit beeinflußt. Venedig, Rom, Athen und Florenz genossen jahrhundertelang unbegrenzte Freiheit. Florenz erfreute sich während dreier Jahre einer Freiheit, die an die Grenzen des Anarchismus streifte, so daß Dante sagte: Ein Gesetz im Oktober geschaffen, währt kaum bis Mitte November. Mit dem Ende dieser Freiheit erlosch jede Spur von Größe, ebenso in Rom während des Kaiserreiches und in Venedig nach der Bildung „des großen Rats", womit die Periode der Freiheit abschloß, welche sieben Jahrhunderte gedauert hatte. Tacitus sagt vom römischen Genius: „Postquam bellatum apud Actium atque omnem potentiam ad unum conferri interfuit, magna illa ingenia cessere."

An anderer Stelle widerlegt Leonardi Bruni in bezug auf Florenz in seiner „Laudatio urbis Florentanae" (Livorno 1789, pag. 16) die Legende, welche die Größe dieser Stadt dem Mäcenatentum der Mediceer zuschreibt.

Und hiermit haben wir die Ursache gefunden, weshalb Neapel, Palermo und Turin, die in früherer Zeit selten oder nie die Freiheit besessen, uns keine großen Männer gegeben, und weshalb die künstlerisch literarische Produktion in Frankreich unter Napoleon arm war und in Skandinavien die großen Männer erst in diesem Jahrhundert beginnen: es ist darin begründet, daß eine freie Regierung alle natürlichen Anlagen sich frei entfalten läßt und neue Schöpfungen des Genies nicht zurückstößt, während die Tyrannei eifersüchtig das Alte bewahrt.

Ich leugne den Einfluß der Rasse keineswegs. Die geographische Karte künstlerischer Genies in Italien beweist uns den absoluten Einfluß der Etrusker-Rasse, und bei meinen Studien in Frankreich konnte ich feststellen, daß die Genialität dort vorherrscht, wo die belgische und ligurische Rasse überwiegt und sich vermindert, wo die iberische

und kimbrische die Mehrzahl bildet; immerhin stehen auch hier Iberier und Kimbern ethnologisch und chronologisch einander nahe.

Auch das Klima hat große Wirkungen auf die Entstehung des Genies. Im allgemeinen schließen die großen Ebenen und die hohen Berge das Genie aus, während die lieblichen grünen Hügel Florenz' und Athens dasselbe begünstigten.

Aus alledem, was ich übrigens hier nur skizzenhaft andeute, geht hervor, daß der Genius den verschiedenartigsten Ursachen sein Entstehen verdankt und nicht einer einzigen allein.

Die Einheitsschule.

Dr. Hans Schmidkunz.

Der Ruf nach „Einheitsschule“ geht seit längerem so lebhaft durch die beteiligten und unbeteiligten Kreise, daß es sich lohnen mag, seine Bedeutung und Berechtigung wenigstens in großen Zügen zu prüfen, ohne die Absicht speziellerer Beschreibungen und Erörterungen, doch mit besonderer Rücksicht auf das, was ihn aus der Natur des Menschen heraus begründet. Sofort bei der ersten Beschäftigung mit dem Gegenstand stellen sich uns zwei Erscheinungen entgegen: erstens die Mehrdeutigkeit des Ausdrucks, und zweitens das hohe Alter solcher Bestrebungen, wie wir sie heute unter jenem Namen um uns herum finden. Zuerst müssen wir mit der einfachen Tatsache rechnen, daß im allgemeinen das Schulwesen, je weiter zurück wir es in der Geschichte verfolgen, desto weniger in verschiedene Schulgattungen und Bildungsrichtungen differenziert ist. Gegenüber den schwer überschaubaren Abstufungen von heute, der Versorgung möglichst jedes einzelnen Lehrzieles mit einer speziellen Art von Lehranstalten, begnügten sich ältere Zeiten mit wenigen Anstalten, deren jede sehr verschiedenem gerecht werden mußte. Das Mittelalter besaß vielleicht die glatteste Einheitsschule oder wenigstens Einheitsbildung. Eine entwicklungshistorische Betrachtung der Geschichte der Pädagogik wird näher zu tun haben mit den Abspaltungen enger begrenzter Schulen von den weiter gespannten, mit dem Absterben der unzweckmäßig gemischten, mit dem allmählichen Werden von Schulen aus kleinen und privaten Befriedigungen von Bedürfnissen heraus, mit bewußten Gründungen und dergleichen mehr. Vielleicht wird das Gebiet des gewerblichen und des künstlerischen Schulwesens ganz besonders greifbare Beispiele dafür darbieten; die große Reihe von Lehranstalten für Kunst und Gewerbe ist eine Sache der neuesten Zeit.

Den heutigen näher stehende Einheitsschule-Tendenzen finden wir im 18. Jahrhundert bei Gesner und Ickstatt, im 19. Jahrhundert bei Stephani, einem der energischesten Förderer der Volksbildung.

Während aber die älteren Zeiten durch die geringere Differenzierung ihres Schulwesens den heutigen Bestrebungen nahekommen, bleiben sie hinter diesen dadurch weit zurück, daß sie fast immer überhaupt

nur für eine Minorität von Bildungsstrebenden sorgten und die Volksmasse pädagogisch vernachlässigten. Daher denn auch die ofterwähnte Erscheinung der tiefen Kluft, die in Deutschland zwischen den Bildungsträgern und dem Durchschnitt der Bevölkerung bestand und mindestens nach gewissen Seiten noch besteht. Dem trat die „allgemeine Schulpflicht" entgegen. Mag man nun auch das Zwangsmäßige in ihr, sowie den geistigen Charakter des sie erfüllenden Schulwesens mißbilligen, so muß doch jedenfalls anerkannt werden, daß sie den sozialen Wünschen, die sich in dem Ruf nach Einheitsschule regen, entgegenkommt. Die gesamte Bevölkerung wird einander nähergebracht, indem alle in ungefähr gleicher Weise einen gemeinsamen Bildungsgrund erworben haben. Im übrigen würde die Sache keiner Diskussion bedürfen, wenn nicht Abweichungen von dieser Schulgleichheit bestünden, die für den richtigen Einheitsschul-Fanatiker störend sind.

Vor allem verlassen ja so gut wie sämtliche nach einer höheren Bildung strebende Zöglinge der Elementarschule diese lang vor ihrer Beendigung, drei bis vier Jahre nach dem Eintritt in sie und ebensoviel oder mehr Jahre vor dem sonstigen Austritt aus ihr. Während also in der Zeit vom etwa 10. bis etwa zum 14. Lebensjahr die übrigen Schulkameraden den bisherigen Gang der Allgemeinheit weiter gehen, treten einige wenigere zu einem, natürlich auch teuereren Sondergang zusammen und bilden schon hier eine exklusive Gesellschaft; so steht dann der junge Gymnasiast oder Realschüler u. s. w. dem Volksschüler gegenüber. Dieser Gegensatz, auf den wir aber noch zurückkommen werden, hat die Gemüter der Einheitskämpfer und Einheitsfeinde lange nicht so sehr erhitzt wie der für allgemeine Interessen doch geringfügigere zwischen alten und neuen Sprachen oder dergleichen; und doch ist er gewichtiger, als es zunächst scheint. Vor allem durch folgenden Umstand. Die Lehrer im engeren Sinn, d. h. die Lehrer an den Volksschulen („Elementarlehrer"), machen nicht etwa jenen Sondergang einer exklusiveren Schülergesellschaft mit, sondern durchlaufen in der Regel sämtliche acht Jahrgänge der Volksschule, treten dann in eine Vorbereitungsanstalt für ihr Fachstudium (Präparandie oder dergleichen) ein und werden schließlich auf ihrer Fachanstalt, dem Seminar, zum eigentlichen Beruf ausgebildet (abgesehen davon, daß diese beiden, insgesamt meist sechs Jahre beanspruchenden Lehrgänge nach dem „sächsischen System" zusammen in einer gemeinsamen Anstalt durchgemacht werden). Nach ungefähr 14jähriger Lernzeit und abgesehen vom eigenen Weiterarbeiten, ist dann der 20jährige oder mehr als 20jährige Jüngling in der Lage, Elementarlehrer zu sein. Mit der Bildung, die er nun besitzt, ist kaum jemand zufrieden, am wenigsten der aufgewecktere Vertreter des Lehrerberufes selber. Und trotzdem reicht sie der Zeitdauer nach so weit, wie der Lehrgang eines Anwärters der Universitätsbildung bis zum Ende etwa der ersten zwei Universitätsjahre. Welcher Gegensatz zwischen der inhaltreichen und zugleich geistig beweglich machenden Bildung dieses jungen Akademikers und der dünnen, bewegungsloseren des Seminaristen! Das Mißverhältnis zwischen Dauer und Erfolg in der Lehrerbildung hat denn auch zu Klagen und Abhülfebestrebungen geführt, nicht aber so aufreizend gewirkt, wie es wohl sein könnte. Nun treten folgende Umstände zusammen. Die Lehrer stammen mit ihrer großen Zahl (weit mehr als

ein pro mille der Bevölkerung) vorwiegend aus ärmeren Schichten, für welche die höhere Bildung von heute zu teuer ist. Der Staat oder die ihn hauptsächlich Vertretenden haben ein Interesse daran, diese beträchtliche und einflußreiche Wählerklasse nicht zu hoch kommen zu lassen. Sie selber und ihre Freunde (also auch „wir") streben dagegen mit Lebhaftigkeit nach Erhöhung ihrer Bildung und würden nicht ungern das Gymnasium oder wenigstens Realgymnasium oder die (Ober-)Realschule an Stelle des Präparandenganges gesetzt wissen; namentlich der Mangel des Lateinstudiums scheint uns für Lehrer ein Schaden zu sein. Allein woher das Geld, woher die vielen höheren Schulen und (angesichts des heutigen Oberlehrermangels) die noch zahlreicheren Lehrkräfte für sie nehmen?! Dazu aber tritt noch ein und zwar ganz besonders charakteristischer Umstand. Die Führer der Bildungsbestrebungen der Lehrer sagen in der Regel, der Lehrer müsse dem Volk erhalten bleiben, müsse mit ihm fühlen, müsse die Schule ganz durchgemacht haben, an der er selber dereinst wirken werde. Uebrigens haben eben jene Führer alles in allem doch auch mehr praktische als wissenschaftliche Interessen und neigen schon dadurch zu einer solchen Auffassung. In diese greift dann sozusagen ganz überquer eine bei der gegebenen Sachlage geradezu verwunderliche Forderung hinein: die nach einem weiterbildenden Universitätsstudium der Lehrer, das also entweder für eine derartige seminaristisch vorgebildete Hörerschaft zu hoch und jedenfalls nur ein Zusatz, etwas Sekundäres ist, oder aber die Höhe des Universitätsarbeitens herabdrücken muß. — Wir sehen freilich unter den heutigen Umständen überhaupt keinen befriedigenden Ausweg aus diesen Widerstreiten. Um deren Darlegung endlich — sie verdiente allerdings eine solche Breite — durch eine wenigstens subjektiv feste Ansicht zu beschließen: wir halten hier für den einzig empfehlenswerten Ausweg den, einen gleichen Schulgang, eine Einheitsschule einzurichten für die Anwärter der Lehrerbildung sowohl, wie für die einer noch höheren Bildung, und zwar bis mindestens zum 14. Lebensjahr; bei der dann eintretenden Gabelung müßte der Studienweg des Lehrers allerdings so nahe wie möglich an die Anfänge des Studienweges der „Höheren" gehalten werden, hoch genug, daß eine spätere Fortbildung, die ja auch außer der Universität durchführbar ist, leichteres Spiel hat.

Haben wir damit einen sachlich sehr starken Gegensatz erörtert, den zwischen dem Lehrgang der Volksschule und der Seminarlaufbahn einerseits und dem Lehrgang der höheren Schulen und des akademischen Studiums andererseits, so bekommen wir jetzt mit einem sachlich geringen und nur administrativ wie persönlich scharfen Gegensatz zu tun. In der Schulzeit nämlich, die noch nicht mit der Abzweigung der höheren von der allgemeinen Schule zu tun hat, also in den drei bis vier untersten Jahrgängen, für sechs- bis zehnjährige Kinder, ist heute eine annähernde Schuleinheit für die gesamte Bevölkerung erreicht. Diese Elementarklassen gleichen sich in Lehrplan und Behandlungsweise u. s. w. über alle deutschen Länder hin, und es sitzen, ohne Schulgeldpflicht und nötigenfalls mit Unterstützung zur Beschaffung der Lernmittel, die armen und die reichen, die geweckten und die dummerlichen Kinder, die künftigen Proletarier und die künftigen Führer der Gesellschaft einträchtig oder auch nicht einträchtig neben-

einander. Sagen wir nur gleich: ein gut Stück sozialen Segens muß doch in dieser Einrichtung stecken, und der Geist des großen Volkspädagogen Pestalozzi, der sie beseelt, soll und wird auch in geradezu unsterblicher Weise uns dieses soziale Gut festhalten heißen. Im größten Teil des Deutschen Reiches ist auf jene Weise die allgemeine Volksschule für die ersten Jahrgänge durchgeführt. Ein Riß dringt in diese Einheit zunächst schon durch jeglichen Fall ein, in welchem Privatschulen mit ungefähr gleichem Lehrgang wie die öffentliche Schule und mit dem Recht, als Ersatz für diese benutzt zu werden, bestehen. Dies kommt, abgesehen von Oesterreich, weniger in süddeutschen als in norddeutschen Ländern vor, entsprechend den dort geringeren, hier schärferen gesellschaftlichen Gegensätzen. Am radikalsten ist wohl diese Schuldemokratie in Bayern durchgeführt. Wer dort sein Kind vor der Schulgemeinschaft mit den Kindern jegliches Volkes bewahren will, wird schwerlich eine Möglichkeit dazu finden. Umgekehrt wird im größten Teil von Norddeutschland, wer jenen Segen Pestalozzis seinen eigenen Kindern will zugute kommen lassen und sie darum in die allgemeine Volksschule sendet, als Angehöriger der oberen Stände sich nahezu unmöglich machen. In sämtlichen preußischen Provinzen (ausgenommen die Provinz Westfalen, in der hier vielleicht etwas vom alten Geiste der „Gemeinfreien“ nachwirkt) besteht die Gepflogenheit, die Kinder aus höheren Ständen entweder in private Elementarschulen oder in die dort bestehenden „Vorschulen“ der höheren Lehranstalten (der Gymnasien u. s. w.) zu geben und die etwa 100 Mk. jährlichen Schulgeldes sowie die Verletzung eines sozialeren Fühlens, das man etwa in intensivem Maß besitzen mag, immer noch eher zu ertragen, als hinter den „guten“ Familien zurückzubleiben. Dazu kommen noch zwei Vorteile: erstens erspart der Vorschulbesuch ein halbes oder ganzes Jahr gegenüber dem Besuch der allgemeinen Elementarschule, und zweitens ist von jenem aus der Eintritt in die höhere Lehranstalt leichter als von diesem aus, weil dort die Elementarlehre genauer an den späteren Studiengang angepaßt ist (die Gymnasialvorschule bildet mehr sprachlich, die allgemeine Schule mehr realistisch), und weil in überfüllten Gymnasien bei der Aufnahme die eigenen Vorschüler bevorzugt sind, während die von anderswoher kommenden Elementarschüler vielleicht gar nicht mehr angenommen werden.

So geht durch die Schuljugend fast des gesamten Landes Preußen ein Riß ähnlich dem zwischen der oberen Hälfte der Elementarschule und der unteren Hälfte der höheren Schule, und auch ähnlich dem zwischen seminaristischer und akademischer Bildung. Hie „Gemeindeschule“, hie „Vorschule“; und das Sondergefühl dieser reicht so weit, daß sogar die Vorschullehrer Berlins den Anschluß an den lokalen Lehrerverein verschmähen und sich zu einem eigenen Vorschullehrerverein zusammengetan haben. Noch mehr: für die „Gemeindeschule“ kommt die traurige Bezeichnung „Armenschule“ im gewöhnlichen Gebrauch vor; ein Unrecht gegen die pädagogischen und sozialen Errungenschaften unserer Zeit, das als solches auch dann zurückgewiesen werden muß, wenn man im übrigen trotzdem für die Vorschulforderung eintreten will. Und die Vorteile dieser sind tatsächlich, auch abgesehen von dem Beweggrunde der Fügsamkeit gegen gegebene Verhältnisse, nicht zu verkennen. Neben den schon erwähnten Vorteilen

kommen noch in Betracht: die Bewahrung der feiner angelegten Kinder vor der Gemeinschaft mit solchen, deren gröbere Anlage sich zum Teil, namentlich in großen Städten, bis zur Lebensgefährlichkeit steigert; die Bewahrung der zu einem schnelleren Fortschreiten begabten Kinder vor der Aufhaltung durch die schwerfälligeren; in Verbindung damit die wohltätige geringere Frequenz der Vorschulen gegenüber der oft allen modernen Fortschritten Hohn sprechenden Ueberfüllung der Gemeindeschulen und folglich die bessere Gelegenheit zum „Individualisieren“; dann die bequemeren, reichlicheren und hübscheren Räumlichkeiten der Vorschulen, und ähnliches mehr. Dem stehen nun die ohne weiteres einzusehenden Nachteile gegenüber: die Versäumung der Gelegenheit, wenigstens eine Grundlage für ein allgemeines Gemeinschaftsfühlen zu schaffen; die Herabdrückung des Niveaus der Gemeindeschulen, deren Kinder nun die Belebung durch bessere Elemente entbehren; infolgedessen nun auch eine Hemmung der Fortschritte der Pädagogik selber, und dergleichen mehr.

Ein theoretisch und praktisch zuverlässiger Schulmann, der verstorbene Hermann Schiller, hat an einer Stelle, an der er im übrigen für solche Momente eintritt, die wir im folgenden als Bestandteile von Einheitsschultendenzen anderen Sinnes kennen lernen werden, entschieden zugunsten der Sonderung gesprochen („Die äußere Schulorganisation“, Heft II der „Aufsätze über die Schulreform 1900 und 1901“, Wiesbaden, Otto Nemnich, 1902, S. 6 f.). Er sagt: „Ich müßte nun an dieser Stelle von der sogenannten allgemeinen Volksschule sprechen, der Zeitphrase der Lehrerversammlungen und der Sozialpädagogik. Man schreibt ihr bekanntlich eine sozialversöhnende Wirkung zu. Das Komische ist, daß die allgemeine Volksschule, die unter den bestehenden Verhältnissen allein möglich ist — von der sozialdemokratischen gilt, was ich sage, nicht — schon seit mehr als einem halben Jahrhundert in Süddeutschland vorhanden ist, und die sozialen Gegensätze dort gerade so gut wie in Norddeutschland bestehen, wo sie doch auch für reichlich $^{3}/_{5}$ aller schulpflichtigen Kinder seit langer Zeit existiert. Aber ich will in diese Frage nicht weiter eintreten, sondern auf meinen Aufsatz in den Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht (1901, Heft VIII und IX) „Die Idee der allgemeinen Volksschule und die Wirklichkeit“ verweisen. Gleichzeitig mit diesem Aufsatze hat E. Ries in Frankfurt a. M. „Die Gefahren der allgemeinen Volksschule (Einheitsschule)“ in so überzeugender und vortrefflicher Weise geschildert, daß jeder Leser es mit mir für überflüssig erachten wird, hier weiter auf diese Frage einzugehen. Besonders lehrreich sind die in der Schrift berichteten Erfahrungen, die in Mannheim und in München mit der allgemeinen Volksschule gemacht worden sind, und die selbst den größten sozialen Schwärmer ernüchtern müssen (S. 34 und 93). Ries hat auch völlig überzeugend nachgewiesen, daß überall, insbesondere in Großstädten, wo man die Unterklassen der Volksschule zugleich als Vorschulklassen der höheren Schulen benutzen will, schwere Mißstände entstehen, unter denen besonders die armen und schwachen Kinder zu leiden haben. Wer es also wirklich sozial gut mit diesen meint, der darf nicht die Vorschulen bekämpfen, sondern muß sie fördern.“ „Aber, wenn man nun auch, namentlich in Großstädten, wie Ries ausgeführt hat, die armen und schwachen Kinder zugunsten

derer schädigt, die in höhere Lehranstalten übertreten, so wird doch das Ziel, die ausreichende Vorbereitung für den fremdsprachigen Anfangsunterricht der höheren Schulen, nicht erreicht.“ U. s. w.

Sehen wir ab von der uns zweifelhaften Behauptung einer Gleichheit der sozialen Gegensätze in Süd und Nord, so ist der, wenngleich nicht klar genug herausgearbeitete, Kern von H. Schillers Gedankenzusammenhang folgender. Verschiedene Lehrziele bedingen verschiedene Schulorganisationen! An der Hand dieser Erkenntnis hat unser Schulwesen auch auf anderen Gebieten — beispielsweise bei der Differenzierung von Kunstschulen, Kunstgewerbeschulen, Gewerbeschulen — Fortschritte gemacht. Die Entwicklung aus dem Stadium eines Zusammenwerfens verschiedener Interessen zu dem eines gesonderten, erfolgreicheren Befriedigens eines jeden einzelnen Interesses ist auch für die Geschichte der Pädagogik so wichtig, daß sie hier ebenfalls gelten muß. Das siebenjährige Kind, das bald nach Erfüllung seiner Schulpflicht selbständig werden soll, sei es als „Arbeiter“, „Handwerker“ oder anderes, und das siebenjährige Kind, das noch lange nach Schulpflichtende sich weiterbilden und späterhin etwas ganz anderes, als jenes, erreichen soll, sitzen mit verschiedenen Bildungsaussichten nebeneinander, stören also sich gegenseitig und auch das Ganze der Schule; sie sollten demnach gesondert behandelt werden. —

Ein Seitenstück zu der Verteidigung der Vorschulen, ein Sonderungsgelüste sozusagen zweiter Potenz, die vielleicht allerweiteste Entfernung von den Einheitsschulidealen ist ein Wunsch, den man bisher weniger öffentlich als privat zu hören Gelegenheit gehabt hat. Die höhere Schule mit ihren durchschnittlich neun Klassen ist ein bitter langer Weg, noch bitterer, wenn man Tag für Tag sieht, wie das „Mitschleppen ungeeigneter Elemente“ den Lehrgang zum Schaden der beweglicheren Schüler aufhält. Es scheint, als könnte man den gesamten Weg für diese bequem um ein oder einige Jahre abkürzen, zumal da bekanntlich manche tüchtige Jungen bei Kollisionen verschiedener Schulsysteme, nach Krankheitspausen oder dergleichen einen Teil der höheren Schule abgekürzt erledigen, wie denn schließlich auch Studenten eine in der Vorbildung versäumte Fremdsprache leicht in kurzer Zeit nachholen. Man müßte eben, heißt es, für auserlesene Jungen unter auserlesenen Lehrern und mit eigens gehobener Schulausstattung selbständige Gymnasien errichten, für deren Vorteile man gern auch ein höheres Schulgeld anlegen würde, namentlich in Aussicht auf die große Lebensersparung, die dadurch für die Jugend erreicht werden könnte. — Wir geben dieser Tendenz ohne weiteres zu, daß die Dimensionen, Schwerfälligkeiten, Hemmungen der höheren Schulen zu ihr anreizen, und daß eine Besserung dieser Verhältnisse, zumal eine Fernhaltung der Ungeeigneten, dringend wünschenswert ist. Den Gedanken jener höheren Sonderschule mit höher gespannter geistiger Ernährung können wir jedoch nur entschieden ablehnen. Am wenigsten kann sich die Pädagogik als solche für ihn ereifern: ihr sind ja grundsätzlich die schlechteren Schüler gleichviel oder noch mehr wert als die besseren. Aber selbst im Interesse dieser würde eine solche Treibhauskultur abzuweisen sein. Bleibt einem guten Gymnasiasten zu viel Zeit übrig, so bieten sich genug Ergänzungen seines Bildungsganges dar. Solange freilich das schlimmste Uebel unseres höheren Schul-

wesens, die „Berechtigungen“, nicht überwunden sind, wird in diesen Dingen schwerlich jemals Ruhe zu erringen sein.

Nun erst gelangen wir zu den Bestrebungen, welche man ganz eigentlich zu meinen pflegt, wenn man von Einheitsschule spricht. Es sind die, welche darauf ausgehen, die Gegensätze zwischen den sogenannten höheren oder mittleren Schulen auszugleichen, also zwischen den verschiedenen Schulgattungen, die von der untersten, elementarsten Stufe zur obersten, der Hochschulstufe, führen und in erster Linie als Vorbereitungsstätten für das Hochschulstudium, als Berufsvorschulen, in zweiter Linie auch als Abschlußschulen für die Bildungsansprüche höherer Schichten dienen. Schon diese Zweifachheit ihres Lehrzweckes läßt ihre Verschiedenheit drückend empfinden: man weiß von vornherein meist nicht, wie weit der in eine höhere Schule eintretende Junge seine Bildung führen wird, und möchte ihn darum möglichst wenig oder möglichst spät auf eine bestimmte Richtung festlegen. Die Hauptsache jedoch ist hier der vielberufene Gegensatz zwischen den Inhalten der Bildung, zwischen der als humanistisch oder klassisch oder antik oder idealistisch bezeichneten und der als realistisch bezeichneten Bildung, also kurz zwischen dem eigentlichen, dem altklassischen oder humanistischen Gymnasium und der Realschule (in Preußen als „Vollanstalt“ Oberrealschule genannt); das Realgymnasium steht in der Mitte zwischen ihnen, von den einen mehr im Sinn einer gymnasialen, von den anderen — ich glaube, mit Recht — mehr im Sinn einer realistischen Anstalt aufgefaßt. Ueber die Kämpfe zwischen diesen Richtungen, über die neuere Gleichberechtigung aller drei „Vollanstalten“ in Preußen und dergleichen mehr ist hier wohl keine Rekapitulation nötig.

Nun wollen die Einheitsbestrebungen an Stelle dieser Dreiheitsschule eine Einheitsschule setzen und zwar entweder so vollständig, daß von unten bis oben nur ein einziger Typus die gesamte höhere Bildung und namentlich die Vorbereitung zur Hochschule übernimmt — „Einheitsschule“ im engeren Sinn; oder unvollständig so, daß der eine Typus bloß eine Strecke weit reicht und der Abschluß der höheren Bildung doch wieder, durch „Gabelung“, verschieden wird — sogenannter „gemeinsamer Unterbau“.

Der erstere, engere Sinn von Einheitsschule wird teils nur dort gemeint, wo man sich von der Sache kein scharfes Bild macht und bei allgemein gehaltenen Wünschen bleibt, teils aber dort, wo man die Frage am schärfsten, sozusagen am feindseligsten anpackt. Es geschieht dies namentlich in den realistischesten Kreisen, in Technikervereinen. Hier wird „Einheitsschule“ gesagt und „Realschule“ gemeint. Man fängt die Erörterungen an mit dem freundlichen Begehren einer Ausgleichung oder Ueberwindung der Gegensätze, also mit dem Verlangen nach einer zwischen Gymnasium oder Realschule vermittelnden unitarischen Schule, schlägt aber bald insofern um, als man diese Vermittlungsanstalt doch wieder vorwiegend oder ganz realistisch meint, also schließlich nur eben den Kampf des „Realismus“ gegen die gymnasiale Bildung fortsetzt. Näheres erfährt der Leser am besten durch den Besuch entsprechender Sitzungen von Ingenieurvereinen und dergleichen.

In einer anderen, wirklich unitarischen Weise wird jener engere Sinn der Einheitsbestrebungen auf dem Gebiete des höheren Schul-

wesens betätigt durch die Bemühung, dem alten Gymnasium so viel wie möglich von den gegnerischen Momenten einzugliedern, ihm also beide Aufgaben zuzuweisen. Am vollendetsten ist dieser Versuch gelungen und seit mehr als einem halben Jahrhundert bewährt durch das österreichische Gymnasium, eine wahrhaft unitarische Anstalt. Es hält an den beiden alten Sprachen fest, betreibt daneben jedoch Mathematik und Naturwissenschaften in weiterem Maß, als dies beim alten reichsdeutschen Gymnasium der Fall ist, und krönt außerdem diese Union durch die in den beiden obersten Klassen eingeführte „philosophische Propädeutik". Dies alles wird in acht — statt wie auf reichsdeutschem (württembergischem) Boden in neun (zehn) — Jahren erreicht, freilich mit dem bedauernswerten Mangel einer neueren Fremdsprache und vielleicht, wenigstens für den Geschmack der stark altphilologisch Gesinnten, mit einem Minus in der altklassischen Bildung. Unter solchen Umständen haben sich denn auch die weitergehenden Einheitsbestrebungen in Oesterreich wohl am wenigsten geltend gemacht, wenngleich sie auch dort jetzt nicht mehr fehlen.

Viel erfolgloser war dieser Unitarismus in Preußen. Unter dem Ministerium Altenstein, insbesondere durch Johannes Schulze, wurde die Durchsetzung des rein humanistischen Gymnasiums mit neueren Bildungselementen begonnen. Nun ist aber jene unitarische Tendenz des preußischen Gymnasiums stecken geblieben, ging unter Friedrich Wilhelm IV. zurück und lavierte dann hin und her, so daß die Vorwürfe gegen den „preußischen Zickzackkurs" nicht unbegründet sind. Mittlerweile ließ sich ein Stück des unitarischen Geistes auch von den übrigen reichsdeutschen Gymnasien nicht abwehren: die modernen Bildungserfordernisse und die Angriffe der „Realisten" drängten zu sehr nach solchen Konzessionen. Soweit wir die Nuancen übersehen können, sind heute die Königreiche Sachsen und Württemberg noch am ausgeprägtesten beim alten, sogenannten althumanistischen (richtiger neuhumanistischen) Gymnasialsystem verblieben.

Nun aber der zweite, losere Sinn von Einheitsschule! Schlagwort: „Unterbau"; Forderung: Gemeinsamkeit der zwei bis vier untersten Jahrgänge für jegliche Art der höheren Schulbildung; Hauptmittel: „Hinaufschiebung" des Beginns der Altsprachenlehre; Hauptgrund: Ersparung einer verfrühten Berufswahl; hauptsächlicher terminus technicus: Reformgymnasium. Man will also die Schüler aller drei höheren Schularten oder wenigstens zweier von diesen erst mit den Lehrstoffen bilden, die als gemeinsam gegeben werden können; dann sollen sie sich entscheiden, welchen „Oberbau" sie auf diesen „Unterbau" aufsetzen wollen, und werden dementsprechend durch eine „Gabelung" in einem reinen Gymnasial-, oder Realgymnasial-, oder Realschulkurs weitergeführt. Die alten Sprachen sind dabei ganz den ihnen bestimmten Oberstufen vorbehalten; die neueren Sprachen, voran Französisch, treten ihnen im Unterbau vor und werden nach neuerer, mehr praktischer oder „analytischer" als nach der älteren, mehr theoretischen oder „synthetischen" Methode gelehrt; im übrigen ist der Unterbau „realistisch" gehalten. Ueber alles Nähere, zumal über den Streit um das Recht auf diese Neuerungen können wir uns hier nicht aussprechen. Gute Ueberblicke geben die „Mitteilungen des Vereins für Schulreform in Bayern" und das Spezialblatt „Zeitschrift für die

Reform der höheren Schulen“. Die gegenwärtige Zahl der deutschen „Reformschulen“ verschiedenen Systems mag auf einige siebzig zu schätzen sein, darunter nur ganz wenige außerhalb Preußens und Badens, keine in Berlin, dagegen hervorragende Exemplare in Berliner Vororten und ein Seitenstück zu dieser Sache, das „französische Gymnasium“, in Berlin selbst. Daß den „Realisten“ selbst die „Reformschulen“ mißfallen können, zeigt „Die Schule der Zukunft“ von Ernst Dahn im „Pädagogischen Archiv“, Februar 1904. Hier werden auch widersprechende Ansichten über Angestrengtheit der Reformlehrer laut (S. 84, 90, 94) u. dgl. m.

Die oben angedeutete Verwandtschaft der Unterbaubestrebungen mit den schlechtweg realistischen oder gymnasialgegnerischen darf nicht übersehen werden; jene sind geradezu in diesen fundiert, wie z. B. die Verwandtschaft des Vereins für Schulreform mit dem Verein deutscher Ingenieure zeigt. Schon deswegen darf der Einwand von gymnasialer Seite, daß die „Hinaufschiebung“ nur der erste Schritt zu einer Hinausschiebung sei, und daß die Reformer den Realschulmännern nur sozusagen die Kastanien aus dem Feuer holen, nicht gering geschätzt werden. Doch glauben wir, daß die Gymnasialfreunde bei der jetzigen Sachlage sich durch ein Nachgeben gegen die „Reformschule“ eher nützen als schaden würden und für eine weitere Zukunft ohnehin auf tiefere Schicksalswendungen angewiesen sind. Heute bekämpft der richtige Gymnasialhumanist die Reform allerdings, trotz der auch dem altklassischen Unterricht selber günstigen Erfolge dieser oder jener Reformanstalt.

Was wir hier als „tiefere Schicksalswendungen“ bezeichnet haben, wird nun unter anderem allmählich fundiert durch ein gewichtiges Moment, das zu dem der Ersparung verfrühter Berufswahl als ein weiterer Hauptgrund für die Reform hinzutritt. Es ist dies die hervorragende Eignung der strittigen Lebenszeit, also der zwischen dem 9. oder 10. und dem 13. oder 14. Lebensjahr, für realistische Bildungsstoffe und für mehr praktische und „analytische“ Bildungsweise. Diese Eignung solle ausgenützt und die ihr fremdere Bildungswelt der darauf folgenden Altersstufe vorbehalten bleiben, die hinwider d a f ü r geeigneter sei. Mit diesem Moment verbindet sich die Klage, daß in all unserem Schulwesen, selbst im realistischeren, ja sogar in unserem gesamten Leben überhaupt, der Gebrauch der Sinne und der Muskeln, mit diesem also die Anschauung und die Handfertigkeit arg vernachlässigt sei; kein höher Gebildeter könne recht sehen noch zugreifen, und im naturwissenschaftlichen Hochschulstudium seien da schauerliche Dinge zu bemerken; werde aber dafür nicht die richtige Zeit ausgenützt, so sei es dann zu spät. Auch die Erlernung der Sprachen zum Sprechen u. s. w. passe vorwiegend in jene Frühzeit, während für die mehr philologischen Studien ein höheres Lebensalter geeignet sei.

Noch systematischer läßt sich dieser Standpunkt auf den Gegensatz der Zeit vor und der Zeit nach der Pubertät zurückführen, indem man dieser die Kraft zuschreibt, das Kind aus einem, kurz gesagt, mehr sinnlichen, realistischen, allgemein interessierten, aber doch vorwiegend der Außenwelt zugewandten Wesen in ein, kurz gesagt, mehr geistiges, idealistisches, spezieller interessiertes, vorwiegend der Innenwelt zugewandtes Wesen zu verwandeln. Auf Grund dieser theoretischen

Einsicht der „Psychogenesis“ wird nun die praktische Forderung erhoben, jeder der beiden genannten Altersstufen, der Vorpubertätsstufe und der Nachpubertätsstufe, das ihr Gebührende zum Gegenstand und Weg der Bildung zu machen, jener das „Realistische“ und dieser eventuell das „Humanistische“ zu geben. Damit wäre das bange Entweder — Oder des Schulstreites in ein Nacheinander umgesetzt, zugleich aber eine Einheitsschule insofern hergestellt, als der realistische Unterbau der Vorpubertätsstufe im Prinzip allen gemein wäre, und der Oberbau der Nachpubertätsstufe sich ohne so heftige Fehden einrichten ließe, wie sie sich erheben, wenn von jüngeren Jahren die Rede ist, und wenn eine tüchtige Realbildung noch fehlt. Man mag dann für sie auf Grund allgemeiner Bildungsideale und auch auf Grund besonderer Rücksicht auf einen Idealismus der Pubertätsjahre die altgymnasiale Bildung fordern. Man mag aber diese Frage auch so fassen, daß jetzt Zeit sei, die Vorbildung für die kommenden Hochschulstudien zu geben, und mag nun die Frage ganz als ein Hochschulproblem behandeln. Was verlangen die Universität, die technische Hochschule u. s. w. von den in sie eintretenden Jüngern? Und folglich müsse das von jeder Hochschulgattung vorbildungsweise Verlangte den Charakter dieser verschiedenen Oberbauten ergeben, in das sich das Schulsystem nach Absolvierung des Unterbaues zu „gabeln“ hätte.

Bisher ist ein Umstand noch gar nicht aufgefallen, der allerdings höchst verwunderlich sein würde, wenn nicht das Gebiet, auf dem er sich findet, theoretisch-pädagogisch so ganz vernachlässigt wäre. Es ist dies das Gebiet des Kunstunterrichtes. Bisher bewegten wir uns ja nur auf dem Gebiete des Wissenschaftsunterrichtes, genauer auf dem des Unterrichtes in wissenschaftlichen Schulfächern. Das des Unterrichtes in den schönen Künsten und etwa noch in den ihnen nahestehenden Gewerben existiert für die sozusagen offizielle Pädagogik so gut wie gar nicht und steckt doch voll von reichhaltigsten pädagogischen Problemen. Noch dazu ist man hier über das frühere Zusammenwerfen verschiedener Lehrziele hinaus zu einer verhältnismäßig feinen Differenzierung in Kunsthochschulen, Kunstschulen, Kunstgewerbeschulen u. s. w. gelangt. Nun regt sich aber auch hier der Protest gegen die Scheidung dessen, was zusammengehören sollte, und zwar zunächst aus ästhetischem und kunstpraktischem Interesse: es sei nicht gut, „hohe“ Kunst und andere Kunst gleichgültig nebeneinander hergehen zu lassen. Eine, soweit uns bekannt, erste Regung zu einem pädagogischen Ausdruck dieses Protestes findet sich in der Ankündigung der „Lehr- und Versuch-Ateliers für angewandte und freie Kunst“, München (Leopoldstraße 87). „Unter Vermeidung aller künstlichen und herkömmlichen Spaltung der bildenden Kunst in einzelne einander fremde Gebiete ... sollen die Schüler unmittelbar in das ganze Gebiet der freien und angewandten Kunst und zwar tunlichst durch direkte Anschauung und Betätigung eingeführt werden.“ Doch schließen sich an die „allgemein einführenden Unterrichtskurse (auch für solche, die sich nicht später berufsmäßig einem Spezialfache widmen wollen)“, mehrfache Fachklassen u. s. w. an. Mit Berufung auf diesen Prospekt hat nun Schreiber dieser Zeilen in einem Vortrag vom 13. Dezember 1902, der neueren kunstdidaktischen Problemen überhaupt gewidmet war, den Gedanken einer Kunst-Einheitsschule, natürlich im

Sinn eines Unterbaues mit verschiedenen Oberbauten, wenigstens als einen Gegenstand pädagogischer Problematik hingestellt. (Der Vortrag und die Diskussion über ihn sind unter dem Titel „Aus der Geschichte der neueren Kunstschulen“ in der „Pädagogischen Reform“, 27. Jahrgang, No. 15 und 16, veröffentlicht worden.) Es bedarf wohl keiner Hinweise darauf, daß sich dieser Gedanke von selber überall dort spurweise verwirklicht, wo in einem verzweigteren Ganzen einer Kunstschule gewisse elementare Kurse für alle Teilnehmer obligat sein müssen, als unentbehrliche Grund- oder Hülfsfächer für die Spezialstudien, auf die sich dann die Studierenden verteilen.

Abgesehen nun von diesem Ausflug ins kunstdidaktische Gebiet bleibt noch eine letzte Bedeutung übrig, in der von Einheitsschule gesprochen werden kann. Wir haben sie bereits bei der Erörterung des österreichischen und preußischen Gymnasiums berührt. Jedes Schulganze kann nämlich seine verschiedenen Fächer isoliert nebeneinander hergehen lassen oder aber sie zu einer Einheit zusammenschließen. Dies ist sowohl dort möglich (a), wo jeder Schüler alle Fächer gleichmäßig zu lernen hat, wie auch dort (b), wo jeder Schüler nur ein Fach oder nur eine Gruppe von Fächern nach seiner Wahl erlernt. Die Pädagogik behandelt jenen Zusammenschluß gern unter dem Begriff der „Konzentration“. Vermeiden wir es, auf diesen Begriff einzugehen, so wird es sich doch schwer vermeiden lassen, jenem Zusammenschluß als einem naheliegenden Ideal so weit zuzustimmen, als nicht die eigenen Interessen der einzelnen Fächer darunter leiden. Also vor allem (a) auf dem Gymnasium und auf jeder sonstigen höheren Schule. Außerdem aber in jenem zweiten Fall (b), d. i. auf jeder Hochschule und hochschulähnlichen Anstalt. Tatsächlich ist es hier damit recht schlimm bestellt. Von der Universität angefangen bis hinab zur kleinsten Musikschule herrscht der Uebelstand, daß die einzelnen Fächer und ihre Lehrer ohne Wechselwirkung miteinander arbeiten. Dies hat schon den großen materialen Nachteil im Gefolge, daß leicht ganze Teile des betreffenden Gebietes dem Studierenden gänzlich verloren gehen. An jeder Spezialstelle besteht nur die Verantwortung für die eine Spezialität, und so will niemand schuldig sein, wenn Lücken bleiben. Dazu kommt noch, daß in ausgedehnten Hochschulstudien nicht immer ein geschlossener Lehrgang, wenigstens nicht seitens eines einzelnen Lehrers, gegeben werden kann. So studiert etwa ein Universitätshörer jahrelang Philosophie und ist doch z. B. niemals dazu gekommen, ein Kolleg über Ethik mitzunehmen; und besonders schlimm wird dieser, an sich nicht einmal dem Geist eines Wissenschaftsunterrichtes zuwiderlaufende Umstand, wenn es die unmittelbare Vorbereitung auf den Bedarf des Berufes gilt, wenn also z. B. der künftige altphilologische Gymnasiallehrer niemals einen „Homer“ oder eine „lateinische Grammatik“ zu hören bekommt. Noch schlimmer jedoch ist neben dem materialen Nachteil der formale, d. i. der Mangel an gegenseitiger Durchdringung der Fächer. Auch hier tun wir gut, eine Stimme aus dem Schulkampf heraus zu hören („Pädagogisches Archiv“, Januar 1901, S. 58): „Heutzutage ist das Studium meist schon deshalb ein so banausisches, oberflächliches, weil man die einzelnen Wissenschaften auseinanderreißt, statt sie organisch zu verbinden. Auf der Hochschule müßte im Gegenteil dafür gesorgt werden, daß

ein Studium wie ein Kunstwerk aussieht, das aus den Händen der Professoren organisch entspringt, wie eine Marmorstatue durch die geschickten Hände des Bildhauers aus dem Block. Heute vermißt man allenthalben die Einheit. Daher kann der Student so selten zum Gefühl der Freude kommen, das die Beschäftigung mit der Wissenschaft doch am Ende gewähren sollte.“ Weiterhin kommt hinsichtlich des Gedankens der Einheitlichkeit des Hochschulstudiums mancherlei Pro und Contra vor in den seit langem niemals stillstehenden Erörterungen über Wesen und Mängel unserer Universitäten. An der Spitze der Einheitsgeister steht hier J. G. Fichte; als ein Beispiel für Vereinheitlichung innerhalb einer bestimmten (der theologischen) Fakultät sei genannt J. Kleutgen „Ueber die alten und die neuen Schulen“ (2. Auflage, 1869).

Nachdem wir in der bisherigen Uebersicht über die verschiedenen Bedeutungen des Ausdrucks „Einheitsschule“ kritischen Auslassungen mehr nur gelegentlich Raum gegeben haben, dürfte es erwünscht sein, am Schlusse soviel Kritik hinzuzufügen, wie sich eben ohne ein Eingehen auf nähere Beweise geben läßt. Hier werden wir nun vor allem dem Ruf nach Einheitsschule in seinem allgemeineren sozialen Sinn zustimmen können, soweit hier Gründe eines Sozialgefühles überhaupt reichen. Daß man anschließend an die Ideale eines Fichte jedes Kind des Volkes als fähig zu einer Bildung überhaupt und als berechtigt zu der ihm taugenden Bildung betrachtet, also vor allem nicht nach dem Stande, sondern nach der Bildungsfähigkeit fragt; daß man aus nationalen Gründen die Bildung aller nicht nur heben, sondern auch auf einen gewissen gemeinsamen Kern gründen will; daß man Schulabsonderungen, die lediglich aus „Berlin W“ herkommen, bekämpft und in dem Zusammenleben unserer Kinder aus allen Schichten einen Segen erblickt, eine Bürgschaft für künftige allmähliche Ueberwindung von Klassenhaß und Rassenhaß und Massenhaß und Gassenhaß: darüber kann man bald einig sein. Nur muß selbst aus der größten Begeisterung für eine solche „Sozialpädagogik“ noch nicht auch die Zusammenkoppelung von Schülergruppen folgen, deren Fähigkeiten und Ziele allzusehr voneinander differieren. Vor einer Gleichmacherei und Uniformierung bewahrt uns hoffentlich schon ein elementares anthropologisches Denken (vergleiche „Politisch-anthropologische Revue“, I, S. 630 f., 634, 672). Im Gegenteil haben wir dem Uniformierungsgeist, den uns staatliche Verhältnisse und behördliche Uebermächte aufzwingen, kräftigsten Widerstand zu leisten.

Aber nun noch mehr! Die menschlichen Entwicklungen, denen wir so gern unsere Diskussionen widmen, führen geradezu einer Verfeinerung der Verschiedenheiten entgegen, die durchaus weder einem nationalen noch einem internationalen Gemeingeist zu widersprechen brauchen. Speziell die Entwicklung des Schulwesens leitet uns, wie schon angedeutet, einer Differenzierung entgegen, die kurz so zu bezeichnen ist: Andere Lehrziele, andere Lehranstalten! Dazu kommen noch die Ueberfülle moderner Bildungsansprüche und die Schwere der Ansprüche an unser aller Leistungen. Da fällt schon ein kleiner Betrag, um den ein Schüler in einer Einheitsschule langsamer vorwärts kommt, als in einer Sonderschule, sehr ins Gewicht. Dies gilt besonders gegenüber der sozialdemokratischen Forderung, die

Unterstufe der höheren Schulen mit der Oberstufe der unteren Schulen oder der Volksschule zusammenfallen zu lassen, also den künftigen Gymnasiasten und dergleichen mit dem, der nur die allgemeine Schulpflicht erledigen will, bis zu deren Ende gemeinsam zu unterrichten und erst von da an spezifisch zu bilden (Parteitag zu München, September 1902, Bericht in „Allgemeine deutsche Lehrerzeitung“, Leipzig, 12. Oktober 1902, S. 498 f.; natürlich abgesehen von sonstigen trefflichen dort erhobenen Forderungen). Es genügt, auf das aus H. Schiller Angeführte hinzuweisen, um das Entwicklungsfeindliche eines solchen Strebens spüren zu lassen.

Bevor wir nun unser Endurteil in dieser Sache abgeben, muß auf drei Faktoren hingewiesen werden, die auf unserem Schulwesen lasten, und die den eigentlichen Hintergrund des ganzen Schulstreites bilden; ihnen gebührt teils eine achtungsvolle Verständigung, teils eine rücksichtslose Bekämpfung.

Das Erste ist die Ueberschätzung des Naturwissenschaftlichen und Technischen in unserer Zeit, die — man darf schon geradezu sagen: Simulierung einer Entbehrlichkeit des sogenannten Geistes- oder Kulturwissenschaftlichen. Man tut in weiten und engen Kreisen beinahe schon so, als könnten wir in jedem Augenblick einen Strich hinter uns machen und die Geschichte, die ohnehin nicht Gegenstand einer „exakten Wissenschaft“ sei, samt all ihren Ansprüchen einfach streichen (unter diesen Ansprüchen sind natürlich „Latein und Griechisch“ ein Hauptpunkt der Antipathien und Sympathien). Wer gerade eine so bedeutende Neuerscheinung dieser Tage, wie die dritte Auflage von Ernst Bernheims „Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie“ (Leipzig 1903) zur Hand nimmt, wird für das Parvenuhafte jener naturwissenschaftlich-technischen Ueberhebung das richtige Gefühl finden. Einstweilen muß freilich mit dieser Ueberhebung und speziell mit der psychischen Volksepidemie des Hasses gegen das „Griechisch“ gerechnet werden, bis dann mit dem künftigen Umschlag der Mode wird gerechnet werden müssen.

Das Zweite ist das Uebermaß der Bildungsanforderungen unserer Zeit, dem bis zu einem gewissen Grad entgegengekommen werden, über diesen Grad hinaus jedoch der Hillebrandsche „Mut der Ignoranz“ entgegengehalten werden muß.

Das Dritte, Schlimmste, geradezu ein Ruin unserer Bildungswelt, ist das Berechtigungswesen. Die Einrichtung, daß zu oberen Schulstufen und zu Aemtern, sowie zu amtähnlichen Stellungen, namentlich aber zum „Freiwilligen“, nur der zugelassen wird, der einen Ausweis über Absolvierung der und der Schulklassen, der und der Examina bringt, hält seit einem Jahrhundert ärger als alles andere unser Schulwesen nieder und verwehrt den Segen individueller, originaler Einseitigkeit. All unser Streben nach pädagogisch Besserem läuft sich an dieser Schranke tot (in Oesterreich fehlt wenigstens die Einjährigenflucht vor dem drittletzten Jahr der höheren Schulen, die das reichsdeutsche Gymnasium nahe an eine Farce heranbringt).

Wir wagen nunmehr folgende Thesen oder Empfehlungen:

1. Weg mit dem Berechtigungswesen! Möge jede über den gemeinsamen Elementaranfang hinausliegende Schule ihre neu eintretenden Schüler und jedes Amt oder sonstige Berufsinstitut seine

Angestellten nach persönlicher Erkundung von Fall zu Fall aufnehmen, und möge das Freiwilligenrecht, wenn es schon nicht anderen Fortschritten weichen muß, einerseits immer nur mit dem Abschluß einer Schulgattung und andererseits so weit freigegeben werden, daß nicht Latein und Griechisch und andere „höhere Studien" zu einem Kasernenzweck herabsinken! In Verbindung damit müssen wir aber auch rufen: Weg mit aller Staatsgültigkeit (nicht: Staatlichkeit) von Schulen und Absolutorien! Lasse man die Privatpädagogik schlechtweg nach Belieben walten, selbst wenn sie im Experimentieren sehr weit geht und auch mal nach einiger Zeit einen falschen Weg einbekennen muß! Dadurch wird die Sache vor allem pädagogisch und nicht verwaltungstechnisch oder verwaltungsjuristisch gehandhabt.

2. Verschonen wir unsere und unserer Kinder Gehirne mit dem Schrecken des „schwarzen Mannes", der da heißt: Allgemeinbildung! Man muß nicht von allem haben; man bedarf mehr noch der Fachtüchtigkeit, ja der konzentrierten Liebhabereien, in denen die Kraft originaler Entwicklung steckt; man bedarf eines Rückgrates, von dem aus uns das Recht zuteil wird, so und so viel Dinge nicht zu wissen. Daß innerhalb gewisser Grenzen heute eine Allgemeinbildung sein muß, ist klar. Sie ergeben sich, scheint uns, am ehesten zugleich mit der Erfüllung der folgenden Forderung.

3. Die eigentliche Frage, wie weit wir zur „Einheitsschule" Ja oder Nein sagen, beantworten wir folgendermaßen: Je weiter nach unten, desto mehr Ja; je weiter nach oben, desto mehr Nein. Fangen wir als echte Jünger moderner Entwicklungslehre auch bei unseren Kindern mit der geringsten Differenzierung an, und steigern wir die Differenzierung so allmählich wie nur möglich, so wenig sprunghaft wie nur möglich, bis wir bei den individuellsten, reifsten Einzelpersönlichkeiten angelangt sind.

Als ein Beispiel, aber lediglich als ein solches, denken wir uns folgende „ontogenetische" Entwicklung des Schulwesens. Wenn das Kind mit dem vollendeten sechsten Lebensjahr seinen Schullauf beginnt, so mögen etwa zwei Jahre, das siebente und das achte Lebensjahr, einer völlig gemeinsamen Elementarstufe für alle gewidmet sein. Mit Hülfe der hier im Lehr-Erfolg gemachten Erfahrungen mögen nun die Schüler, von denen nur ein gewöhnlicher Volksschulgang bis zum 14. Jahr mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, einem solchen weiteren Gang anvertraut werden. Alle anderen, die also irgendwie über das 14. Jahr hinaus lernen sollen, ob nun mit einem gewerblichen oder künstlerischen oder wissenschaftlichen Lebensweg, mögen abermals auf etwa zwei Jahre, für das 9. und 10. Lebensjahr, zusammen in einer „Vorschule" unterrichtet werden. Neue Gabelungen, von denen wir hier freilich nur die für die strittigsten Fälle markieren können, würden dann sein: ein erster Unterbau, während des 11. und 12. Lebensjahres, für alle die, welche eine durch unsere heutigen höheren Schulen im weitesten Sinn bezeichnete Laufbahn einschlagen wollen; ein zweiter Unterbau, während des 13. und 14. Lebensjahres, für den humanistisch-gymnasialen und den realgymnasialen Weg, aber auch (siehe das eingangs Gesagte) für den des Elementarlehrers. Jetzt, über einen Zeitraum etwa vom 15. bis zum 18., 19. Lebensjahr, tritt neben anderen Oberbauten der des humanistischen Gymnasiums in

Kraft, vielleicht noch mit einer Oberstufengabelung gemäß verschiedenartigen auf der Hochschule beabsichtigten Studien. — All das nach dem erwähnten Prinzip der Unterscheidung einer Vorpubertätspädagogik und einer Nachpubertätspädagogik.

4. Endlich glauben wir, daß der gesamte Fragenkomplex oder wenigstens seine auf die höheren Studien bezüglichen Bestandteile notwendig eine spezifische Ausbildung der Pädagogik der Wissenschaften und Künste oder der Hochschulpädagogik verlangen. Von hier aus muß das gewichtigste Wort über jede zu einer Hochschule führende Vorbildungsanstalt gesprochen werden. Nach unserer Meinung wird sich dabei allerdings herausstellen, daß das Universitätsstudium, ungefähr ebenso wie das technische Hochschulstudium eine spezielle Vorbildung im Zeichnen und darstellender Geometrie verlangt, auf eine direkte sprachliche Vertrautheit mit dem klassischen Altertum und auf einen „historischen Sinn" angewiesen ist, und zwar, zumal auf Grund der Forderung einer Einheitlichkeit im Universitätsunterricht, für jegliche Fakultät. „Zuzulassen" ist entweder schlechtweg jeder Mensch, oder jeglicher, dessen Vorbildung von der Universität im einzelnen Fall als genügend betrachtet wird, eventuell mit der Verpflichtung baldiger Nacharbeiten. Der Universitätsunterricht selber muß jedenfalls immer so viel voraussetzen dürfen, wie es jemals wissenschaftlicher Bedarf ist.

Rasse und Genie — Rasse und Religion.

Dr. Ludwig Woltmann.

I.

Professor C. Lombroso hat auf Grund eingehender Forschungen eine Theorie über die Entstehung des Genies aufgestellt, die ohne Zweifel viel aufklärendes Licht über dieses schwierige Problem ausgebreitet hat. Nichtsdestoweniger muß ich seiner Auffassung widersprechen, daß das Genie ein „Produkt der Entartung" sei. Die Sache verhält sich vielmehr so, daß das Genie eine intellektuelle Wirkung hoch differenzierter physiologischer, sozialer und psychischer Zustände darstellt und daher mit einseitigen und extremen Veränderungen verbunden ist, die nicht selten einen krankhaften Charakter annehmen, sei es in dem betreffenden Individuum selbst oder in seiner Verwandtschaft und Nachkommenschaft. Man kann aber darum nicht die allgemeine Formel aufstellen, daß das Genie „ein Kind der Entartung" oder „un figlio della degenerazione" sei. Das hieße, eine — nach meiner Ueberzeugung — notwendige Begleiterscheinung zur Ursache erheben.

Auch wird jeder, der die Entwicklungslehre auf seelischem Gebiet folgerichtig zu Ende denkt, zugeben müssen, daß es unter Tieren und niederen Menschenrassen Talente gibt, d. h. Individuen, welche den psychischen Durchschnittstypus ihrer Artgenossen überragen. Darauf hat schon Waitz aufmerksam gemacht, wie überhaupt alle ethnologischen

Berichte zu dieser Annahme zwingen. Insofern halten wir das Genie, allgemein gesprochen, für eine biologische Variation, für eine psychische Entwicklungsstufe, welche den Arttypus individuell überragt.

Was nun die geniale Begabung der einzelnen Rassen angeht, so habe ich in meinem Aufsatz nicht behauptet, daß das Genie eine „germanische Spezialität“ sei, sondern, daß die nordische, also indogermanische Rasse, die geniale Rasse par excellence darstelle, da sie nachweisbar die meisten und größten Talente hervorgebracht und höchstwahrscheinlich auch der mittelländischen Rasse geniale Keime zugeteilt habe. Was Italien insbesondere betrifft, so sind Lombrosos Einwendungen inzwischen durch meinen Aufsatz über die germanische Renaissance in Italien erledigt worden, den er noch nicht gelesen hatte, als er sein Manuskript verfaßte. Das in dieser vorläufigen Mitteilung von mir gegebene Beweismaterial ist nur ein kleiner Teil von dem, was ich gesammelt habe und demnächst in einer Spezial-Arbeit veröffentlichen werde. Daß etwa die Etrurier die Renaissance in Italien hergebracht haben, ist gänzlich unerwiesen. Warum hat denn diese Rasse zweitausend Jahre gewartet, um eine neue Kultur zu schaffen? Nichts hinderte sie daran. Wenn aber Lombroso anthropologisch und genealogisch dartun kann, daß Giotto, Dante, Petrarca, Michelangelo, Leonardo tatsächliche Nachkommen der alten Etrurier sind, werde ich meine Auffassung gern modifizieren. Um hierüber Klarheit zu schaffen, muß man den Zustand Italiens im dritten bis fünften Jahrhundert n. Chr. erforschen und die Veränderungen beachten, die nach der Einwanderung der Germanen in der Bevölkerung vor sich gingen. Dazu ist es nötig, nicht bloß nach allgemeinen Eindrücken und Gesichtspunkten zu urteilen; sondern einzig allein die anthropologische Genealogie kann hier entscheidende Auskunft geben. Soweit man diese aber bei dem Zustand des vorhandenen Materials feststellen kann, ist es teilweise zu beweisen und teilweise höchst wahrscheinlich zu machen, daß die toskanischen Genies in der Renaissancezeit in erster Linie Nachkommen der Goten und Langobarden sind, welche „Tuscien“ besiedelt haben.

Was Pavia und Benevent anbetrifft, so haben diese Städte schon einige Jahrhunderte vor der Renaissance, noch unter der Langobardenherrschaft, ihre Blütezeit durchlebt.

Lombroso weist auf eine Anzahl jüdischer Genies hin und rechnet dabei ohne weiteres die Juden zur mittelländischen Rasse. Nun sind die Juden aber mindestens aus drei Hauptrassen zusammengesetzt, dem mittelländisch-semitischen, dem indogermanischen und dem sogenannten hettitisch-armenischen Typus, welcher der Zahl nach der stärkste ist und durch sein Uebergewicht den charakteristischen Durchschnittstypus der Juden hervorgebracht hat. Hier muß man also die Frage aufwerfen: aus welcher speziellen rassenanthropologischen Schicht sind die jüdischen Talente hervorgegangen? Nun ist es aber höchst wahrscheinlich, daß es der arisch-mittelländische Anteil ist, der die jüdische Geisteskultur geschaffen. Von dem körperlichen Aussehen Christi wissen wir nichts. Eine alte Legende — wie sie entstanden, weiß man nicht — schreibt ihm indes blondes Haar zu. Marx war von dunkler Komplexion, wie ich von solchen gehört habe, die ihn persönlich kannten, aber nach seinen Photographien zu urteilen,

gehörte er auf keinen Fall dem hettitischen, viel eher dem arabischen Typus an. Auf dem berühmten Bildnis von Spinoza im Gemeinde-Museum des Haag zeigt dieser große Philosoph dunkle Haare, schmales Gesicht, schmale Nase und graublaue Augen. Heine hatte, so viel ich weiß, braunblonde Haare, der Musiker Rubinstein blaue Augen. Ob Sylvester, Kronecker, Traube — Genies gewesen, ist Geschmacksache. Auf jeden Fall gibt es in Deutschland massenhaft Gelehrte von diesem Begabungsgrad. Bei einer Anzahl von zwölf Millionen Individuen hat die jüdische Rasse relativ wenig große Talente hervorgebracht. Was sie heute hervorbringt, ist eine auffallend große Menge guter Durchschnittstalente, die aber zum Teil das Ergebnis familiärer Treibhauskultur sind.

In Frankreich liegen die Verhältnisse ähnlich wie in Italien. Auf welche Tatsachen sich Lombroso stützt, um seine Ansicht über die Rassenherkunft der französischen Genies zu begründen, ist mir dunkel. Er erwähnt mit keinem Wort die eingewanderten Germanen, die Goten, Franken, Burgunden, Alemannen. Ich glaube aber denselben Beweis für Frankreich führen zu können, wie für Italien, daß nämlich die eingewanderten Germanen im wesentlichen die anthropologischen Wurzeln zur Entwicklung der französischen Civilisation gelegt haben. Ich will mich hier nicht auf genealogische Forschungen berufen, auf Untersuchungen über die Familiennamen und Porträts, sondern nur auf die großen statistischen Studien von A. Odin in seiner „Genèse des grands hommes" (1895) hinweisen. Dieser Gelehrte hat durch mühsame und eingehende Studien die regionäre Herkunft der französischen Talente erforscht und mehrere geographisch-statistische Karten entworfen, auf denen die zahlenmäßige Verteilung der Talente auf die einzelnen Provinzen und Departements durch abgestufte Farbenitensitäten dargestellt ist. Karte VIII und besonders Karte IX zeigen nun mit unzweifelhafter Gewißheit, daß diejenigen Gegenden, wo Goten, Burgunden, Franken, Alemannen und Normannen sich angesiedelt, über 43 Talente auf 100000 Einwohner hervorgebracht haben, während die vornehmlich von der mittelländischen und alpinen Rasse bewohnten Provinzen bis zu 4,6 Talente auf 100000 Einwohner herabsinken. Gerade da, wo die Germanen sich in kompakten Massen niedergelassen, wie in Ile-de-France und in Bourgogne, sind die größten Zahlen zu finden.

Odin selbst hat an diese rassenhafte Deutung seiner statistischen Karten gar nicht gedacht. Er bemüht sich vergeblich, geographische und ökonomische Ursachen ausfindig zu machen. Wer aber die Besiedelungsgeschichte von Frankreich durch die Germanen kennt, sieht auf den ersten Blick, daß Odins Karten, ohne daß der Autor es gewollt hat, den zwingenden Nachweis führen, daß vornehmlich die Germanen der organische Quell der französischen Talente gewesen sind.

Daß schließlich die Rassenmischung, wie Lombroso meint, das Genie erzeuge, ist eine Ansicht, die ich auf das allerentschiedenste ablehnen muß. Dafür ist bisher auch nicht der geringste exakte historische Beweis erbracht worden. Dagegen sprechen alle Erfahrungen der Tierzüchter, die im allgemeinen nur nahe verwandte Schläge kreuzen, was vom rassenbiologischen Standpunkt immer als Reinzucht anzusehen ist. Wo sie aber besonders hervorragende Leistungen hervor-

bringen wollen, da ist immer die Inzucht das einzige physiologische Mittel. Wenn verschiedene Stämme der indogermanischen Rasse sich kreuzen, wie z. B. Perser und Griechen, Germanen und Celten oder Latiner, so ist das Reinzucht und nicht Kreuzung. Diese Begriffe sollte man endlich auseinander halten. Wenn aber die Verteidiger der Rassenkreuzungs-Theorie recht hätten, dann müßte die Mischung von Peschärähs und Papuas ein sehr vorzügliches Mittel zur Genie-Erzeugung sein. Das wird man schwerlich behaupten wollen. Man denkt vielmehr gewöhnlich nur an die Mischung der indogermanischen mit der mittelländischen und alpinen Rasse. Aber hier ist es nicht die Mischung als solche, sondern die spezifische Beimischung des indogermanischen Blutes, das die Genies erzeugt. Es gibt eine große Reihe der vorzüglichsten Genies, welche den reinen nordischen Typus zeigen, und diese Rasse ist es auch, welche den Mischlingen ihre geniale Begabung mitteilt. Wenn dies nicht der Fall wäre, dann müßte es viel mehr Talente mit mediterranem oder alpinem Typus geben, dann müßte die Mischung der mittelländischen mit der alpinen Rasse ebenfalls ein hervorragender Quell genialer Individuen sein, wofür aber nicht der geringste Beweis erbracht werden kann. Außerdem läßt sich historisch-anthropologisch nachweisen, daß die meisten antiken Kulturen um das Mittelmeer, namentlich die griechische und römische, indogermanische Schöpfungen sind, oder von dieser Rasse beeinflußt wurden, und daß mit dem Aussterben dieser nordischen Rassenelemente und derjenigen Mischlinge, in denen das edlere Blut strömte, diese Kulturen unweigerlich herabsanken und zugrunde gingen.

Ueberhaupt ergibt sich bei einer Analyse der gesamten Kulturgeschichte des Menschengeschlechts mit Berücksichtigung des geographischen Milieus, der rassenanthropologischen Gesellschafts-Struktur, der Tradition und Entlehnung:

1. Neger, Mongolen, Alpine, Mittelländer, Nordländer besitzen eine nach Grad und Art verschiedene geistige Kulturkraft, und zwar die Neger die geringste und die nordische Rasse die größte.

2. Die jeweilig höher begabte Rasse hebt die niedriger stehende durch Mischung auf ein höheres geistiges Kulturniveau, z. B. sind die Neger durch hamitisch-semitisches Blut, die Polynesier durch mongolisches und indisches, die Japaner durch mittelländisches und vielleicht auch durch indogermanisches, die brünetten Ureinwohner Italiens durch germanisches Blut veredelt worden.

3. Jede durch eine solche Blutmischung mit einer höher begabten Rasse entstandene Kultur muß naturnotwendig sinken und zugrunde gehen, wenn der Anteil des überlegenen Blutes im Kulturprozeß erschöpft und ausgemerzt worden ist, und nur ein neues Einströmen der begabteren Rasse kann zu einer „Regeneration" und neuen Kulturblüte führen.

Das sind die drei großen rassenanthropologischen Gesetze der Kulturentwicklung, welche Klemm und Gobineau zuerst erkannt haben und die durch die neuere historisch- und sozialanthropologische Schule bestätigt und tiefer begründet worden sind.

Ich bin weit entfernt, den Einfluß des Klimas und des Milieus auf die geistige und kulturelle Entfaltung der Rassen zu leugnen.

Aber innerhalb übersehbarer historischer Zeiten kann das Milieu die Anlagen einer Rasse nicht ändern. Dazu bedarf es tiefer greifender und länger dauernder Einwirkungen. Aber die begabte Rasse sucht sich das Klima, das ihr paßt, und das Milieu, in dem sie sich entfalten kann, ja sie schreitet dazu, das Milieu aus eigener Kraft umzugestalten und sich dienstbar zu machen.

Auch wird kein Kulturforscher die politischen Zustände bei der Entfaltung der genialen Begabungen unberücksichtigt lassen dürfen, d. h. die sozialen Auslesemechanismen, durch welche die Talente hoch kommen und zur Wirkung gelangen. Im allgemeinen kann aber gesagt werden, daß die Rassen die ihren Anlagen entsprechenden Auslesemechanismen aus eigener Kraft sich selbst schaffen. Bei einer aufstrebenden Rasse kann die brutale Tyranneigewalt nur vorübergehend den lebendigen Strom der geschichtlichen Entfaltung hemmen, wie in den älteren Zeiten Griechenlands. Anders verhält es sich in den Beispielen, welche Lombroso anführt. In Rom war z. B. die Tyrannei nicht mehr ein Hemmnis der Entfaltung, sondern hier kam der Autokratismus zur unumschränkten Herrschaft, als die politischen und freiheitliebenden Talente der Rasse erschöpft und ausgerottet waren. In solchen Fällen muß man sich hüten, zur Ursache zu machen, was in Wirklichkeit eine notwendige Folge ist.

Man darf aber den barbarischen Gesellschaftszustand einer Rasse nicht mit ihrem natürlichen noch schlummernden Begabungsfonds verwechseln. Auch die begabtesten Rassen machen den Zustand der Wildheit und Barbarei durch, jedoch nur als eine Durchgangsphase, während die niederen Rassen auf jenem stehen bleiben. Wenn Lombroso daher in dem Umstande eine Wirkung des Klimas oder der Mischung sehen will, daß die Dorier nicht in Sparta, sondern erst in ihren Kolonien Genies hervorbrachten, so muß man doch sagen, daß das Klima ihrer Wohnplätze im wesentlichen dasselbe blieb. Die Ursache, warum die Dorier in Sparta keinen Phidias und Sophokles erzeugten, lag vielmehr in der durch die Verhältnisse ihnen aufgezwungenen kriegerischen Organisation. Sie züchteten und entwickelten nur kriegerische Talente, da nur diese einen Existenz- und Selektionswert hatten. Aber sobald sie in ein anderes Milieu kamen, in Kleinasien und Großgriechenland, wo sie einen städtischen und industriellen Gesellschaftszustand schaffen konnten, da blühten auch die geistigen Talente in großer Zahl empor.

Derselbe Prozeß läßt sich bei den eingewanderten Germanen in Italien verfolgen. Als der kriegerische Typus sich in einen industriellen und kommerziellen umgewandelt und ein politisches Gleichgewicht der widerstrebenden Herrschaftstendenzen sich eingestellt hatte, da entfalteten sich die Begabungen unter günstigen Auslesebedingungen zu jener wunderbaren Blüte des Geistes, die als eine Wiedergeburt der Menschheit bezeichnet worden ist.

II.

In diesem Zusammenhang seien auch einige Bemerkungen zu dem Aufsatz von Dr. F. O. Hertz über das religiöse Leben bei Ariern und Semiten gestattet. Von vorneherein gestehe ich dem Autor zu,

daß er Chamberlain viele einzelne Irrtümer und einseitige Auffassungen nachweist. Aber das hindert mich nicht, diesem Buche als Gesamtleistung hohe Bewunderung und Anerkennung zu zollen. Gewiß, den sozialen Faktor berücksichtigt Chamberlain ganz und gar nicht. Aber Hertz und die geschichtsphilosophische Schule, welcher er nahe steht, vergessen selbst, daß der Ursprung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Ordnungen selbst durch die Rasse bedingt ist, und daß der anthropologische Faktor einen großen Einfluß auf die ökonomische und geistige Struktur der Völker ausübt.

Es ist selbstverständlich, daß infolge des einheitlichen Gattungscharakters der Menschen und der im allgemeinen gleichartigen äußeren Natur ihrer Wohnplätze eine Menge von Analogien und Parallelentwicklungen bei allen Rassen stattfinden, und daß diese Uebereinstimmungen namentlich auf den einfachen primitiveren Kulturstufen vorkommen, z. B. in der Familienorganisation und wirtschaftlichen Technik. Ganz anders wird dieses Verhältnis bei höher differenzierten Stufen; dann gehen die Rassen verschiedene Wege der Kultur und entfalten sie sich, relativ unabhängig von Milieu und Oekonomie, nach den angeborenen Anlagen und Eigentümlichkeiten ihres Geistes.

Eine vergleichende Betrachtung der geistigen Kulturgeschichte muß daher das Schlußergebnis von Hertz' Kritik gänzlich ablehnen, „daß weder nach oben, noch nach unten die Rasse eine Schranke für die religiöse Entwicklung bildet". Nach unten hin dürfte dieser Satz nicht nur für die Religion, sondern auch für Kunst und Wissenschaft zweifellos richtig sein; denn die allgemeinen Denkgesetze und Tätigkeitsformen sind bei allen Menschen dieselben, und alle Rassen haben einmal einen sozialen und geistigen Kindheitszustand durchgemacht. Wie alle Individuen einmal Kinder und Säuglinge waren und nachher zu dummen, mittelmäßigen und talentierten Menschen heranwachsen, unabhängig vom Milieu, so ist es auch mit den Rassen. Die Germanen und Juden haben die Stadien des Fetischismus, der Vielgötterei u. s. w. durchgemacht. Aber man vergleiche den geistigen Inhalt des germanischen Mythus mit dem der Neger, die mit ihnen auf gleicher wirtschaftlicher Stufe stehen, und man begreift sofort den großen geistigen Unterschied der Rassen, der nur äußerlich durch die gleiche Entwicklungsform verdeckt wird. Es gibt Stufen in der embryonalen Entwicklung, wo man nicht weiß, ob ein Hund, ein Affe oder ein Mensch entstehen wird. Aehnlich ist es mit den Rassen. Trotz äußerlich gleicher Kulturform besitzen die in ihnen schlummernden Entfaltungsenergieen tiefgehende Unterschiede in ihren schließlichen Gestaltungen.

Der von Hertz formulierte Grundsatz kann also aus einer Analyse der indischen und jüdischen Religion allein nicht erwiesen werden. Was sind überdies Semiten? Was sind Arier? Diese rassenanthropologische Frage hat Hertz gar nicht berührt. Es könnte doch sein, daß die Uebereinstimmung des religiösen Lebens bei Ariern und Semiten darin ihre Ursache hat, weil die Juden einen starken arischen Bluteinschlag erfahren haben. Dies zu erforschen, ist die Aufgabe einer rassenanthropologischen Geschichtsbetrachtung, nämlich überall die Rassenschichten und die Individualtypen festzustellen, von denen die geistigen Anfänge und die entscheidenden

Ideen und Taten ausgegangen sind. Indes stehen wir noch am Anfang dieser verheißungsvollen Wissenschaft, die berufen ist, Biologie und Anthropologie mit Geschichte und Psychologie in engsten Zusammenhang zu bringen.

Die sexuale Reform.

Professor Dr. Christian von Ehrenfels.

Nachdem in der vorausgegangenen Reihe von Aufsätzen alle Vorfragen erledigt wurden, soll an die Darstellung der sozialen Mittel herangegangen werden, durch welche allein eine aufsteigende Entwicklung der menschlichen Konstitution — also Veredelung der Rasse — erzielt werden kann. Hierbei wird sich freilich als erstes Ergebnis die Erkenntnis eines unversöhnlichen Widerstreites dieser Forderung mit moralischen Grundprinzipien und Wertungsmaximen einstellen, welche, durch die Traditionen von Jahrtausenden geheiligt, dem Volksbewußtsein schier unausrottbar eingewurzelt zu sein scheinen. Deswegen jedoch uns über das Erkannte hinwegtäuschen zu wollen — das wäre geistige Feigheit und Vogel-Strauß-Politik. Ueberdies stellt uns Logik und Vernunft immer nur vor Scheidewege: — entweder rechts oder links! Wohin wir dann wandeln mögen — dies zu wählen ist Sache nicht der Reflexion, sondern des Willens.

Unerläßliche Bedingung eines konstitutiven Höhersteigens ist — wie ausführlich gezeigt wurde — die Einführung einer progressiven sexualen Auslese. Da wir Menschen nicht einer übergeordneten Macht unterstehen, welche, ähnlich wie wir an Haustieren, nach festen rationellen Prinzipien die Züchtung an uns vornehmen könnte, so bleibt für die sexuale Auslese kein anderes Mittel übrig, als die Eröffnung eines Kampfes um Fortpflanzung, in welchem die höher und zugleich lebenstüchtiger Veranlagten den Sieg erringen. Oder besser: — es bleibt nichts anderes übrig, als die Rückkehr zu diesem Kampfe, den wir anderwärts in der Natur so vielfach am Werk sehen. Nicht überall freilich. Manche organische Stämme, wie z. B. zahlreiche Schmarotzerarten, stehen unter Lebens- und Kampfesbedingungen, unter denen nicht die höher, sondern gewisse Varietäten von niedriger Veranlagten die lebenstüchtigeren sind und die größeren Fortpflanzungsquoten erzielen. Dort führt die Entwicklung deswegen nicht nach auf-, sondern nach abwärts. Auch wir Menschen, die ja von der Natur keine Ausnahme darstellen, stehen gegenwärtig und standen seit vielen Jahrhunderten unter ähnlichen ungünstigen Auslesebedingungen. Nur sind diese nicht, wie bei den Schmarotzern, durch die Organisation fremder Stämme, sondern durch unsere eigenen Erzeugnisse geschaffen worden; durch soziale und moralische Institutionen, welche uns auf anderer Seite unermeßliche Vorteile brachten: — die gesellschaftliche Organisation, die friedliche Teilung der Arbeit, und die Kultur. Die einfachsten und daher nächstliegenden sozialen Normen, welche diese Vorteile im Gefolge hatten, waren und sind solche, welche die Energie

der konstitutiv Höherstehenden von dem Ziel ausgiebigerer Fortpflanzung auf das Gebiet sozialer und kultureller Arbeitsleistung abdrängen[1]). Durch dieses Opfer an konstitutiv produktiver Kraft wurde der soziale Organismus erst ermöglicht. Unsere große Aufgabe besteht nun darin, an Stelle der vorhandenen zweckmäßigere soziale Normen und Institutionen zu setzen, welche es den konstitutiv Höherstehenden gestatten, die Funktion ausgiebigerer physischer Fortpflanzung auszuüben, ohne darum den Bestand der bereits erreichten gesellschaftlichen Solidarität zu gefährden. Darum kann der Fortschritt nicht in der Rückkehr zu den alten, primitiven, antisozialen Formen des Kampfes ums Dasein und um Fortpflanzung gelegen sein, sondern nur in der Auffindung neuer, mit Vergesellschaftung und Kultur verträglicher Formen.

In allen bisher bekannten sozialen und staatlichen Organisationen des Menschen fand und findet ein — zwar disziplinierter, darum aber doch keineswegs entkräfteter — Kampf der Individuen untereinander um höhere soziale Stellung und um höheren Lebensgenuß statt. Es ist — trotz aller sozialdemokratischen Phantasmagorieen — gar nicht abzusehen, daß dem jemals anders werden sollte. An diesen Kampf, der zur sozialen Auslese führt, muß der Kampf um physiologische Fortpflanzung angegliedert werden, wenn eine progressive sexuale Auslese eingeleitet werden soll. Die sozial Erlesenen müssen zugleich die generativ, d. h. an physiologischer Nachkommenschaft Bevorzugten werden. Gegenwärtig sind sie es nicht, und daß sie es nicht sind, ist der eine Grund der konstitutiven Uebelstände, in denen wir uns befinden. Der zweite Grund hierfür aber liegt in der Unvollkommenheit der sozialen Auslese selbst. Selbst wenn die gegenwärtig sozial Erlesenen generativ bevorzugt würden, so wäre damit für die konstitutive Entwicklung nicht allzuviel getan. Denn die sozial Erlesenen der Gegenwart sind nur mit sehr weiten Fehlergrenzen, d. h. mit einem sehr geringen durchschnittlichen Prozentsatz des Ueberwiegens, die konstitutiv Höherstehenden.

Immerhin aber wurde doch gegenwärtig der durchschnittliche Schädelumfang der höheren Stände als größer befunden, so daß nicht bestritten werden kann, daß mit der Erzielung einer aliquot ausgiebigeren Fortpflanzung der ihnen Angehörigen der erste Schritt zur progressiven Entwicklung getan wäre. Deswegen — und weil es immer rätlich erscheint, bei Reformbestrebungen an bereits Bestehendes und als durchführbar Erprobtes anzuknüpfen, wird wohl jeder, der dem Gedankengang dieser Ausführungen gefolgt ist, sich vor das Problem gestellt sehen, ob die sexuale Auslese nicht am einfachsten und besten eingeleitet, ja durchgeführt würde durch rechtliche und sittliche Gestattung der Polygamie, so wie sie sich in der Vergangenheit bei unseren Vorfahren, gegenwärtig noch bei über einem Dritteil der Menschheit, und vor kurzem selbst in einer Enklave der abendländischen Kultur, in dem nur durch äußere Gewalt erdrückten, nicht an inneren Schäden erkrankten Gemeinwesen der Mormonen als möglich und lebensfähig erwiesen hat. — Der Mann ist — vermöge seiner höheren Zeugungskraft —

[1]) Vergleiche „Zuchtwahl und Monogamie“, I. Jahrgang, No. 9, S. 606 ff. dieser Zeitschrift.

der weitaus wichtigere Faktor der sexualen Auslese[1]). Außerdem vermag nur Aussicht auf polygyne Kinderzeugung den hervorragenden Mann zum Einsatz seiner besten Kraft für generative Ziele zu motivieren[2]). Der Gedanke scheint darum ebenso naheliegend wie gerechtfertigt, die männlichen Angehörigen der höheren Stände durch Gestattung von Polygamie zu ausgiebigerer Fortpflanzung zu veranlassen und hierdurch die Auslese in günstigem Sinne zu beeinflussen.

Allein so naheliegend auch der Gedanke — so gering ist doch dessen Aussicht auf Durchführung in breiterem, für die Auslese irgend erheblichem Maße. Dies wird sofort klar, wenn man sich die Gründe vergegenwärtigt, weshalb der Kulturfortschritt überall von der fakultativen Polygamie zur obligaten Monogamie übergelenkt hat[3]). Selbst wo Mohammeds Gebot beobachtet würde, welches für jede Frau einer polygamen Familie die Zuweisung eines eigenen Hausstandes verlangt, würde doch die Hinzunahme jeder weiteren Frau für die vorangehenden und deren Kinder eine schwere Schädigung, ja mitunter einen vernichtenden Schicksalsschlag bedeuten — und zwar am meisten in den naturgemäß häufigsten Fällen, wo zur älteren ersten eine jüngere, dem Gatten reizvollere zweite Frau hinzugenommen würde. Jeder feinere, differenziertere Stil der Lebensgemeinschaft zwischen dem Mann und seiner ersten Frau würde durch den neuen Eindringling rettungslos zerstört, das Erbteil und die Lebensansprüche der Kinder der ersten Frau plötzlich auf die Hälfte oder noch weiter herabgesetzt werden. Und selbst wo dem etwa durch besondere erbrechtliche Bestimmungen bis zu gewissem Grade vorgebeugt würde, wären die Schädigungen noch immer so große, daß alle selbstbewußteren Frauennaturen mit höheren Ansprüchen an gefestigte Lebensführung für sich und ihre Kinder sich schon beim Eheschluß gegen derartige Eventualitäten versichern würden. Das heißt — die obligatorische Monogamie würde, wenn selbst aufgehoben, praktisch recht bald wieder eingeführt werden. Ein kultureller Schritt nach vorwärts, wie der von der Polygamie zur Monogamie, kann (wie z. B. in der chinesischen Kultur) unterbleiben, er läßt sich aber, wenn er einmal getan wurde, nicht wieder zurücktun. Die Geschichte der Mormonen, bei denen die Institution der Polygamie sich so trefflich bewährt hat, ist kein Gegenbeweis hierfür. Denn diese Kolonisatoren des fernen Westen standen — obgleich Angehörige der europäischen Menschenrassen — selbst auf einem sehr niedrigen, primitiven Kulturniveau — was am besten die haarsträubende Abstrusität ihrer religiösen Dogmatik beweist. — So scheint es denn als durchaus berechtigt, daß unter den sich mehrenden Rufen nach sexualer Reform der Vorschlag der Rückkehr zur Polygamie nur selten laut wird.

Um so häufiger und eindringlicher aber begegnen uns — in offener und verhüllter Gestalt — Versuche der Wiederbelebung einer

---

[1]) Die drollige Argumentation von Dr. W. Mensinga („Zuchtwahl und Mutterschaft", II. Jahrgang, No. 8 dieser Zeitschrift), welcher diesen Satz umkehrt, weil die Frau „der Zeit nach einen 78400 mal größeren, dem Gewichte nach einen 700 mal größeren Anteil am neuen Lebewesen" habe als der Mann — scheint mir keiner Widerlegung zu bedürfen.

[2]) Vergleiche „Monogamische Entwicklungsaussichten", II. Jahrgang, No. 9, Seite 708 dieser Zeitschrift.

[3]) Vergleiche „Zuchtwahl und Monogamie", I. Jahrgang, No. 9, S. 695 f. dieser Zeitschrift.

Eheform, welche — wenn uns die neuesten Forschungen recht unterweisen — einer noch viel früheren, primitiveren als selbst der polygamen Kulturstufe des Menschen angehört. — Was sind die immer mehr sich häufenden Forderungen nach der rechtlichen und sittlichen Lizenz für eine leichte und rasche Lösbarkeit und Schließbarkeit monogamischer Verbindungen anderes, als Ansätze zur Rehabilitierung der kurzlebigen, im allgemeinen nur für die Dauer von einer oder wenigen Schwangerschaften geschlossenen oder eingehaltenen Paarungsehe, welche Westermarck als die Urform der menschlichen Ehe hinstellt? — Es kann nicht bestritten werden, daß auch diese Eheform gegenüber der jetzt herrschenden monogamischen Dauerehe eine Verbesserung der Auslese mit sich brächte. Denn die Männer mit größerer wirtschaftlicher Potenz und höherer Aktivität der Persönlichkeit besäßen dann auch größere Chancen zum Eheschluß mit reizvollen jungen Frauen und infolgedessen zur Fortpflanzung, als heute[1]).

Allein vom kulturellen Standpunkte aus wäre es um diese Eheform nicht besser, sondern womöglich noch schlechter bestellt, wie um die dauernde Polygamie. Jede eheliche Gemeinschaft verlangt eine weitgehende wechselweise Akkommodation der Gatten, welche bei der Frau als dem suggestibleren Teil immer größer sein wird. Das Ergebnis dieser Akkommodation ist ein gewisser Stil der Lebensführung. Bei rasch wechselnden Eheverbänden könnte ein solcher Stil niemals zur gedeihlichen Entfaltung gelangen, da die keimenden Ansätze hierzu einander stets widerstritten und sich gegenseitig austilgten. Dies wäre von verderblichster Einwirkung, namentlich auf die Frau und auf die Erziehung der ihrer Obhut unterstellten Kinder. Statt fester Charaktere und ausgeprägter Persönlichkeiten würden sich haltlose, amorphe und diffuse Bildungen ergeben. Die Seele der Frau und der Kinder gliche einem Blatt Papier, auf welchem verschiedene Zeichner verschiedene Skizzen entworfen hätten, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Arbeit ihrer Vorgänger vorher reinlich auszuwaschen. Abgesehen davon böte die Einlösung der materiellen Verpflichtungen mehrerer Väter den Kindern einer Mutter gegenüber, welche sich mit ihren Kindern der Lebensweise ihres jeweiligen Gatten zu akkommodieren hätte, einen schier unentwirrbaren Knäuel von Verwicklungen. — Wenn gegenwärtig die Paarungsehe sich auch in manchen Gesellschaftskreisen — so namentlich in der literarischen Bohême — einzubürgern scheint, so ist dies wohl ein gewichtiges Anzeichen für das Bedürfnis nach sexualer Reform, nicht aber ein fruchtbarer Ansatz zu sozialen Neubildungen. Um der Kultur willen wird die monogamische Verbindung immer als eine — bedauerliche Einzelfälle ausgenommen — dem Prinzip nach dauernde Verbindung gewertet und gehandhabt werden müssen.

„Ist aber hiermit nicht die Alleinberechtigung der gegenwärtigen Eheform zugestanden? — Wenn im Interesse der Kultur weder die Polygamie noch die rasch wechselnde Paarungsehe gestattet werden kann, dann scheint nun eben nichts anderes statthaft zu sein, als die

[1]) Vergleiche meinen Aufsatz über Björnsons „Monogamie und Polygamie" und die einschlägigen Forschungen Westermarcks, I. Jahrgang, No. 12, S. 962 f. dieser Zeitschrift.

monogamische Dauerehe. Und durch das Vorstehende wäre nur bewiesen, daß die sexuale Auslese und mithin die progressive Fortbildung der menschlichen Konstitution mit höherer Kultur überhaupt unverträglich sei."

Dieser Schluß wäre allerdings gerechtfertigt, wenn die sexuale Reform nur durch die Rückkehr zu einer bereits erprobten, primitiveren Eheform möglich wäre; — er ist es aber nicht, so wir den Blick für die Möglichkeiten sozialer Neuschöpfung öffnen. Es ist richtig: — Durch jede Form polygynen Geschlechtsverkehres des Mannes wird die Lebensgemeinschaft mit der Frau verderblichen Schwankungen unterworfen. Und das zerstört wieder die Stetigkeit der Lebensführung bei Frau und Kindern — aber nur in so lange, als Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau überhaupt als Folge, Bedingung oder Begleiterscheinung des sexualen Verkehres angestrebt oder für nötig erachtet wird. Es ist richtig: — Der rasche Wechsel des suggestiven männlichen Einflusses auf Frau und Kinder muß von verderblichster Wirkung sein — aber doch nur in so lange, als die Frau mit den Kindern sich ihm rückhaltlos ausliefert, wie die Begründung einer neuen Lebensgemeinschaft dies verlangt. Es ist richtig: — Die materiellen Erziehungsbeiträge der Männer für ihre Kinder geraten in unentwirrbare Kollision, so lange die Frau mit dem Eintritt in neue Verbindungen auch ihre und ihrer Kinder äußere Lebensführung immer wieder umzugestalten gezwungen ist — nicht aber, wenn sie für sich und ihre Kinder, unabhängig vom Manne, ihren eigenen Lebensstil sich gestaltet. — Wenn der polygyn lebende Mann Frau und Kindern das Haus nicht zu bieten vermag, dessen sie zur gedeihlichen und stetigen Ausbildung ihrer Anlagen bedürfen — so muß die Frau den Mut fassen, sich dies Haus — mit Heranziehung der Kräfte des Mannes allerdings — aber darum doch auf eigene Verantwortung selbst zu erbauen.

„Aber wie? — Die Frau mit ihren Kindern im eigenen Hause lebend, auf eigene Verantwortung, nach eigenem Stil, auf eigene Rechnung — und der polygyn lebende Vater oder die polygyn lebenden Väter der Kinder und Freier der Frau, ihre materiellen Unterhalter, als freie Gäste und Besucher aus- und eingehend — gäbe das nicht, statt der erstrebten Stetigkeit, vielmehr das Aeußerste an Steuer- und Richtungslosigkeit der Lebensführung, die nun allen Zufälligkeiten des individuellen Frauenschicksals preisgegeben wäre, wie ein herrenloses Schiff dem Wechsel der Winde?" —

Sicherlich, solange die einzelne Frau auch allein stände. Nicht länger aber, wenn die Frauen zu dem Mittel griffen, durch dessen Anwendung es dem Menschen schon auf den verschiedensten Gebieten der Betätigung gelungen ist, die Zufälligkeiten im Schicksale der Einzelnen zu bemeistern: — zur A s s o z i a t i o n. Die A s s o z i a t i o n d e r F r a u e n zum Zwecke der gegenseitigen Versicherung in der Ausübung der speziell weiblichen Funktionen im gesellschaftlichen Organismus — dies ist die Neuschöpfung, welche die sexuale Reform — aber nicht sie allein, sondern neben ihr und mit ihr alle fortschrittlichen Sozialbestrebungen unserer Zeit einmütig verlangen.

Die weiblichen Funktionen im gesellschaftlichen Organismus sind vor allem die speziell geschlechtlichen der Fortpflanzung und des

Sexualverkehrs, ferner die Ernährung, Wartung und Erziehung der Kinder, die Pflege der Kranken beiderlei Geschlechtes und der Wöchnerinnen, die Sorge für Küche und Wohnung, der anregende geistige und gemütliche Verkehr mit dem Manne und die Anteilnahme an seinen Leistungen, die Vermittlung des gesellschaftlichen Verkehrs im engeren Sinne des Wortes, endlich die Betätigung in gewissen Zweigen des wirtschaftlichen Erwerbslebens, sowie neuester Zeit auch höherer Berufe, in denen die Frau als Mitbewerberin des Mannes auftritt, oder vorwiegende, mitunter ausschließliche Anstellung schon gefunden hat. Der wichtigste Teil dieser Funktionen könnte durch Assoziation der Frauen in einer voller befriedigenden und besser gesicherten Weise ausgeübt werden, als gegenwärtig im Fachwerke der nach monogamischen Familien zerspalteten Gesellschaft. — Was zunächst die spezifisch sexualen Funktionen betrifft, so wurde gezeigt, daß die Interessen der Generation sowohl, wie die unmittelbaren Bedürfnisse des Mannes Ermöglichung der Polygynie verlangen, welche in kulturell würdiger Weise nur dann durchzuführen ist, wenn die Frauen die Stetigkeit der Lebensführung in der Sicherung eines eigenen Heimes für sich und ihre Kinder begründet haben werden. — Daß die Wartung, Pflege und Erziehung der Kinder, die gegenseitige Hülfeleistung in Krankheitsfällen und im Wochenbett durch Assoziation und Teilung der Arbeit in eminenter Weise erleichtert, daß hierdurch ein gewaltiges Maß an Mühe und Kraft erspart und für um so vollkommenere und bessere Ausübung dieser und anderer Funktionen freigemacht werden könnte — bedarf wohl keiner näheren Ausführung. Ein Gleiches gilt, wie von sozialistischer Seite schon oft hervorgehoben, von den Besorgungen in Küche und Wohnung. Ebenso hat die Tatsache, daß die ästhetischen, intellektuellen und Gemütsbedürfnisse beider Geschlechter sich in der monogamischen Befangenheit nicht auszuleben vermögen, ja auch schon in den gegenwärtigen Sitten ihren deutlichen, obzwar keineswegs noch befriedigenden und durch die monogamischen Rücksichten noch von allen Seiten gehemmten und behinderten Ausdruck gefunden. Endlich leuchtet ein, daß geordnete Anteilnahme der Frauen an jedwelcher Art des Erwerbslebens oder der bürgerlichen Berufe nur dann mit der ersten und wichtigsten weiblichen Funktion, der Mutterschaft, verträglich ist, wenn Organisationen geschaffen werden, welche es den Frauen ermöglichen, in den Perioden physiologischer Arbeitsuntauglichkeit wechselweise für einander einzuspringen. — Von all diesen Vorteilen ließen sich die letztgenannten ohne weiteres durch Beschäftigung der Frauen in Großbetrieben — wie etwa bei staatlichen Anstellungen — erreichen. Die ersteren aber verlangen unbedingt eine weit- und tiefgehende Assoziation der Frauen untereinander, welche selbst bis zur lokalen Vergesellschaftung, zur Gründung von Konvikten also, in gemeinsamen oder einander nahe gelegenen Wohnstätten, führen müßte.

Ein Gebäudekomplex, als das Heim eines Frauenverbandes, müßte die Räume für Wohnung der Frauen und Kinder, für Wartung und Unterricht dieser letzteren, sowie für gemeinsames Spiel und Erholung umschließen und zugleich den werbenden Männern und Vätern der Kinder Aufenthalt und Verpflegung gewähren, nach freier Wahl für kürzere oder längere Dauer, eventuell auf Lebenszeit. Ein Bruchteil

der Frauen könnte zudem immer dem Erwerb in beliebigen freien Berufen außer Hause obliegen.

Die mannigfachen Bereicherungen und Erleichterungen des Lebens, welche derartige Organisationen mit sich brächten, liegen am Tage, ebenso wie die Schwierigkeit der Durchführung, welche — das soll garnicht geleugnet oder verdeckt werden — ein weit höheres Maß an Kultur und Selbstbescheidung (die Grundlagen aller höheren Freiheit) voraussetzen müßte, als das, über welches wir gegenwärtig verfügen. Es wäre daher ebenso überflüssig, die Vorzüge jener geforderten sozialen Neuschöpfung in verlockenden Farben zu schildern, wie es unfruchtbar wäre, in Worten die Widerlegung aller Bedenken gegen ihre Durchführbarkeit zu versuchen. Die Tat allein könnte hier die Zweifler zum Verstummen bringen — und für die Tat hat die Stunde noch nicht geschlagen. — Ich möchte das Gewicht meiner Ausführungen darum auch nicht in die Behauptung verlegen, hier etwas Ersprießliches, Praktisches, ja nur Durchführbares vorgeschlagen zu haben, sondern vielmehr in die Gewißheit, hier den einzig möglichen Weg angegeben zu haben, welcher beschritten werden muß, wenn es überhaupt gelingen soll, die Forderung einer Hebung der menschlichen Konstitution mit den Forderungen der Kultur zu verbinden. Die Ansprüche an unsere ethische Kraft, welche die Beschreitung dieses Weges erhebt, sind ungeheuere — das Ziel aber, das uns winkt, und dessen Erreichung ohne Vorbehalt von der Erfüllung jener Ansprüche abhängt, — die Verbindung von Kultur mit konstitutiver Veredelung — schließt alles Hohe und Höchste in sich, das jemals im Menschen ethische Kraft zur Betätigung wachrief. Wer an dem Genius der Menschheit, ja der organischen Entwicklung überhaupt nicht verzweifelt, kann gar nicht anders, als an der Ueberzeugung festhalten, daß auch die Kraft erstehen werde, jene Widerstände zu bezwingen.

Von all den vielen möglichen Bedenken und Gegenargumenten soll deswegen hier nur das schwerste und scheinbar triftigste näher erwogen werden. Es bezieht sich auf die Beschaffung der wirtschaftlichen Mittel zum Unterhalte der Kongregation. — Selbstverständlich wären es die Männer, die an der Gunst und den Liebesgaben der Frauen sich erfreuten, die Väter der aufzuziehenden Kinder, welche die Kosten des Gemeinwesens zu bestreiten hätten. Dies könnte — da ja Freiheit herrschen und Polygynie ermöglicht sein soll — nicht anders als im Verhältnis zu dem Maße geschehen, in welchem sie die Liebesgunst der Frauen zu erwerben vermöchten, und für sich in Anspruch nähmen. Um dieses Verhältnis herzustellen, müßte also wohl etwas wie eine Taxe festgesetzt werden, welche, als Entgelt für die Liebesdienste der Frauen, von den Männern an die Kasse der Kongregation zu entrichten wäre. Von der Höhe der eingezahlten Taxen wäre die materielle Wohlfahrt der Frauen und ihrer Kinder abhängig. — „Und hiermit wären wir bei unseren sozialen Reformversuchen, als am Endziel unserer Bestrebungen, glücklich bei der Bordellwirtschaft angelangt?!" — —

Ich kann dieser Parallele eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, — ja die Analogie mit dem Bordell ist sogar einer der wesentlichen Punkte, auf die sich mein Vertrauen in die Ersprießlichkeit

der geforderten sozialen Schöpfung gründet, da ich (im folgenden soll dies näher erläutert werden) erwarte, daß hierdurch nicht die Kongregation auf die Stufe des Bordelles herabgedrückt, sondern vielmehr das notwendige und unvermeidliche Bordell auf eine unserer Kultur würdigen Stufe erst emporgehoben werden würde. — Nebenbei aber wäre — glaube ich — die Schmähung, die sich in jenem Vergleiche ausdrückt, nicht besser berechtigt, als die Anklage, welche gar oft kurzsichtige und utopistische Revolutionäre wider unsere gegenwärtige Sexualordnung erheben, und der Schimpf, den sie neun Zehnteln der von uns geachteten und geliebten Frauen, unseren Müttern, Schwestern und Gattinnen ins Gesicht schleudern, mit der schon fast zum Schlagwort gewordenen Phrase: „Ehe ist Prostitution." — Es wäre freilich ideal und wünschenswert, wenn der Mensch gleich Engeln Flügel besäße, um sich den Nöten dieses Jammertales in reine Himmelssphären zu entschwingen. Ebenso wünschenswert wäre auch die Befreiung des Liebeslebens von allen störenden Nebeneinflüssen, also auch der Sorge um materiellen Unterhalt der Mutter und des Kindes. So lange die menschlichen Triebe aber in einem Organismus beieinander wohnen, wird es nicht möglich sein, das Wunsch- und Erfüllungsleben des einen von allen übrigen abzulösen und in einer eigenen Welt sich abspielen zu lassen. So lange derselbe Mensch, welcher liebt, auch für sich und seine Kinder nach Nahrung, Kleidung, Wohnung und mannigfachen Lebensfreuden begehrt, wird es geschehen müssen, daß diese Wünsche mitbestimmend auch in die Entschließungen seines Liebeslebens eingreifen — und zwar in entsprechend höherem Maße bei der Frau, welche zur Befriedigung all dieser Bedürfnisse weit mehr auf den Mann angewiesen ist als dieser auf sie. — Die Technik der konventionellen Lügen in den oberen Gesellschaftsschichten hat allerdings diese menschliche Tatsache bis zu gewissem Grade verdunkelt. Es beweist aber sehr wenig sozialen Tiefblick, wenn man sich durch die „ideale Forderung" der idealen Liebe so weit hat naseführen lassen, daß man nun mit der Erkenntnis ihrer Unerfülltheit wunder welche Entdeckung gemacht und ein Recht erworben zu haben glaubt, mit derartig grausamen Sprüchen wie: „Die Ehe ist Prostitution!" um sich zu werfen. Das Mädchen, welches sich — selbst ohne Aussicht auf Mutterschaft — an den ungeliebten, immerhin aber geachteten Mann verkauft, mit dem Vorsatz, ihm eine pflichttreue Lebensgefährtin zu sein, ist denn doch von der Prostituierten zu unterscheiden, die sich darin genug tut, jedwedem Zahler die Lustdienstschaft weniger Minuten zu leisten. — Was also die unter dem Einflusse materieller Rücksichten geschlossene Ehe von der Prostitution unterscheidet, ist die Uebernahme der höheren Verpflichtung treuer und ausschließlicher Lebensgemeinschaft mit dem Gatten. An Stelle dieser treten bei den vorgeschlagenen Frauenverbänden die Verpflichtungen gegen die kommende Generation, welche in der Monogamie immer auf zweiter Stufe stehen müssen, und die sich in bezug auf die wichtigsten und vitalsten Werte, die angeborenen Anlagen, nur mit Hintansetzung der Ausschließlichkeit in der Lebensgemeinschaft der Gatten erfüllen lassen. Selbst die überzeugtesten Parteigänger der monogamischen Moral werden nicht bestreiten können, daß den Verpflichtungen gegen unsere Kinder ethisch höhere Bedeutung zukommt, als jedwelcher Forderung, die sich auf

das Verhältnis der Gatten untereinander beziehen mag. — Wenn also in der Frauenkongregation die heiligste Pflicht, die gegen die heranwachsende Generation, wirklich erfüllt wird, so kann — mag auch Rücksicht auf materiellen Unterhalt eines unter den bestimmenden Motiven des Sexuallebens bleiben, wie bisher — jener schimpfliche Vorwurf hier doch mit besserer Berechtigung zurückgewiesen werden, als in so viel tausend Fällen der Ehe, da er ja auch nicht am Platze ist.

Anders steht es mit der Behauptung, daß es in den geforderten Frauenverbänden gar nicht zur Erfüllung jener heiligen Pflichten kommen könnte, weil die Analogie ihres wirtschaftlichen Betriebes mit dem des Bordells sie bald auf das Niveau des letzteren herabsetzen würde. In weit unauffälligerer Weise, in viel weniger merklichem Uebergange könnten sich die Insassinnen jener Verbände schrittweise dem Hetärismus ergeben, als dies gegenwärtig unter der einfachen Kontrolle der monogamischen Familie möglich ist. Und dieser stets offenen Gefahr würden die Kongregationen auch alsbald erliegen. — Dem müßte ohne weiteres jeder zustimmen, der den gegenwärtigen Stand sittlicher Potenzen zugleich als bindend für alle Zukunft voraussetzte. Die geforderte soziale Neuschöpfung verlangt allerdings ein höheres Maß von Verantwortung des Individuums und von sittlicher Wachsamkeit seiner Umgebung, als wir gegenwärtig besitzen. Nur auf der erst zu erringenden Grundlage einer höheren ethischen Kultur kann sie errichtet werden.

* * *

Alle sozialen Neubildungen, denen die Entwicklung zudrängt, ergeben sich nicht als Erfordernisse eines einzigen Bedürfnisses. In der unbewußten — oder überbewußten — Zielstrebigkeit, welche allem organischen Leben inne wohnt, ist es begründet, daß immer mehrere — oft scheinbar disparate — Motive in der Zeugung des Neuen zusammenströmend sich vereinigen. — Was uns bisher zur Aufstellung unseres Postulates an die Zukunft geleitet hat, war lediglich die Suche nach Mitteln zur Einleitung einer progressiven Auslese in der Kulturmenschheit. Nun läßt sich zeigen, daß eine Reihe von anderen sozialen Problemen der Gegenwart, welche mit der Ermöglichung einer konstitutiven Entwicklung außer allem Zusammenhang zu stehen scheinen und in getrennten, von ihren Trägern als durchaus selbständig empfundenen Interessenkreisen wurzeln, jedes für sich mit innerer Folgerichtigkeit zum selben Postulate der Gründung jener geschilderten Frauenverbände hinführt. Es sind dies die Probleme des ökonomischen Sozialismus, der Frauenemanzipation, der Bevölkerungspolitik, das Rassenproblem, und endlich das der Prostitution und der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. — Dies soll nun in Hauptzügen dargestellt werden, an der Hand der weiteren Ausführung des Grundproblems. Denn bisher wurde nur gezeigt, daß die Frauenkongregation Polygynie mit Kultur zu vereinigen ermöglicht — nicht aber noch, wie sie die Auslese zu fördern berufen sei.

In unsere soziale Ordnung eingeführt, würden die Frauenkongregationen zunächst eine vermehrte Kinderzeugung von seiten der wohl-

habenden und reichen Männer zur Folge haben. Hiermit wäre — wie schon hervorgehoben — eine gewisse Verbesserung der Auslese erzielt, zugleich aber auch eine Ungerechtigkeit geschaffen, welche, an sich empörend, den kräftigsten Antrieb zu sozialen Reformen liefern müßte. Denn zwar zeigen die wohlhabenderen Schichten unserer Gesellschaft den ärmeren gegenüber ein gewisses Prävalieren der Konstitution, aber doch mit so viel Abweichungen, daß hier nicht einmal von einer Regel mit vielen Ausnahmen, sondern nur von einem geringen Ueberragen des Durchschnittes gesprochen werden kann. Die Fälle, in denen Begabung mit Armut, Reichtum mit konstitutiver Minderwertigkeit verbunden sind, wecken ja gegenwärtig schon bei allen rechtlich Gesinnten lebhafte Opposition und den Ruf nach Sanierung der sozialen Auslese — worunter zu verstehen ist: Vervollkommnung der Mittel, durch welche die Gesellschaft die sozial und wirtschaftlich leitenden und bevorzugten Stellen durch entsprechend höherwertige Individuen zu besetzen sucht. Dieser Ruf würde natürlich mit um so größerer Dringlichkeit erhoben werden, wenn — an Stelle der gegenwärtigen extrem demokratischen, nivellierenden Sexualordnung — dem Reichen zu allen Vorteilen, die er ohnehin schon besitzt, auch noch der der sittlichen Ermöglichung ausgiebigerer Fortpflanzung geboten würde, wie das mit der Gründung von Frauenkongregationen geschähe. Sanierung der sexualen Auslese ist aber gleichbedeutend — wenn auch keineswegs mit Sozialdemokratie — so doch mit Sozialismus.

Die Schäden der sozialen Auslese liegen gegenwärtig erstens in unserer wirtschaftlichen Anarchie, welche zur Folge hat, daß häufig ethisch geradezu verwerfliche Charaktereigenschaften zum wirtschaftlichen und sozialen Emporkommen verhelfen, oft auch durch Zufall der Unfähige zu Reichtum gelangt und der Fähige Schiffbruch erleidet — zweitens in der ungenügenden, relativ viel zu niedrigen Bezahlung vieler höherer Funktionen kultureller Betätigung und der mangelhaften Zuweisung dieser höheren Funktionen an die hierzu Bestgeeigneten und Bestbegabten — drittens endlich im Erbrecht, welches jedem ehelichen Nachkommen eines sozial und namentlich wirtschaftlich Bevorzugten selbst wieder wirtschaftliche und soziale Bevorzugung erteilt, ohne zu fragen, ob der so Begünstigte die — ohnehin an sich schon zweifelhaften — Vorzüge auch ererbt hat, durch welche sein Vater oder frühere Vorfahre die höhere Stellung errang. — Diese schädigenden Momente bedingen und unterstützen einander gegenseitig, so daß Besserung nur durch Kampf und schrittweises Zurückdrängen aller drei erzielt werden kann: — den Prozeß des allmählichen Ueberganges zum Sozialismus, in dessen allerersten Stadien wir gegenwärtig begriffen sind. Das unabsehbare ferne Ziel hierbei, dem wir uns aber doch stetig annähern, ist die Konstituierung einer Gesellschaftsordnung, in welcher die Chancen des sozialen Wettlaufes für alle Mitglieder gleich gestellt sind, so daß in der Regel die höhere Befähigung den Ausschlag gibt. Die Gesellschaftsverfassung, welche der Erfüllung dieser Forderung am nächsten kommt, ist vom Ideal des sozialdemokratischen Zukunftsstaates mit seinen nivellierenden Tendenzen fast ebenso weit entfernt, wie von unserer heutigen sozialen Ordnung. Sie würde am treffendsten durch die Bezeichnung eines aristokratischen Sozialismus zu charakterisieren sein.

Man könnte nun einwenden, daß wir, da ja die Einführung der Frauenkongregationen in die kapitalistische Gesellschaft, wie zugestanden, zunächst eine „empörende Ungerechtigkeit“ zur Folge hätte, mit der sexualen Reform jedenfalls bis zur Verwirklichung jenes aristokratischen Sozialismus zu warten haben. — Nun wurde ja bereits darauf hingewiesen, daß der Zeitpunkt zur Gründung der ersten Frauenkongregation noch nicht gekommen ist. Durchaus verfehlt wäre es aber, ihn bis auf jenen unabsehbar fernen Termin aufschieben zu wollen — und zwar einfach deswegen, weil leicht eingesehen werden kann, daß die Frauenkongregation mit zu den unentbehrlichen Werkzeugen gehört, durch welche sich der Uebergang zum Sozialismus erst vollziehen läßt. — Eine monogamisch lebende und wertende Gesellschaft wird stets auch kapitalistisch bleiben. Die engste Lebensgemeinschaft zwischen den Gatten untereinander und zwischen diesen und ihren Kindern ist der Lebensnerv der Monogamie. Der sozial höherstehende Mann erzieht daher seine Kinder immer in relativem Luxus und muß als gewissenhafter Vater darauf bedacht sein, ihnen die angewöhnte höhere Lebensführung auch für die Zeit nach seinem Tode zu ermöglichen. Die einfachste und sicherste Bürgschaft hierfür gewährt die Hinterlassung eines Kapitales, also des Privateigentums an Produktionsmitteln, in irgend welcher Form. Der wirtschaftlich bevorzugte Teil einer monogamischen Gesellschaft — und er beginnt schon sehr tief, auf der Stufe des kleinen Bauern — wird sich das Vorrecht dieser Möglichkeit — das heißt also den Kapitalsbesitz — niemals entreißen lassen. Dies zeigen am besten Beispiele, wie etwa das der demokratischen Schweiz, welche, da sie monogamisch lebt und wertet, aus Furcht vor dem Sozialismus selbst Gesetzesvorlagen von so humanitärer Dringlichkeit, wie die staatliche Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, ablehnte. Der Sozialismus kann sich nicht durchsetzen, ehe in den Damm des monogamischen Familienprinzips eine Bresche gebrochen ist. Das aber kann wieder nicht anders als durch die Institution der Frauenverbände erfolgen.

Noch von einem zweiten Gesichtspunkt aus läßt sich dies einsehen. — Die Sanierung der sozialen Auslese, wie der Sozialismus sie verlangt, erfordert, daß die Bestveranlagten im Volke sich die sozial höheren und wirtschaftlich einträglicheren Stellen in der Gesellschaft, welche gegenwärtig vielfach von Unbefähigten besetzt werden, erst erringen, in einem Kampfe, der sich auf viele Generationen hin erstrecken wird, und, da es sich um vitale Güter handelt, mit Anstrengung aller Kräfte geführt werden muß, soll er zum Ziele führen. — Nun ist aber, so lange die monogamische Sexualordnung herrscht, das Aufsteigen zu hohen sozialen Ehren und zu großem Reichtum gerade für die Bestveranlagten gar kein wünschenswertes Ziel. Wer sich Schätzung der natürlichen Lebensgüter bewahrt hat, kann gar nicht wünschen, sich und die Seinen in die ungesunde Lebensatmosphäre von Gesellschaftsschichten empor zu schwingen, welche — die Statistik gibt hierfür unverrückbare Belege — auf den physiologischen Aussterbeetat gesetzt sind. So sehen wir denn auch, daß die mit der sozial klarsten Einsicht begabten wahrhaften Idealisten in den Kampf um die höchsten Posten in der Gesellschaft gar nicht einzutreten pflegen, sondern — resigniert oder zufrieden — damit vorlieb nehmen, für sich und die

Ihrigen ein stilles Plätzchen im Mittelstande zu okkupieren. So lange aber die besten Elemente dem sozialen Kampfe ferne bleiben und sich als Outsiders und Dissidenten in die Ecke drücken, kann der Kampf nie zum gedeihlichen Siege führen. — Mit anderen Worten: Die Sanierung der sozialen Auslese durch den Sozialismus verlangt die Erweckung eines heiligen Kampfes. Um ein Faß Wein läßt sich — wohl ein heftiger — aber kein heiliger Kampf kämpfen. So lange wir für Reichtum uns nichts Besseres kaufen können, als Champagner, Rennpferde und Huren, und äußersten Falls ein Luxus-Reisebillett um die Erde, kann der Kampf um Reichtum kein heiliger Kampf werden. Dies wird er erst dann, bis der Reichtum uns die Handhabe zur Gewinnung der höchsten Lebensgüter bietet. Das aber kann nur durch unsere Frauenverbände erzielt werden. Wenn einmal mit größerem Reichtum auch die Möglichkeit zu reicherer Fortpflanzung, zu vollerem Ausleben und blühenderem Gedeihen des eigenen Blutes gegeben sein wird, dann werden jene stillen Outsiders und Dissidenten, die wahrhaften Idealisten, aus ihren Ecken und Schlupfwinkeln hervorkommen und sich in die Reihen der sozial Kämpfenden stellen. Dann erst werden sie auch erringen, was ihnen gebührt: Die sozial und wirtschaftlich höchsten Stellen in der Gesellschaft. Dann wird der Reichtum nicht mehr mit sittlicher Geringschätzung als zufälliger Vorteil seines Besitzers, sondern mit menschlicher Achtung als ein Preis vorzüglicher Eigenschaften beurteilt und gewertet werden. Dann endlich wird auch für die Mitglieder der Frauenverbände die nötige Rücksichtnahme auf den Reichtum der Bewerber jeden beleidigenden Stachel verloren haben. Reichtum und soziales Ansehen werden im Liebesleben des Mannes mit gleicher Selbstverständlichkeit als persönliche Vorzüge zur Geltung kommen, wie etwa im Mittelalter Adel und Rittertum.

Somit hat sich ergeben, daß, wie einerseits die geforderten Frauenverbände zur Sanierung der sozialen Auslese und mithin zum Sozialismus drängen, andererseits dieser nicht ohne jene erreicht werden kann. Auch für die sozialen Bestrebungen, welche die konstitutive Entwicklung des Menschen gar nicht in den Kreis ihrer Interessen und Erwägungen ziehen, sondern lediglich kulturelle Ziele, die Organisation des Wirtschaftslebens und die Vervollkommnung der sozialen Auslese, verfolgen, erscheint die Einführung von Frauenkongregationen, wie sie hier gefordert wurden, als eines integrierenden Elementes des sozialen Entwicklungsprozesses unentbehrlich.

Ein analoges wechselseitiges Verhältnis besteht zwischen unserer Forderung und den Bestrebungen der Frauenemanzipation. Daß die Gründung eines selbständigen Heimes für sich und ihre Kinder ein Emanzipationsbedürfnis der Frau verlangt und voraussetzt, liegt auf der Hand und braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Aber auch die umgekehrte Bedingtheit läßt sich leicht einsehen.

Der modernen Frauenbewegung liegt nichts ferner, als der Gedanke an Ermöglichung von Polygynie. Das Schlagwort von der Zuchtwahl wird ja mitunter fallen gelassen, aber immer nur im Sinne jener laienhaften, noch durch kein sicheres Erfahrungsmaterial bekräftigten Voraussetzung, daß die Liebe der Gatten die Konstitution des Kindes veredle — niemals mit Einräumung der klaren und durchsichtigen Konsequenzen, die sich aus dem Ueberragen des virilen

Auslesefaktors ergeben. Dennoch wird die moderne Frau ihr Ziel der Befreiung nicht früher erreichen, ehe sie an die Gründung jener selben Kongregationen heranschreitet, welche zuvörderst zur Ermöglichung der Polygynie im Interesse der Zuchtwahl verlangt wurden. — Daß die sogenannte „Hörigkeit der Frau" besteht und einen kulturellen Uebelstand bedeutet, kann nicht bestritten werden. Im Wesen läßt sich diese Hörigkeit dahin charakterisieren, daß die Frau vielfach noch — ähnlich wie die Sklaven des Altertums — der diskretionären Gewalt des Mannes untersteht — was ihr moralisches Niveau im allgemeinen herabdrückt und, da jene Gewalt häufig mit sehr wenig Diskretion ausgeübt wird, in vielen Fällen namenloses Elend bei Frauen und Kindern zur Folge hat. Es soll nun hier nicht etwa bestritten werden, daß an diesen Mißständen durch Reformen in der Gesetzgebung auch auf dem Boden der gegenwärtigen Sexualordnung manches gebessert werden könnte. Eine grundsätzliche Beseitigung derselben aber ist in einer monogamen Gesellschaft nicht durchführbar — soll nicht etwa an Stelle der Hörigkeit der Frau eine Hörigkeit des Mannes treten (wozu allerdings in den äußersten Kolonialgebieten unserer Kultur, bei starkem numerischem Ueberwiegen der Männer und daraus sich ergebendem höherem Anwert der Frauen, Ansätze gegeben zu sein scheinen). — In durchaus logischer Weise richtet sich das Emanzipationsbestreben der Frauen auf Erringung wirtschaftlicher Unabhängigkeit vom Manne. Dies führte zunächst zu jener Frauenbewegung älteren Stils, welche für die Frau wirtschaftliche Befreiung, jedoch nur mit Hintansetzung, ja Verleugnung ihrer sozial wichtigsten Funktion, der Mutterschaft, anstrebte. — Die Unzulänglichkeit dieser Versuche konnte nicht lange verborgen bleiben und beginnt ja auch schon den Frauenrechtlerinnen jüngerer Generation auf allen Punkten einzuleuchten. Die Frauenbewegung von heute ist soweit gediehen, wirtschaftliche Befreiung nicht nur für die geschlechtslos lebende Frau, sondern auch für die Mutter und ihr Kind zu verlangen. Sie wird noch einen Schritt weitergehen und einsehen müssen, daß nicht nur die Mutterschaft, sondern auch die Leistungen der Frau, welche sie als Geliebte des Mannes, als Bestallerin des Hauses und Walterin des ästhetischen Schmuckes im Leben, ausübt, zu den unentbehrlichen, spezifisch weiblichen Funktionen gehören, in deren Ausübung die wirtschaftlich befreite Frau vom Manne doch wirtschaftlich unterstützt werden muß. Ein Dämmern dieser Erkenntnis liegt ja auch in jener neuester Zeit erhobenen Forderung, welche für die verheiratete Frau vom Manne die Aussetzung eines fixen Gehaltes für die als Hausfrau ihm geleisteten Dienste verlangt. — So zweifellos gerecht nun aber die Anerkennung jener Dienste — oder Leistungen — auch ist: — das vorgeschlagene Mittel kann im Gezwänge der monogamischen Sexualordnung unmöglich zum Heil führen. Bliebe die Ehelösung in ähnlicher Weise erschwert, wie bisher, so enthielte die Forderung an den Mann, seiner Angetrauten einen voraussichtlich lebenslänglichen Gehalt zu verschreiben für Leistungen, die sich gesetzlich weder normieren noch erzwingen lassen, nichts anderes als die blanke Zumutung, das gegenwärtige Verhältnis der Hörigkeit auf den Kopf zu stellen. Eine derartige Verfügung wird, so lange die Männer bei der Gesetzgebung ein Wort mit drein zu reden haben, niemals angenommen werden. Würde aber

mit der Einführung des obligatorischen Frauengehaltes zugleich die Lösbarkeit der Ehe entsprechend erleichtert und, wie beim Dienstvertrage, jedem der Gatten ein selbständiges und freies Kündigungsrecht eingeräumt werden, so wäre hiermit das Los der Frauen im allgemeinen nicht verbessert, sondern verschlechtert. Denn da die sexuelle Anziehungskraft des Weibes viel kürzer währt, als die des Mannes, so besäßen gerade die rohen, „indiskreten“ Männer in der Androhung der Kündigung des Ehevertrages ein Pressionsmittel, durch welches sie die Frauen trotz ihres gesetzlich normierten Gehaltes in noch weit drückendere „Hörigkeit“ zu versetzen vermöchten, als selbst gegenwärtig.

Die Frauen können sich der diskretionären Gewalt des Mannes nicht anders entziehen, als indem sie im eigenen Heim ihm ihre Leistungen bieten, und sich zugleich untereinander gegen die wirtschaftlichen Wechselfälle des einzelnen Schicksals durch Assoziation versichern. Die Gründung unserer Frauenverbände ist ein direktes Erfordernis auch der Frauenemanzipation.

Desgleichen läßt sich erkennen, daß nur durch dieselbe soziale Neuschöpfung das leidige Problem der Prostitution einer gedeihlichen Lösung zugeführt werden kann. — Was die Dringlichkeit dieses Problemes ausmacht, ist zunächst seine sanitäre Seite — die Gefahr, welche uns aus dem steten Ueberhandnehmen der Geschlechtskrankheiten erwächst. Alsbald aber findet man die moralische Wurzel dieses sanitären Uebels auf, wenn man sich vergegenwärtigt, aus welchen Gründen unsere vorgeschrittene Hygiene, welche schon so viele Infektionsarten mit Erfolg bekämpft hat, gerade den fast ausschließlich nur durch den Coitus übertragbaren Seuchen machtlos gegenübersteht. Rein physiologisch betrachtet, liegen die Chancen der Bekämpfung hier viel günstiger als in anderen Fällen, etwa bei Aussatz, Cholera und Pest, deren Verbreitung wir durch entsprechende Maßnahmen schon so enge Grenzen gezogen haben. Mit etwas Vernunft und sittlicher Disziplin müßte es ein leichtes sein, innerhalb einer Generation die verheerenden Geschlechtsseuchen ganz zu unterdrücken, oder doch auf ein Minimum einzudämmen. Daß uns dies nicht nur nicht gelingen will, sondern daß die Seuchen im Gegenteil immer weiter um sich greifen, erklärt sich lediglich daraus, daß wir an der Ausübung jener Handlungen, durch welche die Uebertragung fast ausschließlich erfolgt, nicht mit unserer vollen vernünftigen und moralischen Persönlichkeit, sondern nur mit einem unterdrückten, dissoziierten und verleugneten, tierischen Halb- oder Unterbewußtsein beteiligt sind — in einem Zustand also, in dem wir die Gebote von Vernunft und Sittlichkeit nicht einzuhalten vermögen[1]). Und in denselben Zustand bringen wir künstlich und dauernd durch unvergleichliche Brutalität der Behandlung die weibliche Menschenware, welche dazu bestimmt ist, die nicht in der Ehe befriedigten sexualen Bedürfnisse der Männerwelt zu stillen. Von der Prostituierten, deren Leib der Mann in den Wonneschauern der Leidenschaft an sich drückt, um ihr im Handumdrehen mit einem hingeworfenen Geldstück und einem

---

[1]) Vergleiche „Sexuales Ober- und Unterbewußtsein“ II. Jahrgang, No. 6 dieser Zeitschrift.

Fußtritt zu lohnen — von dieser ausgestoßenen, besudelten Unentbehrlichen unserer Sexualordnung kann man freilich nicht die moralische Disziplin erwarten, welche nötig wäre, um auf eigene Kosten den Käufer ihrer Ware vor Schaden zu behüten — ja — und das ist der springende Punkt — man kann ihr nicht einmal und nicht im entferntesten die Handhabung solcher Maßnahmen zumuten, durch welche sie mit Konsequenz und Vorbedacht vor allem sich selbst — und nur mittelbar ihre Käufer — vor den drohenden Seuchen zu bewahren vermöchte. Mit dumpfem Hirn und umnebelten Sinnen führen diese Unglücklichen ein Leben in den Tag hinein, das grauenhafte Ende „in einer finstern Jammerecken", auf dem Siechbett, oder bestenfalls beim Gewerbe der Klosettwärterinnen vor den Augen, so oft sie den Blick auftun — und „Augen zu!" — „nur nicht denken" — lachen, höhnen, lottern, ulken und die teuersten Werte, die eigenen Lebensgüter so wie die der anderen in sinnlosem Taumel verjuxen — das ist die einzige Moral, bei der sie Rettung finden. Unfähig, auch nur ihre einfachsten wirtschaftlichen Interessen wahrzunehmen, ein willenloses Beuteobjekt von Wucherern, Zuhältern und ihrer Quartiergeber, stellen sie selbstverständlich ein absolut ungeeignetes Menschenmaterial zur Durchführung irgend welcher hygienischer Schutzvorkehrungen, die auch nur einige Festigkeit und Konsequenz des Handelns erfordern. — Es ist klar, daß, so lange diese Verhältnisse andauern, an eine erfolgreiche Bekämpfung der Geschlechtsseuchen nicht zu denken ist. Vielmehr werden wir hierbei vor die kategorische Alternative gestellt, entweder der Prostitution als einer sozialen Einrichtung schlechterdings zu entraten und sie auf ein solches Minimum von Fällen einzuschränken wie etwa Raub und Totschlag — oder aber die Hetäre als ein notwendiges Glied der Gesellschaft anzuerkennen, sie menschlich und moralisch zu habilitieren, und ihr so das Selbstbewußtsein und die Lebenszuversicht zu geben, deren sie bedarf, um durch geeignete Vorkehrungen zunächst sich selbst, und infolge davon auch die mit ihr in Verkehr tretenden Männer vor Ansteckung zu bewahren.

Es zeugt von moralischer Energie, wenn man, wie die gegenwärtige Partei der männlichen Sittlichkeitsvereine dies tut, den ersten Weg einschlägt. — Das monogamische Sittengesetz böte, tatsächlich befolgt, den einfachsten und sichersten Schutz vor allen Geschlechtskrankheiten. Wenn nur eine Generation sich streng an seine Forderungen hielte, so wäre die Menschheit von der entsetzlichen Plage befreit. Wenn — ja, wenn — —! — Immerhin ist nichts natürlicher, als daß man die Rettung in der rigorosen Durchführung jenes Gesetzes sucht. Bisher hat man ja mit der monogamischen Moral nur in bezug auf Weib und Kind, mit der Aechtung der Prostituierten, Ehebrecherinnen, „gefallenen" Mädchen und unehelichen Kinder Ernst gemacht. Die Männer gingen straflos aus. Es war hoch an der Zeit, und es ist tröstlich, daß sich Männer fanden, welche sich über diese Niedertracht empörten und den Vorsatz aussprachen und die Forderung erhoben, daß die monogamische Moral auch für sie und ihresgleichen nicht nur zum Schein, sondern im Ernst Geltung erhalten solle. Es ist tröstlich und erfreulich, daß wir solche moralische Kräfte besitzen. — Haben sich aber die Parteigänger der männlichen Sittlichkeitsvereine

auch überlegt, welche soziologische Behauptung sie mit ihrer moralischen Forderung und der Hoffnung, hierdurch der Geschlechtskrankheiten Herr zu werden, aufstellen? — Ein ernster Mann fordert von sich selbst und von seinesgleichen nur Mögliches. Unmögliches fordert man, um Mögliches zu erlangen, von Kindern und Unmündigen. Wer von ernsten Männern Unmögliches fordert, ist ein Schwärmer oder ein Narr. — In der Erwartung, durch strenge Durchführung der monogamischen Moral die Geschlechtskrankheiten zu unterdrücken oder doch auf ein Minimum einzuschränken, liegt der Glaube eingeschlossen, daß ein Gesellschaftszustand möglich sei, in welchem alle Vergehen gegen die Ehemoral, also alle Fälle außerehelichen Sexualverkehrs, auf den Grad der Seltenheit, wie etwa gegenwärtig die schwerer Verbrechen, eingeschränkt werden könnten. Und das fordert wieder eine Gesellschaft, in welcher alle Männer — mit Ausnahme nur von Verbrechern — sich durch ein für Lebenszeit abgelegtes und auch eingehaltenes Versprechen sexual an ein Weib bänden, ehe sie überhaupt noch erfahren haben könnten, wie ein Weib eigentlich aussieht, und was der sexuale Verkehr eigentlich ist. Derartiges für möglich zu halten, ist — (man muß hier einen derben Ausdruck gebrauchen, da kein anderer zutrifft) — einfach zu dumm. — Es gibt die verschiedensten Arten intellektueller Verschrobenheit, auch eine solche, welche aus starken moralischen Impulsen hervorgeht, denen jedoch an Objektivität und Ueberblick in der Erfahrung das nötige Gegengewicht mangelt. Die Hoffnung der männlichen Sittlichkeitsvereine zeugt — insofern sie aufrichtig ist — von einer solchen Verschrobenheit. Insofern aber die Bewegung sich der Aussichtslosigkeit ihrer Forderungen bewußt sein sollte, stellt sie sich von vornherein auf den Standpunkt derer, die ihren Unmut über Kalamitäten, gegen die sie keinen Rat wissen, in dem Poltern wirkungsloser Moralpredigten Luft machen. — Als ethisches Einzelstreben bleibt natürlich das Verhalten der bis zur Ehe abstinent lebenden Männer hochachtbar; der Lösung des Prostitutionsproblems aber bringt es uns um keinen Schritt näher.

Es gibt noch einen zweiten Vorschlag zur Unterdrückung oder Entbehrlichmachung der Prostitution, welcher weniger mit moralischen Fiktionen rechnet, als der betrachtete. Er liegt in der Forderung nach gesetzlicher und moralischer Gestattung und Ermöglichung der leicht schließ- und lösbaren Paarungsehe einerseits und des prohibitiven Sexualverkehrs andererseits. Wenn es den jungen Leuten beiderlei Geschlechts erlaubt wäre, mit Verhinderung der Kinderzeugung schon frühzeitig in beliebige Sexualverhältnisse zu treten, so blieben sie vor Unnatur jeder Art bewahrt und die Jünglinge hätten es nicht nötig, die gefährliche und verderbliche Berufsprostituierte aufzusuchen. — Der Gedankengang scheint allerdings einfach und einleuchtend genug. Nur ist hierbei übersehen, daß das angepriesene Mittel selbst die Krankheit in sich birgt. Es gäbe gar keinen sichereren Weg zur allgemeinen Verbreitung der Prostitution und zur Verwischung jedes moralischen Unterscheidungsvermögens für den Gegensatz von Frau und Hetäre als den angeführten.

Der rein physische sexuale Akt kann durch dreierlei Motive menschlich geadelt werden. An erster Stelle steht das Motiv der Zeugung, welches durch prohibitiven Geschlechtsverkehr von vornherein

ausgeschlossen wird. An zweiter Stelle stehen die Motive schrankenloser persönlicher Hingabe und endlich ästhetischer Erhebung im Sexualgenuß. Schrankenlose persönliche Hingabe fordert, der Intention nach, Einigkeit und Ausschließlichkeit des Bundes, käme also bei jenen schon mit dem Vorbehalt baldiger Lösung geschlossenen Verbindungen auch nicht in Kraft. Sollte somit der geforderte freie Sexualverkehr der jungen Leute nicht den Charakter rein hygienischer Ableitungsprozeduren annehmen, so müßte doch das dritte Motiv, die ästhetische Erhebung, gewahrt bleiben. Diese aber verlangt, besonders wenn das Motiv der Zeugung fehlt, raschen Wechsel der Eindrücke. Die auf Condom und Pessarium fundierten Sexualbeziehungen der jungen Leute wären sicherlich von kurzlebiger Dauer. Nun ist es bekannt, daß ein Weib den wiederholten Werbungen eines Mannes, dem sie sich einmal schon hingegeben, nur schwer Widerstand leistet. Die Mädchen oder Frauen stünden somit gar bald in gleichzeitigem Sexualverkehr mit allen oder doch mehreren Männern, mit denen sie aufeinanderfolgend in Verbindung waren. Da sie aber außerdem als der wirtschaftlich schwächere Teil auf die Unterstützung ihrer Liebhaber angewiesen wären, so wären sie rasch bei der Lebensführung der Prostituierten angelangt. — Es soll nicht behauptet sein, daß alle Frauen, welche von der Lizenz der Paarungsehe mit prohibitivem Geschlechtsverkehr Gebrauch machten, diesen Weg wandeln würden. Einzelne starke Individualitäten würden sich und ihre sexual-ästhetischen Bedürfnisse frei halten. Die Mehrzahl aber würde dem gekennzeichneten Schicksal nicht entrinnen, und die Grenzlinie zwischen Frau und Hetäre wäre aufgehoben.

Nein! — Wenn der hetäristische, das heißt lediglich Genußzwecken dienende Sexualverkehr unentbehrlich ist — und er ist es! — so müssen wir, indem wir selbst den Mut zur Aufrichtigkeit fassen, auch der Hetäre den moralischen Mut ermöglichen, sich als das, was sie ist, offen zu bekennen; wir müssen sie hierdurch auf eine gesellschaftliche Stufe heben, auf der sie aufhört, Prostituierte zu sein — wir müssen aber gleichzeitig eine scharfe und klare Grenzlinie ziehen zwischen ihr, die sich dem Manne zu individualistischem Genügen, und der „Frau", die sich ihm nicht anders als im Ausblick auf die überindividualistischen Ziele der Zeugung und Mutterschaft hingibt. — Sollte die vereinigte Erfüllung dieser zwei Forderungen etwa unmöglich sein?

Was zunächst die erste von ihnen, die moralische Habilitierung der Hetäre betrifft, so werden wir durch sie wieder direkt auf den Weg zur gekennzeichneten sozialen Neuschöpfung gewiesen. — Aus analogen Gründen wie die selbständigen Frauen müßten sich auch die Hetären zu wirtschaftlichen Verbänden und Konvikten assoziieren — letzteres für den Anfang schon aus sanitären Gründen. Denn zur Vermeidung der Ansteckung wäre vorerst eine ärztliche Untersuchung aller einzulassenden Männer nötig. Erst in weiterer Entwicklung könnte dies entbehrlich gemacht werden durch obligatorische Buchung alles Sexualverkehres, ähnlich, nur mit wesentlicher Erleichterung der Formalitäten, wie gegenwärtig das Standesamt einen Buchungszwang, jedoch nur für den ehelichen Sexualverkehr, erhebt. — Die Hetärenkongregationen wären somit analog den Frauenverbänden zu organisieren — nur daß der Geschlechtsverkehr prohibitiv betrieben würde, und daher die Kinder fehlten. — Es ist klar, daß dann die soziale

Hebung der Hetärenkongregationen von der Einbürgerung der Frauenverbände abhängig wäre. Denn nur die moralische und soziale Achtung, welche die letzteren mit der vollkommeneren Erfüllung der höchsten biologischen Funktion der Sexualität, der Fortpflanzung, sich erzwängen, könnte den Bann brechen, wonach jede auf den Sexualverkehr gegründete Kongregation schlechterdings nach dem Maße der gegenwärtigen Bordelle und seiner Insassinnen taxiert werden würde. Erst wenn die Institution der Frauenverbände zu unserem moralischen und sozialen Besitztum geworden ist, kann auch der Hetärenverband soziales und moralisches Bürgerrecht erringen. — Umgekehrt ist dieses Bürgerrecht des Hetärenverbandes ein notwendiges Erfordernis der Durchführung progressiver sexualer Auslese.

Erinnern wir uns doch unseres Ausgangspunktes! — Zur kulturellen Ermöglichung der Polygynie haben wir den Frauenverband gefordert. Einer Minderzahl sozial und wirtschaftlich sieghafter Männer sollen die gebärenden Frauen überantwortet sein. — „Wie aber lassen sich dann alle sozial und wirtschaftlich herabgedrängten Männer von der Zeugung abhalten?"[1]) — Offenbar nur dadurch, daß wir ihnen eine moralisch erlaubte und sanitär unbedenkliche Befriedigung der Sexualbedürfnisse durch die Hetären ermöglichen. — Auch den ästhetischen und Gemütsbedürfnissen des Mannes wird die Hetäre entgegen kommen müssen und können, wie die Frau, ja vielleicht in mancher Beziehung noch besser als sie, da sie nicht wie jene an erster Stelle durch die Erfüllung der Mutterpflichten in Anspruch genommen sein wird. Und so wird das Los der im sozialen Wettbewerb hintangebliebenen Männer gar kein so beklagenswertes oder zur Empörung aufreizendes sein.

„Ja, ganz recht! — Die moralische Gleichstellung von Frau und Hetäre gelänge vortrefflich in der geplanten Zukunftsgesellschaft. Wo

[1]) Dieses Bedenken wurde schon von Wilser geltend gemacht, „Zur Frage: Zuchtwahl und Monogamie", I. Jahrgang, No. 12, S. 1003 dieser Zeitschrift. Von den übrigen dort vorgebrachten Einwänden bedürfen nach dem Gesagten nur noch zwei eines besonderen Eingehens. — Wilser weist darauf hin, daß ja doch auch unter den Frauen eine Auslese getroffen werden müßte, und kann sich diese nicht anders, als durch Beschränkung der Wahlfreiheit der Männer denken. Hierauf ist zu erwidern, daß erstens — wie schon ausführlich dargelegt — wegen des Ueberragens des „virilen Faktors" die Auslese unter den Männern biologisch wirkungsvoller ist, als unter den Frauen, und auch ohne die letztere die Entwicklung ausschlaggebend zu bestimmen vermöchte, — und daß zweitens mit der in Rede stehenden Reform Auslese für die Frau auch geschaffen wäre, und zwar sowohl durch Ausscheidung der Elemente, die freiwillig das Hetärenhaus aufsuchten, wie auch durch die Wahl der Männer selbst. Die Eigenschaften, welche dem Manne das Weib als Mutter seiner Kinder begehrlich machen, sind schon jetzt meist biologisch wertvolle, und würden es um so ausschließlicher werden, je vollkommener die sexualen Instinkte des Mannes unter das sich selbst regulierende Korrektiv der Auslese genommen würden. — Der zweite Einwand besagt, wenn ich ihn recht verstehe, daß in polygynen Verbindungen die Zeugungskraft der Frauen nur zum Teil ausgenutzt werden würde, indem jede Frau „einem einzigen Manne" (soll wohl heißen „einem Manne, den sie für sich allein hätte") leicht die „doppelte oder dreifache" Anzahl von Nachkommen schenken könnte. — Diese Annahme ist nachweislich irrig. Die physiologischen Verhältnisse beim Menschen liegen bezüglich des Zeugungseffektes nicht anders als bei den bekannten Zuchttieren. Jeder Züchter weiß, daß, um die Zeugungskraft eines weiblichen Zuchttieres auszunützen, ein sehr kleiner aliquoter Teil der Zeugungskraft eines männlichen Tieres genügt. Und so verhält es sich auch beim Menschen.

aber bliebe die Scheidungslinie zwischen den beiden — oder vielmehr: was würde sie uns nützen? — Die Männer würden sich, wenn einmal die Ideale der monogamen Moral in den Staub getreten und vergessen wären, als Pensionäre der Hetärenkongregationen, das heißt Bordelle, ganz wohl fühlen. Und auch die Frauen oder Mädchen brauchten sich vor dem Eintritt in die moralisch gehobenen Hetärenkonvikte, das heißt Bordelle, nicht weiter zu entsetzen. Ja, da der Geschlechtsgenuß bei der Hetären für den Mann jedenfalls viel billiger wäre, als bei der Frau, welche Mutterschaft anstrebt und nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Kinder zu sorgen hat — und andererseits das Leben in den Hetärenhäusern auch für deren Insassinnen viel vergnüglicher, abwechselungsreicher und leichter sich gestaltete, als in den Frauenkonvikten mit den Wehen des Wochenbettes und den Mühen der Kinderpflege, — so würde bald alle Welt, Männer wie Frauen, den Hetärenhäusern zustreben, und die Stätten der Frauenkonvikte blieben öde und verlassen. Das heißt — die ganze Gesellschaft würde sich in ein großes Bordell verwandeln und darin zugrunde gehen."

Ich stehe hier an dem springenden Punkt meiner Reformgedanken. Und was mich bestimmt, die genannten Zweifel abzuweisen, ist das Vertrauen in die unwiderstehliche Anziehungskraft der natürlichen Werte von Zeugung und Fortpflanzung, die Erkenntnis, daß sie bei unserer gegenwärtigen Sexualordnung verkümmern in Hintansetzung gegen Interessen der Kultur und des Phantomes von der obligaten ewigen und ausschließlichen Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib, und endlich die Voraussicht, daß sie nur durch die Mittel einer weitergehenden Assoziation und Teilung der sozialen Funktionen zu voller Entfaltung gebracht werden können. Wenn es dem Weibe erst einmal ermöglicht sein wird, ganz und voll Mutter zu werden — nicht nur, wie gegenwärtig, an zweiter Stelle und als Akzedens seines eigentlichen Berufes als Gattin — sondern ungeteilt und mit allen Kräften, — wenn es dem Manne einmal moralisch gestattet sein wird, blühende Kinder ins Dasein zu rufen und seine Art physiologisch zu entfalten, ohne als Preis dafür seinen Lebenswagen an den Paßschritt einer stolpernden Frau fesseln, die Weite seines Blickes an die Enge ihres Horizontes, die objektive Gerechtigkeit seines Empfindens an die subjektive Einseitigkeit ihres Fühlens akkommodieren zu müssen: — Dann wird es nicht erst nötig mehr sein, den Hetärismus mit dem Abschreckungsmittel moralischer und sozialer Aechtung zu belegen, wie gegenwärtig. Um der Sache selbst willen, um der strahlenden Kinder willen, die dort erwachsen, wird, was Lebensmut, Lebenskraft, Selbstbewußtsein — kurz, was Zukunft in sich trägt an Männern und Jungfrauen, dem Mutter- und Kinderheim zudrängen. Die aber dann etwa noch, ohne den Zwang der Not im sozialen Wettbewerb, aus Vorliebe das Hetärenhaus aufsuchen — die mögen nur ungestört ihren Weg wandeln; sie sind reif für die Sichel des Schnitters, und das Aussterben ihres Keimplasmas ist biologisch in keiner Weise zu beklagen.

Es wäre überflüssig, das Gesagte durch mehr Worte auszuführen. Wer das Ideal der Zeugung und Züchtung erfaßt hat, der wird mir zustimmen; und wer nicht, der bleibt mein geschworener Gegner. Ich will nur kurz noch darauf hinweisen, wie durch die Institution der Frauenverbände die an früherer Stelle aufgezählten Hindernisse der

Fortpflanzung Höherwertiger[1]) teils schon beseitigt wären, teils sich ohne Schwierigkeit beseitigen ließen.

Bezüglich der Hindernisse, die dem Höherwertigen aus den inneren Erfordernissen des monogamischen Eheschlusses erwachsen, liegt dies auf der Hand und bedarf keiner näheren Ausführung. Monogamische Sexualverhältnisse, welche im allgemeinen nur den Bedürfnissen des reiferen Alters in der Periode des Abschwellens der sexualen Triebe entsprechen, würden durch Einbürgerung der Frauenverbände zwar nicht durchaus verdrängt, doch aber auf ein relativ geringes Maß der Verbreitung eingeschränkt werden. — Wie der Frauenverband selbst ein Motiv zur fortschreitenden Sozialisierung und Vervollkommnung der sozialen Auslese abgäbe, welche dem Höherwertigen die wirtschaftlichen Mittel zu bieten hat, deren er zur ausgiebigeren physiologischen Fortpflanzung bedarf — das wurde bereits ausgeführt. — Was endlich die dritte Gruppe von Hindernissen, die absichtliche Kinderbeschränkung aus Erb- und Erziehungsrücksichten betrifft, so ist es klar, daß auch sie nur durch die Institution des Frauenverbandes beseitigt werden kann. Das Wesentliche der Schwierigkeit liegt hier darin, daß die Höherwertigen, um ein prozentuales Uebergewicht an Nachkommenschaft in die Welt zu setzen (wie die progressive Auslese das verlangt), ihre Lebensbeziehungen zu ihren Kindern und die Erziehung dieser von vornherein auf die Voraussicht basieren müßten, daß nur ein Teil der Kinder berufen sei, in die soziale Lebensstellung ihrer Eltern aufzurücken. Das aber verlangte wieder frugale Erziehung der Kinder, Ausschluß und Fernhalten derselben von dem Luxus in der Lebensführung der Eltern. Und weil diese Forderungen in der Monogamie nicht zu erfüllen sind, so folgt notwendig die absichtliche Kinderbeschränkung der höheren und höchsten Klassen — eine statistisch allgemein nachgewiesene Tatsache. — Der Frauenverband böte die Mittel, dieses Uebel zu beseitigen. In der weitergehenden Differenzierung der Funktionen und mithin größeren Bewegungsfreiheit, welche das Leben im Konvikt mit sich brächte, wäre es bis zu beliebigem Grade sogar den Vätern, vor allem aber den Müttern ganz gut möglich, innige Lebensgemeinschaft mit den Kindern zu bewahren, ohne diese doch an allen Verfeinerungen der Lebensgenüsse teilnehmen zu lassen, deren der intellektuelle Kulturarbeiter bedarf, die aber auf das Kind ohnehin überreizend und verweichlichend einwirken.

Mit der Behebung der absichtlichen Kinderbeschränkung aus Erb- und Erziehungsrücksichten aber wäre auch das Motiv beseitigt, welches gegenwärtig schon einen Rückgang der Geburtenquote nicht nur in den oberen, sondern in allen Schichten der Bevölkerung bewirkt, und in Zukunft die ernstesten Gefahren für eine entsprechende Fortpflanzung der monogam lebenden Menschenrassen überhaupt heraufbeschwören wird[2]). Andererseits böte die Möglichkeit einer menschenwürdigen Befriedigung der Sexualtriebe im Haus der Hetäre ein Sicherheitsventil gegen alle Ueberbevölkerung. Und somit liegt die Gründung und Habili-

---

[1]) Vergleiche „Monogamische Entwicklungsaussichten", II. Jahrgang, No. 9 dieser Zeitschrift.

[2]) Vergleiche „Monogamische Entwicklungsaussichten" S. 715.

tierung der Frauenverbände auf dem geraden Wege der Durchführung auch einer einsichtsvollen und vorausblickenden Bevölkerungspolitik.

Endlich läßt sich erkennen, daß die Aufgaben, welche auf dem Gebiete der Rassenprobleme unserer Lösung harren — abgesehen selbst von dem wichtigsten und höchsten Grundproblem, der Züchtung einer höheren Menschenrasse überhaupt — zu den gleichen Forderungen drängen. — Diese Rassenprobleme zweiter Ordnung zerfallen in solche der Rassenverschmelzung und der Rassendifferenzierung.

Von den Verschiedenheiten der gegenwärtig die Erde bevölkernden Rassen sind — abgesehen von der höheren oder geringeren „Wertigkeit" der Konstitution — diejenigen biologisch notwendig und wünschenswert, welche sich aus der Anpassung des Menschen an die verschiedenen Klimate seiner Wohnorte ergeben. Außerdem aber gibt es unter den Einwohnern der gleichen Klimate mannigfache „neutrale" und „indifferente" Rassenmerkmale, welche im sozialen Leben Anlaß zu vielen Reibungswiderständen geben, und deren Beseitigung — insofern das ohne Schädigung der Wertigkeit der Konstitution geschehen kann — kulturell und biologisch dringend erwünscht wäre. Das „Rassenproblem" im engeren Sinn, die Judenfrage, beruht zum großen Teil auf solchen Unzukömmlichkeiten. Sie bietet aber nur ein unbedeutendes Vorspiel der Schwierigkeiten, die uns seinerzeit noch aus der Mongolenfrage erwachsen werden.

Besitzen wir somit gegenwärtig viele Rassenunterschiede, die wir nicht brauchen können, so werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach in Zukunft eine Rassendifferenzierung brauchen, welche wir gegenwärtig noch nicht besitzen. Die Züchtung einer in Intellekt und Empfindungsvermögen aufsteigenden Rasse ist gewiß vor allem erwünscht und bleibt das oberste Ziel der anbrechenden Entwicklungsphase der Menschheit. Schwerlich aber wird diese Menschheit, die Gesellschaft der Zukunft, bestehen können, wenn alle ihre Teile in den Prozeß der progressiven Entwicklung der Anlagen eintreten. Das Erwerbsleben, wie der technische Fortschritt es bedingt, erfordert, so scheint es, auf unabsehbare Zukunft hin, eine Mehrzahl arbeitender Menschen, welche den größten Teil ihres Lebens bei geistloser, ja geisttötender Beschäftigung verbringen muß. Die menschlichen Typen, welche diese Beschäftigungen — die von uns sogenannten „mechanischen Arbeiten" — am besten, am billigsten und am willigsten ausführen, sind nicht höherwertige, aufsteigende, sondern regressiv variierte. Die aufsteigende Rasse der Zukunft wird sich kaum anders als auf den Schultern einer absteigenden Menschenspezies erheben können. Rassendifferenzierung mindestens in zwei Aeste, einen aufsteigenden intellektuell produktiven, und einen absteigenden, zu mechanischen Tätigkeiten geeigneten — vielleicht aber, nach dem Muster der alten Kasten, in noch weitere Verzweigungen — wird sich wohl als notwendige Begleiterscheinung der Rassenveredlung eines Teiles der Menschheit erweisen. — Nun wäre es allerdings erwünscht, wenn von den gegenwärtigen schon fertigen Rassen die eine sich sofort als die herrschende, produktive, die andere als die dienende Rasse installieren ließe. Ja, es steht zu hoffen, daß im großen ganzen der Gegensatz von Ariern und Mongolen zu diesem Auswege hindrängt. Keinesfalls aber werden die Rasseeigentümlichkeiten, die sich bei den Ariern unter den Lebens-

bedingungen der Stein- und Bronzezeit und im Kriegsgetümmel der Völkerwanderung gezüchtet haben, ohne weiteres für die intellektuellen Funktionen des herrschenden Teiles in der Gesellschaft der Zukunft geeignet sein. Die aufsteigende Rasse der Zukunft ist noch nicht vorhanden, sondern muß erst gezüchtet werden. Wir können hoffen, daß sie im ganzen arisches Gepräge bewahren wird. Es wäre aber sehr seltsam, wenn es ohne allen mongolischen und — semitischen Einschlag abginge. Und ebensowenig werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach die chinesischen Kuli ohne alle Beimengung fremden Blutes als die den „mechanischen Funktionen“ der Zukunftsgesellschaft bestakkommodierte Menschenvarietät erweisen.

Kurz, es harren unserer mannigfache Aufgaben der Rassenverschmelzung einer- und der Rassendifferenzierung andererseits, welche sich im wesentlichen in die Forderung zusammenfassen lassen, innerhalb der gleichen geographischen Breiten und Klimate die gegenwärtige horizontale Rassendifferenzierung durch entsprechende Kreuzung und Auslese in eine vertikale, den verschiedenen sozialen Funktionen angepaßte, zu verwandeln. — Beides aber — Kreuzung und Auslese — wird erst durch die Institution der Frauenverbände in entsprechender Weise ermöglicht werden. — Die Monogamie fordert eine viel zu enge Lebensgemeinschaft der Gatten, als daß tiefergreifende Rassedifferenzen durch sie überbrückt werden könnten. Ehen zwischen Ariern und Juden zum Beispiel, geraten meist übel, was das gegenseitige Verhältnis der Gatten betrifft, oft aber sehr gut in bezug auf die Anlagen der Kinder. Dies hat die Folge, daß solche Ehen nur relativ selten geschlossen werden, und der Rassenzwiespalt übermäßig lange bestehen bleibt. — Jeder deutsche Mann, der sich nimmermehr entschließen könnte, eine Jüdin zu heiraten, weiß aber — insofern er ein mit sich selbst aufrichtiger Mann von kräftigen, männlichen Impulsen ist — daß er schon mancher Jüdin begegnet ist, die ihn durch sexuale Hingebung ohne Forderung der Heirat sehr beglückt hätte. Die oft sehr heftigen sexualen Anziehungsimpulse zwischen verschiedenen Rassen, die mitunter zu sehr günstigen Kreuzungsergebnissen führen, könnten durch den Frauenverband, der ja keine Lebensgemeinschaft zwischen den sexual Verkehrenden verlangt, ihr Ziel finden. Der Gefahr eines Unterganges im Rassenchaos aber, welcher unsere monogame Gesellschaft trotz aller arischen und semitischen Rasseapostel, wenn auch langsam, so doch stetig und — wenn keine radikale Aenderung erfolgt — unausweichlich entgegen geht, würde vorgebeugt mit der Ausmerzung ungünstiger Kreuzungsprodukte durch die intensive sexuale Auslese, welche die Institution der Frauenverbände mit sich brächte. Unter dem züchtenden Schutz ihrer differenten sozialen Funktionen würden sich, wie die Artbildungen in der gesamten organischen Natur, auch die Rassespaltungen am Menschen vollziehen und entfalten, nach Richtungen, die sich jetzt noch nicht absehen lassen, von denen aber mindestens die eine sicherlich nach aufwärts wiese.

Und somit hat sich ergeben, daß, außer unserem Grundproblem der konstitutiven Entwicklung, die wichtigsten und dringlichsten biologischen und kulturellen Probleme — das des Sozialismus und der Sanierung der sozialen Auslese, der Frauenemanzipation, der Prostitution und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Bevölkerungspolitik,

endlich die Rassenprobleme zweiter Ordnung ... daß jedes dieser Probleme, wenn auch nur für sich und losgelöst von den anderen betrachtet und verfolgt, die gleiche soziale Neuschöpfung — die Gründung der Frauenverbände — erheischt, zu deren Forderung wir zunächst nur im Interesse einer progressiven sexualen Auslese gedrängt wurden. Wer das Vertrauen in die Schlußkraft unseres Intellektes besitzt, welches einst Columbus auf die scheinbar endlose Wasserwüste nach Westen trieb, in der sicheren Erwartung, auf diesem Wege die Goldgestade des fernen Orients zu erreichen — der kann gar nicht bezweifeln, daß eine Generation heraufkommen wird, die, im direkten Widerstreit zur bisherigen Richtungslinie unseres sexualmoralischen Empfindens, berufen ist, das Gedachte zu verwirklichen, das Geforderte zu erfüllen.

* * *

„Träume — Phantastereien — Utopien eines Exaltados, denen als schlecht verhülltes Grundmotiv die Impulse des Dekadenten innewohnen — jene verderbten Instinkte, welche den entnervten Abkömmling einer überlebten Kultur auf allen Wegen und Umwegen, die sein erhitztes Hirn auszudenken vermag, mit verhängnisvoller Sicherheit doch nur einem Endziel zutreiben: — dem Bordell! —"

Ich will gern allen Spott auf mich nehmen, wenn man mir bessere oder ebenso gute, oder auch nur halb so gute Mittel zu den angeführten Zwecken anzugeben vermag, welche unserem traditionellen Werten näher stehen. — Uebrigens weiß ich sehr wohl und habe schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die Zeit zur Gründung der ersten Frauenkongregation noch nicht gekommen ist. Dogmatismus und Frivolität, Skandalsucht und Frömmelei, Spottlust und Schadenfreude würden einander die Hände reichen, um zum allgemeinen Gaudium den voreiligen Teilhaberinnen an dem neuartigen Unternehmen durch Brutalitäten jeder Art den „moralischen" Nachweis zu erbringen, daß sie doch nichts Besseres sind als Prostituierte. — Nein! — So weit sind wir noch nicht gekommen. Die Tat selbst — jeder erste Versuch zur Tat — muß einer künftigen Generation vorbehalten bleiben. Was wir gegenwärtig an äußeren Handlungen vollziehen können, muß sich durchaus noch an die herrschende monogamische Sitte anschließen.

Wir stehen hier vor den bekannten, praktischen Vorschlägen, welche in dieser Zeitschrift des öfteren schon ventiliert und erörtert wurden, und denen man noch einiges in gleichem Geiste gehaltenes beifügen könnte. — Zu effektuieren ist vorerst das Eheverbot gegen zweifellos und hochgradig degenerierte und verseuchte Individuen. Als Gegengewicht hierzu Aufmunterung zu früher Heirat und Kinderzeugung bei Höherwertigen durch Gewährung wirtschaftlicher Vorteile etwa an die angestellten Beamten der oberen Kategorien. Weiter sittliche und gesellschaftliche Mißbilligung und Diffamierung aller Eheschlüsse, durch welche eine generativ wertvolle Kraft brach gelegt oder gar an ein degeneriertes Individuum gekoppelt wird. Dagegen rechtliche Erleichterung der Ehelösung und Wiederverheiratung überhaupt, und sittliche und gesellschaftliche Billigung dieser Handlungen überall

dort, wo die generativen Interessen gewahrt und gefördert werden. Nicht im Interesse der sexualen Reform gelegen und keiner gesellschaftlichen Toleranz bedürftig, ist jedoch der gegenwärtig so vielfach entschuldigte, ja durch die moderne Literatur sogar verherrlichte, lediglich individuellen Gelüsten nachhangende rasche und leichtsinnige Wechsel ehelicher Verbindungen — besonders dort, wo er eingegangene Verpflichtungen gegen die Gatten oder gar gegen die eigenen Kinder verleugnet. — Dagegen muß nachdrücklich gesellschaftliche Billigung aller unehelichen Sexualbeziehungen gefordert werden, welche mit der Erfüllung der generativen Verpflichtungen im Einklange stehen. Und auch der Staat muß im eigenen Interesse diese Bestrebungen unterstützen durch Erleichterung der Legitimierung und Erbbeteiligung unehelicher Kinder durch den Vater, durch Gestattung unehelicher Mutterschaft bei all seinen weiblichen Angestellten, endlich durch wirtschaftliche Erleichterung und Versicherung der Mutterschaft ohne Rücksicht darauf, ob sie eine eheliche oder uneheliche ist.

„Wenn wir nun aber doch zum Schlusse bei diesen bekannten Forderungen anlangen: — wozu dann all die langatmigen Ausführungen — und was sollen sie uns praktisch Neues bieten? —“

Die Einsicht, daß alle die genannten Amendements zur gegenwärtigen Sexualordnung für sich so gut wie wirkungslos bleiben müßten, — daß sie Sinn, Bedeutung und Tragweite nur erlangen können als Einleitung einer radikalen Umwandlung, deren Durchführung der Zukunft vorbehalten bleibt. Sie können allein ebensowenig die Richtung der konstitutiven Entwicklung des Menschengeschlechtes verändern, als etwa durch Verstaatlichung einiger Betriebe, Errichtung von Versorgungshäusern, Suppenanstalten und Wärmestuben die soziale Frage gelöst werden kann. Wichtiger, wirkungsvoller und im besten Sinne praktischer als alle diese äußeren Reformen zusammengenommen, sind daher die inneren Handlungen, durch die wir allerdings schon heute — auf intellektuellem und auf emotionalem Gebiet — die radikale Umwälzung der Zukunft anbahnen können. Intellektuell bestehen diese Vorbereitungen in der Vertiefung und Verbreitung der naturwissenschaftlichen und soziologischen Wahrheiten, auf denen die Entwicklungsmoral fußt, in der Bekämpfung der Dogmen und Vorurteile, die ihrer Anerkennung gegenüberstehen, in der Enthüllung des durch die Technik einer tausendjährigen Tradition so trefflich verfälschten und übermalten Allzumenschlichen an unseren gegenwärtigen Zuständen, auf daß wir an der offenen Menschlichkeit des einzuführenden Künftigen kein Aergernis nehmen. Emotional aber obliegt uns eine menschlich freie Würdigung unserer selbst und namentlich aller natürlichen generativen Werte, die Ehrenrettung der ästhetischen Sexualbedürfnisse, welche Mannigfaltigkeit der Beziehungen verlangen — und alles in allem: — die Abkehr von dem alternden, überlebten monogamischen Gattenideal zu dem aufstrebenden, triebkräftigen Kindesideal, dem Ideal der Zeugung und Züchtung höherer Naturanlagen im Menschen.

Zur Psychologie der Geschichtsschreibung.

Professor Dr. Ludwig Gumplowicz.

III.

Wir kennen nun das psychologische Gesetz, welches die Geschichtsschreibung beherrscht und unter dessen Zwange so durch und durch patriotische Männer wie Grimm und Zeuß ihre großartigen historischen Konstruktionen schufen. Allerdings wären ja ohne den mächtigen Ansporn des nationalen Gefühles solche Werke bewunderungswerten Fleißes und Sammeleifers nie zustande gekommen — Werke, welche für die nachfolgenden Generationen der Germanisten zu festen Fundamenten wurden, auf denen sie weiterbauten.

In erster Reihe kommen hier die deutschen Rechtshistoriker in Betracht und an ihrer Spitze Eichhorn. Er folgt den zwei großen Germanisten Grimm und Zeuß in der Annahme, daß die im dritten Jahrhundert auftauchenden neuen Namen die alten Stämme bezeichnen — doch kann man nicht sagen, daß er ihnen mit voller Ueberzeugung folgt, er ist offenbar nicht ganz überzeugt, doch will er nicht gegen den Strom schwimmen. Er sagt: „Die neuen Namen, unter denen die bedeutendsten Eroberer erschienen, sind: Alemannen, Goten, Franken, Sachsen ... Die neueren Forscher nehmen gewöhnlich jene (neuen Namen) für die Benennung der schon früher genannten, aber jetzt in einen Bund vereinten Völker; indessen weisen die Einrichtungen, welche man bei diesen neuen Völkern findet, weit weniger auf bloßes Bündnis mit unveränderter früherer Verfassung hin, als darauf, daß die Ausdehnung und weitere Ausbildung des Instituts der Gefolgschaften das bildende Prinzip der Vereinigung gewesen sein muß ... Die Unternehmungen, durch welche jene neuen Völker bekannt wurden, waren dann nicht von der Volksgemeinde ausgegangen.“ Man sieht, Eichhorn hat gewisse Bedenken, die Franken und andere „Barbaren“ einfach als Vereinigungen der früheren in Volksgemeinden gegliederten deutschen Stämme anzusehen; er kann sich angesichts der grellen dagegen sprechenden Tatsachen mit dem kontinuierlichen Prozeß der Entwicklung der neuen Völker aus den alten Stämmen nicht befreunden. Er kann die führende Rolle, den staatengründenden Impuls, welchen die „Abenteurer“, „welche mit dem Namen Franken bezeichnet wurden“, ausübten, nicht übersehen; hütet sich aber, dieselben als „landesfremde“ Abenteurer, was sie tatsächlich waren, zu bezeichnen, um den Theorien von Grimm, Zeuß und anderen nicht direkt widersprechen zu müssen. So schreibt er über die um 240 n. Chr. am Niederrhein auftauchenden Franken: „Sie erscheinen in allen Nachrichten aus dem dritten Jahrhundert und der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts als Abenteurer, welche Einfälle über die römischen Grenzen versuchen. Als Bestandteile (?) der Franken werden beinahe alle Völker des Niederrheins genannt, welche früher vorkamen, namentlich: Chamaven, Tubanten, Ampsivarier, Frisen, Chatuarier, Bructerer, Chatten.“ Auf diese jedenfalls unklare Weise gibt Eichhorn die Tatsache wieder, daß die Franken als landesfremde Eroberer die einheimischen Stämme sich unterwarfen und aus ihnen Truppen für ihre immer weiteren Unternehmungen bildeten, die dann selbstverständlich

als Franken bezeichnet wurden, so wie man etwa eine österreichische Armee als Oesterreicher bezeichnet, gelegentlich aber von den in derselben kämpfenden Polen, Böhmen, Ungarn, Italienern spricht. Wenn aber Eichhorn im Zusammenhange mit obigem Satze gleich hinzufügt, daß „auch auf der Peutingerschen Tafel das rechte Rheinufer von Cöln abwärts bis zum Ausflusse des Rheins Francien heiße", so steckt ja darin eben nur die Tatsache, daß jene landesfremden „Abenteurer" allenfalls mit Zuhülfenahme von allerhand sich ihnen zugesellenden Abenteurern aus aller Herren Länder gegen das Ende des vierten und im fünften Jahrhundert diesen ganzen Landstrich von Cöln abwärts sich schon unterworfen hatten, der Kartenzeichner also ganz richtig denselben als Francien, d. h. das von den Franken beherrschte Land bezeichnete. Von irgend einer Identität der Träger des „neuen Namens" mit den von früher her da siedelnden Stämmen ist ja dabei keine Rede; die letzteren wurden eben unterworfen, die fremden „Abenteurer" bilden die Herrenklasse; mit der Zeit aber nennt man alle die unterworfenen Stämme im weiteren Sinne Franken, so wie man Polen und Ruthenen Galiziens Oesterreicher nennt.

Dieses Verhältnis der Franken als Eroberer und Herren und der unterworfenen Bevölkerung als ihrer Untertanen, die man sohin auch mit ihrem Namen bezeichnet, wird auch von Eichhorn nicht hervorgehoben. Er meint nur, daß der Name salische Franken „diejenigen bezeichnet, die sich von Sallande verbreiteten und mit germanischen Einwohnern dieser Gegenden zu einem Volke sich verbündeten". (!) Die Tatsache, daß die landesfremden Franken die „germanischen Einwohner" am Rhein unterwarfen und unterjochten, wird mit den Worten bezeichnet, daß sie sich „mit ihnen zu einem Volksstamm verbündeten". Für ein solches „Bündnis" hätten sich die „germanischen Einwohner" am Mittelrhein schön bedankt!

Nach Eichhorn kommt Waitz. Dieser ist wohl etwas kritischer als Eichhorn und in seiner Ausdrucksweise mit Bezug auf den Zusammenhang der Urbevölkerung Deutschlands mit den späteren Eroberern etwas behutsamer. Er betont nicht die Identität der letzteren mit der ersteren, sondern konstatiert nur die Tatsache, daß die von früher her in Deutschland siedelnden Stämme in den späteren Jahrhunderten mit dem Namen ihrer Besieger und Eroberer bezeichnet wurden.

„Die Ingwäonen", sagt Waitz, „an den Küsten der Nordsee, die Istwäonen am Rhein treten unter anderen Namen als Sachsen und Franken auf"[1]). Und an einer späteren Stelle seiner deutschen Verfassungsgeschichte schreibt er: „Mit dem Namen der Franken werden die Völkerschaften des alten istwäonischen Stammes bezeichnet, soweit die Sitze dieser reichen, vom Main bis abwärts zu den Mündungen des Rheins." — — Das ist nun insofern ganz richtig, als alle diese von den Franken unterjochten Stämme nach den Siegern benannt wurden, eine in der Geschichte auch anderer Staaten sehr häufige Erscheinung. Aehnlich wurden alle die von den skandinavischen „Rossen" unterworfenen slawischen Stämme Russen genannt und wir bezeichnen ja auch alle einst von den Magyaren unterworfenen Stämme

[1]) Das alte Recht der salischen Franken, 1846, S. 51.

Ungarns im allgemeinen als Ungarn. Mit obigen ganz objektiven Erklärungen hat Waitz die eigentliche Frage nach der Herkunft der Franken behutsam umgangen, ohne die von den Historikern ausgebildete nationale Legende anzutasten. An eine bloße Namensänderung früherer Bewohner Deutschlands glaubt er allerdings nicht. „Die salischen Franken sind von Norden, von der bretonischen Insel nach Toxandrien gekommen", meint er nicht mit Unrecht. Daß sie als Seeräuber von der Nordsee zuerst die bretonische Insel einnahmen, was die Quellen berichten, hebt er gerade nicht hervor. Doch zählt er die Franken zu den „neuen Stämmen", welche in Toxandrien einrückten; daher hält er sie nicht für alte Rheinbewohner unter geändertem Namen[1]). Aber diese behutsamen Aeußerungen von Waitz sind von der deutschen Geschichtsschreibung unberücksichtigt geblieben. Der poetische Historiker Dahn sucht zu beweisen, daß „in den zu Anfang des dritten Jahrhunderts auftauchenden Vereinigungen etwas durchaus Neues in das Leben der Germanen nicht eintrat"[2]). „Nicht neue Völker haben wir vor uns", meint er, von den Franken sprechend, sondern „alte Völkerschaften, zusammengefaßt in neue Gruppennamen"[3]). Die wesentliche Tatsache, daß „die alten Völkerschaften zusammengefaßt sind in neue Gruppen" durch die neu auftretenden Eroberer, durch die von der Nordsee her eingedrungenen Franken wird dabei mit Stillschweigen übergangen.

Auf diese Weise gestaltet sich der Satz von der Identität der späteren Eroberer mit der Urbevölkerung Deutschlands zu einem Dogma, welches die Historiker kritiklos wiederholen. Als Beispiel möge hier noch die Darstellung Wilhelm Arnolds in seiner „Deutschen Urzeit" (1881) dienen: „Ueber fünfzig kleine Völker werden uns von den alten Schriftstellern im Inneren Deutschlands genannt ... Wenige Jahrhunderte später sind ... alle diese kleinen Völker verschwunden ... und es treten dafür einzelne wenige große Stämme auf. Woher kommt dieser auffallende Wechsel? Denn mehr als ein bloßer Wechsel wird es nicht sein. Fremde Völker sind ... nicht mehr eingewandert ... der Bestand der alten Völker muß also im wesentlichen derselbe geblieben sein." Wenn nun auch eine solche Identifizierung der späteren Eroberer mit der Urbevölkerung des Landes nationalen Tendenzen Rechnung trägt und als solche einen gewissen moralischen Wert besitzt, so trägt sie doch zur Förderung der Wissenschaft nicht bei — ja, sie ist derselben sehr abträglich. Denn die Tatsache, welche dadurch verschleiert wird, daß alle innereuropäischen Staaten ausnahmslos durch Eroberung seitens landesfremder Kriegerscharen gegründet wurden, ist von weittragender wissenschaftlicher Bedeutung.

---

[1]) l. c. 58. Auch die angeblichen „Völkerbünde", welche sich neue Namen gaben, bestreitet Waitz mit Recht. „Ohne Grund", schreibt er (Verf. Gesch., II, 1, S. 10), „hat man von großen Völkerbünden gesprochen, die geschlossen seien zum Kampf gegen die römische Herrschaft."

[2]) Könige der Germanen, 2, 7, I, S. 2.

[3]) l. c., S. 13. Ebenso in der zweiten von Dahn besorgten Ausgabe von Wietersheims Völkerwanderung I, 215, wo Dahn die Meinung, daß die Franken ein „Völkerverein oder Völkerbund mehrerer bekannten niederdeutschen Völkerschaften gewesen", als die richtige bezeichnet. Der Name Franken soll darnach ein „Bundesname" eines solchen Bundes sein.

Die Unkenntnis oder das Leugnen dieser Tatsache im einzelnen Falle hindert die richtige Erkenntnis des Wesens aller staatlichen Entwicklung.

Denn nur aus der Tatsache einer gewaltsamen Landnahme durch *landfremde* Eroberer folgt eine ganze Reihe von staatsrechtlichen Erscheinungen, die ohne diese Tatsache nicht genügend erklärt werden können.

Zunächst knüpft sich an die Tatsache einer gewaltsamen Landnahme die Frage: wie es möglich sein konnte, daß ein im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung verschwindend kleines Häuflein von Eroberern das *Eigentum* des Landes für sich in Beschlag nahm?

Diese Tatsache erklärt sich einfach durch taktische und strategische Ueberlegenheit kleiner, aber wohl disziplinierter Kriegerbanden, gegenüber friedlicher, nicht kriegerisch organisierter und obendrein zerstreut wohnender Bevölkerung, die durch rücksichtslosesten Terrorismus eingeschüchtert wird.

Diese Tatsache ist so allgemein, wiederholt sich in der Gegenwart in den Unternehmungen der Europäer gegenüber den Eingeborenen Afrikas und Australiens, daß sie keiner weiteren Erörterung bedarf. Daß Haufen von Franken die viel zahlreichere Bevölkerung des Rheinlandes unterjochten und ihr Land in Beschlag nahmen, braucht uns, die wir Zeugen und Zeitgenossen ähnlicher Landnahmen in Afrika sind, nicht in Staunen zu versetzen. Immer und überall waren und sind es kleine, wohl disziplinierte und besser bewaffnete Kriegerbanden, welche viel zahlreichere friedliche Bevölkerungen leicht sich unterwerfen und ihre großen Territorien in Beschlag nehmen.

Nie und nirgends aber begnügen sich die Eroberer mit der nackten Tatsache der Vergewaltigung. Ihr Streben geht immer dahin, ihrer Herrschaft irgend einen Rechtstitel zu verleihen; sie suchen nach irgend einer moralischen Sanktion ihrer gewaltsam erlangten Herrschaft. Die modernen Europäer finden dieselbe in der angeblichen Naturnotwendigkeit, europäische Kultur zu verbreiten. Im späteren Mittelalter, als die Eroberer bereits ihren Bund mit der Kirche geschlossen hatten (siehe unten), galt als genügender Grund gewaltsamen Vorgehens und als Rechtfertigung desselben die Verbreitung des Christentums. In heidnischer Vorzeit machte man einfach das „Kriegsrecht" geltend, d. h. man sagte, „Krieg begründe für den Sieger ein Recht", zunächst also Eigentumsrecht an dem eroberten Land mitsamt dessen Bevölkerung.

„Quid in *sua* Gallia quam bello vicerat Caesari negotii esset?" fragt Ariovist den Cäsar. Gallien, meint er, wäre sein, da er es im Kriege eroberte.

Mit der Zeit aber wird die Berufung auf die nackte Tatsache der Gewalt, wenn man dieselbe auch als Kriegsrecht bezeichnet, ungenügend oder doch unbequem, um der aufgerichteten Herrschaft zur Grundlage zu dienen, und die Herrschenden sehen sich nach einer anderen besseren Sanktion ihrer Herrschaft um.

Eine solche höhere Sanktion verleiht im europäischen Mittelalter den nordischen Eroberern überall die Kirche. Sie hatte vor ihnen die Völker moralisch unterjocht, gestützt auf das religiöse Bedürfnis der Massen und auf die Ueberlegenheit des Christentums und des katholischen Gottesdienstes über alle anderen Religionen mit Bezug auf die Wirksamkeit desselben auf die Gemüter der Massen.

Dazu kam die geistige Ueberlegenheit Roms, der römischen Politik, gegenüber den kulturlosen Barbaren. Rom übte über Länder und Völker des barbarischen Nordens die moralische Macht, welche immer und überall eine überlegene alte Kultur jüngeren und kulturlosen Völkern gegenüber übt. Nun begegneten sich im Norden Europas die Sendlinge Roms mit den Eroberern Mitteleuropas: die Vertreter überlegener alter Kultur mit den Vertretern überlegener jüngerer naturwüchsiger physischer Kraft.

Wo immer nur gleichartige Interessen sich begegnen, die sich im Bunde gegen einen Dritten geltend machen können, da kommt es zu einem Bund. Ein solcher wurde auch überall geschlossen zwischen den barbarischen Eroberern und der römischen Kirche. Die Zeche zahlte dabei die altangesessene friedliche Bevölkerung, deren Unterjochung durch die Eroberer die Kirche gegen reichlichen Anteil an der Beute sanktionierte. So geschah es im Jahre 496. Chlodwig schloß den Bund mit der römischen Kirche. Bischof Remigius taufte ihn in Reims. Die Kirche sanktionierte die Eroberungen der Franken und empfing von ihnen dafür reichliche Schenkungen von Grund und Boden. Der Pakt stellt sich so dar, daß Rom das eroberte Land den Eroberern schenkt (es kostete Rom nichts!), und die Franken dann einen Teil des Geschenkten an Rom wieder zurückschenkten. Hier trat der umgekehrte Fall ein von duobus litigantibus tertius gaudet, nämlich duobus pactantibus tertius luget. Und diesen Sachverhalt hat, wie oben erwähnt, Lelewel richtig geahnt, wenn er sagt, daß zum Verluste der bürgerlichen Rechte des polnischen Volkes die Einführung des Christentums beigetragen hat. Denn der Vorgang war offenbar derselbe. Die römische Kirche sanktionierte die Unterjochung des Volkes durch die Eroberer und anerkannte das „göttliche Recht" der Herrscher Polens; dafür empfing sie von diesen reichliche Schenkungen an Ländereien und Einkünften. Die Zeche zahlte wie überall das unterdrückte Volk.

Diesen Sachverhalt erklärt uns auch eine zweite dunkle Frage, welche die Historiker ganz unerörtert lassen, nämlich: woher die Könige des Mittelalters so viel Land zur Verfügung hatten, daß sie an Kirchen und Klöster so riesige Schenkungen machen konnten? Die Sache ist sehr einfach. Die von der Kirche sanktionierte Theorie erklärte die Könige für Eigentümer des von ihnen beherrschten Landes. Diese Theorie war für die herrschenden Klassen der weltlichen und geistlichen Herren sehr bequem. Denn nun konnten die Könige schalten und walten und freigebig sein gegenüber den Stützen von Thron und Altar. Daher die Urkundensammlungen der europäischen mittelalterlichen Staaten von Schenkungen der Könige an die Herren und Ritter, an Kirchen und Klöster wimmeln. Ferner folgt aus der Tatsache einer gewaltsamen Landnahme die allgemeine und nichtsdestoweniger sehr auffallende Erscheinung der ganz ungleichmäßigen Verteilung des Grundbesitzes in einen Großgrundbesitz, der sich in den Händen einer verschwindend kleinen Minorität der herrschenden Klassen, des Adels und der hohen Geistlichkeit, befindet und einen unfreien, robotbelasteten Zwergbesitz der gesamten Landbevölkerung.

Die Frage, wie es komme, daß wir in Italien, Spanien, Frankreich, England, Deutschland, Polen und Rußland dieselbe Einteilung des

Grundbesitzes in Riesen- und Zwergbesitz mit dazwischen klaffendem weitem Abstand, ist von den Historikern nirgends genügend erklärt worden. Und doch beruht diese Erscheinung auf der Tatsache der Landnahme, wodurch die landfremden Eroberer die Herren des ganzen Landes wurden, welches sie sodann unter sich verteilten, so daß das ganze Land Eigentum einer verhältnismäßig geringen Zahl landfremder Abenteurer wurde, welche die Verteilung desselben an die einzelnen, auf ihre Führer (Könige) übertrugen.

Es ist doch klar, daß eine solche ungleichmäßige Verteilung des Grundbesitzes unmöglich das Resultat einer allmählichen, friedlichen, wirtschaftlichen Entwicklung sein konnte. Durch eine weise Befolgung des Grundsatzes „arbeite und spare" ist wohl der Großgrundbesitz in europäischen Staaten nicht entstanden; er ist kein Produkt allmählicher wirtschaftlicher Entwicklung, sondern die Frucht gewaltsamer Landnahme.

Eine weitere allgemeine Erscheinung in der europäischen Staatenwelt, welche von Historikern, insbesondere den nationalen, falsch aufgefaßt und dargestellt wird, ist die Entstehung des Adels. In allen diesen Staaten, die durch Landnahme seitens eines landfremden, kriegerischen Stammes entstanden sind, finden wir den Großgrundbesitz in den Händen des Adels. Schon aus der Betrachtung dieser einen Tatsache ergibt sich der Schluß, daß eben diese landfremden Eroberer überall den Stand des Adels bildeten.

Nun geht aber die Tendenz der Historiker, insbesondere der nationalen, immer dahin, diese Tatsache zu verschweigen. Dieselben Motive, welche sie dazu drängen, die völkische Einheit der Eroberer und Unterjochten zu demonstrieren, den Bestand des Großgrundbesitzes auf wirtschaftliche Ueberlegenheit zurückzuführen, dieselben und ähnliche Motive veranlassen sie, den Adel aus einer langsamen Evolution, in welcher allmählich die Besten und Edelsten obenauf kommen und die Schlechten und Gemeinen unten bleiben, hervorgehen zu lassen. Die Historiker haben die verschiedensten Theorien aufgestellt, um die Entstehung des Adels auf alle mögliche andere Weise, nur nicht auf die einzig wirkliche und historisch beglaubigte, zu erklären. Die einen, z. B. Möser, wollen den Ursprung des Adels in den Offizierschargen einstiger Volksheere erblicken. Andere lassen ihn aus Aemtern und Würden entstehen, zu welchen das Volk die Besten und Tüchtigsten wählte. Solche Theorien tragen die nationale Tendenz offen an der Stirne.

Ernstere Forscher schwankten zwischen Eroberung und Einwanderung landfremder Stämme als Quelle dieser Institution. Darauf bemerkte schon Savigny mit Recht: „Ob er (der Adel) aus vorgeschichtlichen Eroberungen herkam, oder mit der Einwanderung minder zahlreicher, aber höher gebildeter Stämme zusammenhängt, das vermögen wir nicht zu bestimmen (?). In beiden Fällen war sein Dasein mit einer ursprünglichen Stammesverschiedenheit verbunden und diese ist überhaupt sehr wahrscheinlich, teils weil gerade in der älteren Zeit der Adel noch schärfer als später geschieden erscheint, teils wegen des eingeschränkten Konnubiums . . ." Auch diese Erscheinung nun, der Bestand einer Adelsklasse, zwischen welcher und dem übrigen

Volke es ursprünglich (und in Rudimenten noch heute „Ebenbürtigkeit") kein Konnubium gab, ist der beste Beweis, daß all und jeder Adel ursprünglich aus den landfremden Eroberern bestand, die den Grund und Boden sich aneigneten, das Land beherrschten, und im Interesse ihrer Herrschaft jede rechtlich geltende Vermischung mit der einheimischen Bevölkerung perhorreszieren mußten.

Diese ersten staatsrechtlichen Institutionen und sozialen Erscheinungen als da sind: Großgrundbesitz, königliche Schenkungen an die Kirche, privilegierte Adelsklassen, sind einerseits solche unmittelbare Ausflüsse gewaltsamer Landnahme durch landfremde Eroberer, andererseits untereinander so innig verbunden, stehen gegenseitig in so engem, kausalem Zusammenhange, daß man das Wesen derselben gar nicht begreifen kann, wenn man sie nicht aus ihrer eigentlichen Quelle, aus der Unterjochung der einheimischen Bevölkerung durch landfremde Eroberer ableitet und aus derselben erklärt. Jede andere Erklärung, jede Wegleugnung des ursprünglichen völkischen Gegensatzes zwischen Unterjochten und Eroberern entstellt den Hergang und macht ihn vollkommen unverständlich. Und doch ist alle nationale Geschichtsschreibung, wie wir gesehen haben, stets bemüht, aus dieser unzerreißbaren eisernen Kette von Verursachungen und Wirkungen, wo ein Glied ins andere eingeschmiedet ist, das erste Glied, den völkischen Gegensatz von Unterjochten und Eroberern auszubrechen, womit der ganzen folgenden Reihe von Erscheinungen der Boden, aus dem sie einzig und allein emporwuchsen, weggezogen, die eigentliche Wurzel derselben weggeschnitten wird.

Während nun jede Wissenschaft immer bestrebt ist, den wahren und letzten Grund der Erscheinungen zu erforschen, ist die Geschichtsschreibung, wie wir gesehen haben, immer eifrig bestrebt, den wahren Grund der historischen Erscheinungen im Staate zu vertuschen und abzuleugnen. Sie tut das, weil sie eben Geschichtsschreibung und nicht reine Geschichtsforschung, reine Wissenschaft ist. Als Geschichtsschreibung verfolgt sie ganz andere Ziele als die der Wissenschaft — namentlich politische und nationale. Das Anstreben derselben bildet die eigentliche Seele der Geschichtsschreibung, und weil das sozusagen die Seele der Geschichtsschreibung ist, so kommen in ihrem ganzen Vorgehen, in der Art und Weise, wie sie den historischen Tatsachen gegenüber Stellung nimmt, wie sie dieselben behandelt, wie sie die einen verschleiert und totschweigt, die anderen hervorstreicht oder gar nicht vorhandene hinzudichtet, kurz und gut in ihrer ganzen Mache kommen gewisse psychologische Gesetze zum Vorschein. Diese Gesetze bleiben sich überall gleich; in allen Zeiten und bei allen Nationen. Die Zusammenstellung derselben würde einen Kanon ergeben, eine förmliche Psychologie der Geschichtsschreibung. Eine solche wäre eine sehr wichtige Hülfswissenschaft der Geschichtsforschung, weil sie uns einen psychologischen Schlüssel in die Hand geben würde, alle die Rätsel, welche uns die tendenziösen Dichtungen der Geschichtsschreibung aller Zeiten und Völker aufgibt, zu lösen. Eine solche Psychologie der Geschichtsschreibung würde besser in die rätselhaften Fabeleien der Bibel hineinleuchten, als alle Ausgrabungen in Babel — eine solche Psychologie würde uns auch alle die Darstellungen der klassischen Geschichtsschreibung besser verstehen lernen und ein

sichererer Führer sein durch alle die abgeschmackten historischen Darstellungen des europäischen Mittelalters und bis in die national gestimmte Neuzeit. Ja auch auf dem Gebiete der allerneuesten Geschichtsschreibung, derjenigen unserer Tage, könnte eine solche Psychologie uns gute Dienste leisten.

Berichte.

Biologie.

Das biogenetische Grundgesetz oder das Gesetz vom Parallelismus und mechanischen Kausal-Zusammenhang der Keimes- und Stammes-Entwicklung, lautet in der Fassung von E. Häckel: Die Ontogenesis oder die Entwicklung des Individuums ist eine kurze und schnelle, durch die Gesetze der Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung des zugehörigen Stammes, d. h. der Vorfahren, welche die Ahnenkette des betreffenden Individuums bilden. Biogenetisches Grundgesetz nannte Häckel seine zusammenfassende Formel nach dem Ausdruck „Biogenesis", der die „Entwicklung der lebendigen Naturkörper im weitesten Sinne" bedeutet. Schon vor Häckel ist dieses Gesetz mehr oder minder klar erkannt worden, von Kielmeyer, Meckel, C. E. von Baer, Darwin und F. Müller. Der Letztere gab ihm z. B. in seinem Buche „Für Darwin" folgende Formulierung: „Die Urgeschichte der Art wird in ihrer Entwicklungsgeschichte um so vollständiger erhalten, je länger die Reihe der Jugendzustände ist, die sie gleichmäßigen Schrittes durchläuft, und um so treuer, je weniger sich die Lebensweise der Jungen von derjenigen der Alten entfernt, und je weniger die Eigentümlichkeiten der einzelnen Jugendzustände als aus späteren in frühere Lebensabschnitte zurückverlegt oder als selbständig erworbene sich auffassen lassen." — Das biogenetische Grundgesetz ist oft mißverstanden, verdreht und bekämpft worden. Um es richtig zu verstehen, müssen die verschiedenen Formen und Gesetze der Vererbung wohl beachtet werden, welche Darwin und Häckel aufgestellt haben. Es gibt eine unzählige Menge von Tatsachen, welche die Richtigkeit des biogenetischen Grundgesetzes beweisen: das Ei der höheren Tiere, ihr Gastrula-Stadium, die Organisation der Polypen und Medusen, die Nauplius-Larve der Krustentiere, die Chorda und Wirbelsäule der Wirbeltiere, das Herz und die Aortenbogen der Wirbeltiere, die Schwanzflossen der Fische, das Geweih der Hirsche, der Schwanz des Menschen, schließlich Atavismen und rudimentäre Organe. Diese sogenannte Rekapitulationstheorie hat ein ähnliches Schicksal erfahren, wie die Selektionslehre. Zu den Gegnern gehört z. B. der berüchtigte A. Fleischmann, Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie, der ein Buch über den Zusammenbruch der Abstammungslehre geschrieben hat. Ferner sind Hensen, Kerner, Keibel u. s. w. zu nennen. Fleischmann und Kerner verwerfen das biogenetische Grundgesetz prinzipiell; jener, weil er von der Stammesgeschichte überhaupt nichts wissen will, dieser, weil er von phylogenetischen Prinzipien nichts weiß. Steinmann und andere schreiben dem Gesetz nur eine beschränkte Bedeutung zu. Keibel gibt die Tatsachen zu. Oppel sagt erst ja, dann nein, und Hensen bringt der Natur das unbedingte Vertrauen entgegen, daß sie auch ohne „Gesetze" den richtigsten und besten Weg einschlage. Während O. Hertwig früher den Häckelschen Gedanken sehr nahe stand, hat er sich in letzter Zeit ihnen abgewandt und gemeint, daß man ähnliche Bildungen nicht mit dem Begriff wirklicher Blutsverwandtschaft verquicken dürfe. Den Genannten steht eine Reihe von Naturforschern gegenüber, die ebenso sehr von der theoretischen Richtigkeit wie von der methodologischen Fruchtbarkeit des Gesetzes voll überzeugt sind, wie Claus, R. Hertwig, Hesse, Sarasin, Weismann, Ziegler, Gegenbaur, Wiedersheim, Klaatsch, Neumayr, Zittel, Strasburger, Bunge. Wenn man die Bedeutung des biogenetischen Grundgesetzes für die Abstammungslehre in das richtige Licht stellen will, muß man sagen: So viel Einzelprobleme die Wissenschaft von der individuellen Entwicklung in ihren speziellen Fragen noch darbieten mag, so sehr die richtige Lösung dieser Einzelprobleme vom Fortschritt der Wissenschaft, speziell von der Kenntnis neuer Tatsachen abhängen mag: das Problem der generellen

Ontogenie ist durch das biogenetische Grundgesetz endgültig gelöst im Sinn einer monistisch-mechanischen Naturphilosophie. (H. Schmidt, Häckels biogenetisches Grundgesetz und seine Gegner. Darwinistische Vorträge und Abhandlungen, Heft 5. Odenkirchen, Breitenbachs Verlag.)

Anthropologie.

Ueber den Ursprung der Familien und Völker. Die Erforschung des Ursprungs der Familien, Völker und Rassen ist zweifellos eine Aufgabe der Anthropologie, wenn auch frühere Anthropologen dieses Ziel abgelehnt haben. Es ist im Gegenteil das Hauptproblem der „historischen Anthropologie“, die Vergangenheit der gegenwärtigen Rassen zu studieren, ihre Anfänge zu bestimmen und nach einer exakten Arbeit der Analyse zu einer rationellen Synthese fortzuschreiten. Dabei bietet der Ursprung einer Familie, eines Volkes oder einer Rasse das gleiche naturwissenschaftliche Interesse. Das Wichtigste ist die Vererbung, und hier hat O. Lorenz durch seine Lehre von den Ahnentafeln und die genealogische Methode das Studium der Familientypen begründet. Ebenso hat der Kriminalist ein großes Interesse an genealogischen Studien, um die Ursache der Verbrecherneigungen festzustellen. Wenn man den Ursprung eines Volkes untersucht, muß man die Masse zuerst in wohl zu unterscheidende Typen zergliedern, hinsichtlich des Kopf- und Nasalindex, der Farbe der Haare, der Augen, des Bartes, der Körpergröße u. s. w., eine Untersuchungsmethode, welche zuerst von Broca angewendet worden ist. Die heutigen Völker dürfen daher nicht mit einstmaligen Rassen verwechselt werden, sondern nur die anthropologische Analyse und die historische Forschung kann die ursprünglichen Typen und Elemente feststellen. Die heutigen Florentiner sind z. B. denen aus der Renaissancezeit kaum ähnlich. Nach den Gemälden dieser Zeit zu urteilen, war der größte Teil der damaligen Florentiner blond mit blauen Augen; während die heutigen schwarz oder braun sind. Seit jener Zeit hat sich das germanische Blut immer mehr mit den dunklen Elementen gemischt. Die Untersuchungen von Münzen, Gemmen und plastischen Bildnissen können uns von den Typen ausgestorbener Familien und Rassen Kenntnis geben; und die Berücksichtigung von Inzucht- und Kreuzungsverhältnissen, der Auslese und des Aussterbens bestimmter Schichten läßt uns das Verschwinden gewisser Typen verständlich werden. (Ch. de Ujfalvy, Atti della società romana di Antropologia X, 1.)

Die alten ägyptischen Rassetypen. Aus dem südwestlichen Gebiete von Asien zogen in sehr früher Zeit als Träger einer bereits fortgeschrittenen Kultur Bevölkerungselemente, deren ursprüngliche Körperbeschaffenheit nicht mehr festzustellen ist, über die Landenge von Suez in das noch wüste Niltal, das auch schon eine Urbevölkerung hatte, die in den sumpfigen Dickungen ein kümmerliches Dasein fristete. Die Existenz solcher Ureinwohner wird durch die neuen, stets umfangreicheren Entdeckungen einer wirklichen Steinzeit Aegyptens unzweifelhaft erwiesen. Nirgends aber ist von diesen verachteten Leuten eine kenntliche Darstellung auf den Denkmälern gegeben. Jedenfalls bildete sich etwa 6000 Jahre v. Chr. aus den Eingewanderten und den Ureinwohnern eine eigenartige ägyptische Rasse, welche die Erinnerung an eine Herkunft aus östlichen Gegenden verloren hatte und sich als Eigentümerin des von ihr einer hohen Kultur zugeführten Landes, als autochthon zu betrachten pflegte, auf andere Nationen aber stolz herabsah. Ihr hieroglyphischer Name wurde früher „Retu“ gelesen, neuere Autoren wollen dafür „Romen“ setzen. Die körperliche Erscheinung dieser Rasse ist auf den Denkmälern stets wohl ausgeprägt. Charakteristisch ist die ziemlich dunkelrote Hautfarbe, der schlanke Wuchs mit breiten Schultern, die künstliche Behandlung des schwarzen, lockigen Haupthaares. Gleichwohl lehrt die Vergleichung der dargestellten Typen aus dem alten, mittleren und neueren Reiche, daß der angeblich in den Jahrtausenden so unveränderliche Typus des Aegypters keineswegs schon sofort in seiner späteren Gestalt erscheint. Die alten Typen sind massiver in den Gesichtszügen, die Gesichter breiter, die Nase nicht auffallend aquilin, die Lippen etwas aufgeworfen, die Schädel kürzer als die Darstellungen aus dem neuen Reiche sie zeigen, wo die Gesichter ovaler, die Nasenbeine stärker vorspringend, die Stirn mehr fliehend, die Lippen feiner geschnitten erscheinen. Dem ägyptischen Typus treten mehrere

fremde Völker gegenüber. Die südlichen Stämme, die Bewohner des „elenden Kush“, sind in den alten Darstellungen deutlich als Neger charakterisiert und werden „Nashi“ genannt. Sie wurden von den frühesten Zeiten an bekämpft und zurückgedrängt; erst allmählich bildeten sich die Stämme aus, welche jetzt als Aethiopier bezeichnet werden, und zwar durch die Aufnahme zahlreicher ägyptischer Elemente. Auf einem besonders interessanten Bilde werden mongolische Typen, Neger, Semiten und weiße Libyer dargestellt. Als Temenhu oder Libu (Libyer) werden höchst merkwürdige Stämme der Nordostküste zusammenfassend bezeichnet, welche eine weiße Hautfarbe, blaue Augen, Vollbärte und lockiges Haar hatten, wodurch sie unverkennbar an spätere europäische Rassen erinnern. Sie scheinen schon vor den „Retu“ im Lande verbreitet gewesen zu sein. Schon Champollion hat in ihnen „Europäer“ zu sehen geglaubt, während Brugsch sie als Libyer betrachtet wissen wollte. Dagegen hat Devéria, der in ihnen eine „race protoceltique“ zu erkennen geneigt war, ausgeführt, daß beide Ansichten nicht unvereinbar sind. Nach der großen Niederlage, welche sie unter dem Pharao Menephthah erlitten, trat ein großer Teil in ägyptische Dienste über, unter ihnen der besonders kriegerische Stamm der Marchauascha. Obwohl ihnen keine Schwierigkeiten in der Verheiratung mit Aegypterinnen gemacht wurden, ist ihre Eigenartigkeit völlig verloren gegangen. Im Norden wurde das Land durch die „Seevölker“ beunruhigt, deren Wohnsitze in frühhistorischer Zeit auf den Inseln des ägäischen Meeres, den benachbarten Küsten und in Kleinasien angenommen werden. Die alten Denkmäler enthüllen uns von ihnen die Poulasati und Zakkala als hoch gewachsene, schlanke, bartlose Menschen. Ihre Schiffe glichen den germanischen Drachenschiffen. An die Zakkala erinnert ein Bronzefund von Bornholm. Die „Seevölker“ wurden in Palästina angesiedelt, wo sie unter dem Namen der „Philister“ auftreten. Die Shardonen wurden unter die Aegypter aufgenommen und ihnen ägyptische Frauen beigesellt; indes ist ihr Typus ebenso wie derjenige der Temenhu im Gesamtbilde der ägyptischen Bevölkerung völlig ausgelöscht worden. (Gustav Fritsch, Die Völkerdarstellungen auf den altägyptischen und assyrischen Denkmälern, Korr.-Blatt der deutschen anthr. Ges., Bd. 33.)

Zur physischen Anthropologie der Juden. Aus Messungen von 500 Juden, die in Amerika und in Europa geboren wurden und dem vergleichenden Material von Lombroso, Stieda, Weisbach, Jacobs u. s. w. ergibt sich, daß der Durchschnittsindex des Kopfes 82 beträgt. Aus der Uebereinstimmung der Untersuchungsergebnisse ist zu schließen: 1. daß die jüdische Rasse sich in Europa und Amerika vollständig rein erhalten hat, 2. daß sie von einer brachycephalen Rasse abstammt, 3. daß diese Rasse den Armeniern und Oxteten nahe verwandt ist, 4. daß die ursprünglich langköpfigen semitischen Elemente in dieser Rasse untergegangen sind. (W. Fischberg, American Anthropologist, IV.)

Die blonde Haarfarbe der alten Griechen. Im Zentralblatt für Anthropologie (IX, 1) berichtet G. de Lapouges über Untersuchungen, welche Professor H. Léchat an den kolorierten Statuen des Akropolis-Museum von Athen gemacht hat. Sie stammen aus der Zeit vor dem Einfall der Perser und haben die farbige Auftragung ganz oder teilweise erhalten. Man weiß, daß die bemalten Statuen der Griechen allgemein blonde Haare haben. Dieser Charakter überwiegt durchaus bei den ältesten Statuen, welche Léchat untersucht hat. Ausnahmen sind selten. Lapouges schließt daraus, daß die Bevölkerung Athens vor den Perserkriegen, mindestens in ihren oberen Schichten, der blonden Rasse angehörte.

Psychologie.

Zur Psychologie der Geschlechter. Als Fortsetzung seiner experimentellen Untersuchungen über die „Aussage“ hat W. Stern (im Verlage von J. A. Barth, Leipzig) einen neuen Band erscheinen lassen, in welchem er die Ergebnisse einer Reihe von Beobachtungen über dieses Problem mitteilt, von denen uns besonders das letzte Kapitel interessiert, das über psychische Geschlechtsunterschiede berichtet. Das Problem der typischen Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Seelenleben ist nicht nur für die praktische Kulturerscheinung der Frauenfrage, sondern auch für das theoretische Interesse der differentiellen Psychologie von

nicht geringer Bedeutung. Die Experimente, welche mit 18 Knaben und 17 Mädchen gemacht wurden, ergeben folgende Resultate. Die Mädchen standen den Knaben nach an Rezeptivität, im Aufnehmen von Wissensstoff, aber noch mehr an Spontaneität, im selbständigen Hervorbringen des aufgenommenen Wissensstoffes. Besonders bemerkenswert sind die Geschlechtsdifferenzen außer der Merkfähigkeit in bezug auf die Treue der Aussagen. Die Erschwerung der Leistung ruft sofort eine deutliche Rückständigkeit der Mädchen hervor. So ist die Widerstandsfähigkeit gegen die Suggestion bei ihnen geringer, die Fehlerhaftigkeit bei den stofflich schwierigen Fragen über Farbenunterschiede größer als bei Knaben. Nach den Untersuchungen von Lobsien gibt es nur wenige Experimente, in denen die Mädchen ein kleines Uebergewicht haben, die überwältigende Mehrzahl erweist die bessere Leistungsfähigkeit der Knaben. Untersuchungen an Studenten und Studentinnen zeigten, daß die Frauen zwar weniger vergessen, aber um so mehr verfälschen. Auch bei Schulversuchen haben die Mädchen mehr verfälscht. Ihre Zuverlässigkeit war geringer. Ist nun diese Rückständigkeit des weiblichen Geschlechtes eine durchgängige, d. h. bei jeder Altersstufe vorhanden? Ist sie eine gleichmäßige, so daß der Vorsprung der Knaben immer derselbe bleibt? Gegen das 14. Jahr zeigen die noch vor Beginn oder im ersten Beginn der Pubertät stehenden Knaben ungefähr gleiche Leistungsfähigkeit wie die bereits mitten in voller Pubertätsentwicklung stehenden Mädchen. Beim spontanen Bericht bevorzugen die Mädchen mehr die persönlichen, die Knaben mehr die sachlichen Kategorien. Die einzelnen Entwicklungsstufen der Erzählungsfähigkeit werden von den Mädchen später erreicht als von den Knaben. Ein spezieller Geschlechtsunterschied zeigt sich auch im Verhalten gegen die Farben. Hier stehen die Mädchen an Interesse, Wissen und Zuverlässigkeit beträchtlich hinter den Knaben zurück. Dies Resultat widerspricht eigentlich allen Erwartungen. Ist man doch gewöhnt, die Farbe als eine ganz spezielle Domäne des Weibes zu betrachten, weiß man doch, welche große Rolle die warme bunte Farbigkeit in der weiblichen Kleidung, Handarbeit, Raumgestaltung spielt, während das männliche Dasein viel mehr auf die kühle Reihe von Schwarz und Weiß abgestimmt ist. Aber so einfach, wie es diese Scheidung will, liegen die Sachen in Wirklichkeit nicht. Es drängt sich ja sofort die Tatsache auf, daß das künstlerische Schauen, Erfassen und Wiedergeben der farbigen Welt vorwiegend eine männliche Fähigkeit ist. Bei aller Achtung vor den weiblichen Malern ist nicht zu bestreiten, daß sie sich auf diesem Gebiete wohl durchweg nachahmend verhalten. Hierzu kommt der bemerkenswerte Umstand, daß die eigentlichen Schöpfer der weiblichen Farbenmoden und Farbenzusammenstellungen Männer sind. Weil das weibliche Farbeninteresse vorwiegend subjektivistischen Charakter hat, wird die Farbe im alltäglichen Leben des Weibes eine größere Rolle spielen als im Alltag des Mannes. Weil das männliche Farbeninteresse einen mehr objektiv-uninteressierten Charakter hat, wird es sich dort vor allem zeigen, wo die praktischen Wertungsgesichtspunkte zurücktreten; in den Weihestunden des rein künstlerischen Genießens und Schaffens und in der Sachlichkeit der rein objektiven Betrachtung.

Kulturgeschichte.

Technik und Kultur der Pfahlbauer. So eifrig man sich mit der Durchforschung der Pfahlbauten abgegeben hat, so wenig ist man über die Grundursache dieser eigenartigen Wohnform einig. Am gebräuchlichsten ist die Erklärung, der Mensch habe die Nähe des Wassers wegen des Fischreichtums und zum Schutze gegen die Verfolgung aufgesucht. Ebenso uneinig sind die Gelehrten über das absolute Alter der Pfahlbauten. Wir können nur im allgemeinen sagen, daß die Pfahlbaustationen der jüngeren Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit angehören, also aus der prähistorischen Zeit überragen, bis in die Epochen, da Germanien eine römische Provinz geworden. Ihr hauptsächlichstes Verbreitungsgebiet sind die Alpenländer, allen voran die Schweiz mit ihren Seen. Die Zahl der mitteleuropäischen Pfahlstationen beträgt bis jetzt 300 und zwar in der Schweiz 200, in Deutschland 50, in Oesterreich 11, in Frankreich 32, in Oberitalien 36, und 80 „Terramaren"-eisenzeitliche Pfahlbauten erstrecken sich über Grenoble bis an die Pyrenäen. Jüngere Stationen finden sich auch in Brandenburg, Hinterpommern und Irland. Die irischen „Crannoges" oder Holzinseln, welche durch Holz- und Steinaufschichtungen und

Einrammen von Pfählen hergestellt wurden, sind gar noch im Mittelalter bewohnt worden. Die Pfahlbauer waren mit der Kunst des Flechtens, des Gartenbaues, der Obstzucht und der Tierzucht (Schweine, Schafe, Ziegen, Rinder), der Töpferei und Weberei vertraut. Während diese Arbeiten den Frauen überlassen waren, übten die Männer den Bau der Hütten aus, waren sie Jäger, Fischer und Krieger. (J. Lanz-Liebenfels, Die Umschau, 1903, 45.)

Rasse und Sitten der Hottentotten. Die Hottentotten sind ein Volk von dunklem Ursprung, den ganze Generationen von Anthropologen studiert haben. Man kann heute ziemlich sicher behaupten, daß die Hottentotten ein Ergebnis der Mischung sind, die in prähistorischer Zeit zwischen den Bantunegern und den zwerghaften Negritobuschmännern stattfand. Die Hottentotten sind einmal für einige Zeit mit einer höheren Kultur in Berührung gewesen; aber das vermittelnde Glied zwischen jener Periode und der heutigen ist mit der Menge anderer Geheimnisse begraben, die der schwarze Erdteil noch birgt. Die Hottentotten beobachten religiöse Gebräuche, die vor langen Zeiten in Uebung waren. Sie haben Gebetsstöcke; sie haben ihre Wunschstöcke, die so geformt sind, wie die Anbeter des Merkur ihre geflügelten Symbole bildeten. Sie haben von längst vergangenen Zeiten her ihren Begriff eines Gottes, der Menschen und Dinge erschaffen hat, der zu ihnen aus dem Felsen und aus der Höhle spricht, wie Jahwe zu Elias sprach. Die Sterne sind für sie die Seelen ihrer Vorfahren, die sie verehren. Tausend Jahre sind in der Geschichte der Hottentotten nur eine kurze Spanne Zeit. Ihre heute gebräuchlichen Musikinstrumente sind fast identisch mit denen, die in Höhlen, zusammen mit den Knochen ausgestorbener Tierarten gefunden worden sind. Sie schmieren ihre Körper mit Ruß, Lehm und Fett ein. Uns erscheinen die dicken Lippen und die platte Nase der Hottentotten abscheulich, sie haben dagegen eine große Verachtung für dünne Lippen und „Abwesenheit von Nase“. In Gegensatz zu unserer Vorliebe für volles Haar brüstet sich der Hottentotte mit seinen kleinen Büscheln von krauser Wolle und vergleicht uns mit bärtigen Affen. Miß Balfour, die Schwester des englischen Premierministers, hörte von einer alten Hottentottenfrau eine Geschichte, die in den Volksmärchen der ganzen Welt wiederkehrt. Niemand kann sagen, wie der Hottentotte dazu kam. Während ganzer Menschenalter hindurch bestanden mündliche Ueberlieferungen von hottentottischen Gesetzen und Systemen der Stammherrschaft, die an die angelsächsische Regierung durch den Aldermann der Gemeinschaft, an das Gesetz der roten Indianer, in ihren besten Zügen selbst an die Gesetze, die Moses Israel gab, erinnern. (Süd-Afrika, 1904, 13.)

Bibel und Babel. In neuerer Zeit sind auf assyrisch-babylonischem Boden Inschriften, Einmeißelungen gefunden worden, aus denen Delitzsch schließt, daß die Formen der Gottesauffassung und Gottesverehrung beziehungsweise die staatlich-religiösen Einrichtungen, welche bisher als alleinige und ganz besondere Eigentümlichkeit des jüdischen Volkes galten, mit der Kultur desselben viele Uebereinstimmung zeigen. Aus dem Umstande, daß die assyrisch-babylonische Kultur die ältere und überlegenere ist, folgerte dieser Gelehrte, daß das jüdische Schrifttum und die Gestaltung des jüdischen Staats- und Volkslebens ein Produkt assyrisch-babylonischer Kultur sei. Gewiß finden sich Unterschiede und Abweichungen in der Auffassung des Jahwe, der großen Flut, der Paradiesgeschichte. Aber das will nichts bedeuten, da die Geschichte der Religionen zeigt, daß Entlehnungen und Uebertragungen oft mit tiefeinschneidenden Aenderungen verbunden sind. Daß zwischen Babel und Palästina ein geistiges Band bestanden haben muß, wird mit Grund nicht bezweifelt werden können. Wird man aber Delitzsch darin unbedingt folgen müssen, wenn er behauptet, daß Babel lediglich der gebende, die Bibel lediglich der empfangende Teil gewesen und die Bibel nichts als ein Ableger assyrisch-babylonischer Kultur ist? Diese Verwandtschaft könnte aber auch auf einem anderen Wege erklärt werden, indem man die Frage aufwirft, ob nicht vielleicht die an die Bibel erinnernden Dokumente lediglich ein Beweis dafür sind, daß jüdisch-biblische Kulturelemente von Judäa nach Babylon verpflanzt worden sind. Wenn bei Hiob, im Hohen Lied, in den Psalmen, bei Jesaias und Habakuk Stellen zu finden sind, welche unverkennbar den Stempel assyrisch-babylonischen Einflusses tragen, so muß man doch bedenken, daß es sich hier um Schriften handelt, welche in einzelnen Bestandteilen aus der Exilzeit stammen oder unter der Nachwirkung der Eindrücke jener Zeit entstanden. Habakuk lebte ca. 630 v. Chr., also zu einer Zeit intensiven Verkehrs zwischen Babylonien und Judäa, und mit assyrischem Wesen war er, wie aus seinen Reden hervorgeht, bereits genau vertraut. Wenn in

einem der merkwürdigsten von den in Babel aufgefundenen Siegelcylindern die Vision des Ezechiel bis auf kleine Abweichungen bildlich wiedergegeben ist, so ist es doch auch möglich, daß ein babylonischer Künstler oder im Exil lebende jüdische Künstler das von Ezechiel entworfene Bild (da er in Babylonien gelebt) nachträglich auch plastisch dargestellt hat. Man kann daher wohl annehmen: In ihrem Ursprung sind Bibel und Judentum von assyrisch-babylonischen Einflüssen unabhängig gewesen; später und namentlich in der Exilzeit fand eine gegenseitige Beeinflussung statt, wobei das Judentum mehr der gebende als der empfangende Teil gewesen sein dürfte; aus dieser Beeinflussung ergab sich eine Vermengung biblischer und babylonischer Motive, welche in den aufgefundenen Dokumenten an Inschriften, Abbildungen u. s. w. zutage tritt, diese Dokumente mögen nun von Babyloniern oder von im Exil lebenden Juden herrühren. (M. Margulies, Bibel und Babel, Kattowitz, 1903, Verlag von J. Herlitz.)

Jüdische Forschungen. Es hat sich eine Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums gebildet, welche sich die Aufgabe gestellt hat, einen Grundriß der Wissenschaft des Judentums herauszugeben, der in Einzeldarstellungen das Gesamtgebiet dieser Wissenschaft umfassen soll. Nach eingehender Beratung wurde beschlossen, die Anzahl der Monographien zunächst auf 36 festzustellen, doch sind Ergänzungsbände ausdrücklich vorgesehen. Die zur Mitarbeit eingeladenen Gelehrten einigten sich in der Hauptsache dahin, daß es nicht sowohl auf die Masse des gebotenen Stoffes ankomme, als vielmehr auf dessen geistige Durchdringung, zusammenhängende und verständnisvoll geordnete Darstellung, die bei streng wissenschaftlicher Grundlage zugleich das Interesse des Gebildeten erwerben und diese belehren könne. Bearbeitet werden die Gebiete der Theologie, Ethik und Religionsphilosophie, Bibelkritik, Sprachlehre, Literatur, biblischen Archäologie, der Sekten, Geographie von Palästina u. s. w. Dadurch, daß den einzelnen Autoren völlige Freiheit in der Ausgestaltung ihrer Aufgaben überlassen und jeder Autor nur für den Inhalt seiner Arbeit verantwortlich ist, konnte eine große Anzahl von Gelehrten der verschiedensten Richtungen zu diesem bedeutungsvollen Unternehmen vereinigt werden. Zwei Bände sollen schon in Jahresfrist erscheinen, und auch für die folgenden Jahre ist das Erscheinen mehrerer Bände gesichert.

Ermittelung deutscher Ortsnamen in fremden Sprachgebieten. Es hat sich eine Vereinigung gebildet, welche einen „Aufruf zur Mitarbeit behufs Ermittelung noch heute gebräuchlicher deutscher Namensformen für Orte in fremden Sprachgebieten“ erläßt. Es heißt darin: In bezug auf den Gebrauch deutscher Ortsnamen für Orte in fremdsprachiger Umgebung stimmen die Forscher aller in Betracht kommenden Wissensgebiete überein: nur solche deutsche Ortsnamen haben für die Gegenwart Berechtigung, die noch im Volksmunde lebendig sind, d. h. die noch heute zum Sprachschatze einer deutschen Minderheit der Einwohner oder zu dem der deutschen Nachbarn jenseits der Sprachgrenze gehören. Alle „Buchnamen“, die in früheren Jahrhunderten gebräuchlich waren, jetzt aber verklungen sind, haben nur geschichtlichen Wert. Die Schwierigkeit liegt in der zuverlässigen Feststellung der Namensformen, die heute noch gebraucht werden; der Wissenschaft und damit der Allgemeinheit aber unbekannt sind. Hier droht kostbares altes deutsches Sprachgut verloren zu gehen, das die Mundarten treulich bewahrt haben, das die Schriftsprache aus einfacher Unkenntnis nicht übernommen hat. So ist z. B. heute noch im deutschen Elsaß Nanzig der gebräuchliche Name für Nancy, noch heute fährt die Postkutsche aus Graubünden ins Veltlin nicht nach Chiavenna, sondern nach Clāven, noch heute heißt Maros Vasarhely bei den Siebenbürger Sachsen Neumarkt, noch heute kennt die deutsche Muttersprache der Balten kein Pskow, sondern wie zur Hansezeit nur ein Pleskau. Es ist die höchste Zeit, uns sichere Kenntnis dieser heute noch lebendigen deutschen Namensformen zu verschaffen, um sie als Beleg vergangener Kolonisationstätigkeit unseres Volkes oder lebhafter deutscher Kulturbeziehungen über die Grenzen unseres Sprachgebiets hinaus in der deutschen Schriftsprache zur Geltung zu bringen, aus der sie bisher vielfach verbannt waren, weil man sie für verklungen hielt. — Mitteilungen sind an Professor Paul Langhans in Gotha zu richten.

Rassen-Hygiene.

Die Zukunft der amerikanischen Rasse ist ein Problem, das von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus studiert wird. Bekannt ist die Furcht Präsident Roosevelts, der alte Stamm der Gründer des Staates und ihrer Nachkommen könne aussterben oder doch so durch Rassenselbstmord geschwächt werden, daß er den Einfluß auf die Geschicke des Landes verliere. Wie dem auch sein mag, so ist der amerikanische Rassencharakter aus anderen, vornehmlich zwei Ursachen, fortwährend im Fluß. Einmal infolge des Klimas und der veränderten Lebensweise. Daß durch sie ein neuer amerikanischer Rassentypus entstand, ist unverkennbar; das Volk bezeichnet ihn als Yankee, und Abraham Lincoln im wirklichen Leben wie Uncle Sam in der bekannten bildlichen Darstellung entsprechen in typischer Weise der Vorstellung, die sich das Volk von der Yankeerasse gebildet hat. Die Gelehrten ihrerseits haben von Darwin an häufig eine allmähliche Anpassung an den Indianertypus bemerken wollen und auf die Verlängerung der Gliedmaßen, die geradezu ausgedörrte Körperlichkeit, die Vergröberung der Haare, sogar auf Aenderungen in der Gesichtsbildung (das kalte Auge, die gebogene Nase) hingewiesen. Professor Starr von der Chicagoer Universität ist der ausgesprochenste Anhänger der Theorie. Es ist aber schwer, daran zu glauben, denn eine Vermischung mit den Indianern hat ja nie in irgend nennenswerter Weise stattgefunden. Was der Yankeetypus mit dem Indianer gemeinsam hat, sind eben gewisse Nomadenmerkmale. Ein begeisterter Leser des New York Sun meinte diesen Sommer in einer Zuschrift an das Blatt, die Fülle und die freie Wildheit Nordamerikas gebe dem Volke die in der europäischen Civilisation verlorenen körperlichen Züge des blonden Riesengeschlechts der Protoarier zurück, die nach der Eiszeit das nördliche Europa bevölkert hätten. Die andere Ursache der nimmer ruhenden Rassenveränderung in den Vereinigten Staaten ist natürlich die Einwanderung, besonders die Erscheinung, daß diese von Geschlecht zu Geschlecht aus anderen Quellen strömt. Daß der Rassencharakter durch die deutsche und die irische Zuwanderung nicht geschädigt wurde, sondern bereichert, zieht heute kein Amerikaner mehr in Zweifel. Die slawisch-italienische Zuwanderung aber, die eine so überraschende Stärke seit 1899 entwickelte, sieht die Mehrheit der Amerikaner mit Besorgnis an, da diese Neuankömmlinge das Amerikanertum wenn überhaupt, so doch nur sehr langsam annehmen. Gerade dies macht nun aber die wenigen Stimmen, die sich zugunsten der slawisch-süditalienischen Einwanderer erheben, doppelt interessant. So schrieb der Portland Oregonian, also ein Blatt des äußersten Westens, sicherlich werde der italienische und ungarische Strom den Charakter der sogenannten amerikanischen Rasse beträchtlich verändern. Die Rasse werde durch diese Völker nicht kräftiger werden, könne aber durch sie eine leichtere Gemütsart und größere Vielseitigkeit gewinnen, eine mehr künstlerische Lebensanschauung, und sie werde an Geist und Körper anziehender werden. In ganz demselben Gedankengang weissagte der Cleveland Leader vor einiger Zeit, das Einströmen der Romanen und Slawen bedeute für das Volk ein wärmeres Temperament, mehr Farbenliebe und Heiterkeit, mehr Leidenschaftlichkeit und mehr Neigung zu Kunst und Musik. Der künftige Amerikaner werde dadurch nur interessanter, mannigfaltiger, vielseitiger und achtunggebietender; nur dürfe der Wechsel sich nicht zu schnell vollziehen. (Kölnische Zeitung, 1903, No. 1186.)

Die Wehrkraft der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Der Reichskanzler hat dem Deutschen Landwirtschaftsrat eine Denkschrift betreffend die Ermittelung über die Herkunft und Beschäftigung der beim Heeres-Ergänzungsgeschäfte des Jahres 1902 zur Gestellung gelangten Militärpflichtigen überreicht, in der dem seinerzeit vom Reichstage und vom Deutschen Landwirtschaftsrat gestellten Antrage, die Militärtauglichkeit der Rekruten nach Herkunft und Beruf zu untersuchen, zum ersten Male Rechnung getragen ist. Zu diesem Zweck sind alle in den alphabetischen und Restantenlisten geführten Militärpflichtigen in zwei Gruppen getrennt, je nachdem sie auf dem Lande oder in der Stadt geboren sind, und die Zugehörigen dieser beiden Gruppen sind wieder beruflich in land- und forstwirtschaftliche Erwerbstätige und in anderweit Beschäftigte geteilt worden, so daß sich im ganzen vier Gruppen von Militärpflichtigen ergeben. Hiernach stammen noch heute fast zwei Drittel aller Rekruten vom Lande, und die relative Tauglichkeit der auf dem Lande geborenen übertrifft die aus der Stadt stammenden Militärpflichtigen, 58 pCt. gegen 53 pCt. — Im großen und ganzen bestätigt die Erhebung das, was vom Deutschen Landwirtschaftsrat zugunsten

der vom Lande stammenden und speziell der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen ausgeführt ist. So sinkt z. B. im III. Armeekorps, das die Provinz Brandenburg mit Berlin umfaßt, die Tauglichkeit der in der Stadt geborenen Bevölkerung auf 41 pCt., während die Tauglichkeit der dort auf dem Lande geborenen Bevölkerung 61 pCt. beträgt. Leider genügt aber die Erhebung in keiner Weise, um einen tieferen Einblick in die Ursachen und Bedingungen der verschiedenen Militärtauglichkeit zu gewinnen. Es sei hier nur hervorgehoben, daß der nicht landwirtschaftliche Beruf der Militärpflichtigen überhaupt nicht weiter unterschieden ist, und daß die in der Stadt geborenen Militärpflichtigen nicht nach der Größe der Städte, ob Klein-, Mittel- oder Großstadt, getrennt sind, obschon zweifellos die Gegensätze zwischen den sogenannten Land- und Kleinstädten, in denen noch heute ein Viertel der Gesamtbevölkerung steckt, und den Großstädten mindestens ebenso groß sind wie zwischen Land und Stadt überhaupt. Auch erfahren wir nichts über die Eltern der Rekruten. (Das Land, 1904, 7.)

Dürfen Geschlechtskranke heiraten? Nachdem in den letzten Jahren durch die Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten auf den verschiedensten Wegen der Kampf gegen diese gefährlichen Volksseuchen eingeleitet wurde, ist, wenn auch den Schwierigkeiten entsprechend in langsamem Tempo, schon manches geschehen, wovon wir eine Besserung erwarten dürfen; aber es ist im Vergleich zu dem, was noch zu tun übrig bleibt und zu dem, was wir unbedingt erreichen müssen, recht wenig. Für das Wohl des einzelnen wie der Gesamtheit ist die Aufklärung von Wichtigkeit, inwiefern die Ehe durch diese Erkrankungen gefährdet ist und wie weit es möglich ist, diese Gefahren sowohl für die einzelnen Ehegatten, wie für die Nachkommenschaft einzuschränken. Vor allem ist es der eminent ansteckende Charakter, der die Geschlechtskrankheiten gerade für den ehelichen Verkehr so furchtbar macht. Der erkrankte Mann steckt seine Frau mit großer Bestimmtheit immer an. Die Folgen davon sind schwere Organstörungen, Verhindern von Nachkommenschaft, Uebertragung des Krankheitskeimes auf die Kinder, familiäres, finanzielles und soziales Unglück. Nur in geringem Grade ist die rechtliche Seite dieser Erkrankungen ausgebaut. Was die ärztliche Seite angeht, so lautet die Frage gewöhnlich so: Unter welchen Bedingungen darf den um Heirat fragenden Patienten der Heiratskonsens erteilt werden? — Der weiche Schanker ist heilbar. Die Syphilis ist dagegen eine jahrelang im Körper verbleibende, jahrelang ansteckende Krankheit. Dazu kommt noch die Vererbungsfähigkeit. Die Folgen sind Frühgeburten und Leiden der Kinder an derselben Erkrankung. Dazu kommen die vielen Nacherkrankungen, schwere und unheilbare Leiden des Gehirns, des Rückenmarks und der Eingeweide. Nahe würde es liegen, bei all diesen Gefahren den Syphilitikern die Heirat überhaupt zu verbieten. Doch liegt die Sache hoffnungsvoller. Wir wissen mit aller Bestimmtheit, daß die Ansteckungsfähigkeit, die Vererbungsfähigkeit der syphilitischen Erkrankungen sich im Laufe der Jahre immer mehr abschwächt und schließlich ganz erlischt. Unter zweckmäßiger Behandlung können die Gefahren der Syphilis auf ein sehr Geringes reduziert werden. Ein gewisser Zeitraum, der seit der Ansteckung verflossen ist und eine sorgsame Behandlung erlauben es uns daher fast stets, dem Syphilitischen den Ehekonsens zu geben. Noch viel bedeutsamer für die Ehe ist die Gonorrhoe, die eine ungeheuere Verbreitung besitzt. Sie führt sehr oft zu Unfruchtbarkeit, schweren Organ- und Nervenstörungen. In frühen Stadien kann immer mit Gewißheit ein Urteil abgegeben werden, ob der Patient geheilt ist. Hat aber die Krankheit jahrelang bestanden, so liegen die Verhältnisse, besonders bei der Frau, wenn sich Unterleibsleiden dann angeschlossen haben, sehr ungünstig, und man kann oft in diesen Fällen, auch nach den mühevollsten Untersuchungen, ein Urteil, ob die Krankheit noch gefährlich ist, nicht abgeben. (A. Neisser, Die Umschau, 1903, No. 50.)

Verbrecher-Entartung bei den Nachkommen von Geisteskranken. Genealogische Studien haben gezeigt, daß der erbliche Faktor der Geistesstörungen in der Verursachung des Verbrechens eine Rolle spielt. Die statistischen Untersuchungen weichen jedoch in ihren Ergebnissen sehr voneinander ab. Lombroso behauptet 70 pCt. unter den Verbrechern festgestellt zu haben, deren Eltern geisteskrank waren, Marro 42,6 pCt., Knecht nur 12 pCt., Brancaleone 10,10 pCt., Penta 9,2 pCt., Déjérine 74,6 pCt., Clarcke 46 pCt. Die Abweichungen schwanken also zwischen großen Differenzen, was wohl darin seine Ursache hat, daß die Autoren nicht von eindeutigen und gleichartigen Auffassungen der psychiatrischen Begriffe

ausgingen. Einige neuerdings genealogisch beobachtete Fälle bestätigen aber den Einfluß der Geisteskrankheiten auf die verbrecherischen Neigungen ihrer Deszendenten. Drei Fälle werden mitgeteilt: 1. T. B. litt am Verfolgungswahn. Von seinen fünf Kindern starben zwei in zartem Alter, wahrscheinlich an Gehirnentzündung. Von den überlebenden verfiel der eine einem liederlichen Lebenswandel, der andere vollführte mehrfach Diebstähle, und beide wurden zuletzt Münzfälscher. 2. A. R., vollständig schwachsinnig. Vater starb an Gehirnschlag, Mutter litt an Nervosität, Reizbarkeit, Angstzuständen. Ein Onkel väterlicherseits starb im Tollhaus, ein Onkel mütterlicherseits an Gehirnschlag, eine Schwester leidet an Schwindelanfällen. Sie hatte sechs Kinder, von denen zwei in der Kindheit starben. Eine Tochter ist halb schwachsinnig, die anderen hysterisch. Der einzige Sohn führte ein verschwenderisches Leben, wie der Vater, und wurde schließlich wegen mehrerer Vergehen zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. 3. B. X. litt an Wahnsinnsanfällen und Erotismus. Er hatte zwei Söhne und zwei Töchter, von denen die älteste mehrmals Betrug beging und verurteilt wurde. — In diesen Fällen kann mit großer Sicherheit die erbliche Belastung durch Geisteskrankheit der Eltern als Ursache des Verbrechens angesehen werden, da die wirtschaftliche Lage, die Lebensumstände, Elend, Affekt oder Alkoholismus nicht zur Erklärung herangezogen werden können. (C. E. Mariani, Rivista mensile di psichiatria forense, 1903, 10.)

Ein Stammbaum von Geisteskranken und Selbstmördern. Die erste Generation bestand aus drei gesunden Ehepaaren, von denen fünf Kinder geboren wurden. Eins von ihnen beging Selbstmord, zwei starben ehelos, einer heiratete eine gesunde Frau, bekam zwei Söhne, die mit gesunden Frauen je drei Söhne zeugten, von denen einer verrückt und der andere ein Idiot war. Der viertgeborene der zweiten Generation heiratete eine Frau, unter deren Vorfahren drei Selbstmörder vorkamen, und hatte von ihr fünf Söhne. Der erste war neuropathisch und menschenscheu, heiratete eine dem Alkoholismus ergebene Frau, und von seinen fünf Söhnen entleibte sich der eine, zwei verfielen der Melancholie, der fünfte hatte ein eigentümlich bizarres Wesen. Der dritte hatte sechs Kinder, welche alle einen bizarren Charakter hatten. Von den vier Kindern des fünften beging einer Selbstmord. Im ganzen waren also unter 65 Individuen sechs Geisteskranke, sechs Selbstmörder und acht „bizarre" Charaktere. Verbrecherneigungen kommen nicht vor. (Vood, The Journal of mental science.)

Alkoholismus und Geisteskrankheiten. Von den 1886—89 in der Irrenanstalt Allenberg aufgenommenen Geisteskranken waren 11 pCt. (18,3 pCt. M., 2,8 pCt. W.) infolge von Trunksucht erkrankt, außerdem 8 pCt. (8,2 pCt. M., 7,8 pCt. W.) durch Trunksucht in der Blutsverwandtschaft belastet; von 1890 bis 1899 waren die entsprechenden Zahlen 19 pCt. (32,6 pCt. M., 2,1 pCt. W.) und 9,1 pCt. (8,5 pCt. M., 9,7 pCt. W.). Im ganzen spielte von 1886—89 Trunksucht bei 19 pCt. (26,5 pCt. M., 10 pCt. W.), von 1890—94 bei 26,1 pCt. (37 pCt. M., 12,8 pCt. W.), von 1895—99 bei 30,6 pCt. (44,4 pCt. M., 11 pCt. W.) eine Rolle. So ergibt sich ein deutliches Ansteigen der Geistesstörungen, bei denen der Alkohol eine Rolle spielt, vorzugsweise aber der durch eigene Trunksucht hervorgerufenen Geistesstörungen. Von den geisteskranken Trinkern stammten 20—30 pCt. aus Trinkerfamilien, 25 pCt. der Trinker waren Vagabunden und Verbrecher resp. Personen, die mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen waren. (H. Hoppe, Int. Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, 1903, 10.)

Mutterschaft und Aufzucht der Kinder. Nach Hegar bedarf eine Mutter für jedes Kind 2½ Jahre Zeit, ehe sie sich in ausreichender Weise der Mühen und Pflege eines zweiten ohne Schaden unterziehen kann. Würde dieser Zeitraum besser, als es bei zahlreicher Kinderschar möglich ist, beobachtet, dann würde die Erziehung eine weniger summarische, sondern eine individualisierte sein.

Soziale Hygiene.

Ministerien für Sanitätsangelegenheiten. Die österreichischen Aerzte haben an die Regierung eine Petition um Schaffung eines eigenen Sanitätsministeriums gerichtet, in welcher es heißt: Die Sanitätsangelegenheiten sind in Oesterreich bei

der ersten und zweiten Instanz der politischen Behörde unterstellt, bei der dritten gehören sie in das Gebiet des Ministeriums des Innern. Bei allen drei Instanzen haben wir Aerzte, also Fachmänner, die als Beamte angestellt sind, aber überall ist ihre Stellung eine solche, daß sie eigentlich nur beratende Organe sind, denn die Entscheidung in Sanitätsangelegenheiten liegt in den Händen der entsprechenden Chefs, welche nicht Fachleute sind und welche nicht unbedingt an die Meinung ihrer Fachbeamten sich halten müssen. Dies führt zu manchen Unzukömmlichkeiten, es werden Entscheidungen getroffen, welche vom medizinischen Standpunkte wissenschaftlich nicht zu begründen sind, ja es werden Verordnungen herausgegeben, welche mitunter gar nicht zweckentsprechend sind. Es ist bekannt, welchen kolossalen Aufschwung die medizinischen Wissenschaften in den letzten Dezennien aufzuweisen haben. Durch die neuesten epochemachenden Forschungen und Entdeckungen sind viele Zweige der Medizin völlig umgeändert und auf rein wissenschaftliche Grundlage gestellt worden. Nicht nur bei Infektionskrankheiten, man kann wohl mit Recht sagen, daß es wohl keinen Zweig des wirtschaftlichen Lebens gibt, in welchem die Hygiene nicht ein großes Wort mitzureden hätte. Mit der Entwicklung der Verkehrsmittel haben Handel und Gewerbe einen bedeutenden Aufschwung genommen und wie viele sanitäre Fragen von außerordentlicher Bedeutung sind da zu berücksichtigen und zu entscheiden, welche ein vollkommenes Verständnis der Hygiene erheischen. Die Ueberwachung der Lebensmittel und der Handel mit denselben sind ebenso wichtig im wirtschaftlichen Leben und können unmöglich von einem Laien beurteilt werden. Ebenso die Wohnungsfrage und Assanierung der Städte und Dörfer. Und die Frage der Erziehung und des Unterrichtes! Welche Fülle von sanitären Rücksichten sind bei dem Schulwesen zu beurteilen, welche bis jetzt entweder gar nicht oder nur unzulänglich berücksichtigt wurden und welche in so hohem Grade auf das Leben und die Gesundheit der Staatsbürger Einfluß haben. Ferner wird auf die Notwendigkeit der Schaffung und richtigen Handhabung eines Epidemiegesetzes, das Apothekenwesen, wo jetzt unleidliche Verhältnisse herrschen, das Gebiet der Veterinärpolizei und die Prostitution hingewiesen. Viele von diesen Fragen haben einen außerordentlichen Einfluß auf das Leben und Gedeihen der Staatsbürger und es ist höchste Zeit, daß dieselben möglichst bald und von fachmännischer Seite in Angriff genommen werden, um so mehr, da es allgemein bekannt ist, daß nicht nur die Sterblichkeitsziffer in einzelnen Ländern unserer Monarchie eine recht hohe ist, sondern auch der allgemeine Gesundheitszustand und die physische Tüchtigkeit der Bevölkerung im Sinken ist. Doch soll da Abhülfe geschaffen werden und eine radikale Besserung eintreten, so ist es unumgänglich notwendig, daß man mit dem bisherigen Modus der Behandlung der sanitären Fragen abbricht und in neue Bahnen einlenkt; daß man nicht nur die Beratung der sanitären Verhältnisse, sondern auch die Beschlußfassung und die Entscheidung derselben in fachmännische Hände, also in die der Aerzte lege, da nur diese nicht nur die dazu nötigen Kenntnisse besitzen, sondern auch imstande sind, dieselben vom wissenschaftlichen Standpunkte zu beurteilen. Dies kann nur auf diese Art durchgeführt werden, daß man ein eigenes Ministerium für Sanitätsangelegenheiten schafft; an die Spitze desselben sollte ein Arzt gestellt werden und das Personal des genannten Ministeriums sollte aus angestellten Aerzten und Juristen zusammengestellt sein, von denen die letzteren beratende Organe bei der Entscheidung und Durchführung der sanitären Verordnungen und Gesetze wären.

Verhütung körperlicher Mißgestalt. Das köstlichste Gut, das uns die Mutter Natur mit auf unseren Lebensweg zu geben vermag, ist eine harmonische Entwicklung unseres Körpers, und ein gestählter Organismus ist notwendig, um den Kampf ums Dasein bestehen zu können. Bei der Art der heutigen Erziehung wird die körperliche Entwicklung unserer Schulkinder in kaum glaublicher Weise vernachlässigt. Sobald die Kinder den Schulbesuch beginnen, findet, den veränderten Lebensbedingungen entsprechend, gar bald eine körperliche Umwandlung statt. Es leiden besonders die Körperorgane, für welche Muskelarbeit unbedingt erforderlich ist, es leidet die Tätigkeit des Herzens und der Atmung. Viel schlimmer sind Kurzsichtigkeit, Nervosität und die Verkrümmungen des Rückgrats, die zu einer körperlichen Mißgestalt führen. Solche Verkrümmungen entwickeln sich in den Schulen in einer geradezu Schrecken erregenden Häufigkeit, namentlich in den höheren Klassen der Mädchenschulen. Statistische Ermittelungen haben ergeben, daß von 100 solchen Mädchen 70 eine schlechte Haltung haben, während bei etwa 30 pCt. schwerere Verkrümmungen vorliegen. Die Ursache ist

zumeist ein schlechtes und anhaltendes Sitzen. Gewiß ist auch die Disposition eine Hauptursache. In der Krankengeschichte eines solchen Kindes finden wir vielfach, daß die Verkrümmung in der Familie erblich ist. Es muß auf jeden Fall ein größeres Augenmerk auf die körperliche Erziehung unserer Jugend gerichtet werden. Durch Turnstunden, Jugendspiele muß die Muskulatur energisch gekräftet werden. Eine andere Verunstaltung des weiblichen Organismus entsteht durch das Korsett, welches die drei wichtigsten Funktionen des Körpers, Atmung, Verdauung und Blutumlauf, in ihrer Tätigkeit schwer schädigt. Die nächsten Folgen sind Blutarmut, Bleichsucht und unnatürlicher Fettansatz. Die natürlichen Stützpunkte, an denen die Frauenkleidung ihren Halt finden muß, ist das Schultergerüst und die Beckenschaufel. Wie das Korsett den Rumpf verunstaltet, so wird der Fuß durch schlechtes Schuhwerk geschädigt. Unter hundert sonst normal gebauten Menschen gibt es heutzutage kaum einen, der einen wirklich normalen, völlig unverdorbenen Fuß hätte. Der Grund liegt in unseren unrationell gebauten Schuhen und Stiefeln; denn wir passen in der Regel nicht unsere Stiefel dem Fuß, sondern den Fuß unseren Stiefeln an. Der Stiefel ist meist symmetrisch gebaut und kann unmöglich auf den an sich unsymmetrisch gebauten Fuß passen. Die ganze Form des Fußes wird dadurch geändert, natürlich nicht ohne die Leistungsfähigkeit desselben herabzusetzen. Der Gang wird plump und stampfend. Die zu einem elastischen Gang nötige „Abwicklung" des Fußes vom Boden geht völlig verloren. Neben den „Hühneraugen" und den Ballen stellen sich noch Plattfußbildung, eingewachsene Nägel, schmerzhafte Hammerzehen ein. Auch der Schweißfuß ist nicht selten die Folge schlechten Schuhwerks. Auf allen Gebieten der Medizin drängt sich der Grundsatz durch, daß es viel besser ist, einem Uebel vorzubeugen, als das bereits vorhandene zu heilen. Nur wenn die Kenntnis dieser Schädigungen in die breitesten Volksmassen dringt und dementsprechend gehandelt wird, werden die kommenden Generationen auch körperlich imstande sein, den an sie gestellten gesteigerten geistigen Anforderungen zu entsprechen. (Hoffa, Blätter für Volksgesundheitspflege, 1903, 8.)

Erholungsstätten für Arbeiter. Es waren Zweifel darüber aufgetaucht, ob die Krankenkassen berechtigt seien, die Kosten der Erholungsstättenpflege kranker und erwerbsunfähiger Kassenmitglieder zu tragen, insbesondere kam die Bezahlung des Mittagessens und des Fahrgeldes in Betracht. Es ist jetzt von der maßgebenden Stelle entschieden worden, daß die Krankenkassen berechtigt sind, solche Ausgaben zu machen. Der Magistratskommissär für die Orts- und Betriebskrankenkassen teilt in seinem Jahresbericht mit: Die durch den Volksheilstättenverein vom Roten Kreuz ins Leben gerufenen Erholungsstätten sind im laufenden Berichtsjahr von einem großen Teile der Krankenkassen für ihre zu einer derartigen Behandlung geeigneten Kranken und erwerbsunfähigen Mitglieder in Anspruch genommen worden. Den überwiesenen Kranken können neben dem vollen Krankengelde und freier ärztlicher Behandlung und Arznei der Betrag des Fahrgeldes von und nach der Erholungsstätte, sowie die Kosten des in der Erholungsstätte zu verabfolgenden Mittagessens aus Kassenmitteln gewährt werden.

Säuglingsernährung und Kinderschutz. Auf dem neunten internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Brüssel wurde über Säuglingsschutz und Kinderernährung verhandelt. Budin stellte als ersten Grundsatz die Notwendigkeit der Ernährung des Neugeborenen mit Muttermilch auf. Nur wenn dies nicht möglich ist, darf zu einer gemischten Kost oder zu einer künstlichen Ernährung gegriffen werden. Wo man gezwungen ist, künstliche Ernährung einzuleiten, empfiehlt es sich, für die ersten Wochen Eselinnenmilch anzuwenden und erst allmählich zur Kuhmilch überzugehen. Schließlich empfiehlt Budin die Errichtung von Kinder-Ambulatorien, in welchen die Kinder regelmäßig gewogen und den Müttern Belehrungen in bezug auf die Ernährung erteilt werden. Heubner betont die Bedeutung der Popularisierung der Grundsätze der Säuglingsernährung in Wort und Schrift. Die Schaffung zahlreicher Asyle für Säuglinge würde den armen Müttern ermöglichen, ihre Mutterpflichten zu erfüllen, ohne durch Nahrungssorgen daran gehindert zu werden. Auch ist es bedauerlich, daß in den meisten Gemeinden der Schutz illegitimer Kinder ungenügend organisiert ist. Clerfayt fordert die Einführung besonderer Vorlesungen über Kinderhygiene und besonders über Kinderernährung in den Mädchenschulen. Ferner soll die Gemeinde bei jeder Meldung einer Geburt den Müttern eine Belehrung über Ernährung und Hygiene des Neugeborenen überreichen. Nach einer eingehenden Diskussion faßte

der Kongreß folgende Beschlüsse: 1. In allen Orten, wo dies möglich ist, sollen von Aerzten geleitete Säuglingsambulanzen errichtet werden. 2. In den Mädchenschulen ist ein theoretischer und praktischer Kursus über Kinderhygiene einzuführen. 3. Bei jeder Eheschließung ist den Gatten eine Belehrung über die Vorteile der natürlichen und die Gefahren der künstlichen Kinderernährung zu überreichen.

Tuberkulose-Bekämpfung in der Schweiz. Jeder Todesfall an Tuberkulose ist vom behandelnden Arzte, eventuell vom Hausbesitzer sofort dem Bezirksarzte anzuzeigen. Nach jedem Todesfall an Tuberkulose hat eine amtliche Desinfektion der bewohnten Räume und der benutzten Betten, Kleider u. s. w. stattzufinden. Beim Auftreten gehäufter Fälle von Tuberkulose unter der einheimischen Bevölkerung ist vom Bezirksarzt eine Untersuchung der Ursachen anzustellen und sind die notwendigen hygienischen Verbesserungen anzustreben. Das kantonale chemische Laboratorium wird angewiesen, Sputumuntersuchungen auf Tuberkelbazillen zu mäßiger Taxe zu besorgen. Die zuständigen Behörden und Verwaltungen haben dahin zu wirken, daß in Schulen, Kirchen, Bahnhöfen, Eisenbahnwagen u. s. w. nicht auf den Boden gespuckt werde, daß die Straßen vor dem Kehren bespritzt werden und daß die Eisenbahnwagen täglich feucht gereinigt und periodisch desinfiziert werden. Für Kurorte für Lungenkranke und Uebergangsstationen werden besondere, den Verhältnissen angepaßte Bestimmungen aufgestellt.

Rechtswissenschaft.

Vergeltungsstrafe und Zweckstrafe. Ueber dem Streit, ob die Strafe der Vergeltungsidee oder dem Zweckgedanken dienen soll, ist das wirkliche Problem, nach welchen Gesichtspunkten die Strafe im einzelnen Fall zuzumessen sei, so gut wie unerörtert, jedenfalls ungeklärt geblieben. Liszt will die soziale Gefährlichkeit zum Maßstab und zur Begründung der Strafe machen. Wer weiß aber z. B., ob die Gemeingefährlichkeit eines Verbrechers bis ans Ende seines Lebens dauert. Niemand kann wissen, ob nicht das Zuchthaus schon in einigen Jahren aus einem rohen Gesellen einen stillen, gebrochenen Mann gemacht hat. Wollen wir einen gemeingefährlichen Verbrecher lebenslänglich einsperren, so berechtigt uns dazu keinerlei Erfahrung über seine Unverbesserlichkeit, sondern allein das Urteil, daß er durch sein Verhalten eine tiefe und erbarmungslose Schuld auf sich geladen hat, daß er dauernde Ausstoßung aus der menschlichen Gesellschaft verdient. Das aber wäre Vergeltung, eine der Schwere der Verschuldung und ihrer Wirkungen entsprechende Ausgleichung im Dienste des Rechts! Der Vergeltungsgedanke ist nur eine regulative Idee, die keineswegs mit einem Schlage alle Probleme löst. Bei unserer mangelhaften Kenntnis der Verbrechenswirkungen und des psychischen Einflusses der Strafe können unsere Urteile über die konkrete Zumessung der Strafe trotz Einheit des zugrunde gelegten Prinzips stark voneinander differieren. Daß die Verbrecher nach Maßgabe ihrer sozialen Gefährlichkeit bestraft werden sollen, klingt sehr einleuchtend, d. h. sie sollen so lange interniert bleiben, als sie nicht gebessert oder abgeschreckt sind. In einer gut geleiteten Anstalt können die Verbrecher wohl eine Disziplinierung ihrer Triebe und Leidenschaften lernen. Leider besitzt die Strafanstalt ganz besondere, dem Leben außerhalb derselben gar nicht vergleichbare Bedingungen. Auf Grund der in der Strafanstalt gemachten Beobachtungen läßt sich niemals sicher bestimmen, ob und wann der Dieb, der Notzüchter u. s. w. durch die Strafe soweit gefestigt ist, daß er sich auch draußen bewähren wird. Dann müßte man den staatlichen Behörden zutrauen, vollkommene Menschenkenner zu sein. Im Gegenteil: die Kennzeichen, nach denen wir die Gemeingefährlichkeit der verschiedenen Delinquenten bestimmen sollen, sind völlig dunkel. Nur eins können wir mit Sicherheit sagen, daß gerade die Erfahrungen in der Strafanstalt eine denkbar ungünstige Grundlage für die maßgebende Beurteilung abgeben. Eine heillose, gar nicht zu beseitigende Unsicherheit und Willkür würde die Folge einer konsequenten Durchführung der Zweckstrafe sein. Auch die Anschauung von Liszt kann den Begriff der Vergeltung nicht entbehren. Für die Frage der konkreten Strafbestimmung ist eine Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit notwendig. Anders liegen die Dinge bei der Behandlung der gemeingefährlich vermindert Zurechnungsfähigen. Aber auch diese dürfen nicht zeitlebens eingesperrt

werden. Der Staat und die Organe des Sicherheitsdienstes sollen sie mit größtmöglicher Sorgfalt überwachen und sie, wenn es der Sicherung der Gesellschaft halber sein muß, in staatliche Detentionshäuser stecken. Nur soll man sie nicht mit dem Maße voll zurechnungsfähiger Verbrecher messen und behandeln und den untauglichen Versuch unternehmen, sie einem straffen und zielbewußten Strafvollzug zu unterwerfen; nur soll man sie nicht ins Zuchthaus weisen. Der Energie Liszts ist es in erster Linie zu verdanken, daß uns die Mängel eines schablonenhaften Strafbetriebes zum Bewußtsein gekommen sind, daß sich jetzt allerorten im Deutschen Reiche der ernste Wille zeigt, die Vollstreckung der Freiheitsstrafen fruchtbringend zu individualisieren! Es ist bekannt, daß unsere einsichtigen Strafanstaltsbeamten überall bewegliche Klagen erheben über das große Heer geistig Gestörter und hochgradig Defekter in unseren Strafanstalten, daß es möglich sei, sie in zweckmäßiger und gerechter Weise zu behandeln, sondern daß man immer wieder der Gefahr ausgesetzt ist, sie durch unvernünftige Disziplinar-Maßregeln physisch und intellektuell völlig zugrunde zu richten. (M. Liepmann, Deutsche Juristenzeitung, 1904, 2.)

Erziehung und Unterricht.

Die Organisation der Hülfsschulen. Die Fürsorge für die geistesschwachen Kinder ist erst im 19. Jahrhundert ein Zweig der humanen Bestrebungen geworden. Man war früher der Ansicht, daß es sich nicht lohne, den geistig Armen, den Stiefkindern der Natur, besondere Sorgfalt angedeihen zu lassen. Einer der ersten, der seine Stimme für sie erhob, war der Arzt Fering, der forderte, daß in großen Städten, wo die Zahl der blöd- und schwachsinnigen Kinder gewöhnlich sehr beträchtlich ist, eigene Unterrichtsanstalten für dieselben errichtet würden. Das allgemeine Interesse wurde erst durch Dr. Guggenbühl auf diese Dinge gelenkt. Mit seinem Schulunternehmen war die Aufmerksamkeit für die geistig Armen, für ihre Pflege, Erziehung und Bildung erwacht. Verschiedene Regierungen ließen Zählungen der Schwachsinnigen vornehmen, und an vielen Orten fing man an, Anstalten für Geistesschwache, namentlich für Jugendliche, zu errichten. Für vollkommen Blödsinnige und bildungsunfähige Geistesschwache kann es natürlich keine Erziehungs- und Unterrichts-, sondern nur Versorgungs- und Pflegeanstalten geben. Anders hingegen steht es mit denjenigen Geistesschwachen, bei denen ein minimales Seelenleben zu verspüren ist, welches Auffassungsvermögen und Aufmerksamkeit erkennen läßt. Mit der Zeit zeigte es sich aber, daß in den Erziehungsanstalten bei weitem nicht alle Kinder untergebracht werden konnten; eine Anzahl von schwachbegabten Kindern verblieb den Volksschulen zur Last. Für diese Schwachbegabten hat man nun angefangen, besondere Schulen und Schulklassen einzurichten. Ihre Begründung verdanken sie Dr. Kern, dem Stifter der ersten Idiotenanstalt Deutschlands. Es ist durchaus möglich, lauter schwachsinnige Kinder für sich zu unterrichten. Die Annahme, daß schwachsinnige Kinder in der Volksschule durch die besser begabten eine heilsame und anspornende Anregung erfahren, ist durchaus unzutreffend. Die Schwachbegabten müssen nach besonderen Methoden behandelt werden, und die ganze Umgebung, in welcher sie leben, muß ihrer Erziehung und Heilung angepaßt werden. Das kann aber nie und nimmer in der Volksschule mit ihrer festgefügten Ordnung und ihren festgelegten Normen geschehen, dazu sind andere Maßnahmen erforderlich, nämlich spezielle Hülfsschulen. Hier leben die Kinder auf, werden munter, angeregt; ihre ganze Stimmung, ihr gemütliches Verhalten schlägt plötzlich um. Das Bewußtsein, daß sie sich in einer Schule für Minderwertige befinden, ist nach den bisherigen Wahrnehmungen den Kindern in der Hülfsschule noch nie gekommen. Der Widerstand der Eltern gegen die Hülfsschulen ist durchaus nicht so groß, wie man gewöhnlich annimmt. Mit der Ausbreitung der Hülfsschulen werden derartige Bedenken nach und nach ganz verschwinden. Alle Kinder, welche geistig derart geschwächt sind, daß sie an dem Unterrichte der Volksschulen nicht mit Erfolg teilnehmen können, gehören in die Hülfsschulen. Jedes Kind der Hülfsschule ist einem besonderen Studium zu unterwerfen und seiner leiblichen und seelischen Eigenart entsprechend zu behandeln, zu welchem Zweck auch die häuslichen Verhältnisse der Kinder zu erforschen sind. Die Hülfsschule ist als öffentliche, selbständige Schule anzuerkennen

und ihr eine eigene Leitung, Verwaltung und Beaufsichtigung zu geben; abzuweisen sind Nebenklassen oder Nachhülfeklassen, welche den anderen Schulen angegliedert sind. Die Lehrer dieser Schulen haben eine besonders schwere Aufgabe. Von ihnen muß eine besondere Vorbildung verlangt werden, namentlich auf dem Gebiete der Sprachheilkunde, denn Sprachmängel und Sprachstörungen aller Art treten bei geistesschwachen Kindern häufig auf. Auch der Arzt hat eine besondere Aufgabe in den Hülfsschulen zu erfüllen, namentlich bei der „Umschulung" und der Entlassung der Kinder. (Fr. Frenzel, Mediz.-pädag. Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde, XII. Jahrgang.)

Bevölkerungsstatistik.

Die Sterblichkeitsverhältnisse in der Schweiz von 1876 bis 1900. Mit dem Jahre 1876 begann das eidgenössische statistische Bureau die Registration der Todesursachen. Die Beobachtung der Sterblichkeitsverhältnisse in der Schweiz während eines Vierteljahrhunderts liegt jetzt vor, und da ziemt es sich, nach den Ergebnissen zu fragen, welche die lange Arbeit gezeitigt hat. Verfolgt man die Gesamtsterblichkeit von 1875 bis 1900, so begegnet man einem auffallenden Sinken derselben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von 23,5 pM. auf 20,9 pM. und 18,9 pM. Mit dieser Abnahme der Sterblichkeit geht eine Abnahme der Geburtenzahl Hand in Hand, und zwar von 30,9 pM. auf 28,2 pM. und 28 pM., wie dies auch anderwärts beobachtet wird. Allein der Geburtenüberschuß ist trotzdem von 7,4 pM. auf 9,1 pM. gestiegen. Die Altersklasse von 15 bis 20 Jahren zeigt die geringste Sterblichkeitsabnahme. Ueber die zeitliche Zu- und Abnahme der Bevölkerung gaben die jeweiligen Volkszählungen Aufschluß. Von allen Kantonen hat nur Glarus eine Abnahme der Volkszahl erfahren. Der gewaltige Zug der Landbevölkerung nach den Städten, der unsere Zeit charakterisiert und einerseits durch den wachsenden Industrialismus und andererseits durch die große Konkurrenz landwirtschaftlicher Produkte aus fernen Ländern hervorgerufen wird, findet in der Schweiz seinen Ausdruck in der Tatsache, daß die 15 größeren Städte in den letzten 25 Jahren ausschließlich infolge Wanderung jährlich um zwei Prozent ihrer Einwohnerzahl gewachsen sind, was eine Verdoppelung der Volkszahl bereits nach Ablauf von 35 Jahren in Aussicht stellt. Was die Krankheitsstatistik angeht, so hatte in den 25 Jahren die impfzwangsfreie Bevölkerung der Schweiz eine weit geringere Sterblichkeit als die unter dem Impfzwang stehende: jene eine Sterblichkeit von 17, diese hingegen eine solche von 25. Hat also der Impfzwang wirklich irgend einen Einfluß auf die Pockenseuche ausgeübt, so kann dies nur ein verderblicher, die Seuche begünstigender Einfluß gewesen sein. Hier wie überall zeigt es sich, daß die Pocken nebst anderen Volksseuchen dem zivilisatorischen Einfluß höherer geistiger und körperlicher Kultur gewichen sind. Interessant ist auch die Statistik der Sterblichkeit an Tuberkulose. Dabei ergibt sich, daß mit dem Anwachsen der Schwindsuchtssterblichkeit diejenige der akuten Lungenkrankheiten zurückgeht, gleichsam als wenn die Fatalität, von einer Lungenkrankheit überhaupt befallen zu werden, in dem Maße in die Fatalität umschlüge, speziell an Tuberkulose des Organs zu erkranken, als äußere Einflüsse diesen Umschlag begünstigen. Je enger die Menschen zusammenwohnen, um so größer werde die Zahl derer, welche der Lungenschwindsucht zum Opfer fallen. Die Wohnungsreform muß mit einer Ausdehnung der wachsenden Städte in die Fläche, statt in die Höhe, verbunden werden. Der Kampf gegen die Tuberkulose bedarf auch einer Reform in der Verteilung der Arbeit. Je mehr der Mensch in der freien Natur lebt, um so weniger verfällt er der Lungenschwindsucht, wie dies auch bei den Tieren der Fall ist. Die Kindersterblichkeit ist insofern von größter Bedeutung, als die Bilanz zwischen Geburts- und Todesfällen von derselben wesentlich beeinflußt wird. Von 1000 Kindern starben im ersten Lebensjahr 178. Die Schweiz steht mit dieser Zahl etwa in der Mitte zwischen Norwegen mit 115 und Island mit 324. Die Haupttodesursache ist Brechdurchfall infolge künstlicher Ernährung und heißer Jahreszeit. (Adolf Vogt, Zeitschrift für schweizerische Statistik, 1904.)

Auswanderung aus Schweden. Im verflossenen Jahre sind über die Häfen Göteborg, Helsingborg und Stockholm 29944 Personen nach fremden Erdteilen aus-

gewandert, die höchste Zahl in den letzten 10 Jahren. Zum Vergleich sei erwähnt, daß im Jahre 1894 nur 8246 Auswanderer gezählt wurden. Seitdem ist der Strom der Auswanderung, der die arbeitskräftige Bevölkerung Schwedens dem Vaterlande und Europa entführt, beständig gewachsen.

Geistiges Leben.

Der Einfluß Frankreichs auf das deutsche Geistesleben. Unter den literarischen Erscheinungen des vergangenen Jahres muß der Umfrage, die der „Mercure de France" über den Einfluß des deutschen Geistes auf den französischen veranstaltet hat, eine hervorragende Bedeutung zugesprochen werden. Wir haben in dieser Zeitschrift s. Z. darüber berichtet. Es mußte nun verlockend sein, unter den Vertretern deutscher Kunst und deutschen Geistes die entsprechende Umfrage zu veranstalten, wie sie über den Einfluß Frankreichs auf Deutschland im Umkreise ihres Schaffensgebietes dächten. O. J. Bierbaum wandte sich zu diesem Zweck an eine Reihe hervorragender Dichter, Künstler und Gelehrten deutscher Zunge, deren Antworten in der „Zeit" (1904, 483—485) veröffentlicht worden sind. K. Woermann schreibt, daß über den künstlerischen Einfluß Frankreichs auf Deutschland, der im Mittelalter zwischen 1200 und 1400, in der Neuzeit zwischen 1650 und 1750, dann wieder seit 1850 am stärksten zutage trat, sich ein mehrbändiges Werk schreiben ließe. Andere meinten, daß der Einfluß Frankreichs in geistigen und künstlerischen Dingen zwar an Mächtigkeit und Tiefe stark abgenommen habe, so daß es sich nicht mehr lohne, darüber zu diskutieren. Am umfassendsten äußerte sich Professor F. Vetter. Die deutsche Provinz Frankreich, die sich am Tage von Verdun vom Deutschen Reich getrennt hat, sei uns seither ein Jahrtausend lang, dank der älteren Kultur ihres Bodens, in Literatur und Kunst immer um mindestens ein halbes Jahrhundert voraus gewesen. „Daneben haben beide Völker ihren besonderen Genius gehabt, der jeder zu seiner Zeit in der Weltgeschichte die Führung übernommen hat. Deutschland, das Land der tiefen Innerlichkeit und der konsequenten Entwicklung, hat im 16. Jahrhundert die ethische, Frankreich, das Land der schönen Aeußerlichkeit und der raschen Impulse, die soziale Großtat der Weltgeschichte vollbracht; jenes hat die religiöse, dieses die politische Demokratie begründet." H. Salus scheint es ganz fraglos, daß französische Kultur auf deutsche Kunst und deutsches Wissen einen starken Einfluß ausgeübt hat; daß aber dieser Einfluß im großen und ganzen ein äußerlicher war und nie in die deutsche Volksseele eingedrungen ist. J. J. David schreibt, daß die Franzosen uns immer vorbildlich sein würden in der Klarheit und Sauberkeit der Sprache, daß auch die Geschlossenheit ihrer Kunstformen immer etwas Zwingendes habe. Verlaine und Maupassant haben dadurch Spuren hinterlassen, sowohl in der Lyrik als im Drama. Schoenaich-Karolath vertritt den Standpunkt, daß die Deutschen gegenwärtig, was literarische Kräfte angehe, den Franzosen überlegen seien. Bulthaupt schreibt, daß unser Volk unter dem Einfluß des französischen Geistes schwer genug gelitten habe. In unserer Zeit habe Deutschland einen R. Wagner der Welt und auch Frankreich gegeben, und es sei nichts zu nennen, was an ähnlicher Bedeutung neuerdings von Frankreich zu uns gekommen wäre und uns in Bande geschlagen hätte. H. Olde betont aufs stärkste den Einfluß der französischen auf die deutsche Malerei. In demselben Sinne äußert sich M. A. Stremel. Darum habe aber das Nationale in unserer Kunst keinen Schaden erlitten, da es in der Persönlichkeit und in der Empfindung beruhe. „Nur schlummernde Kräfte sind bei uns, wie in anderen Ländern, durch einen Magnet geweckt worden." W. Trübner führt in der bildenden Kunst gleichfalls alle Anregungen auf Frankreich zurück: „In der bildenden Kunst ist uns Frankreich immer vorangeschritten, schon zu der Zeit, als der gotische Stil die Welt beherrschte. Die geistige Anregung ist selbst in den Fällen auf Frankreich zurückzuführen, in denen die Deutschen nachher das Bedeutendere leisteten. Selbst H. Thoma, der deutscheste unter den deutschen Meistern, bekennt dankbar, was in seiner Entwicklung Frankreich bedeutet. Die entgegengesetzte Meinung vertritt P. Behrens: „Ich sehe nicht, welchen Einfluß die französische Kunst auf Böcklin, Wagner und Nietzsche gehabt hat, und welchen sie auf Franz Stuck und Th. Th. Heine hat. Wenn ich nach diesen Namen von mir sprechen darf, so kann ich sagen, daß

ich niemals eine Anregung aus Frankreich empfangen habe." J. Schlaf und A. Holz äußern sich über die französischen Einwirkungen auf die neuere deutsche Lyrik. Der letztere schließt: „Der Einfluß Frankreichs auf unsere Literatur, der stets ein starker gewesen ist, zeigt sich sekundär auch heute noch bei vielen."

Bücherbesprechungen.

Ernest Seillière, Le comte de Gobineau et l'aryanisme historique. La philosophie de l'impérialisme I. — Paris, Plon, 1903.

Es war vorauszusehen, daß die überlaute und überschwängliche, zum Teil ganz unwissenschaftliche und urteilslose Verherrlichung des Grafen Gobineau, wie sie besonders von der Bayreuther Gesellschaft ausgegangen ist, jenseits des Wasgenwaldes einen etwas anders klingenden Widerhall wecken würde. Ein solcher tönt uns aus diesem hübsch und anregend geschriebenen Buche entgegen, das auch in Deutschland gelesen und beachtet zu werden verdient. Denn der Verfasser, obwohl er naturwissenschaftlicher Schulung entbehrt und Leute wie Driesmans und Hentschel ernst zu nehmen scheint, hat doch im allgemeinen seinen Landsmann richtig beurteilt und, bei unumwundener Anerkennung mancher Vorzüge, in durchaus vornehmer Darstellung, oft mit feinem Spott die vielen Irrtümer und Widersprüche in Gobineaus Werken, seinen Mangel an Folgerichtigkeit, seine Abhängigkeit von Vorurteilen dem Leser zum Bewußtsein gebracht. Wenn ich selbst dem französischen Diplomaten gegenüber auch immer die Ehre der deutschen Wissenschaft gewahrt und die hochtönenden Lobgesänge auf das gebührende Maß herabzustimmen gesucht habe, so muß ich doch gestehen, daß jede wiederholte Beschäftigung mit ihm, jede Vertiefung in seine Werke mein Urteil eher verschärft als mildert. Besonders fällt ein Vergleich mit einigen ebenfalls vergessen gewesenen deutschen Forschern, so mit Klemm (Kulturgeschichte der Menschheit, I. Bd., 1843), der sein großes Werk ganz auf naturwissenschaftliche Grundlagen gestellt und vor 60 Jahren schon die Affen „Vorläufer der Menschen" genannt hat, mit Vollgraff, dem die Staatslehre „als Zweig der Naturwissenschaft" galt, sehr zu Ungunsten des, wie folgende Zeilen zeigen,

Et le phoque lui-meme est issu d'un saumon ...
Et le singe vaut mieux qu'un Odin pour ancêtre,

bis zu seinem Lebensende die Entwicklungslehre nicht begreifenden und daher verspottenden französischen Geschichtsphilosophen aus.

Wie sehr er von Klemm beeinflußt war, beweisen u. a. die aus dessen „Kulturgeschichte" übernommenen Ausdrücke „männliche" (aktive) und „weibliche (passive) Rasse", seine Vorzüge jedoch, Entstehung der Rassen durch natürliche Entwicklung unter der Wirkung der Außenwelt, hat er sich nicht zu eigen gemacht, seine, durch die Zeit entschuldbaren, Fehler, wie z. B. die finnische Urbevölkerung von Europa und die asiatische Herkunft der Kulturvölker, weder erkannt noch verbessert. Während der deutsche Forscher das Heil der Menschheit in der Ausgleichung der Gegensätze erblickt und von der Vermischung beider Rassen, der „Völkerehe", den Fortschritt zu höheren Stufen der Gesittung — allerdings auch ein Irrtum — erhofft, erwartet der Franzose von der unaufhaltsamen Blutmischung den Niedergang und die Verdummung unsrer Nachkommen, denn es werden, nach seiner Voraussage, Zeiten kommen, in denen „die Menschenherden, in blöden Stumpfsinn versunken, taten- und gedankenlos hinleben wie die Büffel, die in den Pfützen der pontinischen Sümpfe wiederkäuen". Trotz der unleugbaren, mit dem Weltverkehr zunehmenden Vermischung dürfen wir, glaube ich, doch an den Fortschritt der Menschheit glauben, da die nordeuropäische Rasse immer noch eine große Vermehrungs- und Ausdehnungsfähigkeit an den Tag legt und die Mischlinge, in denen ihr Blut überwiegt, zu ebenbürtigen Nachfolgern heranzuziehen versteht. Das aber hat Klemm richtig erkannt, daß „in diesem Bestreben ein Volk auf das andere ablösend und fortsetzend in ununterbrochener Reihe, gleich den Wellen des Meeres, folgt". Gobineau dagegen, der alles aus den wechselnden Mischungsverhältnissen seiner drei Rassen, der weißen, gelben und schwarzen, erklären will, hat, wie sein französischer Beurteiler richtig bemerkt, zu „wenig Farben auf der Palette", um das bunte Leben richtig wiedergeben zu können, und malt daher stets

grau in grau, oder vermag, nach einem anderen treffenden Bild, auf seiner dreisaitigen Leier nur eine eintönige Weise zu spielen. Manche seiner Behauptungen, wie daß das Menschengeschlecht nur 9000 Jahre alt sei und es keine Kunst ohne einen Einschlag von Negerblut gebe, müssen als kindlich oder geradezu widersinnig bezeichnet werden. Auch vor der Ueberschätzung seiner dichterischen Begabung habe ich, bei aller Anerkennung einzelner Schönheiten, gewarnt. Nach Lessing muß ein schlechter Dichter „wenigstens ein guter Reimer sein", Gobineau aber hat „immer nur mittelmäßige Verse geschrieben"; folgende Probe aus „Amadis", der nach Form und Inhalt von dem deutschen Herausgeber als höchste Leistung gepriesen wird, verdient sogar kaum diese Bezeichnung:

Alors, mes enfants, c'est la chevalerie
Qui revient et prend soin de la plante flétrie.

Ueber die, wenn auch mit gutem Glauben, behauptete Abstammung des Geschlechtes derer von Gobineau von einem norwegischen Helden Ottar macht sich Seillière nicht ohne Grund lustig und bestreitet den deutschen Verehrern des Grafen das Recht, ihn als einen „normännischen Edelmann" zu bezeichnen; er selbst nennt ihn nicht „Normand", sondern — „Gascon".

Wenn der geistreiche Schriftsteller, mit dessen Buch wir die Leser dieser Zeitschrift bekannt gemacht haben, von Gobineaus Weltanschauung als von einer „Geschichtsphilosophie" spricht und jede derartige Philosophie als „Gedicht" betrachtet, „eingegeben von Vorurteilen und rein selbstischen Zwecken eines Einzelnen", so können wir ihm in diesem Falle nur zustimmen. Unser Streben muß aber dahin gehen, solche wechselnde „Philosophie" aus der Geschichtsbetrachtung zu entfernen und durch feste und unerschütterliche Grundlagen, wie sie nur die Naturforschung schaffen kann, zu ersetzen. Ludwig Wilser.

Franz Oppenheimer, Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftsordnung. Georg Reimer, Berlin, 1903, 148 und VI S. Preis 3 Mark.

Das neueste Buch Franz Oppenheimers vereinigt in einer überaus seltenen Weise zwei große Vorzüge: die Aktualität einer Tagesfrage und den dauernden Wert einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung. Oppenheimer behandelt eine Frage — fast dürfte man sagen, die Frage — die jetzt im Vordergrunde des Interesses steht; es ist die sozialistische Doktrin in der von Karl Marx geschaffenen Form. Dabei gibt er jedoch seiner Darlegung einen wissenschaftlichen Unterbau, der sie weit über den vorübergehenden Streit der Tagesmeinungen erhebt.

Es handelt sich in dem Buche um nichts mehr und nichts weniger als um die Sprengung des Grundpfeilers der Marxschen Lehre; gewiß ein Unternehmen von der größten Tragweite. Der Plan, den Oppenheimer hierbei befolgt, unterscheidet sich durchaus von der Methode seiner Vorgänger. Der Punkt, an dem das Buch einsetzt, ist nicht die bekannte Marxsche Lehre vom „Mehrwert", die „nur ein strategisch unbedeutendes Vorwerk des Systems" bedeutet. Die eigentliche „Zitadelle" dagegen ist das Gesetz der Akkumulation, das die grundlegende Voraussetzung abgibt 1. für die Verelendungs- und Zusammenbruchstheorie, 2. für den Kollektivismus, d. h. die Lehre vom Zukunftsstaat, 3. für die von Marx und von Fr. Engels vertretene materialistische Geschichtsauffassung und endlich an vierter Stelle für die Lehre vom Mehrwert. „Nur vom Gesetz der Akkumulation aus kann, wenn überhaupt, der Marxismus überwunden werden."

Der Verfasser ist mit der Marxschen Darstellung von der Produktion des Kapitalverhältnisses grundsätzlich einverstanden, aber er bestreitet, daß die von Marx für die Reproduktion gegebene Schlußfolge beweiskräftig ist. In einer Darlegung, die die S. 33—43 umfaßt, wird gezeigt, daß der von Marx geführte Beweis keineswegs das leistet, was er leisten müßte. „Somit bricht der Marxsche Kettenschluß in der Mitte auseinander und sein Schlußergebnis, das Gesetz der kapitalistischen Akkumulation, ist nicht erwiesen."

Drei Kapitel sind der Erörterung des Gesetzes der Akkumulation gewidmet, von denen das erste die industrielle, das zweite die landwirtschaftliche Entwicklung, das dritte den kapitalistischen Gesamtprozeß behandelt. In dem ersten Kapitel wird der bekannte Satz „die Maschine setzt den Arbeiter frei" mit Bezug auf die Gesamt-

industrie als unrichtig erwiesen. Besonders ansprechend und wirkungsvoll ist das zweite Kapitel, S. 68—93 und das dritte Kapitel, S. 93—98. In der Kritik der landwirtschaftlichen Entwicklung setzt Oppenheimer dem schematisch konstruierten Begriff die einfachen Tatsachen entgegen: Bei der Konzentration der landwirtschaftlichen Betriebe in England wurden nicht landbesitzende Bauern, sondern nur auf fremdem Boden wirtschaftende Pächter beseitigt; diese wurden nicht wirtschaftlich expropriiert, sondern juristisch exmittiert. Bei der Betrachtung des kapitalistischen Gesamtprozesses weist Oppenheimer darauf hin, daß die Industrie mit ihrer stark vorgeschrittenen Akkumulation in ihrer Gesamtheit nicht nur keine Arbeiter „freisetzt", sondern fortwährend Stellen für neue Volksmengen schafft; während gerade in der weit weniger akkumulierenden Landwirtschaft fortwährend eine Freisetzung von Arbeitskräften stattfindet, die in die Städte abströmen.

Im vierten Teil des Buches geht Oppenheimer von der Kritik zum positiven Teil seiner Arbeit über. Mag Karl Marx in der Darstellung des gesellschaftlichen Prozesses geirrt haben, eine Grundwahrheit seiner Lehre bleibt bestehen: die unbefriedigende Lage der unteren Volksklassen ist nicht durch unerbittliche Naturgesetze bedingt, sondern durch menschliche Einrichtungen und Mängel der gesellschaftlichen Organisation verursacht. Die Quelle alles Uebels sieht Oppenheimer, seiner bekannten Theorie entsprechend, in dem (ländlichen) Großgrundeigentum, das die Massenabwanderung vom Lande verursacht und der Industrie immer wieder die nötige Anzahl freigesetzter Arbeiter liefert.

Das Buch Franz Oppenheimers ist eine treffliche Leistung, dabei mit der Frische und Selbständigkeit des Urteils geschrieben, die man an Oppenheimer gewöhnt ist. Hinsichtlich der Einzelheiten möchte ich meine abweichende Meinung auf wenige Punkte beschränken, da eine eingehende Begründung an dieser Stelle nicht möglich ist. Die Meinungsverschiedenheiten beziehen sich auf den Mechanismus — wenn ich es so nennen darf — der kapitalistischen Akkumulation; ferner auf die volkswirtschaftliche Bedeutung der Veränderung von Lohn und Einkommen der arbeitenden Klassen. — Hervorgehoben sei noch, daß Oppenheimer auf S. 121 seine Umgrenzung des Begriffs „Großgrundeigentum" wiedergibt. Ich möchte indes die Mißstände in unseren Bodenverhältnissen nicht oder nicht vorzugsweise auf landwirtschaftlich genutztem Boden suchen; in den Städten liegen die Dinge noch schlimmer. Wenn wir das Verhältnis, auf das Oppenheimers Definition abzielt, allgemein (für Land und Stadt) ins Auge fassen und danach ein bodenpolitisches Programm aufstellen, so müßte es in kurzen Worten lauten: Befreiung des (ländlichen und städtischen) Bodens von Belastungen, die der produktiven Tätigkeit fremd und feindlich sind. Städtischer und ländlicher Boden stehen sich hierin gleich. — Ein Wort besonderer Anerkennung sei noch der Form des Oppenheimerschen Buches gewidmet. Die klare Sprache gewährt dem Leser einen ungeteilten Genuß und läßt ihn die Schwierigkeit des Themas kaum empfinden.

Dr. Rudolf Eberstadt.

Parent-Duchâtelet, Die Prostitution in Paris. Eine sozial-hygienische Studie, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Dr. med. G. Montanus. Freiburg i. Br. und Leipzig, Fr. Paul Lorenz, 262 S. Preis 4,50 Mark.

Kein besseres Kennwort konnte der Bearbeiter dem Buche vorsetzen, als das Wort von John Stuart Mill: Die Krankheiten der Gesellschaft können ebensowenig, wie die Krankheiten des Körpers verhindert oder geheilt werden, ohne daß man offen von ihnen spricht. Die eingehende Studie gibt im Detail, gestützt auf amtliche Erhebungen, ein lehrreiches Bild der Pariser Prostitution; sie erörtert die soziale Stellung der Prostituierten und ihrer Familien, ihre Berufsarten, ihr Alter, die Grundursache der Prostitution. Das Buch schildert bis ins einzelne die Sitten und Gepflogenheiten der Prostituierten, es gibt eine interessante „Physiologie der Prostitution" gestützt auf anthropometrische Ergebnisse. Der vierte Abschnitt ist den öffentlichen Häusern gewidmet, er schildert die verschiedenen Arten der Bordelle; der fünfte Abschnitt handelt von den Bordellbesitzerinnen, legt ihre Vergangenheit dar, schildert, wie die Prostituierten von den Bordellbesitzerinnen ausgenutzt werden und gibt ergötzliche und naive Gesuche solcher Bordellbesitzerinnen zum besten, welche diese an die Behörden um Aufrechterhaltung der Konzession gerichtet haben.

Der sechste Abschnitt beschäftigt sich mit dem Einschreibsystem und der Pariser Sittenpolizei. Wir werden also bis ins einzelne hinein mit den Sitten der „Sittendirnen" bekannt und können das Buch als einen belehrenden Beitrag zur Prostitutionsfrage zum Studium, zur Kenntnis jenes sozialen Uebels nur empfehlen. Ein Ergänzungsband, so verspricht Montanus, soll die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten unter den Pariser Prostituierten, den Reglementarismus und Abolitionismus behandeln. Wir dürfen mit Recht auf die Ergebnisse gespannt sein.

Dr. O. Neumann.

Carl von Ujfalvy †.

Am 31. Januar d. J. starb in Florenz nach längerem schweren Leiden Carl von Ujfalvy, einer der hervorragendsten Vertreter der historischen Anthropologie.

Ujfalvy wurde als Sproß der alten ungarischen Adelsfamilie Ujfalvy de Mezö-Kövesd im Jahre 1842 in Wien geboren. Er war ursprünglich österreichischer Offizier, verließ aber 1865 die militärische Laufbahn, um sich literarischen und historischen Studien an der Universität Bonn zu widmen. 1868 wurde er zum Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am kaiserlichen Lyceum in Versailles ernannt. Seit 1871 hielt er an der Pariser Universität Vorlesungen über die Geographie und Geschichte Zentralasiens; damals wurde er durch Broca für die Anthropologie gewonnen. 1877—1878 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Rußland, Sibirien und Turkestan; 1880 wurde er mit einer neuen wissenschaftlichen Mission nach Zentralasien betraut. Im Jahre 1890 sah er sich wegen zunehmender Krankheit gezwungen, sein Lehramt niederzulegen, worauf er zum dauernden Aufenthaltsort Florenz wählte und eine Reihe wertvoller Schriften aus dem Gebiete der historischen Anthropologie veröffentlichte.

Die frühesten Arbeiten Ujfalvys beziehen sich auf linguistische und literarische Studien, namentlich über die Finnen und Magyaren. 1873 veröffentlichte er „La Migration des peuples", 1878—1884 die sechsbändige „Expédition scientifique française en Russie, en Sibérie et dans le Turkestan". Besonders wertvoll ist seine Arbeit über „Les Aryens au Nord et au Sud de l'Hindou-Kouch" (1896), in welcher er sich auf den Boden der von Penka, Lapouges und Wilser begründeten arischen Theorie stellte, die er früher selbst bekämpft hatte.

Diesem Gebiet gehören auch alle folgenden Schriften an: Mémoire sur les Huns blancs (1898), Anthropologische Betrachtungen über die Porträtköpfe auf den griechischen und indoskythischen Münzen (1899), Le Type physique d'Alexandre-le-Grand (1902), Le Type physique et psychique des Ptolemés (erscheint im Archiv für Anthropologie).

Nun ist Ujfalvy aus der Beschäftigung mit den interessantesten Problemen herausgerissen worden, die zu bearbeiten er sich noch vorgenommen hatte. Ein letzter Aufsatz über die Bedeutung der Schädelmessung für die historische Anthropologie ist nur halb fertig geworden. Die Beschwerden des Alters und einer schwankenden Gesundheit verhinderten ihn aber nicht, mit der Hoffnung und Begeisterung eines Jünglings zu arbeiten.

Trotz aller entgegengesetzten Zeitströmungen hegte er eine tiefe Verehrung für Darwin, dessen epochemachende Bedeutung für Anthropologie und Geschichtswissenschaft zu betonen er nie müde wurde.

Ujfalvy war einer der ersten und begeistertsten Freunde unserer „Revue", deren Begründung er geradezu mit Enthusiasmus begrüßte; und wer ihn persönlich gekannt hat, wird ihm nicht nur das Andenken an einen tiefernsten Gelehrten bewahren, sondern in ihm auch den Verlust eines wahrhaft edlen Menschen beklagen.

Obgleich Ujfalvy einen magyarischen Namen trug, so fühlte er sich doch eins mit der arischen Rasse, deren Blut in seinen Adern strömte, und deren Herkunft und Geschichte zu erforschen das schönste Ziel seines Lebens gewesen ist.

Ludwig Woltmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.